



DUKE
UNIVERSITY
LIBRARIES

GIFT OF

Kristin Herzog

Wilhelm Herzog.

1914.



Die Pyramiden von Gizeh.

Lesebuch

der

Weltgeschichte

oder

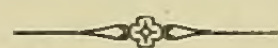
die Geschichte der Menschheit

von ihrem Anfange bis auf die neueste Zeit,

allgemein faßlich erzählt

von

Wilhelm Redenbacher.



Dritte, verbesserte Auflage
mit einem Anhang.



Calw & Stuttgart.
Verlag der Vereinsbuchhandlung.
1907.

Druck der Stuttgarter Vereins=Buchdruckerei.

Vorwort.

Zu keiner Zeit ist für die Verbreitung von Kenntnissen jeder Art so viel getan worden, wie in unseren Tagen. Beständig erweitert die Schule den Kreis ihrer Lehrgegenstände, und in immer neuer Weise bemüht sich die Presse, das Volk für die verschiedensten Zweige des Wissens und menschlicher Tätigkeit zu interessieren. Wieviel aber auch darin erreicht sein mag, die Zahl derer, welche die Gegenwart so weit verstehen, daß sie über die Bedürfnisse derselben sich ein auch nur einigermaßen richtiges Urteil zu bilden vermöchten, wird kaum größer sein als in den Tagen unserer Väter. Wenn man nur die Jugend gewinnen könnte, sich in die Vergangenheit zu vertiefen, welche doch allein die Gegenwart erklärt! Damit wäre schon auch der nächsten Zukunft ein erklecklicher Dienst geleistet. In diesem Sinne hat der sel. Redenbacher gesucht, seine Erzählungsgabe in einer Weltgeschichte für das Volk zu verwerten. Einmal sollte der Gang, welchen das Menschengeschlecht geführt worden ist, um zu dem Dasein der Gegenwart zu gelangen, richtig erkannt und in möglichster Kürze veranschaulicht werden. Dabei aber war es ihm immer um einen sittlichen Gesamteindruck zu tun. Ein solcher sollte erzielt werden ohne Predigt: der Verlauf der Ereignisse sollte selbst den Glauben an die göttliche Weltregierung befestigen, den Dank für alle Güter, welche die Väter mit ihren Kämpfen uns erworben haben, neubeleben und den freudigen Willen wecken, dem Gemeinwesen, dem wir angehören, wie dem Gottesreiche, darein wir berufen sind, durch treuen Gebrauch der einem jeden verliehenen Gaben zu dienen.

Die gewählten Illustrationen werden das ihrige dazu beitragen, das Geschehene zu verdeutlichen, vom Ferneliegenden richtige Vorstellungen zu bilden oder weltgeschichtlichen Persönlichkeiten ein lebhafteres Interesse zuzuwenden.

Der letzte Teil des Werkes (Die neueste Zeit von 1815 an) ist von H. Gundert verfaßt.

Möge das Werk mit allen seinen Mängeln doch dazu dienen, daß viele evangelische Deutsche sich dessen bewußt werden, was Gott ihrem Volke und ihrer Kirche geschenkt hat, damit sie die von den Vätern ererbten Güter erwerben, besitzen, verteidigen und weitergeben!

Calw, im Februar 1880.

Der Verlagsverein.

Zur neuen Ausgabe.

Entsprechend dem Fortschritt der Geschichtsforschung hat sich der alte und gerade in seiner Eigenheit vielen liebgewordene Redenbacher auch in dieser neuen Auflage manche Änderungen, Berichtigungen und kleine Streichungen gefallen lassen müssen. In der Hauptsache aber ist er derselbe geblieben. Besonderer Beachtung sei der Anhang über die Jahre 1890—1906 empfohlen; die strenge, parteilose Sachlichkeit der knappen Darstellung dürfte in unsrer aufgeregten Zeit allen Freunden des Friedens doppelt willkommen sein, zumal die Liebe zum Vaterland dabei durchaus nicht verleugnet worden ist.

Im Herbst 1906.

D. O.

Erster Teil.

Die alte Zeit.



I. Die erste Zeit.

Der Anfang der Welt, werte Leser, liegt nicht in einem undurchdringlichen Dunkel. Gerade von ihm haben wir sichere Nachrichten, denn sie finden sich in dem geoffenbarten Worte Gottes (1 Mos. 1 &c.). Und wahrhaft gelehrte Naturforscher finden, daß diese Nachrichten ganz erfahrungsgemäß seien.

§ 1. Die Schöpfung.

Die Welt ist nicht ewig, wie viele Heiden gemeint haben. Gott allein ist ewig, und vor der Welt war nichts außer Gott, dem Dreieinigen, Vater, Sohn und Geist.

Am Anfang schuf Gott aus freiem Willen durch sein Wort Himmel und Erde. Aber die Erde war noch wüste und leer, und es war finster auf der Flut. Das ganze Sonnensystem war noch eine Gas- oder Nebelmasse. Aber der Geist Gottes schwebte sinnend und bildend auf dem wogenden Stoff, und in sechs Schöpfungstagen empfing die Welt ihre Gestalt und Schöne.

Am ersten Schöpfungstage sprach Gott: „Es werde Licht!" Da ließ er das Urlicht aus der finstern Masse herausgehen, daß es leuchtete. Am andern Tage bildete er die Himmelsfeste: er schied das flüssige Element der Erde von den oberen Wassern, d. h. dem, was dann Himmel wurde. Am dritten Tage schuf Gott die Pflanzen: er sonderte die Erdoberfläche in Wasser und Land, welches letztere sich gleich mit Grün bekleidete, um den Tieren Nahrung zu geben, die noch geschaffen werden sollten. Am vierten Tag ließ er Sonne, Mond und Sterne erscheinen, den künftigen Erdbewohnern zu dienen: die himmlischen Gestirne, die unserer Erde scheinen und ihr Zeichen, Zeiten, Tage und Jahre geben sollten, sind also keine anzubetenden Mächte. Am fünften Tage bevölkerte er das Wasser und die Luft mit allerlei Tieren. Am sechsten schuf er die Landtiere, und zuletzt den Menschen. Ihn segnete er als den Herrn der Erde. Und nun ruhete Gott von seinem Schaffen, und heiligte den siebenten Tag für die Menschen.

Und Gott sah an alles, was er gemacht hatte, und siehe da, es war sehr gut. Und die Morgensterne lobten ihn miteinander und alle Kinder Gottes jauchzten. Gott schuf die Welt zur Offenbarung seiner Herrlichkeit.

§ 2. Der Mensch.

Der Mensch ist das Haupt oder die Krone der irdischen Schöpfung. Für ihn ist alles da. Zwar bildete Gott seinen Leib von Erde, aber feiner und wun-

derbarlicher als alle Tiere; und er hauchte ihm einen höhern Lebensodem, eine vernünftige Seele, ein. Der Mensch ist gar was anderes als alle übrigen Geschöpfe der Erde — in seiner aufrechten Gestalt, die frei zum Himmel blickt, mit der Gabe der Sprache, durch die er seine Gedanken mitteilt, und mit seiner vernünftigen Seele, welche Gott erkennen und lieben und sein sich freuen kann. Ja, Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde; sein Verstand war mit Weisheit begabt und erkannte Gott, sein Herz war rein vom Bösen und voll Liebe zum Schöpfer; Friede wohnte in seinem Gemüt; auch war er zur Unsterblichkeit geschaffen und hatte eine Herrschaft über die Geschöpfe durch Wort und Blick, von der nur noch Spuren vorhanden sind.

Der erste Mensch hieß „Adam"; das bedeutet rot und Erde, während unser deutsches Wort „Mensch" seinen denkenden Geist bezeichnet. Gott ließ ihn nicht allein; er gab ihm eine Gehilfin, die um ihn sei. Er baute, da Adam schlief, aus seiner Seite das Weib. Denn der Mann soll sein Weib ansehen als einen Teil seiner selbst, und das Weib den Mann, als dem sie zugehört; beide sollen gleichsam Ein Fleisch und Eine Seele sein. Gott brachte das Weib zum Manne und segnete sie; und so hat Gott den Ehestand selbst gestiftet. Derselbe ist die urälteste göttliche Einrichtung unter den Menschen; er ist die Wurzel, aus welcher Familie, Staat und Kirche herauswachsen. Adams Weib hieß „Hava", Mutter der Lebendigen, denn diese Zwei sind die Stammeltern des ganzen Menschengeschlechts.



Fig. 1. Altbabylonische Darstellung des ersten Menschenpaars unter dem Baum der Erkenntnis.

Sie wohnten am Tigris und Euphrat, im Garten Eden, den ihnen der Herr gepflanzt hatte zu einem wunderherrlichen Aufenthalte; und der Baum des Lebens stand mitten im Garten. Und sie sollten den Garten bauen, denn der Mensch soll thätig sein, wirken und schaffen; doch war da die Arbeit noch keine Mühe, sondern eitel Lust. Aber die höhere Lust sollte ihnen aus dem Verkehr mit Gott kommen. Und sie lebten mit Gott in Gerechtigkeit, Unschuld und Seligkeit.

§ 3. Der Fall.

Gott prüfte den freien Gehorsam der Menschen, indem er ihnen verbot, von dem „Baume der Erkenntnis des Guten und Bösen" zu essen, der im Garten neben dem Baume des Lebens stand; wenn sie davon äßen, müßten sie sterben.

Nun aber war bereits etwas in der Geisterwelt vorgegangen; ein hoher Engel hatte sich von dem Schöpfer losgerissen; und dieser gefallene Geist, welcher viele Geister in seinen Sturz hineingezogen, suchte neidisch auch die Menschen zu fällen. Er versuchte sie, in einer Schlange sich bergend, zur Übertretung des göttlichen Gebotes. Zuerst reizte er das Weib zu Zweifel und Unglauben: „Ja, sollte Gott das gesagt haben?" „Und wenn auch, ihr werdet doch mit nichten des Todes sterben!" Dann reizte er sie zum Hochmut: „Wenn ihr davon esset, werdet ihr sein wie Gott und wissen, was gut und böse ist." Und das Weib schaute an, daß von dem Baume gut zu essen wäre, ein lieblicher Baum, weil er klug machte; und sie nahm von der Frucht und aß, und aus ihrer Hand aß auch der Mann. So war die Sünde da, denn Sünde ist Übertretung des göttlichen Gebotes.

Ihr Glück war jetzt dahin; die Schlange hatte sie schändlich betrogen. Klüger waren sie geworden; sie wußten jetzt nicht nur, was gut, sondern auch

was böse ist; aber sie hätten die Kenntnis des Bösen in Überwindung des Reizes dazu und nicht durch eigene Übung lernen sollen. Auf die Sünde folgt Strafe. Im Augenblick nach der Missethat fühlten sie Scham, Unruhe, Schrecken vor Gott, dessen Umgang ihnen sonst die seligste Freude geschafft hatte. Ihr ganzer innerer Zustand litt Verderben; ihr Verstand verdunkelte sich; ihr Herz ward ein Sitz unheiliger Lüste. Ihr Leib fiel mancherlei Gebrechen, Krankheiten, Schmerzen und zuletzt der Zerstörung anheim. Und der Herr stieß sie aus dem schönen Garten hinaus auf den Acker, den er mit einem Fluche belegte. Die ganze Erde sank unter dem Falle des Menschen; nur mit Mühe und Arbeit, im Schweiße seines Angesichts, ringt er ihr seine Bedürfnisse ab; böses Wesen drang auch in die Tierwelt, daß sie ihm selbst teilweise schädlich ward; mit allen Elementen, die sein zeitlich Leben tragen, hat er auch zu kämpfen, bis er wieder zur Erde wird, davon er genommen ist.

So ist die Sünde kommen in die Welt und der Tod durch die Sünde, und ist der Tod zu allen Menschen hindurchgedrungen, dieweil sie alle gesündigt haben. So ist das göttliche Ebenbild verloren, das im Anfang den Menschen herrlich geschmückt hatte. So ist das Paradies verloren, von dem sich eine dunkle Sage bei vielen Völkern erhielt, die Sage von einer ursprünglichen goldenen Zeit, die vorüber ist. Aber der heilige Gott, der die Sünder strafte, ist auch der Gnädige; er tröstete sie mit einer wunderbaren Verheißung von einem Nachkommen des Weibes, welcher der Schlange den Kopf zertreten, d. i. dem Satan seine Macht nehmen und damit alles Verlorne wiederbringen sollte.

§ 4. Adams zweierlei Nachkommen.

Die ersten Menschen thaten gewiß ernstliche Buße, und so kamen sie wieder in die Gemeinschaft des Herrn, wenn auch nicht mehr in eine so nahe, als die im Anfang bestand. Aber nicht alle ihre Nachkommen, die alle ihrem eigenen Bilde ähnlich waren, bekehrten sich.

Sie erzeugten viele Kinder, Söhne und Töchter. Ihr erster Sohn hieß Kain, und der zweite Habel. Dieser war ein Schäfer, jener ein Ackermann. Ackerbau und Viehzucht sind also uralt. Doch genoß man nur die Milch vom Vieh; Fleisch erst nach der Sintflut.

Nun brachten einmal die zwei Brüder ihre Opfer dem Herrn, zum Zeichen ihrer Hingebung an ihn. Der Herr sah Habels auserlesene Erstlinge gnädig an, nicht aber Kains Früchte. Das gab er ihnen auch zu erkennen. Darüber ergrimmte Kain und schlug seinen Bruder tot. Da sprach der Herr zu ihm: „Was hast du gethan? Die Stimme des Blutes deines Bruders schreit zu mir von der Erde! Und nun, verflucht seist du! Unstät und flüchtig sollst du sein auf Erden."

In solches Verderben sank frühe die menschliche Natur; und solches Herzeleid erlebten die ersten Menschen an ihren ersten Kindern! Gott aber schenkte ihnen für den Ermordeten einen andern Sohn besserer Art, den sie Seth hießen. Von Seth kam ein frommes Geschlecht, das sich zum Herrn hielt und in seiner (ob auch getrübten) Erkenntnis und in seinem (ob auch mangelhaften) Dienste blieb eine lange Zeit. Diese sind, samt denen, welche von den andern Kindern Adams sich zu ihnen thaten, „die Kinder Gottes" genannt.

Die Hauptlinie über Seth läuft also fort: (Adam, Seth,) Enos, Kenan, Mahalaleel, Jared, Henoch, Methusalah, Lamech, Noah. Sie lebten nach unserem Maße lange auf Erden; Adam wurde 934 Jahre alt; Jared 962 und Methusalah 969. Dieser lebte noch 243, Noahs Vater Lamech noch 56 Jahre mit Adam zusammen. So lebten, wie Luther sagt, die lieben alten Väter untereinander in Verstand, Weisheit und voll Geistes, und erzählte einer dem andern die Thaten des Schöpfers und die Herrlichkeit des Para-

dieses, und weinten mit einander um das Verlorene, und freuten sich des verheißenen Samens, der es wiederbringen sollte, und sahen mit Verlangen und Sehnsucht nach ihm aus. Sie predigten auch von des Herrn Namen, daß sich alle zu ihm kehren möchten. — Aber Kains Nachkommen wollten nichts von Gott wissen und sie mit allen, die ihnen glichen, sind „die Kinder der Menschen" genannt. Doch gab es kluge Leute unter ihnen, erfindsam in mancherlei Kunst. Sie bauten Städte. Jubal erfand Saiten und Blasinstrumente, und ist also der erste Musikus; Thubalkain arbeitetete künstlich in Erz- und Eisenwerk und kann der Urmeister der Schmiede genannt werden. Aber die Kinder Gottes hielten sich von den Kindern der Menschen geschieden.

§ 5. Die Sintflut.

Endlich jedoch, als sich die Menschen sehr zu mehren begannen, vermischten sich die Kinder Gottes mit den Kindern der Menschen, von der Schönheit ihrer Töchter verleitet, die sie zu Weibern nahmen; und jetzt ward die Gottlosigkeit allgemein. Sie glaubten nicht mehr an Gott; sie aßen, sie tranken und lebten in Wollüsten hin. Gott warnte sie; aber sie wollten sich seinen Geist nicht mehr strafen lassen. Gott gab ihnen eine lange Frist zur Buße; aber sie achteten derselben nicht; ihre Bosheit ward immer größer. Da beschloß er, dieses Geschlecht zu vertilgen von der Erde.

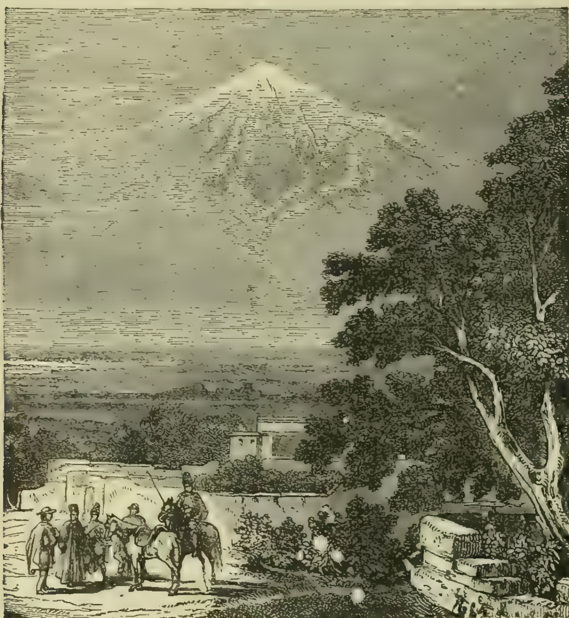


Fig. 2. Der Berg Ararat.

Nur Noah fand Gnade vor dem Herrn, denn er wandelte mit Gott. Er baute nach Gottes Gebot und Anweisung einen großen Kasten, die Arche genannt, ein schwimmendes Haus von Holz. Es war ein ungeheures Gebäu, 300 Ellen lang, 50 Ellen weit und 30 Ellen hoch, und hatte drei Stockwerke über einander. Dahinein brachte er allerlei Tiere der Erde, die gerettet werden sollten, Vögel, Vieh und Gewürme, Paar und Paar, und Speisen für Menschen und Tiere; und er ging selbst hinein samt seinem Weibe und seinen drei Söhnen und ihren Weibern, acht Seelen zusammen; alles auf Gottes Geheiß. — Da brachen auf alle Brunnen der Tiefe, die weiten tiefen Wasserbehälter im Innern der Erde und ergoßen ihre Ströme; und die Fenster des Himmels thaten sich auf und schütteten Regen herab 40 Tage und Nächte. Und die Wasser wuchsen und hoben den Kasten auf, und trugen ihn empor über die Erde. Und die Menschen draußen, die erst noch so sicher lebten, flohen erschrocken zu den Bergen; aber die Flut verfolgte, das Zorngericht ereilte sie. Das Gewässer wuchs so sehr, daß alle Berge bedeckt wurden; da ging alles Fleisch unter, das im Trocknen lebt.

Die Sage von diesem Ereignis kommt fast bei allen Völkern vor. In der alten und neuen Welt (Amerika) erzählen sie von ihren Urahnen her von einer großen, die ganze Erde bedeckenden Wasserflut, durch welche das erste Menschengeschlecht untergegangen und bei der nur etliche Menschen wunderbar erhalten worden, die das Geschlecht fortgepflanzt hätten. Nur daß sie andere Namen machen. Bei den Griechen ist aus dem Noah ein Deukalion geworden; bei den Indern heißt er Manu, bei den Chinesen Niuwa, bei den Chaldäern Xisuthros. Aber auch die Erde selbst giebt augenfälliges Zeugnis für gewaltige Überflutungen; findet man doch vielfach die Spuren einer durch Wasser untergegangenen Tierwelt, da der Mensch noch mit dem Mammut lebte.

150 Tage standen die Wasser über der Erde; da gedachte Gott an Noah und ließ sie fallen. Die Arche ließ sich auf die Berge Ararat nieder, wahrscheinlich die Hochebene von Armenien, 985 m über dem Meeresspiegel, oder die Bergkuppe an deren Südrand, da der Hauptgipfel zu 5156 m emporsteigt. Allmählich verlief sich das Gewässer von der Erde. Schon grünt sie wieder, daß Noahs Taube ihm ein Ölblatt bringen kann. Als aber die Erde trocken geworden war, ging Noah auf Gottes Befehl aus dem Kasten und die Seinen mit allen Tieren.

Wie mochte das Angesicht der Erde verändert, wie mochte sie so öde und leer gegen vorhin sein! Aber der errettete Fromme baute dem Herrn einen Altar und opferte ihm ein Dankopfer. Und der Herr hatte Wohlgefallen daran und segnete die Menschen aufs neue, daß sie fruchtbar sein und sich mehren und die Erde erfüllen sollten. Und Gott richtete mit ihnen und ihrem Samen nach ihnen einen Bund der Gnade und Verschonung auf, daß hinfort keine Sintflut die Erde verderben sollte, und setzte seinen schönen Bogen in die Wolken zum Zeichen des Bundes.



Fig. 3. Xisuthros in der Arche. (Nach einem babylonischen Cylinder.)

Die große Wasserflut war gekommen im Jahre der Welt 1656. Ihr altdeutscher Name „Sint- oder Sinflut“ will besagen „die allgemeine Flut“.

II. Das neue Menschengeschlecht.

§ 1. Noahs Söhne und die Völker von ihnen.

Auf der großen Erde waren nun wieder nur wenige Seelen. Sie wohnten unten am Ararat, welcher der Mittelpunkt der wohnbaren Erde genannt werden kann, weil er in der Mitte der längsten Landlinie liegt, die sich von der Südspitze Afrikas zur Nordostspitze Asiens erstreckt. Einen passenderen Ort, von dem aus das Menschengeschlecht sich über die Erde ausbreiten sollte, konnte es nicht geben. Noahs drei Söhne hießen Sem, Ham und Japhet; „von denen“, sagt das Wort der Wahrheit 1 Mos. 9, 19, „ist alles Land besetzt.“

Es läßt sich nicht von allen Völkern, die gelebt haben, angeben, wer von den dreien ihr Stammvater sei; es sind ja auch Mischlingsvölker entstanden. Aber Folgendes läßt sich mit ziemlicher Sicherheit annehmen: Von Sem stammen die Völker Südwestasiens und namentlich Assyrer, Chaldäer, Aramäer (Syrer), Araber und Israel; von Ham die Bewohner Nordafrikas, die Ägypter, Nubier,

Äthiopier (Kusch), aber auch die Phöniker und Kanaaniter; von Japhet besonders die Indogermanen, d. h. das große Volk der Inder und Perser, die meisten Kleinasiaten und fast alle Europäer, Griechen, Römer, Kelten, Germanen, Littauer, Slaven 2c.

Es hatte aber ein Vorgang in Noahs Familie einen merkwürdigen Einfluß auf das Geschick der Nachkommen seiner Söhne. Noah pflanzte Weinberge und lernte Wein bereiten, von dessen Genusse er einstmals trunken in der Hütte lag. Da spottete Ham des Entblößten, während Sem und Japhet ihn ehrerbietig bedeckten. Der erwachte Vater sprach im prophetischen Geist über den freveln Sohn einen Fluch, über die frommen Söhne einen Segen aus. Sem empfing den Hauptsegen; und von ihm ist zwar der geringste Teil der Menschen nach der Zahl, aber das Volk der Wahl und von diesem der verheißene Weibessame, der Heiland aller Welt, gekommen. Japhet wurde von Gott am weitesten ausgebreitet; ihm entsproß die zahlreichste Nachkommenschaft, und „er wohnt in den Hütten Sems"; seine Nachkommen sind vorzugsweise in die Kirche Christi eingeführt worden. Aber der Fluch über Ham ging auch schauerlich in Erfüllung; sein Geschlecht ist am tiefsten in geistliches und zeitliches Elend versunken. Es ist nur Vermutung, wenn wir die Negervölker zu Hams Nachkommenschaft zählen. Wie sind sie aber zu Millionen als Sklaven verkauft und „die Knechte aller Knechte unter ihren Brüdern" geworden; wiewohl nun auch Mohrenland seine Hände ausstreckt zu Gott und ihm von dem, der nicht ewiglich Zorn hält, beginnt geholfen zu werden. Aber, o daß doch des Vaters Segen und Vaters Fluch wohl in acht genommen werden möchte!

§ 2. Der Turmbau.

Die Familie Noahs vermehrte sich außerordentlich schnell, und wuchs schon in den nächsten Gliedern zur Menge heran, obschon das Lebensalter der Menschen nach der Sintflut kürzer ward. Sem wurde noch 600, sein Enkel Salah 433, dessen Enkel Peleg 239 Jahre alt, und so fiel's herunter, bis schon Mose klagt: Unser Leben währet 70 Jahre, und wenn's hoch kommt, so sind's 80.

Die Menschen blieben noch eine geraume Zeit beisammen, aber nicht fest an ihrem Berge sitzen. Sie wanderten weiter in die Welt hinein und zwar zunächst in das Land der zwei Ströme Euphrat und Tigris, das in deren Unterlauf Sinear oder Chaldäa heißt. Hier nahmen sie auf wunderbare Weise zu, konnten sich aber auch wohl ernähren, weil dieses Land so fruchtbar war, daß (nach Herodot) das Getreide zwei-, ja dreihundertfältige Frucht trug, und die Blätter des Weizens und der Gerste vier Finger breit wurden.

Da sich die Menschen nun in einer schönen Ebene Sinears mit einander niedergelassen hatten, gerieten sie darauf, eine Stadt mit einem Turme zu bauen, dessen Spitze bis an den Himmel reiche. Einen Namen wollten sie sich damit bei der Nachwelt machen und zugleich einen Sammelpunkt haben, wenn sie doch weiter auseinander müßten. Aber Gott gefiel der Hochmut der Menschenkinder nicht; auch sah er wohl, daß die Sünde nur desto größer würde, je dichter sie beisammen wären, wie ja auch bei uns in den bevölkertsten Städten das Laster am meisten wuchert. Darum fuhr der Herr darein. Er verwirrte ihre Sprache, daß keiner den andern mehr verstand und der Bau nicht vollendet werden konnte; wobei er zugleich einen Trieb in ihnen erweckte, sich zu teilen und in alle Länder zu zerstreuen.

Die Stätte empfing den Namen Babel (Verwirrung, auch Thor Gottes). Noch erhebt sich dort im nahen Barsip ein Grundbau von ungeheurem Umfange,

und auf diesem stehen Reste eines aus Backsteinen gebauten Turmes von 76 m Höhe. Es entstanden nun die mancherlei Sprachen der Menschen, und nach den Sprachen teilten sich die Menschen in verschiedene Nationen.

Wenn die Menschen vorhin nur ein Stück des vordern Asiens bewohnten, so ging jetzt die Verbreitung der fort und fort sich Mehrenden rasch über diesen Weltteil hin und in die mit ihm zusammenhängenden Weltteile Afrika und Europa herüber. Und wo sie sich ansiedelten, lösten sich doch bald wieder Stämme von ihnen ab, die noch weiter vorwärts drangen. — Allmählich sahen sie sich auch nicht mehr alle so gleich, weder in der Hautfarbe, noch im Haarwuchs, oder selbst in der Schädelbildung. Die Verschiedenheit ihrer Wohnplätze, insonderheit die Kälte und Hitze derselben, hatte allerdings Einfluß hierauf; doch giebt es gewiß tieferliegende Ursachen, die noch nicht nachgewiesen sind. Wenn man jetzt von Menschenrassen redet, so befaßt man gewöhnlich Semiten, Hamiten und Indogermanen unter dem Namen der mittelländischen, kaukasischen; Finnen, Mongolen, Chinesen und Japaner unter der mongolischen; Neger, Bantu-Völker und Hottentotten unter der afrikanischen; Malajen, Papua und Polynesier unter der ozeanischen; alle zwischen Eskimo und Feuerländern wohnenden Völker unter der amerikanischen Rasse. Man hat auch mehr

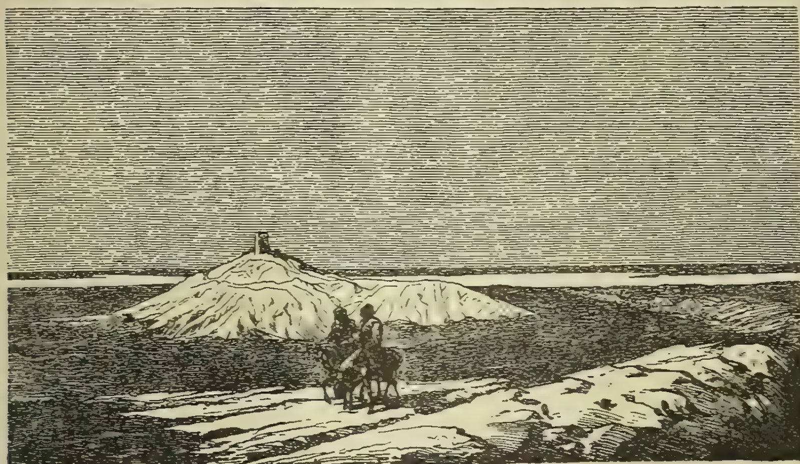


Fig. 4. Der Ruinenhügel Birs Nimrud.

als fünf Rassen unterschieden. Die Sprachen teilt man hauptsächlich in einsilbige (wie chinesisch), agglutinierende (wie türkisch, amerikanisch) und Flexionssprachen (wie indogermanisch). Gezählt sind bis jetzt weder die Völker, noch die Sprachen alle.

§ 3. Leben und Treiben der nunmehrigen Menschen.

Die einen waren in Gebirge und Wälder gezogen. Diese legten sich auf die Jagd, um ihres Lebens Bedürfnisse zu gewinnen. Indem sie aber Hirsche und Rehe erlegten, erwachte in ihnen auch eine Lust, mit Löwen und Bären anzubinden oder sie mußten sich solcher erwehren. Dieses rauhe Leben hatte einen Reiz für ihre kräftige Natur; aber sie verwilderten dabei so sehr, daß sie selbst oft nicht viel besser als Raubtiere wurden. — Andere waren ans Meer gekommen und ergaben sich dem Fischfang mit Netzen und Angeln. Sie wurden nicht so wild und grimmig wie die Vorigen; aber doch sahen sie den Himmel meist nur im Wasser.

Wieder andere beschäftigten sich mit der alten Viehzucht; nur daß sie mit ihren Schafen und Ziegen, Rindern und Kamelen, Eseln und Pferden mehr

ins weite zogen. Sie wanderten von Weideplatz zu Weideplatz und hatten die lieben Haustiere, welche Gott den Menschen besonders beigegeben, aber kein eigentliches Haus, sondern nur leichte Zelte, welche sie schnell abbrechen und am andern Ort wieder aufrichten konnten. Diese Wanderhirten hießen Nomaden. Sie führten ein einförmiges Leben, behielten auch einfache Sitten; und wenn sie bei ihrem steten Ziehen nicht allerlei Kunst und Wissenschaft obzuliegen vermochten, so hatten sie doch viel Veranlassung, zu den Sternen aufzublicken; manche wurden auch mit dem bekannt, der über den Sternen ist.

Andere endlich trieben in fruchtbaren Ebenen, in fetten Thälern den alten Ackerbau fort. Sie pflügten die dampfende Erde, und bauten ihren Weizen und anderes Getreide, das nirgends in der Welt wild wächst, und ließen sich unmittelbar von der Erde ernähren, die unser aller Mutter ist. Diese hatten Ursache, an ihrem Platz zu bleiben, und legten Dörfer und Städte an. Die Städter überließen allmählich den Dörfern die Landwirtschaft und widmeten sich vorzugsweise den Gewerben und Künsten, welche dem Leben nötig und nützlich sind und es verschönern. Da kamen zu den Maurern, Zimmerleuten, Schmieden und Webern auch Töpfer, Gerber, Färber ꝛc.; da kam zur Baukunst die Bildhauerei und zur Musik die Malerei ꝛc.; und alles wurde in der Übung vervollkommt. In den festen Wohnplätzen konnte die Kultur oder Ausbildung des zeitlichen Lebens der Menschen am besten vorwärts schreiten.

Uralt unter den Menschen ist auch der Handel. Die verschiedenen Natur- und Kunsterzeugnisse der Orte und Länder wurden gegen einander ausgetauscht. Um gegen wilde Tiere und räuberische Menschen sicher zu sein, vereinigte man sich zu reisenden Handelsgesellschaften oder Karawanen. Hunderte von Kaufleuten mit ihren ausdauernden und genügsamen Kamelen zogen durch die lachenden Gefilde und die weitgestreckten Wüsten hin. Neben dem Landhandel kam frühe auch schon der Seehandel auf, indem die Menschen in Schiffen am Meeresufer hin ihre Güter in andere Gegenden schafften und fremde dagegen heimholten. — Zuerst wurde Ware gegen Ware ausgetauscht. Frühe aber lernte man auch Metalle kennen und zum Schmuck verwenden. Anfangs wurde Silber und Gold zugewogen; doch gab's auch bald geprägtes Geld. Man konnte auf ein größeres Stück einen Ochsen, auf ein kleineres ein Schaf eingraben, indem die Münze etwa den Wert eines solchen Tieres hatte. Die ältesten Münzen, die wir haben, kommen aber von den Griechen oder den Lydiern.


Fig. 5. Lydische Münzen. Nach Rawlinson.

Nach dem, was man von den frühesten Menschen in Europa auffindet, unterscheidet man eine Steinzeit von der späteren Metallzeit. Viele Geschlechter hindurch lebten die Menschen mit den Mammuts und Höhlenbären zusammen; zu Waffen und Werkzeugen schlugen sie sich Kiesel, Diorit, Trachit, Obsidian und andere Steine zurecht; dann lernten sie solche auch feilen, schleifen, polieren, endlich durchbohren. Gold und Silber, wenn gefunden, diente zum Schmuck, dann auch Kupfer, Blei und Glas. Aus Thon bereitete man Gefäße, die man erst mit den Händen formte, dann brannte; Knochen, Hörner und Muscheln dienten gleichfalls zu Werkzeugen. Dann aber kamen Metalle wie das Kupfer auf und die Bronze (Kupfer mit Zinn, wohl aus Kleinasien), bald auch das Eisen. Nun schmiedete man dieselben Waffen und Werkzeuge, zu welchen erst Steine verwendet worden waren, aus Metall, das man endlich auch gießen lernte. In den Pfahlbauten, die man seit 1853 entdeckt hat, findet man beim Nachgraben zu oberst eiserne Geräte, weiter unten Eisen mit Bronze, dann Bronze mit Steinen, in der untersten Schichte aber bloß Steingeräte. Noch in der Bronzezeit wohnte der Mensch in Höhlen, wie in Pfahlbauten auf den Seen. Dann fing er an, große Steinblöcke aufzustellen und aufzuhäufen, zum Denkmal, oder über Gräbern; am

Ende baute er sich auch feuerfeste Wohnungen. Doch können wir das nicht weiter verfolgen, wissen auch nicht, wie diese Geschlechter zu benennen wären.

Wie stand's aber mit dem geistlichen Leben der Menschen? Sie wohnten jetzt weiter auseinander, vergaßen der Wohlthaten wie der Schrecknisse Gottes. Noch wußten sie alle von dem Einen Gott. Je weniger sie ihn aber priesen und ihm dankten, desto mehr wurde ihr unverständiges Herz verfinstert; da sie sich für weise hielten, sind sie zu Narren worden, und haben die Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes gegen — Götzen ausgetauscht. Es kam nun das Heidentum in die Welt; wie die Menschen vor der Sintflut in Unglauben verfallen waren, so nach derselben in Aberglauben.

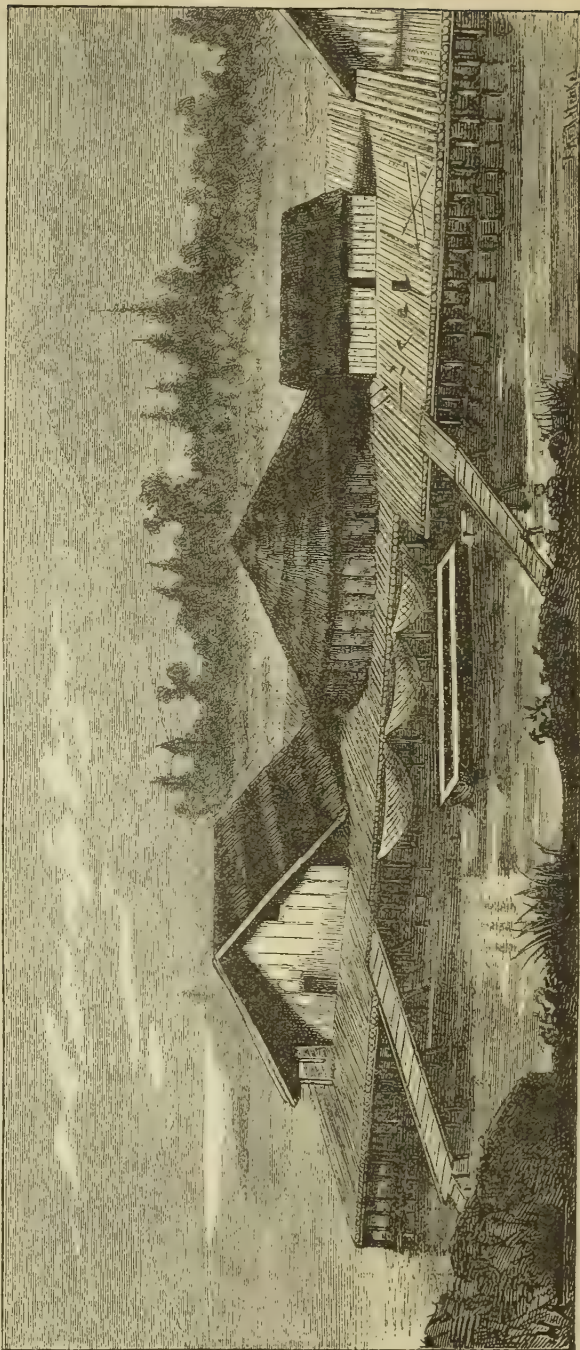


Fig. 6. Rekonstruierte Ansicht einer Pfahlbau-Ansiedelung.

Der Mensch kann sich der Religion doch nicht so leicht erwehren. Es wohnt tief in der Seele das Gefühl der Abhängigkeit von einer höhern Macht, der man irgendwie dienen müsse, um ihre Hilfe zu erlangen und ihre Strafen abzuwenden; hat man aber den rechten Gott verloren, so gerät man auf den Götzendienst. — Der älteste ist der Gestirndienst. Die Menschen verehrten die Sonne als Gott, den Mond als Göttin, die größeren Sterne und merkwürdige Sternbilder als lauter Gottheiten. Sie verehrten dann auch die Elemente- und Naturkräfte, aus denen sie eigene göttliche Wesen machten. Sie sanken zur Verehrung von nützlichen und schädlichen Tieren, Vögeln,

Schlangen, ja von Pflanzen, Bergen, Strömen 2c. herab. So dienten sie dem Geschöpf statt des Schöpfers. — Es mag sein, daß sie zuerst diese Dinge nur als Sinnbilder des verborgenen Gottes anschauten; aber gar bald blieben sie am Bild haften. Wohl galt ihnen die Sonne zuerst nur für ein Gleichnis des unerschaffenen ewigen Lichtes; aber gar bald entschwand ihnen Gott hinter seinem Gleichnis, und die Sonne wurde ihr Gott.

Weiterhin vergötterten sie auch verstorbene Menschen und machten sich Bilder von ihnen. Und sie machten sich Bilder von allerlei Gottheiten, die sie sich im Himmel, auf Erden und unter der Erde erträumten; und zuletzt dachten sie sich diese Bilder selbst mit ihren Göttern erfüllt und verehrten ihrer eigenen Hände Werk.

Der Dienst, den sie ihren Göttern brachten, bestand in Opfer, Gebet, Gesang, Tanz und Aufzügen. Im Bewußtsein ihrer Schuld brachten sie blutige Sühnopfer dar, denn sie fühlten, „daß ohne Blutvergießen keine Vergebung geschieht". Im Dienste aber solcher falschen Götter konnten sie nicht besser werden, wenn gleich die Furcht vor denselben vor manchem Bösen zurückhalten mochte. Im ganzen jedoch, besonders da sie auch böse Götter verehrten, denen sie mit Unreinigkeit und Sünde wohlgefallen wollten, fielen sie immer tiefer in verkehrten Sinn, zu thun, das nicht taugt; sie wurden voll aller Ungerechtigkeit.

Man muß sich die Sache so vorstellen, daß es mit den Menschen nur selten aus ursprünglicher Wildheit und Rohheit aufwärts, sondern meist von einer ursprünglichen Unschuld und Einfalt immer tiefer abwärts ging, daß sich bei all ihren Erfindungen und Fortschritten hinsichtlich des zeitlichen Lebens ihr religiös sittlicher Zustand mehr und mehr verschlimmerte. Dahin deuten die Sagen aller Völker, die eine weitgehende Erinnerung an frühere Zeiten bewahrt haben.

§ 4. Die ersten Reiche auf Erden.

Wer hat aber das Regiment unter den Menschen geführt? Es muß doch ein solches geben. Die Sache hat sich von selbst gemacht. Der Hausvater, der Erzeuger, Erzieher, Versorger der Seinigen, war der Familienfürst. Und bei der großen Fruchtbarkeit des damaligen Geschlechts kam wohl schon im ersten Glied ein beträchtliches Häuflein unter sein Scepter. Bei dem längeren Leben der Menschen sah er auch gewöhnlich eine zahlreiche Nachkommenschaft bis ins vierte Glied. Seine Söhne und Enkel aber, welche zunächst wieder die Häupter ihrer Familien waren, standen doch noch unter dem gemeinsamen Familienhaupte. So wurde er ein Stammesfürst, und aus dem Familienleben entwickelte sich das Staatsverhältnis.

Es konnten mehrere Stammesfürsten sich einem gemeinsamen Oberhaupte freiwillig unterwerfen oder ein solches wählen, und das mag öfters der Fall gewesen sein. Da haben wir dann schon einen kleinen König. So ward denn der Wille des Oberhauptes, den aber die von den Vätern überkommene Sitte leitete, das lebendige Gesetz. Wie dann der Hausvater ursprünglich auch Hauspriester war, so mochte der Stammesfürst zugleich Stammespriester, der König Oberpriester seines Volkes sein. Als sich aber allmählich aus den Gelehrtesten eine besondere Priesterschaft bildete, übte diese auch einen großen Einfluß auf die Staatsregierung aus.

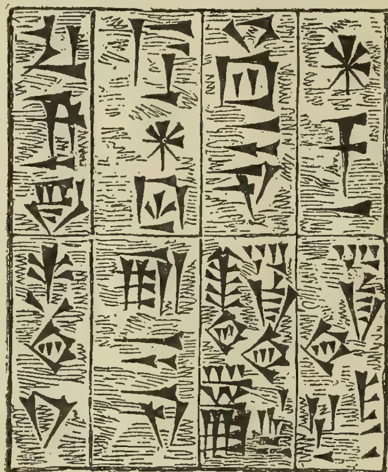
Übrigens ist es bei der Entstehung der Staaten nicht immer so ordnungsmäßig hergegangen. Es konnte einer, der stark war, starke Angehörige und am Kriegen und Erobern seine Freude hatte, andere, die ihm nicht angehörten, ganze Städte und Länder mit Gewalt unter sich bringen. Und gerade bei dem ersten Reiche, von welchem wir wissen, ist es also geschehen.

Altbabylonien.

Die Schrift sagt 1 Mos. 10, 8, Nimrod habe angefangen, ein gewaltiger Jäger zu sein auf Erden. Die vielen wilden Tiere rottete er aus, ward sich dabei seiner Stärke bewußt, und wendete sie darnach zur Unterdrückung der Menschen an, über die er sich zum Herrn aufwarf. Babel im Lande Sinear

war der Anfang seines Reiches, das er über andere Städte, Erech, Akkad und Calne ausbreitete.

Durch Ausgrabungen und angestrengte Forschungen in den Ruinen dieser Städte hat man erst in diesem Jahrhundert sichere Kunde von den Anfängen der Weltgeschichte gewonnen. Man weiß jetzt, daß Sumer (Sinear) zunächst Südbabylonien bedeutet, wo am früheren Ausfluß des Euphrat 4—5 Städte lagen, in welchen die älteste Kultur begann. Die südlichste war Eridu mit einem Heiligtum des Ea, dann kamen Uruk (Erech) mit dem Tempel der Istar, Ur, dem Mondgott Sin geweiht, Larsa (Elassar 1 Mos. 14, 1), Sirgulla. Im letzteren herrschte wohl schon vor 4000 v. Chr. ein König Urghanna, ein großer Tempelbauer, der schon in Keilschrift seine Thaten verzeichnete. In Uruk tritt schon 3800 ein König auf, in Sirgulla um 3100 der mächtige Priesterkönig Gudia, der, in vielen Bildsäulen dargestellt, die schönen Künste begünstigte und auch gegen Norden hin die sumerische Kultur verbreitete. Ebendort, wie auch in Ur und Larsa regierte um 3000 ein König Urbau (oder Urbagas; die Namen sind immer schwer zu entziffern), der viele Tempel, Türme, Paläste baute und besonders 3 Götter verehrte: Anu, den Himmelsherrn, Bel, den Erden- und Nachtgott, und Ea, den Meergott, samt andern auch weiblichen Gottheiten. Ihm folgte sein Sohn Dungi, der auch in Babel und Kutha Tempel baute. In Mittelbabylonien reihen sich an: die Städte Nippur (jetzt Niffer) und das nahe Kulunu (Calne).


Fig. 7. Keilschrifttafel König Urbaus (von Uruk).

Die sumerische Sprache scheint den türkischen Dialekten am nächsten zu stehen. Zur Schrift wählte man Bilder, welche erst die Dinge, dann aber Silbenlaute darstellten, später wurde daraus die sog. Keilschrift gebildet. Man schrieb viel auf Thontäfelchen, welche dann im Feuer gehärtet wurden, aber auch auf Statuen, Bronzefiguren, Siegelcylinder 2c. So studiert man jetzt die uralten Lieder, Götterhymnen, Sagen, Gebets- und Zauberformeln, Gesetze, Verträge 2c., und hört, was man sich von der Schöpfung, dem Sündenfall, der Sintflut, dem großen Turm, dem gewaltigen Jäger und Herrscher Gischdubar in Uruk (auch Namraßit, Nimrod genannt) erzählte.

In Nordbabylonien ist die erste große Stadt Akkad (Agadi), eigentlich eine Doppelstadt mit Sippar, nördlich von Babel am Euphrat gelegen. Dann bezeichnete der Name auch das Land, so daß „Sumer und Akkad" Bezeichnung Gesamtbabyloniens wurde. Hier treten schon um 3800 Semiten auf, welche sich die sumerische Kultur angeeignet haben. Ihr erster Herr ist der vielbesungene Sargan (=gon), der ganz Babylonien bis ans Meer seinem Scepter unterwarf, auch Elam und Syrien demütigte. Sein Sohn Naramsin verfolgte des Vaters Eroberungen und baute den Sonnentempel in Sippar. Um 2400 treten sumerische Könige in Babel auf. Danach aber eroberte 2270 Kudur Nanchundi von Elam Uruk u. a. Städte und entführte deren Götzen, auch Larsa und Ur beugten sich 2050 unter Elam. In Larsa begegnet uns der Elamite Iriaku (Arioch 1 Mos. 14, 1), der mit Kudur Lagamar (vielleicht seinem Bruder in

Elam) und mit Amarpal von Babel um 1940 einen Einfall in Kanaan machte und dort von Abraham überfallen wurde. Es war vielleicht dieser Vorstoß nach Westen, was die Hyksos nach Ägypten trieb.

Jetzt erst tritt Babel in den Vordergrund. Sein großer König Chammuragas (=rabi? nach einigen der Amraphel in 1 Mos. 14, 1) besiegte um 1920 den Iriaku und vereinigte Gesamtbabylonien zu einem geordneten Reich 1923—1868. Er grub Kanäle, baute Burgen und Tempel, erhob den Gewerbfleiß und Wohlstand allerwärts; er brachte namentlich die Verehrung von Marduk Bel empor. Auf ihn folgten Söhne und Enkel bis 1731. Dann aber herrschten 1731—1154 Kossäer (Kaschiten), ein wildes tapferes Bergvolk, das die von Westen eingedrungenen Hethiter vertrieb und die sumerische Bildung annahm. Unter diesen kossäischen Königen ragt (nach 1600) Agukakrimi hervor, der Götterbilder, welche die westlichen Nachbarn geraubt hatten, sich wieder ausliefern ließ. Allmählich aber geriet Babel in Zwist mit Assyrien und ward je und je (um 1300 und 1100) bitter gedemütigt. Den Kossäern waren Babylonier als Herrscher gefolgt, darunter ein erster Nebukadrezar (Nabukudurriussur um 1130).

Man findet Cylinder von harten Steinen, in welche doch Inschriften und Darstellungen gekrönter, reichgekleideter Männer scharf eingegraben sind. Dennoch aber bestehen die gefundenen Waffen und Werkzeuge meist aus Stein und Bronze; daneben wurde Eisen zum Schmuck verwendet. Die Baukunst mit ihren pyramidalen, in Stockwerken oder Terrassen gen Himmel anstrebenden Tempeln, ist noch sehr zurück; die Mauern aus Ziegeln sind plump, die Säulen roh gearbeitet. Die Baumeister verstanden sich aber aufs Wölben und kannten den Hebel. Die Haupttempel, der des Marduk in Babel, des Nabu in Barsip, des Nergal in Kutha waren voll goldener Bilder, Tische, Altäre, Sessel und anderer Geräte; was man von Ohrringen und Schmuck findet, ist zierlich gearbeitet. Die Bildhauerei hat frühe Großes geleistet. Die Töpferei ist anfangs dürftig, doch wurde mit der Zeit die Töpferscheibe erfunden, und auf Herstellung von großen Thonsärgen viele Mühe verwendet. Schmucksachen und feine Gewebe herzustellen, war man sehr bemüht; und frühe gehörten Sternkunde, Sterndeuterei und Zauberei zu den Künsten der Chaldäer. Man feierte einen Sabbath, hatte ein Mondjahr mit 12 Monaten und je und je einem Schaltmonat. Jeder Monat war einem der großen Götter geweiht; dem Bel opferte man auch Kinder, der Belit durch Unzucht, und allem Heer des Himmels wurde fleißig geräuchert. Die Einteilung der Stunden, Maße und Gewichte nach der Zwölfzahl stammt von Babel. Schon wird auch Grammatik studiert.

Altassyrien.

Von Babylonien ist die sumerische Herrschaft und Kultur (1 Mos. 10, 11), nach Assur (Aschur, jetzt Schergat) ausgegangen, wie die alte Hauptstadt Assyrien's hieß; dann wurde weiter oben am Tigris von König Gudia die Weltstadt Ninive gegründet, die im Assyrischen Ninua heißt, und 4 Meilen südlich Kalah. Jedenfalls waren die Assyrer Semiten, und ihre Sprache und Schrift dieselbe, in welcher uns die spätere babylonische Litteratur überliefert ist. In beiden Ländern verehrte man die gleichen Götter, nur wurde wie dort Marduk, so hier Assur der eigentliche Nationalgott, „Vater der Götter" genannt; war dort der Oberpriester der höchste Beamte, so hier der Tartan (Feldmarschall). Es ist ein begabtes Volk, das Bildhauerei, Wandmalerei, Schnitzen in Elfenbein und Steinen, sowie andere Künste hoch trieb, daneben aber der Jagd und dem Krieg mehr oblag, als die friedlichen Babylonier.

Belkapkapu und sein Sohn Samsiramman sind (um 2000) die ersten Fürsten, wohl nur Statthalter der babylonischen Herrscher. Ein zweiter Samsiramman (um 1800) war wie sein Vater „Patisi", Vicekönig und Priesterfürst, der Tempel baute. Ein Belbani aber ließ sich (nach 1600) zum König ausrufen, worauf die Babylonier trachteten, ihre Oberherrschaft zu behaupten. Sie

haben auch einen von Assyrien vertriebenen König dort wieder eingesetzt (vor 1500), wie umgekehrt der Assyrer Assur u ballit (um 1400) einen Anmaßer auf dem Thron Babels tötete und diesen dem rechtmäßigen Erben wiedergab. Dieser Erbe erwies sich undankbar und wurde dafür 1390 von Belnirari gezüchtigt. Daneben hatte Assyrien Mühe, wiederholte Einfälle der Ägypter abzuwehren. Von Rammannirari, dem Enkel des Belnirari, an beginnt dann die assyrische Geschichte ziemlich lückenlos zu werden. Er besiegte um 1350 die Babylonier und legte überall feste Plätze an. Sein Sohn Salmanasar I. (1330—10) eroberte nach Nord und West und nannte sich schon König der Welt, baute auch die Stadt Kalach (1 Mos. 10, 12) neu auf; Tuklat i Nindar war sein Sohn, der sich 1300 Babel unterwarf. Nach schwächeren Regenten erhob Tiglatpilesar I. (Tuklatpalischarra 1115—1100) Assyrien zu einer Weltmacht; er siegte im Norden, drang über den Euphrat gegen die Hethiter vor, jagte dort Elephanten, dann Löwen im Libanon, und erreichte mit seinem Heer das Mittelmeer, darin er Seetiere fing. Als ein Einfall der Babylonier ihn zur Rückkehr zwang, überwältigte er sie. Aber schon unter seinen Söhnen trat sichtlich tiefer Verfall ein. Die Assyrer hatten lange um ihr Stammgebiet zu kämpfen, erst Assurnasirpal 884—60 zog wieder auf Eroberungen aus, erweiterte das Reich bis an die Seen Wan und Urmia, überschritt den Euphrat und den Orontes, und zwang die vier Handelsstädte am Westmeer Tyrus, Sidon, Gebal, Arvad, ihm Tribut zu zahlen. Fortan begann Assyrien den Westländern furchtbar zu werden.



Fig. 8. Assyrische Herrscher.

Sehet da (Fig. 8) den Großkönig in seinem engumschließenden reichverbrämten Talar, auf dem Haupte die Tiara, wie er feierlich einherschreitet oder einem vorgeführten Feind, der knieend um Verzeihung bittet, würdevoll das Auge aussticht. Auch wie er betet, opfert und trinkt, wie er Löwen und Auerochsen jagt, oder auf seinem Wagen ins Schlachtgewühl fährt, oder triumphierend nach Kalah zurückkehrt und Rebellen schinden läßt, um ihre Haut an die Stadtmauer zu nageln, alles das zu verewigen hat er stete Sorge getragen. Das Heer teilte sich in Wagenkämpfer, Reiterei und Fußknechte (Bogenschützen, Lanzenknechte, Schleuderer); für Belagerungen gab es Sturmwidder, Ballisten und Minierkünste.

III. Israel, das Volk der Wahl.

Aus den Nachkommen Sems, auf dem die Verheißung ruhte, wählte sich Gott ein Volk aus unter allen Völkern auf Erden, um in ihm das Reich des Heilands aller Welt, des Wiederherstellers der Menschheit, vorzubereiten: das Volk Israel.

§ 1. Die Erzväter Abraham, Isaak und Jakob.

Dieses Volk stammt von Abraham her, dessen Vater Tharah hieß, ein früherer Vorfahr Eber, von welchem der Name Ebräer kommt.

Zu Abrahams Zeit (um 2000) war alle Welt schon, nur mit einzelnen Ausnahmen, ins Götzentum verfallen. Er aber diente noch dem wahren Gott und diesem allein. Ein Hirtenfürst, von Ur ausgewandert, wohnte er zu Harran in Mesopotamien. Da sprach der Herr zu ihm: „Gehe aus deinem Lande und von deiner Freundschaft und aus deines Vaters Haus in ein Land, das ich dir zeigen will. Ich will dich zum großen Volk machen; und in dir sollen gesegnet sein alle Geschlechter auf Erden." Mit diesen Worten, die auf den Welterlöser gehen, ist Abraham als der Träger der großen Verheißung bezeichnet. — Und er zog aus, im Glauben an seines Gottes Wort, mit seinem Weibe Sarah; und Lot, ein Brudersohn, schloß sich ihm an. Er wanderte gegen Abend und gelangte, von Gott geleitet, ins Land Kanaan. Als er aber das schöne Land mit seinen kräftigen Gebirgen, fruchtbaren Auen und fetten Weideplätzen betrat, da erschien ihm der Herr und sprach: „Deinen Nachkommen will ich dies Land geben".

Er richtete sein Zelt auf da und dort, wo er Raum fand zwischen den götzendienerischen Einwohnern des Landes, und Weide für sein Vieh. Er pilgerte immer, einmal sogar nach Ägypten, um einer Teurung willen. Wo er weilte, da baute er Altäre dem Herrn und predigte von dem Namen des Herrn.

Da seine und Lots Herden einander drängten und immer Zank war zwischen ihren Hirten, sprach Abraham zu dem Jüngern: „Laß nicht Zank sein zwischen uns, denn wir sind Brüder. Steht dir nicht alles Land offen? Willst du zur Linken, so will ich zur Rechten; oder willst du zur Rechten, so will ich zur Linken." Lot wählte sich die wasserreiche Gegend am Jordan, die da war als ein Garten des Herrn, und wohnte zu Sodom, unter bösen Leuten. Dann ward der König von Sodom von Kedor Laomer, dem mächtigen Elamiten, der auch Babel unterjocht hatte, bekriegt und geschlagen. Der Feind nahm alles zu Sodom, auch den Lot und seine Habe, und zog davon. Als dies Abraham hörte, wappnete er schnell seine Knechte, nahm noch etliche Amoriter dazu, die mit ihm im Bunde waren, jagte den Feinden nach und brachte all ihren Raub wieder, auch den Lot. Der König von Sodom sprach zu ihm: Gieb mir die Leute, die Güter behalte dir! Doch Abraham nahm nicht einen Faden. Damals war's, daß ihm Melchisedek entgegenging, der König von Salem und Priester des wahren Gottes. Der segnete ihn; Abraham aber gab ihm den Zehnten von allem.

Aber wie sollte die göttliche Verheißung in Erfüllung gehen? Abraham war alt und sein Weib, und schon härmte er sich, daß er kinderlos sterben werde. Da hieß ihn Gott hinausgehen und sprach: „Siehe gen Himmel und zähle die Sterne, kannst du es? also soll dein Same sein!" Da richtete sich der Mann wieder auf, er glaubte dem Herrn, und das rechnete der Herr ihm zur Gerechtig-

keit. Er machte einen Bund mit ihm und gebot ihm die Beschneidung zum Zeichen des Bundes.

Abermals erschien ihm der Herr, als er einst um Mittag an der Thür seines Zeltes saß. Drei Männer traten heran. Er lud sie ein, sich zu laben, und besorgte ihnen eilig ein Mahl. Es war aber der Herr mit zwei seiner Engel. Und er sprach zu Abraham: „Wann ich auf's Jahr wieder komme, so soll Sarah einen Sohn haben." Und er wiederholte ihm das hohe Wort, daß alle Völker auf Erden in ihm gesegnet werden sollten. Indessen offenbarte er ihm auch, daß er Sodom und Gomorrha um ihrer schweren Sünden willen verderben werde. Das jammerte den Mann mit dem glaubens- und liebevollen Herzen, und er unterwand sich, den Herrn zu bitten für die gottlosen Städte: wenn 50 oder 40 oder 10 Fromme drin wären, daß er ihrer um dieser willen verschonen möchte. Allein es waren keine 10 Fromme darin. — Lot mit den Seinen wurde von den Engeln herausgeführt; die andern alle erlagen dem Zorngerichte. Denn es regnete Feuer vom Himmel, und der Erdboden sank ein weithin, bedeckt vom nahen See. Der ist heute noch da, und heißt das Salzmeer, denn er ist voll Salz und Erdharz.

Er, bei dem kein Ding unmöglich, suchte Sarah heim in ihrem 90. Jahre, daß sie schwanger ward; und sie gebar dem Hundertjährigen einen Sohn, Isaak. Als aber Isaak ein Knabe geworden, unterzog Gott seinen Diener der schwersten Glaubensprüfung. Er befahl ihm, seinen Sohn auf dem Berge Morija zu opfern. Welch eine Anmutung! Sollte Gott an den kanaanitischen Menschenopfern Gefallen haben? Und wo blieb die Verheißung der weltsegnenden Nachkommenschaft? Aber Abraham glaubte, Gott könne den Toten wieder lebendig machen, stand auf des Morgens frühe und zog mit seinem Sohn nach dem Orte, den ihm Gott gezeigt. Am dritten Tage sah er die Stätte, ließ die Knechte zurück, legte Holz auf des Sohnes Schulter, er aber nahm das Feuer und Messer in die Hand, und giengen die beiden mit einander. Auf des Sohnes Frage nach dem Brandopfer antwortete Abraham: „Gott wird ihm ersehen ein Schaf zum Brandopfer!" Und als sie an die Stätte kamen, baute Abraham einen Altar und legte das Holz darauf, band seinen Isaak, legte ihn auf das Holz und faßte das Messer. Da sprach der Herr: „Lege deine Hand nicht an den Knaben: nun weiß ich, daß du Gott fürchtest, und hast deines eigenen Sohnes nicht verschonet um meinetwillen". Und er wiederholte ihm seine herrlichen Verheißungen mit einem heiligen Schwur. Uns aber will Gott dabei erinnern, wie er noch mehr gethan als Abraham, wie er seinen eingebornen Sohn, den er von Ewigkeit lieb hat, für uns in den Tod gegeben.

Als nun Sarah gestorben und begraben war in der Höhle eines den Kindern Heth abgekauften Ackers, da gedachte der Wohlbetagte seinem Sohne ein Weib zu geben, aber nicht von den Töchtern der Götzendiener. Darum sandte er seinen Hausvogt nach Harran zu seiner Freundschaft, bei der doch noch einige Erkenntnis des wahren Gottes war. Der fromme Diener machte sich auf mit 10 Kamelen und betete zum Gott seines Herrn, ihm die Dirne zu zeigen, die er seinem Diener Isaak beschert habe. Da kam die Gewünschte und gab ihm wie auch seinen Kamelen zu trinken. Es war Rebekka, Bethuels Tochter, die ihn sogleich einlud, bei ihrem Vater zu herbergen. Dort warb er um Rebekka. Sie erkannten: Das kommt vom Herrn. Er brachte Kleinode, Kleider und Würze hervor und beschenkte die Braut und die Ihrigen. Des andern Morgens aber zog er mit ihr davon. — Isaak war hinausgegangen auf's Feld, zu beten. Da kam Rebekka heran. Er führte sie ins Zelt seiner Mutter, und sie ward sein Weib.

Abraham starb, nachdem er 175 Jahre gepilgert, und ging ins Vaterland, das er im Glauben gesucht hatte. Sein Leib ward neben Sarah begraben.

Isaaks geliebtes Weib war unfruchtbar. Er flehte für sie zum Herrn, und Rebekka ward schwanger mit Zwillingen. Der Herr aber sprach zu ihr, daß der Größere dem Kleinern dienen werde. So ging die große Verheißung auf den Jüngeren über; denn Gott will frei schalten in Verleihung seiner Gnadengaben. Rebekka gebar den rötlichen rauhen Esau und den feinen Jakob. Esau ward ein Jäger; Jakob aber war ein stiller Mann und blieb daheim beim Vieh. Als letzterer einst Linsen gekocht, kehrte Esau müde vom Felde heim und verkaufte seinem Bruder um die Speise sein Erstgeburtsrecht; so verachtete er Gottes Gabe. — Auch den Isaak würdigte Gott einer Erscheinung, und bestätigte ihm, daß seine Nachkommen ein Segen für alle Völker werden sollten. Da nun Isaak alt war und sein Gesicht dunkel, hieß er den Esau ein Wildbret fangen und es ihm zubereiten, daß er esse und ihn dann segne. Damit hätte er das Kleinod der Familie, die Messiasverheißung, auf Esau übergetragen. Rebekka aber, als sie es hörte, wollte dem lieben Gott helfen, seine Verkündigung hinauszuführen. So beredete sie den Jakob, beim blinden Vater den Segen zu erschleichen. Er gehorchte der Mutter, und es gelang ihm, den Vater so zu täuschen, daß er den großen Segen empfing. Weil nun Esau den Bruder erwürgen wollte, mußte Rebekka ihren Herzensjakob eilends von sich lassen, daß er zu ihrem Bruder Laban flöhe. Also wurden sie beide für ihren Betrug gestraft.

Der arme Flüchtling reisete gen Harran. Ein wunderbares Traumgesicht tröstete ihn auf dem Wege, daß er sich Gott aufs neue angelobte. Dann diente er dem Laban als Hirte und machte mit ihm den Vertrag, daß er ihm sieben Jahre um seine Tochter Rahel dienen wollte. Als aber die Zeit der Ehe kam, betrog ihn Laban und gab ihm die ältere Tochter Lea. Der getäuscht hatte, wurde wieder getäuscht. Nun diente Jakob noch andere sieben Jahre um Rahel, und sie ward sein Weib neben Lea; denn solches war damals noch von Gott zugelassen. Ja weil Laban ihn nicht lassen wollte um des reichen Segens willen, den er von seiner Gegenwart spürte, diente er noch weitere sechs Jahre unter viel Mühsal, aber auch mit schlauer Benützung aller Umstände. Reich gesegnet trat er endlich den Rückweg an. Er schickte Boten zu seinem Bruder Esau, um ihn zu begütigen. Allein als derselbe gegen ihn heranzog mit 400 Mann, ward ihm sehr bange. Er betete allein in der Nacht. Da rang ein Mann mit ihm, bis die Morgenröte anbrach; Jakob ließ ihn nicht, bis er ihn gesegnet hatte, und empfing vom Herrn den Namen Israel, Gottesüberwinder. Dann sah er Esau kommen und ging ihm mit tiefer Verbeugung entgegen; aber Esau fiel ihm um den Hals und küssete ihn; und sie weinten. Gott hatte Esaus Herz umgewandelt. So kam Jakob ins Land der Verheißung zurück und rief an den Namen des starken Gottes Israels. Er sah auch seinen alten Vater noch, welcher erst im 180. Jahre von seinen beiden Söhnen begraben ward. Jakob aber hatte zwölf Söhne: Ruben, Simeon, Levi, Juda, Dan, Naphthali, Gad, Asser, Isaschar, Sebulon, Joseph und Benjamin, die zwei letzten von der Rahel. Das sind die Stammhäupter des Volkes Israel.

§ 2. Joseph, der Retter seiner Brüder.

Joseph war der frömmste unter seinen Brüdern und vom Vater ausgezeichnet; darum waren ihm seine Brüder feind. Ihre Feindschaft wuchs, als er ihnen von seinen seltsamen Träumen sagte, wie daß Sonne, Mond und eilf Sterne sich vor ihm geneigt hätten.

Siebzehn Jahre alt sandte ihn einst der Vater aus, sich nach den Brüdern umzusehen, welche im Norden weideten. Da dachten sie den Träumer zu erwürgen, warfen ihn in eine wasserleere Grube und verkauften ihn endlich an eine

Karawane midianitischer Händler. Der Vater meinte, ein wildes Tier habe ihn zerrissen, und trug Leid um ihn lange Zeit. Joseph aber ward nach Ägypten geführt und an Potiphar, einen Kämmerer des Pharao (so hießen alle Könige Ägyptens) als Sklave verkauft. Der setzte ihn über sein Haus. Aber von der bösen Frau beschuldigt, ward er in den Kerker geworfen. Doch der Amtmann über das Gefängnis gewann ihn lieb und gebrauchte ihn als Knecht bei den Gefangenen.

Nach zwei Jahren hatte Pharao einen merkwürdigen Doppeltraum. Am Morgen schickte er nach allen seinen Wahrsagern und Weisen aus: aber keiner davon konnte ihm seine Träume deuten. Da sagte ihm sein Schenke von einem ebräischen Jüngling im Gefängnis, der ihm und dem Hofbäcker ihre Träume ganz richtig ausgelegt, zur Zeit da sie Pharaos Zorn in den Kerker gelegt hatte. So ward Joseph vor den König gerufen. Demütig bekannte er, daß die



Fig. 9. Einkleidung eines hohen ägyptischen Beamten. (Nach Wilkinson.)

Deutung der Träume nicht bei ihm stehe, sondern bei Gott, der ihm aber das Rechte offenbaren werde. Und als er Pharaos Traum vernommen, sprach er: „Gott verkündigt Pharao, was er vorhat. Siehe, sieben reiche Jahre werden kommen in ganz Ägypten; und nach denselben werden sieben teure Jahre kommen, die alle Fülle verzehren werden. Das Zweimalige bedeutet, daß Gott solches eilend thun wird.“ Nun gab Joseph den Rat, einen verständigen Mann über das Land zu setzen, der allen Überfluß der reichen Jahre sammle und aufschütte. Pharao hielt keinen für so verständig als Joseph, und setzte ihn zum Herrn über all sein Volk. Seinen Ring steckte er Joseph an, kleidete ihn ins weiße Priestergewand, hieng ihm eine goldene Kette um den Hals, und nannte ihn: Erhalter des Lebens (vgl. Fig. 9).

Es kamen die sieben fruchtbaren Jahre, wie Joseph gesagt. Und er zog durch Ägypten, sammelte Getreide und schüttete es auf. Darnach kamen aber auch die sieben unfruchtbaren Jahre. Da that er allenthalben Kornhäuser (Fig. 10) auf und

verkaufte den Ägyptern. Und alle Länder kamen, Speise bei ihm zu kaufen; denn die Teurung war groß auch in Kanaan.

Jakob sandte 10 Söhne nach Ägypten, Getreide zu kaufen. Da diese vor Joseph kamen, fielen sie vor ihm nieder. Er aber redete hart mit ihnen, als ob sie Kundschafter wären; und da sie ihre Unschuld bezeugten und von ihrer Familie erzählten, wollte er erst ihre Redlichkeit erproben: sie sollten Speise heimschaffen, aber wiederkommen und ihren jüngsten Bruder mitbringen, bis dahin einer von ihnen als Geisel zurückbleiben. Da sprachen sie untereinander: „Das haben wir an unserem Bruder Joseph verschuldet, daß wir sahen die Angst seiner Seele, da er uns flehte, und wir wollten ihn nicht erhören!" Joseph aber wandte sich von ihnen und weinte in Wehmut und Freude; doch ward Simeon vor ihren Augen gebunden, die andern durften mit ihren beladenen Eseln heimziehen.

Als sie ihrem Vater das Begegnete berichteten, jammerte dieser: „Ihr beraubet mich meiner Kinder!" Wie aber das Getreide verzehrt war, mußten sie wieder nach Ägypten reisen, und durften doch vor den Mann nicht kommen ohne Benjamin. Da sprach Juda zum Vater: „Ich will Bürge für ihn sein." So ließ ihn Jakob mit seinen Brüdern von sich und befahl sie dem Allmächtigen, daß er ihnen Barmherzigkeit gebe vor dem Manne.

Sobald Joseph sie wieder sah, ließ er ein Mahl für sie richten und Simeon zu ihnen führen. Als er mittags heimkam, brachten sie ihm ihr Geschenk und fielen vor ihm nieder. Er aber grüßte sie freundlich und fragte nach ihrem Vater und dem jüngsten Bruder, suchte seine Kammer und weinte daselbst. Dann ging er heraus, ließ sie zu Tische setzen nach ihrem Alter, darüber sie sich verwunderten. Man trug ihnen reichlich Essen vor, dem Benjamin am reichlichsten. Fröhlich zogen sie am andern Morgen aus. Joseph aber hatte, wie das erstemal, jeglichem sein Geld oben in den Sack legen lassen, und dazu noch seinen silbernen Becher in des Jüngsten Sack. Bald jagte ihnen Josephs Haushalter nach, suchte und fand den Becher. Da zerrissen sie ihre Kleider und zogen wieder in die Stadt. Sie warfen sich vor dem Bruder auf die Kniee und sprachen: „Was sollen wir sagen? Gott hat unsere Missethat gefunden! Siehe, wir alle sind deine Knechte!" Er entgegnete aber: „Das sei ferne! Der, bei dem der Becher gefunden ist, soll mein Knecht sein; ihr andern aber zieht mit Frieden zu eurem Vater." Da trat Juda vor, bot sich als Bürgen an für den Jüngsten und sprach so mächtig für ihn, daß Joseph erkannte, wie Gott seinen Brüdern gar ein ander Herz gegeben. Er weinte laut und sprach: „Ich bin Joseph; und nun bekümmert euch nur nicht; denn um eures Lebens willen hat mich Gott vor euch hergesandt. Ziehet eilends hinauf zu meinem Vater und bringt ihn zu mir, daß ich ihn versorge mit all seinem Haus." Hierauf fiel er seinem Benjamin um den Hals und weinte, und küßte alle seine Brüder. Darnach redeten sie mit ihm.

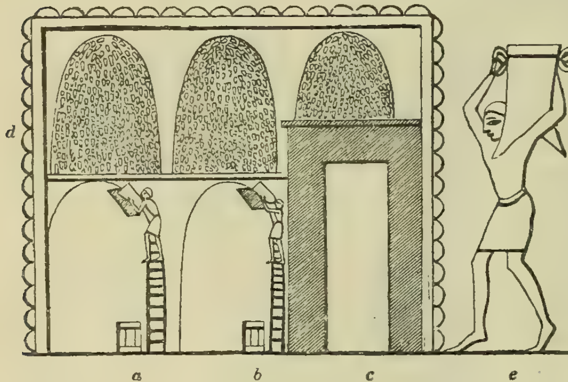


Fig. 10. Ägyptische Kornspeicher. (Nach Wilkinson.)

Joseph entsandte sie mit Wagen für den Vater, die Kinder und Weiber. Als sie nun heimkamen und ihrem Vater verkündigten: „Joseph lebt noch und ist ein Herr in Ägypten!" wollte er's nicht glauben. Da ihn aber die Wagen überzeugten, ward sein Geist lebendig, und er sprach: „Ich habe genug, daß mein Sohn noch lebt: ich will hin und ihn sehen, ehe denn ich sterbe." Und er zog hin mit allen Kindern und Enkeln, das sind 66 — mit Jakob selbst, Joseph und dessen zwei Söhnen sind es 70 — samt dem Gesinde (um 1720). An der Grenze Kanaans brachte er Gott ein Opfer, und der Herr tröstete ihn: er wolle mit ihm hinabziehen und ihn auch wieder heraufführen. Joseph fuhr dem nahenden Vater

entgegen, fiel ihm um den Hals und weinte lange. Jakob aber sprach: „Ich will nun gern sterben, nachdem ich noch dein Angesicht gesehen habe!"

Joseph bat den Pharao um Wohnung im Lande für die Seinen, und dieser ließ sie am besten Ort, im Lande Gosen wohnen. Gosen lag in Unterägypten östlich vom Nilstrom; von der Hauptstadt Raemses hieß auch der ganze Landstrich so; er hatte fruchtbares Ackerland und treffliche Weideplätze, ganz geeignet für Hirten. So wohnte nun Israel in Gosen und wuchs und mehrte sich. Noch 17 Jahre genoß Jakob die Liebe seines Sohnes. Als nun sein Ende herbeikam, sprach er zu den Seinigen: „Siehe, ich sterbe, und Gott wird mit euch sein!" Und er segnete den Joseph, und setzte dessen zwei Söhne, Ephraim und Manasse, seinen eigenen Söhnen gleich, so daß Josephs Nachkommen ein doppeltes Erbteil in Kanaan bekommen sollten. Er segnete auch seine andern Söhne, jeden mit einem besonderen Segen, und verkündigte Juda, daß von ihm der Friedensheld kommen werde, welchem die Völker anhangen würden. So war die Messias-Verheißung auf den Stamm Juda übergetragen. Dann gebot Israel, daß sie ihn bei seinen Vätern begraben sollten, und verschied. Joseph ließ seinen Leichnam einbalsamieren, brachte ihn mit einem großen Heere nach Kanaan und legte ihn neben seinen Vätern zur Ruhe.

Er aber wohnte fürder in Ägypten mit seines Vaters Haus, und versorgte es. Das Land regierte er mit großer Weisheit. Als er den Tod nahen fühlte, nahm er einen Eid von den Kindern Israels, daß sie einst, so sie heimkehren würden, seine Gebeine mit von dannen führten. Dann starb der in die Sklaverei Verkaufte, der Retter seiner feindseligen Brüder. Es ist noch ein Joseph, der ward von seinen Brüdern verfolgt und verkauft, und errettete sie vom ewigen Darben.

§ 3. Mose, der Führer aus Ägypten.

Lange nach Joseph kam ein neues Regentenhaus in Ägypten auf, das nichts von ihm wußte. Die Kinder Israels hatten sich unterdessen gemehrt, daß ihrer das Land voll war. Da fürchtete der König ihre Macht, und besorgte namentlich, sie möchten sich bei Gelegenheit zu den arabischen Grenzvölkern schlagen und mit diesen wider ihn streiten. Darum wollte er sie mit List dämpfen. Es kam jetzt eine harte Zeit über Israel, freilich auch eine gerechte Strafe für vielfache Teilnahme am Götzendienste der Ägypter. Pharao setzte Fronvögte über sie, welche sie mit schwerer Arbeit drücken mußten in Bereitung von Ziegeln zu den großen Bauten im Lande.

Je mehr aber das Volk gedrückt wurde, desto zahlreicher ward es. Da erließ der König den entsetzlichen Befehl, daß alle neugeborenen ebräischen Knäblein sollten getötet werden. Jetzt gedachte Gott seiner Verheißung. Jochebed, die Frau Amrams, eines Mannes vom Stamm Levi, gebar einen Sohn, verbarg erst das feine Kind, und setzte es dann in einem Kästlein von Rohr ins Schilf am Ufer des Nils. Seine Schwester stand auf der Warte. Da ging die Tochter Pharaos hernieder zu baden; und als sie das Kästlein erblickte, ließ sie es holen und sah das weinende Kind. Während sie nun mitleidig sprach: „Es ist der ebräischen Kindlein eins!" trat schon die Schwester heran und fragte, ob sie eine ebräische Mutter zum Säugen desselben holen solle. Die Prinzessin hieß sie hingehen, und bald kam Jochebed und nahm ihr Kind wieder, der es zum Säugen um Lohn übergeben ward. Da es aber groß ward, brachte sie es der Tochter Pharaos, und diese nahm es zu ihrem Sohn an und nannte ihn Mose. Und Mose ward gelehrt in aller Weisheit der Ägypter, welche damals das gebildetste Volk der Erde waren, hielt aber treu zu seinem Volke.

Als Mose 40 Jahre alt war, ging er aus zu seinen Brüdern, sah ihre

Lastarbeiten und ward gewahr, daß ein Ägypter einen Israeliten schlug. Da erschlug er den Ägypter. Aber die Sache wurde laut, und Pharao trachtete ihm nach dem Leben, so daß er fliehen mußte. Er kam ins Land Midian östlich vom Sinai, wo er an einem Brunnen die Töchter eines Priesters Reguel oder Jethro gegen Gewaltthätigkeit der Hirten schützte. Dafür lud ihn derselbe in sein Haus ein, und er heiratete dessen Tochter Zipora, welche ihm zwei Söhne gebar.

Mose war 80 Jahre alt, als er einst am Gebirge Horeb die Schafe seines Schwähers hütete. Da hatte er eine wunderbare Erscheinung: ein Busch brannte mit Feuer und ward doch nicht verzehrt. Als er nun nahte, sprach der Herr: „Ich bin Jehovah, der Gott deines Vaters, der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs! Ich habe gesehen das Elend meines Volkes und habe ihr Geschrei



Fig. 11. Fronarbeiter der Ägypter mit Ziegelstreichen beschäftigt. (Von Theben.)

(3. 6 ägyptische Aufseher, 7. 11. 12. 13 bearbeiten den Lehm, während ihnen aus dem Teich Wasser zugetragen wird. 2. 10 bringen den Lehm zu 8 und 14, welche mit hölzernen Formen daraus Ziegel bilden. Die fertigen Steine werden von 1. 4. 5 fortgetragen.)

gehört, und komme, daß ich sie errette aus der Ägypter Hand und ausführe in ein Land, darin Milch und Honig fließt. So gehe nun hin, ich will dich zu Pharao senden, daß du mein Volk aus Ägypten führest". Mose sprach: „Wer bin ich dazu?" Aber Gott ermutigte ihn: „Ich will mit dir sein!" Nochmals sprach Mose: „Ach, mein Herr, ich bin nicht beredt; ich habe eine schwere Zunge". Gott aber tröstete ihn: „Dein Bruder Aaron soll dein Mund sein". Da nahm Mose sein Weib und seine Kinder und zog nach Ägypten zurück. Auf Gottes Befehl kam ihm Aaron entgegen. Sie versammelten alle Ältesten Israels; Aaron redete zu ihnen alle Worte, die Mose vom Herrn vernommen, und dieser that Zeichen vor dem Volk, daß es glaubte.

Darnach gingen Mose und Aaron zu Pharao und sprachen: „So sagt Jehovah, der Gott Israels: laß mein Volk ziehen!" Pharao antwortete: „Wer ist Jehovah, des Stimme ich hören müsse? Ich weiß nichts von Jehovah, will

auch Israel nicht ziehen lassen." Zu den Vögten aber sprach er: „Man drücke die Leute mit Arbeit, daß sie zu schaffen haben und sich nicht kehren an falsche Rede!" Und Israel ward noch ärger geplagt, daß sie Moses Trost nicht hörten vor Seufzen und Angst. Jehovah oder Jahveh ist der von Gott gewählte Name: „Er ist der er ist."

Da that Gott Zeichen und Wunder durch Moses Hand, daß die Ägypter ihn als den wahren Gott erkennen konnten. Mit zehn schweren Plagen kam er über das Land. Das Wasser des Nils wurde in Blut verwandelt, daß die Fische im Strome starben; das Land wimmelte Frösche heraus, die in Häuser und Betten der Menschen krochen; Stechmücken plagten Menschen und Vieh; anderes Ungeziefer (Fliegengeschmeiß) füllte alle Wohnungen; der Herr schlug das Vieh mit Seuche, dann die Menschen mit Blattern; er ließ Hagel regnen; was der Hagel nicht verdarb, fraßen Heere von Heuschrecken; darnach ward eine dreitägige Finsternis, daß niemand den andern sah. So ward Ägypten heimgesucht; aber das Land Gosen blieb verschont. Selbst des Königs Zauberer bekannten: „Das ist Gottes Finger!" aber Pharao war verstockt und hörte nicht. War die Plage da, so wollte er Israel ziehen lassen und bat, daß sie weggenommen würde; sobald er aber Luft gekriegt, verhärtete er sein Herz wieder. Zuletzt ging der Herr aus um Mitternacht und tötete alle Erstgeburt, vom ersten Sohne Pharaos an bis auf den Sohn der Magd. Da ward ein groß Geschrei im Lande; denn nicht ein Haus blieb ohne einen Toten. Jetzt forderte Pharao den Mose und Aaron noch in der Nacht und hieß sie mit allem ihrem Volke schleunig von dannen ziehen. Und die Ägypter trieben sie fort, denn sie sprachen: „Wir sind alle des Todes!"

Die Kinder Israel waren zum Auszuge bereit. Sie hatten in derselben Nacht das Passahlamm gegessen, dessen Blut am Thürpfosten sie vor dem Todesengel bewahrte, ein Vorbild auf jenes Gotteslamm, dessen Blut uns bewahrt vor dem ewigen Tode. Sie standen gegürtet und beschuht und Stäbe in ihren Händen; alles, wie ihnen der Herr durch Mose befohlen hatte. So ging das ganze Heer des Herrn, 600000 Mann ohne Weib und Kinder, auf einen Tag aus Ägypten, nachdem sie 430 Jahre (wie einige rechnen, von Abrahams Aufenthalt dort) darin gewohnt hatten. Josephs Gebeine nahmen sie mit sich. — Der Herr aber zog vor ihnen her des Tages in einer Wolken-, des Nachts in einer Feuersäule, und führte sie. Auf dem nächsten Weg über die Landenge hätten sie in 14 Tagen Kanaan wohl erreichen können; aber Gott, der erst einen Bund mit ihnen schließen und sich ein besseres Volk des Eigentums bereiten wollte, führte sie gegen Süden.

Als aber der König von ihrem Abirren erfuhr, ward sein Herz abermals verwandelt, und er jagte ihnen nach mit Roß und Wagen, um sie zurückzubringen. Er ereilte sie, da sie am Meer lagerten. Das war vor ihnen im Osten, und hinter ihnen das ägyptische Heer. Da fürchteten sie sich sehr und schrieen zum Herrn. Mose jedoch sprach zu ihnen: „Stehet fest und sehet, was für ein Heil der Herr heute an euch thun wird!" Und er reckte seinen Stab übers Meer, und siehe, ein starker Ostwind fuhr daher und teilte das Wasser. Sechs Stunden breit war dort das Meer, und Israel ging mitten hindurch auf dem Trockenen. Als aber die Ägypter nachjagten, reckte Mose die Hand übers Meer, und die Wasser strömten zusammen über ihnen und bedeckten Wagen und Reiter. So half der Herr seinem Volk an dem Tage, und sie sahen seine Hand und sangen sein Lob.

Drüben wanderte Israel in der Wüste des steinigten Arabiens. Da vergaßen sie bald der Herrlichkeit Gottes und murrten; denn sie meinten Hungers

und Durfts sterben zu müssen. Doch der Herr ließ ihnen Brot vom Himmel regnen, das wunderbare Manna, das alle Morgen in kleinen süßen Körnern ums Heer her lag, das in jener Gegend noch heute fällt, nur viel spärlicher. Ebenso ließ der Herr ihnen Wasser aus dem Felsen fließen.

Im dritten Monat kamen sie an den Berg Sinai. Hier machte Mose Halt und verkündigte dem Volk, daß Gott, der es auf Adlersflügeln getragen, einen Bund mit ihnen machen wolle, und daß es sein Eigentum vor allen Völkern der Erde sein sollte, so es der Stimme des Herrn gehorchen würde; und sollte ihm ein Königreich von Priestern und ein heiliges Volk sein. Mose hieß sie sich bereiten. Am dritten Tag lag eine dicke Wolke auf dem Berg, und es erhob sich ein Donnern und Blitzen und ein starker Posaunenton. Das Volk stellte sich auf unten am Berg und hörte Gottes Stimme laut aus der Wolke sprechen:

„Ich, Jehovah, bin dein Gott, du sollst nicht andere Götter haben neben mir.
Du sollst dir kein Bildnis machen, weder des, das im Himmel, noch des, das auf Erden ist; bete sie nicht an und diene ihnen nicht.
Du sollst den Namen des Herrn deines Gottes nicht mißbrauchen.
Gedenke des Sabbathtags, daß du ihn heiligest.
Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren.
Du sollst nicht töten.
Du sollst nicht ehebrechen.
Du sollst nicht stehlen.
Du sollst nicht falsch Zeugnis reden wider deinen Nächsten.
Du sollst dich nicht lassen gelüsten deines Nächsten Hauses; nicht seines Weibes, noch seines Knechts, noch seiner Magd, noch seines Ochsen, noch seines Esels, noch alles, was dein Nächster hat."

Das sind die heiligen zehn Gebote oder das Gesetz, gegeben von dem herrlichen und schrecklichen Gott, auf Sinai, und es hat den Anhang: „Ich, der Herr, dein Gott, bin ein eifriger Gott, der an allen, die mich hassen, die Sünde straft. Verflucht sei, wer nicht alle diese Worte erfüllt." Und zwar ist dies Gesetz zur Verheißung hinzugekommen, daß es zur Erkenntnis und Bereuung der Sünde führe und eine Sehnsucht nach Erlösung errege, und also ein Zuchtmeister auf Christum sei.

Das Volk floh vor der Stimme Gottes und sprach zu Mose: Rede du mit uns, wir wollen gehorchen, und laß Gott nicht mit uns reden, wir möchten sonst sterben. Mose that also und handelte mit dem Herrn allein, erzählte ihnen aber alle Worte, die er noch weiter zu ihm sprach. Und sie riefen mit Einer Stimme: Alles, was der Herr gesagt hat, wollen wir thun! Da opferte Mose und besprengte das Volk mit Opferblut, und heiligte es dem Herrn. Das ist der Alte Bund, den Gott vorläufig mit Israel geschlossen durch den Mittler Mose, bis die frohe Zeit erscheinen sollte, wo er den Neuen Bund mit der ganzen Menschheit aufrichten wollte durch den Mittler Jesus Christus, seinen menschgewordenen Sohn.

Die zehn Gebote heißen näher das Sittengesetz, und die Summa davon lautet: Du sollst lieben Gott von ganzem Herzen, und deinen Nächsten als dich selbst. Gott gab den Israeliten aber auch das Zeremonial- und Polizeigesetz. — Jenes enthält die Vorschriften für den äußeren Gottesdienst. Das gesamte Volk sollte nur Ein Heiligtum haben, wo es opfern durfte, damit es ja nicht am heidnischen Opferdienst teilnehme. Dieses Heiligtum sah Mose auf dem Berg im Bilde, und darnach ließ er es fertigen. Die Stiftshütte bestand aus dem Allerheiligsten und dem Heiligen aneinander, und rings um diese herum zog sich der Vorhof. Sie war aus Teppichen und Brettern gemacht, daß man sie auf der Wanderung mit sich führen könne; die Teppiche waren kostbar und die Bretter vergoldet. Im Allerheiligsten war nichts als die mit Gold überzogene Bundeslade, darin die Gesetz-

tafeln aufbewahrt wurden. Der Deckel auf derselben hieß der Sühndeckel (Gnadenstuhl); auf ihm standen zwei Cherube von dichtem Golde, zwischen denen Gottes Herrlichkeit wohnte. Im Heiligen war der siebenarmige goldene Leuchter, der übergoldete Rauchaltar und der im gleichen Schmucke glänzende Schaubrot-Tisch, auf dem neben den frischen Broten auch Schalen mit Wein standen. Im Vorhof, gegen den Eingang zu, befand sich der mit Erz überkleidete Brandopferaltar und ein ehernes Becken zur Reinigung. — Das Volk durfte den Vorhof nicht überschreiten; nur die Priester durften ins Heilige treten, und nur der Hohepriester durch den Vorhang ins Allerheiligste gehen. Zum Hohenpriester ward Aaron verordnet, seine Söhne zu Priestern. Aarons Geschlecht gab fortan die Priester, aber der ganze Stamm Levi wurde zur Besorgung des Gottesdienstes abgesondert, indem die Leviten die niedern Dienste am Heiligtum zu verrichten hatten.

Zu feiern hatten die Israeliten: den ältesten Feiertag der Welt, den Sabbath; ferner die Neumondsfeste; dann die hohen Feste; das Passah zum Gedächtnis des Auszugs aus Ägypten, Pfingsten als Früherntefest, das Laubhüttenfest als Späterntefest und zum Gedächtnis des Wanderlebens in der Wüste; ein besonders heiliges Fest war endlich der Versöhnungstag, an welchem der Hohepriester Opferblut ins Allerheiligste eintrug für des ganzen Volkes Sünde und es gegen den Gnadenstuhl sprengte, — ein Vorbild auf den rechten Hohenpriester, der sich selbst als Gotteslamm opferte und mit seinem eignen Blut in das obere Allerheiligste einging, zu versöhnen die Sünde der Menschheit.

Das Polizeigesetz enthält die Vorschriften fürs bürgerliche Leben. Gott wollte selbst der König Israels sein, und so gab er ihm auch die Ordnungen, welche sonst von den irdischen Königen ausgehen. Es ist auch in diesem Gesetz eine tiefe Weisheit und das Wehen eines heiligen Geistes. Alle Israeliten waren im Rechte gleichgehalten. Es gab unter ihnen keine eigentliche Sklaverei; wenn einer durch Zahlungsunfähigkeit oder durch Selbstverkauf des andern Knecht wurde, so mußte er doch im siebenten Jahre, dem Sabbathjahre, wieder freigegeben werden. Ferner war Vorsorge getroffen, daß jede Familie bei ihrem Besitztum blieb. Niemand durfte sein ihm zugeteiltes Grundeigentum förmlich verkaufen, sondern nur die Nutznießung davon; und im fünfzigsten, dem Hall- oder Jubeljahre, mußte jeder Familie das abgelassene Grundstück frei zurückgegeben werden. Alle Gesetze für das gesellschaftliche Leben tragen das Gepräge der Gerechtigkeit, Billigkeit und Liebe. Die Witwen, Waisen, Fremdlinge werden besonders geschützt, die Armen besonders bedacht. — Das Polizeigesetz konnte natürlich nur für den Staat der Israeliten gelten, nach deren eigentümlichen Verhältnissen und Bedürfnissen es eingerichtet war. Auch das Zeremonialgesetz sollte nur bestehen, bis an die Stelle des Schattens das Wesen der Güter selbst, an die Stelle des Vorbilds die herrliche Erfüllung in Christo getreten war.

Mose war oben bei Gott 40 Tage und Nächte. Nachdem der Herr mit ihm ausgeredet hatte, gab er ihm die zwei Tafeln des Zeugnisses, die steinernen, darauf die zehn Gebote geschrieben waren mit dem Finger Gottes. Aber wie schnell hatte das Volk die Furcht vor der Majestät Jehovahs verloren! Da Mose auf dem Berge verzog, hatten sie sich nach ägyptischem Vorbild ein goldenes Kalb gemacht, das sie nach Kanaan führen sollte. Diesem Götzen hielten sie ein Freudenfest, opferten, schmausten und spielten. Als nun Mose dem Lager nahte und das Kalb sah, ergrimmte er und warf die Tafeln aus seiner Hand und zerbrach sie, so daß er nachher neue hauen mußte, die aber wiederum Gottes Finger selbst beschrieb. Das Götzenbild aber zermalmte er zu Pulver, stäubte dieses aufs Wasser und gab es Israel zu trinken. Dann ließ er das Schwert durchs Lager gehen und unter den Zügellosen wirken, und fielen dieses Tages bei 3000 Mann. Zu Gott aber flehte der Mann: „Ach, sie haben eine große Sünde gethan; aber vergieb sie ihnen!"

Schweigend hatten sich Israels Kinder der Strafe gefügt: aber sie bekehrten sich nicht rechtschaffen zum Herrn. Bald fingen sie wieder zu klagen an: „Wer will uns Fleisch zu essen geben?" und sehnten sich zurück nach den Fleischtöpfen Ägyptens. Da ließ Gott einen Wind wehen, der Wachteln vom Meer her brachte, und streute sie um das Lager her. Das Volk sammelte sie zwei Tage lang.

Da aber das Fleisch noch unter ihren Zähnen war, schlug sie der Herr mit einer großen Plage.

Im andern Jahr sprach Gott zu Mose: „Sende Männer aus, die das Land Kanaan erkunden.“ Mose sandte zwölf Männer aus, die besahen das Land der Verheißung. Bei ihrer Wiederkehr lobten sie das Land, daß Milch und Honig drinnen fließe; aber starkes Volk sei auch drinnen, Riesen sogar, Enakskinder, gegen die sie wie Heuschrecken gewesen, und sehr feste Städte. Und zehn der Boten sprachen: Wir vermögen nicht hinaufzuziehen, denn sie sind uns zu stark! Da fuhr die ganze Gemeinde auf und schrie; sie heulten die ganze Nacht und murrten wider Mose: „Ach, daß wir in Ägypten gestorben wären, oder noch stürben in der Wüste!“ Sie wollten auch gleich ins Diensthaus zurückziehen. Josua und Kaleb, die zwei Bessern der Kundschafter, zerrissen im Schmerz ihre Kleider und sprachen: „Das Land ist sehr gut, und wenn uns der Herr gnädig ist, so wird er uns hineinbringen. Fallet nicht ab vom Herrn und fürchtet euch nicht vor den Bewohnern des Landes, denn es ist ihr Schutz von ihnen gewichen.“ Aber das Volk wollte sie steinigen.

Da erschien die Herrlichkeit des Herrn und verkündigte: „Keiner der Männer, die meine Zeichen gesehen und mich nun zehnmal versucht haben, soll das Land sehen, ohne Josua und Kaleb. Eure Kinder will ich hineinbringen, daß sie erkennen sollen das Land, das ihr verwerfet; ihr aber sollt 40 Jahre in der Wüste irren und eure Leiber sollen darin verfallen.“ Und so geschah es. Zwar machten sich die Israeliten, erst verzagten, nun trotzigen Herzens, am Morgen auf und wollten jetzt hinaufziehen. Mose warnte; allein sie waren störrig und gingen. Da kamen die Amalekiter und Kanaaniter vom Gebirge und zerschmissen sie.

So irrten die Kinder Israel noch 38 Jahre in der Wüste herum, und fielen nach einander hin. Sie lehnten sich auch immer wieder auf gegen Gott und gegen seinen Knecht Mose, den demütigsten Mann auf Erden. Korah, Dathan und Abiram empörten sich wider Mose und spotteten: „Wie fein hast du uns gebracht in ein Land, darin Milch und Honig fließt, und hast uns Äcker und Weinberge zum Erbteil gegeben!“ Da schuf der Herr etwas Neues; denn die Erde verschlang sie mit allem was sie hatten. — Ein andermal war das Volk verdrossen auf dem Wege und redeten wider Gott und Mose: „Warum hast du uns aus Ägypten geführt, daß wir sterben in der Wüste? Denn es ist kein Brot und Wasser da, und unsrer Seele ekelt vor dieser losen Speise!“ Da [illegible] der Herr feurige Schlangen unter sie, daß eine große Menge starb. Jetzt kamen sie [illegible] und sprachen: „Wir haben gesündigt; bitte den Herrn, daß er unser schone.“ Und [illegible] hat's. Da hieß der Herr ihn eine kupferne Schlange machen, und sie an einem [illegible]abe aufrichten; wer gebissen sei, solle sie ansehen, so werde er leben. Mose richtete das Bild auf, und welcher Gebissene es im Glauben ansah, der blieb leben. So sollte einst des Menschen Sohn am Kreuz erhöhet werden, auf daß alle vom Schlangenbiß der Sünde Verwundete, welche glaubig zu ihm aufsehen, ewiges Leben haben.

Die 40 Jahre der Wanderung gingen zu Ende. Die alten Israeliten waren alle gestorben bis auf Josua und Kaleb; ein neues, folgsameres Geschlecht war aufgewachsen. Mose führte dieses nicht gerade nördlich hinauf nach Kanaan, sondern um das Grenzvolk der Edomiter, der Nachkommen Esaus herum, die den Durchzug verweigerten und deren verwandtes Blut er schonen wollte, so daß der Zug von Osten her gegen das heilige Land kam. Er schlug hier die Amoritischen Könige, Sihon zu Hesbon und Og zu Basan, und nahm das Ostjordanland ein. Ins eigentliche Kanaan sollte er aber nicht selbst hineinkommen; denn er war einmal schwach geworden im Glauben. — Der Herr verkündigte ihm sein nahendes Ende. Da ermahnte er noch alles Volk mit rührenden Worten, seinem Bundesgotte treu zu sein. „Höre Israel,“ sprach er, „der Herr unser Gott ist ein einiger Herr; und du sollst den Herrn deinen Gott lieb haben von

ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allem Vermögen!" — Der Herr zeigte ihm noch vom Berg Nebo das ganze Land der Verheißung; und nachdem er es gesehen, starb er daselbst, 120 Jahre alt, der große Mann Gottes, dessen Augen nicht dunkel worden waren und dessen Kraft nicht verfallen war. Er war der Herzog Israels, hindeutend auf den Herzog der Seligkeit, der uns aus dieser Welt ins himmlische Kanaan führt.

Nach seinem Tode ward Josua der Führer Israels; denn Mose hatte ihm auf Gottes Befehl die Hand aufgelegt und ihn der Gemeinde vorgesetzt.

§ 4. Israel ein Gottesstaat.

Kanaan im weitern Sinne wird begrenzt: nördlich vom Libanongebirge östlich von der syrischen Wüste, südlich vom steinigen Arabien und westlich vom Mittelmeer. Da fließt der Jordan, von Mitternacht her, mitten hindurch, welcher drei Seen bildet, zuerst den kleinen Meromsee, dann den größeren Genezareth und zuletzt das tote Meer, darein er sich selbst begräbt. Im engeren Sinne begreift man unter Kanaan nur das Land westlich vom Jordan, das bloß 62 Stunden lang und in seiner weitesten Ausdehnung 22 Stunden breit, aber gesegnet ist mit allerlei herrlichem Erzeugnis, Weizen, Wein, Feigen, Datteln, Oliven, Honig und allerlei Würze. Die Kanaaniter waren nur eine der mächtigern Völkerschaften, die darin wohnten. Ein besonders starkes Volk, das die Südküste inne hatte, waren die Philister, von denen auch das ganze Land Palästina heißt.

Im Ostjordanlande sprach Gott zu Josua: ziehe über diesen Jordan mit dem ganzen Volk, und sei getrost, es soll dir in allem gelingen. Da wiederholte sich das Wunder am roten Meere. Die Priester trugen die Lade des Bundes voran; da staute sich oben das Wasser des reißenden Stromes, während es unten abfloß, so daß Israel im Trockenen durch das Strombette gehen konnte. Josua schritt getrost weiter, und es gelang ihm in allem. Er eroberte Jericho durch die Wunderhilfe des Herrn, er eroberte Ai, eine Stadt nach der andern, denn Gott war mit ihm und erfüllte jetzt die den Vätern gegebene Verheißung. In sieben Jahren war die Einnahme des Landes so weit gediehen, daß man zur Austeilung schreiten konnte, um 1440. Die darin noch übrigen Heiden sollten von den einzelnen Stämmen in ihren Erbteilen vollends bewältigt werden.

Es sollten aber die heidnischen Einwohner gänzlich vertilgt oder doch ausgetrieben werden; das war ausdrücklicher Gottesbefehl. Derselbe scheint hart, aber diese Völker hatten das Maß ihrer Bosheit voll und sich zum Gerichte reif gemacht. Daß die Israeliten Gottes Befehl nicht völlig ausrichteten, daß sie solche tief entartete Götzenknechte unter sich leben ließen, ja mit ihnen Freundschaft und eheliche Verbindung eingingen, das gereichte ihnen zum Strick und Fall, denn sie ließen sich von ihnen in ihre greuliche Abgötterei hineinziehen, — und zu Jammer und Wehe, denn der Heilige in Israel strafte ihren Abfall. Er strafte ihn so, daß sie von denselben Völkern bedrängt und geknechtet wurden, deren Götzendienst sie angenommen hatten.

Das eroberte Land war unter die Kinder Israels durchs Los verteilt mit Ausnahme dessen über dem Jordan drüben, welches die Stämme Ruben, Gad und halb Manasse auf ihre Bitte vorweg in Besitz erhielten. Obschon Josephs Söhne, Ephraim und Manasse, in ihren Nachkommen zwei Stämme bildeten, waren doch nur zwölf Stammteile zu machen; denn Levi erhielt keinen Landesteil, sondern Städte durchs ganze Land hin, auf daß überall Lehre und Anleitung zum Gottesdienst sei.

Als Josuas Lauf zu Ende ging, ließ er die ganze Gemeinde nach Sichem rufen und verabschiedete sich von ihr. „So fürchtet nun," sprach er zuletzt, „den

Herrn und dienet ihm treulich, und lasset die fremden Götter fahren. Gefällt es euch nicht, dem Herrn zu dienen, so wählet, wem ihr dienen wollt. Ich aber und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen."

Nach ihm gab es kein gemeinsames Haupt über Israel. Jeder Stamm lebte für sich in seinem Erbteil, und die Familienhäupter und Stammesältesten regierten. Gott aber war der König aller, und so trat jetzt der Gottesstaat oder die Theokratie ins Leben. Gott wollte allein ihr König sein; das leibliche Israel sollte ein Vorbild des geistlichen, der Kirche sein, und diese soll kein sichtbares Oberhaupt haben; der Herr allein will ihr Haupt sein. Die Israeliten standen in der besondersten Regierung Gottes, der ihnen die passendsten bürgerlichen Gesetze gegeben, der hinfort noch, wo es nötig war, durch außerordentliche von seinem Geist erleuchtete Boten, die Propheten, mit ihnen handelte, der endlich Gericht mit ihnen hielt so mächtig empfindbar und auf der That schnell, wie er es bei andern Völkern weder that noch thut. So lebte denn Israel im Lande der Verheißung als ein in seiner Art einziges Volk. Die übrigen Völker waren heidnisch, und Gott ließ sie „ihre eigenen Wege gehen" bis zu der Zeit, da sein allgemeiner Gnadenratschluß offenbar werden und das Reich seines Gesalbten aufgerichtet werden sollte von einem Meer zum andern. Gott waltete wohl auch über den Heiden, der überall Gegenwärtige und Wirksame; er ließ sich auch ihnen nicht unbezeugt, redete mit ihnen durch die Schöpfungswerke, durch ihr Gewissen, durch ihre Geschicke; aber er gab ihnen noch nicht das Licht einer unmittelbaren Offenbarung, und nahm sie nicht gleichsam an seine Hand, sie zu leiten und zu führen. Doch fiel von Israel mancher Lichtstrahl auch in die finstere Heidenwelt.

Wie nun die Israeliten gegen den Herrn sich hielten, wohl oder schlimm, so ließ er es ihnen ergehen. Dienten sie ihm, so lebten sie glücklich unter seinem Gnadenscepter; wurden sie abtrünnig, so gab er sie in die Hände ihrer Feinde hin. Es kamen die angrenzenden Syrer, die bezwungenen und auf die Seite gedrängten Midianiter, Moabiter, Ammoniter, Amalekiter, Philister &c. über sie, beraubten und unterjochten sie und thaten ihnen viel Leides. Wenn sie dann in ihrer Not wieder den Herrn suchten und sich zu ihm bekehrten, so war er barmherzig und erweckte einen Helden aus ihnen, der sie befreite. Diese Befreier behielten dann auch nach dem Kriege eine gewisse Obergewalt. Richter hießen sie, und darum heißt die Zeit zwischen Josua und den Königen die Richterzeit, das Heldenalter Israels. Die bemerkenswertesten Richter sind: Othniel, Ehud, Barak, Gideon, Jephtha, Simson, Eli, Samuel.

Sieben Jahre nach einander kamen die Midianiter ins Land, verderbten das Getreide und führten das Vieh hinweg. Da schrie das Volk zu Gott, und ein Engel erschien dem Gideon, einem jungen Manassiter, und sprach: „Du sollst Israel erlösen." Da zog ihn der Geist des Herrn an; er schickte Boten aus, und es sammelten sich zu ihm 32000 Mann. Daß Israel sich nicht rühme, schied Gott 300 Mann aus. Gideon teilte diese in drei Haufen; er gab jedem Manne eine Posaune, einen Krug und eine Fackel darin. So fielen sie des Nachts den ungeheuren Schwarm der Feinde an; sie bliesen die Posaunen, zerschlugen die Krüge, schwangen die Fackeln und riefen: „Für Jehovah und für Gideon!" Das feindliche Heer fuhr aus dem Schlafe auf, würgte unter sich selbst und nahm reißende Flucht. Israel jagte nach und rieb sie auf. Da sprachen etliche zu Gideon: Sei Herr über uns! Er aber sprach: Jehovah soll euer Herr sein!

Der Priester Eli sprach einst zu einer Kinderlosen, die in Silo betete: „Gehe hin mit Frieden, der Gott Israels wird dir deine Bitte geben!" Sie gebar einen Sohn, Samuel, den sie später zu Eli brachte, denn sie hatte ihn dem Herrn zum Dienste geheiligt. Gott offenbarte sich ihm und salbte ihn frühe mit seinem Geist zu einem Propheten. Elis zwei Söhne aber, die des Priesteramtes pflogen, trieben Mutwillen beim Heiligtum. Eli strafte sie mit Worten, that aber ihrem bösen Wesen keinen ernstlichen Einhalt. Darüber ergriff Gottes Gericht ihn und sie. Israel lag im Streit mit den Philistern, und Elis Söhne zogen mit der Bundeslade hinaus; sie fielen aber in einer großen Schlacht, darin selbst die Lade vom Feinde erbeutet ward. Als der alte Eli diese Botschaft hörte, fiel er vor Schreck vom Stuhl und starb. Die Philister nun stellten die Bundeslade zu Asdod

im Tempel ihres Gottes Dagon auf. Am andern Morgen lag das Bild des Götzen zertrümmert vor ihr. Sie selbst wurden mit häßlicher Krankheit hart geplagt, bis sie die Lade in Furcht vor dem Gotte Israels seinem Volke zurücksandten.

Der letzte Richter und der größte war Samuel, obwohl er noch keine Kriegsthaten verrichtet hatte und, wie es scheint, nie selbst mit in den Streit ging. Er machte aber Israel durch die Kraft seines Gebetes von der Gewalt der Philister frei. An der Grenze derselben richtete er einen Stein auf mit der Inschrift: Ebenezer! d. h. bis hieher hat der Herr geholfen! Er verwaltete sein Amt mit aller Treue, zog jährlich durchs Land, sprach überall Recht, stellte Ruhe und Ordnung her, predigte dabei den Leuten fleißig Gottes Wort, und hielt sie ernstlich zur Glaubenstreue und frommem Wandel an. Er gründete Prophetenvereine. Als er älter ward, ließ er sich von seinen Söhnen im Richteramt vertreten. Diese aber nahmen Geschenke und beugten das Recht. Da forderten die Israeliten von ihm, er solle einen König über sie setzen, wie ihn die Heiden umher hätten. Das gefiel Samuel übel, denn er erblickte darin eine Auflehnung wider Jehovah. Der Herr, dem er's klagte, sprach zu ihm: „Sie haben nicht dich, sondern mich verworfen:" doch hieß er ihn den Thoren willfahren zu ihrer eigenen Strafe. Da salbte ihnen Samuel (um 1070) den Saul, aus dem Geschlechte Benjamin, zum Könige. Der war ein feiner Mann, eines Hauptes länger als alles Volk, und alles Volk jauchzte ihm zu.

IV. Älteste Geschichte von andern Völkern.

Wir sind mit Israel schon bis ins elfte Jahrhundert vor Christo herabgeschritten; müssen uns nun doch auch bei den andern Menschenkindern ein wenig um- und wieder in frühere Zeiten zurückschauen. Wir haben hier freilich keine zuverlässige Geschichte wie die der Israeliten, welche im Worte Gottes geschrieben steht; hier sind die Nachrichten oft nur Sage, manchmal dem werten Leser gleich in die Augen springende Fabel, aus der er sich selbst den Kern des Wahren herausklauben möge, der etwa in der Hülse steckt. Übrigens gewähren Schriften und Denkmäler aus jener Zeit doch vielfach ziemliche, ja teilweise völlige Sicherheit.

§ 1. Ägypten.

Zunächst wollen wir von dem Land handeln, mit dem uns Israels Geschichte schon einigermaßen bekannt gemacht hat. Nachkommen Hams, doch nicht krausköpfige kohlschwarze Neger mit plumpen Gesichtern, sondern Menschen von edlerem Ansehen und einer der semitischen verwandten Sprache, nahmen das Nilthal in Besitz.

Aus Seen, die unter dem Äquator liegend von Schneebergen gespeist werden, fließt der Nil zuletzt durch einen Felsenspalt ins Mittelmeer. Er schafft hier durch seine alljährliche Überschwemmung, die mit dem Frühaufgang des Hundssterns, 28. Juli, zusammentrifft, einen überaus fruchtbaren Uferstreifen, indem aus dem Schlamm, den er zurückläßt, die reichsten Ernten erwachsen. Das Hirtenvolk, welches aus Asien hier einzog, lernte notwendig Ackerbau treiben, erhöhte Städte bauen, Kanäle graben, Dämme anlegen und in Schiffen fahren, da mit jedem Spätsommer das Land in ein Meer verwandelt wurde.

Zuerst wurden vier Landschaften besiedelt, im Unterlaufe des Stroms rechts Anu (On), links Memphis, im Oberlauf rechts Tape (Theben), links Abtu (Abydus). Mit der Vereinigung dieser Gebiete beginnt die Geschichte von Kam (Schwarzland), wie die Ägypter ihren Boden nannten. Hier entwickelte sich früh eine strenge Einherrschaft, wie sie dem wohlbegrenzten, eng zusammenhängenden Lande wohlthat. Hier wurde die erste Schrift erfunden: man ritzte zuerst Bilder in Felsen zur Erinnerung an Geschehenes, kürzte dann die Bilder ab und setzte sie zusammen. Ein Quadrat bedeutete ein Haus, setze ein Götzenbild dazu, so bedeutet es einen Tempel. Ein paar Wellenlinien zeigten das Wasser an, ein hinzulaufendes Kalb gab den Begriff: Durst. Ein Schritt weiter war, den Adler zu zeichnen und dieses Zeichen für A festzusetzen. In dieser Weise wurde fortgemacht, denn die zähe Art des Volksgeistes liebte es, das Errungene festzuhalten und stetig zu entwickeln, bis ein ganzes Schriftsystem (die Hieroglyphen) erfunden war. Und diesen Anfang der Geschichte Ägyptens darf man gewiß auf 3500 v. Chr. (wenn nicht höher hinauf) rücken. (Fig. 12 zeigt einige Hieroglyphen, die man schon mit altchinesischer Zeichenschrift verglichen hat.)

Die Ägypter sagten: Mena „der Feste" sei der erste menschliche König gewesen, in welchem die Regierung des Landes von Göttern auf Menschen übergegangen sei. Er vereinigte das Land und machte Memphis zur Hauptstadt, die er durch einen Damm gegen den Nilandrang schützte. Die Gelehrten können sich aber über seine Zeit nicht vereinigen; die einen setzen ihn um 5700 (Böckh),

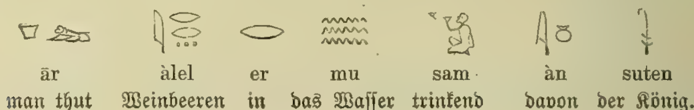


Fig. 12. Hieroglyphen.

andere um 4455 (Brugsch), 4157 (Lauth), 3623 (Bunsen), 3500 2c. Ihm werden die ersten Gesetze des Landes und der Bau des Tempels in Memphis (Men-nefer, guter Hafen) zugeschrieben. Dieser Tempel galt dem Ptah, dem schaffenden Gott, „dem Vater der Väter der Götter". Neben diesem verehrte man aber auch Ra, die Sonne des Tags, Tum, die Sonne im Westen, die Göttinnen Nut und Neith und andere Gottheiten. Augenscheinlich galt zuerst nur Ein Gott, dessen einzelne Eigenschaften aber wurden auch vergöttert, und als Schutzgott verschiedener Gegenden bekam dann derselbe Gott verschiedene Namen. Merkwürdig war schon den Alten, wie die Ägypter gewisse Eigenschaften ihrer Götter in Tieren ausgedrückt fanden und also gewisse Tiere für heilig erklärten, Stiere, Katzen, allerhand Vögel und Käfer. Wer eine Katze tötete, mußte ohne Erbarmen sterben. Spätere Götter sind der Osiris (Usiri) und seine Gattin Isis (Hes); ihm gehört der schwarze Stier Hapi, dessen Tod jedesmal eine allgemeine Landestrauer zur Folge hatte. Ein böser Gott war Set, der mit der Schlange Apep zusammenfällt und dem das Krokodil heilig war.

Die langen Königslisten, die ins graue Altertum hinaufreichen, aber nicht durchaus zusammenstimmen, müssen wir hier beiseite lassen, da wir nur das Wichtigste aus dieser reichen Geschichte geben können. Senefru, der siebte König der dritten Dynastie (um 3000), hat sich auf der Sinaihalbinsel ein Denkmal gesetzt, denn dorthin hat er seine Herrschaft ausgedehnt, um der Kupfer- und Türkis-Gruben willen. Sein Sohn war Chufu, der die höchste Pyramide (d. h. ausgefüllten Stufenturm) baute, 151 m hoch, 3400 oder 2980 v. Chr. Das war nämlich damals das Hauptgeschäft der Großen, sich eine ewige Wohnung zu bauen.

Frühe fing darum ein König an, seine Grabkammer mauern zu lassen, und darüber türmte er einen künstlichen Steinberg auf (aus 216 Schichten von Quadern), in welchem er alles Wissen seiner Zeit, Baukunst, Bildnerei und Malerei nebst Sternkunde, verkörperte, um zuletzt das ganze Riesenwerk mit geschliffenen Granitplatten von oben herab zu überkleiden und für jede Zerstörung unzugänglich zu machen. (Die Araber haben doch die Bekleidung und den Gipfel abgenommen.) Der Sphinx, der noch neben der Pyramide aus dem Sande hervorschaut (s. Titelbild), stellt Senefru's Vater, den gerechten König Huni, vor.

Eine Vergleichung von Hochbauten zeigt, wie erst der Kölner Turm die ursprüngliche Höhe der Pyramide übersteigt; ob er auch so lang ausdauern wird wie sie, ist eine andere Frage. Solcher Pyramiden (vergl. auch das Titelbild) gab es einst in die 70; Chufu's Sohn Chafra baute die zweitgrößte und sein Nachfolger Menkara die dritte. Alle diese Könige wurden durch den Tod

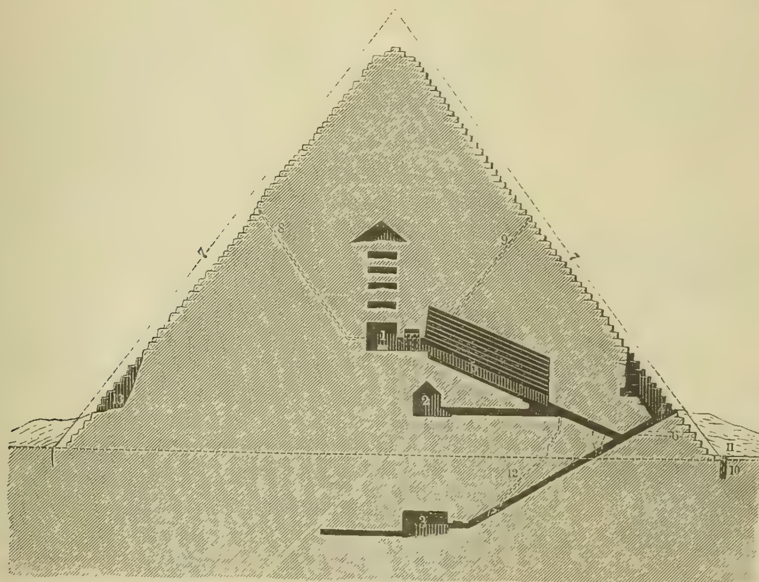


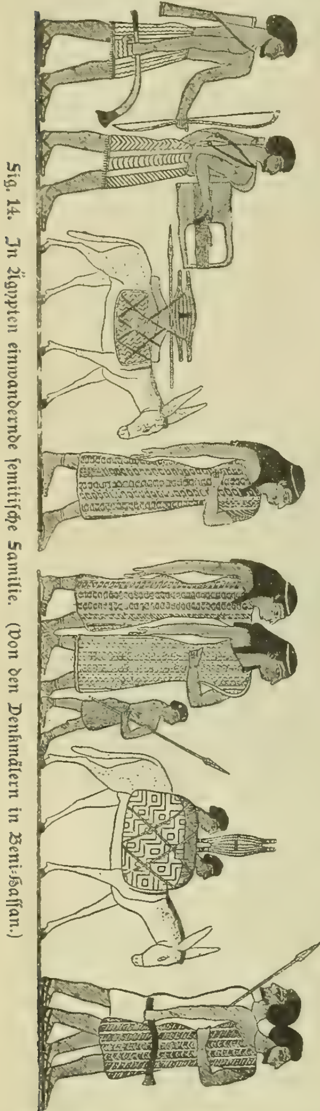
Fig. 13. Das Innere der großen Pyramide.

1. Grabkammer des Königs, 2. der Königin, 3. unterirdische Kammer, 4. Eingang. 5. Großer Zugang, 7. Linie der ursprünglichen Bekleidung, 8. 9. Luftkanäle, 11. Trümmer.

Götter, die man noch nach Jahrhunderten verehrte. Der König galt auch schon im Leben für den höchsten Priester und Gesetzgeber, der die Priester ernannte, wie andere Beamten. Man findet noch schöne Bildwerke von Menschen und Tieren aus dieser Zeit, z. B. die porträtähnliche Statue des Chafra, auch wurden medizinische Schriften und Lebensregeln verfaßt. Es ist im ganzen eine Zeit des Friedens, noch gibt's kein Pferd und kein Kamel, auch kein Eisen in Ägypten; im Süden aber wurde fleißig Handel getrieben, um Affen und Elfenbein zu gewinnen. Der Reiche ritt auf dem Esel, jagte gern und angelte, aß auch Hyänenfleisch, aber gewiß kein Schweinefleisch; Musik und Tanz wurden stark betrieben.

Später (mit der sechsten Dynastie) wurde Abtu die Hauptstadt, dann (mit der elften) Tape. Die Herrscher des zwölften Königshauses gingen über die alte Südgrenze (Syene) hinaus und eroberten Nubien. So zuerst Amenemha I. (2545 oder 2380), dann sein Sohn Usurtasen, der Kusch oder Äthiopien eroberte, viel Gold von dort herabbrachte und den Tempel des Anum („des Ver=

borgenen") in Tape ausbaute. Einen besonderen Namen machte sich Amenemha III. (2425 oder 2200) durch eine friedliche Eroberung: um das überflüssige Wasser möglichst festzuhalten, grub er bei Memphis den großen See Meri aus, dessen Schleußen an den 15 m breiten Dämmen den Zufluß und Abfluß regelten. Oberhalb des Sees aber baute er einen gewaltigen Reichstempel, das Labyrinth, mera genannt, das um 12 Höfe her 1500 Gemächer enthielt, alle mit Stein bedacht. Da kamen die Vertreter aller Landschaften zu gemeinschaftlichen Festen zusammen.


Fig. 14. In Ägypten einwandernde semitische Familie. (Von den Denkmälern in Beni-Hassan.)

Eine neue Zeit brach an mit dem Eindringen semitischer Hirtenstämme von Nordosten her. Man hat lang den Ägyptern Unrecht gethan, indem man ihnen Kasten zuschrieb; die Wahl des Berufs war bei ihnen völlig frei, wenn sich auch die Beschäftigungen gern vom Vater auf den Sohn vererbten. Aber alles Fremde mieden sie, und das Wanderleben der Hirtenvölker war ihnen ein Greuel, am meisten natürlich Schweinehirten. Nun drängten sich aber Hirten aus Aduma (Edom) und andere Schasu (Nomaden) ein, man nannte sie Hyksos, Hirtenfürsten. Unter allerlei Reibungen ließen sie sich zuerst in einer Stadt Havaris nieder und unterjochten allmählich fast ganz Ägypten. San (Zoan) war ihre Hauptstadt, ihr Gott Baal oder Sutech: wohl drei Jahrhunderte lang währte ihre Herrschaft (2181—1825 oder 1950—1660), welche sich kaum über Oberägypten erstreckte, wenn sie nicht dieses durch ägyptische Statthalter regieren ließen. So arg gottlos, wie es die Ägypter darstellen, werden sie nicht gehaust haben, aber diesen erschienen sie so unrein wie Aussätzige, wenn sie selbst auch mit der Zeit sich ägyptisierten. Einige glauben, daß unter Apepi II. Joseph ins Land kam. Fast alle Denkmäler der Hirtenfürsten wurden später vernichtet. Es begab sich nämlich, daß einer der erblichen Fürsten in Tape, Aahmes I. (18. Dynastie, 1825 oder 1660), mit Schiffen hinabzog, Memphis eroberte und endlich auch Havaris einnahm und zerstörte, worauf er die alten Tempel herstellte.

Die Hirten aber hatten doch mittlerweile Ägypten mit Kamelen, Pferden und Streitwagen bereichert, von welchen die Könige fortan fleißig Gebrauch machten. Denn die große Anstrengung zur Austreibung der Hirten gab nun einen Anstoß zu Eroberungszügen. Gleich Aahmes' Sohn Amenhotep I. unterwarf sich wieder Nubien, und sein Sohn Tothmes I. zog nach Syrien und bis an den Euphrat. Ihm folgte die Regentin Makara, die Schiffe aussandte, das Weihrauchland Punt zu erobern, das Giraffen und Leoparden nach Ägypten ablieferte, außer Kokosnüssen und Weihrauchbäumen. Ihr jüngerer Bruder Tothmes III. (um 1705 oder 1590) bezeichnet vielleicht die Mittagshöhe ägyptischer Macht. Da kommen die Obelisken auf, viereckige, spitzzulaufende Säulen aus Einem Granitblock bis 45 m hoch; einer der 21 m hoch

ist, von Tothmes III. dem Gott Tum, dem Sonnengott von Anu geweiht, wurde 1878 nach London gebracht, während andere jetzt in Rom, Paris, London, Newyork, Berlin und Konstantinopel sich anstaunen lassen. Nun dieser Tothmes kämpfte bei Megiddo mit den Hethitern (Cheta) und gewann dort 2000 Pferde und noch mehr Sklaven, dann schlug er die Rutennu (Syrer), befuhr den Euphrat, jagte Elephanten (im Land Nii) und nahm reichen Tribut von allen möglichen Völkern ein. Auch sein Nachfolger Amenhotep II. drang bis nach Mesopotamien vor, und der dritte Amenhotep nach Kusch hinauf. Er ist der Memnon der Griechen, der sich durch zwei riesige Bildsäulen verewigte. Doch alle diese Herren haben nicht bloß eifrig gekriegt, sondern auch fleißig gebaut, wozu ihnen die vielen Kriegsgefangenen dienen mußten, namentlich machten sie Tape (No Ammon) zur

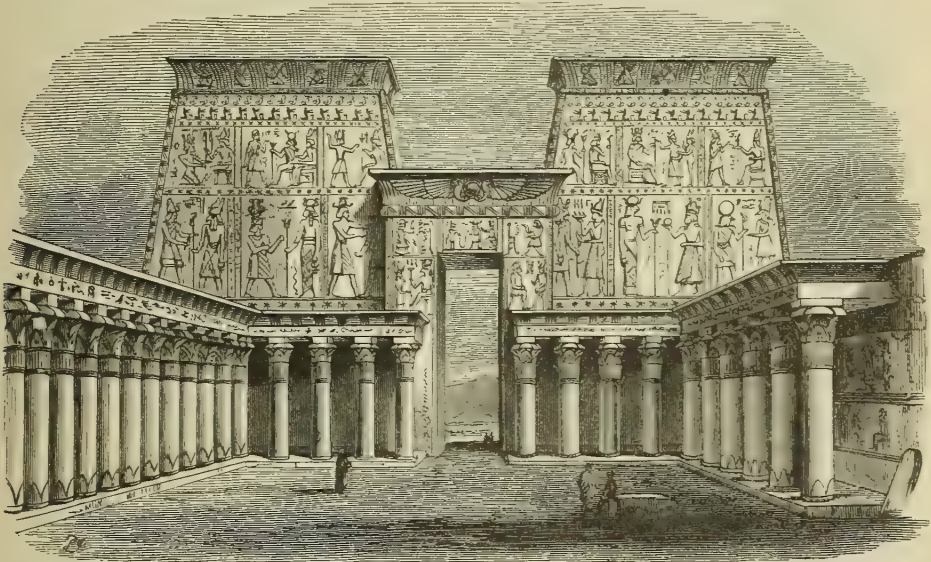


Fig. 15. Rekonstruierter Vorhof mit Säulenhalle des Tempels zu Edfu (Oberägypten).

weltberühmten „hundertthorigen" Stadt, obwohl sie kein Stadtthor, nur gewaltige Eingänge zu ihren Tempeln und Palästen hatte.

Noch bedecken die Trümmer von diesen das ganze 4 Stunden breite Thal mit unzähligen Säulen und Kolossen; was muß erst der Anblick der prachtvollen Riesenstadt in der Zeit ihres Glanzes gewesen sein! Ein solcher Tempel war höchst ausgedehnt: mächtige Mauern umgeben den geweihten Raum, durch turmartige Pylonen tritt man in den Vorhof ein und schreitet durch eine Sphinxenallee auf den Eingang des Tempelgebäudes zu, vor welchem hinter Obelisken zwei riesige Könige sitzen. Der Bau selbst, durch keine Fensteröffnung unterbrochen, ist mit geheimnisvoller buntfarbiger Bilderschrift, mit Darstellungen der Götter und der Herrscher, wie mit einem riesigen Teppich bedeckt. — Daneben nehmen sich die Wohnungen der Menschen zwar ebenso ernst, aber doch ärmlich aus. Das flache Dach läßt sie wie Würfel erscheinen; in vornehmeren Wohnungen ist freilich das Haus vielgestaltiger, indem es einen innern Hof umgiebt, nach welchem sich auch Fenster öffnen. — Weiter aber war in die libysche Felswand hinein eine zweite Stadt gegraben, die Totenstadt, da geräumige Gänge wohl 100 Meter tief in die Felsen führen zu den ewigen Wohnungen der Entschlafenen: ein Labyrinth von Kammern, Galerien und Kapellen, mit schönen Skulpturen und lebhaft kolorierten Wandgemälden bekleidet, bis man zur Halle vordringt, wo der Gottgewordene in seinem Sarkophag von Alabaster oder Granit ruht. Dort findet man Tausende

von einbalsamierten Mumien mit Papyrusrollen, Amuletten und allem, was das Leben der Verblichenen anschaulich machen kann.

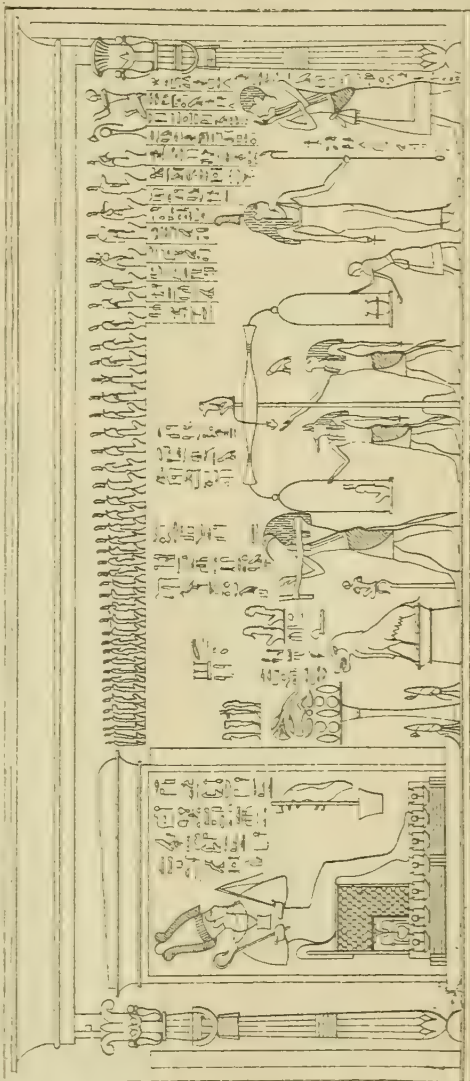
Große Eroberer waren auch die Könige der 19. Dynastie, ja ihr Ruhm reichte noch weiter, weil sie ihn durch Denkmäler im Ausland verherrlichten. So hat Seti I. (1585 oder 1439) mit den Schasu in Kanaan, den Cheta und Rutennu in Syrien gewaltig gekämpft, ebenso mit Lybiern, Nubiern und Negern. Sein Sohn Ramses II. (1576 oder 1388) wurde als Sesostris maßlos verherrlicht; er setzte sich ein jetzt verstümmeltes Denkmal bei Berut, darin er seine ersten syrischen Siege, über Kadesch am Orontes, erzählte; ein anderes aber besagt, daß er Frieden mit dem König der Cheta schloß und dessen Tochter ehelichte. Er begann einen Kanal vom Nil in's rote Meer zu bauen und errichtete an demselben die Festungen Pitum und Ramses (2 Mos. 1, 11), das Land gegen Osten zu schützen. Nachdem er 66 Jahre geherrscht, folgte eines seiner 119 Kinder, Meneptah I. (1511 oder 1322), der Einfälle der syrischen Wüstenbewohner wie der Lybier abzuwehren hatte. In seine Zeit versetzt man gewöhnlich den Auszug der Israeliten, wovon natürlich kein Denkmal spricht. Jedenfalls gab es damals trübe Zeiten für Ägypten; auch dem zweiten Meneptah gelang wenig, da ihm ein Gegenkönig das Reich streitig machte. „Damals," sagt ein Papyrus, „war lange Jahre kein Oberhaupt, das Land gehörte den Statthaltern, die sich unter einander befehdeten; und weil die Götter wie Menschen geworden waren, brachte man ihnen keine Opfer mehr in den Tempeln." — Seti II. und sein Sohn Ramses III., den man um 1325 setzt, stellten die Herrlichkeit des Reiches wieder einigermaßen her. Letzterer wird als der letzte große König Ägyptens betrachtet, welcher die Lybier und ihre Verbündeten auch in einer Seeschlacht überwand, weiter Neger und Amoriter besiegte und den Seehandel mit Punt stark betrieb. Von seinen Nachfolgern aber bis auf Ramses XIII. (mit dem die 20. Dynastie um 1140 schließt) ist wenig zu sagen; die Zeiten des Ruhms sind vorüber.



Fig. 16. Porträtstatue Ramses II. (Nach Lepsius.)

In dieser Zeit wurden die alten und neuen Götter wunderlich verschmolzen. Von allen Klassen der Bevölkerung standen die Schreiber am höchsten, weil aus ihnen die Priester und Beamten genommen wurden. Das Papier wurde aus dem Mark der Papyrusbinse gewonnen, indem man solches in sehr feine und möglichst breite Längsstreifen spaltete, diese auf einer befeuchteten Tafel zu einem Blatt ordnete und mit einer zweiten Schicht von Streifen, die sich mit jener der ersten kreuzten, bedeckte und zusammenpreßte. Die erhaltenen Platten leimte man zusammen, um möglichst lange Rollen zu bekommen. Darauf schrieb man nicht mehr die alten Hieroglyphen, sondern eine abgekürzte, die sogenannte hieratische oder Priesterschrift; noch flüchtiger ist die um 1300 aufgekommene demotische Schrift (für den späteren Volksdialekt). Das schreibselige Volk hatte viele Bücher, ja ganze Büchersammlungen; man verfaßte Gedichte, behandelte die Heilkunde für Menschen und Tiere eingehender als in Babel, betrieb auch die Sternkunde, ohne doch darin die Babylonier zu

erreichen. Übrigens wurde der ägyptische Kalender durch Cäsar in Europa eingeführt und galt hier 1700 Jahre, denn durch die stete Beobachtung der Nilschwellung gelangte man zur Auffindung des festen Jahrs. — Im Gericht wurde alles schriftlich abgemacht. Der Handel war bedeutend, doch blieb der Fremdenverkehr auf gewisse Häfen beschränkt. Heilige Bücher zählte man 42; das wichtigste war das Totenbuch, „die Auferstehung im Licht“ benannt, dessen erstes Kapitel wenigstens jeder Verstorbene wissen mußte, um ins Jenseits aufgenommen zu werden. Denn Osiris mit 42 beisitzenden Göttern prüft die Seelen; daher strengt sich jeder an, während er sich sein Grab ausbaut und schmückt, durch frommen Wandel würdig zu werden, daß er zu den Göttern zurückkehre und dort frisch weiter lebe „wie er lebte auf Erden“. So üppig und leichtfertig ein Ägypter auch leben mochte, dennoch bemühte er sich, jeden Verkehr mit Fremden zu meiden und sein Gesamtleben zu einem Gottesdienst zu machen. Noch peinlicher beobachteten die Priester alle Reinheitsregeln; ein solcher rührte nie einen Fisch an, zweimal jeden Tag und jede Nacht wusch er sich, trug nur das feine leinene Gewand (das allein für den Tempel wie für das Grab paßte), also ja nichts wollenes! und Schuhe aus Papyrus. Alle Anstrengung aber bezweckte, das Leben bis in die fernste Zukunft zu erhalten, während vor allen der König, „der sein Angesicht über Ägypten leuchten läßt wie die Sonne,“ dafür sorgte, von der Nachwelt doch nicht vergessen zu werden.


Fig. 17. Ägyptische Darstellung des Totengerichts.

Wir fügen hier gleich den Verlauf der späteren Geschichte bei. Die Ramessiden wurden scheint's durch Oberpriester des Amun verdrängt, worauf Tape endlich aufhörte die Hauptstadt zu sein. Es kamen Könige von Zoan (San) auf, und dann der Semite Scheschank von Bubastis, der Salomos Sohn demütigte. Diesem „Sisak“ folgte sein Sohn Osorchon, in welchem manche den Kuschiten Serach finden. Bald aber zerbröckelte das Reich, wohl infolge der Übermacht, welche die lybische Leibwache gewann. Längst schon war Nubien ein selbständiger Staat geworden; jetzt eroberte sein Fürst Pianchi nach einander die ägyptischen Städte, doch ohne noch die Herrscher Unterägyptens zu verdrängen, 760. Sein Werk vollendete aber um 730 der Kuschite Sabako (Pharao So), der Ägypten völlig unterwarf, auch schon mit den Assyrern zusammenstieß. Auf dessen Sohn folgte 703 der Kuschite Taharka (Tirhaka), ein starker Held, der doch von Assarhaddon aus ganz Ägypten hinausgedrängt wurde 671, worauf der Assyrer das Land durch 20 Statthalter (Unterkönige) regieren ließ. Wiederholte Versuche der Äthiopier, Ägypten wieder zu ge-

winnen, führten den Großkönig Assurbanipal in's Land, der 663 Tape einnahm, ausplünderte und zerstörte (Nah. 3, 8 ff.). Doch neigten sich nun die Tage Assyriens dem Ende zu: ein Statthalter Psamtik in Sais wußte sich 653 unabhängig zu machen mit Hilfe griechischer Söldner, die ihm der König von Lydien zusandte. Sein Sohn Necho II. zog selbst gegen Nineve aus, wie um die Großthaten der alten Könige am Euphrat zu erneuern 608; er wurde aber vom babylonischen Nebukadrezar bei Karchemisch geschlagen 605 und sein Enkel Wafra (Hophra) unterlag 568 einem Aufruhr seines eigenen Heers. Sein Schwager und erst Mitregent, Aahmes II., von den Altägyptern auf den Thron gehoben, suchte noch Asien anzugreifen, wurde aber von Nebukadrezar geschlagen und sein Land verwüstet. Dann strebte er durch Bevorzugung der Griechen und Handelsfreiheit den früheren Glanz wieder herzustellen, sein Sohn Psamtik III. aber erlag 525 dem Ansturm der Perser.

Meroë.

Schon frühe waren die Ägypter nach Nubien hinaufgedrungen und hatten dort dem kuschitischen Volke (Äthiopen), das sie auf Denkmälern so rot malen wie ihre eigenen Gesichter, die Schrift, Religion und Kultur des Unterlandes

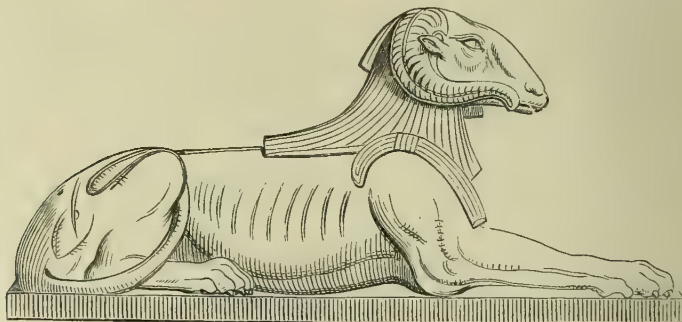


Fig. 18. Darstellung des Gottes Amun (von Karnak).

mitgeteilt. Bis zum Berg Barkal hinauf wurde Nubien ein Zubehör Ägyptens. Erst mit dem Sinken der Ramsesse erlangte es seine Selbständigkeit wieder, und die Stadt Napata (äthiopisch Merua, heut Meraui) am Barkal wurde die Residenz von Fürsten, die nach ägyptischer Weise regierten, aber den Priestern größeren Einfluß gestatteten. So entstand der Priesterstaat Meroë, dessen Könige ja auch Ägypten (760—672) beherrschten, später wenigstens sich gegen Psamtik und seine Nachfolger behaupteten. Erst der Perser Kambyses gewann ihnen Napata ab, worauf sie ein anderes Meroë oberhalb des Einflusses des Atbara in den Nil bauten und in ihrer Weise fortregierten, bis ein König Arkamen um 250 v. Chr. die Obmacht der Priester brach.

Noch erwähnen wir den alten Tempelstaat Ammonium, welcher westlich von Memphis mitten in der lybischen Wüste auf einer Oase (einer tiefliegenden grünen Insel im Sandmeer) entstand. Die Insel, 20 Stunden von Umfang, liegt wie eine Zauberwelt im öden Sandmeer, wasserreich, voll Palmen und anderem lieblichem Gehölze, mit Datteln, Granatäpfeln und andern Früchten wohlgesegnet. Hier war dem Gotte Amun ein prachtvoller Tempel gebaut, um welchen her die Wohnungen der Priester und anderer Reichsgenossen lagen, um den sich, wörtlich und bildlich geredet, alles reihte und scharte. In diesem Tempel war ein Orakel, d. h. der Gott weissagte, wenn ihn die Priester fragten, was zukünftig geschehen sollte. Dieses Orakel war weltberühmt, und nur das delphische (S. 48)

lief ihm noch den Vorrang ab. Aber viele Tausende und von den fernsten Orten her wallfahrteten auch durch den heißen Sand zum Gotte Ammn, um sich bei ihm Rats zu erholen. Sein Bild, von Gold und Elfenbein, hatte einen Widderkopf mit gewaltigen Hörnern.

§ 2. Die Arier.

Wir gehen aus Afrika wieder nach Asien herüber. Schon tief in diesem Weltteile drin ist ein mächtiges Gebirge, heutzutage der Hindukoh, bei den alten Paropamisus genannt. Nordlich und südlich von diesem Gebirge hatte sich in graueſter Zeit ein Volk niedergelassen, das uns besonders wichtig ist, weil es nicht nur von unserm Urvater Japhet stammt, sondern auch an Gesichtsbildung und Sprache mit uns verwandt ist. Dieses Volk heißt die Arier, welcher Name wohl die Pflügenden, dann die Ehrwürdigen bedeutet, im Gegensatz gegen die Nomaden von Turan.

Die nördlichen Arier, das Zendvolk.

Die nördlichen Arier, auch das Zendvolk genannt, bildeten in nicht zu bestimmender Zeit einen Priesterstaat Baktra (Balch) unter dem Priesterkönige Dschemschid (Jima). Von diesem wird Hohes ausgesagt: daß er „die Erde einrichtete, die trefflichsten Bäume und nährendsten Gewächse, die besten Tiere und Menschen, die glänzenden Feuer in's Land einführte, die Gewässer dahin leitete, den Pflug erfand, Wohnungen einrichtete, in welchen vollständige Ordnung herrschte, wo kein ungerechter, kein verunstalteter Mensch war u. s. w." Er heißt darum „der gute Versammler". — Es ist hier ein Anklang an das Paradiesesleben der Menschen: aber dieser glückliche Zustand, wo der „Gott des Lichts" einen augenblicklichen Vorsieg bei den Menschen feierte, dauerte nach der Zendlehre selbst nicht lange.

Zunächst verfielen diese Arier in einen Dienst der Naturmächte, wie sie denn namentlich die Sonne als Mithra, Freund, verehrten. Doch hatten sie auch einen geistigen Gott über allen Göttern, den Ahuramazda, und frühe lebte dort ein Priester Zarathustra oder Zoroaster, welcher die Religion seines Volkes vergeistigte, weiter ausbildete, und in dem Buche Awesta (in Zend: Gesetz) niederschrieb. Er nimmt zwei von Ewigkeit daseiende und feindlich gegeneinander stehende Gottheiten an, den Gott des Lichtes, eben jenen Ahuramazda, später Ormuzd, und den Gott der Finsternis Anghramainju, später Ahriman. Vom ersteren gehen die sechs guten Geister oder Amschaspande aus, dem Reich des Lichtes dienstbar, vom letzteren die bösen Geister oder Daewas (wie die früher verehrten Naturgötter heißen), die am Reich der Finsternis arbeiten. Zu diesem gehören Schlangen, Mäuse, Ameisen u. s. w., welche zu vertilgen eine priesterliche That ist: zu jenem besonders die Hunde. Beide Reiche sind in einem beständigen Kampf miteinander begriffen, der aber nach 12000 Jahren mit der gänzlichen Besiegung des Ahriman endigen wird. Der Mensch steht bis dahin in der Mitte zwischen beiden drin, elend genug, muß dem Ormuzd dienen, der ihm zu Leben und Freude helfen will, und doch auch den Ahriman und seine heillosen Geister, von denen er selbst böse gemacht ist und viel geplagt wird, zu versöhnen suchen, auf daß die Plage nicht gar zu arg werde. Es wurde aber ein Heiland Saoschjans erwartet, der die bösen Geister vernichten und eine unvergängliche Welt gründen sollte, da auch die Toten auferstehen werden.

Das Zendvolk kam, nachdem es mehrere Jahrhunderte in Baktrien von eigenen Königen regiert worden war, in die Botmäßigkeit der Meder und Perser, unter welchen es sich verlor. Aber die Ueberwinder nahmen viel von der Staatsverfassung und Religion „der Ehrwürdigen" an; und bei den Persern haben sich Stücke vom Awesta, die auch geschichtliche Nachrichten von jenem Urvolk geben, bis heute erhalten; doch nur im kleinen Reste der nach Indien geflüchteten Parsis oder Feueranbeter.

Die südlichen oder indischen Arier.

Die südlich am Hindukoh wohnenden Arier zogen sich frühe südöstlich in's Gebiet der sieben Flüsse (Sapta Sindhu) hinab, von denen sie samt dem Lande bei dem Zendvolk den Namen Hindu erhielten, woraus die Griechen Indien machten.

Dieses Land ist im Norden von dem erhabensten Gebirge der Erde, dem majestätisch herabblickenden Himalaja begrenzt. Die Bergspitze Gauri Sankar, der höchste bekannte Berg der Erde, ist 8839 m hoch. Die westliche Grenze des Gebirgs und des Landes bildet der gewaltige Sindhu (Indus) mit seinen sechs großen Zuflüssen. Zwei weitere Hauptströme fließen vom Himalaja, die heilig gehaltene Ganga und der Brahmaputra. Auch die Halbinsel, welche sich südlich von diesen Stromgebieten erhebt, ist reichlich bewässert. Ostindien ist sechsmal so groß als Deutschland. Es hat alle Klimate der Erde, die fruchtbarsten Gefilde und einen Reichtum der trefflichsten Erzeugnisse, insonderheit auch die schönsten Perlen und Diamanten. Jetzt gehört es den Engländern.

Dieses herrliche Land, das zuerst von Jägervölkern mit agglutinierenden Sprachen, den Drawidas und Kolariern, besetzt war, nahm allmählich das schöne Volk der Arier ein; Leute mit hoher Stirn, Adlernase, großen milden Augen, feinem Mund, ebenmäßigen Gliedern, und von bräunlicher, auch gelblicher Farbe; Leute, wie man sie noch heute mit Wohlgefallen in ihren Nachkommen ansieht.

Sie errichteten darin mehrere Königreiche, erst kleinere im Pandschab (oder Fünfstromland), dann auch größere im Gangagebiet, so das Reich der Kinder der Sonne mit der Hauptstadt Ajodhja, das Reich der Kinder des Monds mit der Hauptstadt Hastinapur. Die Könige waren aus dem Kriegerstande, aber von lauter Priestern als Räten und Beamten umgeben. Frühe nämlich teilte sich dieses Volk in verschiedene Kasten (eigentlich Farben), die mit der Zeit sich immer vervielfältigten. Zuerst nämlich schied es sich von der rohen Urbevölkerung, die wie die Pareier für unrein geachtet und gemieden oder zertreten wurden. Dann hielt es sich doch auch für vornehmer als diejenigen Teile der dunkeln Ureinwohner, die sich einigermaßen in die arische Ordnung fügten und als Sudras oder Handwerker dienstbar wurden. Die Arier selbst aber traten nach ihren Beschäftigungen allmählich auseinander: einige trieben fort, was erst allen gemeinsam war, die Viehzucht und den Ackerbau, sie hießen Waischjas; andere gaben sich mehr dem Beten hin und geistiger Thätigkeit, man nannte sie Brahmanen, und wieder andere übten besonders den Krieg und das Herrschen, die Kschatrias. Erst nach heißen Kämpfen errangen die Brahmanen (um 800) den Vorrang.

Die Arier hatten hohe Gaben, und brachten eine schon hochausgebildete Sprache mit nach Indien, das Sanskrit, eine Schwester des Zend, in welcher sie viel dichteten. Am wichtigsten sind ihre vier Wedas (Offenbarung), welche Gebete und Lieder ihrer alten Sänger und Weisen, aber auch die Grundlage ihres andern Wissens enthalten. Die ältesten Lieder reichen wohl in's 16. Jahrhundert hinauf, und wurdem mit ungeheurem Fleiß auswendig gelernt, fortgepflanzt und erklärt. Sie machen uns mit der arischen Religion genau bekannt, und auch in dieser sehen wir bei aller Verunstaltung und Verzerrung der göttlichen Wahrheit doch noch starke Strahlen derselben hervorleuchten.

Die Wedalieder sind Anrufungen der Naturgötter, z. B. des leuchtenden Himmels Djaus, dem sich die Erde als Gattin anschließt; des ruhigen, besonders nächtlichen Himmels, Waruna; des Himmelsherrn, der regnet, Indra; des Sonnengottes Mitra; des Opfer verzehrenden Feuers Agni; des brüllenden Donners Rudra; der Morgenröte Uschas (eos); des Regengotts Pardschanja; der Blitze und Winde 2c. Die Götter heißen Dewas, Himmlische, ihrer wurden zuerst nur 33 gerechnet. Die Brahmanen haben aber nie geruht, den göttlichen Dingen weiter nachzuforschen, und so haben sie es zuletzt auf 330 Millionen Götter

gebracht. Man opferte einen Rauschtrank Soma, dann Pferde, Rinder, Schafe, zuweilen auch Menschen, und glaubte sich die Götter damit geneigt zu machen. Später suchte man sich die Sache so vorzustellen: Es ist ein höchstes Wesen, das Brahman, der Geist, dessen Mund die Brahmanen sind. Diese Weltseele offenbart sich als Schöpfer, Brahma, Erhalter, Wischnu, und Zerstörer, Siwa. Der Wischnu ist schon neunmal als Fisch, Schildkröte, Eber und besonders als Mensch auf die Erde gekommen und wird noch zum zehntenmal erscheinen, um sie wieder ins rechte Geleise zu bringen. Wenn Brahmas Tag anbricht, so schafft er Götter und Göttinnen, oder besser gesagt: er läßt aus sich herausgeben Geister und Wesen aller Art, die erst ein reines und glückliches Leben führen, aber wie der Tag zunimmt, sich immer verschlechtern. Endet sein Tag, so schläft er eben so lang, als er gewacht hat, und während dieser Zeit ist alle seine Schöpfung verschwunden. Erwacht er, so schafft er dann neue Wesen, die wieder vergehen, wenn dieser Tag um ist. Der Mensch lebt im Körper zur Strafe für seine im früheren Dasein verübten Sünden. Der Leib kehrt beim Tod in die irdischen Elemente zurück; die Seele macht einen Kreislauf durch alle möglichen Wesen, wird Tier, Teufel, Baum oder Gras, stirbt und wird immer wieder neu geboren, durch allerhand Höllen hindurch. Falls sie sich aber durch Weisheit, Tugend und Büßungen dazu tüchtig gemacht hat, geht sie in das himmlische Reich des Indra, wo sie, selbst in Sternlicht gekleidet, längere Zeit selig lebt. Wenn sie sich aber ganz in den Urgrund versenkt, so hört der Wechsel von Geburt und Sterben auf und sie wird in Gott, d. h. in Nichts übergehen, was die höchste Seligkeit ist. Zuletzt (nach 100 Jahren Brahma's) fließt alles, was da ist, ganz und gar in die Gottheit, aus der es geflossen, zurück, wie das Wasser alles ins Meer.

In Religion und Spekulation lebten die Inder: daher sie viele und immer thörichtere Zuthaten erfanden und sich heftig darüber stritten. Den größten Religionsstreit entzündete der Königssohn Gautama von Kapilawastu, der eigentlich Siddhartha hieß. Derselbe erkannte nämlich die Nichtigkeit des weltlichen Lebens, verließ Weib und Kind, und suchte durch Büßungen von allem Schein und Tand los zu werden. Endlich aber wusch er sich wieder und aß wie andere Menschenkinder; da erst erschaute er den Zusammenhang der Dinge und wurde Buddha, der Erleuchtete (um 500 v. Chr.) Er fand jetzt, nicht Selbstquälerei führe zum Ziel: das Nichtwissen sei der letzte Grund des Übels. Der Schmerz werde abgethan durch Aufgeben der Lust. Also mäßige und zähme man sich; handle jeder so, wie er andere lehrt; wer sich selbst unterworfen hat, mag andere unterwerfen. Das eigene Selbst ist schwer zu bezwingen: die, welche nichts lieben und nichts hassen, tragen keine Fesseln. Wer weiß, daß alles Geschaffene vergeht, wird geduldig im Leid und mitleidig gegen jedes leidende Wesen: das ist der Weg zur Reinigung. Alte Verse des „Gesetzesweg" lauten also: Du selber thust das Böse und schaffst das Leiden dir: du selber fliehst das Böse und schaffst dir Läuterung. Du mußt dich selbst erlösen, kein andrer macht dich rein: in dir liegt Heil und Rettung, Selbst ist der Herr von Selbst. — Einen Gott aber, einen Schöpfer erkannte er nicht an! Lebensschonung schien ihm die erste Pflicht, womit die herkömmlichen Opfer auf einmal beseitigt wurden. Nicht die Geburt, sondern das Streben adle den Menschen, daher der Kastenunterschied vom Übel sei; damit sank die despotische Herrschaft der Brahmanen. — Durch ihn angeregt suchten nun viele da und dort der Welt zu entfliehen und lebten als heilige Bettler ehelos in Klöstern beisammen, um nach Vollkommenheit, d. h. gänzlichem Gleichmut zu trachten und möglichst bald in Nichts aufgelöst zu werden. Buddha starb wahrscheinlich a. 478. Asoka, König von Magadha 264—23, machte seine Lehre zur Staatsreligion. Auf dem großen Konzil, das seine Jünger 246 v. Chr. in Pataliputra hielten, kam der neue Gedanke auf, Prediger in's Ausland zu schicken; und wie eine Weissagung klingt das damals gesprochene Wort: Wer würde zaudern, wenn es sich um's Heil der ganzen Welt handelt? Diesem Missionsberuf sind die Buddhisten fast bis in die neueste Zeit treu geblieben. Auch eine

staunenswerte Litteratur entsprang aus dieser Bewegung. Es entspannen sich aber die bittersten Kämpfe zwischen solchen Neuerern und den Anhängern des Alten, und während sich der Buddhismus über ganz Ostasien verbreitete, und mehr Anhänger gewann als irgend eine andere Religion, wurde er zuletzt in Indien selbst bis auf wenige Reste ausgerottet. Die Buddhisten streiten sich noch, ob Buddha ist oder nicht (mehr) ist, was sie nicht daran hindert, ihn als Gott zu verehren.

Von der Kunst der alten Inder zeugt mehr als ihr Gewebe und Schmucksachen das, was sie uns von Dichtwerken, Systemen der Sprachlehrer, Philosophie und Rechtskunde hinterlassen haben. Und doch bekamen sie ihre Schrift erst in Alexanders Zeit, wie es scheint, aus Babel. Die Buddhisten haben den Anstoß zu einer eigenen Baukunst gegeben: Über den Reliquien Buddhas und seiner Jünger wurden Denkmäler erbaut oder Höhlen für sie ausgegraben. Staunenswert sind die unterirdischen Bauwerke, z. B. in Eluru, Adschanta 2c.

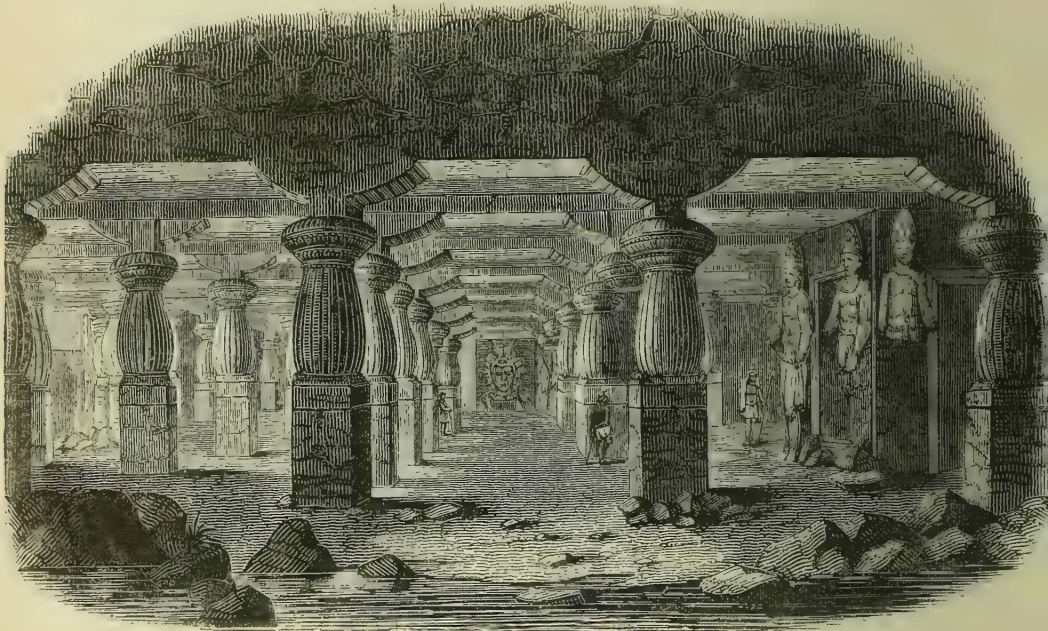


Fig. 19. Indischer Höhlentempel.

Da ist ein zwei Stunden langer Granitberg von oben bis unten in lauter Grotten ausgehöhlt, in denen 30 aus dem Stein gehauene Tempel sich befinden. Davon gehören 10 den Buddhisten, 14 den Brahmanen an, während 6 einen gemischten Charakter tragen. Der Haupttempel Kailasa besteht aus einer gewaltigen Vorhalle von 42 m Breite, dann einer Halle von 75 m Länge und 45 m Breite, in deren Mitte das eigentliche Heiligtum (bis 27 m hoch aus einem Felsblock gemeißelt) steht. Vier Reihen kolossaler Elephanten tragen als Pfeiler die Decke. Um den Tempel her sind eine Menge Kammern, Teiche, Säulengänge, Obelisken und Tausende von trefflich gearbeiteten Götterbildsäulen von 4 m Höhe. Gewiß haben die Indier in ihrer Weise sich so eifrig mit dem Göttlichen befaßt, wie irgend ein Volk des Altertums.

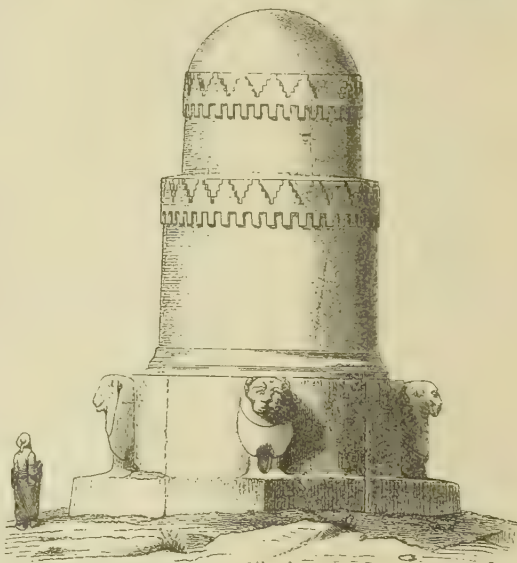
§ 3. Die Phöniker.

Wir machen nun wieder einen weiten Weg, von der Südspitze Asiens zum westlichen Ende dieses Weltteils herüber. Da treffen wir, schon in der ältesten Zeit, am Ufersaume Kanaans die von Ham abstammenden Phöniker, die sich selbst Kanaaniter heißen. Sie bewohnten ein kleines, nur 50 Stunden langes

und 8 Stunden breites Land, das aber eine Anzahl geschirmter Buchten hat. Und die Windesströmungen nach Cypern und Rhodus hin, wie die Seeströmung von Ägypten her erregten in dem lebendigen Völklein eine Lust zur Schiffahrt.


Fig. 20. Münze von Sidon.

Die Phöniker bauten zuerst in der Welt große Schiffe und fuhren damit ins herrliche Meer hinein. Doch nicht bloße Spazierfahrten wollten die geschäftigen Leute machen; sie trieben Handel mit andern Nationen, wozu sie vielleicht den Trieb vom persischen Meerbusen her mitbrachten. Die älteste Stadt dieses Handelsvolkes ist Sidon, lang vor Abraham gegründet; sie ward großmächtig und blieb lange die erste der phönikischen Städte. Von ihr aus wurde, auch noch in früher Zeit, Tyrus, Zor, gebaut, das der Mutter kräftig nachwuchs und zuletzt an Macht und Pracht sie noch überragte. Nach und nach entstanden Gebal, Arvad und ein Ort neben dem andern am Meere hin, daß der ganze Küstenstrich einer ununterbrochenen Stadt glich.


Fig. 21. Phönikisches Grabmal.

Und in allen Häfen lagen schnellsegelnde Schiffe. Mit diesen befuhren sie das ganze Mittelmeer, dessen Inseln und Küstenländer sie besuchten, bis zu den Säulen des Herkules hin, wie die Alten die Meerenge von Gibraltar nannten. Ja sie fuhren durch diese zu den Kanarischen Inseln. Sie schifften dann auch um Spanien herum zu der Zinninsel, und in die Nordsee, zu dem Gestade des Bernsteins. Auch hatten sie Schiffe im Arabischen und Persischen Meerbusen, mit welchen sie bis nach Indien fuhren. Im Auftrag des Pharao Necho umschifften sie sogar (um 600) den ganzen Weltteil Afrika; sie sollen dazu drei Jahre gebraucht haben.

An vielen Orten der Fremde legten sie, vornehmlich zum Schutz und zur Erleichterung ihres Handels, Kolonieen an, welche mit der Zeit zu hoher Blüte gediehen. Zunächst im fruchtbaren Kittim (Cypern), dann auf andern Inseln wie Rhodus, Kreta, Sizilien, Sardinien, weiter auf der afrikanischen Küste (Hippo, Utika, Karthago 820). Sogar Gades (Cadix) in Spanien wurde 1100 eine phönikische Pflanzstadt. Ihr Handel wurde Welthandel. Sie bezogen durch Karawanen und ihre Schiffe die Landeserzeugnisse aus dem Innern Asiens, aus Arabien, Indien, Ägypten: Gold, Perlen, Edelsteine, Elfenbein, Ebenholz, Weihrauch, Balsam, Zimmt, Wein, Öl, Getreide ꝛc. Sie holten unsern Bernstein, das Meergold, das dem Golde gleich geschätzt wurde; sie holten aus Spanien eine ungeheure Menge Silber und wurden Meister im Bergbau und Erzguß. Teils führten sie nun einem Volke die Güter des andern zu, teils brachten sie den Völkern selbstgearbeitete Fabrikate. In Sidon waren ganz vortreffliche Webereien, in Tyrus die ausgezeichnetsten Färbereien der Welt. Auserlesene Kleiderzeuge,

darunter der prachtvolle Tyrische Purpur, schöne glänzende Glaswaren, herrliche Geräte und Geschmeide aller Art von Bernstein, Elfenbein, Gold, Silber, Maschinen für Kriegs- und Friedenszwecke, wurden von ihnen nach allen Ländern verführt. Eine eigene Kunst hatten sie kaum, dafür aber um so größere Industrie. Diese und ihr Handel machten sie unermeßlich reich.

Daß sie nicht nur sehr betriebsame, sondern auch geschickte Menschen waren, geht aus dem Gesagten hervor. Indessen wurde ihnen oft noch mehr zugeschrieben, als sie beanspruchen können. So sollten sie die Buchstabenschrift erfunden haben, allein die Ägypter und Babylonier hatten diese noch früher; nur das ist richtig, daß sie oder die Aramäer sich aus den fremden Zeichen ein einfaches Alphabet zurecht machten, und daß sie dasselbe weithin verbreitet haben. Auch das Glas, dessen Bereitung ihnen zuerst geglückt sein sollte, kommt schon (vor 2000) bei den Ägyptern vor; doch vervollkommneten sie dessen Fabrikation. Das mag ihnen bleiben, daß sie die köstlichste aller Farben, den Purpur, entdeckt haben. Damit soll es so zugegangen sein: Zu einem am Meerufer weidenden Hirten kam sein Hund mit blutiger Schnauze hergelaufen; er wischte ihm das Blut mit einem wollenen Tuche weg, bemerkte aber doch keine Verletzung an ihm, dagegen sah er nach etlicher Zeit die Wolle an, wie sie wunderschön rot gefärbt sei; er spürte der Sache nach und fand, daß der Hund gewisse Muscheln zerbissen hatte u. s. f. (Jede Purpurschnecke hat freilich nur einige Tropfen der prachtvollen Farbe in sich, so brauchte man viele davon, um ein einziges Kleid zu färben, und darum war der Purpur so erstaunlich teuer, daß nur die reichsten Leute sich ihn anschafften.) — Sonst waren die Phöniker noch gute Astronomen, von wegen der Schiffahrt, bei welcher damals die Gestirne wegleiten mußten, und die besten Rechner, sowie die gewandtesten Kaufleute überhaupt. Im übrigen wurde die Wissenschaft nicht sonderlich von ihnen gepflegt.



Fig. 22. Astarte.

Ihre Religion war ein dem babylonischen ähnliches Heidentum, ihr höchster Gott der aus der Schrift wohlbekannte Baal oder Sonnengott, dem häufig auch Menschenopfer gebracht wurden; seine Gattin ist die Liebesgöttin Aschera. Ein grauser Gott war Moloch, dem sie ihre eigenen Kinder verbrannten; daneben waltete als Kriegsgöttin die jungfräuliche Astarte, der man Frauen verbrannte, während ihre Priester sich verstümmelten. In der Sittlichkeit standen sie tiefer als die vorhergehenden Völker. Ihr ganzer Sinn ging auf zeitlichen Erwerb, und ihr ungeheurer Reichtum erzeugte hinwiederum ein üppiges Leben. Treue und Glaube war bei ihnen eine seltene Sache, und ihr Gewissen und Gefühl so abgestumpft, daß sie in fremden Ländern Kinder raubten, um sie anderwärts als Sklaven zu verkaufen, und die schändliche Seelenverkäuferei, die so frühe schon in der Welt aufkam, zu einem förmlichen Teil ihres Gewerbes machten. Dieses lasterhafte Volk konnte den fremden Nationen wohl schöne Waren und etliche menschliche Kultur, aber gar wenig Heil bringen.

§ 4. Griechenland in seiner Urzeit.

Wir betreten nunmehr unsern Weltteil Europa, in dessen südöstlichen Teil frühe Menschen aus den asiatischen Ursitzen herübergekommen sind. Wenn sie ihren Weg über Kleinasien nahmen, so hatten sie nur eine Viertelstunde das Meer zu passieren, um in Europa zu sein. Wahrscheinlicher aber ist, daß sie durch Südrußland die Donau hinaufzogen, zugleich mit dem italischen Stamm,

und dann die Sitze der Illyrer durchbrachen, um die griechische Halbinsel zu besetzen mit ihren Herden.

Griechenland war in der alten Zeit größer als das heutige Königreich dieses Namens; es ging weiter nach Norden hinauf. Es war nördlich durch das Gebirg Keraunia von Illyrien, durch die Kambunischen Berge von Makedonien getrennt, östlich vom Ägäischen, westlich vom Ionischen Meer bis zu seiner Südspitze herab bespült. Es bestand aus drei Teilen: Nordgriechenland, welches Epirus und Thessalien in sich faßte, Mittelgriechenland oder Hellas im engern Sinn, und der südlichen Halbinsel oder dem Peloponnes. In Epirus hausten aber neben den Griechen auch Barbaren. Die größte Länge des Landes von Süd nach Nord betrug 110 Stunden, seine größte Breite 70 Stunden. — Es hatte mächtige Gebirge, wie den Pindus zwischen Thessalien und Epirus, den 2793 Meter hohen Götterberg Olymp in Thessalien, den Parnaß, auf welchem Deukalion's Arche sitzen geblieben sein soll, und den Musenberg Helikon in Hellas, endlich den Kyllene auf der südlichen Halbinsel. Das Land bot eine außerordentliche Abwechslung von wilden Gebirgsgegenden und den reizendsten Thälern und Ebenen dar. In das hochbesungene Thal Tempe zwischen den Bergen Olymp und Ossa konnte keiner treten, ohne im Anblick der furchtbaren Felsen und des wunderlieblichen Thalgrundes Schauer und Wonne zugleich zu empfinden. Doch hat frühe schon in diesem Land das Anmutige überwogen. Unter dem fast immer reinen glänzenden Himmel mit seinem tiefen Blau prangte es im Schmuck seiner Cypressen-, Lorbeer- und Myrtenhaine, seiner Feigen-, Oliven- und Rebenpflanzungen, seiner duftigen Kräuter- und Blumenfülle. An seinen Gestaden umher wimmelten Fische und Schildkröten. Im Schoß der Erde barg es edle Metalle und herrlichen Marmor. — Das sei einstweilen genug von dem Lande; von seiner Einteilung in Landschaften, sowie von den Inseln umher wollen wir künftig handeln.

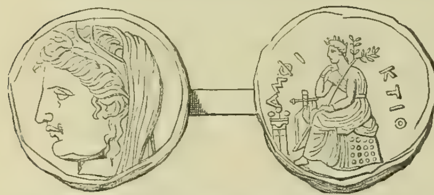
Als älteste Bewohner dieses Landes werden allgemein die Pelasger genannt, die nachher Achäer, dann Hellenen oder Gräken hießen. Sie gehören zu der indogermanischen Völkerfamilie, deren Glieder unter sich in Gestalt und Sprache eine besondere Verwandtschaft zeigen; ihre nächsten Verwandten sind die Italischen Stämme. Die nachrückenden Hellenen waren frischer, kühner, edler als die Pelasger, und diese haben sich unter sie verloren, daß bald ihr Name nicht mehr gehört wird. Fremde Machthaber sollen frühe nach Griechenland gekommen sein; so im 16. Jahrhundert der Ägypter Kekrops, der Erbauer Kekropias, der Burg von Athen; im 15. Jahrhundert der Phöniker Kadmus, der Erbauer von Kadmea, der Burg Thebens; im 14. Jahrhundert der Kleinasiate Pelops, von dem die Halbinsel den Namen Peloponnes erhielt. Die früheste Kultur mit dem Weinstock und allerhand Göttern kam sicherlich durch die Phöniker, welche seit 1200 Handel trieben und die Inseln und viele Punkte am Ostgestade einnahmen. Manche Stämme wie die Karer am Südwest-Eck von Kleinasien vereinten sich mit den Phönikern zu einem Mischvolk, besetzten die Cykladen, gründeten Kolonieen und hatten bis um 900 die Seeherrschaft im ganzen Archipel. Aber alle fremden Elemente wurden allmählich von dem Geist und Wesen der Hellenen übermocht und gingen in sie auf. Minos gründete einen Staat auf Kreta, machte der Seeräuberei ein Ende. „Hellenen" ward der Gesamtname aller Bewohner Griechenlands mit Ausnahme der Barbaren in Epirus; Gräken ist ihr Name bei den Italikern; im Morgenlande hieß man sie Javan.

Den Namen Hellenen leitet die Sage von einem gemeinsamen Stammvater Hellen ab. Der habe drei Söhne: Dorus, Äolus und Xuthus, gehabt, und von den zwei ersten und von den zwei Söhnen des letzten: Achäus und

Jon, hätten die vier Äste des hellenischen Volks, die Dorier, Äolier, Achäer und Jonier Abkunft und Sondernamen. Genug, es teilte sich das Gesamtvolk in diese vier Äste, und breitete sich mit denselben über das ganze Land aus. — Die Hellenen waren eins der am schönsten gestalteten Völker der Erde, und noch heute gilt das griechische Gesicht für eine wahre Musterbildung. Sie hatten auch treffliche Anlagen des Geistes, insonderheit einen klaren Verstand für die Dinge dieser Welt, eine große Lebendigkeit und Hurtigkeit des Wesens und einen ausnehmenden Sinn für das Schöne. Dagegen hatten sie auch ihre Untugenden; sie waren hoffärtig, neidisch, streit- und raubsüchtig.

Dieses durch eine gemeinsame feine Sprache verbundene Volk hat nie einen Staat gebildet; auch nicht etwa jeder der vier Hauptzweige oder nur jede der einzelnen Landschaften einen Staat. Es war von jeher in sehr viele Staaten zerteilt, welche in der ersten Zeit von erblichen Fürsten beherrscht wurden, die alle, wie klein auch ihr Reich war, den Titel „Könige" führten. Unter diesen Fürsten gab es große Helden, die fortan im Gedächtnisse des Volkes lebten und auch das spätere Geschlecht zu großen Kriegsthaten begeisterten. Von ihnen zeugen Trümmer ihrer Burgen, kolossale Mauern aus unbehauenen Blöcken und Kuppelgräber, wie in Tyrus und Mykenä, darin sich Goldschmuck mit babylonischen Zieraten, eherne Waffen und phönikische Götzen finden.

Zu den ältesten Einrichtungen der Hellenen gehörten die Amphiktyonieen. Da verbanden sich mehrere Stämme oder Staaten, um an einem Tempelorte gemeinschaftliche Gottesdienste zu feiern, und setzten eidlich fest, daß während der Zeit keine Fehden unter ihnen stattfinden dürften. Waren sie nun einmal beisammen, so schlichteten sie wohl auch entstandene Händel, oder berieten sich über Angelegenheiten zum allgemeinen Besten. Diese Bündnisse, deren es mehrere neben einander gab, bestanden durch viele Jahrhunderte hindurch, zogen doch ein engeres Band um die unzähligen für sich bestehenden Staaten, und wirkten auch wohlthätig für Ruhe und Ordnung im Lande, wenn gleich ihr Einfluß mit der Zeit immer schwächer wurde. Doch waren es nie alle Griechen, die an solchen sich beteiligten. Die berühmteste Amphiktyonie war die von Thermopylä, welche später sich zu Delphi (Pytho) versammelte.


Fig. 23. Amphyktionen-Münze mit dem Bilde des Demeter, auf der Rückseite Apollo.

Dieses Delphi, eine dorische Stadt am Fuße des hohen Parnaß, hatte das größte Heiligtum. Man entdeckte dort, um 900, in einer Thalschlucht ein Erdloch, aus dem ein kalter Luftzug aufstieg, welcher die daran Hinkommenden in Verzückung setzte. Da sie in diesem Zustand sonderbare Laute von sich gaben, so hieß es, der Gott Apollo wolle hier den Menschen Offenbarungen machen. So wurde dem Gotte ein Tempel gebaut und eine zahlreiche Priesterschaft verordnet, ihm darin zu dienen. Die Hauptperson unter derselben war aber eine Priesterin, eine alte Jungfrau, Pythia genannt. Am 7. Monatstage kamen die Neugierigen mit ihren Anfragen. Da wurde die Pythia, nachdem sie sich gereinigt und eine Ziege geopfert hatte, ins Innerste des Tempels geführt und auf einen über dem Erdloch stehenden, mit Lorbeerzweigen umwundenen goldenen Dreifuß gesetzt. Kaum saß sie darauf, so geriet ihr ganzer Körper in Zuckungen; ihre Augen verdrehten sich, ihre Haare stiegen empor; und jetzt gab sie aus schäumendem Munde die Antwort, welche aber nur von den umstehenden Priestern verstanden und verdolmetscht wurde. Die Pythischen Ausdrücke waren kurz und oft zweideutig, daß man sie hintennach so und so auslegen konnte. Die Priester wirkten aber im ganzen auf Gottesfurcht hin, bestätigten weise Gesetzgebungen, rieten den Stämmen und Staaten aufs beste und förderten die Einigung des Gesamtvolks. Daher war der Zugang der Fragenden ungeheuer. Nicht bloß von ganz Griechenland, auch aus dem übrigen Europa, aus Asien und Afrika kamen sie, wollten sich alle die Zukunft entschleiern lassen und namentlich bei wichtigen Unternehmungen erfahren, ob sie gelingen würden.

Und alle brachten zum Dank dem Gotte die kostbarsten Geschenke mit. — Es gab ein älteres Orakel, das pelasgische zu Dodona in Epirus, wo eine Eiche und das Plätschern einer Quelle die Antworten des Zeus flüsterte. Doch war das delphische das berühmtere, und der dort sich aufhäufende Reichtum unermeßlich.

Die Götterlehre der Hellenen ist der asiatischen entnommen, hat sich aber im Laufe der Zeit griechisch ausgebildet. Vor jeder Gottheit war das Chaos, d. i. der ungestalte Urstoff, aus dem sich von selbst die Welt herausgestaltet hat; und mit dieser erst sind auch die Götter geworden. Der älteste Gott (aber auch ein Sohn des Erebus, des Dunkels, genannt) hieß Uranos (Waruna der Arier), und er hatte eine Frau Namens Gäa (Erde). Sie erzeugten mit einander die Hekatonchiren, d. h. Hundertarmigen, die Cyklopen, Riesen mit einem Auge auf der Stirne, die Titanen und die Giganten, lauter ungeheuerliche Wesen. Die Cyklopen wurden von ihrem über sie erzürnten Vater in den Tartarus (die Hölle) geschleudert. Das verdroß die Mutter, und sie stiftete ihre andern Kindern an, es zu rächen. Kronos (Saturnus), der jüngste der Titanen, stieß seinen Vater vom Thron und setzte sich darauf. Dieser nunmehrige Weltherrscher zeugte mit seiner Gemahlin Rhea mehrere Kinder, die Hestia, Demeter, Here, den Pluton und Poseidon; aber er verschlang diese seine eigenen Kinder alle wieder. Als nun die darüber betrübte Rhea ihr Jüngstes, den Zeus, geboren hatte, erhielt sie ihn dadurch, daß sie dem Vater statt seiner einen in Windeln gewickelten Stein zum Verschlingen gab. Durch Wirkung eines Trankes mußte derselbe auch alle seine verschlungenen Kinder, die alle noch in ihm lebendig waren, wieder von sich geben. Darnach stieß ihn Zeus hinwiederum vom Throne, und setzte sich fest darauf. Dieser regierte nunmehr die Welt für die Dauer, aber in Gemeinschaft mit andern Göttern, davon die Höheren fast alle seine Geschwister oder Kinder waren.


Fig. 24. Münze mit dem Bilde des Zeus in Olympia.

Die großen Götter sind: Zeus (indisch Djaus, lat. Juviter). Der Gott des Himmels und Götterkönig. Er hat einen Donnerkeil in seiner Rechten und einen Adler neben sich, wenn er nicht auf ihm reitet. — Poseidon (Neptun). Der Herr der Ströme, Gott des Meeres. Er fährt auf einem von Meergöttern gezogenen Muschelwagen über die Wellen, und hält einen erderschütternden Dreizack. — Hades (Pluto), der Gott der Unterwelt, beherrscht das dämmerige Reich der Schatten. — Phöbus, Apollon. Der Licht- oder Sonnengott, zugleich Gott der Weissagung und der Künste, insonderheit der Dichtkunst; der schönste der Götter, der die Laute spielt. In seinem Kultus, den die Hellenen aus dem Orient (Baal) entnahmen, fanden sie ihr eigentliches ethisches und poetisches Ideal. — Ares (Mars). Der wilde Gott des Kriegs. Seine Lust ist, in der Schlacht zu toben. — Hephästos (Vulkan). Der Gott des Feuers und des Blitzes. Er hat seine Werkstätten in den Vulkanen, und gebraucht die Cyklopen als Schmiedknechte. — Hermes (Merkur), der windschnelle Götterbote, welcher den Menschen den Rat und Willen der Himmlischen mitteilt; auch Gott der Schlauheit, des Handels und Betrugs. Er hat Flügel an den Sohlen. — Dionysos (Bacchus). Die Triebkraft der Natur und Gott des Weins. Mit einem Kranz von Weinlaub um die Schläfe. Er wurde mit wilden rasenden Festlichkeiten verehrt. — Here (Juno). Des Zeus Gemahlin wie Schwester, Himmelskönigin und Schützerin der Ehe. Hat eine hohe Gestalt und stolze Augen, und den Pfau neben sich. — Hestia (Vesta). Die Göttin des häuslichen Herdes. In ihren Tempeln brannte ein ewiges Feuer. — Demeter (Ceres). Die Göttin des Ackerbaus und Geberin des Getreides; sie trägt einen Ährenkranz um das Haupt. — Pallas mit dem Zunamen Athene (Minerva). Die Göttin der Weisheit und Erfinderin aller Künste; Zeus' liebste Tochter, die mit Helm, Schwert und Speer aus seinem Haupte herausgesprungen ist. Sie hat die Eule zum Sinnbild. — Artemis (Diana). Ursprünglich die

Mondgöttin, dann die jungfräuliche Jägerin mit dem Bogen. Wird mit Halbmond und Hirschkuh abgebildet. — Aphrodite (Venus). Die Göttin der Liebe; die schönste aller Göttinnen. Sie ist Zeus' Tochter, aber aus dem Schaum des Meeres geboren.

Diese hohen Götter bewohnten, mit Ausnahme von zweien, für gewöhnlich den Olymp oder die Himmelsburg, die man sich zuerst auf der Spitze des Thessalischen Berges dachte, dann aber noch weiter hinauf in den Äther rückte. Sie kamen aber von dannen fleißig auf die Erde herunter. Poseidon hatte jedoch seinen krystallenen Palast in des Meeres Tiefe, und Hades seine Residenz im Elysium der Unterwelt.

Außer diesen Götterobern gab es aber noch eine Menge geringerer Gottheiten: Hebe, die Göttin der Jugend, Iris, die Götterbotin, Eos, die Göttin der Morgenröte, die neun Musen oder Kunstgöttinnen, die den Apollon begleiteten, die drei Chariten (Grazien) oder Göttinnen der Anmut, welche die Aphrodite umschweben, Themis, die Göttin der Gerechtigkeit, Nemesis, die Göttin der Vergeltung, die Eumeniden (Furien) oder Rachegöttinnen mit Schlangenhaaren, Eris, die Göttin der Zwietracht, Pan, der gehörnte Walddämon und Schutzgott der Herden, Nymphen oder Wassergöttinnen, Oreaden oder Berggöttinnen, Dryaden oder Baumgöttinnen u. s. f. Die ganze Natur war den Griechen mit Gottheiten beseelt. — Weiter hatten sie noch sogenannte Halbgötter; berühmte Menschen, wie Herakles, welche nach ihrem Tode unter die Himmlischen aufgenommen wurden.



Fig. 25. Artemis.

Die Griechen dachten sich ihre Götter gern in den schönsten Gestalten, und überhaupt hat ihre Religion viel Reiz und Anmut für den natürlichen Sinn, daß man sie auch „die Religion der Schönheit" genannt hat. Aber echtschön waren diese eingebildeten Wesen nicht, und in der That lieblich und erquicklich war diese Religion nicht. Die Götter der Griechen hatten alle menschlichen Gebrechen und Leidenschaften; sie logen und betrogen; sie trieben Hurerei und Ehebruch; sie lagen einander beständig in den Haaren, so daß Vater Zeus oft nicht wußte, wie er mit den Widerwärtigen zurechtkommen sollte. Und so lernten die Griechen von denen selbst, die sie anbeteten, Sünde und Laster. Und wie konnte das arme Menschenherz bei den ewig mit einander streitenden Göttern Trost und Ruhe finden? Hatte es den einen Gott zum Freund, so hatte es den andern zum Feind; und die Freundschaft des geneigten Gottes war nicht verläßsig; durch das geringste Versehen konnte sie verloren werden. Um so weniger konnte das Herz bei ihnen Trost und Friede finden, da über den Göttern, sogar über Zeus, noch eine dunkle Macht waltete, die sie Moira, d. i. Schicksal nannten, welche sich feindlich gegen Götter und Menschen hielt, und von der die letztern oft blindlings zu schauerlichen Handlungen und in gräßlichen Jammer hingerissen wurden.

Die schönste Religion der Griechen war eben doch nichts anderes, als ein unheimliches, trostloses Götzentum. Furcht und Schrecken, nicht Liebe und Vertrauen herrschte bei ihr, solange sie kräftig auf die Seelen wirkte, also daß man selbst mit Menschenopfern den Zorn der Hohen zu stillen suchte; bis man später-

hin freilich mit den eiteln Gebilden der Phantasie mehr nur spielte, wobei weder Liebe noch Vertrauen, also kein wahres Leben statthaben konnte.

Übrigens hatte diese Religion allerdings auch noch einige Lichtblicke. Der Eid, über den Zeus wachte, war heilig. Die Gastfreunde, die Fremdlinge, die Armen und Hilfesuchenden standen unter dem besonderen Schutze dieses höchsten Gottes 2c. Der Tempel zu Delphi hatte die Aufschrift: „Lern' dich selbst kennen!" Man kannte seine Sündhaftigkeit und Strafwürdigkeit im allgemeinen, und suchte sich mit vielen Opfern und Gebeten zu reinigen. Dazu forderten besondere Geheimkulte auf, wie die Mysterien in Eleusis, die nur den Eingeweihten (Mysten) zugänglich waren und namentlich den Unsterblichkeitsglauben nährten. In andern Mysterien herrschte eine düstere, fanatische Aufregung, in einzelnen auch Unsittlichkeit. Im allgemeinen war man noch so klug, eine Fortdauer nach dem Tode und eine jenseitige Vergeltung zu glauben, wovon man sich mancherlei Vorstellungen ausbildete.

Das Jenseits dachte man sich in der Tiefe der Erde und nannte es des Hades Reich (Orcus). Diese Unterwelt bestand aus zwei Orten, einem seligen, dem Elysium, und einem unseligen, dem Tartarus. Wenn nun ein Mensch gestorben und begraben war, so ging seine Seele als Schatten hinab. Da kam sie an den Fluß Styx, über welchen sie der alte Geisterschiffer Charon in einer Fähre setzte. Jetzt wurde sie vor den Totenrichter Minos geführt, der über ihr vergangenes Leben das Urteil fällte. Wurde sie freigesprochen, so durfte sie über den Fluß Lethe, aus dem sie Vergessenheit alles in der Welt erduldeten Leides trank, ins Elysium gehen, wo sie mit dessen Herrscher und den vorangegangenen Seelen stete Freuden zu genießen hatte, welche jedoch keinem so wünschenswert schienen, als das Leben oben auf der Erde im Licht der Sonne. Dagegen mußte die verurteilte Seele über einen Feuerstrom in den Tartarus, wo sie erschreckliche und unendliche Qual auszustehen hatte. — Den Verdammten wurde nichts geschenkt. Da mußte Sisyphus keuchend einen großen Stein den Berg hinaufwälzen, und wenn er eben in der Höhe war, rollte jedesmal der Stein zurück, und er mußte ewig die saure Arbeit von neuem beginnen. Tantalus stand, von Hunger und Durst gefoltert, mit halbem Leib im Wasser, über das sich ein Zweig mit reizenden Früchten hereinbog; so oft er aber nach den Früchten griff, bog sich der Zweig zurück, und so oft er sich bückte zu trinken, wich das Wasser zurück, so daß er im ewigen Anschauen der Labung ewigen Hunger und Durst leiden mußte. Ixion war auf ein stets kreisendes Rad geflochten, wobei ihm gierige Geier unaufhörlich die Leber abfraßen, die immer wieder nachwuchs u. s. w.

Ich erzähle jetzt einige Geschichten aus der Urzeit der Griechen, welche uns von Dichtern derselben mitgeteilt werden. Wirkliche Geschichte ist wohl in jeder enthalten, am meisten in der letzten, aber sichtlich mit der Fabel verwoben.

Herakles (Herkules).

Das ist der hochgefeierte Name eines Helden von übermenschlicher Kraft und Wohlthäters der Menschheit, mit dem aber auch die Erinnerung an einen phönikischen Gott (Melkart, d. i. König der Stadt) sich vermengte. Herakles war der Sohn des Zeus, welcher sich auch in irdische Verbindungen einließ, und der Königin Alkmene von Tiryns. Die über seine Geburt erzürnte Here wollte ihn noch in der Wiege durch zwei gesandte Schlangen töten; aber der Säugling erdrückte sie mit seinen Händen. Als Jüngling stand er einst an einem Scheidewege, wo ihm rechts die Tugend, links das Laster winkte. Er entschied sich für die Tugend. Nun widmete er sein Leben dem schönen Berufe, die Welt von allem Schädlichen und Verderblichen zu befreien. Er zog weit umher und säuberte die Gegenden von Ungeheuern, wilden Tieren 2c., daß die Menschen friedsam wohnen könnten. Dabei verfolgte ihn die Göttin Here unausgesetzt, aber Pallas beschützte ihn. Einst indessen, in einem Anfall von Wahnsinn, erschlug er seine eigene Frau und seine acht Kinder. Um diese That zu sühnen, hieß ihn das Orakel dem Könige Eurystheus von Tiryns, welcher den ihm selbst ge-

bührenden Thron eingenommen hatte, zwölf Jahre dienen. Er thut es ohne Murren und vollbringt in diesem Dienst die schweren zwölf Arbeiten, welche der König ihm aufgiebt: Er erwürgt zwischen seinen Knieen den gewaltigen Nemeischen Löwen, dessen Haut er von dem an trägt; er tötet die hundertköpfige Lernäische Schlange, deren letztes unverletzliches Haupt er in die Erde gräbt; er bewältigt den furchtbaren, alles verwüstenden Erymanthischen Eber; er fängt den windschnellen Hirch der Artemis mit goldenem Geweih; er schießt die gräßlichen Stymphalischen Vögel mit Pfeilen aus der Luft; er erbeutet das kostbare Wehrgehenk der Amazonenkönigin Hippolyte; er säubert den von 3000 Rindern bewohnten und dreißig Jahre nicht gemisteten Stall des Augias in Einem Tag, indem er einen Fluß hineinleitet; er bändigt den wütenden Kretischen Stier; er bringt die feuerspeienden Rosse des Diomedes von Thrakien; er erschlägt den dreiköpfigen Riesen Geryon und treibt seine Rinder vom fernen Meere her; er holt die goldenen Äpfel der Hesperiden am atlantischen Ocean, die ein Drache hütete; er steigt sogar in den Hades hinab, ergreift den Höllenhund Cerberus und trägt ihn auf seinen Schultern herauf, dessen Anblick jedoch Eurystheus nicht ertragen kann, so daß er ihn wieder an seinen Ort schaffen muß. Dieser starke Held war aber zu anderer Zeit auch schwach. Er saß auch am Spinnrocken der Königin Omphale von Lydien. Er blieb seiner neuen Gattin Deianira nicht treu, und seine Untreue bereitete ihm ein schauriges Ende. Sie sandte ihm ein vergiftetes Hemd, das ihr der Centaur (ein Geschöpf halb Mensch, halb Pferd) Nessus als ein Mittel gegeben hatte, des Gatten Liebe zu erhalten; kaum hatte er es angezogen, so empfand er solche unerträgliche Schmerzen, daß er auf dem Berge Ota einen Scheiterhaufen zusammentrug und sich selbst darauf verbrannte. Aus den Flammen aber schwebte er, gereinigt von allen irdischen Schlacken, zum Olymp empor, wo er unter die Götter eingereiht wurde und die Tochter der nun versönten Here, Hebe, die Göttin der ewigen Jugend, zur Gemahlin erhielt. — Diese Heraklessage ist besonders deshalb merkwürdig, weil noch viele Völker ihren Herakles hatten, von dem sie Ähnliches erzählten, und der Herakleskultus weit auf Erden verbreitet gewesen ist.

Der Argonautenzug (um 1250 ?).

Fern zu Kolchis am östlichen Ufer des Schwarzen Meeres war ein wunderbares goldenes Vlies oder Widderfell, das der König Äetes in einem Haine durch einen feuerschnaubenden Drachen verwahrte. Der thessalische Königssohn Jason lud alle hellenischen Helden zu dem kühnen Unternehmen ein, dorthin zu schiffen und das kostbare Gut zu erbeuten. Da sammelte sich der Jugend edelste Blüte, darunter Herakles, Theseus, Laertes, Nestor ꝛc., und in einem fünfzigrudrigen Schiffe, Argo genannt — daher der Name Argonauten, d. h. Argoschiffer — fuhren sie dahin. Orpheus sang und spielte ihnen. Sie gelangten unter tausend Abenteuern glücklich durch den Hellespont, die Propontis (Marmara), den Bosporus und über die stürmischen Fluten des Pontus Euxinus, oder des Schwarzen Meeres, hinüber an den erstrebten Ort. Mit Hilfe der Tochter des Königs Äetes, der Zauberin Medea, überwindet Jason alle Schwierigkeiten, erobert nach Einschläferung des Drachen das Vlies, und fährt in der Nacht mit demselben und der Medea davon. Der König setzt ihm nach. Sie sehen schon seine Segel. Da zerstückelt Medea ihren kleinen Bruder Absyrtus, den sie mitgenommen, und steckt dessen Haupt und Hände an einem vorspringenden Felsen aus, indem sie seine Glieder umher zerstreut. Der nahende Vater erkennt den Sohn, und während er jammernd dessen Glieder zusammensucht, um sie zu bestatten, damit doch die Seele des Kleinen Ruhe habe, gewinnt die Argo den Vorsprung und kommt nach mancher Irrfahrt heim.

Ein Teilnehmer an diesem Zuge war Orpheus, der unvergleichliche Sänger. Wenn er zu seiner Harfe sang, so legten sich die wilden Tiere zahm zu seinen Füßen, die Flüsse hielten im Laufe an, die Wälder tanzten vor Lust. Als ihm seine Gattin Eurydike starb, da stieg er in die Unterwelt hinunter und sang, bis er die Herzen der Hadesgötter erweichte und die Geliebte zurückempfing.

Ein anderer Held des Argonautenzuges war Theseus, des attischen Königs Ägeus kraftvoller Sohn. Damals mußte Attika dem seeherrschenden (phönikischen) Könige der Insel Kreta, Minos, Tribut zahlen, aber nicht an Geld, sondern sieben junge Knaben und sieben zarte Mägdlein, welche in ein Labyrinth gethan wurden, wo sie dem Minotaur, einem Mann mit Stierkopf (einem Moloch), zur Speise dienten. Das konnte Theseus nicht länger ertragen; er reiste zum Minos und bat ihn, den schrecklichen Tribut aufzuheben. Dieser versprach es, jedoch unter der Bedingung, wenn er den Minotaur erlegen und den Ausgang aus dem Labyrinthe finden würde. Theseus nahm sie an. Vor dem Ungeheuer fürchtete er sich nicht; aber über die Zurechtfindung aus den Irrgängen des unterirdischen Baues war ihm bange. Allein da half auch ihm des Königs Tochter, Ariadne hieß diese, und ohne alle Zauberei. Sie steckte ihm — ein Zwirnsknäuel zu. Er befestigte den Faden am Eingang, und stieg nun getrost hinein und drinnen herum. Endlich traf er auf das Scheusal; es sperrte den blutigen Rachen gegen ihn auf; aber er steckte ihm sein Eisen hinein. Nach vollbrachter Heldenthat wickelte er wohlgemut seinen Faden wieder auf und fand sich durch alle verschlungenen Gänge ans Tageslicht heraus. Er hatte seinem Volk einen großen Dienst gethan und nahm die Ariadne mit heim. Sein Hauptverdienst ist, daß er die 4 Stämme Attikas zu Einem Volke machte.

Ödipus.

Die nun folgende Geschichte zeigt, wie sich jene armen Leute von ihren Göttern so übel beraten, wo nicht getäuscht und von der dunkeln Moira hingerissen sahen.

Dem Könige Laïos von Theben verkündigte ein Orakel, daß ihn einst sein eigener Sohn ums Leben bringen werde. Da ihm nun seine Gattin Jokaste einen Sohn gebar, ließ er ihn, um das Geweissagte abzuwenden, durch einen Diener im Wald aussetzen. Es findet aber einer das Kind noch lebend, und bringt es an den Königshof zu Korinth, wo es auferzogen wird. Als nun Ödipus erwachsen ist, ermahnt ihn ein Orakelspruch, er solle sein Vaterland fliehen. Die Götter warnen ihn also vor seinem Vaterland, sagen ihm aber nicht, welches es sei; und weil er Korinth dafür hält, begiebt er sich von dort weg, und reist — nach Theben! In einem Engpaß begegnet ihm ein Greis, der ihm mit stolzen Worten auszuweichen gebeut. Der Stolz verletzt den Jüngling; er gerät mit dem Greise in Streit und tötet ihn und — das war sein Vater! Damals saß an einem Bergwege bei Theben eine grausame Sphinx, welche allen Vorüberkommenden ein Rätsel aufgab, und sie, wenn sie es nicht lösen konnten, was noch keinem gelungen, in die Tiefe schleuderte. Das Rätsel lautete: „Welches Thier geht am Morgen auf vier, am Mittag auf zwei, am Abend auf drei Füßen?“ Ödipus erriet es; er sprach: „Das ist der Mensch!“ (Er geht am Morgen des Lebens auf allen Vieren und gebraucht am Abend desselben noch den Stab.) Sogleich stürzte die Sphinx sich selbst in den Abgrund, und das Land war von ihren Schrecken frei. Die dankbaren Thebaner setzten den Ödipus an die Stelle des totgefundenen Königs und gaben ihm die Königswitwe zur Gemahlin, und — das war seine Mutter! Nun kam Unglück über das ganze Land, und niemand wußte, ob welcher Schuld? bis ein Seher das furchtbare Geheimnis enthüllte, worauf Jokaste sich erhängte, und Ödipus sich die Augen ausstach und fortan bettelnd umherirrte, die Eumeniden zu versöhnen.

Der Trojanische Krieg.

Die Stadt Troja oder Ilion lag in Kleinasien, nahe dem Hellespont.

Eris, die Göttin der Zwietracht, warf einst, als Here, Pallas und Aphrodite bei einander standen, einen goldenen Apfel unter sie, der die Aufschrift hatte: Der Schönsten! Jede von den Dreien wollte nun die Schönste sein und den Apfel haben; sie stritten miteinander, und Zeus sollte entscheiden. Diesem war nicht wohl dabei; er schickte die Göttinnen von sich zu dem trojanischen Prinzen Paris, welcher sich gerade auf dem Berg Ida befand. Paris sah sich plötzlich von den göttlichen Gestalten umringt, die ihren Handel vorbrachten, und deren jede ihm etwas versprach, wenn er zu ihren Gunsten urteilen würde; Here verhieß ihm Macht, Pallas Weisheit, Aphrodite die schönste Frau. Paris sprach den Apfel der Letzten zu, worüber die andern natürlich zürnten. Indessen half ihm Aphrodite,



Fig. 26. Schiff des Menelaus (nach Polygnot).

daß er das schönste sterbliche Weib, Helena, ihrem Gatten Menelaus von Sparta, entführte.

Menelaus grämte sich sehr über den Raub seiner Gemahlin; sein Bruder Agamemnon von Mykenä, der mächtigste der griechischen Fürsten, war darüber empört; auch die andern Großen fühlten sich an ihrer Ehre verletzt. Fast alle rüsteten sich zum Kriegszug gegen Troja; außer dem Rachegefühl reizte auch Abenteuerlust und Beutesucht zur Teilnahme. Unter Anführung des Agamemnon lief eine Flotte von mehr denn tausend Schiffen nach Kleinasien hinüber. (Fig. 26 zeigt des Menelaus Schiff nach einem alten Gemälde.) Der Älteste unter den Helden war Nestor aus Pylos, der Verschlagenste Odysseus (Ulysses) von Ithaka, der Stärkste Achilleus, der Myrmidonenfürst. Drüben aber erwartete sie auch kein schwacher Feind. Priamus, des Paris Vater, war einer der mächtigsten Herrscher, sein Troja wohlbefestigt mit Mauern und Türmen, eine Menge asiatischer Fürsten ihm zur Hilfe; und an seinem ältesten Sohne, Hektor, hatten sie einen gewaltigen, trefflichen Führer.

Zehn Jahre lang (1194—84?) lag das griechische Heer vor der Stadt, ohne sie erobern zu können. Man kämpfte dort auch nicht in großen Schlachten.

Morgens thaten die Thore der Belagerten sich auf, und kühne Helden kamen heraus, und aus dem feindlichen Lager fuhren ihnen kühne Helden entgegen, und sie kämpften einzeln, Mann gegen Mann. Sie standen auf Streitwagen, schleuderten ihre Speere und schoßen ihre Pfeile auf einander; das Schwert ward nur selten gebraucht. So kämpften sie manchen Tag vor Troja, und unsichtbar stritten hier und dort ihre Götter mit. Viele der Sterblichen von beiden Seiten sanken in den Staub, aber zur Entscheidung gedieh es nicht; die Griechen wagten sich nicht an die Mauern.

Lange Zeit war auch der Hauptarm der Griechen müßig, „der göttergleiche Achilleus". Er entzog sich grollend dem Kampfe, weil ihn Agamemnon beleidigt hatte. Als aber, im zehnten Jahre, Hektor seinen Waffenbruder Patroklus fällte, da brach er schnaubend hervor, würgte den ganzen Tag unter den Trojanern, und suchte, lechzend nach Sühneblut, den Töter seines Herzensfreundes. Hektor wich dem Wütenden aus bis zum Abend, wo er sich von ihm finden ließ. Achilleus jauchzte auf vor Freude. Sobald aber jener den Schrecklichen näher erblickte, ergriff auch ihn, den tapfersten Troer, eine unbezwingliche Furcht. Er flieht, und dreimal jagt ihn Achilleus um Ilions Mauern. Endlich hält Hektor still und erwartet den Feind. Achilleus schleudert die Lanze nach ihm; Hektor fällt in die Kniee und der Todesspeer saust über seinem Kopfe weg. Jetzt erhebt sich Hektor und schleudert seine Lanze in des Gegners Schild, daß er kracht; aber sie dringt nicht durch. Achilleus zieht sie heraus und bohrt sie dem Hektor durch die Kehle. So sinkt der edle Held, indem er sterbend noch den Sieger anfleht, seinen Leichnam nicht zu schänden. Doch des Göttergleichen Zorn ist noch nicht gestillt; er bindet den Leichnam an seinen Wagen, und schleift ihn unter der Wehklage des von den Mauern schauenden Trojanervolkes um die Stadt herum in's griechische Lager, wo der jämmerlich Entstellte unter freiem Himmel hingeworfen wird. — In tiefer Nacht öffnet sich des Achilleus Gezelt. Der greise Priamus schwankt herein, wirft sich vor ihm nieder, und fleht weinend um die Leiche des Sohnes, daß er sie ehrlich bestatte. Des Alten Thränen überwanden Achil-



Fig. 27. Homer (nach der antiken Herme im Louvre).

leus Zorn. — Aber auch er, der Tapferste von allen, sank vor Troja hin. Paris, der Frauenräuber, erschoß ihn mit dem Pfeile. Und so hätten die Griechen vielleicht nie die feindliche Stadt gewonnen, wenn nicht der listige Odysseus Rat erfunden hätte.

Dieser ließ ein ungeheures Pferd von Holz zimmern, in dessen hohlen Bauch er sich mit einer Schar Krieger versteckte. Dieses Roß stand eines Morgens vor Troja; die Griechen aber waren verschwunden. Sie waren auf ihren Schiffen davon, als ob sie, am Erfolg ihres Unternehmens verzweifelnd, die Belagerung aufgegeben hätten; allein sie lauerten hinter der nahen Insel Tenedos. Die Trojaner strömten fröhlich aufs leere Kampffeld heraus. Das Roß staunen sie an, und manche schöpfen Verdacht. Diesen besiegte ein zurückgebliebener Grieche, Sinon, welcher sich als Überläufer anstellte und von dem Pferde aussagte: „die Griechen hätten es auf der Götter Befehl gebaut, und wenn es in Troja aufgestellt würde, so werde die ärgste Gegnerin der Stadt, die Göttin Pallas, mit ihr versöhnt; darum hätten es die Griechen so groß gemacht, daß es nicht durch die Thore gehe." Jetzt brechen die Trojaner eine Öffnung in ihre Mauer und ziehen das Pferd frohlockend hinein. Der übrige Teil des Tages geht unter Opfer, Schmaus und Tanz dahin. Aber mitten in der Nacht öffnet sich das hölzerne Untier; die griechischen Helden steigen heraus, brennen und morden. Und das wiedergelandete Heer strömt durch die offene Mauer herein, brennt und mordet. Entsetzliche Verwirrung der aus tiefem Schlafe aufgeschreckten Trojaner! Der alte Priamus flieht mit seinen Söhnen in den Tempel, und wird mit ihnen am Altare niedergestoßen. Die Frauen werden gefangen und zur Verteilung weggeführt. Die Stadt wird vertilgt. Nur der trojanische Prinz Äneas entkommt mit einer Schar auf Schiffen. Helena, „die Ursächerin alles Unglücks", wird von Menelaus wieder angenommen.

51 Tage dieser Geschichte hat der große Dichter Homer in einem herrlichen Heldengedichte, die Ilias betitelt, besungen. Homer, aus dem kleinasiatischen Smyrna gebürtig, lebte etwa um 900. Er sammelte wohl frühere Volkslieder, verarbeitete sie, und sang sein Heldengedicht dem lauschenden Volk zur Harfe. Es wird ihm noch ein anderes solches Gedicht, die Odyssee zugeschrieben, das die Heimkehr des erfindungsreichen Odysseus besingt, welcher, von den feindlichen Göttern verfolgt, 10 Jahre lang in aller Welt herumirrte, bis er wieder zu seiner Felseninsel Ithaka gelangte. Homer ist der älteste und größte aller griechischen Dichter, von denen wir Werke haben.

Lange wußte man nicht genau, wo das alte Ilion gestanden haben mag, bis Dr. Schliemann seit 1870 durch Nachgrabungen auf dem Hügel Hisarlik es wieder entdeckte. Er wollte sogar den teilweise geschmolzenen Schatz des Priamus gefunden haben; doch scheinen seine Funde auf eine ältere Zeit als die von Homer besungene hinzuweisen. Er vervollständigte seine Entdeckungen, indem er aus den Gräbern zu Mykenä 1877 uralte Schätze und Leichen (wie er glaubte des Agamemnon 2c.) ausgrub, und Ithaka durchforschte.

V. Israel unter Königen.

Was von der Urzeit anderer Völker zu berichten war, das habt ihr vernommen: wir gehen nun wieder ins Verheißungsland zum Volke der Wahl (s. Abschn. III).

§ 1. Die drei ersten Könige.

Es war bei diesem Volke die rechte Gestalt einer Theokratie, mit Gott allein als König, vorüber; es hatte nun einen menschlichen König, und unter solchen Königen blieb es bis zu seinem Verfalle. Nur drei Könige regierten über das ganze Israel.

Saul, etwa 1070—1050 v. Chr.

Nachdem der hohe Mann (S. 33) von Samuel gesalbt war, bestieg er nicht gleich einen königlichen Stuhl, sondern ging nach Hause und betrieb seine Wirtschaft wie zuvor. Da geschah es, daß Nahas, der Ammoniterkönig, die gileaditische Stadt

Jabes belagerte und drohte, wenn er sie erobert hätte, allen Bewohnern das rechte Auge auszustechen. In ihrer Angst sandten sie Boten um Hilfe durchs Land. Saul in Gibea kam eben hinter seinen Rindern her, und traf die Boten, wie alles Volk um sie her stand und weinte. Da geriet der Geist des Herrn über ihn; er schickte an alle Stämme umher, die wehrhafte Mannschaft zum Kriegszug aufzubieten. Es fiel auch eine Furcht vom Herrn auf Israel, daß sie alle auszogen wie Ein Mann, 300 000 Streiter. Mit diesem Heere überfiel Saul die Ammoniter, schlug sie gewaltig darnieder und befreite Jabes; er errang manche Siege über die Nachbarvölker.

Doch das Wohlgefallen Gottes behielt er nicht. Israels Könige sollten doch nicht eigenmächtig, wie der Heiden Könige, sondern nach dem göttlichen Gesetze regieren, und Saul sich insonderheit von dem Propheten Gottes, Samuel, beraten lassen. Aber er ward stolz und that, was ihm gefiel. So wartete er bei einem Kriege mit den Philistern nicht auf Samuels Ankunft zu dem Opfer. So schonte er bei einem Sieg über die Amalekiter den gefangenen König Agag, und behielt das beste Vieh zur Beute, während nach Gottes Befehl alles verbannet (getötet) werden sollte. Samuel trat zu ihm und sprach: „Meinest du, daß der Herr mehr Lust habe am Opfer, als am Gehorsam seiner Stimme? Siehe, Gehorsam ist besser denn Opfer. Weil du des Herrn Wort verworfen hast, so hat er dich auch verworfen." Und er verkündigte ihm, daß das Königreich von seinem Hause genommen werden sollte. Dann ging der Mann Gottes an seinen Ort und sah den König nicht mehr. Er trauerte aber lange, daß Saul Gottes Gnade verscherzt habe.

Gott sandte den grauen Samuel gen Bethlehem im Stamme Juda; denn aus dem Hause Isai dort habe er sich einen zum Könige ersehen. Der Prophet ließ sich die Söhne Isais vorstellen; aber bei jedem sprach der Herr zu ihm: Dieser ist's nicht! Isai muß noch den jüngsten, den David, von den Schafen heimholen lassen. Als dieser, ein braungelockter Jüngling mit schönen Augen erschien, sprach der Herr zu ihm: Auf und salbe ihn! Und Samuel nahm sein Ölhorn und salbte David. Der Geist des Herrn kam auf ihn von dem Tage an. Über Saul aber kam ein böser Geist, der ihn sehr unruhig machte. Da begehrte er nach einem, der es wohl könnte auf Saitenspiel. Der junge David war als Harfner und Sänger bekannt; der wurde zu ihm geführt. Und wenn er spielte, so wich der böse Geist auf eine Zeitlang. Da gewann Saul den David lieb.

Es geschah aber, daß die Philister zum Streit wider Israel kamen, und einer ihrer Riesen, Goliath, schritt täglich hervor, forderte einen Feind zum Zweikampf heraus, und höhnte Israel und Israels Gott. Der König versprach dem, der den Riesen bezwingen würde, großen Reichtum und seine Tochter zum Weibe; allein da war keiner, dem ein Mut ins Herz gekommen wäre. Dazumal ward David von seinem Vater ins Lager gesendet, seinen Brüdern Brot und Käse zu bringen. Er hört des Philisters Trotz, und sein Herz entbrennt ihm. Er erbietet sich, mit dem Riesen zu streiten. Saul spricht: „Du bist ein Knabe noch!" Aber David bezeugt, daß er Löwen und Bären erwürgt, die in seine Herde gefallen, so werde der Herr ihm auch gegen den Philister helfen; da ließ ihn der König gehen. Nicht in eherner Rüstung, nicht mit eisernen Waffen, nur mit Stab und Schleuder trat David dem Feinde entgegen. Der fluchte ihm und drohte, sein Fleisch den Vögeln zum Fraße zu geben. David aber sprach: „Ich komme zu dir im Namen des Gottes Israels, den du gehöhnt hast," schleuderte dem Philister einen Stein in die Stirne, daß er zur Erde fiel, riß ihm sein eigen Schwert aus der Scheide und hieb ihm damit den Kopf ab. So siegte David im Glauben, und Israel jagte den Fliehenden nach.

Saul hatte einen edlen Sohn, Jonathan; dessen Herz verband sich mit Davids Herzen und sie schlossen einen festen Freundschaftsbund. Als aber das

Heer heimzog, kamen die Weiber im Reigen entgegen und sangen: Saul hat Tausend geschlagen und David Zehntausend. Das verdroß den König, er fürchtete, noch das Königreich an David zu verlieren, und sah denselben sauer an. Dieser aber suchte den Trübseligen durch liebliche Harfentöne zu erheitern. Da trieb der finstere Geist den König, den Speer nach ihm zu schwingen. Allein er beugte aus. Saul stellte sich wieder freundlich, setzte ihn zum Obersten und wollte ihm seine Tochter zum Weibe geben, so er sich noch durch ein gefährliches Wagstück auszeichnen würde. Er hoffte, daß es dem Kühnen das Leben kosten sollte. Aber David vollbrachte, was ihm aufgegeben war, und wurde des Königs Eidam. Saul merkte, daß der Herr mit ihm sei, und fürchtete ihn nur noch mehr. Bald sandte er Bewaffnete, ihn zu töten, und nur mit Hilfe seines Weibes entrann er durch ein Fenster.

Nun nahm David Abschied von seinem Jonathan; sie beschworen ihren unvergänglichen Liebesbund, küßeten sich und weinten. David war nun ein irrender Flüchtling, bald hie, bald dort, in Feindesland und in Judas Felsenhöhlen. Sammelten sich auch Hunderte von Freibeutern um ihn, die ihm gehorchten, so schwebte er doch in steter Gefahr; denn Saul zog gegen ihn mit überlegener Macht aus und verfolgte ihn allenthalben. Aber Gott half ihm durch, denn er suchte sein Antlitz brünstig; und gegen seinen von Gott gesalbten König bewies er sich durchaus edelmütig.

Einst, als Saul mit 3000 Kriegern die Felsen der Steinböcke durchsuchte, trat er allein in eine Höhle, Mittagsruhe zu halten. Er ahnte nicht, daß hinten in der Höhle David mit seinen Männern saß. Die flüsterten: „Siehe, das ist der Tag, da der Herr deinen Feind in deine Hände gegeben!“ Aber David erwiderte: „Davor bewahre mich Gott, daß ich seinen Gesalbten antaste!“ Er schlich herbei und schnitt einen Zipfel vom Kleide des Königs. Als dieser wieder heraus war, ging er ihm nach und rief: „Wie magst du glauben, daß ich dein Unglück suche? Mein Vater, siehe doch ein Stück deines Rockes in meiner Hand! Erkenne, daß ich nichts Böses gegen dich vorhabe: und du jagst mein Leben, daß du es wegnehmest!“ Saul weinte und sprach: „Mein Sohn David, du bist gerechter als ich. Der Herr vergelte dir Gutes für diesen Tag!“ — Allein der böse Geist ließ ihm keine Ruhe; er suchte David von neuem, diesmal in der Wüste Siph. Da schlich sich dieser mit seinem Gefährten Abisai in Sauls Lager, wo alles im tiefen Schlafe lag. Abisai wollte den König erstechen, aber David wehrte ihm, nahm nur des Königs Spieß und Wasserbecher und gab sich damit von einer jenseitigen Höhe zu erkennen. Damals rief ihm Saul herüber: „Ich habe gesündigt! Komm wieder zu mir, mein Sohn David!“ Allein er kannte den wankelmütigen Mann und zog seine Straße.

Es ging mit Saul nun bald zu einem schauerlichen Ende. Ein neuer Krieg mit den Philistern brach aus. Er hatte ein verzagtes Herz, und der Herr gab ihm kein Licht und keinen Trost mehr. Da sucht er Rat bei einer Totenbeschwörerin zu Endor, und eine Erscheinung verkündet ihm den nahen Untergang. Es kam zur Schlacht. Die Israeliten unterlagen gänzlich. Drei Söhne des Königs, auch der herrliche Jonathan, fielen. Saul, in Verzweiflung, stürzte sich selbst in sein Schwert. — Als David die Nachricht empfing, ward er tief bewegt, und sang eine Klage über Saul und Jonathan. „Ihr Töchter Israel, weinet! Wie sind die Helden gefallen im Streit! Jonathan ist auf deinen Höhen erschlagen, Gilboa! Mir ist weh um dich, mein Bruder Jonathan; ich habe große Freude und Wonne an dir gehabt!“

David (1050—1010 v. Chr.).

Sofort begab sich David nach Hebron in Juda, und die Männer seines Stammes riefen ihn als König aus. Die andern Stämme aber hielten zu Isboseth, einem nachgelassenen Sohne Sauls. Nach sieben Jahren jedoch, als letzterer von seinen eigenen Leuten getötet war, erkannte ganz Israel den David als Herrscher an. So war Israels Königtum bei dem Stamme, aus welchem nach Jakobs Seherwort

der Messias geboren werden sollte, und zwar bei dem Besten dieses Stammes, der in langer heißer Prüfung als „ein Mann nach Gottes Herzen" sich bewährt hatte.

Er eroberte die Burg Zion zu Jerusalem von den Jebusitern und im benjaminitischen Jerusalem schlug er seine Residenz auf, der Stadt, die der Herr erwählte, daß von ihr sein Wort über die Welt ausgehen sollte. Sie lag an und auf einem Berge, der rings von tiefem Thal umzogen und drüberhin von höheren Bergen umgeben war, als einem Bilde der göttlichen Umhütung, wie es heißt: um Jerusalem her sind Berge; aber der Herr ist um sein Volk her von nun an bis in Ewigkeit, Ps. 125. Auf Zion, der einen Anhöhe des Berges, baute sich David ein prächtiges Haus, wozu ihm Hiram, König von Tyrus, Werkmeister und Cedernholz sandte. Da hinauf wurde auch die Bundeslade gebracht und in einem von Teppichen gebauten Zelte aufgestellt, während die alte Stiftshütte zu Gibeon blieb, woselbst auch noch geopfert wurde. Hier in Zion waren nun aber „zu schauen die schönen Gottesdienste des Herrn"; da wurden „gepredigt die herrlichen Dinge" von Gottes „ewiger Gnade", die einst wunderbare Hilfe senden würde; da wurden „die Farren der Lippen und Herzen", die Opfer der Anbetung dem ewigen Bundesgotte gebracht; da wurde er in schönem, von Musik begleitetem Gesang mit den unvergleichlichen Psalmen verherrlicht, welche David verfaßte, denn er war nicht bloß König, sondern auch Prophet.

Noch ein prächtigeres Haus als sein Schloß wollte David auf dem Berge bauen, einen Tempel Gottes; allein das gestattete ihm der Herr nicht, denn er sei ein Kriegsmann und habe Blut vergossen. Einen Tempel sollte sein ihm auf dem Thron folgender Sohn bauen, dem es verliehen war, eine Friedensregierung zu führen. Dagegen wollte der Herr ihm (dem David) ein Haus machen, er bestätigte ihm sein Königreich ewiglich, — verstehe recht, er verkündigte ihm, daß von ihm kommen sollte der hohe Verheißene, der ein ewiges Reich unter den Menschen aufrichten würde. So war also David selbst der Träger der großen Verheißung; und alle Propheten von dem an nennen den zukünftigen Messias mit dem Namen „Davids Sohn".

Die große Güte Gottes gegen ihn rührte Davids Herz, daß er dafür demütig dankte, aber auch um so weicher und milder gegen die Menschen sich erwies. Er fragte: „Ist auch jemand überblieben vom Hause Sauls, daß ich Barmherzigkeit an ihm thue?" Es fand sich noch ein Sohn seines Jonathan, der lahme Mephiboseth. Er gab ihm den ganzen Acker seines Großvaters, und ließ ihn täglich an seiner Tafel speisen.

Der Herr war mit David. Alle benachbarten Völker, Ammoniter, Moabiter, Edomiter, Ismaeliter, Syrer rc. standen gegen ihn auf; er aber sprach: „Ich verlasse mich nicht auf meinen Bogen, und mein Schwert kann mir nicht helfen! sondern du, Herr, hilfst uns von unsern Feinden." Er führte seine Kriege im Namen des Herrn und überwand alle seine Feinde. Er erweiterte sein Reich so sehr, daß es vom Euphrat herüber bis ans Mittelmeer und vom Libanon bis herab ans rote Meer reichte. Doch that er einen tiefen Fall, der seinen Thron erschütterte.

Sein großes Glück machte ihn auf eine Zeitlang sorglos; da ward er gegen Bathseba, die Frau des Uria, mit unreiner Lust entzündet. Der Mann stand damals im Kriegsheere vor Rabba, der Hauptstadt Ammons. Da nun Davids verbotener Umgang mit dem Weib nicht verborgen bleiben konnte, gab er sich dem Bösen so sehr hin, daß er den Uria in den härtesten Streit stellen ließ, auf daß er erschlagen würde. Uria fiel, und David nahm die Bathseba als sein Eheweib zu sich. Aber die That gefiel dem Herrn übel, und Davids Friede war auf lange dahin. — Gott sandte den Propheten Nathan zu ihm, der ihm seine Sünde zuerst in einem Gleichnis vorhielt, dann aber hart strafte im Namen des Herrn. Da ward der König gebrochen, er lag im Staub und flehte: Gott sei mir gnädig rc. Ps. 51. Gott wendete dem Reumütigen wieder seine Gnade zu, aber er mußte nicht bloß durch das Wort gezüchtigt werden. Schwer betrübte ihn das Hinsterben seines ersten Kindes von der Bathseba. Noch größeres Herzeleid brachte ihm eine Schandthat seines Sohnes Amnon und ihre blutigen Folgen. Am bittersten ward ihm durch die Empörung seines Sohnes Absalom eingeschenkt.

Absalom war ein Mann, wie kein anderer in ganz Israel so schön. Dieser umgab sich mit Wagen, Rossen und Trabanten, wie es beim eiteln Volke Eindruck macht. Auch zeigte er sich den Leuten freundlich und herablassend; wer ihn ehrerbietig grüßen wollte, den umarmte und küßte er. So stahl er das Herz der Männer. Nachdem er alles vorbereitet, begab er sich nach Hebron und ließ sich zum Könige ausrufen. Als David erfuhr, wie alle Welt dem Empörer zulaufe, floh er aus Jerusalem; barfuß mit verhülltem Angesicht zog er den Ölberg hinan, und alle Treugebliebenen weinten um ihn her.

Absalom zog prangend ein und setzte sich auf seines Vaters Thron. Aber durch göttliches Verhängnis mit Blindheit geschlagen, wollte er erst ein großes Heer sammeln, ehe er dem Vertriebenen nachsetzte. Derweilen hatte David auch Zeit, sich zu stärken. Endlich zogen die Heere gegen einander. David übergab den Oberbefehl an den Feldhauptmann Joab, dem er wie allen Hauptleuten laut gebot, Absaloms Leben zu schonen. Es kam zur Schlacht im Walde. Gottes Zorn schlug Absaloms großes Heer; der ruchlose Sohn verschlang sich auf der Flucht mit seinem langen prächtigen Haare im Gezweig einer Terebinthe, daß das Maultier unter ihm weglief. So traf ihn Joab und erstach ihn. Jammernd rief David: „O Absalom, mein Sohn! wollte Gott, ich könnte für dich sterben!"

David kehrte nach Jerusalem zurück und herrschte in erneuter Macht über sein Volk, denn Gott hatte noch ferner Lust zu ihm. Sein Leben war, mit Ausnahme jener schweren, aber auch tief bereuten Missethat, bei allen menschlichen Schwächen ein musterhaftes, und seine Regierung die trefflichste. Er suchte Gottes Ehre und seines Volkes Wohlfahrt stetiglich und von ganzem Herzen. Er traf die weisesten und heilsamsten Einrichtungen, daß allem Volk Recht und Gerechtigkeit, Sicherheit und Gedeihen geschafft ward. Und so mag sein Reich als ein schwaches Vorbild gelten von dem glücklichen Reiche, das der große Davidssohn aufgerichtet hat und aufs vollkommenste regiert in Ewigkeit. — Nach einem überaus thätigen und unruhvollen Leben fühlte sich David im Alter matt, und auf Nathans Rat ließ er noch bei Lebzeiten seinen geliebtesten Sohn, Salomo zu seinem Nachfolger salben. Er befahl demselben besonders den Tempelbau, zu welchem er selbst viel Gold, Silber und Erz gesammelt hatte. Zuletzt ermahnte er ihn, dem Herrn zu dienen von ganzem Herzen. „Wirst du ihn suchen", sprach er, „so wirst du ihn finden; wirst du ihn aber verlassen, so wird er dich verwerfen ewiglich!" Er starb 70 Jahre alt.

Salomo (1010—970 v. Chr.).

Salomo war erst 20 Jahre alt, da er seines Vaters Thron bestieg. Gleich im Anfang erschien ihm der Herr im Traumgesicht und sprach zu ihm: „Bitte, was ich dir geben soll!" Und der zarte Jüngling bat um ein weises und gehorsames Herz, daß er verstehen möge, was gut und böse sei, und des Herrn Volk wohl regiere. Das gefiel Gott, und er versprach ihm nicht nur dieses, sondern noch dazu Reichtum und Ehre, und, so er in Gottes Wegen wandeln würde, auch langes Leben.

Die ihm vom Herrn verliehene Weisheit offenbarte sich bald in seinem Richteramte, da sich vor ihm zwei Weibspersonen um ein lebendes Kindlein stritten, von dem jede die Mutter sein wollte. Er sprach es der rechten Mutter zu.

Im vierten Jahr seiner Regierung ging er daran, Gottes Tempel zu bauen. Er baute ihn auf der andern Höhe des Berges von Jerusalem, welche Morija hieß. Aus Phönizien berief, aus Israel wählte er kunstfertige Leute dazu, und immer mußten 150 000 Menschen an der Arbeit sein. Nach sieben Jahren stand der Bau vollendet da, ein Wunder der Welt. Er bestand, nach dem Grundriß der Stiftshütte, aus einem innern Haus, welches in zwei Abteilungen, das Heilige und das Allerheiligste, geschieden war. Rings um dasselbe zog sich in weitem Umfange der Vorhof, welcher wiederum zwei Abteilungen hatte, den Vorhof der Israeliten und den der Heiden. Das ganze Gebäude war vom schönsten weißen Marmor aufgeführt und inwendig mit Cedernholz vertäfelt, mit Gold und anderem Schmucke verziert. Das

Tempelhaus war innen ganz mit Gold überzogen, daß man rings in goldnen Spiegel schaute. In dieses Heiligtum ward nun die Lade des Bundes gebracht, und Salomo weihte es aufs feierlichste zu seiner Bestimmung ein. Er kniete nieder im Vorhof und sprach vor allem Volk das erhabene Weihegebet 1 Kön. 8, sodann hielt er eine Rede, welche mit den Worten schloß: „Euer Herz sei rechtschaffen mit dem Herrn, unserm Gott, zu wandeln in seinen Sitten und zu halten seine Gebote, wie es heute geht." Da ließ sich die Herrlichkeit des Herrn über dem Hause vor allem Volk sehen, und



Fig. 28. Rest des Cedernwaldes auf dem Libanon.

sie fielen zur Erde, beteten an und dankten dem Herrn, daß er so gütig ist und seine Barmherzigkeit ewiglich währet.

Unter Salomo, dessen Name „Friedrich" bedeutet, war im ganzen Friede in den weiten Grenzen des Reiches; sein Volk wohnte sicher. Damaskus zwar verlor er an einen Reson; dafür eroberte er Hamath. Gewinnvoller Handel brachte großen Reichtum ins Land. Er befestigte Tamar u. a. Städte zum Schutz des Landhandels, und öfters ging ihm ein Schiff zwischen Ezjongeber (am roten Meer) und dem Lande Ophir hin und her, um von dort Gold, Edelsteine, Elfenbein und andere Kostbarkeiten zu bringen. Im Besitze so großer Mittel verschönerte er nicht nur seine Residenzstadt, sondern baute auch Städte und Schlösser im Land und an den Grenzen. Den prachtvollsten Palast errichtete er sich zu Jerusalem, gefüllt mit Gefässen und Geräten von lauterem Golde. Schön und majestätisch war insonderheit sein Thron, von Elfenbein und Gold,

vierzehn Löwen herum. Das Cedernholz aber wurde so gemein in Jerusalem, wie wilde Feigenbäume. Fig. 28 zeigt den Rest des Cedernwaldes auf dem Libanon.

Salomo hatte ein stehendes Heer von 12000 Reitern und 1400 Wagen und 4000 Wagenpferde. Er hatte Diener und Dienerinnen in Scharen; er hatte Lustschlösser und Lustgärten; er hatte Sänger und Sängerinnen und Wollust der Menschen; er hatte alles, was die Augen wünschen und das Herz erfreut. Daß aber darin nicht das wahre Glück des Menschen liegt, das fühlte er; „ich sahe an, und siehe, da war es alles eitel!“ Indessen brachte ihm diese seine Macht und Herrlichkeit große Ehre, die ihm Gott ja auch verheißen, in allen Landen umher. Noch größere jedoch seine außerordentliche Weisheit, mit welcher er alle Menschen überstrahlte. Er redete Tausende der trefflichsten Sprüche, verfaßte ein Menge Lieder u. a. Schriftwerke. Sie kamen von aller Welt her, zu hören die Weisheit Salomos. Eine Königin, tief aus dem mittäglichen Arabien, zog mit großem Gefolge und reichen Geschenken in Jerusalem ein, und setzte sich zu seinen Füßen. Und sie gestand darnach, es sei ihr nicht die Hälfte gesagt worden, und rief aus: „Selig die Leute, die allezeit vor dir stehen und deine Weisheit hören!“

Dieser hoch erleuchtete Mann konnte doch zuletzt noch in die jämmerlichste Finsternis hinsinken! Er nahm viele heidnische Frauen, meist fürstlicher Abkunft, und gestattete ihnen in seiner Weitherzigkeit, ihren Götzendienst für sich zu treiben. Da sah man um das von ihm erbaute Heiligtum Jehovahs Götzenaltäre und -Bilder auf den Höhen umher. Und als er alt ward, neigten die Frauen sein Herz ihren Göttern zu, und ein Salomo duldete, daß dem Moloch und den Astarten geopfert wurde! Da ward Gott zornig über „den Liebling des Herrn“, wie ihn Nathan in besserer Zeit genannt, und verkündigte ihm, daß er das Königreich von seinem Hause reißen werde bis auf Einen Stamm, der seinen Nachkommen bleiben sollte um Davids willen. — Wir wissen nicht, ob Salomo sich von seiner greulichen Thorheit noch bekehrt habe. Er starb, nachdem er vierzig Jahre regiert. Ein gar langes Leben hat ihm Gott nicht gegeben, denn er hat Gottes Wege verlassen.

Sein Sohn Rehabeam bestieg nach ihm den Thron. Es hatte aber das Volk schon in der letzten Zeit Salomos über den Druck gemurrt, welcher infolge des verschwenderischen Hoflebens auf ihm lastete. Als sich nun die Ältesten Israels in Sichem zur Huldigung versammelten, begehrten zehn Stämme das Versprechen vom neuen Könige, daß er ihren schweren Frondienst und ihr hartes Abgabenjoch leichter machen wolle; dann wollten sie ihm unterthänig sein. Alle alten Beamten rieten ihm zur Nachgiebigkeit; allein Rehabeam folgte seinen jungen Gefährten und erwiderte: „Mein Vater hat euch mit Peitschen gezüchtigt; ich will euch mit Skorpionen (Stachelgeißeln) züchtigen!“ Da rissen sich die zehn Stämme vom Hause Davids los, und wählten sich einen König in der Person des Ephraimiten Jerobeam. Dem Sohne Salomos blieb nur der Stamm Juda treu, einschließlich des sehr zusammengeschmolzenen Stammes Benjamin.

Von hier an sehen wir also Jakobs Nachkommenschaft in zwei Reiche geteilt, in das Zehnstämmereich, welches nun Israel im engern Sinne heißt, und in das Reich Juda. Die Hauptstadt des erstern ward Thirza, später Samaria; die des letztern blieb Jerusalem. Die Getrennten kamen nie wieder zusammen, häufig aber bekriegten sie sich unter einander. So schwächte das von Gott erwählte und im Lande seines Erbes so reich gesegnete Volk sich selbst: und da es in beiden Reichen nicht rechtschaffen am Herrn war, sondern in verkehrten Sinn und boshaftiges Wesen immer mehr versank, wiewohl in dem einen noch schneller und jämmerlicher als in dem andern, so gingen beide unaufhaltsam ihrem Untergange zu; denn Gerechtigkeit erhöhet ein Volk, aber die Sünde ist der Leute Verderben. — Aber gerade in dieser Zeit that Gott am meisten an seinem Volk, das er nicht lassen wollte. Er sandte ihnen Propheten über Propheten. Das waren vom Geiste Gottes erleuchtete Menschen, die mit heiligem Eifer vor das Volk traten, es furchtlos straften um seine Sünde, es gewaltig zur Buße und Umkehr in des Herrn Arme ermahnten, ihm die

schrecklichen Strafgerichte Gottes bei bleibender Verstockung verkündigten, immer aber auch, damit es unter der Rute nicht gar verzweifle, vom Aufgang einer ewigen Gnade, von dem zukünftigen Davidssohn und der Aufrichtung seines herrlichen Reiches trostvoll weissagten. Allein die Gottesmänner, die da redeten getrieben vom heiligen Geiste, wurden gewöhnlich verachtet, verfolgt, gewürgt.

§ 2. Geteiltes Reich.

Das Reich Israel (970—722 v. Chr.)

bestand c. 250 Jahre. Es herrschten darin 20 Könige, deren Namen sind: Jerobeam I., Nadab, Baësa, Ella, Simri, Omri (zugleich mit Thibni), Ahab, Ahasja, Joram, Jehu, Joahas, Joas, Jerobeam II., Sacharja, Sallum, Menahem, Pekahjah, Pekah, Hosea. Diese thaten alle, was dem Herrn übel gefiel. Ihre Hauptsünde aber, damit sie auch ihr Volk sündigen machten, war der Bilderdienst.

Schon Jerobeam I. führte ihn ein. Er that es aus sogenannter Staatsklugheit, die aber arge Thorheit war: er fürchtete nämlich, wenn seine Unterthanen zum Heiligtum Jehovas nach Jerusalem hinaufzögen, um dort ihren Gottesdienst zu verrichten, so möchten sie sich über kurz oder lang wieder mit dem Hause Davids vereinigen: dieses zu verhüten, ließ er zwei goldene Kälber (Stiere) aufrichten, eines nördlich zu Dan und das andere südlich zu Bethel, und ausrufen wie einst am Sinai: „Siehe da, Israel, deine Götter, die dich aus Ägypten geführt haben!" Und siehe, sein Volk zog in Scharen zu den Kälbern, zu opfern und zu beten: und der Götzendienst blieb im Reiche Israel, und dessen Heil war dahin. — Es ging greulich zu: ein König stürzte den andern vom Thron, tötete ihn und sein ganzes Geschlecht. Und wie die Fürsten, so die Unterthanen: sie trieben alle Arten von Gott- und Ruchlosigkeit, und kamen, einmal im Elend, nur zu dem Herrn, um ihn desto schmählicher wieder zu verlassen. Die Propheten redeten mit ernster Gottesstimme: aber im allgemeinen fruchtete es nicht, oder doch nicht lange.

Kein König that mehr, den Herrn zu erzürnen, als Ahab (um 910), der die schändliche Isebel, eine Sidonische Prinzessin, zur Gemahlin hatte. Ihm war der Stierdienst nicht genug: er baute auch, von seinem Weibe dazu entbrannt, den Phönikischen Göttern, welche mit den abscheulichsten Lastern verehrt wurden, Tempel und Altäre. Insonderheit brachte er den Dienst Baals empor. Hunderte von Priestern wurden diesem Götzen bestellt: die Propheten aber und alle Verehrer Jehovas grausam verfolgt. Da offenbarte sich der Herr wieder in seiner Herrlichkeit. Auf seinen Antrieb trat der Prophet Elija (aus Thisbe) vor den König und sprach: „So wahr der Herr lebt, der Gott Israels, vor dem ich stehe, es wird in diesen Jahren kein Tau und Regen fallen es sei denn auf mein Wort!" und er ging weg und verbarg sich. Und es entstand eine furchtbare Dürre und Hungersnot, selbst Wassermangel für Vieh und Menschen.

Elija lebte heimlich am Bache Krith; daselbst mußten die Raben ihm Fleisch und Brot bringen. Als der Bach vertrocknet war, sandte ihn Gott gen Zarpath, einer sidonischen Stadt. Vor dem Thore derselben las eine arme Witwe Holz auf zum letzten Mahle, als der Prophet sie um einen Bissen Brot ansprach. Das heidnische Weib glaubte seiner Verheißung und that ihm, wie er gewünscht. Da kam denn reicher Segen in ihr Haus.

Nachdem der Himmel drei Jahre verschlossen war, ging der Prophet wieder ins Land Israel und gerade zu dem Könige. Dieser rief ihm entgegen: „Bist du, der Israel verderbt?" Elija aber sprach: „Ich verderbe Israel nicht, sondern du und deines Vaters Haus, damit daß ihr des Herrn Gebote verlassen habt und wandelt dem Baal nach!" Der Prophet verlangte nunmehr vom Könige, daß er eine Volks-

versammlung auf den Berg Karmel am Meer beriefe, und der König gehorchte ihm. Dort auf dem Berge sprach Elija zu allem Volk: „Wie lange hinket ihr auf beiden Seiten? Ist Jehovah Gott, so wandelt ihm nach; ist es aber Baal, so wandelt ihm nach.“ Und das Volk schwieg. Ferner sprach er: „Ich bin allein, und hier sind 450 Propheten Baals. Wohlan, gebet uns zwei Farren zum Opfer: einen sollen sie, einen will ich aufs Holz legen; keiner zünde es selbst an; sie sollen den Namen ihres Gottes anrufen, ich will den Namen meines Gottes anrufen; welcher Gott nun mit Feuer antworten wird, der sei Gott.“ Da antwortete das ganze Volk: „Das ist recht!“ Baals Priester legten ihren Farren auf den Altar, tanzten herum und riefen vom Morgen bis zum Mittag: „Baal, erhöre uns!“ Unter Elijas Spott riefen sie noch lauter, ja ritzten sich mit Messern; aber da war keine Antwort. Jetzt baute auch Elija seinen Altar; dann betete er: „Herr, Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, laß heute kund werden, daß du Gott in Israel seist und ich dein Knecht. Erhöre mich, Herr, damit dies Volk wisse, daß du, Jehovah, Gott bist, und damit du ihr Herz darnach bekehrest!“ Da fiel Feuer vom Himmel und verzehrte das Opfer. Und alles Volk fiel aufs Angesicht und rief: „Jehovah ist Gott!“ Elija aber nahm die Baalspriester und that ihnen, wie im Gesetz verordnet war: er ließ sie töten am Bach Kison.

Ahab schwankte, aber an Isebel verkauft, bekehrte er sich doch nicht von Herzen. Darum blieb das Strafgericht nicht aus. Er erhielt in der Schlacht gegen die Syrer einen Pfeilschuß und starb auf seinem Streitwagen, und die Hunde leckten sein Blut vom Wagen. Isebel ward aus dem Fenster ihres Palastes gestürzt und unten zertreten, und die Hunde fraßen ihr Fleisch. Elija aber fuhr in einem Feuerwagen gen Himmel, und war der andere, der ohne Sterben ins ewige Leben einging. — Elijas Geist kam auf seinen Diener Elisa, und dieser ward sein großer Nachfolger im Prophetentum. Gewiß nicht ohne ihn trat der Feldherr Jehu gegen Ahabs Kinder auf und rottete alle seine Nachkommenschaft, sowie alle Baalsverehrer aus (870), um ein Königshaus zu gründen, das wenigstens erträgliche Zeiten für Israel heraufführte.

Als einst Israel mit den Syrern im Streit war, entdeckte Elisa seinem Könige alle Kriegspläne der Feinde, daß sie alle vereitelt wurden. Die Syrer wollten ihn haschen, und umzingelten die Stadt Dothan, wo er sich aufhielt. Des Propheten Diener erschrak, er aber sprach: „Fürchte dich nicht, denn derer ist mehr, die bei uns sind, als derer, die bei ihnen sind.“ Und er betete, daß der Herr ihm die Augen öffnen möchte. Da sah der Knabe den Berg voll feuriger Rosse und Wagen um Elisa her. Darauf ging der Prophet mitten ins Lager der Feinde und sprach zu den Syrern: „Ich will euch zu dem Manne führen, den ihr suchet.“ Sie folgten ihm, und er führte sie mitten in die Stadt Samaria hinein, in die Gewalt seines Königs. Doch durfte dieser sie nicht schlagen; sie wurden wohl bewirtet entlassen.

Alle solche Zeichen aber machten doch keinen tiefern und bleibenden Eindruck bei Israel. Wohl hatte sich der Herr auch in der düstersten Zeit immer noch 7000 Treue darin bewahrt, die ihre Kniee nicht beugten vor Baal; aber was war das gegen die Masse des Volks? Diese lief immer wieder den falschen Göttern und allen Sünden nach. Der letzte König Hosea that, wie seine Vorgänger, was den Herrn verdroß, und das Volk unter ihm härtete seinen Nacken gegen den Herrn. Da war die Zeit dieses Reiches erfüllt, und es war aus mit ihm.

Jenseits des Tigris bestand jetzt ein neu-assyrisches Reich, indem eine neue Dynastie dasselbe aus seinem geschwächten Zustande zu neuer Macht erhoben hatte. Schon Jehu hatte dem Assyrer Tribut zahlen müssen (um 850); noch bedeutender waren die Eroberungen, welche Tiglathpileser seit 745 in Syrien machte. Des letztern Nachfolger aber, Salmanasar IV., war es, gegen den sich Hosea empörte, daher er Israel überzog. Die Assyrer belagerten die Hauptstadt Samaria drei Jahre lang, eroberten sie (unter König Sargon 722) und zerstörten sie. Hosea aber und die meisten seiner Unterthanen wurden nach Assyrien weggeführt.

Das war das Schicksal der vom Herrn abtrünnigen zehn Stämme. Sie haben sich an ihrem neuen Wohnplatz verloren; man weiß wenigstens nicht mit Gewißheit, was aus ihnen geworden ist. Mit den im Lande Israel Zurückgebliebenen vermischten sich hereinziehende Heiden, so entstand das Mischvolk der Samariter.

Das Reich Juda.

Man sollte meinen, das Reich Juda wäre viel schwächer als das der zehn Stämme gewesen; allein sie waren an Menschenzahl doch nicht so ungleich. Denn einmal war Juda an sich der zahlreichste Stamm, und Benjamin bei ihm; dann hatten sich bei der Trennung der Reiche alle Leviten, als die des Heiligtums pflegten, zu ihm gezogen; endlich waren, als Jerobeam die Kälber aufrichtete, aus den übrigen Stämmen noch viele nach Juda ausgewandert, welche des Tempels genießen wollten.



Fig. 29. Israelitische Gefangene nach den assyrischen Denkmälern in Khorsabad.

Das Reich Juda bestand 380 Jahre, also bedeutend länger als das Schwesterreich; denn es wurde doch noch mehr Gutes in ihm erfunden als in diesem. Es hatte, wie Israel, zwanzig Herrscher; nicht mehr, weil sie im allgemeinen länger regierten. Die Namen derselben sind: Rehabeam, Abia, Asa, Josaphat, Joram, Ahasja, Athalja (eine Frau), Joas, Amazja, Usia, Jotham, Ahas, Hiskia, Manasse, Amon, Josia, Joahas, Jojakim, Jojachin, Zedekia. Hier haben wir böse und gute unter einander, doch mehr böse; und die Hauptsünde Israels befleckte auch dieses Reich.

Schon der erste König, Rehabeam, stellte Götzenbilder auf, und erwies ihnen Dienst mit seinem Volke, wofür er durch Sisaks Überfall (S. 39) gezüchtiget wurde. Sein Sohn Abia wandelte in allen Sünden seines Vaters. Der dritte Asa jedoch that lange, was dem Herrn wohlgefiel; er schaffte die Hurer (die ihre Götter mit Unzucht Verehrenden) aus dem Lande, und räumte alle Götzen weg. So wurde er von dem Kriegszug Serachs (S. 39) wunderbar errettet. Und sein Sohn Josaphat war ein noch besserer Fürst. Aber es kamen sehr schlimme nach.

Nach des gottlosen Ahasja Tod bemächtigte sich seine Mutter Athalja der Regierung (870 v. Chr.). Das war eine Tochter des Ahab und der Isebel und das getreue Abbild ihrer schrecklichen Mutter. Sie schaffte unermüdlich, daß Baal Judas Gott werde. Auch brachte sie um allen königlichen Samen; sie wollte das ganze Haus Davids, auf welchem die Messiashoffnung ruhte, ausrotten. Da gelang es aber der

frommen Schwester des verstorbenen Königs, dessen jüngsten Sohn, Joas, heimlich wegzubringen und bei sich in den Tempelgebäuden zu verstecken, wo er von ihrem Manne, dem Hohepriester Jojada, sorgfältig gehütet und erzogen ward. Als Joas sieben Jahre alt war, versammelte der Hohepriester die Obersten des Reichs, führte ihnen den kleinen Davidssprossen vor und salbte ihn. Die ganze Menge jauchzte: „Glück zu dem Könige!" Das Getümmel zog Athalja herbei, für die sich doch niemand regte. Jojada sprach das Todesurteil über sie, worauf Baals Häuser und Bildnisse zerbrochen wurden und der rechte Gottesdienst wieder empor kam. Es ging wohl unter Joas, so lange Jojada lebte; nach dessen Abscheiden jedoch hörte er auf Götzendiener, ja ließ den Propheten Sacharja, des Jojada Sohn, steinigen! Dafür ward er von Meuchelmördern im Bett erwürgt.

Der vierte nach diesem, Ahas (740 v. Chr.), war der elendeste unter allen jüdischen Königen. Dieser stellte in den Tempel einen Götzenaltar, auf dem geopfert werden mußte. Er führte sogar den entsetzlichen Molochsdienst ein, und verbrannte seinen Sohn; den Tempel leerte er und schloß ihn. Dafür baute er Götzenaltäre, als sollte das Land ganz ein Heidenland werden.


Fig. 30. König Sinacherib auf seinem Thron vor Lachis.

Damals predigte der Prophet Jesaja, der da rief: „Höret, ihr Himmel, und Erde, nimm zu Ohren, denn der Herr redet: Ich habe Kinder auferzogen und erhöht, und sie sind von mir abgefallen. Ein Ochse kennet seinen Herrn und ein Esel die Krippe seines Herrn; aber Israel kennet es nicht und mein Volk vernimmt es nicht. O wehe des sündigen Volks, des Volks von großer Missethat, des boshaftigen Samens, der schädlichen Kinder, die den Herrn verlassen!" Ein Mann Gottes, der, wie er furchtbar strafte im Namen des Herrn, so auch von dem kommenden Helfer, seinem Erlösungswerk und seligen Reiche, heller, herrlicher und ergreifender weissagte, als die meisten Propheten.

Übrigens mußte auch in Juda jederzeit noch ein Haufe wahrhaft Gläubiger bleiben, wie sehr er je und je zusammenschmelzen und ins Verborgene treten mochte. Es kam auch wohl eine schnelle und gewaltige Veränderung. Des verruchten Ahas Sohn, Hiskia 725, zeichnete sich so durch Frömmigkeit aus, daß seinesgleichen nicht war unter allen Königen Judas. Er öffnete sogleich die verschlossenen Thüren am Hause des Herrn, that ab die Höhen, zerbrach die Säulen, rottete die Ascheras aus; er reinigte das Land von allen Götzengreueln. Er hielt nach langer Zeit wieder das Passah, und lud ganz Israel dazu nach Jerusalem; und sie kamen von Juda zuhauf, ein großes Volk, und kamen auch etliche von Israel, wiewohl da die meisten die Einladung verlachten; die Versammelten aber hielten des Herrn Fest mit großer Freude. Hiskia hatte eine besondere Aufforderung zur Beständigkeit in der Gottesfurcht: zu seinen Lebzeiten erging ja das Gericht über das gottvergessene Schwesterreich; da wurden sie von den Assyrern fortgeschleppt nach der fremden Erde (S. 64). Ihn aber errettete Gottes starke Hand; Gottes Engel schlug in einer Nacht 185 000 von dem Heere, mit welchem Sinacherib Juda 702 überfallen hatte, daß sie hinsanken an Jerusalems Mauern (S. 69 f.).

Wunderlich kämpften Wahrheit und Wahn in diesem Reiche. Des frommen Hiskia Sohn, Manasse, welcher 55 Jahre regierte, war seinem Vater vollkommen

unähnlich. Er baute die Götzenstätten wieder, die jener zerstört hatte, diente dem Baal und allen Heeren des Himmels und setzte ihre Altäre in den Tempelhof. Auch vergoß er viel unschuldig Blut, daß Jerusalem davon voll ward. Und sein Sohn Amon trat gänzlich in seine Fußstapfen. Unter diesen beiden machten es die Juden ärger als die Heiden, die der Herr vor ihnen vertilgt hatte.

Da kam noch eine liebliche Erscheinung, Josia 639, wieder so recht ein Mann nach dem Herzen Gottes, der nicht von ihm wich. Er ließ das Haus des Herrn reinigen, und das Baufällige herstellen. Hiebei fand der Hohepriester Hilkia etwas Langvergessenes, das Gesetzbuch des Herrn. Es ward dem Könige gebracht und vorgelesen. Als dieser aber alle die heiligen Gebote hörte und die über die Übertreter ausgesprochene Drohung, da zerriß er seine Kleider vor Schrecken. Er ließ das Buch sofort dem Volke vorlesen und erneuerte mit ihm den Bund vor dem Herrn, daß sie seine Gebote, Zeugnisse und Rechte von ganzem Herzen halten wollten. Und aller Götzendienst ward ausgerottet, wenn auch nicht aus den Herzen. Fürwahr, noch ein schönes Abendrot in Juda. Denn die vier Könige nach ihm, welche kurz regierten, waren wiederum heillos, und ihr Volk that wiederum gleich ihnen: und ob jetzt Jeremia mit Donnerstimme predigte, auch das Maß der Sünde Judas ward voll, und auch mit seinem Reiche ging es zu Ende.

Erst die Ägypter unter Necho, dann die Babylonier unter Nebukadrezar brachen ins Land ein. Letztere eroberten Jerusalem 598 und führten einiges Volk, den König Jechonja, auch den verständigen Knaben Daniel, aus welchem im fremden Lande ein Prophet Gottes wurde, mit sich nach Babel fort. Als König Zedekia, von Ägypten aufgestiftet, abtrünnig wurde, umzingelten sie Jerusalem mit großer Macht: sie belagerten es hart, trieben die Ägypter zurück und nach zwei Jahren brachen sie hinein. Alles wurde ausgeplündert, verbrannt und dem Erdboden gleich gemacht, die heilige Stadt und der Tempel 586. Zedekia mußte alle seine Kinder vor seinen Augen schlachten sehen, dann wurden ihm diese ausgestochen, und geblendet wurde er in Ketten gelegt und also mit seinem Volk nach Babel abgeführt. Das herrliche Land blieb wüste und leer, und die wilden Tiere kamen, darin zu hausen. Alles, wie der Wahrhaftige durch den Mund seiner Boten verkündigt hatte.

Die babylonische Gefangenschaft war nur eine Versetzung auf fremde Erde. Die Juden durften frei wandeln, hantieren und werben: manchen von ihnen wurden sogar öffentliche Ämter anvertraut: ja Daniel ward zu einem Fürsten erhoben. Es ging allen, wenn sie auch manche Verspottung und Kränkung erfahren mußten, im ganzen doch nicht allzuhart: viele brachten es zu Wohlstand, und nicht wenigen gefiel es mit der Zeit am neuen Wohnplatz so sehr, daß sie ihn nicht mehr verlassen mochten, als sie zurückkehren konnten. Allein in den Herzen aller derer, die sich an die Verheißung klammerten, blieb doch ein innig Sehnen nach der heiligen Stätte, die ihnen genommen war: an den Wassern zu Babel saßen sie und weinten, wenn sie an Zion gedachten, und schwuren, Jerusalems nicht zu vergessen!

So war ihnen denn der Aufenthalt in Babel gar heilsam. Sie demütigten sich unter Gottes Rute; sie fragten wieder nach dem Herrn und suchten sein Antlitz, und wie sie all ihr Unglück als eine gerechte Strafe für ihren Abfall erkannten, so faßten sie nun mitten unter den Heiden einen solchen Abscheu vor allem Götzentum, daß sie und ihre Nachkommen nie mehr sich in dasselbe einflechten ließen. — Wie aber den Juden Babel ein Segen war, so mußten hinwiederum sie für Babel ein Segen sein. Was ein Ezechiel, ein Daniel rc. dort predigten, es ist ja auch zu den Ohren der Heiden gedrungen, und ist nicht zu bemessen, wie weit das Licht göttlicher Offenbarung durch das große Reich hin geschienen, und wie viele verfinsterte Heidenseelen dadurch zu einiger Erkenntnis des wahren Gottes gelangt sind. Gott hatte ja auch der Heiden nicht gar vergessen, wie schon die Sendung des Propheten Jona in die assyrische Hauptstadt bezeugt.

Die babylonische Gefangenschaft dauerte gegen 70 Jahre. Der Herr hatte das

Volk seiner Wahl nicht weggeworfen; er wollte das reumütig zu ihm zurückgekehrte wieder annehmen. So führte er es ins gelobte Land zurück. Babel fiel, durch den Perserkönig Kores gestürzt, von dem Gott verkündigt hatte: „Ich habe ihn erweckt in Gerechtigkeit, und alle seine Wege will ich eben machen. Er soll meine Stadt bauen und meine Gefangenen loslassen, nicht um Geld und um Geschenke.“ Cyrus forderte selbst die Juden auf, in ihr Land heimzukehren und den Tempel Gottes wieder aufzubauen, und gab ihnen dazu die von den Babyloniern geraubten Tempelgeräte, silberne und goldene, 5400 an der Zahl, heraus, 536.

Da machten sich auf 42 360 Seelen, denen später noch mehr folgten. Unter Führung des Fürsten Serubabel, eines davidischen Sprößlings, und des Hohenpriesters Jesua gelangten sie glücklich ins verödete Heimatland. Im andern Jahre begannen sie den Bau des Tempels auf der vorigen Stätte mit Danken und Loben, daß der Herr gütig ist und seine Barmherzigkeit ewig währet. Als aber die Alten, welche noch die Herrlichkeit des ersten Tempels gesehen, den viel kleiner gelegten Grund des neuen damit verglichen, weinten sie laut, daß das Tönen der Freude und das Geschrei des Weinens sich seltsam vermischten. Das Werk kam, wiewohl nicht ohne Anfechtung, zu stande. Auch die Stadt Jerusalem wurde wieder aufgebaut, und ein Ort im jüdischen Lande nach dem andern, das Volk aber nahm zu. Unter dem Schriftgelehrten Esra (458) und dem Statthalter Nehemia (um 440) führten die Juden ein stilles, frommes Leben. Zu der Zeit predigte auch der letzte der Propheten, Maleachi: „Bald wird kommen zu seinem Tempel der Herr, den ihr suchet, und der Engel des Bundes, des ihr begehret.“ Aber sie vergaßen zu bald des Trostes oder machten einen eitel weltlichen daraus, und wurden weiterhin wieder so verdorben, als wir sie zu des Herrn Jesu Erscheinung noch sehen.

Nachdem sie 200 Jahre unter persischer Hoheit gelebt hatten, kamen sie unter das Scepter des Makedoniers; nach dem Zerfall des makedonischen Reichs waren sie zuerst von den Ägyptern, dann von den Syrern abhängig.

Wir müssen nun wieder zu den andern Völkern und in der Zeit zurück gehen. Zunächst haben wir es mit dem Reiche zu thun, dessen Macht die Juden wegtrieb, wobei wir zugleich noch einen Blick auf das werfen, welchem die zehn Stämme erlagen.

VI. Die Weltreiche in Mesopotamien.

§ 1. Das assyrische Weltreich.

Über Assyrien haben wir fortlaufende Berichte etwa vom Jahr 900 an; sie geben uns eine ziemlich sichere Zeitordnung, die freilich in manchen Punkten mit der biblischen schwer auszugleichen ist. Wir erzählen die Geschichte, wie man sie jetzt von den Steinen und Thontäfelchen abliest.

Assyrien war noch ein kleines Reich, als Assurnasirpal (S. 19) 884 den Thron bestieg. Er focht zuerst am oberen Tigris, dann abwärts am Euphrat und 870 überschritt er diesen, bekämpfte die Syrer (die Hatti in Gargamisch) und sah wieder das Mittelmeer und den Libanon. Von diesem nahm er Cedern mit nach Ninive, von den phönikischen Städten reiche Geschenke und baute damit seinen Palast in Kalah. Ein grausamer Eroberer, der Hügel von Menschenköpfen aufschüttete, und Knaben und Mädchen verbrannte. Salmanasar II. 859—25 erweiterte das Reich nach allen Seiten hin, z. B. zwang er Armenier (Urarti), Meder und Perser unter

sein Joch; besonders aber saß er den Syrern auf. Damals herrschte Benhadad II. (Hadadidri) in Damaskus mit solcher Macht, daß neben Arabern, Ammonitern und Hamathitern auch Ahab mit 10 000 Israeliten und 2000 Wagen unter ihm diente: bei Karkar am Orontes stießen sie 854 mit dem Assyrer zusammen und hielten stand in blutiger Schlacht. Wiederholt versuchte Salmanasar sein Glück gegen die von Damaskus, ohne, wie es scheint, viel mehr zu erreichen, als daß Israel sich ermutigen ließ, die syrische Oberherrschaft abzuschütteln. Nachdem er aber Babel unterworfen, schlug er den Hasael 842 und belagerte ihn in Damaskus, worauf Jehu ihm reichen Tribut zahlte. Die Schwächung des Syrers war ja Erleichterung für Israel. Auch Rammannirari 811—783 trieb Tribut ein von Phönikern, Israel, Damaskus, Edom und den Philistern: Medien und Persien dienten ihm so gut wie alle Könige Chaldäas. Seine Nachfolger hatten dann mit innern Feinden zu kämpfen, zogen aber dennoch auch gegen Hadrach und Arpad in Syrien, während im Norden Armenien das Übergewicht bekam.

Mächtig erhob sich 745 Tiglatpileser III., eigentl. Pulu, ein Babylonier und Gründer einer neuen Dynastie: von Medien und Persien trieb er den Tribut ein, opferte in Babel und den chaldäischen Städten, schlug die Armenier gründlich. Wohl suchte Usia längere Zeit die Staaten Syriens gegen ihn zu vereinigen, aber der Assyrer siegte 738. Rezin von Damaskus wurde geschlagen, Gaza erobert: Menahem von Israel und Ahas von Juda zahlten ihm Tribut, und er setzte im ersteren den König Hosea ein. Hagariter, Theman und Saba unterwarfen sich ihm und alle seine Hasser zertrat er bis nach Ägypten hin. Denn auch das zähe Damaskus wurde endlich 732 erobert und aus Gilead und Galiläa eine Masse Israeliten nach Assyrien entführt; Tyrus und die Philister fielen in seine Hand. Darauf nahm er Babel ein. Nun regte sich Ägypten.



Fig. 31. Gesandte Jehus, dem Assyrerkönig Salmanassar II. Tribut darbringend.

Kaum war der Gefürchtete 727 gestorben, so verschwor sich Sabako (S. 39) mit Hosea gegen die Assyrer und führte dadurch den Fall des Reiches Israel herbei. Denn wie Salmanasar IV. hörte, daß die Phöniker, Philister und Hosea sich an Ägypten anlehnen, überzieht er Syrien 724, nimmt Hosea gefangen und belagert Tyrus und Samaria. Sargon, sein Nachfolger, aber kein Königssohn, eroberte letzteres 722, führte 27 280 Israeliten gefangen und versetzte Babylonier, Armenier und Araber ins öde Land. Dann stieß er bei Raphia auf Sabako und schlug den Ägypter gründlich 720. Das empörte Asdod (Jes. 20, 1) und Gath nahm er 711 ein und unterwarf sich Cypern. Er baute sich die Königsburg Dur Sarrukina und vollendete sie, nachdem er den Anmaßer Marduk Baliddin, der seit 12 Jahren Babel an sich gebracht, 709 niedergekämpft hatte. Die Mederfürsten zwang er alle, ihm Tribut in Pferden zu geben, und kämpfte unermüdlich im Norden und Osten, regierte aber gerecht und verhältnismäßig mild, bis er ermordet wurde. — Das ausgedehnte Reich hatte sein grausamer Sohn Sinacherib (s. 705) Mühe zu behaupten, doch baute er daneben den größten der assyrischen Paläste und verschönerte Ninive. Zuerst galt es, den zurückgekehrten Marduk Baliddin (oder dessen gleichnamigen Sohn) aus Babel zu verdrängen, was 703 gelang, worauf seine Verbündeten, Araber und Kaschiten, gezüchtigt wurden. Aber die Babylonier erhoben sich wieder und wieder mit Elams Hilfe, bis Sinacherib endlich Babel ausplünderte und zerstörte 689. Während er im Osten beschäftigt war, hatte Hiskia von Juda sich dem Ägypter Taharka (S. 39, Tirhaka) angeschlossen trotz aller Warnungen Je-

sajas, und Phöniker wie Philister standen mit ihm auf. Beide letztere unterwarf sich Sinacherib zuerst, zog dann südwärts, zwang Hiskia zur Tributzahlung, und traf endlich mit dem ägyptischen Heer zusammen. Er schreibt sich den Sieg zu und jubelt, er habe Hiskia in Jerusalem wie einen Vogel im Käfig eingeschlossen und 200 000 Juden davon geführt. Wir wissen aber, daß sein Heer plötzlich solchen Verlust erlitt, daß er nie mehr nach Kanaan zurückkehrte. Doch hat er noch in Edom und Cilicien glücklich gekämpft, ehe er von seinen Söhnen ermordet wurde. Sein vierter Sohn Assarhaddon 681 warf den Aufstand nieder, regierte glücklich, baute Babel wieder auf, unterwarf sich Sidon und Juda, drang tief in Medien ein und eroberte sogar Ägypten 671 (S. 39). Letzteres zu behaupten, hatte der wollüstige, götterfürchtende Assurbanipal, s. 668, schwere Mühe; er plünderte Tape und demütigte Tyrus, ja Gugu (Gyges) der König von Lydien wurde ihm dienstbar. In Elam setzte er Könige ein. Aber sein ungetreuer Bruder Samassumukin, Unterkönig in Babel, reizte



Fig. 32. Inneres eines assyrischen Königspalastes. Rekonstruiert nach Layard.

652 Chaldäa zum Aufstand und erweckte ihm allenthalben Feinde, wie den Statthalter Psamtik, der Ägyptens Erhebung glücklich hinausführte (S. 40), wie auch Lydien abfiel, während die andern Aufstände bis 648 niedergeschlagen wurden und Elam, barbarisch verwüstet, um 645 aufhörte ein Reich zu sein. Der König baute viel und legte Büchersammlungen an; seine Herrlichkeit aber nahte schon dem Ende. Die Meder schüttelten unter Kyaxares (Uwakschatra s. 625) das lang getragene Joch ab; dann stürmten die wilden Saken oder Skythen über Vorderasien hin und brachten das Reich aus den Fugen; Assurbanipal starb 625 und hinterließ nur schwache Nachfolger. Da entschloß sich der Statthalter Babyloniens, Nabupalussur, mit dem Mederfürsten gemeinsame Sache zu machen; sie verschwägerten sich, und vereinigten alle Streitkräfte gegen Ninive. Auch Psamtiks Sohn Necho zog mit seinem ägyptischen Heer nach Syrien, warf die Juden unter Josia nieder und drang bis an den Euphrat vor. Die starke Hauptstadt hielt sich gegen die Meder etliche Jahre, bis der Tigris ein Stück der Mauer wegriß 606. Dann drangen die Heere ein, der letzte König verbrannte sich mit seiner Burg, seinen Frauen und Schätzen, und alle jene

Paläste von Chalah und Ninive sanken in den Schutt, aus welchem erst die rührige Neuzeit die lange vergessenen Denkmäler eines ersten Weltreichs ans Licht zieht. Nahum und Zephania jubelten über diesen Sturz.

So war Assurs Macht und Pracht hingesunken auf immer! Doch zeugen davon die Ruinen der königlichen Hofburg, an deren Eingängen 20 kolossale Stiere mit Flügeln und Menschenköpfen stehen, davon einer 500 Zentner wiegt. Dafür aber erhob sich neben dem Medischen Reich, das bis an den Halys reichte, ein Babylonisches Reich; denn Nabupalussur ward jetzt ein selbständiger König, zunächst über Mesopotamien. Er suchte aber noch andere Stücke des zertrümmerten Assyrischen Reiches unter seine Gewalt zu bringen.

§ 2. Wie Babel schnell zur höchsten Blüte gelangt.

Nabupalussurs Sohn und (s. 604) Nachfolger war der mehrerwähnte Nebukadrezar (Nabukudrussur), ein entschlossener, hochherziger, wirklich frommer Mann.

Dieser stieß auf den ägyptischen König Necho, welcher mit einem großen Heer nach Asien herübergezogen war, um auch etwas von den Trümmern des Assyrischen Reichs zu fischen, 605 bei Karchemisch und besiegte ihn so, daß derselbe eiligst nach seinem Afrika heimkehrte. Jetzt drang Nebukadrezar ungehindert nach Syrien vor. Er bemächtigte sich Judas und sandte den vorletzten König gefangen nach Babel. Als der von ihm eingesetzte letzte König sich empörte, im Vertrauen auf ägyptische Hilfe, kam 586 Jerusalems letzte Stunde. Auch Phönikien mußte sich vollends unter sein Scepter beugen. Die eine Krone dieses Landes, Sidon, war schon zerbrochen; die andere und noch prächtigere, Tyrus, widerstand noch. Anno 570 wurde diese wenigstens gedemütigt, wenn sie auch nicht alsbald zum Wehrd wurde, darauf man Fischgarne ausspannt. Auch die Araber wurden ihm dienstbar. Dann nahm er das mächtige, immer unruhige Ägypten ein, das er jedoch nur verwüstete, nicht behauptete. Im Osten scheint er Elam nicht begehrt zu haben. Medien blieb während seiner Herrschaft immer ein selbständiger, ebenbürtiger Staat, der in Kleinasien an Lydien grenzte. — So war Babel schnell zur höchsten Blüte gediehen: es war ein Weltreich geworden, und Nebukadrezar ein Weltmonarch. Die Inschrift auf Fig. 33 besagt: „Dem Marduk, seinem Herrn, ließ Nabukudrussur, König von Babilu, zu seinem Leben dies fertigen."



Fig. 33.
Cammeo Nebukadrezars.

Wie er nun saß auf seiner Hofburg, da hatte er gefangene Fürsten, erbeutete Schätze und alle Herrlichkeit der Menschen um sich. Seine Hauptstadt ward prachtvoll ausgebaut, wie das ganze Kanalsystem seines Landes, so daß die indischen Waren nach Babel hinauf und in den Tigris geschafft werden konnten. Babel wurde zu einer unnahbaren Festung, geschützt durch eine 30 m hohe Mauer, mit einem Umfang von 18 Stunden. Die eigentliche Stadtmauer war 63 m hoch und dreifach. 250 Türme strebten in die Luft, die alle der im Osten der Stadt stehende Mardukturm 200 m hoch überragte. Hier lag auch die neue Königsburg, während die der alten Könige im Westen stand. Wie das Haus Bels und Marduks, so erneuerte er auch den herrlichen Tempel Nabus in Barsiv. Babel hatte 100 erhabene Thore, welche mit ehernen Flügeln verschlossen wurden. Mitten durch die Stadt strömte der mächtige Euphrat, und eine großartige Brücke verband beide Stadtteile. Rechts und links lagen stolze Paläste und tausende von drei- und vierstockigen Häusern in rechtwinklig sich durchkreuzenden Straßen. Es wohnte eine halbe Million Menschen in der Stadt. Es hätten bei ihrem Umfange noch viel mehr darin wohnen können, allein sie umschloß, zur Verteidigung wie zur Zierde, auch eine Menge der schönsten Gärten, lustige Obstwälder, grünende Wiesen, fruchttragende Felder, ja selbst bergähnliche Gärten zur Freude seiner medischen Gemahlin. In ähnlicher Weise verherrlichte er sich durch Tempelbauten in allen Städten Chaldäas, durch wohlgerlante Straßen und Kanäle im ganzen Reich.

Indessen gereichte dem Nebukadrezar sein hohes Glück einmal zum Übermut und Fall. Als er einstmals von seinem Schlosse herab über seine Hauptstadt hinblickte, rief er aus: „Das ist die große Babel, die ich mir erbaut habe zum Königsitz durch meine große Macht zu Ehren meiner Herrlichkeit!“ Kaum waren diese Worte gesprochen, so ward er mit Wahnsinn geschlagen, so daß man ihn in Ketten legen mußte und er Gras fraß wie das Vieh. Nach sieben Zeiten (Monaten?) kam er wieder zur Vernunft und „lobte den Höchsten“, erkennend, wie nichtig alle menschliche Größe sei, vor dem, dessen Thun lauter Wahrheit, und der demütigen könne, wer stolz ist. Nach anderer Überlieferung soll er noch die Herrschaft der Perser angekündigt haben. — Er herrschte mit kraftvollem Arm; aber die Völker unter ihm lebten sicher und in Wohlfahrt ohne harten Druck. Das mag im „goldenen“ Haupte angedeutet liegen, mit welchem Daniel dieses Weltreich charakterisiert. Nebukadrezar starb 562, ein den Babyloniern teuerwerter Name.

§ 3. Wie Babel bald wieder zerfällt.

Die Nachfolger dieses Königs, der zuerst in der Welt den Namen des Großen führt, waren nicht so tapfer als er, aber lasterhafter und schwelgerischer; und ihre Unterthanen verweichlichten in üppigem Leben. So sank das Weltreich eilends und brach in einer Kürze gar zusammen. — Es kamen nach dem Großen noch vier oder fünf babylonische Könige: sein Sohn Awilmarduk, dessen Schwager Nergalsarussur, Labasimarduk, der Empörer Nabunahid und dessen Sohn und Mitregent Belsazar. Sie regierten zusammen 24 Jahre. Dann erhaschte die letzten das göttliche Verhängnis.



VII. Das persische Weltreich.

Von jetzt an werden auch diejenigen Nachrichten, welche wir nicht aus der heiligen Schrift schöpfen können, immer zuverlässiger: wir empfangen sie von sorgfältig forschenden Geschichtschreibern, welche nahe an der Zeit gelebt haben, von der sie berichten.

Das eigentliche Persien, Persis genannt, ist der südwestliche Teil des Hochlandes Iran, südlich von Medien, westlich von Elam gelegen, bis an den Persischen Meerbusen herab. Das rauhe Bergland erzog abgehärtete genügsame Männer. Die alten Perser, Parsa, waren ein Zweig des Arischen Urstammes, zu dem das Zendvolk und die Indier gehörten. Ein wohlgestaltetes, tapferes Volk. Man rühmt an ihnen in ihrer bessern Zeit ihre Wahrhaftigkeit und Schweigsamkeit. Freilich waren sie auch je und je starke Weintrinker; sie hielten ihre Ratsversammlungen beim Wein. Sie teilten sich in zehn Stämme, drei Krieger-, drei Ackerbauer- und vier Hirtenstämme. Der Kriegerstamm der Pasargaden war der vornehmste, und unter diesem das Geschlecht der Achämeniden das edelste. Sie verehrten den Ahuramazda, Licht, Feuer, Sonne, keine Götzen. Salmanasar II. legte 835 den 27 Fürsten des Landes Parsua Tribut auf, ehe er Medien bekriegte; und lange diente Persien den Assyrern wie später den stammverwandten Medern.

Medien (Madai der Bibel) war das größere der beiden Länder, berühmt durch seine trefflichen Pferde. Seit Tiglathpilesers Eroberung taucht es in der Geschichte auf als ein vielgeteiltes Volk; Sargon, der 713 auch dort kriegte, nötigte 45 Fürsten der Meder, ihm Tribut zu zahlen. Erst diese Unterjochung der Assyrer trieb die Meder, mehr zusammenzustehen; daran arbeitete ein Fürst Dejokes, welcher vielleicht schon die Hauptstadt Egbatana (Achmetha) gründete, dann sein Sohn Phra-

ortes (Frawartis), der seit 647 die Stämme unter sich vereinigte, 625 aber dem Assyrer erlag. Seinem Sohne Kyaxares dagegen war es beschieden, Ninive zu zerstören, nachdem er die Skythen, durch deren Einfall die Belagerung unterbrochen worden war, vertrieben hatte. Nicht bloß die Perser, sondern noch viele Völker bis zum Halys hin brachte er unter sein Scepter, so daß Nebukadrezar selbst vor der wachsenden Macht seines Bundesgenossen und Schwähers etwas bangen mußte. Als Kyaxares mit den Lydern in Krieg geriet und 585 eine Sonnenfinsternis die Schlacht unterbrach, vermittelte er den Frieden zwischen beiden Reichen. Auf Kyaxares folgte sein Sohn Astyages 584, der Persien durch achämenidische Unterkönige regierte. Sein Sturz im Jahr 550 bewirkte, daß man hinfort, statt von Medern und Persern, von Persern und Medern sprach.

§ 1. **Kyrus** (Kurus) 558—29.

Im Stamme der Pasargaden schwang sich ein Hakhamanis (Achämenes) zur höchsten Geltung empor, natürlich unter medischer Oberherrschaft. Nachdem aber Assurbanipal Susa zerstört und die alte Dynastie von Elam gestürzt hatte (S. 70), führte, wie es scheint, Sispis (Tscheispa), der Sohn des Hakhamanis, eine persische Kolonie dahin und wurde nun Fürst von Ansan (so hieß das östliche Elam bei den Persern). Ihm folgten sein Sohn Kurus und der Enkel Kambuzija. Der Sohn des letzteren, ein zweiter Kurus, wurde gleichfalls König von Ansan 558. Er war aber ein Mann von hohem Geist, der die Verbindung mit seinem Geschlecht und mit den übrigen Stammeshäuptern sorglich pflegte; er stellte diesen vor, wie leicht sie sich der Oberherrschaft des launisch und schwelgerisch gewordenen Meders entziehen könnten, und gewann sie für sein Unternehmen. — Ein babylonisches Denkmal erzählt: „Im Jahre 552 (oder 550?) bewirkte der Gott Marduk, daß Kurus, König von Ansan, sein junger Knecht mit einem kleinen Heer heranzog und den König Istuagu gefangennahm, auch dessen Schätze aus der Hauptstadt Egbatana nach seinem Lande fortführte." Es scheint ein harter Kampf vorhergegangen zu sein, da die Perser sich zuerst in ihrem Berglande zu wehren und dann in Medien einzudringen hatten. Dabei wird ihnen Verrat der mit dem Großkönig unzufriedenen Führer geholfen haben, soll doch Istuagu von seinen eigenen Truppen verhaftet und an Kurus ausgeliefert worden sein. Dieser bewies übrigens dem Gefangenen große Schonung, wie er auch die Meder auf dem Fuß der Gleichheit behandelte. Kyrus war ein gottberufener Herrscher, nicht nach der Art der bisherigen Großkönige, sondern menschenfreundlich und duldsam bei aller Entschlossenheit und Festigkeit, darauf bedacht, jedem unterworfenen Volke ein bedeutendes Maß freier Selbstbestimmung zu lassen.

Nach der medischen Sage hatte Astyages eine Tochter, Mandane, die er an den Perser Kambyses verheiratete. Dann träumte dem König, daß aus ihrem Schoß ein Weinstock wachse, welcher ganz Asien überschatte. Seine Weisen legten den Traum also aus, daß Mandane einen Sohn gebären werde, welcher Asien beherrschen würde. Der König erschrak und nahm seine schwangere Tochter wieder zu sich. Sie gebar einen Sohn, Kurus, welchen der König seinem Verwandten Harpagus übergab, daß er ihn töte. Dieser wollte den Blutbefehl nicht selbst vollziehen, und hieß einen Rinderhirten das Kind aussetzen. Der Hirte trug es heim. Seine Frau, die eben ein totes Kind geboren hatte, bat ihren Mann, ihr das schöne Kind zu lassen und dafür das totgeborne auszusetzen. Der Mann willfahrte ihr. So wuchs Kurus bei den Hirten auf und ward ein prächtiger Knabe, voll Mut und Verstand. Er hatte so etwas Hohes in seinem Wesen, daß seine Gesellen in ihren Spielen ihn immer zum Könige machten. Einst nahm ein medisches Herrlein am Spiele teil, gehorchte aber dem Könige nicht, und dieser ließ ihm Streiche geben. Der vornehme Knabe lief heim und klagte es seinem Herrn Vater. Dieser beschwerte sich beim rechten Könige über den groben Hirtenjungen. Astyages ließ den Kurus vor sich rufen; er staunt über dessen Keckheit und Anstand, ahnt etwas, forscht nach und erfährt die ganze Sache. Es ist sein Enkelsohn. Was soll er mit ihm thun? Die Traumdeuter meinen, der Traum sei

erfüllt, weil Kurus König im Kinderspiel gewesen. Astyages läßt ihn leben, sendet ihn sogar seinen Eltern in Persis zu deren großer Freude. Aber dem Harpagus kann er nicht vergeben: er läßt dessen eigenen Sohn ermorden und setzt ihm dessen Fleisch zum Essen vor. — Während nun Kurus sorgfältig erzogen zum Manne heranreift, brütet Harpagus über Rache. Er nährt bei den Medern die Unzufriedenheit gegen Astyages und fordert dessen Enkel auf, mit Hilfe der Perser den Ungerechten vom Thron zu stoßen. Kurus versammelte die Perser und hieß sie ein Dornfeld mit Sicheln reinigen; und so groß war sein Ansehen, daß sie einen ganzen Tag im Schweiße ihres Angesichts arbeiteten. Am andern Tage aber gab er ihnen einen Schmaus. Während sie nun fröhlich waren, fragte er sie, welcher Tag besser sei, der gestrige oder der heutige. Alle riefen: „der heutige!" Jetzt sprach er: „So gute Tage werdet ihr stets haben, wenn ihr euch mit mir gegen den Medischen Zwingherrn erhebt!" Da jubelten ihm alle zu, und schnell zog ein wohlbewaffnetes Perserheer gegen Medien. Astyages ergrimmte und schickte ein stattlich Heer, das er aber seinem getreuen Harpagus anvertraut hatte. Wie nun die Schlacht bei Pasargadä erfolgte, ging dieser mit einem Teil seiner Truppen zu Kurus über, daher die andern Meder erschreckt flohen. Kurus rückte vor Egbatana, eroberte es und nahm seinen Großvater gefangen.



Fig. 34. Kyrus. Von einem Thürpfeiler zu Pasargadä.

Es wohnte in ihm ein stärkerer Eroberungsgeist als in Nebukadrezar. Er suchte die Grenzen seiner Herrschaft weiter auszudehnen; und es glückte ihm, wo er sich hinwandte. Es erhob sich aber zunächst ein anderer mächtiger König, Krösus von Lydien, gegen ihn; denn der hatte eine Schwester des Astyages zur Frau, und er verband sich gegen den Perser mit Babel und Ägypten.

Wir treten nun auf die umfangreiche Halbinsel Kleinasien, auf der Troja lag (S. 54). Die schöne Halbinsel bestand aus vielen Landschaften: Lydien, Mysien, Karien, Phrygien u. s. f. König Krösus aber hatte schon von seinen Vorgängern Gyges und seinem Vater Alyattes her, dann durch eigene Eroberung seit 560 fast alles Land bis zum Flusse Halys in seine Gewalt bekommen; namentlich auch die griechischen Handelsstädte der Westküste, die den Rat des klugen Thales von Milet, sich zu einem Bundesstaat zu vereinigen, blind verschmäht hatten. Er war unmäßig reich, ja galt für den reichsten König der Erde. Er hatte einst den weisen Solon von Athen, der seine Hauptstadt Sardes besucht, und dem er alle seine Schätze gezeigt, gefragt, ob er ihn denn nicht für den Glücklichsten aller Menschen hielte? worauf ihm Solon ernst geantwortet, daß er niemand vor seinem Ende glücklich preisen könne.

Dieser König rüstete sich also gegen den Kyrus, schickte aber erst Boten mit kostbarem Geschenk nach Delphi (S. 48) und ließ das Orakel über den Ausgang des beabsichtigten Kriegs befragen. Pythia gab die Antwort: „Wenn Krösus über den Halys geht, so wird er ein mächtiges Reich umstürzen." Voll freudigen Vertrauens drang er mit seinen siegsgewohnten Scharen über den Fluß vor. Kyrus rückte ihm entgegen. Bei Pteria stritten beide Heere mit gleicher Tapferkeit, und die Sonne ging über einer unentschiedenen Schlacht unter. Da nun Kyrus dieselbe nicht erneuerte, kehrte Krösus in sein Land zurück, entließ seine Hilfstruppen und dachte während des Winters sich stärker zu rüsten. Allein plötzlich erschien Kyrus vor seiner Hauptstadt. Seine kühnen Perser erstiegen die Mauern an einem für unersteiglich gehaltenen und darum unbesetzten Orte. Sardes wurde genommen, alle Schätze darin geraubt, der König selbst gefangen 546.

Nun ließ Kyrus, so lautet die Sage, einen Scheiterhaufen bauen und „den Glücklichsten aller Menschen" darauf setzen. Da rief Krösus: „O Solon!" Kyrus forschte nach der Bedeutung des Ausrufs. Als ihm nun Krösus alles sagte, ließ er schnell das Feuer auslöschen, denn er fühlte, daß auch er ein dem Wechsel des Schicksals unterworfener Mensch sei. In Wahrheit konnte kein Perser das Feuer durch einen Menschenleib verunreinigen wollen. Wahrscheinlicher ist die andere Sage: Krösus habe sich selbst, dem Sonnengott Sandon zum Sühnopfer, verbrennen wollen; aber ein Regenguß habe das Feuer gelöscht. Jedenfalls nahm Kyrus den Besiegten zum Freunde an, der stets an seiner Seite sein mußte, hatte auch, wie später sein Sohn, an ihm den getreusten Ratgeber. — Krösus beschwerte sich nachher beim Delphischen Orakel, als welches ihn betrogen habe. Allein dasselbe erwiderte: es habe ja nicht gesagt, welches Reich er mit seinem Zug verderben würde, es habe sein eigenes gemeint. Eine Probe von der saubern Zweideutigkeit dieser Götterstimmen.

Ganz Lydien ward indessen persische Provinz, dazu vom Siegreichen alles noch übrige Kleinasien eingenommen, dann der Osten bis zum Indus unterworfen. Genug, Kyrus ward ein großmächtiger König. Es trieb ihn aber zu einem noch größern Werke. Das babylonische Reich lebte noch, obwohl ein sieches Leben. Kyrus wollte ihm den Todesstoß geben. Er zog 539 an der Spitze eines medisch-persischen Heeres gerade auf die stolze Babel los. Wir erinnern uns noch, was für gewaltige Mauern diese Hauptstadt Asiens hatte; auch war sie auf 20 Jahre verproviantiert; dazu bereitete der Übergang über die Flüsse und Kanäle viele Schwierigkeit. Es scheint, daß Kyrus erst 538 die Überschreitung des Tigris bewerkstelligte. Dann stellte sich ihm Nabunahid mit einem Heere entgegen, aber es hielt nicht Stand vor der Übermacht und wich zurück; darauf befestigte er sich in Barsip, Sippara fiel ohne Widerstand in des Siegers Hand. Ob er dann wirklich den Euphrat ableitete, daß seine Krieger ihn durchwaten und in die Stadt eindringen konnten, ist sehr zweifelhaft. Er selbst rühmt sich, ohne Schlacht und Kampf (Okt.) in Babel eingezogen zu sein, wo ihn die Bewohner mit heiterem Antlitz aufnahmen. Belsazar, der den Oberbefehl in der Stadt hatte, scheint ermordet worden zu sein. Der unfähige Nabunahid wurde gefangen genommen, worauf Kyrus ihn mit gewohnter Milde behandelte.

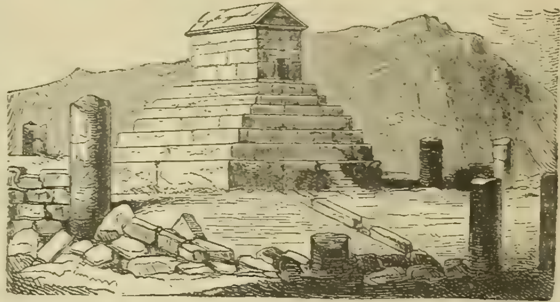


Fig. 55. Grabmal des Kyrus zu Pasargadä.

Von der stolzen Weltstadt hieß es: „Babel ist gefallen!" und das ganze babylonische Reich kam mit allen seinen Ländern und Völkern in die Hände des Persers, der nun, ohne Zwingherr zu sein, als Alleinherrscher und Weltmonarch dastand. Der Weinstock breitete sich allerdings fast über den ganzen bekannten Kreis von Asien aus. Sein Reich umfaßte Persien, Medien, Assyrien, Babylonien, Kleinasien, Syrien, Phönikien, Palästina und die Länder östlich gegen Indien hin. Kyrus behandelte seine Unterthanen väterlich, auch die Überwundenen mit Schonung, so daß er selbst den babylonischen Götzendienst unterstützte, und ließ sich die innere Ordnung seiner Staaten sehr am Herzen liegen. Von keinem orientalischen Herrscher hatten die Griechen einen so günstigen Eindruck, wie von Kyrus. Wie gütig er sich gegen die Juden erzeigte, denen er 536 die Erlaubnis zur Rückkehr nach Kanaan gab, haben wir S. 68 gesehen.

Indessen konnte er seinem Drang nach immer neuer Eroberung nicht widerstehen. Er zog nordöstlich tief in Asien hinein, um ein am Jaxartes wohnendes kriegerisches Volk, die Massageten, zu unterwerfen, welche von einer streitbaren Königin

Tomyris beherrscht wurden. Diese führte ihre ganze Macht gegen ihn, und es wurde eine fürchterliche Schlacht geschlagen, darin die Perser unterlagen. Tomyris ließ Kyrus den Kopf abschlagen und in einen mit Menschenblut gefüllten Schlauch stecken, wobei sie sprach: „Nun sättige dich im Blut, du nimmersatter Eroberer!“ Nach wahrscheinlicheren Berichten siegte er, starb aber an einer empfangenen Wunde und wurde 529 in Pasargadä bestattet. Dort steht noch sein Grabdenkmal (Fig. 35) aus gewaltigen Marmorblöcken auf sieben terrassenförmigen Stufen errichtet, und an einem Pfeiler des zertrümmerten Palastes fand man sein cherubähnliches Bild mit der Inschrift: „Ich bin König Kurus, der Hakhamanide.“

§ 2. **Kambyses** (529—522 v. Chr.).

Kyrus hinterließ zwei Söhne. Der ältere, Kambyses, Statthalter von Babylon, ward König nach ihm. Er hatte die Eroberungssucht seines Vaters, aber dessen bessere Seite nicht; er war ein begabter, aber halbwahnsinniger Mensch.

Den neuen Perserkönig lüstete nach dem reichen Ägypten, dem er zunächst Cypern entriß. Dann zog er mit einem zahlreichen Heere an die Grenze des Nillands. Bei Pelusium traf er mit den Ägyptern zusammen, und besiegte sie in einer großen Schlacht (525). Pharao Psamtik III. mußte sich mit dem Reste seines Heeres in seiner Hauptstadt einschließen. Den Herold, der ihn zur Ergebung aufforderte, und die Mannschaft des Schiffs, das ihn brachte, ließ er töten. Aber Memphis ward von den Persern erstürmt und Psämtik mit all den Seinen gefangen. Wie wird der arme König gedemütigt! Vor seinen Augen wurden viele vornehme ägyptische Mädchen in Sklaventracht mit Krügen vorübergeführt, um Wasser zu schöpfen, und des Königs Tochter ist an ihrer Spitze; dann werden 2000 vornehme Knaben mit Stricken um den Hals und Zäumen im Munde vorbeigeführt, um getötet zu werden, und des Königs Sohn ist an ihrer Spitze! Psämtik selbst blieb vorerst am Leben; als er aber einen Empörungsversuch machte, mußte er sich an Ochsenblut zu Tode trinken. Mit ihm hatte die Pharaonenherrschaft ein Ende. — Ägypten mit all seinen Schätzen ward erobert. Die angrenzenden Länder Lybien und Kyrene unterwarfen sich dem allgewaltigen Perserkönig selbst. Dieser wollte aber auch den Tempelstaat Ammonium und den Priesterstaat Meroë (S. 40), von dessen Reichtum an Gold und Elfenbein er Erstaunliches gehört, sowie Karthago in Besitz nehmen; allein hier zeigte sichs, daß er doch nicht alles vermochte. Gegen Karthago zu segeln, weigerten sich die Phönikischen Schiffer entschieden.

Er entsendete einen Heeresteil gen Ammonium, das besetzt wurde, wenn auch etliche unterwegs von aufgestürmtem Wüstensande bedeckt wurden. Er selbst zog mit der Hauptmacht gen Meroë und gewann es, ob auch viele durch Hunger umkamen. Unmutig kam er mit seinem sehr gelichteten Heere nach Tape zurück. Die Ägypter feierten eben ein hohes Freudenfest; nach langem Harren hatte sich wieder ein Gott Apis gefunden, so ein ganz schwarzer Stier, der ihnen eine glückliche Zeit ankündigte, und sie führten ihn, bekränzt, in Prozession umher. Kambyses ward über diesen Jubel wütend. Mit eigener Hand stieß er dem Stiergott den Dolch in den Leib und richtete unter dessen Verehrern ein Blutbad an.

Ägyptische Denkmäler beweisen, daß Kambyses sich sehr duldsam, ja achtungsvoll gegen die Landesgötter benahm; das meiste, was man ihm später Schuld gab, scheint erdichtet. Eines aber scheint richtig: Er ließ seinen eigenen Bruder Bardija auf leeren Verdacht hin, als strebe er ihm nach der Krone, durch seinen Vertrauten Prexaspes heimlich ermorden. Einst fragte er diesen, was die Perser von ihm dächten? Prexaspes antwortete: „Sie erteilen dir das größte Lob: nur meinen sie, du seist dem Trunke zu sehr ergeben.“ Kambyses: „Also glauben sie, ich sei meiner nicht mächtig? Du sollst gleich erfahren, ob sie recht haben. Denn treffe ich deinen Sohn, der da unten im Hofe steht, mitten ins Herz, so reden die Perser offenbar Unwahrheit,

wenn sie sagen, daß ich taumle." Er nahm den Bogen und schoß den Knaben mitten durchs Herz. Seiner schwangeren Gemahlin gab er einen Fußtritt, an dem sie starb.

Kambyses hielt sich geraume Zeit in Ägypten auf, kehrte erst nach Asien zurück, da er hörte, sein (ermordeter) Bruder sitze auf dem Thron. Wie er sich aufs Pferd schwang, fuhr ihm die Spitze seines Schwertes in die Seite und brachte ihm eine tödliche Wunde bei. Wahrscheinlich hat er sich selbst umgebracht. Sterbend beklagte er es, daß er seinen Bruder habe wegräumen lassen; denn mit ihm erlosch schon des großen Kyrus männliche Nachkommenschaft.

§ 3. **Der falsche Bardija** 522—521).

Zum Scheine dauerte sie noch fort. Mit Hilfe der Mager (der Priester der altmedischen Religion) setzte sich ein Priester, Gaumata, auf den Thron als des Kyrus Sohn, welcher nur fälschlicherweise als getötet ins Gerücht gekommen sei. Das Volk glaubte es um so williger, da ihm der neue Herrscher gleich alle Abgaben auf drei Jahre huldreichst erließ. Daß er sich dem Volke nicht zeigte, fiel zunächst wenig auf, indem die persischen Könige überhaupt in Friedenszeiten meist ins Innere des Palastes zurückgezogen lebten. Doch mußte befremden, daß er niemanden den Zutritt zu sich gestattete außer den Magern, durch welche er alle seine Befehle gab, und daß er viele töten ließ, die den echten Bardija gekannt hatten.

Der über ihn geschöpfte Argwohn ward zur Gewißheit durch ein Weib aus dem königlichen Frauenkreise, welches verriet, daß der König keine Ohren habe. So brachte man heraus, daß es nur ein Mager sei, dem früherhin zur Strafe diese Glieder abgeschnitten worden waren. Jetzt vereinigten sich sechs Stammfürsten der Perser unter Darius, dem Ururenkel des Sispis (S. 73) drangen bewaffnet in die medische Burg und stießen den Bardija, im achten Monat seiner Regierung, nieder. Sie zeigten dem Volke den ohrenlosen Kopf, und dieses lobte die That.

§ 4. **Darius Hystaspis** (521—485).

Welcher von den Sieben den leeren Thron einnehmen sollte, konnte nicht zweifelhaft sein; zum Überfluß bezeichnete ihn ein göttlicher Wink. Als Bild des Lichtgottes wurde die Sonne verehrt; zugleich traute man den Pferden einen gewissen prophetischen Geist zu. Wie jene Sieben eines Morgens der aufgehenden Sonne entgegenritten, wieherte zuerst das Roß des Darius und aus heiterem Himmel kam ein Blitz und Donner; sogleich sprangen die Andern von ihren Pferden und begrüßten ihn als König. In Wahrheit war dieser Darajawus, Sohn des Wistaspa, als Verwandter des Kyrus, dessen Tochter Atossa er heiratete, und als Hakhamanide der Nächstberechtigte, nachdem sein Vater auf die Krone verzichtet hatte. Gab's auch noch viel Widersprecher, so saß er doch bald fest auf dem Thron und zeigte sich als ein kluger, kräftiger und thätiger Regent, der das in allen Fugen krachende Reich neu gründete.

In Sardes war der Statthalter von Lydien so eigenmächtig aufgetreten, daß er schleunigst entfernt werden mußte; ein Vertrauter erbot sich hinzureisen und ihn zu stürzen, was auch durch die Treue der Besatzung gelang. Aber nun war ganz in der Nähe Elam abtrünnig geworden und folgte einem Aufrührer. Noch gefährlicher war die lang vorbereitete Empörung Babels, wo ein dritter Nebukadrezar auftrat, der sich für Nabunahids Sohn ausgab. Während ein Heer den Aufstand in Elam unterdrückte, zog Darius selbst gegen die Babylonier, besiegte sie und nahm nach langer Belagerung 519 ihre Stadt ein. Zopyrus, der sich dabei besondere Verdienste erworben, wurde hier lebenslänglicher Satrap. In dieser langen Wartezeit fielen aber Medien und fast alle Länder im Osten ab; dort war es ein vorgeblicher Erbe des Kyaxares, der das Volk an sich zog; und selbst in Persien erhob sich ein falscher Bardija. Die abtrünnigen Parther bekämpfte Wistaspa, der Vater des Königs,

die rebellischen Armenier ein treugebliebener Armenier. Nach dem Fall Babels zog Darius gegen den Frawartis von Medien, schlug und kreuzigte ihn, 518. Nach Ost und West entsandte Heere bewältigten endlich Parthien und Armenien, Margiana und Arachosien, 517. Aber noch einmal wurden die Babylonier abtrünnig und ebenso die Elamiter, doch Ahuramazda half dem König, „weil er kein Lügner, noch gewaltthätig war.“ Er selbst besiegte noch die Saken am kaspischen Meere und machte den Kaukasus zur Grenze des schwer errungenen Reichs. Auf einer ungeheuern Felsinschrift dankte er für alle diese Siege über 9 Anmaßer dem schirmenden Ahuramazda.

Bei der Belagerung von Babel ließ Zopyrus sich Nase und Ohren abschneiden und den Rücken blutig geißeln und bat am Thore Babels um Einlaß. Drinnen erzählt er, wie schändlich Darius ihn zugerichtet, und flucht ihm. Die Babylonier geben dem Überläufer eine Kriegsschar, mit der er einzelne Perserhaufen schlägt. Zum Oberfeldherrn ernannt, liefert er dann die Stadt dem Darius aus, der sie hart strafte.

Mit großem Ernst widmete Darius sich nun dem Ausbau seines Reiches. Er um-



Fig. 36. Die große Inschrift des Darius am Felsen von Behistan. Nach Vaux.

gab sich mit Persern und erzog sich dieselben nebst einer Auswahl von Medern zu seinen Stellvertretern und Beamten. Das ganze Reich teilte er in 20 oder 23 Satrapieen oder Statthalterschaften, und setzte über jede Einen seiner Großen, der in seinem Namen regierte. Doch gab es auch Satrapen, denen zugleich das Heer anvertraut war und (in Armenien und Pontus) sogar erbliche Satrapen. Sonst setzte er neben jeden Statthalter einen besondern Heerführer und einen Geheimschreiber, damit seine Herrschaft und die öffentliche Ruhe gesichert sei. „Augen“ und „Ohren“ des Königs kontrollierten diese Herren. Ungerechte Richter wurden gekreuzigt. Er ordnete das Staatseinkommen genau. Jede der Provinzen, mit Ausnahme von Persis, welches als Heimatland der Könige ganz steuerfrei blieb, mußte bestimmte jährliche Abgaben liefern an Silber und Gold, noch mehr an Landeserzeugnissen, Vieh, Getreide, Öl, Wein rc. Von ihm stammen die ersten Münzen des Orients, Dariken in Gold und Silber (zu 21 Mk. und 2 Mk.) Er baute durch alle seine Länder hin schöne Heerstraßen, wodurch die Verbindung und der Verkehr sehr erleichtert wurde. Tag und Nacht eilten auf diesen Straßen Schnellläufer und Schnellreiter hin und wieder, um

ihm aus den entferntesten Teilen des Reiches Nachricht zu bringen, und seine Befehle dahin zu tragen. So waren auch die Straßen mit Kaufmannszügen bedeckt, aus Tibet zum Westende Kleinasiens, aus der Tartarei zum Nilthal. Den Nil verband er durch einen Kanal mit dem Roten Meer. Den Handel beförderte er auf jede Weise: an allen Rastorten der Karawanen ließ er Wachtposten und Heiligtümer errichten, unter deren Schutz die Kaufleute standen. Der Handel blühte wie nie zuvor.

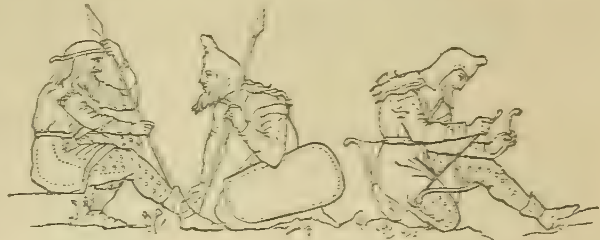


Fig. 57. Skythische Krieger. Von einem in einem skythischen Grabe gefundenen Gefäß. Nach Rawlinson.

Darius wollte aber auch seine Herrschaft noch vergrößern, und zwar an beiden Enden. Er ließ den Sindhufluß befahren und fügte jenes Thal Indiens seinem Reiche an. Er war auch der erste Asiate, welcher einen Eroberungszug nach unserem Europa unternahm 513. Er galt dem Volke der Skythen in Südrußland, nachdem zuvor Samos und die griechischen Städte an den Meerengen, welche die Übergänge nach Europa bildeten, 515 unterworfen worden waren.

Die Skythen oder Skoloten waren wilde Reiter arischer Abkunft. Sie trieben wenig Ackerbau, meistens Viehzucht; dann auch Vieh- und Menschenraub. Ihre eigenen Weiber und Kinder verkauften sie nach Belieben in die Sklaverei. Ihren Sklaven stachen sie häufig die Augen aus, daß sie nicht davon laufen konnten. Unter andern schrecklichen Gebräuchen hatten sie diesen:

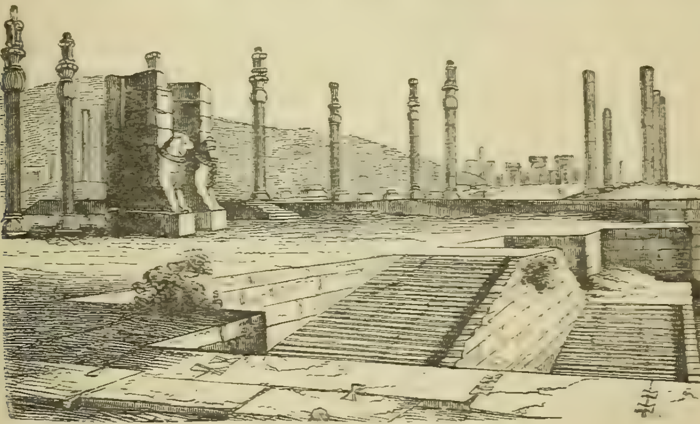


Fig. 58. Ruinen von Persepolis.

Wenn der König starb, wurde nicht bloß sein Streitroß, sondern auch sein Lieblingsweib samt sechs seiner Diener lebendig mit ihm begraben; darauf wurden noch 50 seiner Unterthanen und eben so viel Pferde getötet, ausgestopft, und diese Reiterlarven als Ehrenwache an seinem Grabe aufgestellt. Manche aßen Menschenfleisch und alle tranken das Blut des ersten erschlagenen Feindes. Skalpe der erlegten Feinde hingen an ihren Pferden als Schmuck herunter.

Gegen diese Nation zog Darius mit 700 000 Mann und 600 Schiffen. Er setzte über den Bosporus nach Europa herüber, unterwarf die Geten und rückte aufwärts bis an den Ister (Donau), passierte ihn auf einer Schiffsbrücke, und drang ins rauhe Land vor. Die Skythen zogen sich stets vor ihm zurück, nahmen keine Schlacht an;

machten nur Seitenanfälle; wollte man sie packen, waren sie schnell auf ihren schnellen Rossen davon. Dabei verwüsteten sie selbst das Land vor dem Feind, so daß die Perser in große Not gerieten. Endlich, als sie diese weit genug drin hatten, an der Wolga, erschienen sie mit ihrer ganzen Macht, um über den geschwächten Feind herzufallen, den sie vernichtet hätten, wenn nicht der kluge Darius mitten in der Nacht, mit Zurücklassung des Gepäckes und der Kranken, einen schleunigen Rückzug angetreten hätte. Kaum gelang es ihm, die Donau zu erreichen und über seine Schiffbrücke, die er hinter sich abbrach, in Sicherheit zu kommen. — Doch war sein Kriegszug nicht ganz vergeblich. Er ließ seinen Feldherrn Megabyzus mit einem Heere unterhalb der Donau zurück, wo Thrakien und Makedonien lagen; und demselben gelang es, diese Länder zinsbar zu machen, so daß doch ein schön Stück von Europa gewonnen wurde.

Hier sind wir auf der Höhe der persischen Macht. Dem Darius gehörte Asien von seiner Westspitze bis zum Indus und vom Kaukasus bis nach Arabien; Ägypten, Lybien und Kyrene in Afrika, Thrakien und Makedonien in Europa gehorchten ihm. Schauen wir ihn in seiner freilich sehr vergänglichen Herrlichkeit ein wenig an, und werfen damit zugleich einen kurzen Blick auf das persische Hofleben überhaupt, wie es im ganzen auch unter seinen Nachfolgern blieb.

Dem Könige floßen die Güter und Schätze aller seiner Länder zu. An Gold und Silber nahm er jährlich 69 Millionen Mk. ein zu einer Zeit, wo das edle Metall noch so hoch im Werte stand. Von allen Gegenden her wurden aber auch Naturalien in erstaunlicher Fülle, und stets das beste von allem, an seinen Hof geliefert, wodurch dort ein sehr üppiges Leben erzeugt ward, das sich dann auch weiterhin unter die Perser verbreitete. Es mögen jährlich 660 Millionen Mk. eingegangen sein. Der König hatte eine Menge Trabanten, die seines Winkes harrten, die, vorgerufen, das Knie vor ihm beugten und, seinen Befehl zu vollziehen, hinwegflogen. Auf 10 000 Mann belief sich die Leibwache „der Unsterblichen". Höhere und Niedere zusammen wurden täglich 15 000 Mann an seiner Tafel gespeist, wobei man sich einen Begriff machen kann, wie viel Mastvieh und Wildbret, Brot und Wein ꝛc. tagtäglich im Palaste verbraucht wurde. Das ist aber nur die männliche Schloßfamilie; dazu ist noch die weibliche zu zählen. Der König hatte 300 bis 400 Gemahlinnen, von denen wohl immer nur Eine als die eigentliche Königin galt; und diese Frauen hatten wieder Scharen von Dienerinnen um sich samt den Verschnittenen, die sie bewachen mußten.



Fig. 39. Münze von Kyrene mit dem Bilde des Jupiter Ammon.

Wenn nun der König auf Reisen ging, da zog alles mit, und es nahm sich aus wie ein Heereszug. Aber der Gegend, durch welche die Reise ging, wars etwa ein Prachtspektakel, doch keine Wohlthat; denn sie mußte alles beischaffen, was der Heereszug zu seinem Leben und Wohlleben brauchte. Es gab aber des Jahrs schon 2 oder 3 ständige Reisen, denn der Hof hielt sich abwechselnd in den Residenzstädten Susa (das Darius in Elam baute) und Egbatana, auch Babylon auf, je nach der Jahreszeit, wo es eben am wonnigsten zu leben, wo die Luft am lieblichsten und das Gefilde am fröhlichsten war. Da brachte dann in den hohen Schlössern und in den weiten, düftereichen Gärten jeder Tag ein Freudenfest. — Zu Zeiten machte der König auch eine Reise nach dem gesunden Persepolis, der Hauptstadt von Persis, wo Darius sich sein Grab wählte, in einer Felswand. Hier war der Palast in einen Marmorberg eingehauen, und man staunt noch heute die Ruinen an, wie da Wälder (Fig. 38) von hohen Säulen stehen, häuserbreite Treppen von einer Terrasse zur andern führen ꝛc. Jeder König bekam da seine eigene Totenwohnung; er wurde in einem herrlichen Sarkophage beigesetzt und Haufen von Gold und Silber um ihn herumgelegt, die ihm freilich nichts mehr halfen. Da sah also der König zu Zeiten die Ruhestätten seiner Vorgänger und seine eigene dereinstige, und konnte sich dabei sagen, daß

alle seine Herrlichkeit sei wie des Grases Blume. Darius selbst predigt noch von seinem Grabe: „Was ich gethan, habe ich durch Auramazdas Gnade vollbracht. Auramazda schirme mich, mein Haus und mein Land. O Mensch, was Auramazda dir gebietet, es möge dir nicht widerstreben; verlasse den rechten Weg nicht, sündige nicht!"

Wir hätten noch von einem Unternehmen gegen Griechenland zu reden, in das sich Darius gegen das Ende seines Lebens einließ. Das soll aber später (S. 89) besprochen werden. Während er gegen die Griechen und das empörte Ägypten rüstete, starb dieser bis anher größte Weltmonarch nach 35jähriger glänzender Regierung und wurde nach Persepolis gebracht.

§ 5. Die folgenden persischen Herrscher (485—330).

Wir zählen noch die Reihe derselben auf bis zum Untergang ihres Reiches, erwähnen aber sonst nur wenig von ihnen, weil das Merkwürdigste sich auch in die nachfolgende Geschichte einflicht. Ein Weltreich verlangt thätige Herrscher, daran fehlte es je mehr und mehr.

Auf Darius I. folgte sein Sohn Xerxes I. (Kschajarscha), der Ägypten wieder unterwarf. Er war der schönste Perser und trieb die Pracht aufs höchste. Er ist der Ahasveros der Schrift, der die Jüdin Esther zur Gemahlin nahm. Er hat den Hauptkampf gegen Griechenland geführt. Aber keinen glücklichen! Hatte auch das aufständische Babel zu unterwerfen. Vor größerem Schaden suchte er sich durch Bestechung der feindlichen Führer zu wahren. Er büßte sein Leben durch eine Hofverschwörung ein, 465.

Ihm folgte sein Sohn Artaxerxes I. (Artachsatra) genannt Langhand, der mild aber schwach, doch die Finanzen wieder ordnete. Die Satrapen werden mächtig dem Könige gegenüber und wagen Empörungen, welche, wie die ägyptische, nur mit Mühe unterdrückt oder durch traurige Nachgiebigkeit gestillt werden. Hier hebt das Übel an, daß der Weltregent sich von seinem Weiberhof, namentlich von der Königin-Mutter und der ersten Gemahlin, regieren läßt. Langhand † 425.

Es folgt sein einziger Erbe Xerxes II. Er ist nur 45 Tage König; dann wird er von seinem unechten Bruder Sogdianus getötet. Dieser nimmt den Thron ein, dach nur um bald durch einen Stiefbruder gestürzt zu werden, 423.

Dieser, Darius II. Nothus, behauptet sich und regiert 18 Jahre. Nicht aber eigentlich er, sondern seine Gemahlin Parysatis und drei Verschnittene. Es geht mit dem Reiche immer tiefer abwärts. Die häufigen Empörungen der Satrapen können nur durch List gedämpft werden. Darius II. † 404.

Ihm folgt sein ältester Sohn, Artaxerxes II. Mnemon. Er muß mit seinem rebellischen Bruder Kyrus, dem Jüngern, kämpfen, bis dieser 401 in einer großen Schlacht bei Kunaxa fällt. Dessen griechische Hilfstruppen, 10000 an der Zahl, ziehen aber aus Babylonien ans Meer zurück, durch Myriaden von Feinden, und enthüllen die Schwäche des Weltreichs. Das Weiberregiment dauert fort; List und Betrug nimmt immer zu; das Mittel der Bestechung wird mehr als je angewandt. Man schützt sich gegen den siegenden Feind dadurch, daß man ihm andere Feinde anhetzt. Die verweichlichten Perser können ohne fremde Soldaten und Feldherren nichts mehr ausrichten. Aber durch solche, durch Gold und Ränke vermehren sie noch einmal ihre Macht nach außen. † 361.

Ihm folgt sein Sohn Artaxerxes III. Ochus (Wahuka). Dieser sucht sich durch Ermordung aller seiner Brüder und nächsten Verwandten im Regiment zu befestigen. Er regiert 23 Jahre. Furchtbar grausam und doch schwach. Der Verschnittene Bagoas führt in der That das Scepter. Empörung über Empörung in Cypern, Ägypten und Phönikien, die nur durch die schlechtesten Künste und durch griechische Mietstruppen unterdrückt werden. Bagoas vergiftet den blutbefleckten

König, 338. — Dessen Sohn Arses ist ein vollendeter Schwächling. Der Verschnittene herrscht unter seinem Namen, bis er ihn wie seinen Vater ermordet, 336.

Darius III. Kodoman macht den Beschluß der persischen Könige, ein Seitenverwandter des ausgerotteten Königshauses. Ein anderer Fürst als die vorigen, von stattlicher Gestalt, tapfer und menschenfreundlich. Er kann aber das in sich selbst aufgelöste Reich vor dem Untergange nicht mehr bewahren. Das ganze Volk, Vornehme und Gemeine, ist durch Üppigkeit, Treulosigkeit und Sünde aller Art in geistige Fäulnis übergegangen. Bald nach seinem Regierungsantritt erhebt sich gegen ihn der Makedonier, der Stifter des dritten Weltreiches, und von zwei oder drei gewaltigen Stößen desselben stürzt das zweite, nachdem es so lange gewankt, völlig zusammen. Der edle Darius liegt, von Verräterhand geschlachtet, unter den Trümmern, 330. Davon näher bei der Makedonischen Geschichte.

Vor dieser aber haben wir die Blütezeit Griechenlands zu schildern.

VIII. Griechenlands Blütezeit.

Jeder Teil dieses Landes (S. 46) faßte von uralter Zeit her mehrere Landschaften in sich. Nordgriechenland enthielt in Epirus drei Landschaften: Molossis, Thesprotia und Dodona; in Thessalien fünf: Pelasgiotis, Thessaliotis, Estiäotis, Phthiotis und die Landzunge Magnesia. Hellas hat neun Landschaften: Attika, Megaris, Böotia, Phokis, Ost- und West-Lokris, Doris, Ätolia und Akarnania. Der Peloponnes zählte eben so viele: Korinthia, Sikyonia, Phliasia, Achaia, Elis, Arkadia, Argolis, Messenia, Lakonia. Hellas und der Peloponnes hängen durch eine schmale Landenge, den Isthmus, zusammen.

Die merkwürdigsten der vielen Inseln, welche um Griechenland herum liegen, sind von West nach Ost: Korkyra (Corfu), Leukadia, Kephallenia, Zakynthos, Kythera, Ägina, Salamis, Euböa; Andros, Keos, Tenos, Kythnos, Delos, Paros, Naxos; und tiefer nach Süden herab die große Insel Kreta. Auch an der Küste von Kleinasien liegen viele Inseln, die von Griechen bevölkert wurden; die berühmtesten sind: Lesbos, Chios, Samos, Kos, Rhodos, und südöstlich die große Insel Cypern (Chittim). Vor Makedonien liegt die Halbinsel Chalkidike. Noch ist zu merken, daß das Meer zwischen Griechenland und Kleinasien das Ägäische heißt, und daß die Inseln darin, welche gegen Griechenland her liegen, zusammen die Kykladen, die welche gegen Kleinasien hin liegen, zusammen die Sporaden genannt werden.

§ 1. Die dorische Wanderung.

Etliche Menschenalter nach dem trojanischen Krieg, seit 1050, brachte die Dorische Wanderung eine große Bewegung und Veränderung in Griechenland hervor. Ein Dorischer Stamm, welcher am Ostabhang des Pindus saß, wurde von Thessalern aus Epirus verdrängt, wandte sich südwärts, unter Anführung der Herakliden (Nachkommen des Herakles) Kresphontes, Aristodemos und Temenos, durchzog Hellas, schiffte über den Korinthischen Meerbusen und drang im Peloponnes ein. Mit ihren langen Stoßlanzen bemächtigten sie sich eines großen Teils desselben. Es entstanden die Dorischen Staaten Argos, Lakonien und Messenien, daneben Korinth und Megara. Teilweise vertrugen sie sich mit den früheren Bewohnern, teilweise knechteten sie dieselben. Die von ihnen verdrängten Bewohner verdrängten andere wieder, und so fand, wenn auch der Name der Landschaften blieb, ein großer Wechsel der Bewohnerschaft statt.

Aber nicht dies allein. Viele wanderten vom griechischen Festlande ganz aus

und suchten in der Fremde eine Heimat. So die aus dem Peloponnes vertriebenen Achäer, die Tenedos, Lesbos und Troas mit Kyme und Smyrna besetzten; für dies Mischvolk kam der Name Äoler auf. Ionier, welche zuerst in Attika bei ihren Stammgenossen Aufnahme gesucht und gefunden hatten, sagten nachher dem Vaterlande lebewohl, steuerten nach Osten, und ließen sich auf den Inseln Chios, Samos, in Chalkidike rc. und auf der mittleren Westküste Kleinasiens nieder, welche von dem an Ionien genannt ward. Hier gründeten sie im Kampf mit Lydern und Karern zwölf Städte, die zu ausnehmender Blüte gediehen. Milet war die blühendste darunter; nach ihr kamen Ephesus, Phokäa rc. — Halikarnassus und Knidus rc. waren Dorische Pflanzungen. Nachdem aber das Auswandern einmal begonnen hatte, war es, wie wenn ein schwerer Stein oben am Berge sich losgemacht hat und fortrollend auch andere mit ins Rollen bringt; es währte jetzt einige Jahrhunderte fort. Auch aus andern Ursachen, aus der alten, wiederaufgewachten Abenteuerlust, dann wegen Übervölkerung in der Heimat, dann um des Handels willen, der allmählich von den Phönikern auf die Griechen überging rc., zogen diese nach allen Richtungen in die Fremde. Von den Phönikern bekamen sie um 800 ihr Alphabet. Neben diesen gab es 9 griechische Stätlein auf Cypern.

Mit der Zeit besetzten griechische Kolonien die ganze Westseite Kleinasiens, wo die Ansiedler mit urverwandten Stämmen leicht zusammenschmolzen. Weiter auf den Inseln, darunter besonders Rhodus ein mächtiger Handelsstaat wurde; dieser war dorisch, wie auch Kreta. Es gab solche ferner im Norden der Thrakischen Küste entlang und um den ganzen Pontus herum; Milet gründete 780 Sinope, 756 Trapezus. Chalkedon und Byzanz (Konstantinopel) waren Pflanzstädte Megaras. Dorier gründeten tief im Süden das (S. 76 genannte) Kyrene 630 auf der Küste Afrikas. Auch nach Westen hin ging der Lauf der Griechen. Sie faßten auf der großen Insel Sicilien Fuß, und bauten viele Städte darauf.

Sehr viel für Kolonisierung und Seewesen thaten die Korinther, deren Pflanzstadt 734 Syrakus wurde. Sie erfanden um 740 die Trieren (Schiffe mit 3 Ruderreihen) und fochten 664 die erste Seeschlacht mit ihren Kolonisten in Korkyra. — In Gela (von Rhodiern 688 gegründet, wie auch Akragas) erhob sich der treffliche Gelon, der durch Eroberung von Syrakus 485 die Kraft gewann, die Osthälfte der Insel unter griechische Herrschaft zu bringen. Es war das ein Reich, das den vom Westende der Insel um sich greifenden Karthagern zu widerstehen vermochte. — Euböer gründeten 720, Messenier mehrten das geschickt gelegene Messana; jenen verdankten schon 735 Naxus und Katana ihren Ursprung, 720 das gegenüberliegende Rhegion.

Griechen nahmen auch den untern Teil Italiens in Besitz, der bald Großgriechenland hieß. Daselbst erhoben sich die Städte Rhegion, Kroton, Tarent, Neapolis rc. Auch das ferne Gallien betraten sie; dort gründeten kühne Phokäer 600 das berühmte Massilia (Marseille), bauten 568 Alalia auf Korsika und nisteten sich neben den Phönikern sogar am spanischen Gestade ein. Den barbarischen Eingebornen brachten sie doch einige menschliche Kultur.

Die älteste aller Kolonieen in Unteritalien war Kyme (Cuma), von Kymeern und Euböern um 800 gegründet und Mutterstadt des Hafens Puteoli, wie des zukunftreichen Neapel. Achäer bauten 720 Sybaris, das durch Handel (um 550) die größte aller griechischen Städte wurde, aber 511 durch Kroton seinen Untergang fand. Dieses, eine achäische Pflanzstadt (710), wurde berühmt durch die Philosophenschule des Pythagoras. Tarentum, das später so übermütige, wurde 707 von Spartanern gegründet, Lokri 683 von Lokrern, Elea 553 von flüchtigen Phokäern.

§ 2. Veränderungen in den staatlichen Verhältnissen.

In den frühesten Zeiten wurde das griechische Volk von vielen kleinen Königen beherrscht, da immer der Sohn dem Vater im Regiment folgte. Der König richtete, opferte und befehligte im Krieg. Aber ums Jahr 800 änderte sich die Sache; nachdem die Eroberungen und Ansiedlungen sich befestigt hatten, hörte überall die Herr=

schaft der Stammfürsten auf. Es kamen viele angesehene Geschlechter in den Städten empor, und die reich und stolz gewordenen Bürger meinten, sie wären Mannes genug, sich selbst zu regieren, und brauchten nicht mehr dem Gebot eines Einzigen zu gehorchen. Sie wollten über Krieg und Frieden befragt werden. So denn nun, wann der König starb, ließen sie dessen Sohn nicht mehr auf den Thron steigen, oder sie jagten auch in ihrer Gewaltthätigkeit den lebenden Fürsten davon oder beschränkten seine Herrlichkeit auf das Priesteramt. So entstanden allenthalben sogenannte Republiken. Die Zahl derselben ward außerordentlich groß; denn fast jede Stadt gab sich eine eigene Verfassung und bildete einen Staat für sich. Nur die Landschaften Attika und Lakonien waren jede das Gebiet einer Hauptstadt.

Also Freistaaten hatten jetzt die Griechen, und sie hielten viel auf ihre Freiheit. Wo aber keine einheitliche und erbliche Regierung besteht, da ist ewige Unruhe. Immer sind die einen eifersüchtig auf die andern, welche sich gerade am Ruder befinden, da die doch auch nicht besser wären als sie, und suchen ihnen das Regiment zu nehmen, und die Parteikämpfe hören nicht auf. Ist die Gewalt nur in den Händen der Vornehmen, so wird sie von diesen gewöhnlich härter ausgeübt als von einem Monarchen, und statt eines Herrn hat man viele. Ist die Gewalt wirklich beim gesamten Volk, so gehts fast immer nach Laune und Eigennutz; da werden schändliche Bestechungen getrieben, um sich die Führer des großen Haufens geneigt zu machen, und die besten Bürger, die Retter und Beglücker des Vaterlands, werden verjagt, ja gemordet, wie wir bald sehen werden. Ach, die rechte Freiheit ist erst die, welche Christus bringt, die edle Freiheit der Kinder Gottes. Sonst in den zeitlichen Verhältnissen ists gar gut für den Menschen unterthan sein; er kann eher dabei Demut lernen. — Die Freiheit hat übrigens das Gute, daß sie dem Nachdenken über Mißstände und allerlei Verbesserungsversuchen Raum gibt. Gott schenkte auch je und je Männer, die der Menge den richtigen Weg wiesen. Unter allen Verfassungen, welche namentlich in den Kolonieen aufkamen, war die von Lokri um 650 die erste geschriebene; der streng sittliche Zaleukus verstand es, sie dem unruhigen Volk genehm zu machen, ja Nachbarstädte wie Kroton und Sybaris nahmen sie dankbar an. Ähnlich wirkte Charondas (640) in Katana.

Die Freistaaten sind vornehmlich von zweierlei Art. Ist die Hauptmacht bei den Vornehmen, so nennt man die Republik eine Aristokratie, da wählt der Adel auf ein oder mehr Jahre seine Führer; ist die Hauptmacht bei den Freien insgesamt, so nennt man sie eine Demokratie. Manchmal kommt die Macht nur an einige Wenige, das heißt dann Oligarchie; wenn aber der eigentliche Pöbel herrscht, das heißt Ochlokratie. — Es ereignete sich auch, wie in Sikyon oder Korinth, daß sich einer aus dem Volk wieder zum unumschränkten Herrscher aufschwang. Solch einer empfing den Namen Tyrann und ließ sich ihn gefallen; denn dieses Wort bedeutete nur einen nicht durch Erbrecht zum Regiment gekommenen Herrscher, und lag noch kein schlimmer Begriff darin. Mehrenteils geschah es, daß das gemeine Volk selbst, um dem Drucke der Aristokraten zu entgehen oder um aus greulicher Verwirrung wieder zu einiger Ruhe zu gelangen, einem zur Tyrannis verhalf. Aber weil doch mit der Zeit die meisten dieser Herrscher ein hartes Scepter führten, so erhielt später der Name die Bedeutung: grausamer Herrscher.

§ 3. Die zwei vornehmsten Staaten Griechenlands.

Unter allen griechischen Staaten ragen zwei hoch über die andern empor: Sparta und Athen. Sonst hat kein Staat vor den andern sich sonderlich hervorgethan, bis späterhin einmal Theben auf kurze Zeit.

Sparta

war eine Stadt in Lakonien, der untersten Landschaft des Peloponnes. Sie lag in einem grünen und wohlgebauten Thale am lorbeerbeschatteten Flusse Eurotas; hüben und drüben füllte rauhes Gebirg die ganze Landschaft. Westlich ragt 2409 m hoch der Taygetos, von dessen Gipfel man fast den ganzen Peloponnes über-

sehen kann. — Dem Lande glichen seine Bewohner. Sie waren ein Teil jener eingedrungenen Dorier neben unterjochten Achäern; doch blieb die Eroberung lange eine unvollständige und zerspaltene, indem am mittleren und oberen Eurotas zwei Familien regierten. Die Not trieb sie sich zu vereinigen, doch ging es wüst und wild im Staate zu. Da stand ein großer Mann auf, Lykurgos, der den Thron besteigen sollte, aber darauf zu Gunsten seines Neffen freiwillig verzichtete. Dafür sann er über eine seinem Volke passende Staatsverfassung nach; und als er jahrelang nachgesonnen, auch auf Kreta sich umgesehen und eine Weisung der Pythia eingeholt hatte, gab er (um 820) Sparta eine sehr eigentümliche, in der alten Welt vielbewunderte Verfassung. Freilich war sie nicht mit einemmale fertig, doch legte er den Grund dazu.

Die zwei Könige sollten zwar hinfort an der Spitze des Staates bleiben, doch nicht mit königlicher Machtvollkommenheit; sie sollten nur Oberpriester, sowie Feldherren im Kriege sein. Waren die beiden mißhellig, so entschieden 5 jährliche Ephoren (Aufseher), welcher Wille rechtskräftig werden soll. Anfangs Vertreter des

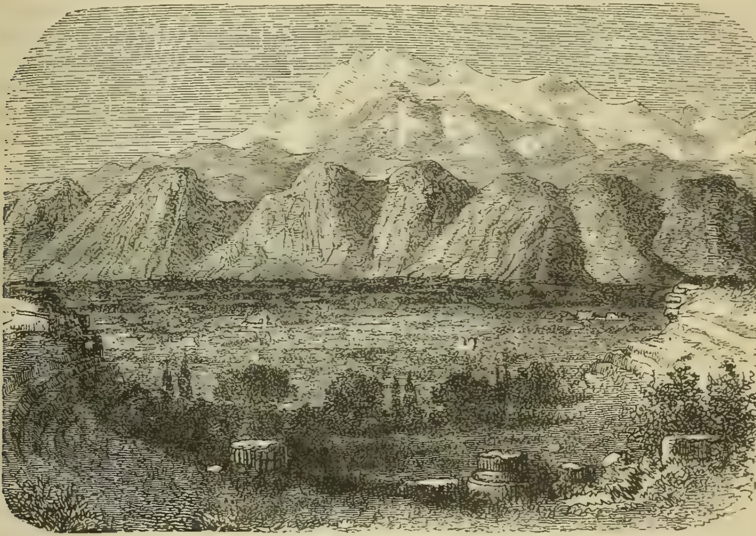


Fig. 40. Ansicht des Taygetos mit den Ruinen des Theaters von Sparta.

Königs, wurden sie s. 570 seine Beaufsichtiger. Die Bürger waren in 30 Oben (Geschlechtsverbänden) geordnet, deren 2 die Könige, 28 aber deren Beisitzer zu Häuptern hatten. Die oberste Staatsbehörde wurde aus den 28 Beisitzern gebildet, welche Geronten, d. h. Alte hießen, denn keiner sollte unter sechzig Jahre zählen; daher Gerusia (Rat der Alten). Aus den Tugendhaftesten und Erfahrensten sollte sie gewählt werden. Diese Gerusia richtete, schaltete und waltete. Die wichtigsten Sachen, wie die Frage über Krieg und Frieden, die Einführung neuer Gesetze &c. kamen wohl an die beim Vollmond zusammengerufene Volksversammlung; allein das Volk redete nicht; die Gerusia trug vor und fragte endlich: „Wollt ihr das?" Darauf riefen die einen: „Ja!" die andern: „Nein!" und das stärkere Geschrei sollte entscheiden. Ob aber das Ja oder das Nein lauter geschrieen worden sei, das bemaß die Gerusia. Die Hauptmacht war in den Händen der Geronten, und darum war die Verfassung Spartas eine Aristokratie. Hinwiederum hatten nur diejenigen Zutritt zur Volksversammlung und überhaupt das volle Bürgerrecht, welche sich als 30jährige Nachkommen der eingewanderten Dorier ausweisen konnten. Diese 6—8000

Familien Vollbürger wurden Spartiaten genannt und wohnten beisammen im Thale, während unter dem Namen Lakonen auch die Periöken mitbegriffen waren.

Es gab fünfmal mehr Periöken, zu deutsch Umwohner, als Spartiaten (30 000). Das waren die Nachkommen der besiegten Achäer, welche im Lande zurückgeblieben. Sie wohnten auf den ärmlicheren Abhängen des Gebirgs, hatten persönliche Freiheit, auch die Ehre, mit in den Krieg ziehen zu dürfen, aber keinen Anteil an den öffentlichen Angelegenheiten. Dann gab es noch die Heloten, Staatssklaven. Denn die sogenannte Freiheit und die abscheuliche Sklaverei sind je und je beisammen gewesen. Die Heloten, obwohl die Mehrzahl des Volks (80 000), galten nicht für Personen, sondern nur als Sache; sie gehörten zu dem Grundstück, das jeder Spartiate für sich besaß, durften aber weder verkauft noch verschenkt werden; sie zahlten die Hälfte des Ackerertrags und waren kenntlich durch Schaffell und Lederkappe; wer gefährlich schien, wurde von Spionen getötet. — Alle Ländereien, die man eroberte, wurden an die Familien der Spartiaten gleichmäßig verteilt, und diese ließen ihr Grundstück von den ihnen mit zugefallenen Heloten zu ihrem eigenen Nutzen bebauen. Andere Äcker wurden den Periöken gegeben, welche wohl die Früchte für sich selbst sammeln durften, jedoch davon einen Erbpacht an den Staat abtragen mußten. Zu seinem Familiengrundstück durfte, um Reichtum und Armut zu verhindern, kein Spartiate ein zweites bringen. In erledigte Ackerlose konnten tüchtige Periöken eingesetzt und damit zu Spartiaten gemacht werden. Es sollte auch kein Gold und Silber umlaufen; Geld wurde aus Eisen geschlagen. In ihren Häusern sollten die einfachsten Geräte stehen, bei der Kleidung aller Putz, bei der Nahrung alle Üppigkeit vermieden werden. Auf daß dies wirklich geschehe, aß man nicht daheim in seiner Familie, sondern in gemeinschaftlichen Speisehäusern der Waffenbrüderschaften, wobei der Hauptbestandteil des Mahles eine schwarze Blutsuppe war, welche Fremde kaum hinunterbringen konnten. Auch zu Hause lebte man wie im Zelt.

Bei der Erziehung der Kinder war Körper- und Gemütsstärke das vorzügliche Augenmerk. Nur gesunde und kräftige Kinder blieben am Leben; die kranken und schwachen wurden auf die Seite gethan, gewöhnlich in eine Schlucht des Taygetos geworfen. Bis zum achten Jahre gingen die Kinder nackt. Von früh an schliefen sie nur auf Schilfgras. Mit dem achten Jahre wurden sie den Ihrigen genommen und zusammen in Staatsgebäuden streng erzogen. Knaben und Mädchen mußten sich durch Laufen, Ringen und andere Leibesübungen härten. Die Knaben wurden noch besonders im Kriegstanz, im Hunger- und Durstleiden, Nächtedurchwachen, in Ertragung der Hitze und des Frostes geübt. Sie sollten gegen alle Beschwerden und Schmerzen unempfindlich werden. Jährlich am Feste der Göttin Artemis wurden sie vom ersten bis zum letzten herab bis aufs Blut gegeißelt, und keiner durfte wehklagen. Wers am längsten aushielt, wurde „Sieger am Altar". Übrigens wurde doch auch ihr Geist etwas kultiviert, sie empfingen Unterricht im Lesen, Schreiben und Singen patriotischer Lieder; namentlich leitete man sie zu einem richtigen Urteil an. Das sollten sie kurz und bündig aussprechen; schwätzen durfte keiner; wenig reden und darin viel sagen, das ziere den Menschen. Lakonische Antworten sind sprichwörtlich geworden.

Sie wurden zu einem wohlanständigen und tugendhaften Wandel, freilich nach heidnischen und insonderheit spartanischen Begriffen, ernstlich angehalten. Namentlich sollte ihnen Trunkenheit als eine große Schande gelten. Man führte berauschte Heloten in den Speisesaal der Jugend, zwang sie da, gemeine Lieder zu singen 2c., damit diese die Knechte verachten lerne. Die Knaben hatten so spärliche Kost, daß sie Lebensmittel stehlen, nur sich nicht ertappen lassen durften. Auch nach dem Eintritt ins Heer wurden sie noch bis zum 30. Jahr in Kasernen dressiert, dann erst durfte der Mann seinen Hausstand gründen. — Gehorsam ward aufs schärfste eingeprägt, und nicht nur gegen Eltern und Vorgesetzte. Die Kinder mußten den Knaben, die Knaben den Jünglingen, die Jünglinge jeglichem Bürger gehorchen, wie alle wiederum den Geboten des Staates. Keiner sollte einen eigenen Willen haben, jeder seine Lust, seine Neigung, sein Gut und Blut dem Staate opfern. Möchte es doch bei Christen in Beziehung auf das Reich Gottes ebenso sein!

Wir sehen aber, der Hauptzweck der Lykurgischen Verfassung war der, die Spartaner zu einem recht starken Volk und mächtigen Staate zu machen, der sich über alle emporthue und von keinem überwunden werde. Sparta durfte keine Mauern haben;

die Tapferkeit der Bürger sollte ihre Mauer, die Furcht der Fremden ihr Graben sein. Nur die Jagd brachte Abwechslung ins eintönige Leben.

Als Lykurgus seine Gesetze — in Sprüchen, die das Volk auswendig lernte und von Mund zu Mund fortpflanzte — entworfen hatte, bat er zuerst das Delphische Orakel um einen Ausspruch hierüber. Dasselbe lobte und heiligte sie. So wurden sie williger angenommen. Dann ließ er sich vor Antritt einer Reise von seinen Mitbürgern schwören, daß sie bis zu seiner Wiederkunft nichts daran ändern wollten. Aber siehe, er kehrte nie mehr zurück; und so waren sie eidlich gehalten, dabei zu bleiben. Die Lykurgische Verfassung bestand gegen 400 Jahre fast unverändert und die Spartaner wurden ein heldenhaftes Volk, aber auch ein stolzes und gewaltthätiges. Nun wurde das Eurotas-Thal vollends erobert und das Gebiet von Argos beschnitten.

Mit ihrer Tugendhaftigkeit sah es nicht in allen Stücken zum besten aus, sie hatten eben ihre eigene Vorstellung von der Tugend. Sie führten mit ihren westlichen Nachbarn, den Dorischen Stammgenossen im fruchtbaren Messene, zwei ungerechte und grausame Kriege (735—16 und 645—31), und machten dieselben nach dem siegreichen Ende des einen zu Periöken, des andern zu Heloten. Dann griffen sie ihre nördlichen Nachbarn, das Hirtenvolk in Arkadien und die Leute in Argolis an, und rissen diesen s. 650 weg, so viel sie konnten; die Arkader fesselten sie s. 555 durch eine Bundesgenossenschaft an sich, der auch die Korinther sich fügten und das seemächtige Ägina 516. Und sie streckten ihre raubgierigen Hände noch weiterhin aus.

Athen.

Am südöstlichen Ende von Mittelgriechenland lag die Landschaft Attika. Sie streckt sich ins Ägäische Meer hinein als eine Halbinsel, welche in das hohe Vorgebirge Sunium ausläuft. Sie ist im Innern auch gebirgig; da erhebt sich der honigreiche Berg Hymettus, der marmorreiche Pentelikon und das silberreiche Laurium. Sie hat aber auch treffliche Thäler und Ebenen, in welche von den duftigen Höhen Bäche herabfließen und die mit edeln Gewächsen, namentlich Ölbäumen, bedeckt sind, aus denen noch die Bewohner ihre Hauptnahrung ziehen. — Hier lebten bewegliche Jonier, das geistreichste und heiterste Volk der alten Welt. Aber „geistreich" nicht in dem Sinne von geistesvoll, und „heiter" in sehr vergänglicher Freude. Bei diesem Volke entfaltete sich der menschliche Geist am herrlichsten. Verstand und Witz, Kunst und Wissenschaft, so weit die Kräfte der Natur reichen, kamen hier in wunderbarem Glanze hervor. Aber es war doch im ganzen ein leichtes lockeres Volk und ein sehr eitles, ehr- und selbstsüchtiges Volk, im Höheren blind wie die andern, ob auch einige sehnsüchtig zu ihm hinstrebten.

Ganz Attika wurde schon von Theseus (S. 53) zu Einem Staate vereinigt, dessen Hauptstadt das mit drei nahen Schiffshäfen versehene Athen war. Es war aber nicht bloß die Hauptstadt im gewöhnlichen Sinne, sondern alle freien Bewohner Attikas galten als Bürger dieser Einen Stadt. Sie war alles in allem; daher wir auch hinfort nur von den Athenern reden, ohne die anderen Bewohner Attikas auszuschließen. — Hier herrschten von Theseus ab Könige, bis auf Kodrus, sagt man, welcher (nach 1000) sich selbst in den Opfertod gegeben haben soll, weil ein Orakel ausgesprochen, es würden, thäte er dies, die vom Peloponnes heraufdringenden Dorier Attika nicht erobern können. Haben's auch nicht bekommen. Doch herrschten noch Kodriden, bis 752 ein 10jähriges Wahlkönigtum eingeführt wurde. Dann hatte der Adel, hier Eupatriden genannt, die Macht einige Jahrhunderte lang. Allein die Aristokraten beuteten das harte Schuldrecht aus, um allen Besitz an sich zu bringen; darüber wurde der gemeine Mann aufgebracht und es folgten lange Unruhen und schwere Kämpfe. Zuletzt trat eine völlige Anarchie ein, welche Drakons blutig strenge Gesetzgebung 621 nicht beilegen konnte. Da flehten alle den Solon an, durch eine neue Gesetzgebung dem betrübten Zustand ein Ende zu machen.

Solon (S. 74), geb. 639, wird geschildert als ein Mann voll Verstand und Würde, und obwohl vornehmen Geschlechtes, bescheiden, mild und freundlich gegen die Ärmsten. Er hatte durch seinen Charakter, sowie schon durch Verdienste um seinen Staat und Griechenland, sich das allgemeine Vertrauen erworben. Er willfahrte der Bitte und gab seinem Staat eine Verfassung, 594.

Das erste war, die Schuldhaft zu beseitigen, wodurch die Zahlungsunfähigen in die Sklaverei verkauft wurden. Das mußte aufhören; die Schulden wurden durch eine milde „Lastenabschüttelung“ geregelt, indem der Zinsfuß herabgesetzt wurde. Solon teilte alle Bürger, außer denen es noch Metöken (Schutzgenossen) und Sklaven gab, nach ihrem Vermögen in vier Klassen, in solche, welche 500, 300, 150 und weniger Scheffel Gerste jährliche Einkünfte hatten. Darnach wurden die Steuern berechnet, und die Reichsten entrichteten am meisten. Zum Kriege hatte die erste Klasse Schiffe auszurüsten, die zweite sich als Reiter, die übrigen als Fußsoldaten (Hopliten), die vierte höchstens als Leichtbewaffnete oder Matrosen zu stellen. Alle vier Klassen nahmen gleichen Teil an den allgemeinen Bürgerrechten, namentlich an der Volksversammlung, und sie genossen dasselbe Recht vor Gericht. Aber nur die drei ersten Klassen konnten zu Staatsämtern gelangen. — Die Regierung besorgten neun Archonten (Regierer), welche alljährlich aus der ersten Klasse neu gewählt wurden. Der erste Archon richtete, der Archon-König opferte, der dritte war Feldherr, sechs hießen Gesetzeswächter. Ihnen zur Seite stand ein Ausschuß von 400 Bürgern, die Bule, zu deutsch der Rat. Er hatte den Archonten zu raten; an ihn mußten alle Anträge gebracht werden; er führte den Vorsitz bei der Volksversammlung. Die Volksversammlung war der eigentliche Herr. Sie war es, welche über die Vorlagen und einstweiligen Beschlüsse der Bule verhandelte und endgültige Bestimmung traf, welche neue Gesetze gab, politische Verbrechen bestrafte, die Steuern festsetzte, die Verwendung der Staatseinkünfte kontrolierte, die Beamten wählte, über Krieg und Frieden entschied 2c. Sie stimmte durch Handaufhebung oder durch Abgabe eines Steinchens ab, und die Mehrheit der Stimmen entschied. So war denn die Hauptmacht bei dieser Volksversammlung, und der Athenische Freistaat eine Demokratie. — Aber nun setzte der weise Solon noch eine hohe Behörde hin, den Areopag, welcher aus den jährlich abgehenden Archonten, die bei der Prüfung ihrer Amtsverwaltung untadelig befunden wurden, gebildet wurde. Dieser Areopag hatte über die öffentliche Erziehung der Jugend, über die Sitten der gesamten Bürgerschaft, über die Aufrechterhaltung der Religion zu wachen. Er hatte das Gericht in den peinlichen Fällen, Mord, Meineid, Religionsstreit, Landesverrat, während über gewöhnliche Rechtsfälle eine Art Geschworenengericht, die Heliäa, urteilte. Der Areopag hatte aber auch das Recht, die von der Volksversammlung gefällten Beschlüsse, wo er es nötig fand, nachgehends zu prüfen und selbst sie außer Geltung zu setzen. Er sollte da nur in äußerster Not, um Übereilungen des Volks zu bessern, eingreifen; aber welch heilsame Schranke war doch dieser hohe Gerichtshof für das launenhafte, leidenschaftliche, oft so ungerecht verfahrende Volk! Solon führte also eine gemäßigte Demokratie ein. Seine Hauptabsicht war, die Leitung des Staates in die Hände der Verständigsten zu bringen, und sowohl den Druck eines übermütigen Adels zu beseitigen, als auch der Pöbelherrschaft einen Riegel vorzuschieben. — Die Erziehung der Knaben war der größten Sorgfalt befohlen; sie sollten nicht so einseitig wie in Sparta, sondern gleichmäßig nach Leib und Geist ausgebildet werden. Darum mußten sie von früh an öffentliche, mit tüchtigen Lehrern versehene Schulen besuchen, um nicht bloß Lesen, Schreiben und Singen, sondern auch Flötenblasen, Citherspielen und Gedichte auswendig zu lernen, weiterhin auch im Zeichnen, in der Zahlenlehre, Größenlehre, Denklehre, Sittenlehre, Geschichte und vornehmlich in der Redekunst Unterricht zu empfangen. Daneben gingen immer die leiblichen Übungen her, und vom 16. Jahre an mußten sie sich besonders in Führung der Waffen tüchtig machen. Mit dem 18. Jahre wurden sie wehrhaft, nachdem sie am Altare der Götter gelobt, ihre Waffen nicht durch Feigheit zu beschimpfen, ihren Posten nicht zu verlassen und freudig, wenns sein müsse, fürs Vaterland zu sterben. Mit dem 20. Jahre durften sie an der Volksversammlung teilnehmen und waren Vollbürger. Jeder Athener war gehalten, mit Schild und Schwert den äußern Feind abzuwehren, ebenso innern Streit durch Parteinahme und durch die mächtige Waffe der Rede entscheiden zu helfen.

Wir haben noch hervorzuheben, daß in der Solonischen Verfassung mehr eigentliche Sittlichkeit als bei der Lykurgischen zu finden ist. Denn nicht nur daß, wie in Sparta, jeder öffentlich in Lastern (Völlerei, Unzucht 2c.) Lebende von jedem Amte

ausgeschlossen sein sollte, es kamen darin auch solche Bestimmungen vor: Wer ein Kind, ein Weib, einen Armen beleidigt, der kann von jedem Bürger deshalb vor Gericht gezogen werden. Wer seine Eltern im Alter nicht versorgt oder gar mißhandelt, der soll mit Geld, Gefängnis und Verlust der bürgerlichen Ehren gestraft werden. Ehrerbietung gegen die Eltern wurde nächst der Ehrfurcht gegen die Götter von Solon ganz besonders eingeprägt.

Seine Gesetzgebung blieb bei ihren sichtlichen Vorzügen vor der Lykurgischen doch nicht so lange unverändert als diese. Wie wohlmeinend und wohlberechnet der Weise sie gestellt hatte, er befriedigte doch nicht alle damit. Die Unruhen und Streitigkeiten hörten nicht auf. Vornehme und Gemeine rieben sich immerfort an einander. Bald war diese Partei, bald jene im Vorteil; zwischenein herrschte auch 560—27 der kluge Pisistratus als wohlthätiger Tyrann, im ganzen verfassungstreu; bis nach Vertreibung seines Sohns Hippias 510 die demokratische Richtung die Oberhand gewann und die Verfassung etwas änderte. — Darein mischten sich die Spartaner, welche schon in ganz Griechenland das große Wort führen wollten und geholfen hatten, den Hippias zu verjagen; sie suchten mit Hilfe ihrer Bundesgenossen, der Thebaner, Chalkidier ꝛc., gewaltsam die Aristokratie in Athen wieder aufzurichten. Aber da setzten sich die Athener mannhaft zur Wehre, und siehe, sie schlugen die uneinigen Feinde aus dem Feld 507—4. Ihr Sieg zeigte ihnen, was sie vermöchten, und ein größerer Kampf und Sieg stärkte ihr Kraftgefühl noch viel mächtiger.

Damals hat der Demokrat Kleisthenes das Scherbengericht eingeführt. Nämlich jeden Winter hatte einmal der Rat das Volk zu befragen, ob die Lage des Staats Anlaß zur Verbannung eines Bürgers gebe? Bejahte das die Mehrzahl, so wurde ein Tag zur Abstimmung über den Verdächtigen anberaumt. Wenn an diesem 6000 Scherben denselben Namen trugen, so mußte der Bezeichnete das Land auf 10 Jahre räumen, konnte aber jederzeit von der Gemeinde zurückberufen werden. Es sollte das keine Strafe sein, nur etwaiger Erneuerung der Tyrannis vorbeugen.

§ 4. Der erste griechisch-persische Krieg.

Wir kommen jetzt in der griechischen Geschichte dahin, wo sie sich mit der (S. 81) erzählten persischen verknüpft. Darius Hystaspis tritt wieder vor uns.

Die griechischen Kolonisten in dem schönen Kleinasien, im allgemeinen Jonier genannt, lebten unter persischer Oberherrschaft; und sie hatten es nicht schlecht darunter. Ihre Städte blühten prächtig; Reichtum und die Fülle wohnte in ihren Palästen. Milet strahlte wie die Krone von allen, die Mutter von 90 Pflanzstädten. Allein sie wollten auch von der süßen Frucht griechischer Freiheit kosten, und so empörten sie sich mutwillig. Milet machte den Anfang, und die andern folgten schleunig nach, 500. Mit Einem Schlag wurde an allen jonischen Städten die persischen Beamten vertrieben und die Herstellung der Volksfreiheit ausgerufen. Weil sie aber richtig vermuteten, der Weltmonarch werde nicht stille zuschauen, schickten sie eilig ins Mutterland um Beihilfe herüber. Allein die dortigen Brüder beeiferten sich gar nicht so sehr, ihnen beizustehen; die meisten, Sparta voran, regten sich nicht; nur Athen sandte 20 und Eretria auf Euböa 5 Schiffe.

Indessen rückten jetzt die vereinigten Griechen gen Sardes, wo des Großkönigs Bruder Artaphernes residierte. Sie erstürmten die Stadt 498, und unter ihrem Mutwillen ging sie in Flammen auf. Aber diese Flammen entzündeten die Lydier dermaßen, daß sie alle ihre Kraft zusammenfaßten, mit äußerster Wut die Mordbrenner anfielen und sie in die Flucht schlugen. Später kam auch ein Hilfsheer aus dem Innern Persiens und verfolgte die Verbündeten, denen Cypern verloren ging. Zuletzt unterlagen sie in einem Seetreffen bei der Insel Lade, 496. Denn die Jonier hatten wohl gelernt zu schlagen, aber nicht sich strammer Zucht zu unterwerfen. Sie erlitten grausame Strafe. Milet wurde zum Dank für Sardes hinwieder verbrannt,

dazu die Männer erwürgt, Weiber und Kinder in die Sklaverei verkauft, 495. Das war aber erst der Anfang!

Der großmächtige Darius war entrüstet, daß Athener und Eretrier, deren ganze Macht er mit seiner kleinen Zehe zertreten konnte, es gewagt hatten, mit den jonischen Rebellen gegen ihn zu kämpfen. Sie sollten gezüchtigt und bei dieser Gelegenheit ganz Griechenland unterjocht werden. Zu dem Ende schickte er eine Land- und Seemacht unter seinem Schwiegersohn Mardonius ab. Allein es wollte ihm auch mit Griechenland, wie dort mit Scythien, nicht so schnell gelingen; seine Flotte wurde 493 am Vorgebirg Athos durch Sturm übel zugerichtet und sein Landheer vom thrakischen Volk der Bryger hart mitgenommen. Mardonius mußte nach Hause zurück, nachdem er doch alles bis zum Olymp hin zinsbar gemacht hatte.

Indessen hat ein persischer Großkönig die Mittel zur Herstellung einer neuen und größern Kriegsmacht. Schon 490 fährt eine gewaltige, mit Kriegsvolk dicht be-

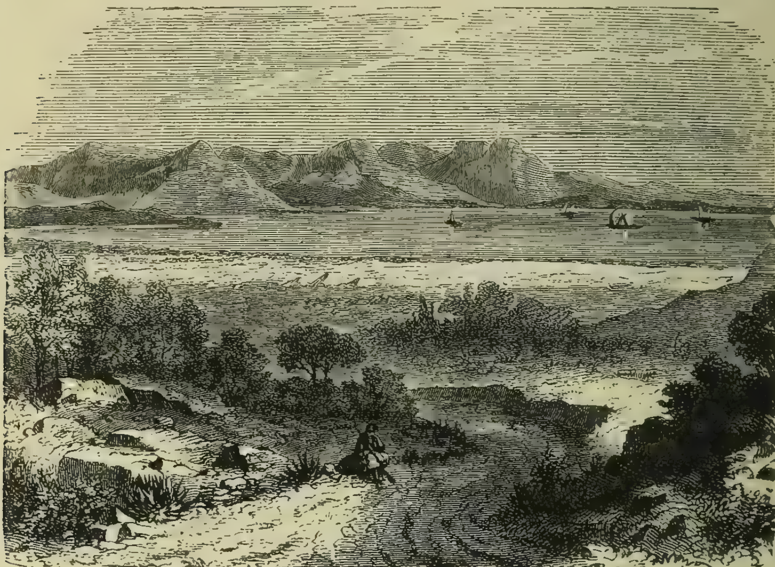


Fig. 41. Marathon.

setzte Flotte des Darius unter den Befehlshabern Datis und Artaphernes gerade auf Griechenland los; Hippias ist dabei, der künftige Statthalter Athens. Herolde gehen 491 voraus und durchziehen ganz Griechenland; sie fordern überall Erde und Wasser, die Zeichen der Unterwürfigkeit. Viele Staaten des Festlandes und die meisten Inseln reichen sie willig dar, die Athener aber nicht, und die Spartaner werfen die Boten in einen Brunnen, „da sollten sie sich Erde und Wasser selbst holen.“ Nun landen die persischen Krieger an der langen Insel Euböa. Sie fallen über das frevelhafte Eretria her, zerstörens von Grund aus und schicken die Einwohner in Ketten dem Darius nach Asien. Dann verwüsten sie die ganze Insel mit Feuer und Schwert. Sofort setzten sie über die schmale Meerenge nach Attika herüber. Die Athener, welche wohl wußten, daß es ihnen noch mehr als den Eretriern gelte, die das Wort gehört, welchrs sich Darius täglich dreimal von einem Diener zurufen ließ: „Herr, gedenke der Athener!“ hatten sich emsig gerüstet, auch Schnellläufer nach Sparta um Succurs gesandt. Allein die griechischen Brüder zeigten sich sehr teilnahmslos; das einige Platää in Böotien schickte Hilfstruppen, und Sparta wollte zwar, that aber

wissen, daß seine Mannschaft aus religiösen Gründen erst nach dem Vollmond ausrücken könne.

Doch die Athener beschließen, allein mutig dem Perserheer entgegenzugehen. Als sie vom Berge die ausgeschiffte persische Reiterei erblicken, stoßen zu ihnen 1000 Platäer. Miltiades, einer der zehn Anführer, vom Chersonnes her mit der Perser Fechtart bekannt, redet dem Feldherrn Kallimachus zu, daß er sich zum Kampf entschließe. Miltiades leitet alles; die andern Anführer haben sich ihm freiwillig untergeordnet. So wurde die Schlacht bei Marathon, fünf Stunden von Athen, geschlagen, 12. Sept. 490. 11000 Hopliten mit ebenso viel Knechten eilen einem Perserheer von hunderttausend Mann entgegen. Die Perser schicken lachend einen Hagel von Pfeilen gegen sie: als aber die Griechen, rechts die Athener, links die Platäer, in der schwächern Mitte die Sklaven, im Sturm gegen sie anlaufen und mit ihren langen Spießen eindringen, da vergeht ihnen das Lachen. Sie werden auf beiden Flügeln geworfen. Jene eilen jetzt dem bedrängten, ja durchbrochenen Centrum zu Hilfe, werfen auch da die Perser zurück; die Feinde fliehen und stürzen auf ihre Schiffe los. Diese wollten die Athener in Brand stecken und in diesem hitzigen Kampfe fiel Kallimachus. Doch nehmen die verfolgenden Griechen, außer dem ganzen Lager, noch sieben Schiffe weg. Die andern Schiffe bedrohten noch Athen, aber das Heer eilte rasch genug zur Stadt zurück. Datis fürchtete die Herbststürme und kehrte heim, nachdem er doch die Kykladen unterworfen hatte. — Nach geendeter Schlacht marschierten 2000 Spartaner auf, betrachteten den Kampfplatz und lobten ihre tapfern Brüder. Auf einen gefallenen Griechen kamen 30 Perser. Miltiades ward als Retter des Vaterlandes mit Standbildern aus der Beute geehrt, auch Platää reich belohnt. Lange feierten die Athener den Marathonischen Schlachttag, die größte That, welche bis dahin den hellenischen Waffen gelungen war.

Held Miltiades fuhr bald darauf mit 70 Schiffen nach den Kykladen, um sie den Persern zu entreißen. Allein er zerstieß sich den Fuß an den starken Mauern von Paros; und als er, ohne viel ausgerichtet zu haben, nach Athen zurückkehrte, wurde er deshalb von Todfeinden auf Leib und Leben angeklagt. Die Volksversammlung fand ihn schuldig. Kaum konnten seine Freunde „den Retter des Vaterlands" vom Missethätertod erretten. Aber zu einer Strafe von 50 Talenten wurde er verurteilt; und da ein Talent 4680 Mark betrug, so war das eine feine Summe. Weil er nicht gleich so viel Barschaft hatte, so wurde er einstweilen ins Gefängnis gelegt, worin er am Beinbrand starb!

§ 5. Der zweite griechisch-persische Krieg.

Nach des Miltiades Tode hatte Athen wieder mit Ägina Krieg zu führen; man mußte nun die Flotte verstärken. Dafür trat Themistokles ein, der die Seemacht auf 200 Trieren zu bringen vorschlug. Dem widerstand der Adel, voran Aristides, der Gerechte genannt, weil er in seinen öffentlichen Ämtern aufs gewissenhafteste handelte und sich nie bestechen ließ. Er war einer der zehn Feldherren im großen Kriege gewesen, und er hatte die andern vermocht, dem Miltiades als dem tüchtigsten zu folgen, unter dem er dann aufs tapferste gefochten. Als Staatsmann hatte er sich die größten Verdienste um sein Vaterland erworben. Themistokles, ein Mann von ausnehmender Klugheit, von feuriger Thatkraft, von kühner Entschlossenheit, besaß auch eine ausgezeichnete Rednergabe, die namentlich bei den Athenern Vorteil brachte. Ihm verdankte die Stadt die Anlage des Kriegshafens. Sein Antrag ging durch; er warf die Ägineten nieder. Nun trägt er auf Verbannung des Aristides an. Und siehe, es läuft alles athenische Volk mit Scherben herbei, um sie mit der Aufschrift „Aristides" in die Verbannungs-Urne zu werfen.

Aristides stand auf der Seite und sah dem Gedräng um die Urne zu. Da lief ein Mensch, der nicht schreiben konnte, mit seinem Scherben auf ihn zu und bat: „Schreib mir doch den Namen des Aristides darauf!" Er fragte: „Was hat dir denn der Mann gethan?" Der ant-

wortet: „Nichts! ich kenne ihn nicht; aber es verdrießt mich, daß er allein der Gerechte sein soll.“ Aristides beschrieb gutwillig den Scherben. Er ward wirklich 483 auf zehn Jahre verbannt!

Also stand Themistokles allein an der Spitze Athens, und sofort that er alles Mögliche, um dasselbe in die Höhe zu bringen. Insonderheit lag ihm daran, dessen Seemacht zu heben; so setzte er den Beschluß durch, daß die Einkünfte aus dem Laurischen Bergwerke zum Schiffbau sollten verwendet werden; und er baute in einer Kürze 100 neue Schiffe davon; dazu führte er die allgemeine Wehrpflicht ein. Er wollte damit seinen Staat gegen die Perser rüsten, denn er wußte, daß dieselben wiederkommen würden.

Und freilich ging auch schon Darius damit um, die Marathonische Schmach zu rächen; aber ein Aufstand der Ägypter unterbrach die Vorbereitungen, worauf er starb. Sein Sohn Xerxes setzte die Zurüstungen einige Jahre lang mit äußerster Anstrengung fort. Er wollte nicht Athen allein züchtigen, nicht Griechenland allein erobern; der Beherrscher Asiens und Afrikas wollte auch Europa zu seinen Füßen legen. Sein Oheim Artaban stellte ihm zwar wohlmeinend vor, die Götter litten nicht, daß die Menschen ihnen gleich groß würden; allein das schlug er in den Wind. Endlich hatte er aus 61 Völkern seines ungeheuern Reichs ein Heer beisammen, wie die Welt noch keines gesehen. Es zählte 800 000 Mann zu Fuß und 80 000 Reiter, ohne den Troß von Weibern und Knechten. „Es hätte manchen Fluß ausgetrunken und manche große Stadt rein aufgezehrt.“ Daneben war eine Flotte von 1207 Kriegsschiffen (Dreideckern) mit 3000 Lastschiffen versammelt. Die Athoslandenge wurde durchstochen, die Flüsse überbrückt, überall Magazine angelegt. Der König führte das Landheer selbst, welches diesmal den Landweg nach Griechenland machen sollte. Er kam mit ihm an den Hellespont. Hier hatte er Schiff an Schiff durch Anker und Taue befestigen und so vermittelst aufgelegter Balken zwei Schiffbrücken schlagen lassen, auf welchen das Heer nach Europa hinüber marschieren sollte.

Das Meer empört sich im Sturm und zerreißt die Brücken. Da läßt Xerxes das Meer geißeln und neue Brücken bauen, und das Meer bleibt nun ruhig. Ehe der Zug hinübergeht, hält der Herrscher eine Heerschau. Er sitzt auf einer Plattform von weißen Steinen und überschaut stolz das Gewühl der Menschen aus allen Himmelsgegenden mit ihren verschiedenen Gesichtern, Trachten und Waffen. Plötzlich verändert sich sein Antlitz, es wird ernst und Thränen laufen darüber herab; denn er denkt daran, daß von diesen Millionen vielleicht keiner das hundertste Jahr erreichen werde. Nun, dieser Gedanke hätte ihn demütigen können, aber so weit kam er nicht. Am andern Morgen bringt Xerxes dem aufstrahlenden Lichtgotte ein Trankopfer aus goldener Schale, betet zum Siegesgott, wirft dann die Schale samt goldenem Becher und Säbel ins Meer, und der Zug beginnt. Sieben Tage und sieben Nächte ging er ununterbrochen fort, auf einer Brücke der Troß, auf der andern das Heer.

Das Heer kam durch Thrakien und Makedonien nach Thessalien herein. Da wird wohl gleich ein ansehnliches Griechenheer stehen und die Perser empfangen? Nein! selbst die drohende allgemeine Gefahr hatte die freien Griechen nicht vereinigen können. Wohl hatte Athen zu einem Kongreß auf dem Isthmus eingeladen, aber viele Staaten trutzten oder neigten zur Unterwerfung. Sicilien, durch die Karthager bedroht, konnte nicht helfen, und die Pythia riet zum Stillesitzen oder Fliehen. Nur 10 000 Schwerbewaffnete waren Thessalien zugezogen; und da diese bei der Annäherung des Xerxes zurückwichen, so ergaben sich ihm die Thessaler und stellten sich noch selbst als Krieger in sein Heer. — Die vom Könige ausgesandten Boten brachten ihm von vielen Städten die Zeichen der Unterwerfung. Andere erklärten, daß sie neutral bleiben wollten. Doch Athen und Sparta nebst den meisten Städten im Peloponnes, sodann Thespiä und Platää in Böotien und etliche andere waren zum Kampfe bereit. Schnell stellten sie jetzt alle Zwistigkeit unter sich selbst ein und beschworen einen Bund gegen die Barbaren. Es war vornehmlich dem rastlosen Wirken des Themistokles zu danken, daß dieser Bund zu stande kam.

Von Thessalien nach Hellas führte den Xerxes eine einzige Straße, der Engpaß bei Thermopylä. Er läuft zwischen Meer, Gebirg und Sümpfen zuweilen nur wagenbreit hin. Eilig ward dieser Engpaß mit 6200 Griechen unter Anführung des Spartaners Leonidas besetzt. Dieser ist entschlossen, um den wichtigen Posten bis zum Tode zu kämpfen, wenn auch der versprochene Nachschub ausblieb; und hier zeigte sich allerdings spartanischer Heldenmut. Die Flotte lag in der Nähe, 147 athenische, 113 peloponnesische Trieren, zus. 280 Schiffe unter dem Spartaner Eurybiades. Ihnen standen 1327, darunter 427 hellenische Schiffe gegenüber unter Xerxes' Bruder. Nachdem ein Sturm sie deciмiert hatte, bewog Themistokles die Flotte zu einem mutigen Kampfe, der wenigstens ehrenvoll endigte.

Indes erneuern Leonidas' Krieger die alte Vermaurung, dann flechten sie ihre Haare, schmücken sich wie zum Fest, halten Kampfspiele, singen frohe Kriegsweisen, jauchzen und tönen. Die Persermasse wälzt sich heran, Xerxes schickt einen Herold an die Griechen und verlangt die



Fig. 42. Gegend der Thermopylen.

Auslieferung ihrer Waffen. Der trägt die Antwort zurück: „Hol' sie dir!“ Ein Thessalier schleicht zur Griechenschar und spricht: „Was wollt ihr machen? Der Feinde sind so viel, daß ihre Pfeile die Sonne verdunkeln!“ Der hört die Antwort: „Desto besser, so fechten wir im Schatten!“ Vier Tage lang wartet Xerxes, dann heißt er die Meder vordringen. Sie thun's, können aber ihre Menge nicht ausbreiten; jeder Mann hat seinen Gegner, und die Griechen stoßen viel kräftiger. Haufen von persischen Leichen füllen den Hohlweg; immer neue rücken nach; sie mühen sich umsonst; es öffnet sich ihnen kein Durchgang. Da ruft der Ergrimmte noch die Tapfersten seiner Truppen vor, die zehntausend Unsterblichen. Diese stürzen brüllend heran, und es entsteht ein entsetzliches Gemetzel; aber auch die Unsterblichen werden zurückgeschlagen, nachdem mancher von ihnen seine Sterblichkeit erfahren.

Die Sache der Griechen ging durch Verrat verloren. Ein schuftiger Grieche, Epialtes, entdeckte dem König um Geld einen Fußpfad, auf welchem während der Nacht 20000 Mann das Gebirge überstiegen. Die dort wachenden Phokier ließen sich überraschen. Leonidas erfuhr den Verrat noch in der Nacht. Da riet er selbst seinen Bundesgenossen, nach Hause zu gehen und ihr Leben fürs Vaterland zu sparen.

Nur er blieb mit 300 Spartiaten, auch 700 Thespier blieben, die Ehre des böotischen Namens zu retten.

Am Morgen heißt er seine Leute frühstücken: „das Abendbrot würden sie im Totenreich einnehmen." Drauf führt er die todesmutige Schar etwas weiter im Passe vor, wo er breiter ward. Sie würgt furchtbar unter den andringenden Persern; zahllos sinken sie hin, selbst zwei Brüder des Königs. Jetzt aber kommen die übers Gebirg Gestiegenen von hinten her, und die Griechen fallen alle, ausgenommen etliche Thebaner, die beteuerten, nur gezwungen gekämpft zu haben. Xerxes ließ dem Leonidas den Kopf abschlagen und auf einen Pfahl stecken. Aber die Griechen setzten nachher diesen Helden schöne Denkmale, und ihr Ruhm ging von Kind auf Kindeskind. Das war im Juli 480. Die Flotte wich nun zurück; das peloponnesische Landheer blieb am Isthmus stehen.

Die Perser fluteten durch das geöffnete schaurige Thor nach Hellas herein. Sie verheerten alles auf ihrem Wege; die Städte der Phokier wurden verbrannt, nicht aber die böotischen; nur an Thespiä und Platää, deren Mannschaft gegen sie gekämpft hatte, ließen sie ihren Grimm barbarisch aus. Noch rauchten die Aschenhaufen dieser Städte, als sie in Attika eindrangen, und auch das schöne Athen, von seiner Schutzgöttin Pallas verlassen, sank in einen Schutthaufen zusammen. Doch waren die Greise, Weiber und Kinder nach der Insel Salamis und Trözen entsendet worden, die Männer und Jünglinge aber hatten die Schiffe bestiegen, weil das delphische Orakel ausgesprochen: „hinter hölzernen Mauern würden sie sicher sein." Wohl hätte Athen stehen bleiben mögen, wenn die Verbündeten ihr gesammeltes Landheer dem Xerxes nach Böotien entgegengeführt hätten. Allein die Peloponnesier dachten eben an das Heil des Peloponnes, und waren eifrig daran, die Landenge durch Aufführung einer Quermauer zu versperren, daß der Feind nicht zu ihnen hinab könnte!

Es war auch keine volle Einigkeit bei der vereinigten griechischen Flotte, die jetzt im Meerbusen zwischen Eleusis und der Insel Salamis lag. Unter Eurybiades befehligte Themistokles die athenischen Schiffe (200 unter 378). Als nun das ungeheure Landheer der Perser am Ufer erschien und zugleich ihre heransegelnde Flotte sichtbar ward, da wollte alles in der nächsten Nacht auf und davon, ein jeder seiner Heimat zu; und so wären die Vereinzelten von der Persermasse erdrückt worden. Hier aber ersann der entschlossene Themistokles ein sonderliches Mittel, sie beisammen zu halten und zur Schlacht zu zwingen. Er schickte ungesäumt einen treuen Hofmeister zum Xerxes und ließ ihm sagen: „Ich bin dein Freund! Die Schiffsführer wollen furchtsam sich zerstreuen; laß sie nicht auseinander. Die ganze Flotte ist in deinen Händen wenn du sie noch vor Mitternacht umzingelst." Xerxes traute, und ließ noch nachts die Meerenge von beiden Seiten mit seinen Schiffen schließen, so daß die griechischen nicht hie, nicht da entwischen konnten. Aristides kam und meldete die vollzogene Umzingelung. Themistokles frohlockte und sprach zu den andern Führern: „Nun werdet ihr doch fechten!?"

So erfolgte die Seeschlacht bei Salamis, 20. Sept. 480. Sie begann am frühesten Morgen, nachdem die Griechen vorher drei gefangene junge Perser den Göttern der Unterwelt geopfert hatten, was auch barbarisch genug war. Die Griechen hatten nur 378 schwach besetzte gegen 900 starke persische Schiffe; aber sie kämpften überaus tapfer, Wind und Strömung waren ihnen günstig, und noch mehr der Ort. Denn die Perser konnten in der Meerenge von ihrer Übermacht keinen Gebrauch machen. Auch bewegten sich ihre Fahrzeuge schwerer als die kleineren der Griechen. Diese rannten an die persischen Kolosse hin, daß die Rümpfe derselben von ihren Schnäbeln durchbohrt oder die Ruder abgestreift wurden. Auch waren die Griechen flinker als ihre Gegner; sie schwangen sich an Bord der feindlichen Schiffe und metzelten die Mannschaft derselben so hurtig nieder, daß sich bald der Rest ergab. Die

Athener hatten die phönikischen Schiffe überwältigt, aber die Ionier kämpften noch verzweifelt für ihren Zwingherrn. Wie mochte dem stolzen Weltmonarchen zu Mute sein, der vom goldenen Throne am Ufer der Schlacht zusah! Und seine Schreiber saßen um ihn her, die Großthaten seiner Leute gleich frisch aufzuzeichnen! Den ganzen Tag wurde gekämpft; die Meerenge war voll Trümmer und Leichen. Am Abend war die Niederlage der Perser vollendet; 200 ihrer Schiffe lagen im Meeresgrund neben 40 griechischen, viele hatten die Griechen erobert.

Xerxes, von Themistokles gewarnt, daß der Hellespont bedroht sei, kehrte eilends nach Sardes heim. Doch ließ er seinen Schwager Mardonius mit 250000 Kerntruppen in Thessalien zurück, 60000 in Makedonien, um Griechenland vollends im nächsten Frühjahre zu erobern. Wie fühlten sich aber die Griechen durch diesen Sieg gehoben, und wie schwoll das Herz namentlich den Athenern, die nebst den Ägineten am tapfersten gekämpft zu haben das Zeugnis erhielten! Themistokles wurde in Sparta geehrt, wie nie vor ihm ein Fremder. Aber in Athen ließ man ihn jetzt fallen, sein Feind Aristides kam wieder ans Ruder. — Zugleich hatte auch Gelon (S. 83) ein gewaltiges Heer der Karthager bei Himera vernichtet.

Als nun Mardonius durch freundliche Versprechung die Athener gewinnen wollte, wurde er aufs entschiedenste zurückgewiesen. Da drang er im Frühjahr wieder nach Attika vor. Die Griechen hatten den Winter auf ihren Lorbeeren geschlafen, und wachten zu spät auf. Die Spartaner am Isthmus liefen geradezu nach Hause. Die Athener sahen sich abermals verlassen; sie mußten ihre Stadt, zwischen deren Trümmern sie sich Hütten gebaut, nach acht Monaten aufs neue gesegnen und samt ihrer Habe auf der Insel Salamis Zuflucht suchen. Die Perser verwüsteten Attika noch gründlicher als im vorigen Jahre, und gingen hierauf nach Böotien zurück.

Endlich, schon tief im Spätsommer, folgten ihm die Verbündeten nach. Unter dem spartanischen Feldherrn Pausanias (denn bei allen gemeinschaftlichen Unternehmungen führten jetzt noch die Spartaner das Oberkommando) rückte ein Heer von 110000 Mann in Böotien ein, und es kam dort trotz Pausanias' Zaudern bei den Ruinen von Platää zur Schlacht am 25. Sept. 479. Die Griechen erfochten, obwohl getrennt, den vollständigsten Sieg; doch waren sie alle beim ersten Angriff zurückgewichen, die Athener unter Aristides und die Spartaner ausgenommen. Diese schlugen die Perser, jene die griechischen Bundesgenossen der Perser. Mardonius selbst kämpfte aufs tapferste, und so lange er sich vorne dran auf seinem weißen Rosse tummelte, hielten sich auch seine Leute brav. Als er aber, von einem Stein getroffen, vom Pferde sank, fuhr ein solcher Schrecken in sie, daß sie alle in ihr befestigtes Lager rannten; als dies von den Athenern erstürmt war, ließen sie sich geduldig hinschlachten. Es fielen gegen 100000 Perser, 1360 Griechen und 8000 Heloten. Nur ein geringer Rest rettete sich nach dem Hellespont. Die Beute im eroberten Lager war überreich, davon ein Teil den Göttern geweiht, das andere unter die Sieger verteilt wurde. Um keinerlei Eifersucht zu erregen, verzichteten die Athener hier, wie nach dem Sieg bei Salamis, auf den wohlverdienten Ehrenpreis, was ihnen hoch anzurechnen ist.

Und welch ein wunderbares Zusammentreffen! Am nämlichen 25. Sept. 479 wurde eine verschanzte persische Flotte von 300 Trieren am kleinasiatischen Vorgebirg Mykale von der griechischen Seemacht aufgefunden und gänzlich zerstört. Diese zwei großen Siege machten den Einfällen der Perser ein Ende, ja auch der Hellespont wurde ihnen entrissen.

Froh kehrten die Athener nach ihrer verödeten Wohnstätte zurück und bauten sie schöner und fester auf. Weiber und Kinder arbeiteten mit den Männern in die Wette an den neuerstehenden Mauern derselben. Sie umgaben auch ihren besten Hafen, den Piräeus, mit einer zwei Wagen dicken Mauer und machten ihn zu einer eigenen Festung, alles trotz Einspruchs der Spartaner, die keine Befestigung nördlich

vom Isthmus zugeben wollten. Bald ward der Piräeus noch durch eine meilenlange doppelte Mauer mit der Stadt zu einem Ganzen verbunden. Themistokles war wieder die alles klüglich anlegende und rührig betreibende Seele. Er ruhte nicht, seine Vaterstadt zur Oberherrin in Griechenland zu erheben und dadurch sich selbst eine Ehrensäule zu errichten. Sein Name war seit Salamis hoch- und weitberühmt. Als er bei den Olympischen Spielen, an denen ganz Griechenland teilnahm, 476 erschien, da geschah das Ungewöhnliche, daß alle die Augen von den Kämpfern weg nach ihm wendeten, während sein Name von allen Lippen erscholl. Gerührt bekannte er seinen Freunden, das sei der schönste Tag seines Lebens. Gott gebe uns schönere!

Auch dieser Mann mußte die Unbeständigkeit der Volksgunst erfahren. Daß er selbst von seinen Verdiensten so viel Rühmens machte und durch seine Seezüge so reich geworden war, das erregte Verdruß, noch mehr, daß er die Rechte des vierten Standes erweitern wollte; so wurde auch er, „der Retter Griechenlands“, durch das Scherbengericht verbannt 470. Auch noch in Argos verfolgt, weil er den Spartanern entgegenwirkte, wurde er auf die Klage dieser, als Mitschuldiger des Pausanias 466 abwesend zum Tod verurteilt, und überall gehetzt, mußte er sich dem Perserkönig (!) in die Arme werfen, in dessen Gebiet er 459 einsam starb. — Er hatte es freilich schon am Aristides verdient, welcher bei Salamis noch als Verbannter dem Themistokles mit Rat und That zum Sieg geholfen hatte; freilich hat Aristides sich auch dessen Verurteilung nicht widersetzt. Er starb 467, nachdem er dem Vaterlande mit größtem Eifer und rühmlichster Bescheidenheit und so uneigennützig gedient hatte, daß seine Beerdigung auf Staatskosten besorgt wurde. Zum Dank für die Opferfreudigkeit des ganzen Volkes hatte er für alle Bürger die Berechtigung zu den Staatsämtern durchgesetzt.

§ 6. Athens Höhe.

Es war auf einer allgemeinen Hellenenversammlung beschlossen worden, den Krieg gegen die Barbaren, der schon bei Mykale von der Verteidigung zum Angriff übergegangen war, nunmehr angriffsweise fortzusetzen. Jener Sieg an Kleinasiens Gestade hatte bereits die meisten Inseln und viele jonische Küstenstädte frei gemacht. Wohlauf! hieß es jetzt, das Perserjoch muß bei allen hellenischen Brüdern zertrümmert werden! Unter dem Oberbefehl des Pausanias lief eine gemeinschaftliche Flotte von hundert Schiffen aus. Und es ging sehr glücklich. Das große schöne Cypern ward vom Feinde gesäubert, das wichtige Sestos am Hellespont im Hui erobert, sogar Byzanz, ein Hauptwaffenplatz der Perser, eingenommen ꝛc. Das schrieb sich aber alles Pausanias zu, als ob ers allein gethan; und sein eitles Herz ward über die Maßen stolz und verblendet. Und so wurde er Ursache, daß nun das größte Gewicht in Griechenland von Sparta auf Seite Athens kam.

Er behandelte die andern griechischen Führer geringschätzig, die gemeinen Soldaten verächtlich und bei Gelegenheit grausam hart. Dazu fiel er aus spartanischer Lebensstrenge in persische Uppigkeit; er kleidete sich asiatisch, tafelte asiatisch, ja umgab sich mit einer Leibwache von Medern und Ägyptern, als ob er schon wäre, was er werden wollte. Er unterhandelte nämlich insgeheim durch persische Gefangene, die er entkommen ließ, mit Xerxes, desselben Schwiegersohn zu werden um den Preis von ganz Griechenland, das er ihm verschaffen wollte. Konnte man auch davon nur erst munkeln, so machte er doch schon durch sein verletzendes Wesen sich und seinen Oberbefehl bei den Bundesgenossen sehr verhaßt. Wohl rief ihn Sparta, als man dort Nachrichten und Vermutungen über ihn empfangen, von seinem Posten ab und strafte ihn zunächst wegen seines ungebührlichen Benehmens gegen die Bundesgenossen. Aber er kehrte nach Byzanz als dessen Fürst zurück und sperrte den Bosporus, so daß Kimon seine Residenz belagern und einnehmen mußte. Endlich heimgerufen, wurde er wegen eines Versuchs, mit persischem Golde durch Hilfe der Heloten Tyrann zu werden, in einem Tempel, dahin er sich geflüchtet, eingemauert, daß er elend Hungers starb 466.

Die Griechen waren einmal dem Oberkommando Spartas aufsätzig geworden und nahmen keinen Führer von dort mehr an, sondern stellten sich 476 freiwillig unter den Oberbefehl Athens, dessen Aristides ihnen das Herz gewonnen hatte durch

seine Milde und Gerechtigkeit. So stand jetzt Athen an der Spitze des Seebundes; und wenn auch Sparta aus Verdruß darüber und mehr Ursachen sich vom Perserkrieg ganz zurückzog und andere Staaten ein gleiches thaten, so wurde der Bund hinwiederum durch die beitretenden Inseln und jonischen Küstenstädte verstärkt. Seine Kasse wurde im Apollotempel in Delos niedergelegt, aber von Athenern, zuerst dem Aristides, verwaltet; jährlich wurden an 2 Mill. Mk. beigesteuert. Auch hatte Athen einen trefflichen Feldherrn für die vereinten Griechen, den Kimon, einen Sohn des Miltiades, welcher den Krieg gegen die Perser ruhmreichst fortführte. Er nahm diesen ihre letzten Besitzungen am Hellespont ab, befreite alle noch unter ihrer Botmäßigkeit befindlichen griechischen Städte Kleinasiens, und erfocht endlich am Ausfluß des Eurymedon (Köpri Su) an Einem Tage über eine persische Flotte und Landarmee den glänzendsten Sieg, 465. Dieser Doppelsieg erschreckte die Perser so sehr, daß sich lange Zeit „kein persischer Reiter näher als eine Tagreise ans Meer heran wagte." Athen gewann hohes Ansehen und reichen Handel durch seinen Kimon, und es ist nicht zu wundern, wenn es ihn hochwert hielt.

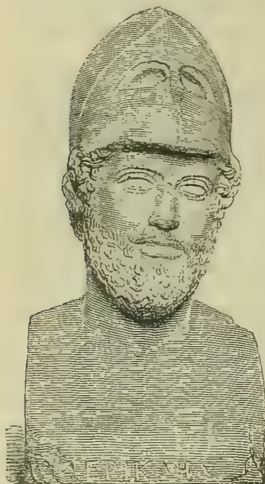
Auch wußte er sich nach seiner Heimkehr der Gunst des Volks immer mehr zu versichern. Er bewies diesem die größte Leutseligkeit; seinen großen Reichtum, den er teils ererbt, teils auf seinen Kriegszügen erworben hatte, verwendete er zum Nutzen und Vergnügen desselben. Täglich speiste er eine Anzahl brotloser Bürger; stets, wenn er ausging, folgten ihm Sklaven mit vollen Geldbeuteln, daraus er jedem begegnenden Dürftigen verabreichen ließ; verschämten Armen schickte er das Geld heimlich in ihre Wohnungen. Für alle, Reiche und Arme, ließ er Hallen bauen, wo sie an regnerischen Tagen spazieren gehen, und einen großen Lustgarten mit schattigen Gängen, Ruhesitzen und Springbrunnen anlegen (später die Akademie), wo sie an heiteren Tagen lustwandeln konnten. Maler und Bildhauer schmückten die Stadt und die Tempel. Aber der edle Kimon lebte in einer Republik, dazu einer demokratischen. Trotz allen seinen Verdiensten hatte er doch seine Feinde, weil er, wenn auch mäßig, eine aristokratische spartafreundliche Gesinnung spüren ließ.

Auch er wurde einmal in die Verbannung geschickt. Die nächste Veranlassung war diese: Im Herbst 464 wurde Sparta durch ein schreckliches Erdbeben zerstört, wobei mehr als 20000 Menschen das Leben verloren. Die Heloten, auch die messenischen, benützten diese Gelegenheit, sich gegen ihre harten Herren zu empören. Die Not der Spartiaten, die sich von ihren Knechten belagert sahen, war so groß, daß sie 461 nach dem sonst so unlieben Athen, das sie eben zu bekriegen gedacht hatten, um Beistand schickten! Als aber Kimon großherzig für sie einstand (Hellas dürfe nicht auf einem Fuße lahm, Athen nicht seines Nebenrosses beraubt werden) und mit einem Hilfsheer bei ihnen anlangte, schickten sie aus Mißtrauen die Athener bald als überflüssig zurück. Dadurch fühlten sich diese schwer gekränkt, und ließen ihren Ärger in der bemerkten Weise an Kimon aus 459, freilich auch noch aus andern Gründen, weil er nämlich dem Vordringen der Demokratie und dem Bestreben, Athen aus dem ersten Bundesgenossen zum Herrscher des Bundes zu machen, kräftig widerstand. An seine Stelle trat ein Mann, der Athens Macht noch höher hob, der überaus viel zu dessen Ruhm, aber auch nicht wenig zu seinem Verderben that, obwohl sie's nicht meinten. Das war Perikles.

Ein ganz besonderer Mann, von höchst einnehmender Gestalt und Manier; in aller Weisheit der Griechen gebildet; voll erhabener Gedanken und Vorstellungen, ohne den nüchternen Blick ins wirkliche Leben im geringsten zu verlieren; nicht eben ein Feldherr, aber ein Redner, so kurz und klar, daß sie ihn nur den Olympier hießen, der Blitz und Donner von der Rednerbühne herabsende; doch besonnen bei der brausendsten Rede, immer bei sich und beisammen, von Ruhe und Fassung nie verlassen. Aber die rechte Besonnenheit und ein in die Tiefe dringender Blick mußten ihm doch entgehen.

Dieser Perikles trat, obschon selbst aus altadeligem Geschlechte, zur äußersten Demokratie. Er that alles dem gemeinen Volk zuliebe, Gutes und Schlimmes; er

wendete ihm jeden möglichen Vorteil zu, verschaffte ihm eine Belustigung um die andere rc. Er machte das Volk auch zum vollkommensten Herrn. Die athenische Verfassung war mit der Zeit noch demokratischer geworden. Aber der Areopag! der steht noch immer als ein Stück Aristokratie und wie eine starke Wehrmauer gegen die völlige Volkssouveränität da! Nun siehe, da streckt Perikles die Hand aus, der kühne Ephialtes macht seinen Antrag 460, und unter allgemeinem Jauchzen stürzt der Areopag zu Boden. Das heißt: er behielt das Blutgericht, verlor aber die Beaufsichtigung der Sitten, der Politik und Gesetzgebung. Jetzt ist das Volk alles in allem! „Von jetzt an sprechen aber alle Alten von der athenischen Staatsverfassung als von der elendesten Mißgestalt.“ Alles war in die Hand eines unwissenden, leichtfertigen und launenvollen Haufens gegeben, der heillos wirtschaftete. Jeder miserable Kerl brüstete sich, als der auch im allerhöchsten Rat mit zu bestimmen habe. Den schlechtesten Leuten mußte man schmeicheln und Geldopfer bringen, wenn man in Ehren und Würden, oder nur seines Lebens sicher sein wollte. Es gab keine Schranke mehr gegen die zügelloseste Willkür.


Fig. 43. Perikles. Nach einer Büste im Brit. Museum.

So lange Perikles lebte, offenbarte sich wohl der Jammer nicht so arg; denn er gehörte jedenfalls zu den Besseren, und er hatte die Gabe, die freilich eine ganz ungemeine sein mußte, das Volk, welches dem Namen nach herrschte, dauernd nach seinem Willen zu leiten; das Hauptruder des Staats wenigstens behielt er immer in seinen Händen. Wie es aber nach ihm zuging, davon werden wir etwas erfahren. — Der ungewöhnlichen Klugheit und Thätigkeit des großen Staatsmannes war es nun auch zu danken, daß Athen zu seiner höchsten Höhe emporstieg. Um allen Argwohn fern zu halten, blieb er das Muster eines mäßigen, nüchternen Mannes; immer traf man ihn ernst, gesammelt und vielbeschäftigt. Er förderte den Gewinn bringenden Handel; er pflegte sorgfältig die Seemacht Athens; er wußte neue vorteilhafte Verbindungen mit andern Staaten zu schließen; er führte glückliche Kriege und verstand es, den Nachteil eines ungünstigen zu mäßigen. Ein großer Teil von Hellas, selbst Argos im Peloponnes und fast alle Inseln im Ägäischen Meere waren mit Athen verbunden. Es hatte Kolonieen an der makedonischen und thrakischen Küste. Seine Flotten spielten überall den Herrn.

Athen wagte sich noch weiter. Es unterstützte 459 die aufständischen Ägypter und nahm den Persern das halbe Nilland weg. Da schickte Sparta, noch mit den Messeniern beschäftigt, die Peloponnesier gegen Athen. Doch dieses wehrte sie siegreich ab. Nun traten die Spartaner in ein stilles Einverständnis mit Persien, erregten 458 die Böotier gegen ihre Nebenbuhlerin und brachten dieser bei Tanagra eine Schlappe bei, die aber bald heimgegeben wurde. Ägina fiel in die Hand der Athener. Aber ihr ägyptisches Heer mit 200 Trieren erlitt von den Persern 454 eine furchtbare Niederlage und es zeigte sich, daß sie nicht Persien und Sparta zugleich bekriegen konnten. Kimon, dessen Vaterlandsliebe sich auch in dieser Zeit glänzend bewährt hatte, wurde nun auf Perikles Vorschlag zurückberufen, und ihm gelangs, Sparta und Athen vorerst leidlich zu versöhnen, 451. Er zog noch einmal gegen die Perser nach Cypern, starb aber siegend 449, worauf der Krieg wider die Ostmacht einschlief. Unter ihm hatte Athen den Gipfel der Macht erstiegen, von dem es sofort zu sinken begann. — Seinen vornehmsten Ruhm hatte Athen aber doch in was Edlerem als in seiner politischen Größe, in etwas, darin Sparta sich niemals mit ihm messen konnte, in der dort wunderbar sich entfaltenden Kunst und Wissenschaft. Perikles war ein außerordentlicher Freund und Gönner derselben; von allen Seiten zog er die größten Gelehrten und Künstler herbei. Und die athenische Luft zog sie

selber an: und aus dem Boden Athens selbst wuchsen sie zahlreich und kräftig hervor. Kunst und Wissenschaft waren schon vorher zu Athen mehr als sonstwo zur Herberge: aber mit Perikles wurden sie ganz dort zu Hause, und ihr Haus eine fruchtbare Kindermutter von Meistern und Meisterwerken. Und darum vornehmlich war das Perikleische Zeitalter, welches 460—29 währte, die Glanzzeit Athens.

Diesen Glanz sah man gleich an Athen, wenn man es betrat. Perikles ließ die zweimal zerstörte und hastig wieder aufgebaute Stadt durch herrliche Bauwerke, Tempel, Theater, Hallen rc. mit prangenden Statuen und Malereien mächtig verschönern. Den Piräeus baute er um; in der Weltstadt erstanden Odeum, Gymnasium, Akademie für die körperliche und geistige Bildung der Jugend. Das Haupt der Stadt, die Akropolis, ließ er neu schaffen und prachtvoll herstellen. Ein breiter gewundener Weg inmitten einer großen Freitreppe führte zum Prachtthor der Propyläen; das war eine marmorne Säulenhalle mit fünf Durchgängen, wozu links ein Tempel der Siegesgöttin, rechts ein mit den Heldenthaten der Griechen ausgemaltes Hallengebäude gehörte. Durch die Bogen gings auf glatten Stufen zur Burg hinauf. In derselben stand das Parthenon, ein der Schutzgöttin Pallas geweihter Tempel von weißem Marmor, ein auserlesenes Meisterwerk der Baukunst, 71,3 m lang, 30,8 m breit und 19,8 m hoch, rings von einer auf zierlichen Säulen ruhenden Halle umlaufen. In diesem Tempel stand das wundervolle 12 m hohe Bild der Göttin, aus Elfenbein und Gold aufs kunstreichste gearbeitet. Dieses Bild ist verschwunden, aber der Tempel steht noch und giebt ein wirklich staunenerregendes Zeugnis, wie weit es die Griechen im großartigen und zugleich anmutsvollen Bauen gebracht haben. Im Freien aber ragte ein ehernes Kolossalbild der Pallas, deren Helm und Lanze ein gutes Auge schon vom Vorgebirg Sunium aus, 10 Stunden weit her, erblickte. Eine Menge Bildsäulen zierten den Burghof.



Fig. 44. Die Akropolis von Athen.

Perikles verwendete auf die Verschönerung Athens, auf Erhöhung der Festfreude, auf Diäten der Ratsherrn und Versammlungsglieder, ja auch der Zuschauer bei Aufführungen, ohnehin auf den Sold der Streitmacht ungeheure Summen. Wo er sie hernahm? Natürlich aus dem

Staatsschatz, d. h. zum guten Teil auch aus der Bundeskasse, darein die Griechen jährlich ihre Beiträge zum Perserkrieg legten, die von Delos „der Sicherheit wegen“ 454 nach Athen geschafft worden war. Zwar hatten manche ernste Bedenken über solche Verwendung des Bundesgeldes, allein Perikles bewies mit unwiderleglichen Gründen, daß man das vollkommenste Recht dazu habe. Sein wackerer Gegner Thukydides wurde 442 verbannt.

Nun denke dir Athen mit aller seiner Zier, und ein Fest ums andere, wo sie in schmucken Prozessionen nach den Prachttempeln ihrer Götter wallten, denen sie zahllose vom Staat gelieferte Opfertiere schlachteten, dann zum Schmause übergingen und die gebratenen Opfertiere unentgeltlich verspeisten und freigebig vom Staate gespendeten Wein tranken, dann in die Theater zogen, um die vorzüglichsten Schauspiele anzusehen, die ergötzlichste Musik zu hören u. s. f. Das Volk schwamm in Lust und Wonne. Aber denke ja nicht, daß es dabei glücklich gewesen; wiewohl das Leben bei den Athenern eine gewisse Schönheit hatte, gebessert wurden sie dabei nicht. Vielmehr wurden sie bei allen ihren Kenntnissen und Künsten immer hoffärtiger, lüsterner, räuberischer, immer eitler, launischer und toller. Selbst ihrem Perikles, dem Vater ihrer Herrlichkeit, thaten sie manchen Schabernack an, und ihr Olympier mußte sich zu Zeiten aufs Bitten und Weinen legen, um nicht allzuharte Fußtritte von ihnen zu erleiden.

Nunmehr übte Athen einen immer härtern Druck gegen seine Unterjochten und seine freien Bündner, die es mit der Zeit wie Unterthanen behandelte; es schaffte den Bundesrat ab. So wurde dieser völligste Freistaat ein abscheulicher Tyrann. Darum entstand auch viel Erbitterung gegen Athen, und die, auf welchen die Größe seiner Macht beruhte, fielen von ihm ab zu seinen Feinden.

§ 7. **Der peloponnesische Krieg** (431—404).

Es war ein großes Übel bei den Griechen, daß sie fast beständig unter sich selbst kämpften. Ihre Staaten, größere und kleinste, lebten fort und fort in Eifersucht und Zwietracht, die bei der geringsten Veranlassung zum offenen Krieg wurde. Den ärgsten Groll und einen fortwährenden hegten Sparta und Athen gegen einander. Nachdem er sich in leichteren Kämpften Luft gemacht, schlossen die beiden Staaten 445 einen 30jährigen Frieden, in welchem die Athener Böotien, Achaja und Megara räumen mußten. Kaum vergingen zwölf Jahre, ehe der schwere Krieg ausbrach, der der gesamten Nation unsäglichen Schaden brachte.

Die nächste Veranlassung war diese, daß Athen 433 der Insel Korkyra in einem Kampf mit deren Mutterstadt Korinth Beistand leistete. Korinth schrie Zeter gegen Athen und bestürmte namentlich Sparta, zu seinen Gunsten einzuschreiten. Zugleich fielen Potidäa und Chalkidike von Athen ab. Sparta dachte, jetzt wäre die Zeit vorhanden, die gehaßte Nebenbuhlerin zu demütigen. Es nahm die Sache in seine Hand. Auf einer Tagsatzung des Peloponnesischen Bundes wurde Athens Anmaßung überhaupt ins Auge gefaßt, und nach weiteren Unterhandlungen eine Weisung dahin gesandt; es sollte allen unterdrückten Städten und Inseln ihre Freiheit zurückgeben. Athen wies dieses Verlangen mit stolzer Verachtung zurück, 431. Gleich griff man von allen Seiten zu den Waffen, und schon jetzt büßte Athen, indem ein bedeutender Teil seiner Bundesgenossen auf die Seite seiner Feinde trat. — Zu den Spartanern standen fast alle Peloponnesier, außerdem die meisten Böoter, dann die Lokrer, Phokier, Ambrakier, Leukadier und Megaräer. Die Athener hatten weniger Verbündete, die Akarnanier, einen Teil Thessaler und die großen Inseln Korkyra, Kephallenia, Zakynthos, Chios, Lesbos; dann noch die völlig unterworfenen Eilande und die makedonischen und thrakischen Pflanzstädte. Auf spartanischer Seite befand sich eine viel größere Landmacht gegenüber einer überlegenen Seemacht.

Das große Landheer der Spartaner drang unter König Archidamos in Attika ein. Hier führten die Athener, die sich nun ganz wieder ihrem alten Perikles hingegeben hatten, nach dessen Rat einen schwächlichen Verteidigungskrieg. Die Bewohner des Landes gaben ihr unbewegliches Gut preis und zogen mit aller andern Habe in

die Hauptstadt, wo sie bei Gefreundten oder in den öffentlichen Hallen, auch in Tempeln oder auf den Straßen ihre Wohnung aufschlugen. Freilich ward die schöne und so sorgfältig angebaute Landschaft um Athen her nun ganz verheert: dafür aber kreuzten die Athener mit einer Flotte am Peloponnes herum, machten da und dort Einfälle, raubten und verwüsteten; Ägina entvölkerten sie und siedelten ihre Bauern dort an. Damit mochten sie sich trösten; allein bald kam ein ärgeres Unheil über sie. — Es brach in Athen die ägyptische Pest aus, 430, welche in der Sommerschwüle unter der zusammengestopften Menschenmenge fürchterlich wütete. Da lagen die Elenden auf den Straßen, in den Hallen und Tempeln umher; an den Brunnen, dahin sie zu einem letzten Labetrunk in ihrer Fieberglut gekrochen waren, an den Bildsäulen ihrer Götter, die sie umsonst um Rettung angefleht, lag alles voll Sterbender, Toter, Verwesender! 429 raffte die Pest auch den Perikles hin, nachdem sie ihn beider Söhne beraubt hatte; er war eben um 50 Talente gestraft, dann aber wieder gerechtfertigt worden. Ein unersetzlicher Verlust für Athen!

Mit seinem Tode entstand eine gräuliche Verwirrung und Zügellosigkeit. Die elendesten Menschen drängten sich ans Staatsruder. Einem rohen, leidenschaftlichen Gerber, d. h. Lederfabrikanten, Kleon, gelang es, des Perikles Stelle einzunehmen und 7 Jahre lang zu behaupten. Da konnte Athen trotz der schrecklichen Geißel seiner Heimsuchung nicht die Hand zum Frieden bieten. Der Krieg wurde von beiden Seiten erbittert fortgeführt. Beiderseits wurden die eingenommenen Orte verbrannt, geschleift, die Gefangenen unmenschlich hingeschlachtet. Es war eine grauenvolle Zeit. Feindseligkeit, Grimm, Wüterei innerhalb der Staaten selbst. Allerorten brach Aufruhr und Kampf los zwischen Aristokraten und Demokraten, d. i. zwischen Spartanisch- und Athenisch-Gesinnten. — Doch gerieten die Spartaner in Nachteil und boten Frieden an; allein der Gerber stellte so harte Bedingungen, daß sich die Unterhandlung zerschlug. Darauf neigte sich das Glück wieder den Spartanern zu, und es kam, nachdem der Gerber 422 in der Schlacht gefallen war, der Abschluß eines Friedens zu stande, 421, der jedoch kaum recht ausgeführt wurde. Denn bald hetzte nun ein anderer am athenischen Volk zur Fortsetzung des Krieges, durch den er sich strahlender Ruhm erwerben wollte.

Alkibiades tritt auf den Schauplatz. Ein genial übermütiger Jüngling von vornehmster Geburt, außerordentlich reich, im Schmuck der schönsten Gestalt, liebreizendsten Wesens wenn er will, voll Witz und Verstand, gewandt in allem, dazu kühn und entschlossen, aber auch grenzenlos leichtfertig und mutwillig. Einmal ließ er sich von Sokrates zur Selbsterkenntnis leiten; aber durch den Abfall von dem, was er für recht erkannt, wurde er gewissenloser als je. Er wußte die Athener zu verzaubern, daß sie ihm die Leitung des Staates überließen, half ihnen auch zum Bund mit Argos. Allein nachher kam er auf den seltsamen Einfall, einer jonischen Kolonie Leontini gegen Syrakus, die erste Stadt Siciliens, beizustehen. Er hielt dem Volke vor, zuerst wollten sie Syrakus in die Tasche stecken, dann das übrige Sicilien, überall Demokratieen einführen, sodann nach Afrika hinüber und das mächtige Karthago bezwingen, endlich mit verstärkten Kräften über Sparta herfallen und es samt dem Peloponnes erobern. Das Gelingen all dessen versprach er zuversichtlich, und das Volk glaubte ihm.

Eine herrliche Flotte von 174 Kriegsschiffen lief aus dem Piräeus, Juli 415, und landete an Siciliens Gestade. Es gelang dem Alkibiades gleich, die Stadt Katane zu besetzen, und alles ließ sich wohl an. Allein schnell kommt ein Staatsschiff aus Athen nach und ruft den Feldherrn zurück, um sich wegen einer gegen ihn erhobenen schweren Anklage zu verantworten. Es waren nämlich zu Athen in einer Neumondsnacht des Mai die in den Straßen aufgestellten Hermen (Götterbilder) verstümmelt worden; und das sollte Alkibiades gethan haben. Daß er wenigstens einmal bei

einem Trinkgelage die Mysterien von Eleusis nachgeäfft habe, wurde so ziemlich erwiesen; die größere Beschuldigung aber scheint grundlos. Alkibiades folgte zwar sogleich der Vorladung, entwich aber an der italischen Küste und verbarg sich. Und als er darauf erfuhr, daß er in Athen zum Tode verurteilt, von den Priestern verflucht und sein Vermögen eingezogen worden sei, ging er ins Heerlager der Feinde nach Sparta. Hier wendet er seinen trefflichen Verstand und seine eindringende Beredsamkeit in jeder Weise an, sein Vaterland zu verderben.

So geschah es auf seinen Rat und rastlosen Antrieb, daß die Spartaner eine starke Macht unter dem tüchtigen Gylippus nach Sicilien sandten, um die Athener im Rücken zu fassen. Der jetzige Anführer der letztern, Nikias, hatte Syrakus bereits von der Land- und Seeseite eingeschlossen und die beste Aussicht, der Stadt Meister zu werden; da kommen plötzlich die Spartaner und bringen ihn in harte Bedrängnis. Diese wird nicht gehoben durch ein bedeutendes Hilfsheer, welches die Athener auf 73 Schiffen nachsenden, da dasselbe gleich nach seiner Landung von den Spartanern eine Niederlage erleidet. Schon wollte Nikias heimfahren, als eine Mondsfinsternis das Heer in Schrecken versetzte 27. Aug. 413. Eine Seeschlacht mit den Syrakusern innerhalb des Hafens fällt auch unglücklich für die Athener aus. Sie müssen alle ihre im Hafen eingesperrten Schiffe dem Feinde preisgeben. Und auf dem Lande vereinigen sich nun Mangel, Krankheit und feindliche List und Tapferkeit zu ihrem Untergang. Was noch von ihnen lebt, muß sich zuletzt ergeben, 413. Die beiden Feldherrn werden hingerichtet, die Soldaten in die Steinbrüche geschleppt, wo sie unter Arbeit, Hitze und Darben in kurzer Frist verschmachten. Die Nachricht von diesem beispiellosen Unglück erfüllte Athen mit unsäglicher Bestürzung; zugleich hatten die Spartaner in Dekeleia 6 St. von Athen eine Festung angelegt. Die Kräfte des Staates sind beinahe erschöpft; er hatte wohl 60 000 Männer verloren. Die bisher noch treu gebliebenen Inseln und Städte fallen ab, eine um die andere. Die Spartaner, von persischen Satrapen mit Geld unterstützt, werden eine Seemacht, entreißen die fernen thrakischen Besitzungen und das nahe Euböa. Das hocherhabene Athen liegt tief im Staube.


Fig. 45. Alkibiades.

Nun schaut es sehnlich — nach seinem Verderber aus, daß er es errette. Alkibiades, welcher sich unterdessen durch seinen frechen Lebenswandel Feinde in Sparta gemacht und aus Furcht vor ihnen nach Kleinasien begeben hatte, floh zu dem Perser Tissaphernes, wußte ihn von Sparta abzuziehen und sich der athenischen Flotte in Samos zu empfehlen. Von den Flottenführern abgeholt, entsprach er der auf ihn gesetzten Hoffnung vollkommen. Es war wunderbar, wie das Glück an seinen Fersen hing. Er brachte die Flotte von dem Gedanken ab, nach Athen zu fahren und die daselbst aufgekommenen Oligarchen zu vernichten. Während diese auf Frieden mit Sparta sannen, gab er dem Krieg eine neue Wendung. Gleich siegte er über die Spartaner in einem Seetreffen bei Abydus, 411; noch glorreicher zu Land und Wasser bei Kyzikus, 410. Die Abtrünnigen werden nach einander wieder unterworfen und Athen prangt fast im vorigen Glanze. Mit Ruhm und Beute beladen fährt der zum Tod verdammte Missethäter nach seiner Vaterstadt zurück, 405. Von gemischten Stimmungen empfangen, landet er, beteuert seine Unschuld und wird ohne Widerspruch zum obersten Anführer erwählt.

Aber wie bald dreht sich sein und seines Staates Geschick! Sogleich fuhr er

wieder aus, um das Ägäische Meer vom Feinde zu säubern. Er lag vor Ephesus und nicht ferne die mit persischer Hilfe erneute spartanische Flotte, welche an Lysander einen ausgezeichneten Feldherrn erhalten hatte. In Sardes gebot jetzt der Königssohn Kyrus, der entschlossen für Sparta einstand. Nun mußte sich Alkibiades einstmals von den Seinigen in Berufsgeschäften entfernen, und da gebot er seinem Unterbefehlshaber aufs schärfste, sich ja in keinen Kampf einzulassen. Dieser griff trotzdem die Spartaner an und ward geschlagen. Es war kein großer Verlust dabei: allein kaum hörten die Wetterfahnen in Athen davon, als sie auch schon den Alkibiades wegen Pflichtvernachlässigung vom Kommando jagten, 407. Dieser zog sich auf den Chersones zurück, dann nach Phrygien, wo er 404 seinen Feinden erlag. Aber die thörichten Athener hatten den von sich gestoßen, der ihre letzte Hoffnung war, und das hatten sie solch einem vortrefflichen Feldherrn, wie Lysander, gegenüber gethan.

Noch ein Sieg wurde von 10 athenischen Admiralen 406 erfochten, bei den Arginusen, wo Lysanders Nachfolger fiel. Aber weil jene Sturmes halber unterlassen hatten, die Leichen der Gebliebenen aufzufischen, wurden ihrer 8 zum Tod verurteilt! Und alsbald kehrte Lysander zur Spartanischen Flotte zurück und mehrte sie mit persischem Gelde. Er täuschte nun die athenische Flotte, bei welcher jetzt mehrere zugleich befehligten, durch verstellte Furchtsamkeit, indem er fünfmal vor ihr zurückwich, und fiel dann unversehens über die sichere her, während ihre Mannschaft sich auf dem Lande zerstreut hatte. Es war am Ägospotamos (Ziegenfluß) im Hellespont Okt. 405. Er eroberte alle athenischen Schiffe bis auf neun, welche unter Konon noch das Weite fanden; übrigens flohen sie nicht nach Athen, sondern nach Cypern. Er fing zwei Anführer und 3000 Mann, die sämtlich hingerichtet wurden. Das war ein Schlag für Athen! Dessen ganze Macht war vernichtet! Als die Kunde dahinkam, durchdrang Wehegeheul die Lüfte. Lysander zog langsam herab, alles unterwerfend, was zu Athen hielt oder gehörte. Endlich belagerte er den Hafen Piräeus, während ein Sparterheer die Stadt umzingelte. Die Athener wehrten sich noch hartnäckig; als jedoch eine gräßliche Hungersnot Haufen von ihnen hingerafft hatte, ergaben sie sich bedingungslos, April 404.

Das erboste Korinth hatte Athen ganz von der Erde vertilgt wissen wollen; das däuchte den Spartanern doch zu viel. Aber alle seine Schiffe bis auf 12 wurden verbrannt, die Mauern der Stadt und des Piräeus unter Flötenspiel niedergerissen, die demokratische Verfassung des Staates umgestürzt, und dreißig den Spartanern ergebene Männer mit der höchsten Gewalt bekleidet, welche eine wahre Schreckensherrschaft führten, nur 3000 Vollbürger bestehen ließen, demokratisch gesinnte Bürger zu tausenden hinwürgten oder vertrieben, und jedes Reichen Gut nach Willkür einzogen. Armes Athen! Es war die Strafe seines Übermuts und unsäglichen Leichtsinns, seiner rohen Fleischlichkeit bei aller feinen Bildung und allem geistreichen Wesen. Der gerechte Gott hat auch bei den Heiden noch regiert und gerichtet.

Wir schauen die glanzvollste Stadt der Heidenwelt mit Wehmut an und sagen wenig mehr von ihrer weitern Geschichte. Schon 403 versammelte wohl ein ehmaliger Führer, Thrasybul, in Theben eine Menge Vertriebener und Flüchtiger; mit diesen zog er nach der Stadt und stürzte die 30 Tyrannen. Er führte die Solonische Verfassung wieder ein, die jedoch bei dem entarteten Volke nicht mehr zum Leben kommen konnte. Athen, von Sparta jetzt geschont, erhob sich nie mehr zu seiner vorigen Macht; die meisten altathenischen Familien waren auch ausgestorben. Aber in Kunst und Wissenschaft blieb es obenan, so daß noch später die Römer und andere Völker nach Athen, als der hohen Schule der alten Welt, wanderten.

§ 8. Das allgebietende Sparta.

Nun war Sparta in politischer Bedeutung höher gestiegen, als je Athen; es hatte auch keinen Nebenbuhler mehr. Wird es etwa seine Macht dem schönen Berufe widmen, die vom athenischen Joch erledigten Stätlein, sowie die andern Hellenen, bei ihrer Freiheit zu beschirmen? O keineswegs! Vielmehr mußte ganz Griechenland es fühlen, daß Sparta noch mehr bedrücken könne als Athen. Die Inseln und kleinasiatischen Küstenstädte, von denen Athen, wie man ihm vorwarf, schmählicherweise so viel Geld erpreßt, mußten jetzt denselben Tribut nach Sparta liefern; und die Leute, welche nur eisernes Geld führen sollten, strichen behaglich die Haufen blinkenden Silbers und Goldes ein. Dazu mischte sich Sparta noch viel mehr und verletzender in die innern Angelegenheiten aller Staaten. Namentlich ging es darauf aus, allenthalben die Demokratie zu stürzen, und dafür nicht eine Aristokratie, wie es selbst hatte, sondern eine Oligarchie einzurichten, eine Herrschaft weniger, die es nach seinem Willen lenken konnte. In allem sollte überall nur sein Wille geschehen; mit List und Gewalt knechtete es die Hellenen.

Freilich erhielt es eine Mahnung, daß seine Macht auch nicht auf ehernen Füßen stehe. Nachdem es vorher gegen Athen Persiens Freundschaft gesucht, verflocht es sich durch die Unterstützung des Kyrus (S. 81) in einen neuen Krieg mit diesem Reiche. Dann schickte es 396 den Joniern, welche Artaxerxes II. wieder unterwerfen wollte, ein Hilfsheer hinüber. Sparta's Heldenruhm erneuerte sich auf asiatischem Boden. Sein hinkender König Agesilaus, ein ganz vortrefflicher Feldherr, schlug bei Sardes mit einem kleinen Heere ein großes persisches in die Flucht. Er dringt weit vor, und schon steigt der kühne Gedanke in ihm auf, die ganze, fühlbar mürbe gewordene Weltmonarchie zusammenzuwerfen. Allein die Barbaren sind schlauer als tapfer; sie machten den Spartanern, um sie sich vom Leibe zu schaffen, in ihrer Heimat zu thun. Mit Hinweisung auf die unerträgliche Tyrannei derselben und mit Aufwendung schönen Goldes stifteten sie Korinth, Theben und Argos, denen sich dann Athen, Euböa und die Lokrer anschloßen, zu einer Erhebung gegen Sparta an. So erwuchs diesem in Griechenland selbst ein ernstlicher Krieg, welcher der Korinthische heißt. Und siehe, die Spartaner werden von den Verbündeten bei Haliartos geschlagen, wo Lysander fällt, 395, und ihre Lage wird so schlimm, daß sie sich vermüßigt sehen, ihren Agesilaus von seinem Siegeslauf in Asien heimzurufen. Während dieser sich auf dem Rückmarsch befindet, wird ihre Flotte bei Knidos von einer persischen (phönikischen), welche der Athener Konon befehligt, vernichtet, 394, und Athen wird wieder eine Seemacht. Der zurückgekehrte Agesilaus kämpfte nun wohl auch in der Heimat sehr tapfer, und gewann noch die heiße, lange zweifelhafte Schlacht bei Koronea (394); allzuviel konnte er aber auch nicht ausrichten. Der Krieg zog sich in die Länge hin und wurde mehr und mehr von bloßen Söldnern geführt.

Endlich schickte Sparta einen Gesandten, den Antalkidas, nach Asien, und ließ durch ihn mit den Persern einen sehr ruhmlosen Frieden schließen, welcher ein allgemeiner ward, da ihm auch die andern Griechen beitraten, 387. Dieser „Antalkidische“ Friede hatte zwei Hauptbedingungen: 1) alle griechischen Städte Kleinasiens nebst Cypern treten wieder unter persische Oberherrschaft; 2) die einzelnen griechischen Staaten, große und kleine, sollen von einander gänzlich unabhängig und frei sein. Wenn nun das stolze Sparta, das All-Griechenland sein wollte, sich nicht schämte, den Barbaren freiwillig zurückzugeben, was Griechenland so lang und ruhmvoll erstritten hatte, so scheute es sich auch nicht, die zweite, feierlich beschworene Bedingung zu verletzen. Uneingedenk der empfangenen Mahnung an seine nicht eherne Kraft, schaltete es noch ärger als zuvor, vergewaltigte kleine Staaten und ging auch mit größeren himmelschreiend um.

Es war im J. 383, als die Spartaner, durch einen Handstreich die Kadmea oder Burg von Theben besetzten, und die Demokratie dieser Stadt verstörten. Das Haupt derselben, Ismenias, wurde hingerichtet, eine Zahl von 400 angesehenen Männern vertrieben, eine Oligarchie aufgedrungen. Ganz Griechenland war entrüstet über diesen schändlichen Frevel, allein niemand wagte mit den gefürchteten Herren darüber zu rechten. Doch hatte sich Sparta hier eine Grube gegraben.

§ 9. Thebens kurze Herrlichkeit.

Die aus Theben Vertriebenen hatten in Athen Aufnahme und Schutz gefunden. Von dort aus setzten sie sich in geheime Verbindung mit den in der Vaterstadt zurückgebliebenen Freunden, und es wurde der Plan entworfen und lange gepflegt, die Oligarchen daselbst zu beseitigen und die Freiheit Thebens wieder herzustellen. Endlich Dez. 379 ward ein Tag zur Ausführung des Werkes festgesetzt.

Zwölf Verschworene gehen morgens von Athen aus und kommen in der Abenddämmerung, als Bauern verkleidet, durch verschiedene Thore nach Theben hinein. Sie versammeln sich im Hause des Verbündeten Charon. Ein anderer, Phyllidas, hat schon die beiden Gewichtigsten der Oligarchen, den Archias und Philippus, zu einer Gasterei eingeladen und giebt ihnen starken Wein zu trinken. Da kommt einer herein und lispelt dem Archias ins Ohr, Verschworene seien in die Stadt gekommen und Charon wisse davon. Charon wird von Archias herbeigerufen und befragt. Er spricht ganz gelassen, er wisse von nichts, wolle aber Nachforschung halten. Archias schmaust fort. Bald darauf tritt ein Eilbote von Athen herein, der ihm einen Brief übergiebt, darin die ganze Verschwörung entdeckt ist. Archias, schon trunken, legt den Brief beiseite. Der Bote sagt: „Du sollst ihn sogleich erbrechen; er enthält eine Sache von größter Wichtigkeit!" „Wichtiges", lallte Archias, „muß auf morgen verschoben werden." Jetzt öffnet sich die Thüre und es hüpfen Tänzerinnen herein, die Gäste zu belustigen. Allein sie machen nur wenig Sprünge, dann fallen sie mit gezückten Dolchen über den Archias und Philippus her und erstechen sie; es waren verkleidete Verschworene. Zwei andere Oligarchen wurden in ihren Häusern aufgesucht und ermordet.

Am Morgen versammeln sich alle Verschworenen auf dem Markte; sämtliche Vertriebene erscheinen; Häupter der Stadt führen bewaffnete Scharen herbei; das herbeigerufene Volk strömt zusammen. Man unterrichtet es von dem, was geschehen; es jubelt über seine Befreiung. Die Priester bringen Dankopfer. Hierauf wurde die Burg belagert, deren Besatzung sich nicht geregt hatte; sie übergab die Kadmea gegen freien Abzug. Sodann ward wieder eine demokratische Regierungsform eingerichtet mit drei jährlich wechselnden Vorstehern, die Böotarchen hießen. Die Freiheit Thebens vom Spartanerjoch war errungen; aber jetzt mußte sie gegen den gewaltigen Feind erhalten werden. Auch das gelang durch zwei hochansehnliche Männer. Es sind Pelopidas und Epaminondas. Der erstere hatte den Verschwörungsplan entworfen und die Ausführung geleitet; der andere geb. 418, ein Pythagoräer, wollte zwar am Mordwerk aus Gewissensbedenken keinen Anteil nehmen, trat aber nachher mit allen seinen Kräften zur Sache. Beide verband von früh an und lebenslänglich die innigste Freundschaft, wiewohl sie in ihren äußeren Verhältnissen ganz verschieden waren.

Pelopidas war einer der reichsten Bürger, Epaminondas einer der ärmsten. Dieser hatte nur einen Rock, und wenn derselbe beim Schneider (Walker) war, so konnte er nicht ausgehen. Pelopidas wollte oft seinen Reichtum mit ihm teilen; er nahm aber nie einen Pfennig von ihm an, denn er habe, was er brauche. Er lebte äußerst einfach, war in seinem ganzen Wesen überaus bescheiden, und nicht minder gerecht und gewissenhaft; er gehörte mit zu den edelsten Heiden. Bei seiner Armut besaß er eine ausgezeichnete wissenschaftliche Bildung und studierte immer fort. Dabei der vorzüglichste Feldherr seiner Zeit, ein größerer als Pelopidas, der dafür ein ausgezeichneter Diplomat war. An Vaterlandsliebe wetteiferten sie mit einander.

Diese zwei Männer hoben ihr für träg und roh verschrieenes Volk auf eine alle andern griechischen Staaten überragende politische Höhe. Sie ordneten das Innere des Gemeinwesens aufs weislichste und beste. Sie bereiteten ihre Bürger

und Jünglinge durch unablässige Waffenübung auf den bevorstehenden Kampf vor. 300 Jünglinge schlossen sich begeistert zu einer „heiligen Schar“ zusammen, welche niemals weichen, sondern freudig fürs Vaterland sterben wollte. Die Spartaner, durch anderes verhindert, konnten Theben nicht sogleich und längere Zeit nicht kräftig bekriegen. Als sie mit einem kleineren Heer ins thebanische Gebiet eingerückt waren, verheerten sie wohl das platte Land, wagten sich aber nicht an die Stadt. Diese dagegen sandte einen Schwarm über sie, welcher ihnen die starken thebanischen Muskeln zu fühlen gab und die Furcht vor den Spartanern verlor. Athen half kräftig, sein Chabrias brach 376 Spartas Seemacht.

Endlich zogen 12 000 Spartaner siegesgewiß gegen Theben an. Epaminondas beschwichtigt die aufsteigende Angst seines Volkes, und zieht demselben mit nur 6000 Mann beherzt entgegen. Er trifft den Feind bei dem böotischen Flecken Leuktra, und durch sein großes Feldherrntalent, namentlich mit Hilfe einer von ihm erfundenen Kampfesweise, „der schrägen Schlachtordnung,“ gewinnt er über den stärkern Feind den vollständigsten und preiswürdigsten Sieg, 7. Juli 371. Wohl merkt man, daß die Spartaner nicht mehr die alten waren; die mehrsten von ihnen hatten bereits ihre strenge Lebensweise auf- und einer verweichlichenden Üppigkeit sich hingegeben. Indessen fochten sie um ihren gefallenen König Kleombrotus mit furchtbarer Anstrengung; als sie jedoch seine Leiche erkämpft hatten, kehrten alle den Rücken, die laufen konnten, 2000 blieben auf dem Felde und darunter lagen 300 Thebaner. Es war die ärgste Niederlage, welche die Spartaner je erlitten hatten.



Fig. 46. Epaminondas.

Aber es kam noch bitterer. Denn mit Leuktra schwand überall die Furcht vor Sparta, und der Groll gegen die Tyrannen trat offen heraus. Viele liefen den Thebanern zu, daß sie auf 70 000 Mann anwuchsen; und dieses stattliche Heer führten Epaminondas und Pelopidas in den Peloponnes, um die Spartaner auf eigenem Boden anzugreifen. Unaufhaltsam drangen sie durch die Halbinsel hinab, obgleich nun die Athener aus Neid sich mit Sparta verbanden, unaufhaltsam über Lakoniens Grenze vor, und die Spartanerinnen mußten 369 ein fremdes Heer vor ihrer Stadt sehen! Darüber kamen sie außer sich, und schimpften wütend auf ihre schlechten Männer, wiewohl dieselben jetzt alle ihre Kraft zusammenrafften und Agesilaus ihre offene Stadt verteidigte und behauptete. Aber Lakonien ward von den Thebanern ausgeplündert und Messenien von Spartas Herrschaft freigemacht.

Noch dreimal drang Epaminondas in den Peloponnes ein, verhalf den Arkadiern zu einer engeren Vereinigung, und trat Spartas Macht und Ruhm immer mehr zu Boden. Zugleich gewann Pelopidas den Perserkönig in Susa soweit, daß dieser den Thebanern freie Hand ließ. Dann fiel er im Kampf gegen einen thessalischen Fürsten 364. Beim vierten Einfall kam es zuletzt zur Schlacht bei Mantinea, 3. Juli 362. Hier sank Epaminondas, nachdem er die feindliche Linie durchbrochen hatte, von einem Spieß in die Brust getroffen.

Er wurde weggetragen. Die Ärzte erklärten, daß er, sowie man das Eisen herausziehe, augenblicklich sterben werde. Er fragte: „Ist mein Schild gerettet?“ — „Hier ist er!“ — „Wer hat gesiegt?“ Antwort: „Die Thebaner!“ Er: „Nun, so ist's Zeit zu sterben, denn ich sterbe unbesiegt.“ Dann mahnte er noch: „Machet Frieden!“ befahl ruhig, den Spieß aus seiner Brust zu nehmen, und starb, sobald dies geschehen, unter dem schmerzlichsten Wehklagen der Seinigen. — Agesilaus starb 358 in Afrika, wo er einem ägyptischen Aufrührer auf den Thron geholfen hatte.

So lange jene zwei Männer lebten, war Theben obenan in Griechenland. Mit ihrem Tode erlosch Thebens ganzer Glanz. Und von nun an stand kein griechischer Staat mehr an der Spitze der andern: unter Vermittlung persischer Gesandter wurde zwischen den Erschöpften ein allgemeiner Friede geschlossen.

§ 10. Der heilige Krieg (355—346.)

Wie sehr sich die griechischen Staaten durch ihre Kämpfe geschwächt hatten, konnten sie doch keine Ruhe halten; sie mußten sich durch fortwährenden Hader nur immer mehr verderben. Mit des Epaminondas Fall ward Friede zwischen Theben und Sparta; aber gleich band letzteres wieder mit Argos an; Athen schlug sich mit seinen Bundesgenossen Chios, Rhodus und Byzanz herum ꝛc. Und schon sechs Jahre nach dem Thebanisch-Spartanischen entstand wieder ein großer und langer Krieg, welcher von dem, worum es sich handelte, „der heilige Krieg" genannt wurde, aber von Seite seiner Ursächer gar schändlich war. Es herrschte unter den Griechen bereits die ärgste Lasterhaftigkeit, Schwelgerei und Lustseuche, schmutziger Eigennutz und Bestechlichkeit, abscheuliche Falschheit und Treulosigkeit. Nun aber sehen wir, wie sie sich auch noch am eignen Heiligtum vergreifen und allen Rest von Religion mit Füßen treten.

Hauptort in Phokis war Delphi. Um den Apollo-Tempel herum waren in viel Kammern ungeheure Schätze aufgehäuft, welche in den Jahrhunderten seines Bestehens von allen Ländern her dem weissagenden Gotte geschenkt waren. Sie bestanden teils in kostbaren Kunstwerken aus Silber, Gold, Edelstein, Perlen ꝛc., teils in gemünztem Metalle. Es wird berichtet, daß die Perser, als sie (S. 93) durch die Thermopylen nach Hellas hereinströmten, den lockenden Schätzen des delphischen Heiligtums einen Besuch abstatten wollten; da sei aber ein schreckliches Gewitter ausgebrochen und der Sturmwind habe vom Parnaß herab ungeheure Felsstücke gegen sie geschleudert, daß sie entsetzt geflohen wären. Jetzt fielen die Phokier selbst über diesen Tempel her und raubten seine Schätze, 355, weil ein durch die Thebaner herbeigeführter Amphiktyonenbeschluß sie zur Zurückgabe von Tempelländereien und einer unerschwinglichen Strafe verurteilt hatte. Mit dem Raub warben sie Söldner, gingen aber auch so schandbar damit um, daß sie dem Gotte geweihte goldene Lorbeerkränze als Schmuck an schlechte Dirnen verschenkten.

Der die Pflege des Heiligtums besorgende Amphiktyonenrat sprach den Fluch über die Frevler aus und forderte Griechenland zur Bestrafung derselben auf. Die Thebaner, Lokrer u. a. erhoben sich gegen sie, mehr aus heuchlerischer Herrschsucht als aus sittlicher Entrüstung. Allein von etlichen, namentlich Sparta und Athen, wurden sie unterstützt. Und da sie auch mit dem unermeßlichen Gelde des Tempels immer frische Söldnerscharen anwerben konnten, so währte der Krieg 10 Jahre lang fort, ein Krieg, welcher Griechenland in zeitlicher und sittlicher Hinsicht vollends zu Grunde richtete. Die Vollstrecker des Amphiktyonenspruchs konnten auch allein gar nicht fertig werden; da riefen sie endlich den König Philipp zu Hilfe, mit dessen starkem Arm der Sieg über die Tempelräuber gelang, 346. Ihre Städte wurden zerstört, die Einwohner in offene Flecken verteilt, viele nach Makedonien weggeführt, Philipp aber erhielt fortan die Oberaufsicht über den Tempel.

§ 11. Ende der griechischen Freiheit.

Das von verschiedenen Stämmen bewohnte Makedonien hatte s. 700 eine griechische Königsfamilie. In einer Zeit großer Wirren kam der genannte Philipp zur Regierung, ein sehr tüchtiger Herrscher. Er hatte als Geisel seines Vaters die schönsten Jünglingsjahre in Theben zugebracht und sie klug benützt; so konnte er nach

seiner Thronbesteigung 360 sein rohes Volk durch gute bürgerliche Einrichtungen heben und durch Übung im Kriegswesen stark machen. Aus geworbenen Bauern bildete er sein Fußvolk, die Phalanx, aus dem kriegerischen Adel seine Reiterei. Er hatte zu seinem Stammland, das an Größe etwa die Hälfte von Griechenland betrug, durch Eroberung noch illyrische, thrakische u. a. Strecken gebracht. Ihre Truppen benützte er je nach ihrer nationalen Streitart. Schon lange her blickte sein begehrliches Auge auch auf Griechenland, das durch seine ewigen Fehden sich einer fremden Macht zum Raube bereitete, und da er nun einmal mit dessen Angelegenheiten vermengt war, so ging er ernstlich und zunächst auf seine Weise damit um, es gleichfalls unter sein Scepter zu bringen. Das gelang ihm zuerst mit Amphipolis (gegen Athen, 357), dann mit Thessalien im heiligen Kriege.

Geraume Zeit blendete er die Griechen durch sein freundliches Benehmen, seine Achtung für Kunst und Wissenschaft und durch sein blinkendes Gold, daß sie keine Gefahr von ihm merkten. Als er aber Olynth 348 einnahm und 32 hellenische Städte zerstörte, als er gar sich in Euböa festsetzte und Byzanz belagerte, da wurde es gar zu offenbar, was er im Schilde führte, und da standen noch die Athener und die mehrsten der übrigen Griechen, entflammt vornehmlich von dem großen Redner Demosthenes, wider ihn auf, um ihre Freiheit zu verteidigen. Am 2. August 338 kam es bei Chäronea in Böotien zur Entscheidungsschlacht. 40000 Hellenen kämpften mit ihren letzten Kräften gegen den Unterdrücker. Aber wo war Marathon? wo Platää? Sie rafften sich wohl noch einmal auf und thaten über Erwarten, und von der heiligen Schar der 300 thebanischen Jünglinge wich nicht einer, sie starben alle an ihrem Platz. Doch siegte Philipp, und durch diese eine Schlacht wurde er Herr Griechenlands.

Er verfuhr indessen mit den Besiegten sehr schonend (nur Theben, Chalkis und Korinth erhielten makedonische Besatzung); er ließ ihnen vor der Hand ihre Verfassungen und Rechte, ja wollte nur ihr Bundesgenosse und Präsident der allgemeinen Bundesgenossenschaft sein, wozu er ihre Staaten vereinigte. Das widerspenstige Sparta wurde verkleinert. Nach 338 rief er sie zu einem Kongreß in Korinth zusammen. Hier trägt er ihnen vor: Jetzt müssen alle Fehden ruhen, es gilt das Reich der Barbaren zu Grab zu tragen; er begeistert sie zu einem gemeinschaftlichen Kriegszug gegen die Perser. Alles außer Sparta stimmt ein, und man ernennt ihn „zum Oberfeldherrn mit unbeschränkter Gewalt“. Das war ja alles, was Philipp vorerst wollte. „Wohlan, ich will euch führen. Es rüste sich Griechenland und Makedonien zum großen Werk!“ Er kehrt zu diesem Zwecke nach Pella zurück. Dort feiert er noch vor Beginn des Feldzugs, welcher ihn zum Herrn der Welt machen soll, die Hochzeit seiner Tochter Kleopatra mit dem Könige von Epirus in höchster Pracht. Auf derselben wird er von einem seiner Leibwächter meuchlings erstochen, 336; man hielt es für die Rache seiner vielgereizten Gemahlin.

Allein sein noch größerer Sohn Alexander nimmt das Vorhaben des Vaters mit feuriger Seele auf, und dieser ist vom Weltenlenker zur Ausführung bestimmt; er ist dazu ersehen, das persische Weltreich zu stürzen und ein neues aufzurichten. Ehe wir aber Griechenland verlassen, wollen wir nach so vielen Kriegsgeschichten noch einiges vom Leben der Hellenen im Frieden berichten, und müssen dann vornehmlich noch von der griechischen Kunst und Wissenschaft reden.

§12. Vom häuslichen und täglichen Leben der Griechen.

Wir schauen es in Athen an, das für die meisten Griechen Muster war.

Ein zur Welt geborenes Kind wurde zuerst dem Vater vor die Füße gelegt. Nahm ers nicht auf, so tötete man es gleich oder trug es in den Wald, was besonders

oft bei Mädchen und fast bei aller unehelichen Kindern geschah; und wir gewahren hier wieder bei den feinen Athenern das rohe Heidentum. Hob der Vater das Kind auf, so wurde es gebadet und der Mutter zurückgebracht, die es selbst oder durch eine Amme säugte. Am siebenten Tage brachten sie ein Opfer für dasselbe, wobei es seinen Namen empfing, und hielten einen Kindsschmaus.

Bis zum sechsten Jahre blieb das Kind in den Händen seiner Mutter. Von da an, wie bei uns, wurden die Kinder, aber nur die Knaben, in öffentliche Schulen geschickt, und so sah man auch zu den bestimmten Tageszeiten die Schülerlein mit Schreibtafeln gehen oder springen, nur waren es Brettchen mit Wachs überzogen, in das sie mit einem Stifte die Buchstaben eingruben, welche sie mit dem hintern platten Teile des Stils wieder auslöschen konnten. Und stand man vor einer Schule, so konnte man sie singen hören wie bei uns, und nicht selten schöner, dazu noch deklamieren; denn sie mußten lange Stücke aus ihren Dichtern auswendig lernen und gar ernst und nachdrucksvoll hersagen. Die Erziehung bestand in Grammatik, Musik und Gymnastik. Solon hatte jedem Bürger gestattet, seinen Vater zu verklagen, wenn dieser ihn nicht gehörig hatte erziehen lassen.

Die großen Knaben oder angehenden Jünglinge sah man täglich scharenweise ins Gymnasium ziehen. Dieses war ein weitschichtiges Gebäude mit freien Plätzen, Gärten und Hainen, und nicht sowohl eine Schule für Wissenschaft, als vielmehr ein Ort für körperliche Übungen, ein rechter Turn- und Tummelplatz, wo sie liefen, rangen, warfen, sprangen rc. Dann aber gingen sie auch wieder in die Lehrsäle, um in die höhern Wissenschaften eingeführt zu werden.

Wo sind aber die Mädchen? Die sieht man nicht auf dem Schulweg und in keiner Bildungsanstalt. Auf die Erziehung der Töchter wurde keine Sorgfalt gewendet; die waren gegen die Söhne bitter verwahrlost. Sie saßen still daheim bei ihren Müttern, von denen sie lernten, was diese selbst konnten. Die Frauen wurden geringschätzig behandelt und litten unter der immer verbreiteteren Herrschaft der erst von Paulus gebrandmarkten widernatürlichen Lüste. Sie lebten zurückgezogen im innern Teile des Hauses, Gynäkeion genannt, und durften sich vor fremden Leuten nicht sehen lassen. Sie saßen drinnen unter ihren Sklavinnen, mit weiblichen Arbeiten und ihren Kinderlein beschäftigt. Die reicheren natürlich hatten auch etwas Musik und einfache Spiele.

Alle häuslichen Geschäfte, die von den Frauen nicht besorgt wurden, sowie die Arbeiten im Garten und Feld, lagen den Sklaven ob. Sklaven gab es in allen jenen Freistaaten die Hülle und Fülle. Athen hatte in seiner blühendsten Zeit 400000 Sklaven, so daß je auf einen freien Bürger dreizehn Sklaven kamen. Doch waren sie hier vor allzuharter Behandlung durch die Gesetze etwas geschützt.

Die freien Bürger arbeiteten im Ganzen wenig. Sie trieben wohl auch Handwerke und brachten es bei ihrem Geschicke weit darin; aber sie strengten sich dabei nicht zu heftig an. Andere standen in den Kaufläden und handelten meisterlich; aber ihre Diener waren ihre Hände. Andere dagegen arbeiteten mit großem Eifer in ihren Kunstwerkstätten, denn die Kunst (Malerei, Bildhauerei rc.) galt doch für eine edlere Beschäftigung, obgleich viele sie dem Handwerk gleichstellten; während wieder andere am Studiertische saßen und emsig lasen, dachten, forschten, schrieben. Viele hatten in den Amtsstuben mit öffentlichen Angelegenheiten zu thun.

Die mehrsten der freien Bürger sahen indessen bloß ihren Sklaven nach, gingen in die Volksversammlung, wo sie mitredeten und gelegentlich mitschrieen, begaben sich in die Palästren oder Kampfübungsplätze für die Erwachsenen, lustwandelten an den klaren Wassern und in den kühlen Hainen, pflogen auf den Bergen und in den Wäldern der Waidmannslust. Oder in der Stadt — und das war ein besonderes Vergnügen — da standen sie auf dem Markte und in den Barbierstuben, welche am Markte herumliefen, beisammen und unterhielten sich über die Neuigkeiten des Tages, schwatzten und lauschten; denn „etwas Neues zu sagen oder zu hören" war ihre absonderliche Leidenschaft. — Ging die Sonne gegen die Berge hinab, dann machte sich

jeder frei und schickte sich auf die Hauptmahlzeit. Alle badeten vorher, die geringeren Leute in öffentlichen vom Staate unterhaltenen Bädern, wo stets warmes und kaltes Wasser floß, die Vermöglichen daheim in ihren Wohnungen, deren jede ein wohleingerichtetes Bad hatte. Nach dem Bade kleideten sich diese schön an, besprengten Haare, Gesicht und Gewand mit köstlicher Salbe, daß sie wie ein Blumenstrauß dufteten, und so gereinigt, geschmückt und gewürzt gingen sie zu Tische, wozu gewöhnlich eine Gesellschaft von Freunden eingeladen war. Die Tafel stand in dem herrlichen, mit Tapeten ausgeschlagenen, mit Gemälden behängten, am Fußboden mit Teppichen belegten und mit glänzenden Möbeln ausgestatteten Speisesaal. Um sie her waren weiche Polster gebreitet, auf die man sich halb legte, halb setzte. Die mannigfaltigsten Gerichte wurden in silbernen Schüsseln aufgetragen; die teuersten Weine aus goldenen Pokalen geschlürft. Dabei führten sie lebhafte Gespräche und lachten viel, besonders, wenn witzige Reden sich hören ließen, auf die sie ordentlich Jagd machten. Nach dem Essen ging eine Leier herum, und mußte jeder ein Stücklein spielen und dazu singen. Auch unterhielt man sich mit Gesellschaftsspielen. Endlich verabschiedete der Hausherr seine Gäste und zog sich ins Gynäkeion zurück.

So lebten sie fort, äußerlich glänzend, innerlich elend, bis sie starben. In den Armen der Krankheit und des Todes hatten sie wohl Wehklagen um sich, aber keinen Tröster. Der Tote lag schön geputzt mit einem blühenden Kranz ums Haupt eine Zeitlang da, und seine Freunde betrachteten ihn, wie er schläft. Dann wurde er verbrannt, seine Asche in eine Urne gethan und in die Erde gesetzt.

§ 13. Die olympischen Spiele.

Nun noch ein Stück aus dem gemeinsamen Leben der Griechen. Sie waren in so viele Staaten zersplittert, und die Athener wollten Athener, die Spartaner Spartaner, die Korinther Korinther 2c. sein, doch gab es Gelegenheiten, wo sich die Getrennten wieder als Ein Volk, als Panhellenen fühlten. So in den Perserkriegen; so auch bei ihren gemeinschaftlichen Festspielen. Deren hatten sie mehrere: die Isthmischen, Nemeischen u. a.; die weitaus berühmtesten jedoch, an welchen sich das gesamte Griechenland beteiligte, sind die olympischen. Zu Olympia in der Landschaft Elis wurden sie gehalten, Zeus zu Ehren, der dort einen prachtvollen Tempel hatte. Sie bestanden seit alter Zeit, wurden aber durch das glänzende Fest im J. 776 so sehr berühmt, daß die Griechen von da an eine neue Zeitrechnung begannen und nach Olympiaden, d. h. Zeiträumen von 4 Jahren, zählten. 293 Olympiaden stehen im Tempel verzeichnet.

Alle 4 Jahre also, zum Juli-Vollmond strömte das griechische Volk aus allen Teilen des Gesamtvaterlandes, auch aus Thessalien und Epirus, zum fünftägigen Feste nach Olympia. Es war da eine Art Gottesfriede; niemand durfte einen Pilger zum Feste beleidigen, und im Peloponnes mußten die Waffen gänzlich ruhen. Das in der Zeltstadt versammelte Volk brachte zuerst „dem Vater der Götter und Menschen" ein feierliches Opfer und sang ihm Loblieder. Hierauf begannen die Spiele, zu welchen zwei große Bahnplätze hergerichtet waren, der Hippodromos und das Stadion. In jedem saßen auf erhöhten Stühlen Kampfrichter, und ringsumher auf den ansteigenden Höhen befand sich eine zahllose Zuschauermenge.

Unter Trompetenschall that sich die Schranke des Stadions auf und die Wettläufer traten zuerst hinein. Lauter freie unbescholtene Hellenen, die sich lange darauf vorbereitet hatten, auch durch eine sehr enthaltsame Lebensweise. Sie stürzten auf ein gegebenes Zeichen dahin „nach dem vorgesteckten Ziele." Wer so glücklich war, es zuerst zu erreichen, der hatte gesiegt; sogleich ward sein Name samt dem seines Vaters und seiner Vaterstadt von einem Herold ausgerufen und die Menge gab ihn in jauchzendem Echo zurück. Im Stadion gab es noch Wettkämpfe im Ringen, im Faustsreit, im Werfen mit dem Diskus (einer Bronzescheibe) und im Springen. Im schweren Fünfkampf folgten sich Ringen und Lauf, Speerwurf und Sprung, dann Scheibeschleudern. — In der andern Bahn, im Hippodromos, stand s. 680 eine Reihe vierspänniger Wagen (alle Pferde neben einander gespannt), welche auf das gegebene Zeichen fortrasten. Am Ende der Bahn befanden sich zwei Säulen; durch diese mußten die Wagen hindurch und wieder

herumlenken, um zwölfmal denselben Kreis zu beschreiben. Wer dann mit seinem Gespann am ersten zurückkam, der war Sieger. Es fanden hier auch Wettrennen zu Pferde statt.

Am Schlusse wurden die Preise verteilt und der beste Wettläufer wurde zuerst bekränzt, Der Preis bestand in einem Kranz von Ölzweigen, welcher dem Sieger unter donnerndem Jubelruf aufs Haupt gelegt ward. Solch einen Kranz samt einer Palme zu empfangen, galt für den höchsten Ruhm. Der Bekränzte wurde bei seiner Heimkehr von seinen Mitbürgern im Triumph eingeholt, war frei von allen Staatslasten, und sein Lob erscholl durch ganz Griechenland; den Ölkranz legte er im Tempel nieder. Möchten auch wir uns im geistlichen Wettkampf so mühen, daß wir aus der Hand des Kampfrichters die unverwelkliche Krone der Ehre empfahen.



Fig. 47. Ankunft der Sieger im Wettrennen am Ziel und Empfang durch den Kampfrichter. Von einer Vase nach Gerhard.

Am Zusammenfluß in Olympia entwickelte sich auch ein Jahrmarkt und mannigfacher Gedankenaustausch. Geschichtschreiber lasen ihre Werke vor. Poeten deklamierten ihre Gedichte, Bildhauer stellten ihre Statuen auf, Musiker ließen ihre Tonstücke hören u. s. w. — Neuestens (1875—81) wurden vom deutschen Reich Ausgrabungen in Olympia vorgenommen, die mannigfache Ausbeute geliefert haben.

§ 14. Die Lichter in Kunst und Wissenschaft.

In menschlicher Kunst und Wissenschaft haben es die Griechen außerordentlich weit gebracht. Hier kommt ihnen im ganzen kein Volk der Erde gleich und hierin lernt die Menschheit noch immer von ihnen. Jetzt wollen wir die Ausgezeichnetsten kennen lernen; wobei wir vor allen Orten Athen hervorstrahlen sehen.

Dichter.

Vom Urmeister, dem blinden alten Homer, und seinen zwei epischen oder Heldengeschichten ist schon S. 56 berichtet. Großen Ruhm erwarb sich nach ihm Hesiod, welcher um 800 in Böotien lebte. Er hat sehr ernste Gedichte verfaßt, von denen uns noch drei erhalten sind: „der Schild des Herakles", „die Abstammung der Götter" und das Lehrgedicht „Werke und Tage", darin er vom Ackerbau, häuslichen und menschlichen Leben überhaupt handelt. In diesem kommt der Vers vor:

„Liebe den, der dich liebt, und hilf dem, welcher auch dir half;
Gieb dem, der dir gab; wer dir nicht gegeben, dem gieb nicht 2c."

Besser: „Liebe den, der dich haßt, und hilf dem, welcher dir nicht half" 2c. — Archilochus von Paros († 660) dichtete leidenschaftliche Verse, voll herben Spotts. — Um 600 lebte zu Korinth der Lesbier Arion. Die Sage erzählt, es hätten ihn einmal seine Schiffsgenossen umbringen wollen; da habe er gebeten, sie sollten ihn vorher noch eins seiner Stücke singen und spielen lassen; das habe dann so schön gelautet, daß ein neben dem Schiffe her-

schwimmender Delphin davon gerührt worden sei. Nach Beendigung seines Liedes sei der Sänger ins Meer gesprungen, weil er lieber im Wasser, als von Dolchstichen sterben wollte; da habe ihn aber der Fisch auf seinen Rücken genommen und ans Land getragen. Dieser Arion, von dem wir leider nichts mehr besitzen, hat, wie die zwei folgenden, lyrische Gedichte gemacht, solche, welche zur Leier gesungen wurden. — Etwas später sang auch auf Lesbos die Sappho. Ihre Lieder sollen von der höchsten Anmut und Holdseligkeit gewesen sein.

Der vornehmste aller lyrischen Dichter ist Pindar. Geboren zu Kynoskephalä bei Theben 522, und daselbst als 80jähriger Greis gestorben. Hochberühmt machte er sich durch seine „Preisgesänge auf die Sieger in den olympischen u. a. Spielen“, von denen 45 auf uns gekommen sind. Voll erhabener Gedanken gehen sie in einer Kraft „wie eines brausenden Waldstroms“ daher. Alles wollte von Pindar besungen sein; Könige und Städte rangen nach dieser Ehre. Und doch schmeichelt er selten, redet männlich und würdig. Er ermahnt auch immer wie zur Tapferkeit und Tüchtigkeit, so zur Sittenreinheit und Frömmigkeit, freilich ohne selbst ein Tugendmuster zu sein. „Werde der du bist,“ war einer seiner denkwürdigen Sprüche. Überall wurde er mit Ehrenbezeugungen überhäuft; zu Delphi setzte man ihm einen Lorbeerkranz aufs Haupt und speiste ihn mit einem Teile der Opfer.

Es gab sonst noch viele gefeierte Leierdichter, darunter auch recht leichtfertige. Ein vielbelobter Fabeldichter aber kam um 600 in Lydien auf, Äsop, und soll ein kleines, bucklichtes Männlein, dazu ein Sklave gewesen sein.

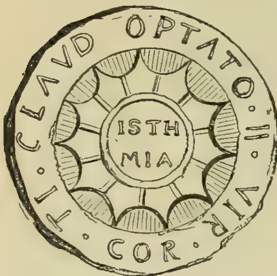




Fig. 48. Korinthische Münzen mit Abbildungen der Kränze, welche die Sieger bei den isthmischen Spielen erhielten.

Er trug allerlei Lehren in Fabeln vor, welche meist aus der Tierwelt genommen waren. Das Volk hörte sie mit Begier und erzählte sie freudig weiter; so pflanzten sie sich mündlich fort und erst späterhin wurden sie aufgeschrieben. Luther hat sie gar gern gehabt und nützlich für die Jugend gehalten. Hören wir ein paar: Ein Pfau beklagte sich bei seiner Gebieterin, Here, daß ihm eine liebliche Stimme versagt sei, während doch die Nachtigall, dieser schmucklose Vogel, solch einen ausgezeichneten Gesang führe. Die Göttin erwiderte ihm: Was klagst und schreist du? Es ist ja billig, daß nicht einer allein alles Gute habe. — Ein alter Krebs spricht zum jungen: „Sohn, geh doch nicht immer so schief, sondern geradaus!“ Der junge antwortet: Vater, ich will dir gern gehorchen, wenn ich sehe, daß du es auch so machst.

Nach der lyrischen that sich die dramatische Poesie auf, d. i. die Schauspieldichtung. Man feierte den Gott Dionysos durch Festchöre, welche immer ausgebildeter, endlich durch Erzählung, Handlung und Kostüm belebt wurden, womit sich noch Tanz und Musik verbanden. Ein Athener Thespis soll solche Dramen unter Solon aufgeführt haben. Das Volk wollte mit Schauspielen unterhalten sein und war ganz erpicht darauf, sein Verlangen wurde auch reichlich befriedigt. Und wahrlich, die Stücke, welche ihm zuerst geboten wurden, waren nicht schlechter, als die heutigen Theaterstücke sind, und was Züchtigkeit betrifft, entschieden besser. Die drei namhaftesten Dramendichter sind: Äschylus, Sophokles und Euripides.

Äschylus, ein Athener, 525—456, führte den Dialog ein. Er schrieb 70 Schauspiele, von denen sich 7 erhalten haben. Für das vorzüglichste darunter gilt: „der gefesselte Prometheus“; ein hochpatriotisches heißt „die Perser“; ein drittes „die Sieben gegen Theben“. Diese Dichtungen schreiten gar ernst und feierlich,

gewaltig und grauenhaft her und erschüttern das Gemüt durch „eine furchtbare Grazie".

Sophokles, geboren in Kolonos bei Athen 496—405, führte den dritten Schauspieler ein. Er fand noch mehr Beifall als der vorhergehende, obwohl er nicht so hoch und tief ist als jener. Dagegen führt er die schönste Sprache, weiß alles meisterlich darzustellen und namentlich das Seelenleben so zu schildern, daß man sich selber sieht. „Er erschüttert nicht, wie Äschylus, er rührt das Herz." Von seinen 113 Stücken sind noch 7 vorhanden, darunter die Antigone für das vortrefflichste gilt; nicht viel weniger gepriesen ist sein Ödipus auf Kolonos (S. 53).

Euripides, geboren auf Salamis am Tage der glorreichen Schlacht, 480—407. Er ist nicht mehr so religiös als die zwei vorigen; doch schließen seine Stücke die Gemütswelt auf, sind keusch und sittig, und zeichnen sich durch lebhafte Darstellung und schöne Sprache aus. Von 92 Schauspielen, die der Erfindungsreiche geschrieben, sind 18 auf uns gekommen: Medea, Phädra, Iphigenia in Aulis rc.

Diese drei haben fast lauter Tragödien oder Trauerspiele verfaßt. Es waren ernstere Männer, und wenn sie in ihrer Zeit um sich und in sich sahen, so sahen sie überall im Hintergrunde die Trauer. Der Hauptgedanke oder die Idee bei fast allen ihren Dichtungen ist: ein heldenkräftiger Mensch, der mit einem dunkeln unbeugsamen Schicksal kämpft und im Kampfe unterliegt. Es fehlt eben das himmlische Licht, in dem man einen allwaltenden Gott schaut, der mit Liebe und Gnade alles Geschick regiert und die, welche sich zu ihm halten, durch heilsamen Prüfungskampf zu ewigem Siege führt.


Fig. 49. Aeschylus.

Mit dem perikleischen Zeitalter kam aber auch die Komödie oder das Lustspiel auf, und das war mehr nach dem Geschmack der Menge, als die ernste Tragödie; wenn so ein rechtes Volksstück gegeben wurde, so drängte man sich wirklich am Eingang zum Theater wie an der Thüre eines Bäckerladens zur Zeit der Hungersnot. Ich nenne nur den gepriesensten Lustspieldichter, den Aristophanes. Er lebte zu Athen 452—388. Er hat 60 Stücke geliefert, von denen noch 11 zu lesen sind, als: „die Ritter, die Wolken, die Wespen, die Vögel, die Frösche" rc. Seine Hauptabsicht war nicht übel, denn er brachte zumeist die schlechten Sitten seiner Zeit und seiner Mitbürger aufs Theater, um sie mit der Geißel des Spottes zu züchtigen; aber er machts grob, und ein sittsamer Mensch konnte nicht wohl ins Theater gehen, wenn etwas von ihm gespielt wurde. Doch solche Menschen waren bei den spätern Athenern rar, und das geliebte Lachen ging nirgends besser von statten, als bei einem aristophanischen Stücke; nur besserte man sich nicht.

Tonkünstler.

Neben und mit der Dichtkunst trieb man auch die Musik. Man kannte ihre Kraft zur Anregung der Lebensgeister und zur Beruhigung der Leidenschaften. Die Hauptinstrumente der Griechen waren die Cither oder Leier, deren letztere zwischen den Knieen gehalten wurde und einen tiefern und umfangreichern Schallboden hatte, und die Flöte oder Oboe. Jene war dem Apollo geweiht, diese dem Bakchus. Vater der griechischen Tonkunst ist Terpander aus Lesbos, um 670, der zuerst Kunstregeln gab. Schöner noch und süßer war die Musik des Flöters Olympos aus Phrygien, welcher sich um 550 in Griechenland aufhielt.

Es haben sich keine Notenbücher von dort auf uns erhalten, und wir können also nur nach den Aussagen der Alten urteilen; aber nach diesen stand auch die Tonkunst auf keiner niedern

Stufe. Freilich gab's noch keine Harmonie in Gesang; der Chor sang Unisono oder in der Oktave; doch hat Archilochus um 700 die polyphonische Begleitung der Instrumente zu entdecken angefangen. Damon, ein Freund des Perikles, fand, daß die Tonweisen sich nicht ändern ohne politische Wandlungen.

Baumeister.

Hochberühmte Baumeister waren: Chersiphron und sein Sohn Metagenes, welche s. 590 am wundervollen Tempel der Artemis zu Ephesus bauten, an dem 220 Jahre bis zu seiner Vollendung gearbeitet wurde. Das herrliche Parthenon zu Athen war ein Werk des Kallikrates und Iktinos.

Die Baukunst verherrlichte sich besonders an Tempeln, Rathäusern und Theatern, während bei den Privatwohnungen mehr als auf's Äußere auf die Einrichtung des Innern gesehen zu werden pflegte. Was die Tempel auszeichnete, das war besonders die schöne Verbindung der schlanken kannelirten Säulen mit dem anmutigen, bilderreichen Giebeldach, wie wir's am Parthenon (S. 99) sehen. Es kam da frühe ein doppelter Stil auf, der ernste dorische (4) und der weichere jonische (3), zwischen welchen es Übergänge gab (5), wie später durch kelchförmige Ausschmückung des Kapitäls die korinthische Abart (1. 2) entstand.

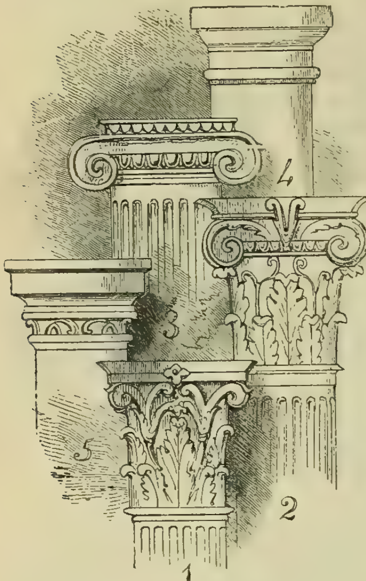


Fig. 50. Kapitäle griechischer Baustile.

Bildhauer.

Die Bildnerei (Plastik) ist die Kunst, aus mancherlei Stoffen, namentlich aus Marmor, Erz, Gold und Elfenbein, Figuren herzustellen. Wenn man nun auch in andern Künsten die Griechen mit der Zeit erreicht oder gar übertroffen hat, in der Bildnerei sind sie nicht nur unübertroffen, sondern noch lange nicht erreicht; da erhoben sie sich zur vollendetsten Schönheit, nachdem sie Freiheit und Leben in die ägyptische Starrheit gebracht. Das erkennen wir aus ihren Bildwerken, von denen viele, noch ganz oder in Trümmern, wieder aufgefunden worden sind, mit denen nichts derartiges Neueres den Vergleich aushält. Du kannst in Rom, Dresden, Berlin, München u. a. O. solche Werke sehen und anstaunen. In Rom ist unter anderem ein bloßer Rücken von einem Herakles, der nicht um Hunderttausende feil wäre.

Ich führe unter den Meistern gleich den höchsten, den ersten Bildhauer der Welt auf, Phidias von Athen. Er war ein Zeitgenosse des Perikles und sein genauer Freund. Er arbeitete in Erz, Marmor, Elfenbein und Gold. Zu Delphi stand von ihm ein herrlicher Apollon von Erz; auf dem marathonischen Schlachtfeld eine mächtig große Nemesis (Göttin der Vergeltung) von Marmor; die aus Elfenbein und Gold gearbeitete Athene im Parthenon war von ihm.

Sein höchstes Meisterwerk war der Götterkönig Zeus im Tempel zu Olympia. Auf einem Sockel stand ein reichverzierter Thron von Cedernholz, und auf demselben saß nun der Götterkönig, in dieser sitzenden Stellung noch 17 m hoch. Er war aus zusammengefügtem und durch kunstvolle Arbeit ganz in einander geflossenenem Elfenbein gebildet, und das Gold bei ihm so wenig gespart, daß eine einzige seiner Locken 6000 M. Wert hatte. In seiner Rechten hielt er eine Siegesgöttin und in seiner Linken einen Scepter, auf dessen Spitze ein Adler saß; ein faltenreicher Mantel wallte an ihm herab. Der Eindruck, den man von ihm empfing, wenn man in den Tempel trat, soll ein ganz erstaunlicher gewesen sein; in seinem Angesicht lag ein Ausdruck

von Majestät, Huld und Ruhe, daß „der Anblick die Seele ihres Erdenleids vergessen machte." Das konnte freilich nur auf eine kurze Zeit sein, erst der Glaubensblick zu dem wahren Gott der Allmacht und Erbarmung, wie er sich uns in Christo geoffenbart hat, gibt dauerndes Vergessen alles Erdenleids und selige Himmelsfreude. Aber wohl wird Phidias bei der Schaffung dieses Bildes den wahren Gott gesucht und etwas von ihm erfaßt haben. — Dieser Phidias, der den Athenern so köstliche Augenweide verschaffte, wurde von ihnen wegen Unterschleifs in's Gefängnis geworfen; freigesprochen, zog er nach Elis.

Ein anderer hochgepriesener Bildhauer war Polykleitos aus Sikyon, 469—409. Er fertigte die kräftigsten und anmutigsten Menschengestalten. Sein „Lanzenträger" wurde als Musterbild für das Ebenmaß des menschlichen Körpers betrachtet. — Etwas später, 364—310, glänzte Praxiteles helle, ein Meister aus des Phidias Schule zu Athen. Von ihm stammt der in Olympia gefundene Hermes und die unvergleichliche „Gruppe der Niobe" (zu München).

Der größte im Erzguß, einer auf Samos gemachten Erfindung, war Lysippos aus Sikyon. Er schuf einen gewaltigen Herakles, der zu Korinth aufgestellt war, einen prachtvollen Helios oder Sonnengott, wie er mit vier Rossen herfährt rc.

Ein anderer großer Erzgießer, Perilaos, ist durch sein schreckliches, nicht ganz unverdientes Ende bekannt. Er goß zuletzt zur Vergnügung des Tyrannen Phalaris von Akragas (um 550) einen ehernen Stier, in dessen hohlen Leib ein Mensch gesteckt und durch darunter angezündetes Feuer zum Heulen gebracht wurde, welches sich ausnahm, als ob der Stier brülle. Aber der erste, den der Tyrann hineinstecken und brüllen ließ, war Perilaos selbst. — Das Großartigste in diesem Felde schufen Chares und Laches: den Koloß von Rhodus. Das war ein aus Erz gegossener Pharus oder Leuchtturm in Form einer ungeheuren Menschenfigur, die am Eingange des Hafens auf zwei gegenüberliegenden Felsen stand und zwischen deren Füße die Schiffe ein- und ausfuhren. Dieser Koloß stürzte bei einem Erdbeben um und schlug einen guten Teil der Stadt zusammen.

Maler.

Von den Gemälden der Griechen, welche auf gewichste Leinwand, Schiefertafeln und Kalkmauern aufgetragen wurden, findet sich nichts mehr vor. Nach dem aber, was auf Thongefässen und in Büchern davon steht, hat auch die Malerei bei ihnen eine hohe Ausbildung erlangt. Drei Meister strahlen vor allen hervor: Zeuxis aus Heraklea, Parrhasios aus Ephesus und Apelles von Kolophon.

Die beiden erstern, welche um 400 lebten, gingen einst einen Wettstreit ein, wer es besser machen könnte. Zeuxis malte einen Korb mit Trauben und so natürlich, daß die Vögel herbeiflogen und nach den Beeren pickten. Parrhasios malte dann aber heimlich einen Schleier über den Korb und so ähnlich, daß Zeuxis, als er wieder an sein Bild trat, den Schleier wegnehmen wollte, den jemand seines Bedünkens darüber gelegt hatte. Es wurde von den Richtern dem Parrhasios der Sieg zuerkannt, da er nicht bloß Tiere, sondern Menschen und einen Meister der Kunst getäuscht habe. — Apelles († 308) aber ward der größte aller Maler der Alten. Seine Aphrodite, wie sie dem Meeresschaum entsteigt, und seine Artemis unter opfernden Jungfrauen erweckten in jedem Betrachtenden die höchste Bewunderung. Einst malte er Alexander zu Pferde. Derselbe war mit seinem eigenen Bilde zufrieden, tadelte aber die Zeichnung seines Rosses, und ließ dieses zur Vergleichung herbeiführen. Kaum sah es das gemalte Pferd, so wieherte es laut auf vor Freude. „Siehst du," sprach Apelles zum großen Könige, „daß dein Roß sich besser auf die Kunst versteht als du?" Und Alexander zürnte ihm nicht. — Neuestens hat man in Ägypten auf Mumienetiquetten gemalte Portraits gefunden, welche von der späteren griechischen Kunst einen hohen Begriff geben. Sie sind mit Wachsfarben auf Holzplättchen gemalt, eines vielleicht von Perseus, einem Schüler des Apelles.

Ärzte.

Schon im 14. Jahrhundert vor Christo wurde die edle Heilkunde oder Medizin von einem thessalischen Fürsten, Namens Asklepios (Äsculap), so erfolgreich geübt, daß man ihn nach seinem Tode zu einem Gott, und zwar zum Gott der

Gesundheit machte. Man weiß jedoch von seinem Heilverfahren nichts. Die Erfahrungen der Heilkunde blieben ein Geheimnis der Priestergeschlechter in den Tempeln des Asklepios. Aber 460—372 lebte in Kos und Athen ein Asklepiade, der große Hippokrates, welcher nicht nur unzähligen Leidenden zum besten der irdischen Güter verhalf, sondern auch medizinische Bücher verfaßte, von denen mehrere auf uns gekommen sind, und in denen nach dem Urteil unserer Ärzte die Grundlage aller wahren Heilkunde enthalten ist, wenn er auch noch keine Leichen secierte. Dieser Hippokrates soll ein edelgesinnter Mensch gewesen sein, dem es nicht um Gold und Ehre, sondern um das Wohl der Menschheit zu thun war.

Geschichtschreiber.

Diesen sind wir besonderen Dank schuldig, weil wir ja ohne sie wenig von dem wüßten, was vor uns geschehen ist. Ich führe die drei vorzüglichsten der griechischen Geschichtschreiber an.

Herodot. Lebte 484—408. Er wurde zu Halikarnaß in Kleinasien geboren, hielt sich aber s. 448 zu Athen auf und siedelte 443 nach Unteritalien über. Er machte weite Reisen in Asien, Afrika und Europa, auf denen er überall Nachrichten einsammelte. Er heißt der Vater der Geschichte, weil vor ihm kein Grieche eine größere Geschichte geschrieben hat. Wir besitzen von ihm neun Bücher, welche die Begebenheiten von der Zeit des lydischen Königs Gyges bis zur Schlacht von Mykale enthalten, also einen Zeitraum von 220 Jahren umfassen. Er erzählt volkstümlich, treu aus mündlicher Überlieferung, mit religiösem Ernst, und schreibt vortrefflich. Er gab sich aber Mühe, auch alles was ihm von Erd- und Völkerkunde zu erfassen gelang, in seine Geschichte einzuweben, so daß man eine Erdtafel (Fig. 51) entwerfen kann, welche die Vorstellungen der gebildetsten Griechen von unserer Erdscheibe verdeutlicht.

Thukydides. Ein Athener. Lebte 471—402. Ein ausgezeichneter Geschichtschreiber, der den ersten noch übertrifft an Schärfe der Beobachtung und Vollkommenheit der Darstellung; doch fehlt ihm wie der Glaube an Sagen, so der religiöse Geist, welcher in den menschlichen Geschicken ein göttliches Walten wahrnimmt. Er ist wie ein Euripides nach dem Äschylus; schrieb die Geschichte des peloponnesischen Kriegs, in dem er mitfocht, von 431—411, also nicht zu Ende.

Xenophon. Ein Athener, 444—355, Feldherr und Geschichtschreiber zugleich. Er vollendete das Werk des vorigen über den peloponnesischen Krieg und setzte die griechische Geschichte bis zur Schlacht von Mantinea, 362, fort. Er erzählte den Rückzug der 10000 Griechen, den er selbst geleitet (S. 81), schrieb auch eine Erziehungsgeschichte des Königs Kyrus, zu zeigen, was man an einem rechten Monarchen habe. Er kanns nicht so originell wie seine Vorgänger, hat aber viel Honig der Anmut, darum er die attische Biene genannt ward.

Redner.

Die Redekunst wurde bei den Griechen mit großem Fleiße studiert, denn daran lag viel. Alles wurde in den Freistaaten mündlich verhandelt: das gesamte Volk horchte nach der Rednerbühne hinauf. Wer nun recht reden konnte, der gewann sich die Gemüter, erhielt schmeichelnden Beifall und noch Ehrenstellen dazu; ja er bemächtigte sich des Volkes, daß er es leitete, wie er wollte. Ein rechter Staatsmann aber konnte keiner ohne Zungenfertigkeit sein. Ich nenne die drei berühmtesten Redner der Griechen, und sie sind alle Athener.

Der erste ist Perikles, der große Staatsmann, der einen ganz neuen Ton und Schwung in die Beredsamkeit brachte. Bei aller Schönheit und Lebendigkeit einfach und natürlich, haßte er nichts mehr als unnütze Worte. Unter ihm kamen Sicilier nach Athen, Gorgias u. a., die schon auch durch Wortpracht glänzten. — Isokrates,

436—338, wurde das Muster, wie sich von dem an alle Redner bilden sollten. Er glänzte mit einer überaus feinen und kunstreichen Sprachweise, und ließ auch seine

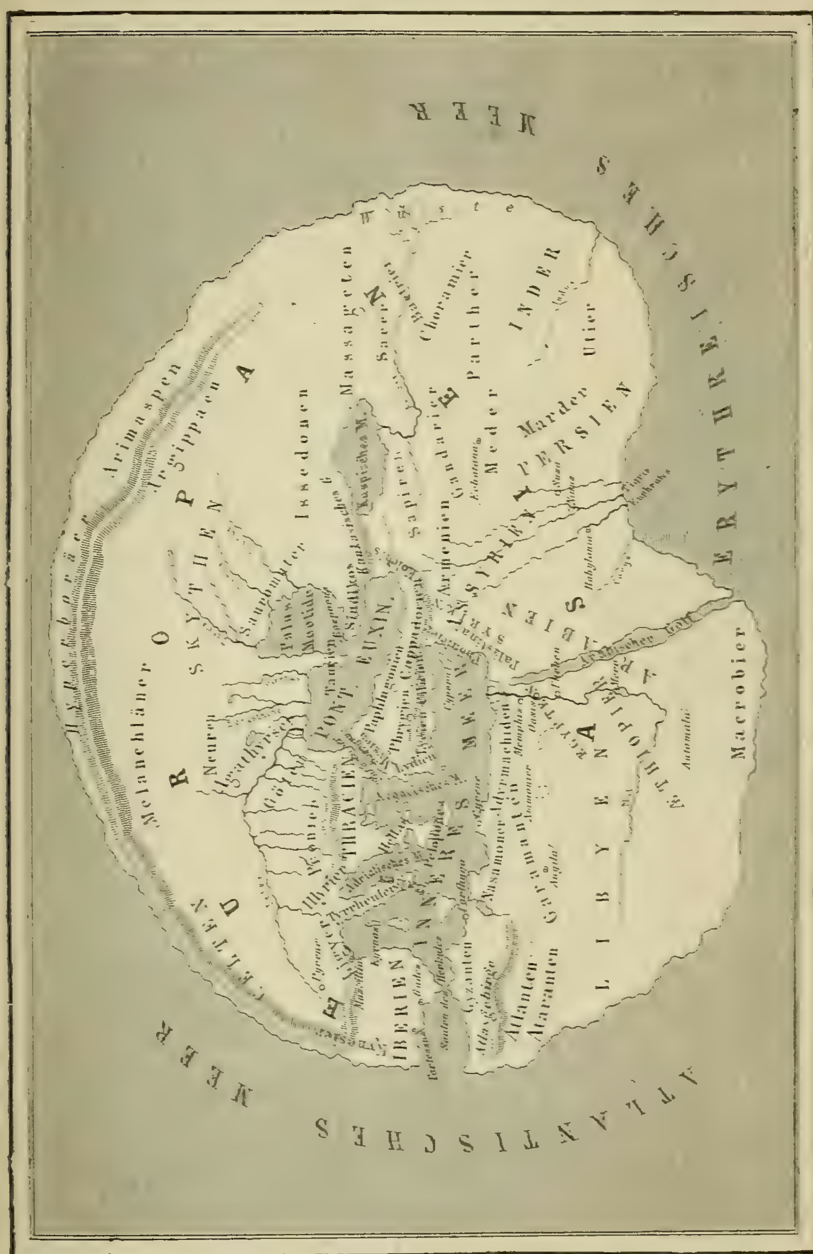


Fig. 51. Erdtafel nach Herodot.

Mienen, seine Hände, seine ganze Stellung und Bewegung entsprechend mitreden, was dem Volke höchlich wohlgefiel. Weil ihm die starke Stimme fehlte, wurde er

bald ein Lehrer der Beredsamkeit, in dessen Schule sich Tausende von Staatsmännern bildeten. Neben ihm glänzte der Sicilier Lysias als Logograph, d. h. als Verfasser von Reden für das Bedürfnis der Recht suchenden Bürger.

Aber den höchsten Gipfel der Redekunst erstieg Demosthenes, 384—322. Er war ganz originell, d. h. er hatte so eine ganz eigentümliche Art, daß es kein anderer machen konnte, wie er. Erst übte er sich auch als Logograph, aber früh regte sich ein ganz besonderer Redetrieb in ihm, der durch alle Schwierigkeiten brach.

So konnte er das R nicht aussprechen; was thut er? Er nimmt Kieselsteine in den Mund und bemüht sich dabei immer R. zu sagen, und nach etlicher Zeit kann er es, ohne Steine, vollkommen. Er hat eine schwache Brust und leise Stimme: da stellt er sich an's brausende Meer hin und schreit hinein, oder er läuft einen Berg hinauf und deklamiert dazu, und so wird seine Brust fester, seine Stimme kräftiger und ausdauernder. Aber seine ersten Reden vor dem Volk befriedigen nicht, weil ihnen das entsprechende Geberdenspiel abgeht. Da läßt er sich von einem Schauspieler unterrichten, übt sich vor seinem Spiegel fort und fort, und um bei dem langwierigen Studium auszuhalten, schert er sich die eine Seite seines Scheitels kahl, damit er ein paar Monate seine Stube nicht verlassen kann. Doch was wäre alles Äußerliche gewesen, wenn nicht ein ungemeines, ja einziges Talent und das ernstlichste wissenschaftliche Studium sich damit verbunden hätten? Genug, in Demosthenes ging der allergrößte Redner seines Volkes und der ganzen Heidenwelt hervor, der mit seiner Rede die Gemüter wunderbar ergriff, mit seiner Zunge s. 354 Athen und Griechenland beherrschte und des Philippus gefürchtetster Gegner war. 61 seiner Reden haben sich auf uns erhalten, und der Ruhm derselben, der durch alle Zeitalter geklungen, schweigt auch heute nicht.


Fig. 52. Demosthenes. (Nach einer Büste in Berlin.)

Philosophen.

Unter der Philosophie versteht man die Weltweisheit, oder diejenige Weisheit, welche die menschliche Vernunft durch eigenes Denken und Forschen zuwege bringt, im Gegensatz zur göttlichen Weisheit, die uns aus dem geoffenbarten Worte Gottes leuchtet. Will doch der menschliche Geist, wenn er einmal recht zum Bewußtsein erwacht ist, gern etwas mehr wissen, als was die Sinne fassen, daß er nach dem Unsichtbaren bei dem Sichtbaren, ja nach dem Grund aller Dinge fragt. Das ist ja gut, wenn nur der Mensch mit Ehrfurcht vor dem Göttlichen, das er ahnet, mit stetem Horchen auf das Gesetz, das ihm Gott in sein Gewissen geschrieben hat, und mit Ehrlichkeit, Bescheidenheit und Demut, ohne hoffärtigen Dünkel dabei zu Werke geht. Gott kann ihn so im natürlichen Lichte etwas erkennen lassen, kann ihm das auch zu seiner Besserung segnen; besonders so, daß er merkt, wie er doch aus sich selbst keine gewisse Wahrheit und am wenigsten den rechten Frieden der Seele erlangt; und das kann eine heilsame Sehnsucht in ihm erwecken nach höherem Licht und Trost. Das aber ist sicher, daß der Mensch im besten Falle mit seinem Philosophieren auf unübersteigliche Schranken stößt oder doch zum klaren Licht und wahren Ruhegrund nicht hindurchdringt.

Unter den Denkern und Forschern bei den älteren Griechen wurden sieben besonders berühmt, so daß man sie die sieben Weisen nannte. Sie verdienten auch, als Heiden, diesen Namen vornehmlich darum, weil sie alle mit dem Erkennen ein tugendhaftes Leben zu verbinden trachteten. Sie hießen: Kleobulos, Periander, Pittakos, Bias, Thales, der erste Geometer und Astronom, Chilon, Solon. Der tiefsinnige Heraklit von Ephesus (um 500) klagte: sie beten zu Bildern, als

wenn jemand mit Häusern redete! und trat sein erbliches Priesteramt ab, um keinen Götzendienst zu treiben.

Der gleichzeitige Xenophanes bewies: Der Höchste kann nur Einer sein, der alles sieht und hört, denkt und beherrscht; so verwarf er durchaus, was die Dichter von Göttern gefabelt. Anaxagoras führte alles auf eine erste Ursache zurück und nahm den Gestirnen ihr göttliches Ansehen; nur durch Perikles Schutz entging er der Verurteilung. Empedokles in Akragas, Arzt, Naturforscher und Staatsmann, leugnete alle Menschenähnlichkeit in Gott, wie sie Mythologen ersonnen hatten: „Nein! ganz ist er Geist, ein reiner und heiliger Wille, rasch durchwaltend die Welt, im raschen Flug der Gedanken!" — Nach ihnen mehrten sich „die Weisen" sehr. Da gab's nun freilich viele eitle, dünkelhafte, geld- und lustsüchtige, gott- und heillose Weise, welche sich mit einem bloßen Schein brüsteten und mit ihrer Zweifelsucht bei schlimmem Exempel ihres Lebens die Leute immer mehr verführten und verderbten. Und diese Weisen (Sophisten) haben der Weltweisheit und Beredsamkeit allerdings einen schlechten Namen machen müssen. Es waren hochangesehene darunter: Protagoras, Prodikos 2c.; jener verdiente mehr Geld als Phidias mit all seinen Meisterwerken. Ich spreche nun von 4 Philosophen, die unbestritten die größten sind.

Pythagoras.

Der erste war Pythagoras, geb. auf Samos 582. Ein seltener Mann, den die Gewaltherrschaft des Polykrates von Hause forttrieb. Er war noch jung, da wurden schon seine philosophischen Vorträge von Griechenland bewundert. Aber er reiste noch mehrere Jahre in den Ländern herum, um überall den Spuren der Weisheit nachzugehen, besuchte auch Ägypten. Dann begab er sich 532 nach Kroton in Großgriechenland. Da machte die Erscheinung des hochgewachsenen, schöngestalteten, in langem Talar einherschreitenden, strenger Enthaltsamkeit sich befleißenden, sittenreinen und religiösen Mannes, welcher so erhaben und feierlich und wieder so tief und sinnig redete, einen gewaltigen Eindruck. Der Rat von Kroton ließ ihm einen Hörsaal bauen, in welchem täglich mehr als 2000 Menschen seine Weisheitslehre hörten.

Er lehrte aber: Es sei ein Urfeuer im Mittelpunkt der Welt, um das sich die Welt in vielen Kreisen bewege und welches die Ursache alles Lebens sei. Von diesem Feuer kommen die Sterne, Götter, Geister und Menschen her; namentlich sei die menschliche Seele ein Ausfluß oder Funke desselben. Dieses Urfeuer sei vollkommen lauter und gut, und der Mensch müsse, eingedenk seines Ursprungs, rein und gut leben, und das nicht bloß äußerlich, sondern von innen heraus. Harmonie herrsche, wie im Weltgebäude, so auch im Menschen zwischen Leib und Seele, zwischen Mann und Frau, im Freundeskreise und im Staat. Weil aber die Seele hier nicht völlig rein werde, so müsse sie nach dem Tode durch verschiedene Körper wandern 2c. Die Zahl, als Grundlage der Musik, ist das Wesen der Dinge. Es ist etwas von Wahrheit an seiner Lehre, aber überall haftet der Irrtum daran, wie bei den weisesten und besten Heiden. O wie sollten wir Gott danken, daß uns ein Licht leuchtet, das Kindern den Weg zur Seligkeit zeigt!

Pythagoras stiftete einen Bund mit verschiedenen Graden, in den er Alte und Junge aufnahm. Den letzteren widmete er besondere Sorgfalt, um sie zu weisen Lehrern der Menschheit und tüchtigen, für das Wohl des Volkes treulich sorgenden Staatsmännern zu erziehen. Die Pythagoräer führten eine eigene Lebensweise, die sich schön ausnimmt. Sie standen morgens früh auf. Zuerst stellten sie eine Selbstprüfung an; hierauf gingen sie ins Freie hinaus und der Sonne, als dem Abbild des Urfeuers, betend entgegen: dann hörten sie des Meisters Lehrvorträge, lernten schweigen und dachten darüber nach; sofort folgten Leibesübungen, weil eine gesunde Seele nur in einem gesunden Körper wohnen könne; nach einem geringen Mittagsmahle beschäftigten sie sich mit den öffentlichen Angelegenheiten bis gegen den Abend; jetzt machten sie einen Spaziergang, nahmen ein Bad und genoßen die sehr mäßige Hauptmahlzeit; mit Gesang und Gebet wurde jeder Tag beschlossen.

Die Schüler des Pythagoras hatten solch ein Vertrauen zu ihrem Meister, daß ihnen jedes Wort desselben für ausgemachte Wahrheit galt. Statt aller Beweise sprachen sie nur: Er hat's

gesagt! Ach, daß wir mit solchem Glauben auf allen Aussprüchen des himmlischen Lehrmeisters ruhen möchten! Indessen ahmten die Pythagoräer ihres Meisters Sittenreinheit und Tugenden nach, und wenn gleich in ihrem Herzen, wie sie selbst bekannten, Sünde genug blieb, und weil sie von keiner Versöhnung wußten, der wahre Friede noch keine Stätte haben konnte, so zeichneten sie sich doch vor andern Heiden auffallend aus. Es gingen auch viele der besten Lehrer und Staatsmänner aus der Schule dieses Weltweisen hervor.

Nachdem dieselbe lang geblüht, wurde sie 506 durch demokratische Unruhen verstört und dabei eine Menge Pythagoräer erwürgt, als ob der Teufel auch das Bessere bei den Heiden nicht leiden könnte. Der 80jährige Greis starb zu Metapont.

Sokrates.

Sein Name ist am weitesten bekannt, wiewohl er unter allen die demütigste Philosophie hatte. Er gilt für den tugendhaftesten aller Heiden. Eines Bildhauers Sohn, geboren zu Athen 469, arbeitete er zuerst seinem Vater nach mit dem Meisel; es drängte ihn jedoch zur Erforschung der höhern Dinge, und so warf er sich mit aller Macht auf das Studium der Weltweisheit. Tief und schwer dachte er über das Unsichtbare nach; er kam aber zu keiner Gewißheit darüber. Er sagte nach langem Forschen: „Ich weiß das Eine, daß ich nichts weiß!“ Wenn der Philosoph dahin kommt, dann schadet ihm seine Philosophie gewiß nichts.

Sokrates merkte wohl den Einen wahren Gott, „das höchste Gut“; er führte auch solche Reden, daß man annehmen könnte, er habe ihn gefunden; ein „Geistchen“ warnte ihn oft vor Mißgriffen; allein es war doch keine Klarheit des Erkennens, keine Gewißheit in seiner Seele, darum er auch alle heidnischen Götter gelten ließ. Ja, er wendete sein Nachdenken mehr und mehr vom Überirdischen ab und sagte, es heiße seine Zeit verschwenden, wenn man zu viel darüber nachgrüble, weil man doch zu nichts Sicherem gelange. Das hielt er nun für die echte Weisheit, zu lehren, was den Menschen für's Leben nützlich sei; darauf richtete er sein Hauptbestreben. Aber er behauptete mit Recht, nur das Gute bringe dem Menschen wahren Nutzen, und wer einen Unterschied zwischen dem Nützlichen und Sittlichen mache, der sei ein verabscheuungswürdiger Volksverderber. Darum legte er sich jetzt insonderheit auf die Tugendlehre. Und hier konnten allerdings die Heiden noch das meiste leisten, weil sie (Röm. 2, 15) noch ein Gewissen haben, das vom Guten und Bösen Zeugnis gibt. Es ist aber auch dies göttliche Gesetz im Innern nicht mehr ganz hell und rein; so fallen ihm Wissen und Tugend zusammen; seine Tugend bestand vornehmlich in „Mäßigkeit, Gerechtigkeit und Tapferkeit“; die Hauptsache, die Liebe, fehlte, er hat sie mehr mit seinem Exempel als mit Worten gelehrt.

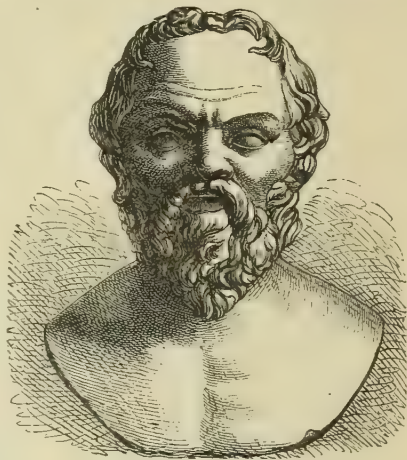
Was er von der Tugend lehrte, das suchte er auch mit höchstem Ernst an sich selbst darzustellen; er lebte ganz einfach und gering, that wissentlich niemandem unrecht, kämpfte mit Mut und Hingabe fürs Vaterland, erfüllte unerschütterlich seine Richterpflicht. Er nahm sich in die strengste Selbstzucht und blieb so ruhig und gelassen, daß er sich durch nichts aus der Fassung bringen ließ. Mit Unrecht aber schildert man seine Frau Xanthippe als einen Ausbund von Bösartigkeit.

Da er fand, daß an den ältern Leuten nicht viel zu bessern sei, so bemühte er sich eifrigst, Jünglinge um sich zu sammeln, daß er sie bilde. Er hatte auch eine besondere Gabe, diese an sich zu ziehen und zu fesseln. Selbst der leichtfertige Alkibiades ging eine Zeit lang zu ihm und bekannte unter heißen Thränen, daß ein Leben, das dem Sokrates nicht gefalle, gar kein Leben zu nennen sei. Einmal traf er in einem engen Durchgang auf einen zarten, vielversprechenden Jüngling. Er hielt ihm seinen Stock vor und fragte ihn, „wo man Mehl kaufe?“ Der Jüngling erwiderte: auf dem Markte. „Und wo Öl?“ Antwort: auch daselbst. Sokrates fuhr fort: „Aber wo geht man hin, um weise und tugendhaft zu werden?“ Jener stutzte. Sokrates sprach: „Folge mir, ich will dir's weisen.“ Der Jüngling folgte ihm und ward sein innigster Anhänger auf Zeitlebens. Es war Xenophon (S. 116). Ein anderer junger Mensch, Euklid von Megara, lief oft die acht Stunden Weges nach Athen, um einen Tag bei Sokrates zubringen zu können. In einem ihrer Kriege setzten die Athener die Todesstrafe fest für jeden Megaräer, der sich bei ihnen blicken ließe; da schlich sich Euklid, als Weib verkleidet, abends nach Athen hinein, um ein paar Nachtstunden des Sokrates genießen zu können. Reiche und Arme

scharte dieser um sich, denn er nahm kein Geld für seinen Unterricht, wie die andern Weisheitslehrer. Er unterrichtete seine Schüler gesprächsweise; geschrieben hat er nichts. Es ist keine Frage, daß Sokrates eine schöne, bei vielen erfolgreiche Wirksamkeit übte.

Sein Ansehen stieg aufs höchste, als das Orakel zu Delphi, befragt, wer der weiseste aller Sterblichen sei, ihn dafür erklärte. Dennoch grollten ihm nicht wenige seiner Mitbürger, und die vornehmsten darunter, weil er mit aller Macht die Tugend empfahl und das Laster bestrafte, weil er das eitle, genußsüchtige, liederliche, falsche Leben seiner Athener ohne Ansehen der Person und nicht in losem Scherz, wie Aristophanes, sondern mit strengem Ernst züchtigte; weil er meinte, regieren solle, wer es am besten verstehe. Und so geschah es, daß selbst ein Sokrates endlich als ein Missethäter auf Tod und Leben angeklagt wurde: „er verachte die Götter und verderbe die Jugend, darum müsse er sterben.“

Sokrates stand vor seinen 559 Richtern und hielt eine auserlesene Verteidigungsrede, die uns sein Schüler Plato aus dem Gedächtnis aufgezeichnet hat. „Wie er die Götter verachten könne, denen er doch jederzeit mit den andern gebührenden Gottesdienst erwiesen? Und welchen einzigen Schüler man nennen könne, den er mit seiner Lehre verdorben habe?“ Man konnte ihm durchaus nichts mit einigem Schein der Wahrheit aufbürden. Allein statt seine Richter, wie sie erwarteten, mit Bitten und Thränen um ein mildes Urteil anzugehen, griff er auch hier ihre Sünden an, während der hinsichtlich seines Wissens so demütige Mann seine eigene Tugend freilich allzustark hervorhob. So erbitterte er die Richter mit seiner Rede vielmehr, als daß er sie zu seinen Gunsten gestimmt hätte; und so geschah es, daß auch ein Sokrates (mit 281 Stimmen gegen 278) zum Tod verurteilt wurde.


Fig. 53. Sokrates.

Er hörte das Urteil ruhig an und ging gutes Muts in den Kerker. Darin lag er gefesselt dreißig Tage lang. Doch durften seine Freunde ihn besuchen und er fuhr fort, sie zu lehren. Daneben tröstete er sie freundlich über ihren Schmerz, suchte sie wohl auch durch ein scherzendes Wort zu erheitern. So rief einer aus: „Nein, so unschuldig sterben müssen!“ und er erwiderte lächelnd: „möchtest du denn lieber, daß ich schuldig stürbe?“ Seine Freunde wollten ihm durch Bestechung der Wächter zur Flucht verhelfen; allein deren Verführung zur Pflichtverletzung wies er entschieden zurück.

Am letzten Tage kamen seine Freunde früh ins Gefängnis, und blieben bis zum Abend bei ihm. Den ganzen Tag sprach er mit ihnen über Tod und Unsterblichkeit. Den Inhalt dieses Gesprächs hat Plato (im Phädon) herausgegeben. Als die Sonne sich neigte, griff er nach dem Giftbecher, sprach zu seinen Freunden: „Laßt uns beten, daß der Übergang dorthin glücklich von statten gehe!“ und leerte dann den Becher auf Einen Zug. Die Freunde weinten und jammerten laut; er hieß sie ruhig sein und ihm glückwünschen. Nun ging er auf und ab, bis er matt wurde; dann streckte er sich mit verhülltem Angesicht aufs Lager nieder. Er erkaltete und erstarrte von unten auf. Als er den Tod an der Brust merkte, bat er, man möchte für ihn dem Asklepios (als der ihm nun zur völligen Gesundheit verhelfe) einen Hahn opfern. Gleich darauf starb er, Mai 399. Seine Schüler flüchteten nach Megara u. a. Orten. Doch bald stimmte die ganze Stadt eine Wehklage über ihn an. Seine Ankläger wurden in die Verbannung gejagt, ihm aber eine eherne Bildsäule zu bleibenden Ehren gesetzt. Das waren die Athener!

Plato.

Plato, 429 zu Athen in vornehmer Familie geboren, hörte, 20 Jahre alt, den Sokrates und ließ nicht mehr von ihm bis zu dessen Tode. Er sprach, wie er den Göttern besonders für drei Wohlthaten danke, daß sie ihn einen Mann, einen Griechen, einen Zeitgenossen des Sokrates hätten werden lassen. Nachher machte er weite Reisen und hielt sich längere Zeit in Syrakus auf. Den größten Teil aber seines Lebens s. 387 brachte er in der Vaterstadt zu, woselbst er 348 starb.

Wenn nun Plato die Tugendlehre des Sokrates ganz zu der seinigen machte, so stieg er doch auch mit seinem forschenden und fühlenden Geiste recht ins Unsichtbare hinein, und er stieg da höher und tiefer als irgend ein anderer heidnischer Philosoph. Er redet in seinen Schriften, von denen zwei vorzügliche Gespräche Phädrus und Timäus betitelt sind, von einer ewigen Ursache alles dessen, was da ist, die Leben sei und Wissen und Wollen habe, und die Fülle des Wahren und Guten in sich schließe. Er nennt sie auch Gott, und glaubt, daß die griechischen Götter von diesem Höchsten erst erschaffen seien.

Auf diesen Urgrund der Dinge müsse sich die menschliche Seele vor allem mit heiliger Ehrfurcht richten. Unsere Seele sei mit Gott verwandt und ursprünglich mit ihm vereinigt gewesen, in einem Dasein vor dem Erdenleben. Jetzt sei sie es nicht mehr und solle erst wieder mit ihm in Gemeinschaft kommen durch Ergreifen der Idee des einzig Wirklichen. Die sichtbare Welt ziehe den Menschen mit ihren täuschenden Gütern und Reizen von Gott ab; und daß der Mensch sich von dem Sichtbaren beherrschen lasse, daher entspringe alles Böse. So lange aber der Mensch ein Knecht des Sichtbaren sei, befinde er sich in einem unseligen Zustand, und dieser Zustand werde nach dem Tode noch viel trauriger. Darum müsse der Mensch von der verderblichen Herrschaft befreit und wieder mit seinem Ursprung vereinigt werden. Dann sei ihm schon hienieden wahrhaft wohl und nach dem Tode erwarte ihn noch ein seligeres Loos. — So weit hat Plato ziemlich recht gesehen und so weit hat die heidnische Weisheit kommen können, aber auch nicht weiter. Dieser Philosoph hat Gott von fern erkannt und die Notwendigkeit einer Erlösung empfunden. Was meint er nun aber, wie der Mensch vom Bösen erlöst und zu seiner Ursprünglichkeit wieder hergestellt werde? Er meint, das geschehe eben durch die Philosophie! Dadurch, daß der Mensch zunächst sich selbst recht erkennen lerne, dann die in seinem Innern schlummernden großen Gedanken (Ideen) erwecke und sofort mit aller Kraft und Sehnsucht zum Göttlichen aufstrebe; so mache sich ihm dasselbe offenbar, und der Erkenntnis des Göttlichen folge die Tugend von selbst; er werde von allen Banden frei, zu allem Guten geschickt und sein ganzes Leben ein schöner Einklang, wie die Sterne sich im ewigen Einklang bewegen.

Ach, der werte Plato hat gewiß bei sich selbst noch genug Mißklänge vernommen, und in seinem Innersten, im Gewissen, da blieb der Hauptmißton. Es liegt bei ihm alles daran, daß die Seele zum Göttlichen aufstrebe und in's Ewige eindringe; aber er klagt selbst, daß es damit nicht recht gehen wolle. Er vergleicht einmal die Seele einem mit zwei Rossen bespannten und gen Himmel fahrenden Wagen; das eine Roß sei folgsam und trachte vorwärts; das andere sei faul und störrig und schlage immer aus der Bahn, daß der Wagen nicht erklecklich weiter komme. — Wohl nähert sich von allen heidnischen Weisheitslehren die platonische dem Christentum am meisten; aber der Welt das Heil bringen, das konnte sie doch nicht, noch fehlte der Heiland. Indessen war Plato gewiß vornehmlich einer von den Heiden, in welchen die Seele sich aufschloß für ein Höheres, Ewiges, das sie ahnten, von dem sie etwas im Dämmerlicht erkannten, und nach dem sie sich zu seliger Vereinigung sehnten. Der Geist Gottes wird in vorlaufender Wirksamkeit dabei thätig gewesen sein, und Gott wird ja in Gnaden dieses Sehnen gestillt haben.

Dieser Philosoph hat sich noch mit besonderer Vorliebe dem Staatswesen zugewendet, nicht dem bestehenden, vor welchem er vielmehr alle Weisheitsucher warnte, sondern einem eingebildeten. Er stellt das Bild eines vollkommenen Staates auf, in dem alle würdig und glücklich leben; es ist aber sehr mißraten. Er träumt von einer Gemeinschaft der Güter, der Weiber, der Kinder, befestigt die Sklaverei und die strengste Censur; die Dichter verbannt er gar. Lange weilte er zu Syrakus, weil er dachte, er könnte bei den dortigen Herrschern, Dionys dem Ältern und Jüngern,

sein Bild verwirklichen, was er in dem verdorbenen Athen für nicht mehr möglich hielt. Allein es mißglückte ihm bei beiden: eine Zeit lang geehrt, erntete er doch zuletzt von ihnen nichts als Undank, so daß er Sicilien gesegnete. — Weil Plato zu Athen in der Akademie (S. 99) seine Lehrvorträge hielt, nannte man seine Schüler Akademiker. Sie waren nicht eben sehr viele, aber die Edleren.

Aristoteles.

Aristoteles ist geboren zu Stagira in Chalkidike, 384. Er kam mit dem 17. Jahre nach Athen und besuchte lange Platos Lehrstunden. Darauf lebte er einige Zeit in Kleinasien, von wo er zu dem ehrenvollen Berufe, den hoffnungsvollen Sohn seines Königs Philipp zu erziehen, 343 nach Makedonien gerufen wurde. Späterhin ging er wieder nach Athen, um dortselbst Philosophie zu lehren. In den Hallen und Hainen des Lyceums, wie ein Turnplatz hieß, wandelte er dabei mit seinen Schülern auf und ab, darum diese Peripatetiker (Herumwandler) genannt wurden. Er verließ Athen, weil sich die Beschuldigung der Götterleugnung gegen ihn erhob, und starb zu Chalkis auf Euböa 322. Er hat noch viel mehr Bücher als Plato geschrieben, und über alle möglichen Gegenstände, die der hochgelehrte Mann alle in sein Wissen aufnahm, so daß er für den Begründer der Wissenschaften gelten kann. (Nach ihm leitete Theophrast 322—286 die peripatetische Schule.) Dieser Schüler des Plato wurde aber ein ganz anderer Philosoph als sein Lehrer. Er kennt das Gemüt, das tiefere Seelenleben nicht; ihm ist der Verstand im Kopfe alles. Den hatte er allerdings schärfer als wohl je ein anderer Mensch.


Fig. 54. Aristoteles. (Nach Visconti.)

Mit diesem außerordentlichen Verstande dringt er nicht zunächst ins Unsichtbare hinein, sondern packt die sichtbare Welt an, an welcher man allein einen festen Halt habe. Diese erforscht er genau, beobachtet auch das Kleinste, lehrt die Geschöpfe von einander scheiden und wieder zusammenordnen, bis er auf einen letzten Grund der Dinge kommt. Den erkennt er zwar mit einem gewissen Respekte an als wesenhafte Vernunft und Weltbildner, doch ohne Bewußtsein von sich selbst, läßt sich aber nicht weiter mit ihm ein, weil er ihn nicht begreifen könne; und was er nicht gar begreifen kann, damit will er nicht näher zu thun haben. Er blickt gelegentlich kühl und kalt auf ihn hin, und ein herzlich Sehnen nach ihm, wie bei Plato, findet sich bei Aristoteles nicht von ferne, auch glaubt er an kein Leben der Seele nach dem Tode des Leibes. Stark beschäftigt er sich mit dem vernünftigen Staat und bekämpft vielfach den Plato; die Sklaverei kann er auch nicht entbehren.

Ihm liegt alles an der Kunst, recht zu denken, die man Logik heißt. Die Wissenschaft, wie der Mensch denken solle, daß er nach festen Gesetzen den Gedankenweg hinwandele und nicht die Kreuz und Quer vagiere, ist ihm eigentlich die ganze Philosophie. Diese Wissenschaft hat er aber auch zu solcher Vollendung gebracht, daß die größten Philosophen aller folgenden Jahrhunderte nichts neues von Belang hinzuthun konnten, und daß er da noch immer als der Meister gilt. Aber seine Denklehre ist leer; es ist keine wesentliche Wahrheit drin, daran die Seele mit ihren tiefen Bedürfnissen zehren, sich trösten und stärken könnte.

Man hat späterhin die Philosophie der beiden, Aristoteles und Plato, mit dem Christentum in Verbindung gebracht, nicht zum Vorteil desselben. Man hat nur durch die platonische Philosophie das Christentum schwärmerisch, durch die aristotelische es dürr und tot gemacht. Philosophie und Christentum bleiben eben verschiedene Dinge.

Übrigens muß man es diesen beiden Männern lassen, daß sie nicht nur zu ihrer

Zeit als die größten Lichter leuchteten, sondern auch durch ihre Schriften auf die menschliche Bildung unseres Geschlechts in aller fortlaufenden Zeit den größten Einfluß übten. Überhaupt merket: die menschliche Bildung unseres Geschlechts schreibt sich vornehmlich von Griechenland, von griechischer Kunst und Wissenschaft her. Aber ach, alle diese Kunst und Wissenschaft konnte dem Verderben und Elend der gefallenen Menschheit nicht abhelfen, konnte die tief versunkene Welt nicht emporheben zu wahrem Licht und Heil, zu einer rechten Schönheit des Lebens, zur ersehnten Gottesgemeinschaft und gewissen Hoffnung eines ewigen Lebens!

Und jetzt kommen wir zu dem königlichen Schüler des Aristoteles, der kein großer Philosoph, aber ein großer König, ein Weltmonarch wurde.

IX. Das makedonische Weltreich.

§ 1. Alexander.

In der Nacht, da ein toller Mensch, Herostratus, das größte Heiligtum Kleinasiens, den majestätischen Artemistempel zu Ephesus (S 114), in Brand steckte, nur um sich einen Namen zu machen, wurde dem makedonischen Könige Philipp II. sein Alexander geboren 356. Der Vater hatte große Freude an dem schönen Kind und dem wohl gedeihenden Knaben, welcher frühzeitig ungewöhnliche Anlagen und Kräfte entwickelte. Als das 13. Jahr erreicht war, berief Philipp den größten Weisen, Aristoteles, zu seiner Erziehung, die derselbe mit angelegentlichster Sorgfalt betrieb. Alexander war ein sehr lernbegieriger Schüler.

Mochte auch seine feurige Seele an der kalten Logik seines Lehrers weniger Geschmack finden; die Moral desselben hörte er mit reger Teilnahme. Sehr sprach ihn auch der Unterricht in der Naturgeschichte an, noch mehr die Menschengeschichte. Vornehmlich gefielen ihm sodann die Lehrstunden, welche ihn in die Kunst und namentlich in die Dichtkunst einführten. Ja, wenn ihm Aristoteles den alten Homer vorlas und erklärte, da wurde er ganz hingenommen. Hier waren's aber nicht sowohl die schönen Verse, als die herrlichen Helden, welche ihn so sehr entzückten. Homer ward sein Lieblingsdichter. Die Ilias stak immer unter seinem Kopfkissen und er las täglich darin. Ach, mit welcher Lust und Herzerhebung betrachtete er diese alten Heroen, und insonderheit „den göttergleichen Achilleus“, von dem er sein eigenes Geschlecht ableitete! Ein solcher Held und noch ein größerer zu werden, das war Tag und Nacht sein Gedanke. Darum trieb er neben seinen Studien mit höchstem Eifer die körperlichen und ritterlichen Übungen, in denen er es noch als Knabe den Jünglingen zuvorthat. Doch wollte er kein bloßer Haudegen werden, sondern auch ein Kriegskundiger; deshalb studierte er dabei die Kriegswissenschaft mit größtem Fleiß. Und auch ein kluger Staatslenker wollte er dereinst sein, darum studierte er mit gleicher Begier die Regierungskunst; und wenn sein Vater einen Staatsrat hielt, saß der Sohn dabei und hörte.

Nun stellt euch den erwachsenen Alexander vor. Eine edle, kräftige Gestalt, funkelnde Augen, einen Gang, daß das Haar zurückfliegt, eine Stimme wie eines Löwen rc. Er hat was Königliches in seinem Wesen; doch nicht bloß etwas Gebieterisches, auch etwas Mildes, Freundliches. Er ist kein Barbar, denn er kennt Kunst und Wissenschaft und liebt und fördert sie zeitlebens aufs freigebigste; er ist kein Barbar auch der Gesinnung nach, die gehörte Moral hat einen Eindruck bei ihm zurückgelassen und seine Natur in etwas gezähmt und veredelt. Aber sie wirkt nicht so weit, daß sie ihn vor allem Rohen und Wüsten behütet. Er kann furchtbar leidenschaftlich werden, ja bei Gelegenheit barbarisch handeln, obgleich es ihn nachher wieder reut.

Ein Übel ließ die Moral ganz unberührt, das war sein grenzenloser Ehrgeiz. Rühmte man seines Vaters Siege, so klagte er: „Vater wird mir nichts mehr zu thun übrig lassen!“

Sein Vater nährte diese Ruhmgier, wie aus folgendem Geschichtlein zu ersehen, das zugleich sein ritterliches Wesen abbildet. Es war dem Könige ein thessalisches Roß gebracht worden, ein überaus schönes, aber überaus wildes. Er hätte es gern um das Gebot von 60 000 Mk. gekauft, allein da war kein Bereiter, der es nur besteigen konnte. Zuletzt erbat sich noch der junge Alexander die Gunst, einen Versuch machen zu dürfen. Unversehens mit einem Schwung ist er auf dem Tiere; er schießt pfeilschnell damit hin, aber er lenkt es wieder um und wohin er will. Das Pferd hat seinen Meister, sowie Alexander das trefflichste Streitroß, seinen Bukephalos, auf dem er so manchen Sieg erficht. Sein Vater aber, als der Jüngling herabsprang, umarmte ihn und sprach mit Thränen: „Sohn, suche dir ein anderes Königreich, Makedonien ist für dich zu klein!“

§ 2. Des jungen Königs erste Thaten.

Alexander war zwanzig Jahre alt, als er den durch die Ermordung seines Vaters erledigten Thron bestieg, 336. Er ergriff die Zügel der Regierung gleich mit fester Hand. Da Hellas sein Joch abschütteln wollte, eilte er selbst nach Theben und verzieh allen Griechen, nur mußten sie auf einem Tag in Korinth ihn zum unumschränkten Oberfeldherrn gegen die Perser wählen. Er versicherte sie dabei, Griechenland solle an den Barbaren gerächt werden für all das Unglück, das sie darin angerichtet hätten. Er traf nun alle Anordnungen zu dem großen Kriegszug, befragte auch das delphische Orakel. Weil es ein Unglückstag sei, wollte die Pythia den Dreifuß nicht besteigen. Da führte sie der König mit Gewalt hin, so daß sie ausrief: Mein Sohn, du bist unwiderstehlich! Er ließ sich an diesem Orakel genügen. Da die Triballer und andere nördliche Völkerschaften in Empörung ausbrachen, drang er 335 rasch hinauf bis zur Donau, ja auch ins Getenland jenseits, und in kurzem hatte er die Rebellen zu Paaren getrieben und alle zum Frieden gestimmt. Es war ein anstrengender Feldzug; er trug aber alle Strapazen wie der gemeinste Soldat. Ebenso rang er im Südwesten die Illyrer nieder.

Unterdessen hatten die Thebaner, auf ein Gerücht von seinem Tode hin, einen Aufruhr gewagt und die makedonische Besatzung in die Burg Kadmea eingeschlossen. Urplötzlich stand der, den man gefallen glaubte, mit 17 000 Mann vor den Mauern der frevelhaften Stadt. Er wollte sie mit Schonung bestrafen, wenn sie nur seine Gnade reumütig gesucht hätte. Aber sie trotzte noch; und so erlitt sie von seinem Zorn ein schreckliches Schicksal. Sie wurde am dritten Tag erstürmt, zum warnenden Exempel für andere dem Erdboden gleich gemacht; 6000 Thebaner waren erschlagen, 30 000 wurden in die Sklaverei verkauft; die Stadt des Epaminondas war vernichtet, nur Pindars Haus (S. 112) und Nachkommen wurden verschont. Die andern griechischen Staaten schickten sehr erschrocken von allen Seiten Ergebenheitsversicherungen an den König mit den Adlers-Flügeln und -Klauen, und folgten unbedingt seinem Willen. Und nun ging's gegen Morgen.

§ 3. Des großen Kriegszugs glänzender Beginn.

Im Frühling 334 brach Alexander mit nur 35 000 Mann nach Asien auf; in Pella ließ er Antipater als Reichsverweser, dem steter Nachschub frischer Truppen befohlen war. Seine Makedonier waren die kräftigsten Leute und vortrefflich in den Waffen geübt; die Griechen gedachten ihres alten Grolls gegen die Barbaren; und alle begeisterte der Anblick des jugendlichen, heldenherrlichen Führers. Sie marschierten an den Hellespont, über den sie in Schiffen setzten.

Als das Schiff des Königs dem Ufer nahte, warf er seine Lanze in den asiatischen Boden, als ob er ihn aufspießen wollte, und sprang dann in voller Rüstung zuerst an's Land. Sein

erstes war, daß er die Ruinen von Troja besuchte und am Grabmal seines Ahnherrn opferte. „Glücklicher Achilleus," rief er da aus, „der du einen Homer zum Sänger deiner Thaten gefunden!"

Er führte nun sein Heer ostwärts zum nahen Flusse Granikus. Hinter demselben erwartete ihn schon ein von Satrapen befehligtes Perserheer. Im Angesichte desselben stürzte er sich mit seinen Kriegern in den tiefen und reißenden Fluß; sie durchwateten ihn unter dem Pfeilhagel der Feinde und rangen sich am jenseitigen Ufer empor. Drüben erfolgte eine tobende Schlacht. Einige persische Generale sprengten auf Alexander los, den sein weißer Helmbusch kenntlich machte; einer spaltet ihm den Helm und während er gegen diesen kämpft, hebt ein anderer den Arm zum Todes-



Fig. 55. Alexander der Große. (Nach der antiken Büste im kapitol. Museum.)

streiche. Nach diesem haut der Oberst Klitus so kräftig, daß sein Arm und Schwert zu Boden fällt. Zugleich streckt Alexander den Gegner vor sich hin, und fährt fort, die Schlacht zu leiten. Und durch seine den Persern weit überlegene Kriegskunst und seine alles vor sich niederwerfende Phalanx — das war eine von seinem Vater erfundene eigentümliche Aufstellung der Schwerbewaffneten, deren lange Lanzen aus fünf Gliedern heraus wie ein Wald von Eisen starrten — erfocht er einen großen Sieg. Die meisten persischen Führer liegen erschlagen, und fast alles Fußvolk liegt um sie her. Die gefangenen griechischen Söldner schickte er zu Strafarbeiten nach Pella.

Nach dieser Granikusschlacht, Mai 334, zog er an der ganzen Westseite Kleinasiens herab und dann ein Stück ostwärts hin. Und all die reichen Städte dieser

gesegneten Küste ergaben sich ihm freiwillig, wie das starke Sardes und Ephesus, oder wurden von seinen Mauerbrechern geöffnet, wie das vom Griechen Memnon befestigte Halikarnassus. In Phrygiens Hauptstadt Gordium hielt er Winterrast und löste den gordischen Knoten. Es war am Wagen eines alten Königs Midas ein seltsam verschlungener Knoten, an welchem man keinen Anfang und kein Ende wahrnahm; und ein altes Orakel sagte, daß, wer ihn löse, die Herrschaft über Asien erlangen werde. Alexander suchte nicht lange an ihm herum; er faßte sein scharfes Schwert und zerhieb ihn; so war er freilich gelöst. — Dann drang er wieder zur Südküste hinab. Schweißbedeckt gelangte er nach Tarsus, wo der Kydnus ihn zum gefährlichen Bade lockte.

Ohnmächtig wird er herausgetragen; das heftigste Fieber stellt sich ein, man fürchtet für sein Leben. Da fällt der Arzt Philippos auf ein Mittel; allein, er sagt's voraus, es ist ein gefährliches. Doch Alexander heißt es ihn sogleich bereiten. Während dessen empfängt er von seinem Feldherrn Parmenio einen Brief, er solle sich vor dem Arzte hüten, derselbe sei vom Perserkönig bestochen, ihn zu vergiften. Philippos tritt mit dem Tranke herein. Alexander gibt ihm mit der einen Hand den Brief, mit der andern setzt er die Schale an und trinkt. Die Arznei griff ihn furchtbar an, aber sie machte ihn gesund.

Er marschierte an der Südküste fort, bis ans Ende der Halbinsel. Hier hört er, daß Darius III. ihn umgehe mit zahllosem Heer. Freudig kehrt er um ins enge Thal des Pinaros. Doch wurde diese Schlacht bei Issus, 333, heißer als die vorige. Denn der Perser ist fast eine halbe Million, und unter den Augen ihres Königs fechten sie tapfer, mit ihnen 30 000 griechische Söldner.

Darius saß auf einem hohen Streitwagen im Zentrum seines Heeres. Hieher wirft sich Alexander mit ganzer Macht. Die Perser verteidigen ihren Herrn beharrlich, sinken aber um seinen Wagen her zusammen. Alexander kämpft wie ein Gemeiner, den König zu fangen. Wie von dessen Großen einer um den andern fällt, wendet Darius den Wagen, für die Seinen das Zeichen zur allgemeinen Flucht. Die Makedonier stürmen nach. Darius läßt Mantel, Schild und Bogen auf seinem Wagen, wirft sich auf ein schnelles Pferd und entrinnt nach dem Euphrat. Aber andere Fliehende werden erreicht und niedergemetzelt. Die Niederlage der Perser war total; ihr ganzes Lager fiel in die Hände des Siegers, auch des Königs Mutter, Gemahlin und beide Töchter! Diese behandelte Alexander ritterlich, und dadurch unterschied er sich gänzlich von barbarischen Siegern: er ließ die gefangenen Fürstinnen auf's beste pflegen, besuchte sie selbst, bezeigte ihnen seine Ehrerbietung und tröstete sie über ihr Mißgeschick. Gegen seine tapferen Krieger bewies er sich natürlich nicht minder wohlwollend; er teilte von der gemachten ungeheuern Beute reichlich unter sie aus, und ging, obgleich selbst verwundet, bei den Verwundeten von Mann zu Mann herum. Den Griechen zu Hause entsank der Mut zu rebellieren, und als er seinen Parmenio nach Damaskus sandte, die persische Kriegskasse wegzunehmen, wagte niemand, diesem zu widerstehen.

Alexander zog jetzt durch Phönikien hinab, von wo eben eine überlegene Flotte nach Griechenland gesegelt war. Eine Stadt nach der andern ergab sich ihm. Nur die Inselstadt Tyrus leistete fanatischen Widerstand. Er mußte sie belagern 7 Monate lang, was ihn sehr verdroß; endlich jedoch wurde er mittelst eines vom Festlande gebauten Dammes und einer vom Meer her angreifenden Flotte Herr darüber, August 332. Aber hier ward er wieder über seinen Zorn nicht Herr; denn nachdem schon 8000 tyrische Männer gefallen waren, ließ er noch 2000 derselben kreuzigen und alle übrigen Bewohner, Weiber und Kinder in die Sklaverei verkaufen. Nur den König und die Obrigkeit schonte er. Nachdem Alexander auch das starke Gaza belagert und erobert hatte, ergab sich Jerusalem. So hatte er bereits ganz Vorderasien in seiner Macht; als „König Asiens" wies er Darius' Friedensvorschläge zurück.

§ 4. Alexander in Afrika.

Von Gaza brachten ihn 7 Tagmärsche nach Ägypten. Hier hatte er leichte Arbeit; die Eroberung dieses Landes kostete ihn nicht einen Tropfen Bluts. Denn der persische Satrap war eben von Söldnertruppen entblößt, die Ägypter selbst aber,

kaum erst durch die Perser wieder unterjocht, unterwarfen sich ihm willig. Alexander kam aber auch gar anders zu ihnen, als ein Kambyses oder Ochus; er opferte zu Memphis allen ägyptischen Gottheiten. Und wie er sich gegen die Priester respektvoll benahm, so gegen alles Volk nur freundlich und leutselig. Ja, statt wie jener Eroberer das Land auszurauben, suchte er gleich dessen Wohlstand zu heben, indem er den Nil hinabfuhr und eine nachmals hochberühmt gewordene Stadt, die er Alexandria hieß, auf einem höchst günstigen Platze am Mittelmeer anlegte, um durch sie dem gesunkenen Handel Ägyptens wieder einen Aufschwung zu geben. Sie ist sein dauerndstes Denkmal geworden.

Den afrikanischen Staat Kyrene brauchte er gar nicht zu betreten; dieser sandte ihm seine freiwillige Huldigung nach Ägypten hinüber. Noch machte er einen Zug durch die lybische Wüste nach Ammonium. Er kam wohlbehalten, zuletzt von voranfliegenden Raben geleitet, zu der lieblichen Palmeninsel im Sandmeer und zu dem gefeierten Heiligtum des Gottes Zeus-Amun. Der Oberpriester empfing ihn an der Pforte mit dem Gruße: „Heil dir, mein Sohn!“ Und er erwiderte: „Vater, gib mir die Herrschaft der Welt!“ Er meinte natürlich durch Anrufung des Amun für ihn. Mit der nachgesuchten Gottessohnschaft wollte er sich die Orientalen unterwürfig machen; doch scheint er bei all seiner philosophischen Aufklärung vom Aberglauben nicht ganz frei gewesen zu sein. Hierauf führte der Priester ihn allein ins Innere des geheimnisvollen Tempels, aus welchem ihn sein im Vorhof wartendes Gefolge nach einer Weile mit heiterem Gesicht heraustreten sah. Niemand erfuhr, was drin geschehen war; aber unter seinen Kriegern ging die Rede, der Gott habe ihn zu seinem Sohn angenommen und für unbesiegbar erklärt, wenn auch die alten Generale darüber lachten.

§ 5. Sturz des Achämenidenthrons.

Nachdem Alexander den persischen Besitz in Afrika wie am Wege aufgehoben, ging er im Frühling 331 wieder nach Asien herüber. Er drang mit neuem Zuzug an den Euphrat, durch Mesopotamien an den Tigris und über diesen nach Assyrien reißend vor. Die an den Strömen aufgestellten Perser flohen ohne Kampf.

Der schwergebeugte Großkönig hatte schon früher Gesandte zu ihm um Frieden geschickt. Alexander sollte ihm seine Mutter, Gemahlin und Kinder ausliefern, und er wollte ihm dagegen alle Länder bis an den Euphrat abtreten, dazu noch 10 000 Talente oder 47 Millionen Mark zahlen, auch eine seiner Töchter zur Ehe geben. Da dieses Anerbieten zurückgewiesen ward, hatte er eine letzte Anstrengung gemacht; aus allen Satrapieen des Ostens war die waffenfähige Mannschaft zusammenberufen und hinter dem Tigris ein Völkerheer von einer halben Million aufgestellt.

Beim assyrischen Gaugamela traf Alexander auf Darius mit nicht vollen 50 000 Mann. Es gab dort, 1. Oktober 331, eine schreckliche Entscheidungsschlacht. In den Persern war ein Gefühl für ihren ehrwürdigen Achämenidenthron und für ihren ehemaligen Ruhm erwacht, und sie stritten nach ihrem Vermögen aufs hartnäckigste. Zum erstenmal hatten sie auch (15) Elephanten ins Feld gebracht. Schon hatten sie den einen Flügel der Makedonier durchbrochen und sogar ihr Lager überfallen; allein Alexander führt im Centrum einen so furchtbaren Stoß auf den Feind, daß er hier zerbricht: die Sichelwagen prallten an der Phalanx zurück; diese stürmte so gewaltig ein, daß Darius abermals die Flucht ergreifen muß; auch die vorgedrungenen feindlichen Reiter werden niedergeworfen. Genug, der große Feldherr erringt noch den vollkommensten Sieg. Asiens Völker liegen auf dem Schlachtfelde oder zerstieben, und das persische Lager wird eine Beute der Makedonier. Selbst der königliche Schatz fällt in Arbela dem Sieger zu. Achilleus' Enkel wird zum König von Asien ausgerufen.

Jetzt wendete sich Alexander zunächst südlich, um sich der Hauptstädte zu versichern. Das üppige Babylon öffnete ihm zuvorkommend seine Thore, und er zog huldreich ein. Hier opferte er dem Bel, während sein General die zweite Hauptstadt des Weltreichs, das schöne, mit Reichtümern erfüllte Susa einnahm und den Schatz

von 170 Mill. Mark leerte. Von da gings im Sturm nach Persis, denn Persepolis darf ihm am wenigsten fehlen, das Familienheiligtum der Großkönige. Er überwand den tapfern Satrapen und nahm die daselbst aufgehäuften Schätze in Besitz, an denen 3000 Kamele und 20000 Maultiere wegzutragen hatten. Im Riesenpalaste hielt er Rast und rauschende Freudenfeste. Das ganze Heer durfte eine Weile ruhen und fröhlich sein, sich erquicken und stärken. Ehe er weiter zog, steckte er den Palast in Flammen, die einen sagen: „zur Rache für die von Xerxes verbrannten Göttertempel und verwüsteten Heldengräber," die andern: „er hab's im Taumel der Trunkenheit gethan und nüchtern sehr bereut." Doch ist durch den Brand nur ein Teil der Residenz zerstört worden.

§ 6. Des letzten Perserkönigs klägliches Ende.

Von Persis ging Alexander, Mai 330, nordwärts nach Medien; und auch Egbatana, die vierte Stadt des Reichs, ward ohne Schwertschlag sein; es sollte seine Schatzburg werden. Von Medien drang er östlich nach Parthien und weiter der Spur des flüchtigen Königs nach bloß mit Reiterei.

Dieser hatte sich nach Medien, dann weiter ostwärts geflüchtet. Da war er von Bessus, dem Satrapen von Baktrien, gefangen genommen worden, der ihn jetzt in Ketten fortführte. Durch eine wilde Jagd kam ihnen Alexander so nahe, daß sie nur noch eine Tagereise von einander schied. Jetzt nahm er die Rüstigsten und jagte mit ihnen die ganze Nacht durch eine Wüste; und siehe, am Morgen erblickten sie den Zug der Flüchtigen. Ehe sie ihn jedoch erreichten, wurde Darius von dem schändlichen Satrapen niedergestochen. Tödlich verwundet trafen ihn (bei Schahrud) die Vordersten der Makedonier. Er bat sie um einen Trunk Wasser, ließ den Alexander grüßen, reichte ihrer einem die Hand und sprach: Diese Hand gebe ich dem Alexander! Hierauf starb er, Juli 330.



Fig. 56. Denkmal des Siegers von Arbela (der als die Gottheit gedacht ist, welcher der Altar geweiht ist).

Als Alexander angeritten kam, breitete er seinen Mantel über den Leichnam. Er ließ ihn nach Persepolis schaffen und in einer Totenkammer mit großer Pracht beisetzen. — Indessen hatte Antipater einen gefährlichen Aufstand der Spartaner gedämpft.

Den Bessus, der sich geborgen, hernach sogar mit einem Anhang anderer Fürsten gestärkt und den Königstitel über Asien angenommen hatte, bekam Alexander später in Marakanda (Samarkand) in seine Gewalt. Er wurde des Darius

Bruder übergeben, der ihn, nach persischem Recht, seiner Nase und Ohren beraubte und darauf kreuzigte. Die meisten Prinzen und Großen Persiens sahen jetzt schon den Sieger als rechtmäßigen Erben der Achämeniden an.

§ 7. Alexander Herr des ganzen Perserreichs.

Von 330—27 zog Alexander die Kreuz und Quer im persischen Reiche Innerasiens umher und unterwarf sich alle Provinzen desselben, zu den bereits genannten auch Aria, Hyrkania, Drangiana, Arachosia u. s. f. Hiebei überschritt er fast noch im Winter 329 den himmelhohen Paropamisus (S. 41), über dessen schauerliche Schneehöhen das Heer 14 Tage zu steigen hatte. Er drang auch 329 mittelst einer fliegenden Brücke von schlauchartig zusammengenähten Häuten über den großen Oxus (der in den Aralsee fließt) in die nördlichste Provinz Sogdiana, und durchzog sie erobernd bis zu ihrem Ende, dem Flusse Jaxartes (Sirdarja) hin. Da und dort in den eroberten Ländern brachen Aufstände los; schnell war er zur Stelle und unterdrückte sie wieder mit Güte und Strenge.

Alexander hat nun sein Ziel erreicht: er ist Herr der ganzen persischen Weltmonarchie. Da ruht er zu Baktra (Balch), der Hauptstadt Baktriens, welche südlich von Sogdiana lag und östlich an Indien grenzte. Und nun scheinen zartere Empfindungen seine Brust zu bewegen: er vermählt sich 327 mit einer baktrischen Fürstentochter, namens Roxane, „der Perle des Morgenlandes". Außer dem Wohlgefallen an ihrer Schönheit bewog ihn noch etwas zu dieser Heirat: er wollte sich den Asiaten noch näher befreunden, wollte Morgen- und Abendland verschmelzen. Er that alles, um sich die Herzen seiner neuen Unterthanen zu gewinnen. Über die eroberten Provinzen setzte er meist persische Statthalter; andere fesselte er durch die wohlwollendste Behandlung um seine Person. Nicht bloß makedonische, auch persische Krieger sollten ihn schirmend und mit ihm Siege erfechtend umgeben; darum ließ er 30000 persische Knaben in der makedonischen Kriegskunst unterweisen. Während er umsichtig Städte gründete und Straßen baute, näherte er sich in seiner Hofhaltung, Tracht und Lebensweise auffällig asiatischer Sitte. Nahm er's doch an, daß sie ihn mit Kniebeugung verehrten, wie ja Königsanbetung die Religion des Morgenlands ist.

Aber diese Hinneigung zu den Besiegten und ihrem Wesen erzeugte in den Gemütern seiner Makedonier eine merkliche Mißstimmung. Wiewohl er von aller gemachten Beute reichlich unter sie verteilt hatte, sie fort und fort aufs freigebigste beschenkte, und in jeder Weise auch ihnen seine Güte zu erkennen gab, so stellten sie sich doch fremder gegen ihn, ließen wohl auch ihren Verdruß in bittern Worten laut werden. Das große Glück hat ihn auch sichtlich verschlechtert.

In diese Jahre fallen zwei leidige Geschichten, eine Folge jener Mißstimmung und seiner unmäßig gewordenen Eitelkeit. Es gärte in den Herzen etlicher Unzufriedenen so sehr, daß sie sich gegen sein Leben verschworen. Die Verschwörung wurde 330 entdeckt und auch Philotas, sein erster Reiterobrist und der Sohn seines ruhmvollen Feldherrn Parmenio, darein verwickelt befunden. Alexander ließ die Verschworenen vor ein Kriegsgericht stellen, das nach heimischem Brauch aus allen geborenen Makedoniern bestand. Hier erwachten nun freilich in ihnen wieder die alten Gefühle; entrüstet über den Frevel gegen ihren herrlichen König verurteilten sie sämtliche Schuldige sogleich zum Tode. Diese wurden nach Volkssitte von allen Makedoniern gesteinigt, das war soweit in der Ordnung. Allein Alexander läßt dann auch den alten getreuen Parmenio in Egbatana, der ihm und seinem Vater die größten Dienste geleistet hatte, und dem nicht die geringste Teilnahme an der Verschwörung nachgewiesen werden konnte, meuchlings aus der Welt schaffen, damit er nicht den Tod des letzten seiner Söhne, deren zwei auf diesem Kriegszuge gefallen waren, durch Empörung rächen möchte.

Fast noch weher thut folgende Geschichte, wenn gleich Alexander dabei nicht eben schlechter erscheint. Bei einem Trinkgelage im sogdianischen Marakanda wurde er von seinen Schmeichlern, die er je länger, je lieber hörte, über alles Maß erhoben, über den Halbgott Herakles und über

den großen Gott Dionysos hinaufgesetzt ꝛc. Das empörte jenen Reitergeneral Klitus, der ihm am Granikus das Leben gerettet hatte (S. 126), und er strafte solch schmähliches Thun und den, der es sich gefallen ließ, wobei er allerdings, trunken wie er war, zu lange fortpolterte. Die Generale schaffen ihn hinaus, während der König bitter über Undank und Verkennung klagt. Wie aber Klitus wieder in den Saal hereinstürzt und Spottreden über jenen ergießt, wird der gleichfalls trunkene Alexander vom Zorn so überwältigt, daß er einem Leibwächter die Lanze wegriß und seinen Lebensretter erstach. Damit war aber der König auf einmal nüchtern; er warf sich verzweiflungsvoll jammernd über die teure Leiche hin, von der er nur mit Mühe weggerissen werden konnte. Drei Tage und Nächte wälzte er sich weinend auf seinem Lager, ohne Speise und Trank zu nehmen, und rief nur immer: „Klitus, o Klitus!“ Zuletzt gelang es seinen Freunden, ihn wieder zu beruhigen. — Der Philosoph Kallisthenes, Aristoteles' Schwestersohn, äußerte sich so streng gegen die Kniebeugung, daß er in einen Käfig gesperrt wurde, darin er 328 starb.

§ 8. Der Zug nach Indien.

Was ists doch um das Herz eines Eroberers! So klein, und kann mit einem Weltreich nicht voll werden! Alexander sah begehrlich nach Morgen hin, nach dem wunderbaren Indien, und erreichte es unter heftigen Kämpfen.

Mit 106 000 Mann, die er zum Teil bei den kriegerischen Parthern, Baktrern, Sogdianern ꝛc. ausgehoben hatte, trat er im Frühling 327 den Feldzug an und drang 326 auf einer über den Indus geschlagenen Brücke, nachdem er den Göttern Opfer gebracht, in das heutige Pandschab oder Fünfströmeland ein, ein fruchtbares, wohlbevölkertes Land. Hier war zunächst nicht zu kämpfen: der Fürst von Taxsila, der hier vorne herrschte, hieß ihn willkommen und übergab ihm sein Reich, um es von dem Gütigen sogleich als Lehen zurückzuempfangen. Alexander zog hindurch zum Flusse Witasta (Tschilam). Jenseits desselben begann das Reich des Königs Porus, der am Ufer sein großes Heer mit 200 Elephanten, welche hölzerne, mit Kriegern erfüllte Türme auf dem Rücken trugen, aufgestellt hatte. Alexander konnte nicht bei Tag über den Fluß gehen, da die Pferde vor den greulichen Tieren drüben scheuten; also nahm er die Nacht dazu und ließ, etwas seitwärts, sein Heer teils schwimmend, teils auf Flößen hinübersetzen. Am Morgen führte er es zur Schlacht (bei dem hernach erbauten Bukephala). Es war ein langer und harter Kampf. Die Elephanten verscheuchen seine Schwadronen und zerstampfen sein Fußvolk. Aber seine Lanzenträger arbeiten doch fort und fort, und die zersprengten Reiter werden immer wieder gesammelt und geordnet, und sprengen von neuem gegen den Feind an. Endlich wirft er das feindliche Fußvolk auf die Elephanten hin, wodurch eine erstaunliche Verwirrung entsteht, welche die Makedonier trefflich benützen. So siegte Alexander auch in dieser Schlacht, in der jedoch sein getreuer Bukephalus unter ihm zusammenbrach. 20 000 Feinde und 100 ihrer stolzen Elephanten lagen mit ihm hingestreckt. Porus, welcher in goldener Rüstung auf dem höchsten Tiere sitzend sorgsam kommandiert, tapfer gefochten und standhaft ausgehalten hatte, wurde gefangen.

Ein riesenhaft gestalteter, edel gebildeter Greis! Alexander fragte ihn: „Wie willst du behandelt sein?“ Er erwiderte: „Königlich!“ Alexander ließ ihn sogleich frei, gab ihm sein Besitztum als Lehen zurück und vergrößerte es noch. Dafür war Porus sein beständiger Freund.

Von Hydaspes (Witasta) ging der Marsch durch prächtiges Land an den Akesines (Tschinab), über ihn an den Hyraotis (Irawati), über ihn an den Hyphasis (Wipasa). Alle Städte und Fürsten übergaben sich oder wurden bezwungen. Wir hören, daß (nach Arrian) die Besitznahme Alexanders in Indien im ganzen 2000 Städte und 7 Völkerstämme in sich begriff. — Aber je tiefer er eindrang, desto schwieriger wurde der Feldzug. Er stieß auf immer festere Städte, immer kriegerischere Völker und verlor viele Leute. Als er nun auch über den Hyphasis gehen wollte, weigerten sich seine Soldaten: müde der endlosen Beschwerden und Gefahren, sehnten sie sich nach der trauten Heimat.

Alexander ermahnte, bat, zürnte, drohte; da half alles nichts. „Wir gehen nicht weiter! Heim, heim!“ schrieen sie. Und so mußte er seinen Lieblingsgedanken aufgeben, bis an die fabelhafte Ganga vorzudringen, hinter welcher das Ende der Erde sein sollte. Als er endlich nachgab und seinen Kriegern den Entschluß der Rückkehr verkündigte, da dankten sie ihm mit Freudeweinen, „daß der stets Unbesiegte von seinen Makedoniern sich habe überwinden lassen“. So ließ er am Ufer der Wipasa 12 turmhohe Altäre bauen und darauf reiche Opfer verbrennen zu Ehren der Götter, die ihn siegreich so weit geführt.

§ 9. Rückkehr.

Im September 326 wars, als Alexander von seinem Siegeslauf umkehrte oder ihm wenigstens eine östliche Grenze setzte. Auf einer schnell erbauten Flotte schiffte ein Teil seines Heeres den Akesines (Tschinab) und sodann den Indus hinab, während das übrige Heer am Ufer folgte. Das Unerforschte zog ihn mächtig an. Auf diesem Zuge traf er ein kriegerisches Volk, die Maller (nördlich von Multan), unter deren Händen beinahe sein Heldenleben geendet hätte.

Bei der Bestürmung ihrer Hauptfeste bestieg er selbst die erste Leiter; er erreichte mit drei Offizieren, Abreas, Peukestas und Leonnatus, die Mauerzinne; nun aber brach die Leiter. Seine Begleiter ermahnten ihn, rückwärts hinabzuspringen; dafür sprang er geradezu in die Festung hinein, was dann auch jene thaten. Mit dem Rücken gegen die Mauer kämpfte er gegen die Feinde; allein ein Pfeil fliegt in seine Brust und er sinkt nieder. Schon ist auch Abreas gefallen, aber Peukestas bedeckt ihn mit dem Schilde und Leonnatus verteidigt ihn wie ein wütender Löwe, bis seine Krieger nachstürmen. Grimmig machen sie alles Lebende nieder. Alexander wurde wie tot auf seinem Schilde fortgetragen. Eine Woche lang sah man nichts von ihm und das Heer war trostlos. Als er sich endlich wieder zeigte, erscholl ein ungeheurer Jubel; alles drängte sich heran, ihn zu betasten, und der Ruf: er ists! er lebt! wollte nicht aufhören.

Je weiter man den Indus hinabgelangte, desto höhere Kultur und dichtere Bevölkerung wurde getroffen. Er baut etliche Alexandria und richtet Statthalterschaften ein. Am untern Sindhu widerstanden aber die Brahmanen den Fremdlingen aufs hartnäckigste und wiegelten ohne Unterlaß Fürsten und Völker gegen sie auf. Darum mußte Alexander, um seine Herrschaft geltend zu machen, viel Blut vergießen, wodurch er sich den Ruf der Grausamkeit zuzog. Endlich erblickte er das indische Weltmeer, in welches der Indus mündet. Da opferte er den Meeresgöttern und erfuhr was von Ebbe und Flut, befestigte auch Pattala.

Von da gings nun wirklich zurück (August 325). Die Flotte ließ er unter dem Befehlshaber Nearch westlich an Asien hin bis zur Mündung des Euphrat segeln. Kraterus mit den Elephanten sollte mehr nördlich marschieren über Kandahar. Er selbst führte einen Heeresteil auf geradem Wege durch die schreckliche Gedrosische Wüste zurück. Er liebt einmal das Außerordentliche und Ungeheuerliche. Das war ein Marsch! Nackte, schroffe, scharfe Felsen zuerst; dann ein glühend Meer von Sand; keine menschliche Wohnung weit und breit; kein Baum, kein Halm; Tagereisen weit keine Quelle; brennender Durst und zehrender Hunger; erstickende Hitze und Staubluft. Die Wagen bleiben stecken, denn die Zugtiere fallen um; die Packtiere fallen und die Menschen auch! Man läßt die Kranken liegen und schlachtet die Pferde. Alexander ging vor dem murrenden Heere schweigend her, aber mit ungebeugtem Mute. Einstmals brachte ihm ein Soldat im Helm etwas aufgefundenes Wasser; er dankte, trank es aber nicht, weil zu viel für einen, zu wenig für alle, sondern goß es auf die Erde; das stärkte das Heer, als ob jeder getrunken hätte. 60 Tage lang dauerte der entsetzliche Marsch, bis zuletzt der dritte Teil seines Heeres wieder grünes fruchtbares Land erreichte. Durch Karamanien kamen sie vollends nach Persis, 325. Die Flotte lief glücklich im Persischen Meerbusen ein. Jetzt hatte Alexander seine Tapfern alle wieder um sich. Er hielt mit ihnen ein großes Dank- und Freuden-

fest. Durch eine längere Ruhezeit, durch die reichsten Geschenke, lustige Spiele, leckere Gastmäler suchte er ihnen ihre Leiden vergessen zu machen, während er die Ausschreitungen der Statthalter streng strafte.

§ 10. Alexander inmitten seines Reichs.

Zwei Jahre hielt er sich nunmehr inmitten seiner Eroberungen und größtenteils in Susa und Babylon auf, wo er die nötigen Einrichtungen zur Ordnung seines ungeheuren Reiches traf. Eine dieser beiden Städte sollte sein eigentlicher Herrschersitz werden, denn dieser wurde am füglichsten in die Mitte des Reichs gelegt, und von beiden war so ziemlich gleich weit bis an die Grenze seiner europäischen und an die seiner asiatischen und afrikanischen Besitzungen. Er saß nun aber auch inmitten der Herrlichkeit, die ihm auf Erden beschieden war. An seinem Hofe war eine unbeschreibliche Pracht. Scharen von Fürsten und Edelleuten umgaben ihn, lauschten auf sein Wort, bewegten sich nach seinem Winke. Gesandtschaften aus allen Teilen der Welt, selbst aus Rom, Gallien und Karthago brachten ihm Huldigungen dar. Er war wie ein Gott auf Erden. Freuden der Tafel, Gesang, Spiel, Tanz, alle Lust der Erde wechselten täglich mit einander ab, und nur zahlreiche Feste dazwischen überboten die Herrlichkeit jedes Tages.

Ein einzigartiges Fest war die große Hochzeit zu Susa, 324. Um sich auf dem Perserthrone recht fest zu setzen, nahm Alexander zu seiner Roxane noch eine zweite Frau, nämlich des Darius ältere Tochter Statira, welche für die natürliche Erbin gelten, mit der er auch rechtmäßige Ansprüche auf das Reich begründen konnte. Auf seinen Betrieb vermählten sich zugleich 80 vornehme Makedonier mit Töchtern persischer Großen und 1000 geringere mit andern Perserinnen. Die Hochzeitlader liefen nach allen Himmelsgegenden hin, und überallher liefen Teilnehmer und Zuschauer zu dem fünftägigen Feste, das mit noch nie gesehenem Glanze begangen wurde. Zugleich zahlte er mit 90 Mill. Mark die Schulden seines Heers. Auf alle Weise sollten Morgenländer und Abendländer mit einander verschmelzen, daß hinfort nur Ein Volk in seinem Reiche sei. Aber der Erfolg zeigte, daß doch nur das Christentum die Bestimmung und die Kraft habe, alle Bewohner der Erde zu Einer Herde zu vereinigen. So sahen auch die meisten Makedonier zu der großen Hochzeit sehr sauer, ja sie brachen in Meuterei aus.

Daß Alexander immer mehr asiatische Lebensweise annahm und dies auch von ihnen begehrte, daß er die in der makedonischen Kriegskunst eingeübten Perser unter sie hineinscharte und gleicher Rechte mit ihnen teilhaftig machte, daß er sogar persische Generale über sie setzte und persische Große zu Kammerherren erkor, durch welche sie sich bei ihm anmelden lassen mußten, das alles steigerte ihre Unzufriedenheit hoch und ließ sie alle Wohlthaten vergessen. Der innere Groll kam zum Ausbruch, als der König in guter Meinung 10 000 ausgediente und dienstunfähige Soldaten in die Heimat entlassen wollte, nach der sie sich doch am Hyphasis so sehr gesehnt hatten. Als er es erklärte, entstand ein gewaltiger Lärm und völliger Aufruhr. Das ganze Heer wollte jetzt entlassen sein. „Alexander braucht uns nicht mehr, wohlan denn, alle fort! Möge er sich mit seinen Barbaren und seinem Vater Amun behelfen!" — Sogleich ließ Alexander 13 der ärgsten Schreier niederhauen. Dann sprang er auf eine Bank und hielt in tiefer Bewegung eine Rede an sie, worin er ihnen vorhielt, wie viel er für sie gethan und wie sie ihn nun zum Dank dafür mitten unter den Überwundenen verlassen wollten. „Aber gehet hin!" schloß er, „es wird euch unstreitig bei den Menschen Lob und Ehre, bei den Göttern großen Lohn bringen!" Mit diesen Worten trat er ab und schloß sich drei Tage lang ein, unzugänglich für jeden Makedonier. Das griff ihnen doch ans Herz. Sie lagen auf ihren Knieen vor dem Schlosse, schrieen und schluchzten. Endlich trat er zu ihnen heraus. Sie baten um Verzeihung; er umarmte und küßte sie. Den Abschluß machte eine öffentliche Gasterei, wo das ganze Heer herrlich schmauste und jauchzend seine Gesundheit trank. Hierauf ließ er eine Einladung an die wohlverdienten Veteranen ergehen, daß sich diejenigen melden möchten, welche

freiwillig heimkehren wollten. Es meldeten sich gegen 10000. Er gab ihnen tüchtige Führer und entließ sie, jeden mit 4350 *M* beschenkt, mit Thränen im Auge. Kraterus mußte sie heimführen und Antipaters Stelle als Statthalter Makedoniens einnehmen.

§ 11. Sein früher Tod.

Nachdem Alexander eine Zeitlang geschwankt, welche Stadt er zu seiner Hauptresidenz wählen sollte, entschied er sich doch endlich für Babylon, um ihres alten Namens willen. Hier also sollte der erhabenste Thron stehen, den je die Erde getragen, auf dem er und seine Kinder und Enkel nach ihm glückselig herrschen sollten. Vorher aber, ehe er sich auf den Thron geruhig niederließ, wollte er doch den Nachkommen das Reich noch ein wenig vergrößern. Er will zuerst noch Arabien und dann etwa Karthago unterjochen. Dazu machte er seine Vorbereitungen zu Babylon.

Aber „Mitten wir im Leben sind mit dem Tod umfangen!" Das traf zuerst bei seinem nächsten Freunde, bei Hephästion zu, welchen er mehr als alle Menschen, ja mit einer schwärmerischen Liebe liebte. Dieser starb unvermutet an einem Fieber in Egbatana. Alexander wurde tief erschüttert. Er ließ die Leiche mit größtem Pomp nach Babel bringen, auf einem hohen, mit dem köstlichsten Schmucke behangenen Scheiterhaufen, der 12000 Talente kostete, verbrennen, und 10000 Stiere opfern. Aber der tiefe Gram seines Herzens blieb. Vielleicht daß er ihn durch Wein mildern wollte. Nach einem Nachtschmaus, dem er schon unwohl beiwohnte, einen Freund zu ehren, wurde auch er von einem bösen Fieber ergriffen, das ihn nach qualvollen Leiden am zehnten Tage, im 33. Jahre seines Alters, zum unaussprechlichen Leidwesen seiner Makedonier dahinraffte, 10. Juni 323. Sie umstanden während der Krankheit den Palast und ließen sich zuletzt nicht mehr abhalten, ihren großen König noch einmal zu sehen. Sie wurden eingelassen. Mann für Mann zogen sie still an seinem Sterbelager vorüber, und er grüßte sie, der gewaltige Welteroberer, mit schwachem Kopfneigen! „Wen suchen wir, der Hilfe thut, daß wir Gnad erlangen?"

Alexanders Gebeine wurden in seinem ägyptischen Alexandria beigesetzt. Was war nun aber das Größte, das dieser große König auf Erden ausrichtete? Daß durch ihn die griechische Sprache die Weltsprache wurde. Er förderte ihre Kenntnis aufs eifrigste, um durch sie griechische Bildung und Götterdienste unter die Barbaren zu bringen. Aber Gottes Rat war es, daß das Wort des neuen Bundes darin niedergelegt und in dieser nun allbekannten Sprache verbreitet werde.

§ 12. Zersplitterung des makedonischen Weltreichs.

Die dritte Weltmonarchie war die bis jetzt größte, aber auch die kürzeste. Sie bestand unter einem einzigen Herrscher wenige Jahre, dann stob alles auseinander.

Alexander hatte sterbend seinen Siegelring dem Marschall Perdikkas übergeben, ohne ein Wort über die Nachfolge im Regiment zu sagen. Da er nun einen, jedoch geistesschwachen Halbbruder Namens Arrhidäus, und seine Gemahlin Roxane in Schwangerschaft hinterließ, welche bald darnach ein Söhnlein, den Alexander Ägos gebar, so wurde wohl zuerst von Perdikkas im Verein mit Leonnatus, Kraterus und Antipater für diesen seinen Sprößling und seinen Bruder zusammen eine Reichsverwesung geführt. Allein dieselbe dauerte gar nicht lange: Alexanders Große, außer den Genannten noch Ptolemäus, Seleukus, Antigonus, Lysimachus u. a. suchten für sich selbst Herrschaften zu gewinnen und jeder von seinem ungeheuren Ländernachlaß so viel als möglich an sich zu reißen. Da ging es nun schrecklich wüste zu. 22 Jahre lang rangen sie mit einander, da denn Ägos und Arrhidäus ermordet und Alexanders ganzes Geschlecht, auch bis auf das letzte weibliche Glied, rein ausgetilgt wurde.

Man nennt diese Zeit die der Diadochen- oder Nachfolger-Kämpfe.

Diese Leichenkämpfe um das gewaltige Erbe sind zu verworren, als daß hier davon geredet werden könnte. Ich melde nur, daß nach einer großen Schlacht bei Ipsus in Kleinasien 301 endlich vier größere Reiche aus dem grausigen Durcheinander hervortraten: Ägypten, Syrien, Makedonien und Thrakien, deren Beherrscher 306 den Titel „Könige" annahmen. Daneben entstanden noch viele kleinere Reiche: Bithynien, Pergamon, Pontus, Kappadokien, Armenien, Atropatene, Parthien, Baktrien und mehr. So zersplitterte das große Alexandersreich; es vollzog sich aber eine eigentümliche Mischung der asiatischen und der griechischen Menschheit durch Einführung einer Masse hellenischer Soldaten und Kolonisten. Ich berichte nur noch etwas von zwei Reichen, Ägypten und Syrien: von dem ersten, weil dieser Splitter am meisten glänzt, und von dem letzteren um des Volkes der Wahl willen.

Alexander hatte noch von den Griechen 324 göttliche Ehren gefordert, daher ihn die Athener den 12 olympischen Göttern als 13. zuordneten. Dann floh des Königs Finanzminister Harpalos mit 5000 Talenten, die er in Egbatana gestohlen, nach Athen und bestach die Volksführer; damals wurde Demosthenes wegen Bestechung verurteilt und mußte fliehen. Als der Tod des großen Königs bekannt wurde, entbrannte der Krieg gegen Makedonien, in welchem Athen nach kurzem Siegeslauf durch Antipater gedemütigt wurde, worauf Demosthenes 322 sich vergiftete. Gliedweise wurde dann das arme Griechenland zerstampft und fast überall kamen nun Tyrannen und neue Bünde auf.

Ägypten

erhielt Alexanders berühmter Feldherr Ptolemäus I. Lagi. Er regierte bis 285 und unter ihm ward also Ägypten wieder ein selbständiges Reich. Nach ihm regierte sein Sohn Ptolemäus II. Philadelphus 38 Jahre und belebte den Verkehr mit Indien. Diesem folgte wiederum der Sohn Ptolemäus III. Euergetes auf 24 Jahre. Das waren drei kluge, milde, treffliche Regenten nacheinander; unter ihnen wurde Ägypten samt Kanaan das damals blühendste Land der Erde und stand ein Jahrhundert lang in seiner schönen Blüte, 323—221. — Alle drei Könige liebten Kunst und Wissenschaft und pflegten sie mehr als dazumal irgend ein Fürst der Erde. In Alexandria, der nunmehrigen Hauptstadt, ward verbunden mit dem Palast ein Museum, d. i. ein Gelehrtenhaus errichtet, darin kenntnisreiche Männer jeder Nation Aufnahme fanden und auf Königskosten unterhalten wurden. Hier strömten die Gelehrten aus allen Ländern zusammen, darum sich auch zu Alexandria morgenländische und abendländische Weisheit am meisten vermischten. Hier wurden die exakten Wissenschaften, Geographie, Mathematik, Astronomie, Grammatik, Kritik, Naturkunde rc. stetig ausgebildet. Hier wurde auch eine Bibliothek angelegt, die größte der Welt. Was von Büchern bisher in der alten Welt geschrieben war und aufgefunden werden konnte, das kauften die Ptolemäer in der Urschrift oder doch in Abschrift und Übertragung zusammen. Darunter befand sich auch die heilige Schrift Alten Testamentes, und diese mußte noch von etwa 70 gelehrten Juden aus dem Hebräischen ins Griechische übersetzt werden, welche Übersetzung die Septuaginta heißt. Es lagen in der Alexandrinischen Bibliothek nicht weniger als 700 000 Bücherrollen.

Handel und Gewerbe wurde von den Ptolemäern gleichfalls eifrig gefördert und mächtig emporgebracht. Alexandria ward der Hauptstapelplatz der ganzen Welt; von Morgen und Abend, von Mittag und Mitternacht liefen da die Handelswege zusammen. Zur Sicherheit des Ein- und Auslaufs der Schiffe auch bei Nachtzeit ließ schon Ptolemäus I. einen majestätischen Pharus (Leuchtturm) vor dem Doppelhafen bauen. Er war 125 Meter hoch von weißem Marmor in acht Stockwerken übereinander mit prächtigen Galerien herum. Oben brannte allnächtlich ein solches Feuer, daß es auf 15 Stunden weit den Schiffern winkte. Auch ein großer Metallspiegel war oben, darin man die kommenden Schiffe schon sah, wenn sie mit bloßem Auge noch nicht bemerkt werden konnten.

Unter den folgenden Königen, lauter Ptolemäern, sank das ägyptische Reich wieder. Wir werden bei der römischen Geschichte noch von ihm hören.

Syrien und die Juden.

Erster Beherrscher Syriens war der Feldherr Seleukus, von dem seine Nachkommen auf dem Throne, wenn sie auch für sich selbst einen andern Namen führten, die Seleukiden genannt werden. Er hatte zunächst Babylonien und Susiana zu verwalten, mehrte aber sein Reich nach manchen Glückswechseln, indem er selbst weiter als Alexander, bis Pataliputra am Ganges vordrang. Dort vertrug er sich mit dem König Tschandragupta, der ihm dann 500 Elephanten lieferte, welche manchen Sieg erringen halfen. Zur Hauptstadt schuf er, ein eifriger Städtegründer, außer dem Seleukia bei Babel, 301, ein Antiochia am Orontes, das fast mit Alexandria wetteiferte, und breitete griechische Bildung mit Vorliebe aus. † 280.

Der bedeutendste unter seinen Nachfolgern ist Antiochus III., 224—187. Baktrien, Parthien und Medien fielen bereits vom Reiche ab; doch dehnte er die syrische Herrschaft wieder etwas aus, und brachte auch das jüdische Land dazu, welches anher zu Ägypten gehörte. Zuletzt bekam er mit den Römern Händel, was ihm und seinem Reiche zu empfindlichem Nachteil gedieh.


Fig. 57. Seleukus.


Fig. 58. Antiochus Epiphanes.

Während er nun die Juden gütig behandelt hatte, warf sein Sohn Antiochus IV. Epiphanes (der Erlauchte), 175—64, einen grimmigen Haß auf sie, ließ sie ausrauben und zu vielen Tausenden hinschlachten oder in die Sklaverei verkaufen; ja er beschloß, den jüdischen Glauben völlig auszurotten. Er verbot die Beschneidung, die alttestamentlichen Opfer, die Sabbathsfeier, kurz, den ganzen mosaischen Gottesdienst. Die heiligen Schriften hieß er wegnehmen, wo man sie fand, und verbrennen. Dagegen führte er gymnastische Spiele ein, ließ auf dem Brandopfer-Altar einen kleinen Zeus-Altar aufstellen und im ganzen Lande Götzenbilder aufrichten, denen das Volk nun dienen sollte, 168. Wer den Götzen nicht opfern wollte, mußte sterben, und wer dem wahren Gott nach Väterweise diente, mußte auch sterben.

Viele der Juden unterwarfen sich dem Willen des launischen Despoten, doch nicht alle. Es gab schöne, rührende und erhebende Exempel der Glaubenstreue. Der alte Gesetzeslehrer Eleasar ließ sich nicht zwingen, heidnisch zu leben, sondern wollte lieber ehrlich sterben. Und da sie mit seinem eisgrauen Haupte Mitleid hatten und ihm zuredeten, nur zum Scheine dem königlichen Gebot sich zu fügen, sprach er: „Schickt mich unter die Erde, denn es stünde meinem Alter übel an, zu heucheln und damit die Jugend zu verführen.“ Man erzählte, wie 7 Söhne Einer Mutter nach einander gräßlich gemartert wurden, um sie von ihrem Glauben abfällig zu machen. Aber sie hielten standhaft aus und trösteten sich des ewigen Lebens nach der kurzen Marterzeit; sie ermahnten sich unter einander zur Standhaftigkeit und am beweglichsten ermahnte sie die Mutter dazu, welche dabei stand, stark und groß bei dem Jammeranblick. Alle Sieben und zuletzt auch die Mutter starben freudig. Getreue (Chasidim) nannten sich die, welche jede Neigung zum Heidentum verwarfen.

Hier sehen wir, wie ein armer Erlauchter, der auch Epimanes (der Tolle) heißt, gegen den Ewigen ankämpft. Denn er will den alten Bund zerstören, und der ist

doch von Gott aufgerichtet und muß bleiben, bis der neue gekommen ist. Darum aber muß der ruchlose Anschlag vernichtet werden. Ein alter Priester, Mattathia, widersetzte sich dem königlichen Befehl mit Gewalt, und mit Hilfe seiner fünf kräftigen Söhne und eines großen Anhangs von Juden kämpfte er glücklich gegen des Tyrannen Scharen, 167, auch am Sabbath. Nach des Alten Tod, 166, gelang es seinem tapfern Sohne Juda, genannt Makkabi, d. h. der Hämmerer, von dem das ganze Geschlecht das der Makkabäer heißt, die Syrer fortzujagen und den alttestamentlichen Gottesdienst wiederherzustellen, 165. Antiochus aber starb in Trostlosigkeit. Judas Bruder Jonathan wurde 152 Hoherpriester. Die Syrer kriegten noch je und je fort, aber unter sich zerteilt. Simon, 141 Fürst und Hoherpriester, genoß den Schutz der Römer. Unter seinem Sohn, Johannes Hyrkan, wurden die Juden mit Idumäa und Samaria zu einem selbständigen Staate, 130, welcher gegen 70 Jahre bestand. Dann kamen sie unter die Botmäßigkeit der Römer.



Fig. 59. Silberſekel Simons mit Mannakrug und blühendem Aaronsstab.

Erwähnt sei, daß 256 die Parther in Chorasan unter König Arsaka sich erhoben, die Zendreligion wieder hervorzogen und mit Griechentum vermischten, worauf sie das syrische Reich stetig beschränkten, bis das Werk Alexanders im innern Asien, die Verbreitung des Hellenismus, vernichtet war.

Vom griechischen Geistesleben ist noch das zu sagen: Pyrrhon aus Elis, ein Begleiter Alexanders bis nach Indien hinein, fand so verschiedene Meinungen über gut und böse, daß er behauptete, man dürfe über nichts ein abschließendes Urteil fällen, sondern müsse sich mit Wahrscheinlichkeiten begnügen. Er wurde der Vater der Skeptiker (Zweifler), † 288. — Epikur eröffnete in seinem Landhaus bei Athen eine Schule, in welcher er ein glückliches Leben durch mäßigen Genuß stillen Vergnügens zu erstreben riet, ohne Gedanken an die Götter, welche zu weit von uns entfernt seien, um sich mit uns zu beschäftigen. Wie alles Seiende durch zufällige Verbindung von Atomen entstanden sei, so löse es sich auch wieder in Atome auf († 270). — Dieser Verweichlichung trat der Cyprier Zenon in der vielfarbigen Stoa von Athen entgegen, indem er lehrte: Alles ist der Naturnotwendigkeit unterworfen, durch Verhängnis vorausbestimmt; zur Glückseligkeit reicht die angestrengt geübte Tugend aus, durch welche die Seele frei und leidenschaftslos wird. So trägt denn der Weise, göttergleich, alles mit Gleichmut, darf aber, wenn ers nötig findet, seinem Leben ein Ende machen, wie auch der greise Zenon selbst durch freiwilligen Hungertod verschied, 260. Von ihm schreiben sich die Stoiker her (Ap. 18, 18).

X. Das römische Weltreich.

Wir gehen noch mehr nach Abend herüber: Italien wird der Schauplatz unserer nunmehrigen Geschichte.

Italien (das „Rinderland") ist eine Halbinsel, welche die Gestalt eines Stiefels mit einem Sporen hat. Es ist 300 Stunden lang und in der Mitte 60 Stunden breit. Es wird im Norden von den Alpen begrenzt, nach den drei andern Himmelsgegenden aber vom Mittelmeer umspült, das hier gegen Osten das Adriatische, gegen Süden das Jonische, gegen Westen das Tyrrhenische Meer heißt. Ist die griechische Halbinsel gegen Morgen gewendet, so die italische gegen Abend.

Das ganze Land teilt sich in: Oberitalien, von dem aber zu merken, daß es die Römer nicht zu Italien selbst rechneten, sondern noch zu Gallien, und es Gallia Cisalpina, d. i. das diesseits der Alpen gelegene Gallien nannten (s. § 19); Mittelitalien oder das eigentliche Italien, und Unteritalien oder Großgriechenland. Jeder dieser drei Teile befaßte wieder einige Landschaften, und zwar Oberitalien: Liguria westlich, dann Gallia Transpadana und Gallia Cispadana, d. i. das jen- und diesseits des Po-Stroms gelegene (Cisalpinische) Gallien; Mittelitalien: Etruria, Latium und Campania westlich; Umbria, Picenum und Samnium östlich; Unteritalien: Lucania und Bruttium westlich; Apulia und Calabria östlich. Jede Landschaft war von verschiedennamigen Völkerschaften bewohnt; doch einen großen Staat herzustellen gelang hier leichter als in Griechenland.

Oben von den westlich gelegenen Seealpen her läuft durch das ganze Mittel- und Unteritalien, bis in die Fußspitze hinab, das Gebirg des Apennin, welches im Gran Sasso zu 2900 m ansteigt. Abgesondert davon, nahe am Tyrrhenischen Meer, zwischen Mittel- und Unteritalien, steht der 1200 m hohe feuerspeiernde Berg Vesuv, welcher schon in alter Zeit furchtbare Ausbrüche hatte. In Oberitalien giebt es größere und wunderschöne Seen, den Lago maggiore (lacus Verbanus), den Comersee (lacus Larius) 2c. Die drei bedeutendsten Flüsse sind der Po (Padus), welcher Oberitalien von Westen nach Osten durchströmt, die Etsch (Athesis), welche nördlich vom Po ihren Lauf nach der Adria nimmt, und der Tiber (Tiberis) in Mittelitalien, der ins Tyrrhenische Meer fällt.

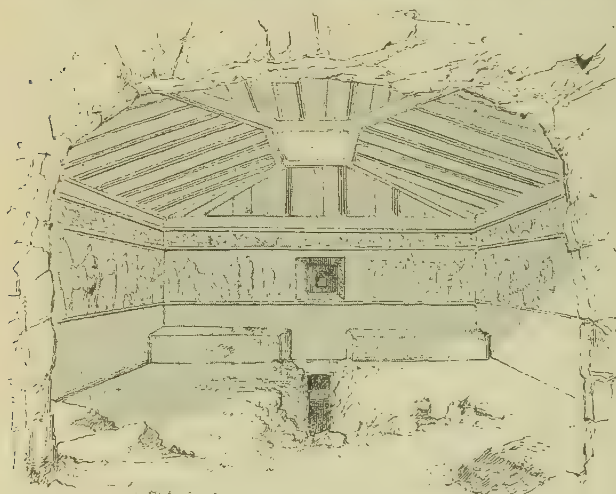


Fig. 60. Inneres eines etruskischen Grabes.

Das Land ist wohl hin und wieder, namentlich im Gebirge, rauh und öde; aber zumeist enthält es herrliche Gefilde voll Fruchtbarkeit und voll der edelsten Früchte. Es ist das Land, wo die Citronen blühn, Im dunkeln Laub die Goldorangen glühn 2c.

Zu Italien rechnet man noch die drei westlich nahe liegenden Inseln: Sicilien, die schönste und größte des Mittelmeers, mit dem 3320 m hohen Feuerberg Ätna, Sardinien, Korsika.

Schon in uralter Zeit war Italien von einer Menge einzelner Völkerschaften besetzt, welche von Osten und Norden her eingewandert waren. Erst im Südosten illyrische Japyger, die sich später leicht hellenisieren ließen. Dann die eigentlichen Italer (auch Opiker), nahe verwandt mit den griechischen Stämmen, aber ohne deren Drang zu Spiel und Kunst, den ernsten Sinn auf Klugheit, Reichtum und Kraft gerichtet. Sie teilten sich in eine westliche (lateinische) und eine östliche (umbro-sabellische) Gruppe. Im Norden die betriebsamen Etrusker (Tusker, Rasen), ein gebildetes Volk von noch unerforschter Sprache, das seine Städte in malerischen uneinnehmbaren Gebirgslagen baute mit Straßen und Kanälen, und dabei Jahrhunderte lang das Meer vom Po zum Arno beherrschte, bis Hiero von Syrakus a. 474 ihnen eine entscheidende Niederlage beibrachte.

Sie hatten früh Kupfermünzen, erst viereckig, dann rund. Ihre Gräber (Fig. 60) gleichen den Wohnungen der Lebenden, sie zeigen in geschnitzten Decken und bemalten Wänden die Wettrennen, Faustkämpfe und Theaterdarstellungen, die man im Jenseits zu genießen gedachte, mit Schutzgeistern und Sinnbildern der Unsterblichkeit. Da liegen die Toten gekleidet wie im Leben, auf Bronzebahren oder in schöngeformten, geschmackvoll bemalten Vasen und neben ihnen große Schätze.

§ 1. Entstehung Roms.


Fig. 61. Etruskisches Ohrgehänge.

Wir müssen jetzt weit in der Zeit zurückgehen, da der Anfang der römischen Geschichte sich mit der griechischen Sage vermischt; doch das meiste, auch aus der Königszeit, ist unzuverlässig. Bei dem Brande Trojas (S. 56) gelang es einem Trojanischen Prinzen, Äneas, mit einer Schar auf Schiffen zu entfliehen. Nach langer Irrfahrt landete er endlich an Latiums Gestade, wo er ruhige Wohnsitze fand. Sein Sohn Askanius baute die Stadt Alba Longa (Lang-Alba), welche die erste unter den 30 selbständigen Städten Latiums wurde.

Im 8. Jahrhundert herrschte zu Langalba Numitor, noch aus des Äneas Geschlechte. Er wurde durch seinen jüngern Bruder Amulius vom Throne verdrängt. Dieser ließ ihn selbst, da er ungefährlich schien, als Privatmann leben, tötete jedoch seinen Sohn und machte seine Tochter zu einer Priesterin der Vesta, als welche sie Jungfrauschaft zu halten verbunden war, damit er keine rächende Nachkommenschaft des Entthronten zu fürchten habe. Allein die vestalische Jungfrau gebar, wie es hieß, vom Gotte Mars, Zwillingssöhne. Dafür wurde sie ertränkt. Die Knäblein aber wurden in einer Wanne ins Wasser gesetzt. Von ungefähr war damals der Tiber über sein Ufer gestiegen, so daß der königliche Diener die Wanne nur ins ausgetretene Wasser setzen konnte, und als dieses sich schnell verlief, blieb sie auf dem Trockenen stehen. Die Kleinen wurden hungrig und schrieen; da lief eine Wölfin aus dem Walde herbei und säugte sie. Ein Hirte, Faustulus, kam zu dem seltsamen Auftritt; er nahm die Kinder und trug sie seiner Frau heim, die sie sorglich pflegte. So wuchsen die Knaben, Romulus und Remus genannt, als Hirtensöhne auf. Sie wurden so mutige Jünglinge, daß sich ihre Genossen bei allen Zügen gegen wilde Tiere und Menschen von ihnen anführen ließen. Die trotzigen Jünglinge beleidigten aber einstmals Numitors Hirten. Diese fingen den einen, den Remus, und führten ihn vor Numitor. Jetzt redete der geängstete Faustulus; er entdeckte dem Romulus seine und des Bruders wahre Abkunft; Numitor erfuhr sie auch. Da ward ein Bund geschlossen. Die beiden Jünglinge sammelten heimlich eine Schar Tapferer, überfielen damit den Kronräuber Amulius, töteten ihn und setzten den Großvater wieder auf den Thron. Darauf baten sie, an dem Orte, wo sie ausgesetzt worden waren, eine Stadt bauen zu dürfen, wozu er ihnen gern die Erlaubnis und die nötigen Hilfsmittel gab. Zu ihrem bereits zahlreichen Anhange schlugen sich noch viele aus dem Lande umher.

Gewiß ist, daß am gelben Tiberfluß in einer sumpfigen, waldigen Gegend, wo 7 Hügel nahe an einander lagen, der Bau der Stadt Rom begann, welche späterhin, als sie sich über alle diese Berge ausgebreitet hatte, die Siebenhügelstadt genannt und an äußerlicher Macht und Pracht die erste Stadt der Welt geworden ist. Erst wurde, unter Gebet zu den Göttern, ein bescheidener Raum auf dem Palatinhügel mit dem Pfluge umfurcht, auf welchem sich ein unansehnlicher Ort mit niedern Mauern erhob. Es war a. 753, um die Zeit, da Jesaja in Juda auftrat. Gewiß wurde die Stätte gewählt, weil sie die Vorteile fester Lage und die Nähe einer dem Handel günstigen Flußmündung vereinigte. Gebaut aber wurde von Anfang an dauerhaft, nur daß die Wohnhäuser lange ärmlich blieben.

§ 2. Romulus, der erste König (753—716).

Das erste Rom ist fertig. Aber „Einer sei Herrscher", sprachen sie — wer soll es sein? Man wußte nicht, ob Romulus, ob Remus zuerst geboren war. Darum

sollten die Götter entscheiden; und jene Menschen nahmen aus dem Vögelflug der Götter Willen ab. So stellte sich nun Romulus auf den Palatinischen, Remus auf den Aventinischen Hügel; und sie warteten auf der Götter Entscheidung. Siehe, da flogen von der glücklichen Rechten 6 Geier über den Remus hin; und die um ihn her begrüßten ihn frohlockend als König. Aber schon fliegen 12 Geier, auch von der Rechten her, über den Romulus hin, und es blitzt und donnert dazu; die ihn umgaben, jauchzten ihm als dem vom Himmel erwählten Könige zu. Darüber entspann sich ein Streit, in dem Remus erschlagen ward.

Nun war Romulus Herrscher; „mit Bruderblut wurde der neue Staat eingeweiht" und damit Rom als ein rechter Streithorst angekündigt. Die Geschichte der Menschheit ist einmal Krieg und Streit. Und gerade die Geschichte der Römer zeichnet sich dadurch aus, wie keine andere.

Um sein Volk rasch zu vermehren, machte Romulus Rom zu einer Freistätte, wo alle, wer und was sie seien, Aufnahme finden sollten. Da liefen denn solche, denen es wegen Schulden oder verübter Verbrechen in ihrer Heimat nicht mehr geheuer war, auch Unzufriedene von allen Seiten herbei, und Roms Bevölkerung wuchs mächtig. Aber freilich kamen auch allerlei Leute, nicht immer die besten, dort zusammen. Indessen waren die Römer der Anfangszeit im ganzen doch viel löblicher als die spätern. Zunächst raubten sie sich Weiber.

Da es nämlich an Weibern fehlte, schickte Romulus Gesandte an die benachbarten Städte und Völker, um sich Jungfrauen zu Gattinnen für seine Römer auszubitten; allein sie waren als ein zusammengelaufenes Volk in üblem Geruch und die Heiratsanträge wurden zurückgewiesen. Da half Romulus mit List und Gewalt. Er veranstaltete ein Fest mit neuen Kampfspielen zu Ehren des Meergottes und ließ Einladungen hiezu an alle Nachbarn ergehen. Neugierig und schaulustig kamen diese in Menge mit Weib und Kind herbei. Die Festspiele beginnen; aber wie alle im besten Schauen sind, stürmen plötzlich die römischen Jünglinge mit bloßen Schwertern unter die Gäste und rauben sich die Mädchen weg, während die andern erschrocken fliehen. So wurden viele Römer beweibt. — Wohl treibt der Zorn über den Weiberraub die Leute von Cänina, Antemnä und Crustumerium zum Krieg gegen Rom. Allein sie werden nach einander besiegt. Doch geht Romulus ganz glimpflich mit den Besiegten um; sie müssen nur nach Rom übersiedeln, wo sie mit allen Ehren römische Bürger werden. Nun zog aber ein mächtigeres Volk aus den nordöstlich wohnenden Sabinern heran, die geraubten Töchter zu holen und die frechen Räuber zu züchtigen; und es kam vor den Mauern Roms zu einer heftigen Schlacht. Wie sie jedoch aufs Erbittertste streiten, siehe da stürzen die jungen Sabinerinnen in Trauerkleidern mit fliegenden Haaren zwischen sie hinein, flehen hier ihre Männer, dort ihre Väter an, sie sollten doch nicht teures Blut vergießen; da steckten alle die Schwerter in die Scheide. Die Sabiner sind gerührt und reichen den Römern die Hand zum Frieden. Ja sie entschließen sich, Ein Volk mit ihnen zu werden, holen Weib und Kind und alle ihre Habe und bauen sich zu Rom an.

Daran scheint so viel gewiß zu sein: Die ältesten Römer gliederten sich in drei Stämme (tribus): Der altlateinische Kernstamm der Ramner verschmolz mit dem sabinischen der Titier, wozu als drittes Glied die Lucerer (wahrscheinlich Lateiner, nach anderen Etrusker) kamen. Die Zugehörigen dieser drei Stämme waren Vollbürger und legten sich von der sabinischen Stadt Cures den Zunamen „Quiriten" bei (populus Romanus Quiritium).

Der König war Oberrichter, Feldherr und Priester, hatte eine purpurverbrämte Toga an und 12 Liktoren trugen ihm ihre Rutenbündel (im Krieg mit Beilen) voran. Er lebte von einem Anteil der Staatsländereien. Zur Beratung stand ihm ein Senat von 300 „Vätern" zur Seite; die Glieder der zugehörigen Familien wurden Patrizier genannt (Vaterkinder). Neben diesen gab es bloß Sklaven und Klienten (d. h. Hörige oder Hintersassen, die einen Patrizier zum Schutzherrn, Patron hatten). Jede Tribus war in 10 Kurien geschieden, welche zur Volksversammlung zusammentreten und über die Anträge des Königs mit Ja oder Nein abstimmen durften (comitia curiata). Jede Kurie zerfiel in 10 Geschlechter (gens), deren jedes durch gemeinsame Heiligtümer zusammengehalten war. Übrigens wurde nichts Bedeutendes

unternommen, ohne vorher die Götter zu befragen, die ihren Willen durch Blitzen, Vögelflug oder den Befund der Eingeweide von Opfertieren kundthaten. Wer den Vögelflug deuten konnte, hieß **Augur**, wer sich auf Tiereingeweide verstand, **Haruspex**.

Romulus führte noch mehrere glückliche Kriege. Er starb nicht in der Schlacht, nicht auf dem Bette. Er musterte sein Heer: da brach ein furchtbares Gewitter aus, und als es vorüber war, sah man ihn nicht mehr. Etliche argwohnten, er sei von feindseligen Senatoren auf die Seite geschafft worden. Es trat aber ein Römer,



Fig. 62. Liktoren.



Fig. 63. Augur.

Proculus, auf und meldete: Romulus sei ihm erschienen und habe geoffenbart, er sei im Sturm unter die Himmlischen erhoben worden, sei nun ein Gott und heiße **Quirinus**: seine Römer sollten ihn unter diesem Namen anbeten und tapfer sein, so würde ihre Herrschaft groß werden. Das Volk glaubte und betete hinfort, wie den Vater Jovis (Jupiter) und den Kriegsgott Mars, auch seinen König als Schutzgott Quirinus an. Er blieb das Sinnbild der Macht.

§ 3. Numa Pompilius (715—672).

Nach einer vom Senate geordneten Zwischenregentschaft wurde Numa **Pompilius**, aus **Sabinischem** Geblüte, zum König erwählt. Ein bisher in der Stille lebender Mann, der die Wahl gar nicht annehmen wollte und nur durch dringendes Zureden seiner Freunde bewogen wurde, den elfenbeinernen Stuhl zu besteigen. Ein ungewöhnlicher Mann, mehr Priester als König.

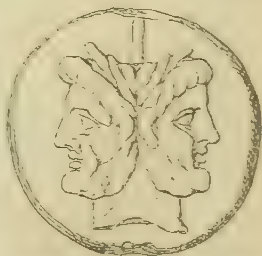


Fig. 64. Kupfermünze mit dem Haupte des Janus (mit Doppelkopf dargestellt).

Er pflegte vor allem die **Religion**, denn er erkannte, daß er nur durch sie sein rauhes wildes Volk zähmen und mildern könnte. Und zwar schaffte er die Menschenopfer ab, die auch in Italien eingedrungen waren. Er baute neue Tempel, z. B. einen der **Vesta**, der Göttin des häuslichen Glückes, darin die priesterlichen Jungfrauen das ewige Feuer unterhalten mußten, einen andern dem Gotte **Janus**, der in allen Dingen den Anfang segnen mußte, an dessen Tempel die Thüren in Kriegszeiten offen, in Friedenszeiten geschlossen waren. Man verehrte die Naturkräfte, doch mehr die Tugenden, wie Clementia Milde, Concordia Eintracht 2c.: weiter das

Glück, den Sieg, die Furcht. Numa machte die Treue, Fides, zu einer Gottheit, bei welcher man Redlichkeit im Handel und Wandel schwören mußte. Später erst kamen griechische Götter mit lateinischen Namen; übrigens gab es noch keine Götterbilder, sondern den Jupiter verehrte man unter dem Symbol eines Kieselsteins, den Mars unter dem der Lanze rc. Numa setzte 6 Religionswächter (pontifex) ein unter einem Oberwächter (pontifex maximus), welche den Kalender des Staats zu führen und Feste abzurufen hatten. Dazu eine Menge von Priestern (flamen) für jeden Gott. Er ordnete Feiertage, unblutige Opfer, heilige Gesänge, religiöse Umgänge rc. an, und ließ allen Gottesdienst mit größter Andacht verrichten. Das drückte sich dem Volke so tief ein, daß es noch lange nach ihm seinen peinlichen Zeremoniendienst mit äußerster Gewissenhaftigkeit übte.



Fig. 65. Numa Pompilius. (Nach der antiken Marmorherme in der Villa Albani.)

Numa erklärte den Ehebund für besonders heilig und ermahnte die Ehegatten zu einem schönen Zusammenleben und zu guter Kindererziehung. Das weibliche Geschlecht mußte sich sittsam kleiden, vom Wein enthalten, von Händeln fernbleiben, im häuslichen Kreise walten, die Männer lieb haben und ihnen gehorsam sein. Hinwieder aber waren die Weiber der Römer keine Sklavinnen ihrer Männer, wie im Morgenland, auch nicht so gering geachtet wie bei den Griechen; sie wurden von ihren Männern wertgeschätzt und hochgehalten. — Numa erbarmte sich auch der armen Sklaven. Er sah darauf, daß sie nicht allzuhart behandelt würden; und um ihnen ihr trübseliges Los wenigstens auf eine kurze Zeit vergessen zu machen, soll er das Fest der Saturnalien eingeführt haben, wo ein paar Tage lang sie die Herren spielen durften und ihre Herren ihnen aufwarten und die besten Gerichte und Getränke auftragen mußten. — Als die 12 alten Götter wurden angebetet: Jupiter, Vater des Alls und Herr der Luft; Juno oder Diana, die Himmelskönigin und Schützerin der Ehe; Minerva, die Denkerin; der Todesgott Mars, auch Maspiter genannt; seine Frau oder Schwester Bellona, in Schlachtnöten angerufen; Vesta und Ceres (S. 49); Saturn, der Saatpfleger; Ops, die Segnerin der Arbeit; Herkules, Gott der Hecken, Zäune und Grenzen; Merkur (Handelsschutz); Neptun (Meergott).

Das Volk gab sich allen seinen Anordnungen besonders darum so willig hin, weil er öfters einen heiligen Hain besuchte, wo an einer Quelle die Nymphe Egeria wohnen sollte, von welcher er seine Weisheit und Offenbarungen empfing. Wunder=

barlich ging von ihm auf sein rauhes Volk ein Geist der Milde und des Friedens aus. So lange er lebte, war der Janustempel geschlossen. Kein Krieg und Kriegsgeschrei störte die Ruhe des Staates. Als er beerdigt wurde, folgten nicht nur seine Römer, sondern auch Abgeordnete benachbarter Völker der Asche des Hochverehrten weinend zu Grabe.

§ 4. Tullus Hostilius (672—640).

Der Latiner Tullus Hostilius war ein ganz anderer, noch wilder als Romulus. Seine Lust war der Krieg. Kaum hatte er das Regiment, so wurden die einander gegenüberstehenden Thüren des Janustempels aufgerissen, daß der Wind hindurchfuhr, der den Friedensgeist der Römer bald verwehte. Er brach die Gelegenheit vom Zaun, mit der Mutterstadt Alba Longa anzubinden. Als sich schon beide Heere in Schlachtordnung gegenüberstanden, rief ihm der Albanische Führer Mettus Fuffetius zu: sie sollten verwandtes Blut schonen und lieber durch Zweikampf entscheiden lassen, welche Stadt hinfüro über die andere herrsche. Das wurde angenommen und feierlich beschworen, daß der besiegte Teil dem siegenden dienen solle. Alba verlor es.

Es befanden sich in jedem Heere Drillingsbrüder, die römischen „Horatier“, die albanischen „Curiatier“ genannt. Diese wurden zum Kampf ausersehen, welcher jetzt in der Mitte beider Heere stattfand. Nach längerem Gefechte fielen zwei der Horatier schnell übereinander hin, wobei das albanische Heer ein Freudengeschrei erhob. Allein der übrige Horatier ist noch unversehrt, während alle drei Curiatier verwundet sind. Da fällt jener auf die List, scheinbar zu fliehen, um die Gegner zu trennen. Es gelingt; sie verfolgen ihn, aber ungleich. Plötzlich wendet sich der Horatier, greift rasch den nächsten an und stößt ihn nieder; dann eilt er auf den zweiten los und durchbohrt ihn; endlich naht er sich dem dritten und erlegt ihn mit leichter Mühe. Jetzt brechen die Römer in einen Jubelsturm aus, und die Albaner unterwerfen sich stumm ihrer Herrschaft. — Gleich nach dem Kampfe trug sich noch etwas Gräßliches zu, bezeichnend für des Römers Wesen, der um der Ehre seines Staates willen die teuersten Gefühle der Natur verleugnen konnte. Als der Horatier an der Spitze des Heeres triumphierend zur Stadt zurückkehrte, begegnete er seiner Schwester, die mit einem der gefallenen Curiatier verlobt war. Sie zerraufte sich die Haare und wehklagte über den Tod ihres Bräutigams. Da stieß ihr der Bruder sein noch blutiges Schwert ins Herz, indem er ausrief: „So fahre jede Römerin hin, die einen Feind betrauert!“ Nach dem üblichen Recht wurde der Horatier zum Tode verurteilt; aber sein alter Vater flehte, daß man ihn nicht seines letzten Sohnes berauben möchte; so wurde ihm das Leben geschenkt.

Nur ungern trugen die Albaner das Joch; von ihrem Fürsten angestiftet, ließen sie sich trotz ihres Eides in Verbindung mit Roms Feinden ein. Da fiel Tullus Hostilius über sie her, und machte des Askanius Stadt wüste. Alles Albanische Volk führte er nach Rom weg. Indessen scharte er die Bürger den seinigen bei, und ihre Edelsten nahm er sogar in den Senat auf. Allen seinen Grimm schüttete er auf den Mettus Fuffetius, den er zwischen zwei Wagen binden und durch entgegengesetzt laufende Pferde auseinanderreißen ließ. Das vergrößerte Rom wurde nunmehr Haupt des Latinischen Städtebundes, obwohl sich dieser nicht willig vom Haupte leiten ließ. — Der wilde König ward zuletzt vom Blitze getroffen, und verbrannte in seinem auflodernden Palaste mit seinen Kindern und Dienern.

§ 5. Ancus Marcius (640—616).

Auf die neuerwachte Kriegslust der Römer sollte wieder ein Dämpfer gesetzt werden. Der neue König Ancus Marcius zeigte sich sanft und mild, wie sein Großvater Numa. Er ließ sichs angelegen sein, Ruhe im Innern und Frieden nach Außen zu haben. Als er aber von etlichen Nachbarn angegriffen ward, trat er auch als Held auf, der sie mit starkem Arm niederlegte. Tausende von ihnen schaffte er nach Rom herüber, so daß von den sieben Hügeln einer nach dem andern mit Wohnungen

bepflanzt und ein Stadtteil wurde. Nun geschah es, daß man wie die Klienten, so die nach Rom übergeführten Latiner plebs nannte.

Die unterworfenen latinischen Städte wurden durch Schleifung ihrer Burg zu Rom geschlagen, so daß ihre Einwohner teils als freie Unterthanen in Dörfern und Weilern fortlebten, teils nach Rom übersiedeln mußten. Dort wie hier blieben aber solche Plebejer von den politischen Rechten der römischen Bürgerschaft ausgeschlossen.

Ancus Marcius baute die erste Brücke über den Tiber, eine hölzerne (pons Sublicius). Auch legte er die erste Pflanzstadt an, indem er an der Mündung des Tiber die Hafenstadt Ostia gründete und mit römischen Bürgern bevölkerte.

Damals zog ein reicher Mann, Lucumo, nachher Lucius Tarquinius geheißen, aus der Etrurischen Stadt Tarquinii mit Sack und Pack nach Rom. Daselbst machte er sich durch seine Freundlichkeit, Freigebigkeit und Klugheit viele Freunde. Selbst der König gewann ihn lieb, zog ihn näher an sich, und gebrauchte ihn zu manchen Unternehmungen, wobei er sich große Verdienste erwarb. Sterbend bestellte ihn der König zum Vormund seiner minderjährigen Söhne.

§ 6. Tarquinius Priscus (616—578).

Rom war ein Wahlreich. Zwar befand sich des Ancus Ältester schon hübsch bei Jahren, allein der Vormund fühlte selbst einige Lust nach der goldenen Krone, und seine Frau, Tanaquil, fachte dieselbe noch stärker an; ja sie, die sich auf die Vögel verstand, behauptete geradezu, es könnte gar nicht anders sein, als daß er König würde. Denn da sie miteinander zuerst nach Rom hineingefahren, war der Königsvogel, ein Adler, aus den Lüften herabgeflogen, hatte dem Tarquinius den Hut vom Kopfe genommen, sich mit demselben in die Höhe geschwungen, dann wieder niedergesenkt und ihm den Hut wieder aufgesetzt. Damit sei ja deutlich angezeigt, was er noch werden sollte. So bewarb sich Tarquinius selbst um die königliche Würde und das Volk erteilte sie ihm. — Die Wahl war keine schlechte. Er traf neue, billige und zweckmäßige Einrichtungen in der Staatsverfassung; er erfocht glänzende Siege über Latiner, Etrusker und Sabiner, und führte großartige, gemeinnützliche Bauten aus.

Er legte das Forum, den ausgedehnten Marktplatz, an, wo die Comitien des Volks gehalten, das Forum, von dem aus späterhin die Schicksale dreier Weltteile bestimmt wurden. Er baute den Cirkus, eine mit Schausitzen eingeschlossene Rennbahn, in der sie ihre Übungen und Wettspiele zu Roß und Wagen hielten. Er begann die berühmten Kloaken zu bauen, das sind unter Rom hinlaufende breite und tiefe Kanäle, so stark gewölbt, daß sie noch heute die schwersten Paläste und Kirchen tragen, Abzugsgräben, durch welche der sumpfige Boden zwischen den Hügeln ausgetrocknet und das Grundwasser aus der Stadt in den Tiber geleitet wurde. Er begann auch die Burg der Stadt, das Kapitol, und soll die ersten Götterbilder nach griechischer Art eingeführt haben. Damals wird von Kyme (Cumae) her die Buchstabenschrift eingedrungen sein.

Das Ende dieses löblichen Königs ist kläglich. Er war 80 Jahre alt und dem Tode nahe. Die Söhne seines Vorfahren merkten, daß er einen andern dem Volke zum Nachfolger empfehlen werde und sie also bei Erledigung des Thrones abermals übergangen werden sollten; da ließen sie ihn durch Meuchelmörder töten. Zwei Taglöhner erhoben einen Streit vor des Königs Wohnung und riefen ihn zur Schlichtung ihres Handels heraus. Er kam, Friede zu machen. Während er nun die Klage des einen anhörte, spaltete ihm der andere mit der Axt das Haupt. Den Söhnen des Ancus half aber der schändliche Meuchelmord nichts. Die Thäter wurden ergriffen, beichteten und jene entflohen erschrocken von dannen.

§ 7. Servius Tullius (578—534).

Der gemordete König hinterließ keinen Sohn, doch zwei Enkel von einem verstorbenen Sohne. Indessen waren diese noch klein, so mußte sein Schwiegersohn

Servius Tullius, König werden, meinte die Seherin Tanaquil. Servius nämlich, welcher mit seiner Mutter, einer gefangenen Latinerin, ins königliche Haus gekommen war, hatte einst als Knabe einen seltsamen Anblick gewährt. Er schlief; da sah man sein Haupt in hellen Flammen brennen, die mit seinem Erwachen verschwanden. Das bedeutete doch, daß er einmal herrschen sollte. Deshalb hatten ihn König und Königin aufs beste erziehen und mit ihrer Tochter vermählen lassen. Er hatte sich dann auch schon als einen tüchtigen Regierungsgehilfen und tapfern Führer bewährt. Also ließ die starke Tanaquil den hingesunkenen Gemahl sogleich ins Haus schaffen und die Thüren verschließen. Dann rief sie dem zusammengeströmten Volke aus dem Fenster zu: der König lebe noch und werde wieder genesen: unterdessen sollten die Römer, so befehle er, dem Servius Tullius als seinem Stellvertreter gehorchen. Dieser erschien auch von Stund an im königlichen Aufzuge und regierte im Namen des kranken Königes. Bald eröffnete er dem Volk, der König sei leider gestorben, erbot sich auch, die Regierung nunmehr in die Hände eines andern niederzulegen. Allein er hatte sein Verweseramt wohl verwaltet, hatte namentlich armen Bürgern so viele Schulden bezahlt, an dürftige Familien so schöne Staatsgüter verteilt, daß das Volk ihn zum König wählte. Und er regierte gütig und weislich. Die Vollendung der Kloaken, des Kapitols, der großen Ringmauer 2c. wird ihm zugeschrieben.



Fig. 66. Stück der servianischen Mauer.

Hatte Romulus die Macht, Numa das Recht begründet, so nahm sich nun Servius der plebs an, indem er sie auch zum Heerdienste heranzog. Die Stadt hatte jetzt 4 Quartiere, die Mark 26 Bezirke (Tribus). Ähnlich wie der gleichzeitige Solon (S. 85) teilte er alle Bürger nach ihrem Vermögen in fünf Klassen, diese wieder in 193 Centurien; darnach wurden die Steuern von ihnen erhoben und ihre Stellung im Heer bestimmt. Je nach dem Maße des Vermögens galt die Stimme mehr oder weniger.

Die erste Vermögensklasse bestand aus solchen Bürgern, welche wenigstens 100 000 Asse (7000 *M*?) Besitz hatten; diese erste Klasse stellte 80 Centurien Fußvolk und 18 Centurien Reiter ins Feld. Letztere waren teils patrizischen, teils plebejischen Geschlechts, und daraus ergab sich nun ein eigener Stand zwischen Senatoren und Plebs, der Ritterstand. Zu den drei nächsten Vermögensklassen gehörten je 20, zur fünften 30 Centurien; die letzten dienten als leicht Bewaffnete. Fortan gab es neben den Kurienversammlungen auch Centurienversammlungen.

Servius Tullius that noch manches, was ihm Lob und Ehre brachte. So wußte er die latinischen Städte enger mit Rom zu verbinden, es scheint, durch ein Bündnis, das auch Ehegemeinschaft gestattete und gleiche Teilung der Kriegsbeute festsetzte. Die benachbarten Etruskischen Städte mußten die Obermacht Roms fühlen, das bereits 83000 Bürger zählte.

Als ein dankbarer Sohn seiner Pfleg- und Schwiegermutter Tanaquil, verheiratete er seine beiden Töchter an die großgewordenen Enkel derselben. Die sanfte Tochter gab er dem wilden Lucius Tarquinius, die wilde dem sanften Aruns Tarquinius zur Gemahlin; so glaubte er das Heftige gleichsam zu mildern. Allein die wilde Tullia und der wilde Lucius hielten sich für einander geschaffen, vergifteten dieser seine Gattin, jene ihren Gatten und heirateten einander. Dann stiftete Lucius mit unzufriedenen Patriziern eine Verschwörung gegen den König und stürzte ihn.

Eines Tages trat er im Herrscherschmuck, von Bewaffneten begleitet, in die Ratsversammlung, setzte sich ohne weiteres auf den elfenbeinernen Stuhl und focht in einer langen Rede das gegenwärtige Regiment an, wie schlecht es sei. Das hört der königliche Greis; er eilt aufs Rathaus, will entrüstet den Frechen vom Thron herabziehen. Allein dieser umfaßt ihn und stürzt ihn die Treppe hinab. Mühsam richtet sich der Greis unten auf, will sich blutend heimschleppen. Da ereilen ihn nachgesandte Leute des Tarquinius, die ihn vollends töten. Das alles erfuhr die wilde Tullia mit großer Freude. Sie fährt nach dem Rathaus, um ihrem Gemahl zur Königswürde Glück zu wünschen. Auf dem Heimweg kommt sie durch eine enge Gasse; da liegt der Leichnam ihres Vaters quer herüber. Der Wagenlenker hält, er kann nicht ausweichen. Aber die unnatürliche Tochter gebietet ihm, nur frisch über die Leiche hinüberzufahren, und sie kommt mit dem Blute des Vaters bespritzt in ihre Wohnung zurück.

§ 8. **Tarquinius Superbus** (534—510).

Lucius Tarquinius, der jüngere, empfing den Beinamen „der Übermütige". Wie er durch eine Gewaltthat, ohne Wahl des Volkes, die Herrschaft erlangt hatte, so war seine Regierung eine fortlaufende Kette von eigenmächtigen, gewaltthätigen und grausamen Handlungen. Er achtete Senat und Komitien, Gesetz und Brauch nicht; er hob gute Einrichtungen seiner Vorgänger wieder auf, trieb unmäßig erhöhte Steuern ein, verbannte die, welche er haßte, und eignete sich ihre Güter zu. Er ließ aus Mißtrauen viele hinrichten, selbst die Söhne seiner Schwester, damit ihm nicht einmal mit eigenem Maße gemessen werde. Nur seinen Neffen Lucius Junius, mit dem Zunamen Brutus (dumm), ließ er leben, weil ihn dieser durch verstellte Dummheit täuschte.

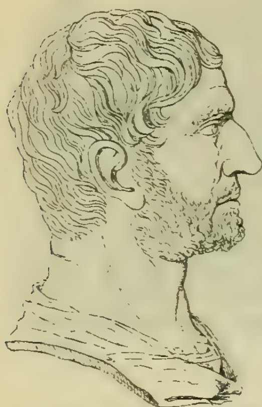


Fig. 67. Junius Brutus. (Nach der alten Erzbüste auf dem Kapitol.)

Übrigens war dieser Tyrann ein Mann, wie von Thatkraft, so von vielem Verstande, und durch seine Schlauheit und glücklich geführte Kriege stärkte er Roms Macht nach außen. Im Innern bewerkstelligte oder vollendete er große Bauten zum Nutzen und zur Zierde der Stadt: das Kapitolium schmückte er mit einem dem Jupiter, der Juno und der Minerva geweihten Tempel.

Einmal kam eine alte Frau nach Rom und bot ihm neun Bücher köstlichen Inhalts um einen hohen Preis an. Er weigerte sich des Kaufs, weil sie so teuer waren. Da warf die Frau drei der Bücher ins Feuer und begehrte für die übrigen sechs den nämlichen Preis. Noch weniger wollte er sie nehmen. Da warf sie abermals drei Bücher ins Feuer und forderte für die letzten drei dieselbe hohe Summe. Jetzt wurde der König aufmerksam; er ließ die Bücher von Priestern untersuchen und sie sagten ihm, daß Weissagungen der berühmten Sibylle (Seherin) von der griechischen Pflanzstadt Kyme darin enthalten wären. Nunmehr kaufte sie der König um das teure Geld, worauf das Weib verschwand. Die Bücher wurden einer besonders hiezu erwählten Priesterschar übergeben und in einer steinernen Kiste auf dem Kapitol streng verwahrt, bei allen wichtigen Staatsangelegenheiten aber um Rat gefragt. Das Volk hatte die tiefste Ehrfurcht vor ihren Offenbarungen, und wenn es hörte: die Sibylle sagt's! so glaubte es und folgte ohne Widerrede. — Natürlich müssen dies griechische Schriften gewesen sein; als sie später (§ 19) verbrannten, suchte man sie durch eine neue Sammlung, die man in asiatischen und griechischen Städten veranstaltete, zu ersetzen.

Indessen seufzte Senat und Volk unter dem Druck des Despoten, bis eine empörende Schandthat seines Sohnes den innern Groll zum Ausbruch brachte und einen Umschwung herbeiführte. Das tiefste Mißvergnügen kam von der Härte, womit der König die Ärmeren zu Fronarbeiten zwang.

Als der König Ardea belagerte, die südlich gelegene Hauptstadt der Rutuler, saßen einst seine Söhne mit andern vornehmen Römern, darunter auch ihr Verwandter Lucius Tar-

quinius Collatinus, Statthalter von Collatia, sich befand, im Lager beim Weine, und jeder rühmte die Schönheit und Tugend seiner Frau. Die Herren wurden dabei hitzig und ritten auf schnellen Rossen noch diesen Abend nach Rom und Collatia, um zu sehen, welcher Frau der Preis gebühre. Man traf die Gemahlinnen der andern bei Schmaus und Spiel, die Gattin des Collatinus aber, Lucretia, noch spät in der Nacht emsig wollwebend unter ihren Mägden. Ihr wurde der Preis der Schönheit und Sittsamkeit zuerkannt. Bald darnach aber begab sich Sextus, von schnöder Lust entzündet, allein nach Collatia und übte an Lucretia, die ihn als Verwandten gastlich aufgenommen hatte, unter furchtbaren Drohungen eine schändliche Gewaltthat aus. — Lucretia ließ am Morgen ihren Mann aus dem Lager und ihren Vater aus Rom holen; der verwandte Lucius Junius Brutus erschien auch mit. Thränenvoll berichtete sie ihnen die vom Königssohn widerfahrene Schande und flehte sie an, ihren Tod zu rächen. Ehe sie sichs versahen, stieß sie sich einen Dolch ins Herz. Die Männer zogen den Dolch aus der Wunde, legten ihre Finger darauf und schwuren, das verruchte Königshaus zu stürzen. Sie eilten nach Rom und bearbeiteten das Volk.

Brutus trug in feuriger Rede alle Tyrannei des ungerecht zum Thron gekommenen Königs und alle Missethaten der Königsfamilie vor, und forderte den Senat auf, diese gottlose Familie zusamt zu verbannen und das Königtum abzuschaffen. Das Volk stimmte zu. Der herbeieilende König fand Roms Thore verschlossen. Auch das Heer jagte ihn davon.

So wurde das Königtum abgeschafft, nachdem es unter sieben (oder mehr) Königen 244 Jahre gedauert hatte, und dafür eine Republik hergestellt.

§ 9. Noch einiges vom Leben der alten Römer.

Es war im ganzen ein biderbes, aber ein derbes, rauhes Volk, hart wie Eisen. Tapferkeit galt ihnen für das höchste; „Tugend und Tapferkeit ist in ihrer Sprache Ein Wort." Alle wehrfähigen Bürger waren Soldaten, mußten je nach Umständen Kriegsdienste thun. Bei einem Kriege zogen die vom 17. bis zum 45. Jahre ins Feld, während die vom 46. bis zum 60. Jahre die Stadt zu verteidigen hatten. Sie mußten sich selbst ausrüsten und verproviantieren; nur der Ritter empfing sein Streitroß nebst Fourage dazu vom Staat.

Außer den Sklaven, die indessen öfters freigelassen wurden und dann sogar das Bürgerrecht erlangen konnten, gab es noch die Klientel (S. 140). Der angesehene Bürger hatte nämlich einen Anhang Geringerer, die ihn, wo er es brauchte, mit ihrem Arm und Vermögen unterstützten; das waren die Klienten (Hörige). Der Patron oder Schirmherr mußte sich ihrer in allem, namentlich vor Gericht annehmen und sie auf jede Weise schützen.

Das Hauptgeschäft der alten Römer außer den Waffen war der Ackerbau. Ihn trieben alle Bürger, auch die vornehmsten, selbst. Ackerbau war bei ihnen Ehrenberuf. Handwerk und Gewerbe trieben nur die Freigelassenen und Klienten. Von Wissenschaft war noch äußerst wenig vorhanden; doch schrieb man, wie schon die Steinmetzzeichen an den ältesten Mauern zeigen.

Die Lebensweise war bei den allermeisten höchst einfach und mäßig; ihre Hauptnahrung bestand in einem dicken Brei, in Gemüsen und Früchten, ihr Trank in Wasser oder einer Mischung von Wasser und Wein. Reinen Wein trank man nicht. Man kleidete sich in die hemdartige tunica, die für den Senator breite Streifen hatte; darüber legte man künstlich einen Überwurf, die toga, im Krieg aber das mantelartige sagum. Die Frau trug über der tunica die lange stola; alles ursprünglich von Wolle und im Hause gewoben. Die Wohnungen waren sehr ärmlich ausgestattet, die hölzernen, unscheinlichen, zwischen denen nur die öffentlichen Gebäude, insonderheit die Tempel, stattlicher hervortraten. Nach und nach waren doch alle sieben Hügel überbaut und durch zusammenhängende Werke befestigt worden. Lustbarkeiten gab es nur wenige, Pferderennen und Kriegsspiele. Man sang, tanzte und blies Flöten (aus Tierschenkelknochen); die griechische Leier kam auch bald auf.

Der Vater hatte volle Gewalt über seine Kinder. Die mißgebornen und schwächlichen wurden gewöhnlich gleich getötet, er durfte aber alle seine Kinder töten oder in

die Sklaverei verkaufen. Ließ er sie lebendig, so wurden sie von den Eltern selbst sorgsam in ihrer Weise erzogen. Die Ehe wurde in der Regel von einem Priester in Gegenwart von Zeugen geschlossen. Das Band war heilig. Ehescheidungen kamen in dieser ersten Zeit noch gar nicht vor. Eine auf Ehebruch betroffene Frau durfte der Mann gleich umbringen. Die Toten wurden am achten Tage verbrannt, ihre Asche in eine Urne gethan und ein kleiner Erdhügel darüber aufgeworfen.

§ 10. Die neue Staatseinrichtung.

Um 510, zur Zeit des Darius, war Rom also eine Republik geworden. Die ganze Gewalt lag nun in den Händen des Senats, von welchem alles ausging und der überall zu entscheiden hatte. Er brachte zwar die wichtigsten Sachen vor die Volksversammlung und hörte diese; allein der Wille des Volks wurde erst durch seine Bestätigung giltig. — Die Häupter des Senates waren zwei jährlich neuzuwählende Konsuln („Zusammenseiende", die man aber zuerst nur Prätoren, Vorgänger, nannte), so daß es von jetzt ab heißt: Rom unter Konsuln. Sie waren die obersten Beamten daheim, welche die Beschlüsse des Senats vollzogen, und die Befehlshaber im Kriege. Zum Zeichen ihrer Machtherrlichkeit gingen zwölf Liktoren (Diener) vor jedem her (S. 140). Sie konnten jedoch, war ihr Jahr herum, wegen ihrer Amtsführung zur Rechenschaft gezogen und, hatten sie Unrechtes gethan, gestraft werden. — Die Konsuln führten anfänglich auch das Richteramt; dasselbe ging aber bald auf besondere Beamte, die Prätoren, über, welche nach den Konsuln den höchsten Rang einnahmen. — Die Säckelmeister, welche die Staatsgelder einzogen und verausgabten, hießen Quästoren. — Etwas später wurden auch Ädilen gemacht, welche die Aufsicht über die öffentlichen Gebäude und die Marktpolizei zu besorgen hatten. — Ich erwähne gleich hier noch ein anderes 443 aufgekommenes, sehr wichtiges Amt, das der Censoren. Sie hatten die Verteilung der Bürger nach Stand und Vermögen zu beaufsichtigen, waren aber zugleich die Sittenrichter, die da eingreifen, ermahnen und strafen sollten, wo die gewöhnliche Polizei und Justiz nicht hinreichte: wie wenn einer liederlich und verschwenderisch lebte, wenn Ehegatten ärgerlichen Zwist mit einander hatten 2c.

Der Senat aber, die Konsuln und alle Staatsbeamten wurden nur aus den Patriziern gewählt, so daß die römische Republik zunächst eine Aristokratie war. Zu den ersten Konsuln wurden L. Junius Brutus und L. Collatinus ernannt.

§ 11. Tarquinius versucht eine Restauration.

Der vertriebene König hatte sich nach Tarquinii in Etrurien begeben, von dannen sein Geschlecht stammte. Von dort aus zettelte er zunächst in Rom, wo er noch Anhänger hatte, eine Verschwörung an, durch welche die neue Verfassung umgestoßen und er wieder in sein Königtum eingesetzt werden sollte. Und siehe, selbst die zwei Söhne des Konsuls Brutus ließen sich in die gefährliche Sache ein. Sie wurden durch einen Sklaven entdeckt, der die Verschworenen belauscht hatte; alle Teilnehmer an der Verschwörung wurden hingerichtet.

Als die Knaben weinend vor ihrem Vater standen, da wurde alles gerührt und jedermann hoffte ihre Begnadigung. Aber der Konsul ließ ihnen zu einem abschreckenden Exempel durch die Beile der Liktoren den Kopf abschlagen. Wir sehen hier das Wesen eines echten Römers, dem das Beste seines Staates näher ging, als das Leben seiner Kinder. Immerhin hätte er bei Vollziehung der Strafe auf die Seite treten können.

Darnach drang Tarquin mit einem aus Etruskern bestehenden Heere ein, wurde aber durch eine Schlacht im Wald Arsia zurückgewiesen. Hier fiel jedoch Brutus, um den die Frauen Roms ein Jahr lang Trauerkleider trugen. — Darauf

suchte und fand Tarquin die Hilfe Lars Porsena's, des Königs von Clusium in Etrurien. Im Kriege mit diesem ging es wohl Rom nahe ans Leben; doch sehen wir dabei Thaten römischen Mutes, römischer Leibes- und Geisteskraft. Porsena drang 507 mit einem großen Heere bis an Rom vor. Er erstürmte den jenseits des Tiber gelegenen befestigten Berg Janiculus und warf das römische Heer zurück, welches sich mit Mühe über die schmale Tiberbrücke in die Stadt rettete. Wie nun aber die Etrusker nachdringen wollten, stellte sich ihnen zuletzt Horatius Cocles am Zugang zur Brücke allein entgegen und verteidigte denselben so lange, bis die Brücke hinter ihm abgebrochen war. Dann warf er sich in den Strom und schwamm unter dem Hagel der Wurfspieße und Pfeile hinüber.

Da Porsena die Stadt hart bedrängte, so weihte sich der Jüngling Mucius zur Rettung des Vaterlandes dem Tode. Er begab sich, als Etrusker verkleidet, ins feindliche Lager, um den König zu ermorden. Am Königszelte standen zwei vornehm gekleidete Männer neben einander. Mucius hielt den Kanzler für den König und stieß ihn nieder; festgenommen, hörte er, daß er den Unrechten getroffen habe. Porsena verkündigte ihm zornig, daß er des Feuertodes sterben müsse. Sogleich streckte Mucius seine Rechte über ein Feuer, das dort auf einem Altare brannte, und ließ sie, ohne Schmerz zu verraten, von der Flamme verzehrt werden. Der König betrachtete es mit Staunen und ließ ihn ungestraft heimkehren. Er hieß von da an Mucius Skävola, d. h. der Linkhändige.

Solche Römerthaten flößten dem Porsena Achtung vor diesem Volke ein. Dazu erlitt er 506 eine schwere Niederlage vor Aricia durch die Griechen von Kyme. Er schloß mit den Römern einen Frieden, welcher zwar demütigend, aber doch besser war als der Untergang; sie mußten ein Stück Landes jenseits des Tiber abtreten und männliche und weibliche Geiseln aus den vornehmsten Geschlechtern geben.

Clölia, eine der Geiseln, ermunterte die übrigen Jungfrauen, den Wächtern zu entrinnen und über den Strom ans römische Ufer zu schwimmen. Sie thatens und es gelang allen. Freilich wurden sie von den Römern wieder zurückgeschickt; aber Porsena schenkte der Clölia in Bewunderung ihres Mutes die Freiheit und erlaubte ihr sogar, noch einige ihrer Genossinnen mit heimzunehmen, wozu sie die jüngsten wählte.

Der alte Tarquin ruhte nicht. Er hetzte Tusculum, wo er eine Tochter verheiratet hatte, und viele Latinische Städte gegen Rom auf. Dieses mußte noch eine schwere Zeit über sich ergehen lassen. In seiner Bedrängnis that es etwas Außerordentliches; es ernannte einen Diktator, d. h. es übertrug Einem, doch nur für die Zeit der Not und auf längstens sechs Monate, die höchste Gewalt, und zwar eine unbeschränkte, daß er vornehmen konnte, was er wollte, ohne Senat und Volk vorher fragen zu müssen und ohne nachher für sein Handeln irgend verantwortlich zu sein. Dies that man, damit mehr Einheit und Schnelligkeit ins Handeln komme. Das Amt bewährte sich trefflich. Der Diktator Aulus Posthumius schlug (496) ein zahlreiches latinisches Heer am Regillischen See so aufs Haupt, daß von dem an alle Bestrebungen für den vertriebenen König unterblieben, worauf das alte latinische Bundesverhältnis wiederhergestellt wurde. Die Römer erzählten von dieser Schlacht, es hätten zwei berittene Jünglinge von übermenschlicher Größe ihrem Heere vorgekämpft, die nachher verschwunden seien. Man hielt sie für die Götterzwillinge Kastor und Pollux, und baute ihnen einen Tempel, darin alljährlich am Schlachttag ein Opferfest gehalten wurde. — In Wahrheit waren wohl Rom und Latium eine Weile von den Etruskern unterjocht; aber die Griechen im Süden, namentlich Syrakus und Kyme, brachen die Seemacht der mit Karthago verbündeten Etrusker, welche dann zu Land durch Kelten und Latiner weiter beschränkt wurden.

§ 12. Innerer Kampf zwischen Volk und Adel.

Bisher hatten die Patrizier alles Regiment, alle Ämter und Würden allein inne. Die Plebejer (S. 144) konnten wohl in den Versammlungen ihre Meinung

kundgeben; ob sie aber beachtet werden sollte, das hing vom gnädigen Willen des hohen Senats ab, dessen Beschlüsse wiederum durch lauter Adelige vollzogen wurden. Das deuchte dem Volk je länger je mehr ein unerträgliches Joch. — Dazu kam noch etwas Leidiges. Die Patrizier benützten frei die Staatsäcker und beuteten als Kapitalisten die Notstände der Bauern aus.

Dadurch und durch die immerwährenden Kriege, bei denen sie sich selbst verköstigen mußten und durch die sie auch verhindert wurden, ihre Äcker zu bestellen, während die im Felde stehenden Patrizier dieselben von ihren Sklaven bauen lassen konnten, waren die Plebejer großenteils sehr verarmt und verschuldet worden. Und ihre Schulden wurden um so größer, als die reichen Patrizier ihre Verlegenheit benützten, um ihnen auf enorme Zinsen Geld zu leihen. Wenn man die Steuer umlegte, wurden die Staatsäcker und die Kapitalien der Altbürger nicht in Anspruch genommen, dagegen die auf plebejischen Gütern lastenden Schulden nicht in Abrechnung gebracht. Konnten sie nun nicht mehr bezahlen, so verloren sie zuletzt ihre Freiheit und mußten als Schuldknechte auf den Gütern ihrer Gläubiger arbeiten, bis deren Forderung befriedigt war, worüber sie und ihre leibeigen gewordenen Kinder hinsterben konnten. Dieses schwere Los trugen sie mit größtem Unwillen.

Wiederholt zwar hatte ihnen der Adel Erleichterung verheißen, damit sie nicht in den Kriegsnöten den Heerdienst verweigerten; allein sobald die Gefahr vorüber war, zeigte sich, daß man sie nur getäuscht hatte. Müde der Vertröstungen zogen die Plebejer endlich 494, unter der Führung ihrer Offiziere, in Masse aus Rom weg und ließen sich auf dem sog. heiligen Berge nieder. Sie wollten mit den Patriziern nicht mehr zusammenleben, sich anderswo ansiedeln. Das war kein kleiner Schrecken für die Patrizier; sie sandten Boten um Boten an dieselben, sie möchten doch zurückkehren, man meine es in Wahrheit gut mit ihnen und wolle ihnen alles zuliebe thun ꝛc. Aber diese Plebejer mögen nicht. „Fahr wohl, Rom! Fahrt wohl, ihr Faulbäuche, die ihr alles Gute habt und schafft am wenigsten, während wir uns schinden und plagen müssen!" Endlich kamen noch zehn der bravsten Senatoren und an ihrer Spitze der allgemein geachtete Manius Valerius und der anerkannte Volksfreund Menenius Agrippa. Dieser redete ihnen warm ans Herz.

Er erzählte ihnen eine Fabel: „Einstmals verschworen sich alle Gliedmaßen des menschlichen Körpers gegen den Magen; die Hand wollte ihm keine Speise mehr zuführen, die Zähne sie nicht mehr zermalmen, der Schlund sie nicht mehr hinunterdrücken ꝛc. Denn der Magen sei der große Taugenichts, der sich alles geben lasse und selbst unthätig bleibe. Gesagt, gethan! Der Magen war verlassen und verloren. Aber siehe, wie mußten es alle Glieder empfinden! Der ganze Körper litt und welkte hin. Da kamen die Gliedmaßen zur Erkenntnis, daß es doch der Magen sei, der mit der Kraft der empfangenen Speisen sie alle erhalte und auffrische; und sie gaben ihren selbstmörderischen Vorsatz wieder auf." So, lehrte Menenius, sei es auch der Senat, welcher den ganzen Staat bei Gedeihen und Wohlsein erhalten müsse.

Das Volk besann sich, und nachdem es sich die Gewährung einiger Forderungen hatte feierlich versprechen lassen, kehrte es nach acht Wochen zum großen Troste des Adels in die leere Stadt zurück. Die Forderungen, die gewährt wurden, waren: 1) Aufhebung der Schuldknechtschaft, 2) Nachlaß der gegenwärtigen Schulden, und 3) Volksvertreter. Das war das wichtigste. Es durfte sich das Volk nun aus sich selbst 2 (später 5, ja 10) Tribunen wählen, welche es gegen alle Beeinträchtigung von seiten des Adels schützen mußten. Diese Tribunen konnten sogar gegen jeden Senatsbeschluß, welcher den Rechten des Volks zu nahe träte, ein Veto, d. h. einen verbietenden Widerspruch einlegen. Tag und Nacht stand ihr Haus offen für jeden, der um Hilfe rief, und diese konnten sie gegen jeden, wer es war, erteilen. Von besonderer Wichtigkeit war, daß sie die Volksgemeine im engern Sinne, d. h. die Plebejer, ohne die Patrizier, versammeln und Beschlüsse fassen lassen konnten. Dazu waren sie unverantwortlich für ihre Amtsführung, wie die Diktatoren, und unverletzlich für ihre Person, so daß, wer sich an

ihnen vergriff, verflucht sein sollte. Kein Wunder, daß sie hohes Ansehen genossen und großen Mut hatten, sich des Volkes anzunehmen. Offenbar konnten sie auch einem übermütigen Adel gegenüber sehr heilsam wirken. Aber wie sie auch Ursache waren zu stetigen Reibungen im Staate, so konnten sie bei selbstsüchtigem und leidenschaftlichem Wesen schreiendes Unrecht begehen und zu dessen Ruin kräftig beitragen. Genug aber, das gemeine Volk hatte jetzt etwas im Staate zu besagen.

§ 13. Mütterliches Ansehen bei den alten Römern.

Es war ein junger Patrizier, Marcius, der im Kriege mit den (südlich von Latium wohnenden) Volskern zur Eroberung der Stadt Corioli das meiste beigetragen und sich damit den Beinamen Coriolanus erworben hatte. Diesem war die größere Volksmacht ein solcher Dorn im Auge, daß er in einer Hungersnot, da der Senat von außenher Getreide geschafft hatte, den Antrag machte, man solle dem Volke nur dann Korn verabreichen, wenn es das Tribunat wieder aufheben lasse. Er stürmte auch sonst aufs hartnäckigste gegen die Volkssache. Der Zorn gegen ihn wurde so groß, daß er als ein Staatsfeind öffentlich verklagt, mit Bewilligung des Senats vor das Gericht der Plebejergemeinde gerufen, und da er sich nicht stellte, von demselben zur Verbannung verurteilt wurde, 491. Groll im Herzen, begab er sich nun geradewegs zu den Volskern und wurde ihr Obergeneral. Bald erschien er mit einem starken Heer auf römischem Gebiete, nahm einen Ort nach dem andern weg, und schlug endlich 5000 Schritte von Rom sein Lager auf. Ringsum verwüstete er die plebejischen Äcker, während er die patrizischen schonte. Rom bebte, das gemeine Volk jammerte. Man sendet Boten an ihn mit Bitte um friedlichen Abzug und Verheißung ehrenvoller Zurückberufung. Aber er weist die Gesandtschaft stolz zurück. Es kommen die Priester und werfen sich flehend vor ihm nieder; er wendet sich kalt ab. Da kommt zuletzt ein Zug Matronen: seine Gattin Volumnia ist dabei, welche seine beiden Kinder auf den Armen trägt, aber an der Spitze geht seine Mutter Veturia. Sie tritt an ihn heran mit ernstem Blick und strafendem Wort: „Ob er dies Verhalten gegen seine Vaterstadt vor den Göttern verantworten könne? Ob er der Mutter Segen oder Fluch wolle?“ ꝛc. Sie weint dann über die Bosheit des Kindes, das sie unter ihrem Herzen getragen. Das brach des Sohnes harten Sinn. Er fiel der Mutter um den Hals und rief: „O Mutter! Rom hast du gerettet, aber deinen Sohn verloren!“ Er führte sein Heer zurück, und die getäuschten Volsker sollen ihn getötet haben.

Übrigens hatte Rom in den nächsten Jahrzehnten Mühe, sich dieses Volks, der daneben wohnenden Äquer und noch anderer zu erwehren. Die innern Reibungen dauerten auch fort mit zähem Ringen. Dazu kam um diese Zeit noch eine furchtbare Pest, daß die Feinde ungehindert bis an die Mauern der Stadt hin plünderten, aber auch mit Grauen vor ihrem Totengeruche flohen.

§ 14. Der Diktator Cincinnatus.

Ein schönes Exempel altrömischer Einfachheit fällt ins Jahr 458. Damals lag ein römisches Heer gegen die Äquer zu Felde, wurde aber in seinem Lager am Berge Algidus von einer Übermacht umzingelt und hart bedrängt. In dieser Not ernannte man zu Rom einen Diktator in der Person des bejahrten edlen L. Quinctius Cincinnatus. Er war draußen auf seinem kleinen Gute. Der Staatsbote traf ihn, wie er eben fast unbekleidet sein Äckerlein umriß: zwei Ochslein vor dem Pflug und er hinter ihm mit dem Stachelstecken. Der Bote sagte ihm, er habe ihm etwas vom hohen Senate zu vermelden: er sollte aber erst seine Toga anziehen. Das that Cincinnatus folgsam, und hierauf hörte er die Botschaft seiner Erwählung zum Diktator, welcher sich selbst um die gefürchteten Volkstribunen nicht zu bekümmern hatte.

Cincinnatus trat in Rom ein, bot die zurückgebliebenen wehrfähigen Bürger auf, welche fünftägigen Proviant mit sich nehmen mußten, zog abends mit ihnen aus und gelangte noch in der Nacht zum Berge Algidus. Hier schloß er die belagernden Äquer ein und ließ durch ein ungeheures Feldgeschrei den eingeschlossenen Römern Mut machen, mit dem lichten Morgen aus ihrem Lager zu stürmen. Die Äquer befanden sich in der Mitte zwischen den Feinden ohne Ausweg; da legten sie die Waffen hin und baten um ihr Leben. Man schenkte es ihnen und ließ sie abziehen; vorher aber mußten sie unter dem Joch wegkriechen. Das Joch waren zwei in die Erde gesteckte Speere, über welche ein dritter quer herüberlag. Da gebückt durchgehen, das war die größte Schande des italischen Kriegers.

Den ihm gebührenden Teil von der ansehnlichen Beute überließ Cincinnatus seinen Soldaten, legte nach triumphierendem Einzug in Rom alsbald seine Diktatur nieder, und kehrte so arm und zufrieden als zuvor auf sein Gütlein zurück.

§ 15. Das Zwölftafelgesetz.

Die Ausübung der Justiz oder der ordentlichen Rechtspflege war noch bei den Patriziern, und die Richter urteilten nach dem Herkommen und nach eigenem Ermessen: denn es gab in Rom noch keine geschriebenen Gesetze. Daß hiebei viel Willkürliches mit unterlief, war natürlich und ein Gegenstand der Unzufriedenheit des Volks seit lange schon. Das Volk, welches bereits gemerkt, daß es etwas durchsetzen könne, begehrte feste Gesetze zur Regelung der konsularischen Amts- und Strafgewalt, und stellte durch den Tribun Terentilius Harsa den Antrag darauf, 462. Allein die Patrizier, welche hierin eine neue Beschränkung ihrer Herrlichkeit sahen, widersetzten sich aufs stärkste und wendeten selbst Gewaltmittel an, das Volk abzuschrecken. Die Tribunen dagegen trotzten von ihrer Seite und hielten zäh an dem Terentilischen Antrage fest. Die Patrizier mußten nachgeben.

Nunmehr wurden zunächst 454 etliche geeignete Männer nach Griechenland geschickt, um sich mit den dort geltenden Gesetzen bekannt zu machen: und als diese 452 reiche Erkenntnisse heimbrachten, gab es ein Neues in Rom. Zehn patrizische Männer wurden zur Ausrichtung des Werkes auserlesen. Sie wurden zugleich mit allumfassender Gewalt versehen, so daß während der Dauer ihres Geschäftes Konsulat, Tribunat und alle Staatsämter aufhörten; sie hatten alles zu verwalten, und von ihnen konnte nirgendshin appelliert werden. Diese Decemvirn (Zehnmänner) stellten nun teils aus dem römischen Herkommen, teils aus griechischen Rechten feste Gesetze auf; und sie verfuhren wirklich dabei in schöner Eintracht so sorgfältig und gewissenhaft, daß alles Volk, Patrizier und Plebejer, das fertige Werk billigte und anerkannte. Sofort wurden diese Gesetze in zwölf metallene Tafeln eingegraben und die letzteren auf dem Forum aufgestellt, so daß nun jeder Römer das Recht vor Augen hatte, das in Rom gelten, durch das er geschützt und nach dem er gestraft werden sollte, 450.

Dieses Zwölftafelgesetz ist „ein Denkmal des tiefsten Rechtsgefühls und der großen Staatsweisheit der Römer." Es ist trefflich, wenn es schon manche Härten enthält. Wenn z. B. ein Brandstifter den Feuertod erleiden soll, so mag das zwar hart sein, muß aber doch eigentlich die angemessenste Strafe genannt werden; und wenn ein nächtlicher Dieb ohne weiteres getötet werden darf, so ist das wohl hart, aber man sieht, wie unverletzlich den Römern das Eigentum war; und wenn falsche Zeugen vom Tarpejischen Felsen hinabgestürzt werden sollten, so lautet das sehr hart, zeigt aber, wie viel man noch auf Treu' und Redlichkeit hielt. Das Schuldrecht blieb furchtbar.

Das Zwölftafelgesetz ist die Grundlage des römischen Rechts, welches in der Folgezeit durch hinzukommende Senats- und Volksbeschlüsse und kaiserliche Verordnungen immer größer und über alle möglichen Fälle ausgedehnt wurde. Und dieses römische Recht ist wesentlich auch in alle unsere Gesetzbücher übergegangen.

Römisches Recht wird noch heutzutage allenthalben von den Juristen vornehmlich getrieben, als dem Wesen nach das allgemeine Recht der Menschheit. Denn es war eine Hauptaufgabe der Römer, die ihnen von dem Lenker der Menschheitsgeschichte geworden ist, das menschliche Recht auszubilden; und sie sind mit ihrem nüchternen, verständigen, aufs Wirkliche gerichteten Sinn auch die rechten Leute dazu gewesen und haben diese ihre Aufgabe erfüllt.

§ 16. Abschaffung des Decemvirats.

Die Decemvirn hätten nach Vollendung des Geschäftes, für das sie gewählt waren, ihre Gewalt niederlegen sollen. Allein das Herrschen schmeckte ihnen so süß, daß sie sich nicht mehr davon trennen wollten, sondern fest im Regimente sitzen blieben, nachdem die zwölf Tafeln verfaßt waren. Auch erschienen sie auf einmal anders denn zuvor; sie handelten in Ausübung der Gewalt vielfältig, wie zum Hohn auf ihr eigen Werk, gegen die aufgestellten Gesetze. Die Plebejer fühlten sich ohne Tribune rat- und mutlos, als die Zehnmänner neue Kriege mit den Äquern und Sabinern eröffneten.

Endlich soll eine Schandthat des Angesehensten unter den Decemvirn den Sturz der Tyrannei herbeigeführt haben. Appius Claudius begehrte in sündlicher Lust nach der schönen Tochter des Hauptmanns Verginius, die bereits verlobt war. Er suchte ihrer durch eine abscheuliche List habhaft zu werden. Einer seiner Klienten mußte Klage vor Gericht stellen: das Mädchen sei nicht wirklich des Verginius Tochter, es sei vielmehr das weggenommene Kind einer Sklavin und gehöre ihm an und müsse ihm zurückgegeben werden. Verginius konnte mit sattsamen Zeugnissen die Falschheit der Klage nachweisen. Allein das half ihm nichts; Appius selbst saß als Richter und erkannte die Verginia seinem Klienten zu. — Der Vater war in Verzweiflung, als man ihm seine Tochter wegnehmen wollte, und bat, man möge ihn nur noch ein paar Worte mit ihr besonders reden lassen. Dies wurde ihm gewährt. Er führte sie an eine nahe Schlächterbude, ergriff schnell ein Messer und stieß es ihr mit dem Ausruf ins Herz: „Nur so, mein Kind, kann ich deine Ehre und Freiheit retten!" Dann hob er das blutige Messer gegen den Appius auf und schrie: „Mit diesem Blut weihe ich dein Haupt den rächenden Göttern!"

Sofort brach ein furchtbarer Sturm los. Mit dem wütenden Volke zu Rom verband sich das aus dem Feld heimeilende Heer, und da der Senat zögerte, zogen die Plebejer wieder in Masse nach dem heil. Berg aus. Jetzt wurde das Decemvirat für abgeschafft erklärt. Den Appius warf man ins Gefängnis, darin er sich durch Selbstentleibung der drohenden Todesstrafe entzog; von Bestrafung seiner Amtsgenossen wurde abgesehen. Konsulat und Tribunat wurden wieder hergestellt, 449.

§ 17. Fortgesetzter Kampf zwischen Volk und Adel.

Nun hatten die Plebejer ihre Tribunen wieder und mit ihnen frischen Mut, und je mehr sie schon durchgesetzt, desto emsiger kämpften sie gegen das Voraus der Patrizier fort. Diese hatten noch viel Herrlichkeit vor ihnen. Sie erschienen noch als eine höhere Gattung von Menschen, welche durch nähere Verbindung mit den Plebejern verunreinigt würden, das Heiraten zwischen beiden war gänzlich verboten. Da stellte der Tribun Gajus Canulejus den Antrag, daß dieses Verbot aufgehoben werde: dem römischen Blute dürfe römisches Blut nicht zu schlecht sein; und trotz allen Widerstrebens des Adels siegte das Volk auch hier. Der Antrag ging durch, 445. — Es fehlte doch nicht an einzelnen Patriziern, welche von der Erlaubnis Gebrauch machten und liebenswerte Plebejerinnen sich heimholten oder ihre Töchter achtbaren Plebejern anvertrauten. Und sowie nur der Anfang gemacht war, folgten

schon mehrere nach, so daß beide Bürgerteile mehr und mehr durch dieses heiligste der menschlichen Bande verknüpft und durch Vermischung des Bluts geeinigt wurden, was zur größeren Einheit des Staates viel austrug.

Aber die Plebejer waren damit noch lange nicht zufrieden; sie wollten nicht weniger als völlige Rechtsgleichheit mit den Patriziern. Diese hatten bisher alle Staatsämter allein verwaltet; das Volk begehrte jetzt durch seine Tribunen Zutritt zu allen, selbst dem höchsten, dem Konsulate. Darüber entsetzte sich der Adel. „Unmöglich!" hieß es, „da ginge der Staat zu Grunde; die Plebejer verstehen ja nichts!" Allein die Plebejer wollten keineswegs so unfähig sein, und drängten fort und fort auf ihr Ziel los. Eine schreckliche Not kühlte ihr heißes Verlangen nicht gar ab. Im J. 439 wütete eine solche Hungersnot, daß viele arme Leute sich im Tiber ertränkten, um den Qualen des Hungertodes zu entgehen. Kaum konnten sie sich wieder satt essen, so erneuerten sie ihre Ansprüche mit Ungestüm. Und sie hatten eine starke Waffe gegen den Adel darin, daß sie ihre Waffen ruhen ließen. Rom hatte stets äußere Feinde zu bekämpfen, und da verweigerten sie den Kriegsdienst, wenn der Adel ihnen nicht willfahren wollte.

Die bedrängten Patrizier wußten nicht, wie sie sich helfen sollten. Um nur Ruhe zu gewinnen, ließen sie eine Zeitlang keine Konsuln wählen, sondern dafür sog. konsularische Kriegstribunen (nicht mit Volkstribunen zu verwechseln), welche den Oberbefehl im Kriege führten, sonst aber an Macht und Ansehen den Konsuln nicht gleichkamen; solche Konsulartribunen konnten 444 auch die Plebejer werden. Dafür schufen sich die Patrizier das neue Amt der Censoren (S. 148). — Aber von 421 an durften auch Plebejer das Amt der Quästoren bekleiden; und weil die abgehenden Quästoren nach dem Herkommen in den Senat eintraten, so nahmen denn Plebejer auch in dieser hohen Körperschaft ihre Plätze ein.

Noch etwas verlangten sie um jene Zeit, was ihnen bei ihrer häufigen Armut sehr wohl that, daß nämlich von dem Kriege an, der nun erzählt werden wird, die Bürger im Felde, wo sie sich bisher selbst hatten erhalten müssen, Sold erhielten; und zwar weil nun zum erstenmal ein römisches Heer Sommer und Winter im Felde blieb.

§ 18. Camillus.

Mit der etrurischen Stadt Veji hatten die Römer schon oftmals ihre Kräfte gemessen. Sie schickten sich 405 zu einem neuen Krieg mit ihr an; es war diesmal auf Unterwerfung eines stammfremden Volkes abgesehen. Die Stadt lag fest auf einem vereinzelten, jäh abschüssigen Berge und war voll tapferer Bürger und Proviant. Gleichwohl wurde sie von den Römern belagert, doch 10 Jahre umsonst. Da ernannte man, um schneller fertig zu werden, wieder einen Diktator, den Marcus Furius Camillus, einen schroffen, doch edlen Patrizier. Der griff das Werk ebenso kräftig als klug an und vollführte es.

Er umzingelte den Berg mit Kriegsvolk und grub zugleich wie ein Maulwurf zur Stadt hinauf, d. i. er grub eine Mine, die uns hier zuerst begegnet. Er that dann noch etwas Besonderes; er verrichtete ein Gebet an die Schutzgöttin der Stadt, an die Juno Cupra, darin er sie feierlich um die Güte bat, von Veji nach Rom überzusiedeln. Hierauf kommandierte er zum Generalsturm. Während nun der eine Teil seiner Leute am Berg und an den Mauern emporkletterte, drang der andere durch den unterirdischen Gang hinauf und bohrte sich gerade im Tempel der Juno vollends heraus. Die Vejenter waren entsetzt, als ihnen beim Kampf gegen die von außen heraufdringenden plötzlich noch Feinde in den Rücken fielen; so ließen sie sich schnell überwinden. Sie wurden größtenteils niedergestochen, die Übrigbleibenden in die Sklaverei verkauft, ihre Güter dem Kriegsvolk preisgegeben, 396.

Camillus hatte sich durch dieses Werk einen hohen Ruhm erworben. Diesen vermehrte er noch durch siegreiche Kriege gegen die Äquer und Falisker (Ein-

wohner des etrurischen Falerii). Letzteren Krieg endete eine schöne That desselben. Der Schulmeister von Falerii führte bei einem Spaziergange, den er mit seinen Schulkindern machte, diese verräterischer Weise ins römische Lager. Statt aber von Camillus den gehofften Lohn zu empfangen, ließ ihm derselbe, empört über solche Schändlichkeit, die Hände auf den entblößten Rücken binden und ihn von seiner Schuljugend mit Ruten nach Falerii zurücktreiben. Das rührte die Falisker so, daß sie sich freiwillig der Oberherrlichkeit Roms unterwarfen.

Dieser hochangesehene Mann, freilich ein Aristokrat, wurde angeklagt, daß er mit der Kriegsbeute unredlich umgegangen sei. Er sollte sich dieserhalb vor dem Plebejergericht verantworten. Dazu war er zu stolz. Er begab sich freiwillig in die Verbannung nach Ardea, indem er ausrief: „Möchten die Götter das römische Volk dahin geraten lassen, daß es nach meiner Rückkehr begehrt!"

§ 19. Rom — ein Schutthaufen.

Ein Schwarm von Kelten, welche über die Alpen nach Oberitalien gekommen waren, die Senonischen Gallier, drang damals unter einem Anführer Brennus erobernd und verheerend nach Tuscien herab. Man wird sich's so zu denken haben, daß seit mehr als einem Jahrhundert gallische Völker sich ins Pothal drängten, dort die etruskische Macht brachen, einen Teil der Etrusker, die Rätier, in die Tiroler Alpen trieben und selbst das Flachland besetzten. Die letztgekommenen besonders waren wilde und starke Leute, die sich selbst für die Tapfersten aller Sterblichen hielten, gekleidet in bunte Gewänder, mit dem Goldring um den Hals, unbehelmt, aber in glänzender Rüstung, mit langem Schnurrbart, sonst rasiert; sie zählten 70 000 Mann. Als sie Clusium belagerten, wehrten ihnen die Römer durch Gesandte, die dann widerrechtlich mitfochten. Umsonst forderten die Senonen die Auslieferung der Gesandten. Dummdreist gingen ihnen die Römer entgegen und erlitten am Flusse Alia eine so furchtbare Niederlage, daß sie noch lange hernach riefen: „O der alische Tag!" 18. Juli 390.

Die Stadt war vor dem anstürmenden Feinde verloren. Der Senat flüchtete sich mit den wertvollsten Gütern aufs Kapitol; die meisten suchten in benachbarten Städten, namentlich im leeren Veji, eine Zuflucht. Die Gallier zogen ungehindert in Rom ein. Kein Mensch auf den Gassen, in den Häusern. Nur auf dem Forum saßen 80 Greise, zurückgeblieben, um die der Stadt zürnenden Götter durch ihren Tod zu versöhnen. Die Gallier betrachten sie verwundert; einer faßt den Senator Papirius bei seinem Silberbarte, um zu prüfen, ob er lebe. Dieser schlägt nach ihm mit seinem Stabe. Augenblicklich wird er, werden alle die Greise niedergemacht. Die Feinde plünderten die Stadt rein aus und verbrannten sie.

Ihr Sturm auf das Kapitol wurde zurückgeschlagen. Sie umzingelten es, um es auszuhungern. Einmal hätten sie es beinahe erobert; sie hatten einen Ort entdeckt, wo man hinaufklettern konnte; etliche standen nachts schon oben, ohne daß es ein Wächter gemerkt hätte. Plötzlich aber erhoben die der Juno geheiligten Gänse ein solches Geschnatter, daß die Römer, voran der Konsular Manlius, erwachten und die Heraufgestiegenen wieder hinabstießen.

Als jedoch die Belagerung gegen 7 Monate gewährt hatte, sahen sich die Römer durch Hunger gezwungen, mit den Galliern zu unterhandeln und den Abzug derselben mit 1000 Pfund Goldes zu verkaufen. Das Gold ward hergebracht und abgewogen. Die Gallier brauchten falsches Gewicht; die Römer beschwerten sich. Da warf Brennus lachend sein Schwert zum Gewichte, indem er ausrief: Wehe den Besiegten! Eine Sage läßt dann Camillus noch rechtzeitig erscheinen mit einem aus Flüchtlingen und Nachbarn gesammelten Heere, das über die Gallier herfiel und sie, die durch Seuche gelitten hatten, so darniederschlug, daß ihrer nur wenige entrannen. Die auf dem

Kapitol stiegen herab, die Zerstreuten sammelten sich wieder und alle jubelten dem Camillus zu. Er heißt nun Vater des Vaterlandes und zweiter Schöpfer Roms. Wahrscheinlicher aber ist, daß die Feinde wenig gestört mit ihrem Golde abzogen, während freilich Camillus sie später, zuletzt 367 bei Alba, ruhmvoll besiegte. Er verhinderte auch die Übersiedlung nach Veji und verbesserte die Waffen des Heers. Die eingeäscherte Stadt war in Jahresfrist wieder aufgebaut, aber so dürftig wie zuvor. Alle älteren Denkmäler und Schriften waren dahin.

§ 20. Beendigung des inneren Kampfes.

Es stand nicht lange an, bis in der neuen Stadt neue Unruhen sich regten und immer heftiger wogten. Schon die Baulast, nebst unablässigen Kriegen gegen die empörten Umwohner, verwickelte die Ärmeren in schwere Schulden. Wenn dann ein Manlius, jetzt Kapitolinus genannt wegen seiner Rettungsthat, die Schuldner loskaufte und ein Abgott des Volks ward, so mußte er nach der Königskrone gestrebt haben und dafür sterben 384. Die Plebejer aber gönnten den Patriziern keine Vorrechte mehr, und sie ruhten namentlich nicht, bis sie die Teilnahme an der höchsten Würde im Staat, am Konsulate, errungen hatten. Der Volkstribun Gajus Licinius Stolo stellte den Antrag, daß die Konsulartribunen als ein halbes Ding abgeschafft und dagegen wieder wie früher zwei Konsuln gewählt werden sollten, davon jedoch jedesmal der eine ein Plebejer sein müsse. Dazu forderte er Erleichterung der Schuldenlast und gleichmäßigere Benützung der Staatsländereien. Die Patrizier wehrten sich gegen diese Anträge auf Tod und Leben, brauchten alle Mittel, sie zu hintertreiben. Allein die Volkspartei ließ nicht ab; 10 Jahre nacheinander fort und mit immer größerer Anstrengung wurden sie erneuert, bis die Patrizier, des langen Widerstandes müde und zum Teil von der Billigkeit und Heilsamkeit der Neuerung überzeugt, endlich nachgaben. Unter Camillus' Diktatur 367 ging der Licinische Antrag durch, und Licinius selbst wurde vom dankbaren Volke zum ersten plebejischen Konsul erwählt.

Nun war in der Hauptsache Rechtsgleichheit zwischen Volk und Adel vorhanden. Wohl hatten sich die Patrizier auch jetzt noch etwas vorbehalten, das Amt der Prätoren (Richter), Censoren (Sittenrichter) und die Priesterwürde. Allein daran lag doch weniger; und etliche Zeit nachher — es war ja einmal das Höchste mit ihnen geteilt — gewährten sie den Plebejern auch zu diesen Ämtern und Würden den Zutritt. Man sah 356 einen plebejischen Diktator, 350 einen plebejischen Censor, 337 einen plebejischen Prätor, 300 plebejische Augurn und Pontifexe. — Da man zugleich mit dem Konsulat den Plebejern bedeutende Staatsländereien, welche bisher alle den Patriziern zur Nutznießung gegen einen geringen, dem Staate zu entrichtenden Pacht überlassen waren, als Eigentum zuteilte und durch Herabsetzung des Zinsfußes die Umstände vieler Armen verbesserte, so waren sie gestillt. Es kehrte Ruhe und Eintracht in Rom ein, und das geeinte Römervolk war jetzt wohl stark, seine Herrschaft weit auszubreiten. Daß Rom herrlich werde, dahin strebten sie hinfort alle mit gleichem Eifer unverrückt. Für die Größe ihres Roms konnten sie alles thun, alles opfern.

Nur ein Beispiel solcher freudigen Aufopferung! Nach einem Erdbeben entstand auf einem Platze in Rom ein solcher Erdriß, daß er durch Massen hineingeworfenen Schuttes nicht gefüllt werden konnte. Man fragte die Priester, was zu thun sei, und sie brachten die Antwort: „Der Spalt schließe sich nur, wenn man das beste Gut Roms hineinwerfe.“ Das deutete der Ritter Marcus Curtius auf Waffen und Tapferkeit. So betet er zu allen Göttern für die teure Vaterstadt, setzt sich in voller Rüstung auf sein Streitroß und sprengt in den Abgrund hinein! Roms Frauen werfen ihm Früchte und Blumen nach. Der Schlund soll sich sogleich über ihm geschlossen haben.

§ 21. Rom beherrscht Mittelitalien (342—282).

Der römische Staat war bis jetzt noch eine freilich schon sehr große und bevölkerte Stadt, doch aber mit keinem beträchtlicheren Gebiete als dem eines deutschen Herzogtums. Latium und ein allerdings schönes Stück von Etrurien war sein Gebiet. Von dem an jedoch, da Volk und Adel einträchtig zusammenhielten, gewann er durch fortwährende und zum Teil unglücklich geführte Kriege, die er aber stets mit neuer Kraft aufnahm und siegreich durchkämpfte, in etlichen Menschenaltern schon eine erstaunliche Ausdehnung. Am meisten hatten es die Römer zunächst mit den Samniten und Latinern zu thun.

Die Samniten waren ein sehr zahlreiches sabellisches Kernvolk, welches das Gebirge hinter Latium und Campanien bis an die Adria hin bewohnte und schon den griechischen Städten im Süden gefährlich wurde. Da sie auch auf Campanien drängten, bot das verweichlichte Capua den Römern die Unterwerfung an. Sogleich griffen die Römer zu und siegten über den auch anderwärts beschäftigten neuen Feind 343. Wie nun im Frieden die Samniten Capua den Römern überließen, forderten die Latiner, die zum Sieg mitgeholfen hatten, Gleichberechtigung mit den Römern: ein Konsul sollte aus ihrer Mitte ernannt werden ꝛc. Da dies verweigert wurde, standen 341 alle Latiner gegen Rom auf, indem sie sich nicht nur untereinander, sondern auch mit den Campanern verbanden und ein furchtbares Heer zusammenbrachten. Die Römer zogen gegen sie unter den Konsuln Publius Decius Mus, der sich schon durch treffliche Thaten ausgezeichnet, und Titus Manlius, welcher Torquatus, der Bekettete hieß; denn er trug die goldene Kette eines gallischen Goliaths, den er bei einem Einfall des wilden Volkes im Zweikampf erlegt hatte.

Die Konsuln mußten dem starken Feinde gegenüber die größte Vorsicht anwenden; so verboten sie ihren Soldaten bei Todesstrafe, sich ohne Befehl in einen Kampf einzulassen. Nun traf es sich, daß des Manlius Sohn bei einem Streifzuge von einem tuskulanischen Offizier spottend zum Zweikampf herausgefordert wurde. Das war dem ehrliebenden Jüngling zu viel; er nahm die Aufforderung an und erlegte den Spötter. Vom Heere ward er zwar mit Jubel empfangen, aber der Vater-Feldherr, so weh es ihm geschehen mochte, konnte beim Sohn keine Ausnahme machen; er ließ ihm vom Liktor das Haupt abschlagen. Hinfort leisteten alle den strengsten Gehorsam.

Bei Trifanum nahe der Lirismündung kam es zur Schlacht 340. Sie war sehr grimmig. Der linke römische Flügel unter Decius wich zurück. Da weiht sich derselbe betend den Göttern des Totenreichs, zusamt dem Feinde, den er gleichsam nachzieht, und sprengt ins feindliche Heer hinein, bis er unter dessen Geschossen fällt. Aber seine Soldaten dringen ihm so ungestüm nach, daß der Feind weichen muß. Auch der andere Flügel der Römer siegte, durch die Geschicklichkeit und Standhaftigkeit des Beketteten. Der Feind erlitt eine schreckliche, seine Hauptmacht brechende Niederlage. Er wehrte sich noch etliche Jahre mit geringer Kraft. Im J. 336 (da Alexander auftrat) war ganz Latium samt dem wonnigschönen Campanien der römischen Herrschaft unterworfen. An die Stelle der latinischen Eidgenossenschaft traten jetzt Bündnisse Roms mit den einzelnen Städten. Zugleich wurden Kolonieen gegründet, d. h. die betroffene Stadt hatte einer römischen Besatzung $^1/_3$ ihrer Güter zu überlassen.

Indessen bestimmten die großen Fortschritte, welche die römische Herrschaft durch die Eroberung Latiums und Campaniens gemacht, die eifersüchtigen und für sich selbst besorgten Samniten zum zweiten Krieg. Er entbrannte über der Aufnahme Neapels in römische Abhängigkeit und begann 326 für die Römer so glücklich, daß die Samniten den Friedensbruch bereuten. Der gewünschte Friede aber wurde ihnen versagt, und bei der Erneuerung der Feindseligkeiten wendete sich das Glück. Nunmehr standen zwei weniger fähige Führer dem sehr tüchtigen samnitischen Feld-

herrn Gavius Pontius gegenüber. Dieser lockte die Römer im Apennin zwischen die beiden Kaudinischen Engpässe (bei Arpaja) hinein 321, wo sie sich plötzlich vollkommen eingesperrt und unvermögend sahen, wieder herauszukommen oder nur gegen die Feinde sich zu wehren.

Pontius, unschlüssig was er mit ihnen thun sollte, befragte sich deshalb bei seinem hochgebildeten Vater Herennius. Dieser riet, die Gefangenen entweder alle zu töten und dadurch Rom auf lange hinaus zu schwächen, oder sie alle frei zu lassen und durch diese Wohlthat Roms Freundschaft zu gewinnen. Es war seines Volkes Unglück, daß Pontius dem guten Rate des Vaters nicht folgte. Er schloß vielmehr mit den Römern einen Friedensvertrag der Art, daß sie ihr Leben davontragen durften, aber versprachen, das samnitische Gebiet für immer zu räumen, und — o der Schmach! unter dem Joche weggehen mußten. Weil aber nicht die Konsuln berechtigt waren, einen Frieden zu schließen, sondern nur Senat und Volk, so erkannte das tiefbetrübte Rom den gemachten nicht an. Man sandte die beiden Konsuln und alle, die den Vertrag unterschrieben hatten, mit auf den Rücken gebundenen Händen zu den Samniten zurück, daß sie mit ihnen thäten, was sie wollten: aber Rom bleibe ihr Feind. Pontius meinte, wenn der Friede nicht gelten solle, so müsse das ganze römische Heer wieder zwischen die Kaudinischen Pässe hinein, woran er eigentlich auch vollkommen recht hatte. Allein davon wollten die Römer, so redlich sie damals noch im allgemeinen waren, doch nichts wissen. Es rührte sie auch nicht, daß Pontius ihnen hochherzig die Missethäter entfesselt zurückschickte.

Rom entsandte frische Heere, eins unter dem eisernen Lucius Papirius, welche mit Wut über die Samniten herfielen, eine große Zahl derselben erwürgten und die gefangene Besatzung Lucerias, zur Vergeltung für die kaudinische Schmach, hinwiederum durchs Joch gehen ließen. Wohl brachen nun 311 die Etrusker los, die Umbrer folgten 309, aber Q. Fabius Rullianus überwand beide, und die letzten Kerntruppen der Samniten, welche vergebens rangen, ihren Helfern die Hand zu reichen, wurden vom greisen Diktator Papirius bei Longula 309 niedergeworfen. Nachdem ihr Bovianum (Bojano) erobert war 305, mußten die erschöpften Samniten sich 304 zu einem noch leidlichen Frieden verstehen.

Sobald sie sich wieder etwas erholt hatten, rüsteten sie abermals mit äußerster Anstrengung und begannen 298 den dritten Krieg. Q. Fabius Rullianus und Publius Decius Mus, der Sohn, thaten ihnen stetig Abbruch. Doch brach 296 ihr Feldherr Gellius Egnatius nach Etrurien durch. Da erhoben sich die Etrusker, Umbrer mit Galliern, und Rom hatte vollauf zu thun, um mit diesen mächtigen Völkerschaften fertig zu werden, konnte auch nicht nach jeder Schlacht Viktoria! schreien. Aber seine zwei trefflichen Feldherren errangen den großen Sieg bei Sentinum 295, und zwar vornehmlich durch die Selbstaufopferung des Decius, der, als seine Reiter und gar auch die Legion vor den tausend anrasselnden Sichelwagen der Gallier wankten, sich wie sein Vater in den Weihetod stürzte. Mit dem Kern der Samniten fiel auch ihr Egnatius. Etrurien, Umbrien und die Gallier suchten nun Frieden nach. 16000 Samniten aber verschworen sich, nie zu fliehen, ja jeden Fliehenden zu töten; und noch einmal siegte ihr Feldherr Pontius, vielleicht der Sohn des Siegers von Caudium, den die Römer später fingen und unedel hinrichteten. Es half nichts, daß die Samniten mit ihren letzten Kräften den Widerstand fortsetzten; Papirius brach ihn 293 bei Aquilonia, und der treffliche Konsul Manius Curius Dentatus unterwarf sie, daß sie Roms Oberherrlichkeit anerkennen mußten, 290, wenn auch in der Form eines Bundes.

Der ganze Kampf mit den Samniten währte gegen 50 Jahre. Rom erstarkte in ihm bei allen Unfällen mächtig (a. 319 hatte es 130000 waffenfähige Bürger) und bahnte sich den Weg zu seiner künftigen Größe. — Zu gleicher Zeit wurden auch die Etrusker, Umbrer und Campaner, dann die minder mächtigen Herniker, Volsker, Äquer mit anderen kleineren Völkerschaften unterjocht; Venusia und andere Festungskolonieen hielten sie nieder. Genug, etliches ausgenommen, Mittelitalien lag bereits zu Roms Füßen. Schon stieß dieses je und je mit den Galliern zusammen, denen es 283 eine Kolonie Sena entgegensetzte.

§ 22. Rom unterwirft Unteritalien.

Es kam aber zunächst zur Eroberung Unteritaliens oder Großgriechenlands, und da ging's viel schneller; in etwa 15 Jahren war alles geschehen.

Die dortigen griechischen Städte lagen immer mit einander in Streit, konnten sich daher kaum der Angriffe italischer Ureinwohner erwehren, außer indem sie Hilfe aus den Mutterstaaten herbeiriefen und teuer bezahlten. Früher galt das achäische Sybaris (seit 721) für die gewaltigste Stadt Großgriechenlands. Jetzt aber war die erste, reichste und mächtigste Tarent, 708 von Doriern gegründet. Zunächst mit dieser übermütigen Stadt, deren feine griechische Bildung in Üppigkeit ausgeartet war, wurde Rom in Krieg verwickelt, weil es Thurii gegen die Lukaner in Schutz nahm. Den Tarentinern, welche erst römische Schiffe niedergesegelt, dann einen Gesandten in mutwilligster Weise beschimpft und die Gallier gegen Rom gehetzt hatten, ward bange, als es nun ernst werden sollte, 282. Sie riefen darum den König Pyrrhus von Epirus zu Hilfe, einen Abenteurer zwar, der bald dies, bald das unternahm, aber einen Helden dabei, welcher sich schon großen Kriegsruhm erworben hatte. Dieser folgte dem Rufe mit 25 000 Mann und 20 Elephanten, nahm dazu die Tarentinische Macht unter sein Kommando, und war an der Spitze seines zahlreichen Heeres ein um so gefährlicherer Gegner, da er mit seiner und seiner Epiroten Tapferkeit noch makedonische Kriegskunst verband. Er selbst, wie Tarent, war siegesgewiß. Als er indessen zum erstenmal der Römer ansichtig ward, merkte er gleich, daß er es nicht mit „Barbaren" zu thun habe.

Es erfolgte die heiße Schlacht bei Heraklea am Siris, 280. Die Römer fochten aufs tapferste und stürmten gegen die Phalanx siebenmal an. Endlich aber, da die thessalischen Reiter mit den Elephanten greulich einherbrausten, floh ihre Reiterei und die Legionen wichen. Sie erlitten eine empfindliche Niederlage. Als Pyrrhus auf dem Schlachtfeld die kräftigen Gestalten der 7000 gefallenen Feinde sah, sprach er: „Mit solchen Kriegern wollte ich die Welt erobern!" Umsonst suchte er ihre Gefangenen für sein Heer anzuwerben, das 400 Veteranen verloren hatte; Lukaner, Bruttier, auch einige Samniten schlossen sich ihm an. — Er zog durch Campanien hinauf bis in die Nähe von Rom. Allein die Römer waren nicht entmutigt; sie rüsteten mit Eifer frische Legionen, und es kam keine friedebittende Gesandtschaft aus Roms Thoren zu Pyrrhus, wie er gehofft; er zog sich nach Campanien zurück. Dorthin folgten ihm römische Gesandte, aber nicht um Frieden zu erbitten, sondern nur um wegen Auslösung der Gefangenen zu verhandeln.



Fig. 68. Münze der Bruttier mit dem Bilde des Pyrrhus.

Das ganze Wesen dieser Gesandten flößte dem König Achtung ein. Einer derselben, Cajus Fabricius, gefiel ihm besonders wohl. Diesem, von dessen Armut er gehört, wollte er zum Zeichen seiner Hochachtung ein Geschenk machen; Fabricius nahm es nicht an. Sodann wollte er seinen Mut versuchen und ließ darum während einer Unterhaltung mit ihm einen Vorhang wegziehen, hinter welchem sein größter Elephant stand, der jetzt seinen Rüssel über des Römers Haupt hinstreckte. Dieser lächelte aber: „So wenig mich gestern dein Gold rührte, so wenig schreckt mich heute dein Elephant!" — Pyrrhus ließ die gefangenen Römer nicht auslösen, erlaubte ihnen aber, zum eintretenden Fest der Saturnalien nach Rom zu reisen, natürlich gegen das Versprechen, daß sie wiederkehren wollten. Sie stellten sich auch wirklich nach dem Feste allesamt wieder bei ihm ein.

Da der König anderwärts Größeres vollbringen zu können hoffte, so that er nun seinerseits Schritte zum Frieden und sandte seinen Freund Kineas nach Rom.

Dieser wurde von der Haltung des Senats so überrascht, daß er nachher zu Pyrrhus sagte, derselbe sei ihm wie eine Versammlung von lauter Königen erschienen. Kineas war ein ausnehmend trefflicher Redner; aber er richtete nichts aus; man erwiderte nach des blinden Greisen Appius Claudius Rat, „es lasse sich nicht eher vom Frieden handeln, als bis Pyrrhus Italien geräumt habe." So kam es bei Asculum zu einer zweiten Schlacht, 279. Zwar siegte Pyrrhus abermals mit Hilfe seiner Elephanten, büßte jedoch so viele Leute ein, daß er ausrief: „Noch solch ein Sieg, und ich bin verloren!"

Es trug sich etwas zu, das ihm seine Lust, mit diesem Volke zu kämpfen, noch mehr benahm. Sein Leibarzt sandte schändlicherweise einen Brief an Fabricius, darin er sich gegen eine bedeutende Belohnung erbot, den König zu vergiften. Der empörte Fabricius schickte den Brief sogleich an Pyrrhus, welcher sich nicht genug über die römische Tugend wundern konnte. Fabricius schien ihm ein Mann, der schwerer von der Rechtschaffenheit, als die Sonne von ihrem Lauf abgelenkt werden könne. Ja er soll jetzt alle gefangenen Römer ohne Lösegeld zurückgeschickt haben.

Da Pyrrhus von Syrakus um Beistand gegen die Karthager angefleht wurde, war er froh, mit guter Gelegenheit aus Italien zu kommen. Er kriegte mit solchem Glück in Sizilien, daß er sich fast der ganzen Insel bemächtigte; weil aber die Gallier mittlerweile Makedonien und Griechenland überwältigt hatten, bekam er keine Verstärkung. Indes machten die Römer große Fortschritte in Unteritalien und verbanden sich mit Karthago.

Endlich kam er auf den Hilferuf der hartbedrängten Tarentiner wieder herüber, wurde aber nunmehr von dem uns schon bekannten Manius Curius bei Maluentum, seither Benevent genannt, aufs Haupt geschlagen, 275. Die Römer warfen auf die Elephanten brennende Pechkränze, so daß die scheuen Tiere umwendeten, rasend in ihr eigenes Heer stürzten und dasselbe in Unordnung brachten. Ein „lukanischer Ochs" zierte des Curius Triumph. Pyrrhus zog schimpflich aus Italien nach Epirus heim; er fiel 272 vor Argos durch einen Ziegel, der vom Dach geworfen wurde. Papirius gewann das große Tarent mit schönem Hafen und Gebiete, 272. Die Mauern wurden geschleift, alle Schiffe und Kriegsvorräte weggenommen, den Tarentinern ein jährlicher Tribut auf-, und damit sie hübsch folgsam blieben, eine Legion zu ihnen hineingelegt. Sie erhielten dabei den freundlichen Namen: Bundesgenossen der Römer.

In kurzer Zeitfolge vor und nach Tarents Eroberung wurden sämtliche Völkerschaften Unteritaliens, in Lucania, Bruttium, Kalabria und Apulia, der römischen Herrschaft gänzlich unterworfen. Und da die Römer zu dieser Zeit auch alles noch Übrige in Mittelitalien, auch die vorhin noch unberührte östliche Landschaft Picenum unterjochten, so lag bereits 265 das ganze Italien im engeren Sinne (ohne Oberitalien) zu Roms Füßen.

Es fand aber ein mehrfaches Verhältnis der Unterworfenen zu den Siegern statt. Etlichen, doch nur wenigen (namentlich latinischen) Städten erteilte man großmütig das volle römische Bürgerrecht, daß auch ihre Bürger in den Comitien zu Rom mitstimmen und zu allen Ämtern und Würden des Staats gelangen konnten. Andere Orte, Municipien genannt, erhielten das römische Bürgerrecht ohne Stimmrecht und sonstige Teilnahme am Regiment; sie genossen aber noch viele Vorrechte vor den Folgenden. Wieder andere, und das waren die allermeisten, führten den Namen Bundesgenossen; sie behielten zwar noch ihre eigene Verfassung, waren aber dienstpflichtig (ohne Tribut) und sehr beschränkt. Wieder andere waren Unterthanen im strengen Sinn ohne eigenes Regiment, von römischen Magistraten regiert und sehr bedrückt. Dazu kamen die Kolonieen, besiegte Orte, in welche Rom einen Teil seiner Bürger übersiedelte, als Zwingburgen für die Umwohner, sie erstreckten sich von Luceria bis Sena. Die Römer selbst aber verloren nunmehr durch den Verkehr mit den verdorbenen Griechen der Küste die bisherige Einfachheit ihrer Sitten.

§ 23. Sitte und Bildung der Römer in der bessern Zeit.

Noch waren sie die kräftigen, tapfern, unverzagten Leute wie vorhin; dazu besonnen, ernst, würdevoll, streng und hart. Sie sahen auf häusliche Zucht und öffentliche Ehrbarkeit. Redlichkeit und Treue ward gepriesen und im allgemeinen geübt. Sie befleißigten sich der Gottesfurcht, opferten und beteten viel in ihren Tempeln; auch hatte jedes Haus seine Laren und Penaten (häusliche Schutzgötter), die täglich mitspeisten. Da ihnen aber ihr Staat als das Höchste galt, und sie sich berufen glaubten, ihn groß zu machen, so wurde freilich das Stärkste in ihrem Wesen Eroberungs- und Herrschsucht; daher herzlose Behandlung des Gegners bei hohem Tugendstolz.

Ihre Lebensweise war einfach und mäßig. Noch wohnten sie in hölzernen und gering ausgestatteten Häusern. Dem entsprach auch die gewöhnliche Kleidung; nur daß die Vornehmen einen goldenen Ring und die Edelfrauen bei festlichen Gelegenheiten schöne Gewänder und goldene Zierraten trugen. Ihr Tisch pflegte mit ganz gewöhnlichen Speisen besetzt zu sein. Den großen Feldherrn Manius Curius trafen einst samnitische Gesandte, wie er am Herde saß und Rüben,

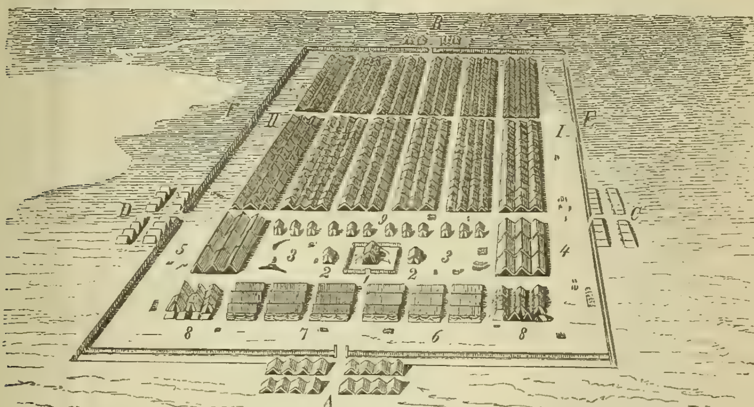


Fig. 69. Ein römisches Lager.

die er sich selbst gekocht, aus einer hölzernen Schüssel speiste. — Außer den Waffen war der hochangesehene Landbau noch immer ihre liebste Beschäftigung. Die vornehmsten Herren, welche kaum den Regentenstab niedergelegt hatten, eilten auf ihre Güter hinaus, bestellten ihren Acker selbst, oder gruben, pflanzten und schnitten in ihren Gärten mit Herzenslust. Und noch in spätern Zeiten, wo sie das doch den Sklaven überließen, redeten sie wenigstens mit innigem Vergnügen von dem glücklichen Leben der Alten auf ihren Bauernhöfen. Handel und Gewerbe betrieb man nur durch freigelassene Sklaven, die ihren Herrn oft großen Gewinn brachten, wie sie auch die Schreiberdienste versahen. Da der Censor Appius Claudius wagte, Freigelassene in die Bürgerlisten einzutragen, wählten sie zum Dank seinen Freigelassenen und Sekretär 304 sogar zum Aedilen. — Von Wissenschaften war es lediglich die Rechts- und Kriegskunde, auf die sie sich ernstlicher legten. Das menschliche Recht bildeten sie auf Grund ihres Zwölftafelgesetzes für alle Verhältnisse und Vorkommnisse lichtklar und haarscharf aus. Die Kriegskunst betrieben sie mit dem größten Eifer und darin übertrafen sie weit alle umwohnenden Völker.

Ihre Heere waren in Legionen eingeteilt, deren jede später (seit Marius) einen silbernen oder vergoldeten Adler auf einer Stange führte. Eine Legion zählte ursprünglich 4200 Mann. Sie zerfiel in 30 Manipeln, deren jedes 2 Züge, je unter einem Centurio, hatte. Marius teilte die Legion (von 6000 Mann) in 10 Cohorten, die Cohorte in 6 Centurien. Der Centurie stand ein Centurio vor; diese Hauptleute standen unter Kriegsobersten (tribuni militum, erst 6, dann 12). Der

Feldherr führte das Ganze. Doch hatte er noch ein paar Legaten (Generaladjutanten) an der Seite, durch die er seine Stelle vertreten lassen konnte.

Die Waffen der römischen Soldaten waren seit Camillus eherne Helme, eisenbeschlagene Lederkoller, 4 Fuß lange Schilde, kurze zweischneidige Schwerter und verschiedene Spieße. Das Heer wurde in einer dreifachen Linie aufgestellt, voran 1200 junge Hastati, hinter diesen 1200 ältere Principes, beide mit schwerem Wurfspieß (pilum), zuletzt 600 Triarii mit Metallpanzer und langen Stoßlanzen. Die Triarier waren die ältesten Truppen, welche in hartnäckigen Kämpfen den Ausschlag geben mußten. Erst Marius stellte sie ins erste Treffen. Die Manipeln waren schachartig aufgestellt, so daß die 10 Manipeln des zweiten Treffens hinter die Lücken des ersten zu stehen kamen. Zur Legion gehörten noch 1200 Veliten (junge Plänkler mit Lederhauben, kleinem Rundschild und leichtem Wurfspieß), ferner 300 Reiter ohne Sättel, die zu beiden Seiten des Fußvolks fochten. Wenn die Römer marschierten, so hatte jeder Fußsoldat außer seinen Waffen noch 60 Pfund zu schleppen, nämlich Lebensmittel, Korb, Topf, Handmühle, Beil, Säge, Hacke, Stricke, Ketten und noch etliche Pfähle. Die Kriegszucht war furchtbar hart. Lagerte man auch nur für eine Nacht, so wurde jedesmal ein befestigtes Lager (Fig. 69) hergestellt. Die Soldaten arbeiteten emsig, bis sie um den Lagerplatz her einen 4 m breiten, 3 m tiefen Graben aus- und die Erde zu einem Wall aufgeworfen hatten, der noch mit spitzen Pfählen besetzt ward. Es war ein Viereck, hatte vier Thore (A—D, davon B das Hauptthor porta praetoriana, A porta decumana), innen Straßen EF und Zeltabteilungen (I. II. der Legionen; 1. das Prätorium; 2. das Quästorium; 3. Forum; 4. 5. römische Freiwillige; 6. 7. Kernvolk der Bundesgenossen; 8. fremde Hilfsvölker; 9. die zwölf Kriegstribunen). Jetzt erst kam das Heer zur Ruhe; es zog in seine Lederzelte, kochte, aß und schlief sicher, denn ein solches Lager war schwer zu erstürmen. Es war wie eine Stadt, und aus stehenden Winterlagern ist späterhin manche Stadt entstanden.

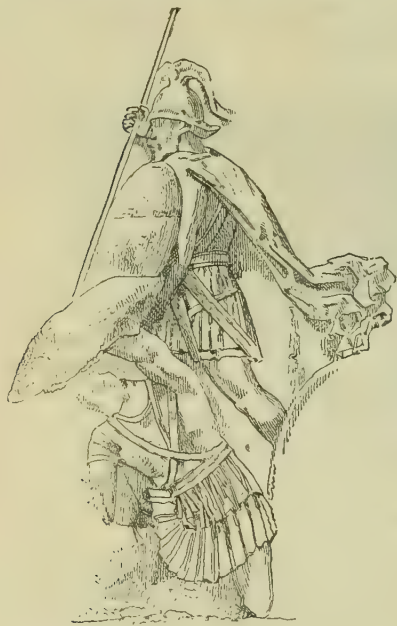


Fig. 70. Römische Soldaten zu Ende der Republik.

Von feineren Künsten, Poesie, Malerei ꝛc., fand sich bei den Römern auch bis heute noch ziemlich wenig. Der erste Silberdenar wurde 269 geprägt. Das Bauen verstanden sie schon besser, und zwar legten sie sich auf Nutzbauten, die wir bei den Griechen vermissen, wie zwei berühmte Werke zeigen, welche sie seit 312 auf Betrieb des geistreichen Censors Appius Claudius herstellten.

Das erste ist die Via Appia oder Appische Heerstraße, welche aus zusammengeschlossenen, über festgestoßenen Kies gelegten Quadern unübertrefflich gebaut, von Rom 80 Stunden lang, an regelmäßigen Meilensteinen (die Meile betrug $^2/_5$ Stunden), Einkehrhäusern und Denkmälern vorüber, bis zur Campanischen Hauptstadt Capua hinlief. Das andere ist die Aqua Appia, Appische Wasserleitung, ein meist unter der Erde, zum kleinen Teil aber auch über derselben auf Bögen fortlaufender Quaderkanal, vermittelst dessen ein reicher Quell vortrefflichen Wassers, daran Rom Mangel hatte, vier Stunden weit her 305 dahin geführt ward. Eine zweite Wasserleitung baute Curius 272 aus der pyrrhischen Beute. Dergleichen Bauten freuten das praktische Volk mehr als die Herrlichkeit griechischer Tempel. Doch wurden nun auch die Straßen gepflastert, Bildsäulen großer Männer auf dem Markt aufgestellt und Schindeldächer verboten; auch Flottenquästoren wurden 267 in 4 Hafenplätzen angestellt.

§ 24. **Der erste punische Krieg** (264—241).

Gleich nach der Unterjochung Unteritaliens kam Rom in einen Weltkampf mit den Karthagern, die auch Punier (Phöniker) heißen.

Karthago (Kartahadta, d. h. Neustadt) lag drüben in Afrika, nahe dem heutigen Tunis. Es war eine Kolonie von Tyrus. Von da floh 846 oder 814 eine Prinzessin Elissa (Dido, d. i. Astarte genannt) vor ihrem Bruder Pygmalion, dem Könige von Tyrus, der ihren Gatten ermordet hatte, um sich dessen reiche Schätze zuzueignen. Mit einer Schar Phöniker samt den Schätzen auf Schiffen geflüchtet, landete sie an der afrikanischen Küste, wo sie nicht fern von der alten Kolonie Utika an einem Meerbusen die „Neustadt" anlegte und als Königin beherrschte. Daraus erwuchs mit der Zeit, da das Königtum in eine aristokratische Republik sich umwandelte, eine gewaltig große Stadt, der ein weites Gebiet umher mit vielen Städten zugehörte. Aus dem innern Afrika bekam sie Goldstaub, Elfenbein und Elephanten, welche man seit Pyrrhus' Zeit zähmte. Ja Karthago dehnte seine Herrschaft noch weithin über das Meer aus: es machte sich viele Inseln, die Balearen, Malta, Elba, selbst Sardinien und Korsika, unterthänig. Es drang sogar in Südspanien ein, und seine Eroberungen und Kolonieen in diesem Silberlande waren besonders wichtig. Mit seinen großen Flotten beherrschte es das ganze westliche Mittelmeer und schützte seinen großartigen Handel, durch den es wie durch seine Bergwerke in Spanien unermeßlichen Reichtum an sich zog. Damit konnte es gewaltige Söldnerheere aufstellen. Karthago war die größte Geldmacht, der erste Handelsstaat der damaligen Welt, dessen Einkünfte man mit denen des persischen Großkönigs verglich.

Aber die Punier führten ein heilloses Leben. Sie hatten noch den greulichen kanaanitischen Götzendienst mit dem Baal-Moloch, der Astarte rc. Jedes Jahr wurde ein Kind vornehmer Eltern geopfert, in besonderen Gefahren sogar 200 auf einmal. Sie waren voll Habsucht, Wollust, Grausamkeit und Treulosigkeit. Das Gericht kam denn!

Der erste Krieg mit Rom brach in Sizilien los. Die Punier hatten auch diese größte Insel schon zum Teil bezwungen, was ihnen durch die Zwietracht der griechischen Kolonieen sehr erleichtert wurde. Sie hatten zwar 480 bei Himera (S. 95) ein ganzes Heer eingebüßt, aber im Peloponnesischen Krieg waren sie 410 zurückgekehrt und hatten oft mit dem mächtigen Syrakus gerungen. Pyrrhus hatte sie schwer bedrängt, aber nicht übermocht. Die Römer blickten längst neidisch auf ihre Fortschritte in Sizilien hin, dem sie durch die Besitznahme von Unteritalien nächst gerückt waren. So benützten sie mit Freuden einen Hilferuf aus der Insel, auch dorthin den Fuß zu setzen. Wilde italische Söldner hatten Messana besetzt, die Bürger erschlagen und eine Seeräuberrepublik errichtet. Hiero II. in Syrakus vereinte sich mit den Karthagern, um diesem Unwesen zu steuern: da neigte sich ein Teil der Seeräuber zu den Karthagern, ein anderer warf sich den Römern in die Arme, und diese griffen trotz etlicher Gewissensbedenken zu, indem sie die Stadt in die italische Eidgenossenschaft aufnahmen 265.

Schon 264 sandten sie ein Heer unter dem Konsul Appius Claudius Caudex über die schmale Meerenge hinüber. Die Punier wurden beiseite gedrückt und Messana besetzt. Darauf töteten die Karthager alle Italiker in ihrem Dienst. Kaum aber hatten die Römer einen rechten Sieg erfochten, so ging Hiero zu den Römern über, welche bald die meisten karthagischen Städte der Insel erobert hatten. Allein den Uferstädten, welche die Punier mit ihren Flotten beschützten, konnten die Römer wenig anhaben, während mittlerweile ihr ganzer Handel stockte. Wollten sie obsiegen, das sahen sie, so mußten sie auch eine Seemacht werden, da sie bisher sich mit Handelsschiffen und Dreideckern beholfen hatten. Rasch erbauten sie in zwei Monaten eine Flotte von 100 Kriegsschiffen mit fünf Ruderbänken übereinander,

und zwar nach dem Muster eines gestrandeten Punischen Fünfdeckers; übrigens halfen ihnen die Griechen dabei. Und siehe, der Konsul Duilius erfocht im ersten Zusammentreffen mit einer feindlichen Flotte 260 bei den Liparischen Inseln einen glänzenden Sieg, zum unbeschreiblichen Jubel seines Volkes. Er hatte dazu die Enterbrücken erfunden; seine Schiffe machten sich nämlich mit einem Haken an den feindlichen fest und dann fiel eine Brücke auf diese hinüber; schnell waren seine Krieger drüben, wo sie wie zu Lande kämpfen konnten. Zum Gedächtnis dieses hochwichtigen Seesiegs wurde auf dem Markte zu Rom eine marmorne Denksäule aufgerichtet, von welcher noch die Ruine steht. Darnach konnten die Römer auch Korsika und Sardinien angreifen. Und 256 erfocht der Konsul Marcus Atilius Regulus einen zweiten glänzenden Seesieg über eine Flotte von 350 Punischen Schiffen mit 150 000 Mann.

Dieser bahnte ihm den Weg, nach Afrika selbst hinüberzugehen. Er landete im Osten der Stadt, und es glückte ihm, eine punische Stadt nach der andern zu gewinnen und das Land auszubeuten bis an die Thore Karthagos hin. Umsonst bat dieses um Frieden; die römischen Forderungen waren unerträglich, und eben jetzt erschien der Spartaner Xanthippus mit griechischen Söldnern. Die Karthager erkannten die Tüchtigkeit des kriegskundigen Führers und übergaben ihm die Einübung ihrer Truppen. Er brachte die 15 000 Römer zu einer Schlacht in der Ebene bei Tunes, 255, welche die treffliche afrikanische Reiterei wohl benützen konnte. Nur 2000 Römer entrannen; Regulus selbst wurde gefangen.

Die Römer, welche auch durch Stürme schweres Unglück erlitten, konnten in Afrika nichts mehr unternehmen, wiewohl Xanthippus bald nach der Schlacht wieder fortging. Auf Sizilien wurde der Krieg mit höchster Erbitterung fortgeführt. Das geschah eine Zeitlang mit wechselndem Glück. Weiterhin jedoch gelang es den Römern, bei der Stadt Panormus 251 eine Hauptschlacht zu gewinnen, und nicht nur 20 000 Feinde, sondern auch 120 ihrer Elephanten zu fangen. Es war ein großartiges Schauspiel in Rom, als diese kolossalen Tiere im Triumph eingeführt und dann zu Tod gehetzt wurden.


Fig. 71. Hamilkar Barka.

Die ermatteten Punier schickten jetzt eine Gesandtschaft nach Rom, welche eine Übereinkunft zuwegebringen sollte. Sie sollen derselben den gefangenen Regulus mitgegeben haben, nachdem sie ihn vorher hatten schwören lassen, daß er, wenn kein Vertrag erlangt werden sollte, zurückkehren werde. Aber was thut Regulus in Rom? Er widerrät für jetzt die Auswechslung der Gefangenen: es wäre ein schlechtes Beispiel für die Nachkommen. So zerschlug sich die Sache und Regulus reiste mit den Gesandten zurück. Die aufgebrachten Karthager, sagt man, marterten ihn grausam zu Tode. Es sieht das dem punischen Charakter nicht unähnlich; andere Berichte lassen die beiderseitigen Gefangenen nur schlecht behandelt werden.

Der Krieg dauerte fort. Indessen neigte sich durch die gute Führung des jungen Hamilkar Barka („der Blitz"), dem die Karthager 247 den Oberbefehl in Sizilien übergaben, das Glück wieder auf ihre Seite. Zu Land und auch zu Wasser erleiden die Römer harten Verlust, und 6 thatenlose Kriegsjahre zeigen, wie groß ihre Erschöpfung ist. Der Staatsschatz ist rein ausgeleert; die gemeinen Bürger sind durch die großen Kriegsleistungen ausgezogen, die Bundesgenossen ganz verdrossen geworden. Da tritt der römische Adel hervor und rüstet lediglich aus seinen eigenen Mitteln, durch Privatunterzeich=

nung, mit größter Aufopferung eine neue Flotte von 200 Fünfrudern aus. Sie ist bemannt von 60000 Seeleuten. Diese führt der Konsul Gajus Lutatius Catulus gegen den Feind, den er bei der Insel Ägusa trifft, 10. März 241. Der punische Admiral Hanno ordnet die Schlacht mit vielem Geschicke; allein seine Mietssoldaten mögen die mit äußerster Anstrengung kämpfenden römischen Bürger nicht bestehen. 50 karthagische Schiffe werden in den Grund gebohrt, 70 weggenommen; 10000 Feinde sind gefangen, noch viel mehr getötet und ertrunken. Der unglückliche Admiral wurde zur Strafe gekreuzigt.

Dieser Schlag war entscheidend. Die Punier beauftragten ihren unbesiegten Helden Hamilkar, Frieden zu schließen. Er wurde unter folgenden Bedingungen gewährt: 1) Karthago überläßt Sizilien an Rom; 2) es gibt alle Gefangenen ohne Lösegeld zurück; es zahlt sogleich 1000 Talente und binnen zehn Jahren weitere 2200 Talente Kriegskosten. Die herrliche Insel Sizilien, jetzt zerstampft, aber so reich an Getreide, daß man sie die Kornkammer Italiens nannte, wurde nun die erste römische Provinz (überseeische Statthalterschaft).

Durch diesen glücklichen Ausgang des ersten Kriegs mit der hohen Nebenbuhlerin sind die Römer mächtiger und berühmter, aber nicht besser geworden. Hier läßt sich eine bedeutende Änderung ihres Wesens wahrnehmen. Von nun an tritt Übermut und Ungerechtigkeit auffallend bei ihnen hervor. Schon 238 f. nahmen sie, ohne irgend einen rechtlichen Grund, auch die Inseln Sardinien und Korsika den Karthagern weg. Diese mußten sichs gefallen lassen, weil eine furchtbare Meuterei des Söldnerheers ihren Staat in die größte Gefahr und Ohnmacht gestürzt hatte, ja sie mußten noch 1200 Talente extra bezahlen, um nur Frieden zu behalten. — Sardinien und Korsika wurden gleichfalls „Provinzen". Über solche Provinzen setzte man gewesene Konsuln, Prätoren und andere hohe Staatsbeamte unter dem Namen Prokonsuln, Proprätoren ꝛc. als Statthalter, und aus ihnen wurde das meiste Geld gezogen. Vorerst aber holte man aus diesen Inseln fast nur Sklaven, die man auf den Raubzügen ins Innere fing. Aus Sizilien kam 263 die erste Sonnenuhr auf den Markt, 240 das erste Schauspiel.

Zum erstenmal seit Numas Zeit konnte 235 der Janustempel geschlossen werden, zum Zeichen, daß Rom mit aller Welt Frieden habe. Er blieb aber nur einige Monate zu; dann stand er offen bis auf Kaiser Augustus.

§ 25. Rom beherrscht auch Oberitalien.

In kurzem setzten die Römer auch über das Adriatische Meer. Da drüben, oberhalb Epirus, lag das Königreich Illyrien. Aber die Illyrer waren böse Gesellen, welche auf der Adria und an allen Ufern Räuberei trieben. Selbst die Römer waren schon öfters von ihnen beunruhigt und beschädigt worden; Ätoler und Achäer aber vermochten dem Unwesen nicht zu steuern. Rom sandte darum 230 eine Botschaft an den König von Skodra und verlangte Ersetzung seines Schadens und Einstellung der Raubzüge für alle Zukunft. Die stolze Königin-Witwe Teuta wollte davon nichts wissen, ja sie ließ das römische Schiff überfallen, wobei einer der Gesandten umkam. Jetzt schickten die Römer 200 Linienschiffe mit ihren Legionen hinüber und arbeiteten die Illyrer in einigen Gefechten so zusammen, daß Teuta um Frieden flehte, 229. Die griechischen Kolonieen Apollonia, Dyrrachium und die ansehnliche Insel Korkyra begaben sich in Roms Schutz. Die Illyrer aber mußten sich zu einem jährlichen Tribut verstehen und durften nicht mehr mit bewaffneten Fahrzeugen auf dem Meer erscheinen. Die beschämten Griechen beeilten sich, die römischen „Barbaren" durch Zulassung zu den isthmischen Spielen und ihren Mysterien in den hellenischen Verband aufzunehmen.

Bald darauf, 225, brach ein tosender Krieg mit den Galliern in Oberitalien los. Diese bewohnten in verschiedenen Stämmen, mit eigenen Namen, das schöne Land diesseits und jenseits des Po. Sie sahen klar, was auch ihnen von dem immer mächtiger werdenden Rom drohe; fing es doch schon an, ihr Land zu verteilen. Darum vereinigten sie sich zu einem großen Bunde, welcher noch durch Zuzug Gallischer Brüder von jenseits der Alpen (Gäsaten) verstärkt wurde, und fielen mit Grimm in Etrurien ein. Man zitterte in Rom; so wurden auf dem Markt ein Gallier und eine Gallierin lebendig begraben und zwei Heere in Eile abgesendet. In der hartnäckigen Schlacht bei Populonia siegten die Römer, dann noch gewaltiger bei Telamon. Die Bojer wurden niedergeworfen. Flaminius brachte 223 den Insubrern eine Niederlage bei; Konsul Marcus Claudius Marcellus erlegte den Fürsten der Gäsaten, Viridamar, mit eigener Hand 222, und Gnäus Scipio nahm die Hauptstadt der Insubrer, Mediolanum (Mailand) ein. In 5 Jahren wurde das westliche Oberitalien bis an die Alpen hin erobert und als Gallia Cisalpina zur Provinz gemacht.

So besaß Rom im J. 220 schon ganz Italien mit seinen drei großen Inseln und noch Korfu bei Griechenland. Auch Illyrien war von ihm abhängig.

§ 26. **Der zweite punische Krieg** (218—201).

Dreiundzwanzig Jahre waren seit Beendigung des ersten punischen Krieges vergangen, gerade so viele, als er gedauert, da brach der zweite aus.

Der tapfere Hamilkar Barka war 237 auf eigene Faust nach Spanien gezogen, um dort wieder zu gewinnen, was Karthago an Rom verloren hatte. Das schöne reiche Land wurde von sehr streitbaren Völkerschaften bewohnt, den Keltiberen, Tartesiern, Lusitaniern (in Portugal) und andern; allein sie hielten nicht zusammen, und so gelang es dem trefflichen Feldherrn, große Besitzungen weit ins Innere des Landes hinein zu erkämpfen. Und auch nach seinem Fall 229 breitete sein Schwiegersohn Hasdrubal die punische Herrschaft noch weiter aus, bis er 221 ermordet wurde. Neue Pflanzstädte entstanden und gediehen. Es erhob sich dort ein Neu-Karthago (Cartagena), das bald so reich wurde, daß es mit Alt-Karthago wetteifern konnte. Die Römer, sonst beschäftigt, erlaubten den Puniern, bis zum Ebro vorzudringen. Nun ragte Hamilkars ältester Sohn, Hannibal, hoch empor, und er überragte noch seinen Vater.

Er war als neunjähriger Knabe von seinem Vater mit nach Spanien genommen worden, nachdem ihn dieser zuvor am Altare ewige Feindschaft gegen Rom hatte schwören lassen. Hannibal war in Spanien geblieben und zu einem seltenen Feldherrn herangereift. An Tapferkeit und Umsicht, an Kühnheit, Berechnung und Findigkeit, an Festigkeit und Ausdauer des Leibes, sowie an Stärke und Unbeugsamkeit des Geistes war er gleich ausgezeichnet. Im tiefsten seines Gemütes brannte unauslöschlich die Begierde, Karthago zu rächen; er blieb seines schrecklichen Schwures eingedenk bis zum letzten Atemzug. Als Punier und „Günstling Baals" (das bedeutet sein Name) war er auch verschmitzt und grausam.

Nachdem das Heer ihm den Oberbefehl übertragen hatte, machte er sich zuerst an die nördlich von Neu-Karthago gelegene griechische Pflanzstadt Sagunt (Zakynth) und belagerte sie, 219. Die Römer hatten Sagunt 226 für ihre Bundesgenossin erklärt und geboten, darauf sich stützend, dem Hannibal durch eine Gesandtschaft, von dieser Stadt abzulassen. Allein der Kühne kümmerte sich nichts um ein Gebot, das kein Heer unterstützte, setzte die Belagerung Sagunts fort, eroberte es trotz zähester Gegenwehr im achten Monat und zerstörte es.

Jetzt schickten die Römer Gesandte nach Karthago und begehrten Hannibals Auslieferung; wenn sie verweigert würde, so wäre Krieg! Der punische Senat war unschlüssig, was er thun sollte. Der das Wort führende Q. Fabius faltete seine Toga

zu einem Sacke, schüttelte sie, als ob Lose darin wären, und sprach: „Hierin ist Krieg und Frieden; wählet!“ Die Senatoren erwiderten: „Gib, was du willst!“ Da entfaltete der Alte seine Toga und sprach: „So nehmet Krieg!“ Auf diese Weise entspann sich 218 der „hannibalische“ Krieg, welcher 17 Jahre währte und meist in Italien geführt wurde. Denn Hannibal, hocherfreut über den Krieg, wollte Rom auf eigenem Boden angreifen: die Gallier (S. 166) riefen ihn nach Oberitalien. Er ließ seinen Bruder Hasdrubal mit einem Heere in Spanien zurück und ging selbst, da die Römer das Meer beherrschten, mit 50 000 Mann Fußsoldaten, 9000 Reitern und 37 Elephanten über die Pyrenäen nach Frankreich, durchzog das weite Land, dessen Völkerschaften er für sich gewonnen, und stieg endlich, im September, über die himmelhohen Alpen nach Italien herein.



Fig. 72. Hannibal. (Nach einer Erzbüste aus Herkulanum.)

Das war ein Weg, die starren Felsen, die glitscherigen Eisfelder mit Pferden und Elephanten hinauf. Auch litt das Heer von Kälte und Hunger und von den Angriffen der Bergvölker unsäglich. Endlich nach neun Tagen war der Gipfel des Gebirges (Mont Genevre?) erstiegen und man blickte auf Italiens Grün herab. Hannibal ließ das Heer zwei Tage auf dem Schneegefilde Rast halten. Aber der Weg hinunter, welcher vier Tage dauerte, war noch schlimmer; Tiere und Menschen stürzten in die Schlünde und Abgründe hinab. Als sie unten standen im freundlichen Thal (von Perosa), befands sichs, daß die Menschen um die Hälfte geschmolzen und die Tiere fast alle dahin waren. Indessen konnte Hannibal sein Heer bald durch Tausende von Galliern ergänzen, da einige Stämme derselben sich schon auf die Kunde von seiner Ankunft gegen ihre römischen Untertreter erhoben hatten, und er hauchte Mut und Lust.

In Rom hatte man den Übergang eines Heeres über die Alpen für eine Unmöglichkeit gehalten und wollte darum anfangs die Nachricht von dem Einbruche Hannibals durchaus nicht glauben. Aber siehe, sie bestätigte sich: Scipio hatte nicht vermocht, ihn am Übergang über den Rhone zu hindern. Auf dessen Heer traf der Punier erst am Ticinus, welcher vom Norden her in den Po fließt: er griff es feurig an und siegte im ersten Reitergefecht. Scipio zog sich nun über den Po zurück und vereinigte sich an der Trebia mit einem andern Römerheere. Hannibal rückte

nach, brachte die vereinigten zur Schlacht und vernichtete sie fast (Dez.). Nun gingen etliche Völkerschaften zu dem Punier über und ganz Italien geriet in Bewegung. Aber der karthagischen Flotte gelang es nicht, sich ihm anzuschließen, die See gehörte den Römern.

Diese sammeln eiligst ein neues Heer und senden es mit dem Frühling dem vordringenden Feinde entgegen. Hannibal bricht in Etrurien ein; der Arno ist ausgetreten und hat die Landschaft überschwemmt; er watet mit seinem Heere vier Tage lang durch Morast und Wasser, ohne einen trockenen Platz zum Lagern zu finden; er verliert dabei sein eines Auge, welches sich entzündet hat, aber er erreicht die Römer am Trasimenischen See, lockt sie aus ihrer festen Stellung heraus und bringt ihnen abermals eine furchtbare Niederlage bei, Apr. 217. Die Schlacht war so hitzig, daß die Kämpfenden von einem ungeheuren Erdbeben nichts merkten, welches gerade in jenen Stunden viele Städte Italiens zerstörte. Die Römer wehrten sich verzweifelt, aber dem Hannibal mußten sie erliegen.

Der Siegreiche rückte vorwärts in der Richtung auf Rom, das sich freilich entsetzte. Allein er erkannte, daß sich gegen die wohlbefestigte und noch wohlbemannte Hauptstadt nichts unternehmen lasse. Er wollte zuerst alles außen wegnehmen. Darum schwenkte er ab, stieg über den Apennin und zog am Adriatischen Meere nach Samnium, Apulien, Campanien hinab, indem er sich überall als den Befreier der italischen Völker vom Römerjoch ankündigte, wie er auch schon alle italischen Gefangenen freigelassen hatte. Allein keine italische Stadt öffnete ihm die Thore.

In der großen Not hatte man zu Rom einen Diktator gewählt und zwar den alten Q. Fabius Maximus, welcher durch seine Art, den Krieg zu führen, den Zunamen Cunctator, Zauderer, erhielt. Denn dieser zog mit einem frisch ausgehobenen Heere dem Feinde nach, ließ sich jedoch in keine Schlacht ein, sondern hielt sich immer auf den Höhen in unangreifbaren Stellungen, schnitt aber dem Feinde Zufuhren ab und fiel unversehens über kleinere, vom Hauptheer getrennte Teile vernichtend her. So hoffte er ihn zu schwächen und allmählich aufzureiben. Das war nun freilich nicht nach dem Sinne der noch immer kampflustigen Römer; sie zankten mit dem Zauderer darüber, nannten es Feigheit; allein er ließ sich nicht irre machen, und Hannibal war diese Kriegsführung die verdrießlichste und nachteiligste, daher er das Land furchtbar verheerte.

Dieser geriet dabei auch einmal mit seinem Heer in die äußerste Gefahr, aus welcher ihn nur seine ausnehmende Listigkeit rettete. Er hatte sich ins Thal des Volturnus verirrt. Plötzlich sah er sich eingeschlossen und ringsum von den auf den Höhen erscheinenden Römern umzingelt. Er schien verloren. Allein der findige Mann ließ in der Nacht eine Anhöhe erklimmen und da 2000 Ochsen Reisbündel an die Hörner binden, diese anzünden und abwärtstreiben. Die Römer hielten sich für umgangen und räumten die bisher besetzte Straße, auf der dann die Punier entschlüpften. Einmal in Abwesenheit des Fabius wagte sein Reitergeneral Minucius einen nicht unglücklichen Angriff, worauf er von Rom aus dem Diktator gleichgestellt wurde.

Nach der Diktatur führten wieder zwei Konsuln das neue Heer, ein so großes, wie Rom noch keines ausgesandt hatte: M. Terentius Varro, ein Hitzkopf, und L. Ämilius Paullus, ein besonnener Mann. Sie sollten im Kommando täglich wechseln. Bei Cannä in Apulien trafen sie mit Hannibal zusammen. Ämilius hielt sich an seinem Tage still im Lager; Varro aber griff am folgenden (Juni 216) gegen seines Amtsgenossen Rat den Feind an. Aber welch ein Tag des Unglücks! Von den 8 Legionen blieb nur wenig übrig. 70000 Römer und 80 Senatoren lagen auf der Wahlstatt gegen 8000 Feinde. Auch Ämilius, der aufs tapferste gefochten, fiel, während Varro seinem guten Pferde die Rettung dankte. Hannibal schickte durch seinen Bruder Mago einen Scheffel goldener Ringe, die den gefallenen römischen Rittern abgezogen wurden, als Siegeszeichen nach Karthago.

Die Botschaft von der fürchterlichen Niederlage brachte allerdings Jammer und Entsetzen nach Rom. Die Weiber liefen heulend und mit aufgelöstem Haare auf den

Markt; die Kinder schrieen erbärmlich drein. Allein der Senat verlor seine Fassung nicht; er trieb die Weiber heim und sprach den Männern Mut zu. Er besetzte die Thore der Stadt und traf alle Anstalten zur Verteidigung. Varro wurde zurückberufen, und einem augenblicks neugeschaffenen Heere, zu dem auch Bürger aus den Gefängnissen und kräftige Sklaven genommen wurden, der erfahrene M. Claudius Marcellus vorgesetzt. Und als Gesandte Hannibals vor den Thoren der Stadt erschienen, die Auslösung der Gefangenen anzubieten, wurden sie gar nicht hereingelassen. So stark zeigte sich Rom im Unglück! Auch die gottesdienstlichen Bräuche pflegte man wieder eifriger: ein Gallier und eine Gallierin, ein Grieche und eine Griechin wurden lebendig begraben. Höchst bedenklich sah es allerdings aus. Nun erst fielen italische Bundesgenossen ab; auch die zweite Perle des Reichs, Capua; nicht aber die griechischen Städte (außer Kroton, Tarent erst 212). Fast war das römische Reich wieder so klein als vor dem Samnitenkrieg, und hatte einen Hannibal gegen sich, mit dem eben Makedonien und Syrakus (nach Hieros Tode 213) ein Bündnis schloßen.



Fig. 73. M. Claudius Marcellus auf einer Münze des Lentulus Marcellinus.

Man fragt, warum dieser nicht gleich mit seinem siegesmutigen Heere auf das bestürzte Rom losging. Damals aber verstand man weit besser, eine Stadt zu verteidigen, als sie zu nehmen. Hannibal wußte sich auch schwächer, als er schien; die Mehrzahl seiner alten Kerntruppen war gefallen, weniger verlässige Söldner hatten sie ersetzt, und da ein Teil seiner Krieger als Besatzung in den eroberten Plätzen liegen mußte, so konnte er nicht seine ganze Macht gegen die Hauptstadt zusammennehmen. Übrigens wurde er von seinen Unterfeldherren getadelt, daß er nicht von Cannä nach Rom ging. So viel aber ist gewiß: um mit den Römern fertig werden zu können, bedurfte er Verstärkung von Karthago her; und hier fehlte es. Seine Mitbürger beschlossen zwar jetzt endlich, sich zu ihrem Feldherrn zu bekennen und ihn zu unterstützen, ließen ihn aber trotz seiner flehentlichen Bitten fast im Stiche. Wohl schlichen sich Schiffe durch, ihm Reiter und Elephanten zu bringen, aber sein Bruder in Spanien war von den Scipionen schwer bedrängt, und weder Makedonien noch Syrakus strengten sich ernstlich an.

Hannibal hatte den Höhepunkt seiner Siegesherrlichkeit erreicht. Von Cannä zog er nach Campanien, ohne Sonderliches zu vollbringen. Da die Römer die rechte Mitte hielten zwischen Zauderei und Vorschnelligkeit, kam es lange zu keiner größeren Schlacht. Kleinere Gefechte fielen vor, gewöhnlich zu Hannibals Gunsten; doch in einem Treffen bei Nola siegten die Römer unter Marcellus zum erstenmal über den gewaltigen Gegner; auch nachher erlangte jener tüchtige Feldherr noch öfters Vorteile über ihn, und der Römer Herz schwoll wieder von Mut und Hoffnung. Schon 215 war die Gefahr vorüber und 213 schloß der numidische Fürst Syphax einen Bund mit Rom.

Einmal, 211, marschierte der Punier rasch auf Rom los; und es war doch einiges Grausen drinnen, als es hieß: Hannibal vor den Thoren! Er that es aber nur, um die Römer von seinem Hauptwaffenplatz Capua, den sie belagerten, abzuziehen, und kehrte wieder um, ohne einen Angriff gewagt zu haben. Seine Absicht erreichte er auch nicht; denn die Römer bedrängten Capua fortwährend. Nach zweijähriger Belagerung fiel es und wurde für seinen Abfall mit blutiger Strenge bestraft. Ebenso erging es 209 dem reichen Tarent durch den 80jährigen Fabius.

Schon 214 hatte Marcellus nach Sizilien übergesetzt, um die abgefallene Stadt Syrakus zurückzukriegen. Auch sie mußte zwei Jahre belagert werden, denn sie wurde durch die unerschöpfliche Erfindsamkeit des weltberühmten Mathematikers und Mechanikus Archimedes gewaltig verteidigt. Dieser fertigte Maschinen, aus denen er ungeheure Steinmassen auf die nahenden römischen Schiffe warf, daß sie schon die Flucht ergriffen. Kamen sie doch bis an die Mauer, so senkte er eiserne Hände herab,

welche sie beim Vorderteil packten, in die Höhe zogen und wieder ins Wasser platschen ließen. Ja er soll Brennspiegel erfunden haben, mit denen er Schiffe anzündete. So wirkten seine Maschinen auch auf der Landseite furchtbar gegen die Belagerer, die samt ihren Schirmdächern von dem Hagel geschleuderter Felsstücke zerschlagen wurden. Allein die Römer begnügten sich mit Umlagerung und bekämpften in allen Städten die karthagisch-demokratische Partei, bis dem Abfall Einhalt gethan war. Syrakus fiel, weil die karthagische Flotte die römische doch nicht anzugreifen wagte, 212.

Im Getümmel fand Archimedes seinen Tod. Ein Soldat traf ihn vor einer Figur, die er in den Sand gezeichnet hatte. Er rief dem Herstürzenden zu: Meinen Kopf, aber nicht meine Linien! Dieser stach den Greis nieder, was gebildete Römer nachher bedauerten. Aber Syrakus, damals die reichste Stadt der Griechen, war gewonnen und ausgeplündert, seine Götterbilder wanderten nach Rom, und die ganze Insel wurde 210 zurückerobert.


Fig. 74. Archimedes.

Das niedergedrückte Rom hob sich wieder kräftig empor, wenn es auch Mühe genug kostete, immer frische Truppen und frisches Geld zu schaffen. Die Zahl der Bürger sank von 270 000 in 220 bis 204 auf 214 000. Wo indessen das Staatsvermögen nicht ausreichte, da traten die Einzelnen ein. Die Opferwilligkeit war außerordentlich. Die Reichen schickten ihre silbernen und goldenen Geräte in die Münze, um Geld daraus schlagen zu lassen, und ihre Sklaven ins Feld; Unteroffiziere wie Reiter dienten ohne Sold. Viele latinische Gemeinden aber erklärten, sie können weder Truppen noch Steuern mehr schicken. Eben hoffte der alte zähe Marcellus dem Krieg ein Ende zu machen; aber bei Venusia von afrikanischen Reitern überfallen, fand er 208 einen Soldatentod, mit ihm auch der andere Konsul. Doch war nun Hannibal auf die Südspitze Italiens beschränkt.

Alle Hoffnung desselben stand auf seinem Bruder Hasdrubal, der ihm von Spanien aus ein neues Heer zuführen sollte. Dieser warf 212 erst den Syphax nieder, dann die Scipionen in Spanien. Später hart bedrängt, opferte er 208 einen Teil des Heeres, um mit dessen Auswahl nach Gallien zu eilen; und im Frühjahr 207 stieg er wirklich mit 48 000 Mann, 8000 Pferden und 15 Elephanten, mit weniger Verlust an derselben Stelle über die Alpen, wo Hannibal seinen Übergang bewerkstelligt hatte. Und er kam noch früher an den Po, als sein Bruder dachte. Dieser drang eben nach Apulien vor, vom Konsul Claudius Nero bewacht. — Da mußte den Römern alles daran gelegen sein, die Vereinigung der Brüder zu verhindern. Als darum Nero Hasdrubals Boten auffing, brach er schnell mit dem Kern seiner Truppen nach Norden auf, um zu dem andern Konsul, Markus Livius, welcher mit einem Heere in Umbrien stand, zu stoßen, und in Gemeinschaft mit demselben dem Hasdrubal den Weg zu verlegen. Den größern Teil seiner Soldaten ließ Nero vor Hannibals Lager stehen und täuschte damit den klugen Punier, daß er seinen Weggang gar nicht inne ward. In Eilmärschen erreichte er den Livius, und die Vereinten fielen ohne Säumen bei Sena 207 über den Hasdrubal her. Der Ort war für diesen sehr ungünstig, und wiewohl er seines Geschlechtes würdig kämpfte, ward er doch mit fast allen seinen Leuten erwürgt. Es war ein schwer erkämpfter, aber vollständiger Sieg. Sechs Tage nach der Schlacht hatte Nero den Rückweg von neunzig Stunden vollendet und stand mit seinen Tapfern wieder vor Hannibals Lager. Er ließ den

Kopf des Bruders den Vorposten hinwerfen: das war die erste Nachricht, die der große Gegner von dem sehnlich Erwarteten empfing. Hannibal erkannte Karthagos Schicksal. Aber mit staunenswerter Standhaftigkeit behauptete sich der von aller Hilfe Verlassene noch vier Jahre in Italien. Alle Furcht vor ihm war nun freilich verschwunden. —

In Spanien hatte Rom mit wechselndem Geschick gegen die Punier gekämpft. Die einst glücklichen Scipionen waren 212 gefallen, worauf man den Sohn des einen, den erst 24jährigen Publius Cornelius Scipio als Oberbefehlshaber dorthin sandte. Ein hoher Mann voll Würde, Verstand und Kraft, so fromm, daß er kein wichtiges Geschäft vornahm, ohne vorher im Tempel gebetet zu haben, und so gütig und leutselig gegen die Menschen, wie man es selten bei einem Heiden gefunden hat. Dieser kämpfte höchst glücklich, fast wie durch Eingebung. Er ließ 3 punische Heere bei Seite und nahm wie im Spiel 210 Neukarthago mit unermeßlichen Schätzen und zahlreichen Geiseln ein. Da wurde ihm eine gefangene spanische Jungfrau von ungewöhnlicher Schönheit als Geschenk zugeführt. Kaum aber hörte er, sie sei die Braut eines jungen Keltibererfürsten, als er sogleich diesen, Allucius, samt ihren Eltern herbeirufen ließ und ihm die Braut übergab, indem er nichts dafür verlangte, als daß er ein Freund Roms sein sollte. Die Eltern legten doch ein Lösegeld dar; Scipio nahm es dankend an, verehrte es aber den Brautleuten zum Hochzeitsgeschenk. Die Spanier riefen ihn als König aus; das lehnte er ab, versprach aber, ihnen ein königliches Gemüt zu zeigen.

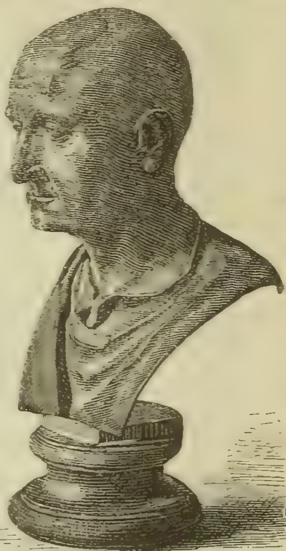


Fig. 75. Scipio Afrikanus. (Nach einer Büste in Neapel.)

Durch seine Menschenfreundlichkeit nicht minder als durch die Waffen gewann Scipio immer weitere Herrschaft in Spanien; und wenn er auch den Hasdrubal entschlüpfen ließ, so warfen sich doch nun die Spanier von allen Seiten den Römern in die Arme. Scipio nahm den Puniern 206 das uralte Gades weg, nachdem dessen Verteidiger Mago, auch noch seinem Bruder Hannibal zu helfen, abgesegelt war: er reinigte Spanien von Feinden und machte es zur römischen Provinz. Also selbst während der furchtbare Krieg in Italien noch nicht ausgekämpft war, erlangte Rom eine so große Provinz. Nur daß darin noch manche unbezwungene Völkerschaften lebten, die erst hinfüro bewältigt werden mußten. Zugleich hatte Scipio eine Reiterei geschaffen, die es mit der punischen aufnehmen konnte. Mit schwerer Beute beladen kehrte er nach Rom zurück.

Er wurde sogleich, 205, zum Konsul erwählt und seines Wunsches gewährt, mit einem Heere nach Sizilien und Afrika überschiffen zu dürfen, um den Krieg zu beendigen. Auf Sizilien traf er seine Zurüstungen mit gewohnter Einsicht und Thätigkeit und fuhr von da 204 nach einem feierlichen Opfer nach Afrika hinüber. Er landete mit 12000 Mann am schönen Vorgebirge. Gegen ihn geschickte Reiterscharen warf er zurück und bezog sodann auf einer Erdzunge wohlverwahrte Winterquartiere. — Er hatte in Afrika noch einen achtbaren Feind außer den Puniern: doch auch einen Freund. Westlich vom karthagischen Gebiete, in Algerien, lag das große Land der Numidier (Berbern, Amazigt), welches dazumal in zwei Reiche geteilt war. Der König der Massyler (um Cirta, Constantine), Masinissa, war mit Rom verbunden, aber freilich damals sehr geschwächt: Syphax, der viel mächtigere König

von Massäsylien (Oran), hielt es mit Karthago. Im Frühling 203 geht Scipio aus seinem Lager. Er erfährt, daß die Punier und Numidier in zwei Lagern von Holz- und Rohrhütten liegen. Plötzlich um Mitternacht läßt er durch Masinissa beide anzünden. Es erfolgt eine greuliche Verwirrung der durch das prasselnde Feuer aus dem Schlafe Erschreckten, bei welcher er 40 000 derselben niederhaut; 5000 fängt er; viele finden den Tod in den Flammen. In einer folgenden Schlacht erringt er über ein neugesammeltes feindliches Heer den vollständigsten Sieg und nimmt selbst König Syphax gefangen. Ja, er erobert fast das ganze karthagische Gebiet bis auf die Hauptstadt. Wie bestürzt und niedergeschmettert in dieser, so wonnetrunken war man in Rom. Hier ließ der Stadtprätor auf die Botschaft vom Waffenstillstand alle Tempel öffnen, daß jedermann den Göttern danke.

Die Karthager aber wußten in ihrer Angst nun nichts mehr zu thun, als den schmachvoll verlassenen Hannibal zu ihrem Schirm heimzurufen und zugleich um Frieden nachzusuchen. Auch Mago sollte kommen, der drei Jahre wacker in Oberitalien gefochten hatte; eben jetzt starb er an einer Wunde. Mit grimmigem Weh verließ sein Bruder nach 16jährigem Aufenthalt den Schauplatz so vieler seiner Heldenthaten; seine Pferde ließ er niederstoßen, auch die italischen Soldaten, die ihm nicht übers Meer folgen wollten. Als er 202 in Kroton aufs Schiff stieg, rann dem harten Mann eine Zähre über die Wange, er meinte: Nicht Rom, sondern der Neid meiner Mitbürger hat mich besiegt! Wegen des Abzugs des einst so schrecklichen Gegners wurde ein fünftägiges Dankfest mit 120 Opfern gehalten.

Hannibal landete in Afrika und betrat nach 36 Jahren zum erstenmal wieder den vaterländischen Boden, dessen er sich kaum noch aus seiner Kindheit erinnerte. Den Waffenstillstand kündigte man nicht, sondern brach ihn. Bei Zama traf er mit den Römern zusammen. Er war noch derselbe treffliche General als zuvor, aber hatte die Leute nicht und versah sich keines Guten; darum versuchte er zuerst einen friedlichen Vergleich. Er lud den Scipio zu einer Unterredung ein. Sie ward angenommen und im Angesichte beider Heere standen die beiden größten Feldherren ihrer Zeit einander gegenüber. Scipio, jung noch, schön, blühend, die Brust von Siegesgewißheit gehoben, Hannibal, noch nicht alt, aber gebräunt und verwittert, mit seinem Einen Auge düster in die Zukunft blickend. Eine Zeitlang sehen sie sich schweigend an, wie über einander verwundert. Endlich beginnt Hannibal zu reden vom wandelbaren Kriegsglück, auf das die Römer nicht zu sehr vertrauen, sondern lieber einen ehrenvollen Frieden eingehen möchten. Scipio will diesen nur bei unbedingter Unterwerfung der Feinde gewähren. Sie trennen sich unverständigt. Am andern Morgen ermahnen beide ihre Heere mit flammenden Worten und führen sie gegen einander. Vor den Puniern stürmen 80 Elephanten her; aber das Feldgeschrei und die Geschosse der Römer jagten sie zurück, und sie bringen die eigene Reiterei in Verwirrung. Hannibal thut alles, um sein Volk wieder zu ordnen; er thut alles, was der beste Feldherr vermag; aber seine Truppen sind zu schlecht beschaffen, Scipios Reiter sprengen seine Linie. 20 000 seiner Leute sind tot, 20 000 gefangen, die andern in die Winde zerstreut. Das war die Entscheidungsschlacht bei Naragarra, geschlagen am Tage einer Sonnenfinsternis 19. Okt. 202, welche den Mut der Karthager brach.

Es kommen, auf Betrieb Hannibals selbst, Ratsherren von Karthago mit Ölzweigen ins römische Lager und flehen kläglich um Frieden. Er wird 201 unter sehr geschärften Bedingungen bewilligt: 1) Karthago verzichtet auf alle Besitzungen außerhalb Afrikas; 2) es liefert alle seine Elephanten aus und die Kriegsschiffe bis auf zehn; 3) es darf hinfort mit niemanden ohne Genehmigung der Römer Krieg führen; 4) es giebt alle römischen Gefangenen und Überläufer zurück; 5) es bezahlt an Rom 10 000 Talente in 50 Jahren; 6) es stellt 100 Geiseln aus den edelsten Geschlechtern.

Die Punier unterziehen sich allem in stiller Trauer, sehen 500 ihrer Schiffe in Brand aufgehen. So ist Karthagos Macht gebrochen, und Rom hat jetzt auch die unbestrittene Herrschaft zur See.

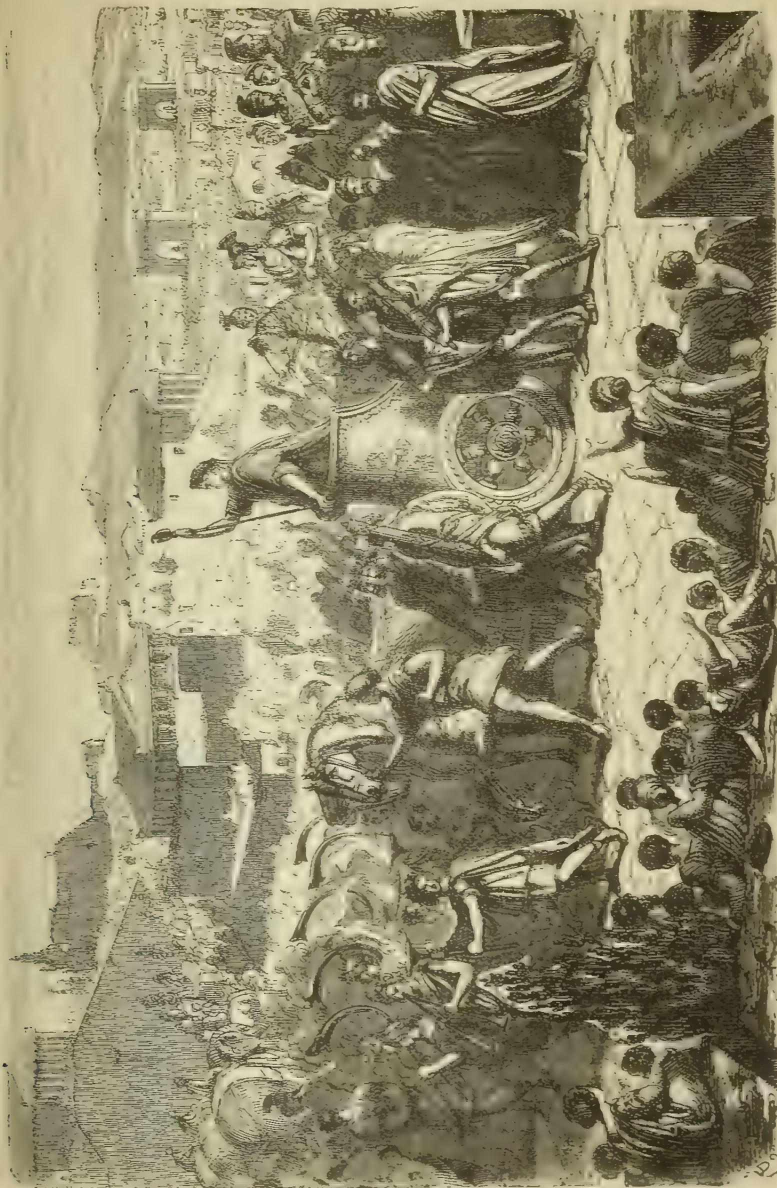


Fig. 76. Triumphzug des Scipio Afrikanus.

Jeder siegreich heimkehrende römische Feldherr durfte einen Triumph halten. Scipio hielt bei seiner Rückkehr nach Rom einen solchen, wie man noch keinen gesehen (Fig 76). Die Palme aber legte er im Hause des Gottes nieder, dem er, wie man sich zuflüsterte, seine Eingebung verdankte; von seinem dankbaren Volke bekam er den Ehrennamen Afrikanus. Er **hat den Römern das Übergewicht im Abendlande verschafft.**

§ 27. Wie Rom nun den Osten unterwirft.

Dieser große Erfolg ihrer Waffen weckte in den Römern ein Streben nach Weltherrschaft. Aber es waren staatskluge Leute; so mischten sie sich zunächst erst in die Händel anderer Staaten und warfen sich denselben zu Schiedsrichtern auf: so ließ sich um ihr selbstsüchtiges Trachten noch ein ehrbarer Schleier ziehen. Sie konnten keine widerstandsfähigen Völker mehr an ihren Grenzen dulden. Nachdem sie die Hauptmacht im Süden gedemütigt und ein schönes Land im Westen, Spanien, in Besitz genommen, straften sie erst die Kelten im Pothal, dann schauten sie in die alte Welt, die hochberühmte vor ihnen.

Da lag Makedonien, damals immer noch einer der mächtigsten Staaten, obwohl tüchtig verheert durch einen Einfall der Gallier (S. 160). Ein Nachkomme jenes Antigonus (S. 134), Philipp II. (oder V.) seit 221 wollte es wieder recht groß machen; er wollte ja Hannibal helfen, die Römer zu demütigen, schloß aber 205 Frieden mit diesen, ohne was Rechtes gethan zu haben; er ging mit der Unterjochung Griechenlands um, das nach der Zersplitterung der dritten Weltmonarchie allmählich einige Selbständigkeit erlangt hatte; er griff auch Besitzungen der Ägypter, Pergamum und die Hansa der Rhodier an. Die Bedrängten, am dringendsten die Athener, riefen das gewaltige Rom um seinen Beistand an, und dieses sagte ihnen huldreich seine Vermittlung zu. Es kommt ein römischer Gesandter zu Philipps Heerführer und fordert ihn auf, von Angriffen auf hellenische Städte abzustehen. Philipp verwundert sich und fragt bitter, was denn die Römer seine Sachen angingen? Da muß man ihm doch den Krieg ankündigen, 200. Dieser wird etliche Zeit lau geführt, bis endlich der auf dem Schauplatz erschienene Konsul Flamininus bei Kynoskephalä (Hundsköpfe, ein thessalischer Hügel) eine Hauptschlacht liefert, 197, in welcher die gepriesene Phalanx dem Ansturm der Legionen unterliegt und Philipp so besiegt wird, daß er sich gänzlich der Gnade der Römer übergiebt.

Er mußte alles Eroberte freigeben, sein Geld und seine Kriegsschiffe ausliefern und ein ganz frommes Verhalten für die Zukunft versprechen, wie sichs für römische Bundesgenossen schickte. Der Griechenfreund Flamininus besuchte 196 die isthmischen Spiele, wo die Griechen von allen Seiten her versammelt waren. Da verkündigt er ihnen die Freiheit von ganz Griechenland! Darüber brach unendliches Jubelgeschrei aus, Flamininus wurde von den dankbaren Hellenen fast erdrückt, mit Kränzen fast erstickt. Ja, die lieben Griechen waren jetzt wieder frei, damit die Erbärmlichkeit ihrer staatlichen Zerrissenheit noch recht an den Tag komme. Nur den Tyrann von Sparta demütigte er mit den Waffen.

Gleich nach dem makedonischen Kriege gedachte man eines noch weiter nach Osten liegenden Reichs, nämlich Syriens, das nach Rom der mächtigste Staat der Welt war. Eben herrschte Antiochus der Große (S. 136) darüber, der kurz zuvor 198 an den Jordanquellen die Ägypter besiegt hatte und nun allerlei Land in Kleinasien besetzte. Er kam sogar nach Thrakien herüber, um dem Philipp zu einem neuen Wagnis Mut zu machen. Man ließ ihm sagen, auch er müsse die griechischen und ägyptischen Städte, die er in Kleinasien unterjoche, frei lassen, denn Rom habe einmal die Freiheit aller griechischen Staaten ausgesprochen, also auch der in Asien und Thrakien. Allein Antiochus konnte fragen, wie es mit der Freiheit von Tarent und Syrakus bestellt sei. Er entschloß sich zuletzt doch zum Kämpfen. Dazu reizte ihn Hannibal, welcher eine Zeit lang an der Spitze seiner tief herabgeworfenen Vaterstadt löblich und ersprießlich gewaltet hatte, als aber die argwöhnischen Römer seine Auslieferung von Karthago begehrten, 195, zum Antiochus geflohen war. Der



Fig. 77. Antiochus der Große.

empfing ihn in Ephesus aufs ehrenvollste, folgte ihm aber in der Führung des Krieges nicht, welcher 192 ausbrach. So riet Hannibal, denselben durch die Flotte gleich nach Italien zu tragen; Antiochus jedoch zog nach Griechenland, um sich erst dieses zuzueignen. Allein es gelang ihm nichts; er verletzte den Philipp tödlich und wurde von dem Konsul Glabrio, 191, bei den Thermopylen so derb geschlagen, daß er eiligst heimzog; ebenso ging es 190 seiner Flotte durch rhodische Feuerschleuderer.

Schon setzte der Konsul Lucius Scipio, ein Bruder des Afrikanus und von diesem begleitet, auch von Philipp gefördert, über den Hellespont, um das Wild in der eigenen Höhle aufzusuchen. Hier erscheinen also die römischen Adler zum erstenmal im Mutterweltteil. Und sie besiegten bei Magnesia 190 den Antiochus trotz seinen Sichelwagen, welche die Leute rechts und links niedermähen sollten, trotz seinen Elephanten und Dromedaren, aufs vollständigste mit geringem Verlust; denn neben 350 Römern lagen 50 000 Syrer auf dem Schlachtfelde. Der Große gab sich jetzt ganz klein; er bat demütigst um Frieden, der ihm unter harten Bedingungen gewährt ward. Antiochus mußte die erstaunliche Summe von 15 000 Talenten erlegen und verlor Kleinasien bis zum Halys 189, hauptsächlich an die Rhodier und den König von Pergamum. L. C. Scipio hielt bei seiner Heimkunft einen so glänzenden Triumph wie vordem sein Bruder, und legte sich den Beinamen Asiatikus (oder Asiagenus) zu.

Staaten, die Rom zu fürchten hätte, gab es nun nicht mehr, aber doch noch einen Mann, den ewigen Römerfeind. Im Friedensschlusse war auch die Auslieferung Hannibals, falls sie möglich sei, mit einbedungen, der jedoch auf erhaltene Kunde weiter floh. Aber als er dem König Prusias von Bithynien gegen Pergamum half, verlangte Flamininus seine Auslieferung. Unversehens wurde seine Wohnung von Soldaten umzingelt, und mit den Worten: „So will ich die Römer von ihrer Furcht befreien, weil es ihnen doch zu lange währt, bis ich alter Mann sterbe!“ nahm er ein bei sich getragenes Gift, 183.

Nach einiger Zeit ging es abermals mit Makedonien an. Schon Philipp hatte im tiefen Grimm über fortwährende Demütigungen heimlich wieder gerüstet. Er starb darüber 179; aber sein Sohn Perseus setzte die Rüstungen so eifrig fort und wühlte so mannigfach unter den verstimmten Griechen, daß Rom ihn durchschaute. Eumenes II. von Pergamum ging selbst nach Rom, ihn zu verklagen 172. Dort wurde der Krieg beschlossen, den doch 171 Perseus begann. Er fand bei den Nachbarn viel Hilfsgeneigtheit und stand lang in entschiedenem Vorteil; aber sein Geiz und seine Unentschlossenheit hinderten ihn an einer kräftigen Führung; und als der tüchtige Konsul Lucius Ämilius Paullus, der Sohn des bei Cannä gefallenen, über ihn kam, that er einen eiligen Fall. Er wurde bei Pydna 168 aufs Haupt geschlagen, floh fast allein mit seinem Golde, und geriet auf der Insel Samothrake in Gefangenschaft. Ebenso sein Bundesgenosse, der Illyrer Gentius.


Fig. 78. Perseus. (Berliner Münzkabinett.)

Diesem Perseus wurde der Thron abgesprochen, und Makedonien in vier Republiken zerlegt. Nur daß sie die Hälfte der bisherigen Abgaben, die sonst im Lande blieben, nach Rom schicken und im übrigen alles thun mußten, was die Römer haben wollten. Über diejenigen griechischen u. a. Staaten, welche sich dem Perseus zugewendet oder der Neutralität bestrebt hatten, erging ein schweres Gericht; ihre besten Schätze und 1000 ihrer besten Männer als Geiseln wanderten nach Rom 167 bis 150; in Epirus wurden 70 Städte den römischen Soldaten zur Plünderung preisgegeben und gegen 150 000 Epiroten als Sklaven verkauft. Pergamum aber und Rhodus demütigte man recht absichtlich.

Bei seiner Rückkehr nach Rom hielt Ämilius einen Triumph, der glänzender war als jeder bisherige, selbst der des Afrikanus und Asiatikus. Diesen haben Livius und Plutarch beschrieben. Er dauerte drei Tage. Auf den Straßen und Plätzen waren überall Schaugerüste aufgeschlagen, welche das Volk in Festkleidern bestieg. Alle Tempel standen offen und köstliche Weihrauchdüfte strömten aus ihnen heraus. Den ganzen ersten und zweiten Tag wurden auf endlosen Wagen die erbeuteten Gemälde, Bildsäulen und andere größere Gegenstände, dann die polierten feindlichen Waffen und Rüstungen dahergefahren, darnach durch Tausende von Männern das gemünzte Silber in offenen Gefäßen und kunstreich gearbeitete silberne Geräte einhergetragen. Der dritte Tag war der herrlichste. Da standen die Römer frühe auf ihren Schaugerüsten, den Zug anzusehen. Voraus spielte Kriegsmusik. Dann wurden von stattlich aufgeputzten Jünglingen 120 fette Opferstiere mit vergoldeten Hörnern, Bändern und Kränzen geführt. Hierauf trug man das erbeutete gemünzte Gold in 77 Schüsseln, sodann das kunstvoll verarbeitete, worunter insonderheit die kostbaren Gefäße aus des Perseus Schatzkammer sich auszeichneten. Nun fuhr der Staatswagen des entthronten Königs mit seinem Diadem und Waffenschmucke. Hinter diesem Wagen gingen seine armen Kinder. Ihnen folgte Perseus selbst, in Ketten und im Trauerkleide, samt dem Illyrer. Nach ihm seine Gemahlin und Verwandtschaft. Hierauf schritten Träger mit 400 goldenen Kronen, welche die griechischen Städte den Römern verehrt hatten. Nunmehr kommt die Hauptperson, die majestätische Gestalt des Ämilius, auf einem prachtvollen, von vier edeln Rossen gezogenen Triumphwagen, in einem mit goldenen Sternen besäeten Purpurmantel, einen Lorbeerzweig in der Rechten, einen Kranz von Gold und Edelsteinen auf dem Haupte. Hinter dem Triumphwagen ritten seine zwei tapferen Söhne. Und nun folgte das ganze Heer mit Lorbeeren geschmückt, fröhliche Lieder singend. O wie wohl that solch ein Triumph dem Römervolke!

Aber schon wird Rom von einer Schiedsrichterin eine Beherrscherin der Welt. Es befiehlt Königen und sie gehorchen. Zur Zeit der Pydnaschlacht machte der unheimliche Syrer Antiochus Epiphanes (S. 136) Eroberungen in Ägypten. Der römische Gesandte Popillius Länas kommt zu ihm und befiehlt ihm im Namen des Senats, Ägypten zu verlassen. Der König will sich erst mit seinem Rate besprechen; allein Popillius zieht mit dem Stabe einen Kreis um ihn und spricht: „Ehe du aus diesem Kreise trittst, muß ich deine Entscheidung wissen!“ Und der König spricht: „Ich will thun, was der Senat verlangt.“ — Könige kriechen im Staube vor Rom. Der König Prusias von Bithynien nennt sich „einen freigelassenen Sklaven des römischen Volks“, und die Senatoren heißt er „seine rettenden Götter!“ — Roms Scheu vor Ungerechtigkeit sank mehr und mehr dahin. Es war nicht bloß „hart wie Eisen“, sondern „mit eisernen Zähnen fraß es um sich“ und „mit ehernen Klauen“ zerriß es alles, was neben ihm leben wollte.

§ 28. Der dritte punische Krieg (149—146).

Es war seit der Beendigung des Hannibalischen Krieges ein halb Jahrhundert vergangen. Karthago hatte sich trotz der schweren jährlichen Abzahlung an Rom und der starken zu dessen Kriegen geleisteten Lieferungen durch gute Verwaltung und namentlich durch seinen Handel wieder bedeutend emporgehoben.

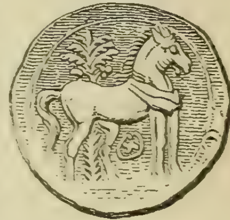
Daran hatte niemand weniger Freude als Rom; seine Kaufleute sahen mit scheelem Blick auf das Wiederaufblühen der gehaßten Stadt, die doch wohl keine Nebenbuhlerin mehr werden konnte. Keiner aber in Rom empfand darüber mehr Ingrimm als Cato der Censor, ein Mann der strengen Tugend, welcher aber so wenig Gewissen besaß, daß er ohne allen rechtlichen Grund den Untergang Karthagos unermüdlich betrieb. Er schloß jede seiner Reden im Senat, sie mochte vom Bergbau oder von der Schafzucht handeln oder von was sie wollte, mit dem Zusatz: „Übrigens halte ich dafür, daß Karthago zerstört werden müsse!“ Mochte nun auch in Etlichen noch etwas Gewissen sich regen, zuletzt stimmten alle zu.

Ein Vorwand zum erneuten Kriege mit Karthago bot sich dar. Wiederholt schon hatte Masinissa, jener Freund der Römer (S. 171), der durch ihre Gunst jetzt über das ganze Numidien herrschte, im W., S. u. O. Karthagos bis nach Kyrene

sin den von ihm umschlossenen Puniern schöne Landstriche weggenommen. Sie hatten sich in ihrer Angst vor Rom nicht gewehrt, „denn sie sollten ja ohne dessen Genehmigung keinen Krieg führen," und ihre Klagen in Rom waren nur an taube Ohren gedrungen. Nun aber fiel sie der steinalte Masinissa zum drittenmal räuberisch an: diesmal rüsteten sie. Es kam zu einem Zusammenstoß, in welchem der Numidier siegte und die Karthager unter das Joch schickte, ja am Ende die Entwaffneten noch zusammenhauen ließ. Nun erst schrieen die Römer: „Die Karthager haben den Frieden gebrochen!" und ließen 149 ein Heer von 84 000 Mann gegen sie ausziehen, welches zunächst nach **Sizilien** übersetzte.

Die Punier hören es mit Bestürzung, senden schleunigst Abgeordnete nach Rom und übergeben ihren ganzen Staat freiwillig, aber vertrauend in der Römer Hände. Man verbürgt ihnen ihre Freiheit, verlangt aber zum Pfand für ihre gute Gesinnung 300 Geiseln aus den vornehmsten Geschlechtern. Die Karthager reißen sie aus den Armen ihrer jammernden Mütter und schicken sie. Aber siehe, das römische Heer schifft doch nach Afrika hinüber und steigt in Utika ans Land. Die Punier kommen zitternd und fragen: Warum und wozu denn? Keine Antwort: aber der Befehl ergeht an sie, alle Waffen auszuliefern. Sie gehorchen: 200 000 Rüstungen samt anderem Kriegszeug und allem Flottenmaterial werden ins römische Lager geschafft. Da sie fragen, ob weiteres begehrt werde, eröffnet man ihnen: Der Senat wolle, daß sie ihre Stadt verließen und sich wo anders, vom Meere entfernt, ansiedelten: **Karthago müsse vertilgt werden!**

Da faßt Verzweiflung die beispiellos Geduldigen. Man vergreift sich an den Beamten, die zur Auslieferung geraten hatten: man tötet alle Italiker. Alle sind entschlossen, um ihre teure, herrliche Stadt zu streiten bis in den Tod. Die Thore werden verrammelt, Steine auf die Mauerzinnen geschafft, neue Waffen gefertigt. Zugleich bittet man demütig um 30tägigen Waffenstillstand zur Absendung einer Gesandtschaft nach Rom. Die Konsuln dürfen das nicht gewähren, verschieben aber doch den Angriff. Auf allen Plätzen arbeiten Männer und Frauen Tag und Nacht, alle Sklaven werden frei. Metall reißt man herunter, wo man's findet, auch in den Tempeln: Bogensehnen werden aus Weiberhaaren bereitet. Wie die Konsuln endlich Leitern anlegen lassen, die Mauern zu ersteigen, finden sie die Zinnen mit Katapulten gekrönt. Die Stadt ist fest und hat 700 000 Einwohner: der verteidigenden Arme sind genug, während auch außen ein Heer sich bildet, gestützt auf libysche Stämme, die dem Masinissa verfeindet waren. Dieser stirbt, 90jährig, wie auch Cato, ohne das Ende der Stadt zu sehen, unwillig, daß er sie nicht zu seiner Hauptstadt erhält.


Fig. 79. Karthagische Münze. (Berliner Münzkabinett.)

Ein paar Jahre lang vergeblich belagert, erlag sie erst, als der gediegene **Scipio Ämilianus** 147 den Oberbefehl erhielt. Er war ein Sohn jenes Ämilius, der den großen Triumph gefeiert, und zugleich durch Adoption ein Enkel jenes Scipio Afrikanus, welcher den zweiten punischen Krieg siegreich vollendet hatte. Er erst sperrte die Stadt völlig ab, auch den Hafen durch einen Steindamm, ließ dann den Winter hindurch Hunger und Seuchen ihr Werk thun und brach 146 in einem fürchterlichen Sturm in die mit äußerster Anstrengung verteidigte Stadt ein. Aber drinnen war auch noch ein verzweifeltes Wehren: Straße um Straße, Haus um Haus bis ins sechste Stockwerk mußte genommen werden: sechs Tage wütete der Kampf im Innern. Wie es dabei zuging, das läßt sich nicht beschreiben.

Am siebenten Tage ergab sich auch die **Burg** mit 30 000 Männern und 25 000 Frauen, bis auf den obersten Teil derselben, einem Tempel, in welchen sich noch der Kommandant — wieder ein **Hasdrubal** — mit 900 römischen Über-

läufern geworfen hatte. Da dieser aber sah, daß sie auch bei der hartnäckigsten Gegenwehr doch verloren seien, so schlich er sich heimlich zu Scipio und flehte um Schonung. Scipio trat mit ihm vor und hieß ihn sich zu seinen Füßen setzen; so zeigte er ihn den droben auf der Tempelzinne Stehenden. Da zündeten diese den Tempel an, um sich zu verbrennen. Plötzlich erschien Hasdrubals Gemahlin auf der Zinne mit ihren zwei Kindern. Sie schalt ihren Gatten ob seiner Feigheit und stürzte erst die Kinder, dann sich selber in die Flammen des Tempels.

Auch den Rest der ausgeplünderten Stadt befahl der Senat dem Boden gleich zu machen; 17 Tage brannte die 6 Stunden im Umfang haltende, bis sie Ein Aschenhaufen geworden war. Als Scipio das dunkelrote Flammenmeer sah, in welchem die 500jährige Beherrscherin des Meeres zu Grabe ging, wurde er erschüttert, und mit Thränen sprach er Homers Vers von der Stadt Troja aus:

„Einst wird kommen der Tag, da das heilige Ilion hinsinkt,
Priamus selbst und das Volk des lanzenkundigen Königs!“

Er meinte damit seine Vaterstadt, deren dereinstiges Schicksal ihm im Geiste vorschwebte. Nach dem Brande wurde Karthago geschleift und der Fluch über die Stätte ausgesprochen, damit nie mehr eine menschliche Wohnung sich dort erheben sollte. Das war das Ende der hochherrlichen Phönikerstadt! Rom aber schwelgte im Freudenrausch. Scipio erhielt nebst glanzvollem Triumphe den Beinamen seines Adoptiv-Großvaters Afrikanus mit dem Zusatz „der Jüngere“. Das karthagische Gebiet wurde unter dem Namen „Afrika“ zur Provinz gemacht.

§ 29. Rom nimmt immer zu, auch an Schlechtigkeit.

Das römische Reich wuchs gerade zur Zeit des dritten punischen Krieges noch auf einer andern Seite beträchtlich. Makedonien und Griechenland, nicht dauernd gerührt durch die ihnen geschenkte Freiheit, erwiesen sich widerspenstig. Jenes nur, indem es sich einem angeblichen Sohne des Perseus gezwungen fügte, dieses aber in tollem Freiheitstaumel. Der Prätor Cäcilius Metellus bekämpfte und besiegte das erstere, Konsul Mummius das letztere. Nun löschte man ihnen auch ihren Schein von Freiheit gar aus; Makedonien ward 148, Griechenland oder Achaja 146 in eine Provinz verwandelt. Das unverteidigte Korinth, „der Augapfel von Hellas“, wurde erst ausgeraubt, dann wahrscheinlich auf Betrieb der neidischen Kaufleute dem Boden gleich gemacht.

Wohl drohte demnächst ein Abbruch auf entgegengesetzter Seite. Die ritterlichen Spanier hatten gegen die sich ihnen sehr drückend auflegende römische Oberherrschaft s. 197 einmal ums andere angekämpft, wobei sie nur darum wenig erzielen konnten, weil die einzelnen Stämme gewöhnlich nicht mit, sondern nach einander sich erhoben. Weil sie sich aber unter allen Völkern am hartnäckigsten gegen das Joch wehrten, so daß die Römer Jahr aus Jahr ein 4 Legionen dort unterhalten mußten, nach ihrem thörichten Brauch, unter jährlich wechselnden Führern, so wurden diese furchtbar erbittert und gingen auf die schändlichste Weise mit ihnen um. Sie hielten ihnen kein Wort und keine Treue; auch im Frieden plünderten und zerstörten sie ihre Städte und hieben Harmlose, ja von ihnen selbst erst noch sicher Gemachte, zu Tausenden nieder.

Da stand in dem Lusitaner Viriathus, einem klugen und kühnen Hirten, 148 ein Rächer auf. Einem treulosen Blutbad entronnen, entflammt von Vaterlandsliebe, wußte er auch seine spanischen Brüder zu entzünden, daß aus verschiedenen Völkerschaften eine große Schar begeisterter Rächer sich um ihn sammelte, mit denen er die Römer im kleinen Krieg empfindlichst schlug. Ja er trieb sie so zu Paaren, daß sie sich gezwungen sahen, einen Frieden mit ihm zu schließen, darin sie die Lusitaner als völlig unabhängig anerkannten, 142; und das geschah mit Genehmigung des Senats: so tief demütigte sich hier das stolze Rom. Allein ein neugekommener

Konsul, Q. S. Cäpio, brach 141 mit Wissen und Willen des Senats den unrühmlichen Frieden: und als auch er den tapferen Viriath nicht bewältigen konnte, ließ er ihn durch einige Offiziere desselben, welche er durch Bestechung gewann, aus der Welt schaffen 139.

Durch den Tod des trefflichen Führers ging die Sache der Vaterlandsbefreier zurück. Indessen hielt sich immer noch die keltiberische Stadt Numantia, welche fest auf einem Berge am Durusstrome lag. Sie verteidigte sich Jahre lang aufs tapferste, und die durch Zuchtlosigkeit entarteten Römer konnten um so weniger gegen sie ausrichten. Endlich zogen sie unverrichteter Dinge ab. Aber die Numantiner hatten den Mut, sie zu verfolgen, und das Glück, sie in einem Engpasse dermaßen einzuschließen, daß sie alle vertilgen konnten. Sie gewährten ihnen freien Abzug unter der feierlich beschworenen Bedingung, daß nie mehr Römer gegen sie kämpfen wollten, 137. Allein solch einen Vertrag respektierte Rom jetzt noch weniger als zur Zeit der Samnitenkriege (S. 158): zornwild sandte es 134 seinen größten Siegeshelden, den Scipio Ämilianus, über das kleine Völklein. Dieser belagerte die Stadt aufs neue, umschloß sie mit Wall und Graben, und da sich seine 60000 Mannen doch nicht zu stürmen trauten, hungerte er sie aus. Immer stiller ward's drinnen. Der Hungertod würgte täglich mehr darin. Sie schlachteten und verzehrten einander selbst. Andere töteten sich, um nicht qualvoll zu verhungern oder in die Hände der Römer zu fallen. Manche zündeten ihre Häuser an und verbrannten sich und die Ihrigen. Nur wenige Übrige ergaben sich zuletzt und schlichen als mißgestaltete Schatten heraus. Die öde Stadt wurde dem Erdboden gleich gemacht (133). Scipio hieß nun Scipio Ämilianus Afrikanus Numantinus. Der römische Adler flog wieder stolz über Hispanien hin.

Im J. 133 fiel den Römern noch ein schön Stück Land durch Erbschaft zu. Da starb nämlich der kinderlose König Attalus von Pergamum, der ihnen sein Reich testamentarisch vermacht hatte. Pergamum ward die erste Provinz in Asien und wurde darum „Asia“ genannt. Schon hatten die Römer auch um Massilia her sich Raum geschafft und durch einen Sieg über Allobrogen und Arverner 121 im südlichen Gallien Fuß gefaßt, woselbst sie die alte Handelsstadt Narbo gewannen; daher hieß diese Provinz (Provence) Gallia Narbonensis.

§ 30. Sitten und Bildung der Römer dieser Zeit.

Rom erscheint bereits mit der Weltherrschaft angethan. Wie es nun schon lange breit auf seinen sieben Hügeln thront, so herrscht es auch schon weithin über die Breite der bekannten Erde. Es dehnt seine Grenzen in Europa vom ägäischen bis zum atlantischen Meere: ein Teil Afrikas und ein Teil Asiens gehört ihm zu, und viele Länder und Reiche, die es noch nicht zu seinem Gebiet geschlagen, richten sich doch nach seinem gebieterischen Willen. Hier zuerst sehen wir eine weitausgedehnte Republik; die vorigen Reiche waren alle Monarchieen.

Die Römer aber waren nicht bloß stolz, wie von Anfang: je mächtiger sie wurden, desto stolzer auch. Ihr Hochmut war Übermut geworden, und dieser kennt keine Schranken der Gerechtigkeit mehr. Wie war jetzt schon die ursprüngliche Biederkeit und Redlichkeit verschwunden! Es gab wohl noch Ausnahmen, aber im allgemeinen waren sie voll der Ungerechtigkeit. Sie erlaubten sich jedes Mittel, andere Staaten zu unterdrücken; sie machten sich ein Bild vor von ihrem Staate, als der von oben her berufen sei, herrlich zu werden auf Erden, für dessen Macht und Glanz alles geschehen dürfe und solle. Sie begingen aber nun auch schon für ihre eigene Person vieles und schreckliches Unrecht. Schon begann ihnen das Wohl des Staates zurück- und der eigene Nutzen hervorzutreten. Das Geld wurde ihnen immer werter. Sie wurden von einer wahren Geldsucht ergriffen und brachten an sich, was sie

konnten. Am ärgsten trieben es die Beamten in den eroberten Provinzen, welche dieselben je in ihrem Amtsjahr auch für den eigenen Seckel ausbeuteten und zum Teil greulich ausraubten. Auch die Soldaten raubten für sich und brachten aus den fremden Ländern oft ansehnliche Schätze mit heim. Die Bürger daheim neideten sie und suchten sich auf andere Weise etwas ohne Mühe zu verschaffen; sie verkauften z. E. ihre Stimme in den Comitien, daß sie Ämtersüchtige für eine Geldsumme zu Konsuln, Prätoren rc. wählten, was zuletzt allgemeine Sitte ward; oder sie legten sich auf noch schlechtere Künste, um auch ihren Teil an dem Reichtum zu erlangen, der von allen Seiten in die Herrscherstadt floß. Dieser Reichtum war freilich ungeheuer, und in seinem Gefolge ging Prunken und Wohlleben, das den Römern immer besser gefiel. Man verstand noch zu erobern, aber nicht mehr zu regieren.

Die alte Einfachheit der Lebensweise verschwand je mehr und mehr. Die Häuser wurden mit glänzenden Geräten ausstaffiert, mit den aus dem Osten weggeschleppten goldenen und silbernen Gefäßen, namentlich mit den köstlichen Gemälden und Bildsäulen Griechenlands aus-

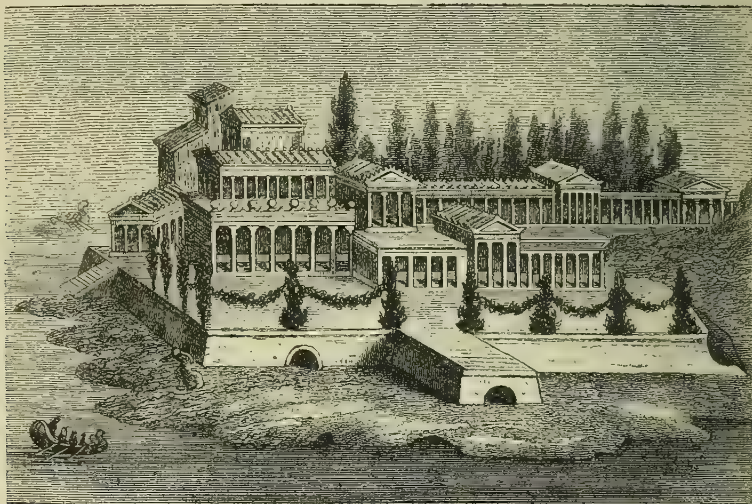


Fig. 80. Villa am Meeresufer. (Nach einem Wandgemälde in Pompeji.)

geschmückt; wenn man gleich auf das Äußere der Wohnungen in der Stadt noch weniger zu verwenden pflegte, ja noch manche Patrizier hölzerne Häuser in schmutzigen Gassen bewohnten. Aber von innen und außen prächtig stellten sie ihre Landhäuser her, deren sie unzählige in der Nähe Roms und durch ganz Italien hin besaßen. Da liefen herrliche Gebäude hin, mit Bädern und allen Gemächlichkeiten versehen; Gärten mit den schönsten Statuen, Bäumen und Blumen umzogen sie; große Fischteiche wurden darin ausgegraben. Solch eine Villa war wohl etwas Reizendes, und dahin zog sich der Vornehme, wenn er von Kriegs- und Staatsgeschäften frei war; von da reiste er dann nur auf kürzere Zeit nach Rom, um an den Versammlungen teilzunehmen oder in seinem Atrium (Vorhalle) Freunde, Bittsteller und Klienten zu empfangen. In der Villa suchte er seine Glückseligkeit. Nicht mehr so, daß er innig glücklich sein Feld pflügte, seine Obstbäume beschnitt, sein Gemüse zog; er saß auch nicht mehr am Herd, um sich sein Gemüse selbst zu kochen, noch die edle Römerin emsig schaffend am Wollgewebe; sie saßen in Prachtgewändern, mit Gold und Juwelen überladen, an der Tafel und schmausten alles Gute und Teure, manchen Fisch, „der mehr als ein Ochse kostete", um sich darnach mit Spielen, Wasserfahrten u. dgl. zu vergnügen. Die Arbeit aber wurde von hart angelegten Sklaven, d. h. Kriegsgefangenen, verrichtet, die man wie das Vieh verkaufte, wenn zu alt zur Arbeit. Die freien Bauern verschwanden zusehends vor den eingeführten Sklaven. Schon war ein gewaltiger Hang zum

Schwelgen eingerissen und durch alle Klassen hin; die Vornehmen thatens voran, die Geringen nach, so gut sie's vermochten. Die Ärmsten, wenn sie einmal etwas Geld in der Hand hatten, verpraßten es heute und hungerten morgen. Mit der Schwelgerei geht Wollust Hand in Hand. Auch diese wucherte auf und gewann eine furchtbare Herrschaft. Das keusche Rom ward allmählich eine Kloake der Unzucht. Schon 186 entdeckte man einen bakchischen Geheimdienst mit nächtlichen Zusammenkünften der schlimmsten Art; über 7000 Menschen gehörten zum Geheimbund, der durch viele Hinrichtungen, auch von Frauen, zersprengt wurde.

Manche Censoren, besonders Cato († 149), arbeiteten ernstlich gegen das ausschweifende Wesen; sie wollten mit aller Gewalt die alte Nüchternheit und Sittenstrenge zurückführen; sie schalten, drohten, straften; alles umsonst. In Griechenland und Asien hatten die Römer das sinnliche Genußleben kennen und lieben gelernt, und bald war es heimisch auch auf latinischem Boden.

Dagegen hatten bis jetzt die wenigsten die feinere Bildung der Griechen angenommen. An Kunst und Wissenschaft fanden sie im ganzen noch immer keinen sonderlichen Geschmack. Die wunderbaren Gebilde eines Phidias, Praxiteles 2c. standen zwar in ihren Hallen, und sie thaten sich etwas zu gute darauf; aber sie schauten sie wohl in vielen Tagen nicht an. Fremde Götter wurden eingeführt, je mehr man an den eigenen zu zweifeln anfing. — Außer der Kriegs-, Rechts- und Baukunde befließen sie sich noch am meisten der Beredsamkeit, weil man diese bei den öffentlichen Verhandlungen sehr gut brauchen konnte. — Einer, freilich ein Grieche, der in Rom bei P. Ämilius lebte, Polybius († 127), schrieb eine sehr lobenswerte, zuverlässige Weltgeschichte, von welcher noch Bruchstücke vorhanden sind. Er erforscht und schildert unparteiisch, wie die Welt römisch geworden ist. Im Epos versuchte sich zuerst Quintus Ennius († 169), freilich mit noch harten Versen. Etliche der Römer, deren Natur übrigens nicht recht zur Poesie stimmte, thaten sich in der Komödie hervor, welche bei dem sonst so ernsten Volke jetzt allgemein beliebt war.

Ein Kriegsgefangener aus Tarent, Andronikus, führte seit 272 die griechischen Gedichte in rohen Übersetzungen ein. Etwas Erschreckliches in der Lustspieldichtung leistete zuerst 235 der Campaner Nävius, den man aber wegen einiger Freiheiten in den Block schloß und verbannte. Von Titus Maccius Plautus († 184) besitzen wir noch 20 Stücke, welche allerdings mit echtem Volkswitze gewürzt sind und das griechisch-römische Leben getreu abschildern. Ein berühmter Dichter dieser Art ist Publius Terentius Afer († 159), nicht so körnig und kräftig als jener, aber feiner und kunstmäßiger, der wegen seiner schönen und richtig gesetzten Sprache früher in unsern Schulen viel gelesen ward.

Wenn nun aber die Römer, hoch und nieder, mit namhaftem Ergötzen den vor ihnen aufgeführten Komödien beiwohnten, so war ihnen doch ein anderes Schauspiel unendlich lieber: das waren die Fechterspiele. Es waren ursprünglich Totenopfer am Grabe kürzlich Verstorbener, wie man sie lange in Etrurien und Campanien gebracht hatte. M. und Dec. Brutus feierten damit 264 die Bestattung ihres Vaters auf dem Ochsenmarkt. Später dachte man nicht mehr an Totenopfer. Man saß im großen eirunden Zirkus auf erhöhten Sitzen ringsumher Kopf an Kopf und schaute mit gespannter Begier auf den Sandplatz unten hinab, wo die Gladiatoren — gewöhnlich Sklaven, aber geschulte — mit einander kämpften.

Paar und Paar bekämpften sie sich, nicht zum Scherz, sondern im bittern Ernst, auf Tod und Leben. Warum? Bloß zur Belustigung des Römervolkes. Manchmal standen sie sich zu zweiundzwanzig, manchmal zu Hunderten gegenüber, etwa in samnitische, gallische, thrakische Kriegstracht gekleidet, um einen Kampf anderer Völker vorzustellen; und sie stritten so lange, bis eine Partei tot oder schwerverwundet auf dem Boden lag. Auch mit Löwen, Tigern, Elephanten 2c. kämpften sie (seit 186), bis die Tiere oder sie selbst im Blute lagen; alles bloß zur Vergnügung des Römervolkes. Dieses konnte sich an dem greulichen Schauspiel nicht satt sehen vom Mittag bis zum Abend. Es ist aber begreiflich, daß es dabei immer wilder und grausamer wurde.

§ 31. Innerer Kampf zwischen Reichtum und Armut.

Lange haben wir vorhin von nichts als auswärtigen Kriegen vernommen; nunmehr ist wieder von innern Kämpfen zu berichten.

Man meine doch nicht, daß die ungeheuren Schätze, welche Rom aus aller Welt an sich zog, die Umstände aller Bürger glänzend gemacht hätten. Zum Teil floßen sie in die Staatskasse, und der Staat bestritt seine großen Bedürfnisse damit, stellte Prachtbauten davon her u. s. f. Was aber das Mehrste dieser Güter betrifft, so waren es doch nur wenige im Volk, denen sie in die Hände fielen und in den Händen blieben. Das waren namentlich die Haupträuber, die Befehlshaber im Kriege, die Statthalter über die Provinzen und die Pächter der Staatseinkünfte; denn der Staat verpachtete damals die Steuern und Abgaben der eroberten Länder. Viel wurde freilich auch von den Soldaten geraubt; aber sie hatten, heimgekommen, ihr Erbeutetes in der Regel bald verpraßt.

Jene Haupträuber waren wohl zumeist aus den Patriziern. Denn diese saßen ja ohnedies im Fetten, und mittelst ihres Geldes konnten sie es bewerkstelligen, daß vorzugsweise ihnen die hohen Ämter des Staates, die man sich dann so einträglich machte, und der Pacht der Staatseinkünfte, an dem man das Doppelte und Dreifache zu gewinnen wußte, überlassen wurden. Weil indessen doch auch gar manche Plebejer schon sich zu hohen Ämtern, oder durch Teilnahme an dem bemerkten Pacht, oder auf andere Weise zu bedeutendem Vermögen emporgeschwungen hatten, hinwiederum aber auch manche patrizische Familien durch Verschwendung oder aus anderen Ursachen heruntergekommen waren, so treten jetzt die Patrizier als solche in den Hintergrund, und es stellt sich dagegen ein Adel (Nobilität) hervor, welcher Geburtsadel, Amtsadel und Geldadel in sich verband, eine Genossenschaft der Reichen und Mächtigen (Optimaten), die wir hinfort als Aristokratie bezeichnen werden. Und dieser kleinen Partei gegenüber steht der große Haufe des geringen Volks, welcher jetzt, weil auch liederlich geworden, noch ärmer war als je.

Es war in Rom ein schreiender Gegensatz zwischen Reichtum und Armut, und kein Mittelstand da. Es gab Gutsherren, welche einen Länderbesitz wie ein Fürstentum hatten, den sie durch Tausende von Sklaven zu immer größerem Anwuchs ihres Mammons bearbeiten ließen; und daneben eine Masse Bürger, deren Gütlein längst an die Reichen verkauft war, die nichts mehr hatten als den geflickten Rock am Leibe, und mit Weib und Kind Hunger litten. Die Sklaven führte man besonders aus Asien ein; auf dem großen Markt von Delos konnten ihrer 10 000 an einem Tag verkauft werden. Das Elend der verdrängten Bauern, des großen besitzlosen Haufens, war allerdings unsäglich. Wie die Zahl der Freien beständig sank, so vermehrte sich die Sklavenbevölkerung. Das geschah besonders in Sizilien, dem Kornland, das darum den ersten Sklavenkrieg 143—32 mit allen seinen Greueln sah; die letzten 20 000 Gefangenen wurden gekreuzigt. Nun hatten besser Gesinnte, deren es immer noch einige gab, schon lange bedacht, wie dem abzuhelfen sei. Endlich traten zwei Männer auf, der namenlosen Not zu steuern.

Zwei Brüder Gracchus stammten aus einem vornehmen und reichen Hause. Ihr Vater hatte das Konsulat bekleidet. Ihre Mutter war die hochgesinnte Cornelia, Tochter des ersten Afrikanus, die nach dem Tode ihres Gemahls hätte Königin von Ägypten werden können, aber den Heiratsantrag ausschlug, um ganz der Erziehung ihrer Kinder zu leben. Und sie erzog diese vortrefflich, so weit es im Heidentum möglich war. Einst, da sie schmucklos unter kostbar geschmückten Frauen saß, wurde sie ersucht, sie möchte doch auch ihre Kleinode zeigen; sie stellte ihre Söhne vor und sprach: „Das sind meine Kleinode!“ Es thut wehe, daß diese keinen schönern Freudenglanz auf ihr Alter geworfen haben.

Als der ältere Sohn, Tiberius Sempronius Gracchus, 133 Volkstribun geworden war, ging er mit dem wärmsten Eifer daran, dem armen Volke Hilfe zu verschaffen. Es war wirklich Mitleid mit dem grausigen Elende, was ihn zu seinem

Unternehmen trieb. Zuerst hielt er in öffentlichen Versammlungen ergreifende Reden: „die Tiere hätten Gruben und Nester, aber die Herren der Welt keinen Fußtritt Erde; Italien werde ja voll Sklaven und Barbaren, aber die freien Bürger nehmen gewaltig ab, haben nichts und erziehen ihre Kinder nicht, verlieren auch alle Lust am Kriegsdienste. Warum sollten sie auch für die Üppigkeit anderer ihr Blut vergießen?" Als er die Herzen vorbereitet hatte, kam er mit dem Vorschlag, daß dem alten (licinischen) Gesetze gemäß kein Bürger mehr als 500 Jauchert Landes besitzen, und, was er zur Zeit mehr besitze, in Losen von 30 Morgen den armen Bürgern überlassen werden sollte, gegen billige Entschädigung aus dem Staatsschatze. Jedenfalls sollte keine Familie über 100 Joch Land haben. Nun, dadurch wären freilich die bestehenden Verhältnisse ganz ungeheuerlich umgewandelt worden: da würden manche mit Einem Schlag ganze Herrschaften Besitz verloren haben, und blutarme Bürger würden stattliche Erbpächter geworden sein. Es ist kein Wunder, daß des Gracchus Beginnen eine außerordentliche Erregung hervorrief. Das Volk jubelte schon vor Freude, und die Reichen schnaubten vor Zorn. Ein Fehler aber wars, daß Gracchus den Vorschlag machte gegen den Willen des Senats.

Nach dem Herkommen wurde der Vorschlag auf dem Forum in der vollen Versammlung aller Römer zur Verhandlung gebracht. Aber wie nun eben die Sache im besten Zuge war, erhob sich ein anderer Volkstribun, Oktavius, den die Reichen auf ihre Seite gebracht hatten, und sprach: Veto (ich verbiete!), und damit war der Antrag zwar nicht ganz abgewiesen, aber doch zur endlichen Erledigung auf eine künftige Versammlung verschoben. Die Verfassung gewährte dem Oktavius das Recht zu seinem Veto; allein hier verließ den unerfahrenen Gracchus die Besonnenheit, und die Leidenschaft nahm ihn hin: er versuchte es am nächsten Tag wieder — wieder ein Veto! Am dritten Tag ließ er seinen Amtsgenossen vom erbitterten Volk als einen Volksfeind absetzen, was gegen allen Brauch war. Und so wurde der wohlmeinende Mann, dessen Antrag, wie bedenklich auch, doch verfassungsmäßig eingebracht war, ein Revolutionär. Für vermeintliches Staatswohl ward ein Staatsstreich gewagt und damit der Boden der Gesetzlichkeit verlassen.

Nunmehr nach der Entfernung des feindlichen Kollegen siegte er freilich: sein Vorschlag wurde bei einer neuen Versammlung durch Stimmenmehrheit angenommen. Allein der Zorn der Begüterten wuchs darüber zu tobendem Grimme. Und wie Gracchus seinerseits Anstalten traf, um sich fürs nächste Jahr zum Tribun wählen zu lassen, so rüstete sich andererseits auch der Adel. Über dem Wählen brach ein Tumult aus. Da in dem Geschrei und Getöse Gracchus sich nicht verständlich machen konnte, bewegte er seine Hand nach dem Kopfe, um dem Volke anzudeuten, daß sein Kopf in Gefahr schwebe. Gleich schrieen einige der Gegner, er habe ein Zeichen gemacht, daß man ihm die Königskrone aufsetzen solle; und darauf fiel, trotz dem Gegenbefehl des Konsuls, der Pontifex Maximus Scipio Nasika an der Spitze einer bewaffneten Schar über die Volkspartei her. Und wie das Volk ist, schnell in Hitze versetzt, doch nicht standhaltend, — es ließ nach kurzem Kampf seinen Führer im Stich und lief davon. T. Gracchus wurde an den Stufen des Kapitols mit Knitteln totgeschlagen; 300 seiner Anhänger fielen mit ihm. Und nicht einmal ein ehrliches Begräbnis verstattete man ihm; man warf sie alle als Vaterlandsverräter in den Tiber, 133.

Als das Volk wieder frischen Mut geschöpft hatte, geberdete es sich indessen entsetzlich wild, so daß der Senat es nicht wagte, das einmal angenommene Ackergesetz für ungültig zu erklären. Vielmehr ließ er erwählte Männer zur Austeilung des Landes schreiten, und sie vermehrten die Bauernschaft in segensreicher Weise. Doch als lateinische Bundesgenossen klagten, man nehme auch ihnen schon von ihren Ländereien, legte sich der Schwager des Gracchus, der edle, milde Afrikanus drein und nahm sich ihrer an 129. Er starb nachts plötzlich, vielleicht erdrosselt.

Nun griff der jüngere Bruder des Erschlagenen, Gajus Gracchus, das Werk aufs neue an. Er war gleichen Sinnes mit dem Tiberius, nur kräftigeren Geistes, aber auch noch leidenschaftlicher, der beredteste Römer. Und bei ihm gesellte sich zum Eifer für des Volkes Wohl noch die Begierde, den Bruder zu rächen. Das Volk setzte jetzt all sein Vertrauen auf ihn; und sie erhitzten sich gegenseitig immer mehr. Als er trotz aller Gegenwirkung der Aristokraten 123 zum Volkstribun erwählt worden war, bemühte er sich mit der größten Heftigkeit, nicht nur seines Bruders Unternehmen zur völligen Ausführung zu bringen, sondern auch noch weitere Änderungen ins Werk zu setzen, daß man z. B. dem Stadtvolk Getreide spottwohlfeil ablassen, Heerstraßen bauen, allerlei Verwaltungsrechte dem Senat nehmen, die Gerichtskommissionen statt dem Senat 300 Rittern übertragen solle. Damit verband sich doch schon das Streben, den sinkenden Staat monarchisch zu leiten. Weiter schlug er vor, den Italikern das volle Bürgerrecht zu erteilen, womit er sich das Stadtvolk entfremdete. Seine Mutter Cornelia warnte, ermahnte und bat ihn, doch besonnen zu handeln, allein er achtete nicht darauf. Da gewann die Gegenpartei einen andern Tribun, der mit seinen Vorschlägen den Gracchus an Freigebigkeit weit überbieten mußte, bis das verwirrte Volk gegen den Gracchus gleichgültig geworden war und ihn nicht mehr zum Tribun wählte. — Zuletzt kam es wieder zu einem blutigen Zusammenstoß. Als bei einem Opfer, mit welchem jede Römerversammlung begonnen wurde, ein Liktor die Eingeweide des Opfertieres wegtrug und gerade damit den heftigsten Volksleuten nahte, rief er leichtfertig aus: „Macht Platz für ehrliche Leute, ihr schofeln Bürger!" Er wurde augenblicks von einem Wütenden niedergestoßen. Das war dem Senat erwünscht; er ließ den Ruf an den Konsul ergehen, „er möge zusehen, daß der Staat keinen Schaden leide!" eine in Notfällen gebräuchliche Formel, womit Vollmacht zu beliebigem Einschreiten gegeben ward. Konsul Opimius heißt alsbald die Senatoren und Ritter mit ihren Klienten sich bewaffnen und ruft kretische Bogenschützen herbei. Die Volkspartei bewaffnet sich auch. Opimius läßt angreifen, verspricht jedem, der ihm das Haupt des Gracchus bringe, es mit Gold aufzuwägen. Das Volk hält abermals schlechten Stand. Gajus Gracchus erlitt das Schicksal seines Bruders; er floh in den Hain der Furien und ließ sich von einem Sklaven töten; 3000 seiner Anhänger fielen meist auf der Flucht, 121. Sein Kopf wurde von einem Römer abgeschnitten, mit Blei ausgefüllt und dem Konsul gebracht, welcher 17 Pfund Goldes dafür bezahlte; Cornelia und seine Witwe durften um den Verlorenen kein Trauergewand anlegen. Jene trug aber ihr hartes Geschick mit Fassung und konnte ohne Thränen von ihren Söhnen reden. Späterhin, als auch sie tot war, wurden Bildnisse von ihr und ihren Söhnen in Rom aufgestellt und hoch verehrt.

Die gracchischen Gesetze wurden nur teilweise wieder abgeschafft, der Bürgerstand aber sank nun eilends. Es gab a. 104 keine 2000 Bürger mehr, die Vermögen besaßen. Sklavenaufstände wurden immer häufiger und gefährlicher. Das Volk blieb arm und elend, wurde noch unzufriedener und ingrimmiger, wurde auch fauler, bestechlicher und in jeder Weise nichtsnutziger. Aber der Adel wetteiferte mit ihm an Nichtsnutzigkeit und namentlich auch an Feilheit.

§ 32. Der Jugurthinische Krieg.

Ein trauriges Bild von der Verdorbenheit der römischen Sitten, die in dem Rottenwesen immer schneller und tiefer sanken, zeigt uns die Geschichte Jugurthas.

Jener Masinissa, den wir bei den punischen Kriegen kennen gelernt, hatte sein weites Reich Numidien seinem Sohne Micipsa hinterlassen. Diesem waren zwei Söhne, Adherbal und Hiempsal, geboren worden. Mit ihnen ließ er den Jugurtha, den unechten Sohn eines verstorbenen Bruders, erziehen; und um

diesen schlauen, tapfern und verwegenen Menschen durch Güte zu gewinnen, setzte er ihn seinen Söhnen gleich und teilte sterbend unter alle drei das Erbe, 118.

Allein der herrschsüchtige Jugurtha räumte gleich im ersten Jahre nach des gütigen Pflegvaters Tod den Hiempsal durch Meuchelmord aus dem Wege, und dessen Bruder überzog er mit Krieg. Der bedrängte Adherbal floh nach Rom und bat dort um Hilfe gegen seinen Untertreter, die man ihm auch reichlich zusagte. Aber Jugurtha hatte im numantinischen Krieg seine Beschützer kennen gelernt: er schickte seinem Verkläger Diener mit vollen Beuteln nach: diese besuchten die Senatoren von Haus zu Haus, und siehe, der Zorn legte sich. Der Senat that den Ausspruch: „Beide Könige sollten friedlich neben einander zu gleichen Teilen das Land regieren." Opimius (S. 184) übernahm das gewinnreiche Teilungsgeschäft: und Jugurtha bekam die fruchtbarere Westhälfte. Alsbald bekriegte er den schwachen Vetter aufs neue: und als jener dahin geriet, sich ihm ergeben zu müssen, so ließ er ihn, dem er Leben und Freiheit feierlich verbürgt hatte, ans Kreuz schlagen und alle Verteidiger Cirtas, Italiker wie Afrikaner, hinmetzeln, 112.

Auf diese Nachricht schickten die beleidigten Römer nun freilich ein Heer gegen ihn über's Wasser. Allein Jugurtha bestach den Feldherrn, Calpurnius Bestia, und erlangte dadurch von ihm einen günstigen Frieden. Darüber schrie allerdings das Volk in Rom, und auf Andringen des Tribun Memmius ward Jugurtha nunmehr zur Verantwortung dahin gefordert. Er lacht und geht nach Rom, nachdem ihm sicheres Geleite versprochen ist. Er hat viel Gold bei sich, und mit diesem Zaubermittel wendet er die ihm drohende Gefahr einer Verurteilung kräftig von sich ab. Da wird er so kühn, daß er in Rom selbst einen dort weilenden Enkel des Masinissa, der ihm vielleicht noch einmal schädlich werden konnte, insgeheim erdolchen läßt. Der Mörder wird ergriffen und bekennt. Den Jugurtha zwar packt man nicht, um des versprochenen sicheren Geleites willen, befiehlt ihm aber, augenblicklich Italien zu verlassen; das Weitere werde nachfolgen. Jugurtha geht lachend aus Rom; draußen wendet er sich noch um und ruft verächtlich: „O feile Stadt, mit dir ist's aus, wenn sich ein Käufer findet!"

Es zog ihm ein römisches Heer nach Afrika nach, 110. Aber ein bestochener Hauptmann läßt den Feind ins Lager ein, und der Konsul kann das Heer nur durch einen schimpflichen Vertrag retten!

Nun handelte es sich um Roms Ehre. Das Volk tobte, 109. Man wählte einen redlichen Feldherrn, den Quintus Metellus, und schickte ihn mit frischen Truppen nach Numidien. Dieser war unempfindlich gegen Jugurthas Gold, schlug tapfer auf ihn los, verwüstete sein Land und trieb ihn endlich so in die Enge, daß er zu seinem Schwiegervater, dem König Bocchus von Mauretanien (Marokko) floh, der sich auch zu gemeinschaftlichem Vorgehen bereden ließ.

Metellus konnte den Krieg in der ihm zugemessenen Zeit nicht vollenden: er mußte 107 das Kommando dem neuerwählten Konsul Gajus Marius abtreten. Dieser war eines Bauern roher Sohn, aber mit einer guten Portion Mutterwitz versehen und von außerordentlicher Thatkraft und Tapferkeit. Er nahm Proletarier ins Heer auf und fesselte sie an seine Person. In Numidien erobert er einen der festen Plätze nach dem andern, wagte viel, kam aber doch ungeschlagen durch. Darnach gelang es ihm, durch seinen Quästor Lucius Cornelius Sulla, einen hochadeligen und feingebildeten Mann, „halb Löwe, halb Fuchs," den Bocchus zu überreden, daß er gegen ein Stück von Numidien seinen Schwiegersohn festnahm und den Römern auslieferte. So ward dieser Krieg 105 geendigt.

Jugurtha wurde 104 in Fesseln nach Rom gebracht, und ging in denselben, jetzt nicht mehr lachend, sondern halb wahnsinnig vor Scham und Schmerz, samt seinen zwei Söhnen vor dem Triumphwagen des Marius her. Dann stieß man ihn

in einen tiefen Kerker. Hier sollte er verhungern. Als aber der starke Mann am sechsten Tage noch lebte, ward er aus Gnaden erdrosselt. Der Teil von Numidien, den Bocchus nicht als Verräterlohn empfing, wurde vorerst einem Halbbruder Jugurthas übergeben. Man konnte nun ahnen, daß nicht ein Staatsmann wie C. Gracchus, sondern ein Offizier bestimmt sei, Herr von Rom zu werden.

§ 33. Kampf mit den Cimbern und Teutonen.

Wir haben nun eine höchst merkwürdige Erscheinung, wie nämlich die Römer zum erstenmal mit unsern Ahnen zusammenstoßen. Jenseits der von Rhätern und Kelten umwohnten Alpen lag den Römern noch unbekanntes Land und niemand unter ihnen wußte näheres von dem ungeheuerlichen Volke der Germanen, welches dahinter bis zur Nord- und Ostsee, zwischen Rhein und Weichsel in vielen Stämmen hauste. Nur an der untern Donau waren die Griechen mit deutschen Völkerschaften, wie Bastarnen (?) schon zusammengetroffen; und Pytheas, ein massilischer Schiffer, hatte 325 die Nordsee besucht und dort „Teutonen" gefunden.


Fig. 81. Von Rindern gezogener altdeutscher Wagen.

Ein solcher Stamm, die Cimbern, verließ infolge einer Sturmflut, die große Stücke ihres Landes wegriß, seine bisherigen Wohnsitze an der Nordsee mit Weib und Kind, Hab und Gut, und drang gegen Süden vor. Sie zogen auf lederbedachten Karren, und der Männer allein waren an 400000. Zunächst brachen sie in die östlichen Alpen ein. Die Römer wollten die Grenze verteidigen; aber wie erschreckte sie der Anblick dieser Leute! Es waren lauter Riesen gegen sie. Sie waren behost wie die Gallier, manche staken aber in eisernen Harnischen. Sie hatten hohe Schilde, zweizackige Speere und lange breite Schwerter, auch greuliche Streitkolben. (Sehet die Waffen und Geräte unserer Vorfahren, wie man sie in Gräbern findet.) Kupferne Helme mit hohen Federbüschen stellten Tierköpfe mit offenem Rachen dar oder Adler mit ausgebreiteten Flügeln ꝛc. Mit diesem Helm auf dem Kopfe war der Germane fast noch einmal so groß, als ein Römer. Unter dem Helm wallte goldrotes Haar lang herab, und die großen blauen Augen blickten so steif und starr, daß man den Blick nicht aushalten mochte. Priesterinnen opferten die Gefangenen und weissagten aus dem Niedertröpfeln ihres Bluts; sie leiteten das Heer.

Es war schon im J. 113, da schlugen sich die Römer zuerst in Krain, bebenden Herzens, mit diesen furchtbaren Fremdlingen. Hätte nicht ein ausbrechendes Gewitter die Schlacht beendigt, es wäre kaum ein Römer übrig geblieben. Hierauf zogen die Cimbern unter ihrem König Bojorix westwärts fort, durch Helvetien nach Gallien hinein. Im Süden dieses Landes hatten die Römer auch schon Besitztum (S. 179): das wollten sie gegen die Germanen schirmen. Diese forderten Land, boten aber dafür 109 den Römern ihre Dienste an, auch nachdem sie eine Schlacht gewonnen. Die Römer erlitten an der Garonne 107, dann bei Arausio am Rhone 105 eine fürchterliche Niederlage unter ihren uneinigen Führern Mallius und Cäpio. Hier wurden

80 000 Römer in Stücke gehauen: nur 10 Mann entrannen, um die große Trauerkunde nach Rom zu bringen.

Ein ungewohnter Schrecken durchdrang die Weltherrin; man hieß ihn nachher den „Cimbrischen Schrecken", eine außerordentliche Bestürzung zu bezeichnen. Die Römer sahen die entsetzlichen Menschen schon vor den Thoren ihrer Stadt, und weil der alte Mut doch schon abgenommen hatte, so klapperten vielen die Zähne. „Wer kann gegen diese stehen?" so fragte man sich mit bleichen Lippen. „Das kann etwa noch Marius mit seinen festen Knochen, mit seinem wildtrotzigen, in Afrika noch dunkler gewordenen Angesicht und mit seiner ausnehmenden Tapferkeit." So wurde Marius, den Gesetzen zum Trotz, abwesend abermals zum Konsul und Oberbefehlshaber gegen die Germanen gewählt. Diese brachen doch nicht gleich nach Italien herein, wie sie gedroht hatten; man weiß nicht, warum. So ging Marius 104 mit einem neuausgehobenen Heere, unter das auch Sklaven und Fremde eingereiht worden waren, zu ihnen nach Gallien hinüber. Er fand sie nicht. Sie hatten unterdessen weit herum gebeutet, ja sogar die Pyrenäen überschritten und Spanien einen Besuch abgestattet. Doch kehrten sie von dort nach zwei Jahren zurück. Diese Ruhezeit war dem Marius höchst erwünscht, er konnte sie benützen, seine Soldaten recht einzuüben und vorzubereiten für den schweren Kampf. Damals teilte er die Legion, 6—10 000 Mann, in 10 Kohorten (S. 161).



Fig. 82. Altdeutsche Geräte.

Im dritten Jahr erschienen die Teutonen, vielleicht erst jetzt nachgezogen von der Ostsee mit der cimbrischen oder keltischen Schar der Ambronen, im südlichen Gallien. Marius vermied den Kampf mit ihnen; aber den Weg nach Italien verlegte er ihnen durch sein festes Lager. Umsonst suchten sie es zu stürmen. Sechs Tage lang zogen sie dann höhnend an ihm vorüber. Er folgte ihnen, und bei Aquä Sextiä, 102, kam es zur Schlacht. Ein Teil der Ambronen wurde glücklich zurückgeworfen. Während der Nacht tönte von den Feinden ein furchtbares Gebrüll und grausiger

Schlachtgesang zu den Römern herüber, welche sich dagegen ganz still in ihrem Lager verhielten. Am andern Morgen stürmte die ganze Menge der Feinde heran. Sie schlugen mit ihren nervigen Armen und breiten Schwertern grimmig drein, und ihre Weiber feuerten sie aus der Wagenburg durch unaufhörliches Geschrei zu Mut und Wut an. Sie standen fest unter dem Hagel der Katapulten- und Ballistengeschosse, bis die Mittagsglut ihre Sehnen erschlaffte und ein blinder Lärm im Rücken die Reihen auflöste. Sie fielen über einander hin, und die Römer mußten über Hügel von Leichen schreiten, um zu den hintern zu gelangen, die sie dann auch niederstreckten. Zuletzt stürmten sie noch die feindliche Wagenburg, welche von den deutschen Weibern aufs hartnäckigste verteidigt wurde, bis ihnen die Kräfte ausgingen, worauf viele ihre Kinder und dann sich selbst erstachen. Der streitbaren Männer lagen mehr als 100000 auf der Wahlstatt, und die wenigen übrigen, darunter ihr König Teutobod samt einigen Fürsten, wurden gefangen. Der Teutonische Stamm war vernichtet.

Unterdessen brachen die Cimbern mit Helvetiern über den Brenner Paß wirklich in Italien ein. Sie fuhren auf ihren Schilden jauchzend die Eisgletscher herunter. So eilte denn Held Marius, welcher in Rom immer wieder abwesend zum Konsul erwählt wurde, mit seinen siegesmutigen Truppen an den Po. Es stand dort ein anderes schon sehr erschüttertes Römerheer unter dem Konsul Catulus, mit dem er sich vereinigen konnte; und den Winter über ruhten die Cimbern. Ehe sie zum Kampfe schritten, schickten sie eine Gesandtschaft und baten für sich und ihre Brüder, die Teutonen, „um Land zum Wohnplatz", so wollten sie friedlich neben den Römern wohnen: denn das schöne Land umher gefiel ihnen über die Maßen wohl. Marius erwiderte ihnen, „die Teutonen hätten Land genug für immer!" Diese Rede hielten die Cimbern für Spott und drohten Rache. Da ließ ihnen Marius die gefangenen Teutonischen Fürsten zeigen. Nun forderte Bojorix die Römer zur Schlacht heraus, und zwar „sollten sie selbst Ort und Zeit derselben bestimmen." Marius wunderte sich über dies Ungewöhnliche, nahm aber die Ausforderung an, bestimmte die Raudische Ebene (bei Vercelli) und den nächsten Tag, den 30. Juli 101, zur Schlacht. Die ganze Macht der Cimbern rückte in einem ungeheuren, anderthalb Stunden langen und breiten Viereck gegen das römische Heer an. Unerwartet stießen zuerst im Morgennebel die Reiter auf einander; die Römer warfen die keltische Reiterei zurück auf das Fußvolk. Dies stand so, daß der Sonnenstrahl sie blendete und der Wind ihnen den Staub entgegenwehte; dazu hatten sie sich thörichterweise mit ihren Gürteln an einander geschlossen, wodurch sie umsomehr im Kampf gehindert waren. Mit geringen Opfern ward der Sieg erfochten, um dessen Ehre dann Marius und der gleichfalls tüchtige Catulus sich zankten. Gegen 140000 streitbare Männer sanken auf die Wahlstatt. Wer aber nach der Wagenburg floh, der wurde dort als Feigling von den ergrimmten Weibern erwürgt, die dann, wie die Teutonischen, ihre Kinder und sich selbst töteten; doch wurden 60000 gefangen. Auch der Cimbrische Stamm war vertilgt.

So ging diesmal noch für Rom die Gefahr von den Germanen vorüber. Es sah nichts von ihnen als die Gefangenen, die mit ihrer hohen Gestalt, mit ihrem Goldhaar und ihrem stieren Blick durch seine Thore einzogen, über die es staunte und sich freute, mehr als dort über Karthagos Elefanten. Unsere lieben Ahnen waren damals noch gar zu roh und wild; wir wollens darum nicht bedauern, daß sie unterlagen und Roms Kultur vor ihnen erhalten blieb, welche ihre besten Früchte in Kunst und Wissenschaft erst noch bringen sollte.

Der Bauernsohn Marius aber ward von vielen Römern wie ein Gott verehrt; sie spendeten ihm Trankopfer beim Mahle und nannten ihn den dritten Romulus, den zweiten Camillus. Das Heer hatte er ganz an seine Person gekettet, wenn er es

zunächst auch entließ; tapferen Bundesgenossen hatte er auf dem Schlachtfeld das Bürgerrecht erteilt; 5 Jahre hintereinander, 104—100, war er Konsul gewesen. Aber zum Heilen der inneren Schäden fehlte ihm alles Geschick des Staatsmannes, wie es jetzt im stürmisch bewegten Rom so nötig gewesen wäre.

§ 34. Der Bundesgenossenkrieg (91—88).

Wenige Jahre nach dem cimbrischen Schrecken, der sich in Siegesjubel auflöste, trat die Gefahr des Untergangs Rom noch näher, ja sie umringte es von allen Seiten. Die meisten Städte und Völker Italiens waren mit Rom unter dem Namen Bundesgenossen (S. 160) vereinigt. Sie hatten in allen Schlachten an der Seite der Römer gekämpft und ihr Blut für Roms Heil und Herrlichkeit vergossen; dafür wollten sie aber auch gleichbegünstigt sein, wollten das volle römische Bürgerrecht haben. Darauf hatte man ihnen schon öfters Hoffnung gemacht, aber dieselbe nie erfüllt; abgesehen von der Ausnahme, die sich Marius erlaubte.

Als nun zuletzt ein förmlicher Antrag des wohlmeinenden Volkstribuns Marcus Livius Drusus, „den Italern das Bürgerrecht zu erteilen," abgewiesen, dagegen der Vorschlag eines andern, „alle diejenigen zu strafen, welche das Begehren der Bundesgenossen unterstützen würden," angenommen und Drusus 91 ermordet wurde, da zuckte es durch ganz Italien hin. Ein Geheimbund umschloß die Halbinsel, und die Drohrede eines Konsulars Servilius in Asculum führte zum blutigen Ausbruch. Allerwärts standen die Getäuschten und Erbitterten auf, erst die Picenter, dann die Marser, Peligner, Marruciner, Samniten, Vestiner, Hirpiner, Apulier, Lucaner ꝛc.; nur einige längst unterwürfige, namentlich die Latiner, Etrusker und Umbrer, nahmen an dem Handel keinen Teil.

Die empörten Bundesgenossen riefen das ganze Italien zu Einer Republik aus. Und nicht mehr Rom sollte die Hauptstadt sein, sondern Italika, d. h. Corfinium, das auch in der Mitte des langen Stiefels, nur östlich lag. Sie schufen einen Senat von 500 Gliedern, Konsuln, Prätoren u. a. Beamte, welche ihren Sitz in Corfinium nahmen. Sie führten gleich ein Heer von 100 000 ins Feld gegen das selbstsüchtige Rom, das hinfort nichts mehr sein und haben sollte, als jede andere Stadt Italiens. Der sabellische Stier brach los gegen die römische Wölfin (vgl. Fig. 83).


Fig. 83. Münze der Bundesgenossen. (Berl. Münzkabinett.)

Zuerst griffen sie die römischen Kolonieen an. Zwei Jahre wütete der blutigste Krieg um Rom herum und oft vor seinen Thoren. In seinen Hilfsmitteln so sehr beschränkt, daß es mit Not ein größeres Heer aufbrachte, erlitt es anfangs mehrere Niederlagen, und die stolze Weltherrscherin schwankte, wie ein hoher Turm im Gewittersturme. Aber sie taumelte in ihrem Verstande nicht; sie war so klug, a. 90 den treugebliebenen Bundesgenossen das Bürgerrecht von freien Stücken zu erteilen, wodurch sie diese ganz für sich gewann und zum kräftigsten Beistand ermunterte. Das Kriegsglück wendete sich wieder; der alte Marius trieb die Tapfersten der Feinde, die Marser, zurück, und Sulla that noch Größeres; er schlug die Marser und Samniten so nachdrücklich, daß sie sich Rom wieder unterwerfen mußten, 89. Strabo brach 88 den letzten Widerstand. So war auch dieser dräuende Notstand vorüber, nachdem auf beiden Seiten gegen 600 000 Menschen gefallen waren.

Nachträglich zeigt sich Rom als die Edelmütige; es gibt freiwillig allen italischen Bundesgenossen ohne Unterschied das begehrte Bürgerrecht. Da sehen wir nun abermals ein Neues: während bisher eigentlich eine Stadtrepublik bestand, besteht von hier an eine Landesrepublik. Aber von der Auskunft durch eine Repräsentantenversammlung wußte man noch immer nichts. Man denke sich nun, wenn eine Volks=

versammlung in Rom gehalten wurde und die Bürger aus ganz Italien dazu gingen, wie sie sich da drängen und auf die Füße treten mußten! Zum Glück gingen auch bei wichtigen Angelegenheiten nicht alle dazu, denn der Weg war vielen doch zu weit. — Wie kommts aber, daß das selbstsüchtige Rom zuletzt noch so edelmütig handelte? Ach, es wußte, warum? Gerade damals hatte sich in Asien eine große Gefahr erhoben, und in der Stadt selbst war gewaltige Entzweiung.

§ 35. Erster Krieg mit Mithradates.

Weit hinten am schwarzen Meere lag ein mäßiges Königreich, Pontus genannt. Über dieses herrschte seit 120 der Kappadokier Mithradates VI., der sich durch seine Eroberungen den Beinamen der Große erwarb. Er hatte frühe seinen Vater durch Meuchelmord verloren, und sich selbst den Nachstellungen seiner Verwandten durch Flucht in ein waldiges Gebirge kaum entzogen. Aber in ihm war eine wilde Kraft, und als er aus seinen Wäldern hervorging, erfaßte er das väterliche Scepter mit starker Hand. Er traute keinem Menschen, hatte aber eine herkulische Stärke und einen durchbrechenden Geist, auch ein reiches Maß Verstand und unersättliche Eroberungsbegier. Er sprach die 22 Zungen der unterworfenen Völker und sah selbst nach allem. Frühe aber faßte er, wie Hannibal, den Entschluß, ein steter Feind der Römer zu sein, die während seiner Knabenzeit das väterliche Reich beschränkt hatten und ihm noch alles nehmen konnten.

Mithradates machte den Plan, zunächst die römische Herrschaft in Asien zu stürzen und dort selbst ein großes Reich zu stiften, dessen Grenzen er dann auch über Europa ausdehnen wollte. Und mit aller Klugheit ging er ans Werk; er stärkte sich durch leichte Eroberungen im Osten und Norden, namentlich von der Krim aus, warb Barbarenheere, versah sich mit einer Fülle von Kriegsbedürfnissen, schloß Bündnisse mit benachbarten Fürsten und Völkern. Aber zu neuen Hoffnungen hielt sich Mithradat berechtigt, als die Römer im Bundesgenossenkrieg vollauf zu thun hatten. Sulla war damals Statthalter in Cilicien und er trieb rasch den Verbündeten Mithradats, den Armenier Tigranes, aus Kappadokien hinaus, 92.

Die Gelegenheit, mit ihnen anzubinden, ergab sich von selbst. Es fiel nämlich 89 der König Nikomedes von Bithynien, von den Römern dazu angestiftet, räuberisch in Pontus ein. Da erhob sich der lauernde Löwe. Er schlägt die Bithynier, schlägt die diesen zu Hilfe kommenden Römer, 88. Er bricht reißend durch die Länder Phrygien, Mysien, Lycien ꝛc.; bald ist ganz Kleinasien sein. Durch seine grausame Verhöhnung des gefangenen Konsuls und durch sein wohlwollendes Benehmen gegen die asiatischen Griechen gewann er sich überall die Herzen; die Städte empfingen ihn frohlockend als den „Retter Asiens!"

Aber wie kocht der Haß gegen die Römer in seinem Busen! Er erläßt von Ephesus heimlichen Befehl in alle kleinasiatischen Städte, wo welche sich aufhielten, daß alle Italer an einem Tage überfallen und ermordet werden sollten. Merkwürdigerweise wurde die Heimlichkeit allenthalben so gut bewahrt, daß die Bedrohten nicht das Geringste davon erfuhren, und so wurden sie an dem bestimmten Tage aller Orten mit Wut angefallen und ohne Unterschied des Alters und Geschlechtes, mindestens 80000, niedergemacht. Der römische Name war in Kleinasien ausgerottet; nur die lykischen Städte und Rhodus erwehrten sich des neuen Sultans.

Mithradates blieb in Pergamum, wo er alles ordnete und leitete. Aber sein General Archelaus bemächtigte sich mit einer Flotte der Inseln des ägäischen Meeres und landete selbst am griechischen Festlande. Auch hier freudiger Empfang der Feinde Roms. Die Athener führen sie jauchzend in ihre Stadt ein und träumten sich schon die Wiederkehr ihrer alten Freiheit, die ihnen ein Mithradat herstellen

sollte. Ihnen nach fielen die Spartaner, Achäer, Böotier u. a. seiner Sache zu. Bei der Eroberung von Delos wurden 20000 Römer niedergehauen.

In Rom riefen diese Ereignisse ernste Besorgnisse hervor. Aller Besitz im Osten stand auf dem Spiele. Hier galt es, einen gewachsenen Feldherrn abzusenden. Als solcher — aber erst nach einem blutigen Streit in Rom selbst, von dem wir bald hören werden — ging Sulla, der Hauptsieger in dem nun geendigten Bundesgenossenkrieg, mit einem Heere ab im Frühling 87.

Durch diesen auserlesenen Feldherrn nahm die Sache schnell für Rom eine günstige Wendung. Kaum erschien Sulla ohne Kriegsschiffe, wie ohne Schatz, mit nur 30000 Mann in Griechenland, als sich die dortigen Staaten den Römern reumütig wieder zu Füßen legten. Nur das leichtfertige Athen, auf seine mithradatische Besatzung vertrauend, blieb im Widerstand. Es wurde umzingelt.

In kurzem entstand eine solche Hungersnot darin, daß sie Gras, Leder und Leichname verzehrten. Endlich eroberte es Sulla im Sturm und ließ das Blut seiner Bewohner in Strömen fließen, bis er „um der Toten willen den noch Lebenden verzieh." Aber Hab und Gut verschlangen seine Soldaten und begingen unmenschliche Greuel, 1. März 86; doch gelang es Sulla, einen Brand zu verhindern und des Aristoteles Schriften zu retten.

Hierauf rückte Sulla nach Böotien vor, wo sich das Heer des Archelaus mit noch einem andern pontischen Heere, welches Ariarathes, des Mithradates Sohn, durch Thrakien und Makedonien herbeigeführt, vereinigt hatte. Nicht die Hälfte so stark, besiegte Sulla die furchtbare feindliche Macht in zwei schweren Schlachten bei Chäronea, 86, und Orchomenos, 85. In der letztern flohen seine Leute schon, da riß er einem Fähndrich den Adler weg und schrie: „wenn man euch daheim fragen wird, wo ihr euren Feldherrn im Stich gelassen habt, so sagt: bei Orchomenos!" Damit stürzte er sich in die Feinde, und seine beschämten Soldaten drangen ihm nach und errangen noch einen glänzenden Sieg.

Nachdem der Feind in Europa überwunden war, setzte Sulla nach Asien über, wo man indessen des Tyrannen müde geworden war. Schon hatten Ephesus, Smyrna ꝛc. sich für Rom erklärt. Auch ein marianisches Heer unter Fimbria bedrängte den König. Sullas Legat, Lucullus, hatte in Syrien Schiffe aufgetrieben, welche die Inseln unterwarfen. Die schönen Städte Kleinasiens mußten alle wieder den Römern huldigen, und als Strafgeld für ihre Untreue das Höchste, das Rom je gefordert, nämlich 20000 Talente zahlen. Rechne zu dieser ungeheuren Summe noch, was die Soldaten verpraßten, verdarben und fortschleppten: so teuer mußten diese Städte für ihren Wahn büßen, durch Mithradat frei zu werden. Dieser nahm in Troas den Frieden an, den ihm Sulla bot, 84, der demütigend genug, doch bei seiner gegen die Römer verübten Bosheit immer noch recht gelind ausfiel; er zahlte 2000 Talente, trat seine Flotte von 70 wohlgerüsteten Schiffen ab und gab alles Eroberte heraus, so daß ihm nur sein Pontus blieb. Dann bewog Sulla das Heer Fimbrias, nach dessen Selbstmord sich ihm anzuschließen.

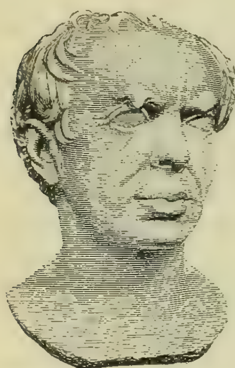
Während Sulla in seinem Siegeslauf begriffen war, gab es aber kuriose Auftritte in Rom, wobei seine Güter geraubt und er selbst geächtet ward. Um das zu rächen, brauchte er die 20000 Talente (84 Mill. Mark).

§ 36. Der erste Bürgerkrieg.

Wir sind nun schon bei der letzten und gräßlichsten Zeit der römischen Republik angelangt. Da ist so viel von Streit und Blutvergießen zu melden, daß ich lieber die Feder niederlegen möchte. Allein ich muß mein Vornehmen getreu vollenden; muß euch aber zuerst vor den Abmarsch Sullas in den mithradatischen Krieg zurückführen, dann Gleichzeitliches mit diesem Kriege berichten; bitte darum, auf die Jahrzahlen zu merken, daß ihr euch nicht verwirret.

Der Bundesgenossenkrieg hatte die Bürger der Stadt Rom, Hohe und Niedere, Reiche und Arme, den aufrührerischen Italern gegenüber wieder in Eins zusammengebracht. Kaum jedoch war er geschlossen, als der alte Spalt zwischen Reichen und Armen, oder zwischen Optimaten und Demokraten, aufs neue und nur desto tiefer und weiter gähnte. Es stellten sich aber nun Offiziere an die Spitze der einen und andern und kämpften gegen einander, nicht mehr für das Wohl des Staates, sondern für ihren eigenen Vorteil. Hier treten uns zunächst zwei Männer vor Augen, die wir in den letzten Kriegen neben einander gesehen, die aber jetzt wider einander standen in bitterster Feindschaft und unaussprechliches Unheil über ihr Vaterland brachten. Diese Männer waren Marius und Sulla, jener das Haupt der Demokraten, dieser das Haupt der Aristokraten.

Als Mithradates seine gewaltigen Fortschritte machte und mit aller Kraft bekriegt werden mußte, bestimmte der Senat den Sulla zum Feldherrn gegen ihn. Allein der nun fast 70jährige Marius gönnte ihm diese Stelle nicht; er wollte selbst noch diesen ehre- und beuteverheißenden Krieg führen und wiegelte darum das Volk auf, ihm selbst den Oberbefehl zu übertragen. Nun, schon damals gab es Rauferei und Schlächterei in Rom. Sulla aber marschierte mit den ihm anhangenden Legionen geradezu auf Rom, eroberte es und setzte seinen Oberbefehl durch, während Marius geächtet, das Wahlrecht den Armen genommen und die Macht des Senats verstärkt wurde, 88. Der Besieger der schrecklichen Germanen, der dritte Stifter Roms, irrte jetzt überall, verfolgt zu Land und Wasser, in Hunger und Kummer umher.


Fig. 84. Marius. Büste im Vatikan.

Einmal verbarg ihn ein Fischer im Morast und deckte ihn mit Gesträuch zu. Die Häscher entdeckten ihn doch, zogen ihn mit einem um den Hals gezogenen Strick heraus und brachten ihn nach Minturnä, wo er getötet werden sollte. Hiemit war ein Cimbrischer Sklave beauftragt. Dieser ging mit einem Schwert in die Kammer, in der Marius am Boden saß. Aber die Augen des Greisen blitzten ihn an, und er hört das donnernde Wort: „Mensch, du wagst es, den Marius zu töten?" Den Germanen kam ein Zittern an, er ging und sprach zu denen, die ihn geschickt: „Ich kann's nicht thun!" Davon gerührt, ließen die Minturner den Marius laufen. Er fuhr nach Afrika hinüber, saß auf der verfluchten Stätte Karthago's, von der er auch verjagt ward. Endlich konnte er sich auf einer kleinen Insel bergen. Aber sein Unglück machte ihn nur bitterer und wilder.

Indessen hob während der Abwesenheit Sullas von Rom die demokratische Partei dortselbst wieder das Haupt empor, und es erfolgten neue, harte Reibungen zwischen ihr und den Aristokraten. Neben dem gemäßigt-optimatischen Konsul Cnejus Oktavius stand der Konsul Lucius Kornelius Cinna, ein gemeiner und verwegener Demokrat. Nie erschien dieser in einer Volksversammlung als mit zahlreichen Klienten, die allesamt Dolche unter der Toga trugen. Da mußte sich Oktavius mit gleichem Schutz umgeben; und so kam es einmal zwischen beiden zu einem greulichen Gemetzel, in welchem Zehntausend auf dem Platze blieben. Indessen behielt Oktavius die Oberhand, und Cinna mußte aus Rom fliehen.

Allein der ergrimmte Mensch sammelte sich in Campanien ein Heer, wozu er eine Menge Sklaven durch das Versprechen ihrer nachmaligen Freiheit lockte. Auch rief er den Marius aus seinem Versteck hervor, der sogleich wie ein alter, noch zerfleischungssüchtiger Tiger aus seiner Höhle sprang, auch gleich in Afrika einen Auswurf von Menschen an sich zog und mit ihnen zum Cinna herübereilte. Sie rückten beide racheschnaubend gegen Rom, 87, und sicherten allen überlaufenden Sklaven die Freiheit, den noch kämpfenden Samniten das Bürgerrecht zu. Der Senat fühlte sich

zu schwach zum Widerstand und schickte ihnen Abgeordnete entgegen, welche sie dringend baten, Bürgerblut zu schonen. Cinna empfing dieselben in der Kleidung des Konsuls mit stolzer Gebärde; doch versprach er möglichste Mäßigung. Neben ihm stand Marius in der Gestalt eines Verjagten mit langem Haar; der verlangte höhnisch vor allem die Aufhebung seiner Acht. Kaum war diese beschlossen, so hielten sie ihren Einzug und schlossen die Thore Roms. Sofort begann das Würgen, das fünf Tage und Nächte fortwährte.

Auf wen Marius mit dem Finger zeigte, den hieb sein Mordgesindel nieder. Von Straße zu Straße floßen die Bäche des Bluts. Auf dem Markte wurde Oktavius samt vielen Senatoren erschlagen. In alle Häuser seiner Gegner sandte Marius seine Henkersknechte, um ihm die Köpfe derselben zu bringen, die er alle auf dem Markte aufstecken ließ. Auch sein Mitsieger Catulus mußte sterben. Den Kopf eines besonders Gehaßten stellte Marius erst vor sich auf den Tisch hin und lachte ihn grimmig an. Er war ein wütender Satan; je mehr Blut floß, desto mehr lechzte er nach Blut. Und was trieben seine Schandbuben für sich selbst, die mit gezückten Dolchen überall herumschwärmten, mordeten, plünderten, schändeten! Auf dem Forum stak Kopf an Kopf; die Straßen lagen voll Leichen, die nicht begraben werden durften. Cinna selbst erschrak über der Mordwut seines Genossen; aber er konnte ihr nicht Einhalt thun. Die Häuser der Gegner wurden zerstört, ihre Güter eingezogen. So wurden auch des abwesenden Sulla Häuser verbrannt und seine Güter geraubt, er selbst für vogelfrei erklärt.

Die Demokratie hatte jetzt in Rom die Oberhand, und der alte Bluthund Marius ließ sich neben Cinna zum siebenten Male zum Konsul wählen. Doch das Mordfieber, welches in ihm tobte, der Neid, der ihm über die einlaufenden Nachrichten von Sullas Siegen am Herzen fraß, der Haß und Fluch aller Parteien verzehrten ihn. Seine Angst zu vertreiben, schüttete er unmäßig Wein in sich hinein; schon am 13. Tage seines siebenten Konsulats verendete er, Jan. 86. Italien atmete auf; der edle Sertorius rief des Marius Banditen unter dem Vorwand der Soldzahlung zusammen und ließ sie durch seine Kelten sämtlich niederhauen.

Der schlaffe Cinna blieb noch etliche Jahre Konsul und Meister in Rom. Denn Sulla beendete wohl seinen Krieg mit Mithradates, beeilte sich aber gar nicht mit seiner Rückkehr, ließ vielmehr seine Soldaten in Kleinasien und Griechenland erst noch sich gütlich thun, um sie fester an sich zu knüpfen. Cinna, der ihm zuletzt entgegenrückte, wurde 84 von meuterischen Truppen ermordet.

Als Sulla endlich im Frühling 83 nach Italien herüber sagen ließ, jetzt komme er, die Ruhe herzustellen, nur die Schuldigsten müssen gestraft werden, war alles bestürzt. Sulla landete mit 40 000 Mann zu Brundisium und marschierte unter strengster Mannszucht auf Rom. Ihm schloß sich Cnejus Pompejus mit einem ergebenen Heerhaufen an. Zwar stellten ihm die Marianer in Italien noch sehr zahlreiches Volk entgegen, und er hatte viel zu kämpfen, besonders mit des Marius grimmigem Sohne; allein die meisten Revolutionstruppen gingen zu Sulla über. Und schon besiegt, töteten die Marianer noch alle Senatoren der Gegenpartei.

Nach heißem Kampf mit den Samniten, die Rom besetzen wollten, 1. Nov. 82, zieht Sulla triumphierend in die zitternde Stadt ein. Wird er seinen Zorn dämpfen? Wird er, der Adelige, sich edel zeigen? Wird er, der vor Marius so hoch Gebildete, schön handeln? Ach, die feinste Bildung besiegt die bösen Gelüste des Herzens nicht. Sulla vollzog die gedrohte Strafe aufs grausamste. Es war kaum Rachsucht, was ihn dabei trieb; er wollte die Aristokratie für immer zur Herrschaft bringen, und da meinte er sein Vorhaben am sichersten zu erreichen, wenn er alle irgend bedeutenden Glieder der demokratischen Partei vernichte. Darum mordete er so viel als Marius, ohne dessen Mordwut zu haben. Er war überhaupt kein heißer Teufel, wie dieser, sondern ein kalter; er that alles Teuflische systematisch mit gänzlicher Unbefangenheit des Gemüts. Er ließ gleich anfangs 4000 gefangene Marianer auf dem Marsfeld in Stücke hauen, während er daneben im Tempel der Göttin Bellona eine Senats-

sitzung hielt. Die Senatoren hörten mit Grausen das Angstgeschrei. Er aber sprach beruhigend: „Laßt euch nicht stören, es sind nur etliche Taugenichtse, die auf meinen Befehl gezüchtigt werden.“

Sodann ließ er sich vom Senat das Recht erteilen, so lange er es für nötig halte, über Leben und Eigentum der Bürger zu erkennen, und erhielt die „Diktatur zur Ordnung des Gemeinwesens“. Wer der Revolution gedient oder ihr im letzten Jahre Vorschub geleistet hatte, der wurde in die Acht erklärt. Und da man bei dieser Gelegenheit seinen Haß gegen persönliche Feinde kühlen konnte, so läßt sich denken, wie viele Unschuldige mit angegeben und ins Verderben gebracht wurden. Sulla verfuhr dabei mit einer gewissen Ordnung. Er ließ Listen anfertigen, worauf die Namen der Geächteten verzeichnet standen; diese Proskriptions-Listen wurden an seinem Palast angeschlagen, und sogleich eilten seine Soldaten, die dem Tode Geweihten aufzusuchen. Dieselben wurden, wo man sie fand, auf der Straße, im Haus, im Tempel geschlachtet. Das Vermögen der Geächteten, wie der schon im Kampf Gefallenen, verfiel dem Staat. Er war der erste Monarch Roms, **Imperator Felix** heißt er auf seinen Münzen.

Nach den Geflüchteten und Auswärtigen wurden Treibjagden durchs Land hin angestellt. Damit ja keiner entwische, setzte Sulla auf jeden Kopf eines Proskribierten eine Belohnung von 8420 Mk., welche ausbezahlt wurde, sowie der Kopf geliefert war. „So gingen stündlich Leute mit Menschenköpfen in sein Haus, und mit Geld heraus.“ Kinder und Enkel der Geächteten wurden von der politischen Laufbahn ausgeschlossen! Sulla aber belustigte sich allabendlich in Schmaus und Scherz mit Schauspielern und Dirnen, und am andern Morgen freute er sich auf die frischen Menschenköpfe, die wieder hereingetragen würden. Das Blutwerk ging fort von einem Tag zum andern. Rachsucht und Habgier riefen noch viele Frevelthaten hervor. Einmal wagte es ein Offizier, zu fragen, wann denn das Morden ein Ende haben solle? „Wir wollen gar nicht für diejenigen bitten, die du zu töten beschlossen hast, sondern nur aus der Ungewißheit kommen, wen du noch leben lassen willst.“ Sulla erwiderte: „Das weiß ich jetzt selbst noch nicht; vor der Hand nimm diese hinzu!“ Damit reichte er ihm ein Blatt mit einer langen Reihe neu Proskribierter hin. Am Ende standen 4700 Namen auf der Bluttafel.

Als die Bluttage um waren, zählte man, daß in diesem ersten Bürgerkriege, wohlgemerkt ohne die im Kampf Gefallenen, 15 Konsuln und Konsularen, 90 Senatoren, 2600 Ritter und 40 000 Bürger hingemordet waren. Auch ganze Gemeinden wurden gestraft, Samnium völlig verwüstet. Seine Truppen siedelte Sulla in den eroberten Städten an; Italien hatte nur noch eine Sprache bis zum Rubikon.

Anstatt der republikanischen Regierung hatte man in der That schon eine Art Alleinherrschaft. Der äußern Form nach aber stellte Sulla eine vollkommene Aristokratie her. Kein Tribun durfte mehr nach höhern Ämtern streben, keiner ohne vorgängigen Senatsbeschluß einen Gesetzesvorschlag an das Volk bringen; der jetzt ergänzte und vermehrte Senat sollte wieder alle Macht besitzen. Freilich zunächst so viel er ihm ließ; denn der allmächtige Senat mußte doch sich ganz nach des Diktators Willen richten. Aus den jüngsten Sklaven der Geächteten sprach er 10 000 Jünglinge frei, eine Leibwache für die Regierung, welche in den Volksversammlungen mit abstimmte. Hierauf gab er noch viele neue, darunter gute, zur Wiederkehr der Ordnung dienliche Gesetze. Und dann folgten prächtige Spiele und Speisungen des Volks, damit es nach so vielen Mühseligkeiten sich wieder ergötze.

Nachdem er 80 sich mit Metellus hatte zum Konsul wählen lassen, legte er ganz unerwartet seine Diktatur nieder, 79. Es war ihm ein Ernst damit; er ging aus Rom und von allen Staatsgeschäften fort, so daß jetzt wirklich wieder der Senat mit seinen zwei Konsuln regierte. Ihm nämlich, der sich selbst den Namen „des Glücklichen“ beigelegt, war doch das Glück des Schwelgens süßer als jedes andere geworden; dazu zog er sich auf eine prachtvolle Villa bei Cumä zurück, wo er jagte, fischte, Erinnerungen schrieb und alles genoß, was dem fleischlichen Menschen ergötz-

lich ist. Schon 78 endete er durch einen Blutsturz und wurde, der erste nach den Königen, mit großartiger Leichenfeier auf dem Marsfeld bestattet.

§ 37. Die Demokratie kämpft in Spanien fort.

Der kräftigste und bestgesinnte unter den Marianern war Quintus Sertorius. Dieser hatte sich 81 nach Mauretanien geflüchtet; die Lusitaner aber, die ihn von früherem Dienst her kannten, luden ihn 80 zu sich ein, und als ihr Feldherr sammelte er aus römischen Flüchtlingen einen tüchtigen Heerkern. Durch seine Klugheit, Ritterlichkeit und Milde gewann er solche Zuneigung, daß sich ein großer Teil der spanischen Völker ihm anschloß und Rom den Gehorsam kündete. Er übte sie sorgfältig in der Kriegskunst, legte auch, zu Osca, eine Schule zur Bildung ihrer Söhne an und that sonst noch manches zu ihrem Gedeihen. Zur Erhöhung seines Ansehens half ihm noch der Aberglaube nicht wenig; er hatte eine gezähmte weiße Hirschkuh, die ihn auch in die Schlacht begleitete, und die Spanier glaubten, es stecke eine Gottheit in dem Tiere und offenbare sich ihm. Sertorius besiegte die gegen ihn streitenden Sullanischen Heere in mehreren Treffen und dehnte seine Macht auch aufs Meer aus. Er richtete einen eigenen Staat „der freien Römer" ein, weil es zu Rom nur noch „Sklaven" gebe.

Zuletzt sandte der Senat den Cnejus Pompejus gegen ihn, welcher sich als Unterfeldherr Sullas in Sizilien und Afrika bereits Ruhm erworben hatte. Dieser vom Glück begünstigte Jüngling war der erste, der ein römisches Heer über Alpen und Pyrenäen nach Spanien führte, 77. Aber auch er im Verein mit dem dort schon kämpfenden Metellus, verstärkt noch durch ein nachgesandtes Heer, konnte mit dem genialen Gegner nicht fertig werden. „Der neue Hannibal" unterlag erst, als sein Untergeneral Perperna eine Verschwörung gegen ihn stiftete und ihn bei einem Mahl in Osca meuchlings ermordete, 72. Perperna dachte jetzt selbst den Krieg gegen die Aristokraten siegreich zu bestehen. Allein er ward von Pompejus schnell überwunden, gefangen und hingerichtet.

§ 38. Der Sklavenkrieg (73—71).

Noch ehe Pompejus von Spanien zurückkehrte, brach schon wieder ein innerer Krieg aus, Rom viel näher und gefährlicher als der eben erzählte. Es wimmelte in Italien mehr als sonstwo von Sklaven. Je mehr Feinde die Römer fingen, desto mehr Sklaven bekamen sie, bis gewiß auf jeden Freien zwei Sklaven kamen. Sie kauften auch noch welche von Sklavenhändlern, die solche „Ware" aus fremden Ländern herführten. Ihr Los war das kläglichste, abgesehen davon, daß sie wie Vieh erhandelt, vom Besitzer ungestraft getötet werden konnten.

Am Tage keuchten sie unter schwerer Arbeit, nachts lagen sie in Gewölben eingesperrt; sie wurden armselig gefüttert und für kleine Fehler aufs Blut gepeitscht. Darunter waren Menschen, die vorher in hohem Stande gelebt hatten. Hunderte von Kriegsgefangenen sollten nun gegen einander oder gegen wilde Tiere bis zum Tode kämpfen. Manche spekulierten auf diese Fechterspiele für ihren Beutel; sie kauften Scharen kräftiger Sklaven zusammen und richteten sie in Fechterschulen ab, um sie dann für hohes Geld an Vornehme zu vermieten, welche dem Volke den Augenschmaus solch blutiger Spektakel geben wollten. Bei all dem dachte man an kein Unrecht. Doch forderte es eine scharfe Züchtigung.

Nachdem schon mehrmals die Sklaven sich da und dort zusammengerottet und empört hatten (S. 182, 184), so kam es jetzt zu einem höchst bedenklichen Sklavenkrieg. In einer Fechterschule zu Capua befand sich ein baumstarker thrakischer Häuptling, Spartakus, den der Gedanke, wozu er mißbraucht werden sollte, im tiefsten Herzen entrüstete, und der einen Plan der Befreiung für sich und seine Unglücksgenossen machte. Er entfloh (73) mit 74 Männern aus Capua und setzte sich

auf dem Vesuv fest. 3000 Mann Miliz umstellten ihn, flohen aber vor dem Angriff der Verzweifelten. Spartakus rief alle seine elenden Brüder zu sich, daß sie mit ihm ihre Menschenrechte erstreiten sollten, und sie liefen ihm von allen Seiten zu, daß seine Schar zu Tausenden anschwoll, die freilich jetzt vom Raube lebten und sonst noch grobe Ausschweifungen begingen; denn die lange Erniedrigung hatte sie allerdings verschlechtert. Man schickte zwei Legionen gegen sie. Als sie aber diese niederwarfen und durch Zulauf zu einer furchtbaren Masse anwuchsen, mußte man 72 beide Konsuln gegen sie aussenden. Aber Spartakus mit seinen Thrakern, Germanen und Galliern schlug sechs Feldherren nach einander.

Sonst ein edler Mensch, bezahlte er den Gefangenen ihre Härte reichlich; so ließ er einst 300 Römer in Paaren gegen einander auf Tod und Leben kämpfen. „Also habt ihr's mit uns gethan!" hieß es; und hier ergötzten sich die Sklaven im Kreise herum am mörderischen Fechterspiel der Herren. Die Siegenden wurden zuletzt selbst noch niedergestochen. Jeder gefangene Sklave aber wurde von den Römern gekreuzigt.

Spartakus wollte die Alpen erreichen, damit dort Kelten und Thraker sich trennen und ihre Heimat aufsuchen möchten. Aber seine Bande gelüstete nach Raub, sie zwang ihn in Oberitalien zur Umkehr. Er hatte 120 000 kühne Krieger, und von den Römern war der Mut gewichen; sie rissen vor dem Feinde aus, wo sie ihn erblickten. Da zitterte das stolze Rom vor seinen Knechten! Es übertrug jetzt einem Offiziere Sullas, dem Markus Licinius Crassus, den Oberbefehl gegen sie. Dieser nahm seine 8 Legionen fest zusammen, jeden Ausreißer bestrafte er mit dem Tode; und nachdem mit der Mannszucht Mut und Vertrauen wiedergekehrt war, drängte er mit geschickten Manövern den Feind ins untere Italien zurück. Es kam ihm auch eine im Sklavenheer eingerissene Zwietracht zu statten. Die Gallier und Germanen trennten sich von den andern; so konnte er sie einzeln vernichten. Sodann glückte es ihm auch, den geschwächten Spartakus, der nach Brundisium durchbrechen wollte, am Silarus zu überwinden, 71. Dieser Mensch kämpfte löwenmäßig; vor der Schlacht stieß er sein Roß nieder, zu zeigen, daß er bei den Seinen ausharren werde. Zuletzt stürzte er sich mitten unter die Römer, hieb noch auf den Knieen um sich und ward aus der Ferne erschossen. Mit ihm lagen 60 000 Sklaven auf dem Schlachtfeld, die sich alle tapfer gewehrt; 6000 wurden gefangen. Diese alle schlug man der Straße von Capua nach Rom entlang ans Kreuz! Durch eine niegesehene Menschenhetze des Pompejus wurde der Sklavenkrieg beendigt. Crassus und Pompejus boten sich nun die Hand und wurden Konsuln. Als solche erneuerten sie die Vollgewalt der Volkstribunen.

§ 39. **Der Seeräuberkrieg** (67).

Schon geraume Zeit her waren die vielen Piraten (Seeräuber) im Mittelmeere eine schwere Plage. Ein Syrer Tryphon hatte in Cilicien eine Raubburg Coracesium mit gutem Hafen gegründet. Seine Leute wandten sich erst gegen syrische Schiffe und Städte, dann raubten sie allerwärts Menschen, die sie in Delos verkauften. Sie nahmen die Handelsschiffe auf offener See weg; sie landeten bald da, bald dort, plünderten Küstenorte und Heiligtümer, raubten Menschen, die sie nur gegen große Lösegelder wieder frei gaben. Sie hatten zuletzt viele Hunderte von Schnellseglern, förmliche Bündnisse unter einander, ganze Kriegsheere und in Kreta, Malea rc. feste Plätze. Während des Sklavenkrieges war das Übel aufs äußerste gediehen. Aller Verkehr stockte, weil sich kein Kaufmann mehr aufs Wasser wagte. Als die Piraten nun gar vor Ostia eine römische Flotte zerstörten, da schrie alles ungestüm, es müsse einmal dem Unwesen gründlich gesteuert werden! Und dazu wurde der berühmte Pompejus berufen und auf 3 Jahre mit diktatorischer Vollmacht versehen.

Mit 500 Schiffen, 127 000 Mann Kriegsvolk und reichen Geldmitteln fuhr er von dannen: er richtete aber auch seinen Auftrag, vom Volk dem Senat aufgedrungen, preiswürdig aus. Das Mittelmeer zu säubern, fing er mit Sizilien an, trieb die schlimmen Gäste aus allen ihren Schlupfwinkeln in Spanien, Gallien, Afrika und den Inseln nach Osten und lieferte ihnen in Cilicien, wo sie sich zur Wehre setzten, eine Schlacht. Er schlug sie aufs Haupt, und die Zerstreuten verfolgte er überallhin mit Blitzesschnelle, alle ihre Raubnester zerstörend. So hatte Pompejus in 89 Tagen das ganze Seeräuberwesen vertilgt, 1300 Raubschiffe verbrannt, 377 erbeutet. 20 000 Gefangene siedelte er da und dort an. Freude und Dank war allenthalben groß und des Pompejus Ruhm hoch gestiegen: denn statt der Hungersnot herrschte in Italien endlich wieder Überfluß. Er konnte nun Monarch werden, wenn er zugriff.

§ 40. **Erneuerter Krieg mit Mithradates** (74—63).

Der kleingemachte „Große" von Pontus hatte noch immer seinen glühenden Haß gegen Rom und seine Eroberungslust. Schon mit Sertorius in Spanien verband er sich zu abermaligem Kampf. Er baute Schiffe und bemannte sie mit tüchtigen Piraten; er ließ seine Rekruten von geflüchteten Marianern einüben, unterwarf sich noch völliger die Küsten des Schwarzen Meeres und übergab sein „Bosporanisches Reich" (Krim) seinem Sohne Machares; er suchte ein Bündnis mit dem 83 durch Syriens Eroberung mächtig gewordenen Tigranes von Armenien, seinem Schwiegersohne; er zog Hilfstruppen aus den wilden Nordvölkern an sich. Als er alle Vorbereitungen aufs beste getroffen zu haben glaubte, fiel er 74 mit 120 000 Fußsoldaten, 16 000 Reitern und 100 Sichelwagen in Bithynien ein, welches eben die Römer „geerbt" und zu einer Provinz gemacht hatten. Gegen ihn zog der Konsul Lucius Lucullus, einer von Sullas Offizieren, ein bedeutender Mann und feiner Herr, der seinen Geist durch die Schriften der Griechen gebildet hatte und auf dem Forum vortrefflich sprechen konnte. Er hatte sich unter Sulla ausgezeichnete Tüchtigkeit im Kriegswerk erworben, so doch, daß er immer etwas Mildes in seinem Wesen behielt und feine Genüsse hochschätzte.



Fig. 85. Mithradates. (Nach einer Münze im Berliner Münzkabinett.)

Lucullus führte zuerst unter den in Asien liederlich gewordenen Soldaten eine bessere Mannszucht ein, griff dann den Mithradates kräftig an und jagte ihn trotz seiner großen Macht aus Bithynien hinaus. Hierauf drang er 73 in Pontus ein und eroberte es. Mithradates ließ seine Weiber töten und floh zu seinem Eidam Tigranes, der ihn ungern aufnahm, während sein Sohn Machares mit den Römern auf eigene Faust Frieden schloß, 70. Lucull forderte nun vom Großkönig Armeniens die Auslieferung seines Schwiegervaters. Allein der hochfahrende Tigranes, „König der Könige", verweigerte sie und erwartete die Römer mit ungeheurem Heer. Lucull drang über Euphrat und Tigris bis zur Hauptstadt Tigranokerta vor, die er belagerte. Als ihn hier das 20mal stärkere armenische Heer umzingelte, besiegte er es so, daß 10 000 Feinde das Feld bedeckten, während nur 5 Römer getötet waren, 6. Okt. 69! Dann nahm er die Hauptstadt ein mit des Königs Schätzen, welche alle Kosten des Kriegs deckten. Darauf übernahm freilich Mithradat die Leitung des Kriegs; er entflammte die Asiaten mit religiösen Motiven und vermied jede Schlacht, bis er sie tüchtig eingeübt hatte. Und als Lucull den Königen tiefer hinein nach Armenien folgte, brach ein Aufstand unter seinen Truppen aus, er brachte sie nicht weiter. Das Land vor ihnen war ihnen zu öd und rauh, sie hätten viel lieber im lieblichen Kleinasien geschwelgt; auch waren sie ihrem Führer bitter gram,

daß er sie so wenig plündern ließ, „während er doch für sich die Fülle sammle." So mußte Lucull mit betrübtem Sinne umkehren und in Nisibis sich ein Winterquartier erobern, während es Mithradat gelang, Pontus zurückzuerobern. Und die fortgesetzte Meuterei seiner alten Soldaten, denen freilich der Abschied längst versprochen war, trieb Lucull a. 67 vollends nach Kleinasien zurück, so daß alle Früchte der Mühen verloren gingen.

Statt daß man nun aber von Rom aus dem Lucull frische Soldaten geschickt hätte, wurde er abgesetzt. Und das, weil er dem Unwesen, das römische Wucherer in Asien trieben, kräftig entgegengetreten war, auch den die Lande aussaugenden römischen Beamten ernstlich wehrte, die Unterthanen mit Schonung behandelte. Damit erwarb er sich freilich das größte Lob der Kleinasiaten, zog sich aber auch den höchsten Zorn der Wucherer und Beamten zu, die ihn dafür in Rom tüchtig anschwärzten, wo er ohnedem schon seine Feinde hatte. Der Oberbefehl wurde ihm abgenommen und dem gefeierten Pompejus übertragen, 67, mit dem Recht der Friedensschließung.

Lucullus fühlte sich so gekränkt, daß er sich von allen Staatsgeschäften gänzlich zurückzog; heimgekehrt mußte er vor den Thoren der Stadt 3 Jahre auf seinen Triumph warten. Er brachte ein ungeheures Vermögen mit heim, von dem er sich nunmehr die herrlichsten Villen baute und mit den prachtvollsten Gemälden und Bildsäulen ausschmückte. Er legte die schönsten Gärten an, in welchen er asiatisches Obst pflanzte, wie er denn zuerst die Kirschen nach Europa brachte. Er grub seengroße Fischteiche und lenkte das Meerwasser hinein; baute wunderliebliche Lusthäuser in's Meer hinaus; lebte mit seinen Freunden der Kunst und Wissenschaft und jeglichem Vergnügen.

Pompejus hatte indessen in Rom die Anordnungen Sullas mit Crassus Hilfe über den Haufen geworfen, 70, hatte die Piraten vernichtet, 67; jetzt ließ er sich mit unumschränkter Macht den Mithradatischen Krieg übertragen. Der Senat hatte eigentlich aufgehört zu regieren. Mit seinem neu herbeigeführten Heere hatte Pompejus freilich kein schweres Spiel in Asien, da ihm Lucull so trefflich vorgearbeitet hatte, dessen Einrichtungen er zum Dank dafür überall tadelte und aufhob. Er hetzte die Parther gegen Tigranes auf. Den Mithradates, der sich an den Euphrat zurückzog, ereilte er, fiel nächtlicherweile über ihn her und vertilgte in grausiger Nachtschlacht sein ganzes Heer, 66. Nachdem der eitle Römer angeordnet hatte, daß an der Stätte seines Sieges eine „Siegesstadt" erbaut würde, ging er auf den Tigranes los und drang in dessen Erbland ein. Zuletzt kam dieser „König der Könige" und legte ihm seine Krone zu Füßen. Pompejus gab sie ihm zurück, doch nur über Armenien selbst; alle eroberten Länder mußte Tigranes abtreten.

Pompejus drang 65 erobernd bis an den Kaukasus, den er doch nicht überschreiten mochte. Vom Kaspi wendete er sich wieder südlich, besiegte Iberer und Albaner und durchzog ordnend die Euphratlande. In Syrien endete er 64 durch einen Machtspruch die Seleucidenherrschaft; er setzte den Schattenkönig Antiochus XIII. ab und erklärte Syrien mit Phönikien zur Provinz. Er kam nach Judäa, wo er einen Thronstreit der makkabäischen Brüder Hyrkan und Aristobul zu Gunsten des Ersteren entschied, dem aber das jüdische Reich nur als ein Lehensfürstentum bewilligt wurde, 63. Von Jerusalem aus war dem Pompejus ein wundervolles Geschenk aus dem Tempel entgegengesandt worden, ein goldener Weinstock, 2 Millionen Mark im Wert. Doch mußte er noch die Burg und den Tempelberg erobern, wunderte sich da, während des Blutbads die Priester am Sabbath weiter opfern zu sehen, schritt dann ins Innere des Tempels, neugierig, „den einzigen Gott der Juden" zu sehen, und schalt beim Herauskommen das „gottlose" Volk, das gar keinen habe!

Wo ist denn aber Mithradates? Der hatte sich in sein früheres bosporanisches Reich begeben, hatte daselbst seinen Sohn gestürzt und ein neues Heer gesammelt, mit dem er durch halb Europa nach Italien ziehen wollte. Doch geschah's vor seinem Abmarsch, daß sein Lieblingssohn Pharnakes sich gegen ihn

empörte und den Vater in der Burg von Pantikapäon (bei Kertsch) belagerte, um ihn an die Römer auszuliefern, für welchen Preis der Sohn das angestammte Pontus wieder zu erlangen hoffte. Da hat der Greis seinen Harem vergiftet und sich erstechen lassen, 63. Pharnakes sandte zwar des Vaters Leichnam an Pompejus, empfing aber nur das bosporanische Reich, Pontus ward Provinz wie Cilicien 2c. Roms Herrschaft hatte sich durch Pompejus außerordentlich erweitert. Sein Name ward bis in die Wolken erhoben.

§ 41. Cato und Cicero.

Bei dem zunehmenden Sittenverderben der Römer, da Schwelgerei und Unzucht allenthalben im Schwange ging, da man vor keiner Ungerechtigkeit und keinem Verbrechen mehr scheute, die Leute vor Gericht logen und trogen um Geldes willen, die Richter falsche Urteile sprachen um Geldes willen 2c., sucht das Auge nach besseren Gestalten, die dem Verderben entgegentraten oder doch für sich selbst ein reineres Leben führten. Es gab noch solche, aber wenige.

Marcus Porcius Cato, geb. 95, war Urenkel des strengen Censors (S. 176), mit dem er in seinem Wesen vieles gemein hatte, nur daß er die Wissenschaft mehr schätzte und sich über die zeitlichen Güter mehr erhob als jener. Er war ein Stoiker (S. 137) und Stoiker sollten ja wie über alle Lust, so über allen Schmerz erhaben sein. Dieser Ruhe und Gelassenheit, wie der strengsten Gerechtigkeit und Keuschheit befleißigte sich Cato mit ganzem Ernst. Als eine Art Musterbürger bekämpfte er das böse Wesen um sich her mit Wort und That; er widersetzte sich allem Unrecht der Vornehmsten. Rastlos wirkte er als Quästor und Tribun zum Besten des Staates, wie er es verstand. Er grollte allen, welche ihren persönlichen Vorteil suchten oder gar die Macht der Republik an ihre Person bringen wollten. Denn als rechten, die Menschheit beglückenden Staat kannte er nur die Republik.

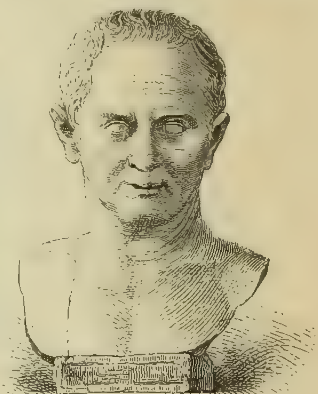


Fig. 86. Cicero.

Marcus Tullius Cicero ist 106 zu Arpinum aus einem Rittergeschlechte geboren. Von seinen Eltern, welche auch noch zu den Bessern gehörten, sorgfältig erzogen, verlangte er frühe an Kenntnissen und guten Sitten der Erste zu sein. Nach Rom in die Schule gebracht, lernte er so eifrig und glücklich, daß seine Lehrer staunten. Er wurde auch in griechische Kunst und Wissenschaft eingeweiht, übersetzte sich die griechischen Schriften ins Lateinische und kam so immer tiefer in sie hinein, in ihren Geist und in ihre schöne Ausdrucksweise. Neben allgemeiner wissenschaftlicher Ausbildung legte er sich insonderheit auf die Rechtskunde und die Beredsamkeit. Stets besuchte er den Gerichtsplatz, um Anklage- und Verteidigungsreden zu hören. Vom 26. Jahr an trat er selbst öffentlich auf und trieb das Geschäft eines Anwalts, wobei er vorerst unschuldig Verfolgte verteidigte. Dann begab er sich aber nach Griechenland und Asien, um die berühmtesten Redner und Philosophen zu hören. a. 75 zum Quästor gemacht und mit Siziliens Verwaltung betraut, erwarb er sich durch ungewohnte Uneigennützigkeit und Gerechtigkeit großes Lob. Nach Rom zurückgekommen, hielt er wieder öffentliche Reden für Beklagte und Klagende, da denn sein Rednerruhm zur höchsten Stufe stieg. Mächtig zog er 70 den ungerechten Pascha von Sizilien, den Verres, vors Gericht. Im 43. Jahre ward er gleich bei der ersten Bewerbung zum Konsul erwählt. Er verwaltete das Konsulat mit großer

Treue; seiner Wachsamkeit verdankte der Staat eine unverdiente Rettung. Cicero war menschenfreundlich, dienstfertig, ein treuer Familienvater und Freund. Mäßig im Leben, froh an witzigem und lehrreichem Gespräch, arbeitete er doch unermüdlich. Er litt aber an Empfindlichkeit und hatte viel Eigenliebe; was er Rühmliches that, posaunte er immer selbst aus. Also kein großer Mann, doch noch der besten einer.

§ 42. Die Catilinarische Verschwörung (63—62).

Nach diesen zwei edleren Gestalten begegnet uns ein wahres Scheusal: Lucius Sergius Catilina. Vornehm, klug und stark an Willen und Körperkraft; aber ein Scherge Sullas, der den eigenen Bruder getötet hatte, zu allen Verbrechen aufgelegt, der verwegenste Mensch. Der hatte sein Vermögen verpraßt, nun dachte er durch Raub und Mord wieder zu Mitteln zu kommen. Da er mit seiner Bewerbung ums Konsulat immer durchfiel, stiftete er eine Verschwörung an, in welche er eine Menge liederlicher Leute hereinzog. Sein Plan aber war der: Es sollten die Konsuln samt den reichsten Bürgern ermordet, Rom in Brand gesteckt und die verwirrte Stadt durch ein in den Apenninen verborgenes Heer überrumpelt werden. Dann wollten sie die Ämter und Güter unter sich teilen.

So geheim dieses schwarze Vorhaben gehalten wurde, entstand doch durch wiederholte Verschiebung und unvorsichtiges Plaudern ein dunkles Gerücht davon. Konsul Cicero hatte sich bald nähere Kunde verschafft und traf seine Anstalten so, daß es vereitelt wurde. Als zwei verschworene Ritter in der Absicht, ihn noch im Bette zu erstechen, ihm nach römischer Sitte einen beehrenden Morgenbesuch abstatten wollten, fanden sie doppelte Wache vor seiner Thüre. Sogleich versammelte er den Senat. Auch Catilina erschien und saß ganz unbefangen da. Jetzt, 8. Nov. 63, hielt Cicero eine gewaltige Rede, darin er dessen Pläne aufdeckte. Während alles staunt, blickt Catilina frech um sich; von allen Seiten ein Verruchter und Vaterlandsfeind gescholten, verläßt er rachedrohend den Saal und eilt zu seinem Heer in Etrurien. Die zurückgebliebenen Verschworenen, so hatte er hinterlassen, sollten demnächst mit Sengen und Morden in der Stadt beginnen; er wolle schnell Hilfe bringen.

Cicero gelang es, sich rechtsgültige Beweise zu verschaffen. Die Verschworenen suchten eben anwesende Gesandte der gallischen Allobroger durch lockende Verheißungen zur Teilnahme zu gewinnen. Diese entdeckten es dem Cicero, welcher ihnen riet, sich schriftliche Versicherungen von den Häuptern geben zu lassen; und letztere waren unvorsichtig genug, solche auszustellen. Sobald Cicero diese in Händen hatte, teilte er sie dem Senate mit, worauf die genannten Häupter gepackt, ja als Überführte zum Tode verurteilt und im Gefängnis erdrosselt wurden, 5. Dezbr. 63. Einen römischen Bürger aber durfte doch nur die Volksversammlung verurteilen, wie Cäsar umsonst warnte; Cato aber war für ungesäumte Bestrafung. Gegen Catilina rückten die Legionen. Er kämpfte, wie seine ganze Rotte, mit Mut und Wut, wurde aber nach verzweifeltem Kampfe besiegt. Er fiel und mit ihm seine 3000, von denen keiner im Rücken verwundet war, Febr. 62. Cicero empfing durch Cato den Namen „Vater des Vaterlandes“, der ihm so süß lautete; doch konnte er beim Abtreten vom Amt nicht, wie herkömmlich, schwören, daß er kein Gesetz übertreten habe, er schwur, er habe die Republik gerettet.

§ 43. Das erste Triumvirat.

Doch schon erbleichte Ciceros Glanz. Es zog einer in Rom ein, um den jubelten sie noch mehr. Pompejus kehrte nun erst von seinem asiatischen Feldzuge heim und hielt an seinem 46. Geburtstag (Sept. 61) den allerglänzendsten Triumph.

Da trug man Tafeln voran, darauf alles von ihm Bezwungene verzeichnet war, Spanien, Libyen, Asien 2c., 16 Länder, 1000 Burgen, 900 Städte, 800 Schiffe, 2 Millionen Gefangene 2c.

Unter unzähligen Kostbarkeiten, welche zur Schau getragen wurden, prangte das 5 m hohe goldene Bild des Mithradates und des Pompejus eigenes, von eitel Perlen zusammengesetzt. 324 Fürsten, ein Sohn des Tigranes, sieben Kinder des Mithradates, der Jude Aristobul ꝛc. gingen vor seinem Siegeswagen her, der von Edelsteinen wie eine Sonne strahlte. Auf diesem stand der schöne Mann in einer Rüstung Alexanders des Großen! Pompejus fühlte sich auch berufen zu einem Herrscher wie Alexander. Er hätte gern eine Machtstellung eingenommen, doch nicht durch Gewalt; als Ehrengabe sollte sie ihm zufallen. Als er aber wünschte, daß man seinen Truppen halte, was er ihnen versprochen von Ländereien ꝛc., daß seine Einrichtungen in den Provinzen bestätigt werden, machte der Senat Schwierigkeiten. So trat denn Pompejus in Verbindung mit Cäsar, dem Marianer.

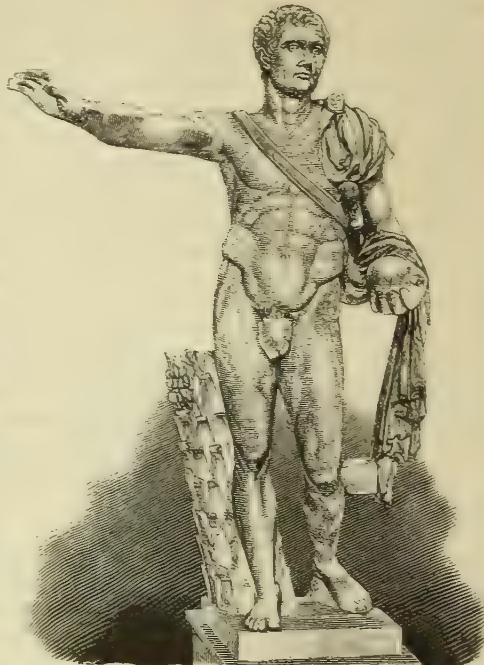


Fig. 87. Statue des Pompejus. (Rom, Palazzo Spada.)

Besonderes Ansehen genoß dazumal noch **Crassus**, Besieger der Sklaven. Doch aber weniger sein Kriegsruhm stellte ihn so hoch, als sein unermeßlicher Reichtum, den er sich namentlich in der Sullanischen Proskriptionszeit erworben hatte, wo er Häuser und Güter um Spottpreise ankaufte, bis halb Rom und Ländereien wie Fürstentümer ihm zugehörten. Er war ein rechter Spekulant und unersättlicher Geldwolf. Und da er sein Vermögen nutzbar zu machen verstand, erlangte er immer mehr Geld, bis er's kaum mehr zählen konnte, damit aber auch großen Einfluß.

Nun geht aber noch ein Stern am Römerhimmel auf, **Gajus Julius Cäsar**. Er war jünger als Pompejus und Crassus (geb. 100), von uraltem Adel. Ein hochgewachsener Mann mit schwarzen, funkelnden Augen; ein ausgezeichneter Reiter, Schwimmer, Läufer, Fechter; ein Mensch vom schnellsten und schärfsten Verstande; in allen Künsten Kriegs und Friedens wohlbewandert; eine kühne, feurige Seele und doch fest und ruhig in allem. **Ehrgeiz** war die Haupttriebfeder seines Handelns, aber dieser stets von Überlegung und Besonnenheit im Zaum gehalten. Während der Schreckensherrschaft Sullas empfing er Befehl vom Allgewaltigen, sich von seiner ersten Gemahlin, einer Tochter des Cinna, zu scheiden. Er mag nicht und muß nach Asien fliehen. Auf Verwendung seiner Freunde begnadigte ihn jedoch Sulla wieder und erlaubte ihm, nach Rom zurückzukehren. Er mag nicht. Erst nach Sullas Tode kehrte er zurück. Als des Marius Witwe, seine Tante Julia, starb, erneuerte er bei der Bestattung das verpönte Andenken des Marius und weckte die Sympathie der Menge.

Auf einer Fahrt nach Rhodus fiel er 74 den Seeräubern in die Hände; sie verlangten 20 Talente für seine Loslassung. Er schalt sie, daß sie für ihn solch ein Lumpengeld forderten, und versprach ihnen 50. Seine Begleiter holten das Geld aus Milet. Unterdessen ging er mit den Seeräubern ganz herrisch um, tadelte und strafte an ihnen alles, was ihm nicht gefiel, las ihnen seine Gedichte vor, und wenn sie dieselben nicht genug lobten, drohte er lachend, sie alle zu

kreuzigen. Seine Freunde bringen das Geld; er wird frei. Sogleich bemannt er etliche Schiffe, sucht die Seeräuber damit auf, besiegt sie, nimmt ihnen sein Geld ab und läßt sie alle kreuzigen.

In Rom suchte er die Leute durch Freundlichkeit, Artigkeit und Dienstfertigkeit zu gewinnen, erntete mit seiner hinreißenden Beredsamkeit großen Beifall, wurde nach einander Quästor, Ädil 65, Oberpriester, Prätor. Er bemühte sich auf alle Weise, in der Gunst des Volks immer höher zu steigen. Einstmals gab er ihm ein überraschendes Schauspiel; 320 Fechterpaare in silbernen Rüstungen mußten vor ihm kämpfen, und der ganze Schauplatz war mit silbernen Platten belegt. Das Geld warf er nur so hinaus, bis er in ungeheure Schulden geriet. Als er nun nach Ablauf seiner Prätur, 61, nach Spanien gehen sollte, wollten ihn seine Gläubiger nicht fortlassen. Doch der reiche Crassus stand gut für ihn, und er durfte abreisen. Auf dem Wege in einem schmutzigen Städtlein meinte er: er wolle lieber da drin der Erste, als der Zweite in Rom sein! In Spanien waltete er gerecht und gelinde, daß die Unterthanen sich mit ihm zufrieden bezeigten; er unterwarf noch unbezwungene Teile und schaffte die Menschenopfer ab. Die Spanier behandelte er nicht hart, erwarb sich aber so viel, daß er seine Schulden bezahlen konnte. Mit Lob und Ehre kehrte er 60 heim, und nun begiebt sich was Neues.

Es war a. 60, daß Pompejus, Crassus und Cäsar einen Bund zu gegenseitiger Unterstützung mit einander schloßen, um vereint den Staat zu beherrschen. Es ist das Triumvirat, Dreimännerbund, und zwar das erste. Keiner dachte dabei an das Wohl des Staates, keiner an das Glück der andern, sondern nur an das eigene. Indessen meinte jeder, er könnte vorderhand wenigstens in Verbindung mit den beiden andern seinen eigenen Nutzen am meisten befördern. Mit Hilfe des Pompejus und Crassus setzte Cäsar gleich seine Bewerbung ums Konsulat durch; und nun erzwang er ein Gesetz, das alle Verfügungen des Pompejus bestätigte, 59. Indem die drei sich so kräftigst unterstützten, wurden sie immer zu Konsuln gewählt oder mit den gewünschten Statthalterschaften begabt; und teils in Rom anwesend, teils von außen her leiteten sie alle Angelegenheiten des Staats. So geht's also mit der Republik zu Ende, sie ist eine Oligarchie geworden, um bald in eine Monarchie überzugehen. Dagegen setzten sich nun Cato und Cicero, denen viel an der Erhaltung des geliebten Freistaats lag. Aber es bekamen beide ihr Teil.

Ein gewisser Clodius, ein wüstes Werkzeug der Triumvirn, machte sich geschwind zum Plebejer, um Tribun zu werden und als solcher bei der Volksversammlung das Gesetz zu beantragen: „Wer einen römischen Bürger ohne Volksurteil hinrichten lasse, der solle verbannt werden.“ Das war auf Cicero gemünzt, der die Verschworenen Catilinas nur auf Senatsbeschluß hatte töten lassen. Wirklich ging der Antrag durch, und infolge davon wurde Cicero um seiner Vaterlandsvaterschaft willen verjagt, obwohl er in Trauerkleidern beim Volk herumging und es anflehte, doch so was nicht zu thun. Seine Wohnung in Rom brannte man nieder und seine Landgüter wurden verwüstet, während er selbst nach Makedonien floh, 58. Er schrieb klägliche Briefe aus seiner Verbannung; auch vermochten es seine Freunde dahin zu bringen, daß er nach acht Monaten zurückgerufen wurde. Seine Rückkehr beschreibt er begeistert als einen Triumphzug. Sein Haus wurde auf Staatskosten wieder aufgebaut, seine Landgüter in Stand gesetzt. Er aber behütete nunmehr seine Zunge vor Ausfällen gegen die Triumvirn.

Dem unangreiflichen Cato thaten sie ein anderes, um seiner auf eine Zeit lang los zu werden. Eben hatte ein Volksbeschluß den König von Cypern, einen Ptolemäer, ohne rechtlichen Grund entthront, und Cato, „der rechtlichste Römer“, bekam den Auftrag, von der wonnigen Insel und des Königs Schätzen Besitz zu ergreifen. Wie sträubt sich sein biederes Herz gegen solche Gewaltthat! Nach langer Weigerung ging er aber doch dahin, „weil ja die Herrlichkeit Roms höher stehe als alles Recht.“ Und er richtete seine Sendung mit strenger Gewissenhaftigkeit aus; der König nahm Gift, und Cato brachte einen Raub von 36 Mill. Mk. für den Staatsschatz zurück. In Rom aber fuhr er fort, mit großem Ernst gegen Ungerechtigkeit zu sprechen.

§ 44. Cäsar in Gallien. Wie groß er wird!

Cäsar hatte sich die Provinz Gallien, und zwar jenseits und diesseits der Alpen, auf 5 Jahre übertragen lassen mit 4 Legionen. Er reiste 58 ins jenseitige, wo die Römer nur Narbo (S. 179), die Provence und Languedoc inne hatten, daher es für sein Feldherrn- und Regenten-Talent noch ein weites Arbeitsfeld gab. Er hat glorreich dort gekämpft und das Römerreich durch die Unterwerfung und Romanisierung des Westens erst vollendet.

Zunächst besiegte er ein helvetisches Volk, das von Deutschen gedrängt nach Gallien auswanderte, bei Bibracte (Beuvrey) und trieb es in seine verlassenen schweizerischen Gebirge zurück. Weiter nördlich an der Saone traf er auf ein mächtiges deutsches Volk, das im Dienst der Sequaner 71 über den Rhein gegangen war und sich in dem angenehmen Lande immer weiter ausbreitete. Die bedrückten Gallier baten Cäsar um Schutz gegen die bedrohlichen Nachzüge. Aber der Herzog der Sueben, Ariovist, that sehr stolz und ließ dem Cäsar sagen, „mit ihm solle er nicht anbinden; seine Leute, die in 14 Jahren unter kein Dach gekommen, seien unbesiegt!“ Die römischen Soldaten erschraken auch so vor ihnen, daß sie ihre Testamenter machten und heimschickten. Aber Cäsar stachelte ihr Ehrgefühl auf, daß sie sich doch tapfer zu fechten entschlossen; er kam den Deutschen in der Besetzung von Vesontio (Besançon) zuvor, und in der Schlacht bei Sennheim siegte die Kriegskunst über die rohe Kraft, 58. Die hohen Leiber der Germanen lagen in Haufen auf der Wahlstatt; der großsprecherische Ariovist aber floh auf einem Kahne über den Rhein zurück und starb bald. Der Rhein wurde römische Grenze.

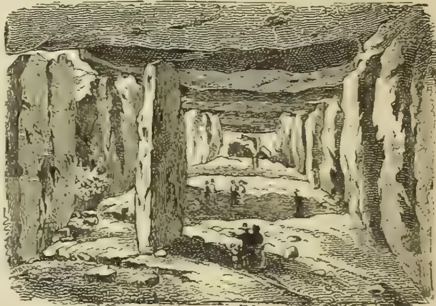


Fig. 88. Keltenmonument bei Saumur.

Cäsar bemächtigte sich des ganzen mittleren Galliens, des Stammlandes der viel zersplitterten Kelten. Er drang in Belgien ein, damals eine Eidgenossenschaft von gallischen und deutschen Stämmen; und er bezwang auch diese Belgen, die tapfersten Gallier, in mehreren Schlachten, 57. Dem allertapfersten Stamme der Nervier wäre er fast unterlegen, dafür auch dieser Stamm beinahe ausgetilgt wurde. Cäsar unterjochte sofort die Seegaue (Aremorica) im Norden und Westen, auch durch eine Seeschlacht vor der Loiremündung, 56. Er lernte ihre Druiden kennen, den hochgeachteten Orden „der Priester“, die auch Menschenopfer darbrachten, und wußte die Spannung zwischen ihnen und dem Adel klug auszubeuten. Die wunderlichen Dolmen (Fig. 88) des Westens, ungeheure Steinblöcke als Säulenwälder zusammengepflanzt, mögen schon ihm so rätselhaft gewesen sein wie den Jetztlebenden. Aber das ganze große Land ward römisch, daß die 64 Stämme der Behosten sprachen: „Laßt uns dem Willen der Götter folgen und uns ergeben!“

Nachdem Cäsar zwei neu über den Rhein gekommene Stämme der Deutschen, die Usipeter und Tenctrer, etwas niederträchtig überfallen und 200 000 Menschen niedergemetzelt hatte, ging er über den Rhein nach Deutschland hinüber, 55 und wieder 53. Allein in dem öden Waldlande der Sugambern und nahe dem starken Volk der Sueben war's ihm doch nicht recht geheuer; bald kam er über den Strom zurück, ließ aber doch die Brücke stehen. — Weiter setzte er auch auf schnell erbauter Flotte nach Britannien über, das gleichfalls von Kelten bewohnt war; er landete zweimal, überschritt die Themse, kehrte aber aus dem unwirtlichen Lande ohne Eroberung zurück, 54.

Cäsar war ein wunderbarer Mensch, immer auf dem Marsch bis in die entlegensten Gegenden, und immer doch mit seinem Blick in Rom, von wo er alles durch Boten erfuhr, dahin er stetig verhandelte, dem er sich oft im Winter näherte. Zu den 5 Jahren seiner Amtsführung ließ er sich weitere 5 zuteilen. Öfters saßen zwei Schreiber neben ihm im Zelte, denen er zugleich Briefe diktierte. Aufstände aber warf er rasch nieder. Noch einmal rafften sich die Gallier auf, vereint unter dem ritterlichen, klugen Arverner Vercingetorix, wider ihre Zwingherren, 52. Aber in der furchtbaren Schlacht bei Alesia (Alise bei Semur) wurde ihr Doppelheer von 248 000 Kriegern fast vertilgt. Nun war der Gallier Kraft zerbrochen, und Rom herrschte über sie in Ruhe und Cäsar mit Schonung. Der ritterliche Vercingetorix aber, der sich für sein Volk zum Opfer auslieferte, wurde im Triumph des J. 46 durch die Gassen Roms geführt und enthauptet.



Fig. 89. Münze des Vercingetorix.

Die Botschaften von diesen Siegen brachten in Rom außerordentlichen Jubel hervor. Cäsar strich seinen Ruhm mit Gedanken ein, welche über den bloßen Ruhm hinausgingen. Doch mehr noch als sein gefeierter Name war es sein so trefflich eingeübtes und ihm völlig ergebenes Heer, dessen er sich im Hinblick auf seinen geheimen Plan freute. Und die deutsche Wanderung war auf Jahrhunderte gestaut.

§ 45. Der zweite Bürgerkrieg.

Noch vor der Schlacht bei Alesia wurde der Dreimännerbund in einen Zweimännerbund gewandelt.

Crassus war 54 in die Provinz Syrien abgegangen, hatte dort nach seiner Art das Land ausgeraubt, die Tempel ohne Scheu geplündert, auch den von Jerusalem, und unternahm zuletzt, der bejahrte Mann, noch einen Zug gegen die wilden Parther. Teils wollte er neue Schätze erbeuten, teils noch größeren Kriegsruhm erwerben. Allein er sollte mehr als Ruhm und Schätze verlieren. Obwohl ernstlich gewarnt, ließ er sich durch verräterische Wegweiser in die Wüste bei Harran verlocken, wo plötzlich die parthischen Reiter ihn umringten und mit einem Hagel von Geschossen einen Teil seines matten Heeres samt seinem tapfern Sohn erlegten. Er selbst wurde zu einer Unterhandlung geladen und meuchlerisch getötet, 9. Juni 53. Seinen Kopf soll König Orodes mit Gold ausgegossen haben; von 7 Legionen kehrte ein Zehntel zurück. Seit Jahrhunderten der erste ernsthafte Sieg, den die Orientalen über das Abendland erfochten; wie jubelte man in der Hauptstadt Ktesiphon, welche Seleucia gegenüber am Tigris sich erhoben hatte. Der Euphrat blieb fortan die vielumstrittene Grenze des Römerreichs.

So waren noch zwei Gewalthaber da, Pompejus und Cäsar; der alternde Pompejus hatte Cäsars Tochter geheiratet, aber jetzt (54) war sie gestorben. Damit lockerte sich die Verbindung. Jeder wollte durch den andern nur selbst höher steigen, jeder der Erste sein. Noch suchten sie ihres Herzens Gedanken einander zu verbergen, aber der Zwiespalt mußte früher oder später hervortreten. Rom war darauf so gespannt, daß es sich um den Schlag von Harran kaum kümmerte.

Pompejus, der Eingebildete, brach zuerst den Bund. Er hatte bisher große Vorzüge genossen, war immer in Rom geblieben, war Konsul, einmal sogar, 52, wie unerhört! alleiniger Konsul gewesen, und hatte doch dabei die Statthalterschaft über das reiche Spanien innegehabt, was ganz gegen das Gesetz anlief. Da nun seine Statthalterschaft zu Ende ging, ließ er sich dieselbe auf neue 5 Jahre verlängern. Als aber Cäsar für sich ein Gleiches in Gallien verlangte, neue Übertragung seiner Provinz und dabei Erlaubnis, sich ums Konsulat zu bewerben, widersetzte sich Pom-

pejus und der Senat. Umsonst erbot sich Cäsar zu weiterem Nachgeben. Es wogte in Rom ein wilder Parteikampf. Das Volk stand größtenteils auf Seite des Cäsar, welcher schon als Schwiegersohn Cinnas für einen Demokraten galt; doch hingen demselben auch manche Vornehme an, die er mit seinem vielen nach Rom gesandten Gelde angezogen. Die meisten Senatoren hielten es jedoch mit Pompejus; ja selbst Cato und Cicero waren zu seiner Partei getreten, da sie durch Cäsar die geliebte Republik mehr gefährdet glaubten und von Pompejus wunderlicherweise noch bessere Hoffnung hegten. So kam es denn, daß nach vielem Hin und Wider Nov. 50 der Senatsbeschluß durchging: Cäsar solle bis 1. Juli seine Statthalterschaft niederlegen und seine Heere entlassen; wo nicht, so werde er für einen Feind des Vaterlandes erklärt. Zugleich wurde der Staat in Gefahr erklärt. Die Tribune, welche für Cäsar eintraten, mußten aus der Hauptstadt fliehen.

Als Cäsar in Ravenna diesen Beschluß empfing, brach er noch abends auf, fuhr in einem Mietwagen an den Grenzbach Rubikon, erwägt mit Freunden die folgenschwere That und setzt über ihn mit den Worten: Der Würfel ist gefallen! Noch vor dem Morgen hat er das erste Bollwerk Ariminum überwältigt. Hier treffen die Tribune in Sklaventracht ein, ihrer einer M. Antonius schildert den Kameraden die verübte Unbill. Cäsar selbst erzählte der Legion, welche ihm gefolgt war, wie undankbar er vom Senat behandelt werde, und fragte sie, ob sie für seine Ehre, für den Schutz des Tribunats und des Volkes Wohlfahrt fechten wollten. Alle riefen ein freudiges Ja. Mit Flügelschnelle drang er von Stadt zu Stadt, und was ihm die Thore nicht öffnete, eroberte er im Nu.

In Rom verursachte die Annäherung seiner kriegsbewährten Legionen (ihrer 8 folgten der ersten in Eilmärschen nach) einen außerordentlichen Schrecken. Wird er nicht, ein anderer Cinna und Marius, alle Aristokraten über die Klingen springen lassen? Pompejus selbst, der stolze Sichere, fand, daß es nicht so schnell gehe mit dem „Legionen aus dem Boden herausstampfen." Ja, obgleich er 25000 Mann gegen Cäsars 15000 hatte, floh er aus Rom. Mit ihm floh der Senat; und in der Verwirrung nahmen sie nicht den Staatsschatz, sondern nur die Schlüssel dazu mit, als ob Cäsar ihn nicht auch ohne Schlüssel öffnen könnte, der darin außer Münze 15000 Goldbarren vorfand. Pompejus begab sich mit allen seinen vornehmen Herren nach Griechenland, um aus dem Osten eine Übermacht an sich zu ziehen.

Cäsar ließ ihm Zeit. Wohl schneller wie ein starker Aar, flog er zuerst durch Italien hinab, und in 60 Tagen hatte er es in seine Gewalt gebracht. Doch zerbrach er kein Haus, das nicht von Feinden verteidigt ward, noch vergoß er einen Blutstropfen der Nichtkämpfer. Er verfuhr überall mit unerwarteter Milde, um mit Güte die Massen zu gewinnen. Nachdem Italien sein war, wollte er zuerst den Westen des Reichs säubern, und begab sich, während er einen General gegen die Pompejaner in Afrika schickte, mit der Hauptmacht nach Spanien, wo 7 Legionen seines Gegners lagen. In 40 Tagen brachte er sie alle dahin, daß sie Spanien durch eine Kapitulation räumen mußten. Sizilien und Sardinien wurden leicht unterworfen, wodurch Italien sein Korn wieder bekam. Der nach Afrika gesandte Curio aber ließ sich von den Feinden überraschen und töten.

Nun schiffte Cäsar, zum Konsul ernannt, Nov. 49 nach Epirus hinüber, wo Pompejus außer gewaltigen Flotten ein zahlreiches Heer versammelt hatte, unter welchem fast alle römischen Ritter ihre Rosse tummelten. Wirklich ging's hier dem Cäsar hart, er geriet durch ein verlorenes Gefecht und durch Mangel an Lebensmitteln in fühlbare Not. Aber sein kühner Geist schwang sich über alles empor; und als er endlich bei Pharsalus in Thessalien, 6. Juni 48, den Pompejus zur entscheidenden Schlacht brachte, da führte er seine Leute, die an Zahl nicht die Hälfte der Feinde erreichten, mit frohestem Mute hinein. Er sah voraus, daß seine Reiterei

der feindlichen, aus Kelten, Thrakern, Asiaten und Numidiern gebildeten, nicht gewachsen sei, stellte darum hinter ihr seine besten Legionen auf und hieß sie ihre Speere nicht werfen, sondern gegen die Reiter brauchen. Als Pompejus seine beste Waffe geworfen sah, ritt er ins Lager, weil er seinem Fußvolk nicht traute. Dieses wehrte sich doch besser, fing aber an, zurückzuweichen; bald verbreitete sich darin die Weisung Cäsars, römische Bürger zu schonen. Die Bundesgenossen wurden niedergemetzelt. Cäsar drang ins Lager des Pompejus, der dem Meere zuritt, ein Schiff zu suchen. Am Abend war das große Heer zerschlagen und der Rest von 20 000 Pompejanern streckte am Morgen die Waffen.

Dem Sieger fiel natürlich der ganze Osten zu, Könige, Völker und Städte. Pompejus flüchtete ans Meer, schlief in einer Fischerhütte und schiffte dann nach Lesbos, seine Cornelia und seinen Sohn Sextus zu sich zu nehmen. Statt nach Afrika zu segeln, wo er noch ein starkes Heer besaß, fuhr er nach Ägypten, um bei dem dankbaren Könige neue Truppen zu holen. Aber des Königs Räte, den Cäsar fürchtend, beschlossen, den Flüchtigen zu ermorden. Sie holten ihn mit einem Kahn ans Gestade, da stieß ihm einer seiner alten Soldaten von hinten das Schwert durch den Leib, daß er aufs Ufer fiel, 24. Juli 48. Seine Gemahlin sah es vom Schiffe aus, der Steuermann rettete flüchtend sie und ihren Sohn. Die Ägypter übergaben dem Cäsar Kopf und Siegelring des Ermordeten; der aber wendete sich mit Thränen ab. Dann ordnete er die Thronfolge in Ägypten und hatte den Winter über alle Mühe, mit seinen 4000 Mann sich der Alexandriner zu erwehren, bis Syrer und Juden ihm Ersatz brachten.

Darnach, 47, eilte Cäsar über Kleinasien, wo er rasch den Pharnakes (S. 199) besiegte, und über Rom nach **Afrika**. Da stand noch ein großes Heer seiner adeligen Gegner und des siegreichen Numidiers Juba, das durch die der Pharsalischen Schlacht Entronnenen auf 14 Legionen verstärkt war. Auch die Pompejanische Flotte unter dem Befehl des **Cato** war dahin gelaufen. Hier hatte Cäsar noch um die volle Herrschaft zu kämpfen. Aber das Glück blieb dem kühnen und einzigen Feldherrn treu; er vernichtete in der großen Schlacht bei **Thapsus**, 6. Febr. 46, das feindliche Heer. Der Pompejanische **Senat** saß samt **Cato** in **Utika**, dem jetzt Cäsar nahte. Zum Teil flohen die Herren, zum Teil baten sie ihn, und fast alle nicht umsonst, um Gnade. Nur Cato wollte nicht fliehen.

Da er die Republik gestürzt sah (die Pompejus als Überwinder auch nicht hätte leben lassen), so hatte das Leben keinen Wert mehr für ihn. Seinen Sohn hieß er Cäsars Gnade nachsuchen, er selbst sei dafür zu alt. Darum stieß er sich, nachdem er zuvor Platos Phädon (von der Unsterblichkeit) gelesen, sein Schwert in den Leib; und von den Seinigen verbunden, riß er den Verband ab und starb. Die meisten der übrigen Führer töteten sich unter einander oder flohen auf die Schiffe und nach Spanien.

§ 46. Cäsar lebenslänglicher Diktator.

Cäsar hielt bei seiner Rückkehr nach Rom 4 prachtvolle Triumphe, über Gallien, Ägypten, Pontus und Numidien, und ein großes Dankfest für den von den Göttern beschiedenen Sieg. Er wurde, bald auf lebenslang, zum **Diktator** ernannt. Auch legte man ihm und seinen Erben den Titel Imperator, Befehlshaber, bei, erklärte ihn für unverletzlich. Die Republik hatte ausgelebt, kein Unglück. Cäsar herrschte, doch ließ er noch die alten Namen und Formen stehen, um seine Römer allmählich an den Gedanken der Monarchie zu gewöhnen. So wurden immer noch Konsuln gewählt, aber zwischen ihren Amtsstühlen stand der erhöhte Sessel des purpurgekleideten Imperators. Der sehr zusammengeschwundene Senat wurde, auf 900 vermehrt, sein Staatsrat, in welchem auch Spanier und Gallier saßen. Nur einmal hatte er noch

zu kämpfen, im südlichen Spanien, wo das verzweifelte Ringen bei Munda, März 45, den Pompejanern ein Ende machte.

Übrigens wollte er den Römern nicht Tyrann, sondern väterlicher Berater sein. Und er regierte sie mit sanftem Stabe und sorgte weislich und gütig für ihr Wohlergehen. Seine Monarchie war die Vertretung der Nation durch ihren Vertrauensmann. Nachdem er für sich alles hatte, konnte er auch viel für andere thun; und in der Freude über sein Glück konnte er auch viel vergessen.

Er dachte nicht an Rache; wenn Feinde um Gnade baten, war ihnen alles verziehen, und wenn er mit ihnen zusammenkam, sagte er ihnen kein böses Wort. Auch Cicero, den er selbst besucht hatte, und der dann doch dem Pompejus nachgelaufen war, mußte das nicht entgelten; er konnte in ungekränkter Ruhe seine Bücher lesen und schreiben, daß er tief gerührt solch hohe Güte pries. — Die unermeßlichen Schätze, welche Cäsar in die Hände gefallen waren, brauchte er dazu, seinen Freunden, aber auch allem Volk wohlzuthun und Vergnügen zu bereiten. Jeder Soldat empfing nebst einem Stück Land ein Geschenk von 4200 Mk.; die Offiziere das Doppelte, Vierfache 2c. Aber auch jeder Bürger wurde mit 600 Mk. bedacht. Außerdem teilte er Korn und Öl an unbemittelte Familien aus. Er ließ vor dem Volke allerlei prächtige Spiele, Tierhetzen, Fechterkämpfe, ja Feld- und Seeschlachten aufführen. Und einmal lud er das ganze Volk zu Gast und speiste es in 22000 Zimmern, in deren jedem zwei Fässer besten Weines floßen.

Er traf nun heilsame Anstalten zur Wiederkehr einer dauernden Ordnung, gab wohlbemessene Gesetze, die jedem sein Recht und Schutz gewährten, beförderte Ackerbau und Handel, mehrte durch Kolonieen, wie Korinth und Karthago, den schwindenden Wohlstand und ließ sich auch die Wiedereinführung besserer Sitten angelegen sein, obgleich er selbst kein Muster der Sittenreinheit abgab. — Indessen blieb bei all diesen Gutthaten doch etwas Gehässiges an ihm haften. Man sah schon den König an ihm, wenn er auch den Namen nicht führte. Er empfing sitzend den Senat, vergab auch alle Ämter und Würden, ohne Senat und Volk zu fragen; seit 45 erscheint sein Kopf auf den Münzen als eines Heros, dem schon geopfert wurde; sein Bild wurde in allen Tempeln aufgestellt. Unter dieser Alleinherrschaft war ein unendlich besserer Zustand als vorher; nur sie konnte den Staat noch retten; und doch grollten viele dem Alleinherrscher, dem sie knechtisch schmeichelten.

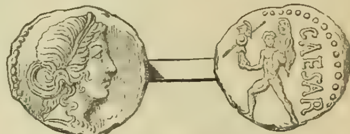


Fig. 90. Münze Julius Cäsars.

Einmal bot ihm Antonius eine Königsbinde dar, er wies sie aber zurück. Doch hieß es, eine Weissagung deute an, daß nur ein König die Parther besiegen könne. — Die Rückseite der Münze (Fig. 90) zeigt den Äneas, wie er seinen Vater rettet.

§ 47. Cäsars Ermordung.

Schon im dritten Jahre nach dem Einzug des „Imperators" entspann sich eine Verschwörung, an der 60 Senatoren teilnahmen, meist junge, nicht lauter Republikaner, sondern auch manche, die es verdroß, daß sie nicht mehr so räuberisch schalten konnten, wie vorher. — Der eigentliche Anstifter des Mordplans war ein von Cäsar begnadigter und zum Legaten beförderter Pompejaner, Gajus Cassius, ein finsterer, in sich zerrissener Mensch. Mit ihm an der Spitze stand Catos Neffe und Schwiegersohn, Marcus Junius Brutus, welchen Cäsar gleichfalls begnadigt, mit Gutem überhäuft und so lieb hatte, daß er ihn nur seinen Sohn hieß.

Dieser hatte lange nicht gewollt, aber man ließ ihm keine Ruhe. Man führte ihn an die Bildsäule seines Ahnherrn (S. 147), auf welche man geschrieben: „Ach, daß du noch lebtest!" man legte Zettel auf seinen Stuhl: „Brutus, du schläfst?" man reizte ihn so lange, bis er in eitler Selbstüberschätzung sich mitverband. Auch alle andern Verschworenen hatten von Cäsar Wohlthaten empfangen und angenommen.

Die Ausführung des Mordplans wurde auf 15. März 44 gesetzt. Cäsar hatte sich zu einem Krieg gegen die Parther gerüstet, welche nicht nur die Schuld eines Meuchelmords an Crassus trugen, sondern sich auch immer weiter in die römischen Besitzungen eindrängten; er wollte die Euphratlinie sichern und sodann die an der untern Donau um sich greifenden Geten zurückweisen. In der Senatssitzung, die zu entscheiden hatte, ob er außerhalb Roms den Titel König führen dürfe, sollte er erdolcht werden.

Viele Anzeichen warnten Cäsar, z. B. ein schwerer Traum, den seine Frau Calpurnia vor dem verhängnisvollen Tage hatte, darin ihr der Gatte blutbedeckt in die Arme fiel. Sie



Fig. 91. Julius Cäsar. (Nach der Kolossalbüste im Museum zu Neapel.)

bat ihn flehentlich, heute daheim zu bleiben; und weil er sich unwohl fühlte, gab er ihr nach und traf Anstalt, daß der bereits versammelte Senat wieder entlassen werde. Nun kam aber ein Verschworener aus der Curie, ihn abzuholen, während ein anderer den Mitkonsul Antonius fernhielt. Noch auf dem Wege schob ihm jemand einen Brief zu mit den Worten: „Lies sogleich, eine Sache von höchster Wichtigkeit!" Im Briefe war die ganze Verschwörung aufgedeckt, allein er fand keine Zeit zum Lesen. So ging der sonst so scharfblickende Mann wie mit verhüllten Augen an den Ort seiner Schlachtung.

Als er sich im Sitzungssaal auf seinen goldnen Stuhl niedergelassen, stellten sich die Verschworenen um ihn her. Cimber brachte eine persönliche Bitte vor, und als ihn Cäsar damit zurückwies, riß ihm Cimber die Toga herunter. Das war das verabredete Zeichen; in diesem Augenblick fiel Casca ihn mit dem Dolche an. „Ver-

ruchter, was beginnst du?" schrie Cäsar und griff nach ihm. Doch schon drangen sie alle mit ihren Dolchen auf ihn ein. Keiner seiner Senatoren kam ihm zu Hilfe. Eine Zeit lang verteidigte sich der hohe Mann mit dem Griffel; als er aber auch Brutus den Dolch zücken sah, verhüllte er sich mit seiner Toga und sank mit 23 Wunden an der Bildsäule des Pompejus entseelt nieder. Drei Sklaven trugen die Leiche in der Sänfte, darin er gekommen war, zurück. — Der Größere hatte also ein ähnliches Ende wie sein großer Gegner. Rom kann bessere Männer aufweisen als Cäsar, doch einen größern hat es vom Anfang bis zum Ende nicht gehabt. Er hatte sich aber auch wie Alexander als einen Gott verehren lassen.

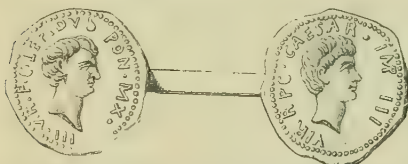
§ 48. Das zweite Triumvirat.

Der nächste Eindruck des thörichten Blutwerkes war allgemeines Entsetzen: die Verschworenen sahen sich in ihrer Hoffnung, daß die andern Römer zustimmen würden, sehr getäuscht. Der Senat zerstob, und sie konnten die That nicht, wie sie gewollt, in einer Rede vor ihm rechtfertigen. Auch das Volk floh vor ihnen und wollte ihre Predigt von der neuaufgegangenen Freiheit nicht anhören. Darüber wurden sie verblüfft, und weil sie gar keinen festen Plan auf weiter hinaus gemacht, standen sie ratlos und suchten Schutz auf dem Kapitolium. — Das gemeine Volk jammerte laut um seinen väterlichen Wohlthäter, schrie und tobte gegen seine Mörder. Die Aristokratie dagegen, als sie wieder zu sich gekommen, nahm allerdings für die Verschworenen Partei. Der Senat wagte zwar nicht, ihre That gut zu heißen; aber während er Cäsars Einrichtungen bestätigte, amnestierte er die Thäter auf Ciceros Empfehlung, sorgte für ihre Sicherheit, beließ sie in ihren Ämtern, daher sie nach Makedonien und Syrien abreisten. Wie stands aber mit den mächtigen Freunden Cäsars? Hätten denn diese, die Masse des Volkes auf ihrer Seite, mit den Legionen Cäsars nicht den Senat über den Haufen stürzen können? O freilich, wenn sie nur alle unter sich einig gewesen wären. So aber suchte jeder aus dem Ereignis seinen eigenen Vorteil zu ziehen, und sie kamen mit einander selbst in Zerwürfnis.

Es trat eine außerordentliche Verwirrung im Staate ein, wie wenn ihm die Seele genommen wäre, ein tolles Durcheinander, blutiger Kampf allenthalben. Im andern Jahre löste sich die Verwirrung. Da versöhnten und verbanden sich die mächtigsten Cäsarianer Marcus Antonius, Marcus Lepidus und Cajus Octavius, worauf wieder zwei gesichtete Parteien hervortraten. — Antonius war der beste Feldherr Cäsars, aber ein ausschweifender, gewissenloser Mensch. Er bekleidete gerade das Konsulat, und konnte jetzt selbst den Herrn machen, entflammte durch eine meisterhafte Rede bei der Bestattung den Volkshaß gegen die Mörder, und hauste, zwar nicht unter den Republikanern, die er klüglich schonte, aber unter den Staatsgeldern in greulicher Weise; doch dürstete er nach Rache. Lepidus, Cäsars Reitergeneral, war nur ein tapferer Degen, aber reich, daher ihn Antonius durch die Heirat ihrer Kinder an sich fesselte. — Den 18jährigen Octavius, den Enkel seiner Schwester, geb. 63, hatte Cäsar im Testamente zum Haupterben eingesetzt und an Sohnesstatt angenommen. Er studierte in Apollonia (Epirus) Beredsamkeit, als der Großonkel starb, und konnte nicht gleich die Erbschaft antreten, weil Antonius sie ihm als Staatseigentum vorenthielt. Doch seit der Eröffnung des Testamentes nannte er sich Cäsar Octavianus. In diesem lag mehr, als man zuvor vermutet hatte. Der zarte Jüngling erschien als vollendeter Mann; er zeigte eine Kraft, Besonnenheit und Klugheit, daß man sich nur verwundern mußte; und obschon er sehr bescheiden auftrat, merkten doch die schärfer Blickenden bald, daß er es auf den goldenen Stuhl seines Adoptivvaters abgesehen habe. Er gewann zunächst die Gunst des Volkes durch Auszahlung der von Cäsar jedem Bürger vermachten Gelder; dann lockte er etliche Legionen an, half der Ordnungspartei April 43 zum Sieg bei Mutina über den Antonius, der

zum Staatsfeind erklärt war, und ließ sich nun statt der gefallenen Konsuln zum Konsul wählen, trat auch förmlich seine Erbschaft an. An der Spitze von 11 cäsarischen Legionen rückte er im Auftrag des Senats gegen Antonius und Lepidus, die 17 Legionen hatten, nach Bononia vor. Dort auf einer Flußinsel schloßen diese drei, von denen sich jeder allein zu schwach fühlte, Okt. 43 ein Bündnis, um die republikanische Partei, welche den Osten beherrschte, zu vernichten und die Herrschaft unter sich zu teilen. Mit Freudengeschrei hörten die Legionen den Entscheid. Sie eigentlich schufen das zweite Triumvirat.

Die drei zogen mit ihren vereinigten Legionen nach Rom. Hier mußte das Volk beschließen, daß die drei alle Macht in sich vereinigen (Nov.) Aber wie schrecklich begannen sie ihr Werk! Sie wollten, weil Cäsars Milde die Bosheit seiner Feinde doch nicht besänftigt habe, sich den Rücken sichern und die Legionen befriedigen; auch wollte jeder seine persönlichen Feinde aus dem Weg geräumt haben; so setzten sie eine Proskriptionsliste von 147 Senatoren und 2000 Rittern und vielen andern Namen auf, welche „an Cäsars Tod Anteil gehabt oder wenigstens sich darüber gefreut hätten," die darum verdientermaßen getötet und deren Güter zum gemeinen Besten eingezogen werden sollten. Gleich bei ihrer Ankunft in Rom ließen sie mit der Ausführung der Proskription beginnen. Es war Abend, die Soldaten stürzen nach den Geächteten, Häuser werden umzingelt, Thüren erbrochen, Schwerter gezückt; man hört das Geschrei der Verfolgten, das Heulen der Weiber; Feuer bricht aus und durchleuchtet die gräßlichste Nacht, die Rom je erlebt. Das Morden ging mehrere Tage nach einander fort. Da wurden wieder alle Teufel der Bosheit los; Gattinnen verrieten ihre Gatten, Söhne ihre Väter. Jeder Sklave, der einen Kopf einbrachte, erhielt das Bürgerrecht und 7000 Mk., jeder Freie 18000 Mk. Nach den nicht Aufgefundenen wurden Hetzjagden durchs Land angestellt. Die Erschlagenen warf man in den Tiber oder ließ sie den Tieren zur Speise; die Köpfe aber paradierten wieder auf dem Forum!


Fig. 92. Goldmünze des II. Triumvirats mit den Bildnissen des Lepidus und Octavianus.

Da steht nun auch das Haupt des Republikschwärmers Cicero an dem Orte, wo er so viele glanzvolle Reden gehalten. Auch er war auf der Ächtungsliste, da er den Antonius so scharf angegriffen hatte. Octavian zwar wollte den ausgezeichneten Gelehrten erhalten; allein der Beleidigte bestand durchaus auf seinem Tode, gab doch auch Lepidus seinen Bruder preis. Cicero floh von seinem Landgut Tuskulum nach der Meeresküste, setzte sich auf ein Schiff, kehrte aber wieder ans Land zurück und suchte auf einem andern Landgute ein Versteck; dann ließ er sich von seinen Sklaven in einer Sänfte nach dem Meere tragen. Auf dem Wege ward er von den Soldaten ereilt. Sie hieben ihm den Kopf und die Hände ab und brachten sie nach Rom. Antonius hatte eine unmäßige Freude darüber und bezahlte sie gut. Und sein schändliches Weib Fulvia zog aus dem Kopf die Zunge heraus, die auch ihrer nicht geschont hatte, und durchbohrte sie mit Nadeln.

§ 49. Dritter großer Bürgerkrieg.

Cassius und Brutus hatten sich nach dem Osten begeben und dort mit unsäglichen Erpressungen eine große Macht gesammelt. Sie vereinigten alle ihre Truppen in Makedonien. Antonius und Octavian zogen gegen sie, während Lepidus in Rom Ordnung hielt. Die Cäsarianischen Soldaten brannten vor Begierde, ihres Imperators Mord zu rächen; aber auch die Gegnerischen waren schlachtenmutig. Übrigens waren beide Heere einander ziemlich gleich, 110000 bis 115000. Bei Philippi erfolgte der Zusammenstoß in zwei heißen Schlachten, November 42. Die erste war nicht entscheidend. Cassius unterlag auf seiner Seite dem Ansturm des Antonius; dagegen erhielt Brutus die Oberhand über die Truppen des

Octavian, welcher durch Krankheit verhindert am Kampfe nicht selbst Anteil nehmen konnte. Es hätte sich so ausgeglichen. Allein durch ein finsteres Verhängnis erfuhr Cassius nicht gleich den Vorteil seines Genossen; er hielt das ganze Heer für besiegt, und in Verzweiflung darüber ließ er sich mit seinem Schwert den Kopf abhauen. Als Brutus die Kunde hievon empfing, weinte er um „diesen letzten Römer“, an dem doch nicht viel verloren war.

Brutus vereinigte jetzt sämtliche Truppen unter seinem Kommando, wollte jedoch, wohlversorgt mit allen Bedürfnissen, an denen die Gegner Mangel litten, nicht gleich wieder schlagen, sondern in seiner sichern Stellung bleiben, bis jene durch Entbehrung geschwächt wären. Allein die Soldaten drangen so ungestüm auf Erneuerung des Kampfes, daß der Feldherr nicht zu widerstehen vermochte, und so folgte denn nach 23 Tagen eine zweite Schlacht, die ihr Verderben entschied. Etliche Monate zuvor saß Brutus nachts bei einem Buche im Zelt, als eine riesige Gestalt vor ihm erschien. Auf seine Frage: Wer da? antwortete sie: „Ich bin dein böser Geist; bei Philippi wirst du mich wieder sehen!“ Damit verschwand der Geist. Nun, in der Nacht vor der zweiten Schlacht sah Brutus abermals diesen Geist stumm vorüberschreiten. Am Morgen stürmten beide Heere auf einander, und es wurde mit äußerster Anstrengung und Erbitterung gefochten. Wiederum war es der vortreffliche Feldherr Antonius, welcher den Ausschlag gab. Denn nachdem Octavian zurückgedrängt war, zerbrach jener mit ungeheurem Stoß das Zentrum der Feinde, die dadurch so in Unordnung gerieten, daß auch Octavian wieder vordringen konnte. Die Cäsarianer besetzten die Zugänge des feindlichen Lagers. Brutus fragte seine Leute, ob sie sich mit ihm durchschlagen wollten. Sie wünschten Frieden. Da stürzte er sich in sein Schwert. Das Übrige seines Heeres ergab sich den Siegern.

Es war kein Heil aus Cäsars Mord gewachsen, weder dem Staate, noch den Verschworenen. Der Republik aber war zu Grab geläutet, nachdem sie 467 Jahre gewährt hatte. Die cäsarianischen Legionen waren Meister der römischen Welt.

§ 50. Auch das zweite Triumvirat hält nicht.

Das Reich hatte also wieder drei verbündete Herren, von denen jedoch, wie früher, zwei nach der Alleinherrschaft strebten, während der dritte so nebenherging.

Octavian begab sich nach Italien zurück, um im Westen noch Widerspenstige zu bezwingen und den Legionen den versprochenen Landbesitz zu überliefern. Lepidus sollte Afrika in Ordnung bringen. Antonius aber ging nach Asien, um die Verwaltung des Ostens zu besorgen und namentlich denen Geld abzupressen, welche solches den Republikanern hatten geben müssen. Übrigens führte er ein gelinderes Regiment ein, gab sich aber dem schwelgerischen Leben des Morgenlands hin. Es war bezeichnend, daß sie ihn in Kleinasien zum Gotte Bacchus machten. Sie thatens, um ihm Schonung abzugewinnen; und er hatte an solcher Vergötterung seine Freude. Vollends bethört wurde er durch die Königin Kleopatra von Ägypten.



Fig. 93. Kleopatra. (Berliner Münzkabinett.)

Diese hatte erst Cäsar gewonnen, dann aber sich den Republikanern zugekehrt, und wurde deshalb von Antonius zur Verantwortung nach Tarsus beschieden. Sie erschien, dachte jedoch seinen Zorn mit ihren Reizen zu überwinden; war sie doch schön, voll Witz und Kunst, eine vollkommene Buhlerin. In goldenem Schiff mit silbernen Rudern, darin sie als Venus gekleidet in all ihrem Liebreiz saß, fuhr sie daher. Das Volk am Ufer rief: „Venus kehrt bei Bacchus ein!“ Am Strande steigt sie nicht aus, sondern läßt Antonius freundlich zu einem Mahle einladen. Er kommt und wird von ihrem Anblick ganz närrisch. Er liegt zu ihren Füßen und lebt hinfort nur für sie. Er begleitete sie 41 nach

Ägypten und brachte dort seine Tage in Wollüsten hin. Sie wußte ihn mit immer neuen Festen und Spielen tiefer in ihr Netz zu ziehen; denn sie gedachte durch ihn Königin der Welt zu werden. Einst wollte sie eine Probe machen, wer den andern kostbarer bewirten könne. Antonius gab ihr ein Mahl, bei dem die auserlesensten Gerichte endlos aufgetragen wurden. Hierauf gab ihm Kleopatra ein mäßigeres Mahl, das eine Brühe schloß, die eine Million kostete, die größte Perle war darin aufgelöst worden.

Noch schien es einmal, als ob Antonius aus seinem Taumel herausgerissen werden sollte. Die Parther drangen bis nach Jerusalem vor und setzten dort einen König ein. Zugleich waren Fulvia und Antonius' Bruder Lucius mit Octavian über die Ansiedelung der Truppen in Krieg geraten. So zog denn Antonius mit seiner Flotte nach Italien und belagerte Brundisium. Doch legten sich Freunde ins Mittel und so erneuerten die Triumvirn 40 ihren Bund zu Brundisium. Da teilten sie das ganze Reich unter sich, daß Antonius die Morgenländer, Octavian den Abend und Lepidus Afrika erhielt. Nun heiratete Antonius, dessen Gemahlin Fulvia aus Wut gestorben war, Octavians junge Schwester Octavia, zum Frohlocken des ganzen Volkes, welches darin eine Bürgschaft des Friedens sah. Octavia war die schönste und tugendhafteste Römerin; Antonius schien auch an ihr Gefallen zu finden und durch sie von einem bessern Geist beseelt zu werden; er widmete sich wieder ernstlicher den Geschäften. — Die bessere Eintracht konnte aber nicht von Dauer sein, denn im tiefen Herzen war jeder dem andern abhold. Bald gab es wieder bittern Streit, daß nur Octavias innige Vermittlung sie noch zusammenhielt, bis Antonius die Octavia selbst genug hatte.

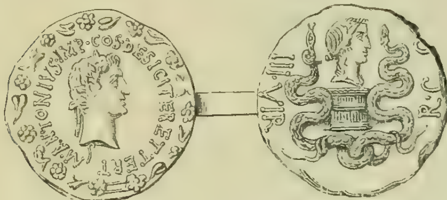


Fig. 94. Münze des Antonius und der Octavia.

Indessen löste sich das Triumvirat, eh es noch zum Bruche kam. Es stand noch ein Sohn des großen Pompejus, Sextus, der sich in Sizilien, Sardinien und Korsika festgesetzt, gegen die Cäsarianer in Waffen. Nachdem man ihm erst die Inseln gelassen, wurde er doch 32 von Octavian bekriegt und 36 vertrieben. Lepidus, bisher von den zwei andern zurückgesetzt, wollte auch einmal einen Vorzug haben und nahm das schöne Sizilien für sich in Anspruch. Da lief Octavian zu den Soldaten desselben und klagte ihnen, daß ihr Führer den Frieden stören wolle; und siehe, das ganze Herr trat zum Octavian über, 36. Lepidus wurde nach Circeji verbannt, wo er als Pontifex Maximus 13 starb. Den Sextus, der nach Mitylene geflohen war, besiegte und tötete Antonius 35.

Indes war auch Antonius im Osten nicht müßig. Er brachte 34 den treulosen König von Armenien in seine Gewalt und beschränkte die Macht der Parther; darüber feierte er in Alexandria einen Triumph. War schon dies in Rom anstößig, so noch mehr, daß er in seinem Testament Kleopatras Sohn von Cäsar, den Cäsarion als Thronfolger anerkannte und seine Söhne von Kleopatra zu Königen Syriens und Armeniens erklärte. Kleopatra aber wurde auf Münzen Königin der Könige genannt. Der treuen Octavia, die ihm nachzog, und zwar mit Geld und Truppen, schickte Antonius den Befehl entgegen, fern zu bleiben, 32 sogar einen Scheidebrief. Die Verstoßene zog sich zurück, nahm sich aber wie ihrer eigenen, so seines zuvor mit Fulvia erzeugten Sohnes fortan mit aller Treue an. Später nahm sie sogar noch die dem Treulosen von der schlechten Kleopatra geborenen Kinder zu sich, und widmete auch ihnen mütterliche Liebe. In Ephesus scharte sich das hellenische und barbarische Asien um Antonius und Kleopatra. So ward es dem Octavian, der bedächtig zugesehen, wie sein Nebenbuhler sich selbst ruinierte, ein Leichtes, den Senat zu bestimmen, daß er

den Antonius für einen verrückten Feind des Vaterlandes erklärte, und der Kleopatra als seiner Verführerin den Krieg ankündigte. Nur ihr, denn Octavian wollte den Namen eines neuen Bürgerkriegs vermeiden.

§ 51. Antonius stürzt im vierten Bürgerkriege.

Alles neigte sich zur festen Monarchie: es fragte sich nur noch, wer von den beiden der Herr sein sollte. Es war im Jahre 31, als die beiden bei Actium, einer griechischen Küstenstadt, mit Flotte und Landheer einander gegenüberstanden. Die östliche Flotte schien der abendländischen überlegen. Vom Landheer des Antonius gingen schon einzelne zu Octavian über. Die Seeschlacht mußte entscheiden.

(An einem Tempel in Präneste fand sich sein Admiralschiff abgebildet, Fig. 59.)

Am 2. Sept. stießen die Flotten angesichts der beiden Landheere zusammen. Antonius hatte seine hochgebordeten, turmtragenden Panzerschiffe sehr gut aufgestellt, daß sie wie ein undurchdringlicher Wall dastanden, und seine Leute fochten mit vorzüglicher Tapferkeit. Kaum aber wars dem Agrippa gelungen, ein wenig in diesen Wall einzudringen, so ergriff Kleopatra mit ihren 60 ägyptischen Schiffen die Flucht; und kaum gewahrte das Antonius, als er seiner Hexe auf einem Schnellsegler nach Ägypten folgte, wo er freilich nachher seiner Heldenthat sich schmerzlich schämte, ohne sich doch mehr ermannen zu können. Seine Leute fochten bis zum Abend fort, da sie sich endlich mit allen ihren Schiffen dem Agrippa ergaben, der diese verbrannte. Das die Gegner um 20 000 Mann überragende Landheer des Antonius wartete noch 7 Tage lang auf ihn, daß er es zum Sieg führe. Allein es sah nichts mehr von ihm, daher streckte es vor dem Cäsarssohn die Waffen.

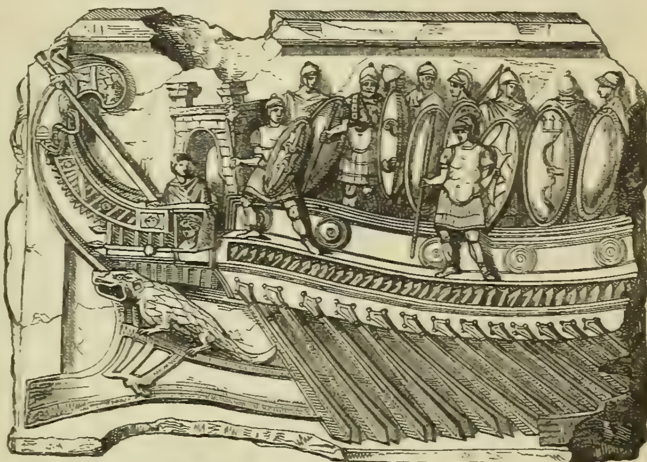


Fig. 95. Fragment des Admiralschiffs des Antonius in der Schlacht bei Actium. (Basrelief vom Tempel der Fortuna in Präneste.)

So hatte Octavian die Welt gewonnen. Seine Freude darüber war mit gänzlicher Besonnenheit gepaart. Er schaute alles kühl an und ging langsam, aber sicher seinen Weg. Zunächst zog er lohnend und strafend durch Griechenland und Vorderasien, wo allenthalben die noch übrigen Truppen sich ihm ohne Schwertstreich ergaben. Im Winter ließ er seine Heere ausruhen. Im Frühling aber, 30, erschien er mit großer Macht vor Pelusium, nahm es und drang gegen Alexandria vor. Dem Antonius blühte kein Heil mehr: seine frisch aufgebrachten Truppen und Schiffe gingen zu Octavian über, sobald derselbe sich zeigte. Kleopatra machte Anstalt, sich in ihrem Grabmal, das zugleich ihr Schatzhaus war, zu verbrennen. Als Antonius dies hörte, stieß er sich sogleich das Schwert in den Leib. Da hörte er, daß Kleopatra noch lebe, und augenblicklich befahl er, daß man ihn in ihr Grabmal trage, um bei ihr zu sterben. Und der Verzauberte starb in ihren Armen.

Kleopatra ließ sich wieder nach der Königsburg bringen und begrüßte den Sieger: Willkommen, o Herr! denn das bist du jetzt an meiner Stelle. Sie zeigte ihm Cäsars Briefe. Allein Octavian sah die schöne, in Trauerkleidern anmutig sitzende, Thränen vergießende, endlich seine Füße umfassende Frau kaum an und antwortete nichts. Sie merkte, daß sie als besiegte Fürstin mit goldenen Ketten vor seinem Triumphwagen hergehen sollte. Solcher Schmach zu entgehen, vergiftete sie sich selbst. Einige sagen: durch eine in Blumen überbrachte Natter, wo dann eine Schlange sich von der andern hätte umbringen lassen. Octavian machte Ägypten zur Provinz. So namhaft mehrte er das Reich gleich beim Beginn seines Alleinregiments. Und daß er dasselbe beliebter antreten könnte, dazu kamen ihm Kleopatras Schätze zu statten, mit denen er seine Krieger und Freunde herrlich belohnen und auch noch alle Bürger Roms stattlich beschenken konnte. Zur Vorsicht ließ er doch Antonius' Sohn und den Cäsarion umbringen.



Fig. 96. Münze des Octavianus auf die Eroberung Ägyptens.

§ 52. Octavian, der erste römische Kaiser.

Nun zog Octavian als Alleinherrscher in Rom ein, und es beginnt das Kaiserreich. Es ward ihm der Titel Imperator zuerkannt, als Herr des Heeres; allein er nannte sich bescheiden nur nach seinem Adoptivvater „Cäsar“ (deutsch: Kaiser). Octavianus Caesar wird daher als der erste Kaiser aufgeführt. Auch princeps, erster Bürger (daher: Prinz) nannte er sich. Mit diesen Namen zeigten sich seine Römer völlig zufrieden. Am Königstitel lag dem Octavian nicht das mindeste; es lag ihm nichts an allem Schall und Schein, wenn er nur die Macht hatte, die ihm jetzt niemand mehr bestritt. Er trug keine Krone, aber er war unbeschränkter Regent; er ging einfach wie ein Bürger einher, aber alle Bürger beugten sich vor dem Allgewaltigen.

Einmal, 27, machte er im Senat den Antrag, seine ganze Gewalt niederzulegen, wurde aber von allen Seiten bestürmt, sie zu behalten, was er vorerst für 10 Jahre versprach. Im J. 18 und später wurde ihm das imperium wieder auf 5 Jahre verlängert.

Man erkannte allgemein, daß die Republik unmöglich länger hätte bestehen können; und es stand um so weniger ein neuer Versuch zu ihrer Wiederaufrichtung zu besorgen, da ja Proskriptionen und Bürgerkriege ihre besonderen Freunde gar weggeräumt hatten. Um aber doch den Übergang zur bleibenden Monarchie weniger fühlbar zu machen, ließ auch Octavian noch einige hohle Bilder von der vorigen Verfassung stehen, Konsulat, Senat, Volksversammlung. Indessen mußte auch im neu konstituierten Staat alles nach seinem Willen geschehen; er war der princeps senatus, der zuerst oder zuletzt stimmte. Später nahm er zu den Beratungen, die der besonnenen Festsetzung seines Willens vorausgingen, nicht den ganzen Senat, sondern nach seinem Ermessen die Verständigsten davon, welche einen besonderen Staatsrat bildeten. Was er mit seinem Staatsrate besprochen hatte und darnach als Edikt ausgehen ließ, das galt als Gesetz und wurde in die Gesetzbücher eingetragen.

Das Volk hielt Komitien zur Ernennung der Konsuln 2c., aber Kandidaten waren nur die vom princeps geprüften und gebilligten. Als Tribun gewährte er dem gemeinen Volke Rechtsschutz, er wars lebenslänglich seit 23, auch Pontifex Maximus seit 12. Die Legionen leisteten dem Imperator den Eid, aus dessen Privatkasse (fiscus) sie auch ihre Löhnung erhielten.

Leicht konnten die Römer ihre Freiheit verschmerzen, weil sie ihnen doch viel Jammer gebracht hatte. Jetzt waren sie des ewigen Haders müde und sahen ein

daß sie nur unter Einem Ruhe erlangen konnten. Und wie gerne konnten sie sich dem Octavian ergeben, da er die größte Milde walten ließ. Seit er erreicht hatte, wornach sein Ehrgeiz strebte, traten seine strengen Eigenschaften ganz hinter Freundlichkeit und Wohlwollen zurück, bis das Andenken an sein grausames Auftreten als weiland Triumvir ausgelöscht war.

Er sorgte unablässig und auf's gedeihlichste für die Wohlfahrt seiner Unterthanen, wobei ihm zwei innig befreundete uneigennützige Männer trefflich zur Hand gingen, nämlich M. Vipsanius Agrippa, sein tüchtiger Feldmarschall (und Schwiegersohn), und Mäcenas, sein gewandter Minister. Er selbst blieb doch in allem das Haupt und die Seele, wie er sich denn auf jedem Schritt von den Göttern geleitet vorkam. Dafür erneuerte er 82 verfallene Tempel, am sorglichsten den Apollotempel auf dem Palatin. Alles wurde neu organisiert, die überflüssigen Truppen da und dort angesiedelt. Durch stehende Heere, 18 Legionen, die er gegen die Grenzen hin verteilte und aus den Provinzen ergänzte, hielt er alles in Ruhe, wobei doch die Angesessenen nicht mit Dienst geplagt waren; denn Bürger und Soldat waren jetzt ganz von einander getrennt. In Italien stand keine Legion. In Rom hielt eine zahlreiche Stadtmiliz (cohortes urbanae) die Sicherheit aufrecht, daß dort nie zuvor eine so gute Polizei bestanden; während die Garde der Prätorianer (9 cohortes praetorianae) und die berittene Leibwache von Germanen den kaiserlichen Palast schirmten, obwohl das bei ihm gar nicht nötig erschien. Er selbst wohnte einfach auf dem Palatin, wo aber nach einer Feuersbrunst 3 n. Chr. der erste Palast erstand. Die backsteinerne Stadt konnte er sich rühmen in eine marmorne verwandelt zu haben. Er baute auch das Forum aus, nachdem es freilich fast unnötig geworden war (Fig. 98); in den Hallen ringsum stellte er die Bildnisse verdienter Altvordern auf.

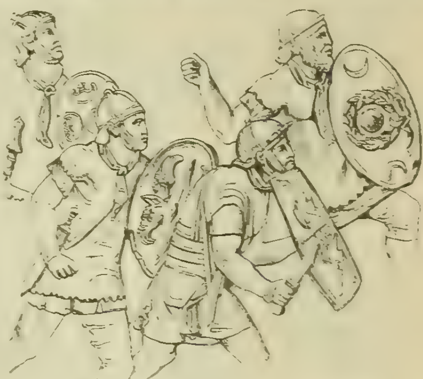


Fig. 97. Legionssoldat und Hilfssoldaten. Von der Trajanssäule.

Namentlich ward aber den Provinzen ein viel besseres Los zu teil; damit sie nicht mehr von den Beamten und Einkünftepächtern so schändlich ausgepreßt würden, setzte er den erstern, die vorher auf Bezüge aus ihren Provinzen angewiesen waren, einen festen Gehalt aus, und ließ alle Einkünfte der Länder unmittelbar in die Staatskasse fließen. Die Statthalter wechselte er nicht alljährlich. Er bereiste auch persönlich die Gebiete des Reichs, hörte von jedermann Beschwerden an, stellte wahrgenommene Mißbräuche alsbald ab und duldete nirgends Unrecht. So hatten sie in und außer Rom mäßige Freiheit, gutes Recht und guten Schutz. Auch sonst that er viel zum Frommen seiner Unterthanen: durch Anlegung eines Netzes von Heerstraßen und einer Staatspost, durch Herstellung von Wasserleitungen, auch durch gute Sittengesetze, z. B. gegen Üppigkeit und Schwelgerei, Ehebruch und Ehelosigkeit, die nur leider von den wenigsten gehalten wurden. Genug aber, das Volk vergaß je mehr und mehr seine miserable republikanische Freiheit, und lobte und segnete, nun wirklich frei aufatmend, den Prinzipat. Es fühlte sich in Italien und in den Provinzen unendlich besser beraten als vorher. Die 625000 Bürger Roms aber versorgte der Imperator mit Kornspenden, nach und nach nur noch 200000. Zum Brot verlangte dieser Pöbel auch Spiele, und Augustus gab sie ihm.

Das Volk freute sich des edlen Friedens nach so harten Stürmen. Nach einem dreifachen Triumph (über Illyrien, Achaia, Ägypten) ward a. 29 der Janustempel geschlossen, zum erstenmal seit 235, zum andernmal seit Roms Entstehung. Da war denn kurz vorher, ehe das höhere Friedensreich, das Friedensreich für die armen gequälten Seelen, mit Christo in die Welt kam, und wie zu einer Anmeldung desselben, im ganzen weiten Reich zeitlicher Friede. Nun baute der Landmann allenthalben ruhig seinen Acker, der Kaufmann zog sicher die gute Straße, und auch die Künste und Wissenschaften blühten im milden Hauche des Friedens auf.

Übrigens blieb der Janustempel auch nicht immer unter Octavianus' Re-

gierung geschlossen. Er ging nicht gerade auf Eroberungen aus, sein Reich war ihm groß genug; aber er wollte die Grenzen desselben sichern. Nun waren die Alpen=

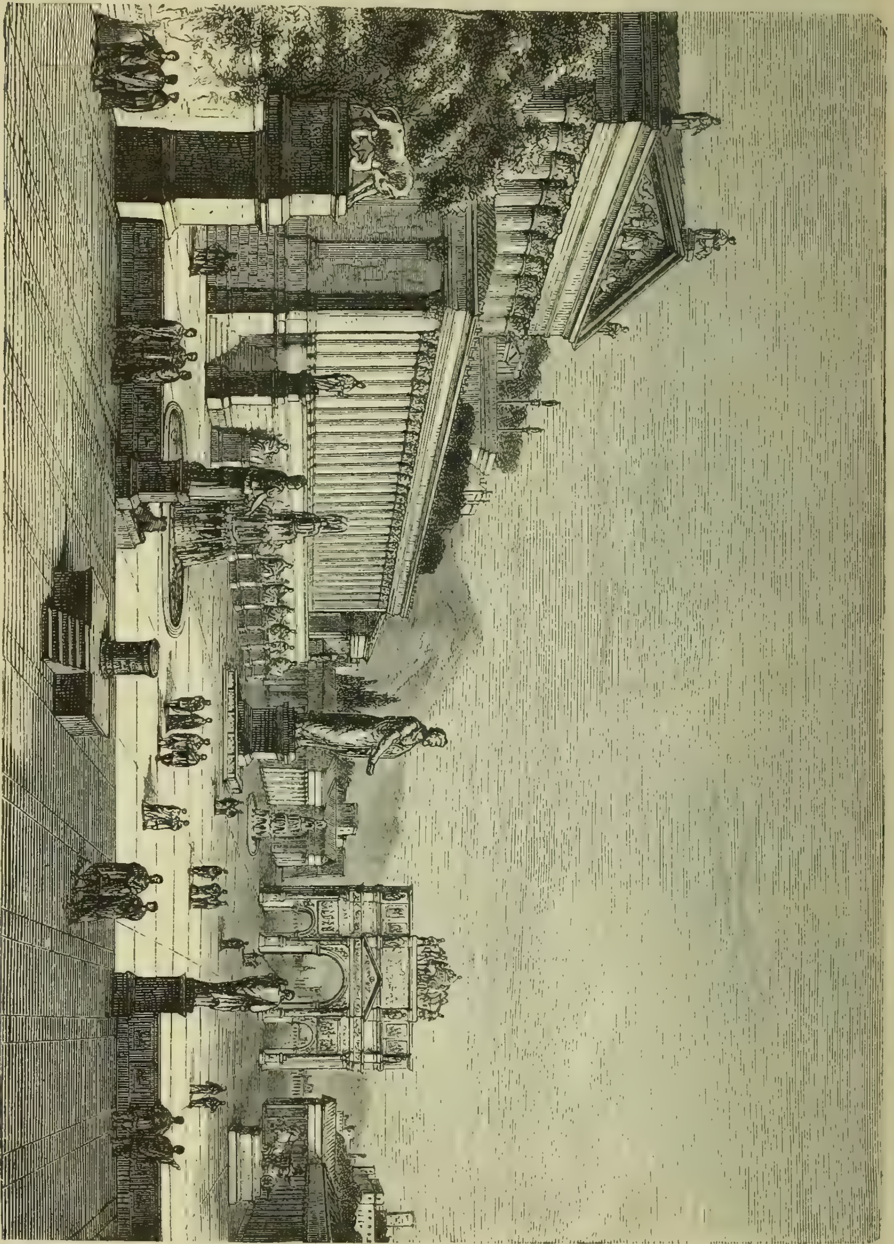


Fig. 98. Römisches Forum. (Entworfen nach Bouchet.)

völker immer wegig, und die hinter den Alpen und überhaupt im Norden wohnenden kriegerischen Völkerschaften beunruhigten häufig das römische Gebiet. Darum sandte er seine Legionen gegen sie, und das Glück heftete sich an ihre Adler dermaßen, daß

sie alle noch unbezwungenen Länder unterhalb der Donau bis ans Schwarze Meer hinab eroberten: Rätien (Tirol), Vindelicien (Bayern und Schwaben zwischen Inn und Bodensee), Noricum (Westösterreich mit Krain und Salzburg), Pannonien (Österreich, Niederungarn, Slavonien) und Mösien (Serbien und Bulgarien).

So kamen allerdings auch deutsche Länder (damals von Kelten und Tuskern bewohnt) unter römische Botmäßigkeit, 15 v. Chr.; und es erhoben sich da aus befestigten römischen Lagern Städte, die noch berühmt sind, Augusta Vindelicorum, unser Augsburg, Reginum, Regensburg ꝛc. Die beiden Stiefsöhne Octavians, Drusus († 9 v. Chr.) und Tiberius, welche bei diesen Eroberungen das Meiste gethan, drangen sogar, einer nach dem andern, ins Herz von Deutschland ein, bis zur Elbe hin; allein hier konnten sie keinen festen Fuß fassen und mußten sich beide wieder zurückziehen. Im Nordwesten Deutschlands, vom Rhein bis zur Weser hin, setzten sich zwar die Römer einmal fest, jedoch auch nicht auf lange. Hier ging es ihnen 9 n. Chr. sehr schlimm, wie später erzählt wird.


Fig. 99. Kaiser Augustus. (Nach einer alten Goldstatuette.)

Jetzt war der römische Staat größer als irgend eines der vorherigen Weltreiche. Er umfaßte die Länder Asiens vom Mittelmeer bis an den Euphrat und noch drüber hinaus, sodann den ganzen Norden Afrikas, endlich den ganzen Süden und Westen Europas, die Türkei, Griechenland, das meiste von Ungarn und Östreich, auch Süddeutschland, Italien, die Schweiz, Belgien, Frankreich, Spanien, Portugal; er reichte vom Kaukasus bis ans atlantische Meer, und von der Wüste Sahara bis zur Donau. Zusammen 24 Provinzen, 5 in Afrika, 4 in Asien, 15 in Europa. Die friedlichen waren dem Senat anheimgegeben, die noch unruhigen hießen cäsarianische; die Verwalter der senatorischen Provinzen, die keine Truppen unter sich hatten, hießen Prokonsuln; in die Provinzen, welche dem Kaiser unterstellt blieben (Gallien, Spanien, Syrien ꝛc.), wurden Legaten geschickt, welche auch die Truppen befehligten.

Betrübend ist es, daß Octavian, dieser ungemein kluge Fürst, in seinem häuslichen Leben so gar viel Herzeleid hatte. Seine dritte Frau, Livia, welche er als Witwe geheiratet und die ihm eben die vorhergenannten Stiefsöhne aus ihrer ersten Ehe zugebracht hatte, war ein unmäßig böses und ruchloses Weib, das ihm sein Leben arg verbitterte. Mit Verleumdungen und heimlichen Praktiken drängte sie alle seine nähern Verwandten von ihm weg; ja es hieß, daß sie die Mehresten derselben aus der Welt schaffte. Sie that dies, weil sie nach Octavian, der keinen eigenen Sohn hatte, ihren geliebten Tiberius, einen Herkules an Kraft, aber undurchdringlichen Charakters, auf dem Thron sehen wollte. Sie lag auch ihrem Gatten beständig in den Ohren, daß er den trefflichen Tiberius adoptieren und zu seinem Nachfolger bestimmen sollte.

Lange widerstand Octavian, dem Tiberius bei aller Tapferkeit zu eckig, herb und düster war; erst da er älter geworden und so einsam stand, gab er nach, nötigte ihn zur Scheidung von einer geliebten Gattin und gab ihm seine einzige Tochter Julia, die doch in keiner Ehe gutthat.

Hatte dieser große Monarch auch wenig Trost und Heil im eigenen Hause, so konnte er sich doch der bleibenden, ja wachsenden Liebe und Verehrung seines gesamten Volkes erfreuen. Sie nannten ihn Vater des Vaterlandes und seit 27 „Augustus", der Hehre, und es war ihnen ein rechter Ernst damit. Der Monat Sextilis, in welchem er a. 29 seinen Triumph gefeiert, wurde nach ihm August geheißen, wie der Quintilis nach Cäsar Juli hieß. Er war nicht bloß der „Sohn des Göttlichen", sondern selbst göttlich; in allen Provinzen wurden ihm und der großen Roma Tempel und Altäre errichtet. So regierte er ruhig im ganzen und glücklich über die Welt die lange Zeit von 44 Jahren. Endlich ward er auf einer Reise krank und starb zu Nola im 76. Lebensjahre, 19. Aug. 14 n. Chr. Als er den Tod nahen fühlte, sprach er zu den umstehenden Freunden: „Hab' ich meine Rolle gut gespielt?" Er meinte wohl, ob er die ihm vom Schicksal gewordene Aufgabe gut vollbracht habe. Und als sie es bejahten, sagte er: „So klatscht!" und schloß die Augen.

Das ist der Cäsar Octavianus Augustus, unter welchem **der Herr Jesus Christus** geboren worden ist, Luk. 2, 9.

§ 53. Roms damalige Gestalt, und noch etwas von der Bildung und Gesittung der Römer.

Die Stadt Rom streckte sich jetzt weit über ihre sieben Hügel hinaus. Eine rechte Hauptstadt der Welt mit 1½ Mill. Einwohner, während sie heutzutage nicht den vierten Teil der damaligen Seelenzahl enthält. Sie hatte 420 Hauptstraßen samt vielen freien Plätzen. Der größte freie Platz war nicht mehr das Forum, sondern das später hergerichtete Marsfeld, dieses so groß, daß sich darauf die ganze römische Bevölkerung, alt und jung, versammeln konnte. Es gab jetzt weit mehr ansehnliche Gebäude, als noch vor hundert Jahren. Da prangten 400 größere und kleinere Tempel; der prächtigste darunter immer doch der mit Goldblech gedeckte Jupiterstempel auf dem Kapitol. Durch Agrippa war der zweite Wundertempel gebaut worden, ein Rundgebäude, das heute noch steht, das Pantheon mit den Statuen der meisten Götter. Stolz erhoben sich auch mehrere Basiliken, öffentliche Gebäude bloß mit Sälen und Hallen, zu Vorträgen gelehrter Männer und anderem dergleichen Gebrauch. Marmorpaläste der Großen und Reichen in Gold-, Silber- und Elfenbeinschmuck ließen sich in vielvermehrter Anzahl schauen. Auch gab es glänzende Theater, darunter ein von Ämilius Scaurus gebautes und mit Tausenden von Marmor- und Erzstatuen ausgeschmücktes Amphitheater, welches 60000 Zuhörer faßte. Ein solches Amphitheater war eirund gebaut, ohne Dach, ringsum mit mehreren Reihen von Sitzen versehen, welche gegen hinten aufstiegen, so daß die hintersten Zuschauer über alle Köpfe vor ihnen wegsehen konnten. Neben den Prachtgebäuden standen allerdings der kleinen ärmlichen Häuser noch die Menge, und die Straßen waren meistens noch schmal, krumm und winkelig wie vordem. Die vornehmen Römer liebten es auch fortan, sich aus der dumpfen Stadt hinauszumachen und die Sommertage auf ihren freien schönen Villen zuzubringen.

Aber in den Häusern der Stadt oder auf den Villen saßen nun viel mehrere als sonst in der Studierstube und beschäftigten sich emsiglich mit den Büchern der Griechen, brachten auch selbst auf dem geistigen Gebiete mehr hervor als ihre Vorfahren. Augustus selbst war ein Kenner, Freund und Beförderer der Kunst und Wissenschaft; und sein aus etrurischem Königsgeblüte stammender Minister Mäcenas gilt für den Patron derselben. So wurde denn das Zeitalter des Augustus

„das goldene Zeitalter der römischen Litteratur", die zwar die griechische an Originalität nicht erreicht, aber aufs glücklichste nachahmt. — Wir wollen noch die in Kunst und Wissenschaft berühmtesten Römer des letzten Jahrhunderts kennen lernen. Es sind namentlich Dichter, Geschichtsschreiber, Rechtsgelehrte und Redner. Von römischen Bildhauern und Malern, die an Meisterschaft den griechischen nahe gekommen wären, ist nichts bekannt.

Dichter.

Gajus Valerius Catullus, 87—54. Ein vollendeter Kunstdichter im Po-Thal, der auch die Gewaltigen nicht schonte, heißblütig und rücksichtslos.

Titus Lucretius Carus, 99—55. Ein geistvoller Mann, der in seinem Lehrgedicht „über das Wesen der Dinge" die Lehre Epikurs verkündigte, daß die Götter sich nichts um den Menschen kümmern, und dem Aberglauben mit dem Unglauben kräftig zu Leibe ging.

Publius Vergilius Maro, 70—19. Der bedeutendste römische Poet im Epos oder Heldengedicht. Er hat „die Äneide" verfaßt, ein Werk, darin er die Irrfahrten des angeblichen Stammvaters der Gründer Roms und seine Niederlassung in Latium besingt, liebenswürdig, korrekt und elegant. Vergil (oder Virgil) hat dann auch den Landbau in meisterhafter Form dichterisch dargestellt: dieses Werk heißt Georgica. Noch früher sang er Hirtenlieder, Bucolica.

Quintus Horatius Flaccus, 65—8. Ist der größte lyrische oder Leier-Dichter der Römer. Er hat ein Buch Oden (Gesänge) geschrieben, darin er von allerlei sehr fein, geschmackvoll und glänzend redet: auch ein Buch Satiren (Spottgedichte), in denen er die menschlichen Schwachheiten und Thorheiten lächerlich macht. Mit schalkhaftem Humor redet er über sich und andere: seine Briefe zeichnen sich durch den feinen Takt aus, mit welchem er namentlich ästhetische Fragen abhandelt.

Albius Tibullus, 54—19. Ein rechtschaffener Dichter. Er hat Elegien oder Wehmutsgesänge verfaßt, in welchen er gar zart, innig und ergreifend singt vom seligen Landleben und von der Sehnsucht darnach. — Sextus Propertius, 49 bis 15, ist gleichfalls Elegiker. Ein frischer, lebhaft schildernder, markiger Dichter.

Publius Ovidius Naso, 43—17 n. Chr. Sein berühmtestes Werk sind die Metamorphosen (Verwandlungen), wo er in vielen Gedichten Sagen von Schöpfung der Welt an erzählt, die alle mit einer Verwandlung schließen. Er dichtet leicht, gewandt, auch phantasiereich, aber weder tief noch züchtig. In seinen fasti verherrlicht er das Volksleben mit seinen Überlieferungen.

Prosaiker.

In der Geschichtsschreibung haben die Römer das meiste geleistet, so wenig sie sich noch mit eigentlicher Geschichtsforschung befaßten. Der Kleinasiate Strabon (geb. 66) hat in Griechisch eine geographische Schilderung der damals bekannten Welt verfaßt.

Gajus Julius Cäsar, 100—44. Er war in allem groß, auch mit der Feder. Er hat selbst seinen ganzen gallischen Krieg und den zweiten Bürgerkrieg meistermäßig zu Papier gebracht, doch mehr in Form eines populären Militärberichts. Seine Wirksamkeit als Staatsmann umgeht er vorsichtig. Cäsar führte auch mit dem ägyptischen Sonnenjahr einen bessern Kalender ein, der nach seinem Vornamen der Julianische heißt und bis zum J. 1582 n. Chr. gegolten hat.

Cornelius Nepos, 95—29. Hat ein Buch anspruchsloser „Lebensbeschreibungen ausgezeichneter Feldherren" hinterlassen, 20 Biographieen meist griechischer Männer.

Sallustius Crispus, 87—34, hat „die Catilinarische Verschwörung" und

„den Jugurthinischen Krieg" beschrieben, dem Thukydides nacheifernd. Sein Hauptwerk, „die Historien", ist leider verloren. Er weiß die Sünden seiner Zeit scharf zu strafen, hat aber selbst allzusehr daran teilgenommen.

Titus Livius, 59—17 n. Chr. Er hat die ganze Historie des römischen Volks von Anfang an bis auf Augustus in 142 Büchern erzählt, die aber bedauerlicherweise bis auf 35 verloren gegangen sind. Vollendet in der Darstellung, ermangelt doch dieses Nationalwerk der wahren Kritik. Gleichzeitig schrieb Pompejus Trogus eine Universalgeschichte, davon wir einen Auszug des Justinus haben.



Fig. 100. Titus Livius.

Die Jurisprudenz wurde von den Römern eifrigst fortgetrieben; sie haben das menschliche Recht aufs allseitigste und allerschärfste ausgeführt. Die zwei berühmtesten Juristen dieser Zeit heißen Labeo und Capito.

Die römische Redekunst hat vor dem Kaisertum ihren Gipfel erstiegen. Vor allen Rednern strahlen zwei, welche zu gleicher Zeit lebten und auch bei Gelegenheit gegen einander sprachen, Quintus Hortensius 114—50 und Marcus Tullius Cicero 106—43 (S. 199). Cicero ist der größte von allen römischen, doch an einen Demosthenes reicht er weit nicht hin: er war zu sehr Advokat und bloßer Stilist. Unter seinen vielen Reden sind besonders ausgezeichnet: die für den Roscius und Milo, die Reden gegen den Verres, Catilina und die gegen Antonius (Philippiken gen.), die ihm den Kopf kosteten. — Cicero hat sonst noch gar viel in Prosa geschrieben, z. E. eine anmutige Abhandlung „über das Greisenalter", eine nicht minder schöne „über die Freundschaft", und ganz ausgezeichnete Briefe. In ihm haben wir auch den größten römischen Philosophen. Allein seine Weisheit ist durchgängig aus den Schriften der Griechen geschöpft, wie denn allen Römern die Anlage zum selbsteigenen Philosophieren abging. Zu seinen namhaftesten philosophischen Werken gehören die „über das höchste Gut und Übel", „über das Wesen der Götter", „über die Pflichten". Cicero gilt übrigens für den größten römischen Schriftsteller und sein Latein für das beste. — Viele Aufsätze schrieb auch Terentius Varro 116—27, ein ehrenhaftes Original voll launiger Einfälle; das wichtigste Werk handelt von der römischen Sprache. Vitruvius schrieb 14 v. Chr. von der Architektur.

Überschaut man diese letzte Zeit der Litteratur, so teilt sie sich in eine ciceronische, in welcher die Prosa ihren Gipfel erstieg, und in eine augusteische, worin die Poesie den Höhepunkt erreichte. Es ist aber auffallend, wie griechisch diese Römer — den Varro etwa ausgenommen — in ihrem Reden, Denken und Dichten werden. So wollte es die Mode. Griechen finden sich in allen vornehmen Häusern, als Lehrer der Jugend, als Gesellschafter daheim und auf Reisen.

Der stolze Römer will in seinem Hofstaat auch einen Philosophen, Poeten und eine dienstwillige Feder haben. Strebsame Jünglinge reisen nach Athen, Rhodus oder sonst einer griechischen Hochschule, um ihre Bildung zu vollenden; und Sulla, Lucullus u. a. Eroberer bringen vom Osten auch reiche Bücherschätze nach der Hauptstadt. Ebenso finden griechische Künstler in Rom den dankbarsten Boden und lernen auch in römischem Sinne arbeiten. Es wurde nun ungemein viel geschrieben; in den bürgerlichen Händeln wirkte man schon auch durch Flugschriften aufs Volk, man erfand selbst eine Art von Stenographie. Sogar ein amtliches Tagblatt (acta) kam

durch Cäsar auf seit 59; man unterschied die acta senatus, mit denen behutsamer verfahren wurde, und die acta populi. Die letzteren Tagesneuigkeiten wurden jeden Tag öffentlich ausgestellt.

Mit dem Umschwung, den der Tag von Actium bezeichnet, erlischt allmählich das öffentliche Leben; und das spürte zumeist die Beredsamkeit. Das freie Wort wurde selten, um so mehr weitteiferten die begabteren Geister nach kurzem Besinnen im Schmeicheln und Kriechen. Auch Geschichte zu schreiben, ward eine mißliche Sache. Asinius Pollio, der die Bürgerkriege zu erzählen angefangen, fand es geraten, sein Werk unvollendet zu lassen. Ein Geschichtswerk des Labienus wurde durch Senatsbeschluß verbrannt. Freilich wenn man sich strengen Urteils und der Anspielung auf die Gegenwart enthielt, konnte man über Fernes und Altes in voller Ruhe schriftstellern, wie namentlich viele Griechen unter Augustus gethan haben. Am meisten wurde von ihm durch Anlegung von Bibliotheken für die Verbreitung der Gelehrsamkeit und litterarischer Bestrebungen geleistet. Um seinen Minister Mäcen sammelten sich dann Dichter wie Horaz, Vergil, Properz, auch der durch sein unglückliches Ende bekannt gewordene Quintilius Varus u. a. Wurde freilich ein Dichter unbequem, so verbannte ihn der Kaiser aus der Hauptstadt, wie z. B. der lockere Ovid an den Donaumündungen seine letzten Jahre zubringen mußte. Weil er in allen Tonarten um seine Zurückberufung flehte, so versuchte er es auch durch ein Lobgedicht auf Augustus in getischer Sprache. Wie gerne mißten wir viele seiner Verse, wenn nur dies Denkmal einer thrakischen Sprache auf uns gekommen wäre! Augustus selbst, kühler als sein Großonkel, dichtete weniger, schrieb aber „Ermahnungen zur Philosophie“, womit er auch den Ton angab, welcher Mittel etwa denkende Männer sich bedienen müßten, um sich über den Verlust der Freiheit zu trösten. Die begabtesten Männer zogen sich in sich selbst zurück.

Was soll ich nun noch von der Gesittung der Römer sagen? Ach, die Geschichte selbst hat schon übertraurig davon geredet! Wenn auch da und dort noch ein edleres Menschengebilde sich schauen ließ, im ganzen waren sie immer schlechter geworden. Etwas mochte dazu der Verfall der Religion beitragen, der jetzt bei einer großen Menge eingetreten war, die nicht mehr an die alten Götter und an gar nichts mehr glaubte. Denn das lehrt die Geschichte, daß es selbst mit den Heiden noch schlimmer geworden ist, wenn sie aus ihrem Aberglauben in den Unglauben gerieten. So kam nun eine ganz nichtsnutzige Philosophie auf, die der Epikurer (Apg. 18, 18). Der Stoiker waren es wenige; Epikurer dagegen gab es unzählige.

Diese Philosophen zerbrachen sich den Kopf nicht viel mit Nachsinnen über das Unsichtbare; sie hatten es nur mit der sichtbaren Welt zu thun, mit dem, was den Sinnen schmeichelt. Was bei den Römern nun am allerstärksten hervortritt, ist: Sinnenweide, Fleischeslust, und insofern waren fast alle Epikurer, wenn sie sich auch nicht zu der philosophischen Sekte zählten. Essen, Trinken, Schlemmen, Prassen, Unzuchttreiben ꝛc., das war ihre Lebensaufgabe, ihr Gottesdienst. Es ist erstaunlich, wie sie schwelgten, und selbst solche, die dabei geistige Beschäftigung liebten. Zwei Herren luden sich einst beim reichen Lucull zu Gaste, mit der Bitte, daß er keine Umstände mache, sie wollten bloß ein heiteres, geistreiches Tischgespräch bei ihm führen. Gleichwohl fanden


Fig. 101. Römische Mahlzeit. (Nach einem Gemälde in Pompeji.)

sie ein Mahl bereitet, das sie über 70000 Mk. schätzten. Die Römer waren nun auch nicht mehr mit einmaliger Gaumenergötzung zufrieden; hatten sie sich vollgegessen, so reizten sie sich z. B. mit einer Vogelfeder zum Erbrechen, um mit entleertem Magen von vorne beginnen zu können. Wie schrecklich unter ihnen daneben die Unkeuschheit herrschte, davon läßt sich nicht näher reden. Sie kannten da gar keine Schranke mehr. Die Ehe, sonst so heilig, wurde für nichts mehr geachtet; Ehebruch war eine gemeine Sache; wie denn auch Ehescheidungen, meist nur um sinnlicher Lust und Unlust willen, zur Tagesordnung gehörten. Die armen Kinder aber, welche ohnedem von verdorbenen Sklaven und Freigelassenen, ihren Erziehern, frühzeitig zu einem schnöden Lasterleben angeleitet wurden, sahen an ihren eigenen Erzeugern die unverheimlichte Sünde, und folgten ihnen denn ungescheut nach, ja überboten sie noch darin.

Mit der Wollust paart sich häufig die Grausamkeit; und diese wurde bei den Römern schon durch das viele Kriegführen, dann insonderheit noch durch die abscheulichen Fechterspiele geweckt und genährt; in den entsetzlichen Bürgerkriegen mußte sie ins Ungeheure wachsen. Besonders wurde sie an den Sklaven geübt, deren Leben ganz in der Hand ihrer Herren stand, und die man nach ihren Empörungen um so weniger schonte. Ein Pollio, man sollte den Namen nicht nennen, ließ seine Sklaven um geringer Versehen willen lebendig in Stücke zerhauen und das blutende Menschenfleisch den Seetieren, die er in seinen Teichen hielt, zur Speise vorwerfen!! Und die Sklaven hatten nicht bloß mit ihren Leibern den Gelüsten der Herren zu dienen, auch ihre Seelen gehörten diesen an; zu jeder Sünde wurden sie mißbraucht. „Alles ist voll Laster und Verbrechen", sagt Seneca, „die Schamlosigkeit zieht durch das Volk und gewinnt so sehr die Herzen aller, daß die Unschuld nicht allein selten ist, sondern daß es gar keine mehr giebt. Die Erde nährt nur noch böse und feige Menschen, und jeder Gott, der sie ansieht, lacht ihrer und haßt sie."

Denke dir die Häuser der Großen, glänzend von Gold: eine Menge kostbar gekleidete Sklaven laufen hin und her. Der Palast eines reichen Mannes enthält 4 Speisesäle, 20 Schlafgemächer und 100 andere Zimmer, ihn umgiebt eine doppelte Säulenhalle von Marmor. Er hat alles was sein Herz begehrt, ruft aber verächtlich: Wie lange immer dasselbe? Wie dieser Mann wollen es die andern Bürger auch haben; sind ihre Häuser gering, so haben sie dafür die reich geschmückten Säulengänge am Forum und in den Tempeln, worin sie mit ihrer Langeweile herumspazieren können. Alles führt ein Leben von Festen und Müßiggang, denn das Volk lebt nicht von Arbeit, sondern von Almosen; Schiffe aus Ägypten bringen ihm sein täglich Brot. Eine Mittelklasse giebt es nicht mehr. Sklaven verrichten jede Arbeit; aus ihnen arbeiten sich Freigelassene empor, um wo möglich Große zu werden.

Je mehr bei den Römern das menschliche Recht sich ausbildete, desto ungerechter wurden die Menschen, je mehr sie in Kunst und Wissenschaft fortschritten, desto wüster wurden ihre Sitten, ein leuchtender Beweis, daß das Gesetz nicht zum Leben verhilft und Bildung nicht vom Tod errettet. Auch bei dem äußeren Frieden unter Augustus war in den Herzen Unfriede, Jammer und Qual, und ob sie die Ewigkeit leugneten, doch heimlich ein Schauer vor dem Tode und dem, was dahinter ist. Und wie in Italien, so stand es durchs ganze Reich. Entweder mußte alles brechen, oder die Welt mußte verjüngt, sie mußte wieder gereinigt und geheiligt werden.

Zweiter Teil.

Das Mittelalter.



I. Der Aufgang des ewigen Lichtes.

§ 1. Die Welt zur Zeit der Erscheinung Christi.

Das menschliche Geschlecht hatte sich nun ausgebreitet in einer Menge von Völkern, aber ein einziges Volk war auf weiter Erde, unter welchem ein Morgenlicht göttlicher Wahrheit schien, das der Juden (die stammverwandten Samariter, S. 65, dazu genommen, die dieses Lichtes wenigstens teilweise teilhaftig waren). Die Juden hatten die göttliche Offenbarung des alten Testamentes, und die h. Schriften wurden alle Sabbath dem Volke vorgelesen. Den Glauben an den Einen Gott, der sich darin offenbart, hielten sie nun auch fest und schieden sich streng von allem groben Götzendienste. Aber nur wenige drangen tiefer in das Verständnis des göttlichen Wortes ein, nur wenige nahmen seine Lebenskräfte in sich auf. Die allermeisten thaten bloß äußerlichen Gottesdienst: sie waren der Feigenbaum mit Blätterschmuck ohne gottgefällige Früchte. Und selbst ihr äußerliches Gottdienen richtete sich nicht lediglich nach göttlichen Vorschriften: viele Menschensatzungen waren hinzugekommen, die sie sorgsamer befolgten als jene, und hinter die sie die heiligen Sittengebote des Herrn ganz zurückstellten. Es gab zwei Sekten unter den Juden, die obenan standen und mit Wort und Exempel das Volk nach sich zogen: die Pharisäer (Abgesonderte von allem Ungesetzlichen), welche Frömmigkeit zur Schau trugen und damit dem Volke gefielen, während sie voll Selbstgerechtigkeit staken, — und die vornehmen Sadducäer (Anhänger der hohenpriesterlichen Familie Zadok), welche die Menschensatzungen und die Unsterblichkeit der Seele leugneten und sich mit den heidnischen Machthabern leicht vertrugen. Daneben gab es noch eine Art Mönche, die Essener, welche von der Welt zurückgezogen lebten und große Enthaltsamkeit übten; das Volk aber lief aus Tempeln und Bethäusern den Weg des Fleisches und der Sünde hin.

Sonst aber wohnten über den Kreis der Erde hin lauter Heidenvölker. Und o wie tief saßen diese in Finsternis und Todesschatten! Der greulichste und unsinnigste Götzendienst wurde noch allenthalben von der großen Menge getrieben. Sie suchten ihr Heil noch immer bei denen, die Augen haben und sehen nicht, Ohren und hören nicht, Hände und helfen nicht; solch herzlosen Göttern dienten sie nicht mit einem Wandel nach der Stimme des Gewissens, sondern nur mit Opfern und Gebetplappern, zum teil sogar mit rohen Fleischessünden. Die Gebildeten spotteten zwar untereinander über den Aberglauben des Volkes; sie hatten aber mit dem Glauben an die Götter zugleich alle Religion verloren und damit alle Furcht vor einem Gericht, alle Scheu vor der Sünde.

Wohin war es doch mit der nach Gottes Bild geschaffenen Menschheit gekommen! Wie elend war sie durch ihre Entfernung vom Licht und Leben Gottes geworden! Die Seelen schmachteten nach Nahrung und Befriedigung, nach einer Labung für ihren tiefen Schmerz, und gingen mit ungestilltem Verlangen dem trostlosen Tode

entgegen. Fürwahr, die Welt brauchte einen Erlöser! Sie fühlte es auch mehr oder minder. Es regte sich ein Warten auf einen großen Erretter und Beglücker, gerade zu der Zeit ein allgemeines Harren der Völker.

Israel hörte die Weissagungen des A. T., die wie eine goldene Kette sich durch die Schriften desselben ziehen: von dem Samen Abrahams, in welchem alle Völker auf Erden gesegnet sein sollten (1 Mos. 12, 3. 26, 4), von dem großen Davidssohne, der ein herrliches, ewiges Königreich aufrichten und wohl regieren würde (Jer. 33, 15. Dan. 7, 14. Ps. 72), von einem Erlöser in Jakob (Jes. 59, 20), der auch der Heiden Licht (Jes. 60, 3) und Friede (Sach. 9, 10) sein sollte; und die Weissagungen (1 Mos. 49, 10. Dan. 9, 24) und alle Umstände wiesen gerade auf diese Zeit. Freilich wie falsch verstanden, wie fleischlich deuteten die meisten Juden die köstlichsten Verheißungen; sie hofften zumeist auf einen Befreier vom drückenden Joche des weltlichen Regiments, unter das sie geworfen waren; sie rechneten auf ein Messiasreich voll zeitlicher Herrlichkeit. Aber doch waren unter ihnen noch gar manche, wie der alte Simeon, die auf einen bessern Trost Israels warteten. Und sie warteten doch alle immer schmerzlicher und immer gewisser auf die Ankunft ihres verheißenen Messias.

Und solch ein Harren, und wohl im ganzen ein reineres, war auch in der großen Heidenwelt. Überall die Sage von einer kommenden bessern Zeit, von einer Wiederkehr des goldenen Zeitalters. Juden der Zerstreuung hatten sibyllinische Orakel verbreitet von einem gottgesandten König, der allem Krieg ein Ende machen werde, daß auch die Heiden sich ermuntern, Gott zu loben, der sein ewiges Reich aufrichte über alle Menschen. So ging denn die Sage im ganzen Morgenlande, daß aus Judäa der große König aufstehen werde, der die bessere Zeit wiederbringen würde.

Und siehe, das Verlangen und die Hoffnung der Menschheit wurde erfüllt. „Also hat Gott die Welt geliebet, daß er seinen eingebornen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben." Zu der von Daniel bestimmten Zeit, an dem von Micha genannten Orte, von einer Jungfrau geboren, wie Jesaja vorausgesagt, aus Davids Samen entsprossen, trat er in die Welt ein.

Merket, wie jetzt die Welt recht vorbereitet war auf sein Kommen. Die armen Menschen hatten nun alles versucht, um zu einem befriedigenden Wohlsein zu gelangen, aber die glänzendste Wissenschaft, die herrlichste Kunst, die weisesten Staatsverfassungen, die größten Reichtümer, die schmeichelndsten Sinnengüsse hatten ihnen doch im Grund ihres Herzens kein Genüge verschaffen können. Selbst der göttliche Bund vom Sinai mit dem ernsten Gesetze konnte nur dazu dienen, den Menschen ihre Verdammlichkeit zu offenbaren und so ein Zuchtmeister auf Christum zu sein. Alle noch besseren, für ein höheres Heil empfänglichen und nach Vergebung sich sehnenden Herzen mußten dem Wort von der Gnade, dem Worte des ewigen Lebens zufallen, wenn sie es nun vernahmen. — Sehet auch noch, wie gerade damals in dem ungeheuren römischen Reiche, das fast die ganze bekannte Erde umfaßte, der Verkehr unter den Menschen so leicht geworden war und das Evangelium von Christo überallhin offenen Weg hatte.

§ 2. Die Menschwerdung des ewigen Gottessohnes.

Aus dem Volke der Wahl, in welchem die näheren Voranstalten auf sein Kommen getroffen waren, sollte Der hervortreten, mit dessen Erscheinen eine neue Zeit und auch eine neue Zeitrechnung beginnt.

Wir zählen die Jahre nun von Christi Geburt an, die wir a. 1 setzen, obwohl sie streng genommen 4 Jahre früher fällt, als nach der üblichen Zeitrechnung.

Es war eine kleine Stadt, Nazareth in Galiläa, dem nördlichen Teile Palästinas, welcher wie der südliche, Judäa, von Juden bewohnt wurde; zwischen beiden lag Samaria. In Nazareth lebte eine demütige, innigfromme Jungfrau Maria, von David stammend, aber arm und gering. Einst trat plötzlich der Engel Gottes zu ihr und sprach: „Gegrüßest seist du, Holdselige, der Herr ist mit dir, du Gesegnete unter den Weibern." Und wie sie erschrak über der Erscheinung und dem hohen Gruße, meldete ihr der Bote Gottes, daß sie, die Jungfrau, wunderbarerweise,

durch Kraft des heiligen Geistes, den Sohn des Höchsten empfangen und gebären werde, der den Stuhl des Ahnherrn Davids besteigen und über ein ewiges Königreich herrschen sollte. Maria sprach: „Siehe ich bin des Herrn Magd; mir geschehe, wie du gesagt hast."

Maria war die Verlobte eines Baumeisters, des Joseph von Nazareth, welcher gleichfalls zu Davids Geschlecht gehörte; und vom Engel des Herrn belehrt, nahm er die Schwangere doch als seine Ehefrau zu sich.

Es hatte aber der Kaiser Augustus ein Gebot ausgehen lassen, daß alle Unterthanen seines Weltreichs nach Köpfen und Vermögen aufgeschrieben würden; zu dieser Schätzung mußten beide nach ihrer Geschlechtsstadt Bethlehem in Judäa reisen. Dort fanden sie keinen Raum in der Herberge als einen Stall; in diesem gebar Maria in der Nacht das Heilige, das unter ihrem Herzen geruht. Und sie

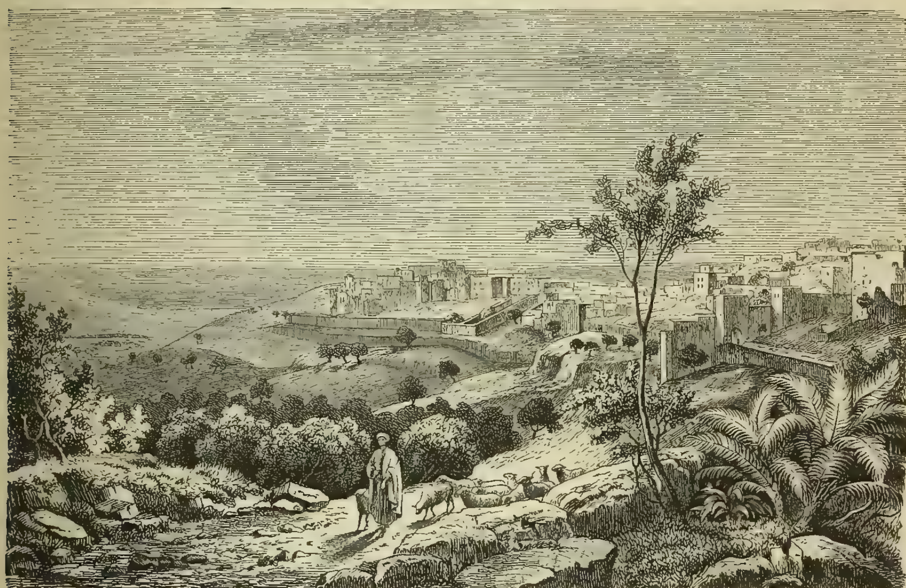


Fig. 102. Bethlehem.

wickelte es in Windeln und legte es in eine Krippe. „Das ewig Licht geht da herein, giebt der Welt einen neuen Schein." So tief hat sich der Sohn Gottes erniedrigt. Aber doch war seine Geburt auch herrlicher, als die eines andern Menschenkindes. Denn zu Hirten draußen auf dem Felde trat ein Engel und verkündigte ihnen die große Freude für sie und alles Volk, daß ihnen der Heiland geboren sei, Christus der Herr, in der Stadt Davids. Und zu ihm gesellte sich ein Heer von Engeln, die den Lobgesang anstimmten: Ehre ist Gott in der Höhe und Friede auf Erden, an den Menschen ein Wohlgefallen! Die Hirten eilten, das wunderbare Kind aufzusuchen, fanden es, und breiteten die Kunde von ihm aus.

Nach acht Tagen wurde das h. Kind beschnitten, zum Zeichen, daß der menschgewordene Sohn Gottes sich dem Gesetz unterwerfe, Gal. 4, 4, und dabei empfing er den von oben bestimmten Namen: Jesus (Jehovas Heil).

Vierzig Tage nach seiner Geburt brachten ihn Maria und Joseph nach dem nahegelegenen Jerusalem, um ihn als erstgebornen Sohn nach dem Gesetz im Tempel Gotte darzustellen. Da erkannte ihn, erleuchtet vom hl. Geiste, der alte fromme

Simeon und sprach: Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren; denn meine Augen haben den von dir bereiteten Heiland gesehen! Und die greise Prophetin Hanna trat auch hinzu und pries Gott und redete von ihm zu Jerusalems auf die Erlösung wartenden Bewohnern.

Wie das erschienene Heil sofort den Juden bekannt gemacht worden, so sorgte Gott, daß auch Heiden gleich sich seiner freuen möchten. Im fernen Morgenlande lebten Magier, in allerlei Weisheit, namentlich in der Sternkunde erfahrene Männer, die auch von einem aus den Juden kommenden großen Könige wußten. Sie erblickten einen wundersamen Stern am Himmel und erkannten daran die erfolgte Geburt desselben. Und sie machten sich auf gen Kanaan und suchten ihn in der Königsstadt. Dort fanden sie wohl einen König, Herodes den Großen, der, ein Edomiter von Stamm, unter der Oberhoheit des Kaisers Palästina beherrschte; das was aber der rechte nicht. Der baute den Tempel prächtig um, brachte aber über dem Eingang einen mächtigen Adler an, zum Zeichen, daß er durch und für Rom herrsche. Doch hörten sie dort die Weissagung des Propheten, daß er zu Bethlehem sollte geboren werden. Und Herodes selbst wies sie hin und wollte, sobald sie es ihm ansagten, das gefundene Kindlein auch anbeten. Er war ein falscher, blutdürstiger Mensch, der seine eigene Gemahlin, seine eigenen Kinder und unzählige andere tötete. Die Weisen zogen gen Bethlehem, sahen das Kind und huldigten ihm mit Anbetung und Geschenken. Dann kehrten sie, von Gott belehrt, auf einem andern Weg in ihr Vaterland. Als Herodes umsonst auf sie wartete, wurde er zornig und ließ alle Knäblein zu Bethlehem vom zweiten Jahre abwärts töten. Aber doch traf sein Mordstahl das göttliche Kind nicht; denn schon waren die Eltern mit ihm nach Ägypten geflohen. Daselbst blieben sie, bis der Tyrann starb. Jetzt kehrte Joseph mit den Seinen ins Land Israel zurück, und als er vernahm, daß nun der seinem Vater an Gesinnung ähnliche Archelaus über Judäa herrschte, begab er sich nach seinem Wohnort Nazareth zurück. Da wuchs das heilige Kind heran, in nichts von andern Kindern verschieden, als daß er nie etwas Unrechtes that und ungewöhnlich früh im Geist erstarkte.

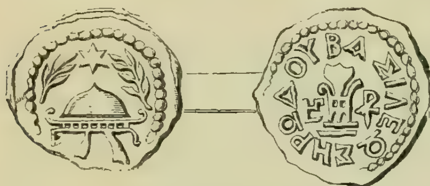


Fig. 103. Münze Herodes des Großen.

Als der Jesusknabe 12 Jahre alt war, durfte er seine Eltern auf ihrem alljährlichen Gange zum Osterfeste begleiten. Seine Lust war im Tempel, im Hause Gottes seines Vaters. Nach vollendetem Feste gingen die Eltern ohne ihn von Jerusalem weg, denn sie meinten, er sei schon voraus mit den Gefährten. Als sie ihn aber nicht trafen, kehrten sie nach Jerusalem zurück, suchten und fanden ihn im Tempel mitten unter den Lehrern, wie er ihnen zuhörte, sie fragte und alle sich über seine Antworten verwunderten. Die Mutter sprach zu ihm: „Mein Sohn, warum hast du uns das gethan? Siehe, wir haben dich mit Schmerzen gesucht!" Er aber erwiderte: „Warum doch? Wisset ihr nicht, daß ich sein muß in dem, das meines Vaters ist?" Und er ging mit ihnen hinab nach Nazareth und war ihnen unterthan. Und er nahm, ohne menschliche Bildung zu bedürfen, immer an Weisheit zu, und an Gnade bei Gott und Menschen.

§ 3. Christus der Prophet.

Im unablässigen Umgange mit seinem himmlischen Vater und ohne im mindesten von der Sünde getrübt und gehemmt zu sein, strahlte das ewige Licht immer heller in Jesu auf. Er wußte, ehe er hervortrat, aufs allervollkommenste, daß er Gottes einiger ewiger Sohn und der im A. T. geweissagte Messias oder Christus, der Heiland aller Menschen sei. Nachdem er bis zu seinem 30. Jahre in stiller Verborgenheit gelebt, trat er öffentlich hervor. Damals regierte Pontius Pilatus

als Prokurator des Kaisers über Judäa, während des Archelaus Bruder, Herodes Antipas, mit dem Titel „Vierfürst", den er gern in „König" verwandeln ließ, noch über Galiläa herrschte. — Christo voraus ging aber ein Mann in Geist und Kraft des Elija, der ihm den Weg bereiten sollte. Das war Johannes der Täufer, der Sohn des frommen Priesters Zacharias, den Eltern erst in ihrem Alter geboren. Ein ernster, strenger Mann, ärmlich bekleidet und die geringste Lebensweise führend. Er zog am Jordan umher und predigte Buße; denn nur die Bußfertigen könnten ins Messiasreich eingehen, das nahe herbeigekommen sei. Und alles Volk lief zu ihm hinaus. Wer nun seine Sünden bekannte und seinen Sinn ändern wollte, um zur Aufnahme ins Messiasreich geschickt zu sein, den taufte er. Indessen bekannte er, daß er nur mit Wasser taufe, was dem Menschen bloß die nötige Reinigung von Sünden versinnbildlichen sollte. Es komme aber ein Stärkerer nach ihm, der werde sie mit dem heiligen Geist und mit Feuer taufen. Wer diesen verschmähe, den werde derselbe richten; wer ihn aber aufnehme, der werde wahrhaftig rein von allen Sünden.

Auch Jesus kam an den Jordan, um sich von ihm taufen zu lassen. Johannes wehrte ihm; er bedürfe das ja von ihm. Aber Jesus sprach: „Laß es sein; also gebührt es uns, alle Gerechtigkeit zu erfüllen." Was sollte aber diese Taufe des schon ganz Reinen? Es wurde damit seine Leidenstaufe angedeutet, der er sich für die Menschheit unterziehen wollte. Und als er getauft aus dem Wasser stieg, da that sich der Himmel über ihm auf, und der Geist Gottes schwebte auf ihn herab, und eine Stimme sprach: „Das ist mein lieber Sohn, an welchem ich Wohlgefallen habe." Damit war Jesus so beglaubigt, daß ihn nun Johannes das Lamm Gottes nannte, das der Welt Sünde trägt.

Doch noch mußte der zweite Adam Satans Versuchung bestehen, die der erste nicht bestanden hatte. Dreimal reizte ihn der Versucher zum Ungehorsam gegen Gott; aber standhaft wies er ihn ab; der Fürst dieser Welt hatte nichts an ihm. Dann zog Jesus umher in Judäa und Galiläa, auch Samaria und die heidnische Grenze berührend, als der von Mose verkündigte Prophet, der Mann mächtig von Thaten und Worten vor Gott und allem Volk.

Gleich im Anfang sammelte er sich Jünger oder Schüler, die er zu seinen Dienern in Aufrichtung seines Reiches bilden wollte. Zwölf davon sollten ihm am nächsten stehen und seine besondern Gesandte an die Menschheit werden. Er nahm sie nicht aus den Vornehmen und Weisen dieser Welt; es waren Fischer, Zöllner u. dgl. Ihre Namen sind: Simon Petrus, Andreas, Jakobus, Johannes, Philippus, Bartholomäus, Matthäus, Thomas, Jakobus der Jüngere, Simon, Judas und Judas Ischarioth. Diese vornehmlich unterrichtete Jesus in der göttlichen Wahrheit; dann aber auch alles Volk. Doch hören wir zuerst von den großen Thaten, die er verrichtete.

Es war eine Hochzeit im Städtchen Cana, und sie luden auch Jesum und seine Jünger dazu. Es gebrach an Wein. Da wendete sich Maria hilfesuchend an ihren Sohn. Und Er, der zeigen wollte, wie er den edelsten Freudenwein für betrübte Seelen spenden könne, hieß die Diener sechs dastehende Wasserkrüge mit Wasser füllen, dann davon dem Speisemeister schöpfen, der es als den besten Wein erfand. Das war das erste Zeichen, das seine Herrlichkeit offenbarte.

Einstmals war ihm eine große Menge Volks in eine Wüste nachgezogen. Er redete zu ihnen vom Reiche Gottes und machte ihre Kranken gesund. Am Abend wollte er auch ihren leiblichen Hunger stillen; es waren aber nur fünf Gerstenbrote und zwei Fische vorhanden. Er ließ das Volk sich lagern, nahm die Speise und dankte und gab sie seinen Jüngern zur Verteilung. Und sie aßen alle und wurden satt, 5000 Mann ohne Weiber und Kinder, und blieb noch mehr übrig, als zuvor da

war. Und sein Brot des Lebens, sein göttlich Wort, wie unscheinbar in den Augen der Weltkinder, nährt Millionen Seelen und wird nie verzehrt, wird nur desto mehr, je mehr wir davon genießen.

Ein andermal fuhr er mit seinen Jüngern auf dem See Genezareth, und es erhob sich, während er schlief, ein Sturm, der das Schifflein mit Wellen bedeckte. Seine Jünger weckten ihn mit dem Angstschrei: „Herr, hilf uns, wir verderben!" Und er stand auf und bedrohte den Wind und das Meer, da ward es ganz stille. Die Menschen aber sprachen verwundert: „Was ist das für ein Mann, daß ihm Wind und Meer gehorsam sind?" Ja, es ist der Herr der Natur.

Insonderheit offenbarte er seine Herrlichkeit an Kranken und Elenden aller Art. Ein am Wege sitzender blinder Bettler rief den Vorüberziehenden an: Jesu, du Sohn Davids (d. h. du Messias), erbarme dich mein! Der Herr steht still und spricht: Was willst du, daß ich dir thun soll? Er fleht: Herr, daß ich sehen möge! Jesus spricht: Sei sehend, dein Glaube hat dir geholfen! und er sah und folgte ihm nach. — Jesus war zu Kapernaum und eine große Menge füllte und umlagerte das Haus, da er sich aufhielt. Da trugen sie einen Gichtbrüchigen her, und weil sie nicht herein konnten, stiegen sie mit dem Kranken auf das Dach, deckten es auf und ließen ihn mit dem Bette vor Jesum hinab. Da der Herr ihren Glauben sah, sprach er zu dem Elenden: Sei getrost, mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben! Und weiter: Stehe auf, nimm dein Bette und gehe heim! Und er thats. — Ein Aussätziger bat: Herr, so du willst, kannst du mich wohl reinigen! Und Jesus rührte ihn an und sprach: Ich wills thun, sei gereinigt! — Einem Taubstummen legte er die Finger in die Ohren, benetzte seine Zunge mit Speichel, blickte zum Himmel auf, seufzte und sprach: Hephata! (Thue dich auf!) Und seine Ohren thaten sich auf und das Band seiner Zunge ward los und redete recht. Das Volk aber sprach verwundert: Er hat alles wohlgemacht!

Auch dem Tode nahm er seinen Raub. Wie er nach Nain ging, trug man einen Toten aus dem Thore, den einzigen Sohn einer Witwe. Da Jesus sie sah, jammerte ihn derselben und sprach zu ihr: Weine nicht! Und er trat hinzu, rührete die Bahre an und sprach: Jüngling, ich sage dir, stehe auf! Da richtete sich der Tote auf und er gab ihn seiner Mutter.

So konnte er sagen: „Die Blinden sehen und die Lahmen gehen, die Aussätzigen werden rein und die Tauben hören, die Toten stehen auf." Er setzt hinzu: „und den Armen wird das Evangelium (die frohe Botschaft) gepredigt." Seine Wunder that er wohl auch, weil ihn der zeitlichen Not der Menschenkinder jammerte, vornehmlich aber darum, daß sie ihn erkenneten als den Helfer für alle Not, seine Hilfe suchten in ihrer Seelennot und seinem Worte glaubten als dem Mittel ewiger Heilung. Er erschien in der Welt als der rechte Prophet, als der göttliche Lehrmeister der Menschen. Er begann aber seine Predigt mit dem Spruche: „Die Zeit ist erfüllet und das Reich Gottes herbeigekommen; thut Buße und glaubet an das Evangelium." Und das führte er weiter aus.

Den alleinigen wahren Gott, der sich schon im Alten Bunde geoffenbart hatte, offenbarte er noch deutlicher als den Vater und Herrn Himmels und der Erde, den Allmächtigen, Alleswissenden, Überallnahen, Allwaltenden, Allsorgenden, als den Heiligen und Gerechten, vornehmlich aber als die allerbarmende Liebe. Und offenbarte seinen ewigen Liebesratschluß zur Wiederaufrichtung der gefallenen Welt. Denn alle Menschen sind in einem gottentfremdeten, unseligen Zustande, der in ewiges Elend auszugehen droht, Sünder, geistlich Kranke, Mühselige und Beladene, ja Verlorene. Darum zeigte Jesus auch das Gesetz in seiner ganzen Schärfe, damit die Menschen desto mehr ihre Übertretung einsehen und ihre Sündennot fühlen möchten und um so empfänglicher würden für das Evangelium von ihrer Errettung. Denn Gott von unermeßlicher Liebe sendet seinen eigenen Sohn in die Welt, um das Reich des Fürsten dieser Welt zu zerstören und Gottes Reich wieder aufzurichten. Das thut er durch sein ganzes Leben, Lehren, Wirken, besonders aber durch sein Leiden und Sterben zur Versöhnung der sündigen Welt. Denn wie Mose in der Wüste eine Schlange erhöht hat, also muß Christus am Kreuz erhöhet werden; da läßt er sein Leben zu einer Erlösung für die Vielen. Die Frucht dieser Versöhnung ist die Vergebung der Sünden und damit die Gerechtigkeit des Sünders vor Gott, welche Friede giebt. Und das ist zunächst Gottes Reich, ein inwen-

diges, im Innern des Menschen bestehendes, Gerechtigkeit, Friede und Freude im heiligen Geiste. Das Reich Gottes kommt also in Christo, darum er sagt: bei mir sollt ihr Ruhe finden für eure Seelen; und so ihr nicht glaubet, daß Ich es sei, so werdet ihr sterben in euren Sünden.

Darum, will man teilnehmen am Gottesreiche, so muß man sich auch wie durch Buße vom Reich des Bösen scheiden, so durch den Glauben mit Dem verbinden, ohne den niemand zum Vater kommt. Durch den Glauben ergreift man das Heil; wer an den Sohn glaubt, der wird nicht gerichtet, der hat das ewige Leben. Aus dieser seligen Gemeinschaft mit dem Lebensfürsten geht aber jetzt schon ein neues Leben hervor, das in der Nachfolge Christi geführt wird. Und dieses neuen Lebens Wesen ist die Liebe zu Gott, dem ewigen Erbarmer, und dann zu den Menschen, seinen von ihm so wertgeachteten Geschöpfen. An der Liebe soll man Christi Jünger erkennen.

Wer nun aber nicht an Christum glaubt, der ist schon gerichtet; er bleibt außerhalb Gottes Reich, sinkt immer tiefer und wird einst völlig verworfen. Es kommt ein Tag, wo Christus wieder erscheint, nicht in Niedrigkeit, sondern in Majestät als Richter der Lebendigen und der Toten. Und alle seine Verächter verurteilt er zur ewigen Pein. Aber denen, die ihm mit rechtschaffenem, in der Liebe thätigem Glauben anhangen, bescheidet er das vollendete Gottesreich, wo sie in der Freudenfülle vollkommener Seligkeit und Herrlichkeit ewig mit ihm leben sollen. Das ist die Summa der Lehre Christi.

Er predigte mit unverhüllten Worten; häufig redete er auch in Gleichnissen. Um die Köstlichkeit des Reiches zu schildern, vergleicht er es mit einem im Acker verborgenen Schatze, den ein Mensch findet, und um dessen Besitz er mit Freuden alles opfert. Um die alles durchdringende und umwandelnde Kraft seines Wortes darzustellen, vergleicht er es mit einem Sauerteige, den ein Weib unter ihr Mehl menget. Er vergleicht es auch einem großen Mahle, zu welchem gerade die Erstgeladenen nicht kommen mögen, weil ihnen zeitlich Gut und fleischliche Lust wichtiger ist, während Leute auf den Landstraßen und an den Zäunen, die armen Heiden, dem Rufe besser folgen und das Haus voll machen u. s. f.

So in Gleichnissen wie ohne Bild predigte der Herr unermüdlich, bald in den Bethäusern, bald in Tempelhallen, auch unter freiem Himmel, auf dem Berge zum lagernden Volk, vom Schiff aus zu der Menge am Ufer. Häufig umgaben ihn große Scharen; er verschmähte es aber auch nicht, einzelne zu lehren, wie den Ratsherrn Nikodemus in stiller Nachtstunde, die Maria zu Bethanien, die heilverlangend zu seinen Füßen saß. Seine Rede war einfach, nach dem Verständnis des Volkes eingerichtet, überall an das tägliche Leben anknüpfend: sie war hell und klar wie das Sonnenlicht und doch tief bis ins Unergründliche und hoch über den Himmel hinaus: und sie drang mit Gotteskraft an die Herzen. Alles Volk entsetzte sich darüber, denn er predigte gewaltig und nicht wie die Schriftgelehrten; und alle heilbegierigen Seelen sprachen: „Herr, wohin sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens!" Großen Nachdruck gewann seine Rede durch sein fleckenloses, heiliges Leben. Da stand unter allen Menschen der Einzige, der sprechen konnte: Welcher unter euch kann mich einer Sünde zeihen? Und er beruft sich darauf als auf ein Zeugnis für seine Glaubwürdigkeit, indem er beifügt: So ich euch aber die Wahrheit sage, warum glaubet ihr mir nicht?

Sein Leben war nicht nur rein von allem Bösen, sondern auch das Ausströmen einer unendlichen Liebe, welche die reumütigen Sünder wunderbar anzog. Als er einst zu Tische lag, kam eine Sünderin mit einem Glas voll Salbe herein, trat hinter ihn und weinte, fing an seine Füße zu netzen mit Thränen und mit ihren Haaren zu trocknen, küßte seine Füße und salbte sie. Sie hatte seine Erbarmung erfahren und liebte viel, weil ihr viel vergeben war. Und Jesus tröstete sie aufs neue: Dir sind deine Sünden vergeben; dein Glaube hat dir geholfen, gehe hin mit Frieden! — Bei allem Gottesglanze, der aus seinem Thun und Wesen leuchtete, blieb Jesus doch immer in unscheinbarem Stande. Er wollte der arme geringe Menschensohn sein. Er hatte nicht, wo er sein Haupt hinlegte. Er hatte Mühe und Arbeit, oft nicht Ruhe zum Essen ob dem Überlauf, und neben dem Beifall der Menge viel Widerspruch, Schmähung und Verfolgung von den Obern zu leiden.

Und nun nahte die Zeit seiner tiefsten Erniedrigung. Vorher aber fällt noch der Schleier weg, der auf Erden seine göttliche Gestalt (Phil. 2, 6) umhüllte; freilich nur auf einen Augenblick und vor einigen seiner Jünger. Er führte Petrus, Jakobus und Johannes mit sich auf einen Berg, und da wurde er verklärt vor ihnen. Sein Angesicht leuchtete wie die Sonne und seine Kleider strahlten. Bewohner der obern Welt, Mose und Elija, erschienen und redeten mit ihm. Ein unaussprechlich seliges Gefühl durchzog die Herzen der Jünger; dann überschattete sie eine lichte Wolke und eine Stimme sprach: Das ist mein lieber Sohn, den sollt ihr hören! Da fielen die Jünger auf ihr Angesicht und erschraken sehr. Als sie aber, von Jesus angerührt, wieder aufblickten, sahen sie sich mit ihm allein, und das himmlische Gesicht war vorüber; doch nicht in ihren Seelen.

§ 4. Christus der Hohepriester.

Nachdem Jesus drei Jahre lang als Prophet gewirkt, sollte er sein Heilswerk als Hohepriester der Menschheit vollenden. Er ging mit seinen Jüngern zum Passahfeste nach Jerusalem, J. 30, und sagte ihnen, daß nun vollendet werden müsse, was die Propheten von seinem Ausgange geweissagt hätten (Ps. 22, Jes. 53); er werde in die Hände der Heiden geliefert, verspottet, verspeit, gegeißelt und getötet werden, aber am dritten Tage wieder auferstehen. Er sah seinen ganzen Kampf voraus; aus freier Liebe zu uns ging er hinein.

Wie kams aber dahin von Seite der Menschen? Das Volk staunte wohl über seine großen Thaten, und an Lob und Ehre von demselben fehlte es ihm nicht. Aber es war bei den allermeisten doch nur äußerlicher Beifall und das Innere ihrer Seele nicht ergriffen. Und da Jesus keine Anstalt machte, ein Messiasreich nach ihren Begriffen aufzurichten, wurden sie in ihrem Warten verdrossen, und ihre Anhänglichkeit konnte leicht ins Gegenteil umschlagen. Die Vornehmen aber waren ihm gram von Anbeginn; die Pharisäer erbitterte er, indem er ihre Werkheiligkeit bei unbekehrten Herzen strafte, die Sadducäer stieß er mit seiner Forderung der Weltverleugnung zurück. Die eiteln Obern zusamt neideten ihn um seine Volksgunst. Bei solcher Stimmung der Juden machte Jesus seine letzte Reise nach Jerusalem.

Indessen ließ es sich anfangs gar anders an, als es darnach kam. Jesus hatte kürzlich erst den Lazarus nahe bei der Hauptstadt von den Toten auferweckt, nachdem er schon vier Tage im Grab gelegen war, und damit ein außerordentliches Aufsehen erregt. Als es nun hieß, er ziehe des Weges nach Jerusalem her, strömten sie ihm von dort zum Empfang entgegen. Es war sechs Tage vor seinem Tode. Da ritt er auf dem Füllen einer Eselin, sanftmütig und demütig, zur Königsstadt. Seine Jünger umringten, die Menge umwogte ihn. Ein Zug von oben kam über sie. Viele breiteten ihre Kleider, streuten grüne Zweige auf den Weg, das Volk aber rief: Hosianna (Heil) dem Sohne Davids. Gelobet sei, der da kommt im Namen des Herrn! Sie bewillkommten ihn als den verheißenen König Israels. Unter solchem Jubel zog Jesus daher, ernst und mit schweren Gedanken, und als er nahe an die Stadt kam, weinte er über sie. Und er verkündigte den schrecklichen Untergang, den die verblendete 40 Jahre nachher nahm, wie sie von Feinden umlagert, an allen Orten geängstigt, erobert und von Grund aus zerstört werden sollte, darum daß sie nicht erkannte die Zeit ihrer Heimsuchung.

Des Tags hielt sich Jesus in Jerusalem auf, des Nachts in Bethanien. Und er wendete diese Tage noch besonders eifrig an, das Volk zu lehren und Seelen zu werben für Gottes Reich. Aber der sein Brot aß, trat ihn mit Füßen. Einer der Zwölfe, Judas Ischarioth, der sich in seiner fleischlichen Messiashoffnung getäuscht sah, ging zu den Hohepriestern und sprach: Was wollt ihr mir geben? Ich will ihn euch verraten. Sie boten ihm 30 Silberlinge, den Preis eines Sklaven. Von dem an suchte Judas Gelegenheit, wie er Jesum in ihre Hände brächte.

Am Abend des Donnerstags hatte sich der Herr mit seinen Jüngern in einem befreundeten Hause Jerusalems versammelt, das Passahlamm zu essen. Er begann: „Mich hat herzlich verlangt, dies Osterlamm mit euch zu essen, ehe denn ich leide!" Und mit Schmerz sagte er ihnen, daß einer von ihnen selbst ihn verraten werde, was alle sehr betrübte bis auf den, der es war, das Kind des Verderbens. — Vor dem Abendessen stand Jesus auf, legte seine Kleider ab, umgürtete sich mit einer Schürze, goß Wasser in ein Becken und hob an, seinen Jüngern die Füße zu waschen. Und er sprach: „Ich, euer Meister, habe euch hier ein Beispiel gegeben, daß ihr thut, wie ich euch gethan habe!" Darauf setzte er das Sakrament des Abendmahls ein. Das Passahmahl hört auf; ein Neuer Bund beginnt mit neuen Sakramenten. Er nahm das Brot, dankte, brach's und gab's seinen Jüngern und sprach: Nehmet, esset, das ist mein Leib, der für euch gegeben wird. Und er gab ihnen den Kelch und sprach: Trinket alle daraus, das ist mein Blut des neuen Testamentes, das für euch und für viele vergossen wird zur Vergebung der Sünden. Und er ermahnte sie, daß sie dieses Mahl halten sollten zu seinem Gedächtnis.

Darnach sprach er noch viel mit ihnen, hehre, trostvolle Worte, von seinem Hingang zum Vater, in dessen Haus er ihnen die Stätte bereiten wolle, von dem Fürsprecher, dem heil. Geiste, den er ihnen zum Ersatz seiner sichtbaren Gegenwart senden werde, von dem Frieden, den er ihnen bescheren würde 2c., und ermahnte sie zum Bleiben in ihm und zur Liebe unter einander. Alles beschloß er mit dem hohepriesterlichen Gebet.

Es war schon tief in der Nacht, da ging er hinaus an den Ölberg, zu einem Hofe Gethsemane, daselbst war ein Garten, in den er eintrat, nachdem er ihn schon öfter besucht hatte. Er hieß die Jünger sich setzen, die Zeugen seiner Verklärung aber nahm er weiter mit sich hinein als Zeugen seines tiefen Leidens. Denn hier fing er an zu zittern und zu zagen. Es war, daß er nun ins göttliche Gericht trat an der sündigen Menschen Statt. Er sprach: Meine Seele ist betrübt bis an den Tod. Auch auf seine Seele nahm er die Last unsrer Sünden. Dreimal warf er sich in unnennbarer Bangigkeit zur Erde nieder vor seinem Vater und betete, daß der Leidenskelch von ihm gehen möge, so es möglich wäre, daß er ihn aber trinken wolle, so es des Vaters unabänderlicher Wille sei. Ein Engel erschien und stärkte ihn vor dem härtesten Kampfe. Denn nun kam es, daß er mit dem Tode rang, und sein Schweiß ward wie Blutstropfen, die fielen auf die Erde.

Dann stand er auf und ging zum Garten hinaus, der bewaffneten Schar entgegen, die von dem Verräter herbeigeführt war. Auf sein Wort: Ich bin es, den ihr suchet! fielen sie erschrocken zu Boden. Aber er stand ihnen als opferwilliges Lamm gegenüber; sie ermannten sich und griffen ihn. Gebunden ward er zu dem Hohepriester Kajapha geführt, bei dem sich der hohe Rat (das Obergericht der Einundsiebzig) versammelte.

Sie hielten Gericht über ihn. Gedungene Zeugen traten gegen ihn auf, die sich doch selbst widersprachen. Endlich ward er auf sein ihm vom Hohepriester abgefordertes Bekenntnis, daß er Gottes Sohn sei, als Gotteslästerer zum Tode verurteilt. Darauf schlugen sie ihn, verspieen und verspotteten ihn. — Der hohe Rat durfte damals kein Todesurteil mehr vollziehen; es bedurfte der Bestätigung der römischen Obrigkeit. Darum führten sie Jesum am Morgen des Freitags vor den Pilatus. Hier verklagten sie ihn als einen Rebellen: er mache das jüdische Volk vom Kaiser abwendig, indem er selbst dessen König sein wolle. Pilatus verhörte Jesum, der ihm sagte, daß sein Reich nicht von dieser Welt sei; er erkannte bald des Verklagten Unschuld und wollte ihn los lassen, nur ohne Gefahr für sich selbst. Darum dachte er, das Volk sollte ihn selber losbitten nach der Gewohnheit am hohen Feste; so stellte er ihnen die Wahl zwischen dem Jesu und einem Aufrührer und Mörder. Allein das wankelmütige Volk, von den Hohepriestern überredet, begehrte

Barabba los und Jesu Kreuzigung. Und sie schrieen immer ungestümer: kreuzige, kreuzige ihn! Da wusch zwar Pilatus seine Hände vor ihnen zum Zeichen, daß er unschuldig sein wolle am Blute dieses Gerechten; aber er wich ihrem Ungestüm und sprach das Todesurteil aus.

Der Hinrichtung pflegte die Geißelung voraus zu gehen. Die Kriegsknechte nahmen Jesum und geißelten ihn. Um den zerfleischten Rücken legten sie ihm darauf einen alten Purpurmantel und setzten ihm eine Dornenkrone auf, gaben ihm auch einen Rohrstab als Scepter in die Hand und huldigten ihm als der Juden König! Und sie spieen ihn an, nahmen das Rohr und schlugen damit sein Haupt. In diesem mitleiderregenden Zustande führte ihn Pilatus vor das Volk, es umzustimmen, und sprach: Sehet, welch ein Mensch! Aber sie schrieen: Weg mit ihm! und drohten Pilato, ihn als Feind des Kaisers zu verklagen, wenn er diesen Rebellen losgäbe. Da ließ er ihn aus Menschenfurcht hinausführen.

Jesus trug selbst sein Kreuz nach dem nahen Hügel Golgatha. Dort reichten sie ihm einen betäubenden Trank, aber er nahm ihn nicht an; mit vollem Bewußtsein wollte er alles leiden. So kreuzigten sie ihn nun in der Mitte zweier Missethäter. Aber die Obersten des Volks und die Kriegsknechte lästerten ihn und spotteten sein. Jesus sprach: Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun. Seine Mutter stand unter dem Kreuze und der Jünger daneben, den er besonders liebte, und er sprach zu ihr: Siehe, das ist dein Sohn! und zu Johannes: Siehe, das ist deine Mutter! Auch einer der Mitgekreuzigten lästerte ihn; der andere aber strafte diesen, und wunderbar erleuchtet bat er Jesum in seiner tiefsten Erniedrigung, seiner zu gedenken, wenn er in sein Reich komme; und der Herr tröstete ihn: Heute noch sollst du mit mir im Paradiese sein.

Um Mittag ward plötzlich eine Finsternis über das ganze Land. Gegen 3 Uhr rief er: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen! Aber nun war auch der Kelch geleert bis auf die letzten Tropfen. Er sprach: Mich dürstet! und sie hielten ihm einen mit Essig gefüllten Schwamm zum Munde und tränkten ihn damit. Darnach sprach er, selig über die versöhnte Welt hinschauend: Es ist vollbracht! und gleich darauf: Vater, ich befehle meinen Geist in deine Hände! neigte sein Haupt und verschied.

So hat Jesus Christus sein Hohepriesteramt vollzogen und sich selbst für die Menschheit geopfert als das heilige Gotteslamm, das die Strafe für die Sünde der Welt trägt. Selig, wer das Wort erfaßt und festhält: „Es ist vollbracht!“

Als Jesus verschied, zerriß der Vorhang im Tempel, der das Allerheiligste verschloß; denn durch unsern Hohepriester hat nun jeder freien Zutritt zum Gnadenthron. Und die Erde erbebte und die Felsen zerrissen. Da schlug das Volk an seine Brust und wandte von Golgatha wieder um. Der römische Hauptmann aber, der die Wacht hatte, sprach: Wahrlich, dieser ist ein frommer Mensch, ist Gottes Sohn gewesen! Noch öffneten die Kriegsknechte dem Verschiedenen die Seite mit einem Speer. Dann kamen zwei vornehme Juden, heimliche Freunde Jesu, nahmen den Leichnam vom Kreuz und legten ihn in einem nahen Garten in ein neues Felsengrab. Die Hohepriester aber erbaten sich von Pilato eine Wache ans Grab, auf daß Jesus nicht von seinen Jüngern weggenommen und fälschlich behauptet werde, er sei nach seiner Vorhersagung auferstanden.

§ 5. Christus der König.

Im Grauen des Sonntagsmorgens erschütterte ein Erdbeben das Land, und ein Engel stieß den Stein von des Grabes Thür. Die Hüter erschracken und flohen. Bald aber nahten fromme Weiber, die Jesu aus Galiläa nachgefolgt waren, mit Spezereien und Salben, den Leichnam ihres Meisters einzubalsamieren. Verwundert

sahen sie den großen Stein weggethan, und erblickten in der Gruft keinen Leichnam mehr, wohl aber einen Engel, der ihnen verkündigte, daß Jesus auferstanden sei.

Und er selbst, der auferstandene Siegesheld, zeigte sich den Seinigen im Drang der Liebe, damit er sie geliebet hatte bis zum Tode und über den Tod hinaus liebte. Zuerst erschien er der Maria Magdalena, die mit dem Ausruf: O mein Meister! zu seinen Füßen niedersank. Auch dem Petrus erschien er, dann Zween, die nach dem Flecken Emmaus wanderten; zuletzt am Abende den Aposteln zusammen. Bei verschlossenen Thüren trat er plötzlich unter sie. Er grüßte sie: Friede sei mit euch! und zeigte ihnen seine durchbohrten Hände und Füße und seine geöffnete Seite: da wurden die Jünger froh. Und abermals brachte er ihnen den durch sein Sterben erwirkten und durch seine Auferstehung versiegelten Frieden mit Gott wahrhaftig und wesentlich entgegen. Den sollten sie den unruhvollen Menschenkindern ins Herz sprechen, nämlich den Bußfertigen und Gläubigen.

Nunmehr blieb der Herr noch 40 Tage sichtbar. In Jerusalem und in Galiläa, bald einzelnen, bald den Haufen der Jünger erschien er und redete mit ihnen vom Reiche Gottes. Sie hatten immer noch unklare Vorstellungen davon, als werde es jetzt schon in äußerlicher Herrlichkeit aufgerichtet werden. Doch damit wies er sie auf des Vaters verborgenen Ratschluß hin. Indessen öffnete er ihnen das Verständnis der Schrift und tröstete sie mit dem heil. Geiste, den er ihnen vom Vater senden wolle, auf den sie in Jerusalem warten sollten. Er sprach: Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Darum gehet hin in alle Welt und prediget das Evangelium aller Kreatur. Machet zu Jüngern alle Völker, indem ihr sie taufet im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, und sie halten lehret alles, was ich euch befohlen habe. Wer da glaubet und getauft wird, der wird selig werden; wer aber nicht glaubt, der wird verdammt werden. Und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.

Zuletzt führte er seine Jünger an den Ölberg hinaus. Da hob er seine Hände auf und segnete sie; und so schwebte er empor, bis ihn eine Wolke ihren Blicken entzog. Der Gottes- und Menschensohn setzte sich zur Rechten der Majestät in der Höhe und sitzet nun auf dem Thron des Himmels ein ewiger König. Die Jünger sahen ihm staunend nach. Zwei Engel sagten ihnen, daß dieser Jesus einst sichtbar, wie er von ihnen gen Himmel gefahren sei, vom Himmel wiederkommen werde. Und sie beteten ihn an.

§ 6. Die Stiftung der christlichen Kirche.

Mit großer Freude kehrten die Jünger nach Jerusalem zurück und harrten dort auf das Wort ihres verklärten Meisters. Schon 10 Tage nach seiner Himmelfahrt erwies er sich ihnen wirksam als König. Es war am Pfingstfeste, als es plötzlich wie ein gewaltiger Wind vom Himmel brauste und das Haus erfüllte, wo die Jünger einmütig beisammen waren. Flämmchen wie feurige Zungen ließen sich auf sie nieder. Unter diesen Zeichen wurde der heilige Geist in ihre Seelen ausgegossen, der sie erleuchtete, daß sie nun Wort und Werk Christi recht verstehen und untrügliche Lehrer der Menschheit werden konnten, der sie lebendig, kräftig, feurig für ihres Herrn Sache und zu ganz neuen Menschen machte, sie auch mit wunderbaren Gaben zur leichtern Ausbreitung des Evangeliums ausrüstete. Als alles, Juden und Proselyten, zusammenströmte und die Jünger anstaunte, die voll des hl. Geistes mit andern Zungen predigten — ein heiliges Vorspiel, wie das Evangelium in allen Sprachen der Welt sollte verkündigt werden — trat Petrus noch besonders auf und hielt eine gewaltige Rede von diesem Weben und Leben des hl. Geistes, das schon Joel geweissagt, und von Jesu, dem Gekreuzigten und Auferstandenen, daß er wahrhaftig zu einem Herrn und Christ gemacht sei. Das Wort der ewigen Wahrheit und Erbar-

mung drang vielen durchs Herz: sie ergaben sich Jesu Christo, ihrem Heilande, und ließen sich taufen zu Gliedern seines seligen Reichs. Und es wurden an diesem einen Tage zu dem Haufen der Gläubigen bei 3000 Seelen hinzugethan.

So richtete der erhöhte Christus sein Reich auf, das als Gemeinde von Menschen die christliche Kirche heißt. Kirche bedeutet: eine Versammlung, sie ist ein Haus von lebendigen Steinen, erbaut seit jenem Tag auf dem Grund der Apostel, da Jesus Christus der Eckstein ist. Die Glieder der neuen Kirche hielten fest an der Apostel Lehre, pflogen untereinander eine innige Liebesgemeinschaft, stärkten sich durch die Feier des heiligen Mahles, beteten ohne Unterlaß einsam und gemeinsam, und lobten Gott mit Freuden und redlichem Herzen. Der Herr aber that hinzu täglich solche, die sich retten ließen.

II. Die Germanen und ihr Befreiungskampf.

Ehe wir in der Geschichte des Reiches Gottes vorwärts gehen, wenden wir unsern Blick zu dem Volke, in welchem das Christentum einen besonders fruchtbaren Boden fand und das der Hauptträger desselben werden sollte, zu dem Volk unsrer Väter, und erzählen Gleichzeitiges mit dem vorhergehenden Abschnitte.

§ 1. Die Germanen.

Zu den Ureinwohnern Europas gehörten, außer den Griechen und Italern im Süden, noch drei Hauptstämme: die Kelten, in Frankreich wohnhaft und in den Alpen, nach Spanien und Britannien ausgebreitet, die Slaven oder Wenden, in Rußland hausend, von wo sie sich nach Westen vorschoben, und in der Mitte zwischen beiden die Germanen.

Das ursprüngliche Germanien dehnte sich vom Rhein bis zur Weichsel und von der Donau bis zur Nord- und Ostsee aus; die Römer nannten dieses Großgermanien. Noch vor Christi Geburt waren deutsche Völkerschaften auch auf das linke Rheinufer hinübergezogen, und das Land, das sie dort einnahmen, nannten die Römer Kleingermanien. Verwandte Stämme, Nordgermanen, waren es, welche die Skandinavische Halbinsel bevölkert hatten. Wir halten vorzugsweise Großgermanien im Auge. — Dieses Land sah damals anders aus als jetzt mit seinen offenen fröhlichen Gefilden: es war voll düstrer Wälder und nebelbedeckter Sümpfe, rauh und kalt. Mitten durch dasselbe vom West- bis zum Ostende lief ununterbrochen der große Hercynische Wald hin, voll starker, riesiger Eichen.

In und zwischen diesen Wäldern wohnte das Volk der Germanen, das in grauer Vorzeit aus Asien eingewandert war und von jenen „ehrwürdigen" Ariern (S. 41) abstammte. Weil ein Teil der Arier bis nach Indien gezogen ist, so redet man auch von einer indo-germanischen oder indo-europäischen Völkerfamilie. Den Namen „Germanen" hörten die Römer bei den Kelten. Diesen bedeutete er: Nachbarn. Der Name „Deutsche" kommt erst viel später vor; Deutsch (Diotisk) bedeutet „zum Gesamtvolk (Diot) gehörig" im Gegensatz zu den Fremden (Walhen, Wälschen).

Das Volk leitete sich von Mannus ab, dem Sohn des erdgebornen Gottes Tuisto. Mannus hatte drei Söhne: Ingo, von dem die Ingävonen stammen (Küstenanwohner wie Friesen und Sachsen); Isto, von dem die Istävonen kommen (am Niederrhein: Sugambern, Ubier, Usipeter, Tenktrer, Brukterer, Marsen, Chamaven, Bataver); Hermino, von dem sich die Herminonen herleiten (am Mittelrhein: Chatten, Mattiaker; in Thüringen: Hermunduren; die niederdeutschen Cherusker, Angrivarier (Engern); weiter die sue-

bischen Stämme: Markomannen, Quaden, Semnonen, Lygier, Langobarden. Dazu kamen dann die Ostgermanen: Gothen, Bastarnen, Gepiden, Heruler, Rugier, Burgunden, Vandalen. — Über dem Rheine drüben in Kleingermanien saßen die suebischen: Triboker, Nemeter, Vangionen. Mehrere Völkerschaften traten später auf Grund gemeinschaftlicher Götteranbetung zum Kriegführen in ein engeres Bündnis zusammen und nahmen dann einen Vereinsnamen an; so erscheinen Alamannen (meist Sueben), Franken (Sugambern 2c.), Sachsen, Thüringer, Bajuwaren.

Den Menschenschlag haben wir schon S. 186 kennen gelernt, die hohen starken Leute mit dem hochblonden langen Haare, mit den großen blauen Augen. Auf der weißen Haut des Angesichts lag schöne Wangenröte. Sie standen da ein Bild der Gesundheit und Kraft, des Mutes und Trotzes. Tacitus hat sie uns genau beschrieben samt ihren Sitten, Bräuchen 2c.

Die alten Germanen waren edel angelegte Heiden, aber doch in mancher Hinsicht noch erstaunlich wild und roh. Die schönen Züge an ihnen sind: ihre Gastfreundlichkeit, welche der der bessern Uralten in Asien gleichkam, noch mehr ihre Redlichkeit und Treue, die kein gegebenes Wort brach, am meisten ihre Züchtigkeit und Schamhaftigkeit. Unkeuschheit war ihnen eine Schande, Ehebruch eine todeswürdige Sünde. Das weibliche Geschlecht empfing bei ihnen seine ganze Ehre, ja wurde fast verehrt. Die Frauen dagegen, welche getreu zu ihren Männern hielten, thaten alles gerne, um rechte Gehilfinnen derselben zu sein. Die Familie (Sippe) schützte das Recht der Einzelnen. Aber es fehlten auch die wüsten Züge nicht.



Fig. 104. Kopf einer Germanin.
(Nach einer Büste in St. Petersburg.)

Sehet ihre Völlerei: sie brauten aus Gerste und Hafer ein starkes Bier (auch bereiteten sie aus Honig Meth), das sie aus den Hörnern der Ure tranken; selbst ihre Ratsversammlungen hielten sie beim Trinkgelage, wobei sie sich häufig so sehr berauschten, daß sie mit den Schwertern über einander herfielen. Sehet ihre Spielwut; da spielte mancher fort mit den Würfeln, bis er all seine Habe verloren hatte, dann setzte er noch seine Person auf den letzten Wurf und verlor er wieder, so war er redlich genug, dem Gewinner als Sklave heimzufolgen. Sehet ihre Streitsucht; es war ihnen nicht lange wohl im Frieden, wenns nur Händel gab, sei's mit Fremden oder mit ihren Brüdern! Sehet ihre Rachsucht; Beleidigung konnte nicht vergeben werden, der Feind mußte büßen, seis auch nur mit Wehrgeld. Sehet endlich ihre Ruhmsucht; hervorthun wollen sie sich, für Tapfere und Tapferste gelten, als Helden kämpfen und fallen; von ihren Sängern lebend oder tot ob ihrer blutigen Großthaten verherrlicht zu werden, war ihnen das Höchste.

Daß auch ihre Kinder stark, daß sie Helden würden, das war ihre Hauptsorge um sie. Gleich nach der Geburt wurde das Kleine ins kalte Wasser gestoßen und so fort und fort abgehärtet. Frühzeitig mußte der Knabe mit dem Vater auf die Jagd hinaus, von jung auf wurde er in den Waffen geübt. Der Jüngling bestand den Schwertertanz, er mußte nackt durch vorgehaltene Schwerter furchtlos hindurchtanzen; dann lernte er sich mit andern zum Keilstoß vereinen. Im Kreise der Alten wurde er für mündig, wehrhaft erklärt. — Die Männer beschäftigten sich außer dem Kriege vornehmlich mit der Jagd. Damals gab es in unsern Wäldern auch noch Eber, Wölfe, Bären, das schnelle Elen, den Riesenhirsch (Schelch), den starken Wisent, den wilden Ur. Auf diese jagten, mit diesen kämpften sie. Heimgekehrt lagen sie dann tagelang müßig auf der Bärenhaut oder kamen zu Trunk und Spiel zusammen. Die Viehzucht überwog noch den Ackerbau; die hölzernen Wohnungen waren nicht fest, gehörten zur Fahrnis.

Für das Hauswesen, für Stall und Feld sorgten die Frauen mit ihren Knechten und

Mägden (Sklaven). Sie saßen am Webstuhl und bereiteten Leinwand, färbten sie rot und fertigten sich Gewänder daraus. Ihren Männern machten sie Kleider aus den Fellen wilder Tiere, bald auch aus Tuch. Doch diesen war der Lieblingsschmuck mächtige und schöngearbeitete Waffen. Jeder Stamm hatte eigentümliche Waffen. Wackere Schmiede mag es früh gegeben haben; in andern Gewerben hatten sie es noch nicht weit gebracht. Auch nicht im Wissen, mit Ausnahme etwa der Dichtkunst, des Harfenspiels und Gesanges; es klang ihnen wenigstens gar herrlich, wenn ihre Sänger ihnen Lieder zur Harfe sangen. Die Schrift war ihnen jedoch nicht unbekannt. Ihre Buchstaben nannten sie Runen und schnitten sie in Holzstäbe, gruben sie in Steine ein. Solche Runenstäbe und Runensteine sind noch vorhanden und man versteht sie auch zu lesen.

Die alten Deutschen lebten fast durchgängig nicht zusammen, sondern auf einzelnen Höfen, um welche das urbar gemachte Land herumlag. Eine Zahl nahe beisammenliegender Höfe bildete eine Mark (Waldgrenze); mehrere Markungen zusammen



Fig. 105. Germanischer Weiler von den Römern überfallen. (Relief von der Siegessäule Kaiser Mark Aurels zu Rom.)

machten einen Gau. Die zum Gau gehörigen wechselten alljährlich ihre Sitze. Später erst kam völlige Seßhaftigkeit auf. Der erstgeborne Sohn erbte, hatte aber seine Geschwister zu ernähren, so lange sie in seinem Gehöfte lebten, dafür sie unter seinem Gebote standen. Die erweiterte Familie hieß Sippe; sie hielt streng zusammen und teilte sich in Schwertmagen und Spill- (Spindel-) magen, männliche und weibliche Glieder.

Die Schalke, Sklaven, bestanden gewöhnlich aus gefangenen Feinden und ihren Nachkommen. (Das Wort Sklaven kommt von den Slaven her, aus denen man später die meisten Gefangenen machte, wie früher aus Kelten u. a.) Das waren die gezwungen Dienenden, welche jedoch milder behandelt wurden als bei den Römern. Viele derselben hatten Höfe, die sie als Hörige, Lite, für ihre Herren bearbeiteten.

Es gab auch freiwilligen Dienst. Freie Jünglinge begaben sich nicht selten aus dem heimatlichen Hofe zu einem Reichen und wurden sein Gefolge. Öfters erhielt dann solch ein Mann vom Herrn gegen gewisse Abgabe und Dienstleistung

ein Besitztum geliehen. Ein solches hieß ein Feod oder Leihgut (im Unterschied von Allod, Freigut), und die Beliehenen hießen Dienstmannen oder Leute. Hieraus entwickelte sich das nachmals so ausgebreitete Feudalwesen. Hatte einer ein Gefolge von Dienstmannen und vielleicht noch einen freien Anhang kleinerer Allodbesitzer, so nannte man ihn Edeling (Adelich), im Gegensatz zum Friling oder Gemeinfreien. Gewöhnlich wurden aus diesen Edelingen die Obersten im Krieg gewählt.

Der Führer im Krieg wurde unter Zuruf als Herzog auf den Schild erhoben. Stammte er von einem hohen, göttlichen Geschlecht (kunni), so nannte man ihn wohl auch König (kuninc). Doch war es gemeiniglich nur ein Heerkönig. Die richterliche Gewalt lag meist in den Händen der Aldermänner (z. B. unter Sachsen, Friesen) oder Grafen (die sich zuerst bei den Franken finden). Der Gaugraf richtete im Gau mit Beisitzern oder Schöffen die Händel der Einzelnen untereinander, während die allgemeinen Angelegenheiten und auch die schwersten Verbrechen einzelner vor die Volksversammlung gebracht wurden, welche aus allen freien Männern bestand.

Die Volksversammlung (Mal) hielt man unter freiem Himmel, an geweihtem Orte, „unter der heiligen Eiche, am heiligen Stein." Der Ort hieß die Dingstätte; es wurde „gedingt," d. h. verwandelt, um Frieden und Recht zu wahren; das Fehderecht, das dem Geschlecht zustand, wurde beschränkt und auf Söhne hingearbeitet. Zur Ermittlung der Wahrheit wurde der Eid und zwar mit großem Ernste gebraucht. Der Beklagte hatte Eideshelfer, welche ihre Hand unter der seinigen auf ein Heiligtum legten, wenn er den Schwur sprach. In sehr schwierigen Fällen ließ man das Ordal (angelsächsisch für Gottesurteil) entscheiden. Die Gegner kämpften mit dem Schwerte gegen einander und der Unterliegende galt für den Schuldigen. Weiber und Unfreie hatten die Feuer- und Wasserprobe zu bestehen. Sie gingen mit bloßen Füßen über eine glühende Pflugschar oder holten mit entblößtem Arm einen Stein aus kochendem Wasser heraus ꝛc.; nahmen sie dabei keinen Schaden, so waren sie unschuldig. Dem Schuldigen wurde zur Strafe meistens eine Bezahlung, Buße, wie das Wergeld (d. h. Preis des erschlagenen Mannes) auferlegt. Landesverrat, feige Flucht und Meuchelmord ward mit dem Tode bestraft; Totschlag dagegen konnte mit Geld gebüßt werden: wer die Buße nicht aufbrachte, wurde in die Acht erklärt und in den Wald gejagt.

Die Religion

war in Süd- und Norddeutschland, sowie bei den skandinavischen Germanen wesentlich dieselbe und nur bei den letztern am meisten ausgebildet. Man fand sie auf Island in zwei Büchern niedergelegt, die Edda (Urgroßmutter) heißen, davon enthält das eine ältere Lieder, das jüngere ist von Snorri Sturluson um 1230 verfaßt. Lange hielt man diese Überlieferung der Skandinaven für die ursprüngliche, wunderbar erhaltene. Jetzt findet man doch, daß durch die Wikingsfahrten viele fremde, namentlich auch christliche Elemente hineinkamen. Es braucht also Vorsicht, wenn wir den Götterglauben unserer Väter zusammenzustellen suchen.

Nach der Edda war die Welt anfangs ein Chaos, dann bildete sich am Südende ein Lichtreich, Muspelheim, und am Nordende ein kaltes Nachtreich, Niflheim. Aus der Verbindung von Hitze und Kälte entstand der Riese Ymir und die Kuh Audhumla. Von Ymir stammt eine Nachkommenschaft von Riesen, dumpfe Elementargewalten. Audhumla leckte aus einem salzigen Eisblock den Gott Buri, den Stammvater der guten Götter heraus. Seine Enkel, Odin voran, erschlugen den herrschsüchtigen Ymir, und aus dessen Körperteilen entstand erst die Welt, aus seinem Schädel das Himmelsgewölbe, aus seinem Haar die Bäume, aus seinen Knochen die Berge, aus seinem Blute das Meer, aus dem Gehirn die Wolken, aus dem Fleisch die Zwerge, die in der Tiefe der Erde thätig sind.

Die obersten Götter hießen Asen (deutsch: Ansen, eigentlich die Tragbalken der Weltordnung). Wuotan (Wodan, im Norden Odin) ist der höchste von allen: er wurde verehrt als Allvater, der Allwaltende, der „wehende" Himmelsgott: der Schirmer des Forschens und Dichtens: er hat nur ein Auge, mit welchem er aus

einem Fenster seiner Himmelsburg auf die Erde herabschaut, manchmal aber jagt er auch auf weißem Roß im blauen Mantel durch die Lüfte. Seine Frau hieß Frea oder Holda, auch Berchta, die Göttin der Ehen, die für Haus und Hof sorgt. Zwei Söhne Odins sind mit ihm die Höchsten: Tyr, unser Ziu (im Zistag, Dienstag), auch Ero und Saxnot (Schwertgenosse) genannt, der einhändige Gott des Kriegs, und Thor oder Donar, der Donnergott, welcher bei Gewittern seinen Streithammer auf die Erde schleudert, der aber gleich wieder in seine Hand zurückfliegt; im Rauschen der Eiche hört man seine Stimme. Nerthus ist die Göttin der Erde, und die zwei folgenden Fro oder Freir, der Gott des Ackersegens, und Freyja, die Göttin der Liebe, welche die Milchstraße als Halsschmuck trägt und zu welcher sterbende Frauen gelangen, sind ihre freundlichen Kinder. Baldar, der Gott des Lichts, ist der schönste unter allen Asen, ähnlich dem griechischen Apollo. Braga, der Gott der Dichtkunst, singt seine Lieder zum Spiel der Harfe rc.

Außer den hohen Asen gab es noch andere göttliche Wesen, z. B. die drei Nornen oder Schicksalsgöttinnen, die Walkyren, jungfräuliche Göttinnen des Schlachtentodes; dann zwei feine Wesen: Snotra, die Göttin der Schamhaftigkeit, und Gefiona, die Göttin der Unschuld, welche beide die holdselige Freyja begleiten.

Die Menschen stammen von Einem Paar, welches Wuotan aus einer Esche und einer Erle bildete. Das Böse kam in die Menschen von den sie regierenden Göttern her, welche sich durch thörichte Vermischung mit den Riesen verdarben und namentlich von dem tückischen Loki, der das Feuer vorstellt und sich als Gott unter sie eindrängte, verderben ließen. Außer dem Geschlecht der Riesen, die man sich als feindliche, furchtbare Wesen vorstellte, hatten die alten Deutschen auch ein Geschlecht der Elben (Alp), welche wohl ursprünglich die stillern Regungen in der Natur bedeuteten; diese schieden sich aber in Schwarzelben, verschmitzte häßliche Zwerge, welche das Gold und Silber in den Bergen hüten, und Lichtelben, die den Menschen wohl wollen und Armen und Kindern Gutes thun.

So besteht nun das Weltall aus 6 Reichen oder Heimen: Asaheim (auch Asgard), die Heimat der Götter, Mannaheim, die der Menschen, Jötunheim, die der Riesen, Alfheim, die der Elben, dann Muspelheim, das Lichtreich hoch oben, und Niflheim, das Nebel- und Nachtreich tief unten. Droben in Asaheim, wohin von Mannaheim die Regenbogenbrücke führt, steht Walhalla, die prachtvolle Burg Odins. Dahin steigen die Seelen der im Kampfe gefallenen Helden, wo sie ein ewiges Freudenleben genießen, nämlich ewig fortkämpfen, forttrinken und ihre Heldenthaten singen hören. Die ordentlichen Weiber und Kinder kommen zwar auch in den Himmel, haben jedoch ihre Wohnung neben der Walhalla. Die durch „Strohtod" verschiedenen Männer aber, sowie insonderheit die Feigen und Ehrlosen, und alle Schlechten, müssen nach dem Tode zur gierigen Hel (Hölle, eigentl. die Hehlende), einer Tochter Lokis.

Himmel, Erde und Hölle werden nun seltsamerweise durch einen ungeheuren Baum, die Weltesche Yggdrasill, zusammengehalten, an deren Wurzeln ein Drache liegt und auf deren Gipfel ein Adler sitzt, zwischen welchen ein haderstiftendes Eichhörnlein immer auf- und abläuft, während Hirsche auf den Ästen sitzen und springen. Der Drache nagt an drei Wurzeln des Weltbaumes, welche sich nach dem Menschenheim, dem Riesenheim und der Unterwelt hin verteilen (was wohl in keinem Bilde darzustellen ist). Mittlerweile werden Götter und Menschen immer schlechter. Der Drache nagt grimmig fort, und wenn er die Wurzeln abgenagt hat, dann kommt der jüngste Tag. Der Baum sinkt, es erhebt sich ein furchtbarer Kampf zwischen den Riesen und Göttern; alles braust durcheinander. Der Baum fällt, und von Muspelheim fällt Feuer herab; die ganze Welt verbrennt und alles hüllt sich in Dunkel. „Das wird sein Ragnarök (Götterdämmerung)." Darnach aber ersteht eine neue Welt, in der es kein Übel mehr giebt.

Weise Frauen, Walen oder Seherinnen, wurden als Vermittler zwischen der Götter- und Menschenwelt betrachtet, auf deren Aussprüche man als auf

Göttersprüche merkte. Mit Losstäbchen befragte man die Götter. Wenn es auch Priester gab, bildeten sie doch keinen Orden. Den Gemeindegottesdienst leiteten auserwählte Edle als Oberpriester. Man hieß einen solchen Ewart, Gesetzbewahrer. Den Gottesdienst hielten sie in heiligen Hainen. Tempel hatten sie in frühester Zeit nicht, und nur wenige Bilder. Sie opferten ihren Göttern wie andere Heiden, namentlich am Jul-, Oster- und Sommerfest. Sie brachten auch Menschenopfer, ge-



Fig. 106. Die Weltesche Yggdrasill.

wöhnlich Gefangene und Verbrecher. Auf einer Insel wurde jährlich das Bild der Erdmutter Nerthus aus seiner Verborgenheit auf einem Wagen von Kühen zum See gefahren; Sklaven mußten es darin waschen, wurden aber sofort in den See gestürzt.

§ 2. Befreiungskampf der alten Deutschen.

Wir haben S. 216 gehört, daß die Römer unter Augustus im Nordwesten Deutschlands festen Fuß faßten. Nun hatten sie sich am Rheinstrome und nach der Weser hin eine Menge Kastelle gebaut und hielten ihre Herrschaft schon für gesichert.

Sie nannten die unterjochten Germanen Bundesgenossen, gingen aber damit um, sie zu Unterthanen zu machen. Ein neuer Statthalter, Quinctilius Varus, wollte unklugerweise die Sache allzurasch durchführen. Er drang ihnen namentlich das fremde Gerichtswesen ohne Schonung auf; nach römischem Rechte mußten sie sich richten, von römischen Sachwaltern sich verteidigen lassen; sie wurden wegen Vergehen mit Ruten gezüchtigt, was bei ihnen für eine entehrende Strafe galt, und er verhängte die Todesstrafe über solche, die sonst nur durch die Volksversammlung dazu verurteilt werden konnten.



Fig. 107. Germanische Schleuderer brechen aus einem Walde hervor. (Von der Siegessäule Mark Aurels.)

Das erbitterte die ehrliebenden, freiheitgewohnten Germanen. Und es war namentlich einer, der die Schmach im Innersten empfand, Armin, der 26jährige Sohn des Cheruskerfürsten Segimer, edel, kühn, feurig, voll Vaterlands- und Freiheitsliebe. Er hatte, wie viele Deutsche, schon im römischen Heere gedient und da die Kriegskunst der Römer gelernt; das Erlernte wollte er im Vereine mit germanischer Kraft nun gegen die Meister selbst brauchen. Als römischer Ritter mit dem Legaten vertraut, schloß er mit den Häuptlingen einen Bund, das Fremdlingsjoch abzuschütteln. Alles wurde vorbereitet in tiefer Stille. Varus merkt nichts; er bezieht mit 3 Legionen sein Sommerlager tief im Cheruskerlande. Da empfängt er die Kunde, daß ein Stamm an der oberen Weser sich empört hätte. Das war nur zum Schein, um ihn weiter weg von seiner Feste Aliso zu locken. Die Deutschen um ihn raten ungesäumt den Aufstand zu unterdrücken; sie versprechen, selbst dabei behilflich zu sein. Varus, obwohl gewarnt von Armins Schwiegervater, geht in die Schlinge; er bricht mit seinen Legionen auf: die deutschen Fürsten begleiten ihn eine Strecke und verabschieden sich dann, um mit ihren daheim aufgebotenen Mannschaften schnell wieder zu ihm zu stoßen. Sie eilen heim und rufen ihre Leute auf, — aber zur Freiheit. Von Gau zu Gau erschallt der Freiheitsruf, und alle Wehrhaften erheben sich zum heiligen Kampfe.

Indessen zieht Varus sorglos durch den schaurigen Teutoburger Wald, am Nordhang des Wiehengebirgs nach Westen hin. Der Weg muß oft erst durchs Dickicht gehauen werden; es fällt Regen in Strömen und durchweicht den Boden; das Heer wird weit auseinander gezogen und ermattet. Plötzlich erscheinen die Deutschen, (9. Sept. 9 n. Ch.) und fallen mörderisch über die ungeordnet sich hinschleppenden Römer her. Unter stetem Gefechte erreichen diese am Abend eine freie Stelle zum Lager, das geschlagen wird und sie birgt. Am andern Morgen schließen sich die

Legionen eng zusammen und Varus, der jetzt die ganze Gefahr erkennt, zieht auf Aliso an der Lippe zu. Im lippischen Wald erneut sich der furchtbare Kampf. Am dritten Tage (11. Sept.) wird der Verlust der Römer immer größer. Endlich erreichen sie, furchtbar geschwächt, den südwestlichen Abhang des Waldgebirgs; aber siehe, hier erwartet sie erst die Hauptmacht der Deutschen, die sich ihnen brüllend entgegenwirft. Die Römer geraten in Verwirrung; es erfolgt ein entsetzliches Gemetzel unter ihnen; ihre 3 Adler werden ihnen entrissen; Varus stürzt sich verzweifelt in sein Schwert. Fast alle Römer sinken hin; einige werden gefangen, nur wenige entrinnen.

Die meisten Offiziere wurden an den Altären der Götter geschlachtet, und die römischen Richter und Sachwalter, denen man besonders grollte, mußten zuvor erst grausame Martern ausstehen, wie man z. B. einem die Zunge mit den Worten ausriß: „Nun zische, du Natter, wenn du kannst!" Die übrigen Gefangenen wurden als Knechte weggeführt und stolze Ritter misteten die Ställe auf deutschen Höfen bis zu ihrem Verscheiden. — Durch diese Teutoburger Schlacht wurde Deutschland für immer vom Römerjoche befreit. Noch findet man zahlreiche Münzen im Moorboden zwischen Engter und Venne. Auf einem Hügel dort, der Grooteburg, hat



Fig. 108. Germanen kämpfen mit Schild und Speer gegen römische Bogenschützen. (Von der Siegessäule Mark Aurels.)

man neuestens ein Denkmal jenes Befreiungskampfes errichtet, einen kolossalen Armin von Erz. Er hat seinen Namen unter den Deutschen groß gemacht für alle Zeiten; damals besang ihn das Volkslied. Unter Armin's Führung ging es jetzt über die römischen Festungen zwischen Rhein und Weser her. Sie wurden alle genommen und zerstört.

Die Nachricht von diesen Vorgängen verursachte in Rom ein außerordentliches Erschrecken. 27 000 Römer waren gefallen; es war das beste der römischen Heere. Der Kaiser selbst verlor alle Fassung; er schrie: Varus, gieb mir meine Legionen wieder! und entfernte seine germanische Leibwache. Ja, wie einst zur Zeit des Cimbrischen Schreckens (S. 187) sah man schon die entsetzlichen Germanen über die Alpen steigen. Daran aber dachten sie nicht; nur Armin hätte gerne den Rhein überschritten; die Stämme aber zerstreuten sich nach ihren Höfen.

Unter dem folgenden Kaiser (Tiberius) drang zwar a. 15 der treffliche Germanicus, ein Sohn des Drusus (S. 217), wieder ins Land der Chatten, Marsen und Cherusker vor. Armin ließ jedoch einen begeisternden Aufruf durch die deutschen Gaue ertönen, und es versammelte sich abermals ein großes Volk von Germanen, und wiewohl es ihnen heiß ward auf der Ebene Idistaviso (Elfenwiese) und beim Steinhuder Meer, 16, und Ströme deutschen Blutes flossen, Germanicus wird zuletzt vom Kaiser zurückgerufen und das gerettete Vaterland bleibt frei. Ein Orkan vernichtete die römische Flotte. — Viel Größeres hätten die Deutschen

ausrichten können, wären sie nur nicht so uneinig gewesen. Das war der Jammer bei diesen Brüdern von Anfang an. Aus Feindschaft entzog sich ein Stamm dem andern zum gemeinschaftlichen Kampfe fürs Vaterland. Vereinigt, hinderte ein Führer den andern aus Eifersucht. Und wieder schlugen sie grimmig auf einander selbst los.

Auch der Befreier Germaniens, wie ihn schon Tacitus nennt, wurde von andern Fürsten und namentlich seinen eigenen Verwandten, beneidet, gehaßt und bitter gekränkt. Sein Bruder diente im römischen Heer. Der Cheruskerfürst Segestes, dessen schöne Tochter Thusnelda er sich, freilich wider des Vaters Willen, zur Gattin angetraut, nahm sie ihm nicht nur, während er zu Felde lag, wieder weg, sondern übergab sich sogar mit derselben in die Hände der Römer, und nie mehr sah Armin sein edles, trautes Weib, das damals die erste Frucht von ihm unter dem Herzen trug. Thusnelda und ihr Sohn schmückten 17 den Triumph des Germanicus und lebten später in Ravenna. Armin kämpfte noch glücklich gegen die oberdeutschen Markomannen, welche das Bojerland, Böhmen, in Besitz genommen hatten, so daß 18 ihr König Marbod sich in den Schutz der Römer begab; er lebte noch lange in Ravenna. Den Sieger aber beschuldigten neidische Verwandte, er strebe nach der Alleinherrschaft, überfielen und töteten ihn! Er starb 37 Jahre alt a. 21.

III. Die Zeit der bedrängten Kirche.

§ 1. Kaiser Augustus' Nachfolger aus seinem Hause.

Wir schauen nun wieder nach Rom und auf den römischen Kaiserstuhl hin. Augustus, der Hehre, wurde nach seinem Tode als Gott verehrt; man baute ihm Tempel und bestellte ihm Priester. Es blieb von dem an Sitte, die Kaiser nach ihrem Abscheiden zu vergöttern; bald geschah es noch bei ihren Lebzeiten. So wurde die Gott gebührende Ehre den Menschen gegeben, und was für Menschen oft! Gleich die vier ersten Nachfolger Augustus', die noch zu seinem Geschlechte (dem Julisch-Claudischen) gehörten, sind abscheuliche Männer.

Augustus' Adoptivsohn Tiberius herrschte 14—37; während seiner Regierung ist also Christus gestorben und auferstanden. Ein begabter, schon 56jähriger, kerngesunder, verschlossener Mann, ließ er sich das Prinzipat vom Senat aufdringen und zeigte zuerst Mäßigkeit und Wohlwollen, um nicht allzusehr hinter seinem trefflichen, von Volk und Heer gleich geliebten Brudersohne, dem Germanicus (S. 243), zurückzustehen, zu dessen Gunsten entthront werden zu können er besorgte. Als derselbe 19 in Syrien gestorben war, ließ Tiber dessen Gattin und Kindern den Prozeß machen. Mißtrauen, Menschenhaß und Verachtung, Ingrimm und Schlauheit tief im Busen, peinigte er jetzt besonders die Vornehmen, während für die Provinzen seine Regierung wohlthätig war. Wer aber in Rom etwas gegen ihn äußerte, wurde des Majestätsverbrechens beschuldigt, gefoltert, hingerichtet und der Leichnam durch die Stadt in den Tiber geschleift. Der Senat besorgte das für ihn. Eine Mutter mußte sterben, weil sie über die Hinrichtung ihres Sohnes Thränen vergossen. Wiewohl Tiber seine Leibgarde, die Prätorianer, auf 10000 Mann vermehrt hatte, hielt er sich doch zuletzt in Rom nicht vor Nachstellungen sicher; darum schloß er sich 27 auf der wohlverwahrten Insel Capreä bei Neapel ein und regierte nur noch durch schriftlichen Verkehr. Je älter, desto ärger wurde er. Männer und Frauen, die in seinen

Zorn gefallen zu sein fürchteten, töteten sich selbst, um einer martervollen Hinrichtung zu entgehen. Indessen herrschte in Rom sein hochbegabter Günstling Sejan, bis er es zu bunt trieb in der Wegräumung aller Reichsnachfolger und auch sterben mußte, 31. Endlich in seinem 78. Jahre befiel den Kaiser eine tödliche Krankheit. Er wollte noch Rom besuchen, kehrte aber, durch ein Wunderzeichen erschreckt, um und starb in Misenum. Schon beglückwünschte man seinen Großneffen Gajus. Da erwachte der Alte wieder und alles zittert. Aber der Gardepräfekt Makro, dessen Gunst Gajus gewonnen hatte, erstickte den Halbentseelten mit Kissen und Decken.


Fig. 109. Kaiser Tiberius.

Gajus Caligula (37—41), des edlen Germanicus arg vernachlässigter Sohn, trieb es indessen noch schlimmer als der vorige. Er suchte das Wohlwollen der Römer zu gewinnen und war so freigebig, daß er in 10 Monaten mit dem vorgefundenen Staatsschatze von 587 Millionen Mark fertig ward. Dann verfiel er dem Allmachtsschwindel.

Er ließ Tibers Enkel, den dieser ihm hatte an die Seite stellen wollen, töten, ebenso den allzu dienstfertigen Makro. Er wollte Gott sein und ließ sich eine goldene Bildsäule errichten, der Pfauen, Papageien 2c. geopfert wurden. Überall, auch im Tempel von Jerusalem, sollte sein Standbild verehrt werden; umsonst baten die Juden, sie hievon auszunehmen. Er ließ seinem Lieblingspferd einen Marmorpalast bauen und es aus goldener Krippe fressen. Über eine stundenbreite Bucht baute er eine Schiffbrücke mit doppelter Häuserreihe darauf, um einmal hinüberzufahren 2c. Seinen Beutel wieder zu füllen trieb er falsches Spiel und ließ Reiche hinrichten, ja Menschen vor seinen Augen lebendig auseinandersägen. Wenn bei den Tierkämpfen im Cirkus keine Sklaven und Verbrecher mehr da waren, ließ er ohne weiteres Zuschauer ergreifen und vor die wilden Tiere werfen. Um Lieb und Haß der Menschen kümmerte er sich so wenig, daß er sprach: „Mögen sie mich hassen, wenn sie mich nur fürchten!" Ja er wünschte, daß das römische Volk nur Einen Kopf haben möchte, daß er es auf einmal köpfen könnte. Endlich wurde der Gott samt Frau und Kind von einem beleidigten Offizier ermordet.

Ihm folgte Claudius, sein Oheim, reg. 41—54. Er wurde von den Prätorianern aus einem Versteck, dahin er sich beim Morde seines Neffen geflüchtet, hervorgezogen und, während der Senat noch beriet, jubelnd als Kaiser ausgerufen. Das war ein ganz schwacher, aber gelehrter Büchermensch, der doch manches Gute schaffte. Statt seiner regierten meist seine Freigelassenen und zwei heillose Frauen, zuerst Messalina, das unzüchtigste Weib des Erdbodens, und nach deren Tod, 48, seine Nichte Agrippina, das herrschsüchtigste Weib des Erdbodens. Wer dieser widerstand, mußte sterben. Zuletzt soll sie ihren Gatten durch Pilze vergiftet haben, um ihren Sohn aus erster Ehe, Nero, auf den Thron zu bringen. — Unter dem armen Claudius wurde doch 43—50 Südbritannien von den Römern erobert.

Nero (54—68) war das vollendete Muster eines Tyrannen. Und doch erzog ihn einer der besten Römer seiner Zeit, der Stoiker Seneca. Der erst 17jährige

Kaiser ließ sich auch anfangs von seinem Lehrer und dem tüchtigen Gardepräfekt Burrus leiten, ja er wollte sogar ein zweiter Augustus werden; allein nur kurze Zeit hielt er den Zwang aus und bald brach sein inneres Wesen, seine Wollust, Roheit und Blutgier, gewaltsam hervor. Er mordete 55 seinen 14jährigen Halbbruder (Britannicus), 59 seine Mutter (Agrippina, welcher freilich nach Verdienst bezahlt ward), seine erste Gattin (Octavia) und seine zweite (Poppäa), letztere durch einen Fußtritt, und zahllose andere, selbst seinen Lehrer Seneca, 65, der nach Burrus Tod, 62, sich ins Privatleben zurückgezogen hatte. Ihm war es sogar lieber, gehaßt als geliebt zu werden. Die Schrecknisse des bösen Gewissens verfolgten ihn, er suchte sie durch die unerhörtesten Schwelgereien und Ausschweifungen zu verscheuchen. Da drängte ein Fest das andere, Aufzug, Wagenrennen, Spiel und Sang 2c. Und der eitle Mensch zeigte sich selbst vor dem Volk als kunstreicher Wagenlenker, Sänger und Schauspieler; wer ihn nicht beklatschte, der büßte es. Er war ganz wahnsinnig in Lust und Wut. Am 19. Juli 64 soll er selbst die Stadt Rom angezündet oder doch das Feuer genährt haben, um sich eine schönere Hauptstadt zu bauen. Bewiesen ist das nicht. Sieben Tage brannte es, dann nochmals 3 Tage, bis der Kern der Stadt mit ihren Tempeln, Palästen, Häusern und Schätzen in Asche sank. Wie aber Nero nun seiner Bosheit die Krone aufsetzte dadurch, daß er die Brandstiftung von sich ab auf Schuldlose schob und eine Menge der edelsten Menschen dem grausamen Martertode überantwortete, davon später (S. 261).

Rom wurde sogleich wieder aufgebaut und allerdings regelmäßiger und schöner, als es war, durch maßlose Bedrückung der Provinzen. Und für sich baute Nero darin einen Palast von unsäglicher Pracht, das goldene Haus genannt, der mit seinen Gärten, Lusthäusern, Teichen, Wildgehegen 2c. einen ganzen Stadtteil einnahm. Um die erstaunlichen Kosten dieses Werkes bestreiten zu können, raubte er von allen Seiten zusammen und verschlechterte die Münze, wodurch er sich denn einen großen Haß zuzog, während sonst das elende Römervolk wegen seiner Speisungen und Schauspiele sich unter ihm befriedigt fühlte. Gallien und die spanischen Truppen fielen von ihm ab. Selbst die Prätorianer wurden untreu. Verlassen von jedermann, reitet er in einer schaurigen Gewitternacht aus Rom, um sich auf einem Landgute zu verbergen. Als er hört, daß ihn der Senat geächtet und zu grausamem Tode verurteilt hat, wehklagt er wie ein Weib. Seine wenigen Getreuen ermahnten ihn, sich selbst zu töten, um die Schande einer Hinrichtung zu vermeiden. Er hat den Mut nicht; er nimmt einen Dolch und schreckt vor der Spitze zurück. Da hört man den Hufschlag der Reiter, die ihn suchen; jetzt setzt er den Dolch an die Kehle und ein Freigelassener hilft ihm denselben hineindrücken, 9. Juni 68.



Fig. 110. Münze des Kaisers Nero.

Wir sind mit des Augustus Hause zu Ende. Sehet aber, solche Herrscher gab's. O danket Gott für die eurigen.

§ 2. Wachstum der jungen Kirche unter Verfolgungen.

Wir richten unsern Blick wieder ins heilige Land, wo wir (S. 235) die Kirche Christi haben erstehen sehen.

Seit jenem Pfingsten predigten die Apostel das Evangelium fort und fort mit großer Freudigkeit. Furchtlos bezeugten sie vor dem Volk und den Obern der Juden, daß in keinem andern Heil sei als in dem von ihnen verworfenen Jesu. Und der Herr bekräftigte ihr Wort durch staunenerregende Wunder, in seinem Namen verrichtet. Die Zahl der Gläubigen wuchs und waren Ein Herz und Eine Seele; sie hielten alles unter einander gemein. Und sie setzten sieben Diakonen oder Almosenpfleger ein, welche aus gemeinschaftlichen Mitteln für die Armen gleichmäßige Sorge tragen mußten.

Eine Zeit lang hatten die Gläubigen Gunst beim Volk, um ihres lautern Wandels willen. Allein die Obern sahen doch mit tiefem Grolle das Aufkommen einer Gemeinde Dessen, den sie als Gotteslästerer zum Tode überantwortet hatten. Sie griffen die Apostel, setzten sie ein, stäupten sie, die fröhlich waren, um des Namens Jesu willen Schmach zu leiden. Und das wetterwendische Volk stimmte bald wieder mit seinen Führern ein. Wir sehen die Kirche zuerst von den Juden bedrängt.

Hellenistische Juden stritten mit Stephanus, dem Diakon, und konnten seiner Weisheit und Geisteskraft nicht widerstehen. Da bewegten sie das Volk wider ihn, und sie rissen ihn vor den hohen Rat hin als einen Lästerer Moses und Gottes. Er verantwortete sich in der Salbung des heil. Geistes und sein Angesicht leuchtete dabei als eines Engels Angesicht. Als er ihnen aber ihre Halsstarrigkeit vorhielt, da knirschten sie mit den Zähnen, stürmten auf ihn ein, stießen ihn zur Stadt hinaus und steinigten ihn. Er sprach: Herr Jesu, nimm meinen Geist auf! brach in die Kniee und rief: Herr, behalte ihnen diese Sünde nicht! sank hin und entschlief.

Es erhob sich nunmehr eine große Verfolgung über die Gemeine zu Jerusalem, wodurch ihre Glieder nach allen Seiten hin zerstreut wurden, auch über das heil. Land hinaus bis Phönikien und Cypern, bis Damaskus und Antiochia. Indessen blieben die Apostel selbst in Jerusalem. Die Verstörten aber trugen das Evangelium überall hin; doch wurde noch überall nur Juden und Samaritern das Wort von Christo verkündigt.

Aber hat denn Gott der Heiden vergessen? Sind sie nicht auch seine Geschöpfe, noch von seiner Erbarmung getragen? Gott erweckte 36 den Heidenapostel Saulus oder Paulus. Er war ein gelehrter Jude, strenger Pharisäer und einer der heftigsten Eiferer gegen das Christentum. Eben ging er mit Vollmacht des Hohepriesters nach Damaskus, die dortigen Gläubigen gefangen nach Jerusalem zu führen. Da umleuchtete ihn plötzlich ein Licht vom Himmel, und er hörte die Stimme: „Saul, Saul, was verfolgst du mich? Ich bin Jesus, den du verfolgst." Da sprach Paulus mit Zittern und Zagen: Herr, was willst du, daß ich thun soll? So ergab er sich dem gekreuzigten Könige des Himmelreichs, welcher ihn zum auserwählten Rüstzeug machte, seinen Namen vor die Heiden zu tragen. — Daß aber die Heiden in seine Kirche eingehen könnten, ohne erst Juden werden zu müssen, wie die Jünger anfangs meinten, das lehrte der Herr den Petrus durch die merkwürdige Bekehrung des Hauptmanns Cornelius zu Cäsarea. Denn als der Apostel, durch ein himmlisches Gesicht und des Geistes Stimme bewogen, in das Haus dieses heilsuchenden Heiden eingetreten war und ihm und den Seinen das Wort von Christo predigte, da fiel auch auf diese heidnischen Zuhörer der hl. Geist mit jenen außerordentlichen Gaben, gleichwie ihn die Gläubigen aus dem Judentum empfingen, so daß Petrus keinen Unterschied mehr machen konnte, sondern ließ sie sogleich taufen im Namen des Herrn, 37.

Nun hatte die Gemeinde gegen 8 Jahre Frieden durch ganz Judäa, Galiläa und Samaria; und sie baute sich, durch stete Zunahme und Befestigung ihrer Glieder. Dann aber erhob sich neue Verfolgung. Herodes Agrippa, ein Enkel Herodes des Großen (S. 228), dem vom Kaiser wieder das ganze Land seines Großvaters untergeben war, ließ den Apostel Jakobus mit dem Schwerte hinrichten und griff auch den Petrus, 44. Aber die Gemeinde betete ohne Aufhören für ihn zu Gott und er ward wunderbar befreit.

Schon war auch Paulus in voller Thätigkeit. Ein anderer Mensch geworden, predigte er Jesum, den er verfolgt hatte, mit heiligem Eifer und gewaltiger Kraft. Er hat zur Ausbreitung des Reiches Gottes mehr gewirkt als alle, doch nicht er, sondern die Gnade Gottes, die in und mit ihm war. Sein Hauptaufenthalt war das große Antiochia; hier arbeitete er mit Barnabas, einem Mann voll heiligen Geistes, höchst erfolgreich. In Antiochia wurden die Gläubigen zuerst Christianer genannt. Von hier aus machte Paulus drei Missionsreisen, auf denen er

Cypern besuchte, Kleinasien durchzog, auch schon nach Makedonien und Griechenland herüberkam. Er predigte den Weisen im schönen Athen; 1½ Jahre hielt er sich im reichen Korinth auf, wo der Herr ein großes Volk hatte, 2½ Jahre in dem herrlichen Ephesus, wo die Majestät der Artemis vor dem Lichte des Lebens zu erbleichen begann. Überall ging er treuen Herzens mit seiner Friedensbotschaft zuerst zu seinen Brüdern, den Juden; da aber die allermeisten sie feindselig zurückwiesen, so wandte er sich rein an ihrem Blute damit zu den Heiden, von denen Scharen sie mit Freude aufnahmen. Paulus bethätigte mit ganzem Ernste seinen Beruf als Apostel der Heiden, und der außerordentliche Erfolg seines Wirkens bestätigte denselben. Er lehrte aber die Freiheit der Christen nicht nur vom Fluche des Gesetzes, sondern auch von der Beobachtung der Ceremonialgebote. Das gereichte doch manchen Gläubigen zu einem Anstoße; sie behaupteten, alle Christen müßten Moses Gesetz halten, sonst könnten sie nicht selig werden. Darüber entstand eine heftige Erregung in der Gemeinde. Da gingen Paulus und Barnabas nach Jerusalem, den Aposteln die Sache zur Entscheidung vorzulegen. So kam's, 50, zur ersten Synode. Wiewohl einige für die Unterwerfung aller Gläubigen unter das Ceremonialgesetz eifrig stritten, so wurde doch feierlich beschlossen, die Heidenchristen mit dem Joche nicht zu beschweren.

Augensichtlich trug diese erste Kirchenversammlung viel bei, die Juden- und Heidenchristen, zwischen denen doch anfangs eine merkliche Unterscheidung stattfand, näher mit einander zu vereinigen. Noch enger knüpfte sich das Band dadurch, daß die Heidenchristen, dankbar für das Heil, das von den Juden kam, reiche Almosen den verarmten Gläubigen in Jerusalem sandten. Und so schloßen sich beide immer inniger zu Einer Herde unter dem Einen Hirten zusammen, nur daß Hetzereien und Verführung da und dort vorkamen. — Noch andere Irrlehren traten frühe schon in der Kirche auf, z. B. daß Christus zwar der vollkommenste, aber doch nur ein bloßer Mensch sei, daß es keine leibliche, sondern nur eine geistliche Auferstehung gebe rc. Aber solche Irrtümer wurden durch die übereinstimmende Apostellehre ausgeschieden und es blieb „Ein Herr, Ein Glaube“.

Fröhlich arbeitete Paulus in Einigkeit mit den andern Aposteln und unterstützt von trefflichen Gehilfen, Timotheus rc., auf dem Heidenfelde fort und erfüllte alles bis an Illyrien hin mit dem Evangelio. An unzähligen Orten blühten schöne Gemeinden auf. Auch schriftlich nahm er sich der teuer erlösten Seelen an; er schrieb Briefe voll Geist und Leben, von denen uns vierzehn im Neuen Testamente bewahrt sind. Unter diesen zeichnen sich vor allen die an die Römer und Galater aus, welche den einigen Trost des Sünders, die Gerechtigkeit durch den Glauben an Christum, mit aller Macht treiben. Unsägliches stand der herrliche Mann in seinem Apostelamte aus; er wurde verhöhnt und gelästert, geschleift, gesteinigt, gestäupt, eingekerkert, er fiel in die Tiefe des Meeres, in die Hände der Räuber, litt Hunger und Durst, Frost und Blöße, aber das alles irrte ihn nicht, seinen Lauf mit Freuden zu vollenden. Bei einem Aufenthalt zu Jerusalem ergriffen ihn 57 die Juden, die ihn erschlagen haben würden, hätte ihn nicht die römische Kohorte ihrer Wut entrissen. Von den Juden auf den Tod verklagt und vom Landpfleger immer festgehalten, sah er sich endlich genötigt, an den Kaiser zu appellieren, und so wurde er dahin, wohin frei zu gehen er immer schon verlangt, nach Rom gefangen abgeführt 61. Doch hatte er trotz der Kette ein „freies Gefängnis“, er konnte in seinem Quartiere Besuche annehmen und in Begleitung eines Soldaten überall herumgehen; und er benutzte seinen Aufenthalt in der Weltstadt treulich, auch hier recht viele Seelen zur Erkenntnis des Sohnes Gottes zu bringen und im Glauben zu stärken. Er mag wieder frei geworden und bis ans westliche Ende der damals bekannten Welt, nach Spanien, vorgedrungen sein. Jedenfalls wurde er in Rom, 64 oder 67, um des Zeugnisses von Jesu willen enthauptet.

Die andern Apostel blieben lange in der geistlichen Hauptstadt der Welt, zu Jerusalem. Sie boten der Tochter Zion fort und fort seine Erbarmung an, bis die wachsende Verbitterung gegen das Evangelium sie überzeugte, es sei nun an der Zeit, daß auch sie den Auftrag des scheidenden Herrn Matth. 28, 19 vollzögen. Und sie gingen hin, zu lehren alle Völker, Bartholomäus — so sagen alte Nachrichten — nach Indien, Thomas nach Parthien, Judas nach Arabien, Andreas nach Skythien, Matthäus nach Äthiopien &c. Sie haben gewiß alle viel Frucht des Lebens geschafft, sollen aber auch fast alle Gott mit dem Märtyrertode gepriesen haben. Petrus predigte zunächst noch in Palästina herum; dann begab er sich nach Syrien und mag auch nach Babylon gekommen sein. Doch scheint er in Rom den Märtyrertod gefunden zu haben, 67. Er hat uns zwei Briefe hinterlassen, in denen vornehmlich die Hoffnung auf das ewige Zion sich ausspricht. — Johannes nahm in späteren Jahren seinen ständigen Sitz zu Ephesus und sorgte von da aus für die kleinasiatischen Gemeinden. Unter Domitian (um 90) wurde er auf die Insel Patmos verbannt, wo ihm die Offenbarung gegeben ward, durfte aber wieder nach Ephesus zurückkehren. Als er nicht mehr gehen konnte, ließ er sich in die Christenversammlung tragen; und als er nicht viel mehr reden konnte, sagte er doch jedesmal zu den Versammelten: „Kindlein, liebet einander!“ Er starb um 100, eines natürlichen Todes. Von ihm besitzen wir außer dem Evangelium und der Offenbarung noch 3 Briefe, in welchen er immer und immer wieder die Liebe empfiehlt. Darum kann man Paulum den Prediger des Glaubens, Johannem den der Liebe, Petrum den der Hoffnung nennen. — Jakobus, der Bruder Jesu blieb als Haupt der dortigen Gemeinde zu Jerusalem. Er hielt sich für seine Person noch strenge nach dem Gesetze, wollte den Juden, daß er sie gewinne, soviel sein, als er konnte. Er führte allgemein den Beinamen: „der Gerechte“. Gleichwohl wurde er endlich auch verfolgt. Man griff ihn, stellte ihn auf die Zinne des Tempels und gebot ihm, von da herab gegen Christum zu predigen. Er aber legte ein freudiges Zeugnis für ihn ab. Da stürzten sie ihn hinunter. Unten liegend betete er, während Steine auf ihn flogen, für seine Mörder, bis einer ihm den Kopf mit einer Keule zertrümmerte, 63. Jakobus schrieb einen Brief, worin er vor totem Glauben warnt; Werke muß der rechte haben.

§ 3. Das Gericht über Jerusalem und das jüdische Volk.

Die Ermordung „des Gerechten“ machte das Schuldmaß der Juden voll. Es kam die Zeit, wo ihr vermessenes Wort bei dem Morde des vollkommenen Gerechten eintreffen sollte: Sein Blut komme über uns und unsere Kinder! und die Weissagung des ewig Wahrhaftigen (Luk. 19, 43) wurde erfüllt.

Die folgende Geschichte hat uns ein gleichzeitiger Schriftsteller, Josephus, erzählt. Er sagt aber: Jene Zeit war unter den Juden so reich an Verderbnis aller Art, daß keine Schandthat ungethan blieb. Ja, wenn jemand mit Überlegung hätte etwas Böses aussinnen wollen, hätte er nichts Neues entdecken können; so waren alle im öffentlichen und im Privatleben angesteckt und wetteiferten, sich zu übertreffen in Verbrechen gegen Gott und Menschen. Also war das Volk reif zum Gericht.

Die Juden empörten sich in ihrem Hochmut einmal ums andre wider ihre Oberherren, dafür wurden sie nur immer härter gedrückt. Über die Maßen hart behandelte sie zuletzt der Landpfleger Gessius Florus, worüber aber der Aufstand gegen die Römer in Jerusalem ausbrach, 66. Der Krieg wurde von beiden Seiten mit unerhörter Grimmigkeit geführt. Anfangs siegten die Juden, jagten die Römer ganz aus dem Lande hinaus; da wurden sie nur um so trotziger und toller.

Jetzt sandte der Kaiser Nero seinen vortrefflichen Feldherrn Vespasianus mit einem starken Heere wider sie, 67. Dieser zog sengend und mordend durch Galiläa daher. Er erstürmte die festen Plätze nacheinander; wollte erst ganz Palästina erobern, ehe er sich an die Hauptstadt machte. Unterdessen wurde Nero entthront und darauf Vespasian von seinen Legionen selbst als Kaiser ausgerufen, 69; da überließ er, nach Rom eilend, das Kommando seinem Sohne Titus, der an Kriegstüchtigkeit dem Vater glich. Titus rückte vor Jerusalem und schlug eine Wagenburg herum. Es war gerade Ostern, 70, und hatten sich zahlreiche Festgäste eingefunden, so daß die

Stadt 1 Mill. Menschen in sich faßte. Diese sind jetzt eingeschlossen zum schrecklichen Gericht.

Aber müssen auch die Tausende von Christen in der Stadt mitleiden? Nein, die Jünger, vom Herrn gewarnt, hatten schon vor der Belagerung sich nach Pella, jenseits des Jordans, geflüchtet, wo sie die furchtbare Heimsuchung überlebten.

Wohl ging es mit der Eroberung der Stadt nicht so leicht. Sie war, auf einer Höhe mit vier Hügeln liegend, auf drei Seiten durch abschüssige Felsen und tiefe Thäler unzugänglich und nur nach Norden hin unbeschirmt von der Natur, dafür aber mit dreifacher Mauer befestigt. Und die Juden, wie uneins untereinander, vereinten sich doch alle im angestrengtesten Kampfe gegen die Belagerer. Fünf Monate mußte Titus ausharren, bis er durch Umwallung und Aushungern zum Ziele kam. Aber in der armen Stadt gabs drei Parteien, die sich untereinander wie wilde Bestien zerfleischten. Und bald entstand bei der Überfüllung mit Menschen eine gräßliche Hungersnot. Man aß Heu, Schuhe, das Leder von Schilden ꝛc. Wer noch ordentliche Nahrung hatte, war ihrer nicht sicher; die hungrigen Soldaten liefen suchend in die Häuser und raubten sie weg. Alle natürliche Liebe weicht; Eltern reißen den Kindern, Kindern den Eltern die Speise vom Munde weg; ja eine Frau kocht ihr eigenes Kind, verzehrt die Hälfte und beut die andere den suchenden Räubern dar. Hunger und Schwert würgten fürchterlich in der Stadt. Es sollen gegen 600 000 Leichen über die Stadtmauer geworfen worden sein. Andere Tote wurden in leere Häuser aufgeschichtet; viele blieben auf der Straße liegen. Die Haufen unbeerdigter Leichname hauchten pestilenzialische Dünste aus, welche Seuchen erzeugten. Von der Hungerqual getrieben, flohen viele ins römische Lager hinaus; da schnitten die Soldaten einigen Tausenden den Bauch auf und durchwühlten ihre Eingeweide, denn es hatte sich das Gerücht verbreitet, sie hätten Gold verschluckt, um es auf diese Weise zu retten. Solchem Greuel that endlich Titus durch ein Machtgebot Einhalt, auch ließ er den Ausgehungerten Speise geben. Die aber bei Ausfällen gefangen wurden, ließ er zum abschreckenden Beispiele für die Hartnäckigen auf einer Anhöhe nebeneinander kreuzigen, einmal an einem Tage 500. Josephus sagt: „Keine Stadt hat je soviel erlitten, es war aber auch kein lasterhafteres Geschlecht auf Erden als dieses.“



Fig. 111. Vespasian.

Titus bot den Belagerten mehrmals Gnade an, wenn sie sich ergeben würden. Allein mit der Not wuchs die Wut der Juden, und niemand durfte von Übergabe reden. Sie hofften im Wahnvertrauen zu Jehova immer noch auf den Sieg; ja sie glaubten sogar, eben jetzt werde der Messias kommen und sie herrlich erhöhen.

Titus durchbrach die erste Mauer, er durchbrach die zweite und dritte. Nun hatte er schon den untern Teil der Stadt erobert und stand vor dem Tempelberg, auf dem sich die Juden verschanzt hatten. Noch einmal bot er ihnen Begnadigung an; die Halsstarrigen wiesen sie zurück. Da wurde der Tempel gestürmt. Die römischen Soldaten dringen schreiend hinauf, die Juden verteidigen heulend ihr Heiligtum. Welch ein Schlachten! Ströme von Blut fließen die Stufen herab, daß die nachfolgenden Soldaten bis zum Knöchel darin waten. Aller Todesmut der Juden ist umsonst; sie werden überwältigt, der Tempel wird genommen.

Diesen Tempel hatte erst Herodes der Große neu erbaut. Aus weißem Marmor und Cedernholz, innen und außen mit blitzendem Golde bedeckt, ungeheuer groß und herrlich war er ein wahres Wunderwerk der Welt. Titus hatte seine Schonung den Soldaten scharf geboten. Aber er mußte zu Grunde gehen, denn der Herr hatte es gesagt, Matth. 24, 2. Etliche Soldaten warfen Feuerbrände hinein, die Vorhänge fangen, das Holz entzündet sich, er brennt. Titus befiehlt zu löschen, es ist umsonst, niemand gehorcht. Er muß vor Glut und Qualm schleunig zurück: der Tempel geht in Flammen auf. Als das die Juden sehen, stürzen sich viele mit entsetzlichem Schmerzgebrülle teils in die Flammen, teils in die Schwerter der Feinde. 6000 verbrennen in einer Halle, dahin sie sich verborgen hatten.

Es war der 10. August 70, da der Tempel fiel, 3 Wochen später kam auch die übrige Oberstadt in der Römer Hände. Titus ließ die Stadt niederbrennen und das

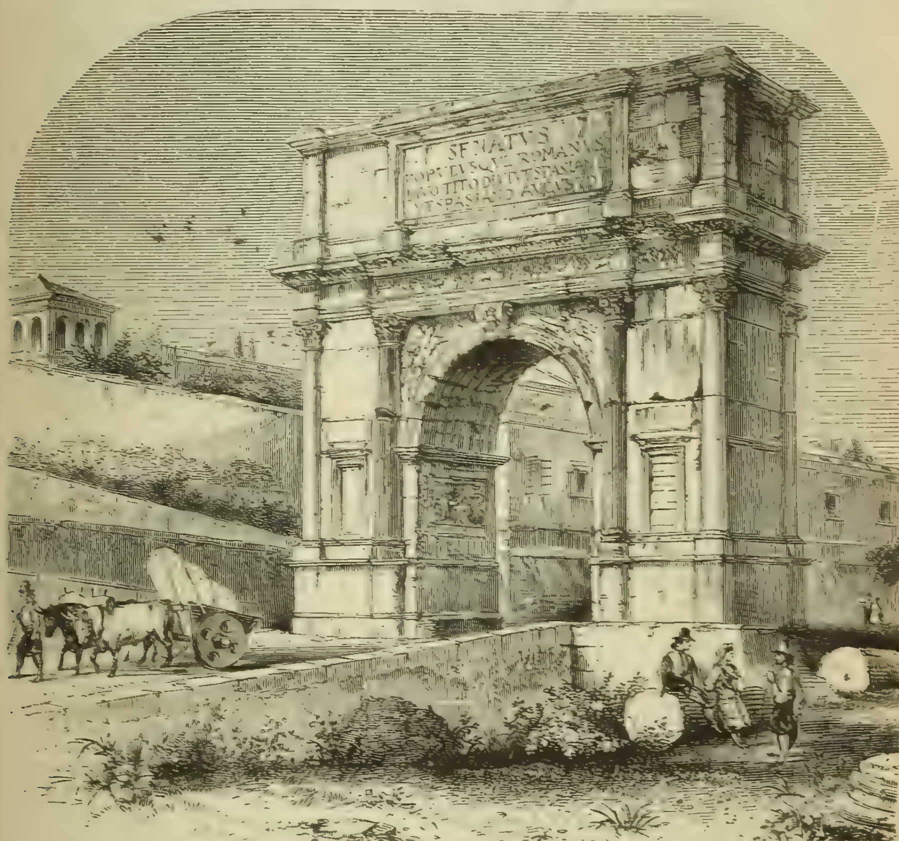


Fig. 112. Triumphbogen des Titus.

Gemäuer schleifen, 3 Kastelle ausgenommen. Umgekommen war fast die ganze Bevölkerung, gefangen wurden 97 000, welche man teils in Bergwerke schickte, teils als Sklaven verkaufte, teils zu den Schaukämpfen mit wilden Tieren verwendete. Etliche Vornehme mußten den Triumphzug der Sieger verherrlichen, wobei auch die erbeuteten Tempelgeräte (der goldene Leuchter &c.) mit aufgeführt wurden. Noch heute steht in Rom der Triumphbogen des Titus (Fig. 112), auf welchem sie abgebildet sind.

Ein so furchtbar schreckliches Ereignis, wie der Untergang Jerusalems, ist in der Weltgeschichte kaum vorgekommen. Aber auch außerhalb der unglückseligen Stadt verloren Hundert-

tausende der Juden das Leben. Und die Übriggebliebenen wurden unter alle Reiche der Erde zerstreut, wie der Herr ihnen bereits durch Mose (5 Mos. 28, 25. 64) gedroht hatte. Das jüdische Volk hat von dem an aufgehört, eine Nation zu sein.

§ 4. Die Reihe der bessern römischen Kaiser.

Als nach Neros Tode drei Kaiser, die Feldherrn Galba, Otho und Vitellius, nacheinander schnell erhoben und gestürzt waren (68. 69), gelangte der schon genannte Vespasianus wieder zu dauernder Herrschaft. Wir erblicken aber jetzt



Fig. 113. Ruinen des Kolosseums.

eine Reihe besserer Gestalten auf dem römischen Throne, die nur von einer einzigen, den vorigen ähnlichen, unterbrochen ist.



Fig. 114. Titus. (Rom, Vatikan.)

Der Plebejer Vespasian (S. 250) regierte 69—79. Ein guter, strenger Regent, der mäßig lebte und gerecht richtete. Mit Verstand ordnete er nach der Neronischen Wirrsal das Staatswesen, besonders die Finanzen, führte wieder Zucht unter den Soldaten ein, die er auf 30 Legionen bestimmte. Er stellte das in den letzten Kämpfen verbrannte Kapitol wieder her, und ließ Rom vollends vom Brandschutt reinigen. Er baute darin unter anderm einen Friedenstempel, der die jüdischen Tempelgeräte aufnahm, und ein ungeheures Amphitheater, das Kolosseum genannt, das 87000 Zuschauer faßte und sogar zur Aufführung von Seegefechten mit Wasser gefüllt werden konnte. Aufstände der Bataver und der Briten wurden gedämpft. Als Vespasian im 70sten Jahre seinen Tod nahen fühlte, sprang er von seinem Lager auf mit den Worten: Ein Imperator muß stehend sterben! sagte: O weh, jetzt werde ich ein Gott! und sank um.

Ihm folgte sein Sohn Titus, der Eroberer Jerusalems, 79—81; Rom hatte sich umsonst vor ihm gefürchtet. Er verwaltete sein Herrscheramt mit hoher Gewissenhaftigkeit und bezeigte gegen alle, selbst gegen Feinde, eine Leutseligkeit und Milde, daß man meinen könnte, er habe diese echte Schönheit des Lebens den Christen abgesehen. Er sprach: „Von eines Kaisers Throne muß niemand traurig weggehen."

Als er sich eines abends an kein Werk der Wohlthätigkeit erinnern konnte, sprach er zu seinen Freunden: „Heute habe ich einen Tag verloren!“ Schon am 24. Aug. 79 gab es ein großes Erdbeben, wobei der bisher harmlose Vesuv solch einen furchtbaren Ausbruch hatte, daß die nahen Städte Herkulanum und Pompeji unter Aschenregen und Schlammströmen be-

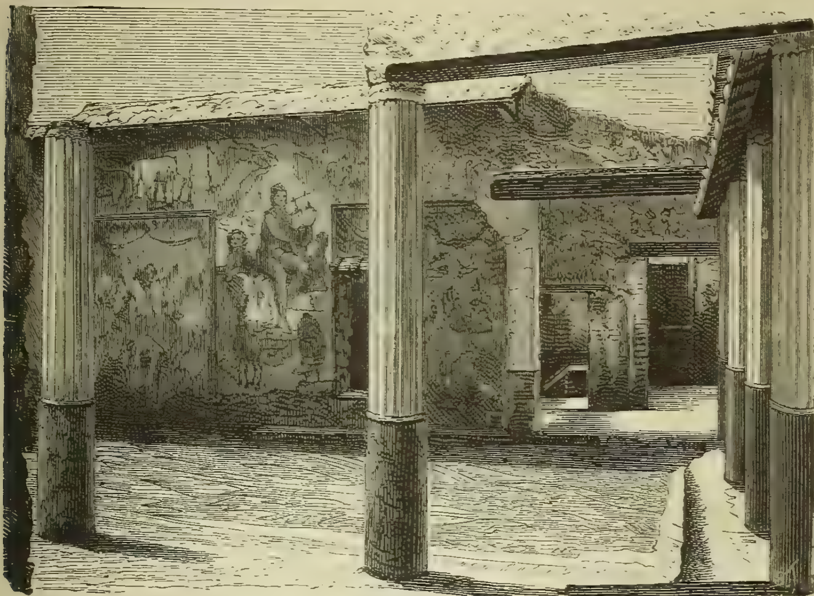


Fig. 115. Ein pompejanisches Haus.

graben wurden. Man sah nichts mehr von ihnen, sie ruhten tief unter der Erde, zu welcher die Asche sich verhärtete. Erst 1711 stieß man auf Häuser beim Brunnengraben, und es wird noch fortwährend an ihnen ausgegraben, so daß jetzt fast das halbe Pompeji bloßliegt (Fig. 115). Man findet in den Häusern alle möglichen Gerätschaften, doch wenig Menschengerippe, ein Zeichen, daß die Leute sich durch die Flucht retteten. Titus unterstützte die durch dieses Ereignis Unglücklichgewordenen, so wie die Armen und Elenden aller Art nach Kräften. Schade, daß dieser Kaiser, „die Wonne des menschlichen Geschlechts“, so früh starb.



Fig. 116. Kaiser Domitian. Nach einer Münze.

An seine Statt trat nun jene Ausnahme, sein Bruder Domitianus (81—96). Ein Poet, aber so übermütig, daß er sich in allen Erlassen selbst „Herr und Gott“ nannte. Den Senat hörte er nicht mehr. Dabei war er höchst verschwenderisch und baulustig und infolge davon eben so raubsüchtig; er belustigte sich mit Fliegenspießen, wie er auch s. 93 Menschen mit satanischer Lust quälte und mordete. Nach 15jährigem greuelhaftem Despotenregiment wurde er von Hausgenossen in seinem Palast erwürgt. Unter ihm vollendete übrigens der tüchtige Agrikola die Eroberung Britanniens mit Ausnahme des nördlichsten Teils, Kaledoniens, und gründete die Hauptstadt York. Die Main- und Donaugrenze sicherte er durch einen Pfahlgraben (limes).

Ein Senator besteigt nun den Thron, Nerva, 96.—98. Ein rechtlicher und wohlgesinnter Greis, der dem Senat schwur, keinen Senator umzubringen, die An-

geber züchtigte, den tüchtigsten Heerführer adoptierte und den schweren Abgabendruck minderte, Äcker an die Dürftigen austeilte rc. Ihm folgte sein Adoptivsohn

Trajanus, ein geborner Spanier, 98—117. Ein einsichtiger, wachsamer, gerechter und kräftiger Herrscher, wohl der größte Kaiser. Er stellte wieder eine freiere Verfassung her, so weit sie sich mit der Monarchie vereinbaren ließ und vom Volke bei seiner Sittenlosigkeit ertragen werden konnte: als ein Mensch wollte er über Menschen herrschen. Es dauerten ihn die wild herumlaufenden Kinder; er ließ Tausende von Waisen in ganz Italien erziehen und versorgen. Er stiftete eine öffentliche Bibliothek, von seinem Vornamen „die Ulpische" genannt, wie Rom noch keine besaß. Er schuf die großartigste Prachtanlage, welche Rom je aufzuweisen hatte, das forum Trajani, einen von den erhabensten Gebäuden umgebenen Marktplatz. Auch war er ein tüchtiger urd glücklicher Krieger; er eroberte 101—6 das große, im Norden der Donau gelegene Dakien (Siebenbürgen, Rumänien) und machte es zur Provinz, nahm auch 114 den Parthern Armenien ab. Wäre nur der löbliche Fürst nicht gegen das Christentum so verblendet gewesen! Er hielt es für einen dem Wohle des Staates schädlichen Aberglauben und verbot es streng.



Fig. 117. Kaiser Hadrian. (Nach einer Büste im Vatikan.)

Ebenso löblich, wenn auch launenhafter, war sein von ihm adoptierter Vetter Hadrianus, 117—38. Kenntnißreich, voll guten Willens, unermüdlich thätig im Regimente. Sein erstes war, mit den Parthern Frieden zu schließen und den Euphrat zur Grenze zu machen. Er verbesserte die Gesetze, sicherte die Rechtspflege, sah auf den geordnetsten Verwaltungsgang, stiftete und erweiterte wohlthätige Anstalten rc. Er durchreiste, meist zu Fuß und barhaupt, zehn Jahre lang die Provinzen, um überall selbst nachzusehen und Hilfe zu schaffen. „Ein Kaiser muß wie die Sonne alle Teile seines Reiches beleuchten." Bewandert in allen Künsten und Wissenschaften pflegte er sie stetig; selbst auf seinen Reisen hatte er immer Bauleute, Künstler und Gelehrte um sich, und auf seiner Villa bei Tibur sammelte er die herrlichsten Kunstschätze. Besonders lag es ihm an, in allen Gebieten seines großen Reiches den Frieden aufrecht zu erhalten, was ihm auch fast durchweg gelang. Dazu half in Deutschland die Vollendung des Pfahlgrabens, in Dakien ein doppeltes Bollwerk, in England der Wall von See zu See. Nur mit den Juden gab es einen schweren Krieg.

Die Juden, welche jetzt in allen Ländern, besonders aber um Palästina herum lebten, deren viele aber auch allmählich wieder ins hl. Land gekommen waren, hatten selbst aus dem entsetzlichen Gottesgerichte (S. 250 f.) nichts für die Dauer gelernt. Sie waren das alte unruhige, störrige und wider ihre Herren ergrimmte Geschlecht. Schon unter Trajan erhoben sie sich in Kyrene rc., 116, zu neuer Empörung und vergossen Ströme von Blut, die sie mit dem ihrigen zwölffach bezahlen mußten. Als nun aber Hadrian an der wüsten Stätte Jerusalems eine Heidenstadt Aelia Capitolina baute, als an der Stelle, wo Jehovas Haus stand, ein Tempel des Kapitolinischen Jupiters sich erhob, da zuckte in allen Juden eine grimmigere Wut als je. Und siehe, es steht ein falscher Messias unter ihnen auf, Barkochba, 132, und er wird von ihnen als der echte große Davidssohn anerkannt und gekrönt. Die Juden laufen aus den fernsten Gegenden herbei, fallen rasend über die Heiden her und

würgen und schlachten sie hin. Sie erobern unter der Anführung ihres Messias ganz Palästina. Hadrian sandte seinen tüchtigsten Feldherrn, Julius Severus, mit seinen besten Legionen dahin; aber es gab schwere Arbeit mit dem tollkühnen Volke, und erst im dritten Jahre vermochten die Römer Meister zu werden.

Nachdem als letzte von 50 Festungen Bethar 135 gefallen war, herrschte im ganzen Lande die Ruhe des Kirchhofs. Eine Million Juden, darunter auch Barkochba, war wieder und teilweise martervoll getötet worden. Und nun ging ein kaiserlicher Befehl aus, daß kein Jude sich Zion nahen dürfe. Dieses Verbot wurde geraume Zeit streng aufrecht erhalten, bis Israels Kinder späterhin die Erlaubnis erhielten, gegen eine Geldabgabe des Jahres einmal den Ort, wo ihre Stadt stand, besuchen und über deren verblichene Herrlichkeit trauern zu dürfen. „Da sah man jedes Jahr am Tage der Zerstörung Jerusalems ein ganzes Volk in Trauer stehen, von Kummer erschöpfte Weiber, mit Lumpen bedeckte Greise; aber während ihnen Thränen über die Wangen rinnen und sie die Arme sehnsüchtig ausstrecken, erscheint der römische Soldat und verlangt Tribut von ihnen, wenn sie noch länger weilen wollen" (Hieronymus). — Hadrians Asche ruht in dem von ihm gebauten prachtvollsten Grabmal des Altertums (der Engelsburg).

Darnach regierte Antoninus Pius, 138—61; der „Fromme" hieß er, weil er durchsetzte, daß seinem Adoptivvater, der zuletzt allerhand Gewaltthaten begangen hatte, göttliche Ehre dekretiert wurde. Das war der beste Kaiser. Ein Menschenfreund und Landesvater, wie uns kaum ein anderer unter allen heidnischen Herrschern begegnet: geräuschlos, aber unablässig wirksam in allen Zweigen der Regierung; sparsam für sich, freigebig gegen die Dürftigen und meist aus seinem eigenen reichen Privatvermögen. Unter anderen wohlthätigen Anstalten errichtete er auch ein weibliches Waisenhaus. Den Frieden des Reiches zu bewahren bestrebte er sich mit um so besserem Erfolg, da sein Name selbst bei barbarischen Völkern hohe Achtung genoß. Sein Grundsatz, den man noch auf Münzen lesen kann, war: „Lieber einen Bürger erhalten, als tausend Feinde töten." Er hätte gern alle die Millionen seines Reiches glücklich gemacht; auch die Christen behandelte er schonend, den Juden erlaubte er wieder die Beschneidung.


Fig. 118. Markus Aurelius.

Ihm folgte Markus Aurelius, der „Philosoph", 161—80.

Er hatte sich in seiner Jugend mit voller Neigung dem Studium der stoischen Philosophie hingegeben, welche der Grieche Epiktet zur Erwerbung der wahren inneren Freiheit weiter gebildet hatte (sein Wahlspruch: Dulde und enthalte dich). So übte er nach dem Maße der natürlichen Erkenntnis und Kraft die stoische Tugend, Gerechtigkeit, Gleichmut, Enthaltsamkeit in seinem ganzen Leben. Er ruft sich selbst zu: Hüte dich, daß du nicht verkaiserst (dem Kaiserwahn verfallest). Mit hoher Regentenweisheit verband er eifrige Sorge für die Wohlfahrt des Reichs, und mit männlicher Kraft hielt er dasselbe aufrecht in unglücklicher Zeit, da es Pest, Hungersnot und schwerer Krieg zerrütteten und an den Rand des Verderbens brachten. Er war nicht nur gerecht, er war auch gütig und schonend; eher verkaufte er in der Not die kostbaren Geräte des Palastes, als daß er seine Unterthanen mit neuen Abgaben beschwerte. Aber seltsam! gerade gegen den besten Teil seiner Unterthanen war er ungerecht und hartmütig, indem er die Christen blutig verfolgte.

Er mußte die Parther zurückwerfen, 162 ff., wobei sich die Legionen nur schwer ans Kriegen gewöhnten; doch gewann er Mesopotamien wieder und zerstörte Seleukia und Ktesiphon. Dann brachen, 166, germanische Völkerschaften, Mar-

komannen und Quaden, vielleicht von Goten gedrängt, ungestüm ins Reich ein. 14 Jahre lang hatte er mit diesen zu kämpfen und kam dabei in äußerste Bedrängnis, bis er zu abergläubischen Mitteln seine Zuflucht nahm. Ein ägyptischer Wahrsager riet ihm, zwei Löwen über die Donau jagen zu lassen, vor deren Anblick und Gebrülle die Barbaren entsetzt umkehren würden. Allein die Deutschen hielten die Löwen für große Hunde, schlugen sie mit Knitteln tot und würgten gleich darauf 20000 Römer hin. Nur mit Mühe konnte sich Mark Aurel der furchtbaren Feinde erwehren,

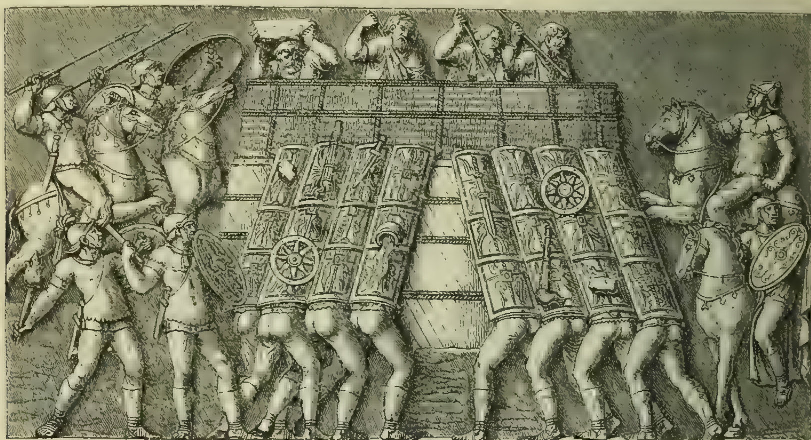


Fig. 119. Verteidigung einer germanischen Verschanzung gegen anstürmende Römer. Von der Siegessäule Mark Aurels.

indem er viele im Reich ansiedelte und ins Heer aufnahm, womit freilich die Germanisierung Westeuropas begann. Er starb auf dem letzten Zuge gegen sie zu Vindobona (Wien). Sein Nachfolger brachte sie nur dadurch zur Ruhe, daß er ihnen einen schwachen Frieden abkaufte.

Unter diesen bessern Kaisern war die Blütezeit des Kaiserreiches und noch das silberne Zeitalter der römischen Litteratur.

§ 5. Kunst und Wissenschaft in den ersten zwei Jahrhunderten.

Sie erreichte im allgemeinen die des goldenen Zeitalters (S. 219) nicht mehr. Häufig trat an die Stelle der edeln Einfachheit und innerer Kraft prunkende Wohlredenheit und lärmende Wortmacherei. Doch zeichneten sich einige Männer rühmlich, ein paar rühmlichst aus.

Zwei Dichter, der wackere Persius Flaccus (34—62) und der leichtere Juvenalis († 130) sind vornehmlich deshalb des Gedächtnisses wert, weil sie mit dem bittersten Ernste das greuelvolle Lasterleben ihrer Zeitgenossen strafen. — Ein angesehener Redner Quintilianus († vor 97) schrieb eine Anweisung zur Redekunst, in welcher er auch schon die Einrichtung des Schulunterrichts behandelt.

Plinius der Ältere, 23—79, der größte Gelehrte Roms, legte sich besonders auf die Naturgeschichte. Er schrieb in 37 Büchern eine „Darstellung der gesamten Welt, des Himmels wie der Erde, mit allen ihren Erscheinungen, Kräften, Reichtümern." Dieses inhaltsreiche Werk schöpft aus allen möglichen Quellen, und findet sich auch viel Schwaches darin, so war doch Mangel an Ernst und Eifer, in die Natur hineinzuschauen, an den Fehlern nicht schuld. Bei dem S. 253 berührten Ausbruche des Vesuv wagte sich der Admiral, um das merkwürdige Naturereignis



Belagerung Jerusalems durch Titus.

recht genau zu beobachten, so nahe daran hin, daß er im Dampf und Aschenregen erstickte. Sein Neffe, Plinius der Jüngere, 62—114, kann für einen Meister der Briefsteller gelten. Wir haben von ihm außer einer Lobrede auf Trajan eine Sammlung von „Briefen", welche lehren, wie man gefällig schreibt. Einer dieser Briefe ist hochwichtig, weil er dem Kaiser „von der verrufenen Sekte der Christen" berichtet.

Der bedeutendste Philosoph war der uns bekannte Seneca, † 65, ein Stoiker, der über Selbstbeherrschung im Zorn, über Seelenruhe, über Wohlthätigkeit, über die Kürze des Lebens ꝛc. viel Wahres schrieb.

Jener letzte Cato war ihm ein Ideal, wie seinem Neffen, dem Dichter Lucanus. Manchmal streift er an die christliche Sittenlehre hin, die ihm vielleicht nicht unbekannt blieb, weicht aber auch wieder sehr stark von ihr ab; denn, meint er, wenn man Widerwärtigkeit erfährt, soll man sich in den Mantel seiner Tugend hüllen, und wenn das Unglück zu groß wird, soll man sich die Kehle abschneiden. Seneca wurde (S. 246) von seinem Zögling Nero dem Tode geweiht, doch mit der Vergunst, sich selbst beliebig zu töten; er öffnete sich die Adern.

Nun tritt uns aber ein Geschichtsschreiber vor Augen, der nach allgemeinem Urteile zu den besten Historiographen des ganzen Altertums zu zählen ist, Cornelius Tacitus, 50—119. Er schaut die menschlichen Verhältnisse und Begebenheiten mit scharf eindringendem Blicke an, berichtet mit Wahrhaftigkeit und Treue und mit edlem Zorne wider das Schlechte seiner Zeit und führt die körnigste, bündigste Sprache. Wir haben von ihm Geschichten und Annalen, sodann eine vortreffliche „Lebensbeschreibung des Agricola", seines Schwiegervaters. Noch preiswürdiger ist uns seine Schrift „Von der Lage, den Sitten und Völkern Germaniens", das er selbst bereiste. Ihm haben wir das meiste von dem zu danken, was wir von unsern Urahnen wissen. Er kehrt die gute Seite dieser Naturmenschen stark heraus, um damit seinen verbildeten Römern einen Siegel vorzuhalten. — Noch ein namhafter Geschichtsschreiber war Suetonius, der 120 eine Biographie der zwölf ersten Kaiser verfaßte.

Auch Vellejus Paterculus schrieb 30 einen Abriß der römischen Geschichte, Curtius um 50 eine Geschichte Alexanders ꝛc. Nehmen wir hinzu einen griechischen Historiographen, den Plutarch aus Chäronea, † 120. Er verfaßte ein wegen seiner lebendigen und treffenden Darstellung hochgehaltenes Werk: „Vergleichende Lebensbeschreibungen", darin er immer einen berühmten Griechen und einen Römer nebeneinander stellt. Zu gleicher Zeit zeichnete sich der Kleinasiate Arrian als Geschichtsschreiber, Philosoph und Feldherr aus. Unter Mark Aurel hat Gajus seine Institutionen geschrieben, die das römische Recht zu einem allgemeinen auszubilden anfingen. Galenus verfaßte seine Heilkunde und Ptolemäus beschrieb die Himmelskörper und die Erde.

Mit dem 2. Jahrhundert geht heidnische Kunst und Wissenschaft allmählich zu Grabe und überläßt es der christlichen, aufzuleben.

§ 6. Die Kirche in ihrer Blütezeit.

Schon um 100 war das Evangelium bekannt von Indien bis Spanien, von der Wüste Afrikas bis zur Donau. Es mochte bereits eine halbe Million Christen geben. Und ihre Zahl wuchs stetig. Der Mund der Apostel war verstummt, aber sie redeten fort in ihren hinterlassenen Schriften, wegen welcher wir noch die göttliche Fürsorge zu preisen haben. Auch hatten sie ja Nachfolger im Predigtamte, welche, wenn auch nicht einer solchen Gabe des Geistes wie sie selbst teilhaftig, doch reichlich mit demselben zu ihrem heiligen Berufe gesalbt waren. Es ging eine Kette herrlicher Lehrer durch die ersten Jahrhunderte hin, Männer wie Clemens, Presbyter in Rom, † 100, Ignatius, Bischof von Antiochia, † 115, Polykarpus, Bischof von Smyrna, † 155, Justin der Märtyrer, † 165, Irenäus, Bischof von Lyon,

† 202, Tertullian, Presbyter in Karthago, † 220, Origenes, Lehrer in Alexandrien, der größte Gelehrte seiner Zeit, † 254, Cyprian, Bischof von Karthago, ein treuer Seelenhirt, † 258. Diese und viele andere Gottesmenschen wirkten, trotz allerhand Schwächen, durch Predigt wie durch Schriften für die Bewahrung und Weiterverbreitung des göttlichen Lichtes.

Den unansehnlichen Boten fielen Scharen Glaubender zu. Es waren doch aller Orten gar viele des trostlosen Götzendienstes müde und der elenden Lust heidnischen Fleischeslebens satt, und kehrten sich sehnlich zu dem ihnen verkündigten wahren Gotte und seinem Sohne, dem Heiland der Welt, der der armen Seele den Frieden und wahre, ewige Freuden bot. Gelehrte und Ungelehrte, Hohe und Niedere, am meisten aber freilich die Geringen und Verachteten dieser Welt, drängten sich zur Kirche Jesu herzu.

Die Christen eines Ortes oder eines kleineren Umkreises bildeten eine Gemeinde. Diese hatte geistliche Vorsteher, welche Älteste (griech. Presbyter) oder Bischöfe (Aufseher) hießen, und war im Anfang noch kein Unterschied zwischen Bischöfen und Ältesten. Sie besorgten die Regierung der Gemeinde, lehrten auch, neben eigentlichen Lehrern und Propheten. Zuerst wurden sie von Aposteln oder Apostelgehilfen eingesetzt, danach wählte die Gemeinde sie sich selbst. Außer ihnen gab es noch Apostel (Missionare) und Diakonen (Diener), denen zunächst die Pflege der Armen und Kranken vertraut war, die aber auch frühzeitig als Gehilfen der Ältesten geistliche Verrichtungen vornahmen. Bald gab es auch Diakonissen für die Armen- und Krankenpflege.

Im 2. Jahrhundert trat aber Einer der Vorsteher den andern an Ansehen vor, der nun ausschließlich den Namen Bischof führte und dem die andern in Ausrichtung des Kirchenamts sich unterwarfen und Gehorsam leisteten. Es war auch der Fall, daß Bischöfe auf dem Lande sich hinwiederum den Bischöfen der Hauptstädte, von welchen aus gewöhnlich die Gemeinden der Umgegend gegründet wurden, unterordneten. Solche Oberbischöfe hießen dann Metropoliten (Bischöfe der Muttergemeine), auch Erzbischöfe. So kam eine Gliederung ins Kirchenregiment und es entstanden Diözesen oder kirchliche Bezirke. Indessen fand lange noch keine andere als freiwillige Unterwerfung der Bischöfe unter einander statt; von Haus aus hatte jeder gleiches Recht. Die angesehensten Bischöfe übrigens waren bald die zu Antiochia, Rom und Alexandria. Der Bischof des allmählich wieder erstehenden Jerusalems genoß gleichfalls besondere Achtung. Später wurden diese vier (und der von Konstantinopel) Patriarchen genannt.

Zum Gottesdienste versammelte man sich vornehmlich am Tag des Herrn, und an den Festtagen, von denen Ostern und Pfingsten früher als Weihnachten gefeiert ward. Die Versammlung fand anfänglich meist in den Sälen der Vornehmen statt; erst im 3. Jahrh. begann man Kirchen zu bauen. Der Gottesdienst war unserm evangelischen sehr ähnlich: es wurde ein Abschnitt der hl. Schrift vorgelesen, daran der Bischof oder ein Ältester eine erbauliche Rede knüpfte; darauf folgte das allgemeine Gebet; dann wurden die Opfer (Gaben) für Lehrer und Kirchendiener (welche dazumal noch keine fixe Besoldung hatten), für Arme, Witwen und Waisen gespendet; hierauf gaben sich alle, die Männer den Männern, die Frauen den Frauen, den Kuß geschwisterlicher Liebe; die schließende Krone des Gottesdienstes, allsonntäglich, war die Feier des heiligen Abendmahls mit Liebesmahl; Gesang, besonders von Psalmen, durchzog das Ganze. — Gleich heilig wie das Abendmahl wurde die Taufe gehalten, auf welche diejenigen, die um Aufnahme in die Kirche baten, durch Unterricht vorbereitet wurden. Diese hießen darum Katechumenen (Unterrichtetwerdende). In feierlicher Versammlung wurde dann das Sakrament an ihnen vollzogen. Vor dem Empfange der Taufe mußten sie das Glaubensbekenntnis ablegen, welches im Wesentlichen uralt, das allgemeine Glaubensbekenntnis der Christenheit geblieben ist.

Die Gemeinden standen unter einander in regem Verkehr, den sie durch Briefe und Reisende unterhielten. Von der Mitte des 2. Jahrhunderts an hielten

sie auch öfters Synoden, da die Geistlichen, namentlich die Bischöfe, aus einem weitern Umkreise zusammenkamen, kirchliche Angelegenheiten mit einander berieten und gemeinsame Beschlüsse faßten. Das waren also Provinzialsynoden. Alle Christen betrachteten sich nur als Einen Leib an dem himmlischen Haupte, Christus, dessen Geist sie alle durchdringe; doch drang bald etwas von Priesterherrschaft ein. Sie glaubten Eine heilige christliche Kirche, die sie auch die katholische, allgemeine nannten.

Mit großer Sorgfalt wurde auf Einheit und Reinheit der Lehre gesehen. Es thaten sich auch im 2. und 3. Jahrhundert mancherlei Irrtümer auf; es kamen z. E. die Gnostiker auf, welche mit dem schlichten Christenglauben nicht zufrieden waren, sondern noch eine viel höhere und tiefere Erkenntnis haben wollten, Leute, die in seltsame Grübeleien, häufig auch in grobes Fleischesleben verfielen; später die Manichäer, welche sogar die persische Lehre (S. 41) zweier von Ewigkeit neben einander bestehenden Reiche des Lichts und der Finsternis mit dem Christentum vermischten und den größten Teil der Bibel verwarfen; die Montanisten ferner, viel ehrenwertere Leute zwar als jene beiden, die aber doch schwärmerisch über die Offenbarung der Schrift hinaus immer neue Offenbarungen haben wollten, dagegen im Wandel eine übertriebene, unbarmherzige Strenge forderten und Fleischessünden nie vergeben wollten. Die allgemeine Kirche bekämpfte aber dergleichen Irrtümer mit aller Anstrengung und reinigte sich von ihnen, indem sie die Falschgläubigen (Häretiker, Sektirer), wenn sie sich nicht zurechtbringen ließen, von ihrer Gemeinschaft ausschloß.

Dabei hielt man aber auch streng auf wahre Reinheit und Güte des Lebens. Wer ein Lasterleben führte trotz aller Vermahnung, der wurde gleichfalls ausgestoßen und konnte nur nach offenbarer Reue Wiederaufnahme finden. Weil nun aber doch die allermeisten aus lauteren Absichten zum Christentum traten, das ihnen ja statt zeitliche Vorteile zu bringen, mit Verlust der Ehre, des Vermögens und Lebens drohte, und weil die Kirche über den Wandel ihrer Glieder so ernstlich wachte, so war das Leben der Christen in jener Frühzeit im ganzen doch ein sehr liebliches und gar ein anderes als heutzutage.

Die Grundlage ihres Wesens war Demut. Sie blickten mit tiefer Beugung auf ihr vergangenes Leben hin, wie überaus sündlich und verdammlich es sei. Auch fühlten sie tief, wie unvermögend der Mensch sei, sich selbst aus dem Verderben herauszuhelfen; es sagt Irenäus: „Wie die dürre Erde keine Frucht bringt, wenn sie nicht befeuchtet wird, so würden auch wir, die wir vorher ein dürres Holz waren, niemals Frucht göttlichen Lebens bringen ohne den gnädigen Tau von oben.“ Mit sehnendem Verlangen gaben sie sich täglich auf's neue Gott ihrem Heiland hin. Das Kreuz Christi, daran er ihre Sünde versöhnt, umfaßten sie mit den Armen des Glaubens; ihr Leben war ein Leben im Glauben des Sohnes Gottes; alles von Christo, durch Christum, in und mit Christo. Nur schwang man sich selten mehr zur Höhe des paulinischen Gnadenbewußtseins empor; den meisten wurde das Evangelium ein neues Gesetz. Aber mächtig strebten sie dem guten Hirten als fromme Schafe nachzufolgen. In ihrem Wandel lag ein heiliger Ernst; sie nahmen nicht Teil an den rohen und wollüstigen Freuden der Heiden, an ihren Gastgelagen, Schauspielen, Tierhetzen, Menschenkämpfen 2c., sie kannten bessere Freuden, Erbauung im Wort, Gebet, geistliche Gesänge, die sie selbst hinter dem Pflug anstimmten, trautes Zusammenleben, fröhliches Wirken zu ihres Gottes Ehre.

Ein christlicher Greis sah einmal eine sorgfältig geschmückte Schauspielerin nach dem Theater gehen; da fing er an bitterlich zu weinen, daß er noch keine solche Sorgfalt angewendet, Gott zu gefallen, als diese den Menschen. Sie nannten sich untereinander Brüder und Schwestern als Kinder des Einen Vaters, nahmen gegenseitig an ihren Geschicken den regsten Anteil, speisten die Hungrigen, tränkten die Durstigen, kleideten die Entblößten, beherbergten die Fremdlinge, pflegten die Kranken, besuchten und trösteten die um des Glaubens willen gefangen lagen. Solche Tröstung galt für Gottesdienst. Und es war hier kein Unterschied zwischen Freien und Unfreien, sie fühlten sich allzumal Einer in Christo Jesu. Dieses Einssein im Herrn zeigte sich besonders schön bei ihren Agapen oder Liebesmahlen, da alle ohne Unterschied zusammen und die Armen

aus den Schüsseln der Reichen speisten. An ihnen sah man das Zeichen der Jüngerschaft Christi, Joh. 13, 35 und sein Gebet Joh. 17, 21 erfüllt. Wenn die Heiden ihr inniges in der Welt nie dagewesenes Verhältnis zu einander wahrnahmen, so riefen sie erstaunt aus: „Sehet wie sie sich lieben." Ja diese meinten, es gehe nicht mit rechten Dingen zu, wenn auch solche, die sich nie zuvor gesehen, alsbald auf das herzlichste miteinander umgingen. Aber sie liebten nicht bloß sich untereinander, sondern auch die draußen, ja ihre bittersten Feinde. Sie beteten für ihre Verfolger, daß der Herr sie auch noch erleuchten möge, und in Zeiten allgemeiner Drangsal, bei Pest, Hungersnot 2c., wenn die Heiden ihre nächsten Angehörigen verließen, Christen waren es, die sich noch der Elenden annahmen, der Kranken warteten, die Verschmachtenden erquickten, die Toten begruben.

Löblich war insonderheit auch ihr häusliches Leben. Die Ehe wurde heilig gehalten. Die Weiber, fast bei allen Heiden verächtlich und sklavisch behandelt, standen geehrt und in den ewigen Angelegenheiten ganz gleichen Rechts an der Seite der Männer, während sie sich hinwiederum in zeitlichen Dingen ihren Männern von Herzen unterthan bezeigten. Ihre Kinder zogen die Eltern selbst auf mit treuer Sorge in der Zucht und Vermahnung zum Herrn. Die Dienstboten, damals Sklaven, erfuhren eine milde Behandlung, auch wenn noch nicht zum Christentum bekehrt, zu dem sie mit innigem Drange hingeführt wurden. — Die Obrigkeit hatte keine treuere Unterthanen als die Christen, denn sie wußten aus Gottes Wort, daß keine Obrigkeit ohne von Gott sei. Und wenn sie von ihr viel Unrecht leiden mußten, so empörten sie sich doch nie, sondern befahlen's dem Herrn und duldeten.

Es wehte in ihnen ein sanfter stiller Geist; mit dem Lammessinne wohnte ein Löwenherz zusammen. Die schwersten Trübsale konnten sie ertragen, dem Tode freudig ins Angesicht sehen. „Wenn die Welt hinstürzt, sagt Cyprian, haben wir unter ihren Trümmern noch ein aufgerichtetes Herz, eine unerschütterliche Stärke, eine immer fröhliche Geduld und eine Seele, die allzeit ihres Gottes versichert ist." Sie sahen über alles hinweg ins Ewige hinüber; ihr Leben war schon auf Erden ein Wandel im Himmel. Es versteht sich, daß immer noch Mängel und Flecken genug daran waren, aber im allgemeinen schienen jene Christen wirklich als Lichter in der Welt, Phil. 2, 15.

Um so strahlender mußte ihr Leben sich ausnehmen, da das der Heiden neben ihnen so unsäglich schlecht war. Unter den abscheulichen Kaisern wurde das Verderben von oben her ins Ungeheure genährt, und die folgenden besseren Kaiser konnten zur Sittenbesserung wenig ausrichten. Es stand jetzt noch schlimmer als am Ende der Republik. Die viehische Schwelgerei herrschte fort und zum Fressen hatte sich das Saufen gesellt. Unzucht, die feinste und gröbste, wucherte allenthalben; die Schamlosigkeit überstieg alle Begriffe. Damit verband sich eine unaussprechliche Blutlust; öfters mußten sich Tausende von Gladiatoren niedermetzeln, um dem Volk ein Vergnügen zu machen. Vom Schauspielhause, vom Schwelgertische, aus den Unzuchtskammern lief man weg in die Tempel, umfaßte die Bildsäulen der Götter und raunte ihnen Gebete ins Ohr: um das Verderben der Feinde, um den Tod von Eltern und Verwandten, die man beerben wollte.

Niemals hatte es im römischen Staate so viele Verbrechen gegeben, die vielen Gefängnisse wurden zu klein; ein Dichter sagt: „Die Schmiede haben jetzt mehr mit Verfertigung von Ketten, als von Ackergeräten zu thun." Heidnische Schriftsteller „schildern die ganze Masse des römischen Volkes als einen Abschaum von Sittenlosigkeit." Welchen unter dieser Masse nun aber doch noch etwas Besseres im Herzen rege ward, die wendeten sich mit Ekel und Schrecken von solch unseligem Greuelleben und suchten sehnend nach dem Wahren, Guten und Ewigerfreuenden. Und wenn sie dann gegenüber das edle, selige Leben der Christen wahrnahmen, so wurden sie mit Macht dazu hingezogen. Theophilus, Bischof von Antiochia im 2. Jahrh., spricht: „Wie auf dem Meere fruchtbare Inseln hervorragen, wo die Unglücklichen, die auf den tobenden Wellen umherirren, einen Hafen der Ruhe und einen Labequell finden, so hat Gott in der von den Stürmen der Sünde bewegten Welt die christlichen Gemeinden gegründet, wohin alle fliehen, die nach der Wahrheit und dem ewigen Heil verlangen und dem Gericht und Zorn Gottes entfliehen wollen."

§ 7. Wie die Kirche in Lieb und Leid fortwächst.

Die Menge derer freilich, welche mit Lust Arges thaten, war den Christen unhold und schon eben um ihres bessern Lebens willen: „dieweil ihr nicht von der Welt seid, darum hasset euch die Welt.“ Ja, das züchtige Leben der Christen, als eine stumme Bestrafung des ihrigen reizte sie nicht selten bis zur Wut. Es kam noch anderes hinzu, was die Feindschaft gegen das Christentum anfachte. Je mehr dasselbe sich ausbreitete, desto leerer wurden die Götzentempel; da regte sich bei den Priestern, Handwerkern, Kaufleuten, welche vom Götzentume lebten, der Eigennutz und stiftete sie zum Vertilgungskrieg gegen das Christentum an. Die obrigkeitlichen Personen hielten häufig die Christen bei all ihrer treuen Unterthänigkeit wirklich für staatsgefährliche Menschen, weil sie mit ihrer Lehre die Menschen aller Orten so in Aufregung brachten und auch den obrigkeitlichen Verordnungen bezüglich der religiösen Feiern, namentlich der göttlichen Verehrung des Kaisers, nachzukommen sich hartnäckig weigerten.

Es brachen denn auch von Seite der Heiden Verfolgungen gegen die Kirche aus und schwerere, als die von den Juden waren. Sie gingen teils vom Volke, teils von der Regierung aus, in letzterem Falle wurden sie um so allgemeiner und blutiger, weil dann des Volkes Grimm überall losbrach und ungehindert sich austoben konnte. Wir reden nicht von den Plackereien und Quälereien im einzelnen, sondern nur von den größeren, allgemeineren, ja wohl durch das ganze römische Reich hin sich erstreckenden Verfolgungen, deren gewöhnlich, wenn auch ungenau, zehn angenommen werden.

Da hatten die armen Christen unsäglich viel zu erdulden. Mit Geschrei und Lästerung, daß sie Rebellen, daß sie Gottesleugner wären, daß sie Blutschande trieben, Menschenfleisch äßen 2c., stürmte man gegen sie aus. Man suchte sie in ihren Häusern, in allen Winkeln auf und mißhandelte sie auf die roheste Weise. Man fiel in ihre hl. Versammlungen ein und jagte sie auseinander, daß sie nur des Nachts noch sich zu versammeln wagten und oft kaum in Höhlen und Grüften sich sicher wußten. Scharen derselben wurden ergriffen, vor die Gerichte gezogen und wenn sie vor den Bildnissen der Götter und den Büsten der Kaiser nicht anbeten wollten, ins Gefängnis, zu Martern, zum Tode geschleppt. Sie wurden geköpft, gekreuzigt, gesteinigt, verbrannt, den Löwen und Tigern vorgeworfen und auf andere schauderhafte Weise umgebracht.

Die erste größere Christenverfolgung fand schon unter dem Blutmenschen Nero (64—68) statt. Als Rom brannte (S. 246), ließ er, um den grimmigen Volkshaß von sich abzuwenden, die Christen der Brandstiftung beschuldigen. Jetzt fiel man unmenschlich über diese her; sie wurden jammervoll gequält und gemordet, viele in Tierfelle genäht und von den Hunden zerfleischt, andere gekreuzigt, viele lebendig mit Werg und Pech umzogen und des Nachts als Fackeln in den Gärten des Kaisers angezündet, welcher in einem Prachtwagen an diesem Schauspiele sich erlustigend durch die langen Flammenreihen hindurchfuhr.

Nicht bloß der argwöhnische Domitian, auch der löbliche Trajan (S. 254) stritt wider den Herrn und seine Kirche. Er verbot streng jede geheime Gesellschaft: so konnten die Völker und die Statthalter ihren Groll gegen die Christen frei auslassen. Wohl handelten die Befehlshaber einzelner Provinzen milder gegen sie; aber in den meisten Gegenden wurden sie doch arg mitgenommen und unzählige hingeschlachtet. Der Kaiser fand sich endlich bewogen, dem ganz willkürlichen grausamen Verfahren gegen sie durch ein Edikt Einhalt zu thun; sie sollten gesetzmäßig angeklagt, von der Obrigkeit ordentlich verhört und erst dann hingerichtet werden, wenn sie beharrlich beim Bekenntnisse Christi blieben.

Noch Ärgeres war ihnen unter Mark Aurel beschieden, der doch auch (S. 255) eine bessere Seite hatte; aber der stolze Stoiker ärgerte sich am Kreuz Christi und fand in der Jünger Sterbensfreudigkeit theatralischen Trotz. Nun war damals eine Unglückszeit; außer den verderblichen Kriegen zogen Pest und Hunger verheerend durch die Lande. Da schrieen die Heiden, es sei eine Strafe der Götter, deren Dienst

vernachläßigt und verachtet werde, und daran seien die Christen schuld, um deretwillen der Zorn der Götter über alle komme. Und der Kaiser erließ daraufhin Strafgesetze gegen die Christen, infolge deren sie allerorten aufgespürt und zur Folter und Schlachtbank geschleppt wurden.

Man sollte meinen, daß durch solche wütende Verfolgungen die Kirche Christi hätte vernichtet werden müssen. Allein es stand das Wort: „Die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen." Die Christen mit geringer Ausnahme blieben standhaft bei ihrem Glauben, sie verachteten alle Gefahr, Drohung und Marter, mit Lobgesängen gingen sie ins Gefängnis und in den schaurigsten Tod. Chrysostomus läßt den Satan sagen: „Ich streute glühende Kohlen hin; sie aber wandelten wie auf Rosen. Ich zündete ihnen Feuer an; sie aber legten sich hinein wie in Quellen kühlenden Wassers. Ich schlug ihre Seiten, zog darin tiefe Furchen und ließ Ströme Bluts herausfließen; sie aber jubelten, als wenn sie von Gold umflossen wären. Wie wenn sie zum Himmel hinanstiegen, so frohlockten sie; wie zum Spiel auf grüner Matte gingen sie in die Martern und erduldeten dieselben, als ob sie Blumen pflückten, sich Kränze zu winden." Die Heiden wunderten sich, wie diese Menschen alles so gelassen, so freudig, so selig erdulden konnten, merkten etwas von der hohen Kraft des Christenglaubens und wurden unwillkürlich dazu hingezogen. Für Hunderte von Jüngern, die geopfert wurden, schlossen sich Tausende neuer Bekenner der Kirche an. So wuchs diese mitten unter den Verfolgungen. Das Blut der Märtyrer ist der Same der Kirche.

Ignatius, ein Schüler Johannes', Bischof zu Antiochia bei 40 Jahren, starb als hochbetagter Greis unter Trajan. Er wurde verurteilt, gebunden nach Rom geführt und dort den wilden Tieren vorgeworfen zu werden. Ignatius ließ sich freudig fesseln und hinführen. Sein Weg nach Rom war eine Art Triumphzug. Aus allen Orten kamen Christen und begrüßten ihn mit Liebe und Ehrerbietung, und er stärkte sie mit Worten göttlicher Kraft, schrieb auch schöne, herztröstliche Briefe unterwegs. Da er gehört, daß die römischen Christen für ihn den Kaiser bitten wollten, schrieb er ihnen voraus: „Ich fürchte, daß eure Liebe mir schaden möchte; erlaubt mir, eine Speise für die Tiere zu sein, damit ich bald zum himmlischen Reiche gelange." In Rom empfingen ihn die Brüder mit Freude und Trauer zugleich. Er durfte sich noch mit ihnen unterreden. Zuletzt kniete er nieder und betete für alle Gemeinden, daß die Verfolgung bald ein Ende nehmen und daß alle Christen in heiliger Einigkeit und Liebe zusammenhalten möchten. Darauf ward er den Bestien vorgeworfen, die ihn bald zerrissen und verschlungen hatten bis auf wenige Gebeine, welche von den Christen gesammelt und zu Antiochia begraben wurden 115 oder 107.

Polykarpus, Bischof von Smyrna, starb 155 oder 166. Das heidnische Volk dort schrie laut um seinen Tod, weil er der Verführer aller andern wäre. Polykarp wollte ruhig sein Verhängnis abwarten, allein die Gemeinde drang in ihn, sich ihr durch die Flucht zu bewahren. Er barg sich auf einem Landsitze, wo er betend im Gesichte sah, wie sein Kopfkissen brenne; da sagte er zu seinen Freunden: Ich soll verbrannt werden. Wirklich ward auch sein Aufenthalt verraten, und die Häscher kamen. Nachdem er sie freundlich bewirtet, führten sie ihn in die Stadt zurück. Der Statthalter, von seinem Anblicke gerührt, sprach zu ihm: „Ehre die Götter, schwöre beim Kaiser, fluche Christo, und ich lasse dich los!" Polykarp erwiderte: „86 Jahre hab ich ihm gedient, und er hat mir nichts zu leide gethan; wie könnte ich ihm fluchen, meinem König und Erlöser?" Der Statthalter drohte ihm mit Martern; er aber sprach: „Thue, was dir gefällt!" Jener hätte ihn vielleicht losgelassen; aber die Menge schrie: „Dieser ist der Vater der Christen in Asien, der Zerstörer der Götter; hinweg mit ihm!" Und eiligst trug das Volk einen Scheiterhaufen zusammen. Auf seine Bitte wurde Polykarp nicht, wie gewöhnlich, angefesselt; auch so stand er, mit den Händen auf dem Rücken, fest am Pfahle und pries den allmächtigen Gott und Vater Jesu Christi, daß er ihn gewürdigt, teilzunehmen an dem Kelche seines Sohnes. Die Gemeinde feierte seinen Todestag jährlich als seinen himmlischen Geburtstag.

Noch ärger als in Kleinasien wütete die Markaurelische Verfolgung 177 in Süd-Gallien, in Lugdunum (Lyon), Vienna rc. Da wurde mit andern auch eine junge Sklavin, Blandina, ergriffen, so zart, daß alle Christen fürchteten, sie werde ein standhaftes Bekenntnis abzulegen nicht im stande sein. Gerade sie bewies sich stärker als alle. Gefragt, ob sie zur verbotenen Sekte gehöre? was sie freudig bejahte, sollte sie die Verbrechen eingestehen, welche die Christen insgeheim begingen. Sie bezeugte, daß alle diese Beschuldigungen Lügen seien. Jetzt wurde sie gemartert und immer härter, bis sie diese Schandthaten gestünde; aber je mehr man sie quälte, desto freudiger rief sie: Ich bin eine Christin und bei uns geschieht nichts Böses! Die Peiniger wunderten sich, daß das zarte Geschöpf nur noch am Leben blieb; sie wurde zu neuen Martern gebracht, welche sie eben so heldenmütig bestand. Man machte ihren Kerker zu einer Folterkammer; man warf sie in einen stinkenden Ort und spannte sie auf die grausamste Weise in den Stock. Endlich im Schauspielhaus dehnte man sie an einem Kreuzholze aus; die wilden Tiere wurden auf sie losgelassen; aber keines wollte sie anrühren. Man mußte sie in den Kerker zurückschleppen. Am letzten Tage der Schauspiele führte man sie wieder hervor (sie ging fröhlich wie zur Hochzeit), geißelte und setzte sie auf einen glühendgemachten eisernen Stuhl; da saß sie wie an einer Königstafel. Die Henkersknechte nahmen den verbrannten und doch noch atmenden Leib und legten ihn den wilden Tieren hin; diese wendeten sich weg. Da steckte man sie in ein Netz und warf sie einem wütend gemachten Büffel vor, der sie mit den Hörnern packte und herumstieß; es war, als ob sie vor Freude nicht sterben könne. Die müden Henker töteten sie vollends mit dem Schwert und bekannten, eine solche Kraft sei noch bei keinem Weibe erfunden worden.

§ 8. Die Soldatenkaiser.

Ich führe jetzt die römischen Kaiser von Mark Aurel bis zu dem auf, welcher sich zuerst zum Christentum bekannte. Eine lange Reihe meist schlechter Herrscher, zum Teil leibhaftige Ungeheuer, die aber auch gewöhnlich ermordet werden. Welch ein Regentenmorden nacheinander fort! Welch ein Sittenzustand! Weil es fast immer die Prätorianer oder Legionen waren, welche den Kaiser machten, darum reden wir von Soldatenkaisern. Wegen der großen Geschenke ans Lager bei jedem Regierungsantritt, wurden jetzt kurze Regierungen beliebt.

Auf Mark Aurel folgte sein Sohn Commodus (180—92), ein träger, roher Mensch, der nur Lust an Tierhetzen und Fechterspielen hatte, der selbst mehrere hundert Male als Gladiator öffentlich auftrat. Einer Geliebten zu Gefallen schonte er die Christen. Er wird in einer Verschwörung von seinem Ringmeister erdrosselt. — Nun setzte der Senat den würdigen Pertinax auf den Thron. Weil er jedoch Ordnung im Staatshaushalt herstellen wollte, wurde er bald von der Leibwache erwürgt (193).

Nunmehr boten sie die Krone an den Meistbietenden aus, und der reiche Schlemmer Didius Julianus kaufte sie. Dagegen empörten sich die Legionen in den Provinzen, welche drei Kaiser zugleich ausriefen. Der Afrikaner Septimius Severus, von den Illyrischen Legionen gewählt, kam zuerst nach Rom, wo der Senat den Julianus hinrichten ließ, und besiegte auch die zwei Nebenkaiser. Er schuf sich eine neue Leibwache, die er auf 50 000 Mann, meist Barbaren, erhöhte und herrschte nun kräftig durch Schrecken 193—211. Er baute den letzten Palast auf dem Palatin und ließ durch den großen Juristen Papinian das Recht ausbauen. Die Christen verfolgte er seit 202. Den Staat verteidigte er kräftig gegen die Grenznachbarn, eroberte selbst Ktesiphon, zog dann gegen die Kaledonier und starb zu York, vielleicht durch den Verrat seines Sohnes Caracalla (211—17).

Dieser Wüstling tötete seinen bessern Bruder Geta in den Armen seiner Mutter, seine eigene Gemahlin, viele Verwandte und Tausende andere. Dafür quälte ihn sein böses Gewissen; oft sah er den ermordeten Bruder mit dem Schwerte auf sich eindringen. Auch die Furcht vor lebenden Menschen peinigte ihn, daß er nur unter seiner Leibwache sich sicher glaubte. Dafür erlaubte er dieser alle Schandthat, und plünderte das Reich aus, um sie durch reichste Geschenke an sich zu ketten. Er sprach: „Niemand soll außer mir Geld haben, damit ich es meinen Sol-

daten geben kann." Und doch wurde er von einem Offizier erstochen im Feldzug gegen die Parther. Durch Prachtbauten hat er die Herrlichkeit der Stadt Rom vollendet. Weil er 212 allen Bewohnern des Reichs das römische Bürgerrecht erteilte, um sie gleich hoch besteuern zu können, unterschieden sich dieselben hinfort als Romania von den umwohnenden Völkern.

Den Gardepräfekten Macrinus verdrängte ein wunderschöner Knabe, Antoninus Elagabal, für Caracallas Sohn ausgegeben (218—22). Derselbe war zuvor Sonnenpriester in Emesa gewesen und brachte die dortige Religion mit nach Rom. Baal, der Sonnengott, und Astarte, die Mondgöttin, wurden jetzt die höchsten Götter Roms und nach phönikischer Weise mit ausschweifendster Wollust und Menschenopfern verehrt. Schamlos wie keiner mehr, dazu der unsinnigste Verschwender, der seine Hunde mit Gänselebern, seine Löwen mit Fasanen füttern ließ, machte er es selbst der Leibgarde zu toll; sie erschlug ihn und warf ihn in den Tiber.

Sein Nachfolger, Alexander Severus (222—35), war ein edler Jüngling, redlich bestrebt, wieder bessere Zustände herbeizuführen, dazu hatte er den Beistand des großen Juristen Ulpian. Aber seine strenge Kriegszucht verdroß die an Zügellosigkeit gewöhnten Soldaten, so daß sie ihn endlich auch umbrachten. Er zeigte sich den Christen freundlich, hatte sogar in seiner Hauskapelle Christus und Abraham neben dem Orpheus stehen und verrichtete vor ihnen sein Gebet wie vor den Statuen der bessern Kaiser. Während seiner Regierung wurde das Parthische Reich der Arsakiden (S. 137) durch einen kühnen Perser Ardeschir Babekan, Sassans Enkel, gestürzt und dafür 226 das Neupersische Reich der Sassaniden gestiftet, mit welchem Rom hinfort nicht weniger als mit dem halbhellenischen der Parther zu kämpfen hatte.

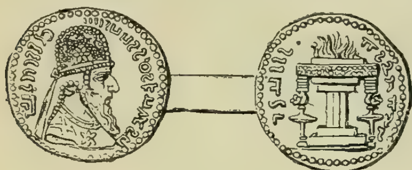


Fig. 120. Münze des Ardeschir Babekan.

Der Verdränger des Kaisers, Maximinus, ein Gothe, welcher sich durch Riesenstärke und Kriegstüchtigkeit vom Hirten zum Feldherrn emporgeschwungen hatte, erlangte hierauf die Herrschaft (235—37). Er blieb grob und brutal, kriegte glücklich gegen die Germanen, übte aber dabei eine schreckliche Raubsucht, also daß er auch der Tempel nicht verschonte. Unter ihm erreichte der Militärdespotismus die höchste Stufe. Niemand galt mehr etwas als der Soldat. Und den Soldaten galt ihr Kriegsherr nichts mehr, sie meuterten, so daß er sich erstach, worauf der Senat zwei andere, kurzlebige, ernannte.



Fig. 121. Denkmünze Philipps des Arabers auf das 1000jährige Bestehen Roms.

Darnach erhöhten sie einen gutmütigen Knaben, Gordianus (238—44), den sie auf dem Feldzug gegen die Perser in des Todes Staub hinwarfen. Es folgte der Araber Philippus (244—49), Sohn eines Räuberhauptmanns und selbst Räuber und Mörder. Die Römer können wohl einen solchen, aber den Morgenländer nicht für die Länge leiden. Die Legionen rufen den Pannonier Decius zum Kaiser aus, und im Kampfe mit diesem fällt Philippus.

Unter ihm ward 248 das 1000jährige Jubelfest Roms 3 Tage und Nächte lang mit größtem Pomp gefeiert, des einst so starken, jetzt aber schon sehr geschwächten und in allen seinen Fugen krachenden Staates.

Decius (249—51) war ein entschlossener Mann und wollte dem Reiche wieder aufhelfen. In seiner heidnischen Blindheit jedoch zerrüttete er es nur noch mehr. Er meinte, wenns besser werden sollte, müßte das alte Heidentum in seinem vollen Glanze hergestellt und der ärgste Feind desselben, das Christentum, gestürzt werden. So begann 250 der erste systematische Feldzug gegen die Kirche. Es fielen die Bischöfe von Rom, Jerusalem, Antiochia. Planmäßig wurde den Christen aller Orten nachgejagt, und alle als solche Erfundene und die Rückkehr zum Götzendienst Verweigernde mußten unter schrecklichen Quälungen sterben. Man ersann neue Foltern, um die „Halsstarrigkeit" der Christen zu brechen. Wohl war nun der Zeugenmut nicht mehr so allgemein; viel mehre verleugneten aus Schmerzscheu und Todesfurcht den heiligen Glauben; andere gingen auch jetzt noch standhaft und freudig in Qual und Tod, und Decius erreichte seine Absicht nicht. Trotz dieser fürchterlichen Verfolgung, welche lang über seine Zeit hinaus währte, blieb und wuchs die Kirche. Ihr Dränger aber fand einen frühen Untergang. 249 brachen die Gothen (Ostgermanen S. 237) unter König Kniva verheerend in Dakien ein, von dannen sie Makedonien durchstürmten. Decius wollte sie in Thrakien aufhalten und fiel in der Schlacht. — Der schwache Gallus (251—54) verschaffte sich durch Tributversprechen einige Ruhe vor den gefürchteten Fremden. Von seinen mösischen Legionen ward er erschlagen.


Fig. 122. Münze des Decius.

Nach ihm erheben die Legionen den Valerianus auf den Thron (254—60). Ein gebildeter Mann und milden Wesens, nur den Christen hart. Dieser muß gegen die wieder eingefallenen und selbst Griechenland und Kleinasien verwüstenden Gothen, gegen die Gallien und Spanien durchstöbernden Franken, gegen die Alamannen, welche die Alpenländer heimsuchten, verzweifelt kämpfen. Überhaupt wird das römische Reich, nachdem es schon im 2. Jahrh. schwere Stöße von Germanischen Völkerschaften auszuhalten hatte, von jetzt an durch gewaltige Angriffe derselben unaufhörlich erschüttert, worin denn sein künftiger Untergang sich immer lauter ankündigt. Valerian hatte es auch mit den Neupersern zu thun, in deren Gefangenschaft er geriet und bis zum Tode blieb. Der erhabene Weltmonarch soll sogar dem Perser Schapur als Fußschemel gedient haben.

Sein Sohn Gallienus (260—68) bekümmerte sich wenig um den gefangenen Vater, er philosophierte mit Neuplatonikern; die Christen schonte er. Aber man weiß nicht mehr, wer Herr ist. Die Statthalter werden selbständig; das Reich scheint in viele Teile auseinandergehen zu wollen. Doch nach Gallienus Ermordung besteigen zwei tapfere Männer nach einander den Thron, daß er noch nicht zerfällt. Held Claudius II. (268—70) weist kräftig den Heuschreckenschwarm der Gothen zurück, stirbt aber an der Pest.

Aurelianus, eines illyrischen Pächters Sohn (270—75), säubert mit starkem Arm das ganze Reich von den Eindringlingen und umgiebt Rom mit Mauern. Dakien aber, das sich nicht halten läßt, giebt er den Gothen und Vandalen preis. (Aus den

über die Donau zurückgeführten Kolonisten Daciens erwuchs dann das Volk der Rumänen.) Dagegen bringt er einen abgerissenen Teil des Reichs an dasselbe zurück. In der Syrischen Wüste hinter Damaskus liegt ein palmenreiches Oasenland. Dessen Hauptstadt Palmyra (Tadmor) war eine prächtige Handelsrepublik, endlich römische Kolonie geworden. Hier hatte sich ein Araber, Odänat Septimius, große Verdienste um die Verteidigung des Reichs gegen die Perser erworben, wurde aber vielleicht auf Anstiften seiner geistreichen Gemahlin Zenobia ermordet, worauf sie sich zur unabhängigen Herrscherin aufwarf, 271, und ihr Reich vom Euphrat bis nach Bithynien und sogar über Ägypten ausdehnte. Nunmehr aber machte sich Valerian gegen die Rebellin auf und überwältigte sie in zwei harten Schlachten. Er nahm die Fliehende gefangen und ließ sie in goldenen Ketten vor seinem Triumphwagen hergehen, 273. Palmyra wurde zerstört und liegt noch in seinen großartigen Trümmern. Auch dieser große Kaiser, der die Münzverwirrung beseitigte, ward von seinen Leuten umgebracht; er hatte das Plündern zu streng bestraft.

Als der vom Senat ernannte greise Claudius Tacitus nach rühmlichem Anfang gleichfalls erwürgt war, gelangte Probus zur Regierung (276—82), ein sehr löblicher und einsichtsvoller Feldherr. Rasch trieb er allerlei eingedrungene Feinde aus dem Reich. Und er baute zur Sicherung desselben gegen Germanien hin den großen Grenzwall, den schon Hadrian gezogen hatte, vollends aus, ihn weiter hinausrückend. Derselbe zog sich vom Main bei Aschaffenburg bis zur Donau oberhalb Regensburg fort und war mit einer Reihe von Kastellen versehen: er heißt beim Volk: Pfahlgraben, auch Teufelsmauer. Das Land hinter dem Wall überließ Probus unter dem Namen „Zehntland" gallischen und alamannischen Ansiedlern gegen die Pflicht, die Grenze zu hüten. Er war ernstlich bemüht, den Wohlstand des zerrütteten Reiches wieder zu heben, baute eine Menge zerstörter Städte auf, stellte Kanäle, Brücken und Straßen her; er ließ am Rhein und an der Mosel die ersten Weinberge anlegen. Aber auch diesen edlen Kaiser erschlugen die eigenen Soldaten, da er sie bei Trockenlegung eines Sumpfes zur Arbeit ermunterte. Darnach ging das Zehntland an die Alamannen verloren.

Ihm folgte Carus, ein strenger Greis, der im Kampfe gegen die Perser siegreich bis über den Tigris vordrang, aber dort 283 den Meuterern erlag.

Im J. 284 wurde Diokletianus, der Sohn eines dalmatischen Sklaven, von den Kriegsobersten zum Kaiser ernannt. Ein staatskluger, energischer Mann, beharrlichen Geistes. Da er sah, daß ein Regent allein das ausgedehnte Reich gegen die von vielen Seiten eindringenden Feinde nicht mehr erhalten, noch sich gegen Soldatenaufruhr sichern konnte, nahm er 286 seinen Freund Maximian, einen tüchtigen Kriegsmann, zum Mitregenten an, dem er den Westen zur Verwaltung übergab, während er selbst den Osten besorgen wollte. Für die Dauer schien ihm auch das noch nicht genug; es wurden 293 noch zwei Mitregenten (Cäsaren) erkoren, Galerius, ein früherer Viehhirte, aber mannhafter Held, und Konstantius, ein feingebildeter und edelgesinnter Herr. Während dieser Britannien wieder eroberte, demütigte jener die Perser. So gab es jetzt vier Herrscher im Reiche, was allerdings zur Abwehr der Feinde gut, aber insofern schlimm war, als nun leicht Krieg unter den Gewalthabern selbst entstehen konnte, obgleich sie sich unter einander verschwägerten; auch hatten die Unterthanen an vier glänzenden Hofhaltungen schwerer zu tragen. Besonders kostspielig war die Hofhaltung des Diokletian, der zu Nikomedien


Fig. 123. Bronzemünze des Kaisers Diokletian.

in Bithynien residierte und sich mit der Pracht der alten persischen Weltmonarchen umgeben hatte. Er ließ sich auch wie diese durch Niederwerfen aufs Angesicht verehren, was er darum einführte, daß die heruntergekommene Majestät des Kaisers (dominus) wieder stärker empfunden werde. Das Reich teilte er in 101 Provinzen und 12 Diözesen, Italien verlor seine Bedeutung als Mittelpunkt.

Dieser Diokletian und der Mitregent Galerius verhängten die letzte und ärgste Verfolgung über die Kirche des Herrn. Die Christen hatten sich in vierzigjähriger Ruhe erstaunlich gemehrt und stellten unter ihren Bischöfen einen Staat im Staate vor; die Eingeweideschau beim Opfer wollte nicht mehr glücken um der zuschauenden Christen willen. Dem Heidentum ging es offenbar ans Leben. Da machte es noch einen verzweifelten Versuch, seinen gewaltigen Gegner zu überwinden. Beide Herrscher beschlossen, nicht zu ruhen, bis das Christentum vertilgt sei; Galerius war besonders heiß darauf. Zuerst wurden die Christen aus der Armee gestoßen, dann Febr. 303 die Versammlungen verboten, die Kirchen zerstört, die heil. Bücher weggenommen und verbrannt, alle Christen ihrer Würden und Ehren verlustig erklärt. Nun brannte es im Palast; darauf Befehl, alle Gemeindevorsteher zu verhaften. Vielfach wurden nun die Christen ergriffen und, falls sie opferten, freigelassen, andernfalls mit entsetzlichen Martern zum Abfall versucht. Gelang es nicht gleich, so ließ man sie heil werden, um sie aufs neue zu foltern. Ein viertes Edikt zwang 304 alle Christen zum Opfern. Die widerstanden, wurden bis auf die Knochen gegeißelt, mit Nägeln und Haken zerfleischt, dann goß man ihnen Essig, rieb Salz in die Wunden. Man legte sie auf glühende Kohlen und begoß sie mit kaltem Wasser; man röstete sie langsam. Half alle Marter nichts, so tötete man sie endlich, ganze Scharen miteinander; das währte im Osten 304—8 und mit Schwankungen bis 315.

Eine Phrygische, von lauter Christen bewohnte Stadt wurde umzingelt und mit allen ihren Bewohnern verbrannt. „Die Mordschwerter selbst," sagt Eusebius, „wurden zuletzt stumpf und zerbrachen als abgenützt; die Henker ermüdeten und mußten sich ablösen; die Christen aber stimmten dem allmächtigen Gott zu Ehren Lob- und Danklieder an bis zum letzten Hauch ihres Lebens." Freilich mit vielen Ausnahmen; aber viele blieben treu bis in den Tod und gingen bewährt in die Ruhe ein. Die Henker aber „ermüdeten", die Zahl der Gläubigen war bereits zu groß, man konnte mit Hunderttausenden von Opfern doch nur den kleinsten Teil vertilgen. Und die Lücken wurden durch Neubekehrte immer wieder gefüllt. — Konstantius übrigens in seinem Reichsteile (Gallien und Britannien) milderte die Verfolgung so sehr er konnte. Er hatte den persischen Mithra (S. 41) hauptsächlich verehrt und lernte allmählich den einen Gott anbeten. Sein wohlwollender Sinn ging auf seinen hochberühmten Sohn Konstantinus über, welcher, obwohl 274 einer Halbehe entsprossen, nach des Vaters Tod 306 an dessen Stelle trat und Franken wie Alamannen kräftig zurücktrieb.

§ 9. Konstantin der Große, der erste christliche Kaiser.

Diokletian hatte sich zum Erstaunen der Welt 305 gänzlich zurückgezogen; 20 Jahre zu regieren, schien ihm für jeden das rechte Maß. Andere wurden zu Mitregenten angenommen oder drängten sich selbst ein, und 308 sehen wir gar sechs Kaiser neben einander: Maximian, Galerius, Konstantinus, Maximinus, Licinius und Maxentius. Ihre Uneinigkeit unter einander ließ jedoch erkennen, daß es wieder Bürgerkrieg geben müsse und zuletzt doch nur Einer an der Spitze bleiben könne. — Zuerst trat der alte Maximian vom Schauplatz ab. Er war vor seinem eigenen Sohn, dem Maxentius, zu Konstantin, seinem Schwiegersohne, geflohen, spann aber Hochverrat und Mord gegen diesen und wurde deshalb am Leben gestraft, 310. Dann starb 311 der wütige Christenfeind Galerius, der, schwer erkrankt, die so lange verfolgten Christen in einem Toleranzedikt aufforderte, zu ihrem Gotte für den Kaiser zu beten.

Von den noch übrigen vier Herrschern stritten demnächst die westlichen, Konstantin und Maxentius, wider einander. Letzterer hauste nämlich in Rom so arg, daß der Weltstadt Hilfe not that. Konstantin bricht mit einem Heere aus Gallien auf; er zieht dahin, verbündet mit Licinius, doch warten sein heiße Kämpfe. Von seiner christlichen Mutter Helena hat er wohl vom Gotte der Christen gehört. Da soll er jetzt zu diesem gebetet haben. Und nun erblickt er ein lichtes Kreuz in den Wolken und glaubt zu hören: „In diesem siege!" Sogleich läßt er die Schilde seiner Krieger mit XP als den Anfangsbuchstaben Christi zeichnen, und mit einer solchen Fahne (labarum) geht er von nun an in die Schlacht. Maxentius wird an der milvischen Brücke völlig von ihm besiegt und ertrinkt im Tiber, 27. Okt. 312.



Fig. 124. Das Labarum. Nach einer Münze im Brit. Museum.

Von dem an war Konstantin Herr des Abendlandes und entschiedener Freund des Christentums. Er erließ 313 ein Friedensedikt für die Christen; sie sollten ihre Religion vollkommen frei üben können und dabei wie jede öffentliche Genossenschaft geschützt werden. Licinius tritt dem bei und der alte Diokletian tötet sich selbst, der letzte Kaiser, den der Senat zum Gott machte. Noch 313 kamen Licinius und Maximinus aneinander. Maximin wurde bei Adrianopel geschlagen und starb auf der Flucht.

Jetzt waren von den sechs Herrschern nur noch zwei übrig, Konstantin und Licinius. Schwäger zusammen, gerieten sie doch schon 314 in Krieg, und Konstantin gewann Illyrien und Griechenland. Dann ernennen sie 317 ihre Söhne zu Cäsaren. Aber Licin beaann seinen Groll gegen den Schwager die Christen fühlen zu lassen; das konnte Konstantin nicht mehr dulden; in zwei Schlachten bei Adrianopel und Chrysopolis legte er ihn zu Boden, 323. Licinius mußte abdanken, nach einem Jahr ließ ihn der Schwager erdrosseln. So ist denn Konstantin Alleinherrscher über das Reich, und die lange, schwere Drangsalszeit für die Kirche vorüber!

Konstantin hatte die Macht des Christengottes erfahren, wenn er auch auf Münzen nur dem unbesiegbaren Sonnengott dankte; er erkannte auch, daß nur der Christenglaube eine Weltmacht sei, bestimmt, sich über die Erde zu verbreiten. In Ausführung dieses Rats wollte er dem Höchsten dienen. So begünstigte er das Christentum auf alle Weise. Nicht nur, daß niemand hinfort die Bekenner Jesu beleidigen durfte, er ließ ihnen auch die entrissenen Güter zurückerstatten, er hielt sich freundlicher zu ihnen als zu den Heiden und betraute sie vorzugsweise mit Ämtern. Es wurden auf seine Kosten viele schöne Kirchen gebaut, und freigebig sorgte er für den Kirchendienst, wie für die Geistlichen. Er führte selbst bei den heidnischen Soldaten den Sonntag und das Vaterunser ein und ermahnte ganze Versammlungen zum Monotheismus und zum Glauben an einen Erlöser und Richter.





Fig. 125. Goldmünze Konstantins des Großen. (Berliner Münzkabinett.)

Das Heidentum unterdrückte er nicht, wenn er auch etliche liederliche Heiligtümer aufhob oder plünderte, aber das Christentum erhob er zur Staatsreligion. Er empfahl dem großen Perser Schapur II. die zu ihm geflüchteten Christen und erkannte in Valerians Gefangenschaft die Fügung des Christengottes.

So war denn das Christentum die herrschende Religion geworden. Die heilsamen Folgen fallen ins Auge: Jetzt konnten die Christen in Ruhe sich erbauen auf ihren allerheiligsten Glauben; christlicher Geist drang auch in die Gesetzgebung und das ganze Staatswesen ein; der Herr durfte den Sklaven nicht mehr töten; der Kirche kam zu ihrem Bestand und Wachstum noch der weltliche Arm zu Hilfe, durch den die in ihr auftauchenden Irrtümer leichter unterdrückt werden konnten. Aber nun mischte sich der Staat, d. i. der weltliche Regent, auch in die innern

kirchlichen Angelegenheiten, und übte gar oft in geistlichen Dingen fleischliche Gewaltthat aus; zu dem jetzt zeitlichen Vorteil bietenden Christentum drängten sich Haufen solcher herzu, denen es kein Ernst war, die im Wesen und Leben Heiden blieben; und der Glanz, mit welchem nunmehr der Gottesdienst gefeiert ward, zog den Sinn vieler mehr ins Sinnliche herab als ins Geistliche hinauf. Die Bischöfe wurden Schiedsrichter ohne Appellation; den Sekten nahm man die Bethäuser weg. In der That merkt man bei der Kirche von der Zeit ihres äußern Sieges an einen allmählichen Verfall ihres inneren Lebens.

Dieser Kaiser eignete sich eine unumschränkte Oberherrlichkeit zu, die gewiß zur sittlichen Verdorbenheit der Massen am besten paßte. Zur Erhöhung des kaiserlichen Ansehens schuf er eine Menge Hofämter vom Oberkammerherrn bis zum Edelknaben herab und erfand viele Ehrentitel. Dem Reiche gab er eine ganz neue Einrichtung. Er teilte die Diözesen in 4 Präfekturen: 1) Italien (mit Westafrika von Kyrene an, Hauptstadt Mailand), 2) Gallien (Trier, mit Spanien und Britannien), 3) Illyricum (Sirmium, mit Mösien, Makedonien und Griechenland), 4) den Orient (mit Asien und Ägypten): zusammen 14 Diözesen und 120 Provinzen. Überall standen kaiserliche Beamte in großer Abstufung und Unterordnung, ein vielgegliederter Staatsorganismus zur Erleichterung der Verwaltung.

Alle beamtliche Wirksamkeit lief bei seinen Ministern zusammen, welche seine erhabene Person umgaben; also eine Regierung nach neuerem Zuschnitt. Die Civil- und Militärgewalt trennte er, damit die Statthalter nicht zu mächtig und dadurch abfallsüchtig würden. Die Prätorianer und die großen Standlager der Truppen löste er auf und verteilte das Militär (175 Legionen), wozu er gern Barbaren, bes. Franken, anwarb, durch die Städte hin. Er wachte über allem, was im Reiche vorging; vor seinem Gericht galt kein Ansehen der Person und schnell mußten die Rechtshändel entschieden werden.

Die Stadt Rom aber mit ihrem Senat, dem Kapitol und dem Heidentum, das sich dort am längsten hielt, gefiel ihm nicht mehr. Ein Orakel sagt, sie sei dem Untergange nahe. So ummauert er 323 Byzanz, jene Stadt am Bosporus, die einzig zwischen zwei Weltteilen und zwei Meeren liegt, die auf drei Seiten vom Wasser umschützt und auf der vierten von Bergen gedeckt ist. Er ließ diese Stadt ganz neu und überaus prachtvoll, mit herrlichen Kirchen und Tempeln (z. B. der Glücksgöttin), Palästen, Rathäusern rc. aufbauen, mit den köstlichsten Kunstwerken aus Asien, Griechenland und Italien schmücken und bevölkerte sie durch Zuzug von allerlei Leuten, denen er die Vorrechte römischer Bürger verlieh. 11. Mai 330 wurde sie durch glanzvolle Feste zu seinem Herrschersitz eingeweiht, hieß aber nunmehr Konstantinopolis (Konstantinsstadt) und ist die heutige Hauptstadt des türkischen Reiches.



Fig. 126. Konstantin und seine Gemahlin Fausta.

Nicht verschweigen dürfen wir von diesem ersten christlichen Kaiser, daß er im Leben ein Heide blieb. Grausam schickte er auf bloßen Verdacht hin 326 seinen trefflichen Sohn in den Tod, ebenso Licinius' Söhnlein, dann seine Gattin Fausta. Doch hat er dem Christentume nicht nur aus Staatsklugheit gehuldigt, es war ihm auch eine gewisse Herzensangelegenheit. Und weil er sich zu seiner Lebensaufgabe machte, das Kreuz des Erlösers hoch aufzurichten auf Erden, was ihm Gottes Gnade auch gelingen ließ, vornehmlich darum geben wir ihm den Beinamen, den er führt, der Große. — Schon beteiligte er sich auch an einem höchstwichtigen Kirchenstreite. Es war ein Presbyter in Alexandrien Namens Arius, welcher anhob zu lehren, „Christus sei nicht wahrer Gott, sondern ein bloßes Geschöpf, wenn

schon das erste und vorzüglichste aller Geschöpfe; man könne ihn darum doch nicht gottgleich, höchstens gottähnlich nennen." Wie viel liegt nun aber daran, daß unser lieber Herr Christus wahrer Gott sei! Nur als solcher konnte er ja eine Welt voll Sünder erlösen. Gegen die Irrlehre trat vornehmlich der Erzdiakon und spätere Bischof Athanasius auf, der für die Gottheit seines Heilandes und für den Trost der Welt heiligeifrig in den Kampf ging. Da auf beiden Seiten viele sich beteiligten und der Streit sehr heftig ward, auch besonders das ganze christliche Morgenland erregte, so rief nun der Kaiser das erste Ökumenische Konzil, die erste allgemeine Kirchenversammlung zusammen, um Einigkeit zu stiften. Das Konzil fand im Palast zu Nikäa, Juni 325, statt; Geistliche, namentlich aus dem Orient, allein 318 Bischöfe, strömten dahin zusammen. Hier wurde denn der rechte Glaube, namentlich von Athanasius, siegreich verteidigt; der Kaiser mahnte zu Mäßigung, verlangte aber Eintracht, und das Konzil verfaßte ein Symbolum, das die Wesensgleichheit des Sohnes mit dem Vater aufs bündigste ausspricht.

Das ist das Nikänische Glaubensbekenntnis, welches samt dem Apostolischen in der ganzen Christenheit gilt, und von dem Luther sagt, „daß seit der Apostel Zeit nichts Wichtigeres und Herrlicheres geschrieben wurde." Arius, welcher bei seiner Irrlehre beharrte, wurde verbannt. Allein der verschmitzte Mensch mit geläufiger Zunge wußte sich noch immer einen Anhang zu erhalten, so daß der leidige Zwiespalt fortdauerte. Späterhin verstellte er sich, als ob er seine Lehre geändert habe, und ließ den Kaiser auf die Meinung bringen, daß er sich gar nicht mehr im Widerspruche mit der Kirchenlehre befinde. Da bewog Konstantin die Mehrzahl der Bischöfe, ihn wieder als rechtgläubigen Christen anzuerkennen. Schon sollte er 336 zu Konstantinopel feierlich wieder in die Kirche aufgenommen werden. Tags zuvor geht er mit einigen seiner Anhänger stolz durch die Gassen; da treibt ihn ein Bedürfnis, sich an einen heimlichen Ort zu entfernen; wie seine Freunde sich nach ihm umsehen, finden sie ihn starrtot. Darin sahen viele ein Gottesgericht.

Als Konstantin, 65 Jahre alt, gegen die Perser rüstete, fühlte er, von einer Krankheit ergriffen, sein nahendes Ende. Jetzt erst ließ er sich taufen. Er hatte das Sakrament in der irrigen Meinung, daß die nach der Taufe begangenen Sünden nicht mehr vergeben würden, so lange verschoben. Nach dem heiligen Bade zog er seinen Purpurmantel nicht mehr an, sondern blieb im weißen Taufkleide, des Abrufs gewärtig. Bald darauf verschied er im Bekenntnis zu Christo, 22. Mai 337, und wurde nach seinem Wunsch in der Apostelkirche zu Konstantinopel begraben.

§ 10. Das römische Reich und die Kirche bis zur Trennung des ersteren.

Konstantin hatte das Reich seinen drei Söhnen: Konstantin II. (den Westen), Konstantius (den Orient) und Konstans (Italien und Afrika) verteilt. Sie waren sorgfältig im Christentum erzogen worden; aber es hatte in keinem Wurzel geschlagen. Konstantin hatte auch noch 2 Neffen mit Königreichen bedacht; diese ließ Konstantius samt den Onkeln töten. Dann stritten die zwei westlichen Brüder mit einander, und Konstantin II. fällt im Bruderkrieg, 340. Konstans, der Schwelger, wird von aufrührerischen Franken getötet, 350. Konstantius ist 353 Alleinherrscher. — Dieser fiel der falschen Lehre des Arius bei und suchte sie zur herrschenden zu machen! Viele waren doch dem Irrtum des Ketzers heimlich zugethan geblieben; so mehrte sich denn jetzt sein Anhang gewaltig. Die Arianer traten überall triumphierend hervor und verfolgten die Rechtgläubigen. Ihnen ging ja der Kaiser voran, welcher sogar den trefflichen Athanasius wiederholt aus seinem Bischofssitze verjagte. Die meisten Bischöfe duldeten lieber alle Drangsal, als daß sie vom rechten Glauben abgefallen wären. Da brachte Konstantius' Tod 361 eine noch härtere Not über die Kirche; es ging noch einmal auf ihre Vernichtung los.

Des großen Konstantins Neffe Julianus (361—63) war in seiner Jugend

streng zum Christentum angehalten worden, hatte aber an seinen Vettern nur Schlimmes gesehen. Im Lesen der alten Schriftsteller und im Umgange mit Heiden, namentlich zu Athen, wo er sich längere Zeit aufhielt, hatte er eine sonderliche Neigung zum Heidentum gefaßt und wurde ein Neuplatoniker. Sogleich erteilte Julian völlige Religionsfreiheit, bekannte sich selbst als Heide und bestrebte sich, das Heidentum jedermann angenehm zu machen.

Die Gebildeten suchte er mit der Rede zu gewinnen, daß hinter der Götterlehre, wie man sie dem gemeinen Mann vortrage, etwas Tieferes, ein geheimer erhabener Sinn stecke, das gemeine Volk durch die Prachthülle, womit er den Götterdienst ausstatten ließ. Da wurden nun überall die verfallenen Tempel neugebaut und ausgeschmückt, die umgestürzten Götzen wieder aufgerichtet, Prozessionen gehalten, geopfert und geräuchert; und der Kaiser machte selbst den Oberpriester dabei. Den Priestern wurde aber auch das Predigen befohlen, den meisten eine unliebe Zumutung, und dazu in jeden Tempel eine Kanzel gestellt.

Das Christentum verbot er nicht ausdrücklich; allein er entzog den Kirchen ihre Güter, nahm den Christen ihre Staatsämter, verbot christlichen Lehrern, Unterricht in höhern Wissenszweigen zu erteilen, damit die Christen eitel rohe Leute und verachtet werden sollten. Er hatte nur Heiden um sich, sah jeden Christen sauer an und hinderte es nicht, wenn sie geplagt wurden; er selbst verhöhnte sie, schrieb heftige Schmähschriften auf das Christentum. Sein Haß gegen dasselbe steigerte sich stetig; gar verächtlich schien ihm „der Galiläer“, der es denn doch gewann.


Fig. 127. Goldmünze Kaiser Julians.

Um die Weissagung des Herrn, daß der Tempel zu Jerusalem wüste bleiben solle, zu schanden zu machen, sollte derselbe wieder aufgebaut werden. Er erläßt dazu eine Aufforderung an alle Juden. Sie eilen von allen Seiten herbei; flugs wird das Werk begonnen. Allein bei der Grundlegung erbebt die Erde und aus der Tiefe brechen Flammen hervor, welche die Arbeiter wegschrecken. Das Unternehmen muß aufgegeben werden. — Julian zog gegen die Neuperser. Es mißglückte ihm mit seinem zahlreichen, trefflichen Heere nach anfänglichem Sieg. In einer Schlacht ward er tödlich verwundet. Er soll noch gesagt haben: „Galiläer, so hast du doch gesiegt!“ Der unglückliche Mensch, der doch manche löbliche Eigenschaft besaß, starb erst 32 Jahre alt, genannt Apostata, der Abtrünnige.

Keiner seiner Nachfolger ist mehr vom Christentum gar abgefallen. Der neue Kaiser, Jovianus, (363—64) verkündigte sogleich, daß er ein Christ sei und Religionsfreiheit wolle, schloß aber mit den Persern einen schimpflichen Frieden. — Ihm folgte der tüchtige Valentinian I. († 375), welcher rechtgläubig, doch alle duldete. Sein Bruder Valens, den er zum Mitregenten im Osten annahm, war aber ein entschiedener Arianer und Verfolger der Rechtgläubigen. Damals brach der Sturm der Völkerwanderung los; da wurden die Gothen in sein Reich hineingeworfen, und im Kampf mit ihnen geht er traurig unter, 378 (S. 276 ff.).

Im Westen herrschte nach Valentinian sein Sohn Gratianus. Derselbe übergab den Reichsteil des verunglückten Valens dem Spanier Theodosius, der, wie Konstantin I., den Beinamen des Großen erhielt. Er war groß an Geist, Kraft und edlem, frommem Sinne. Dieser wußte mit den Gothen fertig zu werden und sie noch recht wohl zu gebrauchen (S. 277). — Als Gratianus von einem Aufrührer ermordet ward, 383, überließ Theodosius den Westen an dessen Bruder Valentinian II. Als auch dieser dem Mordstahle fiel, 392, wurde er wieder Alleinherrscher, aber auch der letzte über das alte römische Weltreich. Und er war zum „Ordner des Reichs“ erkoren; er brachte das jämmerlich zerrüttete und fast schon zerbrechende noch etwas zurecht, daß es währe bis auf seine Zeit. Gott hat ihn aber auch zum „Ordner der Kirche“ ersehen, die durch den Arianismus gleichfalls sehr zerrüttet war.

Theodosius bekannte sich mit voller Überzeugung zur lautern Lehre, der er wieder zu allseitiger Geltung verhelfen wollte. Darum berief er 381 ein zweites Ökumenisches Kon=

zil nach Konstantinopel, wo die Väter der Kirche die Arianer, da diese in zwei Parteien zerspalten waren, leicht überwanden. Hier wurde nun das Nikänische Konzil bestätigt, dazu ausgesprochen, daß der Geist mit Vater und Sohn zugleich angebetet werde. Später entstand das Symbolum, welches das Athanasianische genannt wird; es ist das dritte Glaubensbekenntnis der Christenheit, welches mit dem Apostolischen und Nikänischen wenigstens von allen Kirchen des Abendlandes einmütig angenommen wird. In ihm ist aufs festeste die Gottheit des Vaters und des Sohnes und des heil. Geistes ausgesprochen, die doch nicht drei Götter sind, sondern nur ein Gott.

Die rechtgläubigen oder orthodoxen Lehrer der Kirche waren im Vereine mit dem Kaiser bemüht, dem Dreieinigkeitsglauben überall Geltung zu verschaffen, und der Herr segnete ihr Bemühen, daß der Arianische Irrtum allenthalben ausgetilgt ward mit Ausnahme freilich etlicher germanischer Völker, zu denen das Christentum in der Zeit des Konstantius, man weiß nicht näher wie, gekommen war. Theodosius bestrebte sich aber auch mit Erfolg, das Heidentum im Reiche vollends auszutilgen. Er verbot allen heidnischen Gottesdienst aufs strengste und belegte die Übertreter dieses Verbots mit empfindlichen Strafen. Alle Götzentempel wurden



Fig. 128. Goldenes Ehrenzeichen mit dem Bilde Theodosius' des Großen. (Berliner Münzkabinett.)

geschlossen, die meisten niedergerissen; 394 wurden die olympischen Spiele zum letztenmal gefeiert. So verschwand wenigstens aller öffentliche Kultus des Heidentums. Jetzt hatte das Christentum den vollständigsten äußern Sieg erlangt. Leider wurden jetzt auch, 385, (freilich von einem Aufrührer in Gallien und zu tiefem Schmerz der Frommen) die ersten Ketzer hingerichtet.

Wenn Theodosius auch in seinem Eifer gegen das Götzenwesen zu unrechten Mitteln, zu fleischlichen Waffen griff, so meinte er es doch gut. Wie demütig dieser hohe Herrscher, wie furchtlos aber auch ein Diener der Kirche, davon ein schönes Beispiel. Der Kaiser hatte 390 in aufwallendem Zorn über den Mord mehrerer Offiziere ein grausames Blutbad unter dem Volk zu Thessalonich anrichten lassen. Nicht lange hernach wollte er die Kirche zu Mailand besuchen. Da stellte sich aber der Bischof Ambrosius unter die Kirchthüre und verweigerte ihm den Eintritt; er könne seine blutbefleckten Hände nicht ungesühnt zu Gott erheben, erst müsse er Buße thun um seine Missethat. Und der große Kaiser zieht seinen Purpur aus, fällt auf sein Angesicht und betet: Meine Seele liegt im Staub &c., während sein Volk umher weint. Erst nachdem er gelobte Besserung 8 Monate lang treu gehalten, wird er wieder in der Kirche aufgenommen.

Er starb 395 selig im Herrn. Das Reich hinterließ er seinen zwei jungen Söhnen Arkadius und Honorius. Jener sollte den Osten, dieser den Westen beherrschen. Von dem an teilte sich der römische Staat für immer in ein morgenländisches und abendländisches Kaisertum. Jenes heißt auch das griechische

oder byzantinische, dieses das lateinische. In beiden ist vom innern Sieg des Christentums nicht viel zu rühmen.

Die blutigen Gladiatorenkämpfe z. B. dauerten auch unter Honorius fort, bis einmal ein mutiger Mönch in die Arena hinabsprang, die Kämpfer zu trennen, und dafür vom Volk gesteinigt wurde. Sein Tod besiegelte ihr Ende.

Ich muß noch die berühmtesten Kirchenlehrer des 4. Jahrhunderts aufführen und schicke die schon genannten voran.

Athanasius also, Bischof von Alexandrien. Ein hocherleuchteter Mann vom reinsten Wandel, der tapferste Streiter für die göttliche Wahrheit. Fünfmal wurde er ob seines Kampfes wider die Arianische Ketzerei aus seinem Bistum vertrieben. Doch durfte er in seiner Gemeine, die ihm mit ungemeiner Liebe anhing, sterben, 373. Von ihm haben wir Bibelerklärungen, Predigten und Abhandlungen.

Ambrosius, Bischof von Mailand. Er war dazu vom Staatsmanne weg erwählt worden. Da schenkte er seine Güter den Armen und ließ Gottes Wort sein einzig Gut sein, daran er sich Tag und Nacht ergötzte. Er war unablässig beeifert, den Menschen zu dienen, mild, freundlich gegen alle, aber auch ernst und fest, wo es not that. Von ihm besitzen wir noch 92 Briefe voll Geist und Salbung, auch hehre Hymnen. Er übersetzte den Lobgesang: Te Deum laudamus, Herr Gott, dich loben wir, mit welchem die Christen Jahrhunderte lang den Dreieinigen verherrlicht haben. Die ganze Christenheit beweinte ihn, als er starb, 397.

Eusebius (Pamphili), gelehrter Bischof von Cäsarea. Er schrieb eine Chronik aller Völker von Anfang der Welt bis 325, eine höchst schätzenswerte Kirchengeschichte in zehn Büchern bis 324 und ein schönfärberisches Leben Konstantins. Er ist der Vater der Kirchengeschichte. † 340.

Johannes, Bischof von Konstantinopel, Chrysostomus (Goldmund) genannt wegen seiner hinreißenden Beredsamkeit. Schon da er als Presbyter in Antiochia predigte, strömten ihm Zuhörer aus allen Gegenden zu. In Konstantinopel lauschten oft Zehntausend seiner Rede. So süß und erquicklich er predigte, so ernst und scharf auch wieder. Er strafte ohne Scheu die Sünden, auch der Großen. Darum wurde er aus der üppigen Hofstadt verjagt, und als er auf heftiges Verlangen des Volks zurückgerufen war und mit derselben Strenge gegen das Laster auftrat, aufs neue verjagt. Er starb in der Verbannung, 407, mit den Worten: „Gelobt sei Gott um alles!" Es haben sich etwa 1000 Predigten von ihm erhalten, an denen wir seine große Bibel- und Menschenkenntnis, seine seltene Kunst, die Schrift aufs Leben anzuwenden, seinen Reichtum an Gedanken und seine edle Sprache bewundern. Er ist der erste Kanzelredner des christlichen Altertums.

Hieronymus, von Stridon in Dalmatien. Ohne Kirchenamt brachte er den größten Teil seines Lebens auf Reisen im Abend- und Morgenlande und in Zurückgezogenheit zu. Er lebte strengenthaltsam, studierte viel und erwarb sich besonders eine seltene Bekanntschaft mit den Sprachen. Sein vornehmstes Werk ist eine Übersetzung der Bibel aus dem hebräischen und griechischen Grundtext ins Lateinische, welche unter dem Namen Vulgata in der ganzen römischen Kirche Geltung hat bis auf diesen Tag. Er beschloß sein Leben hochbetagt als Einsiedler bei Bethlehem, 420.

Wir müssen noch eines merkwürdigen Mannes, des Wulfila (Ulfilas) gedenken, welcher aus einer Familie Kappadokischer Kriegsgefangener stammte und (341—381) als Bischof unter den Gothen wirksam war. Schon vor ihm hatte das Christentum unter diesem Germanischen Stamme einigen Eingang gefunden; Ulfila aber war es, der mit aller Kraft und großem Erfolge es unter demselben weiter ausbreitete. Er hatte die Freude, daß sich noch bei seinen Lebzeiten der Herzog Frithigern taufen ließ. Um seinen lieben Gothen das göttliche Wort in der heil. Schrift zugänglich zu machen, übersetzte er dieselbe, wenigstens größtenteils, ins Gothische. Wir besitzen noch Bruchstücke seiner trefflichen Übersetzung, und in diesen das älteste Denkmal der deutschen Sprache.

Höret doch etwas von diesem alten Deutsch! Das Vater Unser lautet:

Atta unsar, thu in himinam, Weihnai namo thein, Kwimai thiudinassus theins. Wairthai wilja theins, swe in himina jah ana airthai. Hlaif unsarana thana sinteinan gif uns himma

daga. Ja aflet uns thatei skulans sijaima, swaswe jah weis afletam thaim skulam unsaraim. Jah ni bringais uns in fraistubnjai, ak lausei uns af thamma ubilin. Unte theina ist thiudangardi jah mahts jah wulthus in aiwins. Amen.

Verständlicher schon ist das Vater Unser der Alamannen um 600.

Fater unser, thu bist in himile. Wihe namun dinan. Queme rihi din. Werde willo din, so in himile, so sa in erdu. Prot unser emezik kip uns hiutu. Oblaz uns skuldi unser, so wir oblazen uns skuldigen. Enti ni unsih firletti in khorunka. Uz erlosi unsih fona ubili.



Fig. 129. Verkleinerte Nachbildung eines Blatts aus Wulfilas gotischer Bibelübersetzung, enthaltend das Vaterunser. (Upsala, Univ.Bibliothek.)

Eine eigene Erscheinung dieser Zeit ist noch zu erwähnen, die Entstehung des Einsiedler- und Mönchslebens.

Den Morgenländern ist eine gewisse Hinneigung zur Einsamkeit und Beschaulichkeit eigen; und eine Weltflucht, wie sie die Buddhisten (S. 43) übten, kam auch bei Ägyptern und Juden (S. 225 Essener) vor. Die Verfolgungen trieben manche ägyptische Christen in die Wüste; sie glaubten zu finden, daß man abgesondert von der Welt ein frommeres, göttlicheres Leben führen könne. Man übte sich, möglichst wenige Bedürfnisse zu haben. Wie dann, seit Konstantin die Kirche erhoben, so viele Heuchel- und Namenchristen hineinkamen, dachten ängstliche Seelen, sie müßten sich von der weltlichen Christenheit ausscheiden, um sich nicht durch sie zu verunreinigen; und der Zug nach diesem Leben wurde noch viel stärker.

Als Stifter des Einsiedlerlebens wird der Ägypter Antonius genannt. Er stammte aus einer angesehenen Familie. Für die Wissenschaften hatte er keinen Sinn, aber frühe eine flammende Lust an der Verehrung Gottes. Nach dem Tode seiner Eltern schenkte er sein ganzes Vermögen weg und zog sich 280 in eine öde Gebirgsgegend zurück, wo er nun zu Gottes Ehre ein asketisches (in der Kreuzigung des Fleisches sich übendes) Leben führte. Er lernte von anderen Asketen, begnügte sich mit der geringsten Kost, Brot, Salz, Wasser, fastete tagelang, schlief auf dem bloßen Erdboden, wachte Nächte hindurch 2c. Dabei betete er immer auch unter der täglichen Arbeit. Als er dies 20 Jahre fortgetrieben, begann er denen, welche den heiligen Mann in der Einöde besuchten, zu predigen; und es zogen Massen von Menschen zu ihm hin, hörten ihn mit Begier und ließen sich von ihm Rat und Trost erteilen. Zweimal erschien er in Alexandria, die Christen zu stärken und zu ermahnen. Seine Jünger mehrten sich ungemein und als er, über 100 Jahre alt, 365 starb, waren alle Einöden Ägyptens mit Einsiedlern (Eremiten, Anachoreten) erfüllt.

Sein Zeitgenosse Pachomius († 348) ward Stifter des Mönchslebens. Er vereinigte nämlich viele Eremiten zu einem heiligen Zusammenleben. Auf einer Nilinsel in Thebais errichtete er ein in Zellen abgeteiltes Gebäude, darin sie mit einander unter seiner Leitung nach einer gemeinsamen, von ihm entworfenen Regel ihre Tage zubrachten. Solch ein Gebäude wurde Könobion (Gemeinschaftsleben) genannt, lateinisch Claustrum (Verschluß, Kloster). Die Hausgenossen hießen Könobiten oder Mönche. Pachomius regierte seine Mönche gut, und sie nannten ihn Abbas, Vater, woraus das Wort Abt entstanden ist. Es liefen ihm aber so viele zu, daß er aus dem einen Kloster zuletzt neun machen mußte, um seine 3000 Könobiten darin unterzubringen. Gleich gab es auch ein Nonnenkloster; Pachomius selbst baute ein solches für seine Schwester, welche mit einem Chor der Welt entsagen-

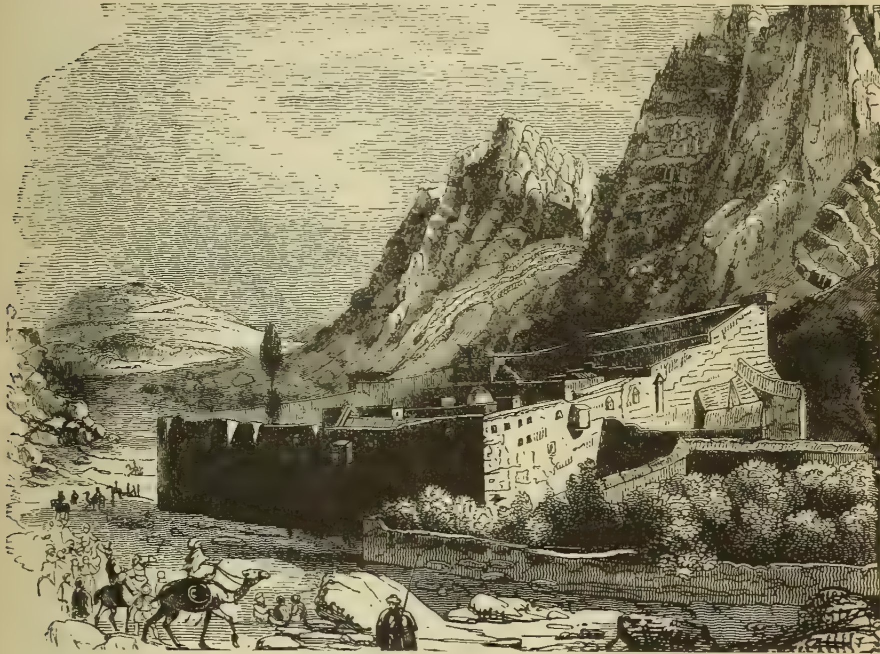


Fig. 130. Das Katharinenkloster am Sinai.

der Jungfrauen durch die vermeintlich „selige Pforte" einzog. Nonne ist ein ägyptisch Wort und bedeutet ehrwürdige Mutter, „Monch" aber fromm. Die Klöster mehrten sich in kurzer Zeit erstaunlich, besonders in Ägypten und Syrien. Übrigens stand es anfangs jedem frei, wieder in die Welt zurückzukehren. Das Katharinenkloster am Sinai (Fig. 130) mag wohl 1300 Jahre alt sein.

Allerdings gehört Mut und Kraft dazu, so der Erde Güter und Annehmlichkeiten zu verleugnen. Allein einmal ist es schon eine irrige Meinung, daß man abgeschieden von der Welt Gott heiliger dienen könne: nein! „**in** der Welt der Welt entfliehen," das ist die höchste Heiligkeit. Und dann lag diesen Heiligen allen die große Gefahr nahe, in geistlichen Hochmut, in Überhebung ihrer selbst zu geraten und in den Wahn zu verfallen, daß man mit solchem Leben die himmlische Seligkeit verdienen könne. Und wenn auch Viele Matten und Körbe flochten, woben oder gerbten, lag doch die Gefahr jenes Müssigangs nicht ferne, der viel Böses lehrt. Immerhin haben diese Männer der weltlichen Kirche vorgehalten, daß sie himmlisch zu werden berufen sei.

IV. Die große Völkerbewegung.

Ich habe jetzt von einem Sturme zu erzählen, der Europa von Osten nach Westen hin durchtobte, ein Volk auf das andere warf und die Sitze vieler Völker veränderte, das westliche Römerreich aber zertrümmerte. Unsere germanischen Vorfahren waren es, die diesem, wie schon lange angekündigt, den Todesstoß gaben, um von der alten, abgelebten Welt das Christentum in sich aufzunehmen als in einen neuen, frischen Boden. Dabei muß ich noch ins 4. Jahrhundert zurückgreifen und schon Berichtetes näher darstellen.

§ 1. Beginn der Völkerwanderung.

Um 370, während Valens (S. 271) herrschte, begann die Völkerwanderung. Aus dem Innern Asiens brach ein großes Volk, Hunnen genannt, hervor und zog mit Weib und Kind und aller Habe nach Westen hin. Häßliche Leute, nicht groß, aber breitschultrig und festknochig; auf dem derben Rumpfe saß mittelst eines kurzen Halses ein dicker Kopf mit schwarzgelbem, bartlosem Gesichte, stark hervortretenden Backenknochen, platter Nase, großem Munde, kleinen, schiefliegenden Augen. Sie staken in schmutzigen Kitteln von Leinen oder Mausfellen; Hosen trugen sie von Bockshäuten und eine Zottelmütze auf dem Kopfe. Sie lebten von der Milch ihres Viehes, von Wurzeln und rohem Fleische, das sie unter ihren Sätteln mürbe ritten. Immer saßen sie auf ihren kleinen, häßlichen, aber dauerhaften Pferden, sie aßen, tranken, ratschlagten und schliefen wohl auch darauf. Die Weiber wohnten mit den Kindern auf Karren. Sie kannten nicht Ackerbau, noch Gewerbe; von Kind auf waren sie ein Streifleben gewöhnt. Raubsüchtig, jähzornig, blutgierig umschwärmten diese „zweibeinige Bestien" den Feind, beschossen ihn mit Knochenpfeilen und rissen ihn mit Schlingen, schlugen ihn mit der Lederpeitsche vom Pferd.

Als diese Hunnen über die Wolga gesetzt hatten, stießen sie 372 auf die Alanen oder Massageten, ein halbgermanisches Volk von schöner Bildung, das zwischen Wolga und Don saß. Mit furchtbarem Gebrülle fielen sie über dasselbe her; teils floh es, teils wurde es bezwungen von ihnen mit fortgerissen. Jetzt kamen sie an den stärksten deutschen Stamm, an den der Gothen, geteilt in Ost- und Westgothen. Die Ostgothen, welche damals vom Schwarzen Meere bis zur Ostsee hinauf saßen, waren es, auf welche jetzt die Hunnen trafen. Aber auch dieses mächtige Volk konnte ihrem Angriffe nicht widerstehen. Blitzschnell stürmen sie heran, senden schon aus der Ferne einen Hagel von scharfgespitzten Pfeilen, hauen angesprengt mit dem Säbel drein und werfen ihre Schlingen; plötzlich verschwinden sie auf ihren schnellen Rossen, um ebenso plötzlich wieder zu erscheinen und mit erneuter Wut die Feinde anzufallen, bis diese müde sind und weichen oder sich ergeben. Die Ostgothen drängten nun auf die Westgothen, welche diesseits des Dniepers in Dakien (S. 265) wohnten. Die schwächeren Westgothen können den Stoß nicht aushalten: sie sammeln sich an der Donau und lassen durch eine Gesandtschaft unter Bischof Wulfila den Kaiser um Aufnahme in seine Lande südlich des Stromes flehentlich bitten. Valens bewilligte ihnen Wohnsitze in Thrakien unter der Bedingung, daß sie ihm unterthänig und heerdienstwillig und alle Christen würden, die noch Heiden seien; es ist ihnen alles recht, und so werden sie denn auf Schiffen, Flößen und Baumstämmen über die Donau gebracht. Man zählte allein 200 000 streitbare Männer.

Aber drüben wurden sie von den Beamten schlecht behandelt; die elendeste Nahrung, Hunde- und Katzenfleisch verkaufte man ihnen für teures Geld, ja für ihre Söhne und Töchter, die sie zu Sklaven hingeben mußten, wenn sie nicht verhungern wollten 2c. Da empörten sich, von ihrem Herzog Frithigern aufgerufen, die Miß-

handelten, schlugen ein gegen sie aufgebrachtes Heer und durchzogen dann mit Raub, Mord und Brand ganz Thrakien. Jetzt machte sich Valens gegen sie auf und es kam bei Adrianopel, 378, zu einer zweiten Cannä-Schlacht, in welcher die wütenden Gothen zwei Dritteile des römischen Heeres, 40 000 Mann, niedermetzelten. Valens selbst, tödlich verwundet, wurde in einer Hütte verbrannt (S. 271).

Jetzt erhielt ja Theodosius die Herrschaft im Osten. Klug wie tapfer, wußte er durch freundliche Behandlung den Zorn der Gothen zu besänftigen. Er schloß 382 mit dem gesamten Volke einen Friedens- und Heervertrag. Sie sollten in den ihnen angewiesenen Landstrichen abgabenfrei unter eigenen Fürsten nach eigenen Gesetzen leben, jedoch die Oberhoheit des Kaisers anerkennen und immer, gegen schöne Jahrgelder, 40 000 Mann für ihn in Waffen halten. So hatte Theodosius, so lange er lebte, Ruhe vor ihnen und konnte mit diesen trefflichen Kriegern seine Herrschaft befestigen; die besten Feldherren des Reichs waren Deutsche.

§ 2. Alarich.

Arkadius, welcher 395—408 zu Konstantinopel über das Morgenland herrschte, war so unverständig, den Westgoten ihren Dienstvertrag nicht zu halten: so empörten sie sich abermals. Sie durchzogen plündernd und verwüstend Makedonien und Hellas und ließen sich endlich 397 in Illyrien nieder. Ihren tapfern Anführer Alarich hatten sie nach germanischer Sitte auf einem Schilde zum Könige erhoben und er trachtete dem Volk einen festen Boden zu gewinnen.

Die griechische Regierung fürchtete diesen Mann sehr: um ihn unschädlich zu machen, suchte sie ihn anderwärts zu beschäftigen und reizte ihn selbst zu einem Einfall in Italien, wo des Theodosius anderer Sohn, Honorius, herrschte, 395—423. Das war noch ein elenderer Regent als sein Bruder; seine größte Sorgfalt wendete er auf seinen Hühnerhof. Er erschrak heftig, als ihm die Nachricht vom Heranziehen „der Barbaren" zu Ohren kam, und flüchtete sich mit seinen geliebten Hühnern in das unbezwingliche Ravenna. Doch behielt der Minister des Kaisers, Stiliko, ein Vandale, das Herz noch auf dem rechten Fleck: er zog eilends Truppen von allen Seiten an sich und bewog den Alarich in zwei blutigen Schlachten, wieder nach Illyrien zurückzugehen, 403.

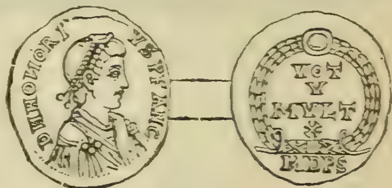


Fig. 131. Münze des Kaisers Honorius.

Nachdem Gallien (S. 279) dem Reiche verloren gegangen war, drang Alarich aufs neue bis Laibach vor, 406. Der Senat mußte mit dem Gothen unterhandeln und erkaufte seinen Abzug mit 4000 Pfd. Gold; dafür, daß Stiliko ihn nicht abtreiben konnte, tötete ihn und seine Anhänger die römische Partei. Ja, die Legionen machten die Weiber und Kinder ihrer germanischen Kameraden in deren Quartieren nieder, 408.

Alarich verlangte jetzt die Einräumung von Pannonien samt neuen Zahlungen und rückte, von der Regierung abgewiesen, vor Rom, dem er alle Zufuhr abschnitt. Die Weltstadt hatte ½ Million Bewohner, aber keinen Verteidiger: sie kaufte die drohende Plünderung mit 5000 Pfd. Gold, 30 000 Pfd. Silber und Lieferungen an Purpur, Seide und Pfeffer ab. Weil aber Honorius in Ravenna sich mit ihm noch nicht vertragen mochte, so zog er, 409, zum andernmal vor Rom. Es muß sich ihm ergeben; er ließ aber durch den Senat den Stadthauptmann Attalus zum Kaiser wählen. Da er jedoch mit dessen Benehmen unzufrieden ward, hieß er ihn bald wieder vom kaiserlichen Stuhle herabsteigen und unterhandelte aufs neue mit Honorius. Hinterlistig angegriffen, rückte er zum dritten Male vor Rom. Er eroberte es am 24. August 410. Um Mitternacht öffneten ihm gothische Kriegsgefangene die Thore,

und die schauerlichen Töne der deutschen Hörner und das Flammengeprassel auflodernder Gebäude scheuchen die Römer aus ihrer Ruhe auf. Die Gothen plünderten diesmal die ungeheure Stadt mit ihren unzähligen Palästen; doch schonten sie die Kirchen und Kirchengüter und das Leben aller Wehrlosen. Das alte Rom verendet.

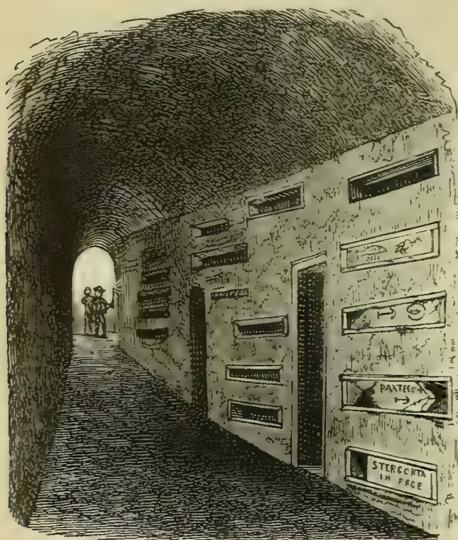
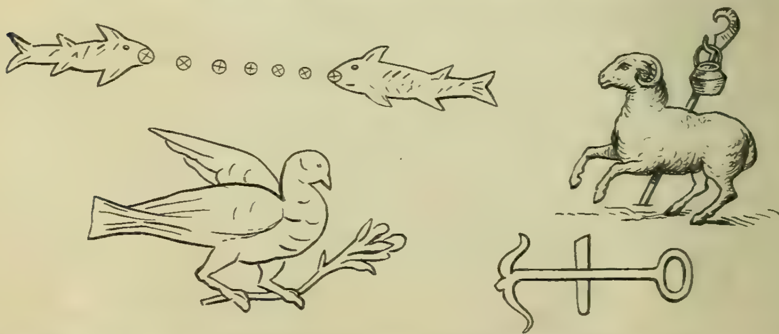


Fig. 132. Galerie mit Gräbern in den Katakomben zu Rom.

Merkwürdigerweise hört mit 410 die Sitte der römischen Christen auf, sich in Grüften, Katakomben (Fig. 132) beerdigen zu lassen. Diese gerieten allmählich in Verfall und Vergessenheit, bis in unsern Tagen eifrige Forschung aus ihnen eine Fülle von Zeugnissen über die ersten Jahrhunderte der römischen Kirche ans Licht gebracht hat, welche über den Verlust so mancher Schrift trösten kann. — Seit Konstantin kam das Kreuzeszeichen und Monogramm Christi (S. 275) vielfach in Gebrauch; das dritte Zeichen auf Fig. 133 steht auf vielen Münzen Konstantins und soll dem Kreuzeszeichen, das dem Kaiser erschienen war, entsprochen haben. Während der Anker (Fig. 134) als Symbol der christlichen Hoffnung, und Schaf und Taube als Sinnbilder lebender oder verstorbener Christen nie ganz außer Gebrauch gekommen sind, ist das Sinnbild des Fisches mit dem Aufhören der Verfolgungen völlig verschwunden. Der Fisch (Ichthys) bedeutete die Gläubigen „J. Chr. Gottes Sohn Heiland“; Fisch und Brot erinnerte an die Mahlzeiten Joh. 6, 11 u. 21, 13, ja versinnbildlichte die Spendung von Christi Leib und Blut im hl. Abendmahl. Ebenso galt die Milch (oft in einem am Hirtenstab aufgehängten Eimer) als Symbol der Kommunion wie des Wortgenusses.


Fig. 133. Kreuz und Monogramm Christi.

Mit reichster Beute beladen führte Alarich nach kurzem Aufenthalte sein Heer dem Süden zu. Er wollte sich „der Kornkammer Italiens“ (Sizilien und Afrika) bemächtigen. Unaufgehalten drang er bis ans Meer hin. Aber im Angesichte Siziliens ereilte ihn ein früher Tod. Der jugendliche Held starb im 34. Jahre seines Lebens zum großen Leidwesen seiner Krieger zu Cosenza. Seine Gothen leiteten den Fluß Busento ab, bauten im Bette desselben ein tiefes Grab, setzten ihren herrlichen König in seiner Rüstung auf seinem


Fig. 134. Symbolische Zeichen und Bilder der Christen in der Verfolgungszeit. (Aus den Katakomben.)

Streitrosse nebst vielen Kostbarkeiten hinein und ließen dann den Busento wieder über das Grab laufen. Unangetastet ruhen dort die Gebeine des Deutschen, der Rom bezwang und schonte.

§ 3. Neue Reiche auf dem Boden des römischen.

Das abendländische Kaiserreich stürzte wohl noch nicht zusammen, verlor aber schon einen großen Teil seines weiten Gebietes.

Der Schwager Alarichs und sein Ebenbild, der jugendlich blühende Athaulf (Adolf), führte die Westgothen durch Italien zurück und ganz hinaus nach Gallien hinüber, 412. Er minnte die Schwester des Kaisers Honorius, die in gothische Gefangenschaft geratene Placidia, begehrte sie sittsam vom Bruder zur Ehe und erhielt auch nach einigem Zögern dessen Jawort. Leider wurde Athaulf schon 415 von einem rachedürstenden Gothen ermordet. Er aber und sein Nachfolger Wallia gründeten dort im südlichen Gallien ein sehr ansehnliches Westgothenreich, das sich noch über die Pyrenäen hinüber ein gut Stück nach Spanien hinein ausdehnte. Tolosa (Toulouse) war der Königssitz. In den lieblichen Gegenden blieben die Westgothen, des langen Wanderns müde, nun feste sitzen, widmeten sich dem Ackerbau, den Gewerben und Künsten, und wurden bei ihren trefflichen Anlagen bald gebildeter als die Römer, deren Oberhoheit ihr König zunächst noch anerkannte.

Wir müssen aber zunächst wieder um einige Jahre zurück und etwas aufmerken. Infolge des Einbruchs der Westgothen in Italien (S. 277) kam zu dem Drucke der Hunnen von Osten her noch eine andere Ursache der großen Völkerbewegung jener Zeit. Denn da die Römer, um sich gegen Alarich zu schützen, ihre Streitkräfte aus den Provinzen zogen und so die Grenzen des Reichs entblößten, stürzten germanische Völkerschwärme gierig in die offenen schönen Länder hinein. — Schon 404 brach ein ungeheurer Schwarm von Alanen, Vandalen, Sueven und Burgunden unter Anführung eines Herzogs Hradagais über die Alpen in Oberitalien ein und drang, alles verwüstend, bis Florenz hinab. Zum Glück für Italien lebte damals der unverzagte Stiliko noch, dem es, nachdem Hunger und Seuchen grausam unter ihnen gewütet hatten, mit seinem tapfern Schwerte gelang, die wilden Horden wieder über die Alpen zurückzuschaffen. Nun aber setzten sie, 406, über den Rhein und überfluteten drei Jahre lang ganz Gallien. Sie zerstörten die von den Römern gegründeten schönen Städte am Rhein und weiter hinein, Mainz, Worms, Straßburg, Speier, Arras, Reims rc., sie hausten allenthalben mit Feuer und Schwert. Franken und Alamannen zogen gleichfalls über den Rhein und setzten sich dort. Seit 409 drangen die Alanen, Vandalen und Sueben auch nach Spanien und verwüsteten das Land ebenso. Endlich ließen sich diese drei Stämme im Westen Spaniens (Portugal dazugerechnet) nieder und gründeten dort eigene Reiche. Das geschah also alles vor dem Zuge der Westgothen nach Gallien, welcher erst 412 statt hatte.

Die Burgunden jedoch blieben in Gallien und setzten sich seit 414 unter Gunthahar von Worms an bis zum Juragebirge fest. Das Burgundenreich schob sich 443 weiter nach Süden hin infolge eines Ansturms römisch-hunnischer Scharen, welche Gunthahar und seine Stadt 437 vernichteten; es lief von der Rhone in die Schweiz und Savoyen hinein.

Die Vandalen kamen aber bald aus Spanien nach Afrika hinüber, und das ging so zu. Kaiser Honorius, der Hühnerfreund, starb nach einer unrühmlichen Herrschaft, 423. Seine Schwester Placidia hatte nach ihres Athaulfs Tode wider ihren Willen eine zweite Ehe mit einem vornehmen Römer eingehen müssen und in derselben einen Sohn geboren, und diesem, Valentinian III., fiel jetzt die Krone zu. Da er aber noch ein Kind war, regierte vorerst Placidia in seinem Namen das

weströmische Reich. Sie hatte aber zwei tapfere Feldherren, den Bonifacius und Aëtius. Der erstere führte die Statthalterschaft über das reiche Afrika, und der letztere beneidete ihn und beredete die Gebieterin, ihm dieselbe abzunehmen. Bonifacius will nicht weichen und ruft die Vandalen zu seiner Hilfe herbei. Diese setzen wirklich unter ihrem König Geiserich, 30000 streitbare Männer stark, über das Mittelländische Meer, 429. Sie zeichneten sich vor allen deutschen Stämmen durch Wildheit aus, die auch durch das von ihnen angenommene Arianische Christentum nicht sehr gemildert worden war; doch waren sie keuscher als die römischen Christen. Wie grimmige Tiere fielen sie in Afrika ein, verheerten die Ländereien, plünderten und verbrannten die Wohnorte, folterten die Männer, knechteten die Frauen, zerschmetterten die Kinder. Der Statthalter Bonifacius entsetzte sich über ihren Greueln und hieß sie wieder nach Spanien gehen. Allein sie mögen nicht. Da kämpft er selbst gegen sie, wird aber wiederholt geschlagen und muß fliehen. Sie bewältigen die ganze Provinz und gründeten das Vandalische Reich in Afrika mit der Hauptstadt Karthago, 439.


Fig. 135. Aëtius. (Nach einem Relief in Monza.)

Und nun blicken wir noch nach Britannien hinüber. Auch aus dieser fernen Provinz waren 418 die römischen Soldaten fortgezogen, und die Briten waren sich selbst überlassen, zersplittert und ratlos. Sie kamen zwar nie mehr unter römische, wohl aber unter germanische Botmäßigkeit. Denn da sie sich der kriegerischen Picten und Scoten, von welchen sie aus Hochschottland her einmal ums andere angefallen wurden, nicht erwehren konnten, so riefen sie endlich die an der Nordsee wohnenden Angeln, Sachsen und Jüten zu ihrem Beistande. Diese schifften unter den Führern Hengist und Horsa 449 nach dem Inselland hinüber, bezwangen die Picten und Scoten, ließen sich's aber gefallen, im Lande zu bleiben, und stifteten, da immer mehr Nachzug aus Deutschland eintraf, in 130 Jahren sieben britische Königreiche, welche bis 827 neben einander bestanden, wo sie dann sämtlich vom Westsachsen Egbert zum Königreich England (Angelland) vereinigt wurden. Dagegen besetzten nun Briten mit ihren Mönchen das nordwestliche Eck von Gallien, das seither Bretagne heißt.

§ 4. Attila, König der Hunnen.

Seit ihrem Eindringen in Europa hatten sich die Hunnen in Südrußland und an der untern Donau raubend umhergetrieben. Um 433 stand ein großer König unter ihnen auf, Attila (Väterchen) oder Etzel genannt. Nach äußerlichem Ansehen ganz ein Hunne, war er aber überaus verständig, dazu starken und stolzen Geistes. Er hielt sich zum Herrscher über das Erdreich bestimmt. Er vereinigte alle Hunnen unter sein Scepter, entledigte sich 444 seines Bruders Bleda und dehnte sein Reich von der Wolga bis nach Deutschland aus; die Ostgothen, die Gepiden u. a., selbst die Thüringer, wurden ihm unterthänig und dienten ihm. In seinem Lager herrschte strenge Zucht, aber schrecklich war er, wenn er mit seinem unermeßlichen Heere herzog und alles mit Mord und Brand erfüllte. Seine Residenz, in die er den Raub aus weiter Welt zusammenschleppte, lag in Pannonien (Westungarn);

ein weitläufiger Palast in Mitte der Häuser seiner Großen, zwar nur von Holz erbaut, inwendig aber mit allen Schönheiten und Gemächlichkeiten ausgestattet. Er liebte große Pracht um sich, während er selbst für seine Person sehr einfach lebte: er aß nach Vätersitte von hölzernen Tellern, aber seine Gäste speisten aus goldenen und silbernen Schalen.

Dieser Attila griff auch das griechische Reich an. Er eroberte die südlichen Donauländer desselben bis zum Balkan, und nur durch einen hohen Tribut vermochte 447 der griechische Kaiser Theodosius II. ihn von weiterem abzuhalten.

Nun wandte er seinen Blick zumeist nach dem zerbröckelnden Abendlande. Denn Geiserich, der Vandalenkönig, welcher einen Angriff von seite der Römer und Westgothen fürchtete, hatte ihn, sich davor zu sichern, zum Einbruch in den Westen Europas aufgefordert. Und es reizte ihn noch etwas: die 450 verstorbene Placidia hatte auch eine Tochter Honoria geboren, und diese, mit ihrem Bruder, dem Kaiser Valentinian III., zerfallene Prinzessin hatte sich selbst dem Hunnenkönig zur Gemahlin und zugleich die Hälfte des römischen Reichs zur Mitgift angeboten. — Im Frühjahr 451 stürmte Attila mit einer halben Million Krieger an der Donau hin. Er durchzieht Deutschland, alles vor sich niederschmetternd, und setzt dann über den Rhein. Drüben durchtobt er das Land, zerstört die Städte Metz, Reims und viele andere. Grauen und Entsetzen begleiten seine Erscheinung wie noch keine.

Aber er findet doch eine Mauer, an der er abprallt. Der kluge, unermüdliche Aëtius, Statthalter in dem noch übrigen römischen Gallien, hatte die Völker des Westens zu einem großen Bunde gegen die Hunnen vereinigt und trieb diese von Orleans zurück. Auf der Catalaunischen Ebene (bei Mery sur Seine oder Moirey) wird die große Völkerschlacht geschlagen. Auf der einen Seite stehen links die Römer unter Aëtius, rechts die Westgothen unter ihrem König Dietrich, in der Mitte die Alanen unter dem Fürsten Sangiban: das waren die drei vornehmsten Bundesvölker, aber auch geflüchtete Burgunden, Franken, Sachsen, Armoriker &c. unter ihnen. Auf der andern Seite ordnete Attila seine Scharen: seine Hunnen stellt er in die Mitte, rechts und links Gepiden und Ostgothen, so daß auch hier Deutsche Deutschen gegenüberstehen. Attila hält eine Rede an seine Krieger, worin er sie ermahnt, sich nichts aus den Römern zu machen, sondern ihre ganze Kraft gegen die Germanen zu wenden: er schließt mit den Worten: „Müsset ihr sterben, so werdet ihr sterben, auch wenn ihr flieht! Zuerst schleudere ich: wer müßig bleiben kann, wenn Attila kämpft, ist des Todes!" Und nun bricht er mit ihnen gegen den Feind los, der ihn mit den kräftigsten Streichen empfängt. Es erfolgt ein fürchterliches Würgen. Nach grauser Arbeit siegen die Hunnen im Centrum: siehe, es fällt auch der hohe König der Westgothen! Aber wütend stürmen nun die Westgothen auf die Feinde ein, drängen sie zurück und richten das entsetzlichste Blutbad an. Bei einbrechender Nacht sind über 100 000 Hunnen erwürgt. Im ganzen liegen 165 000 Leichen auf dem Schlachtfelde. Attila zieht sich in seine Wagenburg zurück und tritt am andern Julitage besiegt, doch unverfolgt den Rückzug an. Die Geister der Erschlagenen sollen noch drei Tage lang in der Luft fortgekämpft haben.

Nachdem er daheim sein Heer wieder gestärkt hatte, brach er im nächsten Frühling, 452, über die Julischen Alpen in Italien ein, um sich nunmehr seine Braut samt einem schönen Brautschatze zu holen. Auch hier verheerte und zerstörte er alles: Aquileja, Padua, Mailand, die blühenden Städte Norditaliens sinken in Trümmer hin. Aber von Mittelitalien hält ihn Aëtius kräftig ab. Da kommt ihm eine Gesandtschaft entgegen, an der Spitze der röm. Bischof Leo, welcher ihn mit feierlichen Worten unter Erinnerung an Alarichs, des Romeroberers, frühen Tod im Namen Gottes bittet, des Landes zu schonen. Da nun auch vom Ostreich ein Heer herannahte, kehrte Attila weislich um und verließ Italien.

Er geht nach Pannonien zurück. Die Honoria hat er nicht bekommen; dafür nimmt er die schöne Burgunderin Ildiko 453 zu seinen andern Frauen. Aber in der Brautnacht stirbt er an einem Blutsturz. Die Hunnen reiten mit zerschlitzten Gesichtern, seine Heldenthaten singend, im weiten Kreis um seinen Leichnam herum und begraben ihn dann in einem dreifachen, goldenen, silbernen und eisernen Sarge. Die Gräber seines Grabes werden getötet, auf daß niemand erfahre, wo er liegt. — Unter seinen Söhnen, welche um die Herrschaft stritten, löste sich über ein kleines das ganze gewaltige Reich auf. Die bezwungenen Deutschen, geführt vom Gepiden-König Ardarich, erstritten ihre Freiheit wieder. Diese nahmen Dakien, die Gothen Pannonien in Besitz. Die Hunnen aber verschwanden aus Europa.

Unter diesen Stürmen geschah es, daß die Slaven, ein den Deutschen urverwandtes Volk, in vielen Stämmen das östliche Deutschland besetzten; um 480 zog ihr Vortrab, die Tschechen, in Böhmen ein.

§ 5. Untergang des Abendländischen Kaiserreichs.

Nachdem das Westreich schon sehr zerbröckelt, ja fast auf Italien zusammengeschmolzen war, neigte es sich immer mehr seinem Ende zu. Kaiser Valentinian III. hatte sich nach dem Tode seiner ihn stets leitenden Mutter ganz der Sinnenlust ergeben; und er beging so arge Thorheiten, daß er den Aëtius, den Retter Europas vom Hunnenjoche, mit eigener Hand in Rom 454 niederstieß. Zum Lohn wurde er von deutschen Kriegern des Gemordeten niedergemacht, 455.

Kaiser an seiner Statt wurde der Anstifter seiner Ermordung, der Senator Maximus, erfuhr aber auch ein böses Schicksal. Er zwang die Witwe Valentinians, Eudoxia, eine Prinzessin von Konstantinopel, seine Frau zu werden. Im Zorn darüber rief sie den Meerkönig Geiserich in Afrika nach Italien herüber. Dieser, lange schon nach dessen Schätzen lüstern, erschien alsbald mit einer mächtigen Flotte, 455. Rom wird blaß und tot vor Entsetzen, als es seine Landung hört. Der neue Kaiser will fliehen; das Volk steinigt ihn auf der Straße. Der fürchterliche Vandale kommt vor Rom und nimmt es ohne Mühe ein. Bischof Leo erhielt nur das Versprechen, daß es von Feuer und Schwert verschont bleiben solle. Dafür wird es nun 14 Tage lang gründlich ausgeplündert. Da bleibt nichts, was einen Wert hat und fortgeschafft werden kann; alles Geld, alles bewegliche Gut, die Kleinodien der Kirchen, die Bildnisse und Kunstwerke jeder Art, auch das Metall auf den Dächern, an Mauern und Wänden, alles wird geraubt und mit der Beute aus den übrigen Städten behaglich in die Schiffe gepackt. Auch die Kaiserin, die den Unhold herbeigerufen, und ihre zwei Töchter schleppt er zum Dank samt den andern vornehmsten Römern und Römerinnen als Gefangene mit sich fort. Unter den geraubten Kostbarkeiten befanden sich auch die heiligen Tempelgeräte, welche Titus von Jerusalem nach Rom gebracht hatte, und welche dort im Tempel des Friedens aufgehoben waren. Sie kamen 80 Jahre später von Afrika nach Konstantinopel.

Mit der ungemeinen Beute schmückte Geiserich seinen Herrschersitz Karthago aus; so mußte Rom seine Herrlichkeit an Karthago geben, gleichsam zur Sühne dessen, was es einst an dieser Stadt gethan. Scipio's Ahnung (S. 178) ging stückweise in Erfüllung. — Übrigens nahm sich der (orthodoxe) Bischof Deogratias in Karthago mit seiner Gemeinde der elenden Gefangenen aufs liebreichste an. Man bereitete ihnen in den Kirchen Herbergen, pflegte sie Tag und Nacht, kaufte mit den Kirchengütern, mit den wertvollen heiligen Gefäßen ihrer viele los &c. Im Alter schloß Geiserich Frieden mit Ost- und Westrom und starb 477.

Werfen wir noch einen kurzen Blick auf die Endzeit des römischen Reiches hin. Nach dem gesteinigten Maximus kamen in 21 Jahren acht Kaiser. Man kann nicht sagen, sie regierten, aber sie führten den Titel. Es gab bessere darunter; sie waren aber alle Spielbälle deutscher Fürsten, des Westgothen, des Bur-

gunderfürsten, vornehmlich des Sueben Rikimer († 472), die sie erhoben und wohl selbst wieder stürzten. Ich will doch ihre Namen noch nennen: Avitus, Majorianus 457, Lybius Severus 461, Anthemius 467, Olybrius 472, Glycerius 473, Julius Nepos 474, und Romulus (Augustulus) 475.

Als der 15jährige Romulus ein Jahr lang den Purpur getragen und sein Vater die fremden Truppen nach Gallien schicken wollte, stand dieses Söldnerheer, welches aus Herulern, Rugiern, Schiren und andern Germanen bestand, unter seinem Anführer, dem tapfern Edeling Odowacar, auf und verlangte den dritten Teil der Äcker Italiens. Dieser ließ sich 23. Aug. 476 zum König ausrufen, rief noch weitere Rugier und Heruler herbei, bewältigte die wenigen, die für den Kaiser stritten, und nahm diesen, der sich gar nicht wehrte, zu Ravenna fest. Der hübsche Knabe mußte nur den Purpur ablegen und wurde auf das schöne Landgut des Lucullus bei Neapel verwiesen, wo er seinen Jahrgehalt von 6000 Goldstücken in Ruhe verzehren konnte. (Vergl. das große Bild.)

Das war also der letzte römische Kaiser, Romulus, wie der starke Gründer Roms genannt. Und das war das Ende des einst so gewaltigen Reichs, so ruhmlos ging es unter, nachdem es 1229 Jahre, länger als irgend ein anderes vorher und nachher, gedauert hatte. Das Alte ist vergangen, es kommt eine neue **christlich-deutsche** Welt. Übrigens sah es zunächst nicht aus als ob so viel verändert wäre. Der Kaiser des Ostreichs, Zeno, wurde auch im Abendlande anerkannt; Odowacar, obwohl König seiner Deutschen, trat nur als Statthalter des Kaisers für Italien auf, trug weder Purpur noch Diadem, hieß bloß „Patricius der Römer". Erst a. 800 hörte die Scheinherrschaft des Ostkaisers im Abendlande auf.

Odowacar (Besitzeswächter) regierte in Ravenna mit Verstand und Einsicht. Seinen Kriegern, Abenteurern aus vielen Stämmen, gab er den dritten Teil des italienischen Bodens, meist ödeliegendes, herrenloses Land, zum Besitze. Für die Italiener behielt er die altgewohnte römische Verfassung bei; der Senat bestand fort. Auch ließ er, der arianische Christ, die im Lande bestehende katholische Kirche im Frieden. So kehrte Ruhe und Ordnung ein, und das erschöpfte Land begann sich wieder zu erholen. Doch herrschte er kurz, bis ein mächtigerer über ihn kam.

Dem jugendlichen Odowacar hatte einst der h. Severinus seine künftige Größe geweissagt. Das war ein Himmelsbote, der die in Norikum verbliebenen Römer in all ihrer Bedrängnis tröstete, selbst von den Barbaren hochverehrt († 482).

§ 6. Theoderich, der große Ostgothenkönig.

Die Ostgothen — immer wohl zu unterscheiden von den Westgothen — saßen in Pannonien, gefürchtet vom griechischen Hofe, welcher ihnen, um sie zahm zu halten, reiche Jahrgelder bezahlte. Es lebte aber eines gothischen Häuptlings Sohn, Theoderich (Volkskönig) mit Namen, von seinem 8. bis zum 18. Jahre im kaiserlichen Palaste zu Konstantinopel, wo er aufs ehrenvollste behandelt wurde und die sorgfältigste Erziehung empfing. Derselbe kehrte vor seines Vaters Tode, kräftig an Leib und Geist, zu den Seinen zurück und übernahm 22jährig die ihm zugefallene Herrschaft; er war nun Feldherr über die in Mösien angesiedelten Gothen in engen Wohnsitzen. Es wäre aber der griechische Hof der lästigen und gefährlichen Nachbarschaft gern los gewesen, und so trug derselbe dem kühnen Theoderich auf, die Provinz Italien dem „Tyrannen" Odowacar zu entreißen. Der Gothe aber schuldete diesem noch Rache für Verwandtenmord. Das Wandern war einmal in den Leuten jener Zeit, so steht das Gothenvolk auf, eine halbe Million, groß und klein, und macht sich fort mit Vieh und aller Habe, 488, und steigt nach langer, beschwerlicher Wanderung durch gepidische Heere über die Julischen Alpen ins erstrebte Land herab.

Odowacar stellte sich ihm mit seinen Söldnerscharen mannhaft entgegen, hatte aber eben kein Volk hinter sich. So wurde er von dem jugendlichen Helden

Theoderich 489 am Isonzo, bei Verona und 490 an der Adda geschlagen; die Bevölkerung fiel dem befreienden Beamten des Kaisers zu und mordete die Landsknechte. In Ravenna eingeschlossen, verteidigte sich Odowacar aufs tapferste; aber das Jammergeschrei der hungernden Einwohner zwang ihn zuletzt, sich zu ergeben, 493.



Fig. 136. Ostgothischer Krieger. (Nach einer Marmorfigur in Ravenna.)

Er that es gegen Verspruch seines Lebens und seiner Freiheit, ward aber doch nach 10 Tagen in den Palast geladen und meuchlings getötet. Auch seine Witwe und sein Sohn mußten sterben.

Jetzt ließ sich Theoderich als König von Italien begrüßen, das sich ihm bereits zu Füßen gelegt hatte. Mit großer Sorgfalt, Einsicht und Weisheit ordnete er das neuerrichtete Reich. Auch er, wie der vorige König, will die Römer und Germanen nicht verschmelzen, was nicht so schnell gehen kann, was sich mit der Zeit von selbst geben muß; er behandelt beide nach ihrer Eigentümlichkeit, läßt die Römer nach römischem, die Gothen nach gothischem Rechte richten, und nur bei gemischten Händeln stellt er beide unter dasselbe Gesetz. Es lag ihm besonders daran, daß Recht und Gerechtigkeit im Schwange gehe, und er übte strenge Unparteilichkeit gegen Volksgenossen und Unterjochte. Er war aber auch gar mild und freundlich, ein Vater gegen alle. Obwohl arianischer Christ ließ auch er die katholischen Italiener in ihrem Bekenntnis und Gottesdienste ganz ungekränkt. Ohne Rücksicht auf Glauben und Abstammung besetzte er die Ämter mit den dazu Fähigsten, und da dies im allgemeinen die Römer sind, meistens mit Römern. Ihnen überließ er auch, nach ihrem bessern Geschicke dazu, Handel und Gewerbe; nur am Ackerbau nahmen seine Gothen teil. Den Wehrstand jedoch behielt er ausschließlich seinen Deutschen vor, die er unausgesetzt im Waffendienst übte. Mit ihnen schirmte er sein ausgedehntes Reich, welches außer Italien noch Sizilien, einen Teil Südfrankreichs und der Schweiz, Tirol, Altbayern, Südösterreich, Dalmatien und Westungarn umfaßte.

Sicherheit und Ruhe herrscht in seinen Grenzen, Ackerbau, Gewerbe und Handel hebt sich, das Land blüht auf, der Wohlstand wächst von Jahr zu Jahr. Selbst Wissenschaft und Kunst, die er in Konstantinopel hatte schätzen gelernt, schützte und pflegte er, baute auch viel, namentlich schöne Kirchen. Er hatte großen Ruhm auch im Auslande. Esthen an der Ostsee sandte ihm Ehrengeschenke. Besonderes Ansehen genoß der Mächtige unter den andern germanischen Fürsten, mit welchen er nahe Verwandtschaften einging, um desto mehr auf sie zu vermögen. Seinen großen Einfluß benützte er aber auf die edelste Weise, um überall unter den germanischen Reichen Frieden zu erhalten. Als ein Friedenshort steht er unter den Völkern da, wenn ihm freilich auch nicht alles gelang.

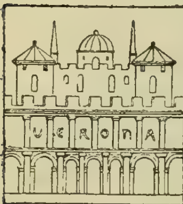


Fig. 137. Theoderichs Palast in Verona. (Nach einem alten Siegel.)

Er herrschte in hohen Ehren, in Frieden und Segen 33 Jahre lang. Nur kurz vor seinem Ende noch gestalteten sich die Verhältnisse für ihn trüber und fiel ein Schatten auf ihn selbst. Es entstand, von Konstantinopel aus angeregt, eine heftige Bewegung gegen den Arianismus unter

seinen Römern und sie ließen selbst gegen ihren arianischen König gehässige Urteile laut werden. Da erbitterte ihn der Gedanke, daß alle seine Wohlthaten mit Undank vergolten würden, und da ward der milde Fürst noch zuletzt hart und tyrannisch. So wurden zwei vornehme Römer, Boëthius und Symmachus, hochverräterischer Verbindung mit Byzanz angeklagt, auf den Spruch des Senats hingerichtet. Aber kurz darauf soll sein Gewissen erwacht sein: er starb innerlich geknickt, weil er seine Welschen vergeblich geliebt habe, 526. Er hinterließ das Reich seinem Enkel Athalarich unter der mütterlichen Vormundschaft seiner gelehrten Tochter Amalaswintha, der Witwe des Thronfolgers.

Dieser Theoderich, der seine Residenz abwechselnd zu Ravenna und Verona hatte, ist der „Dietrich von Bern", welcher in alten Sagen eine so große Rolle spielt.

§ 7. Die Gründung des Frankenreiches.

Das Volk der Franken (Freien), dessen Kern die Sugambern, Bataver und Cannenefaten bildeten, stark und fest vor andern Germanen, wohnte ursprünglich zu beiden Seiten des Niederrheins, hatte sich aber seit 414 auch über Belgien nach Gallien hinein verbreitet. Die in der Nähe des Rheins Sitzenden, früher Ubier genannt, hießen nun die Ripuarischen oder Ufer-Franken, die weiter westlich Gezogenen nannte man die Salischen (von der Sale, Yssel). Das ganze Volk stand unter mehreren Fürsten. Von einem sugambrischen Herrscher in Tornakum (Doornick) stammt das berühmte Königsgeschlecht der Merowingen her, das sich nicht nur der Herrschaft über die salischen Franken bemächtigte und im Dienste der Römer Einfälle sächsischer Schiffe wie alamannischer Haufen abwehrte, sondern auch seine Herrschaft weit ausdehnte.

Das geschah schon durch einen Enkel des ersten Eroberers Chlogio, der den Namen Chlodowech (Ludwig) führte. Er war ein Zeitgenosse des großen Theoderich und sein Schwager. Erst 15 Jahre alt, war er zur Regierung gelangt, 481. Tapferkeit, Schlauheit und Herrschgier zeichneten ihn frühe aus. Er warf sein Auge zunächst auf das Gebiet, welches ein römisches Heer auch nach dem Zusammensturz des Kaiserreichs noch selbständig inne hatte. Nachdem er sich mit zwei andern Frankenfürsten verbunden hatte, schickte er an dessen Befehlshaber, den Gallier Syagrius, eine Herausforderung zur Schlacht, die dieser annahm. Bei Soissons, 486, wurde gekämpft. Es zerschmetterte aber die furchtbare fränkische Streitaxt (Franke genannt) gar grausam die Köpfe der Römer. Sie unterliegen gänzlich, und der Kaiser Anastasius ernennt den Sieger zum Konsul. Er war jetzt König der Franken und römischer Statthalter über Nordgallien.

a. 493 vermählte sich Chlodowech mit der burgundischen Prinzessin Chrodhild, deren Vater von seinem Bruder Gundobad erschlagen worden war. Hier giebt's seiner Zeit ein Erbe zu holen. Sie wünschte zwei Dinge von ihrem Bräutigam, daß er Christ werde und daß er sie räche. Chrodhild war eine katholische Christin, während viele Burgunden noch Arianer waren, Chlodowech aber mit seinen Franken noch den Göttern diente. Sie bekehrte ihn.

Der Königin, deren Leben allerdings noch viel Heidnisches an sich trug, war es doch ein großer Ernst, ihren Gatten zum christlichen Glauben zu bringen, aber lange mühte sie sich damit umsonst. Zwar ließ er ihr zu liebe sein erstes Kind taufen; als es aber starb, meinte er, das komme von dem Zorn seiner Götter, denen er das Kind entzogen. Gleichwohl ließ er ein zweitgeborenes auf dringende Bitten seiner Gemahlin abermals taufen; als es aber erkrankte, sprach er mit Zorn zu ihr: Da hast du's, es wird auch sterben! Da betete Chrodhild inbrünstig um des Kindes Leben und es genaß. Als dann der Alamannenkrieg ausbrach, soll Chlodowech seiner Gattin versprochen haben, sich taufen zu lassen, falls er siege.

Die Alamannen saßen zu beiden Seiten des Oberrheins, aber auch noch weiter nach Ost und Nord hin, und drängten sich in die Sitze der Franken hinein. Chlodowech säumte nicht, sich aufzumachen gegen das starke Volk von wachsender Macht, das nicht bloß seinen Vetter Sigbert von Köln bedrängte, sondern ihm selbst noch gefährlich werden konnte. Sie wurden zuerst von Sigbert bei Zülpich zurückgetrieben, 496, dann, wie es scheint, am Oberrhein von Chlodowech, 506. In der Not gedenkt er dessen, was ihm seine Chrodhild so oft von dem allmächtigen Könige Jesus gesagt hat, und betet: „O Jesus Christus, ich rufe deine Hilfe an, denn meine Götter verlassen mich. Wenn du mir noch den Sieg verschaffst, so will ich an dich glauben und mich taufen lassen!“ Er führt sein Heer aufs neue vor und erringt noch den vollständigsten Sieg. Er dringt in das Land der Feinde selbst ein und erobert eine gute Strecke am Mittelrhein und am Main hinauf (das spätere Franken). Das südliche Alamannien aber begab sich in ostgothischen Schutz. Darauf empfing Chlodowech christlichen Unterricht von dem ehrwürdigen Bischofe Remigius zu Reims. Am Weihnachtsfeste (496 oder 506) ließ er sich mit seiner Schwester und 3000 vornehmen Franken in der Kirche des hl. Martin zu Reims taufen.

In dem festlich-geschmückten und beleuchteten Tempel wallte so süßer Weihrauchduft, daß die Franken „Luft des Paradieses“ einzuatmen vermeinten. Der Bischof aber sprach zu dem aus Taufbecken herantretenden Könige: „Beuge deinen Nacken, sanfter Sugamber! Bete an, was du sonst verbranntest, und verbrenne, was du anbetetest!“ Chlodowechs Beispiele folgten allmählich die andern Franken nach und traten in die christliche Kirche (katholischen Bekenntnisses) ein. Und wenn man die rasch anwachsende Macht dieses Volkes ermißt, so erkennt man, welch hohe Bedeutung Chlodowechs Bekehrung für die Ausbreitung der Kirche hatte. Daher freute sich auch der Bischof von Rom und nannte bald die Frankenkönige „allerchristlichste“. Chlodowech jedenfalls war das noch nicht; sein Wesen erscheint nach seiner Taufe um nichts besser als vorher. Aber es war ein Schritt, so folgenreich wie Konstantins Übertritt, denn die katholischen Unterthanen der arianischen Nachbarkönige neigten fortan zu den Franken hin.

a. 500 ging er nun gegen Burgund, unaufhörlich von Chrodhild dazu angetrieben, welche bei ihrem gutkatholischen Glauben doch noch Blutrache nehmen zu müssen glaubte. Er überwand den Gundobad in der Schlacht bei Dijon, worauf dieser ihm Tribut zu zahlen sich bewogen fand. Weiterhin aber mußte er ihn in Ruhe lassen, denn der Ostgothe Theoderich nahm ihn in seinen Schutz.

Darnach machte er sich an die Westgothen um Tolosa, deren schönste Zeit unter König Eurich (466—84) bereits vorüber war. Er konnte so schönes Land nicht im Besitz von Ketzern lassen, besiegte sie in der Schlacht bei Vouillé, 507, und nahm ihnen den größten Teil ihres Gebietes ab. Er würde sie ganz über die Pyrenäen geworfen haben, wenn nicht der Schwager Theoderich ein ernstes Wort darein gesprochen hätte. Nun schlug er seinen Sitz in Paris auf.

Etwas unternahm er noch, was ihm völlig gelang, zu gewaltiger Erhöhung seiner Macht, aber auch zu seiner tiefsten Schmach. Er brachte alle Franken, die Salischen und Ripuarischen, unter sein Scepter, indem er sämtliche andere Frankenfürsten, seine lieben Vettern, durch abscheuliche Hinterlist aus dem Wege räumte. Doch nicht lange erfreute er sich seiner Alleinherrschaft; er starb schon 511 zu Paris im 45. Lebensjahre. Er hatte aber als der geschickteste Staatsmann seiner Zeit das mächtige Frankenreich gegründet, das auf etliche Jahrhunderte der Hauptschauplatz der Weltgeschichte werden sollte.

Zunächst teilten sich Chlodowechs vier Söhne darein. Der älteste bekam Austrasien, die östliche nach Deutschland herüber sich erstreckende Seite des Reichs; die drei andern erhielten Neustrien (Neuwestrien), die westliche Seite desselben. Diese Brüder herrschten in ziemlicher Einigkeit, bis dem jüngsten, der die andern überlebte, Chlothachar I., wieder das ganze väterliche Erbe zufiel, 558.

Es war aber schon bedeutend vermehrt: die Brüder hatten 532 ganz Burgund und 531 den größten Teil von Thüringen, auch 536 ein Stück vom Ostgothenreich, das südliche Alamannien dazu gebracht. Auch die Bojowaren, die früheren Markomannen, welche die keltischen Bojer vertrieben hatten und im ersten Viertel des sechsten Jahrhunderts, von Slaven gedrängt, über die Donau schritten und nach (Alt-)Bayern einwanderten, hatten sich unter fränkische Oberhoheit gestellt. Ein schönes Reich bereits! Es erstreckte sich von den Pyrenäen bis zur Unstrut; seit 539 erkannte es die Oberhoheit des Kaisers nicht mehr an.

Chlothachars I. vier Söhne († 561) lebten nicht in Frieden mit einander. Es erfolgte eine Zeit innerer Kämpfe, jammervoller Bruderkriege und fürchterlicher Greuelthaten. Insonderheit waren es zwei Königsweiber, die gemeine Fredegund und die edlere Westgothin Brunhild, welche † 567 mit unsäglicher Rachgier gegen

Interrogatio sacerdotis. Frage des Priesters.
Forsahhistu unholdun. Ih fursahu. Entsagst du dem Teufel? Ich entsage.

Gilaubistu In got fater almahtigan. Ih gilaubu.	Glaubst du an Gott Vater den allmächtigen. Ich glaube.
Gilaubistu In christ:	Glaubst du an Christus,
Gotes sun nerienton: Ih gilaubu.	Gottes Sohn den Heiland? Ich glaube.
Gilaubistu Inheilagangeist. Ih gilaub.	Glaubst du an den heiligen Geist? Ich glaube.

Fig. 138. Nachbildung einiger Zeilen aus dem Fränkischen Taufgelöbnis. (Orig.-Handschr. im Dom zu Merseburg.)

einander und ihre Geschlechter wüteten. Das Frankenreich erhielt sich zwar in seiner Größe, wuchs selbst noch durch den Überrest des Westgothenreichs in Gallien, aber die folgenden Merowingen wurden immer schwächer und entarteter.

Anm. 1. Schon von Chlodowech an begann sich das altgermanische, später so stark hervortretende und gleichsam das ganze politische Leben tragende Feudalwesen weiter auszubilden. Bei Eroberung fremder Länder gab nämlich der König von seinem Anteil an den Ländereien, welcher bei weitem der größte war, Besitztümer an die Edeln seines Gefolges mit der Verpflichtung ab, ihm dafür bestimmte Dienste an seinem Hofe zu leisten und namentlich mit einer gewissen Zahl von Kriegern zu seinen Kämpfen stets bereit und gegenwärtig zu sein. Man bezeichnete solch ein Gut mit dem alten Namen Feod oder Feudum (Lehengut), doch auch mit dem lateinischen beneficium (Wohlthat). So hießen wiederum die Empfänger der Feode wie sonst Dienstmannen, Leute, auch „Getreue, Vasallen" jetzt. Diese unmittelbaren Vasallen des Königs wurden die Mächtigsten im Staate. Aber die Großen des Reichs gaben hinwiederum einzelne Teile ihrer eignen Güter unter ähnlichen Bedingungen an Geringere ab; es geschah auch, daß bisher freie Allodbesitzer um ihres Schutzes willen mit ihren Gütern in Lehensabhängigkeit bei Vornehmern traten; so hatten demnach Vasallen selbst wieder Vasallen oder Getreue. Der Lehnsherr konnte beim Tode des Belehnten das Feudum zurücknehmen, denn es war nur auf Lebenszeit geliehen; aber frühe schon geschah es häufig, daß die Lehen sich auf die Kinder vererbten. In diesem Vasallenverhältnis kamen schöne Exempel von Anhänglichkeit, Hingebung und Treue vor. Dagegen sank die Krongewalt zusehends hin vor dem in den Teilreichen gewaltig aufstrebenden Dienstadel.

Anm. 2. Die Franken, Gothen zc. sprachen natürlich auch in Gallien ihre deutsche Sprache fort; aber es waren darin schon zwei Sprachen, die schwindende keltische der Ureinwohner und die lateinische der Römer. Wie nun die verschiedenartigen Menschen in all diesen Ländern mit der Zeit sich vermischten und zu neuen, romanischen Völkern wurden, so entstanden auch allmählich neue Sprachen, wie die französische. Doch blieb ein großer Teil des Frankenreichs im Osten reindeutscher Zunge.

§ 8. Justinian und seine Feldherren.

Wir müssen jetzt auf das morgenländische Kaisertum hinüberblicken. Es hatte sich immer noch in großem Umfange erhalten, indem es mit Geld und List die Angriffe der barbarischen Völker abwendete, die auch nie aufhörten, seinen Glanz zu bewundern. Doch war es unter meist schwachen Kaisern recht schwach geworden und in vielfache Verwirrung geraten. Einen neuen Aufschwung gewann es unter Justinian I., der 527—65 mit großem Ruhme regierte. Dieser Bauernsohn war ein sehr kluger und politischer Kopf, unermüdlich arbeitsam, dazu ein entschieden orthodoxer Christ; doch hinwieder unmäßig eitel und ehrsüchtig, unehrlich, undankbar gegen seine besten Freunde. Seine Gemahlin Theodora, eine gewesene Schauspielerin und dann majestätische Fürstin, seine erklärte Mitregentin, war noch verständiger als er und viel willenskräftiger, und trug nicht wenig zu seinem Ruhme bei. Das meiste jedoch von dem Glanze, der seine Herrlichkeit umgab, kommt auf Rechnung seiner zwei großen Feldherren. Er wollte das Kaiserreich wieder herstellen, wie es unter Konstantin gewesen, und den Ketzerreichen ein Ende machen. So sehr ihn nun die Verhältnisse begünstigten, konnte er sein Vorhaben doch nicht gar hinausführen; aber vieles glückte ihm.



Fig. 139. Kaiser Justinian mit Höflingen der Leibgarde. (Nach einem Mosaik in Ravenna.)

Zunächst ward ihm von den Stücken des ehemaligen abendländischen Reiches Afrika zu teil. Die Vandalen dort waren durch Schwelgerei und Wollust verweichlicht. Der Kaiser schickte seinen Feldherrn Belisar gegen sie, 533. Dieser Daker war unzweifelhaft der erste Mann seiner Zeit, groß und stark an Körper, listig, mäßig, keusch, milde, unerschütterlich treu seinem Herrn, auch bei Kränkungen, dazu der vorzüglichste Kriegsführer seiner Zeit. Mit nur 16 000 Mann landete er an der afrikanischen Küste. Doch fiel dort gleich die alte Bevölkerung, welche von den Vandalen hart mißhandelt und besonders auch ihres katholischen Glaubens halber verfolgt wurde, allenthalben dem rechtgläubigen, freundlichen Feldherrn zu. Und als nun der tapfere Vandale Gelimer, Geiserichs Urenkel, mit einem Heere gegen ihn heranzog, schlug er ihn aufs Haupt. Belisar zog mit fröhlicher Musik in Karthago ein, ohne Morden, ohne Plünderung. In 3 Monaten hat er das ganze Land erobert und führt bei seiner Rückkehr nach Konstantinopel den gefangenen Gelimer, der immer rief: o Eitelkeit der Eitelkeiten! und die von den Vandalen geraubten Schätze Italiens im Triumphe mit auf. Afrika mit Sardinien und Korsika wurde jetzt eine



Romulus Augustus legt die Kaiserinsignien vor Odowacar nieder.

griechische Statthalterschaft (Exarchat). Das rohe Vandalenreich endigte nach 95jährigem Bestehen, 534.

Nun wendete Justinian seinen Blick auf das Ostgothenreich in Italien, dem unerwartet schnell von seiner Höhe herabzusinken beschieden war. Er nahm einen Vorwand, dasselbe zu bekriegen. Dort hatte Amalaswintha nach dem frühen Tod ihres Sohnes (S. 285) in ihrem eignen Namen regiert, und als die Gothen mit dem Weiberregimente für die Länge nicht zufrieden sein wollten, ihren Vetter Theodahad zum Gemahl und Mitregenten angenommen. Dieser schlechte Mensch hatte sie aber, 535, um allein zu herrschen, im Bade erdrosseln lassen. Da wollte nun Justinian den Mord der Königin rächen.

So entsandte er seinen bewährten Belisar, jedoch mit nur 7000 Mann. Gleichwohl bemächtigte sich derselbe alsbald der Insel Sizilien, ging aufs Festland herüber und schritt auch hier tapfer vorwärts, wobei ihm wieder seine Orthodoxie sehr zu statten kam. Die katholischen Italiener öffneten dem Glaubensgenossen überall gern die Thore; selbst in Rom zog er 536 ein.

Unterdessen hatten die Gothen den feigen Theodahad abgesetzt, ja getötet, und den tüchtigen Witigis zum Könige gemacht. Dieser rückte mit 150 000 Mann vor Rom und belagerte den Belisar darin. Er that es ein ganzes Jahr vergebens und opferte seine Leute in nutzlosen Stürmen. Belisar verteidigte sich mit seiner Handvoll in bewundernswerter Weise, bis ein Hilfsheer von Konstantinopel ihn frei machte. Nicht lange darnach schloß er den Witigis in Ravenna ein, die hungernden Gothen verlieren den Mut und übergeben ihm die fast unbezwingbare Veste, was ihre Frauen so schimpflich dünkt, daß sie den Männern darüber ins Angesicht spucken. Belisar hätte ohne Zweifel die Gothen ganz aus Italien vertrieben, wenn ihn nicht der mißtrauische Kaiser aus seinem Siegeslauf abgerufen hätte, 540. Er geht ohne Murren heim und bringt seinem Kaiser den gefangenen König und den Schatz Theoderichs mit. Drauf muß er gegen die Perser ziehen.

Nach seiner Entfernung ermannten sich die halbausgerotteten Gothen wieder: sie hoben 541 den trefflichen Totila auf den Schild und eroberten einen großen Teil Italiens zurück, weil dieses der gelderpressenden Griechen schon müde war. Nun mußte doch 545 Justinian den zurückgesetzten Belisar wieder ausschicken: aber aus Eifersucht, als sollt' er doch nicht Allzugroßes vollbringen, gab er ihm nur 4000 Mann mit, so daß er gegen die neuermutigten Gothen nichts Erkleckliches ausrichten konnte, und es nur seiner Feldherrnkunst zuzuschreiben war, daß er nicht unterlag. Belisar fleht umsonst um Unterstützung nach Konstantinopel hinüber: da begehrt er endlich seine Abberufung, die auch erfolgt. Unwürdig behandelt, starb der große Mann 565, kurz vor seinem Kaiser.

In Italien herrscht nun Totila (Baduila): er schuf sich eine Flotte und eroberte die Inseln. Da sendet der Kaiser seinen andern großen Feldherrn, den Narses, hin, 551. Das war ein persischer Eunuche, kleinen und dürren Leibes, aber von großer Geistes- und Thatkraft. Dieser brachte ein auserlesenes Heer von Germanen, Langobarden, Gepiden u. a. nach Venedig. Bei Taginä, am Fuße der Apenninen, rennt Narses mit Totila zusammen, 552. Heldenmütig ringen die Gothen, allein die frischere Kraft ihrer germanischen Brüder wirft sie zu Boden. Totila fällt: 6000 seiner Leute liegen auf dem Schlachtfelde. Die Macht der Gothen ist gebrochen für immer. Noch einmal wohl raffen sie sich auf: sie wählen ihren Besten, den Teja, zum Könige, und am Fuße des Vesuv kämpfen sie den letzten verzweifelten Kampf.

Teja, der wie ein Fels im Gewitter steht und wie ein Gewitter seine Speere schleudert, wird von einem Wurfspieß durchbohrt, als er eben wieder seinen Schild wechselt, an welchem zwölf aufgefangene Geschosse herabhängen. Seine zusammengeschmolzene Schar kämpft aber noch bis zum Abende und mit dem neuen Tage bis zum andern Abend fort, an dem dann das Häuf-

lein der Übriggebliebenen gegen freien Abzug die Waffen senkt. Sie ziehen fort, in die Alpen, 553. Sie und die sonst noch Vorhandenen des Volkes verkommen unter den andern Völkern, und von dem herrlichen Ostgothenstamme verschwindet jegliche Spur. Indessen ist er nicht unrühmlich untergegangen.

Italien wurde nun gleichfalls ein griechisches Exarchat. Der Exarch residierte aber in Ravenna; die alte Hauptstadt blieb verworfen. Es sah nun aber das ganze einst so blühende Land wie ein verworfenes aus. Wie schrecklich war es durch den 19jährigen Krieg und dazu noch durch Einfälle wilder germanischer, namentlich alamannischer Horden, die 553 stattfanden, zugerichtet worden! Weite Strecken lagen wüst und leer, völlig verödet! Außer dem Schwerte hatte auch der Hunger Unzählige hingerafft. — Auch die westgothischen Ketzer wurden um 554 bekriegt, doch blieb's bei der Eroberung spanischer Hafenstädte.

So groß nun auch Justinian I. durch seine Feldherren geworden war, erlitt er doch auch harte Demütigungen: von Osten durch die Perser, die er nur durch angestrengten Kampf und schmählichen Tribut zurückhalten konnte; von Norden durch die Raubzüge der Bulgaren seit 502 und der Slawinen, welche seit 534 ins Herz der Halbinsel vordrangen und Massen von Gefangenen über die Donau entführten. Die rohen Avaren, eine Abart von Hunnen, wurden zwar von Justinian durch Jahrgelder beschwichtigt und dienstbar gemacht, haben aber schon seinen Nachfolger befeindet.

Justinian hat seine Regierung auch im Innern glänzend gemacht; er verbot nicht nur alle heidnischen Opfer (darunter noch Menschenopfer!), sondern auch die Philosophieschule in Athen. Er baute viele und starke Festungen, eine Menge Brücken und Wasserleitungen, Krankenhäuser und Kirchen, bloß in Konstantinopel 25 neue Kirchen. Unter diesen befand sich die schon zweimal abgebrannte Sophienkirche, die er weit größer und prächtiger aufbaute, ohne Holz. Noch heute steht sie da und wird mit freudigem Staunen betrachtet, aber auch mit Schmerz, denn sie ist jetzt eine Moschee (s. X. § 11). An ihr haben 10000 Menschen 5 Jahre lang gearbeitet. Sie ist wahrhaft prachtvoll. Ihre Mauern, aus Ziegelsteinen, sind innen ganz mit Marmorplatten ausgesetzt; der Fußboden ist Mosaik, d. h. aus verschiedenfarbigen Steinen künstlich zusammengesetzt; das Herrlichste daran ist aber die innen vergoldete und außen mit einer kostbaren Säulengallerie umgebene Kuppel, welche auf einem aus Gewölbebogen gebildeten Kreuze ruht und wie in der Luft schwebt. Anthemius war der Erfinder dieses Systems der Kuppelwölbungen. Justinian selbst rief beim Anblicke des vollendeten Werkes, 537, begeistert aus: „Gelobt sei Gott, ich habe dich überwunden, Salomo!" († 565.)

Hochberühmt ist sein Gesetzbuch, welches er vornehmlich mit Beihilfe seines ausgezeichneten Ministers Tribonianus zu stande brachte. Dieses besteht 1) in einer Sammlung der Edikte früherer Kaiser mit den Erklärungen der besten Rechtsgelehrten — codex Justinianeus oder die Pandekten, 2) in neueren von Justinian selbst erlassenen Verordnungen — Novellen, und 3) in einem wissenschaftlichen Grundrisse des römischen Rechts — Institutionen genannt. Das Ganze heißt corpus juris und ist die Grundlage aller folgenden Gesetzgebung. Am Corpus juris erstudieren sich noch heutzutage alle jungen Juristen, und die alten haben darin noch nicht ausgelernt.

Endlich gehört diesem Kaiser noch ein vorzüglicher Anteil an der Einführung des Seidenbaues in Europa. Lange war nur China im Besitze desselben und die Seidenzucht anderwärts ein Geheimnis. Bekannt war das feine Produkt heraußen schon länger und sehr hochgeschätzt, aber auch, weil nur durch Karawanen auf dem längsten Wege zu bekommen, überaus teuer; ein Pfund Seide kostete zu Augustus Zeit ein Pfund Gold. Doch kam die Seidenraupe später nach Persien. Und zwei griechische Mönche, welche auf einer Missionsreise in den Osten gedrungen waren, lernten dort das Geheimnis der Seidegewinnung kennen, sagten bei ihrer Rückkehr dem Kaiser davon, reisten sodann, von ihm mit Mitteln versehen, nochmals dorthin und brachten in ausgehöhlten Stäben eine Menge Sameneierchen mit zurück. Aus diesen krochen in gehöriger Wärme Würmchen heraus und fanden auch in Griechenland Maulbeerbäume, von deren Blättern sie sich nähren, bis sie sich die Seide aus ihrem Leib um sich her zum Sarge spinnen.

§ 9. Die Langobarden.

Die Herrschaft der Byzantiner über Italien war nicht von Bestand; schon unter Justinians Nachfolger ging sie größtenteils wieder verloren.

Wir haben (S. 289) den Namen der Langobarden gehört. Sie waren ein kräftiger und rauher Germanenstamm, der sich aus seinen Wohnsitzen an der untern Elbe nach Pannonien gezogen. Sie hatten da (wenigstens die Mehrzahl) den christlichen Glauben, arianischen Bekenntnisses, angenommen. Und was es überhaupt noch für ein Christentum gewesen sein mochte, das werden wir an ihrem jungen Heldenkönig Alboin (Alpwin) sehen, der um 556 zur Herrschaft kam. Alboin bekriegte mit Avaren vereint, die angrenzenden Gepiden, mit welchen deutschen Brüdern die Langobarden schon manchen Kampf gestritten hatten; jetzt 567 besiegte er sie bis zur Vernichtung. Den Schädel des erschlagenen Kunimund nahm er nach altheidnischer Unsitte zur Trinkschale, dessen Tochter aber, die reizende Rosamund, mußte sich fügen, seine Frau zu werden.

Es hatten aber diejenigen Langobarden, welche aus dem Gothenkrieg heimgekehrt waren, den andern viel gerühmt von dem milden Himmel Italiens und von der Schönheit des Landes, die auch noch aus seiner Verwüstung herausblickte; darüber waren sie alle lüstern geworden. Und wirklich zogen sie, wie vordem die Ostgothen, 568 mit Sack und Pack, Weib und Kind aus Pannonien dahin, verstärkt durch



Fig. 140. Theudelind bringt dem h. Johannes Weihgeschenke dar. (Relief von dem von ihr gestifteten Dom zu Monza.)

20000 Sachsen, und machten damit den Beschluß der Völkerwanderung. Über die Kärntner Alpen herabgestiegen, eroberte Alboin, gewiß von Gothenresten unterstützt, eine Stadt nach der andern und fast ganz Oberitalien mit leichter Mühe, schlug zu Pavia seine Residenz auf und herrschte von da über sein neugegründetes, italisches Langobardenreich. Daher hat Oberitalien den Namen Lombardei (Lamparten) empfangen, den ein großer Strich desselben heute noch führt; früherhin gehörte auch Piemont dazu.

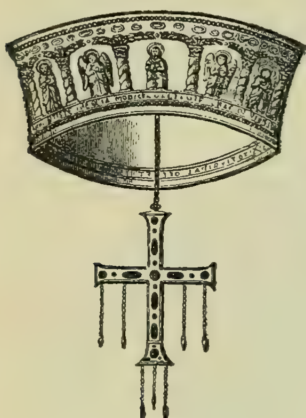
Alboin endete schon 572. Bei einem Freudenmahle trank er aus Kunimunds Schädel und hielt ihn dann seiner neben ihm sitzenden Gemahlin hin; und ob sie sich mit Entsetzen wegwendet, es hilft ihr nichts, trunkenen Mutes zwingt er sie, aus ihres Vaters Schädel zu schlürfen. Darauf stiftete die Empörte seinen Schildträger Helmichis und den riesenstarken Peredeo an, ihn in seinem Schlafgemache, dahin sie beide führt, zu erwürgen.

Wiewohl beim Regierungswechsel einige Verwirrung unter den Langobarden entstand, setzten sie doch ihr Erobern fort und nahmen auch einen großen Teil des mittleren und unteren Italiens weg, so daß den Griechen nur die festesten Städte, wie Ravenna, Rom, Neapel, mit ihren Umgebungen und einige Küstenstriche blieben. Die Langobarden beließen übrigens den Einwohnern ihre Ländereien, forderten

dagegen den dritten Teil der Früchte davon; sie selbst trieben Krieg und Jagd. 584 wählten sie Authari zum König. Der hörte von der schönen, kenntnis- und geistreichen und innig gottseligen Theudelind, welche die Tochter des Bayernherzogs Garibald und bereits Christin war, obschon die Menge der Bojowaren damals noch dem Heidentum fröhnte. Da schickte Authari eine Gesandtschaft nach Bayerland, um ihre Hand zu werben.

Er stellte sich an die Spitze derselben und warb so unerkannt um die Prinzessin, und nicht umsonst. Da er nun einen ausgetrunkenen Becher, den ihm Theudelind gereicht hatte, zurückgab, drückte er mit dem Finger ihre Hand und strich mit der Hand über ihre Wange, darob diese verschämt sich rötete; doch gab er sich nicht zu erkennen. Auf der Heimreise aber, als er mit bayrischem Geleit an die Grenze seines Reichs gekommen war, schmetterte er seine Streitaxt tief in einen Baum und sprach: „So sind die Hiebe eines Königs der Langobarden!“ da erkannten sie ihn mit hoher Freude.

Authari lebte glücklich mit der vortrefflichen bayrischen Fürstentochter, doch nur ein Jahr; schon 590 drückte sie ihm die Augen zu. Und so viel galt sie bei seinem Volke, daß es nach Autharis Tod erklärte, „derjenige solle König nach ihm sein, den sie sich zum Gemahle wählen würde.“ Sie erkor den Agilulf, Herzog von Turin, und alles Volk jauchzte ihm zu. Theudelind war eine Gottesgelehrte. Sie wechselte Briefe mit dem großen Bischof Gregor von Rom; er sandte ihr seine Schriften, und ihre Antworten bewiesen, daß sie den Inhalt derselben wohl begriff. Selbst der rechtgläubigen Kirche herzlich zugethan, brannte sie von Eifer, das katholische Christentum unter ihrem Volke auszubreiten, und in Befolgung des guten Rats, mit dem Gregor ihr beistand, brachte sie es auch dahin, daß die Langobarden mehr und mehr von der arianischen Irrlehre sich abwandten und endlich allesamt in die katholische Kirche eintraten. Und da 587 auch die Westgothen unter Reccared dem Arianismus entsagten, so verschwand derselbe nunmehr, Gott sei gelobt, aus der Christenheit.


Fig. 141. Agilulfs Krone.

Das langobardische Reich bestand 200 Jahre, dann erlag es den Franken.

§ 10. Die christliche Kirche vom 5. zum 7. Jahrhundert. Augustin. Gregor I.

Der Herr gab seiner Kirche auch in dieser Zeit noch ausgezeichnete Lehrer; aber sie werden merklich seltener. Der vorzüglichste ist

Augustinus, welcher 353 zu Tagaste in Numidien geboren, doch vornehmlich erst im 5. Jahrh. leuchtete. Seine christliche Mutter Monika sprach viel fromme Worte an des Knaben Herz; aber er ward hoffärtig und lebte in wilder Ehe, geriet auch unter die Manichäer (S. 259). Bei seinen außerordentlichen Geistesgaben erwarb er sich indessen viele menschliche Kenntnisse. Er wurde Lehrer der Beredsamkeit zu Karthago, zu Rom, zu Mailand. Besser aber ward er nicht, wiewohl er nach Wahrheit zu suchen begann und Unruhe im Gewissen fühlte.

Seine Mutter betete und weinte so viel um ihn, daß einst ein Bischof sie mit den Worten tröstete: „Es ist unmöglich, daß ein Kind so vieler Gebete und Thränen sollte verloren gehen.“ Und so erfand sich's. Augustin wurde immer unruhiger, des Ambrosius Predigt haftete. Einstmals ging er im Garten und sein Herz drängte ihn zum Gebete. Da hörte er, wie eine Kindesstimme aus des Nachbars Hause, mehrmals die Worte: „Nimm und lies!“ In der Laube lag gerade die Bibel, er schlug sie auf und seine Augen fielen auf die Worte Röm. 13, 13: „Lasset

uns ehrbarlich wandeln als am Tage, nicht in Fressen und Saufen, nicht in Kammern und Unzucht 2c." Sie schnitten tief in sein Herz ein, und von Stund an entsagte er seinem schlechten Lebenswandel und gab sich dem Dienste Jesu hin zur unbeschreiblichen Freude seiner Mutter. Ambrosius tauft ihn 387, worauf er nach Afrika zurückkehrte. Im Glauben an den allmächtigen Sohn Gottes wurde er ein neuer Mensch, also daß er sich selber ein Wunder der Gnade Gottes nennt. Mit dem regsten Eifer forschte er jetzt in Gottes Wort, und bei seinen seltenen Gaben erlangte er ein ungewöhnlich hohes und tiefes Verständnis der göttlichen Wahrheit.

Ob seines heiligen Wandels und seiner ausnehmenden Gottesgelehrtheit wurde er 395 zum Bischof in Hippo erwählt, woselbst er nun 35 Jahre lang in höchstem und weit über sein Bistum hinausgehendem Segen wirkte. Gott machte ihn zu einem auserlesenen Rüstzeuge und Licht der Kirche für alle Zeit: von den Aposteln an bis auf Luther ist kein größerer Gottesgelehrter aufgestanden. Er hat viel Herrliches geschrieben, z. E. seine „Konfessionen", Bekenntnisse, das Buch „vom Gottesstaate", bekämpfte auch das Schisma der Donatisten, welche im Streben nach Reinheit der Kirche s. 311 Afrika lange zerspalteten und auch dem Staate zu schaffen machten. Am preiswürdigsten ist seine Verteidigung der biblischen Lehre von der göttlichen Gnade wider einen damals auftretenden argen Irrtum. Er selbst blieb nicht frei von mannigfachem Irrtum, wie er denn selbst noch am Ende viele frühere Behauptungen zurücknahm. Der herrliche Mann starb 430 zu Hippo, eben als die Vandalen (S. 280) diese Stadt belagerten; die Greuel der Verwüstung an seinem Bischofsitze durfte er nicht mehr erleben.

Es war ein ernster britischer Mönch, Namens Pelagius, welcher sich längere Zeit in Rom aufgehalten und 411 nach Afrika hinüber begeben hatte. Dieser lehrte: „Es giebt keine Erbsünde. Der Mensch ist bei seiner Geburt in demselben Zustande wie Adam bei seiner Erschaffung. Er besitzt natürliche Willenskraft genug, gut und fromm zu leben; so kann er aus sich selbst ein Leben führen, welches ihn des Himmels würdig macht. Die Gnade Gottes freilich erleichtert ihm das!" Gegen diesen schweren Irrtum trat nun der hocherleuchtete Augustin auf; er wies aus Gottes Wort und der Erfahrung nach, daß jeder Mensch von Natur sündig und verdammlich sei und unvermögend, sich selbst aus seinem Elende emporzuringen; nur die freie (durch kein Verdienst des Menschen gebundene) Gnade Gottes könne ihm helfen, die durch Christi Versöhnungswerk seine Sündenschuld tilge und durch Mitteilung des heiligen Geistes ihm Kraft zum seligmachenden Glauben und zu einem neuen gottgefälligen Leben verleihe. Es war vornehmlich der mächtigen Wirksamkeit Augustins zu danken, daß die Irrlehre des Pelagius auf der Synode zu Karthago 418 und andern Kirchenversammlungen verworfen wurde; mehr nur im Abendlande, denn die Griechen hielten viel auf die menschliche Willensfreiheit.

Zu derselben Zeit entstand noch ein anderer Kirchenstreit, der viel allgemeiner und heftiger geführt wurde. Die Lehre von der Gottheit Christi war kirchlich festgestellt, aber nicht das Verhältnis seiner Gottheit zu seiner Menschheit. Nun lehrte der Bischof Nestorius zu Konstantinopel: Man könne die Maria nicht „Gottesgebärerin" nennen, lieber Christusgebärerin, denn die „göttliche und menschliche Natur in Christo seien nur verbunden, nicht geeint." Das war allerdings irrig, doch mehr nur eine theologische Ansicht. Darüber griff aber der Bischof Kyrillus von Alexandrien den Nestorius an, und es entstand eine große Bewegung in der morgenländischen Kirche. Es wurde deshalb 431 zu Ephesus die dritte Ökumenische Synode gehalten. Hier ward die Lehre des Nestorius als ketzerisch verurteilt und er selbst abgesetzt. Er behielt jedoch viele Anhänger, welche sich nach Mesopotamien und Persien und tief in Asien hinein zogen und eine eigene Sekte bildeten, die Nestorianer, die sich noch heutzutage unter dem Namen „Nasrani oder Thomas-Christen" finden.

Der Streit war noch nicht aus. Denn im Gegensatze zu der gerügten Irrlehre behauptete darnach ein gewisser Abt Eutyches, daß in Christo die göttliche und menschliche Natur sich nicht bloß zu Einer Person verbunden, sondern zu Einer Natur vermischt habe; der Leib Christi als Leib Gottes sei dem unsrigen nicht wesensgleich. Der Nachfolger des Kyrill, der

alexandrinische Bischof Dioskurus, nahm sich dieser Lehre an und setzte sie auf einer Synode zu Ephesus, 449, mittelst bewaffneter Mönchsscharen durch. Es ging auf dieser Synode sehr übel her, man nannte sie nachher nur die Räubersynode.

Doch 451 wurde ein viertes Ökumenisches Konzil zu Chalkedon (in Kleinasien) gehalten, auf welchem 630 Bischöfe zugegen waren. Hier verdammte man die Irrlehren und setzte fest: „in Christo seien die zwei Naturen, die göttliche und die menschliche, unvermischt, aber auch unzertrennlich zu Einer Person verbunden, so daß in Einer Person unzertrennlich wahrer Gott und wahrer Mensch, doch ohne Sünde sei." Man konnte Gott danken, daß auch hier noch die Wahrheit sich durchgekämpft hat, doch ging's durch wüstes Schreien und Toben hindurch. Es blieb jedoch dem Eutyches ein großer Anhang, Monophysiten (Eine Natur Behauptende) genannt; sie bestanden, von der Kirche ausgeschieden, namentlich in Armenien, Syrien und Ägypten fort, Jakobiten genannt, nach einem unermüdlichen Vorfechter Jakob († 538).

Ruhe war darum noch nicht, auch innerhalb der Kirche nicht. Die Bewegung wegen der Lehre von den zwei Naturen Christi dauerte bis in's 7. Jahrh. hinein. Die morgenländischen Kaiser mischten sich drein, wollten durch kaiserlichen Befehl den Glauben bestimmen, wodurch sie die Sache nur verschlimmerten. Einige dachten die Orthodoxen und die Monophysiten durch den Lehrsatz zusammenbringen zu können, „daß in Christo wohl zwei Naturen aber nur Ein Wille" sei. Die Folge war aber nur ein neuer tobender Streit und eine neue Sekte, die Monotheleten (Ein-Willige). Zu ihnen gehörten die Maroniten des Libanon, ehe sie sich dem Papst unterwarfen.

Bei all diesen Streitigkeiten spielten die zahllosen Mönche eine Hauptrolle; sie kämpften mit solcher Leidenschaftlichkeit, daß sie Faust, Prügel und Schwert dabei gebrauchten. Auf der Räubersynode mißhandelten sie den Bischof Flavian von Konstantinopel so, daß er an den Folgen starb. Überhaupt zeigten die morgenländischen Klosterbrüder so frühe schon, daß sie ein unnützes, faules und zügelloses Volk von Heiligen geworden waren.

Im Abendlande aber, dahin das Mönchstum sich auch verpflanzt und woselbst es ebenfalls sich sehr verschlimmert hatte, erhielt dasselbe eine neuere und bessere Einrichtung. Das geschah durch Benedikt von Nursia. Derselbe widmete sich schon als zarter Jüngling, den Sünden Roms entfliehend, einem heiligen Leben in der Einsamkeit. Da sich aber Heilsuchende um ihn sammelten, gründete er mit ihnen 529 auf dem Berge Casino in Kampanien ein Kloster, dessen Abt er ward († 543). Er gab ihm eine Regel, durch welche sie von dem müßigen und ausgelassenen Leben der morgenländischen Mönche abgehalten und zur rechten christlichen Thätigkeit gewöhnt werden sollten.

Andere Männer bildeten die Regel aus, so daß sich die Zeit der Mönche in Gottesdienst, Studium und Handarbeit teilte. Zum Gottesdienst gehörte auch die Unterweisung der Jugend; mit dem Studium der h. Schrift und anderer geistlicher Bücher durfte sich die Beschäftigung mit den alten griechischen und römischen Schriftstellern verbinden; die leibliche Arbeit bestand vornehmlich in Garten- und Feldbau. Die Mönche waren zu einem sittenreinen Wandel aufs strengste verpflichtet, durften, außer wenn krank, kein Fleisch essen und wurden mit dem Stock bestraft. Benedikts Regel fand großen Beifall und durch seinen Bewunderer Gregor (S. 295) u. a. wurden die Mönche des Westens fast alle Benediktiner.

Diese Klöster hatten kein Gebot in der Schrift, waren eine menschliche Anstalt; auch sie bargen die Gefahr des geistlichen Hochmuts und der Selbstgerechtigkeit; insonderheit kann es nimmermehr gebilligt werden, daß Benedikt ein Gelübde auf lebenslang ablegen ließ, da doch niemand einer freudigen Ausdauer in solchem Leben zum voraus gewiß sein kann. Da waren die irischen Klöster freier, wo auch Verehelichte wohnten. Doch waren sie im ganzen ein Segen für die damalige Menschheit. Durch die unverdrossene Arbeit der Mönche wurden, namentlich im rauhen Deutschland, Wildnisse gelichtet, Sümpfe ausgetrocknet, weite Strecken urbar gemacht und das Land gewann eine neue schönere Gestalt. In den Klöstern wurde die Bibel und so

manches gute Buch nicht bloß gelesen, sondern auch für andere abgeschrieben. Auch die menschliche Wissenschaft fand in jenen Zeiten allgemeiner Verwilderung hier noch eine Pflegestätte, und viele schätzbare Werke des Altertums haben sich nur zwischen den Klostermauern erhalten. Jene Mönche lehrten nicht nur das einfältige Christenvolk, sie übten auch durch das Beispiel ihres ernsten, sanftmütigen, demütigen und aufopfernd thätigen Lebens einen heilsamen Einfluß auf ihre Umgebung aus. Hauptsächlich von ihnen gingen Verkündiger des Glaubens unter die Heiden aus.

Ein Benediktinermönch, der Missionär werden wollte, aber nicht durfte, und etwas ganz Besonderes, der erste Papst geworden ist, war Gregor I., auch der Große geheißen (S. 292). Um 540 zu Rom von vornehmen Eltern geboren, empfing er den besten Jugendunterricht, bekleidete dann weltliche Ämter und brachte es bis zu dem hohen Posten eines (griechisch-) kaiserlichen Statthalters (Präfekten) von Rom. Es zog ihn aber in die Stille des Klosterlebens; er verließ alle seine zeitliche Herrlichkeit und wurde Mönch; daß man ihn bald zum Abte machte, ist begreiflich.



Fig. 142. Das Kloster Monte Casino.

Durch die Strenge seiner Askese zog er sich eine lebenslängliche Kränklichkeit zu; aber in dem kränklichen Leibe wohnte eine starke Seele. Seine Frömmigkeit und Gelehrsamkeit erwarben ihm den Namen eines ganz vorzüglichen Kirchenmannes, und 590 wurde er von Volk und Geistlichkeit zu Rom einstimmig zum Bischof erwählt. Er sträubte sich gegen die Annahme dieses hohen Amtes, aber man nötigte ihn dazu. Er verwaltete es bis zu seinem 604 erfolgten Ende mit höchstem Ernst und Eifer, umsichtig in großen Dingen und treu auch in den geringsten.

Mit größter Anstrengung wirkte er für Wiederherstellung der verfallenen kirchlichen Zucht und eines geordneten Christenwandels. Er war selbst unermüdlich thätig in guten Werken, stiftete Armen- und Krankenhäuser, sorgte für Freimachung der Sklaven 2c. und ermahnte das Christenvolk unablässig, den Glauben mit der That zu erweisen. Und, das muß gesagt werden, er blieb nicht bei den äußern Werken, sondern drang auf Herzenserneuerung; aus einem wiedergeborenen Herzen müsse alles Gute hervorgehen. Er schätzte das Wort Gottes hoch und ermahnte auch die Laien, es fleißig zu lesen: „Was anders, schreibt er, ist die Schrift, als ein Brief des

allmächtigen Gottes an sein Geschöpf? Versäumt es nicht, diesen Brief zu lesen; lernt das Herz Gottes in seinem Worte erkennen, damit eure Seele von Sehnsucht nach ihm entzündet werde." Gleichwohl hegte und pflegte er schon mancherlei Irrtum und Aberglauben, der damals in der katholischen, nicht mehr ganz „orthodoxen" Kirche aufgekommen war, wie er denn schon das Haupt der Christenheit sein wollte.

Schon frühere römische Bischöfe, namentlich jener Leo (S. 281), maßten sich ein Supremat, d. h. ein oberstes Aufsichts- und Leitungsamt über die ganze Kirche an. Sie gründeten ihren Anspruch darauf, daß Petrus der Fürst der Apostel gewesen sei, dem Christus seine Macht über die Kirche übertragen habe; Petrus aber sei zuletzt Bischof in Rom gewesen und habe diese Macht den dort ihm nachfolgenden Bischöfen hinterlassen. Dagegen ist aber einzuwenden, daß man durchaus nicht weiß, ob Petrus je Bischof in Rom war, und daß, wenn er's war, seine Nachfolger ihm darum noch nicht gleich zu achten sind, eben weil sie keine Apostel sind. Und wo steht denn geschrieben, daß Petrus der Fürst der andern Apostel und Regent der ganzen Kirche war? Was der Herr Matth. 16 zu Simon spricht, dasselbe spricht er Matth. 18, 18 und Joh. 20, 23 zu allen Aposteln. Diese Apostel haben auch niemals den Petrus als ihren Fürsten anerkannt, was aus der h. Schrift (Apg. 11, 1—3; 15, 13—23; Gal. 2, 7—11; 1 Kor. 12, 28 rc.) unwidersprechlich hervorgeht. Wo derselbe einmal nicht richtig wandelte nach der Wahrheit des Evangelii, da hat sich Paulus herausgenommen, ihn kräftig zu strafen, Gal. 2, 14. Die Begründung jenes Anspruchs an eine Oberherrlichkeit des römischen Bischofs in der Kirche erscheint also wenig stichhaltig. Und in der That wurde lange an einen Vorrang desselben vor den andern Metropoliten nicht von ferne gedacht. Vom vierten bis ins sechste Jahrh. war allerdings sein Ansehen, durch mancherlei Umstände, namentlich dadurch, daß ihn andere Bischöfe in ihren Streitigkeiten öfters zum Schiedsrichter anriefen, ausnehmend gewachsen, doch hatte ihm auch bis dahin der allergrößte Teil der Kirche eine solche Oberherrlichkeit nicht zugestanden, vielmehr noch das vierte Ökumenische Konzil Leo's Vordrang zu seinem bittern Verdruß ernstlich zurückgewiesen.

Indes haben die römischen Bischöfe vom 5. Jahrh. an das Streben nach dem Supremat niemals wieder aufgegeben. Und insonderheit Gregor nun, der sich einen „Knecht der Knechte Gottes" nannte, ging mit beharrlichem Eifer darauf los, ein Herr aller Knechte Gottes, das Oberhaupt der Christenheit zu werden. Gewiß hat er es gut gemeint, als ob's der Kirche zur Erhaltung ihrer Einheit ersprießlich sei; allein hier steht einmal das Wort des Herrn Matth. 23, 9: „Ihr sollt niemand Vater (der Christenheit) heißen auf Erden, denn Einer ist euer Vater, der im Himmel ist; und sollt euch nicht lassen Meister nennen, denn Einer ist euer Meister, Christus." Vor diesem Ausspruche kann das römische Supremat in Ewigkeit nicht bestehen. Die Christenheit sollte kein sichtbares Oberhaupt haben. Doch fand hier, wie in so vielem, was gegen Gottes erklärten Willen ist, eine göttliche Zulassung statt. Denn es gelang dem Gregor, dessen ungemeine Klugheit die günstigen Verhältnisse aufs beste zu benützen verstand, sein Ziel wenigstens im Abendlande so ziemlich zu erreichen. Wie er sich „höchster Pontifex" nannte, so wurde es hier Sitte, dem römischen Bischof den Namen Papa (Papst), d. h. Vater (der gesamten Kirche) beizulegen; hier nahmen nun die andern Bischöfe vom römischen Stuhle mehr und mehr Rat und Weisung an. Und so kann man diesen Gregor als den Stifter des Papsttums bezeichnen, obschon dasselbe damals auch im Abendlande noch nicht allgemein, sowie im Morgenlande gar nicht anerkannt war, und da, wo es anerkannt war, noch lange nicht so weit greifen durfte, als später.

Für unfehlbar galten die Päpste so wenig, daß 553 der charakterlose Vigilius wegen großer Schwankungen in der Lehre von der Kirche ausgeschlossen wurde und bekennen mußte, er habe sich von den Eingebungen des finstern Geistes hinreißen lassen. Und Papst Honorius

wurde, weil er Monothelet geworden war, 681 vom Konzil in Konstantinopel verdammt und seine Schriften verbrannt, daher auch spätere Päpste ihn als Verräter des Glaubens verworfen haben.

Zu großem Ruhm gereicht es diesem Gregor, daß er für die heilige Sache der Heidenbekehrung nach Kräften sich bemühte. Ihm nächst Gott hat England das Christentum zu verdanken, wo es zwar schon durch die Römer eingeführt, dann aber durch die hereingekommenen heidnischen Angelsachsen (S. 280) fast gänzlich wieder zerstört worden war. Von den Altbriten wollten diese keine Belehrung annehmen, daher mußte sie anders woher kommen.

Einst ging Abt Gregor über den Markt zu Rom; da sah er schöne Sklaven von hohem Wuchse mit lieblichen Angesichtern und blendendgelbem Haare. Er fragte, woher die Leute wären, und erfuhr, daß sie aus Britannien und Angeln und noch Heiden seien. Da rief er tiefergriffen: „Ja, es sind Angeli; sie haben Engelsgesichter und sollten der Engel Miterben sein!" Nun wollte er gleich selbst als Missionar nach Britannien gehen; allein das römische Volk litt es nicht, holte den schon Aufgebrochenen wieder zurück. Aber er konnte die Engelsgesichter nicht vergessen, und Papst geworden, sandte er dahin 596 eine Schar Mönche unter Anführung eines Abtes Augustin.

Die 40 Mönche wurden von dem mächtigsten der angelsächsischen Könige, Ethelbert von Kent, welcher in der fränkischen Königstochter Bertha schon eine christliche Gattin hatte, gütig aufgenommen. Der König bekehrte sich 597 und Tausende seiner Unterthanen mit ihm. Augustin wurde Erzbischof von Canterbury, was heute noch der oberste Bischofssitz in England ist. Fanden die Missionare auch Widerstand, besonders in den andern Teilen des Landes, bei vielen, die ihre germanischen Götter nicht verlassen wollten, derselbe wurde durch ihr mutiges und unermüdliches Fortwirken mehr und mehr überwunden. Ihre Schüler traten in ihre Arbeit: immer mehr Kirchen und Klöster mit immer weiter greifender Wirksamkeit erstehen: nach etwa 80 Jahren sind die sieben Königreiche christlich. — Noch bestand aber die britische Kirche in dem westlichen Gebirgslande der Insel, ohne vom Papst in Rom etwas wissen zu wollen. Sie waren verbunden mit der auf dem „grünen Erin", d. i. auf Irland, wohin das Christentum um 430 durch den h. Patricius (Patrik) gekommen war und wo eben ein reges Leben der Frömmigkeit und Wissenschaft herrschte. Nur allmählich und gewaltthätig wurden diese Kirchen und ihre Missionen durch die Angelsachsen dem Stuhl von Rom unterworfen.

Von den irischen Klöstern gingen gegen das Ende des 6., dann von den englischen im 7. und 8. Jahrhundert die Missionare aus, welche den germanischen Stämmen in Deutschland selbst das Christentum brachten, wobei jedoch nicht zu übersehen, daß dasselbe an den Säumen unsres Vaterlandes, besonders am Rheine hin und zwischen den Alpen und der Donau schon zur Römerzeit bekannt, aber freilich auch durch die Fluten der Völkerwanderung größtenteils wieder vertilgt worden war. Reden wir einstweilen von den romfreien irischen Glaubensboten.

Aus dem berühmten Kloster Bangor in Irland zog 583 der Ire Kolumban mit zwölf frommen Jünglingen aus. Seine Mutter wollte ihn nicht über das Meer lassen; er sprach aber zu ihr: „Es steht geschrieben: Wer Vater oder Mutter mehr liebt als mich, der ist mein nicht wert." Sie kamen durch Frankreich über die Vogesen, wo sie eine Zeit lang in viel Elend und Arbeit lebten, den Rhein hinauf zu den heidnischen Alamannen und hatten ihr Wesen in der Gegend von Zürich und Bregenz. Sie nährten sich vom Gartenbau und Fischfange und predigten den Heiden das Wort vom Kreuze, dem sich viele beugten. Kolumban ging zuletzt nach Italien, wo er in dem von ihm gegründeten Kloster Bobbio bei Pavia starb, 615.

Einer seiner zwölf Schüler, Gallus, blieb unter den Alamannen. Er nahm ihre Götzenbilder und zertrümmerte sie an den Steinen; und sie verwunderten sich und glaubten ihm eher. In einer Wildnis gründete er das Kloster St. Gallen.

Er baute mit seinen Gehilfen das Land an und verkündigte bis zu seinem Tode, 646, das Evangelium den Heiden, deren viele sich zu Gott bekehrten. Sein Kloster wurde eine der fruchtbarsten Pflanzschulen des Christentums.

Ein anderer irischer Mönch kam um 690 nach Thüringen und nahm zuletzt seinen Sitz in der Gegend von Würzburg. Dort hauste der ostfränkische Herzog Gozbert. Er nahm den christlichen Glauben mit vielen seiner Hofleute und Unterthanen willig an. Kilian redete ihm scharf ins Gewissen, er solle seine Frau Geilane entlassen, weil sie seines Bruders Weib war. Geilane ist darob erbost, und während der Abwesenheit des Herzogs läßt sie den Knecht Gottes einkerkern und enthaupten, wodurch sein Werk wieder in Verfall geriet.

Von den innern Zuständen der christlichen Kirche ist zu merken: Die hohe Lehre von der dreieinigen Gottheit und die von der Gottmenschheit Jesu Christi war festgestellt und der Irrtum aus der katholischen Kirche für immer ausgeschieden worden. Auch die Pelagianische Irrlehre, daß der Mensch sich selbst des Himmels würdig machen könne, war beseitigt und die Geltung der Augustinischen, d. h. biblischen Lehre wurde von niemanden geradezu bestritten. In der That aber schlich sich doch ein gewisser Halbpelagianismus ein. Man legte schon ein übergroßes Gewicht auf die guten Werke und zwar häufig ohne auf das Innere dabei, auf die Gesinnung einzugehen. Sorgfältige Übung des äußern Gottesdienstes, reichliche Almosen, Stiftungen an Gotteshäuser, Fasten 2c. wurden am meisten betont; ja es wurde auch wohl schon da und dort gesagt, daß die Werke verdienstlich seien, daß man damit Sünden abbüßen und etwas zur Erlangung der himmlischen Seligkeit leisten könne. Die Lehre war auch sonst nicht mehr ganz rein. Schon wurde von der Messe (dem Abendmahl) als einer Wiederholung des Opfers Christi geredet, durch welche diejenigen Sünden getilgt würden, die man nach der Taufe begehe; Gregor empfahl Seelmessen für die Toten. Schon wurde von einem Fegfeuer gesprochen, durch welches die Seelen der Gläubigen nach dem Tode erst hindurchmüßten, um zur Erquickung von dem Angesichte Gottes zu gelangen. Schon wurden die verstorbenen Heiligen, insonderheit die Jungfrau Maria, übermäßig verehrt und man suchte Hilfe bei ihnen. Schon schrieb man den Reliquien (Überbleibseln, z. E. Spänen vom Kreuze Christi, Knochen von Märtyrern) eine wunderthätige Kraft zu und betete zu Bildern. Sodann that sich der Klerus (die Geistlichkeit) immer mehr als eine über den Laien stehende Menschenklasse hervor. Ja man lehrte schon, daß die Priester wie im A. T. eine Mittlerschaft zwischen Gott und dem Volke hätten, daß nur durch ihre Vertretung letzteres zu Gott nahen könne und hinwieder in geistlichen Dingen ihrer Weisung und Führung unbedingt folgen müsse.



Fig. 143. Gallus reicht einem Bären, der ihm nach der Sage Holz zugetragen, Brot zur Belohnung dar. (Nach einer Elfenbeinschnitzerei aus dem 9. Jahrh. in St. Gallen.)

Durch diese Gebundenheit an das Priestertum und das Dringen auf Werke ging die Kirche mit dem freimachenden Evangelio allmählich in eine alttestamentliche Gesetzesanstalt über. Viele behaupten, daß dies für die rohen Völker jenes Zeitalters, denen zur Aufnahme des rechten Christentums noch die Befähigung gemangelt habe, gut und nötig gewesen sei. Gewiß eine falsche Ansicht; es hat sich in unsern Tagen auf den Inseln der Südsee gezeigt, daß

die wildesten Heiden ohne weiteres von der Kraft des Evangeliums angefaßt und zu guten Christen umgewandelt werden können, wenn es nur recht gepredigt wird. Und wie viel gelang auch damals den freieren Iren!

Schauen wir noch auf das Leben der damaligen Christen hin, so finden wir bei jenen neubekehrten germanischen Völkern freilich im allgemeinen noch wenig von eigentlichem Christensinn und Wandel. Das lag gewiß schon zum Teil in der schwachen Verkündigung des Evangeliums, erklärt sich aber auch daraus, daß sie ja gewöhnlich in Haufen, ohne vorher näheren Unterricht zu empfangen, in die Kirche eintraten. Man begnügte sich bei ihrer Aufnahme damit, daß sie die Nichtigkeit ihrer bisherigen Götter zugestanden, den Glauben an den wahren Gott bekannten und den Satzungen der Kirche sich unterwarfen, und überließ ein tieferes Eindringen des Christentums in ihr Wesen hoffend der Zukunft. Indessen wurde im ganzen ihre wilde trotzige Natur doch in etwas von der Kirche gemildert und es war bei ihnen ein, wenn auch noch rauher, doch fruchtbarer Boden zu einem bessern Christentum der Zukunft vorhanden. Ach wäre ihnen nur nachher bald das lautere Wort kräftig gepredigt worden!

Bei der alten Christenheit aber sank das geistige Leben immer tiefer herab. Man lief emsig in die Kirche zu dem ceremonienreichen, die Sinne ansprechenden Gottesdienst, und hatte man ihn abgehalten und sonst noch einige äußere gute Werke gethan, so tröstete man sich, seinen Christenglauben sattsam bewiesen und das Anrecht auf den Himmel bewahrt zu haben. Die innere Gemeinschaft mit Christo, das Leben im Glauben des Sohnes Gottes war bei der großen Menge jämmerlich geschwunden. — Am schlechtesten stand es in der morgenländischen Christenheit. Dort entartete die Geistlichkeit voran über die Maßen. Mit Neid blickte einer auf die höhere Würde, auf die reichen Einkünfte des andern hin. Die zwei vornehmsten Bischöfe, die Patriarchen von Konstantinopel und Alexandrien, lagen sich aus Eifersucht in den Haaren. Der meiste Teil des höhern Klerus richtete sich nach der Gunst des kaiserlichen Hofes und nicht nach der Wahrheit. Hohe und niedere Kleriker kämpften über subtile Lehrbestimmungen mit ungemessener Heftigkeit, ja mit grimmiger Wut und versäumten aufs gewissenloseste ihr Amt an den Seelen. Dazu kam das schlechte Leben der weltlichen Obern. Bei ihnen und vorzüglich am byzantinischen Hofe herrschte Ehrgeiz, Wollust, List und Gewaltthätigkeit, Grausamkeit und jegliches Laster. Die Sünde ging von den geistlichen und weltlichen Führern wuchernd auf die gemeine Christenheit über; auch hier überall Haß, Verbitterung, Zertrennung, wilde Streitsucht und Unzucht. Es war ein trauriger geistlicher Tod in der Kirche des Morgenlandes! So mußte denn jenes Offenb. 2. 3 angedeutete Strafgericht über sie hereinbrechen, da in einer Kürze weithin der Leuchter gar von seiner Stätte weggestoßen wurde, an der er einst mit so hellem, schönem Licht gebrannt hatte.

V. Der falsche Prophet und sein Reich.

§ 1. Muhammed.

Am Südwestende Asiens liegt das Land Arabien. Es ist eine große Halbinsel, viermal so groß als Deutschland; im Westen wird es vom Roten, im Süden vom Indischen Meere, im Osten vom Persischen Meerbusen umspült, im Norden grenzt es an Palästina und Syrien. Das Land hat viel öden Sand und wüstes Gestein, daher es von den Weltmächten kaum angegriffen wurde; doch giebt's auch fruchtbare Gegenden, wo Myrrhe und Aloe, Weihrauch und Kaffee ꝛc. wachsen. Vornehmlich zeichnet sich der südwestliche Küstenstrich aus, das glückliche Arabien, Saba, auch Jemen genannt, mit ewigheitrem Himmel und würzduftigen Hügeln. Dort hat

schon Sargon 715 v. Chr. einem König Jathamar Tribut abgenommen und seine Araber nach Samarien verpflanzt.

Die Beduinen im Norden nennen Ismael, Abrahams Sohn von der Hagar, ihren Stammvater, während Joktan als Vater der seßhaften Südstämme gilt. Ein paar Jahrtausende lebte das Volk in seinem durch Meer und Wüste abgeschlossenen Lande wenig angefochten von äußeren Feinden; die Römer und Perser schützten ihre Grenzen durch eine leichte Schutzherrschaft über die nächsten Stämme. Ein Teil der Bevölkerung, besonders am Meere, hatte Städte und trieb Handel; viele Beduinen, Söhne der Wüste, zogen als wandernde Hirten herum, reich an Kamelen und edeln Pferden. Die Araber waren und sind wohlgebildete Leute mit schwarzen, feuerfunkelnden Augen, kräftigen und zugleich geschmeidigen Körpers, mit heißem Blut in den Adern, voll Einbildungskraft und phantastischer Vorstellungen, darum sie die Dichtkunst in ihrer feinen Sprache absonderlich lieben; sie sind im Umgang angenehm, in ihren Häusern und Zelten gastfrei, worttreu, aber stolz dabei, gegen Feinde voll Grimm und Rachsucht, gegen begüterte Fremde Räuber; Raub war von jeher ein ehrenvolles Gewerbe. Sie lebten in vielen Stämmen unter eignen Oberhäuptern und führten lange, durch Blutrache erbitterte Stammkriege. So lebten sie Jahrtausende her immer dieselben, nur etwa daß sie in der Religion gesunken und völlige Heiden geworden waren. Sie huldigten dem Sterndienst (Sabäismus). Doch wohnten Juden und Christen zerstreut unter ihnen; ja man findet in Saba Inschriften von jüdischen und christlichen Fürsten. Ihr größtes Heiligtum im Hidschas, dem Mittellande, war die Kaaba, Würfelhaus, mit dem eingemauerten schwarzen (Meteor-) Stein, der in uralter Zeit vom Himmel gefallen sein soll, voll Wunderkräfte. Sie steht als Abbild des Thrones Gottes in der unfern des roten Meeres gelegenen Handelsstadt Mekka, und alle Propheten und Frommen sollen sie besucht haben, um leib- und seelenheilende Kräfte zu empfangen. Hier wurde ein Frühlingsfest gefeiert, für welches 4 Monate lang Landfriede herrschte, da eine große Handelsmesse damit verbunden war. Im Gotteshaus um die Kaaba her standen mehr als dreihundert Götzen der Stämme. Die Aufsicht über dies höchste Heiligtum des Volkes war dem edlen Stamme Koreisch anvertraut.



Fig. 144. Araber.

Aus dem Stamme Koreisch ging der Mann hervor, welcher nach göttlichem Verhängnisse die abgestandene Christenkirche in einem großen Teile der Welt zerstören und überhaupt die Gestalt der Erde wunderlich verändern sollte. Er heißt Muhammed und ist 571 zu Mekka geboren. Seine Eltern starben ihm frühzeitig und hinterließen ihm ein Haus, eine Sklavin und fünf Kamele. Ein Oheim erzog den Waisen, der Schafe hüten und Beeren sammeln mußte. Doch wuchs er zum Bilde eines schönen Mannes heran. Auch besaß er große Geistesgaben und eine seltene Beredsamkeit; die Rede floß ihm mit dichterischem Schwung aufs anmutigste von den Lippen. Dem jungen Manne vermählte sich die reiche Witwe Chadidscha, deren Handelsgeschäfte er eine Zeit lang geführt hatte. Als Kaufmann machte er nun beträchtliche Reisen, auf denen er Judentum und Christentum, wiewohl nur in verkommener Gestalt kennen lernte.

Doch zog er sich nun auch oft in die Einsamkeit zurück. Er weilte gern in einer Höhle auf dem Berge Hira, in welcher er sich einmal einen Monat lang verbarg.

Da gab er sich dem Nachsinnen über die höheren Dinge hin, und glaubte im Traume göttliche Offenbarungen erhalten zu haben. Er hatte epileptische Zufälle und bekam Erscheinungen. Manche meinen, Muhammed habe sie nur vorgegeben, habe wissentlich betrogen; sicher hat er später bei Ausführung seines Werkes auch das gethan, aber gewiß ist er auch selbst betrogen worden. Täuschung und Täuscherei vereinigt sich seltsam bei dem wunderlichen Geschöpfe, das Mensch heißt. Genug, als er vierzig Jahre alt war, trat der Engel Gabriel zu ihm und eröffnete ihm, daß ihn Gott zu seinem Propheten berufen habe, welcher die wahre und vollkommene Religion unter dem Arabischen Volk und über den Kreis des Erdbodens verbreiten sollte. Der Engel teilte ihm nach und nach seine ganze Lehre mit.

Ihr Hauptinhalt ist folgender: „Es giebt nur Einen Gott und Muhammed ist sein Prophet. Abraham, Mose, Jesus waren auch Propheten, aber geringere; Muhammed ist der letzte und höchste, der Edelste aller Erschaffenen. Allah ist groß, allmächtig, unveränderlich; man soll ihm Ehrfurcht und Gehorsam beweisen. Er hat die Welt gemacht, erhält und regiert sie. Jeder Mensch hat ein unvermeidliches Schicksal nach dem unbedingten Ratschlusse Gottes, darum soll man in Freud und Leid gleichmütig sein. Der Mensch muß Gerechtigkeit üben, sein gegebenes Wort halten, gastfrei sein und sich der Frömmigkeit befleißigen. Zur Frömmigkeit gehört vornehmlich: 5maliges Beten, einmonatliches Fasten und Almosengeben. ‚Beten führt auf halbem Wege zu Gott, Fasten bringt an die Pforte des Himmels, Almosen öffnet sie.' Von Wein und Schweinefleisch soll sich der Mensch enthalten, indessen ihm mehrere Frauen zu nehmen erlaubt ist. Die höchste Tugend ist, für die Lehre des Propheten in den Kampf zu gehen. Denn mit dem Schwerte soll alle Welt seiner Lehre unterworfen werden. Wenn nun der Mensch im rechten Glauben nach Allahs Geboten lebt und stirbt, so kommt er in das Paradies, wo die köstlichsten Auen, die prächtigsten Bäume, die lieblichsten Bäche, die kühlsten Lüfte und die schönsten Geschöpfe, die schwarzäugigen ewigjugendlichen Huris sind. Da empfängt er unermeßliche Schätze, die prachtvollsten Gewänder, die zahlreichste Dienerschaft, die edelsten Pferde, da genießt er die leckersten Mahlzeiten, die süßesten Weihrauchdüfte und die größte Liebeslust. Die echten Gläubigen leben in dieser Herrlichkeit ohne Aufhören, während alle Ungläubigen, Heiden, Juden und Christen, auf ewig in einer gräßlichen Hölle leiden müssen, wohin auch die gottlosen Muhammedaner kommen, jedoch in die erträglichste Qual mit der Hoffnung, nach mehreren hundert oder tausend Jahren wieder daraus erlöst zu werden."

Man merkt, diese Religion hat etwas von der jüdischen und christlichen, auch von der bessern Volkssitte, in sich aufgenommen; aber die Natur, das Fleisch, spielt doch die Hauptrolle darin. Es ist begreiflich, wie solch eine Fülle sinnlichen Freudenlebens im Paradiese die sinnlichen Menschen entflammen konnte, und wie sie so mutig in den Kampf für diesen Glauben gehen konnten, weil ja der Tod die Kämpfenden zur höchsten Seligkeit brachte. Übrigens hat diese Religion, welche die Wahrheit des Einen Gottes lehrt, doch nur einen fernen kalten Gott, mit dem man in keine lebendige Gemeinschaft zu treten vermag. Von einer Erlösungsbedürftigkeit weiß sie im geringsten nichts, weil sie nur Einzelsünde kennt, nicht aber die Macht der Sünde, darum sie eine gründliche Feindin des Christentums ist. Von Heiligung kann dabei keine Rede sein, weil alles auf äußere Gesetzeserfüllung ankommt. Die bösen Leidenschaften Zorn, Haß, Rachsucht, Hochmut und Fleischeslust bleiben unangetastet oder werden noch gesteigert. Der Geist des Muhammedanismus ist Stolz, Selbstzufriedenheit und Sinnenlust, während das Christentum Selbstverleugnung, Demut und geistliche Gesinnung wirkt.

Muhammed teilte seine Erscheinungen und Offenbarungen zuerst seiner Frau Chadidscha, seinen Dienern und nächsten Verwandten mit, welche mit Staunen und Ehrfurcht hören und seine ersten Gläubigen werden. Als er sich aber nach einiger Zurückhaltung den Häuptern seines Stammes entdeckte, verlachten und verspotteten ihn diese. Er trat ihnen strafend entgegen, da haßten und verfolgten sie ihn. Die Erbitterung gegen ihn wurde so stark, daß er endlich seines Lebens nicht mehr sicher war, und darum aus Mekka nach Medina (Jathreb) entwich. Es war September 622, und von dieser Flucht, Hidschra, fangen die Muhammedaner ihre Zeitrechnung an. Die Einwohner von Medina, seit lange voll eifersüchtigen Hasses gegen die Mekkaner, nehmen ihn mit Freuden bei sich auf. Er sammelt hier bewaffnete Scharen

um sich, die er mit feurigen Reden entzündet, und beginnt mit ihnen den heiligen Krieg. Er fällt über die Karawanen der Koreischiten her und plündert sie; er kämpft mit ihrer Macht im Felde bei Beder und besiegt sie. Januar 630 rückt er mit 10 000 Mann vor Mekka und nimmt es ohne Schwertstreich ein. Nun erkennen sie ihn als ihren Propheten und Herrscher. Er reinigt den Kaabatempel von den Götzen und weiht ihn zu einem Hause Allahs. Derselbe soll für alle Zeiten das Heiligtum der Araber sein und Mekka die heilige Stadt, der Mittelpunkt aller Gläubigen auf Erden, dahin jeder während seines Lebens wenigstens einmal wallfahrten müsse.

Von Mekka aus führte Muhammed den heiligen Krieg weiter. Mit Sturmesschnelle, Kraft und Umsicht gewann und bezwang er Arabiens Bewohner: in zwei Jahren ist fast das ganze große Land seiner Lehre und seinem Szepter unterthan.

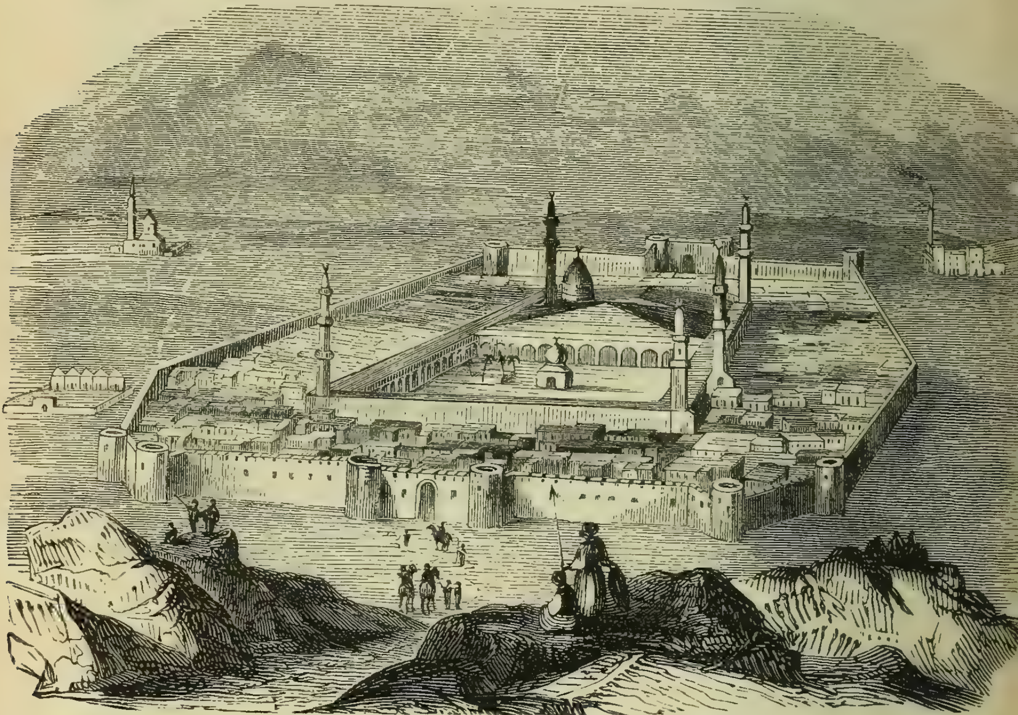


Fig. 96. Medina.

— Schon sandte er zu den Regenten andrer Reiche umher und ließ sie auffordern, ihn als Propheten zu erkennen und seiner Herrschaft sich zu unterwerfen, wo nicht, so werde er mit Feuer und Schwert sie zum Glauben bringen, als er unvermutet starb, 8. Juni 632. Er selbst behauptete: an Gift, das ihm eine Jüdin beigebracht habe. Er endete in Medina in den Armen der Aischa, einer der elf Frauen, die er nach- und nebeneinander hatte. Er wurde in einem gemauerten Grabe unter seiner Wohnung beigesetzt, und auch dahin wallfahrten seine Gläubigen aus aller Welt.

Muhammeds Lehre heißt Islam, gläubige Hingebung in Gottes Willen; davon führten seine Jünger den Namen: Muslim, Muselmanen. Der Islam ist erst nach seinem Tode in ein Buch gesammelt worden, welches Koran heißt, die Bibel der Muhammedaner. Es ist aber nicht bloß Religionsbuch, sondern auch Staatsgesetzbuch, denn auch die Summe der bürgerlichen Gesetze ist darin enthalten. — Ich bemerke noch, daß die Muhammedaner mit den

Juden die Beschneidung gemein haben, daß sie aber nicht den Samstag, sondern den Freitag als Feiertag halten, daß ihre Gotteshäuser Moscheen (Mesdschid) heißen, daß man stets mit nach Mekka gerichtetem Angesichte beten muß, und — daß auf dem Abfall vom Islam die Todesstrafe steht. Es findet sich im Koran manches Richtige und Gute, aber auch erschreckliche Thorheit und Fabeln; es ist ein greuliches Gemisch von Wahrheit und Lüge. Muhammed ist und bleibt „der falsche Prophet" und sein Werk ein Werk der Finsternis. Aber er sollte Gottes gerechtes Gericht an der verdorbenen, abgestorbenen Christenheit vollziehen.

§ 2. Wie das Reich des falschen Propheten sich mächtig ausbreitet.

Muhammed hinterließ keinen Sohn, hatte auch niemanden zum Regenten nach ihm bestimmt. Es erhob sich gleich unter seinen Verwandten ein heftiger Streit, wer seine Stelle einnehmen und sein Werk fortsetzen sollte. Endlich huldigte man dem ruhigen Abubekr, dem Vater seiner geliebten Aischa, er wurde der erste Chalif, d. h. Nachfolger oder Stellvertreter Muhammeds. Die Chalifen folgten ihm nach in seiner weltlichen und geistlichen Macht.

Abubekr starb schon nach zwei Jahren, 634. Nun erhielt der stürmische Omar das Chalifat, ein besonders kräftiger Herrscher; er gründete in zehnjähriger Regierung von Medina aus den moslimischen Staat, indem er festsetzte, wer den Islam anerkennt, soll für seine Verbreitung kämpfen; wer ihn nicht anerkennt, soll seine Verteidiger nähren. Das wurde die Grundlage eines einträglichen und doch gemäßigten Finanzsystems in den eroberten Ländern. Nachdem er von einem Perser ermordet war, 644, trat der schwache Othman an seine Stelle, welcher durch Aufrührer erschlagen ward, 656. Ihm folgte der redliche Ali, Gatte von Muhammeds Tochter Fatime; gegen diesen stiftete Aischa eine Empörung an, wurde aber in der mörderischen „Kamelsschlacht" überwältigt; gleichwohl konnte Ali nicht zur vollen Herrschaft gelangen und erlag nach kurzem Regimente dem Dolch eines erhitzten Arabers, 661. So giengs im Reich des Propheten zu!

Auch bezüglich der Lehre entstand Streit unter den Muslim. Die einen nahmen nur den Koran an, heißen Schiiten (Parteiler) und halten Ali für den rechten Nachfolger. Die meisten aber fügten dem Koran noch die Sunna, Überlieferung von Aussprüchen des Propheten bei; diese heißen Sunniten. (Heutzutage sind die Türken Sunniten und die Perser Schiiten.) Beide Teile verfluchten sich gegenseitig.

Indessen wurde bei dieser Verwirrung im Innern der h. Krieg mit aller Kraftanstrengung fortgeführt. Gleich nach Muhammeds Tode gings über Arabiens Grenzen hinaus, und mit furchtbarer reißender Macht breitete sich der Islam über die Länder aus. Der Feldherr Chalid, Gottes Schwert genannt, verrichtete besonders erstaunliche Thaten; aber alle Araber eiferten ihm nach in Tapferkeit. Der Wahn einer durch Heldentod zu erringenden Überfülle paradiesischer Sinnengenüsse, verbunden mit dem Wahnglauben, daß sie zu der ihnen vom Schicksal unbedingt gesetzten Todesstunde fern vom Kampf so gut als in demselben sterben würden, machte, daß sie tollkühn in die Schlacht stürzten und alles vor sich niederstürmten. Schon unter Abubekr und Omar wurde Syrien, Palästina, Phönizien, Ägypten — lauter Teile des Byzantinischen Kaiserreichs —, sowie das mächtige Neuperserreich diesseits und jenseits des Tigris erobert. Unter Othman wurde die liebliche Insel Cypern und mehreres noch in Besitz genommen.

Der Kaiser Heraklius hatte durch die Perser Damaskus, Jerusalem, Alexandria, ja Chalkedon verloren, aber bis 628 alles glücklich zurückerobert. Er unterschätzte jetzt die fanatischen Stürmer aus Arabien. Chalid aber nahm 633 Bostra ein, dann kams zu einer Schlacht im Süden Jerusalems 634, zur Einnahme von Damaskus 635, zur Niederlage am Bache Jarmuk, 636. Über den gefallenen 4000 Muslim priesen die andern Gott, daß er ihnen die Ehre des Märtyrertums beschieden habe. Jerusalem ward durch Pest und Hunger gezwungen,

sich zu ergeben, 638. Chalif Omar zieht in schlechtem Gewande mit einem Sack voll Datteln, einem voll Gerste und einem Wasserschlauche auf seinem Kamel in die Stadt ein und macht die Kirche auf dem Tempelberg zu einer Moschee. Die Griechen in Ägypten wurden von Amru besiegt, dem die monophysitischen Kopten sich gern ergaben; das feste Alexandria fiel nach langer Verteidigung durch einen Vertrag, der freilich schlecht gehalten wurde, 643. Hier war die ungeheure Bibliothek der Ptolemäer (S. 135) noch zum Teil vorhanden. Omar gab Befehl sie zu verbrennen; denn so lautete sein Ausspruch: „Entweder steht in diesen Büchern, was der Koran enthält, und dann sind sie überflüssig; oder es steht etwas anderes darin und dann sind sie schädlich." Es sollen mit diesen Büchern sechs Monate lang die 4000 Bäder der Stadt geheizt worden sein! — Der (neupersische) Thron der Sassaniden stürzte 642 völlig zusammen. Schon 633 drangen die Araber an den Euphrat vor, gründeten die Feste Baßra und siegten 637 bei Kadesia, worauf die Hauptstadt Madain (Ktesiphon und Seleucia) erobert wurde. Da war die Beute so außerordentlich, daß unter die Soldaten 600 Millionen Mk. sollen verteilt worden sein. Außer der klingenden Münze fand man dort Kostbarkeiten von unbeschreiblicher Pracht, so einen 300 Ellen langen und 60 Ellen breiten Teppich, auf welchem ein Garten kunstreich eingewirkt war, dessen Bäume, Blüten und Früchte aus lauter Edelsteinen bestanden. Der letzte Perserkönig Jezdegerd fiel 551 durch Mörderhand, wie vordem Darius (S. 129).

Nach Ali wurde sein listiger Gegner Moawija aus dem Geschlechte der Omaijaden Chalif, und es herrschten nun Omaijaden über des Propheten Reich 90 Jahre lang (661—750). Wir brauchen die weitern Namen nicht. Sie residierten aber zu Damaskus, der wunderschön in weitem Gartenlande gelegenen Stadt. Gegen die Herrscher aus diesem Geschlechte müssen ihre Vorgänger noch gepriesen werden. Das waren grausame Despoten, ausgenommen den weisen Abdelmelik 685—705. Auch verließen sie die einfache Lebensweise der ersten Chalifen und nahmen schon auf Erden ein maßloses Schwelgen in allen Sinnesgenüssen vorweg. Inneres Streiten und Morden dauerte fort.

Dabei aber wurde der h. Krieg mit glühender Begeisterung immer weiter fortgesetzt. Sie eroberten einen Teil Kleinasiens samt vielen Inseln daran. Selbst Konstantinopel erfuhr 674 ff., 717 wiederholte Angriffe von ihnen; doch wurden diese noch vermittelst des von dem Ingenieur Kallinikus erfundenen „Griechischen Feuers" vereitelt, welches auch unter dem Wasser fortbrannte und ihre Schiffe zerstörte. Von Ägypten aus eroberten sie s. 697 die ganze Nordküste Afrikas und bekehrten die Berbern. Auch drangen sie ins Innere Asiens ein, brachten alles Land zwischen dem Oxus und Jaxartes unter ihre Botmäßigkeit und setzten ihren Fuß bereits 664 auf Indische Erde.

Und siehe schon 711 brachen die Muslims in Europa ein. Der Feldherr Tarik setzte mit 7000 Mauren, d. h. Berbern geleitet von Arabern, über die Meerenge von Gibraltar nach Spanien über. Dort bestand noch ein wiewohl sehr geschwächtes und zerrüttetes Westgothenreich. Die Deutschen waren romanisiert worden, und Bischöfe mit dem Adel vereint, bedrängten die Königsgewalt. Die zahlreichen Juden wurden 616 mit Gewalt bekehrt, die störrigen 694 zu Leibeigenen gemacht. König mit zweifelhaftem Recht war der tapfere Roderich. Der brachte doch ein großes, den Feinden an Zahl dreimal überlegenes Heer zusammen und kämpfte am Salado 19. Juli in einer dreitägigen Schlacht mit ihnen, die aber zuletzt durch Verrat für die Christen verloren geht. Juden und Leibeigene halfen den Eroberern mit Lust, da ihre Lage erleichtert wurde. Ganz Spanien fällt in die Hände der Muslims bis auf Asturiens Gebirge, in welchen die Gothen noch Zuflucht und Halt finden, um sich dereinst von hier aus gegen ihre Überwinder zu erheben und sie hinwieder zu untertreten. — Aber jetzt steigen die Mauren, verstärkt durch gewaltigen Nachzug aus Afrika, sogar auch über die Pyrenäen nach Frankreich herein und nehmen 720 Narbonne ein; ja sie wollen in unaufhaltbarem Siegeslauf von West nach Ost die europäischen Länder bis nach Asien zurück durchziehen und sich unterwerfen. Doch hier

wurde ihnen durch einen starken Arm Einhalt für immer gethan, 732, wie wir bald (S. 306) hören werden.

Aber im fernen Osten und nach Süden hin breitete sich die arabische Macht während des 8. Jahrhunderts noch immer weiter aus, bis an China hin und bis tief in Indien und tief in Afrika hinein. Sehet da, welch eine Macht, die sich 200 Tagreisen weit ununterbrochen hin erstreckt, von China bis zum Atlantischen Weltmeer! Doch gab es fort und fort schwere und grauenvolle innere Kämpfe. Die Omaijaden wurden 750 durch das Geschlecht der Abbasiden gestürzt, das sich nun des Throns bemächtigte. Dabei ging es gar schauerlich her.

Der Abbaside Abdallah ließ z. B. 70 Verwandte des Omaijadischen Herrschers mit List zum Mahl locken, sodann niedermetzeln, zu einer Tafel aufschichten und mit einem Teppiche überbreiten, und über den blutenden und röchelnden Sterbenden hielt er nun eine fröhliche Mahlzeit! Das sind muhammedanische Greuel! Die ganze Partei der Omaijaden, mehrere Hunderttausende, wurden geschlachtet; nur Einer davon, der findige Abderrahman, rettete sich durch die Flucht nach Spanien, wurde durch List und Gewalt das Haupt der dortigen Araber, und stiftete das nachmals berühmt gewordene Emirat (später Sultanat) Cordova, 756.

Der Abbaside Mansur (754—75) nahm seine Residenz zu Baghdad am Tigris, das zu einer Stadt von unglaublicher Pracht heranwuchs. In ihrer Blütezeit soll sie 100000 schöne Gärten mit Palästen und voll Springbrunnen, 10000 Moscheen, 10000 öffentliche Bäder, 105 Brücken gehabt haben. Kunst und Wissenschaft, auch eine großartige Industrie nahmen da ihren Aufschwung. Das Arabische Reich zerfiel aber bereits in mehrere Stücke. Die drei vornehmsten Reiche waren hinfort: das der Abbasiden in Asien, das der Aglabiden s. 800, die Sizilien eroberten, aber noch tributär blieben, s. 910 aber der schiitischen Fatimiden in Afrika und das der Omaijaden in Spanien.

So war denn vor 800 fast das ganze christliche Asien, das ganze christliche Afrika und der Kopf von Europa (s. die Landkarte an), beinahe ganz eine Beute der hungrigen Wölfe geworden. Tausend und abertausend Kirchen lagen in Trümmern; die größten und schönsten waren in Moscheen umgewandelt. Wo sonst oben das Kreuz so mild und tröstlich strahlte, blickte nun der Halbmond, das Zeichen des Islam, kalt und trostlos herab; wo sonst die Glocken wie aus einer höhern Heimat her tönten, kreischen nun die Muezzins (Ausrufer der Zeit des Gottesdienstes) ihr: „Allah ist groß und Muhammed sein Prophet!" von den Türmen herab. Wie viele Getaufte hat das Schwert der Muslims in der Schlacht, wie viele ohne Gegenwehr aus bloßer Mordlust, wie viele in Wut getötet! Und die beim Christentum beharrten mußten jämmerliche Bedrückung und Schmach erleiden; „Christenhunde!" das war ihr gewöhnlicher Titel. Unzählige haben freilich aus Furcht oder Leichtsinn ihren Heiland verleugnet und den Lügenpropheten angenommen; sie haben ihr Leben erhalten, um es auf die traurigste Weise zu verlieren, Matth. 10, 39. Was aber untergegangen ist, das waren doch meist nur Gemeinden, die den Namen hatten, daß sie leben, und schon tot waren. Ja, Herr, allmächtiger Gott, deine Gerichte sind wahrhaftig und gerecht! Offb. 16, 7.

VI. Das Frankenreich Schirm und Pflegerin der Kirche.

§ 1. Die fränkischen Hausmeier.

Ich bitte die Leser, das S. 287 Gesagte im Gedächtnisse zu erneuern. Die Merowingischen Könige, welche über das weite Frankenreich herrschten, des gewaltigen Chlodowechs Sprößlinge, wurden immer matter und kraftloser, und starben meist als Kinder oder Jünglinge. Es trat aber unter den Großen am Hofe das Amt des Majordomus oder Hausmeiers hervor. Der fränkische Hausmeier war Aufseher

über das Krongut und Vorsteher des königlichen Gefolges; allmählich wurde er auch erster Minister und bekam die Leitung des Staates in seine Hand. Es kam vor, daß die Hausmeier der Teilreiche sich bekriegten.

Schon 612 begegnen wir in Austrasien einem hochangesehenen Pippin und dem mit ihm verschwägerten Bischof Arnulf, welche Führer des Dienstadels wurden und das Arnulfingische Geschlecht begründeten. Aus diesem erwuchs Pippin, s. 687 Hausmeier und eigentlicher Regent in Neuster, Auster und Burgund, d. h. im ganzen Frankenreiche. Er war ein sehr kluger und kräftiger Fürst. Durch seine Tapferkeit, Freigebigkeit, Wohlthätigkeit und durch seine Begünstigung des mächtigen Klerus ward er immer geehrter, beliebter und gewichtiger. Er starb 714.

Die einem Knaben bestimmte Hausmeierwürde errang sein Sohn Karl (Karal, Mann) in dreijährigem Kampfe. Mit starker Hand beseitigte er die Unordnungen, welche nach des Vaters Tod eingerissen waren, erst im Osten gegen Sachsen und Friesen, dann auch in Neuster, und vereinigte 720 alle Macht der Franken. Damit durfte er dem gefährlichsten Feind der Christenheit auf seinem Eroberungszug in Europa ein Ziel setzen, nachdem er auch Bayern und Alamannen gedämpft hatte. Wir haben S. 304 gehört, daß die wilden Araber, die auch Sarazenen (Scharki, Ostländer) heißen, aus Spanien ins Frankenreich hereinstürmten und 720 sich in Narbonne zu Raubzügen festsetzten. Es war ein ungeheurer Schwarm, gegen 400000, den der Held Abderrahman 732 nach Aquitanien führte. Dessen Herzog rief um Hilfe; Karl gewährte sie. Er hat seine „hochstämmigen" Austrasier um sich gesammelt, dazu Thüringer, Alamannen, Bayern u. a.; selbst Friesen haben sich seinem Heere angeschlossen. Im Namen des Herrn geht er den schrecklichen Feinden entgegen. Bei Poitiers lagen beide Heere einander gegenüber. Sechs Tage lang versuchen sich einzelne Haufen im Schlagen; am siebenten Tage (Okt.) erfolgt die Hauptschlacht, die von der Morgenröte bis zum sinkenden Abend dauert. Die ganze Sarazenenmacht rennt in toller Wut an; aber Karl mit seinen Mannen steht wie eine eherne Mauer entgegen, und wie eines „Hammers" (martel) Schläge fallen seine und der Seinigen Hiebe ohn' Ermatten auf der Feinde Schädel. Abderrahman selbst wurde erschlagen. Kaum hat es je eine so blutige Schlacht gegeben; selbst die Hunnenschlacht (S. 281) war nicht so blutig. Es fielen nicht weniger als 375000 Halbmondsmänner. Der Überrest floh über die Pyrenäen zurück.

Bis hieher, hatte der Herr gesprochen, hier sollen sich legen deine stolzen Wellen! Wir dürfen Gott danken für diese mörderische Schlacht! Wehe den Völkern Europas, wenn hier nicht den greulichen Muslims ein Damm gesetzt worden wäre! Die Kirche des Abendlandes sollte wohl gemahnt, doch erhalten und eben jetzt erst recht aufgerichtet werden unter unsern deutschen Vätern, zu künftigem schönern Gedeihen. Zunächst zerschlug der Hammer die Friesen 733 f., dann noch zweimal die Araber bei Narbonne und Avignon. Das Ansehen des Hausmeiers stieg immer höher; alles Volk sah auf ihn und fragte nicht nach dem Schattenkönige, der s. 737 nicht mehr existierte. Der Papst bat ihn einmal um Hilfe gegen die Langobarden, aber Karl fand diese nützlich als Bundesgenossen gegen die Araber.

Nach Karl Martells Tod, 741, ging das Amt auf seinen Sohn Pippin III. über; doch hat dessen älterer Bruder Karlmann Austrasien regiert, bis er 747 in ein Kloster ging. Pippin war bei kurzer Gestalt so stark, daß er einst bei einem Kampfspiel einem Löwen mit Einem Hiebe den Kopf abschlug. Überaus tüchtig im Krieg und im Frieden, unterwarf er das hartnäckige Aquitanien; die furchtbar verwilderte Kirche wurde mit Beihilfe des Bischofs Bonifatius neu geordnet und Rom unterworfen. Klerus, Adel und der gemeine Mann hingen ihm an, und der König (Childerich III. 743—51) war wie nicht vorhanden. Da ließ Pippin den Papst, Zacharias, fragen: „Gebührt dem der Königsname, der nur die Würde, oder dem, der die Bürde des Regimentes trägt?" Die Antwort von dem Kirchenoberhaupte in Rom lautete, wie

erwartet: „Der soll König heißen, der wirklich regiert.“ Hierauf hielt Pippin einen Reichstag zu Soissons, 751, und trug den Versammelten den Ausspruch des heil. Vaters vor: und siehe, der schwache König wird von ihnen förmlich abgesetzt und Pippin einstimmig als König der Franken ausgerufen und gesalbt. Diese Salbung durch den Bischof von Mainz war etwas Neues; sie schien eine Geistesmitteilung an den König und einen Segen auf seine Nachkommen zu bringen. Childerich mußte mit abgeschnittenen Haaren ins Kloster wandern, um daselbst seine übrigen Tage hinzubringen. Mit ihm verschwinden die Merowingen.

Pippin fand bald Gelegenheit, sich dem römischen Stuhle dankbar zu bezeigen. Rom war lang unter griechischem Regimente geblieben (S. 291); doch seit 730 war es anders geworden. Es hatte nämlich der siegreiche Kaiser Leo III. der Isaurier (717—41) die Verehrung der Bilder (von Christus, den Engeln und Heiligen), welche bis zur Abgötterei gestiegen war, streng verboten, ja befohlen, daß alle Bilder aus den Kirchen entfernt werden sollten; helfen sie doch nichts gegen die Bilderfeinde, die Muslims! Darüber war im Morgenlande ein großer Lärm und Streit, aber auch in Italien eine solche Erbitterung entstanden, daß man die kaiserlichen Beamten in Rom und an andern Orten davonjagte. Dafür riß Leo Unteritalien von Rom los und stellte es unter den Patriarchen von Konstantinopel. Der Papst aber sprach: Rom und Umgebung sei eigentlich das Erbgut (Patrimonium) des heil. Petrus, und seitdem betrachtete er sich als den rechtmäßigen Herrscher darüber, und die Bewohner ließen sich seine Herrschaft gefallen. Allein diese war sehr gefährdet.

Die Langobarden, welche die günstigen Umstände gleichfalls benützt und sich des griechischen Exarchats Ravenna vollends bemächtigt hatten, griffen auch das römische Gebiet an, um es zu ihrem Reiche zu schlagen. Da reist der geängstete Nachfolger des Zacharias, Papst Stephan II., selbst zum großmächtigen Frankenkönig, 753, und fleht ihn auf seinen Knieen um Hilfe gegen die raubsüchtigen Langobarden an. Pippin hebt ihn zärtlich auf, sagt ihm bereitwilligst Beistand und Landbesitz zu und läßt sich dagegen von ihm salben, ein heil. Siegel auf die erlangte Königswürde. Jeder schenkte da dem andern, was ihm nicht gehörte. Mit Heeresmacht zog Pippin über die Alpen und bewog den Langobardenkönig Aistulf durch ein paar harte Stöße, nicht nur des heil. Vaters junges Besitztum in Ruhe zu lassen, sondern auch das Exarchat, namentlich Ravenna und die Pentapolis, herauszugeben, das er dem Papste zu seinem römischen Gebiete schenkt. So hatte denn dieser 754 schon eine bedeutende zeitliche Herrschaft, und der Grund zum Kirchenstaate war gelegt. Diesen zu schützen zog Pippin 756 nochmals gegen Aistulf. Der Papst empfing das neue Besitztum von Pippin zu Lehen, so daß er eigentlich nun ein Vasall des Frankenkönigs wurde. Immerhin aber war er jetzt auch ein weltlicher Fürst geworden, obgleich der Herr Christus seinen Jüngern und natürlich auch ihren Nachfolgern gebietet, sie sollten keine Fürsten sein, Luk. 22, 25.

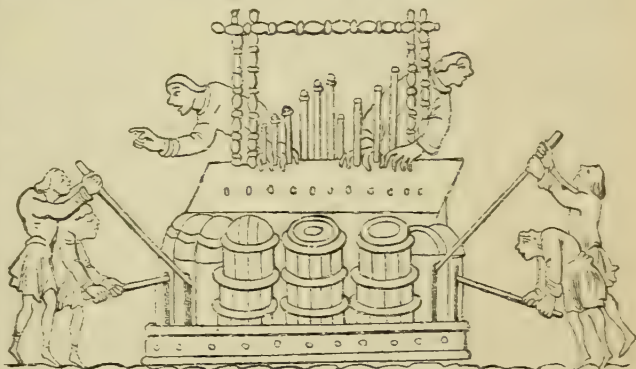


Fig. 146. Alte Orgel. (Miniatur in einer Psalter-Handschrift.)

Der griechische Kaiser erhob zwar Einspruch gegen Pippins Schenkung, allein da ihn dieser bedeutete, er hab's dem hl. Petrus gegeben! ließ er die Sache bewenden. Er hielt sich freundlich gegen den Frankenkönig, den er als seinen Patricius (Vicekaiser) betrachtete, und schickte ihm sogar eine Orgel zum Geschenke, die erste, die ins Land der Franken kam, welche sich an den mächtigen Tönen, besonders des tiefen Basses, höchlich ergötzten (Fig. 146). — Pippin herrschte in hohem Ruhme bis 768. Dieser kraft- und machtvolle Regent hat sich von dem an für den Schirmherrn des römischen Stuhls und der von demselben geleiteten Kirche angesehen. Sein Vater hatte die Kirche gegen den furchtbarsten Feind, den Islam, geschirmt, wenn er auch notgedrungen sich am Kirchengut vergriff. An beiden, sowie auch schon am Großvater, ist noch besonders zu preisen, daß sie die Mission unter den annoch heidnischen Germanen freudig schützten und förderten.

§ 2. Winfrid, der Apostel der Deutschen.

Wir haben S. 297 f. von den irischen Missionaren berichtet, welche unser finsteres Deutschland mit der Leuchte der christlichen Lehre besuchten; von den englischen ist nun zu reden. — Aus England kam 692 Wilibrord mit elf Gehilfen zu den an der Nordsee wohnenden abgöttischen Friesen herüber. Dieselben standen unter der Oberherrlichkeit der Franken, jedoch mit stetem Widerstreben, und ihr Haß gegen diese kehrte sich auch gegen das von ihnen bekannte Christentum.

Aber der Knecht Gottes predigte frei das Wort von Christo, zwar unter dem Schirme der fränkischen Hausmeier, Pippin und Karl Martel, dennoch in steter Lebensgefahr, namentlich durch Radbod, den wilden und störrigen Friesenfürsten. Dieser war schon einmal dahingebracht, sich taufen zu lassen, und hatte bereits den einen Fuß ins Wasser gesetzt, da fragte er noch, ob seine Vorfahren im Himmel seien; und als man ihm antwortete: Nein, denn sie seien Heiden gewesen, zog er den Fuß zurück und sprach: „So will ich auch nicht in den Himmel kommen, sondern dahin, wo meine Vorfahren sind." Und er grollte der neuen Lehre ärger als zuvor. Willibrord arbeitete fort mit langer Geduld und nicht ohne Erfolg, zuletzt als Erzbischof von Utrecht, † 739. Sein Gefährte Swidbert wirkte schon in Westfalen, wiewohl mit weniger Frucht.

Mehr als alle andern wirkte für Einführung des römischen Christentums in Deutschland Winfrid (Wynfrith) oder Bonifatius, um 675 in Wessex geboren. Er stammte aus einem edeln Geschlecht, und seine Eltern waren gar nicht damit zufrieden, daß es ihn schon als Knabe unwiderstehlich ins Kloster zog. Er lernte darin sehr begierig, so daß er sich schöne Kenntnisse in der h. Schrift, Grammatik und Metrik erwarb; am meisten aber befleißigte er sich eines frommen und strengen Lebens. Ein besonders starker Liebesdrang, Heiden und Christen in die allein wahre Kirche zu bringen, trieb ihn aus einem edlen Freundeskreise fort. Er ging zu Wilibrord aufs Festland 716 und arbeitete als dessen Gehilfe unter den Friesen. Dann wollte er das Missionswerk auf eigene Hand treiben. Um aber dabei mehr auszurichten, begab er sich zuvor nach Rom zu Gregor II. 718 und ließ sich von diesem als Kirchenordner nach Thüringen aussenden. 722 besuchte er Rom nochmals und schwur, zum Bischof ernannt, den Papst immer für sein kirchliches Oberhaupt erkennen, alle durch seine Wirksamkeit gegründeten Kirchen unter ihn stellen und überhaupt für die Einheit der Kirche unter dem römischen Haupte stetig besorgt sein zu wollen. Als päpstlicher Gesandter hatte er jetzt desto größeren Mut zu seinem schweren Werke; der Papst gab ihm aber auch ein gewichtiges Empfehlungsschreiben an Karl Martell mit, welcher ihn aufs beste unterstützte.

Von 719 an hat Winfrid nun mit unermüdlichem Eifer für die Christianisierung und Romanisierung Deutschlands gewirkt. Er durchzog es nach allen Seiten hin unter Hunger und Durst und großen Gefahren. Besonders thätig war er in Thüringen und Hessen, wo schon viel vorgewirkt war von den milderen Iroschotten; zwischenhinein auch bei den Friesen. Er predigte unter freiem Himmel mit flammender Zunge. Den halben Christen setzte er zu, bis er sie gewonnen hatte, und bekämpfte schonungs-

los die verehelichten Priester. Im heiligen Schmerz über den Anblick des Götzenwesens that er nur um so freudiger seinen Mund auf zur Verkündigung der seligen Botschaft. Seine Worte drangen durch; Tausende ließen sich taufen, nachdem Donar's Eiche gefallen war.

Bei Geismar stand eine uralte heilige Eiche. Auf den Rat der Christen beschloß Winfrid sie zu fällen. Er thut den ersten Hieb hinein, seine Begleiter folgen, staunend stehen die ehrlichen Hessen herum; jetzt meinen sie, muß Blitz und Donner aus dem Baum auf die Frevler fahren. Aber der Baum stürzt, und kein Gott hat sich für ihn geregt. Da erkennen sie die Ohnmacht ihres Gottes, und geben ihm und ihrer ganzen Götterwelt den Abschied. Winfrid baute aus dem Holze der Eiche ein Kirchlein und stellte das Kreuz darauf; so folgten jetzt Massentaufen.

Der Mann Gottes arbeitete nicht allein; glaubensmutige und aufopferungsfreudige Männer aus England begleiteten ihn, Lul, Burkhard, Wiehtberht, Wunnibald, Witta u. a., und halfen ihm am schweren Netze ziehen. Selbst fromme, dienstfreudige Frauen kamen auf seinen Ruf aus Britannien herbei, Thekla, Lioba, Chunihilt, Walburgis 2c., welche sich der Unterweisung und Erziehung des weiblichen Teils der Bevölkerung herzlich annahmen. Allenthalben baute er Kirchen, in welche die Menge zum Worte des Heils und zum Troste des Sakraments strömte. Auch stiftete er viele Klöster, in welchen aus den Deutschen selbst Geistliche gebildet wurden. Auch Nonnenklöster entstanden, so das Doppelkloster Heidenheim am Hahnenkamm, dem er den Wunnibald und seine Schwester Walburgis vorsetzte.

Gregor III., hocherfreut über Winfrids gesegnete Wirksamkeit, ernannte ihn 732 zum Erzbischof Germaniens mit der Vollmacht, das Kirchenwesen in allen neubekehrten Gemeinden zu ordnen. Jetzt konnte er untergeordnete Bistümer errichten und that es 741 zu Erfurt, Büraburg (bei Fritzlar), Würzburg, später Eichstädt, und setzte ihnen Bischöfe; Eichstädt übergab er dem h. Willibald. Diese Bischöfe leiteten die Geistlichkeit, wie sie von Winfrid geleitet wurden, und die freisinnigen Iroschotten mußten nun weichen oder sich fügen. a. 739 ging er auch nach Bayern. Hier hatten vor ihm Emmeran und andere Evangelisten schon viel gewirkt, aber die Herrschaft des Papstes mußte erst noch eingeführt werden. So teilte er Bayern in vier Bistümer: Regensburg, Freising, Passau und Salzburg, deren Bischöfe sich freilich ihm nicht gleich unterordneten, weil der Herzog noch Unabhängigkeitsgelüste hegte.

Eine seiner wichtigsten Stiftungen ist das Kloster Fulda in Hessen, das er 744 inmitten eines düstern Buchenwaldes bauen ließ und dem er seinen Lieblingsschüler Sturm, einen Bayer, zum Abte bestimmte. Dieses unmittelbar dem Papst unterstellte Kloster gedieh und wurde ein reicher Segen für Deutschland, eine fruchtbare Pflanzschule für Kunst, Wissenschaft und vornehmlich katholisches Christentum. Von hier ging fort und fort eine große Anzahl tüchtiger Heidenbekehrer und Christenlehrer aus.

742 wurde Winfrid auf Betrieb Karlmanns als austrasischer Erzbischof anerkannt, so ward ihm auf der ersten deutschen Synode die Aufsicht über die austrasische Geistlichkeit übertragen, daher er auch im östlichen Frankenreiche reformierend einwirken konnte. Ja Pippin verschaffte ihm auch einigen Einfluß auf die westfränkische Geistlichkeit, der ein solcher besonders not that. Das Leben der fränkischen Geistlichen überhaupt war sehr schlimm bestellt; sie brachten großenteils in wüster Unzucht, auf der Jagd, im Kampfe ihre Tage hin. Winfrid schaffte, soviel er vermochte, die zerfallene Zucht unter ihnen wieder herzustellen. Zu diesem Behufe richtete er im Verein mit den beiden Machthabern die längst abgekommenen Synoden wieder ein, wo man das Beste der Kirche beriet und die Vorschriften des h. Petrus mehr und mehr einschärfte. Auf einer gemeinschaftlichen Synode 745 wurde er zum Metropoliten in Köln ernannt; die Regierung beschied sich aber, ihm nur das Bistum Mainz zu übertragen.

Doch war er der erste Hirte des Frankenreichs geworden, das er erst dem Papst zu Füßen legte. Mit kräftigem Arme waltete er in der Kirche, zähmte die Wilden, bewahrte die Besseren und hielt das Ganze zusammen. Er war ruhelos thätig, auch in gedrückten Stimmungen, und spornte auch seine Gehilfen zu immer frischem Eifer und unverdrossenem Kampfe gegen alles Widerwärtige an. Er schrieb einem Freund: „Laß uns streiten für den Herrn, denn wir leben in Tagen der Trübsal und Angst; laß uns sterben, wenn es Gott gefällt, für die Lehre unsrer Väter, damit wir mit ihnen das himmlische Erbe erlangen mögen. Laß uns nicht sein wie die stummen Hunde, die schläfrigen Wächter oder wie selbstsüchtige Mietlinge, sondern wie die sorgfältigen und wachsamen Hirten, und allen Menschen predigen, soviel Gott Gnade giebt, zur Zeit und zur Unzeit."

Endlich 752 legte er seiu Bistum in die Hände seines Lul nieder. In dem Greise war noch eine unwiderstehliche Sehnsucht nach seinem Jugendberufe erwacht, der Heiden Bekehrung. Und wo er begonnen hat, da will er vollenden. Er zieht mit Pippin's Zustimmung 754 wieder zu den Friesen, predigt ihnen mit der alten Kraft; er tauft Scharen Neugewonnener, läßt Kirche um Kirche aufbauen, und freut sich seines gesegneten Werks. Eines Tages hat er sein Zelt am Fluß Borne aufgeschlagen und wartet eben auf eine Schar Getaufter, daß er ihnen die Hand zur Konfirmation auflege, da braust ein bewaffneter Schwarm heidnischer Friesen daher, um die verhaßten Franken zu züchtigen. Seine Begleiter wollen sich zur Wehr setzen, er untersagt es: „Schon lange habe ich mich auf den Tag meiner Erlösung gefreut. Seid stark in dem Herrn; der Tod ist nur ein Augenblick, dann sind wir bei dem Herrn, um ewig mit ihm zu herrschen." Sie beteten mit einander und währenddem wurden sie alle erschlagen, 52 an der Zahl, 5. Juni 755. Winfrid's Leiche wurde nach seinem lieben Fulda gebracht und dort beigesetzt.

Wie geht uns Deutsche dieser Mann so nahe an; wie viel haben wir ihm zu danken, ohne doch seiner minder wirkungsreichen Vorgänger zu vergessen! Es ist wahr, er hat die deutsche Kirche unter den Papst gebracht. Allein das lag im Zug jener Zeit, und leichter ist es ihm mit seinem Bekehrungswerk gegangen, indem er sich damit an den Stuhl Petri anlehnen konnte. Und der damalige Papst war noch nicht der spätere; Winfrid war ihm auch nicht knechtisch unterthan, tadelte denselben vielmehr freimütig, wo er ihn fehlen sah. — Die Hauptfrage bleibt immer; „Was für ein Christentum lehrte er unsere deutschen Väter?" Er predigte ihnen aus der Schrift, die er täglich las, predigte im ganzen, wenn auch in vorherrschend gesetzlicher Weise, nach Gottes Wort. Wie er im Glauben stand, läßt sich aus einem Briefe an Freunde entnehmen: „Betet zu dem heiligen Hüter unseres Lebens, zu dem einzigen Retter und Hort aller Mühseligen, zu dem Lamme Gottes, welches die Sünden der Welt hinweggenommen hat, daß er uns mit seiner Rechten schirmen wolle, daß der gnädige Vater unsere Lenden umgürte, in unsern Händen die Lampen helle brennen lasse und das Herz der Heiden erleuchte, auf daß sie sehen das Evangelium der Herrlichkeit Christi." Das war es doch, was er predigte, wenn auch manches sich dem anhing, was nicht dazu gehörte, das Evangelium von der Herrlichkeit Christi! Und das überwand die Herzen. Allerdings war er nicht frei von jeder falschen und abergläubischen Meinung; entrüstet klagte er dem Papst über einen Bischof, der die Erde für rund hielt 2c. Indessen, wäre man nur allgemein auf seinem Standpunkte gestanden, und wäre man nur darauf geblieben! Wie viel reiner war sein Christentum noch als das so vieler Kirchendiener seiner Zeit, und wie viel freier von Unkraut noch als das der folgenden Jahrhunderte, auch wo er es gepflanzt hat!

Winfrid war ein rechter Wohlthäter für unser Vaterland, darum er wohl „der Apostel der Deutschen" heißen darf.

§ 3. Karl der Große.

Auf Pippin folgte als Frankenkönig sein Sohn Karl, zunächst im Verein mit seinem Bruder Karlmann. Er war sieben seiner Füße groß und dabei von starkem Körperbaue. Er hatte eine offene Stirne, große blitzende Augen, eine gebogene Nase, ein glänzendes helles Haupthaar; auf seinem Antlitz, das schrecklich werden konnte, lag gewöhnlich eine milde Heiterkeit. Sein etwas kurzer Nacken und vorragender

Leib benimmt der ganzen Gestalt nichts von ihrer Würde. Sein Gang ist fest, seine Haltung männlich; man sieht den geborenen Herrscher. Groß war er noch viel mehr an Geist, voll Verstand und Einsicht, bei seinem Wirkensdrange stets besonnen, gern guten Rat hörend; das erkannte Gute führte er mit eiserner Willenskraft durch.

Karl war 742 geboren. Zu Leibesübungen mag er fleißig angehalten worden sein, er ward ein ausgezeichneter Reiter, Schwimmer, Fechter ꝛc.; am Schulunterricht hatte es gemangelt. Das Schreiben lernte er erst später aus eignem Triebe, wo er es aber bei den schon steif gewordenen Fingern zu keiner schönen Handschrift mehr bringen konnte. Was er geistigerweise war, das kam aus ihm selbst und von oben. Er sprach fränkisch, lernte aber lateinisch beten und verstand griechisch. 771 wurde er durch Karlmanns Tod Alleinherr des großen Reiches, das er um noch so viel vergrößerte. Nach Ost und West, nach Süd und Nord trug er die Waffen. Er war der erste Kriegsheld seiner Zeit, schnell und niederschmetternd wie ein Wetter.



Fig. 147. Bronzestatuette Karls des Großen. (Paris, Museum Carnavalet.)

Am meisten hatte er es mit den Sachsen zu thun, seinen Nachbarn im Nordwesten Deutschlands. Sie hatten ihren Namen von dem kurzen Schwert, das sie führten (Sahs), und waren ein sehr kräftiges, aber auch stolzes und unbeugsames Volk, in 4 Stämmen: Ost- und Westfalen, Engern und Nordalbinger. Bei ihnen wurden noch immer Menschenopfer gebracht. Sie waren auch stete Ruhestörer des fränkischen Reichs, die einmal ums andere über dessen Grenze brachen und darin wüteten. Karl hielt es für Gewissenssache, diese Barbaren zu unterwerfen, nicht nur um seinem Volke Ruhe zu schaffen, sondern vornehmlich auch, um sie der Wohlthat des Christentums teilhaftig zu machen.

Auf seinem ersten Reichstage, den er 772 zu Worms hielt, trug er der Versammlung die Notwendigkeit des Kriegs mit den Sachsen vor und alles stimmte ihm freudig zu. Alsbald fiel er die Engern an, schlug sie, eroberte ihre starke Feste Erisburg an der Diemel und zerstörte ihr höchstes Heiligtum, die Irminsäule, ein Bild der Weltesche (S. 241). Da sie ihm aber Unterwerfung versprachen, gab er ihnen Frieden und ließ ihnen viele Geistliche, die er mitgenommen, als Lehrer zurück. Allein die Sachsen halten den Frieden nicht; kaum ist er von ihnen weg und wo anders beschäftigt, so empören sie sich. Das thaten sie 774—79 dreimal nach einander, jagten die christlichen Lehrer davon, zerstörten die fränkischen Burgen, fielen nach Hessen und Thüringen herein, verbrannten Schlösser und Kirchen, raubten und mordeten. Karl war immer gleich wieder da und besiegte sie jedesmal. Das letztemal, 779, schlug er die Westfalen an Aa und Weser und durchzog ihr Land bis zur Elbe hin; da kamen sie flehend um seine Gnade und legten ihm das feierliche Versprechen treuen Gehorsams ab, und nahmen wieder Lehrer an. Nun meinte Karl, mit ihnen fertig zu sein.

Allein ihr tapferer Herzog Widukind war vorher nach Dänemark geflohen, um durch kein gegebenes Wort gebunden zu sein: und er kehrte zurück, um neuen Aufstand anzustiften. Diesen rief ein erbarmungsloses Gesetz Karls hervor, das 782 auf jedes Festhalten an alten Gebräuchen die Todesstrafe setzte. Unversehens überfielen sie eine gegen die Sorben ziehende Frankenschar, darunter zwei königliche Sendboten, vier Grafen und viele Edle sich befanden, metzelten sie nieder, zerstörten darauf die neuangelegten Kirchen und Klöster, töteten die Geistlichen. Karl eilte sturmschnell herbei und hielt ein schweres Gericht. Er ließ zu Verden 4500 Sachsen, die ihm als Teilhaber am Aufruhr von den sächsischen Edeln selbst ausgeliefert wurden, in großer Versammlung nach dem gemeinen Recht als Treubrüchige zum Tode verurteilen und auf dem Platze enthaupten; ein dunkler Flecken an seinem sonst so lichten Leben. Und siehe — der Hauptschuldige (Widukind) ist entgangen und entflammt nun alles darüber zur Rache. Jetzt stehen alle Sachsenstämme auf und verbinden sich durch einen schauerlichen Schwur zum gemeinsamen äußersten Kampf gegen die Schlächter ihrer Brüder, gegen den Feind ihrer Götter. Von dem gewaltigen Widukind angeführt kämpfen sie mit wütender Erbitterung, ja stellten sich ihm zum erstenmal in offener Feldschlacht, bei Detmold, 783; Karl mußte sich zurückziehen. Nachdem er sich aber verstärkt hat, vermag er in der noch blutigern Schlacht an der Hase sie zu bewältigen und ihre Macht zu brechen. Zwei Jahre durchzieht er jetzt strafend, drohend und verheißend ihr Land. Zuletzt kommt selbst der furchtbare Widukind zu ihm und huldigt ihm. Derselbe ließ sich taufen und viel tausend Edle und Gemeinfreie folgten ihm, 785. Weil aber die Zehntlast und der Heerbann mit Blutgesetzen aufgedrungen wurden, empörte sich das hartnäckige Volk, als es wieder einige Kraft geschöpft, 793, aufs neue. Es folgten noch schwere Kämpfe bis 799. Die Nordalbinger überließ Karl 804 zur Strafe seinen slavischen Bundesgenossen, den heidnischen Abodriten! Endlich kehrte er, Alkuins Rat befolgend, die milde Seite gegen sie heraus. Nunmehr erkannten sie ihn allgemein und für beständig als ihr Oberhaupt an, während er ihnen dagegen ihre eigenen Gesetze beließ und sie in allen Stücken seinen Franken gleichstellte, übrigens Tausende von ihnen in andern Reichsteilen ansiedelte und dafür Franken einführte. Sie traten sämtlich zur christlichen Kirche über und drei Bistümer wurden unter ihnen aufgerichtet.

Von Bremen, Paderborn, Münster aus ward für ihre Unterweisung im Christentum gesorgt. Das geschah insonderheit durch den trefflichen Liudger, einen Friesen und Missionar der Friesen, der sein segensreiches Leben als Bischof von Münster beschloß, 809. Münster und Osnabrück wurden Bildungssitze für die Westfalen, Paderborn, Minden und Bremen für die Engern, Verden und Hildesheim für Ostfalen, Halberstadt für die sächsischen Thüringer, alle unter dem neuen Erzbistum Köln. So hatte der 32jährige Krieg, welcher allerdings das Gepräge eines Religionskriegs trägt, obgleich Karls Bekehrungsweise mit dem Schwert nimmermehr gutgeheißen werden kann, doch unter des gnädigen Gottes Lenkung wohlthätige Folgen: die Sachsen wurden ihrer Wildheit entkleidet, ihrem traurigen grauenvollen Götzentum entrissen, ja wurden die besten unter den damaligen Christen.

Zwischen den Sachsenkrieg fallen aber viele andere Kämpfe Karls. Er hatte erst 770 eine Tochter des Lombardenkönig Desiderius geheiratet, worüber der Papst geradezu wild wurde. Bald aber verstieß sie Karl und ging mit zwei Heereszügen über den Mont Cenis und Bernhard nach Italien, 773, weil Desiderius die Ansprüche von Karlmanns Erben vertrat. Als dieser von einem Thurm aus die starke Macht der Franken, an ihrer Spitze den hohen von Eisen umpanzerten König erblickte, sprach er zu seinen Freunden: „Lasset uns hinabsteigen und uns in die Erde verbergen vor dem Zornesanblick dieses gewaltigen Feindes!“ Desiderius wurde in Pavia belagert und nach 9 Monaten mußte er sich ergeben, 774. Karl entthronte ihn und schickte ihn ins Kloster nach Lüttich. Die eiserne Krone, so hieß die Lombardische, setzte er sich selbst auf.

Von Pavia zog er nach Rom, wo der Papst sich schon als Landesherr geberdete; Karl aber behauptete als „Patricius der Römer" seine Oberhoheit. Doch wagte der Papst schon 778, die erdichtete Schenkung Italiens durch Kaiser Konstantin dem König als nachahmungswürdiges Muster vorzuhalten; freilich umsonst!

Im Jahre 778 ging Karl mit einem Heere über die Pyrenäen nach Spanien. Der Statthalter von Barcelona hatte mit andern Arabern einen Bund gegen Abderrahman (S. 305) geschlossen und lud Karl zur Hilfe ein. Ihm war es ein heiliger Krieg. Er fand sich aber von den Gothen und Basken im Stiche gelassen, wie von seinen Bundesgenossen, und konnte Saragossa nicht bewältigen. Die Nachricht von Widukinds Losbrechen rief ihn zurück.

Auf dem Rückwege durch die Pyrenäen fiel bei einem unvermuteten Angriff der Basken der in der Sage gefeierte Held Roland (Hruotland), welcher einer der zwölf Palatine (Hofritter) Karls gewesen sein soll. Er sei riesengroß gewesen und habe mit seinem Schwerte Duranda einen Marmorblock auf einen Streich durchhauen können. Als er bei jenem Überfall tödlich verwundet war, habe er noch so stark in sein Horn geblasen, daß der Schall acht Meilen hin bis zum Hauptheere gedrungen sei; aber über dem starken Blasen seien ihm die Halsadern zersprungen. Später, 795, gewann doch Karl die spanische Mark bis zum Ebro und nahm 801 Barcelona ein. Da huldigten ihm auch maurische Edle (s. das große Bild).

Bayern stand schon früher (S. 306) unter der Oberhoheit des Frankenkönigs. Der Herzog Tassilo fügte sich der Heerfolge nicht, herrschte aber geschickt und kräftig und christianisierte den Südosten Deutschlands. Endlich 781 schwur er Treue, ließ sich aber in bedenkliche Verbindungen ein. So kam Karl über ihn, nahm ihm das Regiment und schickte ihn mit einer geschorenen Platte ins Kloster. Er schaffte die bayrische Herzogswürde ab und teilte das Land in mehrere Grafschaften, 788. Den Byzantinern entriß er zugleich Istrien. Es folgte ein Krieg mit Tassilo's Verbündeten, den Avaren (S. 290), die selbst der milde Winfrid ein höchst häßliches und abscheuliches Volk, ein anderer „ein äußerst wildes, grausames, treuloses und räuberisches Volk" nennt. Sie waren mit den Türken verwandt und hatten sich nach Unterjochung vieler slavischer Völker in Ungarn festgesetzt, von wo aus sie häufige Raubeinfälle in deutsche Gaue machten. Karl schlug sie 791 und drang bis zur Raab vor. Sein Sohn Pippin eroberte 795 ihren Ring (Umpfählung) an der Theiß, nahm ihnen die geraubten Schätze weg und unterwarf sie 796. Ihr Chakan ließ sich 805 taufen, worauf sie verschwinden.

Weiter kriegte Karl gegen die Wilzen, ein slavisches Volk, das in der Mark Brandenburg saß. Die Wilzen müssen seine Oberherrschaft anerkennen, 789 und 812; ebenso 806 die Sorben an Saale und Elbe.

Auch die Dänen wollte er dafür züchtigen, daß sie die aufständischen Sachsen unterstützt hatten. Er setzte 811 die Treene zur Grenze zwischen Dänen- und Frankenreich. So weit dehnte Karl sein Reich aus, daß es vom Ebro bis zur Raab und von der Eider bis zum Volturno reichte.

An den Grenzen des Reichs errichtete er Mark-, d. h. Grenzgrafschaften zum Schutze desselben gegen die Einfälle anwohnender Völker, so die dänische Mark von Elbe zu Eider, die Sorbenmark an der Saale, die böhmische, pannonische und Ost-Mark (Österreich) gegen die Avaren, Kärnten gegen die Südslaven. Diese Markgrafschaften hatten einen größeren Umfang und die Edeln, die er ihnen vorsetzte, also eine größere Macht, die sie zur Abwehr feindlicher Angriffe bedurften. Sonst aber wollte er keine zu mächtigen Vasallen, weil diese leichter zur Empörung neigten. Er schaffte darum die Herzogswürde fast ganz ab und teilte das Reich in kleinere Bezirke oder Gaue, die er unter Gaugrafen stellte.

Die Gau- und Markgrafen und sonstigen hohen Vasallen regierten in seinem Namen mit voller Macht, mußten sich jedoch nach den ihren Untergebenen eigentümlichen Gesetzen und Gewohn-

heiten richten; denn seine verschiedenen Völker sollten bei ihren alten Sitten und Rechten bleiben, sofern dieselben nicht unchristlich waren. Aber über die Volksrechte erhob er (durch Capitularien) ein allgemeines Reichsrecht, das dem Kirchenglauben angepaßt war. Übrigens regierte er die Kirche bis ins einzelnste, ernannte die Bischöfe und Äbte, wie die Grafen. Damit seine Stellvertreter nicht willkürlich handelten, gab er ihnen besondere Aufseher, alle Jahre neu ernannte Sendgrafen (Königsboten), die ihre aus mehreren Gauen bestehenden Sprengel bereisen mußten, um sich nach der Amtsführung der ersteren zu erkundigen, Urteil zu sprechen und dem Könige von allem Bericht zu erstatten; sie hatten auch das Volk zum Heerbann aufzubieten. Auf ihre Berichte sandte er rasch überallhin seine Befehle aus. Sein Petschaft war in seinem Schwertknopf eingegraben und manchmal, wenn er damit eine Verfügung an einen halsstarrigen Vasallen gesiegelt hatte, sprach er: „So, hier ist mein Befehl und," indem er das Schwert schüttelte, „der, welcher ihm Respekt verschaffen soll!" Übrigens genügte ihm die Aufsicht der Sendboten nicht; er reiste selbst viel in den Ländern umher, um mit eigenen Augen nachzusehen, alles Ungleiche in Ordnung zu bringen und heilsame Einrichtungen an Ort und Stelle zu treffen. Karl hatte überhaupt keinen festen Wohnsitz; doch hielt er sich am meisten in Aachen und Ingelheim auf. Jährlich wurde ein Reichstag gehalten, das Maifeld (die Könige vor Pippin hielten Märzfelder). Hier versammelte der König alle Großen des Reichs, Bischöfe und Äbte mti eingeschlossen, empfing ihre jährlichen Gaben, hielt Heerschau über alle Freien, verhandelte die wichtigsten Angelegenheiten, namentlich die Kriegsfrage. Alle kamen schon bewaffnet, mit Lebensmitteln auf drei Monate. Er war doch ein rechter Monarch oder Alleinherrscher. Da geht er durch die Reihen, grüßt, empfängt, spricht mit den Ältesten, scherzt mit den Jüngsten. In engerem Rat (Hoftag) läßt er sich von jedem Graf über die Bedürfnisse der Provinzen berichten, fragt um Rat und entscheidet. Die Stammesrechte ließ er prüfen und ergänzen.



Fig. 148. Deutsche Tracht aus dem 5. bis 8. Jahrhundert. (Aus der Bibel von S. Paolo in Rom.)

Landbau, Gewerbe und Verkehr förderte er nach allen seinen Kräften. Er ließ Sümpfe austrocknen, Wälder ausreuten und den Boden urbar machen. Seine 128 Kronhöfe richtete er zu wahren Musterwirtschaften ein; da beschäftigte er auch Handwerker aller Art, welche den Bedarf der Hofbewohner in möglichster Vollkommenheit, zur Nachahmung für andere, anfertigen mußten. Pfalzen baute er in Aachen, Ingelheim, Nimwegen, ebenso Kirchen. Er richtete Jahrmärkte ein, ließ gute Straßen herstellen, baute Brücken, z. B. über den Rhein bei Mainz, grub Kanäle; er schon versuchte die Donau mit dem Rhein zu verbinden, wovon noch der „Karlsgraben" bei Pappenheim zeugt, wiewohl diese Arbeit liegen blieb (bis auf Ludwig I. von Bayern). Vornehmlich aber lag ihm daran, Geist, Herz und Leben seiner noch so rohen Völker zu bilden. Zu dem Ende zog er eine Zahl durch Kenntnisse und Wohlgesinntheit ausgezeichneter Männer an sich, durch die sein Hof eine Bildungsschule für Adel und Geistlichkeit wurde.

Der Vorzüglichste von allen war der Alkuin (Alhwin), ein ausbündig gelehrter, kluger und frommer Mönch aus England, das an Beda († 735) einen großen Kirchengelehrten und Geschichtsschreiber gehabt hatte. Karl lernte diesen Alkuin in Italien kennen und bewog ihn 782,

an seinem Hofe zu leben. Er machte ihn zu seinem ersten Ratgeber, nannte ihn öffentlich seinen Freund und versicherte einmal, „daß er stolzer auf diesen Mann sei als auf ein Königreich." Ein anderer war der Franke Einhard, ein gleichfalls sehr gelehrter, dabei kunstverständiger und in seinem Wesen höchst liebenswerter Mann, den Karl zu seinem Geheimschreiber machte und der uns des großen Königs Leben sehr gut und anschaulich beschrieben hat. — Ein Dritter war der Bischof und Hofdichter Theodulf, ein Westgothe. Dem schöngestalteten und geistvollen Abt Angilbert gab er seine Tochter Bertha zur Frau. — Mit diesen und noch mehreren trefflichen Männern stiftete er einen Gelehrtenverein, der zwanglose, ja brüderlich trauliche Zusammenkünfte hielt. Hier las man die alten Bücher und trieb allerlei Wissenschaft. Da lernte Karl selbst noch mit großer Begier, namentlich etwas Mathematik und Sternkunde. In diesem Verein arbeitete man auch an der Ausbildung der lieben deutschen Muttersprache; denn Karl war ein Deutscher und in seinem ganzen Wesen deutsch; man entwarf eine deutsche Sprachlehre, sammelte die Lieder der alten Sänger (die sein Nachfolger ins Feuer warf), gab den Monaten und Winden deutsche Namen 2c. Hier ratschlagte man auch über die Erziehung und Bildung des gesamten Volks.

Karl verbesserte die schon vorhandenen Schulen und legte überall im Reiche tüchtige neue an, immer mit geistlichen Stiftern und Klöstern verbunden, denn Kirche und Schule waren von Anfang an immer zusammen. In diesen Schulen, welche für Leute jeden Standes sich öffneten, konnte man Lesen und Schreiben, damals schon eine große Kunst, aber auch höhere Wissenschaft lernen. In Paris, Lyon, Tours,

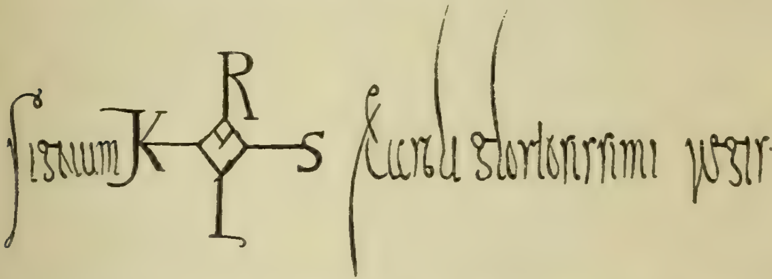


Fig. 149. Unterschrift Karls d. Gr. von einer Urkunde vom Jahr 790. (Eigenhändig ist nur die zwischen die vom Schreiber vorgeschriebenen Buchstaben des Monogramms eingemalte Raute mit Winkel.)

Reims, Pavia, Fulda, Reichenau 2c. blühten solche Schulen, von denen gute Kenntnisse sich ins Land verbreiteten und auch bessere Sitten. An seinem Hofe hielt Karl unter Alkuins Leitung eine Musterschule, wohin alle seine Diener, hohe und niedere, ihre Kinder schicken mußten, und die er öfters besuchte, um sich von den Fortschritten der Schüler zu überzeugen. Bei einer solchen Prüfung erfand sich's, daß die Kinder der Vornehmen die Ungeschickten, die Kinder der Geringen aber die Geschickten waren; da lobte er diese gar huldreich; jene aber schalt er übel und drohte, daß sie trotz ihres Adels und ihrer feinen Gesichter einmal keine Ämter erlangen würden, wenn sie sich nicht besser anstrengten, etwas zu lernen. — Da er einsah, daß die beste und allein wahre Bildung nur von der Religion ausgehe, so mußte der Hauptgegenstand in den Schulen immer die Religion sein. Daß sie aufkomme und gedeihe, das war überhaupt seine heiligste Sorge. Er war ein Pfleger der Kirche im vollen Sinne. Nun wurden wieder theologische Werke verfaßt, die nachhaltig wirkten; es wurde auch gedichtet und Geschichte geschrieben wie schon lange nicht mehr.

Karl begehrte von allem Volke christliche Erkenntnis und Frömmigkeit. Jeder Erwachsene mußte den Glauben und das Vaterunser kennen, sonst durfte er nicht Patenstelle vertreten; auch gab's Schläge! Alle sollten fleißig die Kirche besuchen und Gottes Wort hören; und da gar viele Pfarrer nicht im stande waren, gehörig zu predigen, so ließ er 786 durch Paul Warnefrid eine Anzahl Predigten der besten alten Kirchenlehrer zum Vorlesen beim Gottesdienst ins Deutsche übersetzen. Diese Predigtsammlung ist die erste deutsche Postille. Weil es auch lieblich

lautet vor Gott und Menschen, Psalmen und geistliche Lieder zu singen, so ließ er zur Herstellung eines guten Kirchengesanges Orgeln und Singlehrer aus Italien kommen, wobei es nur zu bedauern war, daß seine Franken so gar rauhe Kehlen und so wenig Singgeschick hatten, also daß die Italiener ihren Gesang „mit dem Heulen wilder Tiere und mit dem Hinrumpeln eines Lastwagens über einen Knüppeldamm" verglichen. Indessen mag's bei manchen ernstlich von Herzen gegangen sein, und dann doch angenehm gelautet haben vor Gott. Sängerschulen entstanden in Metz und St. Gallen.

Die Sorge für die höhere Wohlfahrt seiner Unterthanen legte sich Karl so sehr ans Herz, daß er den weltlichen Sendboten in der Folge auch geistliche zugesellte, um durch sie überall zu prüfen, wie es mit der christlichen Erkenntnis und dem Wandel im Volke stehe, und seine Maßnahmen zu möglicher Besserung darnach zu treffen. Mit besonderem Ernst sah er auf eine tüchtige Ausbildung und ein würdiges Verhalten des Klerus.

Diejenigen jungen Leute, welche sich dem geistlichen Stande widmen wollten, mußten in den Schulen am meisten lernen, und Unfähige sollten gar nicht zum Kirchendienste zugelassen werden. Alle Geistlichen aber sollten fort und fort studieren, vorzugsweise in der heil. Schrift, und ein frommes Leben führen; sie sollten sich ganz ihrem Berufe hingeben und alles meiden, was sich nicht für ihren Stand zieme, nicht mit Hunden und Falken in den Wald gehen, nicht Schauspiele und Wirtshäuser besuchen, nicht geharnischt mit Schwert und Spieß in den Streit ziehen. Dagegen baute er ihnen Pfarrhäuser an ihre Kirchen hin und sorgte für ihren Unterhalt. Er verordnete, daß von allen Ländereien der Zehnte an die Geistlichen verabreicht werden sollte, und nahm selbst seine Krongüter von dieser Pflicht nicht aus; so alt war der Zehnte bei uns, über tausend Jahre wurde er gegeben, der nun abgelöst und weggekommen ist! Karl begünstigte den geistlichen Stand auf alle Weise und hegte eine hohe Achtung gegen ihn, denn er erkannte seinen Wert für das gemeine Beste.

Besonders ehrerbietig und ergeben bezeigte er sich seiner Lebtage gegen den Papst, den er mit der gesamten abendländischen Christenheit für den geistlichen Oberhirten ansah. Die Geschenke und Vergünstigungen, die er demselben machte, sind nicht zu zählen. Er schwur ihm am Grabe des h. Petrus beständige Freundschaft und hielt sie. Er schützte ihn gegen jeden Feind, denn er glaubte damit die Kirche zu schirmen. Doch hat sich Karl dem Papste auch im Bereiche des Geistlichen nicht unbedingt unterworfen. Er war noch weit entfernt, ihn für den unfehlbaren Statthalter Christi anzusehen, und wo er fand, daß derselbe irre, da handelte er ihm unbedenklich entgegen. Bei dem im Morgenlande entbrannten und auch ins Abendland gedrungenen Bilderstreit (S. 307) verfocht der Papst die Verehrung der Bilder. Trotzdem trat Karl auf der Reichssynode zu Frankfurt, 794, mit aller Entschiedenheit gegen diesen Aberglauben hervor, welcher auch nach seinem Vorgange verworfen ward. Er ließ durch sein ganzes Reich verkünden, „daß zwar die Bilder als Erinnerungsmittel in der Kirche bleiben, aber in keiner Weise verehrt werden sollten."

Man sieht, der Papst hatte damals noch keine Glaubensherrschaft. Bei den kirchlichen Angelegenheiten seines Reiches fragte Karl ihn nicht um Rat, sondern handelte lediglich nach eigenem Gutbefinden auf Grund seiner christlichen Erkenntnis aus der Schrift und den alten Kirchenlehrern, von denen er besonders den Augustin, den größten nach den Aposteln, eifrig las. In der That war Karl das Oberhaupt der fränkischen Kirche viel mehr als der Papst in Rom; in der That ein summus episcopus (oberster Bischof) viel mehr, als es heutzutage evangelische Landesfürsten sind. Denn auch die Synoden in seinem Reich hatten eigentlich nur eine beratende Stimme; Er setzte fest. Er meinte es aber auch mit seinen kirchlichen Bestimmungen immer treulich.

Bei seinem selbstständigen Verhalten dem römischen Stuhle gegenüber, stand er doch immer gut mit demselben, und der neue Papst, wie der alte, blickte in seiner Bedrängnis nach ihm. Leo III. war bei einem feierlichen Umzuge in Rom 799 von einer feindlichen Partei, den Nepoten seines Vorgängers, überfallen und mit Stößen und Schlägen mißhandelt worden. Da floh er zu seinem Schirmherrn, der ihn zu

Paderborn mit größten Ehren empfing. Karl sagte ihm seine Hilfe zu, sandte ihn mit schirmender Begleitung zurück und folgte selbst mit einem Heere nach. In Rom angekommen hielt er Gericht, und der Papst befreite sich durch einen Reinigungseid vom Verdacht der ihm nachgesagten Verbrechen. Zwei Tage darauf, am Weihnachtsfest 800, als Karl im Purpurkleide eines römischen Patriciers am Altare der Peterskirche betete, trat plötzlich der Papst mit einer goldenen Imperatorskrone heran und setzte sie ihm aufs Haupt. Und alles Volk rief jauchzend: „Karl dem Hehren, dem von Gott Gekrönten, dem großen und friedebringenden Kaiser der Römer, Leben und Sieg". Mit ihm warf sich Leo vor Karl nieder und betete ihn als Augustus an.

So ward unser Karl römischer Kaiser. Er war unangenehm überrascht von dieser Form der Ausführung eines Gedankens, den er doch wohl längst in sich bewegt hatte. Gewann er auch keine größere Macht, so doch ein noch größeres Ansehen. Es war ein alter Begriff, daß der römische Kaiser der Herr der Welt sei oder wenigstens der erste Herrscher; und da in Konstantinopel eben eine Kaiserin Irene herrschte, die ihren Sohn gestürzt und geblendet hatte, paßte sich's, daß jetzt das Kaisertum auf die Franken übertragen wurde. Nur das war bedenklich, daß der Papst ihm die Krone aufgesetzt hatte und nicht seine eigene Hand; so konnte es scheinen, als ob er sie von des Papstes Gnade empfangen habe, was auch die spätern Inhaber des römischen Stuhls behaupteten. Doch hielt Karl, wie noch viele seiner Nachfolger, die weltliche Oberhoheit über den Papst ganz fest, ja jetzt als römischer Imperator um so fester. War der Papst durch Klerus und Laien in Rom gewählt, so hatte der Kaiser zu prüfen, ob die Weihe zu erteilen oder zu verbieten sei. Die Römer aber schwuren dem Kaiser den Treueid. Übrigens stehen allerdings nun zwei höchste Häupter des Abendlandes da, ein weltliches und ein geistliches, Kaiser und Papst, und die Einheit des Reichs war ein Abglanz von der Einheit der Kirche. Der Hof von Byzanz, der erst protestierte, erkannte Karl 812 als Kaiser an.



Fig. 150. Petrus übergiebt Leo III. die Stola und Karl d. Gr. die Fahne Roms, als Zeichen der weltlichen und geistlichen Herrschaft. (Mosaik im Lateran zu Rom.)

Wollen wir den erhabenen Fürsten noch ein wenig in seinem Privatleben anschauen. Er wohnte seit 795 in Aachen. Außer bei festlichen Gelegenheiten, wo auch Seide, Gold und Juwelen an ihm schimmerten, kleidete er sich einfach, wie ein fränkischer Bürger; er trug inländisches, von seinen häuslichen Töchtern gesponnenes und gewobenes Zeug. So speiste er auch sehr mäßig; auf seiner Tafel erschienen nur vier Gerichte außer dem Braten, den er am Spieße auftragen ließ und der ihm am meisten mundete. Dabei trank er nicht mehr als drei oder vier Schluck Wein. Täglich ging er zweimal zur Kirche, vor- und nachmittags; öfters sogar noch in der Nacht. Im Herbst ging er, Raubtiere zu jagen, in die Vogesen oder Ardennen.

Bei Tische sprach er viel und immer voll Verstand und Anstand, manchmal ließ er sich dabei alte Geschichten vorlesen, oder sich und die Tischgenossen mit Saitenspiel und Gesang ergötzen. Bei aller Würde konnte er „der fröhliche Kaiser der Germanen" heißen. Nach Tische liebte er ein

gutes Schläfchen. Die andere Zeit verwendete er sehr haushälterisch, wie zum Regieren, so zum Studieren und sonstigen nützlichen Beschäftigungen. Er hatte eine gute Ordnung in allem und war immer thätig, so bis aufs kleinste herab, daß er z. B. alle Wirtschaftsrechnungen von seinen 128 Kronhöfen, in welche sogar die Zahl der gelegten Eier eingetragen sein mußte, genau durchsah. Er hatte einen sehr unterbrochenen Schlaf, wachte mehrmals auf, stand auf und trieb etwas, oder ging zu den nächtlichen Horen (Betstunden) in die Kirche. Kam der Morgen, so blickte er doch klar in die Welt und grüßte heiter die Seinigen. Von seinen häuslichen Verhältnissen ist besonders zu rühmen seine Ehrerbietung gegen die Mutter (Bertrada), seine Treue gegen die Schwester (Gisela), seine Liebe gegen die Gattin (namentlich seine zweite, Hildegard aus Schwaben), seine Sorgfalt für die Kinder, deren Unterweisung er dem vortrefflichen Alkuin übergeben, deren Erziehung er selbst mitleitete. Er hatte von Hildegard drei Söhne und drei Töchter, auch von Fastrade zwei Töchter, welche er besonders zärtlich liebte, so daß sie stets, auch auf Reisen, um ihn sein mußten. Doch hielt er sich nicht streng an die kirchliche Einehe. Er war aber gütig und leutselig gegen alle Menschen, ein Wohlthäter der Armen, Kranken, Elenden. Seine Gutthaten gingen bis übers Meer hin; nach Syrien, Jerusalem, Ägypten u. s. f. schickte er Almosen an notleidende Christen. Sein Enkel Nithard sagt von ihm: „Karl, mit Recht von allen Völkern der große Kaiser genannt, ragte durch jegliche Weisheit und Tugend über das Menschengeschlecht seiner Zeit so hervor, daß er allen gleich schrecklich und liebenswürdig, allen gleich bewunderungswürdig zu sein schien."

Der Ruhm seines Namens breitete sich noch weit über die Grenzen seines Reiches aus. Insonderheit ehrte ihn auch ein Chalif, der Abbaside Harun al raschid (786—809). Lieder rühmen diesen als einen seltenen Mann, der im Morgenlande ähnlich wie Karl im Abendlande leuchtete, der die Wissenschaften liebte, aus Griechenland gelehrte Leute zu sich rief und die griechischen Mediziner und Philosophen, namentlich den Aristoteles, durch Christen ins Arabische übersetzen ließ, der Gelehrte und Künstler aus allen Ländern um sich ammelte und ihre Arbeiten hoch belohnte. Eigentlich that dies erst sein Sohn Maamun (813—33). In Wahrheit war Harun ein grausamer, mittelmäßiger Fürst.

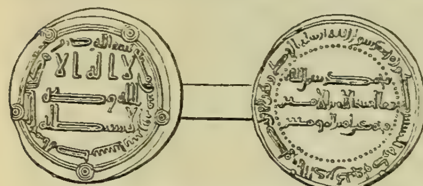


Fig. 151. Münze des Harun al raschid.

Harun schickte 801 Boten an Karl, die ihm seinen Freundschaftsgruß und herrliche Geschenke brachten, indischen Balsam, prachtvolle Seidenstoffe, eine Wasseruhr, welche durch kleine, klingend auf eine Metallplatte fallende Kugeln die Stunden anzeigte, einen weißen Elephanten von ungemeiner Größe, der kein geringes Erstaunen unter den Franken hervorrief, und den Schlüssel zum hl. Grab in Jerusalem, das hinfort alle christlichen Pilger ungehindert sollten besuchen können. Karl sandte ihm seinen Dank und wertvolle Geschenke, vornehmlich große treffliche Jagdhunde und die feinen Webereien der kunstreichen fränkischen Frauen.

Von Karls Söhnen, Karl, Pippin und Ludwig, waren die erstern und geisteskräftigern zu seinem tiefen Schmerze vor ihm gestorben und nur der jüngste übrig geblieben. Er bestellte 813 einen Reichstag nach Aachen. Hier fragte er seine Großen, ob dieser sein Sohn Ludwig die Krone nach ihm tragen solle? Sie erwiderten alle: Gott will es haben. Darauf an einem Sonntag in der Kirche betete er zuerst mit seinem Sohne auf den Knieen, dann ermahnte er ihn vor allem Volk, Gott zu fürchten, die Kirche zu schützen und zu pflegen, seine Verwandten freundlich zu behandeln, seine Unterthanen wie seine Kinder zu lieben und wohl zu regieren, die Armen zu versorgen u. s. w. Zuletzt fragte er ihn: Willst du das alles thun, mein lieber Sohn? Ludwig versprach es. Nun hieß er ihn sich selber die auf dem Altare liegende Krone aufsetzen, zum Zeichen, daß er sie nur von Gottes Gnade habe. Nach anderen setzte Karl ihm die Krone auf.

Im Januar 814 wurde Karl von einem hitzigen Fieber befallen. Da er sich durch sein gewöhnliches Heilmittel, durch Fasten nicht kurieren konnte, merkte er sein Ende. Er empfing das

hl. Abendmahl und richtete seine ganze Seele dahinein, wo er ewig zu sein wünschte. Zuletzt faltete er seine Hände über der Brust und sprach (wie später der sterbende Luther): „In deine Hände, Herr, befehle ich meinen Geist!" Unter allgemeiner Wehklage wurde er in der von ihm erbauten prachtvollen Marienkirche zu Aachen bestattet, noch am Todestage (28. Jan.). Friedrich I. aber erhob 1165 seine Gebeine und ließ sie zu Heiligenresten weihen.

§ 4. Ludwig der Fromme.

Vier kraftvolle herrliche Frankenherrscher sind nacheinander vor unsern Augen vorübergegangen; aber plötzlich bricht die Reihe ab, und es kommen andere Gestalten. Ludwig, der neue König und Kaiser, der Fromme zugenannt, weil er am liebsten in die Kirche ging und für ihre Wohlfahrt eifrigst sorgte, war dabei ein wissenschaftlich gebildeter Herr, welcher vier Sprachen verstand, aber bei seiner Gutmütigkeit auch schwach und so römisch als sein Vater deutsch gewesen war. Er ließ sich vom Papst Stephan V., der ungerufen kam, 816 zu Reims nochmals die Krone aufsetzen, als ob seine erste Krönung nicht genügte! Die Großen des Reichs, die sein Vater mit so starker Hand niedergehalten, thaten sich unter ihm selbstherrisch auf und machten ihm Not.



Fig. 152. Münze Ludwigs d. Frommen. (Berliner Münzkabinett.)

Der gute Mann ließ sich schon 817 durch eine Reichsversammlung bewegen, die Einheit des Reichs durch Mitwirkung seiner drei Söhne, Lothar, Pippin und Ludwig, zu sichern; sie sollten unter seiner Oberherrschaft die ihnen zugewiesenen Gebiete regieren, nach seinem Tode aber die beiden Jüngern unter dem Ältesten als Oberherrn stehen. Dagegen wehrte sich sein Neffe Bernhard, dem Karl Italien anvertraut hatte; er wurde geblendet und starb an den Folgen 818. Ludwig wurde davon so ergriffen, daß er 822 auf einem Reichstag öffentlich sein Verfahren in diesem und anderen Fällen als strafwürdig bezeichnete und zerknirscht Kirchenbuße leistete. Nach dem Hingange seiner Gemahlin Irmingard wollte der Kaiser Mönch werden; doch bewogen ihn seine Räte zu einer zweiten Ehe mit Judith, der Tochter des Grafen Welf, 819, und von derselben ward ihm 823 ein vierter Sohn geboren, Karl (der Kahle), welcher zu jämmerlichen Zerwürfnissen Anlaß gab. Denn von seiner schönen Judith beherrscht, wendete der Kaiser diesem Knaben eigenmächtig Alemannien zu; das verdroß die Bischöfe und seine Brüder und sie stürzten erst den Minister, dann empörten sie sich wider den eigenen Vater. Der Papst Gregor IV. mischte sich drein und — nahm Partei für die rebellischen Kinder! a. 833 standen sich Vater und Söhne bei Kolmar mit Heeren gegenüber. Der Papst war ungeladen gekommen und begab sich in's kaiserliche Lager, „um nach seinem Amte Frieden zu stiften." Leider ließ sich der Kaiser in Unterhandlungen mit ihm ein: denn hiebei wußte der Papst auf das auch von den Söhnen bearbeitete kaiserliche Heer einen solchen Eindruck zu machen, daß es in einer Nacht in's jenseitige Lager überging. Der Kaiser war verraten. Daher heißt die Ebene bei Kolmar, vorher Rotfeld genannt, das Lügenfeld bis auf den heutigen Tag. Als sich der Alte am Morgen von fast allen seinen Treuen verlassen sah, warf er sich seinen Kindern in die Arme. Lothar nahm ihn in seine Gewalt, trennte ihn von Judith und ihrem Sohn, und die Brüder teilten sich ins Reich.

Lothar aber, der schon seit 825 den Kaisernamen führte und nun zu seinem Italien Austrasien erhielt, wollte sich des Thrones für immer versichern; darum suchte er, im Verein mit den Bischöfen, den Vater recht verächtlich und damit unfähig zum Kaiseramte zu machen, trieb ihn also dazu, daß er öffentliche Kirchenbuße that, knieend in der Kirche, ein Papier in der Hand, welches das Bekenntnis einer Reihe der schwersten Versündigungen enthielt, darauf seine Waffen ablegte und in einen härenen

Rock schlüpfte. Dann sperrte Lothar ihn ein und hielt ihn in strenger Haft. Allein dieses schnöde Verfahren entrüstete alle Welt, besonders die Deutschen. Auch der junge Ludwig war darüber empört. Er und Pippin hatte es ohnedem nicht zur völligen Absetzung des Vaters kommen lassen wollen. Der junge Ludwig rief jetzt die deutschen Stämme für den Vater unter die Waffen, einmütig erhoben sie sich für ihren bemitleideten Kaiser. Auch Pippin trat zu; und die beiden Brüder hatten den armen Vater bald befreit, 834, und wieder auf den Thron gesetzt. Als Kaiser „durch die wiederkehrende Gnade Gottes" verzieh er dem Lothar großmütig und überließ ihm Italien, 835 wurde er wieder feierlich gekrönt.

Aber der schwache Mann handelte nach so schmerzlichen Erfahrungen abermals so thöricht, daß er sein Schoßkind Karl in auffallendster Weise begünstigte. Er gab ihm 837 Belgien und viel Land dazu, ja als Pippin 838 starb, wies er ihm, von der Judith beschwatzt, noch dessen ganzes Gebiet zu. Und während er den gottlosesten seiner Söhne, den Lothar, durch anderweitigen Vorteil beschwichtigte, verkürzte er gerade den Ludwig am meisten, der doch das meiste zu seiner Wiedererhebung beigetragen hatte. Das erbitterte diesen so sehr, daß er nochmals die Waffen wider den Vater ergriff und das rechtsrheinische Land sich unterwarf. Beide Ludwig, der alte und der junge, rückten gegeneinander zu Felde. Der Sohn mußte fliehen und sollte nun auch Bayern verlieren. Aber dem kranken Vater war das Herz vollends vor Gram gebrochen; er starb noch im Feldlager, auf einer Insel des Rheins, 840.

Sein Halbbruder, der Erzbischof Drogo, ermahnte den Sterbenden, ohne Groll gegen seinen Sohn aus der Welt zu scheiden. Da sprach er nach einigem Zögern: „Ich rufe Gott und Euch zum Zeugen an, daß ich meinem Sohn alles, was er gegen mich gesündigt hat, vergebe; an Euch aber wird es sein, ihn zu erinnern, daß er meine grauen Haare mit Herzeleid in die Grube gebracht hat." Er wurde in Metz bestattet.

§ 5. Die Teilung von Verdun.

So hinterließ denn Ludwig drei Söhne, Lothar und Ludwig aus erster und Karl den Kahlen aus zweiter Ehe. Lothar wollte nicht nur die Kaiserwürde behaupten, sondern auch seine Brüder an ihren Reichsanteilen schmälern, wo nicht das ganze Reich sich allein zueignen. Da schloßen Ludwig und Karl, obwohl bisher feindlich gegen einander, ein Schutz- und Trutzbündnis gegen den ältesten, das sie mit feierlichem Schwure heiligten. (Fig. 153 zeigt eine verkleinerte Nachbildung der von Nidhard, einem Enkel Karls d. Gr. stammenden, in Paris erhaltenen Niederschrift dieses Schwurs; sie bildet zugleich das älteste Denkmal der Scheidung deutscher und französischer Sprache.) Und es entstand unter den Enkeln Karls des Großen ein blutiger Bruderkrieg.

Die verbündeten Brüder besiegten den Lothar in der Schlacht auf dem Ries, dann in der großen, blutigen bei Fontenay, 841. Indessen wollten sie ihn nicht verderben, nur beschränken; sie ließen sich in Unterhandlungen mit ihm ein und erwiesen sich dabei im Blick auf die Einfälle der Normannen so billig, daß dieselben endlich zum Ziele führten. So schlossen denn die drei Brüder 11. August 843 im Beisein aller Großen des Reichs den weltberühmten **Vertrag zu Verdun**, durch welchen das ganze Reich des Großvaters in drei Reiche geschieden ward, nämlich in Ostfranken, Westfranken und Italien.

Lothar empfing nebst dem Kaisertitel das schöne Italien und dazu noch einen Landstreifen links des Rheins von der Nordsee bis zum Mittelmeer herab. Südlich bestand dieser Strich aus Burgund und nördlich aus dem nachherigen (von Lothar benannten) Lothringen, weiter Friesland; er ging mitten durch die Gebiete der andern Brüder durch. — Karl II., der Kahle, erhielt alles Land gegen Abend, Westfranken oder das nachmalige Frankreich.



Maurische Emire vor Karl dem Großen zu Paderborn.

er ein Mönch in Prünn, 855, um sich seiner Gewissensnot ledig zu machen! Er teilte sein Reich unter seine drei Söhne, von welchen der älteste, Ludwig II., den Kaisernamen empfing. Die jüngern starben noch vor ihm und er endete 875 kinderlos. So war diese Linie der Karolinger erloschen. Was nordwärts vom Rhone lag, war schon 870 zwischen Frankreich und Deutschland geteilt worden.

Wie ging's mit der andern Linie in Frankreich? Karl der Kahle lebte noch, als Ludwig II. entschlief, und er erlangte 875 bittend und opfernd vom Papste die Kaiserkrone, welche mithin als Geschenk Roms von den italischen Karolingern zunächst auf die französischen überging. Sie schmückte jedoch nur zwei Jahre lang das kahle Haupt, dann fiel auch dieses in des Todes Staub, 877. Nachkommen oder Verwandte desselben erhielten sich noch 110 Jahre auf dem Throne. Das war aber eine Reihe unreifer Regenten, wie schon ihre Namen andeuten: einer hieß der Stammler, ein anderer der Einfältige, wieder ein anderer der Faule. Die großen Vasallen rissen immer mehr Macht an sich, machten ihre Lehen erblich, ja fragten nicht mehr nach dem König. Graf Otto von Paris wurde 888 zum König gewählt, aber einem seiner Nachfolger gehorchten zuletzt nur mehr zwei Städte. Die Verachtung des Herrscherhauses war zuletzt so groß geworden, daß nach dem Tode des Faulen, 987, ein noch übriger des Geschlechts vom Throne ausgeschlossen und ein gewisser Hugo Capet, Herzog von Franzien und Graf von Paris, der mächtigste Große des Reichs, darauf gesetzt wurde. Er war der Enkel eines sächsischen Recken Witichin, der unter Karl d. Gr. nach Neustrien gekommen war, im Herrendienst sein Glück zu machen, und Sohn einer Schwester Kaiser Ottos. Somit stieg in Frankreich ein neues Königshaus auf, das der Kapetinger. Diesem sind alle französischen Könige bis auf die letzten, die in unserem Jahrh. verjagt wurden, entsprossen. Die Kapetinger waren allerdings bessere Leute, wenn auch nicht eben hochbegabte. Es befinden sich wenigstens viel tüchtige und namentlich aufrichtig gottesfürchtige darunter. Das Königtum in Frankreich hob sich unter ihnen allmählich wieder.



Fig. 154. Münze Hugo Capets. (Nach de Witt.)

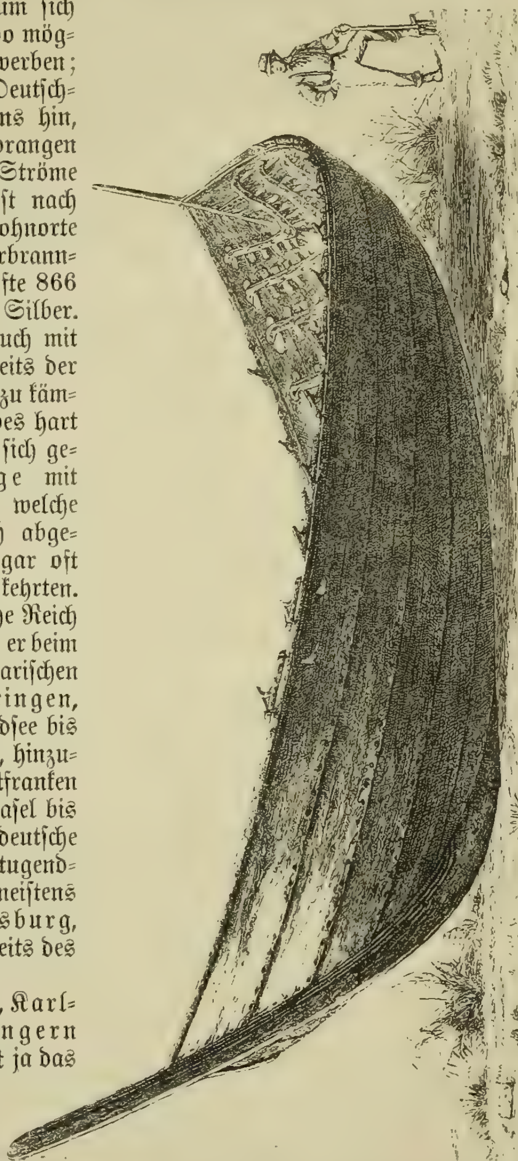
VII. Das Deutsche Reich im Aufsteigen.

Wir haben also seit 843 ein selbständiges Deutsches Reich. Ich werde jeden deutschen König durch die Jahrhunderte hindurch mit Namen anführen, aber freilich bei ihrer vielen nur weniges berichten können. Übrigens findet ein großer Wechsel hinsichtlich der Geschlechter statt, aus denen sie entsproßten. Doch nahmen aus manchen Fürstenhäusern einige oder mehrere (meist nacheinander) den deutschen Thron ein, und so redet man von Karolingern, Sachsen, Franken oder Saliern, Hohenstaufen, Luxemburgern und Habsburgern auf diesem Throne.

§ 1. Die Karolinger.

Karls des Großen Enkel Ludwig, des frommen Ludwigs Sohn, ist der erste König Deutschlands (843—76); er führt darum auch den Beinamen der Deutsche. Ohne Frage der tüchtigste von seinen Brüdern. Derselbe hatte aber eine recht unruhige Regierung. Es empörten sich gegen ihn seine eignen Söhne und erinnerten ihn an seine eigene Schuld. Dann machten ihm s. 845 die Normannen

viel zu schaffen. So hießen die Bewohner von Norwegen, Schweden und Dänemark; diese, germanischen Geblüts und noch Heiden, stark, kühn und wild, fielen damals häufig und zahlreich in die fremden Länder ein; Fürstensöhne z. B., welche daheim kein Besitztum und keine Aussicht hatten, fuhren unter dem Namen „Seekönige" auf Schiffen aus, um sich auswärts Ruhm, Beute und wo möglich ein eigenes Land zu erwerben; sie fuhren an den Gestaden Deutschlands, Frankreichs, Spaniens hin, ja bis nach Italien hinab, drangen durch die Mündungen der Ströme tief in die Länder ein, selbst nach Rußland, überfielen die Wohnorte am Ufer, plünderten und verbrannten sie. Karl der Kahle erkaufte 866 ihren Abzug mit 4000 Pfd. Silber. — Mit ihnen, dann aber auch mit den Slaven im Osten, jenseits der Elbe, hatte Ludwig beständig zu kämpfen. Zum bessern Schutze des hart angegriffenen Reichs sah er sich gedrungen, wieder Herzoge mit größerer Macht einzusetzen, welche sein Großvater wohlweislich abgeschafft, da sie ihre Macht gar oft gegen den Oberherrn selbst kehrten. Indessen gewann das Deutsche Reich unter ihm an Ausdehnung, da er beim frühen Aussterben des Lotharischen Hauses 870 das schöne Lothringen, welches damals von der Nordsee bis über Straßburg heraufreichte, hinzubrachte. So umfaßte nun Ostfranken alle deutschen Stämme von Basel bis nach Friesland. Dieser erste deutsche König residierte mit seiner tugendreichen Gemahlin Emma meistens zu Frankfurt und Regensburg, den ältesten Königssitzen diesseits des Rheins.


Fig. 155. Ansicht eines bei Nydam (Schleswig) 1863 entdeckten Normannenbootes (25 m lang, 3 m breit). Nach Engelhardt.

Er hinterließ drei Söhne, Karlmann, Ludwig den Jüngern und Karl III. Aber jetzt geht ja das liebe Deutsche Reich schon auseinander! denn die Brüder teilen es unter sich, wie der Vater auf dem Reichstag in Forchheim 872 bestimmt hatte. Karlmann erhielt Bayern, wozu dazumal noch Österreich und Kärnten gerechnet ward; Ludwig der Jüngere Franken mit Thüringen, Sachsen, Friesland und Lothringen; er schlug 876 bei Andernach Karl den Kahlen, der den Rhein zu Frankreichs Grenze machen wollte; Karl der Dicke empfing Ale-

banus Maurus, ein Mainzer, Alkuins bester Schüler, der hochberühmte Abt des Klosters Fulda, welcher als Erzbischof von Mainz starb (856). Beide haben uns philosophische und theologische Schriften hinterlassen.

Aus Ludwigs I. Zeit besitzen wir noch ein ausgezeichnetes geistliches Dichtwerk, betitelt der Heliand (Heiland), von einem unbekannten Sachsen, der wahrscheinlich von einer angelsächsischen Dichtung Cädmons angeregt war. Es ist eine eigentümliche Darstellung der evangelischen Geschichte in Form altdeutschen Lebens; da werden die Apostel als Helden und die frommen jüdischen Weiber als Edelfrauen aufgeführt. Merkwürdig ist, wie in dieser den damaligen Deutschen annehmlichsten Form der ihnen noch anklebende heidnische Stolz und Trotz niedergekämpft wird; denn die Helden und Heldinnen sind es eben in der Selbstverleugnung, im Leiden und in der Liebe. Etwas später schrieb Otfrid, ein elsässischer Mönch, die evangelische Geschichte in Reimen für die Oberdeutschen.

Im allgemeinen wogte jedoch die Finsternis immer stärker in die Kirche herein. Die Bischöfe, diese Hirten und Wächter der Kirche, wurden weltliche Herren; sie erhielten von den Königen in den Besitzungen ihrer Stifter auch häufig die weltliche Gerichtsbarkeit und Verwaltung, kein Wunder, wenn sie dabei selbst verweltlichten und ihr heiliges Amt vernachlässigten. Und wie sie, so sank auch die untergeordnete Geistlichkeit immer tiefer. Ihrer viele waren so unwissend, daß sie nicht lesen konnten. Sie sagten selbst ohne Hehl: nescio literas, ich kenne die Buchstaben nicht. Sie leierten beim Gottesdienste das Auswendiggelernte her, machten ihre Ceremonien und damit war das Amt gethan. Was sollte da mit dem Volke werden, mit dem Volke, das durch die Fehden seiner Fürsten und die Einfälle wilder Horden so sehr verstört und verwildert wurde? Unwissenheit, Aberglaube und Sittenlosigkeit wurden immer größer. — Recht bedenklich war es auch, und wenn schon in manchen Fällen nützlich, im ganzen doch verderblich, daß der Papst immer größere Macht erlangte. Die Schwachheit der weltlichen Herrscher kam dabei den kräftigen Leuten, welche dazumal den römischen Stuhl einnahmen, sehr zu statten. Diese verstanden die Gelegenheiten, ihr Ansehen zu mehren, vortrefflich zu benutzen, und es glückte ihnen, sich immer höher emporzuheben.

Zur Steigerung der päpstlichen Macht dienten insonderheit die pseudo-isidorischen Dekretalen (Bestimmungen). Ein spanischer Bischof des 7. Jahrh., Isidor von Sevilla, hatte eine Sammlung von Kirchengesetzen veranstaltet, wie sie durch Konzilienbeschlüsse und Entscheidungen früherer römischer Bischöfe Geltung erlangt hatten, und diese Sammlung war im Abendlande zu hohem Ansehen gekommen. Nun erschien um 850 eine verfälschte Ausgabe dieses Werkes (daher „pseudo- d. h. falsch-isidorische Dekretalen"), darin stehen 90 erdichtete Schreiben alter Päpste; fränkische Bischöfe hatten sie fabriziert, die lieber dem fernen Papst, als ihrem Metropoliten und der weltlichen Obrigkeit gehorchten. Allein die Blindheit des Zeitalters war so im Steigen begriffen, daß man sie bald als das echte Werk Isidors hinnahm. Darin wird nun der Papst über die Maßen erhöht. Da ist er nicht der Erste der Bischöfe, sondern der Herr über sie alle. Die Metropoliten stehen unter ihm und müssen seiner Befehle gewärtig sein, und die anderen Bischöfe haben sich nicht nach den Verordnungen der Metropoliten, sondern nach den seinigen zu richten; er ernennt alle Bischöfe, Erzbischöfe und ist Richter über allen; in allen Streitigkeiten derselben soll an ihn appelliert werden und er kann überall einschreiten auch ohne Appellation; er beruft die Konzilien und diese stehen unter ihm, so daß die Beschlüsse derselben nur gelten, wenn er sie bestätigt hat; er hat die höchste Leitung und das höchste Wort in allen kirchlichen Angelegenheiten; er ist der sichtbare Stellvertreter des unsichtbaren Hauptes der Kirche Jesu Christi. Ebenso ist er mit der Kirche völlig unabhängig vom Staate; kein weltlicher Herrscher kann ihm in die Regierung der Kirche etwas einreden; er aber hat die Aufsicht über den Glauben und die Sitten aller Fürsten, und sie müssen sich hierin nach seinen Geboten richten und er kann sie, wo sie es brauchen, strafen.

Der erste Papst, der sich auf die falschen Dekretalen berief, war der geistesstarke Nikolaus I. (858—67). Und man muß sagen, der Handel, in dem er es that, war darnach, daß er es um so mutiger thun konnte. Lothar II., König von Lothringen

(Sohn jenes ersten Lothars) wollte sich von seiner Gemahlin Dietberga scheiden lassen, um seine Buhlerin zur Königin zu machen. Darum dichtete er derselben schwere Vergehungen an, die niemand glaubte. Gleichwohl sprach eine Landessynode, Erzbischöfe von Köln und Trier an der Spitze, die Scheidung und Neuvermählung aus, 862, weil Dietberga unfruchtbar war, Waldrada Kinder hatte. Die verstoßene Dietberga rief aber den Beistand des Papstes an und Nikolaus, gemäß der Macht, die ihm die Dekretalen beilegen, erklärt den Synodalausspruch für nichtig, schließt die beiden Bischöfe vom Priesterstand aus und gebietet dem Könige bei Strafe des Bannes (des Ausschlusses aus Kirche und Himmelreich), sein rechtmäßiges Weib wieder zu sich zu nehmen. Und der König — gehorchte, 865.

So gelang es dem Papst im Abendlande. Aber im Morgenlande, über das er auch seinen gebietenden Stab ausstrecken wollte, gelang es ihm nicht. Ja, durch sein Bestreben, auch dort zu herrschen, wurde der kirchliche Riß zwischen Ost und West nur größer und völlig.

Der Hof zu Konstantinopel hatte den gottesfürchtigen und freimütigen Patriarchen Ignatius ab- und den gelehrten Photius an seinen Platz gesetzt. Ignatius klagte in einem Rundschreiben und Kaiser Michael III. rief den Papst Nikolaus zum Richter auf. Das war diesem Wasser auf seine Mühle. Er hielt eine Synode zu Rom, 863, ließ durch diese die Absetzung des Ignatius für ungültig erklären und gebot dem Photius, sogleich von seinem Stuhle herabzusteigen mit Ausspruch des Bannes, falls er nicht gehorchen würde. Aber Photius, von seinem Hofe gestärkt, sprach hinwiederum 867 den Bann über Nikolaus und seine Anhänger aus. Dieser dagegen wußte den von Griechen bekehrten König der Bulgaren auf seine Seite zu ziehen 866. Nun trat in Konstantinopel mit Basilius (867—86) eine neue Dynastie auf, welche den Ignatius wieder einsetzte, nach seinem Tode aber 878 den Photius zum Patriarchen machte, welcher auf einer Synode 880 den griechischen Sonderglauben festsetzte, da denn dem Papste nur das abendländische Primat zuerkannt wurde. — Die entstandene Kluft wurde noch weiter, als 1054 über der Frage, „ob gesäuertes oder ungesäuertes Brot im hl. Abendmahl zu gebrauchen sei“ (die Lateiner gebrauchten das letztere, die Griechen das erstere), die kirchlichen Häupter zu Rom und Konstantinopel gegenseitig sich und ihre Kirchen aufs neue verfluchten. Alle Versuche zur Wiedervereinigung sind bisher fehlgeschlagen; und sie müssen fehlschlagen, so lange nicht die griechische Kirche dem Papst sich unterwirft, wozu sie wohl niemals Lust bezeigen wird. Übrigens hat die griechische Kirche sich auch fortwährend verschlechtert und ist nicht weniger verderbt als die römische.

§ 3. Die sächsischen Kaiser.

Den deutschen Herrschern aus dem sächsischen Fürstenhause geht einer voraus, der noch nicht zu ihnen gehört. Nach dem Tode Ludwigs des Kinds hätten manche Herzoge am liebsten den Königsthron gar bei Seite geschoben; allein das ging doch nicht an. Die Grafen und Bischöfe riefen laut, daß der Notstand des Vaterlandes durchaus ein gemeinsames Oberhaupt erheische, und so wurde Nov. 911 auf den selbstlosen Rat des greisen Otto von Sachsen Konrad, Herzog von Franken, in Forchheim zum König gewählt.

Deutschland war also jetzt (eigentlich schon von Arnulf an) ein Wahlreich; sein König wurde gewählt und wenn er starb, ein neuer. Gewiß ist solch eine Wahlverfassung keine glückliche; schon darum nicht, weil es da beim Thronwechsel begreiflicherweise häufig Streit und öfters die ärgste Wirrsal giebt, und auch darum nicht, weil mancher, der gern die Krone trüge, versucht ist, Versprechungen an die Wähler auf Kosten derselben zu machen. Das Letztere geschah fast bei jeder Königswahl, wodurch die königlichen Rechte immer mehr geschmälert wurden. Übrigens wählten jetzt noch nicht bloß die Fürsten, sondern auch der übrige hohe Adel (Grafen und Freiherrn) und die hohe Geistlichkeit (Bischöfe, Äbte) und das Volk stimmte zu. Bemerke, daß zum Wesen dieses deutschen Reichs gehörte, keine Hauptstadt und keine festen Grenzen zu haben. Sein Herz ist bald hier bald dort, und seine Grenzen verlaufen allmählich in Unbotmäßigkeit und Fremdherrschaft.

Konrad I. (911—18), ein redlicher und tapfrer Mann, bemühte sich ernstlich, das so sehr geschwächte königliche Ansehen wieder herzustellen; allein es gelang ihm bei aller Thatkraft nicht, wie er wünschte: er galt für einen Pfaffenkönig, der die Herzoge zwang, um ihre Selbsterhaltung zu kämpfen. Lothringen konnte er nicht behaupten, nur das Elsaß; durch Einflüsterungen der Geistlichkeit ließ er sich bewegen, den Erben jenes Otto zu kränken, und die Schwabenherzoge, seine Schwäger, strafte er 917 durch Hinrichtung. Zur Vermehrung seiner Not gereichten ihm erneuerte Einfälle der Ungarn, welche im Reiche raubten und mordeten bis über den Rhein hinüber. Da er sich eben anschickte, ihnen kräftig zu begegnen, ward er krank. Sterbend ermahnte er seinen Bruder Eberhard, auf die Nachfolge in der Königswürde zu verzichten; die Wohlfahrt des Reichs erheische den Mächtigsten und Tüchtigsten zum Könige, und das war — sein Hauptgegner, der Herzog von Sachsen, den er nun zu seinem Nachfolger empfiehlt. Der Sachse wird zu Fritzlar gewählt, als der edle Franke seine Augen zugeschlossen, und Bruder Eberhard bringt selbst die Reichsinsignien (Mantel, Lanze, Schwert und Krone der alten Könige) zu dem Sachsen, den er auf dem Vogelfang getroffen haben soll.



Fig. 156. Siegel Konrads I. (Von einer Urkunde in Berlin.)

Es gehen jetzt herrliche Gestalten an uns vorüber.

Heinrich I. (916—36).

Der gewählte König Heinrich I. war ein männlich schöner Herr, von einfacher Sitte, dazu hochverständig, ernst und kräftig, ehern beharrlich, gerecht und mild, demütig vor Gott. Als der Erzbischof von Mainz ihn salben wollte, lehnte er dankend ab: „Mir genügt die Wahl der Sachsen und Franken; hebt Salböl und Krone für Würdigere auf; für mich ist diese Ehre zu groß.“ Er deutete an, daß er der Kirche frei gegenüber stand.

Da die Herzoge von Schwaben und Bayern, welche bei seiner Wahl nicht zugegen gewesen, ihn nicht anerkennen wollten, zog er erst gegen den Schwaben, dann gegen den Bayer, schon mehr mit versöhnlicher Rede; und sie unterwarfen sich und ehrten und liebten ihn, jemehr sie ihn kennen lernten. a. 921 zog er über den Rhein, um Lothringen wieder zu gewinnen, welches sich dem französischen Könige untergeben hatte. Mit diesem Könige, Karl dem Einfältigen, machte er Freundschaft und unterwarf sich 923 die Provinz. Von da an ist Lothringen gegen 700 Jahre lang ein Teil des Reichs gewesen; dieses war nun vereinigt.

a. 924 machten die Ungarn neue Einfälle, ob denen Schrecken und Entsetzen das Reich durchdrang. Da sah man allenthalben wieder hohle ausgeleerte Räume, lodernde Gebäude, rauchende Trümmer, Haufen Hingewürgter und Koppeln Gefangener, die sie an den Haaren zusammengebunden mit sich fortschleppten. Gegen diese furchtbaren Feinde war noch keine ausreichende Macht vorhanden; Heinrich vermied jede Schlacht und schloß sich in seiner Burg Werla ein. Doch vermochte er sie durch Herausgabe eines ihrer Fürsten, der glücklicherweise in seine Gefangenschaft geraten war, und durch das Versprechen eines jährlichen Tributs, zu neunjährigem Waffenstillstand, wenigstens für Sachsen, zu bewegen. Die erlangte Frist benützte er aufs beste, einst anders mit ihnen zu reden.

Emsig übte er seine Deutschen in den Waffen. Namentlich schuf er eine tüchtige Reiterei gegen die gefährliche ungarische; aus dem Volksheere wurde ein Ritterheer. Dann ließ er Ort-

schaften und Klöster mit Mauern und Gräben umziehen und bauete Schutztürme und Zufluchtsburgen, damit bei feindlichem Einbruch das Volk aus den Höfen sich dahin flüchten könnte. So entstanden die Städte Merseburg, Nordhausen, Quedlinburg, Meißen 2c. Viele Städte, an denen besonders Sachsen und Thüringen so arm waren, verdankten Heinrich ihre Entstehung, darum er auch den Namen Städtebauer empfing. Der neunte Mann von den Dienstleuten auf den Domänen mußte in die Stadt ziehen, während die acht ihm sein Feld bestellten. Dabei stellte er mit Weisheit und Kraft Ordnung im Reiche her und schritt insonderheit strengstrafend gegen die innern Fehden ein, auf daß nicht die Deutschen thörichterweise sich selbst schwächten.

Nach drei Jahren übte er seine Krieger im Ernste, indem er wider die slavischen Heveller und Daleminzier hinter der Elbe zog, welche auch häufig die Grenze beunruhigten. Er eroberte Brennabur und stiftete dort eine Markgrafschaft, aus der die Mark Brandenburg geworden ist. a. 929 drang er in Böhmen ein, dessen Herzog sich selbständig gemacht hatte; er eroberte die Hauptstadt Prag und zwang den Herzog, ihm den Lehenseid zu leisten. Dann besiegte er auch die Wenden und eroberte 932 die Lausitz.

Die neun Jahre des Waffenstillstandes mit den Ungarn gingen zu Ende und Deutschland war gegen sie gerüstet. Da ermahnte Heinrich zuvor auf einer Versammlung seine Sachsen, standhaft zu streiten gegen die, welche ihrer Kinder Habe raubten, und fest auf den wahrhaftigen Herrn zu trauen, der auch sie erlösen werde. Alles Volk gelobte mit aufgehobenen Händen, seiner Ermahnung zu folgen. Und als dann ungarische Gesandte kamen, um neuen Tribut zu holen, wurden sie mit Hohn abgewiesen. Da brach 933 ein ungeheurer Schwarm dieser Unmenschen in Sachsen ein. Heinrich rückte ihnen mit seinem wohlgeübten Heere entgegen. Voran flattert das Banner des Erzengels Michael und der König schwingt in seiner Hand „die h. Lanze“ (ein Geschenk des Burgunderkönigs mit Kreuznägeln). Bei Riade (Rieteburg) an der Unstrut treffen sie zusammen. Die Feinde rennen auf ihren schnellen Rossen an, erschrecken aber an den dichtgeschlossenen Reihen der Deutschen und geben bald die Flucht. Heinrichs Reiter jagen ihnen nach und ereilen zwar wenige, erstürmen aber das Lager und befreien viele Gefangene, 15. März 933.

Die Deutschen errangen den vollkommensten Sieg, und der König gab Gott die ganze Ehre. Noch alljährlich wird im Kirchspiele Keuschberg dieser Sieg durch eine Predigt und Vorlesung der Geschichte der Schlacht gefeiert. Von dem Gelde, das sonst die Ungarn als Tribut erhielten, ließ Heinrich neue Kirchen aufbauen und Arme pflegen. Auch ließ er die Töchter der gefallenen Edeln im Stifte zu Quedlinburg anständig erziehen. Die Ungarn aber wagten sich nicht mehr an die Sachsen so lang Heinrich lebte.

Darauf zog er gegen die Dänen, welche die Slaven in ihren Unternehmungen gegen Deutschland unterstützt hatten. Er drang über die Eider vor und machte Schleswig auf 100 Jahre zu einer deutschen Markgrafschaft. Der treffliche Mann wollte noch mehr ausführen; aber auf der Jagd im Harz traf ihn ein Schlag. Er konnte noch den Fürsten seinen zweiten Sohn Otto empfehlen und schied ruhig dankend 2. Juli 936 auf seiner Pfalz Memleben (Mimiliba). Er wurde in Quedlinburg bestattet, der Gründer des deutschen Reichs.

Otto I., der Große (936—73).

Den ruhmbekränzten Vater überstrahlte noch der Sohn. Der 21jährige war von hoher majestätischer Gestalt; seine großen Augen leuchteten, an seinem schöngeröteten Antlitze wallte hellblondes Haar herab, das in einem stattlichen Barte sein Kinn umzog; seine Brust hob sich mächtig. Ein geborner Herrscher, wie Karl der Große, den er sich auch in allem zum Muster erlesen. Er hatte noch einen größern Geist als sein Vater und dessen edles Herz. Aber leichter war er erzürnt und dann wie ein brüllender Löwe; doch ließ er sich bald wieder besänftigen und trug niemanden etwas nach. Sein ganzes Wesen ist unbeugsam fest, verschlossen, doch ohne Falsch. War Heinrich mehr ein Oberherzog gewesen, so wollte Otto nun wirklicher König der deutschen Völker sein.

Otto wurde 8. Aug. 936 zu Aachen in voller Versammlung der weltlichen

und geistlichen Großen auf den Marmorstuhl Karls gehoben; dann gelobten sie ihre Treue durch Handschläge. Veranschaulichen wir uns seine Krönung. Der Erwählte wurde in feierlichem Zuge in die Marienkirche geführt. Der Erzbischof von Mainz, als erster Priester des Reichs, führt ihn auf Karls Grabstein und stellt ihn dem Volke mit den Worten vor: „Sehet hier den von Gott erkorenen und von den Fürsten einmütig gewählten König Otto! Gefällt euch die Wahl, so erhebt eure Rechte!" Alle streckten mit freudigem Zurufe die Hand empor. Darauf führte ihn der Erzbischof an den Altar, auf welchem die Reichskleinodien lagen, und übergab ihm jedes Stück mit einer Ermahnung; beim Schwerte sprach er: „Nimm und führe es den Feinden Christi zum Schrecken, der Christenheit zum Heil!" beim Scepter: „Züchtige väterlich die Untergebenen, sei barmherzig gegen die Diener Gottes, die Witwen, Waisen und Armen; nimmer versiege auf dem Haupte das Öl des Erbarmens, auf daß du die unvergängliche Krone empfahest!" Zuletzt salbte er ihn an der Stirne und setzte ihm mit Beihilfe des Kölners die Krone aufs Haupt, worauf Otto den Thron bestieg, während die Messe gesungen ward.

Darnach zogen sie aus der Kirche in die Pfalz, wo das Krönungsmahl an einer Marmortafel gehalten wurde. Bei dieser Krönungsfeier erschienen zum erstenmal die vier Erzämter oder höchsten weltlichen Reichs-Würden und Dienste. Der Herzog von Lothringen war Erzkämmerer, als welcher er für Herberge und Haushalt des Königs zu sorgen hatte, Eberhard von Franken war Erztruchseß, welcher die Tafel ordnete, Hermann von Schwaben Erzschenk, welcher den Wein kredenzte, Arnulf von Bayern Erzmarschall, welchem die Sorge für das Rittergefolge und den Marstall oblag. Diese Erzämter blieben nicht für alle Folgezeit bei denselben Fürstentümern.

So glänzend Otto sein Königtum antrat, so müh- und schmerzvoll wurde ihm die Führung desselben, was er freilich durch seine Leidenschaft teilweise selbst verschuldete. Er hatte eine Reihe von Kämpfen mit mächtigen Vasallen und Anverwandten zu bestehen; denn er war entschlossen, die selbständige Macht der Herzoge zu brechen. Nicht bloß der edle Frankenherzog, auch seine zwei Brüder, sein Schwager, sein Tochtermann und sein eigener Sohn Liutolf empörten sich gegen ihn. Doch unter Gottes Beistande siegte sein mächtiger Arm über alle, und eine günstige Lenkung half ihm aus den mißlichsten Lagen heraus. Er konnte dann aber auch seinen Schuldigern großmütigst verzeihen, wie schwer sie sich gegen ihn vergangen hatten. Seinem Bruder Heinrich, der sich zweimal wider ihn erhoben und selbst nach der Königskrone getrachtet hatte, vergab er 941 zum andernmale, da er im Bußgewand vor ihm niederfiel, und belehnte ihn 945 mit dem erledigten Herzogtum Bayern, wodurch derselbe so gerührt wurde, daß er ihm nun zeitlebens aufs treuste anhing. Seinen Freunden erwies er sich gütigst, dankbar bis zur äußersten Selbstverleugnung. Seinem besten Freunde, Hermann Billing, der ihm den rebellischen Böhmenherzog Boleslav in schwerem Streite wieder unterworfen, trat er 947 sein eigenes Herzogtum Sachsen ab, so daß er selbst außer Franken kein Gebiet mehr im Reiche hatte. Doch führten ihm die getreuen Vasallen immer Volks genug zu seinen Kriegen zu. Und überall kämpfte er glücklich.

Gereizt von dem strengen Grafen der Ostmark, Gero, standen alle Slaven von der Elbe bis zur Oder wütend auf; sie werden von Otto bezwungen und Boleslav II. von Böhmen nahm das Christentum an. Durch seinen Markgrafen Gero zwang er den Herzog Miesko von Polen, die deutsche Lehenshoheit anzuerkennen. Der Dänenkönig Harald, der Blauzahn, fiel in die Markgrafschaft Schleswig ein; Otto treibt ihn 947 hinaus und befestigt die Nordgrenze. Frankreich durchzog er zweimal bis zur Seine.

Auch Italien brachte Otto wieder zum Reich. Dort und besonders in Rom war es bunt und greulich hergegangen. Seit 914 hatten drei liederliche Weibsper-

sonen, Theodora und ihre Töchter Theodora und Marozia, den römischen Stuhl beherrscht und ihre Söhne, Enkel und andere Leute ihres Beliebens, die schändlichsten und unfähigsten Menschen zu Päpsten gemacht. Dazu stand im ganzen Lande Partei gegen Partei, und das Haupt bald dieser, bald jener riß die Herrschaft und wohl auch die Kaiserkrone an sich. Zuletzt war ein gewisser Lothar, aus Burgundischem Geblüte, König von Italien gewesen, starb aber so plötzlich 950, daß man glaubte, Markgraf Berengar von Ivrea habe ihn vergiftet. Dieser Berengar eignete sich jetzt das Königstum zu, und um sich darin zu befestigen, wollte er Lothars Witwe Adelheid, die schönste Frau ihrer Zeit, mit seinem häßlichen Sohne vermählen. Allein derselben graute vor einer solchen Verbindung und sie entfloh. Indessen wurde sie eingeholt und auf's ärgste mißhandelt. Willa, die Frau des Berengar, schlug sie mit Fäusten, trat sie mit Füßen, schleifte sie an den Haaren herum. Endlich warf man sie in einen Turm. Otto aber zog durchs Etschthal, nahm ohne Schwertstreich Pavia ein 951 und suchte die Dulderin zu befreien. Ein ihr treuergebener Mönch jedoch, der einen Gang hineingrub, befreite sie noch vorher, und sie konnte sich nach dem Schlosse Canossa retten. Dahin sandte Otto Vertraute, die für ihn, welcher Witwer war, um ihre Hand werben mußten. Bald zog die Liebreizende in Pavia ein, wo der neue König Italiens mit ihr eine prachtvolle Hochzeit hielt. Aber ungestört konnte er seines häuslichen Glückes sich nicht freuen, denn diese Heirat selbst gab Anlaß zum Kriege mit seinem Sohn Liutolf und seinem Tochtermann, die beide über des Königs Bruder Heinrich erbost waren und am Mainzer einen Halt bekamen. So entzündete sich ein gefährlicher Bürgerkrieg; erst 954 unterwarfen sich die Trotzigen.

Von den Aufrührern fast herbeigerufen, machten 955 die Ungarn einen neuen Raubzug. Sie drangen bis Lothringen vor und lagerten dann um Augsburg, das aber von seinem Bischof Udalrich (dem h. Ulrich) trefflich verteidigt ward, bis Otto mit dem Reichsheere herbeikam. Auf dem Lechfelde wurde am 10. Aug. geschlagen. Das ganze Christenheer betet aber zuvor, empfängt das heil. Abendmahl und schwört treu zusammenzustehen, bis in den Tod. Das Banner des Erzengels flattert den 8 Treffen voran, der König schwingt die h. Lanze, und stürmt gegen den Feind an. Es war ein harter Streit vom Morgen bis zum Abend, er entscheidet sich aber völlig für die Deutschen, und das Hunnenheer, gegen 100 000 Mann, wird beinahe völlig aufgerieben. Viel brave Deutsche sind freilich auch gefallen; unter ihnen liegt Otto's Schwiegersohn, der Herzog Konrad von Franken, der zur Sühne seiner vorigen Empörung mit höchster Anstrengung kämpfte, bis ihm, als er den Helm lüftete, ein Pfeil in die Kehle fuhr. Doch nunmehr hatten die Ungarn Deutschland für immer satt, sie kehrten niemals wieder und die Ostmark jenseits der Enns wurde wieder deutsch. Die Völkerwanderung war endlich abgeschlossen.

Im Herbst 961 ging Otto zum andernmal nach Italien. Er hatte dasselbe in abgezwungener Milde dem Berengar als Reichslehen überlassen; aber dieser undankbare Mensch schüttelte während des Bürgerkriegs in Deutschland jegliche Oberherrschaft von sich ab. Er bedrängte auch den Papst in Rom, Johann XII., so sehr, daß dieser 960 den König zur Hilfe herbeirief. Johann war der Sohn des kraftvollen Alberich II., der die Herrschaft seiner Mutter Marozia gebrochen, aber selbst alle Macht an sich gerissen hatte. So vereinigte dieser Johann die geistliche und die weltliche Würde. Nachdem Otto zu Mailand eine Versammlung der Großen Italiens gehalten, durch welche er Berengars Absetzung aussprechen ließ, zog er zu Rom ein und empfing daselbst 2. Febr. 962 vom Papst die Imperatorenkrone, wobei das Volk ihm jauchzend ewige Treue gelobte. Den Zustand der römischen Kirche fand er freilich sehr verkommen und traute dem Papste nicht.

Von nun an blieb die römische Kaiserkrone beständig beim deutschen Reich und darum redet man von einem heil. römischen Reich deutscher Nation, und wir sagen von jetzt an für

gewöhnlich „deutscher Kaiser“ statt „König,“ freilich etwas ungenau, so lange einer die Kaiserkrone nicht völlig aufgesetzt hat. So war nun aber Deutschlands Regent „der Herrscher der Welt“, d. h. er galt für den berufenen Schirmherrn der Christenheit.

Als Otto von Rom nach dem Berengar ausging, schlug sich der liederliche Papst zu der Partei des Feindes, ja rief Griechen, Ungarn und Araber gegen den Kaiser auf. Erzürnt über diese Treulosigkeit, kehrte Otto um, berief eine Synode von deutschen und italienischen Bischöfen und ließ sie trotz den Dekretalen über den Papst richten 963. Sie setzte den Jüngling ab wegen Mord, Meineid und Blutschande; er war auch ein Spieler, Flucher, Wollustdiener rc. Otto ließ an seine Stelle Leo VIII. wählen und zugleich die Römer geloben, künftighin keinen ohne seine Genehmigung zum Papste zu erheben. Leo erklärte jeden für ausgeschlossen, welcher des Kaisers Recht, den Papst zu wählen, beanstanden würde. Da steht der Kaiser noch über dem Papste. — Da Otto unvorsichtigerweise den größten Teil seiner Krieger heimgehen ließ, so griffen ihn darnach die Römer unversehens an, 964. Er schlug sie jedoch mit seinem Häuflein zurückgebliebener Deutschen, und sie schwuren ihm abermals ewige Treue. Kaum aber hat er sich darauf aus Rom entfernt, so jagten sie seinen Papst Leo davon und rufen den abgesetzten Johann zurück, und als dieser schnell stirbt, wählen sie flugs einen andern, Benedikt V. Da kehrt der Kaiser mit verstärktem Heere zurück, erobert Rom, setzt den Leo wieder ein und schickt den Benedikt in die Verbannung nach Hamburg hinauf, während er den Berengar, dessen er endlich habhaft geworden, samt seinem rohen Weibe Willa nach Bamberg in Gefangenschaft sendet. Im übrigen schont er noch. Aber 965, als er nach Deutschland heimgekehrt ist, empören sich die elenden Römer aufs neue. Nun erwacht sein Zorn in seiner ganzen Stärke; er geht zum drittenmal über die Alpen, fährt wie ein Wetter Gottes 966 über Rom her und läßt viele der Frevler hängen und auf andere Weise strafen. Knirschend fügten sich die stolzen Römer und sahen auch den 13jährigen Otto II. als künftigen Kaiser gekrönt. Dann nötigte er den Griechen zur Anerkennung seiner Kaiserwürde.



Fig. 157. Statuen Ottos des Großen und seiner Gemahlin Edith im Dom zu Magdeburg.

Ottos letzte Lebensfrist war schön und erquicklich. Es war ihm vieles gelungen. Er blickte hin auf gefriedigte Lande. Er sah namentlich Deutschlands Wohlfahrt gestiegen und durch seinen Bruder Brun, den Kanzler und Erzbischof, die Geistlichkeit bedeutend gehoben. Er hatte viel zur Ausbreitung des Christentums thun können. Die von ihm für seine slavischen Völker gestifteten Bistümer, Brandenburg, Havelberg, Merseburg, Zeitz, Meißen, wirkten im Segen; auch die für die Normannen gegründeten zu Schleswig, Ripen und Aarhus. Die Großen seines Reichs umringten ihn mit Freude und Huldigung. Von allen Ländern her kamen Gesandte an seinen Hof, selbst von dem großen Omaijadenherrscher Spaniens Abderrahman III.; sie brachten Geschenke und Freundschaftsanträge. Geehrt und gefürchtet im In- und Auslande starb er 6. Mai 973, 62 Jahre alt, in Memleben. In seinem geliebten Magdeburg wurde er begraben.

Ihm folgte sein von der Adelheid geborner Sohn Otto II. (973—83), welcher 972 in Rom mit der Theophano, einer griechischen Prinzessin, getraut worden war. Noch sehr jung, 19 Jahre alt, übernahm derselbe das Regiment über die weitläufigen Länder, doch ein mutiger und tapferer Jüngling, auch edelgesinnt wie der Vater, nur eher erhitzt und beweglicher, wodurch er sich selbst manche Ungelegenheit bereitete. Auch er hatte mit widerspenstigen Verwandten in Bayern zu kämpfen, die er aber gleichfalls bemeisterte. Die Huldigung des Böhmen Boleslav II. mußte er 977 erkämpfen. Ebenso gelang es ihm trefflich gegen den König von Frankreich, der in Lothringen einbrach, Aachen überrumpelte und den Adler auf dem Kaiserpalaste, welcher nach Deutschland schaute, nach Frankreich herumwenden ließ. Otto fährt schnell daher, jagt die Franzosen aus Lothringen hinaus und des Weges hin, wohin jetzt der Adler blickt, bis nach Paris, dessen Vorstädte er verbrennt; den Adler zu Aachen dreht er darnach wieder um 978. Weniger glückt es ihm in Italien.

Dort herrschte wieder große Wirrnis; die Römer hatten einen Papst erschlagen und einen vertrieben; Griechen und Araber bedrängten den Lehensmann in Capua und Benevent. Otto kommt 980 und die trotzigen Römer beugen sich demütig vor ihm. Aber nun wollte er Apulien und Calabrien, die untersten annoch griechischen Landschaften Italiens, in Besitz nehmen, die er als Aussteuer seiner Frau beanspruchte; dort galts jetzt die Araber zu dämpfen. Er drang auch siegreich bis nach Tarent, da verbündeten sich aber die Griechen mit den Arabern und diese brachten ihm bei Cotrone, 982, eine schwere Niederlage bei. Seine Leute suchen ihn umsonst. Er stürzt sich mit seinem Roß ins Meer, und schwimmt nach einem Schiff in der Nähe. Aber es sind Griechen; ein Sklave erkennt ihn und giebt ihn für einen vornehmen Kaiserdiener aus, der nach Rossano fahren wolle. Kaum ankert dort das Schiff, so springt er über Bord und schwimmt ans Ufer zu den Seinigen. Theophano empfing ihn spöttelnd: „Ei, wie haben Euch doch meine Landsleute erschreckt!“ Aber Calabrien war verloren und in Oberitalien gährte es stark. Da hielt er in Verona 983 einen glänzenden Reichstag, auf dem auch seine Mutter Adelheid und seine Gemahlin erschienen, und Deutsche wie Italiener den 3jährigen Otto III. zu seinem Nachfolger wählten. Es gelang ihm, die Oberherrlichkeit im welschen Lande zu behaupten, und nun sollte es gegen die Araber in Sizilien gehen. Aber Venedig weigerte sich mitzuwirken, und nun fielen die Dänen und Wenden ab. Infolge seiner Anstrengungen ergriff ihn ein heftiges Fieber und er starb 28jährig, 7. Dez., zu Rom, wo er sein Grab in der Peterskirche fand.

Sein Söhnlein Otto III. (983—1002), das eben in Aachen gekrönt worden war, wurde von der klugen Mutter Theophano unter Beirat des Mainzer Erzbischofs Willigis, welche samt der Großmutter Adelheid während seiner Unmündigkeit das Reich rühmlich verwalteten, sehr sorgfältig erzogen; nur schien er von der griechischen Mutter und italienischen Großmutter dem deutschen Wesen etwas entfremdet zu werden. Übrigens zeigte er außerordentliche Gaben, so daß man ihn das Wunderkind nannte, und erlangte darum eine reiche Geistesbildung. Auch seine körperliche Ausbildung wurde nicht vernachlässigt und frühe schon ließ man ihn an Feldzügen teil nehmen. Die Slaven wurden durch Eckard von Meißen niedergekämpft oder doch im Zaum gehalten. Schon 995 trat er die Regierung selbst an und unternahm 996 seine erste Römerfahrt, nach welcher der schwärmerische Jüngling ein sehnliches Verlangen trug. Es hatte ihn auch der Papst gegen den übermütigen Patrizier Crescentius, den Sohn der heillosen jüngeren Theodora, zu Hilfe gerufen. Da dieser elende Johann XV. starb, ließ er nach seiner Ankunft in Rom einen Deutschen, seinen strengen Vetter Bruno unter dem Namen Gregor V. zum Papst wählen, von welchem er sofort zum Kaiser gekrönt ward; den Crescentius verbannte er. Aber nach seiner Heimkehr kam dieser wieder und stürzte den deutschen Papst. Darum schickte sich Otto zu einem zweiten Zuge nach Rom. Wohl warf sich Crescentius in die feste Engelsburg, allein die tapfern Deutschen erstürmten sie; der Bösewicht wird enthauptet und sein Rumpf zu einem Warnungszeichen für die empörungssüchtigen Römer aufgehängt, 998. Als dann der wiedereingesetzte Gregor V.

999 verschied, ernannte Otto einfach seinen Nachfolger, den seiner Wissenschaft wegen hochverehrten französischen Erzbischof Gerbert, der als Silvester II. nun gründlich auszufegen und nach den Dekretalen zu schalten anfing.

Von Rom aus wollte nun Otto sein geträumtes Gottesreich regieren mit byzantinischem Ceremoniell. Aber er mußte nach Deutschland zurück, wo er es sehr unbehaglich fand. a. 1000 wallfahrtete er nach Gnesen zum Grabe des h. Adalbert, seines vertrauten Freundes, eines Böhmen, der als Erzbischof von Prag das Christentum bei den Slaven sehr gefördert, auch den ungarischen Prinzen Stephan I. (997—1038) getauft, dann aber unter den heidnischen Preußen das Evangelium verkündigt hatte und 997 erschlagen worden war. Barfuß ging er den letzten Weg zum Grabe und betete an demselben in tiefer Andacht, machte auch Adalberts Bruder zum Erzbischof in Gnesen. Thöricht erließ er dem Polenherzog die Tributpflicht. Ähnlich handelte Silvester, der dem Stephan von Ungarn eine Königskrone schickte und ein Erzbistum Gran gründete. All das empörte die deutschen Bischöfe, die sich vom Papste herrisch behandelt sahen. Weiter begab sich Otto nach Aachen zum Grabe Karls des Großen, das er sich öffnen ließ; er nahm von den Gebeinen einige Gewandreste mit. Dann zog er, voll des phantastischen Gedankens, das römische Reich in seiner ganzen Herrlichkeit herzustellen, zum drittenmale nach Italien. Es war ihm gar so wohl in dem noch in seinen Trümmern majestätischen Rom. Doch wie wurde ihm dieses Babel verleidet! Unversehens empörten sich die Römer, 1001, und belagerten ihn drei Tage in seinem Palaste, und nur dem tapfern Mute treuer Deutschen hatte er seine Rettung zu danken. Und ob er den Treulosen verzeiht, der Aufruhr bricht nochmals los. Tiefgekränkt verläßt er „das falsche Rom“ und strebt nach „dem redlichen frommen Deutschland“ zurück, wo man sich schon darüber beriet, dieses undeutsche Regiment abzuschaffen. Aber er soll das hintenangesetzte nicht mehr sehen; er stirbt noch ledig in Paterno, 23. Januar. Selbst sein Leichnam, den man nach Aachen brachte, wurde auf dem Wege noch von den Welschen angegriffen!


Fig. 158. Heinrich II. empfängt von Gottes Gnaden die Krone, die heil. Lanze und das Reichsschwert. (Aus Heinrichs Missale, jetzt in der Kgl. Bibliothek in München.)

Nun wurde ein Herzog von Bayern, aber ein Urenkel des ersten Heinrichs gewählt, Heinrich II., 1002—24; ein schlauer, ernst gesinnter, arbeitsvoller Regent, der in manchem an Heinrich I. erinnert. Er that, was in seinen Kräften stand, mit Hilfe der Fürsten Ordnung und Ruhe im Reich herzustellen. Auch er machte drei Fahrten nach Italien, doch nur ungern, um die ihm übertragene Macht zu wahren oder erbetene Hilfe zu leisten.

Schon in Oberitalien, wo er einen Thronräuber zu bekämpfen hatte, erfuhr auch er die welsche Treulosigkeit 1004, indem er zu Pavia, kurz nachdem sie ihm die eiserne Krone aufgesetzt und gehuldigt hatten, nachts in seinem Palast umzingelt und nur durch die Tapferkeit weniger deutscher Ritter gerettet ward, welche den wütenden Angriff der Pavenser bis zum Morgen abwehrten, da denn das außerhalb der Stadt lagernde Heer zur Rache herbeikam. Pavia wurde verbrannt. Auf seinem zweiten Zuge nach dem vergewaltigten Rom setzte er den Papst Benedikt VIII. ein, von dem er die Kaiserkrone empfing, 1014. Dieser Papst veranlaßte den dritten Zug, um Beistand rufend gegen die Griechen, welche seit ihrem Sieg über Otto II. mit geschwollenem Kamm in Unteritalien vorwärts drangen, wie auch die Araber. Heinrich warf sie zurück; allein im heißen Sommer entstanden Seuchen unter seinem schönen Heere und rafften den Kern desselben hin, so daß er mit dem übrigen Haufen 1022 mißmutig heimkehrte.

Viel und nicht eben glücklich gekämpft hat er auch mit den Polen, deren Herzog (und König) Boleslav 1003 Böhmen eroberte und 1018 bis Kiew hin alles bezwang, der größte Eroberer seiner Zeit († 1025). Heinrich II. beschäftigte sich ernstlich mit Ausbau und Reinigung der Kirche. Gern stützte er sich gegen den hohen Adel auf die Geistlichkeit, die er aber je mehr und mehr sich und dem Papste dienstbar zu machen suchte; nach bestem Ermessen stellte er die Bischöfe an, während er die Reformbestrebungen, welche damals vom Kloster Clüny (S. 336) ausgingen, angelegentlich unterstützte. Er liegt im Dome zu Bamberg begraben, allwo er das Bistum gestiftet und glänzend ausgestattet hatte. Er wurde später samt seiner Gemahlin Kunigunde unter die Heiligen versetzt. Mit ihm erlosch das Sächsische Kaiserhaus.

§ 4. Noch einiges aus der Zeit der sächsischen Kaiser.

Deutschland war eine Monarchie, aber von eigentümlicher Art. Ein Haupt stand über dem Ganzen: aber die Herzoge und andere Fürsten regierten ihren Landesteil wie eigene Gebieter, obwohl der Kaiser, wo er zugegen war und überhaupt, wo er wollte, überall eingreifen und man auch jederzeit an ihn appellieren konnte, was jedoch begreiflicherweise nicht zu oft geschah. Es war dieses Verhältnis naturgemäß, weil das deutsche Volk sich in verschiedene Stämme schied, und jeder Stamm am liebsten seinen eigenen angestammten Fürsten hatte: aber freilich wurde es dabei dem Kaiser schwerer zu regieren, als wenn die Fürsten seine Beamten gewesen wären. Indessen wußten die kräftigen sächsischen Herrscher doch ihre Vasallen in gehörigem Gehorsame zu halten: obgleich es gewöhnlich war, daß letztere ihre Fürstentümer auf ihre Kinder vererbten, so ließen sie es doch nicht als ein Recht gelten, sondern vergaben oftmals die erledigten Lehen nach freiem Belieben auch an andere. Wenn dann die Hintangesetzten sich empörten, so darf man das nicht zu scharf beurteilen; die verletzte Ehre schien sie oft dazu zu nötigen.

Städte entstanden jetzt aus Burgen, Bischofssitzen und Klöstern, wie aus Handelsplätzen. Neben den Holzkirchen erhoben sich schon auch Steinbauten im romanischen Stil. Deutsche Geschichte wurde, wenn auch lateinisch, doch in deutschem Geiste geschrieben von Widukind, Ruotger, der Nonne Hrotswitha u. a. Und man fühlt im Volk ein fröhliches Frühlingsregen.

Es kamen aber neben den weltlichen die geistlichen Herren immer mehr empor. Kaiser, Fürsten und Geringere schenkten den Stiftern und Klöstern viel, weil man das für ein Gott besonders wohlgefälliges Werk ansah. Weite Landstrecken wurden „der Kirche Gottes“ zugewendet, namentlich von Sterbenden vermacht. Die geistlichen Herren waren auch sehr eifrig darauf, ihr Besitztum durch Kauf und sonst zu vergrößern. So geschah es, daß Bischöfe, auch Äbte, ganze Grafschaften erlangten, ja daß solch ein Herr öfters mehrere Grafschaften in seinem Stifte vereinigte. Dazu verschafften sie sich nun alle Fürstenrechte, daß sie darin volle Gerichtsbarkeit übten, Beamte einsetzten, den Heerbann aufboten ꝛc. Die Kaiser sahen das gern, weil diese Fürsten wenigstens keine erblichen waren. Nicht selten zogen sie mit

ihrem Heerbann selbst in den Krieg; da sprengt denn mancher Bischof in voller Eisenrüstung vor seinen Kriegsleuten her in die Schlacht und würgt mit Lanze und Schwert ärger als ein Ritter. Bei solchen wird es freilich mit ihrer geistlichen Wirksamkeit nicht weit her gewesen sein.

Die sächsischen Kaiser waren für Hebung des Christentums, wie für Ausbreitung desselben ernstlich besorgt, in der That aber richteten sie darin nur wenig aus. Im ganzen wurde es im Christentum immer schlimmer, so doch, daß Deutschland und Frankreich viel mehr geistliches Leben hatten als Italien. Soweit war wohl ein Glaube da, daß man als wahr annahm, was die Geistlichen sagten, und insofern auch eine Frömmigkeit, als man die äußern kirchlichen Gebräuche ängstlich hielt. Allein der Aberglaube nahm bei Geistlichen und Laien stetig zu; die abgöttische Bilderverehrung, die Karl der Große so streng verpönte, riß auch im deutschen Reich immer ärger ein; immer häufiger und thörichter schrieb man den Reliquien wunderwirkende Kräfte zu, und das Mönchsleben hielt man für den Gipfel der Vollkommenheit! Weil dasselbe sehr entartet war, stiftete ein frommer Herzog von Aquitanien 910 ein Kloster Clüny in Burgund, darin strenge Zucht herrschte. Dieses zog so viele edlen Seelen an, daß es Kolonieen aussenden konnte und bald viele Klöster, zu einer Congregation vereint, von dem Abt in Clüny sich unbedingt leiten ließen. Die aber draußen, außerhalb der klösterlichen Strenge, führten trotz ihrer kirchlichen Frömmigkeitswerke einen um so ungebundeneren Wandel. Es herrschte im allgemeinen ein rohes Leben. Große und Kleine rauften und balgten sich jämmerlich. Raub und Mord war noch sehr gewöhnlich. — So tritt z. B. das aus dem Heidentume herübergekommene Ordal (S. 239) jetzt wieder stärker hervor. Besonders bei verwickelten Händeln schritt man, lange Untersuchung scheuend, alsbald zum Gottesgerichtskampf oder Schwertspruch. Da traten die Gegner vor den Richtern mit dem Schwert einander gegenüber (Weiber und Greise ließen sich durch bestellte Kämpfer vertreten), und wer im Zweikampfe siegte, der hatte Recht! Gott, sagte man, hat sein Recht hervorgebracht.

Für Wissenschaft und Kunst geschah unter den sächsischen Kaisern mehr als unter den letzten Karolingern. Ihre vornehmste Stätte aber hatten damals Kunst und Wissenschaft in Spanien bei den Mauren. Unter Abderrahman III. (912—61), der s. 929 Chalif war, aber ein toleranter, stand das Maurische Reich in seiner höchsten und wirklich wundersamen Blüte. Es war mit Städten, Dörfern, Schlössern, anmutigen Gärten übersäet. Die ungeheure und prachtvolle Hauptstadt Cordova gab an Glanz und Ausdehnung Baghdad nichts nach; sie hatte 113000 Häuser, 3000 Moscheen, 50 Hospitäler, 80 öffentliche Schulen. Der Emirspalast, welcher auf 3412 Säulen ruhte und im Harem 6000 Frauen enthielt, war ein Wunderwerk. Es bestanden 17 hohe Schulen im Reiche (Cordova, Sevilla, Toledo 2c.) und 70 Bibliotheken. Damals gingen viele wißbegierige Christen nach Spanien, um etwas von maurischer Algebra, Arzneikunde 2c. zu lernen.

Beim Nahen des Jahres 1000 war keine kleine Angst unter den Leuten. Viele wanderten ins gelobte Land nach Jerusalem, um auf heil. Boden zu stehen, wenn der Herr komme, da doch der Boden die Herzen nicht heiligt. Allein das J. 1000 ging vorüber und die Welt blieb noch stehen.

§ 5. Die Franken oder Salier.

Wenn nach dem Aussterben des Sächsischen Kaiserhauses die Großen Deutschlands ihrem Triebe nach Unabhängigkeit nachgegeben hätten, wie traurig konnte das Deutsche Reich zerrissen werden! Aber sie zeigten sich ehrenwert. Die Einheit und Herrlichkeit des Reichs galt ihnen doch höher als der eigene Vorteil; sie verständigten sich, einen neuen Oberherrn zu wählen und zwar „den Besten“. Im Sept. 1024 versammelten sich die Herzoge, Grafen, Freiherren und die hohe Geistlichkeit mit unzähligem Volk auf der Ebene bei Oppenheim. Sie lagerten unter freiem Himmel, die Ober- und Niederlothringer auf der linken Seite des Rheins, auf der rechten die Franken, Sachsen, Bayern, Schwaben, Kärtner und Böhmen. Zwei Franken zeichneten sich unter den Fürsten besonders aus, Urenkel des auf dem Lechfeld gefallenen

Konrad (S. 331), sie hießen Konrad der Herzog und Konrad der Graf. Beide verständigten sich mit einander. Dann erhebt sich der Erzbischof von Mainz und giebt dem älteren Konrad, dem Grafen, seine Stimme und fast alle geistlichen Herren nennen den nämlichen. Jetzt kommt die Abstimmung an die Weltlichen! da steht zuerst der jüngere Konrad, der Herzog, auf und stimmt laut für seinen gräflichen Vetter und schnell folgten ihm alle übrigen nach. Das ganze Volk streckt die Hände empor und jubelt: „Ja, Konrad der Salier soll unser König sein!" Das war eine einmütige, schöne Wahl! Der Erkorene wurde frohlockend nach Mainz geführt und dort gekrönt, 8. Sept. Demütigend war nur, daß die Krönung seiner Gemahlin Gisela wegen bedenklich naher Verwandtschaft beanstandet wurde; sie erfolgte erst am 21. Sept. in Köln.

Konrad II. (1024—39).

Was war das aber auch für ein Mann, dieser schlichte, derbe, sich selbst beherrschende Salier! Sein Hauskaplan Wipo schreibt: „Man setzt sich dem Verdachte der Schmeichelei aus, wenn man erzählen will, wie großmütig, wie standhaft, wie unerschrocken, wie leutselig gegen alle Rechtschaffenen, wie ernsthaft gegen die Schlechten, wie gütig gegen die Bürger, wie streng gegen die Feinde, und wie unermüdet und nachdrucksam in Geschäften des Reiches er gewesen." Er durchritt das Reich von Gau zu Gau, schlichtete alle Streitigkeiten mit strenger Gerechtigkeit, nahm sich überall der Unterdrückten an, bestrafte mit harter Hand die Frevel gegen die öffentliche Sicherheit, lobte und ermunterte die Friedsamen. Den Bürgern in den Städten war er besonders hold und that viel zu ihrem Emporkommen. Die kleinern Lehen machte er erblich, um die niedern Vasallen gegen die Willkür und Gewaltthätigkeit der Großen zu schützen; die Herzogtümer vergab er, wie es ihm gut dünkte, und strebte eine vollständige Erbmonarchie an. Um kirchliche Dinge aber kümmerte er sich wenig und ernannte Bischöfe nach Belieben.



Fig. 159. Konrad II. (Nach seinem Siegel von einer Urkunde.)

Schleswig trat er an den Dänen Knut ab, um im Norden Frieden zu haben, da es galt, den Polen mit vereinter Kraft entgegenzutreten. 1026 ging er nach Italien, das immer aufrührerisch und in sich zerspalten war. Kurz zuvor hatten die Italiener einem französischen Prinzen ihre Königskrone angetragen, aber der französische König scheute Deutschlands Herrscher und ließ seine Großen nicht zugreifen.

Konrad erzwang sich den Gehorsam der Widerspenstigen und stiftete Frieden zwischen den Städten. In Mailand ließ er sich zum König Italiens, in Rom 1027 zum römischen Kaiser krönen. Dieser Feier wohnten zwei Könige bei, der Däne Knut und Rudolf von Burgund.

Als er nach Deutschland zurückkam, fand er seinen Stiefsohn, den Herzog Ernst von Schwaben, im Aufruhr begriffen. Der warf sich ihm zu Füßen und wurde auf den Giebichenstein geschickt; später wollte ihn Konrad zu Ehren annehmen, aber dessen Freund Werner nicht begnadigen. Allein Ernst blieb diesem treu, wurde dafür in die Reichsacht erklärt und fiel samt dem Freunde im letzten Kampfe 1030.

Konrad demütigte nicht nur die rebellischen Polen und Böhmen, 1032, er brachte auch ein neues Königreich zum deutschen Reich. Es war nämlich 879 in Südfrankreich und der Westschweiz ein Königreich Burgund entstanden, das von der Hauptstadt Arles auch das Arelatische Reich genannt wurde. Dieses hatte der letzte erblose König Rudolf III. 1027 in Basel dem deutschen Kaiser übertragen. 1032 starb Rudolf und da ein anderer (Graf Odo von Champagne) nach dem schönen Erbe griff, zog Konrad mit einem Heere aus und nahm nach dessen Unterwerfung 1034 in Genf die neue Krone.

Als er wegen neuausgebrochenen Unruhen Italien zum andernmale, 1037, besucht und die miteinander Streitenden möglichst verglichen hatte (nur daß es ihm mit dem ehrgeizigen Erzbischof von Mailand nicht gelang), brach dort eine furchtbare Pest aus, welche Vornehme wie Gemeine seines Heeres in Scharen wegraffte. Er selbst kränkelte nach seiner Rückkehr beständig. In Utrecht starb er und wurde in dem von ihm erbauten Dome zu Speier begraben.

Heinrich III. (1030—56.)

Konrad hatte schon 1028 seinen 10jährigen Sohn Heinrich zum Nachfolger wählen und krönen lassen. Der war eines Hauptes länger als andere Männer. Er war edel, gerecht und thätig wie sein Vater, an Kraft, Geistesfülle und Wissenschaft ihm überlegen, der machtreichste wie frömmste Deutsche, der je auf einem Thron gesessen; fürchtete man den Vater, so zog der Sohn alle Herzen an. Im Alter von 20 Jahren, aber ein ganzer Mann schon, trat er die Regierung an. Auch er zog im Reich umher, Widersetzliche zu strafen, Streitende zu versöhnen, Bedrängten beizustehen. Er duldete kein Unrecht, am wenigsten gegen den Kaiserthron. Da der Böhmenherzog Bretislav ihm den schuldigen Tribut verweigerte, kam er über ihn und zwang ihn in drei Feldzügen, daß er alle Rückstände bezahlte und neue Treue schwur, 1041. Ebenso wurde Polen wieder deutsches Lehen.

Darnach bekriegte er 1042 die Ungarn. Diese waren wohl nicht mehr so wild als früher, weil das Christentum unter Stephan I. (S. 334) bei ihnen Eingang gefunden hatte (so wie um dieselbe Zeit bei den Russen, die sich jedoch, von Griechenland aus bekehrt, an die griechische Kirche anschlossen). Aber wie bis zum heutigen Tag immer noch struppig genug, rebellierten die Madscharen gegen ihren König Peter und dieser sprach in seiner Not den Kaiser um Hilfe an. Heinrich drang über das eroberte Preßburg tief ins Land ein und nötigte die Empörer, ihrem König wieder unterthänig zu sein. Aber Peter leistete seinem Helfer sofort zu Stuhlweißenburg, 1044, den Lehenseid, während freilich sein Verdränger Andreas dem Kaiser sich entzog.

Heinrich sandte die ihm überreichte goldene Lanze als ein Geschenk an den Papst, dessen Nachfolger daraufhin Ungarn als ein Lehen des h. Petrus zu beanspruchen wagten. Heinrich war so fromm, daß er sogar Mönch werden wollte, seine Freunde hielten ihn davon ab, weil er für das Heil der Kirche unentbehrlich sei. Diese Freunde waren besonders die Männer von Clüny (S. 336), deren Reformen er überall den Klöstern aufdrängte. Damals faßten die Bischöfe in

dem fehdereichen Südfrankreich den Beschluß, daß von Mittwoch Abend bis Montags früh alle Waffen ruhen müßten; wer in dieser Zeit jemand befehdete wurde in den Bann gethan. Der weltberühmte Abt Odilo von Clüny, dem mehr als 100 Klöster gehorchten, verkündete solchen Gottesfrieden (treuga Dei) als Befehl vom Himmel; sofort wurde er vom Kaiser auch in Burgund und weiterhin eingeführt und jeden Mittwoch Abend eingeläutet. In Konstanz vermochte er 1043 die Schwaben durch sein Beispiel, auf die Erzwingung ihres Rechts gegen ihre Widersacher überhaupt zu verzichten. Ebenso bot Heinrich denen von Clüny die Hand zur Unterdrückung der Simonie, des Schachers mit geistlichen Ämtern, wie er denn nur würdige Männer zu Bischöfen ernannte; da galt es aber zunächst in Rom aufzuräumen.

a. 1046 machte Heinrich seine Römerfahrt. Hehr und herrlich fuhr er durch Italien hinab. Er kam nach Rom; da sah es abscheulich aus. Drei Päpste, von streitenden Parteien um schweres Geld erhoben, saßen da nebeneinander. Der eine, der heiraten wollte, hatte sein Papsttum verkauft und den Käufer zum Nachfolger geweiht. Da trat Heinrich nun als Schirmherr der Kirche mit ganzem Ernst auf, diesem schreienden Ärgernis ein Ende zu machen. Er berief ein Konzil nach Sutri, welches alle drei Päpste wegen ihres Stellenkaufs absetzte. Volk und Geistlichkeit in Rom beschlossen, daß der Kaiser allein als Patricius über den h. Stuhl zu verfügen habe. Er gab ihnen den Bischof Swidger von Bamberg, welcher unter dem Namen Clemens II. den päpstlichen Stuhl bestieg und Heinrich krönte. Als derselbe starb, erhob er nacheinander noch drei deutsche Bischöfe, darunter einen von Eichstädt (Viktor II. 1055), zum höchsten Hirtenamte. Es sei bemerkt, daß diesem nach Heinrichs Tode noch zwei deutsche Päpste folgten; das war also die Zeit, wo Deutschland den römischen Stuhl versorgte. Der treffliche Kaiser und die von ihm gesetzten wohlmeinenden Päpste, besonders der Elsäßer Leo IX. (1049—54), bestrebten sich einmütig, die Kirche aus ihrem tiefen Verfall emporzuheben; allein viel konnten sie nicht ausrichten, weil die Lehre schon so verderbt war und niemand daran dachte, die Lehre nach Gottes Wort zu bessern. In Leos Todesjahr vollzog sich auch der Bruch zwischen der abendländischen und der griechischen Kirche (S. 327), indem seine stolzen Legaten in der Sophienkirche den Bann über den Patriarchen von Konstantinopel aussprachen.

Allenthalben waltete Heinrich mit voller Herrschermacht; er setzte Herzoge und Bischöfe ab und ein, er betrachtete sie nur als seine Statthalter, was ihnen freilich selbst nicht gefallen wollte, doch dem Reiche zu mehrer Wohlfahrt diente. Leider konnte er kein Reichsgesetz zu stande bringen, das seine Schöpfung bewahrt hätte. Den Herzog von Niederlothringen hatte er mehrmals zu bekriegen, doch entzog sich derselbe zuletzt dem Machtbereich des Kaisers. Als der König von Frankreich, gleichfalls ein Heinrich (I.) sich bei einer Zusammenkunft mit dem Kaiser erkühnte zu sagen, Lothringen sei seinen Vorfahren mit List entrissen worden, warf ihm der Kaiser seinen Handschuh hin; darob erschrak der König dermaßen, daß er sich in der nächsten Nacht davon machte. — Gott gegenüber hegte dieser kraftvolle Kaiser eine tiefe Demut. Nie an einem Festtage setzte er seine Krone auf, ohne vorher gebeichtet und schmerzliche Buße gethan zu haben, wobei ihn sein Beichtvater auf den entblößten Rücken geißeln mußte!

Leider starb der gewaltige Mann schon im 39. Lebensjahre, 5. Okt., auf Schloß Botfelde am Harz. Er beschwor noch den anwesenden Papst Viktor II. und die Fürsten, die Jugend seines Söhnleins zu schützen, und sie gelobtens unter teuren Eiden. Nun hat aber das Kaisertum seinen höchsten Glanz, das deutsche Reich seine weiteste Ausdehnung erlangt. Wie verbleicht doch dieser Glanz bei dem nächsten Nachfolger! und wie dreht sich namentlich das Verhältnis des Kaisers zum Papste um! Ehe wir dazu übergehen, müssen wir jedoch noch wo anders hinschauen.

§ 6. Die neugegründeten Normannenherrschaften.

Wir haben (S. 323) schon von den starken und raubsüchtigen Normannen gehört, und daß sie in der Fremde nicht nur Beute, sondern auch Besitztum und Herr=

schaft suchten. Sie erlangten auch diese. Von 891 an plünderte der furchtbare Normannenfürst Rollo das französische Küstengebiet einmal ums andere aus. Der schwache König Karl der Einfältige wußte sich nicht anders mehr vor ihm zu sichern, als daß er ihm 912 seine Tochter gab und ihn gar in sein Land aufnahm. Er räumte ihm und seinen Leuten einen beträchtlichen Landstrich an der untern Seine zur Niederlassung ein, der von dem an die Normandie hieß. Rollo wurde Herzog darüber, doch, wenigstens dem Namen nach, unter der Oberherrlichkeit des französischen Königs. Er ließ sich jetzt taufen, wobei er den Namen Robert empfing. Alle seine Leute wurden Christen und damit etwas ehrlicher und friedfertiger.

In Norwegen selbst wurde Harald Schönhaar (863—930) der erste Alleinherrscher, der das Lehenwesen einführte und damit eine Menge von Edlen außer Lands trieb. Sein Sohn



Fig. 160. Belagerung einer Stadt durch die Normannen. (Aus einer angelsächsischen Handschrift des 9. Jahrh.; nach Strutt.)

Hakon, in England getauft, suchte das Christentum einzuführen, wie zugleich ein vornehmer, in Deutschland getaufter Isländer es nach Island brachte, samt einem sächsischen Missionsbischof Friedrich, 981. Haralds Urenkel Olaf, im Ausland bekehrt, machte s. 995 Norwegen christlich, ebenso Grönland und Island; Olaf der Heilige (1017—29) sicherte den Bestand der neuen Lehre.

Nun entstand auch eine Herrschaft der Normänner tief im Süden Europa's. Kaiser Heinrich II. hatte eine Schar dieser Tapfern, meist Abenteurer aus der Normandie, in Sold genommen, 1021, um sie gegen die Griechen in Unteritalien zu gebrauchen (S. 335). Für ihre Dienste erhielten sie 1038 eine Burg Aversa und 1041 ein Stück Land in Apulien (Ostseite Unteritaliens) und hier setzten sie sich fest. Ihr Gebiet wuchs und wurde eine „Grafschaft“ unter der Oberhoheit des deutschen Kaisers. Es kamen aber viele ihrer Brüder nach, und also mächtig nahmen sie den Griechen all ihr Apulisches Besitztum weg. Sie griffen immer weiter um sich, und unter ihrem berühmten Führer Robert Guiscard (Wishard, d. i. Schlaukopf) verdrängten sie die Griechen auch aus Kalabrien. Benevent bot sich dem

Papste an, um nicht normannisch zu werden, und dieser, Leo IX., that sie in den Bann und bekriegte sie. Allein seine Welschen flohen, die Normannen nahmen ihn gefangen 1053, sanken aber vor ihm auf die Kniee und flehten um Absolution. Diesen Robert nun ernannte Papst Nikolaus II., 1059, zum Herzog von Apulien und Kalabrien, und der Normanne ward mit seinem ganzen Herzogtum ein Vasalle des Papstes statt des Kaisers und — eine starke Stütze des Papstes gegen den Kaiser. Roberts Bruder eroberte demnächst auch Sizilien, aus dem er die Saracenen verjagte, welche es seit 895 beherrscht hatten.

Noch eine größere Herrschaft als in Frankreich und Italien errangen die Normänner aber im Nordwesten Europa's; sie bemächtigten sich des Königreichs

England.

Es wird den Lesern (S. 280) erinnerlich sein, daß 827 unter einem König Egbert die Angelsächsischen Reiche zu Einem vereinigt wurden. Ein Enkel Egberts († 838) war Aelfred der Große (871—901), in manchem Karls des Großen Bilde ähnlich. Ein herrlicher König, von höherer Bildung, weise, tapfer in jeder Art, aufrichtig fromm, unablässig wirksam für das zeitliche und geistige Wohl seines Volkes. Er wurde aber noch mehr als seine Vorfahren von den Normannen beunruhigt; sie fielen in sein Land, zerstörten alles, besonders Klöster und Kirchen, und schleppten, was sie konnten, mit sich fort. Aelfred kämpfte in vielen Schlachten tapfer gegen sie; allein immer zahlreicher kehrten sie wieder und immer weiter breiteten sie sich über das Land aus.


Fig. 161. Münze Aelfreds des Großen.

Einmal, 878, mußte er sich vor ihnen flüchten. Er verbarg sich nach der Sage in eines Hirten Hütte, da ward er von der Hirtenfrau, die ihn für einen verlaufenen Knecht hielt, ein fauler Tagdieb gescholten, weil er, in Gedanken an sein armes Reich versunken, die ihm zur Aufsicht übergebenen Brote hatte verbrennen lassen. Indessen gelang es ihm mit den Getreuen, die sich um ihn sammelten, glückliche Streifzüge zu machen; und als er einen Aufruf an alle Engländer erließ, sich zur Rettung des Vaterlandes um ihn zu scharen, strömten sie, verwundert und hocherfreut, daß ihr totgeglaubter König noch lebe, von allen Seiten herbei. Als Harfner verkleidet, schlich er sich ins feindliche Lager, ihre Stärke auszukundschaften. Dann überfiel er sie.

Aelfred errang einen vollständigen Sieg über König Guthrum. Was von den Normannen im Lande blieb, mußte den Christenglauben annehmen. Immer von neuen Scharen angegriffen, schuf er eine Flotte, ordnete die Verwaltung, Kirche und Schule, und brachte Segen auf sein Volk. — Nach ihm fielen aber die Räuber von Zeit zu Zeit auf's neue ein, verheerten das Land wieder schändlich und schleppten seine besten Güter und Schätze fort. Das dauerte Jahrzehnte lang. Da erwürgten endlich die erbitterten Engländer in einer Nacht (13. Nov. 1002) alle in Northumberland ansässigen Normannen. Die Nachricht davon versetzte den Dänenkönig Swen, der eben Norwegen unterworfen hatte, in Wut und er kam mit einem großen Heere zur Rache. Er vollzog sie in schauerlicher Weise und setzte seine verderblichen Einfälle von Jahr zu Jahr fort, bis 1014 fast das ganze Reich in seiner Gewalt ist.

Swen's Sohn, Knut der Große, hatte es zwar aufs neue zu erobern, wurde aber von den Engländern willig als Herrscher anerkannt (1016—1035). Das war ein besserer Mann als sein Vater, nicht minder stark und tapfer, aber auch gerecht, mäßig und gottesfürchtig. Er war der mächtigste Herrscher seiner Zeit im Norden; denn außer England und Dänemark gehorchte ihm auch (seit 1029) Norwegen. Konrad II., der ihn hochachtete, trat ihm sogar Schleswig ab, um Grenzhändeln ein Ende zu machen. Unter ihm ging es England wohl, und überall im Norden blühte nun das Christentum auf.

Da Schmeichler einst rühmten, daß er alles vermöge, setzte er sich vor der Flut ans Meer und sprach zu den Wellen: „Ich gebiete euch, daß ihr meine Füße nicht benetzt!" Aber siehe, eine ungezogene Woge kam, schlug über seine Füße und bespritzte ihm das Gesicht. Er stand auf und sprach: „Da seht ihr, was ich vermag! Nicht einmal dieses schlechte Wasser gehorcht mir. Gott allein die Ehre!"

Nach seinem Tode zerfiel seine Herrschaft und es gelangte wieder ein angelsächsischer Prinz, aber in der Normandie erzogen, Eduard der Bekenner (1042—66), auf den Thron. Aber schon dessen erwählter Nachfolger Harald mußte abermals einem Normannen, freilich einem französierten, weichen. Der Herzog der Normandie, Wilhelm der Eroberer, machte Erbansprüche auf die englische Krone und zog herüber, ein fester und harter, kluger und verschlagener Mann, dazu mit dem Papste verbündet, der England romanisieren wollte. Er landete mit 3000 Schiffen und 60 000 kühnen Kriegern. Unter ihnen befanden sich auch französische und niederländische Ritter; denn es erwachte jetzt allgemein eine Lust zu Abenteuern. Beim Aussteigen aus dem Schiffe strauchelte Wilhelm und fiel zu Boden, das konnte von Abergläubischen als eine böse Vorbedeutung betrachtet werden; allein er rief schnell: „So halt ich dich, England!" und seine Krieger jubelten und gingen in die furchtbar blutige Schlacht bei Hastings (14. Okt. 1066), in welcher der ritterliche Harald und die meisten seiner Leute umkamen.

Wilhelm, an Weihnachten in London gekrönt, hatte in vier weiteren Jahren ganz England gewonnen und er hielt es fest. Empörungen unterdrückte er mit den grausamsten Strafen und besetzte alle Ämter mit seinen Ausländern. Alles muß sich ihm beugen und stille gehorchen. Um keine Aristokratie aufkommen zu lassen, gab er jedem Grafen nur Eine Grafschaft zu verwalten, und auch die Untergebenen seiner Vasallen mußten ihm Treue schwören. Damit bewahrte er England vor dem Zerfall, der Frankreich und Deutschland betraf; das ganze Land wurde seine Domäne, die Geistlichen so gut wie die Laien mußten ihm den Kriegsdienst leisten. Dem Papste, und zwar dem großen Hildebrand (S. 343), weigerte er den versprochenen Lehenseid und wußte ihn kleinlaut zu machen. Er baute die Königsburg, den Tower, und wie derselbe heute noch steht, so dauert sein Regentengeschlecht in weiblicher Linie noch heute fort. Jahrhunderte lang herrschte nun französische Sprache und Sitte unter den höhern Ständen Englands.

VIII. Die Herrschaft des Papsttums.

Wir haben gesehen, wie die Päpste im Laufe der Zeiten emporgekommen und hoch gestiegen sind, wie sie sich die Herrschaft über die ganze Kirche des Abendlandes zueigneten, Bischöfe absetzten, Synodalbeschlüsse aufhoben, wie sie auch weltlichen Fürsten in religiösen Dingen Befehle zugehen ließen und ihnen mit dem Banne drohten, wenn sie nicht gehorsam würden. Am Bann, womit sie die Widerspenstigen aus der kirchlichen Gemeinschaft und, so glaubte man, von allem Heil ausschlossen, hatten sie eine starke Waffe; noch eine stärkere an dem auch schon von ihnen gebrauchten Interdikt, wo sie ein ganzes Land mit einer Art von Bann belegten, daß kein Gottesdienst mehr gehalten, keine Glocke mehr geläutet werden durfte, als ob der Fluch Gottes auf dem Lande liege. — Selbst jener tiefe Verfall des Papsttums (S. 331. 339) hatte seinem Ansehen im ganzen wenig geschadet. Es war darnach, als wieder Bessere auf „den heil. Thron" stiegen, nur desto mehr gewachsen. Indessen ein völliges Übergewicht über die weltlichen Herrscher hatten die Päpste bisher noch nicht erlangt, wenn schon erstrebt. Am wenigsten erschienen sie als Oberherrn zu den deutschen Kaisern. Nun aber trat in einem ganz ungewöhnlichen Manne das Papsttum mit dem vollen Anspruche der Obmacht über alle Gewalten der Erde offen und siegreich hervor.

§ 1. Hildebrand.

Hildebrand war der Sohn eines Handwerkers von Soano im Toskanischen. Er lebte zuerst als strenger Mönch in einem Kloster der Kongregation von Clüny, die damals für die Entweltlichung und Befreiung der Kirche am eifrigsten arbeitete. Er hatte 1046 den verbannten Papst nach Deutschland begleitet, dann Clüny besucht; 1049 zog er mit Leo IX. nach Rom. Der zwerghafte, braune Mann hatte einen großen und starken Geist, und dieser machte sich bald geltend. 24 Jahre lang war es vornehmlich sein Rat, welcher die Entschließungen der Päpste leitete. Sein Streben ging aber auf die Obmacht des römischen Stuhles hin.

Noch unter Nikolaus II. (1059) wurde auf seinen Betrieb eine neue Bestimmung über die Papstwahl getroffen, um sie allem weltlichen Einflusse zu entziehen. Bisher war es üblich gewesen, daß die gesamte römische Geistlichkeit im Vereine mit dem römischen Adel und Volke den Papst wählte, den dann der Kaiser als Oberlehensherr bestätigte. Seit 1046 ernannte der Kaiser den Papst. Jetzt wurde festgesetzt, daß nur die Kardinäle oder vornehmsten Geistlichen des römischen Sprengels, 7 Bischöfe und 28 Hauptpfarrer und 18 Diakonen, ihn wählen sollten (ohne daß er des Kaisers Bestätigung bedürfe). Diese Verordnung wurde gleich bei der Wahl Alexanders II., 1061, trotz dem Widerspruche der Römer, durchgeführt. Der deutsche Kaiser war ein Kind, das man nicht zu fürchten brauchte.

Am Tage von Alexanders Tod, 21. April 1073, wurde Hildebrand, obwohl nur erst Diakon, vom Kardinalskollegium einstimmig auf den päpstlichen Stuhl erhoben, den er unter dem Namen Gregor VII. bestieg. Und nun erst enthüllte er ganz „seinen riesenhaften Plan". Er wollte erstlich die Kirche vom Staate völlig unabhängig und sodann den Papst zum Gebieter über alle Herrscher der Erde und diese ganze Welt machen.

„Die Welt, sagt er, wird gelenkt durch zwei Lichter, durch die Sonne, das größere, und den Mond, das kleinere. So ist die apostolische Macht wie die Sonne, die königliche wie der Mond. Wie dieser nur leuchtet durch jene, so sind Kaiser, Könige, Fürsten nur durch den Papst, weil dieser durch Gott ist. Darum sind sie auch dem Papste unterthan und ihm Gehorsam schuldig. Alles ist unter ihm; Weltliches und Geistliches muß vor seinen Richterstuhl gelangen; er soll belehren, ermahnen, strafen, bessern, richten und entscheiden. Wenn die Apostel im Himmel (was das Himmlische betrifft) binden und lösen, so müssen sie auch auf Erden Kaisertümer, Königreiche und Grafschaften und eines jeden Güter geben und nehmen können nach Verdienst ꝛc." — Wie viel dabei eitle Herrschsucht und wie viel gute Meinung war, die Meinung nämlich, mit solcher Gewalt für das Beste der Menschheit am besten wirken zu können, wer will das bemessen und ausscheiden? Aber wenn man annehmen wollte, es sei alles gute Meinung gewesen, was schwer zu glauben ist, so wäre doch diese Meinung aus der Finsternis geboren. Daß er das Reich Gottes so gar ins Äußere trieb und ein mächtig herrlich Weltreich machte, daß er den Worten des Herrn Jesu: „die weltlichen Könige herrschen; ihr aber nicht also," „Mein Reich ist nicht von dieser Welt" so entsetzlich Hohn sprach, das hat ihm doch nimmermehr der Geist Gottes eingegeben. Aber: die Zeit war für ein solches Papsttum gestimmt; die Menge der damaligen Christenheit verlangte eine solche Kirchen-Weltherrschaft. Jedenfalls zeigt der weitere Verlauf, daß Volk und Fürsten selbst dem Papste zur Erreichung seines Zieles in die Hand arbeiteten. Und so hat Hildebrand, wiewohl er für seine Person zuletzt weichen mußte, doch im ganzen genommen seinen Plan durchsetzen können.

Zunächst bekämpfte er die Simonie und da trat er allerdings einer schlechten Sache entgegen, wie denn anzuerkennen ist, daß er überhaupt äußern Unordnungen und Lastern mit Ernst zu Leibe ging. Simonie hat ihren Namen von jenem Simon (Apg. 8, 9), welcher eine geistliche Gabe um Geld erkaufen wollte; und wurde darunter der Geldhandel mit geistlichen Stellen verstanden (S. 339). Dessen hatten sich damals namentlich viele Landesherren schuldig gemacht, indem sie Bistümer und Abteien nicht bloß nach Gunst vergaben, sondern auch förmlich verkauften, und

das war schändlich genug. Da hatte denn Hildebrand um so festeren Boden für seine päpstliche Machteinschreitung gegen die Großen dieser Welt. Er erließ den schärfsten, mit Banndrohung verbundenen Befehl an die Fürsten, von diesem Greuel abzustehen. Und die meisten beugten sich darin vor dem Oberhaupte der Kirche und versprachen es.

Bald aber ging er weiter und erließ 1075 ein strenges Verbot der Investitur von Laienhand. Die Landesherren sollten erledigte Bistümer und Abteien gar nicht besetzen und niemanden mehr damit belehnen. Diese betrachteten nämlich solche Stellen wie erledigte Lehen und belehnten die dazu Erkorenen durch Überreichung eines Ringes und Stabes damit, wobei sie sich von denselben den Lehenseid schwören ließen. Diese Belehnung nannte man Investitur, d. h. Amtseinkleidung. Die geistlichen Besitztümer machten damals die Hälfte der Staaten aus. Nun aber untersagte Hildebrand allen Geistlichen, die Investitur von der Hand eines Laien anzunehmen, und hinwiederum allen weltlichen Herren, dieselbe einem Geistlichen zu erteilen, bei Strafe des Bannes. Das Kirchengut sollte nur vom Papst abhängig sein. Dieses Verbot rief den heftigsten Streit zwischen dem Papst und den Fürsten hervor, welcher erst 1122 unter einem etwas nachgiebigen Papste geschlichtet ward (S. 351). Hildebrand aber gab nichts nach.



Fig. 162. Investitur eines Bischofs durch den König. (Aus einer Handschrift zu St. Omer, 10. Jahrh.)

Und noch eines that er, was den ärgsten Widerspruch von seiten des Klerus selbst erweckte, er verbot 1075 den Geistlichen die Ehe, womit er sie frei machen wollte von den Familienbanden, die sie vielfältig an den Staat knüpften, um sie ganz als ihm allein ergebene Diener brauchen zu können. Der Cölibat wurde zwar schon seit langer Zeit von vielen für heiliger angesehen, als das Eheleben; je mehr und mehr war man in der Kirche neben roher Fleischlichkeit in eine falsche Geistlichkeit (Kol. 2, 18) geraten. Doch viele Geistliche, höhere und niedere, lebten immer noch in dem ältesten, von Gott selbst eingesetzten Stande der heiligen Ehe. Darum als nun Hildebrand auf einmal mit seinem Gesetze kam, „jeder unverheiratete Geistliche müsse ehelos zu bleiben geloben und jeder verheiratete müsse sein Weib von sich thun, und verbannt sei jeder Priester, der dies Gesetz breche, und jeder Laie, der bei einem solchen noch Messe höre oder beichte“, da entstand im Klerus eine ungeheure Erregung. Man nannte es „ein widerchristliches, lästerliches Gebot, eine Teufelslehre“ (1 Tim. 3, 2. 4, 3); Bischöfe redeten ihren Pfarrern zu, nun gerade sich zu verheiraten; eine ganze Synode zu Paris erklärte die Feinde des von Gott gestifteten Ehestandes für Ketzer. Aber der eisenfeste Mann ließ sich nicht beirren, und das Volk, z. B. der Lombardei, trat auf seine Seite und half ihm kräftiglich seine „Teufelslehre“ durchsetzen.

In diesem erwachte plötzlich ein wütiger Eifer gegen die Priesterehe; es schimpfte, schlug und steinigte die verheirateten Geistlichen, es drang in die Pfarrhöfe ein und warf die ehrbaren Pfarrfrauen als schlechte Dirnen hinaus. Hildebrand siegte glänzend, wiewohl es doch noch weit

über ihn hinaus dauerte, bis der Priestercölibat allenthalben und ohne Ausnahme bestand. Hier brechen wir einstweilen von dem Manne ab; bald wird er uns in seiner ganzen finstern Größe vor Augen treten.

§ 2. Die noch folgenden fränkischen Kaiser.

Zwei herrliche salische Kaiser haben sich uns dargestellt, trefflich in ihrer Persönlichkeit, strahlend in ihrer Kaisermacht (S. 337 f.). Jetzt erscheint zwar auch ein Salier wieder, aber unter ihm trifft das Kaisertum die tiefste Erniedrigung. Heinrich IV. (1056—1106) war bei seines Vaters Tod erst 6 Jahre alt, doch schon zu Deutschlands Beherrscher erwählt. Zuerst führte seine Mutter Agnes eine vormundschaftliche Regierung, eine achtungswerte, aber launenhafte Frau. Die vom Vater kräftig niedergehaltenen Großen richteten sich wieder trotzig empor.

Sie mußte das Herzogtum Schwaben einem Rudolf von Rheinfelden, der ihre Tochter aus dem Kloster entführt hatte, Bayern an den ehrgeizigen Sachsen Otto von Nordheim vergeben; und auch so konnte sie doch nicht Ruhe und Zufriedenheit mit ihrem Regimente sichern. Vielmehr thaten sich geistliche und weltliche Herren zusammen, um dasselbe in festere Hände zu bringen.

Der Erzbischof Anno von Köln, ein strenger Ascet, dem der Kirche Friede und des Reiches Ehre am Herzen lag, entwarf den Plan. Man lud 1062 die Regentin samt ihrem Sohne zu einem Feste nach Kaiserswert ein. Nach der Tafel beredete Anno den jungen Heinrich, mit ihm hinauszugehen und sein neues Schiff auf dem Rheine zu besehen. Arglos läuft der Knabe mit; kaum aber ist er auf dem Schiffe, so fahren sie mit ihm davon. Er will bei seiner Mutter bleiben, schreit und tobt; er springt geradezu in's Wasser und nur mit Mühe rettet man sein Leben. Aber er muß zu Köln aussteigen, und jede Bemühung der Mutter, ihn zurückzubekommen, ist vergeblich; trostlos zieht sie sich nach Rom zurück. Anno bewirkte einen Fürstenbeschluß, daß derjenige Bischof die vormundschaftliche Regierung führen solle, bei welchem der junge König sich aufhalte; so war er jetzt Reichsverweser und Erzieher des königlichen Knaben. Aber 1063, als Anno durch Geschäfte nach Rom gerufen wurde, bekam ein anderer Erzbischof, der edle, leutselige Adalbert von Bremen, die Aufsicht über den Knaben und nahm ihn gleich zu einem Feldzug mit, der Ungarn für des Kaisers Schwager Salomon wiedergewann. Er schadete dem verschlossenen Jüngling vielleicht durch übertriebene Nachsicht. Heinrich hatte gute Anlagen des Geistes und Gemütes; aber er geriet in lockere Gesellschaft und lebte leichtfertig. Schon im 15. Jahre wurde er 1065 von den Fürsten für mündig erklärt. Adalbert regierte für ihn, dann drangen ihm die Fürsten wieder Anno auf. Man nötigte ihn, 1066 zu heiraten; bald wollte er sich scheiden, die Fürsten aber zwangen ihn, die Gattin, Bertha von Susa, zu behalten.

Um 1070 fing er an, einen eigenen Willen zu zeigen, beraten durch niedere Adelige, und suchte die widerspenstigen Fürsten zu beugen. Die Sachsen erbitterte er durch Bau von Burgen. Er klagte den Herzog Otto von Bayern an, einen Mordanschlag gegen ihn gemacht zu haben, und erklärte ihn, als er vor dem Reichstag nicht erschien, seines Herzogtums für verlustig, das er an Welf übertrug. Dann verwüstete er seine Güter in Thüringen, und als er sich stellte, hielt er ihn und den Herzog von Sachsen lange gefangen. Doch war er durch den Bürgerkrieg so geschwächt, daß Papst Alexander II. 1073 wagen konnte, seine Räte wegen Simonie in den Bann zu thun. Alexander starb und Hildebrand setzte sich erst fest auf seinen Thron, ehe er den Kampf aufnahm. Da erhoben sich 1073 die Sachsen auf's neue, angeregt von den verschworenen Bischöfen und Fürsten; schnell sind sie mit 60000 Mann bei der Hand und umzingeln Heinrich in seiner Harzburg bei Goslar. Kaum kann er noch heimlich entfliehen, muß aber drei Tage lang in den Wäldern umherirren, bis er sich herausfindet. Jetzt rief er die oberdeutschen Vasallen um ihren Beistand zur Züchti-

gung der Empörer an. Allein es wollte niemand für ihn gegen die zu hart behandelten Sachsen streiten. Da sah er sich vermüßigt, 1074 einen Vergleich mit letztern zu schließen und ihre Forderung zu bewilligen, daß alle Zwingburgen in ihrem Lande zerstört werden sollten.

Als nun aber die Sachsen nicht nur Heinrichs Burgen herunterrissen, sondern auch in ihrer Wut die Kirche in der Harzburg zerstörten und die darunter befindlichen Gebeine seiner Geschwister herauswühlten und umherstreuten, so empörte solches Verfahren den religiösen Sinn der Deutschen, daß sie sich jetzt Heinrichen zuwandten; und da er es auch an Versprechungen nicht fehlen ließ, vermochte er ein zahlreiches Heer aus Schwaben zusammenzubringen. Er fiel mit demselben über die Sachsen her, ehe sie sich wieder gehörig gerüstet hatten, errang bei Hohenburg an der Unstrut, 1075, einen blutigen Sieg und stellte sofort einen Verwüstungszug durch ihr Land an. — Darauf ward ihren Häuptern gesagt, wenn sie persönlich beim Kaiser sich einfinden und um Gnade und Frieden bitten wollten, so würde er ihnen alles verzeihen. Da stellten sich die sächsischen Fürsten, Grafen, Bischöfe &c. miteinander bei Heinrich ein. Aber welche Enttäuschung! Er ließ sie allesamt greifen und durch ganz Deutschland hin an feste Orte in Gewahrsam bringen. Er meldet das dem Papst und verlangt, daß der die gefangenen Bischöfe absetze. Gregor dagegen verlangt, daß er sie erst wieder einsetze; er macht ihm heftige Vorwürfe, daß er italische Bischöfe ernannt und investiert habe, erinnert ihn an das Schicksal des Königs Saul. Heinrich aber ist schon empört über die Forderung des Papstes, daß alle Priester zwischen der Ehe und dem Altardienst wählen sollen; dazu empfängt er den Bescheid, er werde schon auf der nächsten Fastensynode der Kirchenstrafe verfallen, wenn er sich nicht gebessert und von einem untadeligen Bischof Absolution empfangen habe.

So etwas war freilich bisher noch nicht erhört worden. Heinrich erstaunt und ergrimmt. Und eingedenk dessen, daß sein Vater Päpste ab- und eingesetzt habe, beruft er sogleich ein Konzil nach Worms, und läßt hier den Papst, welcher einen sittenreinen Wandel führte, wegen seiner Überhebung und wegen erdichteter Schandthaten für unwürdig erklären, noch ferner den Stuhl Petri einzunehmen, 24. Jan. 1076. Den Beschluß der Kirchenversammlung schickte er ihm mit einem Briefe, welcher so anhebt: „Heinrich, nicht durch Anmaßung, sondern durch Gottes heilige Einsetzung König, an Hildebrand, nicht Papst, sondern falschen Mönch" — und so endet: „Du mit Fluch Behafteter, steig herab von dem angemaßten apostolischen Stuhle, steig herab, steig herab!"

Als der Papst diese Schriften empfing, hielt er eben seine Fastensynode zu Rom, und sprach, im Beisein von Mutter Agnes, feierlichst „im Namen des allmächtigen Gottes und daß alle Völker wissen und erkennen, daß Petrus der Fels sei", den Bann über Heinrich aus, 22. Februar 1076, wobei er namentlich alle seine Vasallen und Unterthanen vom Eide der Treue losband. Fanatische Mönche mußten Deutschland durchziehen, überall den Bann verkündigen und Geistliche und Laien, Hohe und Niedere ermahnen, dem Gebannten jeglichen Gehorsam und Dienst zu versagen. Wegen Simonie gebannte Geistliche wurden sogleich absolviert, wenn sie den König aufgaben. — Der leichtsinnige Heinrich wollte sich anfangs über die Sache leicht hinwegsetzen, aber bald verging ihm der Mut. Denn es war eine große und furchtbare Wirkung, welche der päpstliche Bann hervorbrachte, überraschend selbst für Gregor. Sogleich standen die Sachsen wieder in Waffen, und die gegen sie helfen sollten, schlugen sich auf des Papstes Seite. Heinrich gab jetzt die sächsischen Gefangenen los, aber das stillte das Toben der Sachsen und die unheimliche Bewegung im Reich nicht. Die Fürsten versammelten sich (Okt.) zu Tribur, berieten sich und ließen ihm sagen, „er solle sich alles Regierens enthalten, bis der heilige Vater, welcher auf ihre Bitte im Frühjahre zu einem Reichstag in Augsburg erscheinen werde, das

Urteil über ihn gesprochen haben werde. Wenn derselbe ihn dann nicht vom Banne löse und zu fernerer Regierung fähig erkläre, so würden sie zur Wahl eines neuen Königs schreiten." Mittlerweile dürfe er keine Reichsgeschäfte verwalten. So machten die Thörichten selbst den Papst zu ihrem höchsten Herrn!

Heinrich, von allen Mitteln entblöst, thut das Klügste, das er finden kann. Er ergiebt sich scheinbar in sein Schicksal. Aber um noch vor dem Reichstag die Befreiung vom Banne zu erzwingen, entschließt er sich, als ein Büßender und Bittender zum Statthalter Christi zu reisen. Er entschlüpfte seinen Wächtern mit seiner treuen Gattin Bertha, die er erst allmählich schätzen gelernt hatte, und ihrem Kindlein Konrad. Im Januar 1077, mitten in dem besonders strengen Winter, steigt er über die Eisfelder des Montcenis. Er muß oft auf Händen und Füßen kriechen, seine Gemahlin und ihr Kindlein, in eine Ochsenhaut eingenäht, an Seilen über die gefährlichsten Stellen hinaufgezogen und herabgelassen werden. Doch kommen sie glücklich nach Italien hinab.

Unten sammelten sich gleich die Lombarden um ihn, die den Papst haßten, und boten ihm ihre Hilfe zur Züchtigung desselben an; allein er weist sie zurück, er will demütig dem Vater der Christenheit nahen. Der Papst befand sich schon auf der Reise nach Augsburg. Als er von dem Entgegenkommen Heinrichs hörte, wich er seitwärts ab und sicherte sich auf dem festen Schlosse Kanossa bei der ihm ganz ergebenen Markgräfin Mathilde von Tuskien. Dorthin eilte denn Heinrich, nicht um den Papst mit Waffen, sondern mit Bitten und Thränen zu bestürmen. Hildebrand wollte trotz der dringenden Fürsprache, welche seine Freundin Mathilde für den Kaiser, ihren Verwandten, einlegte, ihn nur lossprechen, wenn er der Krone entsage. Heinrich aber beschloß, die Lossprechung zu erzwingen. Allein steht er vor dem Burgthor. Hier muß er, der erste Monarch der Erde, im Januarfrost, unter freiem Himmel, nur mit einem wollenen Büßerhemde bekleidet, barfuß und mit entblößtem Haupte, fastend vom Morgen bis zum Abend, drei Tage harren. Er fleht und weint „um apostolische Erbarmung", aber sie ist ferne. Die Burgbewohner, von Mitleid bewegt, weinen und flehen mit ihm; sie schreien, der Papst habe kein Herz eines Apostels, sondern eines Tyrannen! Hildebrand bleibt unbewegt und weidet sich hinter den Burgfenstern am Anblicke des gedemütigten Herrschers. Endlich wird er weich; am vierten Tage, 28. Jan., nachdem von Bevollmächtigten verhandelt worden war, darf der Büßer vor ihn kommen und weinend seine Schuld bekennen. Er gelobt, daß er sich nach dem Wunsch des Papstes mit den deutschen Fürsten und Bischöfen vergleichen wolle. Der Papst kann die Thränen nicht verhalten, mahnt und tröstet, und spricht den Bußfertigen vom Banne los. Er erteilte den apostolischen Segen, dann führte er ihn in die Burgkirche.

Hier hielt er eine Messe, bei welcher sich was Merkwürdiges zugetragen haben soll. Gregor brach die geweihte Hostie in zwei Stücke, faßte die eine Hälfte und sprach zu Heinrich: „Du hast mich vorhin (zu Worms) schwerer Verbrechen bezichtigt, ich nehme hier den Leib des Herrn darauf, und wenn ich ihrer schuldig bin, so strafe er mich durch einen plötzlichen Tod!" Er nahm und aß. Dann reichte er die andere Hälfte dem Kaiser und fuhr fort: „Nimm auch du den Leib des Herrn, die Fürsten zeihen dich arger Missethaten, laß deine Unschuld durch Gottes Urteil ans Licht kommen!" Heinrich erzitterte und — nahm die Hostie nicht. (Andere erzählen, Papst und König nahmen das Abendmahl zusammen.)

Vom Banne befreit, aber tief verletzt zog Heinrich von Kanossa weg. Auf dem Heimwege mußte er neue Demütigung erfahren; die Lombarden verachteten ihn, einige Städte ließen ihn gar nicht ein. Seine Freunde bemühten sich, ihm die Lombarden wieder zu versöhnen, erst als das Mißtrauen zwischen Papst und König merklich wurde, öffneten sie ihm wieder ihre Thore und ihre Arme. Indessen hielten die deutschen Fürsten in Forchheim eine Versammlung, zu welcher sie ihn luden;

und da er der Ladung nicht Folge gab, der Papst dagegen sie ermutigte, machten sie kurzen Prozeß, setzten Heinrich ab und wählten seinen Schwager, den Herzog **Rudolph von Schwaben** an seine Statt. Dieser gestand den Fürsten freie Königs-



Fig. 163. Heinrich IV. vor der Markgräfin Mathilde knieend. Aus einer Pergamenthandschrift des Mönchs Donizo, jetzt in der vatikanischen Bibliothek zu Rom. (Unterschrift: Der König bittet den Abt und fleht Mathilde an.)

wahl, dem Papste freie Bischofswahl zu, 15. März 1077, und wurde in Mainz gekrönt. Die Fürsten bestimmten darauf, das Königtum nicht erblich werden zu lassen. Nun muß Heinrich nach Deutschland zurück, sonst ist alles verloren. Er traf es hier

besser, als er hoffen konnte. Die Härte, womit ihn der Stellvertreter des erbarmungsreichen Christus behandelt, hatte doch viele Gemüter entrüstet, und er fand namentlich unter den Städtern Teilnahme und Hilfe. Er konnte sich ein Heer an Donau und Main sammeln, seine Krone bis aufs äußerste zu verteidigen. So fiel er in Schwaben ein, griff den Gegenkönig mit Ungestüm an, jagte ihn hinaus und bis nach Sachsen. Er erklärte ihn seines Herzogtums für verlustig und belehnte damit 1079 den treuanhänglichen Friedrich von Hohenstaufen, dem er zugleich seine Tochter Agnes zur Gemahlin gab; Friedrich hatte es freilich erst zu erkämpfen. Hier taucht also das nachmals so berühmt gewordene **Geschlecht der Hohenstaufen** auf.

Über diese Wendung der Dinge wurde der Papst verstutzt und machte jetzt den Politischen. Zwar sein Legat sprach den Bann über Heinrich, Gregor aber will abwarten; man weiß doch nicht, ob der Gedemütigte nicht wieder emporkommen soll. Seine Gesandten wimmeln durch Deutschland hin; aber die Sachsen klagen, „daß diese bald dem Rudolf, bald dem Heinrich die päpstliche Gunst verhießen und von beiden Parteien möglichst viel Geld zögen, um es nach Rom zu schleppen." Wollte er wohl das Reich zwischen beiden teilen? Als jedoch Heinrich, 1080, bei Flarchheim geschlagen wurde, da schleuderte Gregor einen neuen Bannstrahl auf ihn, den Eidbrüchigen, und alle seine Anhänger und bestätigte Rudolf als Deutschlands König. Er verfertigte dabei einen schönen Hexameter: Petra dedit Petro, Petrus diadema Rudolfo, „der Fels (Christus) hat die Krone dem Petrus gegeben; Petrus (der Papst) giebt sie dem Rudolf," womit dem Staat überhaupt der Krieg erklärt war. Auch prophezeite er Heinrichs jähen Fall. — Allein der Herr in der Höhe machte diese Schenkung schnell zu nichte, auch wollte der zweite Bann nicht mehr wirken. In einer zweiten Schlacht bei Mölsen (Okt. 1080) empfing Rudolf (von Gottfried von Bouillon?) einen Hieb über die rechte Hand, daß sie ihm vom Arme fiel. Er soll sterbend gesagt haben: „Das ist die Hand, mit der ich meinem König Heinrich Treue geschworen habe."



Fig. 164. Die angebliche Hand Rudolfs von Schwaben im Dom zu Merseburg.

Die Fortsetzung des Kampfes in Deutschland, wo in Heinrich von Salm ein zweiter Gegenkönig aufkam (bis 1087), überließ Heinrich dem tapfern Friedrich und wendete sich selbst nunmehr gegen den Papst. Nachdem er ihn abermals durch eine Synode in Brixen hatte absetzen und dafür den Erzbischof Wibert von Ravenna, seinen bewährten Freund, als Clemens III. wählen lassen, zog er 1081 mit einem kleinen Heere nach Italien und rückte, ohne sonderlichen Widerstand zu finden, vor Rom. Hier aber verteidigte sich Gregor mit unerschütterlicher Standhaftigkeit. Die bedrängten Römer baten ihn flehentlich, sich mit Heinrich zu versöhnen; aber immer entgegnete er: „Wenn er für seine offenbaren Sünden Gott und der Kirche Genugthuung leistet!" Zuletzt öffneten die Römer selbst Heinrichen die Thore. Dieser führte Clemens III. als Papst ein und empfing von seiner Hand die römische Krone 1084. Gregor aber hat sich in die feste Engelsburg geworfen, wo er nun hart belagert wird, auch von den Römern selbst. Endlich kommt ihm der Normannenherzog Robert Guiscard (S. 340) zu Hilfe, der ihn, da Heinrich sich schon entfernt hat, befreit, übrigens in Rom barbarisch haust, daher Gregor sich mit ihm nach Salerno zurückzieht. Dort stirbt er 25. Mai 1085 (1584 heilig gesprochen).

Seine letzten Worte waren: „Ich habe das Recht geliebt und das Unrecht gehasset, darum sterbe ich in der Verbannung." Der heil. Ansgar betete bei seinem Ende: „Herr, gedenke mein nach deiner Barmherzigkeit; Herr, sei mir Sünder gnädig!" Hildebrand aber weiß angesichts des Richterstuhles der Ewigkeit nur von seiner Gerechtigkeitsliebe zu reden. Er hätte besser gethan, zu sagen: „Ich habe Christi Wort: Mein Reich ist nicht von dieser Welt! zu Boden getreten,

darum sterbe ich billig in der Verbannung; der Herr gebe mich nur nicht in die ewige Verbannung, er sei mir Sünder gnädig!"

Übrigens brachte sein Tod dem Kaiser keinen sonderlichen Vorteil, und dieser lebte, freilich auch nicht unbillig, in Kampf, Not und Jammer bis zu seinem Ende. Nur wenig wurde der allgemeine Krieg gemildert durch den nun von den Bischöfen eingeführten Gottesfrieden. Hildebrands Partei wählte Urban II., einen Franzosen von Clüny, welcher über Heinrichs Papst die Oberhand gewann und nicht nur den Bannfluch über ihn erneuerte, sondern auch fortwährend und mit traurigem Erfolge die deutschen Fürsten, namentlich den Herzog Welf von Bayern, und sogar seine eigenen Kinder gegen ihn aufwiegelte. Nachdem er den Gegenkönig niedergekämpft hatte, empörte sich zuerst 1093 sein älterer Sohn Konrad, der bisher standhaft für den Vater gestritten, wider ihn! Zugleich brach ihm seine zweite Gemahlin, eine Russin, die ehliche Treue und machte ihn durch die schamlosesten Bekenntnisse verächtlich. Gottes Arm riß Konrad in der Blüte seiner Jahre hin, 1101. Dann stand, vom Papste dazu eingesegnet, sein jüngerer Sohn Heinrich gegen den König auf, 1104, der ihn zu seinem Nachfolger hatte wählen lassen. Auch seine Vasallen wiederholten ihre Treulosigkeit; die meisten verließen ihn und traten zu dem rebellischen Sohne über; und der arme Vater irrte eine Zeit lang hilflos im Reich umher.

Indessen gewährten ihm die rheinischen Städte abermals eine freundliche Aufnahme und durch ihren Beistand sammelte er ein Heer, mit welchem er sein Kaiserrecht behaupten will. Nun fürchtet sich der böse Sohn und sucht durch schändliche Arglist zu erreichen, was vielleicht den Waffen mißlingen könnte. Er bittet den Vater um eine Unterredung. Sie findet zu Koblenz statt.

Als der Alte seinen rebellischen Sohn erblickt, fällt er vom Schmerz überwältigt zur Erde und ruft: „O mein Sohn, wenn ich von Gott meiner Sünde wegen gestraft werden soll, so beflecke doch du deinen Namen nicht; denn es ziemt sich nicht, daß der Sohn über die Sünden des Vaters sich zum Richter aufwerfe!" Da fällt der heuchlerische Sohn schluchzend auf die Kniee, bittet den Vater um Verzeihung und beteuert ihm, daß er nichts weiter als seine Aussöhnung mit der Kirche suche. Er überredet ihn dann, seine Krieger zu entlassen. Der Vater traut und thut es. Nun aber lockt man ihn in die Burg Böckelheim, die sich hinter ihm schließt. Der Kaiser ist ein Gefangener und wird sehr hart behandelt.

Der Sohn zwingt den Vater, dem Throne zu entsagen, und gibt ihn doch nicht frei. Es gelang dem armen Kaiser zwar, nach den Niederlanden zu entfliehen, allein von so viel Jammer und Herzeleid ist er gebrochen und stirbt bald darnach, 7. Aug. 1106, zu Lüttich, erst 56 Jahre alt, aber ein 50jähriger König.

Der Bischof zu Lüttich, sein alter Freund, ließ ihn mit vollen Ehren in der Domkirche beisetzen. Aber auf Befehl des päpstlichen Legaten mußte der Gebannte gleich wieder aus der Gruft genommen werden. Der Sarg stand jetzt unbeerdigt auf einer Insel der Maas und ein mitleidiger Einsiedler von Jerusalem stellte sich freiwillig daran hin und sang Tag und Nacht Bußpsalmen für des Kaisers Seele. Sein Sohn, der unterdessen den Thron bestiegen, ließ ihn nach Speier bringen und im Dom beisetzen. Aber sogleich verbot der dortige Bischof allen Gottesdienst; der Sarg mußte wieder heraus, in eine noch ungeweihte Kapelle. Hier standen die kaiserlichen Gebeine fünf Jahre lang über der Erde. So verfolgte die heil. barmherzige Kirche noch die Toten! Endlich hob der Papst den Bann auf und Heinrichs IV. Überreste wurden unter großer Teilnahme und Rührung des deutschen Volks, das in ihm einen hochbegabten, auch sehr barmherzigen Fürsten verehrte, in der Kaisergruft zu Speier bestattet, 1111.

Der harte und stolze Heinrich V. (1106—25), ein Meister in der Verstellungskunst, arbeitete ernstlicher daran, die herabgekommene Kaisermacht wieder zu heben, als dem Reiche den Frieden wieder zu geben. Darum hatte der Papst gar keinen so gehorsamen Sohn an ihm, als er zu werden versprach, da er noch den kirchlichen Beistand zur Befriedigung seiner Herrschsucht brauchte. Er begehrte vom Papste, Paschalis II., alles Ernstes die Zurücknahme des Verbots der Laien-

investitur, durch welches das Recht der Regenten handgreiflich schwer geschädigt ward; denn so waren sie ja nicht mehr Oberherrn auch über die weltlichen Besitztümer der Prälaten. Der Papst wies begreiflich sein Ansinnen zurück. Als aber Heinrich 1110 mit einem zahlreichen Heere nach Italien kam, dort eine ungehorsame Stadt (Novara) empfindlich züchtigte, auf den Roncalischen Feldern (bei Piacenza) den erschrockenen lombardischen Fürsten und Städten die Huldigung abnahm, und nun gen Rom daherfuhr, da wurde dem Paschalis, der kein Hildebrand war, etwas bange, und um mit dem Gefürchteten fertig zu werden, machte er ihm einen seltsamen Vorschlag: „Der Kaiser solle auf die Investitur verzichten, dagegen alle zeitlichen Güter und Rechte der geistlichen Stellen zurücknehmen." Solche Trennung von Staat und Kirche war dem Kaiser vollkommen recht; wie reich wäre er da plötzlich geworden! Allein die Bischöfe lärmten dagegen; die wären ja auf einmal arme Hirten geworden! Am 12. Febr 1111 begegneten sich Heinrich und der Papst vor der Peterskirche, küßten sich, und dieser designierte jenen zum Kaiser. Aber über des Papstes Urkunde, die den Bischöfen unermeßliche Opfer zumutete, entspann sich ein solcher Streit, daß von der Krönung keine Rede mehr war und Paschalis in Heinrichs Händen blieb. Der Gefangene gab endlich nach: „Sofern nur der Kaiser sich bei der Wahl der hohen Geistlichen nicht beteiligte, sollte er die Investitur wie früher vornehmen dürfen." Froh über das ausgewirkte Dokument und die errungene Krönung kehrte Heinrich heim; kaum aber ist er fern, so nötigen Synoden den Papst, sein Zugeständnis als ein erzwungenes zu widerrufen, und schleudern auf den Frevler, der sich am Statthalter Christi vergriffen, den Bannfluch. Indessen mußte das ungleiche Benehmen des Papstes dazu beitragen, daß der Bann diesmal wenig Wirkung hervorbrachte. Immerhin erhoben sich die Kölner und die Sachsen mächtig gegen den Kaiser, der mehrfach gedemütigt wurde. Und da Papst Calixt II. sich mit Ernst an die Lösung des Streites machte, der Kaiser aber Festigkeit und Klugheit verband, auch die Fürsten sich nach Frieden sehnten, so kam endlich eine Aussöhnung zwischen den zwei Häuptern der Christenheit und eine Ausgleichung des Handels zu stande. Diese geschah auf dem Reichstage zu Worms, Sept. 1122. Man ging hier in der Mitte durch: „Die Bischöfe und Äbte sollten von der betreffenden Geistlichkeit (der Stifter und Klöster) in Gegenwart des Kaisers oder seines Abgeordneten, aber ganz frei gewählt werden; dann sollte sie der Papst mit Übergebung von Ring und Hirtenstab, den Abzeichen des Priestertums, zur Führung ihres geistlichen Amtes, der Kaiser durch Berührung mit dem Scepter zum Genuß der zeitlichen Güter und Gerechtsame bevollmächtigen." Dieser berühmte Vergleich, der dem 50jährigen Streit ein Ende machte, heißt das Wormser Konkordat. Papsttum und Kaisertum erkannten sich als gleichberechtigte Gewalten an.

Heinrich V. hatte eine sehr unruhvolle Regierung und viel Veranlassung, über seine Sünden nachzudenken. Außer dem römischen Stuhle waren es besonders die Sachsen, mit denen auch er harte Kämpfe bestehen mußte. Einmal, 1115, erlitt er beim Welfesholz eine solche Niederlage, daß es seiner Herrschaft nahe ans Leben ging. Doch die treue Hilfe der Hohenstaufen und Welfen arbeitete ihn wieder aus seiner mißlichen Lage heraus, während er auch in Italien die große Erbschaft der Gräfin Mathilde antrat, 1116. Im Reiche selbst brachte er es zu keinem festen Frieden.

Er starb noch jung, im 44. Jahre, zu Utrecht am Krebs und kinderlos. Im Volk sprach man: „Gott habe ihm alle Freude an Kindern entzogen, weil er so ein böses Kind gegen seinen Vater gewesen und ihm so viel Herzeleid verursacht habe."

Unter ihm geschah's, daß der thätige Bischof Otto von Bamberg hörte, wie Boleslav von Polen die Pommern besiegt, 1120, und zur Annahme des Christentums verpflichtet habe, ohne daß doch die Missionare viel Eingang fänden. Schon 60jährig reist er selbst nach Gnesen, und weiter zu den Pommern, deren Herzog er alsbald das Herz gewann, worauf er predigte und

22 000 Seelen taufte, überhaupt aber durch geistliche Mittel das Volk dem Christentum gewogen machte. Damit war zugleich das Signal gegeben zur Ausbreitung der deutschen Nationalität im Nordosten; durch Ottos Einfluß sind diese Gegenden durch und durch deutsch geworden. Albert der Bär erreichte dasselbe in Brandenburg (S. 329), aber auf anderem Wege, indem er seit 1142 die Mark mit niedersächsischen Ansiedlern füllte. Dagegen hatte die Gewalt der Deutschen in Dänemark, Polen, Ungarn, Burgund nun völlig aufgehört, in Italien war sie wenigstens im Sinken begriffen.

§ 3. Deutsche Zustände unter den letzten Saliern.

Das deutsche Reich war ein Wahlreich; es ging die Krone nicht notwendig vom Vater auf den Sohn über; der Sohn konnte dem Vater folgen und noch bei dessen Lebzeiten zu seinem Nachfolger gewählt werden, aber eine Wahl mußte stattfinden. Diese vollzogen jetzt noch die Vornehmsten der deutschen Stämme insgesamt, weltlichen und geistlichen Standes, während man sich jedoch dabei um das Volk immer weniger bekümmerte. — Die Macht der Fürsten dem Kaiser gegenüber kam durch den päpstlichen Einfluß seit 1056 wieder stark empor. Sie handelten wie Landesherren in ihrem Gebiete, wenn auch der Kaiser die Befugnis nicht aufgab, überall im Reich unmittelbar einzuschreiten. Schon ist dieser mehr von ihnen abhängig, als sie von ihm. Die Erblichkeit der Fürstentümer war wieder mehr und immer mehr Sitte, obgleich noch kein durchaus anzusprechendes Recht geworden. Die Grafschaften, deren Inhaber aus königlichen Gaurichtern allmählich zu Besitzern ihrer Gaue geworden, welche bei einem Herzoge oder unmittelbar beim Kaiser zu Lehen gingen, waren bereits samt den Lehensgütern weiter herab ganz erblich. Die Bistümer aber wurden immer weniger durch kaiserliche Ernennung, mehr durch Wahl der Kapitel besetzt.

Außer den Grafen rechnete man noch Barone oder Freiherrn (Freie, welche Reichslehen besaßen) zum höhern Adel. Diesem gegenüber kamen aber jetzt die Ritter auf, Bauern, Freigelassene, ja Hörige, welche durch Hofgunst sich aufschwangen, namentlich als Ministeriale, welche die obersten Ämter des Edelhofs als Truchseß, Schenk, Marschalk, Kämmerer verwalteten (S. 325); sie waren schon um 1200 die Tyrannen der Landschaft und suchten alle adelich zu werden. Doch hießen sie nicht edel, sondern „gestrenge" und wurden erst gegen 1400 adelich genannt. Zwischen dem Adel überhaupt und dem von ihm abhängigen und gedrückten Bauernstande erhob sich aber jetzt noch ein andrer, früher in Deutschland fast unbekannter Stand, der Bürger. In den Städten lebten Gewerbfleiß und Handelsbetrieb auf und sie gediehen meist zu schönem Wohlstande. Sie genossen mancherlei Freiheiten vor dem Bauernstande, und es gab schon Städte, welche keine andern Herrn über sich hatten als den Kaiser. Solche nannte man Reichsstädte, wie Frankfurt, Straßburg, Augsburg, Basel. Köln und andere Bischofsstädte hoben sich mächtig; auch Kaiserpfalzen wie Ulm und Nürnberg wuchsen lustig heran. Die Stadtbürger sorgten, daß sie vom Ritterschild nicht ausgeschlossen wurden.

Die Wissenschaft wurde wohl in den Stiftsschulen und Klöstern getrieben, so zu Fulda, Hirsau, Reichenau, Paderborn, Lüttich, Bamberg, Würzburg ꝛc. Im ganzen aber genossen doch nur wenige davon; das Volk ließ man in tiefer Unwissenheit hinlaufen. — Die Sitten bei niedrig und hoch, die Geistlichkeit nicht ausgenommen, waren im allgemeinen sehr roh: Trinksucht und Streitsucht, die Erbübel von den heidnischen Vätern her, herrschende Laster. Es gab viel blutige Köpfe, nicht wenig Räubereien und Mordthaten. Es kamen auch in Deutschland, noch mehr in Italien, abscheuliche Grausamkeiten vor, z. B. das Blenden. Und doch, während jetzt schon in Welschland Falschheit und Hinterlist stark hervortrat, ging durch das deutsche Volk noch ein Zug von Redlichkeit, Biederkeit und Treue hin, sowie vornehmlich auch von Ehrfurcht vor dem Heiligen.

§ 4. Das Ritterwesen.

In der Zeit der salischen Kaiser entfaltete sich das Rittertum zu seiner Blüte, am frühsten in Frankreich, dann aber gleichzeitig in England, Deutschland rc. Die romanischen Nationen treten jetzt Deutschland gegenüber glanzvoll in die Geschichte ein. Die Kirchenreform war unter ihnen aufgetaucht (S. 336); französische Ritter erfüllten Morgen- und Abendland mit dem Ruhm ihrer Kämpfe und Abenteuer. Ihre Sprache hörte man vom Tweed und Tajo bis zum Euphrat und Jordan. Ihre Lieder erschollen in zwei Hauptdialekten, wo ihre Waffen erschienen. — Die Edlen zogen zu Pferd in den Streit, sie waren Reiter, Ritter. Im Rittertume vereinigte sich die alte germanische Art mit christlichem Wesen: ein Ritter sollte tapfer sein, keinen Feind scheuen, auch den Stärksten nicht; er sollte fromm sein, der Kirche Gottes, den Witwen und Waisen, allen Schwachen und Bedrängten Schutz und Hilfe gewähren; er sollte eine gewisse zarte Verehrung für die Frauen hegen. Diese drei Elemente, Tapferkeit, Frömmigkeit und Galanterie befaßte das echte Rittertum.

Dasselbe bekam mit der Zeit seine eigenen Gesetze, seine Regel. Eines Edelmannes Sohn wurde schon als Kind an den Hof eines Fürsten, Grafen, Freiherrn oder doch angesehenen Ritters gebracht. Hier war er zuerst Edelknabe oder Page; mit dem 14. Jahre wurde er Knappe. Er bediente seinen Herrn und lernte das Ritterwerk bei ihm, begleitete ihn auf seinen Zügen und focht an seiner Seite. Hatte er das Waffenwerk gelernt, sich auch im Kampfe bewährt, so empfing er, gewöhnlich nicht vor dem 21. Jahre, die Schwertleite, wurde feierlich zum Ritter geschlagen. Nachdem er einen heiligen Eid geschworen, daß er sein lebenlang die Ritterregel halten und untadelig vor Gott und Menschen leben wolle, wurden ihm von seinem bisherigen Herrn oder einem Großen mit dem Schwerte im Namen Gottes, des Erzengels Michael und des hl. Georg drei leichte Schläge auf die Schulter gegeben und sofort die einzelnen Stücke des Waffenschmucks, Schwert, Lanze, Streitkolben, Dolch, Helm, Harnisch, Schild und goldene Sporen überreicht. Jetzt war er ein Ritter. Die Feierlichkeit fand gewöhnlich bei einem glänzenden Feste statt und schloß nicht selten mit einem Turniere.

Die Turniere waren ritterliche Kampfspiele, welche die Großen und Reichen veranstalteten. Lange vorher wurde dazu eingeladen, und zur bestimmten Zeit sprengte eine Menge Ritter auf ihren stolzen Rossen dazu heran. Solch ein Ritter im vollen Schmucke ließ sich allerdings stattlich ansehen. Er war in glänzenden Stahl gekleidet vom Kopf bis zur Zehe; selbst das Gesicht verdeckte ein Visir, durch dessen Spalten nur die Augen blitzten; auf dem Helme wogte ein dreigeteilter Federbusch auf und nieder; an der Seite hing der mit dem Wappen gezierte Schild rc. Selbst die Pferde waren später mit Eisen überkleidet, früher mit schönen Decken.

Jeder Ritter mußte sich bei den Kampfrichtern anmelden, die seine Turnierfähigkeit, d. i. seinen guten Adel und makellosen Namen zu prüfen hatten. Dann wurde der mit Schranken umgebene Kampfplatz geöffnet und die Kämpen ritten unter Trompeten- und Paukenschall hinein. Turniervögte, Herolde, Grieswärtel sind zugegen, daß alles ehrlich und ordentlich zugehe. Die Grieswärtel sollen die zu hart Streitenden auseinanderbringen. An den Schranken aber sitzen auf Gerüsten (Balkonen) die Damen und vornehmen Zuschauer, und ringsum steht das Volk und alles blickt erwartungsvoll.

Ein Herold ruft die Herren mit Namen auf, welche mit einander kämpfen sollten. Sie sprengen mit den Lanzen (stumpfen, manchmal auch spitzigen) auf einander los und einer sucht den andern mit kräftigem Stoße vom Roß in den Sand zu strecken oder doch bügellos zu machen. Das war die Tjost (juxta), und wenn Haufen regellos durcheinander jagten, der Buhurt. Dann geht es wohl auch, wenn die Lanzen zersplittert sind, an den Kampf mit dem Schwerte. Manchmal streiten Scharen zugleich mit einander, das diente zur Begrüßung eines geehrten Gastes. Nachdem die Ritter sich getummelt hatten, folgt das Gesellenstechen der Knappen.

Die Tapfersten erhalten darauf, nach dem Ausspruche der Richter, den sogenannten Dank, den ihnen die vornehmste und schönste Dame darreicht, eine goldene Kette, ein Wehrgehenk, ein Schwert, eine Leibbinde ꝛc. Dieselben dürfen auch bei der folgenden Tafel an der Seite dieser Damen sitzen und nachher den Fackeltanz mit ihnen beginnen. — Bei diesen Turnieren gab es aber viel Unglück. Oft wurde ein Ritter niedergeworfen, daß er Arm und Bein oder gar den Hals brach. Oft verwandelte sich das Spiel in bittern Ernst, aus dem Turnierplatze wurde ein Schlachtfeld. Bei einem Turnier zu Nuys in Lothringen blieben 42 Ritter und viele Knappen auf dem Platze. Solchen hat die Kirche oft ein ehrliches Begräbnis versagt.



Fig. 165. Turnierscene aus dem 15. Jahrhundert. (Nach einem alten Stich.)

Das Rittertum betrachtete sich als einen allgemeinen, großen Orden, der in Spanien die Mauren zurücktrieb, an der Ostsee die Heiden unterwarf, von Italien aus sich ins Morgenland ausbreitete. Englische Ritter beherrschten und erzogen Irland, schwedische und dänische Finnland und Estland. Die Mehrzahl der Ritter jedoch ist nicht edel gewesen. Sie pflegten hinter ihren Gesetzen weit zurückzustehen, waren häufig schreckliche Trunkenbolde; zart gegen das weibliche Geschlecht, bezeigten sie sich dem männlichen gegenüber unbändig roh und streitsüchtig. Ihre Fehden untereinander konnte man nicht zählen, und den andern totschlagen, seine Burg verbrennen ꝛc., das hielt man für kein Unrecht, sofern nur die Fehde vorher ehrlich angesagt war. Unversehens über vorüberziehende Kaufleute herfallen, sie niederwerfen, ihre Güter rauben, ihre Person ins Burgverließ stecken, bis sie sich erst noch mit schwerem Lösegeld ranzionierten (freikauften), das galt für eine rechte ritterliche Großthat. — Es gab auch fahrende oder irrende Ritter; so hießen, die auf Geratewohl in der Welt herumritten, um Gelegenheit zum Strauß zu finden. Das nannten sie auf Abenteuer (aventure) ausziehen. Eine unmäßige Lust zu Abenteuern regte sich itzo in vielen Rittern, daß sie gerne in die Ferne, ins fabelhafte Morgenland zogen.

§ 5. Die Kreuzzüge.

In dieser Zeit wurde das Abendland von einer seltsamen religiösen Bewegung ergriffen. Denn jetzt eben erreichte der Islam seine höchste Kraft. Während Spanien

herrlich aufblüht (S. 336), fängt Mahmud von Ghazna 1001 an, das ferne Indien durch jährliche Raubzüge zu unterwerfen und neben ihm dichtet Firdosi († 1020) das große Nationalepos der Perser, das Schahnameh. Nun aber drangen seldschukische Türken vor, stürzten das Ghaznareich und eroberten alles vom Indus bis ans Mittelmeer. Bei Manzikert schlug ihr Sultan Alp Arslan den griechischen Kaiser vollständig 1071 und nahm ihn gefangen.

Von früher Zeit her pilgerten die Christen des Westens nach dem h. Lande, wo einst Gottes Sohn im Fleische gewandelt und gelitten und so viele Gottesmenschen gelebt und gekämpft hatten. Es trieb sie, jenen Schauplatz der Wunder Gottes zu sehen. Das h. Grab, über welches schon die fromme Kaisermutter Helena (S. 268) eine Kirche hatte bauen lassen, zog die Herzen am stärksten an. Diese Pilgerfahrten wurden immer häufiger und massenhafter, jemehr der Wahn die Gemüter bethörte, daß man damit ein verdienstliches, sündentilgendes Werk verrichte und sich dem Himmel näher schwinge (S. 336). So lang die Sarazenen das h. Land beherrschten, erfuhren die Pilger wenig Bedrückung. Als dieses aber 1073 von den rohen Seldschuken erobert worden war, mußten sowohl die dort ansäßigen Christen, als auch die Wallfahrer viele und schwere Drangsale ausstehen. Schon hatten die Klagen Heimkehrender eine schmerzliche Teilnahme bei der abendländischen Christenheit erregt und auch bei Gregor den Wunsch hervorgerufen, daß doch Kanaan wieder ein Besitztum der Christen werden möchte.


Fig. 166. Ritter vom ersten Kreuzzug. (Aus einer Handschrift im Britischen Museum.)

Da bat der griechische Kaiser Alexius, dem die Seldschuken 1084 Antiochia weggenommen, den Papst um Hilfe. Urban II. sagte sie zu und veranstaltete zwei große Kirchenversammlungen, eine zu Piacenza, die andere zu Clermont in seinem Geburtslande Frankreich. Bei der zweiten, Nov. 1095, waren auf einer weiten Ebene 13 Erzbischöfe, 225 Bischöfe, 90 Äbte, Tausende von andern Geistlichen und zahlloses Laienvolk versammelt. Als er in hoher Begeisterung eine Rede hielt, „wie Paläſtina als das Erbteil des Herrn und Jerusalem als Sitz aller Heiligtümer und Geheimnisse rein bleiben solle von jeder Befleckung, wie aber jetzt dieses Erbteil von den Heiden zertreten und in der Stadt des Herrn des Teufels Lehre öffentlich verkündigt werde" ꝛc., als er die Frevel der Ungläubigen schilderte und ein Wehe ausrief über die, welche solchem Unheile nicht steuern wollten, dagegen die selig pries, welche gegen die Feinde kämpfen würden, da blieb kein Herz unerschüttert, kein Auge trocken. Eine neue Begeisterung erfaßte alle und sie riefen vieltausendstimmig: „Deus lo volt! Gott will es!" Viele knieten vor dem Papste nieder und ließen sich einsegnen. Zum Zeichen, daß sie für die Sache des Kreuzes ihr Blut vergießen wollten, heftete man ein rotes Kreuz auf die rechte Schulter, woher der Name Kreuzfahrer kommt.

Unzählige folgten nach. Denn die Kreuzfahrer empfingen ja vom Papste Ablaß aller ihrer Sünden (eine ganz neue Lehre!) und den Verspruch des ewigen Lebens, wenn sie im Kampfe fallen sollten. Später wurde ihnen zugesagt, daß sie für alle ihre zeitlichen Schulden während ihrer Abwesenheit keine Zinsen zahlen dürften, sowie daß die Kirche ihre Güter beschützen und, wenn sie nicht wiederkehren sollten, für die Ihrigen sorgen würde. Die Hörigen, wenn sie durch Kampf frei werden wollten, durfte niemand zurückhalten. Dazu kam dann noch die Lust, fremde

Länder zu sehen und wunderliche Abenteuer zu bestehen, auch die Lust, reiche Beute zu machen, ja sich neue Herrschaften zu erstreiten. Genug, ein schwärmerischer Eifer: Fort! Fort! gen Morgen hin! ergriff plötzlich Hunderttausende. Frankreich, England und Italien beteiligten sich beim ersten Kreuzzug am meisten, weniger das bedächtigere, von Parteien zerrissene Deutschland.

Die Vornehmsten derer, welche sich zum ersten Zuge entschlossen, waren: Gottfried von Bouillon, Herzog von Niederlothringen, ein frommer und tapferer Mann, seine Brüder, die Grafen Balduin und Eustach, der reiche Graf Raimund von Toulouse, Graf Hugo von Vermandois, Bruder des Königs von Frankreich, Herzog Robert von der Normandie, Bruder des Königs von England, der begüterte Graf Robert von Flandern, Graf Stephan von Blois, Boemund, Robert Guiscards kluger Sohn, Fürst von Tarent, und dessen Neffe, der kühne Tankred. Diese mächtigen Herren rüsteten sich mit Sorgfalt, Bischof Adhemar begleitete sie als des Papstes Legat.

Ihnen voran brachen im Frühling 1096 mehrere Haufen auf, zusammen über 200 000 Mann, unter Anführung des Peter von Amiens, eines fanatischen Kreuzpredigers, der die Bauern begeisterte, des Ritters Walther Habenichts u. a.; denn sie konnten vor Begierde den Abgang des Hauptheeres nicht erwarten. Das war aber loses und heilloses Gesindel. Diese Kreuzhelden begannen den heiligen Kampf schon am Rhein, indem sie über die dortigen Juden herfielen, die sie auch zu den Feinden Gottes rechneten, die sie beraubten und zu Tausenden ermordeten. Dann trieben sie es auch auf dem weiteren Wege mit Plündern, Blutvergießen und Verübung aller Schandthaten so arg, daß sie schon von den erbitterten Ungarn und Bulgaren größtenteils erschlagen wurden. Der Überrest eilte nach Kleinasien und wurde von den Seldschuken aufgerieben. Peter, mit dem Leben davongekommen, harrte betrübt in Konstantinopel auf die Ankunft der Fürsten.



Fig. 167.

Vision Peters in der Kirche des heil. Grabes. | Peter empfängt vom Patriarchen von Jerusalem den „Brief der Sendung“.

(Alte Darstellung aus einer Handschrift in Venedig.)

Diese brachen im Sommer 1096 auf mit ihren wohlgerüsteten Scharen, wohl 300 000 Mann. Jeder befehligte seine Leute selbst; einen Oberbefehlshaber gab es nicht. Sie zogen auf verschiedenen Wegen durch Europa; Genua und Pisa boten vielen ihre Schiffe an; in Konstantinopel wollten sie sich zusammenfinden. Der griechische Kaiser Alexius erschrak über die heranflutenden Kreuzfahrermassen, welche durch Gewaltthaten seiner eigenen Herrschaft Gefahr drohten, und legte ihnen anfangs, statt sie zu unterstützen, Hindernisse in den Weg. Doch verständigte man sich mit ihm durch Ernst und Willfährigkeit, schwur ihm den verlangten Lehenseid und setzte dann auf griechischen Schiffen nach Asien hinüber. Das gesamte Kreuzheer nahte Mai 1097 Nikäa, der Hauptstadt des Seldschuken Kilidsch Arslan. Noch immer welch ein gewaltiges Christenheer! 100 000 Reiter und 200 000 Füßgänger, alle trefflich bewehrt. Dabei noch ein ungeheurer Schwarm von Mönchen und Knechten, Weibern und Kindern. Die Seldschuken werden geschlagen, Nikäa gehört wieder den Griechen; der Zug geht weiter. — Auf dem Marsche durch das dürre Phrygien teilte sich

das Heer. Da griff plötzlich Kilidsch Arslan mit 150 000 Reitern die eine Abteilung wütend an. Doch Boemund hielt den Kampf aufrecht, bis die fernen Genossen herangerückt waren. So wurden die Muslimen noch völlig besiegt.

Auf dem Weitermarsche durch verwüstete Lande hatten die Christen viel von Hunger und Durst und ungewohnter Sonnenglut zu leiden: doch gelangten sie glücklich nach Syrien. In Cilicien trafen sie armenische Fürsten, die zum Kampfe gegen die Seldschuken mit anstanden. Balduin setzte sich gleich in Edessa fest. Aber die Hauptstadt Antiochia, die sie im Oktober 1097 erreichten, wurde 8 Monate lang vergeblich belagert. Mangel an Lebensmitteln, Winterfrost, Seuchen und die beständigen Ausfälle der Belagerten rafften sie zu Haufen hin. Sie befanden sich in der äußersten Not und ihr Glaubensmut sank tief herab. Nicht wenige machten sich davon und unter ihnen selbst der Kukupeter, wie man ihn nannte. Diesem aber setzte Tancred nach und brachte ihn wieder zurück. Indessen würden sie die ungewöhnlich feste Stadt nie bekommen haben, wenn nicht Boemund, nachdem er sich den Besitz der Stadt hatte zusprechen lassen, einen Renegaten zum Verrat bewogen hätte. Am 2. Juni 1098 erstieg Boemund bei Nacht dessen Turm und öffnete eine Pforte, durch welche das Christenheer eindrang. So wurden die Kreuzfahrer Herr der Stadt, in welcher sie jetzt barbarisch schlachteten und praßten.

Aber nach drei Tagen kam Kerbogha, der Fürst von Mosul, mit 300 000 Mann zum Entsatze Antiochiens herbei, das er mit Grimm erobert findet. Edessa hatte ihn glücklicherweise aufgehalten. Er schloß nun die zusammengeschmolzenen Kreuzfahrer darin ein. Bald entstand eine fürchterliche Hungersnot, daß sie tote Pferde, Mäuse und Leder verzehrten. Dazu kamen abermals pestartige Krankheiten. Es löste sich alle Ordnung auf. Was rettet sie? Ein Provenzale Bartholomäus meldet, ihm sei der h. Andreas erschienen und habe ihm verkündigt, daß in der Peterskirche die heil. Lanze begraben liege, mit welcher man die Seite des Herrn Jesu geöffnet habe, diese solle man ausgraben, ihr folge der Sieg! Sogleich ließ Graf Raimund nachgraben, und siehe, es steigt einer aus der Grube mit einer in Purpur eingewickelten Lanze herauf! Alles Volk jubelt. Zugleich ernannte man Boemund zum Oberanführer. Der ging scharf vor, die Zuchtlosen zu bändigen, entwarf einen klugen Schlachtplan und stürmte unwiderstehlich gegen das Türkenheer an, das endlich auseinanderstob. Die Christen eroberten Kerboghas Lager mit unermeßlichen Reichtümern und solcher Fülle von Speisen, daß alle Not ein Ende hatte.

Es war der 28. Juni 1098. Der Weg nach Jerusalem betrug nur noch 100 und etliche Stunden; gleichwohl brauchten die Kreuzfahrer beinahe noch ein Jahr dahin. Eine Seuche brach aus, der auch Adhemar erlag. Die Fürsten stritten untereinander um den Besitz der eingenommenen Städte, waren auch bestrebt, in der Umgegend weitere Eroberungen für sich zu machen. Boemund, der staatskluge, gründete ein Fürstentum in Antiochia, wie Balduin in Edessa. Als aber das Jahr verging, nötigte das Volk die Fürsten zum Weiterzug. Er ging an der Seeküste hin, den Städten Tripolis, Berut, Sidon, Tyrus, Akko entlang nach Cäsarea; Kämpfe verzögerten den Marsch beständig. Nun verließ man das Meeresgestade und zog gerade Jerusalem zu.

Endlich am 6. Juni 1099, im dritten Jahre nach dem Aufbruch, erblickte man die langersehnte h. Stadt. Ein unendliches Jubelgeschrei erschallt, Freudenthränen fließen; sie fallen auf die Kniee und küssen den Boden; sie loben Gott, daß er sie so weit gebracht, und alles ausgestandene Elend ist vergessen. Gleich rennen sie auch auf die Stadt los, um sich ihrer zu bemächtigen: allein das geht nicht so leicht. Sie ist wohlverwahrt mit Mauern und Türmen und eine Besatzung von 30 000 Mann liegt darin. Es sind Ägypter, welche sie den Seldschuken entrissen hatten. Und das Kreuzheer? Es zählt noch 20 000 zu Fuß und 1500 zu Pferde, den 19. Teil der Ausgezogenen! Der erste Anlauf mißlang; indessen verzagt keiner am endlichen Gelingen des großen Werkes. Aber Sturmwerkzeuge müssen gebaut und das Holz

dazu muß meilenweit herbeigeschafft werden. Einstweilen kann man sich doch am Anblicke der Stadt des himmlischen Königs weiden und so manche Orte um Jerusalem her besuchen! Zwei bewegliche Türme und Sturmleitern sind fertig. Jetzt wallt das Pilgerheer zur Marienkirche im Josaphatthale, um sich den Sieg zu erflehen, und von da auf des Ölbergs Höhe, wo Peter predigt und alles Volk zur Buße, Eintracht

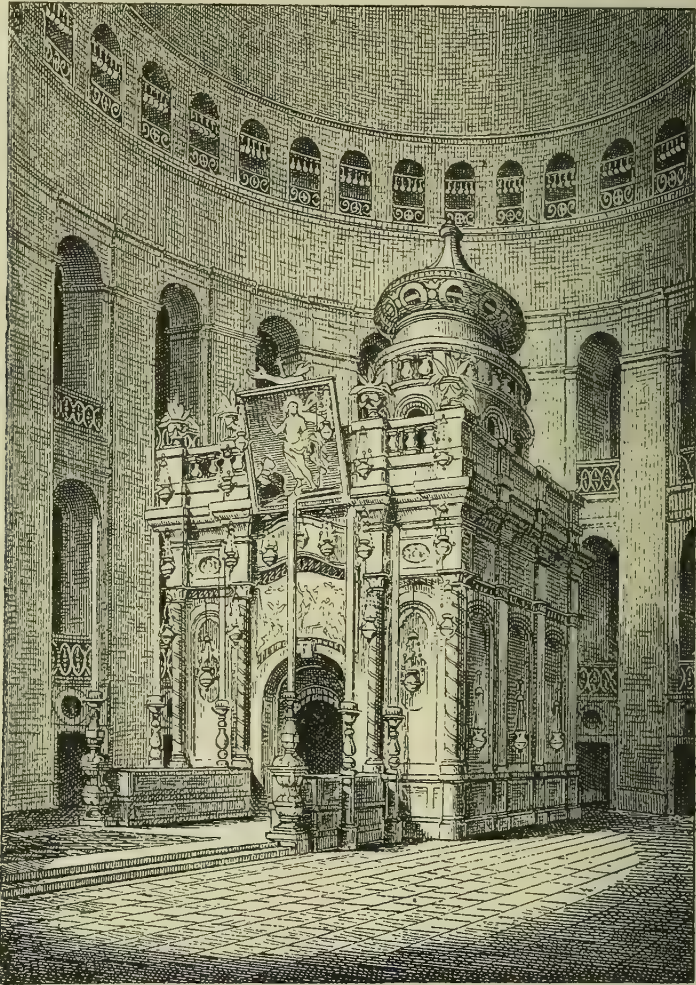


Fig. 168. Das heil. Grab in der Grabeskirche zu Jerusalem.

und Tapferkeit ermahnt. Alle schlagen reumütig an die Brust; die Feinde reichen sich die Hand zur Versöhnung; die Krieger insgesamt geloben, um des Herrn Grab bis zum letzten Blutstropfen zu streiten.

Mangel an Lebensmitteln und Trinkwasser mitten in der Glut des Sommers hatte indessen das Pilgerheer noch weiter geschwächt. Es kamen zum Glück genuesische Schiffe nach Jafa, welche Nahrung, Arbeitsgeräte und Werkmeister brachten. Und dann hatte Tancred in einer Grotte tief versteckte Baumstämme entdeckt, welche früher den Ägyptern zur Berennung der Stadt gedient hatten. Immer mehr festigte sich doch unter den entmutigendsten Erfahrungen die Losung des

ganzen Kreuzzugs in den Herzen: Gott will es! Gott hilft uns! und der Anblick Jerusalems wirkte wie ein Zauber, der jede Art übernatürlichen Beistandes in Aussicht stellte.

So wird denn, am 14. Juli, Jerusalem berannt. Den ganzen Tag wird gerungen; aber die Belagerten wehren sich verzweifelt; zurück und wieder zurück! Der Tag sinkt und die Belagerer müssen sich zurückziehen. Am andern Morgen wird der Sturm erneuert, denn Zion muß gewonnen sein; sieben Stunden lang dauert die allerheißeste Arbeit fort, bis alle Kräfte sinken. Da aber — schaut doch zum Ölberg hinauf! dort steht ein Ritter in glänzender Rüstung und schwingt den Schild! Die Erscheinung belebt den Mut der Provenzalen aufs neue. Gottfrieds hölzerner Turm rollt an die Mauer heran, die Fallbrücke sinkt herab; der Herzog und sein Bruder springen auf die Mauer; auch die Normannen dringen durch eine Bresche ein.

So wird Jerusalem erobert am 15. Juli 1099. Aber welch ein Wüten der christlichen Sieger an der heiligen Stätte. Was Muhammedaner heißt, Krieger, Greise, Weiber, Kinder, alles wird erbarmungslos niedergemetzelt. Mit demselben Tigergrimme fallen sie über die Juden her. Die meisten derselben sind in ihre Synagoge geflüchtet; sie werden mit derselben verbrannt.

Nur die Christen ließ man leben, die man in der Grabkirche versammelt fand, wo sie Kyrie eleison! sangen. In drei Tagen verbluteten 70 000 Muslims, 10 000 allein in der Tempelmoschee. Auch wurden alle nichtchristlichen Häuser ausgeplündert; jeder durfte behalten, was er erlangen konnte. Nach vollbrachter Raub- und Blutarbeit säuberten sie sich. Barfuß und mit bloßem Haupte ziehen sie jetzt nach der Grabkirche und stimmen dort unter Wonnethränen einen Lobpsalm für das gelungene h. Werk an, geloben auch dabei, Gott zu Ehren lebenslang einen heil. Wandel zu führen.

Die Geistlichen wollten einen Patriarchen einsetzen, die Fürsten aber trugen Raimund, dem reichsten, die Krone an. Da er sie ablehnte, wurde Gottfried von Bouillon zum Gebieter von Jerusalem ausgerufen.

Er nahm zwar das Regiment an, wollte aber keine goldene Krone tragen, da, wo sein Heiland die Dornenkrone trug; er nannte sich nur Schützer des h. Grabes. Freilich zog schon im August 1099 ein Muhammedanerheer von 40 000 Mann aus Ägypten herauf, um den Christen ihr Erobertes wieder zu entreißen. Gottfried hatte kaum die Hälfte von Mannschaft entgegenzuführen. Doch erfocht er durch seine Klugheit und Tapferkeit bei Askalon einen glänzenden Sieg und sicherte dadurch das Bestehen des jungen Reiches; den Tankred, der Tiberias eingenommen, ernannte er zum Fürsten von Galiläa. Jafa baute er notdürftig wieder auf, dann mußte er sich als Lehensmann des neuernannten Patriarchen bekennen. Aber schon Juli 1100 erlag der fromme Fürst einer Seuche. Ihm folgte sein kraftvoller Bruder Balduin, der den Königstitel annahm. Da fortwährend bewaffnete Pilgerzüge aus Europa nachkamen, so erstarkte das Königreich einigermaßen; die Fürstentümer Antiochia und Edessa aber wuchsen damit nicht zusammen, auch siedelten sich mehr schlechte als erträgliche Christen an.

Das die Geschichte des ersten der Kreuzzüge. Man zählt noch sechs folgende größere, mit denen wir noch zusammentreffen werden. Ihrer keiner hat sein Ziel erreicht außer dem ersten. Aber fast zwei Jahrhunderte lang dauerte diese Bewegung nach dem Morgenlande fort (gleich 1101 erlagen zwei sehr große Heere den Seldschuken in Kleinasien); wer nicht gehen konnte, kaufte sich durch einen Geldbeitrag los. Genuesen halfen 1104 Akko, Norweger 1110 Sidon, Venetianer 1124 Tyrus &c. einnehmen.

Der Johanniter- und Templerorden.

Wie das Rittertum durch die Kreuzzüge einen mächtigen Anhauch erhielt, so auch eine eigentümliche Gestaltung. Es entstanden geistliche Ritterorden, in denen Rittertum und Mönchtum sich vermählten. Und zwar erscheinen ihrer zwei schon in der ersten Zeit des Königreichs Jerusalem, dessen vorzügliche Stütze sie wurden.

Nachdem schon 1070 ein Kloster, von einem Amalfiter gestiftet, in Jerusalem

sich der Krankenpflege gewidmet hatte, führte 1099 sein Abt Gerhard eine Ordenstracht für die Spitalbrüder ein, welche Paschalis II. 1113 bestätigte. Sie pflegten die armen und kranken Pilger mit solcher Hingebung, daß sie allgemeines Lob, zudem noch reiche Geschenke und Vermächtnisse aus der Nähe und Ferne empfingen. Von ihrem Pilgerhause, St. Johannishospitium genannt, hießen sie Johanniter, auch Hospitaliter. Viele aus den verschiedenen Nationen traten in diesen Orden ein. Die Glieder desselben trugen ein schwarzes Kleid mit weißem Kreuz und legten das klösterliche Gelübde der Armut, des Gehorsams und der Keuschheit ab. Strengster Gehorsam wurde den Obern, insonderheit dem Großmeister geleistet. Armut bedeutete, daß der einzelne nichts sein nennen dürfe; alle ihre Güter gehörten dem Orden. Der zweite Meister, Raimund Dupuis, fügte 1118 die Verpflichtung (der Adeligen) zum Kampf gegen die Ungläubigen hinzu. Seinen Hauptsitz verlegte der Orden später nach Cypern, dann auf die Insel Rhodus, dann auf Malta. Die Malteserritter sind also eins mit den Johannitern.

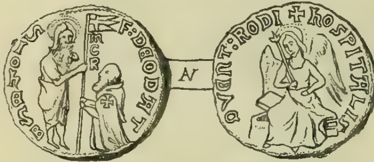


Fig. 169. Münze des Johanniterordens.

Eine ähnliche Verbindung ist der Tempelorden, den der französische Ritter Hugo von Payens stiftete. Er trat 1118 mit noch acht Rittern zu dem Berufe zusammen, die Straßen im h. Lande sicher zu halten, die Waller zu geleiten und den Kampf gegen die Ungläubigen mit voller Selbstaufopferung zu bestehen. Auch sie brachten jenes dreifache Gelübde dar. Ihre Wohnung war zu Jerusalem nahe an der Stätte des Tempels, daher ihr Name Tempelritter, Tempelherren oder Templer. Sie trugen einen weißen Mantel mit blutrotem Kreuz. Ihr Großmeister hatte fürstlichen Rang. Zu diesem Orden drängten sich so viele, daß er Heere ins Feld stellen konnte und sich den Ungläubigen bei der ausnehmenden Tapferkeit seiner Mitglieder sehr furchtbar machte. Er wurde noch reicher als der vorige, den er oft befehdete, und erlangte Besitzungen in allen Ländern. Wegen seines Reichtums wurde er 1312 gewaltsam aufgehoben (IX. § 4).

Beide Orden verdienten in der ersten Zeit ihres Bestehens durch selbstverleugnende Liebe, durch sittenreinen Wandel und Heldenmut die hohe Achtung, die sie genoßen. Auch sie trugen zum Ruhme des Frankennamens bei, so gut als die neuen Formen des Mönchlebens, die nun in Frankreich auftauchten. Hatte Clüny erst weithin die Klosterzucht reformiert (seit 910), so steigerten nun die Kartäuser (in Chartreuse seit 1086) die Askese aufs höchste; andererseits suchten die Cisterzienser (seit 1098 in Citeaux, 1115 in Clairvaux) dem Religionsunterrichte, die Prämonstratenser (seit 1120 in Prémontré) der Seelsorge unter die Arme zu greifen. Es war eine Zeit regen bunten Treibens auch im Geistlichen.

§ 6. Die Hohenstaufen.

Nach dem kinderlosen Abscheiden Heinrichs V. versammelten sich die deutschen Stämme bei Mainz, 1125, und die geistlichen Fürsten samt dem päpstlichen Legaten wählten den alten Herzog Lothar von Sachsen zu Deutschlands Gebieter. Wir haben also zuerst noch einen, der kein Hohenstaufe, vielmehr ein Feind dieses Hauses war und schon zwei Kaiser bekämpft hatte. Lothar (1125—37) war wohl besonnen und tapfer, aber er stand einmal im Dienst der Kirche, worin er fromm, doch nicht blind verharrte. Allzubarsch forderte er vom Staufer Reichsgüter zurück, die zum salischen Erbe gehörten, und begann den Krieg gegen ihn. Auf seiner Romfahrt 1133 zum Kaiser gekrönt, erhielt er für seine Dienste vom Papste die Mathildischen Güter (S. 351) als ein Lehen, so daß er ein Vasall des Papstes wurde, worüber die Päpstlichen selbst spotteten. Doch hat er 1134 den Staufer besiegt und nach 80 Jahren

den ersten allgemeinen Frieden in Deutschland aufgerichtet. Seine einzige Tochter gab er dem Bayerherzog, welcher dadurch der mächtigste Fürst wurde. Nachdem er noch Apulien dem Papst unterworfen, 1137, starb er auf dem Heimwege in einer Bauernhütte des Lechthales. Und jetzt kommt das Heldengeschlecht der Hohenstaufen.

Es führte seinen Namen von seiner Burg Staufen, welche am nordwestlichen Abhang der Schwäbischen Alb auf einem hohen Bergkegel stand, wo von der einstigen Herrlichkeit nur noch ein kleines Mauerstück übrig ist. Hier hauste zur Zeit Heinrichs IV. jener Graf Friedrich, der dem bedrängten Kaiser so gute Dienste erwies, daß er ihm seine Tochter zur Ehe und das Herzogtum Schwaben zum Lehen gab (S. 349). Friedrich hatte zwei Söhne, einen Friedrich, der dem Vater als Herzog von Schwaben folgte, und einen Konrad, welchem Heinrich V. das Herzogtum Franken verlieh. Letzterer war schon 1127 von Schwaben und Franken zum König gewählt worden; 1138 geschah es von denselben im Verein mit Trier und dem Legaten. Es war eine verhängnisvolle Wahl, die Konrad zu stetem Kämpfen ohne Sieg verurteilte. Konrad III. (1138—52) war ritterlich und verständig, aber unfähig, die Verhältnisse zu beherrschen: er blieb doch ein Pfaffenkönig. Über seine Thronbesteigung grollte Heinrich der Stolze, Herzog von Bayern und von Sachsen, den Lothar zu seinem Nachfolger bestimmt hatte: derselbe mochte auf dem Reichstage nicht zur Huldigung erscheinen, und als er endlich die Reichsinsignien auslieferte, trutzte er doch fort. Darauf erklärte Konrad eigenmächtig den Trotzigen seiner beiden Herzogtümer verlustig, die er auch sogleich an andere Fürsten vergab.


Fig. 170. Münze Konrads III. (Berliner Münzkabinett.)

Hier loderte nun der große langwierige Hader zwischen Welfen und Waiblingern, der sich schon unter dem vorigen Kaiser entzündet hatte, helle auf. Der bayrische Herzog führte nämlich von seinem Stammvater Welf (S. 345) dessen Namen Welfen und die Hohenstaufen von ihrem Stammschlosse Waiblingen den Namen Waiblinger. „Hie Welf! Hie Waiblingen!" ward nun zum Feldgeschrei. Zuerst verstand man unter diesem Namen nur die bayrische und hohenstaufische Partei gegeneinander, in der Folge bedeuteten sie namentlich: päpstliche und kaiserliche Partei. Jahrhunderte lang spann sich der Streit zwischen Welfen und Waiblingern fort, dessen hauptsächlicher Schauplatz weiterhin Italien wurde. Die Italiener sprachen aber Guelfen und Ghibellinen.

Heinrich der Stolze wehrte sich verzweifelt um den Besitz seiner Herzogtümer, und nach seinem frühen Tode (1139) führte sein Bruder Welf mit gleicher Anstrengung den Krieg fort. Beiden fehlte es nicht an mächtigen Helfern. Es war ein harter Streit mit wechselndem Glücke. Indessen konnte Konrad nicht völlig über die Welfen obsiegen und 1142 nur durch einen Vergleich, in welchem dem jungen Sohne des Stolzen, Heinrich dem Löwen, das Herzogtum Sachsen gegen Verzichtleistung auf Bayern zugesprochen wurde, einen leidlichen Frieden herstellen. Der Kaiser fand es schwer, das zerrüttete Reich wieder zu ordnen.

Konrad besiegte Welf 1140 bei Weinsberg. Die Sage meldet, er habe das Städtchen belagert und der hartnäckige Widerstand desselben ihn dermaßen erbittert, daß er allen Männern darin den Tod drohte. Als es sich endlich ergeben mußte, erbaten sich die Weinsberger Weiber die Gunst, ihr Kostbarstes mit hinweg tragen zu dürfen. Als nun die Stadtthore sich öffneten, trug jede Frau ihren Mann auf dem Rücken, worüber sich der Kaiser herzlich freute.

Während Konrad in Deutschland umherreiste, bekam er zwei sonderliche Rufe aus Italien. Damals hatte ein Priester Arnold von Brescia, dem das weltliche üppige und hoffärtige Leben des Klerus höchlichst mißfiel, mit hinreißender Bered-

samkeit gelehrt, daß die Geistlichen nach dem Exempel der armen und geringen Apostel keine zeitlichen Güter, Rechte und Ehren haben sollten. Er wurde vom Papst verurteilt 1139 und floh zu seinem Lehrer Abälard nach Paris, wo er auch mächtig predigte, bis der h. Bernhard ihn vertrieb. Er kam nach Rom zurück und unterwarf sich 1145 dem Papst. Die Römer aber wollten diesen auf das geistliche Gebiet beschränken und wählten sich einen Stadtrat, sie zu regieren. Der Papst als erster Geistlicher müsse den Anfang mit der rechten Geistlichkeit und apostolischen Armut und Demut machen. So hatten sie den Senat wieder hergestellt; Arnold schloß einen Bund mit diesem und predigte frei gegen den Geiz und die Heuchelei der Kardinäle; ja auch dem Papst, dem Manne des Bluts, dürfe man nicht mehr gehorchen. Eugen III. zog 1149 mit einem Heer gegen die h. Stadt. Diese schickte an Konrad die Einladung, er solle bei ihnen in Rom, als der Hauptstadt der Welt, seinen Thron aufschlagen; der Papst aber solle predigen, nicht Blut vergießen. Ebenso rief ihn der Papst. Allein Konrad war durch deutsche Wirren zurückgehalten. Es hatte auch die

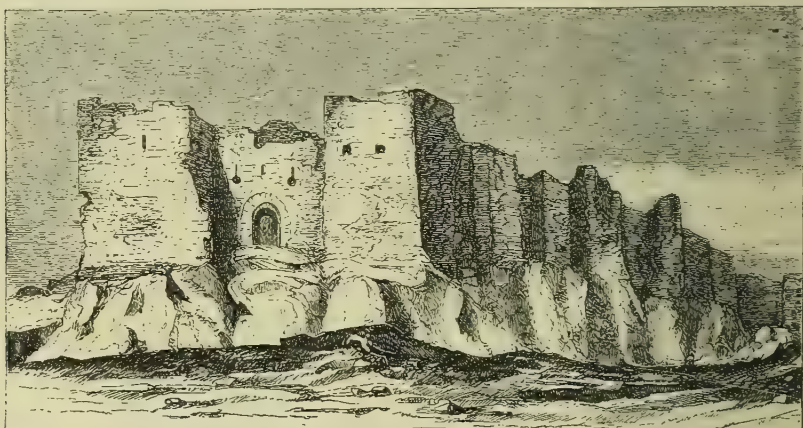


Fig. 171. Ruinen der Burg von Edessa.

ganze Sache keinen Bestand. Der Papst gelangte wieder zu seiner zeitlichen Macht, Arnold aber auf den Scheiterhaufen.

Von seinem Streben, Deutschlands Ordnung zu befestigen, ward jedoch Konrad durch einen andern Ruf abgezogen. Vom Morgenlande her kam die Kunde, daß die wichtigste Christenstadt Edessa, jenseits des Euphrats, 1144, durch den umsichtigen Unterkönig von Mosul, Zenki, erobert worden sei. Die Einwohner wurden teils niedergemetzelt, teils fortgeschleppt, die Stadt von Grund aus zerstört. Schrecken und Jammer ging durchs Abendland und die Begierde zum Kampf gegen Gottes Feinde erwachte aufs neue. Sie wurde hochentflammt durch den heil. Bernhard von Clairvaux, den berühmtesten aller Geistlichen, das Orakel Frankreichs. Seine Predigten brachten eine fieberhafte Bewegung hervor, zuerst in Frankreich, wo von seinen gewaltigen Worten ergriffen selbst Ludwig VII., dann auch in Deutschland, wo König Konrad das Kreuz nahm. Dieser setzte zwar dem Aufruf anfangs eine stählerne Brust entgegen; als aber Bernhard 27. Dez. 1146 in Speier ihn mit Feuereifer auf das jüngste Gericht hinwies, wo er sein Zurückbleiben nimmermehr werde verantworten können, da wurde der Kaiser so erschüttert, daß auch er weinend um das Kreuz bat. Dem Papst, der ihn lieber in Italien gehabt hätte, wars leid. Mit ihm ließen sich drei Herzoge, zwei Markgrafen und mehrere Bischöfe das Kreuz aufheften, denn

die Sache fand auch in Deutschland jetzt viel mehr Teilnahme als früher. Bernhard verhieß mit völliger Bestimmtheit einen glücklichen Erfolg des Unternehmens. Wohl eine Million Pilger setzte sich nutzlos in Bewegung.

So ward denn dieser zweite Kreuzzug 1147 unternommen. Bereits im Mai brach Konrad mit 90000 trefflich gerüsteten Kriegern auf; er zog auf dem Landwege nach Konstantinopel und setzte von da nach Kleinasien über. Aber von den Griechen verlassen wurde das von Hunger und Durst erschöpfte Heer durch berittene Bogenschützen der Türken umringt und fast ganz vernichtet. Der französische König brach im Juni mit noch zahlreicherer Mannschaft auf, gelangte auf demselben Wege nach Kleinasien und verlor auf gleiche Weise den größten Teil seines glänzenden Heeres. Viele Schuld daran fällt auf Roger II., den kraftvollen König Siziliens (1101—54), der zur gleichen Zeit die Griechen schwer bedrängte. Doch kamen beide Regenten nach Jerusalem und verrichteten ihre Andacht an der hl. Stätte. Sie vereinigten sodann den Rest ihrer Krieger mit denen des Königs von Jerusalem, Balduins III., um zwar nicht das ferne Edessa, aber doch das näherliegende schöne Damaskus den Türken wegzunehmen. Allein Verrat der palästinensischen Christen verschuldete, daß auch dieses Vornehmen scheiterte. Das Christenheer mußte von der belagerten Stadt nach schweren Verlusten abziehen. Doch gelang es dem Balduin 1153 Askalon zu erobern.

Beide Fürsten, Konrad und Ludwig, kehrten mit tiefem Mißmute heim, 1149. Das Volk mißtraute hinfort der geistlichen Leitung. Konrad III. lebte nicht allzulange mehr. Eben als er seine Römerfahrt antreten wollte, starb er in Bamberg 15. Febr. 1152. Er hat keine Krone aus des Papstes Händen empfangen.

Friedrich I., Barbarossa (1152—90).

Nunmehr wurde Konrads Brudersohn, Friedrich, von den zu Frankfurt versammelten weltlichen und geistlichen Fürsten einstimmig und unter dem Zujauchzen des Volkes zu Deutschlands Haupt erkoren und zu Aachen feierlich gekrönt.

Das war wieder einmal ein König! Schon äußerlich herrlich, dastehend in blühender Manneskraft, mit dem durchaus ebenmäßigen, wohlgebildeten, weißroten Angesichte, mit seinen blauen, klaren, durchdringenden Augen, mit blondem gekräuseltem Haare, das unten zum rötlichen Barte ward, daher ihn die Italiener Barbarossa, Rotbart nannten. Einsichtig, gerecht und tapfer, fromm und fröhlich, voll Selbstvertrauen, bis zu Weltherrschaftsgedanken, doch auch sich mäßigend, keuscher Sitte, gleichmütig und fest in allen Lagen, furchtbar gegen Widerstrebende, versöhnlich gegen Reumütige, ist er einer der Größten, die je das Scepter führten. Kaiser wollte er sein, sowie er den Thron bestieg, Gehorsam wollte er von allen seinen Untergebenen, und des Papstes ungöttliche Erhebung über alles wollte er nicht dulden.

Zunächst suchte er in Deutschland Friede zu schaffen, und um Welf und Waiblingen zu befreunden, gab er seinem Vetter Heinrich dem Löwen zu seinem Herzogtume Sachsen auch das vom Vater zugleich besessene Bayern zurück. Noch 1152 schlichtete er auch einen Thronstreit zwischen zwei dänischen Prinzen, indem er Swen als König anerkannte, ihn aber anhielt, den Knut mit Seeland zu belehnen. Und nun wendete er sein Auge vornehmlich Italien zu, wo er die seit Heinrich V. kaum mehr geltend gemachte kaiserliche Oberhoheit wieder aufzurichten gedachte.

Die lombardischen Städte Mailand, Pavia, Brescia, Bergamo, Verona, Piacenza, Parma, Genua, Bologna rc. hatten sich durch Rührigkeit in Handel und Gewerbe, sowie durch Kriegsmut und Tapferkeit zu großem Reichtum und ansehnlicher Macht emporgeschwungen. Sie hatten sich der Herrschaft der Fürsten und Bischöfe ganz zu entziehen gewußt, und die meisten wollten nun von der Oberherrschaft des deutschen Kaisers frei sein. Sie hätten wohl auch diese gar abwerfen können, wären sie nicht unter sich selbst uneinig gewesen. So aber gönnten sie sich selbst untereinander die Freiheit nicht. Besonders war die mächtigste, Mailand, immer darauf aus, andere Städte zu unterdrücken. Das gab dem Kaiser um so mehr Veranlassung, ein Wort mit ihnen zu reden. Aber er griff eine schwere Arbeit an. —

Auf seinem ersten Zug, 1154, lud er die Fürsten und Städte zur Huldigung auf die Roncalischen Felder ein und die mehrsten erschienen doch, etliche mit Klagen über andere, wie Pavia über Mailands Herrschsucht. Letztere Stadt, welche auch ein kaiserliches Schreiben mit Füßen getreten, zu züchtigen, hatte er diesmal die Streitmacht nicht; aber minder starke widerspenstige Städte, wie Tortona, strafte er schwer. Darauf führte ihn Pavia, welches immer am treusten zum Kaiser hielt, im Triumphe bei sich ein, und der dortige Bischof setzte ihm die eiserne Krone auf.

Von hier eilte er nach Rom, um die römische zu empfangen. Aber gleich bei seinem ersten Zusammentreffen mit dem Papste, dem Engländer Adrian IV., entstund eine Spannung zwischen beiden. Der Kaiser hatte zwar den gefangenen Arnold (S. 362) ausgeliefert, der dann verbrannt, dessen Asche in den Tiber geworfen wurde; allein er unterließ es, dem entgegenkommenden Papste beim Absteigen den Steigbügel zu halten. Da that Adrian ganz bestürzt und wollte wieder umkehren. Friedrich versicherte ihm, daß er sich nie aufs Steigbügelhalten verlegt habe; doch um des Friedens willen gab er nach und verrichtete den kuriosen Dienst. Jetzt führte ihn der Papst in die Peterskirche zur stillen Krönung, 1155. Gleich darauf griffen die Römer das deutsche Heer in den Straßen an, da denn 1000 Bürger erschlagen wurden, fast ohne daß ein Deutscher fiel. Aber Rom ward dem Papst noch nicht unterworfen.

Friedrichs Heer hatte in der ungesunden Luft viel gelitten und zwang ihn zur Rückkehr nach Deutschland. Auf dem Rückwege wollten ihn die Veroneser verderben. Er mußte im Etschthale durch einen Engpaß am Felsenschlosse Volargna vorüber; hieher hatte sich heimlich Mannschaft gelegt, um ihn aufzuhalten und Lösegeld zu erpressen. Allein Otto von Wittelsbach rettete Kaiser und Gefolge, indem er einen noch über die Burg emporragenden Felsen, der nur Vögeln erreichbar schien, mit 200 erlesenen Jünglingen erkletterte. Freudengeschrei von oben erweckte jubelnden Mut von unten. Von oben herab und von unten herauf geht es jetzt über das Felsennest her und es wird leicht erobert. 500 der Schelme sind schon getötet; die noch lebenden werden aufgeknüpft.

In Deutschland sorgte der Zurückgekehrte für den Landfrieden mit großer Kraft. Während seiner Abwesenheit war durch Fehden und Räubereien Ruh und Sicherheit arg gestört worden; er durchreiste das Reich nach allen Seiten und stellte durch Urteil und Strafe überall die Ordnung wieder her. Er schonte große Frevler so wenig als die kleinen. Den rheinischen Pfalzgrafen Hermann und zehn Grafen mit ihm ließ er wegen Landfriedensbruch die Strafe des Hundetragens erleiden; jeder mußte seinen Hund fast eine Meile fort auf dem Rücken schleppen. Den Rhein entlang riß er eine Menge Raubschlösser herab. Die Markgrafschaft Österreich erhob er zu einem Herzogtum. Einen Bruderkrieg zwischen polnischen Herzogen entschied er mit dem Schwerte; Albrecht der Bär, der 1157 Brandenburg eingenommen, wahrte die Grenze. Dem Herzoge von Böhmen verlieh er zum Dank für geleistete Hilfe den Königstitel. Nachdem er 1156 Beatrix, die Erbin von Hochburgund, sich vermählt, ließ er sich zu Besançon von den burgundischen Großen huldigen, 1157. Sein Ansehen stieg hoch empor; von allen Landen schickte man ihm ehrende Gesandtschaften; der König von England unterwarf sich in einem schmeichelhaften Briefe den Befehlen des Kaisers (was freilich nicht gar ernstlich gemeint war).

Nur die italienischen Städte verhöhnten den Gewaltigen und seine Befehle, sobald er sich entfernt hatte. Insonderheit war es Mailand, das stolze, welches ihm fortwährend frech trotzte und kaiserlich gesinnte Städte grausam mißhandelte. Der Papst aber, dem die Macht des Kaisers allzuhoch anwuchs, den es auch sehr verdroß, daß ihm untersagt wurde, die Kaiserkrone ein **beneficium** (hieß zugleich „Wohlthat und Lehen") des röm. Stuhls zu nennen, und daß Friedrich in seinen Briefen an ihn seinen Namen immer vor den des Statthalters Christi setzte, der Papst sympathisierte mit den Städten, die ihm das nötige Geld gaben, und steifte sie in ihrer Feind-

schaft gegen den Oberherrn. Dazu belehnte er den Normannenkönig mit Apulien und Sizilien. Da beschloß Friedrich einen neuen Besuch in Italien, um dort seine Kaiserherrlichkeit zu entfalten. Er umlagerte 1158 das trotzige Mailand, und da es nicht mit Lebensmitteln versehen war, mußte es sich bei aller Tapferkeit nach vier Wochen ergeben. Es mußte neue Treue geloben, Geiseln stellen, Strafgelder zahlen. — Nunmehr hielt Friedrich einen Reichstag auf den Roncalischen Feldern und rief vier gefeierte Rechtslehrer der hohen Schule zu Bologna dazu, um die noch unsichern Rechte des lombardischen Königs ein für allemal feststellen zu lassen. Diese gelehrten Juristen, welche die altrömischen Gesetzbücher kaum erst ihrer langen Vergessenheit entzogen hatten, sprachen dem Kaiser eine Macht zu, wie sie längst nicht mehr geübt worden war. Das gereichte den für Freiheit schwärmenden Lombarden zu einem schweren Ärgernis. Namentlich deuchte es ihnen unerträglich, daß jetzt in jede Stadt, darin bisher Adel und Bürgerschaft vereint ihre Konsuln gewählt hatten, ein kaiserlicher Beamter, Podesta (Gewalthaber) gelegt wurde, freilich nur, wenn ihre Anhänglichkeit zweifelhaft war. Das am meisten entrüstete Mailand jagte den Kanzler, der die Verfassungsänderung verlangte, gleich davon und reizte auch andere Städte zu solchem Verfahren.



Fig. 172. Friedrich I. (Nach seinem Siegel von einer Urkunde.)

Da nahte der Kaiser zu furchtbarer Rache, sprach die Reichsacht über die frevelhafte Stadt 1159 und schloß sie ein. Aber sie ist sehr fest, von hundert Türmen und viel tausend Armen verteidigt. Nur durch Aushungerung scheint sie bezwungen werden zu können; aber sie hat sich diesmal wohl versorgt. So zieht sich der Streit lange fort, mit großer Erbitterung geführt. Fast noch ergrimmter war der Widerstand Cremas, das erst nach 7 Monaten 1160 sich dem Kaiser ergab und zerstört wurde. Der Kaiser schwört, er wolle seine Krone nicht aufsetzen, als bis er Mailand dem Erdboden gleich gemacht. Endlich nach zwei Jahren ist es ausgehungert und ergiebt sich auf Gnade und Ungnade. Am 1. März 1162 kommen die 8 Konsuln mit nackten Schwertern am Hals und werfen sich vor dem Kaiser nieder. Es folgten alle Einwohner barfuß, mit Stricken um den Hals, Asche auf den Häuptern und Kreuze in den Händen; sie flehen um Erbarmung. Friedrich schenkte ihnen das Leben; aber ihre Stadt, „der Herd aller Unruhen“, muß geschleift werden nach seinem Schwur und sie müssen sich in vier offenen Märkten ansiedeln. Bei der Schleifung Mailands be-

zeugten sich ihre italienischen Feinde am eifrigsten. Die prächtige Stadt liegt in Trümmern, 1162. Zitternd huldigten alle guelfischen Städte dem Kaiser aufs neue und nahmen willig seine Podestas auf. Nun schien allenthalben Ruhe und er kehrte nach Deutschland zurück. Er wollte in Dole mit König Ludwig von Frankreich zusammentreffen, zu dem der bedrängte Papst geflohen war; doch zerschlug sich die Begegnung.

Kaum ist Friedrich aus Italien draußen, so geht die Unruhe von neuem an. Die verhaßten Podestas mißbrauchten vielfältig ihre Gewalt und steigerten damit den Zorn der Städte nur noch höher. Friedrich begab sich zum drittenmal über die Alpen 1164, doch ohne Heer; er suchte Mißbräuche abzustellen, konnte aber die Unzufriedenheit der Lombarden nicht stillen. Nach langem nutzlosen Aufenthalt muß er heim, um mit Truppen wiederzukehren, denn Venedig, Verona, Padua rc. verbünden sich gegen ihn. Wer ihm aber besonders böses Spiel bereitete, das war eben jener Papst, ein feindlicherer als der vorige. Nach Adrians Tod 1159 hatten die ghibellinischen Kardinäle Viktor IV., einen unbedeutenden Mann, die meisten dagegen den klugen und entschlossenen Alexander III. gewählt; und dieser Alexander hatte alsbald samt seinem Gegenpapste auch den Kaiser in den Bann gethan. Dazu war er unermüdlich geschäftig, die lombardischen Städte gegen den Kaiser aufzuregen, und eben wendete er alle Mittel und Kräfte an, dieselben mit Frankreich, Ungarn rc. zu einem allgemeinen Bund gegen ihn zu vereinigen, während des Kaisers Kanzler statt des 1164 gestorbenen Viktor einen neuen Gegenpapst aufstellte.

Da zog Friedrich zum viertenmal über die Alpen, 1166, starkbewehrt, und ging, nach längerem Aufenthalt in Oberitalien, auf Rom los, wohin sein Feind zurückgekehrt war. Er eroberte es nach blutigem Kampfe; Alexander floh verkleidet nach Benevent, Friedrichs Papst nahm „den Stuhl Petri“ ein; es ließ sich alles gut an, 1167. Aber siehe, plötzlich brach im Lager die Pest aus und raffte so schnell, daß mancher vor seinem Pferde, das er besteigen wollte, tot niedersank, den größten Teil des Heeres hin. Es war ein grausig Sterben und Friedrichs Feinde nannten es eine Strafe Gottes, wie über Sanherib. Aber machtlos war der Mächtige jetzt. Und hinter ihm hatten sich unterdessen die lombardischen Städte, voran sein Cremona, so gewaltig empört, daß er nur wie ein Flüchtling aus Pavia 1170 durch die Feinde hindurch nach Burgund entkam.

In Susa verschworen sich die Bürger, ihn im Schlafe zu ermorden, was aber verraten ward; da legte sich Hermann von Siebeneichen in sein Bett, während er in Verkleidung entfloh; doch ehrten die Susaner des Dienstmanns Treue.

Die Deutschen dankten Gott, ihren Kaiser wieder zu haben. Während seines Wegseins hatten innere Fehden auf die störendste Weise überhand genommen. Namentlich war durch den Übermut Heinrichs des Löwen, mit dem derselbe alle seine Nachbarn behandelte, während er freilich die Reichsgrenze erweiterte, ein großer Krieg entbrannt. Notdürftig stellt der Kaiser die Ordnung wieder her. Bischöfe aber, wie der von Salzburg, hielten fest an Alexander, und auch viele Fürsten sahen den Kampf mit den Lombarden als aussichtlos an, nachdem diese sich zu einem großen Städtebund geeinigt hatten, der auch des Kaisers Anhang zum Anschluß zwang, das zerstörte Mailand wieder aufbaute, das sich herrlicher denn zuvor aus seinen Ruinen erhob, ja dem Kaiser zum Trotz eine Festung anlegte, die sie dem Papste zu Ehren Alessandria hießen. Um so ernstlicher rüstete er.

Endlich 1174 zog er mit geringem Heere zum fünftenmal nach Italien. Er hielt sich zuerst mit der Zerstörung Susas auf, dann wollte er die Trotzburg Alessandria nehmen; sie war aber so fest, daß er sie 7 Monate vergeblich belagerte. Nun schickte er sich an, mit dem Feinde im offenen Felde zu kämpfen. Da knüpften aber die Lombarden Unterhandlungen mit ihm an, in deren Folge 1175 ein Waffenstillstand ge-

schlossen ward. Am Ende zerschlugen sich die Unterhandlungen. Jetzt schickte er eilig nach Deutschland um neuen Zuzug und es erschienen auch bald kleinere Fürsten; allein mit Staunen muß er hören, daß gerade der Mächtigste, Heinrich der Löwe, gegen den er sich stets so freundlich und gnädig erzeigt, jeglichen Beistand verweigere. Er that dies, scheint es, weil er eine Erhebung feindlich gesinnter Nachbarn fürchtete. Friedrich sucht eine Unterredung mit ihm: sie treffen sich in Chiavenna. Friedrich bittet ihn beweglich, er möge ihn in seiner Not nicht verlassen. Heinrich bleibt unerbittlich, außer wenn ihm Goslar überlassen würde. So schieden der Welf und der Waiblinger wieder als Feinde.

Friedrich hatte noch keine große Macht beisammen, als ihm das gewaltige Heer der für ihre Freiheit flammenden Lombarden bei Legnano entgegentrat, 29. Mai 1176. Ungestüm dringt er in die Feinde und erschüttert weichen sie zurück. Aber sie ermannen sich wieder und kämpfen auf Tod und Leben. Friedrichs Fahne wird genommen, sein Heer zurückgeworfen. Da stürzt er sich in den dichtesten Haufen der Feinde und würgt unter ihnen, bis sein Pferd zusammenbricht und er im Getümmel verschwindet. Als sie ihren edlen Herrn nicht mehr sehen, fliehen die Deutschen; und die meisten fallen unter dem Schwerte der Verfolgenden oder enden in den Fluten des Ticino. — Der Kaiser galt für tot und seine Gemahlin legte Trauerkleider an. Allein nach vier Tagen kam er zu den Seinen nach Pavia. In seinem großen Unglück verließ ihn die Besonnenheit nicht; da er von Deutschland so bald keine frische Hilfe erwarten konnte, galt es jetzt seinen Gegnern die Hand zum Frieden darzubieten, den besonders die deutschen Bischöfe dringend wünschten. Er sandte sie an Alexander III., welcher sich zu einem Übereinkommen bereit finden ließ. Friedrich erkannte diesen als den rechtmäßigen Papst an, indem er seinen eigenen fallen ließ, und Alexander sprach den Kaiser vom Banne los, 1177. Zu Venedig hatten die beiden hohen Häupter, 24. Juli, eine Zusammenkunft. Der Papst empfing in seinem vollen päpstlichen Schmucke den kommenden Kaiser am Thore der Markuskirche; Friedrich wirft sich vor ihm nieder und bekennt, Gott habe ihn, den Stolzen, erniedrigt, der die Kirche durch Schisma zerrissen habe. Der Papst hob ihn auf und gab ihm den Friedenskuß, dann führte er ihn zu einem feierlichen Dankfest in die Kirche und segnete ihn. Was vor 100 Jahren in Kanossa nur angefangen hatte, war jetzt abgeschlossen; der Papst steht über dem Kaiser. Alexander feierte seinen Sieg 1179 durch ein allgemeines Konzil im Lateran.



Fig. 173. Der eherne Löwe in Braunschweig, von Heinrich dem Löwen im Jahr 1166 errichtet.

Mit den Lombarden schloß Friedrich einen Waffenstillstand auf sechs Jahre, während dessen an einem festen Frieden gearbeitet werden sollte. Derselbe kam auch

in Konstanz 1183 zu stande und noch günstiger für den Kaiser, als er eigentlich hoffen konnte. Die Städte (auch Alessandria) erkannten ihn hinfort als ihren Oberherrn an und erneuerten ihm den Eid der Treue; sie verpflichteten sich zu den früheren Leistungen an den Kaiser; auch sollte in wichtigen Sachen an ihn appelliert werden; sonst aber sollten sie sich selbst regieren und es treiben, wie sie wollten. Damit waren denn beide Teile zufrieden, am fröhlichsten darüber die Lombarden.

Nach Deutschland zurückgekehrt hatte Friedrich Klagen über Heinrich den Löwen wegen seiner Beeinträchtigungen anderer Reichsstände anzuhören. Heinrich klagte auch über die ihn befehdenden Bischöfe, 1078. Auf drei Reichstage nacheinander wurde Heinrich vorgeladen, er erschien auf keinem, plünderte dagegen Halberstadt und nahm den Bischof gefangen. Da ließ Friedrich die Fürsten das Urteil über ihn sprechen, 1180, es lautete: Reichsacht! Reichsacht bedeutet „Verlust aller Lande, Güter und Freiheiten"; auch war der Geächtete „vogelfrei", daß ihn jedweder ungestraft beleidigen und töten konnte. Der Kaiser verteilte Heinrichs Lande; Westfalen kam an Köln; das Herzogtum Sachsen an Bernhard von Askanien; Bayern, etwas geschmälert jedoch, gab er dem treuen Otto von Wittelsbach, dem Stammvater unseres bayrischen Königshauses. — Der Spruch des Kaisers und Reichs mußte indessen erst mit den Waffen durchgeführt werden; der Löwe wehrte sich mächtig, aber im zweiten Feldzuge ward er gebändigt. Zu Erfurt kniet der stolze Welf vor dem Kaiser und bittet um Gnade, 1181. Friedrich hebt ihn auf, umarmt ihn und befreit ihn von der Acht. Doch wurden ihm nur seine (mütterlichen) Erblande, Braunschweig und Lüneburg, belassen; auch mußte der Ruhestörer auf etliche Jahre das Reich meiden, er ging zu seinem Schwiegervater, Heinrich II. von England. Das Reich freilich wurde durch die zunehmende Zersplitterung geschwächt.

Da nun in Deutschland und Italien Friede eingekehrt war, so wollte sich der alternde Barbarossa nach so vielem Sturm einmal recht letzen, und hielt darum auf der Ebene bei Mainz um Pfingsten 1184 ein vielbesungenes Reichsfest. Da war eine herrliche Pracht. Alle Hohen des Reichs, weltliche und geistliche, zogen mit stattlichem Gefolge herbei und Ritter mit edlen Frauen ohn Ende; Volk von allen Seiten strömte massenhaft zu und eine Menge von Gästen auch aus der Fremde. Vor Mainz stand eine zweite Stadt von Zelten und Buden; da war ein unsäglich Leben und Treiben! Der Kaiser wandelte darunter strahlend von Freude und Milde. Er ließ alle Anwesenden drei Tage kaiserlich bewirten. Es gab Sang und Spiel und unendlichen Jubel. Nach einem glänzenden Turnier erfolgte der Ritterschlag, den der Kaiser selbst an vielen und seinen eigenen Söhnen König Heinrich und Herzog Friedrich vollzog.

Friedrich unternahm 1184 noch einen sechsten Zug nach Italien. Er muß das schöne Land nun auch beruhigt und gefriedigt schauen. Er durchreiste die lombardischen Städte: überall der ehrenvollste Empfang. Und er spendet aller Orten kaiserliche Gnade aus und die Herzen schlagen ihm immer stärker zu. Besonders huldreich erzeigte er sich den Mailändern, welche ihm dafür Verehrung zollten und ihn inständig baten, die Hochzeit seines Erstgebornen in ihren Mauern zu feiern. Denn an diese Reise knüpft sich noch ein höchst erfreuliches Ereignis für ihn. Es hatten ja die Normannen Süditalien eingenommen und ihre Herrschaft auch über Sizilien ausgedehnt (S. 341). Ein Papst hatte 1130 dem mächtigen Fürsten dieses Reiches den Königstitel verliehen. Gegenwärtig war Wilhelm II. König; und er war kinderlos und eine Tante, Konstanze, seine Erbin. Zwischen dieser Konstanze nun und seinem ältesten Sohne Heinrich hatte der Kaiser, trotz dem Entgegenarbeiten des Papstes, eine Verbindung zu stande gebracht und damit die Aussicht gewonnen, daß das große schöne Normannenreich in nicht ferner Zeit an das Haus Hohenstaufen fallen werde. Damit war den Päpsten ihr Rückhalt entwunden. Daß dieses Glück seinem Hause das schwerste Unheil gebären werde, davon konnte er noch nichts ahnen, und die Hochzeit wurde im Jan. 1186 zu Mailand unter freudiger Teilnahme

einer Menge Deutscher, Normannen und Lombarden mit außerordentlicher Pracht gefeiert. Heinrich ward vom Patriarchen Aquilejas zum „Cäsar" gekrönt.

Frohen Herzens kehrte Friedrich nach Deutschland zurück. Da erlebt er noch die Freude, daß die deutschen Bischöfe in Gelnhausen zusammen unter ihrem Wortführer Konrad von Mainz gegen neue Anmaßungen des Papstes Urban III. einmütig protestieren; sie schulden demselben nur geistigen Gehorsam, taste er die Rechte des Kaisers an, so seien sie verpflichtet einzuschreiten. Urban starb, als er eben den Kaiser bannen wollte, 1187, und sein Nachfolger war ein Friedensmann.

Siehe, da kommt eine Nachricht vom Morgen herüber, welche das ganze Abendland, auch ihn tief erschüttert. Das Königreich Jerusalem ist, nach 88jährigem Bestande, von Salaheddin, dem Sultan von Ägypten und s. 1174 von Syrien, gestürzt worden. Man kann wohl eine gerechte Sündenstrafe darin erblicken, denn die dortigen Fürsten wohnten zwar auf heiligem Boden, wie wenig aber heiligte er sie selbst! Sie hegten unter sich stete Zwietracht, selbst die Johanniter und Templer haderten eifersüchtig miteinander, und Laien und Geistliche führten ein abscheulich zuchtloses Leben. Damals herrschte dort der untüchtige König Guido (Veit) von Lusignan und zahlte Tribut für den Waffenstillstand. Als einer seiner Ritter diesen brach, gab er keine Genugthuung. Daher überzog Salaheddin Galiläa mit seiner Macht. Am heißesten Sommertag, 5. Juli 1187, erlitt Guido bei Tiberias (auf dem Hügel Hittin) eine gänzliche Niederlage und geriet selbst mit vielen Edlen in Gefangenschaft. Nun fiel ein christlicher Ort nach dem andern in die Hände des Siegers, bis am 2. Okt. 1187 auch Jerusalem sich ergab und das goldene Kreuz auf der Tempelkirche unter dem Jammergeheul der Christen herabgeworfen wurde. Mit Rosenwasser gewaschen ward sie zur Moschee geweiht. Doch verfuhr Salaheddin milder mit den Christen als ihre Vorfahren einst mit den Muhammedanern; nur ließ er keinen Templer oder Johanniter am Leben. — Aber daß das heil. Grab verloren sei, das klang doch der abendländischen Christenheit allzu traurig, und Hohe und Niedere entbrannten vor Begierde, es wieder zu erstreiten, wozu der Papst mit den dringendsten Worten aufforderte. Die Könige von England und Frankreich, welche sich eben bekriegten, schlossen Friede und verbanden sich zum gemeinsamen Zug. Und der greise Barbarossa will auch nicht dahintenbleiben, frommen Sinnes will er die Reihe seiner Thaten mit dem h. Kriege beschließen, wie er sie damit 1147 begonnen hatte. So wurde der dritte Kreuzzug ausgeführt.



Fig. 174. Münze des Salaheddin, geprägt zu Kairo 1190. (Berliner Münzkabinett.)

Friedrich ging mit aller Vorsicht zu Werke. Er schickte Gesandte voraus an den König von Ungarn, den griechischen Kaiser und den Sultan von Ikonium, welcher letztere sich ihm früher freundlich genähert hatte. Nachdem er nun die Angelegenheiten des Reichs geordnet und seinem ältesten Sohne Heinrich die Reichsverweserschaft übertragen hatte, brach er 11. Mai 1189 in Gesellschaft seines zweiten Sohnes Friedrich mit einem trefflich gerüsteten Heere von mehr denn 100 000 Mann auf. In Ungarn wurde er vom König ehrerbietig empfangen, unangefochten und gutversorgt zog das Heer hindurch. Es herrschte aber auch bei demselben, von dem alles liederliche Gesindel weggewiesen war, eine exemplarische Zucht, niemals hatte man so wohl sich verhaltende Kreuzfahrer gesehen. Gleichwohl traten die Griechen, als man in deren Land kam, so feindselig entgegen, daß Friedrich mit Waffengewalt Durchzug, Lebensmittel und Überfahrt nach Asien erzwingen mußte.

Im März 1190 betrat man endlich Kleinasien. Da hatte auch dieses Kreuzheer auf rauhen Wegen, in Mangel und Not und von den hinterlistigen Anfällen

der türkischen Reiterei viel auszustehen; indessen gelangte es mit nur geringem Verluste über Sardes, Philadelphia und Laodicäa ins Gebiet des befreundeten Sultans von Ikonium. Aber dieser war nun durch einen Feind ersetzt; der fiel das Heer von allen Seiten an. Unter Gefechten dringt man bis vor die Hauptstadt. Diese verteidigte der Sultan mit großer Übermacht, und sie war stark befestigt. Aber der alte Barbarossa, kräftigst von seinem Sohne unterstützt, erstürmte sie doch und der Sultan mußte verhandeln. Hoch ermutigt bewegte der starkgeschmolzene Zug sich weiter, überstieg glücklich das Taurusgebirge und kam in die Thäler des christlichen Cilicien herab. Unweit der Stadt Seleucia überschreitet das Heer den Salef; Friedrich setzt mit seinem Rosse über den Bergstrom, badet dann und ertrinkt. Entseelt wird sein Leib ans Ufer gebracht, 10. Juni 1190.



Fig. 175. Friedrich Barbarossa als Kreuzfahrer. (Aus einer Handschrift der vatikan. Bibliothek zu Rom.)

Ein entsetzlicher Schlag für das Kreuzheer! Starrer Schrecken zuerst, dann unbeschreiblicher Jammer. Noch in der Nacht drang Seufzen und Weinen aus dem Flammenmeer von Trauerfackeln heraus, welche vor jedem Zelt im Lager brannten. Alle fühlten, daß die Stütze des ganzen Unternehmens gebrochen sei. Des verehrten Kaisers Fleisch wurde auf dem Weitermarsche in Antiochia, die Gebeine in Tyrus beigesetzt.

Nach ihm führte sein Sohn, Herzog Friedrich, den Zug. Aber schon am Salef waren viele, an der Sache verzweifelnd, um- und heimgekehrt. Die anderen schmolzen auf dem Weitermarsche durch Angriffe der Ungläubigen, durch Hunger und Seuchen fürchterlich zusammen. Kaum der fünfzehnte Teil der Ausgezogenen langte vor der festen Stadt Akko an. Vor dieser Feste, in ihrer Belagerung, starb 1191 auch Herzog Friedrich am Fieber, nachdem er zuvor einen den Johannitern ähnlichen Orden, den der Deutschherrn, für deutsche Pilger und Kranke im Lande angebahnt hatte. Bei des Herzogs Tode ging wieder ein Teil der deutschen Krieger mutlos heim. Der Rest derselben, 5000, schloß sich an die eben ankommenden Heere der Könige von Frankreich und England an.

Kaufleute aus Bremen und Lübeck statteten vor Akko ein Spital aus, das von „bärtigen" Brüdern bedient wurde. Friedrich nahms unter seine Obhut und verwandelte es in eine bleibende Stiftung, aus der 1198 ein Ritterorden erwuchs, der aber nur deutsche Glieder aufnahm.

Die Könige kamen zur See nach Palästina, 1191, wohlbehalten, frischkräftig; sie waren zusammen an Zahl dem ausgerückten Heere der Deutschen noch überlegen und

der englische König Richard, der von seinem unmäßigen Mute den Namen Löwenherz trug, hatte als Held seinesgleichen nicht, nahm auch unterwegs den treulosen Griechen das schöne Cypern weg. Allein die Uneinigkeit, welche zwischen beiden Königen sich frühe entspann, schadete der Sache der Christen, wenn auch Akko fiel. Richards hochfahrendes gewaltthätiges Wesen wurde bald so unerträglich, daß er damit den klugen König Philipp August, sowie den Herzog Leopold von Östreich, den Anführer der Deutschen, zur Umkehr bewog. Und ob er wohl selbst noch eine Weile blieb und mit seiner tollkühnen Tapferkeit sich so furchtbar machte, daß Haufen von Feinden vor ihm flohen und daß die Muslimweiber ihre schreienden Kinder mit den Worten stillten: „König Richard kommt!" so zog er 1192 doch auch unverrichteter Sache ab, als ausgebrochene Unruhen in seinem England ihn dazu veranlaßten. Der Gewinn des ganzen großen Kreuzzuges war neben Cypern ein dreijähriger Waffenstillstand; aber der rechte Kampfpreis, den man suchte, blieb im Besitze der Ungläubigen, wenn auch Saladin schon 1193 starb.



Fig. 176. Kampf zwischen Kreuzfahrern und Sarazenen. (Nach einer Glasmalerei aus dem 11. Jahrh., früher in St. Denis.)

Wollen wir hier gleich weiter berichten, daß auch ein vierter größerer Kreuzzug, der 1202 unter Balduin von Flandern abging, Jerusalem nicht gewann; denn dieser sah Kanaan nicht einmal, er blieb unterwegs hängen, wovon ich weiter unten (§ 10) besonders erzählen muß. Ebenso vergeblich war ein kleinerer 1217 vom ungrischen König Andreas unternommen; er eroberte im heil. Lande nur eine Menge Reliquien! Dazwischen zogen 1212 Scharen französischer Kinder zur Erkämpfung des hl. Grabes aus; denn Wahnwitzige riefen: Durch Unmündige will Gott das große Werk vollbringen! Die armen bethörten Kinder verschmachteten elendiglich auf dem Wege, oder fielen in die Hände der Seelenverkäufer. So ging ein Haufe von 20000 französischen Kindern fort; in Marseille fanden sie Schiffer, welche sie unentgeltlich nach dem heil. Lande zu befördern versprachen; wie fröhlich steigen die Kinder ein! aber die Schiffer fuhren mit ihnen nach Ägypten und verkauften sie als Sklaven! Dennoch versuchten es Tausende von deutschen Kindern in Genua und Brindisi Überfahrt zu gewinnen. Sie verkamen alle auf dem Heimwege.

In Deutschland herrschte nun Heinrich VI. (1190—97), an Einsicht und Thatkraft seinem Vater ebenbürtig, an Kühnheit überlegen, auch rücksichtsloser als Barbarossa. Er war eben im Begriff, das durch Wilhelms II. Tod (Nov. 1189) erledigte sizilische Reich als Erbschaft seiner Gemahlin Konstanze anzutreten; da hielten ihn Verwicklungen zurück, welche die eidbrüchige Rückkehr Heinrichs des Löwen ihm bereitete. Doch trat ihm der Kaiser so geschickt entgegen, daß sich der Löwe zum Frieden bequemen mußte. Indessen war ein unehlicher Sproß der Normannenfamilie, Tankred, von den Siziliern zum König gewählt und im Auftrag des Papstes Jan. 1190 gekrönt worden. Dann kam der Schwager des Löwen, Richard Löwenherz, auf seiner Kreuzfahrt nach Sizilien, nahm Partei für den Tankred und erpreßte dort 5 Mill. Mk. Endlich erzwang der Kaiser seine Krönung vom Papst (Apr. 1191) und zog vor Neapel; dort verlor er aber sein Heer durch eine Seuche und Konstanze wurde eine Gefangene Tankreds. Der Sohn des sächsischen Löwen verriet ihn und

eilte nach Deutschland, des Kaisers Tod zu verkündigen und ihm überall Feinde zu erwecken. Heinrich jagt ihm nach und belegt ihn mit Reichsacht, kämpft sich aber mit Mühe durch. Da gelingt es ihm 1193, Richard in seine Gewalt zu bekommen.

Dieser war auf seiner Rückkehr vom Sturm an die Küste von Aquileja geschleudert worden und wollte als Pilger Deutschland durchreisen. Allein in Wien erkannt, wurde er von Herzog Leopold, den er in Palästina schwer gekränkt hatte, gefangen genommen. Ihn ließ der Kaiser sich ausliefern und hielt ihn in Haft, trotz allem Drohen des Papstes, bis er ein Lösegeld von 100 000 Pf. Silber entrichtete und Lehenshuldigung leistete, 1194.

Da nun der sächsische Löwensohn sich mit dem Kaiser aussöhnte und Tankred starb, ward es Heinrich leicht, in Palermo siegreich einzuziehen, wo er sofort gekrönt wurde. Er traf dort eine griechische Prinzessin Irene, die er seinem jüngsten Bruder Philipp verlobte. Da nun Italien ihm zu Füßen lag, nahm er 1195 das Kreuz und trachtete, sich das Morgenland zu unterwerfen. Vorher aber suchte er die deutschen Fürsten für die Erblichmachung der Kaiserkrone zu gewinnen, was ihm jedoch nicht gelang. Immerhin wählten sie sein Söhnlein Friedrich zum König. Eben jetzt kam ein sizilisches Komplot, ihn zu ermorden, an den Tag, dem Konstanze nicht fremd blieb. Er entfloh aber nach Messina und traf seine Feinde aufs Haupt. Ein strenges, nach der Zeitsitte barbarisches Strafgericht räumte mit den Schuldigen auf. Indessen sammelte sich das Kreuzheer; der erschreckte griechische Kaiser erklärte sich durch Tributzahlung zum Vasallen Heinrichs. Da starb dieser 28. Sept. 1197 am Sumpffieber in Messina, 32 Jahre alt, und wurde in Palermo bestattet. Das Erbe der erstrebten Weltherrschaft trat der große Papst an, der seines dreijährigen Söhnleins Pflegvater wurde.

§ 7. **Innocenz III.** (1198—1216.)

Drei Monate nach Heinrichs VI. Tode wurde Innocenz III., Graf von Segni, einstimmig von den Kardinälen zum Papste erwählt, ein außerordentlicher Mann. Er zählte erst 37 Jahre und es war etwas ganz Ungewöhnliches, daß der jüngste Kardinal den römischen Stuhl bestieg, auf den man immer nur wohlbetagte Leute zu setzen pflegte (woher der schnelle Wechsel der Päpste sich erklärt). Gelehrt, scharfblickend und geschäftsgewandt in seltenem Maße, ruhigbesonnen, eisenfest, dabei von strengen Sitten, war er so hohen Geistes, daß er über alles auf Erden, Geistliches und Weltliches, zu herrschen sich berufen fühlte. Er war mehr noch als Hildebrand und arbeitete in dessen Geiste mit allen Kräften fort. Auch gelang ihm sein Streben noch besser, als diesem. Innocenz III. brachte die päpstliche Macht auf den höchsten Gipfel. Als Mittler zwischen Gott und Menschen behauptete er, „der Papst nehme nicht die Stelle eines bloßen Menschen, sondern des wahren Gottes ein."

Daß solche Herrschaft bei dem so oft ungebundenen Wesen und ungerechten Verfahren der weltlichen Fürsten in gar manchen Fällen auch wohlthätig wirken konnte, dem läßt sich nicht widersprechen, und daß sie Innocenz selbst wirklich zum Besten der Menschheit zu brauchen gedachte, das wollen wir nicht in Abrede stellen; aber das rechtfertigt sie doch nimmermehr. Das göttliche Wort spricht einmal klar und laut dagegen (S. 296. 343) und man darf nicht Übles thun, auf daß Gutes daraus komme. Innocenz hat in dem steifen Gedanken, daß die päpstliche Allgewalt der Menschheit heilsam sei, Christi Aussprüche von der Beschaffenheit seines Reiches und von der Stellung seiner Diener zu Boden getreten mehr noch als Hildebrand.

Zunächst beschloß er als Italiener sein Land von der Fremdherrschaft zu befreien, um seiner „überirdischen Macht auch eine stärkere irdische Stütze" zu verschaffen; und durch Gewalt und Klugheit vertrieb er allerwärts die deutschen Befehlshaber und unterwarf sich Mittelitalien. Dann forderte er von allen Regenten, daß sie ihn mit ihren Reichen als Oberlehensherrn erkennen und zum Zeichen ihrer Lehensuntergebenheit einen jährlichen Zins entrichten sollten. Dann begehrte er überhaupt unbedingten Gehorsam von allen für jeden seiner Befehle, als ob der Herr Christus

selbst redete in allen Stücken. Und die Zeit sprach Ja und Amen dazu: die Masse der Christenheit wußte es einmal nicht anders, als daß der Papst zu solch einem Gebieter von Gott gesetzt sei. Darum fügte man sich ihm allgemein, und die sich ihm nicht fügen wollten, konnten doch für die Länge nicht widerstreben.

König Sancho I. von Portugal mußte ihm den verweigerten Lehenzins zahlen. Den mächtigen Philipp August von Frankreich (S. 371) zwingt er, 1201, seine verstoßene Gattin Ingeborg (eine dänische Prinzessin) wieder anzunehmen. Hingegen muß auf seinen Befehl König Alfons von Leon 1203 seine Ehe wegen zu naher Verwandtschaft mit seiner Frau wieder auflösen. Peter II. von Aragon (1204) und Kalojohannes von Bulgarien empfangen ihre Kronen aus seiner Hand. In Ungarn und Norwegen entscheidet er den Streit verschiedener Kronwerber. Er unterwirft sich auch das griechische Reich (§ 10). Den König Johann von England belegt er wegen Widersetzlichkeit bei der Erzbischofswahl mit dem Banne und das ganze Land mit dem entsetzlichen Interdikt, wo nicht nur kein Gottesdienst gehalten werden durfte, sondern die Leichen außerhalb des Kirchhofs eingescharrt wurden u.s.w. Johann, als Schwächling von seinem Volke im Stich gelassen, mußte sein Reich 1213 förmlich an den Papst abtreten, und nahm es nur als Gnadengeschenk und Lehen von ihm zurück. Er organisierte 1205 den grauenvollen Religionskrieg gegen die Ketzer in Südfrankreich und 1215 auf dem glanzvollen Laterankonzil die Inquisition zur Vernichtung aller Ketzer. Allenthalben beugte man sich dem Machtgebote dieses Innocenz: nur in Deutschland fand er hartnäckigeren Widerstand, und einen Kreuzzug zur Befreiung Jerusalems brachte er nicht zu stande.



Fig. 177. Innocenz III. (Aus einem Freskogemälde von Rafael.

§ 8. Die folgenden Hohenstaufen.

Nach Heinrich VI. Hingange wurde sein jüngerer Bruder Herzog Philipp von Schwaben von dem größten Teile der Fürsten zum deutschen König erwählt (1198—1208). Allein die welfische Partei setzte den Herzog Otto von Braunschweig, des Löwen jüngeren Sohn, entgegen. So gab es denn zwei Kaiser und

der alte Kampf zwischen Welf und Waiblingen entbrannte mit neuer Wut. Papst Innocenz sah einige Zeit der Verwirrung zu; dann trat er als Richter auf. Er wies aber den Philipp zurück und übertrug „im Namen des allmächtigen Gottes" 1201 dem Otto das Regiment über das deutsche Reich, nachdem er ihn zuvor hatte schwören lassen, daß er sich stets nach des Papstes Rat und Weisung richten wolle. Zugleich ließ er an alle Städte des Reichs den Befehl ergehen bei Strafe des Bannes, den Otto für ihren Herrscher anzuerkennen. Allein hier hatte er sich nun doch verrechnet; die meisten weltlichen Fürsten wagten es, den Ausspruch des so gefürchteten Herrn der Erde nicht zu beachten; während allerdings die mehrsten geistlichen Großen ihm gehorchten. So kämpften die beiden Parteien mit einander fort; zehn Jahre währte der Krieg und verheerte Deutschland jämmerlich. Wiederholt wechselten seine Fürsten um schnödes Geld die Fahne.

Zuletzt hatte Philipp entschieden die Oberhand und friedliche Zusage vom Papst gewonnen, als sein Leben gewaltsam endete. Der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, ein Neffe des Obengenannten (S. 368), welchem Philipp ein früheres Versprechen, ihm seine Tochter zur Ehe zu geben, wegen seines wilden Wesens nicht gehalten hatte, stürzte auf der Feste zu Altenburg (bei Bamberg) unvermutet mit gezücktem Schwerte auf ihn zu und hieb ihn in den Hals, daß er entseelt zu Boden sank (21. Juni 1208). Über diesen Meuchelmord war Deutschland furchtbar entrüstet, und ein Reichstag zu Frankfurt belegte den Kaisermörder mit Acht. Diese vollstreckte der Reichsmarschall Herr von Kallenthin, der den unstät Umherirrenden ereilte, tötete und sein Haupt in die Donau warf.

Die Fürsten wie der Papst entschieden sich nun für die Anerkennung Ottos IV. (1208—15). Dieser bezeigte sich anfangs als der unterwürfigste Diener des Papstes, heiratete Philipps Tochter mit päpstlichem Dispens und ließ sich 1209 in Rom die kaiserliche Krone aufsetzen. Sobald er sie aber hatte, trat er einigen Forderungen des Papstes entgegen und erhob sogar Ansprüche auf Unteritalien. Ei wie befremdete das den erhabenen Geist des Innocenz! Da konnte er nicht anders, er mußte auf den Abtrünnigen, 1210, den Bannstrahl schleudern, und der traf gut. Sogleich erhob sich der deutsche Klerus und die Hohenstaufische Partei, zusammen die weitüberwiegende Macht Deutschlands, wider Otto und erklärten ihn des Regiments für unfähig. Dafür riefen sie den jungen Friedrich, Heinrich VI. Sohn, den König des Sizilischen Reiches, auf den deutschen Thron. Auch Innocenz stimmte für diesen, da er sein Mündel und Lehensmann war; denn die Mutter Konstanze hatte bei ihrem frühen Ableben (1198) ihn selbst zum Vormund ihres Knäbleins bestellt, und er hatte sich dessen mit großer Sorgfalt angenommen und versprach sich von ihm vollkommenen Gehorsam. Als der schöne Jüngling wie ein Abenteurer mit 60 Mann nach Deutschland kam, 1212, empfing ihn Frohlocken, und nachdem er dem Papst den Kirchenstaat und die mathildischen Güter überlassen, wurde er 1215 zu Aachen gekrönt. Otto hatte mittlerweile den Engländern gegen Frankreich Hilfe geleistet, verlor aber 1214 die Schlacht bei Bouvines. Er starb schon 1218 ziemlich verlassen, auf der Harzburg.

Friedrich II. (1215—1250.)

In diesem Enkel des Barbarossa haben wir wieder einen gewaltigen Hohenstaufen. Kräftig und wohlgebaut trug er herrliche Züge im blühenden Angesicht, aus dem feurigblaue Augen blickten, um das blondes Lockenhaar wallte. Er hatte einen reichbegabten Geist, einen klaren, kalt berechnenden Verstand, ein fröhlich Gemüt, das nur allzusehr zu sinnlichen Vergnügen hinneigte. Auch besaß er eine treffliche Bildung, verstand 6 Sprachen, wußte in der Naturkunde so viel, daß er ein gründliches Buch über die Vogelwelt schreiben konnte; er war ein ausgezeichneter Redner und ein Dichter, der anmutige Lieder in italienischer Sprache verfaßte und

für den Vater der italienischen Dichtkunst gelten kann. Eine großartige Herrschernatur, aber deutschem Wesen fremd. Friedrich II. ist einer der aufgeklärtesten Köpfe des Mittelalters; aber seine Aufklärung artete zur Freigeisterei aus, wozu ihn freilich großenteils das furchtbar lieblose Benehmen der Kirche treiben mochte. Dieser Kaiser hatte den schwersten Kampf mit der Hierarchie zu führen, welcher den größten Teil seines Regentenlebens einnahm.

Zwar mit dem Papste Innocenz III., seinem väterlichen Freunde, stand er immer in gutem Einvernehmen; Dankbarkeit kettete ihn an diesen bis zu dessen Tode (1216). Auch mit dem bedächtigen milden Honorius III. hielt er sich noch: er versicherte demselben in den stärksten Ausdrücken seine Ergebenheit gegen die Kirche, „an deren Brüsten er gesogen, mit deren Milch er ernährt worden sei." Dieser sah es ihm auch nach, daß er den Kreuzzug, welchen er gleich bei seinem Regierungsantritt 1215 gelobt hatte, immer hinausschob, und setzte ihm 1220 in der Peterskirche die römische Krone aufs Haupt. Bis dahin hatte sich Friedrich in Deutschland aufgehalten und nach Vermögen die Reichsangelegenheiten geordnet, auch sein Söhnlein Heinrich zum König wählen lassen. Hatte er unbedacht Nordalbingien dem Dänenkönig überlassen, so machten das der Graf von Schwerin und andere Nachbarn wieder gut, indem sie den vom Papst gestützten Dänen demütigten. Nicht wieder gut machen aber ließ sich, daß er 1220 den geistlichen, 1232 auch den weltlichen Fürsten die Rechte von Landesherren zugestand; die aufstrebenden Städte dagegen drückte er nieder, indem er ihnen Selbstregierung und Bündnisse verbot. Jetzt ging er in sein Erbland Sizilien zurück, wo ein Aufstand der Muslims zu bekämpfen war. Mit Einsicht und Kraft stellte er die Ruhe her und traf viele heilsame Einrichtungen zur Wohlfahrt seiner geliebten Lande. Dabei bereitete er sich langsam auf den Kreuzzug vor, suchte aber zuvor die lombardischen Städte zu bändigen, die 1226 ihren Bund erneuerten.



Fig. 178. Überfahrt von Rittern nach dem heil. Land. (Gleichzeitige Abbildung aus den Jahrbüchern von Genua.)

Auf Honorius folgte 1227 Gregor IX., ein Neffe des Innocenz. Das war ein anderer Gregor VII. an Kühnheit, aber nicht an Besonnenheit: schon 80jährig gab er sich noch der ärgsten Leidenschaftlichkeit hin.

Dieser warf gleich einen finstern Blick auf den „allzumächtigen Hohenstaufen," der ihm zudem so nahe saß; und daß derselbe immer noch den längstersehnten Kreuzzug nicht beginne, daß er in seinen sizilischen Schlössern ein lockeres Leben führe, während das h. Grab von den Ungläubigen zertreten werde, das deuchte ihm ein unerträgliches Ärgernis. Er schrieb einen Brief an den Kaiser in einer starken Sprache, strafte seinen Hang zur Sinnlichkeit und Üppigkeit, und gebot ihm streng, den gelobten Kreuzzug unverzüglich anzutreten. Zugleich ließ er nach allen Seiten hin die Aufforderung zur Teilnahme daran ergehen. Scharen von Kreuzfahrern strömten aus allen Ländern in Apulien zusammen; aber ausbrechende Seuchen rafften viele derselben weg. Gleichwohl schiffte sich Friedrich, gehorsam dem Befehle des Papstes, im Sept. 1227 ein. Allein auf dem Meere wird er selbst von der Krankheit befallen, und er kehrte am dritten Tage ans Land zurück, um erst seine Genesung abzuwarten. Immerhin schickte er 20 Kriegsschiffe nach Syrien voraus und meldete dem Papst die unliebsame Unterbrechung der Fahrt.

Ohne nähere Untersuchung erklärte Gregor 29. Sept. die Krankheit des Kaisers für vorgeschützt, predigte öffentlich gegen den „Basilisken" und sprach den Bann über ihn aus, den päpstliche Briefe und Bettelmönche in alle Welt beförderten. Friedrich trat der Ungerechtigkeit in Gegenschriften, darin er sich mit seiner wirklichen Erkrankung entschuldigte und über die unerhörte Tyrannei des Papstes bittere Klage führte,

schneidig entgegen. Und im Juni 1228 unternahm er nun wirklich den Kreuzzug — es ist der fünfte — um der Christenheit zu zeigen, daß es ihm ein Ernst damit sei. Der Papst, weit entfernt dadurch versöhnt zu werden, geberdete sich jetzt nur noch wilder; er hieß diese Unternehmung eines Gebannten frevelhaft und warnte jedermann vor der unheilbringenden Gemeinschaft mit dem Piraten. Der Kaiser besuchte Cypern, landete zu Akko und wurde von den morgenländischen Christen mit hohen Ehren und Freudenbezeugungen empfangen. Aber plötzlich folgen Gesandte des Papstes nach, rufen den Verfluchten als unwürdig zum h. Werke aus und verbieten, ihm irgend eine Unterstützung zu leisten, so daß selbst die Johanniter und Templer, welche bei des Kaisers Ankunft nach alter Sitte das Knie vor ihm gebeugt, sich von ihm abwandten. Indessen brauchte sie der Kaiser nicht. Er unterhandelte in Jafa mit dem damaligen Besitzer des h. Landes, Kamil, dem Sultan von Ägypten, auf geschickte Weise und unter günstigen Umständen, da dieser gerade von seinem Neffen bedroht war; so kam es Febr. 1229 ohne Schwertstreich dahin, daß Jerusalem samt Bethlehem, Nazareth 2c., und einer beträchtlichen Landesstrecke an die Christen herausgegeben ward; nur muß auch der Kaiser den Sultan gegen seine Feinde beschützen! Froh zieht nun Friedrich in die h. Stadt ein, geht mit seinen Getreuen in die Kirche und setzt sich selbst, 18. März, die Jerusalemitische Krone auf. Aber schon am nächsten Tag belegt der Patriarch die heil. Stätten mit dem Interdikt.




Fig. 179. Goldmünze Friedrichs II. mit dem Wappen der Hohenstaufen.

Im Mai 1229 eilt Friedrich von Akko nach Italien zurück. Umsonst hatte er jeden seiner Schritte dem Papst gemeldet. Er fand die Schlüsselsoldaten (die päpstlichen, so genannt von dem „Schlüssel Petri") in seinem apulischen Lande; seine Friedensworte beantwortete der Papst mit neuem Bannfluch. In wenigen Wochen reinigte er sein Land von den Feinden, hielt aber an der Grenze des Kirchenstaates an und bot dem Papste die Hand der Versöhnung. Dieser war im Grolle gegen den Kaiser nur gewachsen, hatte ihn bereits als einen zum Islam Abgefallenen dargestellt und alle Christenheit zum Kriege gegen ihn aufgefordert; jetzt aber, von seinen Bundesgenossen verlassen, dagegen von Fürsten und Prälaten heftig gedrängt, sah er sich gezwungen, die dargebotene Hand zu ergreifen. Die Aussöhnung geschah zu St. Germano 1230. Der Papst hob den Bann über Friedrich auf und dieser suchte das Kirchenhaupt durch Freundlichkeit und Gefälligkeit sich zu verbinden. Der Deutschmeister Hermann von Salza nahm allein an den Gesprächen der beiden teil.

Nunmehr hatte Friedrich eine sechsjährige Ruhezeit, die er eifrigst zur Friedigung und Beglückung seiner teuern Erbstaaten verwendete. Er gab ein neues Gesetzbuch für dieselben heraus, worin die Rechte aller seiner Unterthanen sichergestellt waren. Das gemeine Volk wurde darin mehr begünstigt als früherhin und gegen die Übergriffe des Adels und der Geistlichkeit geschirmt. Eine wohlgeordnete Beamtenreihe führt überall des Königs Willen aus. Er sorgte auch durch Verträge mit den Fürsten von Nordafrika für das Aufblühen von Handel und Gewerbe, Kunst und Wissenschaft 2c. — Dabei wollte er aber auch selbst ein recht glückliches Dasein führen und schuf es sich nach seinen Begriffen. An seinem Hofe zu Palermo war alle Güte und Blüte des natürlichen Lebens entfaltet. Da gab es kostbare Tafeln, wo das Beste von Land und Meer, aus der Nähe und Ferne aufgetragen ward. Prachtvoll gekleidete Mohren bewegten sich dienend unter den höhern schimmernden Beamten. Sänger, Tänzer, Taschenspieler, Spaßmacher vergnügten ihn und seine Gäste. Er hatte die anmutigsten Gärten und Tiergärten voll fremder und seltener Tiere. Er hielt lustige Jagden. Höhern Genuß gewährte es, wenn in der Gesellschaft geistreicher Männer, die er um sich sammelte, die Werke der Gelehrten, Dichter und Künster gelesen, betrachtet, beurteilt und dargestellt wurden. So ergötzte sich Friedrich, wenn er von seinen Regierungssorgen ausruhte. Deutschland aber ward ihm je mehr und mehr ein Nebenland.

Mitten in dieses heitere Leben hinein drängte sich freilich ein herbes Leid. Sein ältester Sohn Heinrich, mit der Regierung Deutschlands betraut, ein lockerer, leichtverführter Mensch, empörte sich gegen den Vater und verband sich mit den Lombarden. Friedrich ging, 1235, ohne Heer, vertrauend auf die Treue der Deutschen ins Reich. Sogleich schlossen sich ihm auch die mächtigsten Fürsten an und Heinrichs böse Sache ist schnell verloren. Er kommt, bittet fußfällig um Gnade und erhält sie auch. Übrigens machte er hernach einen Fluchtversuch, der mißlang; er wurde in ein apulisches Schloß gesteckt, darin er 1242 starb. Die Fürsten wählten statt seiner den jungen Konrad.

In Worms vermählte sich Friedrich, bereits zweimal Witwer, mit Isabella, der reichen Schwester des Königs von England. Sie wurde am Gestade des deutschen Meeres abgeholt und im Festzuge durch die blühenden niederländischen Städte geführt. Von Köln holten sie 10 000 stattlich geschmückte Bürger auf Rossen ein. Andere segelten ihr auf dem Lande in lustigbewimpelten Schiffen entgegen; es waren Wagen, wie Schiffe gebaut, mit verdeckten Rädern und Pferden. Die Hochzeit wurde prachtvoll gefeiert; 4 Könige, 11 Herzoge, dann Fürsten, Prälaten, Grafen, Herren und Ritter ohne Zahl verherrlichten sie durch ihre Gegenwart; vier Tage lang ergötzte man sich in Schmaus, Ritter- und Schauspielen 2c. Der Braut ward von den Gästen eine wunderschöne, aus Elfenbein, Gold, Perlen und Muscheln gearbeitete Wiege geschenkt.

Von Worms begab sich der Kaiser nach Mainz zu einem der glänzendsten Reichstage, die je gehalten worden sind, da heilsame Anordnungen für den Landfrieden und die Aussöhnung mit den Welfen getroffen wurden. Übrigens wurde hier den deutschen Fürsten die Landeshoheit in ihren Gebieten gewährleistet; a. 1356 und 1648 wurde sie noch weiter gemehrt, bis dem Kaiser nichts mehr zu regieren übrig blieb.

Nun ging Friedrich daran, in der Lombardei die kaiserlichen Rechte wieder aufzurichten, da von den freiheitssüchtigen Städten der Vertrag mit seinem Großvater (S. 368) längst verletzt war. Weil sie seine Ansprüche nicht gutwillig anerkannten, so kam es zum Kriege, zu welchem er Deutsche und Saracenen, sowie seinen Schützling, den wilden Ezzelin von Romano, Herrn über Padua und Ferrara, aufbot. Der Kaiser erfocht bei Cortenuova, 1237, einen entscheidenden Sieg. Den erbeuteten Fahnenkarren der Mailänder schickte er nach Rom; Papst und Kardinäle sollen auch Gott für diesen Sieg danken. Die Städte wollten sich unter billigen Bedingungen unterwerfen; allein Friedrich begehrte Unterwerfung unter kaiserliche Gerichtsbarkeit und dazu konnten sie sich nicht entschließen.

Und siehe, sie erhalten einen furchtbaren Bundesgenossen, der Papst tritt 1238 auf ihre Seite. Der alte Groll desselben war dadurch wieder erwacht, daß Friedrich die Ausgleichung des Streites nicht seinem Schiedsgerichte überlassen und daß er seinem natürlichen Sohne Enzio durch Heirat das Königreich Sardinien verschafft hatte, auf welches der röm. Stuhl Anspruch machte. Der uralte Gregor schleudert am Gründonnerstag 1239 abermals den Bannstrahl über den Kaiser, indem er ihn vor aller Welt als Feind der Kirche und Freund der Ungläubigen verklagt.

Dazu gab ihm Friedrichs Verhältnis zum Sultan Kamil und die Aufnahme von Sarazenen in sein Heer Anlaß; als Friedrich dagegen dem Papst die Schuld beimaß, daß Jerusalem keine Hilfe bekomme, heißt ihn dieser einen Lästerer, der gesagt habe, die Welt sei durch drei Schwindler (Mose, Christus, Muhammed) hintergangen worden, was er jedoch nicht beweisen konnte und womit er sich selbst widersprach, da er ihn auch einen Muhammedaner schalt. Er nennt ihn auch das aus dem Meere gestiegene Tier der Offenbarung, den König der Pestilenz 2c. Friedrich bezeugt dagen in einem Schreiben an alle europäischen Könige seinen rechten christlichen Glauben und bezahlt sodann den Papst mit gleicher Münze; er heißt ihn einen schmachvollen Verleumder, einen mit dem Öle der Schelmerei gesalbten Pharisäer, den Unhold, der den Frieden von der Erde wegnehme, einen wahnwitzigen Propheten, ja den Antichrist. Sie überbieten sich gegenseitig in

Schmähungen. Darauf drang der Kaiser ins päpstliche Gebiet ein und nahm die meisten Städte desselben weg, was den Papst veranlaßte, feierliche Prozessionen um die Hilfe des Himmels abzuhalten.

Gregor ließ durch seine Diener, namentlich durch die erst aufgekommenen Bettelmönche (S. 393 f.), in allen Landen das Kreuz wider Friedrich predigen. Um seiner Sache desto mehr Nachdruck zu geben, schrieb er auch eine allgemeine Kirchenversammlung nach Rom aus, die aber nicht zu stande kam; denn Enzio, des Kaisers Sohn, hielt Wache mit seiner Flotte, überwand die genuesische und nahm über 100 der herbeikommenden Prälaten gefangen, worüber Gregor, als er zugleich den fürchterlichen Mongoleneinfall (§ 11) vernimmt, fast hundertjährig, vor Grimm den Geist aufgibt, 1241.

Allein Friedrich ist damit nichts gebessert, wenn er auch Friede suchend die Prälaten jetzt freigiebt. Es wird 1243 ein neuer Papst gewählt, der Genuese Innocenz IV., ein andrer Innocenz III. an Klugheit und eherner Beharrlichkeit, doch nicht nach seinen bessern Eigenschaften, der setzte den Streit mit der äußersten Anstrengung fort, unerachtet der müde Kaiser nun allem aufbot, Friede zu erlangen. Diesen nicht schließen zu müssen, floh der Papst von Rom nach Lyon, um von dorther „desto freier wider den Kaiser handeln und fluchen zu können.“ Dorthin berief er das von seinem Vorgänger beabsichtigte allg. Konzil, 1245, und die hohen Prälaten eilten aus Frankreich, Spanien, England ꝛc. (weniger aus Deutschland und Ungarn) zu Haufen herbei. In dieser Versammlung hielt Innocenz eine Rede über Klagl. 1, 12: „Ihr alle, die ihr vorübergeht, schauet doch und sehet, ob irgend ein Schmerz sei, wie mein Schmerz“ ꝛc., und zählte dann fünf Schmerzen auf, Entartung der Prälaten, Übermut der Saracenen, das Schisma der Griechen, die Wildheit der Mongolen und die Verfolgung der Kirche durch Friedrich. Dieser sei ein Ketzer, ein Muhammedaner, ein Gotteslästerer, Meineidiger, Kirchenschänder ꝛc. Der kaiserliche Gesandte Thaddäus von Suessa verteidigte seinen Herrn trefflich. Aber Innocenz sprach feierlichst das Verdammungsurteil über Friedrich aus.

Derselbe wird als ein von Gott Verworfener aller seiner Rechte entsetzt und alle seine Unterthanen werden ihres Eides gegen ihn entbunden; wer ihm hinfort noch diene, der sei seines Bannes theilhaftig, und welches Land ihn noch als Herrscher behalte, unterliege dem Interdikt. „Rotte aus den Namen und die Sprößlinge dieses Babyloniers, der sich als ein mächtiger Jäger nach Ungerechtigkeit und als ein Fürst der Lüge erwiesen hat.“ Während der Verlesung des Urteilspruches hielten die Bischöfe brennende Kerzen, die sie beim letzten Wort senkten, daß sie erloschen.

Als der Kaiser die Nachricht davon erhielt, setzte er seine Kronen auf und sprach: „Noch habe ich meine Kronen und niemand soll sie mir entreißen!“ Er schärfte allen Unterthanen streng ein, ihm treu zu bleiben, und über alle Geistliche, welche ihnen keinen Gottesdienst halten wollten, verhängte er die schwersten Strafen. Er sandte an alle Kardinäle eine Protestation gegen den Ausspruch des Konzils und ließ abermals Schreiben an alle Regenten ausgehen, darin er sie aufforderte, die Anmaßungen des Papstes und der Geistlichkeit nicht länger zu dulden, sondern vereint mit ihm dagegen zu kämpfen. „Ich bin der Erste nicht,“ schreibt er, „und werde der Letzte nicht sein, den sie verfolgen und zu stürzen suchen; und ihr gehorcht bethört diesen Scheinheiligen, deren Ehrgeiz hofft, daß noch der ganze Ozean in ihren Rachen strömen werde.“ Er äußerte auch frei, daß er den entarteten Geistlichen ihre großen Reichtümer, welche sie nur zu einem üppigen Leben verwendeten, zu nehmen und sie zur Einfalt der Apostel zurückzuführen gesonnen sei. Allein wie der Bannfluch keinen tiefen Eindruck auf die Völker machte, so zündeten auch Friedrichs Worte nicht. Er stand nun einmal im Geruch der Freigeisterei, obgleich er selbst auch die Ketzer verfolgte. Doch suchte der fromme Ludwig IX. von Frankreich zwischen ihm und

dem Papste zu vermitteln. Allein letzterer wollte sich auf nichts einlassen, bevor nicht Friedrich und sein Sohn Konrad aller Regierung entsagt hätten.

So wütete der furchtbare Kampf zwischen den Häuptern der Christenheit fort. Zu seiner kräftigen Führung setzte der Papst Himmel und Erde in Bewegung. Er wiegelte ohn Unterlaß durch Briefe, Legaten und Bettelmönche, Italiener und Deutsche gegen Friedrich auf; er erteilte allen, die wider ihn ziehen würden, als Kreuzfahrern Ablaß von ihren Sünden; auch suchte er dessen Anhänger durch Bestechung zum Abfall zu verleiten, bis dieser fast nur noch seinen Muslimen, die er in Lucera angesiedelt, trauen konnte.

Das durch seinen Machtspruch erledigte Kaisertum bot Innocenz förmlich aus. Endlich 1246 ließ sich der Landgraf Heinrich Raspe von Thüringen zur Annahme bewegen, welcher, weil nur von Geistlichen gewählt, der „Pfaffenkönig" genannt wurde. Der Reichsregent Konrad schlug sich mit ihm, bis er 1247 starb. Nun ließ sich der junge Graf Wilhelm von Holland bethören, „die entwürdigte Krone" aus der Hand etlicher Prälaten anzunehmen. Der Papst unterstützte ihn, wie schon den vorigen, mit einer großen, in allen Landen erpreßten Geldsumme zur Ausrüstung eines mächtigen Heeres, und da nun auch das deutsche Volk durch die Bettelprediger mehr und mehr „gegen die ketzerischen Staufer" verhetzt worden war, so konnte sich Konrad dieses Gegners nicht entledigen.

Der Kaiser, welcher selbst in Italien, wo der Krieg am meisten tobte, einen sehr harten Stand hatte und eine Abnahme seiner Kräfte spürte, versuchte nochmals alles Mögliche, Frieden zu gewinnen, nachdem er vor Parma eine harte Niederlage erlitten, 1248. Allein der Papst war unversöhnlich und fuhr emsig fort, diesseits und jenseits der Alpen den Kreuzzug gegen „den großen Ketzer, den andern Pharao, den Statthalter des Satans" predigen zu lassen. Friedrich mußte erfahren, daß ihm seine nächsten Diener und Freunde untreu wurden, daß sein eigener Kanzler und langjähriger Freund Peter de Vinea sich in eine Verschwörung zu seiner Vergiftung einließ. „Wehe mir," rief er aus, „die Treusten verlassen mich! Peter, die Hälfte meiner Seele, hat meinen Tod gesucht! Wem soll ich noch trauen? Wie kann ich je wieder froh werden?" — Dazu traf ihn der entsetzliche Schlag, daß sein Lieblingssohn Enzio, die Blume der Ritterschaft, von den Bolognesern gefangen wurde, 1249, die ihn um keinen Preis wieder freigeben wollten. Er versprach ihnen für denselben einen silbernen Ring, der ihre Stadt umschließen sollte; aber sie verachteten es. Nochmals rafft er sich auf, „will aus dem Ambos wieder ein Hammer werden." Er erringt auch einige Vorteile über die italienischen Gegner. Nun will er einen raschen Zug nach Lyon machen, um den störrigen Papst zu fangen; da überfällt ihn Krankheit und Tod! Er starb, nachdem er dem Erzbischofe von Palermo seine Sünden gebeichtet hatte und von diesem wieder in den Schoß der Kirche aufgenommen worden war, zu Fiorentino, 13. Dez. 1250, im 56. Lebensjahre. Der Papst hatte gesiegt und frohlockte. Deutschland hörte auf, eine Weltmacht zu sein.

Die Deutschen glaubten kaum an seinen Tod. Der große Kaiser mußte irgendwo schlafen oder pilgern. Mehrere Betrüger traten unter seinem Namen auf, deren einer bei Wetzlar in Anwesenheit König Rudolfs als Zauberer verbrannt wurde. Dennoch hieß es, Friedrich komme wieder, unterwerfe sich Rom, verheirate Mönche und Nonnen, stifte Frieden und lege auf Golgatha seine Krone aufs Kreuz nieder.

Untergang der Hohenstaufen.

Friedrich II. hinterließ vier Söhne, Konrad, Heinrich d. Jüngern, Enzio (Heinz) und Manfred. Keiner von ihnen konnte zu der Höhe der Vorfahren aufsteigen; ja es sollte das ganze Haus in Bälde traurig untergehen. Die Endgeschichte dieses Hauses ist tiefergreifend.

Da der Papst, welcher nach des Kaisers Tode von Lyon nach Rom zurückgekehrt war, den schärfsten Befehl nach Deutschland ergehen ließ, daß niemand weiter

dem Konrad von Hohenstaufen, „dem Herodessohne", gehorche, sondern jedermann den Wilhelm von Holland als deutschen Oberherrn anerkenne, so wurden des Erstern Verhältnisse dort ungemein mißlich. Beinahe wäre er in Regensburg bei einem durch den dortigen Bischof angestifteten Überfall ums Leben gekommen; seine Rettung verdankte er nur dem treuen Grafen von Eberstein, der sich in sein Bett legte und für ihn erschlagen ließ. Von Wilhelm 1251 geschlagen, begab er sich 1252 nach Italien, um wenigstens das väterliche Erbe des sizilischen Reichs zu retten. Das gelang ihm auch im Verein mit seinem tapfern Bruder Manfred. Er starb aber schon 1254, an einem Fieber, mit Hinterlassung eines zweijährigen Knäbleins Konrad, von den Italienern Konradin (Konradchen) genannt. Sterbend ernannte er Innocenz zu dessen Vormund! Ein Jahr vor ihm war sein Bruder Heinrich eines plötzlichen Todes gestorben.

Jetzt herrschte Manfred über das sizilische Reich, das er als ein Lehen vom Papst annahm. Nur dauerte der Friede bloß einige Wochen. Innocenz starb 1254. Aufs neue gebannt, gewann sich doch der Held durch Mut, Ausharren und Milde sein ganzes Reich und regierte es trefflich. Als es 1258 hieß, Konradin sei gestorben, wurde er gekrönt. Nach dem Sturz des greulichen Ezzelin, 1259, bekam er auch Macht in Oberitalien. Aber Papst Urban IV. (1261 bis 64) setzte den wütenden Haß gegen die Hohenstaufen fort, und nachdem die Kreuzpredigt ihn nicht zum Zwecke geführt, bot er dem Karl von Anjou, einem Bruder des französischen Königs, die sizilische Krone an. Dieser thatkräftige, kaltbesonnene, grausame, geizige Herr der Provence ergriff das Anerbieten mit Freuden; abenteuernde Ritter, mit dem Kreuz gezeichnet, folgen ihm. Er wird 1266 von Clemens IV. gekrönt; die Guelfen hatten nun ein Haupt. Manfred ist schon von Verrat umgeben, und in der Schlacht bei Benevent, 26. Febr. 1266, geht ein Teil seines Heeres zum Feinde über. Als er alles verloren sieht, stürzt er sich in den dichtesten Haufen und fällt. Er hatte drei Söhne: die ließ der Sieger im Kerker verschmachten.


Fig. 180. Karl von Anjou. (Berl. Münzkabinett.)

So war denn Karl von Anjou König des staufischen Erbreichs. Er herrschte aber höchst willkürlich und tyrannisch. Da sehnte man sich nach der bessern ghibellinischen Herrschaft und sandte nach Deutschland, wo der nun 15jährige Konradin beim Oheim Ludwig von Bayern lebte, und lud ihn ein, sein väterliches Erbe anzutreten. Seine gute Mutter Elisabeth warnte ihn zärtlich vor dem falschen Italien, das noch allen Staufern verderblich geworden. Aber das vorgehaltene Kleinod ist zu lockend, der zarte Jüngling voll Mannesmut kann nicht widerstehen. Er sammelt sich vom spärlichen Reste der staufischen Güter ein kleines Heer und zieht in Begleitung seines treuen Freundes, des Prinzen Friedrich von Baden, über die Alpen dahin. Die Ghibellinen Italiens empfangen ihn mit Frohlocken und verstärken seine Schar; der Papst bannt ihn. Dennoch zieht er ins jubelnde Rom ein. Bei Scurcola stößt er mit Karl zusammen, 23. Aug. 1268. Er kämpft würdig seiner Ahnen und siegt. Doch zu frühe zerstreuen sich seine Krieger, um zu plündern; da bricht ein Hinterhalt hervor und entreißt ihm wieder den Sieg. Er muß fliehen und wird auf der Flucht verraten und gefangen.

Karl ließ zu Neapel ein Gericht über ihn zusammentreten. Alle Richter bis auf einen sprechen ihn frei, denn er habe in Meinung guten Rechts den Krieg unternommen; trotzdem sprach Karl das Todesurteil über ihn und seinen Genossen aus. Barfuß ging Konradin samt Friedrich zum Blutgerüst, umarmte noch den Freund und rief: „O Mutter, welche Schreckensnachricht mußt du von mir erhalten!" und legte das Haupt auf den Block. Als es fiel, schrie Friedrich laut auf, darob alle Anwesenden zu weinen anfingen; dann legte auch er still das seinige auf den Block (29. Okt.). Wohl 1000 Anhänger starben durch Henkerhand; die Sarazenenkolonie in

Lucera wurde ausgerottet. — Als Enzio im Gefängnis von Konradins Tode hörte, fühlte er ein unwiderstehliches Verlangen, der Staufer Glanz wieder herzustellen, und machte darum einen Fluchtversuch. Schon wurde er in einer Tonne aus dem Gefängnis getragen; aber eine seiner herrlichen Locken, wie sie kein anderer zu Bologna hatte, quoll aus einer Öffnung des Fasses hervor; daran wurde er auf der Straße erkannt. Man brachte ihn in den Kerker zurück, darin er nach 23jähriger Gefangenschaft starb (1272). So ist das Geschlecht der Hohenstaufen, das einst so hellstrahlende, blutig und jammervoll untergegangen!

§ 9. Gestaltung des Deutschen Reichs.

Das deutsche Reich war nicht mehr so groß als früher, wenn auch das deutsche Volk sich noch immer nach Osten ausbreitete. Hier herrschte nicht der Kaiser, sondern eine geistliche Miliz (s. Preußen S. 385, Livland und Estland § 13; Siebenbürgen um 1150 kolonisiert von Niederrheinischen). Aber burgundische und lothringische Landschaften hatten sich vom Reich losgetrennt, wie sich in der Folge noch manches von ihm ablöste. Dänemark, Ungarn, Polen erkannten seine Oberherrlichkeit nicht mehr an. Und in seinem Bestande hatte es gar eine andere Gestalt als früherhin. — Die alten großen Herzogtümer hatten sich zersplittert oder aufgelöst. So waren aus dem alten Bayern die getrennten Lande: Bayern, Kärnten, Österreich, Steiermark, Tirol geworden. Das große Herzogtum Sachsen war in den beschränkten Teil, der den Namen fortführte, die Erzbistümer Magdeburg, Bremen, die Bistümer Halberstadt, Osnabrück 2c., die Landgrafschaft Thüringen, die Markgrafschaft Meißen, die Grafschaften Holstein, Oldenburg 2c. auseinandergegangen. Schwaben zerfiel mit dem Untergange der Staufer gänzlich; Baden, Württemberg, Hohenzollern und viele, zum Teil winzige Herrschaften treten hervor. Aus Franken hatten sich die Stifter Mainz, Würzburg, Bamberg 2c., die Pfalzgrafschaft bei Rhein, die Grafschaft Nassau 2c., die Reichsstädte Frankfurt, Nürnberg 2c. gebildet. So stand denn der Kaiser mit seinen immer mehr verarmten Rechten und Einkünften über einem in eine Menge unabhängiger Herrschaften zersplitterten Reiche. Alle unmittelbar unter dem Kaiser stehenden, oder wie man sagte, „reichsfreien" Herren und Körperschaften hießen Stände des Reichs. Diese sonderten sich in drei Klassen.



Fig. 181. Alte Darstellung des Reichsadlers. (Aus der Heidelberger Handschrift des Sachsenspiegels.)

Zu den Reichsständen gehörten erstlich: die Fürsten, Herzoge (einschließlich des Königs von Böhmen), Markgrafen, Pfalzgrafen, Landgrafen, gefürstete Grafen, dann die Erzbischöfe, Bischöfe, gefürsteten Äbte. Sie alle hatten die Landeshoheit in ihrem Gebiete, Aufgebot des Heerbannes, umfassende Gerichtsbarkeit 2c. Bei allen weltlichen Fürstentümern bestand nun auch schon die Erblichkeit. Nur wenn das Fürstengeschlecht ausstarb, fiel das Lehen dem Kaiser heim, der es nach Belieben vergeben konnte; oder zur Strafe nahm derselbe einem Vasallen sein Land. Reichsstände waren zweitens: die reichsfreien Grafen und Barone. Diese walteten auch selbstherrlich in ihren Ländlein, ob sie schon nicht alle Gerechtsame der ersteren besaßen, z. B. keine Münzen schlagen durften. — Endlich: die freien Reichsstädte, teils Bischofssitze, teils königliche Pfalzen oder fürstliche Städte. Deren gab es im 13. Jahrh. schon gegen 60 und wurden es noch viel mehrere; fast jede größere Stadt wußte sich die Reichsunmittelbarkeit zu verschaffen. Diese Städte bildeten eine Art Republik; sie regierten sich selbst durch Bürgermeister und Rat. Doch war ein Reichsvogt da, welcher das Regiment zu überwachen und in gewissen Fällen als Oberbehörde zu handeln hatte. Das städtische Regiment befand sich in der Stauferzeit wohl überall noch in den Händen der adeligen Bürger und ritterbürtigen Kaufleute, welche „Geschlechter" hießen. In der Folge aber, da die Handwerker durch ihren Zusammenschluß in Zünften stark geworden, errangen auch die geringern Bürger, gewöhnlich erst durch harte Kämpfe, einen Anteil am Regiment (Aufnahme plebejischer Glieder in den Rat). In manchen Städten erlangten die Plebejer sogar das Übergewicht; da trat dann eine mehr demokratische Verfassung ein, während in andern Städten die Verfassung vorherrschend aristokratisch blieb.

Zur Erhaltung des Landfriedens verbanden sich 1254 Mainz, Worms u. a., woraus der große rheinische Städtebund von Basel bis Aachen erwuchs. Eine ähnliche Einung war die Hansa. IX. § 7.

Diese drei Klassen der Reichsstände formierten nun unter dem Vorsitze des Königs den Reichstag, zu welchem sie persönlich oder durch Abgeordnete erschienen. Außerdem gab es auch noch einige reichsunmittelbare Landgemeinden (Bauern), die einen Reichsvogt über sich hatten, doch den Reichstag nicht beschickten.

§ 10. Rundschau in den andern Ländern Europas.

Wir haben uns bisher vornehmlich mit der deutschen Geschichte beschäftigt; war doch Deutschland der Hauptschauplatz der Weltgeschichte. Lasset uns aber jetzt eine Rundschau in den andern Ländern Europas machen, und besonders Merkwürdiges, was sich darin zugetragen hat, ins Auge fassen. Es ist aber dabei hübsch auf die Jahrzahlen zu achten, weil es nach der Lage der Länder und nicht gerade nach der Chronologie (Zeitrechnung) geht. Wir beginnen im Westen mit

Spanien.

Bei der Eroberung dieses Landes durch die Mauren war ein Teil der Christen in schützenden Gebirgen unbezwungen geblieben (S. 304). Diese kämpften stetiglich gegen die muhammedanischen Eindringlinge, stritten mit glühendem Glaubenseifer (der Apostel Jakobus ritt ihnen in 38 Schlachten auf weißem Roß voran) und gewannen mit der Zeit breitern Fuß. Das maurische Reich aber zerfiel nach seiner Blüte unter den Omaijaden (S. 336) in viele Kleinstaaten, an deren Höfen besonders die Poesie emporkam. Zugleich hoben sich drei christliche Reiche hervor: Kastilien (mit Leon), Aragon und die Grafschaft Barcelona. Mehr und mehr siegten die christlichen Waffen über die häufig unter sich selbst uneinigen Ungläubigen. Fernando von Kastilien (1037—65) heiratete die Erbin von Leon und bildete eine festere Macht, in deren Besitz sein Sohn Alfonso 1085 die Hauptstadt Toledo eroberte. Ein bloßer Freibeuter war der Eroberer von Valencia, Rodrigo Diaz, Graf von Vivar, der Cid (Herr des Kampfes) genannt, † 1099 und in Volksliedern besungen; der Klerus machte den Treulosen gar zu einem Heiligen. Es währten aber die Kämpfe der Christen fast unausgesetzt fort, bis Alfons VIII. von Kastilien bei Tolosa (1212) den Mauren eine so große Niederlage beibrachte, daß von dem an ihre Macht in Verfall geriet. Die schönsten Städte Kordova und Sevilla wurden 1236 und 48 Christenstädte.

Schon 1139 wurde Portugal aus einer Markgrafschaft Kastiliens ein eigenes Königreich unter einem französischen Prinzen, Alfons I., der die Mauren besiegte. Ein englisch-friesisches Kreuzheer eroberte ihm 1147 das feste Lissabon, das der Eckstein des neuen Reiches wurde.

Frankreich (Ludwig IX.).

Jemehr in Deutschland die Macht der Fürsten dem Kaiser gegenüber zunahm, so daß dieser fast nur noch wie der erste unter Gleichen erschien, desto mehr wuchs in Frankreich die Macht des Königs den Großen des Reichs gegenüber. Das hatte wohl darin einen Hauptgrund, daß dort die Krone früh erblich wurde; es gab aber auch unter den Kapetingern (S. 322) kluge und kräftige Regenten, welche die Umstände gut zu benützen vermochten. Schon Philipp August (1180—1223) hatte durch die Schlacht bei Bouvines 1214 (S. 374) das englische Übergewicht gebrochen. Ludwig VIII. gewann durch seine Teilnahme am Albigenserkrieg (§ 13) einen großen Teil von Südfrankreich. Der strahlendste aller französischen Könige und einer der

ersten von allen, die je einen Thron eingenommen haben, ist Ludwig IX. (1226—70), ein Zeitgenosse Friedrichs II., und Bruder Karls von Anjou.

Von Natur mit den besten Geistesgaben ausgerüstet und von seiner Mutter sorgfältig erzogen, wurde er ein ausgezeichneter Staatsmann, ein höchst gerechter und milder, dabei auch ein tapferer Fürst und ein herzlich frommer Christ. Durch ihn besonders wurde das königliche Ansehen in Frankreich hoch emporgehoben. Er setzte vernünftige Gesetze durch, welche die Vasallen bändigten. Bei aller Ehrerbietung gegen das sichtbare Haupt der Kirche schützte er auch seine Regentenrechte gegen die päpstlichen Übergriffe und seine Unterthanen gegen die maßlosen Gelderpressungen der römischen Legaten. Eine pragmatische Sanktion sicherte 1269 der gallikanischen Kirche mehr Unabhängigkeit von Rom zu. Die Angelegenheiten seines Staates ordnete und leitete er mit weisem Sinn und fester Hand, und seine Unterthanen freuten sich des Friedensfittiges, den er über sie ausbreitete. Er verfuhr in allen Händeln derselben mit strenger Gewissenhaftigkeit und möglichster Lindigkeit (nur nicht gegen Ketzer), und man verehrte seine Urteilssprüche wie Gottesurteile. Nie hat er eine Unwahrheit geredet, nie geschworen. In seinem Privatleben unterzog er sich, nach dem Geiste seiner Zeit, harten Bußübungen, ließ sich auch, wie andere fromme Fürsten, den Rücken blutig geißeln; aber er meinte es redlich zu seiner Heiligung. Seine guten Werke in Ausstattung von Kirchen und Klöstern, in Stiftung von Krankenhäusern 2c. that er aus aufrichtiger Liebe zu Gott und Menschen; er bezeugte, daß er sich damit, wie mit seinen Bußübungen, „nicht von der Sündenschuld befreien wolle;“ seinen Haupttrost wenigstens setzte er auf die Gnade Gottes.


Fig. 182. Ludwig IX. (Aus einer Chronik des 13. Jahrh. in Paris.)

Im Drange seines frommen Herzens unternahm auch er einen Kreuzzug, den sechsten und letzten. Denn 1244 war Jerusalem abermals an die Ungläubigen, Turkomanen aus Chowaresmien, verloren gegangen; das schmerzte ihn tief. Mit der heil. Oriflamme (seiner Fahne) und 50 000 erlesenen Kriegern brach er im Sommer 1248 auf und schiffte nach Cypern, wo er überwinterte. Im folgenden Jahre griff er Ägypten an, dessen Sultan das h. Land beherrschte. Die feindliche Flotte wurde besiegt und das feste Damiette erobert. Gleich ließ er die dortigen Moscheen in Kirchen umwandeln. Voll Hoffnungsfreudigkeit, mit neuer Mannschaft verstärkt, ging er jetzt auf die Sultansresidenz Kairo los; allein Unkenntnis der Wege, Sonnenhitze, Hunger, Durst und Seuchen vereinigten sich mit der feindlichen Übermacht zum Verderben seines Heeres, so daß er nach schweren Kämpfen genötigt war, sich mit dem Reste desselben gefangen zu geben, 1250. Viele der Gefangenen wurden niedergehauen, der König aber mit seinen Brüdern und den Vornehmsten rücksichtsvoll behandelt. Indessen ließ sich der Sultan für seine Freigebung 800 000 Goldgulden bezahlen und Damiette herausgeben. Nachdem er noch Tyrus und Cäsarea eingenommen, kehrte er 1254 nach Frankreich zurück. In Ägypten aber herrschten fortan (bis 1517) die Mamluken, eine aus türkischen Sklaven gebildete Soldateska. — Noch blickte Ludwig sehnlich nach dem h. Lande hinüber, für dessen Wiedereroberung der Eifer in der Christenheit fast ganz erloschen war; und es ließ ihm keine Ruhe, er mußte im Alter noch seinen Kreuzzug wiederholen. Er schiffte Juli 1270 mit 60 000 Mann nach dem nähern Tunis, das sein Bruder Karl Sizilien wieder zinspflichtig machen wollte. Kaum aber war er gelandet, so brach in der glühenden Sonnenhitze eine Seuche unter seinem Heere aus, welche auch ihn in seinem 56. Lebensjahre dahinraffte.

Die Hände über die Brust gekreuzt, die Augen gen Himmel gerichtet, sprach er sterbend: „Herr ich will in dein Haus gehen, in deinem h. Tempel will ich anbeten und deinen Namen verherrlichen.“ Sein Tod erweckte in Frankreich und im ganzen Abendlande die schmerzlichste Be=

trübnis. 1297 wurde er unter die Heiligen versetzt. Karl schloß Frieden mit Tunis, das Tribut zahlte und christlichen Gottesdienst gestattete.

Mit den Kreuzzügen war es nunmehr zu Ende; niemand hatte mehr Lust dazu. Sie haben dem Abendlande 6—7 Millionen Menschen gekostet, und den Aberglauben und die Zuchtlosigkeit stark vermehrt; was sie sonderlich genützt haben, abgesehen von der Bereicherung der italischen Seestädte, ist schwer zu sagen. Die wichtigsten Ergebnisse sind die Romanisierung Spaniens und die Germanisierung der Baltenlande (S. 385). Im Mai 1291 fiel auch Akko in die Gewalt der Muhammedaner zurück und jede Spur eines christlichen Besitzes in Palästina verschwand. Nur Cypern blieb noch ein christliches Reich bis 1571. Die Hospitaliter setzten sich 1310 auf Rhodus fest und führten allein den h. Krieg gegen die Muslims fort.

England.

Der englische König Heinrich I. (1100—35), aus dem Hause Wilhelms des Eroberers (S. 342) starb ohne männliche Nachkommenschaft. Seine Tochter Mathilde, die Witwe Kaiser Heinrichs V., hatte sich abermals und zwar mit dem französischen Grafen Gottfried Plantagenet von Anjou vermählt. In ihrem Sohne Heinrich II. (1154—89) kam das Haus Plantagenet auf den Thron, welchem auch Aquitanien gehörte. Heinrich II. hatte viel Verstand und Kraft. Er fand, daß die Irländer auf ihrer grünen Insel ein gar zu unkatholisches Leben führen, und bat den Papst Adrian IV., jenen Engländer (Seite 364), ihm dies wohlgelegene Land zu schenken, so wolle er ihm auch den jährlichen Peterspfennig von dort zukommen lassen. Der Papst übergab ihm die Insel in einer Bulle 1155, und Heinrich eroberte sie 1170; seither ist sie England und dem Papste unterworfen. Heinrich strebte erfolgreich, die durch zügelloses Parteiwesen und die Unbotmäßigkeit des Adels zerrüttete Ordnung im Lande herzustellen. Er veranstaltete Rundreisen der Richter, welche dann mit den Geschworenen der Städte Urteile fällten; damit verschwanden die Gottesurteile. Als er aber auch den Übergriffen des Klerus gegenüber seine königliche Gewalt geltend machen wollte, so widersetzte sich ihm sein voriger Kanzler und treuer Gehilfe, der Erzbischof Thomas Becket von Canterbury, aufs hartnäckigste. Da entfuhren ihm einmal im Zorn die Worte: „Ist denn niemand da, der mich von diesem ränkevollen Priester befreit?“ Alsbald gingen vier Ritter von seiner Umgebung hin und schlugen den Erzbischof in der Kirche am Hochaltar tot, 1170. Der König erschrak und suchte sich gleich beim Papste zu entschuldigen. Es kostete ihm aber eine tiefe Demütigung, bis er Absolution empfing. Um das aufgebrachte Volk zu versöhnen, wallfahrtete er noch 1174 barfuß zum Grabe des Ermordeten, stand fastend und betend 24 Stunden lang daran und ließ sich dabei von einem Chor von Mönchen den entblößten Rücken zerhauen. Das Volk aber strömte hinfort zum



Fig. 183. Erzbischöfliches Siegel von Canterbury mit Darstellung der Ermordung des Thomas Becket.

Grabe des Heiligen; denn der Papst sprach den Becket heilig. Übrigens war Heinrich wohl der mächtigste Fürst seiner Zeit, denn auch der Schottenkönig wurde 1174 sein Lehensmann.

Heinrichs Söhne, die sich gegen ihn empörten, daher er ihnen fluchend starb, sind uns schon bekannt: Richard Löwenherz und Johann ohne Land (S. 371—73). Der erstere (1189—99) nahm ein elendes Ende. Er erhielt bei der Belagerung eines französischen Vasallen, der ihm einen gefundenen Schatz nicht herausgeben wollte, einen Pfeilschuß, welcher durch Vernachlässigung der Wunde tödlich ward. — Johann aber (1199—1216) war ein unbesonnener, grausamer Mensch und bei allem Trotz erbärmlich feige, so daß er 1213 die Krone als Lehen von Innocenz III. zurückerhielt. Durch die Niederlage bei Bouvines (S. 382) gereizt, drückte er sein Volk mit neuen Abgaben; als aber die geistlichen und weltlichen Häupter desselben in ein großes Bündnis zusammentraten, ließ er sich die Magna Charta oder den großen Freiheitsbrief von ihnen abzwingen 1215, welcher die Grundlage der nachmaligen freien englischen Verfassung ist. Dieser Brief erteilt den Geistlichen und Adeligen, aber auch den Städten, Flecken und allen Staatsbürgern feste Rechte der Krone gegenüber und unterstellt den König selbst einem Ausschusse von 25 Baronen, nebst dem Mayor von London, welche über ihn zu wachen haben, ob er die Charte nicht bricht; urteilt der Ausschuß, daß er es gethan, so hat das Volk das Recht, sich gegen ihn mit den Waffen zu helfen. Umsonst verfluchte Innocenz diesen Freiheitsbrief, umsonst suchte sich der König seiner zu erwehren, die Nation stand fest.

Heinrich III. (1216—72) führte durch seine Geldforderungen einen allgemeinen Aufstand herbei. Diesen beendigte des Königs edler Schwager, Simon von Montfort, indem er 1264 Heinrich gefangen nahm und 1265 auch Abgeordnete der Städte in's Parlament berief, womit er Schöpfer des Unterhauses wurde. Der friedliebende Eduard I. aber (1272—1307) ist wohl Englands größter Monarch, indem er seine Unterthanen zur Freiheit heranzog; das Recht der Steuerbewilligung wurde 1297 dem Parlament zuerkannt. Fast hätte er auch Schottland mit England vereinigt, was nur durch die Schwäche seines Nachfolgers vereitelt wurde. Das bisher romfreie Wales aber wurde 1284 englisch; die Geistlichen mußten ihre Frauen entlassen und der gegen die Heiligenverehrung eifernde Bardenorden wurde aufgehoben.

Preußen,

das Bernsteinland von der Weichsel bis zum Memel hin, war noch im Anfang des 13. Jahrhunderts von einem heidnischen, den Litauern verwandten Volke bewohnt. Die halbbarbarischen Leute zeigten keine Neigung zum Christentum; die zu ihnen gekommenen Missionare schlugen sie tot, wie den h. Adalbert (S. 334). Da wendete sich der Orden der Deutschherrn (S. 370), der in Palästina nichts mehr wirken konnte, gegen diese noch Ungläubigen in Europa. Er wollte aber ihr Land erobern und sie mit Gewalt bekehren. Gerufen von dem Polenherzog, ließ Hermann von Salza, Hochmeister 1211—39, sich zuerst alle seine Eroberungen von Kaiser und Papst zusichern. Von 1229 an führten nun die Weißmäntel, samt den Graumänteln oder Halbbrüdern, Krieg gegen die Preußen, und es war ein hartnäckiger, blutiger Krieg. Fürst und Bischof in einer Person, mächtig in Wort und That, ordnete Hermann das Land zur Zufriedenheit des Kaisers Friedrich II. wie des Papstes. Erst 1283 war die Eroberung des Landes vollendet und die noch übrig gebliebenen Preußen nahmen das Christentum an. Die Sieger bauten viele Städte, Thorn, Kulm, Elbing &c. Sie zogen eine Menge Deutscher in die leer gewordenen Räume herein, so daß deutsche Sprache und Sitte dort herrschend ward. Das verödete

Land blühte schöner auf, und Deutschland erhielt an ihm doch einen hübschen Zuwachs für anderweitige Verluste.

Wenige Brüder setzten sich 1230 bei Culm fest, 1232 kamen Kreuzfahrer nach; so oft solche in Haufen nachrückten, wurde der Krieg erneuert und das Volk zur Taufe gedrängt. Schieden sie, so behalf man sich, bis neue kamen, wie 1254 Ottokar von Böhmen, nach welchem man Königsberg benannte. Nach allgemeinem Aufstand wie 1242 und 1261 fügte sich das Volk dem strengen Lehensjoch, das die Brüder auferlegten. Ihr Hochmeister, welcher nach der Rückkehr aus dem Morgenland eine Zeit lang in Venedig residierte, nahm 1309, da auch Pomerellen unterworfen wurde, seinen Sitz in Preußen. Von 100 starken Burgen herrschte der Orden über das Land und dehnte sein Besitztum noch beträchtlich über dessen Grenzen aus, 1346 über Estland (§ 13). Der Hochmeister war deutscher Reichsfürst und thronte in seiner prachtvoll gebauten Marienburg wie ein König. Unter Winrich von Kniprode (1351—82) erreichte der Orden seinen Höhepunkt; er gab keinen Peterspfennig und mißachtete das päpstliche Interdikt. Als die Litauer Christen wurden, sank seine Macht rasch, besonders infolge der unglücklichen Schlacht bei Tannenberg, 1410, und durch innern Zwist; er mußte 1466 Ostpreußen von den Polen zu Lehen nehmen, Westpreußen ihnen überlassen.

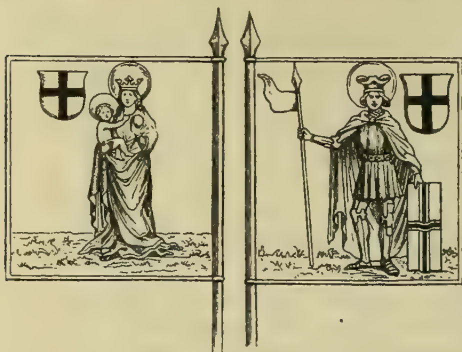


Fig. 184. Die Deutschordensfahne.

Das griechische Reich

ward seltsamerweise durch den vierten Kreuzzug (S. 371) in ein Lateinisches verwandelt. Ein Kreuzheer nemlich unter Markgraf Bonifaz von Montferrat und Graf Balduin von Flandern lag in Venedig und konnte ohne Geld nicht weiter. Nun kam zu ihm Prinz Alexius von Konstantinopel, dessen Vater Isaak von einem Empörer entthront und geblendet worden war, und bat es unter Verheißung großen Lohnes um Hilfe gegen den Rebellen. Nach einiger Weigerung ließen sie sich wirklich bewegen, von ihrem h. Ziele abzulenken; denn Dandolo, der greise Doge von Venedig, fand es geraten, den Sultan von Ägypten zu schonen, und des Papstes Warnung vor Gewaltthat hielt man nicht für sehr ernstlich, da ihm die Ausdehnung seines Primats erwünscht sein mußte. Also fuhren sie nach Konstantinopel, 1203. Dort sprengten sie am zehnten Tage die Hafenketten vor der Stadt, drangen hinein und verjagten den Kronräuber. Das griechische Volk holte den blinden Isaak aus dem Gefängnisse und setzte ihn wieder samt seinem Sohne Alexius auf den Thron.

Aber dieser sollte nun den Lohn von 200000 Mk. bezahlen, den er den Kreuzfahrern versprochen hatte, und konnte ihn nicht aufbringen, obwohl er auch geweihte Kirchengefässe dazu verwendete. So gabs böses Blut bei den Kreuzfahrern; noch böseres bei den Griechen. Letztere schimpften über die außerordentlichen Auflagen, tobten über die Anmutung der Glaubensverleugnung, beschuldigten den Alexius, daß er sie an die Lateiner verkauft und verraten habe, nahmen den Unglücklichen gefangen und erdrosselten ihn; Isaak der Vater starb vor Schrecken. Da fielen die Kreuzfahrer wütend über Konstantinopel her (Fig. 185), bemächtigten sich abermals der Stadt (12. April 1204), plünderten sie ganz aus und verbrannten sie zum Teil. Es herrschte solch eine feige Angst unter den Griechen, daß „Ein Ritter Tausende vor sich hertrieb." Die zusammengeschleppte Beute an Gold, Silber, Seidenzeugen &c. war so groß, daß ein Augenzeuge meinte, im ganzen übrigen Europa sei nicht so viel Reichtum zu finden. Der Mutwille der h. Kreuzfahrer war aber so frech, daß sie selbst die

Kirchen schändlich entheiligten; und die schönsten Bildsäulen eines Phidias wurden eingeschmolzen, um Bronzegeld zu prägen. Die Lateiner zeigten sich wohl stärker, aber fast schlechter als die Griechen. — Nicht nur die Hauptstadt, auch das Reich umher wurde von den 20000 Kreuzfahrern in Besitz genommen und ihr tapferer Führer Balduin Kaiser über „Romanien". Die Venetianer setzten sich im Peloponnes und auf den Inseln fest Die Kirche war mit Gewalt dem römischen Stuhle unterworfen: allenthalben feierte man römischen Gottesdienst.

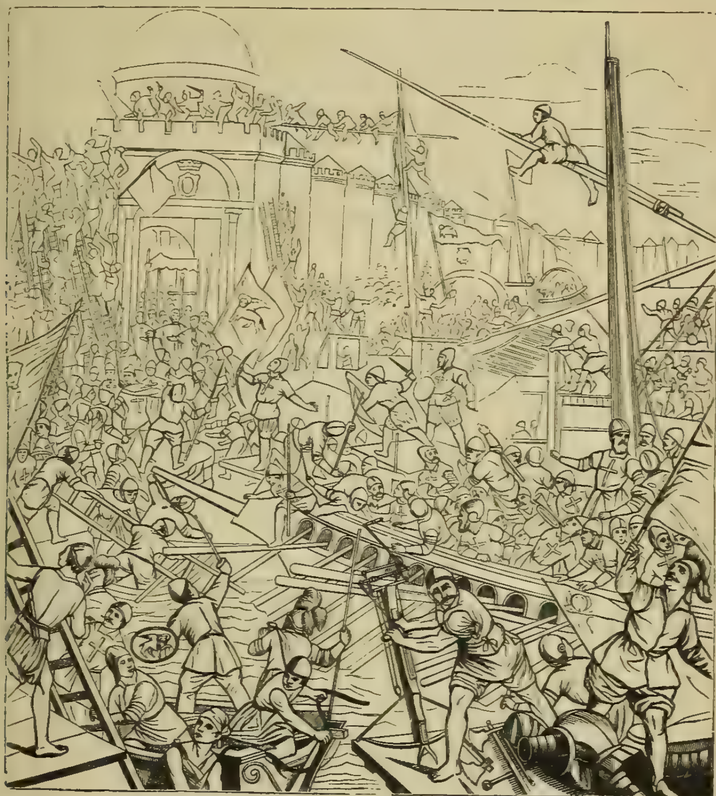


Fig. 185. Einnahme Konstantinopels durch die Kreuzfahrer. (Nach einem mittelalterlichen Stich.)

Das lateinische Kaisertum bestand unter steten Kämpfen 57 Jahre; fest konnte es doch nicht werden. a. 1261 wurde es von einem Gegenkaiser in Nikäa, dem Michael Paläologus, und zwar mit Hilfe der Genuesen gestürzt. Die Griechen jagten jetzt alle römischen Priester davon und die Politik Venedigs hatte keine dauernden Früchte getragen, wohl aber die byzantinische Widerstandskraft gegen den Islam fast vernichtet.

In Sizilien

herrschte Karl von Anjou (S. 380) immer despotischer und schrecklicher. Der Übermut seiner Franzosen und die Bedrückung und Quälerei, welche seine italienischen Unterthanen erleiden mußten, überschritt alles Maß. Eine neue Auflage, welche zum Krieg gegen Konstantinopel dienen sollte, regte Palermo auf. Als nun die Bürger am Osterdienstag, 31. März 1282, ihrer Sitte gemäß ins nahe Kloster San Spiritu zur Vesper gegangen waren und nach derselben auf- und abwandelten, suchten die

Franzosen nach Waffen und verschonten auch verschleierte Frauen nicht. Ein Sizilier stieß einen solch Frechen nieder. Im Tumult erhob sich das Geschrei: die Stammler sollen sterben! und alle Franzosen werden niedergestochen. Und nun geht das Morden über die ganze Insel hin und hört nicht auf, bis im April der letzte Franzose abgesegelt ist. Das nannte man die sizilische Vesper. — König Karl befand sich eben in Rom. Als er die Blutgeschichte vernahm, ergrimmte er im tiefsten. Er kommt zur Rache gegen Messina. Aber jetzt eben eilt auch König Peter von Aragon her, der Gemahl von Manfreds Tochter, verspricht der Insel ihre alten Freiheiten und wird vom Parlament zum König gewählt. Die Paläologen halfen ihm mit Geld, des Papstes Einsprache ward nicht gehört. Karl mußte von Messina abziehen und behielt nur den Reichsteil auf dem Festlande, Neapel. Der finstere Mensch endete 1284.

Sein Neffe, König Philipp der Kühne, wollte ihn rächen und brach mit 135000 Franzosen gegen die Pyrenäen auf; der Papst segnete diesen Kreuzzug ein, der doch wunderbar mißglückte. Nachdem Philipp und Peter 1285 gestorben waren, fuhr der Papst als Lehensherr Siziliens fort, den furchtbaren Krieg immer wieder anzublasen und zu vergiften, an dem sich Sizilien fast verblutete, bis die Anjous, durch ihre Anstrengungen erschöpft, dem Papst zum Trotz 1302 Frieden schloßen. Der Papst aber erhielt nie einen Lehenszins von Sizilien.

§ 11. Der erste Mongolensturm.

Nun über Europa hinaus in den Osten! Auf den Hochebenen Innerasiens, von denen auch einst die Hunnen ausgingen, lebte das Heidenvolk der Mongolen in vielen Horden. Temutschin, ein Häuptling des Stammes Nirun, brachte sie 1203 unter sein Regiment zusammen. Ein Schamane (Weissager) wollte eine himmlische Offenbarung gehabt haben, daß Temutschin die Welt erobern sollte; darum sollte man ihn Tschingischan (etwa „Weltherrscher") nennen. Derselbe ließ sich Namen und Beruf gefallen und mit einem Heere von 700000 bricht er, wie ein zweiter Attila, aus seinen Steppen hervor, um seine Bestimmung zu erfüllen. — Zuerst wendete er sich nach Osten, brach 1211 über die chinesische Mauer und bezwang den nördlichen Teil des großen China; dann verwüstete er nach Westen hin die Tatarei und das Reich der Chowaresmier, das vom Indus bis zum Kaspi reichte und die herrlichen Städte Samarkand und Bochara in sich faßte, dann 1221 das alte Persien. Es konnte ihm und seinen Söhnen nichts widerstehen.




Fig. 186. Münze des Tschingischan. (Berliner Münzkabinett.)

Ein solch wildes Volk hatte man noch nicht gesehen: es waren in Tierhäute gekleidete Jäger mit kleinen ausdauernden Pferden, furchtbar durch ihren Pfeilregen. Vor dem Angriff wurde der Feind zur Unterwerfung aufgefordert, dann aber vernichtet. Die größten Städte wurden Trümmerhaufen, Hunderttausende von Menschen hingeschlachtet. Als einer von den Söhnen Tschingischans doch einmal nicht alle Bewohner einer eingenommenen Stadt hatte umbringen lassen, sprach der Vater zu ihm: „Ich verbiete Dir, jemals ohne meinen ausdrücklichen Befehl milde zu sein; Mitleid findet sich nur bei schwachen Seelen." Doch gebot er zuletzt Schonung von Menschenleben und starb 1227. Karakorum bei Urga war sein Herrschersitz.

Seine Nachkommen setzten die Eroberungen fort. Schon bei seinen Lebzeiten war einer seiner Söhne nach Europa hereingebrochen und hatte 1223 die Russen an der Kalka geschlagen. Nun überschwemmten zahllose Mongolenscharen auch Polen und Ungarn und verwandelten diese Länder in Wüsteneien 1240. Überall marterten, verstümmelten und würgten sie; Knaben schlugen die Christenkinder zum Spiele mit Knitteln tot. Auch Deutschland bedrohten die Entsetzlichen; schon brachen sie verheerend in Schlesien ein und Männer, Weiber, Kinder fliehen heulend vor ihnen. Friedrich II., im heftigsten Kampfe mit dem Papste begriffen, konnte

das Reich nicht vor ihnen schirmen. Da steht ihnen Herzog Heinrich der Fromme von Niederschlesien im Verein mit benachbarten Fürsten und Deutschordensrittern auf der Ebene bei Liegnitz; er führt kein großes Heer, aber ein tapferes, todesmutiges, und es wird eine heiße Schlacht geschlagen, 9. April 1241. Das Christenheer wird von der fünfmal größern Feindesmacht besiegt und der fromme Heinrich stirbt den Heldentod; aber die Sieger haben schweren Verlust erlitten, kehren mit den Siegeszeichen von neun Säcken abgeschnittener Feindesohren um, erleiden 25. Juni in Mähren eine Niederlage und „scheuen hinfort das Land der eisernen Männer."

In Asien wuchs die ungeheure Mongolenherrschaft noch. Unter dem Großchan Mengkü († 1259) erreichte sie ihren höchsten Gipfel. Ihm fiel auch 1258 das gewaltige Baghdad, wo 200 000 Menschen gewürgt wurden und der letzte abbasidische Chalif mit seinem Haus umkam. Mengkü eroberte ganz China samt Tibet. Fast ganz Asien gehorchte seinem Scepter. Nach einigen Menschenaltern zerfiel das unermeßliche Reich. In China erhob sich der Führer Tschu 1368 und gründete die Dynastie der Ming, die bis 1644 regierten. Usbek, der 1313—41 über Kaptschak herrschte, wurde Muslim. Das machte die Russen für ihren Glauben besorgt und 1381 siegte der Großfürst von Moskau zum erstenmal über die Feinde. Von einem zweiten Tschingischan erzählen wir IX. § 14. — Wir wenden uns nun zu friedlicheren Bestrebungen.

§ 12. Wissenschaft und Kunst im 12. und 13. Jahrhundert.

Im 12. Jahrh. finden sich schon naturwüchsig entstanden, ohne daß sich ihre Stiftung nachweisen ließe, die hohen Schulen, die man Universitäten nennt. Universität bedeutet jetzt: Gesamtheit der Wissenschaften; ursprünglich dachte man dabei an eine Genossenschaft der Lehrer und der Lernenden. Man lehrte die sieben freien Künste: Grammatik, Rhetorik, Logik (Dialektik), Musik, Arithmetik, Geometrie und Astronomie. Dann die sogenannten Realwissenschaften: Theologie, Jurisprudenz und Medizin. Die vier ersten und lange angesehensten Universitäten waren: Bologna (s. 1119), Salerno, Paris und Oxford. Doch ward in Bologna die Rechtswissenschaft, in Salerno die Arzneikunde, in Paris und Oxford die Gottesgelahrheit vorzugsweise betrieben. Die Gründer der Hierarchie, ein Alexander III, Innocenz III. und IV. waren Lehrer oder Zöglinge der Bologneser Schule, an der auch die Kaiser hoch hinaufsahen. Friedrich II. gründete zuerst in Neapel 1224 eine Hochschule „für alle Wissenschaften."

Fürsten und Päpste begünstigten die Universitäten sehr. Die Studierenden genoßen besonderen Schutz und eigene Gerichtsbarkeit unter ihrem Rektor Magnificus (herrlicher Leiter). Es studierten aber damals nicht bloß junge Leute, sondern auch bejahrtere, manche aus reiner Liebe zur Wissenschaft ihr ganzes Leben fort. Diese Hochschulen waren, weil es noch wenige gab, überaus stark besucht; um 1200 befanden sich zu Bologna 10 000 Studenten aus allen Ländern. Übrigens hatte keine Universität so mächtigen Einfluß auf Kirche und Staat als die Pariser; alle Völker priesen Frankreich als das Land des Studiums. — Sonst sind noch die Juden als Förderer der Wissenschaft zu nennen, sie waren fast die einzigen Ärzte und Astronomen. Namentlich der spanische Jude Mose ben Maimun, Leibarzt Salaheddins († 1204) wurde ein das Alte Testament und griechisches Wissen versöhnender großer Philosoph.

In Deutschland gab es noch keine Universitäten; die Wissenschaft wurde in den Stifts- und Klosterschulen gepflegt, und wer sich hier nicht genug lernte, der studierte dann auswärts in Bologna, Padua, Paris ꝛc. An Bildungseifer standen die Deutschen den andern Nationen nicht nach, sie nahmen gern fremde Bildungsstoffe in sich auf und verarbeiteten sie weiter, glücklich und unglücklich. Sie leisteten schon etwas in der Geschichtsschreibung, doch weniger als die Italiener. Schon im 11. Jahrh. schrieb der Mönch Lambert von Aschaffenburg eine gute deutsche Geschichte vom J. 1039—77. Dann ist Bischof Otto von Freising zu nennen,

welcher zwei schätzbare historische Werke hinterlassen hat, eine Weltgeschichte bis 1146 und eine Lebensbeschreibung Friedrichs I. Doch war die Zeit nicht dazu angethan, zwischen Sage und Geschichte streng zu scheiden; der kritische Geist fehlte noch ebenso, wie in der Naturforschung das geduldige Beobachten und schrittweise vorgehende Versuchen. Darin wurde der Schwabe Albert Magnus († 1280) der Lehrer seiner Zeit. Auch Roger Baco († 1294) suchte gleich ihm der Beschäftigung mit Physik und griechischer Litteratur Bahn zu brechen, was vorerst nicht recht gelingen wollte, weil Theologie und Juristerei die Jugend mehr anzogen.

Im 13. Jahrh. fing man an die deutschen Rechte und Gesetze niederzuschreiben. Es kam damals der Sachsenspiegel heraus, ein Rechtsbuch für die Sachsen, dem bald der Schwabenspiegel folgte, ein solches für die Schwaben. In letzterm ist schon das römische Recht benützt, das allmählich auch in Deutschland Eingang fand. — In Bearbeitung der Theologie herrschte der regste Eifer, § 13.

Die Dichtkunst

hatte im ganzen christlichen Abendlande ein paar Jahrhunderte geschlafen. Am ersten erwachte sie in der Provence (Südfrankreich), und sie wurde da vorzüglich von Rittern geübt. Die adeligen Herren wetteiferten miteinander im Dichten und Singen; Poesie und Sang mußte die Würze jeder geselligen Unterhaltung sein. Man sang einfache fröhliche Lieder (vers), Tanzlieder (baladas), kunstreiche Canzonen, der Schönheit zu huldigen, Streitgedichte (tensos), auch ernste Rüge- Mahn- und Klagelieder (sirventes). Die provençalischen Dichter hießen Trovadors (Finder), Trouveres die nordfranzösischen, die mehr epische Werke schufen, wie das Rolandslied, Romane und Novellen. Auch nach England wanderte diese fröhliche Wissenschaft; dort hießen die Dichter Minstrels. Ein Vlame sang die Tiersage von Reinaert de Vos.

Ebenso blühte die edle Kunst in Deutschland (seit den Kreuzzügen) auf, und auch hier waren es vorzugsweise Adelige, welche sie pflegten. Die deutschen Dichtungen zeichnen sich überhaupt durch Innigkeit, Zartheit, Reinheit, Tiefe, Kraft und Erhabenheit der Gedanken aus. Der Form nach scheiden sie sich vornehmlich in epische und lyrische. Die epischen Gedichtswerke haben es mit den alten Sagen „von Karl dem Großen und seinen zwölf Paladinen," „vom britischen König Artus und seinen zwölf Rittern der Tafelrunde," vom großen Alexander, dann von fränkischen, gothischen, burgundischen &c. Helden zu thun. Das Lob der Treue ist ein Grundton, der durch sie hinklingt. — Die lyrischen Gedichte sind von der Minne erfüllt, darum ihre Dichter den Namen Minnesänger führen. Minne bedeutet innigliche Liebe. Sie handeln aber nicht bloß von der Frauenliebe, die sie in den zartesten Gefühlen besingen, sondern auch von dem Zuge der Liebe und süßen Freude in der Natur, vom Frühlingsleben, von der Maienwonne, und dann auch von der himmlischen Liebe oder Gottesminne, von der Freude des Herzens an dem Quelle des Lebens und der Liebe, der von oben das Herz betaut, und von dem Sehnen nach seinen vollen Strömen, nach völliger, ewigseliger Vereinigung mit Gott.

Die berühmtesten deutschen Dichter sind: Heinrich von Veldeke, Hartmann von Aue, Wolfram von Eschenbach (bei Ansbach), Gottfried von Straßburg und Walther von der Vogelweide. Von Wolfram besitzen wir ein herrliches Epos, Parzival betitelt. Darin ist die bretonische Sage vom heil. Gral behandelt, d. i. von einem zu einer Schale verarbeiteten köstlichen Edelstein aus dem Paradiese, worein Blutstropfen Christi aufgefaßt worden sind, und spricht sich in dieser Sage die Sehnsucht nach dem verlorenen und durch Christum wiederzufindenden Paradiese aus. Der Held Parzival stellt einen zuerst hochmütig von Gott sich abwendenden, dann zur Demut umkehrenden, nach dem Ewigen suchenden und das Höchste erreichenden

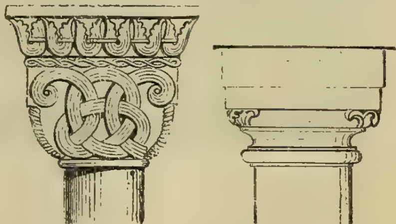
Menschen dar. — Für besonders herrlich gilt ferner das Nibelungenlied von einem österreichischen Verfasser (Kürenberger?) um 1210. Hauptinhalt ist der unvergleichliche fränkische Held Sigfrid, der Hörnene, welcher meuchlerisch getötet wird, und die Rache, welche seine Frau Krimhild dafür nimmt. Das Gedicht spielt aus dem burgundischen, gothischen und hunnischen Sagenkreise. Sein Stoff ist urgermanisch, großartig, und stellt zugleich das Leben und Weben der Menschen jener Zeiten gar treulich dar. Es ist auch durch seine körnige Sprache, durch den wohlklingenden Vers und den innigen Zusammenhang des Ganzen hochausgezeichnet. Viele halten das Nibelungenlied für das größte Epos des deutschen Volkes. Meine werten Leserinnen werden aber kaum einen rechten Geschmack daran finden, denn es kommt gar zu Arges und Gräßliches darin vor. — Ein liebliches Gegenstück ist das Lied von Kudrun, einer friesischen Königstochter, gleichfalls von einem unbekannten Verfasser. Da sehen wir statt einer stolzen, wilden, schrecklichen Krimhild ein edelweibliches, demütigduldendes, feste Treue haltendes Frauenbild. Die Kudrun ist gewiß eine der schönsten Blumen im deutschen Dichtergarten. — Walther von der Vogelweide († um 1230) hat nur lyrische Gedichte verfaßt, aber vortreffliche, und darin namentlich auch die Ehre des deutschen Vaterlandes und die Herrlichkeit der Kirche gepriesen. Er meint aber nicht die Kirche, wie sie damals war, sondern die unverderbte, erkennt viel von ihrem Verderben und tritt insonderheit den päpstlichen Anmaßungen mit Kraft entgegen, wie er auch den Fürsten manch freimütig Wort sagt. Überhaupt findet sich bei manchem dieser Dichter schon mancher Strahl evangelischen Lichtes. Viel Lebensweisheit enthält auch Freidanks Bescheidenheit.

Die Dichter hielten sich häufig an den Höfen gesangliebender Fürsten, wie der schwäbischen Kaiser, auf. So waren einst viele am glänzenden Hofe des Landgrafen Hermann von Thüringen auf der Wartburg beisammen und sangen da ihre holden Lieder zum Saitenspiele, daß die Herzen der Hörer sich wonniglich ergötzten. Sie hielten poetische Wettkämpfe miteinander, woraus die Sage „vom großen Dichterkrieg auf der Wartburg“ (1207) entstand. Aber die Fürsten dichteten auch selbst mit; unter 7000 Strophen von 130 Minnesängern, welche eine Handschrift enthält, sind viele von fürstlichen Verfassern.

Es gab auch fahrende Sänger, von geringerer Herkunft und Kunst, welche mit ihren Harfen von Ort zu Ort zogen und von den Thaten kühner Helden 2c. dem deutschen Volke vorsangen, das je und je eine Lust an Lied und Gesang hatte. — In der Musik wurde im 10. Jahrh. die kontrapunktische Instrumentalbegleitung, welche wohl die Griechen schon hatten, wieder neuentdeckt. Man sang nun auch mehrstimmig und entlehnte von den Muslims Pauken, Trompeten und Posaunen.

Baukunst.

Im 11. Jahrhundert kam der romanische Baustyl zuerst in der Normandie auf, da man die flache Holzdecke der Kirche durch das Gewölbe ersetzte. Da herrscht nun der Rundbogen und das Kreuzgewölbe; ein Würfelkapitäl schmückt die Säulen, und der Bau wird durch eine Turmanlage zugespitzt. Nun aber begann (in den Kirchen St. Denis 1144 und Notredame zu Paris 1163) und im 13. Jahrh. stieg zur Vollendung die hauptsächlich in Nordfrankreich erwachsene sog. gothische oder deutsche Baukunst. Sie unterscheidet sich von jeder andern durch ihre in großen Massen so leicht und kühn zum Himmel aufsteigenden Bauten, durch ihre Spitzbögen, die wie Flammen in die Gewölbe emporzücken, durch ihre schlanken, durchbrochenen, luftigen Türme, die sich wie in die Luft verlieren, dann durch die Größe des Ganzen mit der mannigfachsten Verzierung im Kleinsten und durch die höhere geistliche Bedeutung, die alles bei dem Bau von Steinen hat. Diese Bauart hat sich vorzugsweise in Kirchenbauten verherrlicht. Wir nennen einige der berühmtesten gothischen Bauwerke.


Fig. 187. Romanisches Kapitäl und Basis.

Der Münster von Straßburg wurde schon 1015 begonnen und 1275 vorerst vollendet; so vereinigt er fast alle Baustile jener Zeit. Den Turm mit der Fassade baute von 1277 an der große Werkmeister Erwin von Steinbach; da steigt der untere Teil als längliches Viereck in einer gewaltigen Breite hoch über die Kirche empor; auf diesem Unterbau sollten nun zwei Türme mit einem freien Raum dazwischen sich erheben, das thut aber nur einer, der entsprechende auf der andern Seite fehlt. Der 1439 vollendete Turm mißt 142 m vom Boden an; es schwindelt fast jedem, welcher hinaufsteigt, denn man schaut überall durch; der obere Teil besteht fast nur aus verbundenen Säulen und Bildwerken. — Es folgt der Dom zu Köln, welcher, 1248 begonnen, erst 1880 ausgebaut war. Hier ist die Kirche von ungeheurer Größe, ja die großmächtigste aller Kirchen auf Erden. Sie ist 167 m lang und 56 m breit; 100 Säulen, davon die stärksten 12 m im Umfang halten, tragen von innen das Dach. Die Türme sind 156 m hoch. — Ein ganz vorzügliches gothisches Bauwerk ist ferner der Münster zu Freiburg mit seinem herrlichen Turmhelm; ebenso die zwar etwas kleinere aber immer noch hochansehnliche Lorenzkirche in Nürnberg, bei welcher alles vollendet und wie aus einem Gusse dasteht. Schau sie dir bei Gelegenheit recht an und auch die herrlichen Glasgemälde in den hohen Bogenfenstern des Chores.

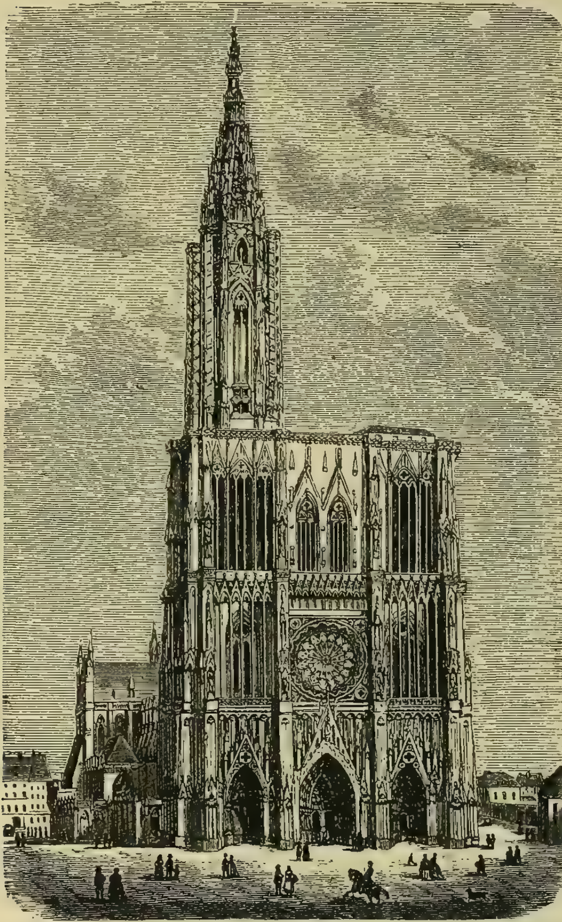


Fig. 188. Der Straßburger Münster.

Die mittelalterlichen Baumeister und ihre Gesellen bildeten große, durch ganz Deutschland hin verbreitete Baubrüderschaften, mittelst der bei den Riesenbauten alles so recht von statten gehen konnte. Sie hatten ihre eigenen Hütten (Sitze) in Straßburg, Köln, Wien, Bern 2c. unter der Leitung von Obermeistern, sie hatten ihre Gesetze und Rechte unter sich, ihre geheimen Zeichen und Sprüche. — Auch Bildhauerei und Malerei dienten zur Verherrlichung der Kirchen; sie breiteten sich von Unteritalien aus, besonders durch Nicolo von Pisa, Cimabue und Giotto. Die Italiener liebten mehr die Gemälde in den Kirchen, die Franzosen aber Skulpturen; den Deutschen eigentümlich ist die Schnitzerei, die viele tiefsinnig gedachte biblische Bilder (auf Flügelaltären 2c.) geschaffen hat.

Oft heißt man diese wunderbaren Kirchenbauten ein Werk der Glaubensbegeisterung. Das will ich, was die großen Meister betrifft, welche die Plane entworfen haben, nicht bezweifeln; ja

ich möchte annehmen, daß diese Baumeister, wie die großen Dichter des Mittelalters, noch mehr höheres Licht hatten als die meisten ihrer Zeitgenossen, denn ihre Bauwerke sind gar hochsinnig und man kann ihnen sogar evangelische Gedanken unterlegen. Auch das will ich noch zugeben, daß die damaligen Christen mehr zur Ehre Gottes, als zur Ehre ihrer Stadt sich an diesen Bauten beteiligt haben, wenn auch gewöhnlich ein Ablaß die einzelnen zur Teilnahme lockte. Allein ein solches Streben, mit prächtigen Tempeln die Gottheit zu verehren, finden wir auch bei den Heiden neben der ärgsten geistlichen Finsternis und Verdorbenheit. Darum darf man ja nicht von den herrlichen Kirchen einen Schluß auf das Christentum derer machen, die sie bauten. Ach, es war im ganzen gar anders, als es dort in Steinen stand! — Wir gehen von den Kirchen zur Kirche.

§ 13. Die Kirche in dieser Zeit.

Die Kirche hat sich im 13. Jahrh. nach Nordosten hin ausgebreitet. Wie die Preußen (S. 385) von den Deutschherren mit dem Schwerte bekehrt wurden, so die Liv- und Estländer durch den 1202 dazu gestifteten Schwertorden.

Erst hatte ein Augustiner Meinhard 1186 eine Kirche in Livland gegründet, dann ein Bremer Domherr Albert 1199 Riga gebaut; die Schwertbrüder unterwarfen darauf die Liven. Die Esten zu überwinden half König Waldemar II. 1218 mit einer dänischen Flotte und gründete Reval. Waldemars Niederlage bei Bornhövde 1227 durch die vereinten Norddeutschen bewirkte, daß die Ostseegestade mehr und mehr deutsch wurden. Die Schwertbrüder ließen sich 1237 dem Deutschorden einverleiben und der preußische Landmeister wurde auch Heermeister von Livland. Ein livländischer Heermeister eroberte 1251 Kurland und bekehrte auch einen litauischen Fürsten. Die Dänen aber traten 1346 Estland an den Deutschorden ab.

In der Kirche tauchten neue Erscheinungen im Mönchtum auf. Um die Strenge des Klosterlebens, welche bei den Benediktinern nachgelassen hatte, in frischen Orden zu erneuern, waren schon seit Clüny (S. 336) mehrere andere gestiftet worden, Kamaldulenser in den Apenninen, Kartäuser und Cistercienser in Frankreich (S. 360), zuletzt Karmeliter nach Elias Vorbild im h. Lande (1156). Der Kartäuserorden trieb die Strenge auf die Spitze; seine Mönche mußten sich nicht nur arg martern, sondern auch immer schweigen mit Ausnahme, daß sie sich zu Zeiten: memento mori! Gedenke des Todes! zurufen durften. Im Anfang des 13. Jahrh. aber entstanden zwei besonders merkwürdige geistliche Körperschaften, welche auch der Weltlust gründlich entsagen, dabei jedoch zum Frommen der Menschheit mehr unter den Menschen leben und wirken wollten, die Bettelorden der Franziskaner und Dominikaner.

Einem reichen Kaufmann zu Assisi in Italien wurde 1182 ein Sohn geschenkt, Johann Franzesco, welcher ein fröhliches, genußreiches Leben führte. Nach einer Krankheit fühlt er sich gedemütigt; er verläßt seine heitern Gesellschaften, zieht einen zerrissenen Kittel an und pflegt nun Arme und Aussätzige. Nachdem er 1208 eine Predigt über Matth. 10, 7 ff. gehört, tritt er als Bußprediger auf. Bald sammelte sich eine Schar um ihn, die ihm nachfolgen wollte. Da ging er zum Papste (Innocenz III.) und bat um die Erlaubnis, einen neuen Orden zu gründen. Der Papst sah zuerst den lumpigen Menschen mißtrauisch an; er meinte, die vorgelegte Regel sei mehr für Schweine als für Menschen geschrieben; doch willfahrte er ihm endlich, 1215. Franz († 1226) wollte sich mit seinen Mönchen die Armut einen rechten Ernst sein lassen; nicht nur daß keiner das Geringste für sich besitzen durfte, auch der Orden selbst sollte nicht mehr haben, als zur äußersten Notdurft seiner Glieder nötig wäre, und das sollten sie nicht durch Arbeit erwerben, sondern erbetteln. Bettelarm sollten sie sein, dabei aber nach allen Kräften den Sündern predigen und die Kranken und Elenden pflegen. Das thaten sie auch im Anfang mit großem Eifer und seltner Selbstverleugnung; und sie wurden hochgeehrt und bewundert, ihr Stifter fast vergöttert. Über dem Grab dieses Musterbettlers erhob sich schon 1230 ein herrlicher Dom, den die ersten Maler Cimabue und Giotto mit den Thaten des 1228 Heiliggesprochenen in Wandgemälden schmückten. Die Franziskaner tragen eine graubraune härene Kutte mit einer Kappe (Kapuze) am Kragen und einen Strick um den Leib. Sie nennen sich bescheiden die geringern Brüder, fratres minores, Minoriten. Ihr Orden gewann außerordentlichen Beifall und Zu-

wachs, bis Haufen von Franziskanern in allen Ländern herumliefen; die Zahl ihrer Klöster stieg bald auf 8000. Kapuziner und Barfüßer sind Zweige von ihnen. Es entstand auch 1224 ein Nonnenorden nach der Regel Francisci, der der Klarissinnen.

Um dieselbe Zeit errichtete der adelige kastilische Chorherr Domingo (1170—1221) einen ähnlichen Orden, „eine Gesellschaft von reisenden Predigern" und zwar zunächst für die Ketzer in Südfrankreich. Der Papst bestätigte sie 1216. Auch diese „Predigermönche" lagen ihrer Aufgabe mit dem größten Ernst und Eifer ob. Auch ihnen war gänzliche Armut auferlegt; auch sie verschafften sich die dringendsten Bedürfnisse durch Betteln. (Späterhin gingen beide Orden



Fig. 189. Franz von Assisi predigt vor Papst Honorius III. (Freskogemälde aus dem 13. Jahrh. in der Kirche zu Assisi.)

von ihrem strengen Grundsatze der Armut ab, indem auch sie schöne Besitzungen an sich nahmen; die Dominikaner gaben 1425 auch das Betteln auf). Die Dominikaner tragen eine schwarze Kutte mit Spitzkappe. Sie vermehrten sich ebenfalls sehr schnell und brachten es im Laufe der Zeit auf 4000 Klöster; bemächtigten sich auch der Lehrstühle, z. B. in Paris, während Oxford den Minoriten zufiel.

Die Klostervorsteher heißen statt „Äbte" bei den Dominikanern Prioren, bei den Franziskanern Guardiane. Bei beiden Orden stehen die Klöster einer Landschaft zusammen unter einem höhern Aufseher, dem Provinzial, sämtliche Provinziale unter einem General, der seinen Sitz in Rom hat. Diese so zahlreichen Mönche, welche möglichst viel mit dem Volke verkehrten und neben dem Predigen auch Beichte

hörten und Absolution sprachen, erlangten einen außerordentlichen Einfluß auf die Christenheit. Welch treffliche Heere besaß der Papst an ihnen, dem sie sich zu unbedingtem Gehorsam verpflichtet hatten und der sie durch ihre Generale gleich in Thätigkeit setzen konnte! (Ein Beispiel S. 378 f.)

Wir schauen jetzt auf die Theologie hin. Unter dem Gelehrtenstande regte sich in dieser Periode ein mächtiger Studiereifer. Aber die wenigsten gingen an die rechte Quelle, die h. Schrift, wie man auch die alten Römer jetzt wenig mehr las. Man hatte schon lange her der Bibel die Tradition oder mündliche Überlieferung an die Seite gesetzt; die Apostel, sagte man, hätten nicht alles niedergeschrieben, was zur Seligkeit nötig sei, ihre ganze Lehre habe sich nur mündlich von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt, und aus dieser Überlieferung müsse die Schrift ergänzt werden. Es hielten sich aber jetzt die Gelehrten nach der großen Menge lediglich an die Tradition, und diese war in der That nichts anders, als die Kirchenlehre, wie sie sich mit der Zeit gestaltet hatte, mit all ihren Irrtümern. Da trieb man nun namentlich das kanonische Recht, das durch die Päpste gewaltig vermehrt ward durch Ausdehnung der geistlichen Gerichtsbarkeit nach allen Seiten hin. Dagegen trat die Glaubenslehre stark in den Hintergrund. Diese aber suchte man wissenschaftlich darzustellen und zu begründen mittelst der alten heidnischen Philosophie, namentlich der des Aristoteles (S. 123). In seine Logik zwängten sie die kirchlichen Lehren und suchten damit die schöne Zusammenstimmung derselben nachzuweisen. So wurde Aristoteles ein berühmterer Mann in der Kirche als der Apostel Paulus. Diese Theologie nannte man Scholastik, d. h. Schultheologie, weil sie vornehmlich auf den gelehrten Schulen getrieben wurde, und die sie betreibenden Theologen darum Scholastiker. Es gab ausgezeichnete Gelehrte unter ihnen, wenn man auf die Kunst sieht.

Einer der besten Scholastiker war Anselm, Erzbischof von Canterbury († 1109), bei dem man nicht bloß große Verstandsschärfe, sondern auch noch einen tiefern Sinn und lebendigern Glauben wahrnimmt. Er hat, kann man sagen, die erste Dogmatik oder wissenschaftliche Glaubenslehre geschrieben in seinem berühmten Werke: Cur deus homo? (Warum ward Gott Mensch?) Übrigens neigt er schon zu den Mystikern.

Neben der Scholastik ging immer auch die Mystik her. Das Wort bedeutet eigentlich Geheimlehre und soll ausdrücken, daß diese Theologie mehr in die Tiefe, ins heimliche innere Leben geht. Wenn die Scholastiker das Christentum vornehmlich mit dem Verstandesgriff auffaßten, so die Mystiker vornehmlich mit dem Gemüte; die Seele versenkt sich in das Göttliche und will es innerlich erfahren und erleben. Darum fand sich bei ihnen je und je noch mehr lebendiges, wenn auch getrübtes Christentum als bei den Scholastikern. Diejenigen von ihnen, welche sich mit Philosophie einließen, fühlten sich begreiflich mehr zu Plato (S. 122) hingezogen. Der größte unter den Mystikern und überhaupt der ausgezeichnetste Kirchenlehrer seiner Zeit war Bernhard von Clairvaux (S. 362).

In Burgund aus vornehmem Geschlechte geboren (1091—1153), fühlte Bernhard von Kind an einen mächtigen Zug zu heiligem Leben, daher er auch frühe in den Cisterzienserorden eintrat. Hier hielt er sich aber so streng, daß er für immer einen kränklichen Körper davontrug und nachher seine übertriebene Askese bereute. Schon 24jährig wurde er Abt des neuerbauten Klosters Clairvaux, das ihm seinen Zunamen gab. Durch ihn erhielt der Orden eine neue Gestalt. Er drang besonders auf innere Heiligkeit und sagte seinen Mönchen, daß äußere leibliche Übung ohne heilige Gesinnung keinen Wert habe. Er wies sie auch zur hl. Schrift, „wo man mehr lernen könne, als in allen menschlichen Büchern;“ und er erbaute sich selbst fleißig darin. Er kam auch der großen Lehre der Schrift „von unsrer Rechtfertigung vor Gott durch den Glauben an Jesum Christum“ ziemlich nahe. Übrigens erwarb er sich durch den Ruf seiner Erleuchtung, durch seine aufrichtige Frömmigkeit, durch seinen Feuereifer fürs Christentum und durch seine hinreißende Beredsamkeit ungemeines Ansehen; Fürsten und Päpste suchten Rat bei ihm, und von

seinem einsamen Kloster aus wirkte er gewaltig auf Kirche und Staat ein. Er redete ernst und ohne Menschenfurcht zu jedermann, strafte ungerechte Fürsten und schlechte Geistliche, hohe wie niedere. Auch dem Papste sagte er zu Zeiten ein freimütiges Wort, was derselbe von ihm sich gefallen ließ; so schrieb er einmal an Eugen III., sein Legat habe vom Fuß der Alpen bis an die Pyrenäen alle französischen Kirchen so rein ausgeplündert, daß man glauben möchte, die Magyaren wären ins Land gefallen.

Die meisten aber, welche der Religionswissenschaft sich widmeten, wurden Scholastiker. Unter diesen erwarb sich Peter der Lombarde, Professor und Bischof zu Paris († 1164), durch sein Werk sententiarum libri IV. (Lehrsätze) einen glänzenden und dauernden Ruhm. Dann aber thaten sich zwei hervor, welche die scholastische Kunst auf den Gipfel brachten: Thomas von Aquino, ein Dominikanermönch, Lehrer zu Köln u. a. Orten, der englische (engelgleiche) Doktor genannt, † 1274, und Duns Scotus, ein Franziskaner, Lehrer zu Oxford und Paris, der feine Doktor geheißen, † 1308. Diesen beiden beteten fast alle folgenden Scholastiker nach, und da sie in manchen Punkten auseinandergingen, so teilten sich die Schüler in Thomisten und Scotisten. Diese zwei großen Lehrer und ihre Schüler hinter ihnen her haben nun erst mit dem menschlichen Verstande und der heidnischen Philosophie gewaltig operiert, die Begriffe haarscharf gespalten, die erstaunlichsten Subtilitäten zu Tage gefördert und alle liebe Religion vollends saft- und kraftlos gemacht. Roger Baco, ein andrer Lehrer zu Oxford, † 1294, sagte zwar, man solle solche Künste lassen und lieber einfältig die Schrift studieren, aber wiewohl des Mannes ausnehmende Gelehrsamkeit (S. 390) bewundert ward, diese seine Rede verhallte doch.

So wurde durch die Theologen, von denen das Licht des Lebens am ersten ausströmen sollte, die Kirche in der That nicht erhellt und gebessert, sondern noch mehr verfinstert und um die göttlichen Lebenskräfte gebracht. Alle Irrtümer der Kirchenlehre wurden durch sie befestigt und weiter ausgesponnen, und das Wahre, das jene noch in sich hatte, traurig abgetötet. Alle diese großen Theologen, auch die edleren Mystiker, fanden am Papsttum nichts Anstößiges; sie erklärten es für ein göttliches Institut. Der Papst war Herr der Kirche; er konnte sie vollmächtig regieren, er konnte, als vom heil. Geiste außerordentlich erleuchtet, auch neue Glaubensbestimmungen treffen; und kaum hatte er neuen Irrtum aufgebracht oder sanktioniert, gleich wurde derselbe von den Theologen wissenschaftlich begründet. — Es hat das Papsttum und die ganze Hierarchie allerdings auch etwas Einnehmendes. Hier ist ein schöner Organismus zu sehen: Einer an der Spitze, der alles leitet, ihm zunächst hohe Würdenträger und nun von den obersten bis zu den niedrigsten Werkzeugen herab eine treffliche Gliederung, daß der Wille des Einen durch alle hindurchgeht, alles in Bewegung und Thätigkeit setzt. Dieser schöne Organismus hat viele geblendet und thut's noch; aber man muß doch fragen, welchem Geist der Organismus dient? Möchten sich doch nicht selbst Protestanten von dem goldenen Kalbe blenden und bethören lassen! Ach, schau doch diesen Papst und diese Hierarchie recht an, wahrlich, du mußt erschrecken! Ein irrsamer, sündiger Mensch, und nicht selten ein gottloser und greulicher Mensch, der Stellvertreter Christi, der sichtbare Christus, dem man in allen Dingen glauben und folgen soll wie dem Herrn selbst, bei Verlust der Seligkeit! Und alle Geistlichkeit eine höhere Art von Menschen, welche Heil und Verderben des Volkes in Händen hält, ohne welche niemand zum Thron der Gnade nahen, niemand Vergebung der Sünden empfangen kann in Ewigkeit!?

Und wie verhielt es sich sonst mit der Religion? Schon waren so ziemlich alle Irrtümer vorhanden, die sich zur Zeit Luthers vorfanden. Die Grundlehre des Christentums von unsrer Gerechtigkeit allein durch den Glauben an Christum war auf die Seite geschoben; alles ging auf Werkgerechtigkeit hinaus, alles mußte verdient werden. Das Land war mit Kreuzen übersäet, sie standen in allen Kirchen, an allen Wegen, und man leugnete auch die vom Gottmenschen am Kreuze gewirkte Versöhnung nicht; aber dieselbe war doch den Menschen ferne, sollte sie ihnen zu gute kommen, so mußte sie erst noch verdient werden, die Menschen mußten sich vorher durch ihre Werke selbst versöhnen.

Die Priestermesse, nämlich die Feier des heil. Abendmahls von Seite des Priesters allein, trat jetzt schon aufs stärkste hervor. Der Priester that da ein großes Werk, er opferte den Herrn Christus aufs neue für die Sünden der Menschen, als ob Christi eigenes Opfer, „mit welchem Einen er doch in Ewigkeit vollendet hat, die geheiligt werden" noch nicht ausreichend wäre. Und die Messe wurde zur Seelmesse, der Priester hielt sie auch für Verstorbene, welche in dem erdichteten Fegfeuer sein und kraft des vom Priester für sie gebrachten Opfers eher herauskommen sollten. Diese falsche Messe für Lebende und Tote war schon Mittelpunkt des Gottesdienstes geworden. Beim Abendmahl hatte sich ferner durch Gregor VII. 1079 der Irrtum der Brotverwandlung (Transsubstantiation) festgesetzt, so daß die geweihte Hostie selbst der Herr Christus sein mußte und man sie also anbetete. Man schuf der Abgötterei ein eigenes Fest, das Fronleichnamsfest, 1264. Auch wurde jetzt den Laien der Kelch entzogen, wie wenn nur die Priester würdig wären, es unter beiden Gestalten zu genießen.

Die abgöttische Verehrung der Heiligen wurde hoch getrieben. Maria hieß die Himmelskönigin. Schon glaubten die meisten, Maria sei bereits auf Erden ganz sündlos gewesen, so daß sie der Erlösung ihres göttlichen Sohnes nicht bedurft hätte; Bernhard widersetzte sich zwar solcher Meinung zur Schmach dem Verdienste Christi, allein hier galt sein Ansehen wenig. Alle Heiligen hatten jedenfalls mehr Gutes gethan, als sie zu thun schuldig gewesen, darum konnte man „aus dem überfließenden Schatz ihrer guten Werke" für sich selber kaufen. Man rief sie auch unaufhörlich um ihre Fürbitte bei Gott an und kannte nicht mehr den rechten Fürsprecher beim Vater (1 Joh. 2, 1). Ja man betete ohne weiteres um ihre Hilfe in allerlei Nöten und erfand dazu 14 Nothelfer.

Durch die Kreuzzüge war das Abendland mit Reliquien überschwemmt worden, mit denen der einträglichste Handel getrieben wurde. Irgend ein als heiliges Überbleibsel bezeichnetes altes Holz, Bein 2c. ward um teures Geld gekauft und als Hort des Hauses oder der Stadt bewahrt und verehrt. Seltsame Reliquien hatte man, z. B. Schweißtropfen Christi, Bußthränen Petri in Fläschchen, ja „den in einem Handschuh des Nikodemus aufgefangenen Atem des heil. Joseph." Das Haus der Maria in Nazareth wurde 1294 von Engeln übers Meer getragen, bis es 10. Dez. in Loreto eine bleibende Stätte fand, wie Leo XIII. behauptet und durch Begabung jenes Baus mit reichen Ablaßschätzen erhärtet.

Die Zahl der Sakramente, deren die Schrift nur zwei kennt, war schon auf sieben erhöht; die Ohrenbeichte, d. i. die namentliche Aufzählung aller Sünden (gegen Ps. 19, 13) eingeführt. Wallfahrt, Speiseunterschied, Geißelung mit eigener oder durch fremde Hand ging hoch im Schwange und mußte alles verdienstliches Werk sein. Auch der Ablaß war bereits da: früher bedeutete er Nachlaß der äußern Kirchenstrafen, aber seit den Kreuzzügen verstand man darunter den Nachlaß der göttlichen Strafen. — Die Predigt galt — von den Bettelmönchen abgesehen — als Nebensache beim Gottesdienst, und wenn gepredigt wurde, hörte man Gesetz, nicht Evangelium, und mehr Legenden (alte Sagen) als heilige Geschichte. Die Bibel in der Landessprache wurde den Laien verboten, der liturgische Gottesdienst in lateinischer Sprache gehalten, die das Volk nicht verstand. Das kümmerte nicht; denn wenn die Leute dem Gottesdienst nur äußerlich beiwohnten, so verherrlichten sie Gott schon und verrichteten ein gutes Werk.

Im allgemeinen war das Christentum zu einem äußern toten Gesetzeswerke geworden und des Glaubens Trost, Kraft und Herrlichkeit war verschwunden. Und das Traurigste war, daß die Menge das Verderben noch gar nicht fühlte. Sie schien mit der Kirche im ganzen noch wohl zufrieden. Die Pracht des immer ceremonienreicher gewordenen Gottesdienstes gefiel dem sinnlichen Menschen. Die Feste wurden fortwährend vermehrt; da gab's „lustige Feiertage". Die Kirche war auch sehr nachsichtig gegen die Welt. Wenn die Ernstern, welche Gewissensnot empfanden, sich mit harten Übungen quälten, so erklärte sie das freilich für das beste. Aber so

man ihr sonst nur Unterwürfigkeit bezeigte und die von ihr aufgegebenen guten Werke verrichtete, ließ sie auch der lustigen Welt einen weiten Spielraum. Es ist ein wunderlich Treiben: hier abgezehrte bußpredigende Bettelmönche, dort die wohlhäbige Weltgeistlichkeit, die der Mehrzahl nach ein lockeres, üppiges Leben führte und dem christlichen Volke gern ein gleiches zu gute hielt. Gönnte sie doch dem alten Adam seine Ergötzung in Mitte der Heiligtümer! Die Franzosen bes. feierten zwei eigentümliche Feste: 1. das Narrenfest; da wählten die niedern Kirchendiener aus ihrer Mitte einen Bischof, führten ihn rücklings auf einem Esel sitzend durch die Straßen und dann ins Gotteshaus; da hielt er unter allerlei Grimassen und Possen ein Hochamt am Altare und das Volk in der Kirche lärmte, lachte und tanzte dabei. 2. Das Eselsfest; da mußte ein von einer Jungfrau geleiteter Esel an den Stufen des Altares niederknieen, und der, welcher den Priester vorstellte, erhob statt des Segens ein dreimaliges Eselsgeschrei, welches von der Gemeinde mit demselben Geschrei und wieherndem Gelächter erwidert wurde. Solch lästerlicher Unfug wurde Jahrhunderte lang fortgeduldet, auf daß es dem lieben Volk im Schoße der Mutterkirche wohliger sei.

Indessen tauchen jetzt Leute auf, denen die bestehende Kirche keine Genüge mehr gewährte, die für ihr religiöses Bedürfnis etwas Besseres suchten, und nachdem sie es wirklich oder vermeintlich gefunden, sich von ihr abwandten. Ja schon erschienen in Frankreich zwei größere Sekten: die Waldenser und Albigenser.

Die Waldenser.

Valdes, ein reicher Kaufmann zu Lyon, wurde 1173 tief ergriffen durch die Erzählung einer Legende, und da er sich in seiner Gewissensnot an einen Theologen wandte, wies ihn dieser auf das Wort Christi Mat. 19, 21. Um Ernst zu machen mit der Nachfolge Christi, gab Valdes seine Güter an seine Frau und die Armen, ließ sich von zwei Geistlichen die Evangelien, Psalter und Sprüche der Väter in die Landessprache übersetzen und gründete 1177 einen Verein zur Predigt des lauteren Evangeliums unter dem Volk. Seine Leute sollten je zwei und zwei umherziehen und die Hörer zur apostolischen Einfalt zurückführen. Der Erzbischof verbot ihnen solches Predigen; sie beriefen sich auf Apostg. 5, 29 und appellierten an Alexander III., der sie aber 1179 abwies. Da sie dennoch weiter predigten, wurden sie 1184 mit dem Bann belegt. Aber „die Armen von Lyon" verbreiteten sich trotz allem über Südfrankreich, Spanien, Oberitalien, Süddeutschland, ja bis nach England. Valdes leitete die Bewegung bis zu seinem Tode (1217 ?) und weihte alljährlich ministri für die Sakramentsspendung unter den Brüdern.

Die lombardischen Brüder, teilweise von Arnolds Wirken (S. 361) beeinflußt, trennten sich schärfer von der Kirche, sie ernannten und weihten durch ihren praepositus lebenslängliche Priester, trieben auch Handarbeit neben ihrer Reisepredigt. Sie suchten sich 1218 in Bergamo mit den französischen Brüdern zu verständigen; es gelang nur halb. Die letzteren kommunizierten an Ostern in der katholischen Kirche, die ersteren hüteten sich davor. Von der Kirche verfolgt, zogen die französischen Brüder sich mehr und mehr in die Alpenthäler zurück. Die deutschen Brüder hatten Meister, auch Beichtiger genannt und verwarfen nicht bloß das Fegfeuer mit allem, was sich dran hängt, wie Ablaß, Seelenmesse, sondern auch die Anrufung der Heiligen, Bilder- und Reliquiendienst, bobachteten überdies Ehelosigkeit und mieden alles Schwören und Blutvergießen. Große Bibelkenntnis wird an allen Waldensern gerühmt.

Mit diesen im ganzen biblischen Christen darf eine andere gleichzeitige Sekte in Südfrankreich nicht verwechselt werden, die der Katharer. Dieselben hatten wohl manches mit den erstern gemein, hegten aber manichäische (S. 259) Irrtümer, verwarfen das A. T., auch Wassertaufe und Abendmahl. Sie nannten sich Katharer (Reine), woraus dann der Name „Ketzer" entstanden ist. Weil das Übel von der Materie herkomme, sollten die wahrhaft Geistlichen sich der Ehe und der Fleischspeisen, ja auch des irdischen Besitzes entschlagen. Im übrigen führten diese armen Leute, geteilt in Glaubende und Vollkommene, d. h. der Geistestaufe Teilhaftige, ein muster-

haftes Leben. Der Papst sandte zuerst Scharen Mönche über sie, um sie auf gütlichem Wege in den Schoß der Kirche zurückzuführen; als aber diese nichts ausrichteten, so ließ er (Innocenz III.) den Kreuzzug gegen sie predigen, 1209, das erste Beispiel dieser Art.

Wohl hieß es immer: „die Kirche dürstet nicht nach Blut!“ Nun freilich, der Papst und der Klerus zückte den Degen nicht selbst; Graf Simon von Montfort führt ein Kreuzheer gegen die Ketzer um Albi her, und Geistliche waren dabei, um die Krieger mit heiliger Rede zu entflammen. Indessen nahm sich der mächtige Graf von Toulouse der Verfolgten, seiner Unterthanen an; Adel und Volk in seinem ganzen Gebiete greift zu den Waffen. So ereignete sich der 20jährige fürchterliche Albigenserkrieg, in welchem Ströme Blutes flossen. Als die Päpstlichen die Stadt Beziers erstürmten, fragten sie, woran sie die Ketzer erkennen sollten. „Tötet alles,“ rief der Abt von Citaux, „der Herr wird die Seinen schon erkennen.“ Da machten sie 20 000 jedes Alters und Geschlechtes nieder. Scharenweise haben sie allerorten die Armen verstümmelt, geblendet, erstochen, verbrannt.



Fig. 190. Verhör in der Folterkammer. (Aus einer Handschrift aus dem 15. Jahrh. in Breslau.)

Die Albigenser wurden endlich völlig besiegt und die öffentliche Übung ihres Gottesdienstes überall unterdrückt. Allein damit war die Ketzerei doch nicht gänzlich ausgerottet; insgeheim blieben immer noch viele derselben zugethan. Da verschärfte, 1232, Gregor IX. (wir kennen ihn leider schon) die gräßliche Inquisition! Er stiftete geistliche Gerichtshöfe, welche die vom Kirchenglauben abgefallenen aufspüren und einziehen, durch Foltern zum Geständnis ihres Irrglaubens bringen, die Widerrufenden mit harten Bußen (selbst lebenslänglichem Gefängnis) strafen, die Verstockten dem Feuertode überantworten sollten. Zu Inquisitoren oder Ketzerrichtern ernannte Gregor die Dominikaner, die das entsetzliche Amt der Spürhunde („domini canes“) auf's eifrigste besorgten. Jetzt wurde die Albigenserketzerei vollkommen ausgetilgt; die Sekte verschwindet von der Erde.

Gregor dehnte den Wirkungskreis der Inquisition über die ganze Kirche aus und Friedrich II. half ihm nach Kräften. Hier und dort drangen die Inquisitoren unversehens in die Häuser ein; alle irgend Verdächtigen wurden ergriffen, in scheußliche Kerker geworfen, durch die schauderhaftesten Torturen zum Geständnis der Ketzerei gezwungen und dann zum Gerichte des Feuertodes verurteilt, das aber die weltliche Obrigkeit vollziehen mußte: „denn die Kirche trinkt kein Blut!“ Zahllos loderten die Scheiterhaufen und die Exekution ging immer mit großer Feierlichkeit im Beisein hoher Herren und ungeheurer Volksmassen vor sich. Der Widerrufenden wartete lebenslängliche Haft.

Diese Inquisition ist die greulichste Ausgeburt der römischen Kirche und von den Feuern derselben hat sie selbst ein unvertilgbares „Brandmal“ empfangen. Außer Frankreich wütete die Inquisition besonders heftig in Italien, wie denn zu Verona 1233 auf einmal 60 Männer und Frauen verbrannt wurden; am ärgsten

aber wütete sie später im unglücklichen Spanien (s. X. § 12). In Deutschland jedoch kam sie nicht recht auf.

Wohl trat auch hier ein Ketzerrichter, der Dominikaner Konrad von Marburg, in Thätigkeit, ergriff die Verdächtigen in jeder Stadt und übergab sie den Flammen. Vom Papst aufgefordert, das Kreuz zu predigen, machte er sich nun auch an Ritter und Grafen. Allein die Gefährdeten erhoben sich und schlugen den Konrad tot, 1233. „So wurde mit Gottes Hilfe Deutschland von jenen gesetzlosen und unerhörten Richtern befreit," sagt der geistliche Chronikschreiber. Die Kreuzpredigt wurde freilich vom Erzbischof von Bremen gegen die Stedinger Bauern, die ihm nicht frohnen und zahlen wollten, in Anwendung gebracht fast bis zur Vernichtung dieser Bauerschaft, 1234. Aber weiterhin ließen die Deutschen die Kreuzpredigt nicht bei sich aufkommen bis nach 200 Jahren.

Nur anhangsweise seien hier schon die deutschen Mystiker erwähnt, welche in dem Dominikaner Eckhart, der nach langer Wirksamkeit in Straßburg und Köln 1327 starb, ihren Großmeister verehrten. Dieser Denker predigte ein Erkennen, das sich in das Wesen der Gottheit versenkt. Er streifte dabei manchmal an pantheistische Behauptungen, was er aber vor dem Erzbischof und der Gemeine als eine auf Mißdeutung beruhende Anklage zurückwies. Von ihm angeregt, bildete sich eine freie Gemeinschaft der Gottesfreunde, welche das Geheimnis der Gottseligkeit im einfachsten, volkstümlichen Gewande weitergaben und frei von Sektiererei sich in den Kultusformen der herrschenden Kirche erbauten, aber freilich tief trauerten über den Verfall des innern Lebens und die Ausartung der sogenannten Geistlichkeit.

Wir finden sie in ganz Süddeutschland und den Rhein hinab bis zu den Niederlanden; da schließen sie sich an begnadigte Prediger, besonders in Dominikanerklöstern, an und pflegen fleißigen, auch brieflichen Verkehr mit einander.

IX. Die Zeit des sinkenden Papsttums.

§ 1. Das Interregnum in Deutschland.

Wir wenden uns nun wieder unserm werten Vaterlande zu und fahren mit der Geschichte desselben fort, wo wir S. 381 stehen geblieben sind.

Der Gegenkönig, den die Prälaten gemacht hatten, Wilhelm von Holland, wurde wohl nach Konrads IV. Tode 1254 allgemeiner als Deutschlands Herrscher anerkannt. Aber schon 1256 unternahm er einen Feldzug gegen die Friesen und wurde von Bauern in einem Sumpf erschlagen. Wer wird nun Kaiser werden? Von den deutschen Fürsten begehrte keiner die machtlose Würde; so verlangte aber auch keiner derselben nach einem Oberhaupte über sich und darum trafen sie gar keine Anstalt zu einer neuen Kaiserwahl. Wiederum schauten die Prälaten nach einem auswärtigen um. Da waren zwei, welche zu der einst so strahlenden Krone Lust bezeigten, und so wählten denn die Prälaten 1257 alle zwei! der Kölner den Herzog Richard von Cornwallis, des englischen Königs Bruder, der von Trier einen Enkel Philipps, Alfons X. von Kastilien. Also gab es jetzt dem Namen nach zwei deutsche Kaiser zugleich. Indessen kam der Engländer († 1272) nur ein paarmal bis an den Rhein, der Spanier gar nie ins Reich herein; und die meisten der Reichsstände thaten, als ob keiner von beiden in der Welt wäre. Es war auch in der That 20 Jahre lang, von 1254—73, keine rechte Oberherrschaft in Deutschland vorhanden, so heißt man diese Zeit das Interregnum (die Zwischenregierung) in dem Sinne: eine Zeit, wo es keine Regierung gab.

Da trat nun eine erschreckliche Verwirrung in dem armen Deutschland ein. Jeder der vielen Reichsstände handelte jetzt als höchster, unbeschränkter Herr in seinem Gebiete, und that, was ihm wohlgefiel, auch über dessen Grenzen hinaus; Fürsten, Bischöfe, Grafen, Städte bekriegten sich unaufhörlich untereinander; jeder alte Hader konnte jetzt ungehindert ausgekämpft, jedem Gelüste nach des Nächsten Besitz ohne Scheu stattgegeben werden. Alle Bande der Ordnung zerrissen. Auch die kleinern Rittern, die bei einem Fürsten, Bischofe 2c. zu Lehen gingen, befehdeten sich in der allgemeinen Unordnung um so häufiger; bald hie, bald da loderten die erstürmten Burgen auf. Namentlich aber benützten sie die günstigen Zeitumstände, von dem Reichtum der Städte ihre Mängel zu erfüllen. Das Handwerk der Wegelagerung wurde jetzt glanzvoll betrieben; an allen Land- und Wasserstraßen lauerten sie, um über die reisenden Kaufleute und ihre Waren herzufallen. Dazwischen machten sie wohl auch den während der Kreuzzüge durch Schenkungen und Vermächtnisse abziehender Pilger bemittelt gewordenen Stiftern und Klöstern einen Besuch und leerten ihnen Kammern und Keller aus. Viele edle Ritter lebten nur vom Raube, oder, wie sie wohlklingender sagten, vom Stegreif. Es war die Zeit eines blühenden Faustrechts, der Stärkere that mit dem Schwächern, was er wollte. Es war kein geheiligtes Recht mehr im ganzen Lande, keine Sicherheit des Vermögens und Lebens; das Volk litt furchtbar. Das Reich verfiel der Kleinstaaterei, die Führerschaft im Abendland ging an Frankreich über. Wohl halfen sich die Städte durch Bündnisse (§ 7), und auch die Landesherren hatten gelernt, gegen besondere Gefahren wie dort bei Liegnitz (S. 389) zusammenzustehen. Aber alles sehnte sich doch nach einem Rechtsschutz für Staat und Kirche, selbst der Papst, der sich nicht mehr allein auf die Macht der Anjous stützen mochte.

§ 2. Rudolf von Habsburg.

Endlich traten die noch von Gregor X. stark gemahnten Fürsten 1273 in Frankfurt a. M. zu einer Königswahl zusammen. Fürsten und Papst hatten das Kaisertum besiegt; der König, den man jetzt wählte, sollte nur die Ordnung im Reiche bewahren, nicht aber eine Dynastie gründen. Es wählten aber nur sieben aus der Fürsten Kreise, die sich in der letzten Zeit das alleinige Recht dazu angeeignet hatten und die darum Kur-, d. h. Wahlfürsten genannt wurden. Es waren die drei angesehensten Erzbischöfe, von Mainz, Köln und Trier, und die vier Fürsten, welche die Reichserzämter inne hatten, dazumal der Herzog von Sachsen (Erzmarschall), der Markgraf von Brandenburg (Erzkämmerer), der Pfalzgraf bei Rhein (Erztruchseß) und der König von Böhmen (Erzschenk). Doch den übermächtigen Slaven ließen die andern nicht zu, sondern übertrugen seine Stimme dem Herzoge von Bayern. Diese wählten 1. Okt. den Grafen Rudolf von Habsburg.

Wie sehr aber auch das zerrüttete Reich eines starken Armes bedurft hätte, so wollten die hohen Herren doch keinen Mächtigen zum Oberherrn erhalten, um von demselben nicht allzusehr beschränkt zu werden. Der treffliche Bischof Bruno von Olmütz schrieb darüber dem Papst: „Geistliche sowohl als weltliche Fürsten verlangen einen gütigen und einen weisen Kaiser, von einem mächtigen aber wollen sie nichts wissen, da doch Wissen und Wollen ohne Können wenig nützt, und nichts ersprießlicher scheint als die Macht eines einzigen, wenn sie auch manchmal etwas ausartet.“ Den Habsburger wählten sie auf die Empfehlung seines Schwagers, eines Hohenzollern. Der Graf besaß treffliche Eigenschaften und bedeutende Güter in der Schweiz wie im Elsaß und Breisgau, aber eine verhältnismäßig geringe Hausmacht. Übrigens ein ganzer Mann, thatkräftig, schlicht und verständig. Dazu hatte er sechs Töchter, deren drei Kurfürsten heirateten. — Fromm nach seiner Zeit war er auch.

Er belagerte gerade den Bischof von Basel; da brachte ihm Friedrich von Hohenzollern, Burggraf von Nürnberg, die große Botschaft. Er sprach: „Der Ehre halte ich mich zwar für unwert, bitt aber Gott, er wolle mich also gesinnet machen, daß ich Ihm und den Menschen zum Wohlgefallen das Reich führe.“ Schnell vertrug er sich mit Basel und folgte freudig dem Rufe zum Herrscheramt. In Aachen wurde er durch den Erzbischof von Köln gekrönt. — Nach der Krönung sollte die Verpflichtung der Lehenträger vorgenommen werden. Es war aber das

Reichsscepter, worauf herkömmlich der Lehenseid geleistet wurde, in den Wirren abhanden gekommen. Da ergriff Rudolf ein dastehendes Krucifix und hielt es ihnen mit den Worten hin: „Dieses Kreuz, das die Welt erlöset hat, mag wohl die Stelle eines Scepters vertreten!"

Der neue König sorgte mit großem Ernste, daß Gesetz und Recht, Ruh und Frieden im Reiche wieder hergestellt werde, und sein Werk, das er klüglich und kräftig angriff, gelang ihm, wenn auch bei der argen Rauflust jener Zeit nicht vollkommen. Zuerst sicherte er sich ein gutes Vernehmen mit dem römischen Stuhle, indem er demselben die von ihm angesprochenen kaiserlichen Hoheitsrechte und Besitzungen in Italien überließ. Er versprach, die geistlichen Wahlen frei zu lassen, keinen Kleriker zu besteuern, dem h. Lande Hilfe zu bringen rc.; 1275 kam er mit dem Papst in Lausanne zusammen und nahm das Kreuz. Mit Italien wollte er nichts zu schaffen haben, „da die Kaiser nur des Reichs beste Kräfte dort geopfert hätten." Wohl kündigte er 1288 einen Römerzug an, der Papst wollte nichts davon hören, so unterblieb er.

Dafür schritt er strenge gegen diejenigen in Deutschland ein, welche des Reichs Güter an sich gerissen hatten. Haupträuber war der König Ottokar von Böhmen seit 1249, der sein Land durch deutsche Einwanderer sehr emporgebracht, übrigens während der kaiserlosen Zeit 1251 Österreich, 1259 Steiermark, 1269 Kärnten mit zweifelhaftem Recht in Besitz genommen und die Ungarn 1260 aufs Haupt geschlagen hatte. Rudolf gebot ihm, diese Lande von ihm zu Lehen anzunehmen. Aber der stolze Böhme verweigerte das, wollte auch Rudolf, den er nicht mitgewählt, gar nicht als König gelten lassen. Da wiederholte Mahnung und Vorladung nichts half, so erklärte ihn Rudolf in die Reichsacht 1275, und zur Vollziehung derselben machte er sich selbst gegen ihn auf. Dabei begleiteten ihn zwar die mächtigsten der Fürsten nicht, wohl aber viele des rheinischen, schwäbischen und elsäßischen Adels. Unterwegs fragte ihn einer, wie seine Kasse bestellt sei? Er erwiderte: „Ich habe nur fünf Schillinge darin; aber der Herr, der mir immer geholfen, wird auch jetzt für mich sorgen!" Er rückte in Österreich ein und bemächtigte sich desselben fast ohne Schwertschlag, da die Geistlichkeit für ihn war. Da, vor Wien, demütigte sich Ottokar; er verzichtete auf Österreich, Steiermark, Kärnten und Krain und nahm sein Böhmen und Mähren als ein Lehen vom König an, 21. Nov. 1276.

Im tiefen Schmerz über seine Demütigung und aufgestachelt von seiner ehrliebenden Gemahlin Kunigunde, machte Ottokar dem König seine besten Stützen abwendig und kündigte ihm den Krieg an. Rudolf zog wider den vom Papst Gebannten aus und griff ihn auf dem Marchfelde bei Wien mit nur 15000 gegen 30000, aber vertrauend auf seine gerechte Sache, mutig und fröhlich an, 1278, 26. Aug. Es war ein heißer Kampf. Rudolf fiel mit durchstochenem Pferde zu Boden und mußte sich eine Zeit lang mit dem Schilde decken. Nachdem er ein frisches Roß bestiegen, drang er gewaltig vor und gewann die Schlacht, „die letzte deutsche Ritterschlacht". Ottokar fiel, wohl den Tod suchend. Die Königin überließ sich mit ihrem elfjährigen Sohne Wenzel jetzt demutsvoll der Großmut des Kaisers, und dieser gab dem Söhnlein des Vaters rechtmäßigen Besitz, Böhmen und Mähren, zu Lehen, und verlobte ihm seine eigene Tochter Guta. Österreich, Steiermark, Kärnten und Krain blieben als erledigte Lehen dem Reiche heimgefallen.

Auch mit den andern Herren, welche während des Interregnums die Ordnung gestört und aus der Unordnung ungerechten Vorteil gezogen hatten, redete er ein ernstes Wort. Viel Not machte ihm der wilde Graf Eberhard von Württemberg, dessen sonderbarer Wahlspruch war: „Gottes Freund, aller Welt Feind!" — den er erst durch Berennung Stuttgarts zur Unterwerfung bringen konnte. So hatte er auch mit den Grafen von Hochburgund, Mömpelgard und Savoyen hart zu streiten, bis er sie zur Herausgabe der an sich gerissenen Reichsgüter zwang; doch konnte er dort gegen den französischen Einfluß nicht recht aufkommen. Die kleinen

Friedensstörer verfolgte er wie die größern. In Thüringen allein zerstörte er 66 Raubburgen und 29 adelige Räuber ließ er in Erfurt aufknüpfen. Eine Menge Raubschlösser zerbrach er auch in Franken, Schwaben und am Rheine, auch hier mußten viele Raubritter ihre Frevel mit dem Leben büßen. In Norddeutschland aber hat er kaum als König gegolten.

Sonst durchzog er das Reich wie die alten Kaiser von Gau zu Gau, von Stadt zu Stadt, und sorgte überall für Handhabung der Gerechtigkeit. Man nannte ihn „das wandelnde Gesetz“. Wo er gegenwärtig war, richtete und schlichtete er meistens persönlich, und durch seine Unparteilichkeit gewann er die Zuneigung des Volkes. Nun erst gediehen auch die Städte.

Er suchte aber alles Ernstes seine Hausmacht zu vergrößern; das mußte er auch um der Wohlfahrt des Reichs willen thun. So gab er denn 1282 die erledigten Lehen Österreich, Steiermark und Krain an seine Söhne, wozu ihm jedoch die Fürsten Willebriefe (Bewilligung) schrieben, und wurde damit der Stifter des österreich-habsburgischen Herrscherhauses. Seine sechs Töchter verheiratete er an lauter Hochmächtige, Mathilde (Mechthild) an den Pfalzgrafen Ludwig, Agnes an Herzog Albrecht von Sachsen, Katharina an Herzog Otto von Bayern, Hedwig an den Markgrafen Otto von Brandenburg, Guta an König Wenzel, Clementia an König Karl Martell von Neapel. So blühte sein Haus um ihn her; doch von seinen drei Söhnen überlebte ihn nur Albrecht, der Erbe aller seiner Hausmacht, aber nicht seines freundlichen Wesens. — Auf einem Reichstage zu Frankfurt stellte er den Antrag, daß man diesen seinen Sohn zu seinem Nachfolger ernennen möchte. Allein die Fürsten, denen die habsburgische Macht schon zu hoch gestiegen schien, verstanden sich nicht dazu. Das kränkte den alten Kaiser sehr, meinte, er habs anders ums Reich verdient. So reiste er von Frankfurt weg den Rhein hinauf matten Herzens und Leibes. Bei Straßburg wird er ernstlich krank: da spricht er: „Wohlan gen Speier, wo ein Teil meiner Vorgänger ruht!“ Aber schon in Germersheim ergreift den 73jährigen Greis der Tod, 15. Juli 1291.



Fig. 191. Grabmal Rudolfs von Habsburg im Dom zu Speier.

Man schafft den Leichnam nach Speier und setzt ihn im Dome unter großer Wehklage des Volkes neben den andern Kaisern bei. Ein altes Geschichtsbuch sagt: „Er was (war) der beste Urlugs- (Kriegs-) mann syner Zyt. Er was der tyrest Mann, der Richters Amt je gewann.

Man kann das nit alles beschryben, wie der selig König Rudolf was fromm und tugendhaft und fast von jedermänniglich ward beklaget." Die Interessen von Österreich und Böhmen bestimmen fortan (bis 1620) die Geschichte Deutschlands.

Nach Rudolfs Hingange dachten die Reichsfürsten abermals an einen König von kleiner Macht, und auf Betrieb des Kölner Erzbischofs wie des Mainzers wählten sie 5. Mai den Grafen Adolf von Nassau (1292—98), einen ritterlich tapfern, aber unbesonnenen Mann. Wohl stillte derselbe die in Schwaben und Elsaß wieder ausbrechenden Fehden; allein das Bestreben, wie sein Vorgänger seine geringe Hausmacht zu stärken, führte ihn auf schlimme Wege. Er kaufte mit Geld, das er vom König von England zur Ausrüstung eines Hilfsheeres gegen Frankreich empfangen hatte, dem alten Landgrafen Albert dem Entarteten, der seine Kinder erster Ehe, Friedrich den Freidigen und Diezmann, tödlich haßte und enterben wollte, seine Lande Thüringen und Meißen ab, und da die Söhne ihr rechtmäßiges Erbe mit den Waffen zu behaupten suchten, führte er gegen sie einen grausamen Krieg. Das Volk wandte sich von ihm ab. Dann schadete ihm, daß er die dem Mainzer Erzbischof Gerhard gemachten Versprechungen nicht hielt, so daß dieser im Zorne sagte, er habe noch andere Kaiser in seiner Tasche. Bei solchen Umständen gelang es dem Herzog Albrecht von Österreich, welcher ein heißes Verlangen nach der deutschen Krone trug, den mächtigen Erzbischof und mit ihm den größern Teil der Kurfürsten für sich zu gewinnen. Die Kurfürsten hielten in Mainz ein förmliches Gericht über Adolf (wozu sie kein Recht hatten), erklärten ihn, als der zur Schande des Reichs von einem Geringern (dem König von England) Sold genommen und selbst den Landfrieden gebrochen habe, des Thrones verlustig und ernannten den Albrecht zum König. Indessen gab Adolf das Scepter nicht ohne Kampf her. Bei Göllheim unweit Worms kam es 2. Juli zur Schlacht; Adolf suchte seinen Gegner auf, wurde aber vom Pferde geworfen und im Getümmel getötet. Jetzt huldigte alles dem Rudolfssohne.

Albrecht I. (1298—1308) war aber dem Bilde des Vaters unähnlich, ein harter, herber Fürst, doch voller Thatkraft. Er that manches zum Frommen des Reichs, schützte die Städte, schaffte die von den Rheinfürsten auferlegten Rheinzölle ab. Die drei geistlichen Kurfürsten demütigte er mit scharfer Hand. Da der Papst ihn nicht anerkannte, verband er sich mit dessen größtem Feinde, Philipp von Frankreich; als dann die Anerkennung erfolgte, antwortete er ganz unterwürfig. Wie er vergeblich strebte, die deutsche Krone in seiner Familie erblich zu machen, da ihm die Kurfürsten die Nachfolge für seinen Sohn verweigerten, so scheiterten auch alle Bemühungen, mit neuen Gebieten seine Hausmacht zu mehren. Holland wollte er und bekam es nicht; Thüringen begehrte er und erlangte es nicht; Böhmen faßte er und behielt es nicht. Er nahm ein schreckliches Ende.

Er hatte einen Bruderssohn, Johann, geb. 1290, der, in Böhmen erzogen, den Oheim haßte, welcher ihm sein väterliches Erbe vorenthielt. Der Jüngling verschwor sich mit vier Rittern. Zu Brugg im Aargau bringt er nochmals seine Forderung vor, welche der Erzbischof von Mainz unterstützt. Albrecht verspricht, die Sache später einmal zu ordnen, und reitet weiter nach Rheinfelden. Johann schloß sich mit seinen Verbündeten dem Zuge an. Als der König bei Windisch über die Reuß setzen mußte, stiegen sie mit ihm zuerst in die Fähre. Kaum ist er ausgestiegen, so greifen sie ihn an. Albrecht ruft: „Vetter, zu Hilfe!" „Da ist die Hilfe," schrie Johann und rannte ihm das Schwert in den Nacken, 1. Mai 1308. Während die Verschworenen entfliehen, eilt eine Bettlerin herbei und nimmt den sinkenden König auf, der in ihrem Schoße stirbt. Der Ritter von Wart wurde ergriffen und, obschon an der That nicht beteiligt, gerädert und zwar so, daß er noch drei Tage auf dem Rade lebte, bis er unter dem Gebete seiner neben ihm knieenden Gemahlin verschied. Es waren die Kaiserin Elisabeth und die Tochter Agnes, verwitwete Königin von Ungarn, welche für den gräßlichen Tod des Gatten und Vaters so grausame Rache nahmen. Sie wüteten gegen alles den Verschworenen Angehörige; ihre Burgen wurden gebrochen und wohl tausend ihrer Verwandten und Dienstleute wie ein heidnisches Totenopfer geschlachtet.

Agnes ließ 46 Leute des Herrn von Balm vor ihren Augen enthaupten. Dann bauten die Fürstinnen an der Stelle, wo Albrecht fiel, das Kloster Königsfelden aus den eingezogenen Gütern; daselbst führte Agnes 56 Jahre lang ein so frommes Leben, daß man bei ihrem Tode sprach: „Da fährt eine Heilige gen Himmel!" Das war die Frömmigkeit jener Zeit.

§ 3. Die Eidgenossen.

Das alte Helvetien oder die heutige Schweiz gehörte zum deutschen Reiche. Unter der Oberherrlichkeit des Kaisers regierten viele geistliche und weltliche Herren darin, die Bischöfe von Basel, Konstanz ꝛc., die Grafen von Habsburg, Kyburg ꝛc. Es gab auch reichsfreie Städte, Zürich, Bern, Solothurn ꝛc. und eben solche Landgemeinden, die also niemand über sich hatten, als den Kaiser. Reichsfrei waren die Landgemeinden von Schwyz; in Uri und Unterwalden überwogen die Unfreien. Diese Ländchen um den Vierwaldstättersee her hießen von Alters her die Stätte im Wald. — Die Habsburger Grafen hatten alte Vogtsrechte über diese Waldstätter, kein Wunder, wenn sie dieselben mehr und mehr auszudehnen suchten. Die Urner hatten Rudolf freiwillig zu ihrem Schiedsrichter bei innern Mißhelligkeiten gewählt; nach seinem Tode aber traten sie mit den zwei andern, 1. Aug. 1291, zu einem Bund zusammen, sich gegenseitig zu schützen. Adolf bestätigte die Reichsfreiheit der Waldstätte. Albrecht aber als Graf von Habsburg wünschte dieselben seiner Hausmacht beizufügen. Sie hatten keine Lust. Darauf wurde er ermordet.

Bekannt ist die spätere Sage von Wilhelm Tell aus Uri, der dem vom Landvogt Geßler zu Altdorf aufgesteckten Hute keine Ehrerbietung bezeigte, gefangen wurde, aber entrann und den Landvogt erschoß. Die Geschichte vom Apfelschuß ist eine ältere deutsche Sage, es gab auch nie einen Landvogt Geßler.

Albrechts Nachfolger, der Luxemburger (§ 5), bestätigte den Waldstätten 1310 ihre Freiheitsbriefe und setzte ihnen einen Reichsvogt. Dann aber ärgerte sich Albrechts Sohn, der kühne und zornmütige Herzog Leopold von Österreich, daß diese Waldstätter sich auf die Seite Ludwigs des Bayern schlugen; er beschloß, für die habsburgischen Rechte was zu wagen, und sammelte eine große Macht. Damit rückte er gegen den Engpaß bei Morgarten heran, der in Schwyz hineinführt, gewiß, diese elenden Bauern zu zertreten. Stricke waren mitgenommen, sie zu binden. Aber bei diesem Engpasse hatten die Eidgenossen ihre Hauptstärke aufgestellt, wohl nur 1300 Mann, hofften aber, daß es langen werde. Die Österreicher dringen in den Engpaß hinein; da rollen furchtbare Felsbrocken auf sie herab, daß Roß und Reiter zusammenstürzen, und unten stürmt die Schweizerschar mit Hellebarden und Morgensternen grimmig auf sie ein, sie werden niedergeschmettert, niedergestochen, viele in den Egerisee gesprengt, viele von den Hufen der eigenen Pferde zerstampft. In anderthalb Stunden haben die Eidgenossen den rühmlichsten Sieg erfochten (15. Nov. 1315), gegen 1900 Feinde erlegt und nur 15 von den eigenen Leuten verloren. Der Herzog rettete sich kaum nach Winterthur und ließ hinfort das tapfere Bergvolk in Frieden. Die Eidgenossen erneuerten ihren ewigen Bund (von 1291), den ihnen auch König Ludwig bestätigte (1316), indem er die Reichsfreiheit der „Waldlüte" anerkannte.

Dieser Bund der Eidgenossen vergrößerte sich in der Folge, indem die Waldstätter, vor Österreich auf der Hut, sich durch Aufnahme weiterer Gemeinden oder „Orte" zu stärken suchten. Zuerst trat ihm Luzern bei, 1332, dann die wohlhabende Reichsstadt Zürich, 1351, im folgenden Jahre Glarus und Zug, im nächsten Bern. Hiemit schloß sich der Bund auf lange Zeit und diese 8 Kantone hießen nachmals die acht alten Orte. Jetzt stand die Eidgenossenschaft in schöner Blüte; doch so, daß natürlich die Landgemeinden gegen die einflußreicheren Städte in den Hintergrund traten, und diese mit immer neuen Städten Bündnisse einleiteten. Ruhe hatten sie bis zum Jahre 1386. Da gab es wieder einen Herzog Leopold III. von Öster-

reich, einen Enkel des vorigen. Der schwur, „der Schweizer trotzigen Bund in gottgefälligem Kriege zu strafen.“ Zu dem Ende verband er sich mit vielen Fürsten und Herren. Und er zog heran mit einem prachtvollen Heere von 9000 Mann. Bei Sempach, im Kanton Luzern, trifft er auf die Eidgenossen, 9. Juli 1386, und verliert die Schlacht und das Leben.

Es sollen nur 1400 Schweizer gewesen sein. Die 4000 Ritter steigen von den Pferden und stehen fest aneinander geschlossen, wie eine eiserne Mauer da. Die Schweizer knieen nieder und beten. Dann stehen sie auf und stürzen auf die Ritter los. Allein sie können die eherne Mauer nicht durchbrechen; sie spießen sich nur in den ihnen entgegenstarrenden Speeren. Da soll Arnold von Winkelried ihnen eine Gasse gemacht haben, indem er möglichst viele Speere sich in die Brust drückte. In diese Lücke arbeiteten sich die Schweizer hinein; das Banner Österreichs sinkt, der Herzog wird erschlagen. 656 adelige Herren und 2000 vom Fußvolke decken das Feld; von den Schweizern sind nur 200 gefallen. Eine weitere Niederlage erlitten die Österreicher 1388 bei Näfels, und diese Bauernsiege machten der Ritterherrlichkeit ein Ende.



Fig. 192. Winkelrieds Tod.

So haben also die Waldstätter eine Republik gegründet, gesichert hat dieselbe für die Ostschweiz der Anschluß der Städte; durch Berns Kampf mit Savoyen und Burgund sollte später auch die Westschweiz frei werden (Freiburg, Solothurn 1481, Basel, Schaffhausen 1501), bis der Bund sich zu 22 Kantonen ausdehnte.

§ 4. Demütigung der Papstmacht.

Wir müssen nun nach Frankreich hinüberschauen, das jetzt einen Wendepunkt in der Weltgeschichte herbeiführt. Das Papsttum hatte 1250—82 seine höchste Blüte erreicht; es hatte seine Aufgabe vollbracht, die romanischen und germanischen Völker zu einem weltgeistlichen Staat zu vereinigen. Nun erfuhr es von Frankreich aus den empfindlichsten, seine Macht für immer schwächenden Stoß. Wohl merkte man dabei, wie doch die furchtbare Härte und überhaupt das ungöttliche Wesen der Nachfolger des III. Innocenz dem Ansehen „des heiligen Vaters“ in der Verborgenheit der Herzen schwer weh gethan haben mußte; das läßt sich an der Ruhe und Gleichgültigkeit abnehmen, mit welcher das christliche Volk seiner Beugung zusah. Die Staaten konnten es nun wagen, das tyrannische Joch abzuwerfen, und Frankreich war jetzt der erste Staat.

Hier herrschte 1285—1314 Philipp IV. der Schöne, ein Enkel Ludwigs des Heiligen, aber kein Heiliger selbst. Ein sehr kluger, seine Plane wohlberechnender und beharrlich zum Ziele führender Mann, aber ganz im Dienste der Herrsch- und Habsucht, welche zu befriedigen er keine Gewaltthat scheute. Er schlug, ohne das deutsche Reich zu fragen, Lyon zu seinem Staate. Er arbeitete Jahre lang so erfolgreich an der Vergrößerung der königlichen Gewalt, daß die Großen seines Reiches kaum noch in etwas ihm entgegenzutreten wagten. Seinen Geldverlegenheiten half er durch allerhand Erpressungen und regelmäßige Steuerauflegung ab. Geld aber gab es nur noch reichlich beim Klerus.

Nun bestieg 1295 Bonifaz VIII. den römischen Stuhl. Dieser hatte das Herz voll Weltherrschergedanken wie seine Vorgänger und führte noch eine stärkere Sprache als sie; er brachte die Unfehlbarkeit auf. Da Philipp mit Eduard I. von

England in Streit geraten war, wollte sich Bonifaz als oberster Schiedsrichter dreinlegen. Allein Philipp ließ ihm sagen: ein König von Frankreich sei nicht gewohnt, in weltlichen Händeln sich vom Papste Gesetze vorschreiben zu lassen. Da höre man! (Schrieb doch derselbe Papst an den deutschen Kaiser: „Ich bin der Kaiser!" und Albrecht verbeugte sich tief und hieß ihn „seinen Oberlehensherrn", S. 404). Philipp ging noch weiter; er legte jetzt 1296 zur Betreibung des Krieges auch dem französischen Klerus eine Steuer auf, womit derselbe bisher gänzlich verschont war. Sogleich verbot der Papst allen Geistlichen, ohne seine Ermächtigung irgend eine Abgabe an den König zu entrichten; allein er war bei Philipp an den unrechten Mann gekommen. Dieser erließ alsobald ein strenges Verbot an alle seine Unterthanen, gemünztes und ungemünztes Silber und Gold in fremde Länder auszuführen, so daß der römische Stuhl auf einmal von den großen Summen, die ihm aus Frankreich zuflossen, nichts mehr sah. Da fand der Papst, der eben mit dem Haus Colonna zu kriegen hatte, sich denn doch veranlaßt, nachzugeben und zu äußern, Lehengefälle und freiwillige Gaben an die Krone habe er nicht gemeint, die Bulle beziehe sich auch nicht auf Frankreich.


Fig. 193. Bonifaz VIII. (Nach einem Gemälde von Giotto im Lateran zu Rom.)

Allein diese seine Nachgiebigkeit reute ihn wieder, nachdem er 1300 das Jubeljahr erfunden und durch den mit 14tägigem Gebet an den Schwellen der Apostel verbundenen völligen Ablaß Millionen von Pilgern nach Rom gelockt und alle Römer reich gemacht hatte. Er fühlte sich wieder als Herr der Welt und sandte nun einen Legaten, den König zum Kreuzzug zu ermahnen, für welchen allein der von der Kirche erhobene Zehnte zu verwenden sei. Philipp verhaftete den Legaten, der Papst aber droht ihm als sein Oberer und beruft die französischen Bischöfe und Äbte nach Rom, auf daß er mit ihnen eine bessere Verwaltung des französischen Staates berate. In der Bulle ausculta fili, 5. Dez. 1301, besteht er auf seinem Primat auch über die Könige und Reiche.

Darüber faßte Philipp einen starken Zorn und untersagte allen seinen Geistlichen bei harter Strafe, nach Rom zu gehen. Nicht genug. Er berief, April 1302, nach Paris die erste große Reichsversammlung, wo Abgeordnete des Adels, der Geistlichkeit und der Städte erschienen und von ihnen gemeinsam (von Seite des Klerus freilich mehr gezwungen als willig) ausgesprochen wurde, daß der König von Frankreich als solcher keinen Oberen außer Gott habe.

Über solch ein Gebahren war der Vater der Christenheit und Fürst aller Könige auf Erden hochentrüstet, und drohte samt seinem Konzil (Nov. 1302) mit dem Banne. Das Konzil stimmte seiner neuen Bulle (Unam sanctam) bei, welche die Ansprüche Roms also zusammenfaßte: „Es giebt nur Eine Gewalt auf Erden, die geistliche, von welcher jede weltliche nur ein Ausfluß ist; zwar sind der Schwerter zwei, aber das

eine wird von der Kirche geführt, das andere für die Kirche nach dem Wink des Priesters; fehlt die irdische Gewalt, so ist sie von der geistlichen zu richten; diese aber kann nur von Gott gerichtet werden. Der Glaube, daß jede menschliche Kreatur (Obrigkeit) dem Papste unterworfen sei, ist zur Seligkeit notwendig."

Dagegen hielt aber Philipp einen Staatsrat, 1303, in welchem nunmehr eine Menge Beschuldigungen gegen Bonifaz vorgebracht und der Antrag gestellt wurde, der König als Schutzherr der Kirche sei zu bitten, daß er ein allgemeines Konzil veranstalten möge, damit „der unwürdige Papst als Ketzer abgesetzt und der Kirche ein würdigeres Haupt gegeben werde." Dieser Antrag wurde als „beachtenswert" niedergeschrieben. Bonifaz kann sich nicht mehr halten; er erklärt 13. April 1303 den König für ausgeschlossen von der Kirche und fordert die Großen und Städte von Burgund, Lothringen, Dauphiné 2c. auf, von Frankreich abzufallen. Philipp bleibt guter Dinge,



Fig. 194. Avignon.

wirft alle in den Kerker, die päpstliche Bullen im Lande bekannt machen wollen, und schickt seinen Kanzler Nogaret mit Geld nach Italien. Wie der Papst zu Anagni ein Kardinalkonsistorium halten will, erscheint unversehens, 6. Sept., Nogaret mit einer bewaffneten Schar der Colonna in der Stadt, umzingelt die päpstliche Wohnung und verlangt von dem 80jährigen Greis, der stolz auf seinem Throne saß, daß er das allgemeine Konzil berufe. Bonifaz giebt nicht nach; am 9. Sept. erhoben sich endlich die Bürger von Anagni und befreiten den Gefangenen. Aber innerlich gebrochen starb er schon 11. Okt. 1303.

Philipp saß fest auf seinem königlichen Stuhle; niemand regte die Hand wider ihn. Im Kampfe mit dem Kaiser hat der Papst gesiegt, im Kampfe mit dem König, wie mit dem sizilischen Volke (S. 388), ist er unterlegen. Sein Nachfolger Benedikt XI. suchte mit Frankreichs furchtbarem Herrscher sich gut zu stellen und löste ihn vom Banne. Der durch hilipp 1305 erhobene Papst Clemens V., ein Franzose, gab sich zu seinem gehorsamen Diener her. Derselbe erklärte auf des

Königs Verlangen alles für nichtig, was Bonifaz gegen ihn gethan. So konnte es freilich mit der gerühmten Unfehlbarkeit des Statthalters Christi nichts sein. Auch blieb dieser Papst in Frankreich und mußte seinen Sitz 1309 nach Avignon (im Reiche Arelat) verlegen, damit ihn Philipp in der Nähe habe und gehörig überwachen und all sein Handeln leiten könne. Da war es um die Freiheit und Selbständigkeit „des h. Stuhles" geschehen; 70 Jahre lang residierten von dem an die Päpste zu Avignon unter übermächtigem französischem Einflusse, darum die Römischen diese Zeit die „Babylonische Gefangenschaft der Kirche" heißen. Und Avignon war ein Babylon, wo alles um Geld feil war, hier schwelgten die Päpste, schleuderten wie geheißen ihre Bannflüche und ließen die Kirche verderben.

Namentlich war Clemens V. ein fast willenloses Werkzeug Philipps. Kaum daß er der frechen Forderung desselben, den Leichnam des Bonifaz wie eines Ketzers Leib verbrennen zu lassen, sich entziehen konnte. Wie sehr er aber dem König willfährig sein mußte, das beweist noch seine Mithilfe bei der schändlichen und unmenschlichen Vertilgung des Templerordens (S. 360). Dieser Orden hatte späterhin seinen Sitz in Cypern genommen; seit aber die christliche Sache im Morgenlande verloren war, hatten sich die meisten Glieder auf ihre Besitzungen in Europa begeben. Der Orden war eine unabhängige Macht, frei von aller bischöflichen Aufsicht, und unermeßlich reich; er besaß mehr als 10000 Kommentureien (Pfründen) und sein Sitz in Paris, der Tempel, war die größte Börse. Nach dieser sah Philipp schon lange mit lüsternsten Augen. Am 13. Okt. 1307 wurden der Großmeister, den der Papst unter dem Vorgeben eines mit ihm zu besprechenden Kreuzzuges hatte aus Cypern herbeilocken müssen (!), und 140 Ritter gefänglich eingezogen.

Philipp beschuldigte die Templer der Ketzerei und der gröbsten Schandthaten: sie sollten ein Götzenbild, Bafomet, anbeten, müßten auf das Kreuz speien, opferten Kinder, trieben die unnatürlichsten Wollüste 2c. Wohl waren einzelne derselben in Unglauben, Manichäismus und Laster verfallen und der Orden im ganzen unleugbar entartet, aber im Grunde war Reichtum und Machtanmaßung sein Hauptverbrechen. Falsche Zeugen wurden gegen sie aufgeführt, falsche Aussagen ihnen selbst durch grausame Foltern ausgepreßt, und daraufhin wurden sie für schuldig erklärt. Am 12. August 1310 verbrannte man 54 derselben, später noch 13. Man nahm alle ihre Güter in Beschlag, davon natürlich Philipp sich das meiste zueignete. Endlich 1312 mußte der Papst ein feierliches Verdammungsurteil über den ganzen Orden aussprechen, und denselben in allen Landen aufheben. Außerhalb Frankreichs wurde gegen die Person der Templer milder verfahren; ihre Güter gab man den Johannitern 2c. Der Großmeister Jakob von Molay wurde 1313 zu lebenslänglichem Gefängnis verurteilt, weil er aber seine früheren Geständnisse widerrief, zu langsamem Verbrennen. Auf dem Holzstoße soll er noch Papst und König vor Gottes Gericht geladen haben. Im folgenden Jahre starben Clemens und der „schöne" Philipp. Er hatte den „Temple" als Palast in Besitz genommen, später diente derselbe als Gefängnis Ludwigs XVI.

§ 5. Ludwig der Bayer und die Päpste in Avignon.

Nach Albrechts Ermordung (S. 404) versammelten sich die Fürsten zur Wahl eines neuen Oberherrn. „Nur keinen Mächtigen," hieß es abermals; und so wählten sie wieder einen Grafen, Heinrich von Luxemburg (Lützelburg), empfohlen durch seinen Bruder, den Erzbischof von Trier, als der Kirche ganz ergeben. Gleich im Anfange der Regierung glückte es ihm, eine bedeutende Hausmacht zu bekommen, indem sich die Böhmen seinen 14jährigen Sohn Johann zu ihrem König und Gemahl ihrer Prinzessin Elisabeth erbaten.

Heinrich VII. (1308—13) war hochgesinnt, edel und thatkräftig, nur mehr Franzose als Deutscher. Bald trieb ihn sein romantischer Geist nach dem Lande, welches Rudolf gescheut hatte, nach Italien; er wollte dort die alten Kaiserrechte wieder geltend machen, 1310, und um darin nicht gestört zu werden, überließ er das

reiche Lyon dem schönen Philipp IV. Da in Italien immer noch die alten Parteien der Guelfen und Ghibellinen, wiewohl unter diesem Namen nur für ihre eigenen Zwecke, sich bekämpften, so fand er bei den Letzteren, die durch ihn ihre Partei emporzubringen hofften, viel Anhang. Er erlangte die lombardische Krone, 1312 sogar die römische, die ihm ein vom Papst zu Avignon abgesandter Kardinal aufsetzte. Schon diese nicht ohne Streit; darnach aber erhob sich die ganze Welfenmacht samt dem Könige von Neapel, ja auch der Papst wider ihn, und da er ihr mit ungebrochenem Mute entgegentrat, raffte ihn plötzlich, zu Buonconvento ein Fieber oder Gift hin. Mit seinem Lebenslicht erlosch vollends alle Kaiserglorie in Italien. — In Deutschland konnten sich die zwei Parteien, die sich gegenüberstanden, nicht verständigen. Schließlich wählte jede gesondert und zwar die luxemburgische in Frankfurt den Herzog Ludwig von Bayern, die habsburgische in Sachsenhausen Herzog Friedrich von Österreich, den Schönen, auf daß es wieder einmal zwei Kaiser im Reiche gäbe. Da indessen Ludwig zwei Kurstimmen mehr als sein Gegner erhalten hatte, so muß doch er als der rechte Kaiser betrachtet werden; und so kam auch das Haus Wittelsbach auf den deutschen Thron.

Ludwig III., gewöhnlich Ludwig der Bayer genannt (1314—47), war ein heiterer und leutseliger Herr, dazu rührig und unternehmend, doch unbeständig und im Unglück sehr verzagt. Das Reich war wieder jämmerlich zerspalten, und acht Jahre verheerte der von beiden Gegnern schlaff geführte Krieg seine Gaue. Es stunden aber die Städte, wie die Schweizer zu ihm. Endlich wurde bei Mühldorf, 28. Sept. 1322, die Schlacht geschlagen, welche Ludwigs Übergewicht entschied.

Der schöne Friedrich zog seinem Heere in goldener Rüstung mit dem Reichsadler auf dem Helme prächtig voran. Ludwig trug einen unscheinbaren blauen Waffenrock und ließ das Kommando dem Böhmenkönig Johann. Friedrich focht tapfer, streckte mit eignem Arme 50 Feinde zu Boden; Ludwigs Reihen begannen zu wanken. Da stürmt der Burggraf von Nürnberg mit 500 frischen Rittern auf ihn los vom Rücken her. So stellte sich das Treffen bald wieder her und endete mit vollständiger Niederlage der Österreicher. Friedrich selbst wurde gefangen.

Friedrich wurde nach der Burg Trausnitz in Verwahrung gebracht. Allein Ludwig war darum doch noch nicht in ruhigem Besitze seines Thrones. Denn Friedrichs Bruder, der Herzog Leopold (den die Waldstätter bei Morgarten heimgeschickt, S. 405), setzte den Streit gegen ihn fort und schloß in seiner Erbitterung sogar mit dem Könige von Frankreich, Karl IV., ein Bündnis. Karl ließ nun den Papst zu Avignon, Johann XXII., mit der Kirchenmacht gegen Ludwig vorrücken. Dieser Papst, einst der Erzieher Roberts, des Königs von Neapel, und diesem, wie seinem Vetter, dem Franzosenkönig völlig unterthan, befahl Ludwig ohne weiteres, sein Regiment niederzulegen, da, so lange das Königtum ruhe, dessen Rechte dem Papst zustehen. Er schleuderte den Bannstrahl gegen ihn, belegte auch alle Lande, die es fortan mit ihm halten würden, mit dem Interdikte, 1324.

Indessen konnte man die tröstliche Wahrnehmung machen, daß nunmehr das päpstliche Ansehen doch schon stark gelitten hatte; der von Avignon ausgegangene Fluch brachte geringe Wirkung hervor, selbst von den Geistlichen kehrten sich die wenigsten daran. Ja, welch sonderbare Erscheinung! ein Teil der Franziskaner oder Minoriten (S. 393), dieser sonstigen Kerntruppen des Papstes, trat öffentlich gegen denselben auf die Seite des Kaisers. Die strengern dieser Mönche waren nämlich mit den schon jetzt dieser Welt Gütern hold gewordenen Dominikanern in einen heftigen Streit „über die vollkommene Armut" geraten, und da hatte der Papst im Widerspruch gegen seinen Vorgänger nicht ihnen, sondern den andern Recht gegeben, weil natürlich die Armut Christi seinem üppigen Hofe ein Vorwurf war. Im Zorne darüber verketzerten sie jetzt den Papst und bearbeiteten das Volk in Predigt und Beichtstuhl, daß es gegen ihn fest zum Kaiser stehe.

Feierlich erklärte damals der Papst die Lehre seines Vorgängers für ketzerisch und übergab die Anhänger derselben dem Ketzergericht. So wurden 114 Minoriten verbrannt, weil sie den Papst für unfehlbar und für den alleinigen Eigentümer ihres Besitzes hielten. Da wurde nun über die Berechtigung des Papsttumes viel gestritten und mancher kühne Blick in die christliche Urzeit geworfen; man fand doch immer entschiedener, daß der Staat seine eigene Berechtigung habe und unabhängig von der Kirche sei.

„Da sich Ludwig immerhin stark bedrängt sah, so ergriff er rasch ein Mittel, mit dem Österreicher sich zu versöhnen. Er ging selbst nach Trausnitz zu Friedrich, der nun drei kummervolle Jahre daselbst zugebracht, und bot ihm die Freiheit unter der Bedingung an, daß er auf die Krone verzichte und auch seinen Bruder zur Ruhe bewege; gelinge ihm dies nicht, so solle er sich wieder zur Haft stellen. Friedrich nahm das an und beschwor es, 1325. So ging er frei aus dem Kerker nach seinem lieben Österreich. Dort fand er, dem der Kummer die Haare grau gemacht, sein trautes Gemahl Elisabeth ohne Augenlicht: sie hatte sich um ihn blind geweint. Gern wollte er den Thron entbehren, ernstlich sprach er seiner Partei zu, mit Ludwig Friede zu machen. Allein sein stolzer Bruder Leopold war hiezu nicht zu vermögen. So muß der arme Friedrich wieder in die Kerkermauern zurück? Nicht doch! Der Papst hat ihn seines Eides entbunden. Aber hier erfreut uns ein schönes Exempel deutscher Treue: Friedrich erachtet sich nicht entbunden: er stellt sich dem König zu München als sein Gefangener. Dieser, gerührt von solcher Treue, behält ihn bei sich und lebt von da an in engster Freundschaft mit ihm zusammen. Sie essen an einem Tische, schlafen in Einem Bette; ja Ludwig läßt ihn sogar an den Regierungsgeschäften als Mitkönig teilnehmen. Der Papst konnte eine solche Liebe und Treue rein nicht begreifen; er nannte sie „unglaublich" und hetzte Polen und Heidenschwärme gegen Deutschland.

a. 1326 starb der hartnäckige Leopold: da fühlte sich Ludwig sehr erleichtert. Und jetzt beschloß er einen Zug nach Italien, um sein kaiserliches Ansehen zu heben.



Fig. 195. Kaiserkrönung Ludwigs des Bayern. (Relief im Dom zu Arezzo.)

Den Deutschen graute vor dem „unheimlichen" Welschland und nur wenige begleiteten ihn. Indessen wurde er 1327 von den Ghibellinen mit offenen Armen aufgenommen und anfangs kräftig unterstützt. In Mailand setzten ihm zwei gebannte Bischöfe die lombardische, in Rom der Stadthauptmann Sciarra Colonna die römische Krone auf, 1328. Die Römer jubelten so laut um ihren Imperator her, daß ihm das Herz schwoll. Und also denn (die Minoriten trieben auch so stark an ihm) trägt er

dem versammelten Volke vor, wie der Johann von Avignon ein Ketzer sei und daß es darum den gegenwärtigen frommen und gelehrten Franziskaner Peter von Corbara als einen rechten Vater der Kirche an- und aufnehmen möchte. Das Volk stimmte mit freudigem Zuruf bei, und der Franziskaner empfing als Nikolaus V. aus Ludwigs Hand die Tiara, während er dem König die Kaiserkrone aufsetzte.

Ludwig verlor in Rom drei kostbare Monate, die er auf Bekämpfung des ungerüsteten Robert von Neapel hätte verwenden sollen. Als sein Papst von den Römern Abgaben verlangte, und als Ludwig kein Geld mehr hatte, seine Kriegsleute also auf Kosten der Römer zu zehren begannen, da war alle Freundschaft dahin. Vor ihrem Hasse mußte sich der Kaiser mit seinem Papste eilends aus der Stadt begeben, Schimpfworte und Steine flogen ihm nach. Auf dem Heimwege verschloß ihm Mailand die Thore. Unter dem Gespötte der Guelfen und Ghibellinen kehrte er mit ärmlichem Gefolge nach Deutschland zurück. Sein in Pisa zurückgelassener Papst ist, nach Avignon gebracht, froh gewesen, sich unter die Mitleidsflügel des dortigen verkriechen zu können.

Besser als in Italien glückte es dem Kaiser in Deutschland. Hier war Friedrich durch einen ihm selbst erwünschten Tod vom Schauplatz abgetreten, 1330, und so konnte sich Ludwig mit dem Hause Österreich völlig aussöhnen. Von ganzem Herzen, ja mit Gewissensangst begehrte er nun auch eine Ausgleichung mit Johann XXII. Allein dieser wies die schwachmütigen Anträge schroff zurück. Zwar starb Johann 1334 und ein friedliebender Mann, Benedikt XII., folgte ihm; aber gegen Ludwig durfte er keinem Friedensgedanken Raum geben, denn das litt sein Herr, der französische König, nicht. Ludwig sandte dem Papste ein Sündenbekenntnis und Gehorsamsgelöbnis zu, erhielt aber nur die Antwort: wenn er der Erbarmung des apostolischen Stuhls genießen wolle, solle er zuvor seine Krone niederlegen. — So sollte das Kaisertum zu schanden gemacht und Deutschland unter Frankreich geknechtet werden: wider solche Schnödigkeit erhob sich das ganze Reich und die Kurfürsten traten zu dem Kurverein zu Rense, 1338, zusammen, allwo beschlossen wurde, „daß die von den Kurfürsten vollzogene Wahl dem Erwählten den Königstitel und damit die königlichen und kaiserlichen Regierungsrechte verleihe (der Papst also nur den Kaisertitel mit der Krönung geben könne)." Dieser Beschluß wurde auf dem Reichstag als Reichsgrundgesetz aufgestellt, Bann und Interdikt somit als rechtswidrig aufgehoben.

Damals Sept. 1338 erschien der gewaltige Eduard III. von England vor Ludwig als dem Kaiser und obersten Richter der Christenheit, Klage zu erheben wieder Philipp VI. wegen Anmaßung der französischen Krone, und Ludwig entschied, die Herrschaft über Frankreich gebühre nicht dem Valois Philipp, sondern Eduard, dem Sohne von Philipps IV. ältester Tochter.

Aber der unstete Ludwig erkannte seinen Beruf nicht, und in der Verzagtheit seines Herzens handelte er merkwürdig verkehrt. Er wollte jetzt den französischen König, Deutschlands Erbfeind, zu seinen Gunsten stimmen, um durch diesen des Papstes Gnade und Lossprechung vom Banne zu erlangen, und verließ zu dem Ende sein mit England abgeschlossenes Bündnis. Diese Untreue, mit der er doch seine Absicht nicht von fern erreichte, denn der falsche König, der ihn gelockt, lachte hinterher nur seiner, schadete ihm beim Volke ungemein. Anderseits gab er durch eine auffallende Gewaltthat ein schweres Ärgernis. Hatte er schon 1323 Brandenburg und 1340 Niederbayern an sich gebracht, so gelüstete ihn jetzt nach Tirol. Dessen Besitzerin, Gräfin Margareta, genannt Maultasch, war an des Böhmenkönigs Sohn verheiratet, wollte aber, seiner überdrüssig, dieses Eheband lösen; und siehe, gleich trennt Ludwig aus „kaiserlicher Machtvollkommenheit" ihre Ehe und vermählt sie seinem Sohne (dem Markgraf Ludwig von Brandenburg), um das schöne Tirol an sein Haus zu bringen, 1342. Dieser offenbare Eingriff in das Amt der Kirche aus purem Eigennutze rief neue Feindschaft und allgemeinste Mißbilligung

hervor und bot Clemens VI. gewünschten Anlaß, die päpstlichen Donner mit noch härteren Schlägen über seinem Haupte rollen zu lassen, 1346.

Clemens erneute also den Bannfluch über Ludwig als „den ärgsten Frevler an Gott und Menschen." Und er — schickt eine Gesandtschaft an den Papst mit den demütigsten Entschuldigungen und hingebendsten Anerbietungen; ungeachtet des Kurvereinsbeschlusses will er die deutsche Krone lediglich als ein Geschenk aus den Händen des Statthalters Christi hinnehmen und demselben unverbrüchlichen Gehorsam schwören. Der Papst ließ sich jedoch auf nichts ein; der Kaiser sollte fallen. Durch äußerste Bemühung, selbst mit Kauf, brachte Clemens fünf Kurstimmen zusammen, welche den böhmisch-luxemburgischen Prinzen Karl zum Gegenkönig wählten, der sogleich auf Italien verzichtete, 1346. Übrigens ermannte sich Ludwig jetzt wieder und wich dem Böhmen nicht. Viele Stände, namentlich die Reichsstädte, blieben ihm trotz ihres Unwillens über seine Schwächen unerschütterlich treu. Aber schon im nächsten Jahre raffte ihn ein schneller Tod hinweg. Auf einer Bärenjagd unweit München sank er plötzlich vom Pferde und starb im Banne, 11. Okt. 1347.

Es sei noch erwähnt, daß 1347 ein furchtbares Erdbeben die Länder erschütterte; Berge stürzten ein und Städte zusammen; in Kärnten wurden Villach und 30 Ortschaften gänzlich zerstört. Wenige Jahre vorher hatten Heuschreckenzüge, welche die Sonne verfinsterten, auch die Abendlande besucht, wo sie in vielen Gegenden Hungersnot verursachten. Darnach, 1348, kam der schwarze Tod, eine Pest, welche von China aus schrecklich durch die Länder schritt und noch Italien, Frankreich, England und Deutschland heimsuchte. Da fuhren schwarze Blattern und Beulen an den Menschen auf und sie wurden wahnsinnig und starben gräßlich hin. Manche Orte starben ganz aus. — Man sah darin ein Zeichen der letzten Zeit. Wie viele rechte Buße gethan, wer weiß es? Aber ganze Scharen durchzogen die Länder mit Geißeln, die sogenannten Geißler oder Flagellanten, und hieben einander, daß das Blut von ihnen strömte, um durch solche Buße Gottes Erbarmung zu erringen und sich auf die Zukunft des Herrn würdig vorzubereiten. Auf einmal hieß es, die Juden hätten alle Brunnen vergiftet, daher komme das Sterben. Da fiel der Pöbel, und die Geißelbrüderschaft voran, allenthalben über Israels unglückliche Kinder her. In Mainz wurden 12000 gemordet, in Lübeck 9000, in Erfurt 6000 u. s. f. In Straßburg hat man 1300 Juden auf ihrem Kirchhofe verbrannt! Viele verbrannten sich dann selbst mit ihren Synagogen. — Millionen pilgerten auch wieder, 1350, zum Jubeljahr nach Rom (S. 407).


Fig. 196. Jude. (Aus der Heidelberger Handschrift des Sachsenspiegels.)

Noch ein Wort von dem sittenlosen Kaisermacher Clemens VI. Dieser spielte eine merkwürdige Rolle in den greulichen Wirren, welche damals das Haus Anjou in Neapel zerrissen. Dort hat Robert, ein Enkel des grausamen Karl (1309—43), umsichtig und glücklich über Unteritalien geherrscht. Ihm folgte seine sittenlose aber hochgebildete Enkelin Johanna (1343—81), die nicht nur ein wildes Leben führte, sondern ihren jungen Gemahl Andreas grausam ermorden ließ. Als die Großen sich zur Rache erhoben, setzte der Papst als Lehnsherr ein Gericht ein, das die Königin freisprach, aber viele Mitschuldige und Unschuldige dem Henker überlieferte. Da drang der Bruder des Gemordeten, König Ludwig von Ungarn, mit einem Heer ins Land, 1348, und gewann es. Johanna floh in die Provence und verkaufte Avignon an den Papst um nur 80000 Goldgulden, wofür er sie von aller Schuld los sprach und ihre kirchlich verbotene Ehe mit einem geliebten Vetter guthieß. Durch Clemens gelang es ihr auch, die Krone des schändlich verwüsteten Neapel aus der Hand eines päpstlichen Legaten wieder zu erlangen.

Am Ende freilich wurde auch sie von der Rache ereilt. Clemens aber übertraf im Nepotismus alle seine Vorgänger, von denen doch Johann XXII. sterbend seinen Verwandten 17 Mill. Goldgulden und 7 Mill. an Silbergeschirr und Edelsteinen hinterlassen hatte.

§ 6. Die Luxemburger. Das päpstliche Schisma.

Erst nach Ludwigs Abscheiden kam der Pfaffenkönig Karl IV. empor, so daß nun wieder ein Luxemburger (Heinrich VII. Enkel) den deutschen Thron einnahm. Die bayrische Partei wollte ihn zwar anfangs nicht anerkennen, übergab vielmehr das Scepter dem Grafen Günther von Schwarzburg; aber da bot der schlaue Karl der Tochter des rheinischen Pfalzgrafen Ruprecht seine Hand zur Ehe, womit er das ganze Wittelsbach auf seine Seite zog. Günther hätte wohl um die Krone gestritten, allein er wurde krank zum Tode; damit nun wenigstens die Seinen etwas von seiner Erhöhung zu genießen hätten, trat er Karln seine Ansprüche um 20000 Mark Silber ab und starb. Karl IV. (1346—78) war ein kühler, studierter Mann, welcher sechs Sprachen redete, und ein gewandter Mann, der sich überaus geschickt wenden und winden konnte, schlangenklug ohne Taubeneinfalt, ein Politiker erster Klasse. Schon bei seiner Wahl hatte er sich ganz dem Papst verschrieben.

In Italien machte er es 1355 gar anders als seine Vorgänger, er bekümmerte sich nichts um die Händel der Italiener, er bekümmerte sich um ihr Geld, und wußte sich so durchzuwinden, daß ihm in Mailand die lombardische, in Rom (von Kardinälen) die Kaiserkrone aufgesetzt wurde und er doch mit vollen Taschen zurückkehrte. Seine erste Kaiserthat war aber, ein Reichsgesetz für Böhmen zu verkünden, welches diesem Reichsfürsten das Münzrecht, Judenschutzrecht, Bergwerksregal, kurz die volle Souveränität zuerkannte. Kein Böhme durfte mehr an den Kaiser appellieren. Diese goldene Bulle (vom goldenen Reichssiegel, das daran hängt) wurde auf den Reichstagen in Nürnberg und Metz, 1356, zum Reichsgrundgesetz erklärt. Sie dehnt jene Privilegien Böhmens auf alle Kurfürsten aus und bestimmt genau, wie es bei der Wahl und Krönung eines Kaisers hergehen solle. Die Kurfürsten heißen darin „die sieben Leuchter, welche das heil. römische Reich in Einheit des Geistes erleuchten sollen," auch die sieben Säulen, und stehen beinahe schon wie selbständige Könige da. Eine Aufforderung an andere Reichsfürsten, es diesen nachzumachen! Im übrigen sorgte Karl bei Verwaltung des Reichs für sich; er verkaufte die kaiserlichen Gerechtsame aller Art an größere und kleinere Reichsstände um kleinere und größere Summen; er mehrte seine Hausmacht bedeutend, brachte zu Luxemburg und Böhmen noch die Oberpfalz, Schlesien, Brandenburg und die Lausitz an sein Haus.

War er aber, wie ihn Maximilian I. nannte, „Erzstiefvater des Reichs", so hegte er für sein Böhmen eine „rechte Vaterliebe", die aufs eifrigste für dessen Gedeihen wirkte. Er half der Unordnung im Lande gründlich ab, zerstörte die Raubburgen, bestrafte die Übelthäter; Ruhe und Sicherheit kehrte allenthalben ein. Er brachte Ackerbau, Bergbau, Handel und Verkehr empor; machte Flüsse schiffbar, baute Brücken und Straßen. Er ließ Kirchen und Paläste (so den prachtvollen Hradschin), neue Städte und die alten schöner erstehen. Er erreichte, daß das Bistum Prag 1344 von Mainz abgelöst und ein Erzbistum wurde. Viel that der gebildete Mann auch für die Bildung seiner bis daher noch gar rohen Tschechen; ja er gründete 1348 die Universität Prag, die erste Hochschule Deutschlands, „damit seine l. Böhmen nicht länger genötigt wären, ihren Hunger nach Wissenschaft durch Betteln bei Ausländern zu stillen." Böhmen blühte herrlich auf; aber mit seinem Leben endete dessen Glück.

Damals mehrten sich die Mahnungen, daß doch der päpstliche Hof, nachdem er zwei Menschenalter zu Avignon in schmählicher Abhängigkeit von Frankreichs Königen zugebracht, wieder seinen Sitz in Rom nehmen möchte. Urban V. versuchte es 1367 und fand die Zustände so trostlos, daß er den Kaiser herbeirief. Dieser kam 1368 nach Rom, wußte aber mit aller Geschäftigkeit nichts zu ordnen,

daher Urban Avignon wieder aufsuchte. Doch 1377 ging Gregor XI., trotz aller Einreden des Franzosenkönigs, nach Rom zurück. Aber zu Avignon hatte der päpstliche Hof wie zur Versüßung seiner Knechtschaft das üppigste Leben geführt: in Rom wollte es den französischen Kardinälen gar nicht gefallen, und wäre Gregor nicht bald gestorben, 1378, er hätte sich wahrscheinlich von ihnen bewegen lassen, nach dem schönen Avignon zurückzugehen. Darum setzten die Römer jetzt die Wahl eines Italieners durch, Urbans VI., daß derselbe bei ihnen bliebe. Als sich dieser nun aber zu streng erwies, wichen die französischen Kardinäle von ihm und wählten einen französischen Bandenführer, Clemens VII., zum Gegenpapste, mit dem sie auf und davon nach dem lustigen Avignon zogen. Das geschah kurz vor Kaiser Karls Tode, 1378, bei dessen Bestattung man noch — 26 Pferde opferte!

Und so hatte denn die Kirche zwei Päpste, welche sich aus Leibeskräften verfluchten und die Völker um die Wette besteuerten und ausbeuteten, und die hatte sie geraume Zeit nacheinander fort; denn als Urban in Rom starb, folgte ihm dort ein anderer, und als Clemens in Avignon starb, folgte ihm dort auch ein anderer. Das heißt man das große päpstliche Schisma, die Spaltung des Papsttums. Wir können uns den unsäglichen Jammerzustand der Kirche dabei denken.



Fig. 197. Karl IV. und Wenzel. (Aus einer Prachthandschrift der Goldenen Bulle in der K. K. Hofbibliothek zu Wien.)

Karls Nachfolger im Kaisertume, wie auch Erbe des Königreichs Böhmen war sein Sohn Wenzeslav oder Wenzel. Ein launenhafter, anfangs wohlmeinender, später trunksüchtiger Mensch. Der Vater betrieb dessen Wahl durch Geld und suchte des Papstes Bestätigung dafür nach. Wenzel (1378—1400) sorgte bald um das Reich noch weniger, als weiland sein Vater: er ließ alles gehen, wie es ging. Da nahm denn das Händel- und Fehdewesen wieder furchtbar überhand: das Faustrecht in seiner ganzen Roheit und Abscheulichkeit kam wieder hoch empor. Bei der allgemeinen Unsicherheit schlossen sich die Gleichen desto mehr und enger zusammen, um sich gegenseitig Schutz und Hilfe zu schaffen.

Schon früher waren Städtebündnisse entstanden, um sich der Angriffe von Seite des niedern und höhern Adels zu erwehren: diese befestigten und vergrößerten sich jetzt. Der wichtigste Städtebund, welcher eben jetzt seine größte Ausdehnung gewann, ist die norddeutsche Hansa, s. § 7. Nach ihr ist der schwäbische Städtebund merkenswert, der sich 1376 zusammenthat, unter Wenzels Regierung oder Nichtregierung aber durch den Beitritt vieler neuen Glieder und den Anschluß des rheinischen Bundes so erweiterte, daß 1385 ihm 32 Städte und zwar bedeutende wie Augsburg, Straßburg rc. zugehörten. — Dagegen traten in dieser Zeit auch Herren-

bündnisse unter verschiedenen Namen auf, so der Bund vom heil. Wilhelm, der Bund der Schlegler oder Martinsvögel, vornehmlich aber der Löwenbund, an dessen Spitze der hochaufstrebende Graf Eberhard, der Greiner (Zänker) von Württemberg stand und dessen Glieder eine Kette von Elsaß bis nach Thüringen hinein bildeten. Diese Adelsgenossenschaften kehrten einmal den Spieß gegen die großen Fürsten, daß solche die kleinen Herren nicht verschlängen, anderseits und vornehmlich gegen die mächtig und trotzig werdenden Städte, die sie bei Gelegenheit in Gemeinschaft mit den Fürsten bekämpften, wie in dem großen Städtekrieg, 1388 f.

Es war nämlich der Erzbischof Pilgrim von Salzburg, ein Bundesgenosse der Städte, von den bayrischen Herzogen überfallen und gefangen genommen worden. Da erhob sich gegen diese der ganze schwäbisch-rheinische Bund nebst mehreren Städten Frankens und Bayerns. Aber auch die Fürsten und Herren rüsteten mit Macht, um auf Seite der Herzoge zu streiten. So brach denn ein furchtbares Unwetter über das südliche Deutschland los und zündete, daß hunderte von Ortschaften in Feuer aufgingen. Bei dem Dorfe Döffingen kam es 1388 zu einem Hauptkampfe. Eberhard, der Greiner, führte ein Herren-, Besserer von Ulm ein Bürgerheer. Nach langem Schwanken des Kampfes scheinen die Bürger in Vorteil zu kommen; manch Edler war von ihren Streichen gefallen, und jetzt sinkt selbst der junge Graf von Württemberg tödlich getroffen hin. Darob erschrickt das Heer der Herren. Da ruft der alte Eberhard: „Erschrecket nicht! Mein Sohn ist wie ein anderer Mann! Seht, die Feinde fliehen!" Ungestüm dringt er in die Feinde, und sie fliehen. Damals errangen die stolzen Herren einen großen Sieg über die stolzen Bürger, und Schwaben wurde keine zweite Schweiz.

An diesem Einungsstreben beteiligte sich Wenzel eine Zeit lang, brachte auch 1383 einen 12jährigen Landfrieden zu stande; darnach aber sah er gleichgültig zu, führte ein rohes, wüstes Leben, stritt sich mit seinen Böhmen herum und tyrannisierte das Land in unerhörter Weise. Er war stets von einem Scharfrichter begleitet, den er seinen Gevatter nannte; auch umgab ihn eine Koppel großer Hunde, die so wild wurden, daß einer davon seine eigene Gemahlin Johanna 1386 erwürgt haben soll. Die ärgsten Frevel ließ er ungeahndet verüben, wenn sie ihm nichts schadeten oder gar Gewinn brachten.

Bei einem Volksaufstande gegen die Juden wurden 3000 derselben erschlagen; er meinte, sie hätten's wohl verdient, und zog vergnügt ihr Geld ein, fünf Tonnen Goldes. Er forderte von böhmischen Edelleuten die ihnen verpfändeten und noch nicht eingelösten Krongüter zurück; wer sich weigerte sie zurückzugeben, wurde ohne weiteres hingerichtet; so fügten sich die Übrigen. Besonders aufsäßig war er der Geistlichkeit, die er bei jeder Gelegenheit verspottete. Einst hatte sich der Prager Erzbischof vor seinem Zorn geflüchtet; da ließ er dessen Ratgeber, den Generalvikar Johann von Pomuk, von der Prager Brücke in die Moldau werfen, 1393. Dieser Nepomuk wurde 1729 als Märtyrer kanonisiert und steht seitdem in Holz und Stein als Heiliger auf den Brücken katholischer Lande.

Da es Wenzel gar zu toll trieb, so empörten sich zuletzt seine Böhmen wider ihn, und sein eigener Bruder machte gemeinsame Sache mit den Aufständischen; die ergriffen den Unhold und setzten ihn ein, 1394. Aber das ärgerte doch die deutschen Fürsten, und sie verschafften ihm die Freiheit wieder. Da er jedoch sein unwürdiges Leben fortsetzte, auch 1395 den Galeazzo Visconti um 100000 Dukaten mit Preisgabe namhafter Rechte zum Herzog von Mailand erhob und sonst noch Mißliebiges vornahm, so schritten sie 1400 auf einer Fürstenversammlung zu Oberlahnstein gegen ihn ein, setzten ihn „als einen versäumlichen und unwürdigen Handhaber des heiligen römischen Reichs" ab und beriefen an seiner Statt den Pfalzgrafen Ruprecht zum Kaiser. Wenzel protestierte nur mit dem Munde, war im Grunde froh, der Reichslast ledig zu sein; den Titel eines römisch-deutschen Kaisers hielt er aber fest bis an sein Ende, welches erst 19 Jahre später erfolgte. Ruprecht zog dann gegen den staatsklugen Mailänder, erlitt aber 1401 eine Niederlage, und die Fürsten halfen ihm nicht, schlossen vielmehr Einungen ohne, ja gegen ihn.

§ 7. Die große Hansa.

Schon um 1150 hatten sich deutsche Kaufleute im Auslande verbündet, z. B. für den westlichen Handel in London, für den östlichen Handel in Wisby, wo die einträgliche Ostseefischerei blühte. Eine solche Gesellschaft, die sich selbst besteuerte, hieß Hansa. Je weniger sodann die gewerbthätigen Städte dem hab- und raubsüchtigen Adel gegenüber auf kaiserlichen Schutz rechnen konnten, je hartnäckiger viele Uferbewohner am barbarischen Strandrecht hielten, desto mehr mußten sie darauf bedacht sein, sich selbst auch in der Heimat zu schützen. Zu Sicherung ihres Binnenverkehrs verbanden sich, 1241, Hamburg und Lübeck; einige andere nördliche Städte schlossen sich an, um mit vereinter Macht die Verstörer ihres Handels abzuwehren. Weitere Vereinigungen wurden bis 1285 geschlossen mit Brügge, dann mit Rostock u. a. östlichen Städten. Als sodann die Dänen unter Waldemar IV. (1340—75) 1361 Wisby eroberten, trat durch eine in Köln berathene Bundesakte „die große Hansa" zusammen, 1367, welcher 77 Handelsstädte, die an der Nord- und Ostsee gelegenen: Bremen, Hamburg, Lübeck, Stralsund, Danzig ꝛc. und die tiefer ins Land hinein liegenden: Braunschweig, Magdeburg, Köln, Osnabrück ꝛc. zugehörten. Sie führten den Krieg Lübecks gegen den Dänenkönig siegreich zu Ende und zwangen ihn 1370 zum Stralsunder Frieden, der die Besetzung des dänischen Thrones von der Zustimmung der Städte abhängig machte und ihnen die Herrschaft des Sundes gab. So war eine wirtschaftliche Großmacht entstanden, die sich in drei (später vier) Kreise teilte mit den Hauptorten Lübeck, Bremen, Köln, Danzig.

Die verbündeten Städte hielten durch Abgeordnete einen jährlichen Städtetag, bei welchem Lübeck den Vorsitz führte. Hier berieten sie ihre gemeinsamen Angelegenheiten und setzten fest, was zum Schirm und zum bessern Betrieb ihrer Handelsgeschäfte nötig und dienlich war. Durch ihre Vereinigung konnten sie diese auch im Auslande weit ausdehnen. Sie hatten Niederlassungen in Rußland, Schweden, Norwegen, Dänemark, England ꝛc., versorgten diese Länder mit fremden Produkten und führten hinwiederum die Erzeugnisse derselben in andere aus. Durch ihren also blühenden Handel wurden sie immer reicher, und mächtiger als das Kaisertum, zu welchem sie nie in ein Verhältnis traten. Am Ende aber zeigte sich Lübeck zu selbstsüchtig, und die andern ließen sich von thätigeren Fremden überholen. Die Calmarer Union und das Sinken des Deutschordens verdrängten die Hansa aus der Ostsee, und der 30jährige Krieg tötete sie; 1669 war ihre letzte Versammlung.

§ 8. Die Femgerichte.

Schon im 13., mehr noch im 14. Jahrh., da die öffentliche Gerichtspflege so schlecht beschaffen war und die ärgsten Missethaten ungestraft verübt wurden, kamen zur Handhabung der Gerechtigkeit und Zurücktreibung ruchloser Gewaltthätigkeit, unter Duldung, ja Begünstigung der Kaiser, die heimlichen oder Fem-Gerichte auf. Sie mögen den Namen haben von dem mittelhochdeutschen Feme für Strafe, oder vom niederländischen Veem für Genossenschaft, Verband.

Diese Gerichte, zusamt „die heilige Feme" benannt, hatten ihren Ursprung in Westfalen und bildeten sich aus den dort fortbestandenen altgermanischen Freigerichten, welche nicht von erblichen Gaugrafen, sondern von den freien Männern gehalten wurden. Als Westfalen 1180 dem strenggerechten Erzbischof Engelbert unterstellt wurde (S. 368), dehnte er diese Gerichte auf weitere Gebiete aus und hieß sie Verbrechen strafen, die „gegen Gott, Ehre und Recht" begangen wurden und also „Femwroge" waren. Nur wurden die sonst öffentlichen zu heimlichen, damit die Richter vor der Rache der Mächtigen und Boshaftigen gesichert seien. Man weiß nicht recht, wie es zuging, unbekannt waren auf einmal die Stätten und die Personen dieser Gerichte; und wie sie sich in den Zeiten der Gesetzlosigkeit weiter ausbreiteten ins innere Deutschland hinein, so wurden die neuen Mitglieder von den schon vor-

handenen ganz im Vorborgenen herbeigezogen und aufgenommen. Sie nannten sich „Wissende", das soll sein: urteilsprechende, und es soll um 1400, da sich die heil. Feme über ganz Deutschland verbreitet hatte, ungefähr 100000 solche Wissende gegeben haben, die niemand kannte als sie sich selbst untereinander an geheimer Losung. Zu Wissenden wurden in der ersten Zeit nur christlich unbescholtene Männer, gewöhnlich aus dem Adel und der hohen Bürgerschaft der Städte, ausgesucht und jeder mußte bei seiner Aufnahme einen schweren Eid leisten, daß er strenge Verschwiegenheit beobachten und die ihm bekannt werdenden Verbrechen ohne Ansehen der Person anzeigen wolle. Kaiser Sigmund ließ sich 1429 unter die Wissenden aufnehmen.

Jedes einzelne Gericht bestand aus mehreren Freischöffen (Scheffen von schaffen, ordnen) unter dem Vorsitz eines auf Lebenszeit gewählten Freigrafen; die Freigrafen eines größern Landstriches standen unter einem Stuhlherrn, sämtliche Stuhlherren unter dem Oberstuhlherrn, was der Kaiser war, sofern er selbst zur Feme gehörte, im andern Falle der Erzbischof von Köln als Herzog von Westfalen, den 1355 der Kaiser berechtigte, die Freigrafen zu prüfen und anzusetzen. (Sonst nahm kein Geistlicher an der Feme teil; es wurde aber auch kein solcher vor sie gezogen, so wenig als Frauen und Juden.) — Das Freigericht versammelte sich an der gewöhnlichen Malstätte, später an einem abgelegenen Orte, z. B. auf freiem Platze im Waldesdickicht, nie in unterirdischem Raume. Auf erhöhtem Sitze saß der Freigraf; Dolch und Weidenflechte lagen vor ihm. Auf Bänken im Kreise umher saßen die Freischöffen; daneben standen die Frohnboten. Alles war vermummt, wenn die Angeklagten erschienen.

Wenn ein Freischöffe von einem sonderlichen Verbrechen Kenntnis erlangt hatte, so klagte er den an, der es begangen haben sollte, und dieser wurde dann vor das Freigericht also geladen, daß man ihm einen Zettel mit drei Spänen an die Thüre heftete. Auf dem Zettel stand, daß er sich zu einer gewissen Zeit an der Malstatt einzufinden habe, um der hl. Feme Rede zu stehen. Fand er sich dort ein, so wurde er von Vermummten empfangen, die ihn zur Stätte des Gerichts führten. Hier sah er sich nun in dem feierlichen Kreise von mindestens sieben unbekannten, weil verhüllten Richtern. Jetzt ward ihm das Verbrechen vorgehalten, des er geziehen wurde. Er durfte sich verteidigen. Konnte er sich reinigen, so bedurfte er dazu zwei Freischöffen als Eidhelfer. Gestand er sein Verbrechen ein oder konnte er sich nicht genügend rechtfertigen, so wurde er sogleich mit Dolch oder Weidenstrick hingerichtet. Wenn aber ein Angeklagter auf dreimalige Vorladung nicht erschien, so wurde er auf seine von einem Wissenden beschworene Schuld hin abwesend verurteilt, und jedes Mitglied der Feme sollte ihn dann töten, wo es ihn fände, doch nur im Beisein von zwei Freischöffen. Dies geschah durch Niederstoßen mit dem Dolch, oder Aufhängen an einem Baum. Der Dolch, auf dem die Buchstaben S S G G (Stock Stein Gras Grein) standen, wurde in letztrem Falle in den Baum gestoßen; er mußte immer beim Gerichteten bleiben, damit jedermann wisse, daß dieser nicht durch einen Meuchelmörder, sondern durch die Feme sein Leben verloren habe.

Gewiß hat die hl. Feme anfänglich, wo sie mit strenger Gerechtigkeit richtete, in jenen unsichern und greuelvollen Zeiten wohlthätig gewirkt, viele Ruchlose, welche noch mehr Unthaten begangen haben würden, aus der menschlichen Gesellschaft entfernt, auch schon durch die Furcht, die sie einflößte, viele Frevel verhindert. Aber sie hatte doch immer eine sehr bedenkliche Seite, und als später oft Unwürdige, Gewissenlose unter die Freirichter aufgenommen wurden, wurde daraus ein Raubrittertum der Justiz. Auch fand der Mächtige leicht Mittel, einen gegen ihn erlassenen Spruch durch andere Freistühle vernichten zu lassen. Schon im 15. Jahrh. erschollen Klagen über die Feme und nicht bloß von den Schlechteren. Doch hielt sie sich noch, bedrohte sogar Kaiser Friedrich III. mit einer Vorladung; erst im sechzehnten, als die ordentlichen Gerichte wieder besser bestellt waren, erlosch sie rasch. Doch erhielten sich noch lange Spuren von Femjustiz unter den zähen Hofbauern Westfalens; in Dortmund wurde 1803 das letzte Gericht unter der Linde gehalten.

Wir wollen nun wieder von unserm Deutschland aus ein wenig umhersehen und noch einiges Wichtige, das bisher außer Sicht geblieben, kennen lernen.

§ 9. Ringen der Engländer mit den Franzosen. Wiclif.

Am meisten gekämpft wurde in dieser Zeit auf französischem Boden. Hier starb 1328 mit Karl IV. die ältere Linie des kapetingischen Hauses aus, worauf die Nebenlinie Valois in dem prachtliebenden Philipp VI. den Thron bestieg. Anspruch auf diesen machte Eduard III. von England (1327—77), der die Macht seines Volkes aufs beste zu heben verstand, nachdem er seine gewissenlose Mutter vom Hofe verwiesen und innere Wirren beseitigt hatte. England unterhielt den gewinnreichsten Handel mit den flandrischen Städten, während der von diesen bedrängte flandrische Adel bei Frankreich Hilfe suchte. Darüber brach der Krieg aus 1339, in welchem gleich zum Anfang die französische Flotte der englischen unterlag. Eduard griff 1346 die Normandie an, da denn Philipp seine gesamte Lehensmannschaft dessen kleinem Heer entgegensandte. Dieser stolzen Ritterschaft von 60 000 Mann schloß sich auch der deutsche König Karl IV. mit seinem blinden Vater, dem abenteuerlichen Böhmenkönig Johann an. Die Heere trafen 25. Aug. bei Crecy zusammen, wo die englischen und flandrischen Bürgersoldaten 25 000 Feinde niederstreckten, darunter auch den Böhmenkönig, und das feudale Rittertum seinen Todesstoß erhielt. Eduards 16jähriger Sohn, der schwarze Prinz, gewann hier hohen Ruhm. Er war es auch, der bei Poitiers 1356 das fünfmal stärkere Heer des französischen Königs Johann II. niederwarf und diesen gefangen nahm.

Darüber ergrimmte das französische Volk und suchte in Paris unter der Leitung des Demagogen Marcel und auf dem Lande durch Sengen und Brennen in den Herrschaftsschlössern die verhängnisvolle Herrschaft des Adels zu brechen (Jacquerie nannte man diesen Bauernaufstand) und einen Anteil an der Regierung zu gewinnen. Am Ende gelang es doch nicht.

Unter diesen Nöten bequemte sich der Dauphin Karl zum Frieden von Bretigny 1360, in welchem er den Südwesten seines Landes an England abtrat gegen Freigebung seines Vaters. Als Karl V., der Weise, (1364—80) hat er den erschöpften Staat neu geordnet, wobei ihm Bertrand du Guesclin, der besonnene Feldherr und Organisator, ein neues Heer aus Söldnerscharen schuf. Die Gascogne, unzufrieden mit der drückenden Herrschaft des schwarzen Prinzen, erhob sich gegen das Fremdenregiment und du Guesclin siegte fort und fort in dem 1369 neuentbrannten Krieg. Der schwarze Prinz siechte dahin, und als Eduard III. starb, war Frankreich wieder hergestellt. Die Waffen ruhten endlich aus Erschöpfung.

Im Kampf mit Frankreich war Eduard immer wieder auf die feindlichen Einwirkungen des den Franzosen dienstbaren Papsttums gestoßen. Daher steigerte sich im englischen Volk die Unzufriedenheit mit diesem Kirchenregiment so stark, daß das Parlament 1366 beschloß, der seit Johanns Zeiten (S. 373) gezahlte Lehenszins von 1000 Mark dürfe nicht mehr entrichtet werden. Und als 1375 unter päpstlicher Vermittlung über einen englisch-französischen Frieden unterhandelt wurde, trat ein Oxforder Professor als Vertreter der nationalen Unabhängigkeit und Ehre allen Übergriffen der Kurie schroff entgegen.

Dieser Professor war Joh. Wiclif, der wagte den Papst den verdammtesten aller Geldschinder zu nennen. Er ging aber zurück auf die Ursachen solcher Entartung der Kirche und fand, wie die Anmaßungen des Papstes, das hochfahrende üppige Leben der Geistlichkeit und das ganze Treiben der Bettelmönche von verkehrter Lehre herkomme. Von einer Verehrung der Heiligen, der Bilder und Reliquien, von Messeopfern, Ohrenbeichte und Ablaß, vom Mönchtum u. dgl. wisse die Bibel nichts. So wurde er denn ein Reformator, der behauptete, die h. Schrift sei die alleinige Quelle der Lehre. Nun übersetzte er das N. T., ja auch das A., und verbreitete es unter dem Volk, zahlreiche Schüler trugen die wieder entdeckte evangelische Wahrheit dem

gemeinen Manne verständlich vor und zeugten für sie durch ihr einfaches, sittenstrenges Leben. Die Kirche, meinte er, könne sehr wohl ohne einen Papst bestehen. Der Bischof von London lud den kühnen Mann vor sein geistliches Gericht, aber der Herzog von Lancaster, der diesen zur Paulskirche geleitete, vereitelte damit die Pläne der Gegner. Gregor XI. verlangte, daß gegen 19 ketzerische Sätze Wiclifs vorgegangen werde; da kam aber das Schisma (S. 415) zum Ausbruch, in welchem W. die gerechte Zerspaltung des antichristlichen Hauptes sah. Immer mutiger ging er voran, verwarf am Ende auch die Brotwandlung und behauptete eine nur geistige Anwesenheit Christi im Abendmahl. Somit hatte man nun ein biblisch begründetes, bedächtig durchgearbeitetes Lehrsystem, in welchem alle Mühseligen und Beladenen Trost finden konnten. Damit traf aber eine Gärung im Volk zusammen, welche 1381 zu einem Bauernaufstand führte, den doch Richard II. samt dem Adel bald niederwarf. Darauf aber verdammte eine Londoner Synode 24 Sätze Wiclifs; er selbst wurde von der Universität ausgestoßen, blieb aber im Besitz seiner Pfarre Lutterworth bis zu seinem Tod, 31. Dez. 1384.


Fig. 198. Joh. Wiclif.

Seine Anhänger, Lollharden (leise singende) genannt, wurden bald blutig verfolgt, ein Parlamentsbeschluß hieß sie 1400 verbrennen. Alle Übersetzungen von religiösen Schriften in die Volkssprache wurden streng verboten.

§ 10. Italienische Städte und Dichter.

Vom 14. Jahrh. an hoben sich besonders vier von den italienischen Freistädten hoch empor: Mailand, Venedig, Genua und Florenz. Sie führten aus Neid die erbittertsten Kriege gegen einander, Parteien in ihrem Innern bekämpften sich blutig, und doch wuchsen sie zu wahrhaft königlicher Macht empor.

Mailand, das einst von Barbarossa zerstörte und stolzer wieder erstandene, prangte herrlich mit seinen Türmen und Palästen auf der lombardischen Ebene. Hier stritten sich lange die Geschlechter der Visconti und della Torre um die Gewalt, bis 1311 das erstere bleibende Oberhand gewann. Joh. Galeazzo Visconti (1378—1402) brachte Mailand auf den höchsten Gipfel des Ansehens und baute seinen Dom, der größte Teil Oberitaliens gehorchte damals dieser Stadt. Aber da hörte sie auf eine Republik zu sein, indem dieser Visconti sich zum Alleinherrn aufschwang, dem dann Wenzel (S. 416) die Herzogswürde verkaufte. Als die Visconti ausstarben, erhob das Volk den Rottenführer F. Sforza, 1450.

Venedig, in das adriatische Meer hinein gebaut, auf vielen kleinen Inseln, zwischen denen die Meeresarme oder Lagunen als mit Gondel befahrene Wasserstraßen sich hindurchziehen, wuchs aus einer Pfahlfeste der Byzantiner zu solcher Handels- und Seemacht heran, daß hierin eine Zeit lang keine andere Stadt,

kein andres Land mit ihm sich messen konnte. Es betrachtete das ganze adriatische Meer als sein Eigentum. Alljährlich fuhr der Doge (zuerst gewählt 697) auf einer in Goldglanz schimmernden Gondel in dieses Meer hinein, warf einen goldenen Ring in die Wellen und rief dabei: „Wir vermählen uns dir, o Meer, zum Zeichen der wahren und beständigen Herrschaft." Venedig erwarb sich auch viel Länderbesitz, das Friaul, Dalmatien rc. In seiner Blütezeit (S. 386 f.) zählte es an 4 Millionen Unterthanen. Hier entstand um 1250 die erste Bank. Es hatte seit 1297 ein streng

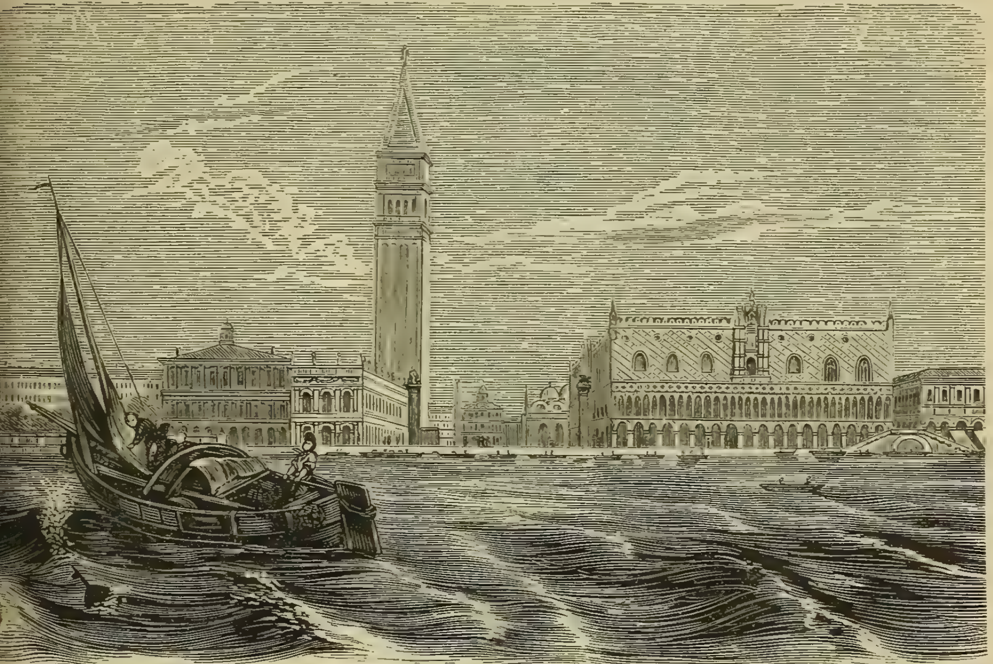


Fig. 199. Venedig (im Vordergrund der Dogenpalast).

aristokratisches Regiment, und dieses führte 1335 eine Staatsinquisition zum Schutze der Verfassung gegen Empörer ein; berüchtigt sind die Bleidächer, unter denen die Gefangenen von der Hitze wahnsinnig wurden.

Genua, die westliche Nebenbuhlerin, hatte gleichfalls eine sehr bedeutende Seemacht und Handelsniederlassungen bis in Galata, einer Vorstadt Konstantinopels. Es gehörten ihm auch eine Zeit lang die Inseln Sardinien, Korsika und Elba. In diesem Freistaate stritten sich namentlich die guelfische Familie Fieschi und die ghibellinische Doria um die Herrschaft, welche bald von dieser, bald von jener an sich gerissen wurde. Genua's Macht sank 1381 vor der Venedigs nach hartnäckigem, grausam geführten Seekrieg.

Florenz, im Kampf gegen Friedrich II. 1250 zur Republik geworden, erwarb sich ebenfalls einen umfangreichen Besitz, das meiste von Toskana. Es konnte in seiner höchsten Macht 70000 Bewaffnete aufstellen. Hier errangen die Zünfte zeitweise eine demokratische Verfassung. Florenz wurde die Bildungshauptstadt der Halbinsel, die Heimat der neuen Litteratur, Wissenschaft und Kunst, welche das unermeßlich reiche Haus der Medici seit 1421 aufs freigebigste pflegte.

Italien hatte im 14. Jahrhundert seinen Frühling der Poesie; einen gleichen hat es nie mehr bekommen. Wir führen seine drei berühmtesten Dichter an:

Dante Alighieri, geb. zu Florenz 1265, 1302 als Ghibelline verbannt, gest. 1321 zu Ravenna, ist unbestritten der ausgezeichnetste von ihnen; manche halten ihn für den ersten aller Dichter. Er hat in seiner Jugend mit höchstem Fleiße die alten Klassiker studiert, und durch sein berühmtes Dichtwerk „Die göttliche Komödie" die italienische Sprache eigentlich geschaffen. Das ist ein Spiegel seiner ganzen Zeit. Er macht darin eine dichterische Reise durch die Hölle, das Fegfeuer und den Himmel und sieht da die Leute, die auf Erden gelebt haben, und wie ihnen jenseits vergolten wird, je nachdem sie gelebt haben. Er erblickt besonders viele Geistliche und selbst Päpste in der Hölle, er züchtigt in diesem wunderbaren Gedichte die Sünden des geistlichen Standes und namentlich des Papsttums ohne Scheu.

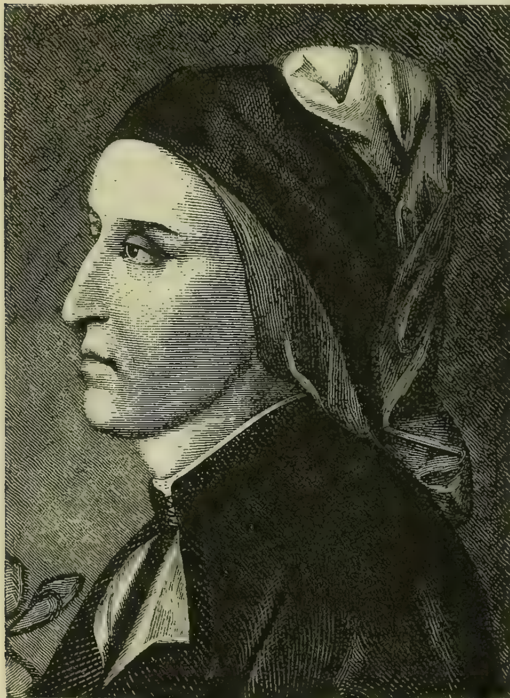


Fig. 200. Dante. Nach Giotto. (Berlin, K. Kupferstichkabinett.)

Es ist merkwürdig, wie auch die besten der italienischen Dichter des Mittelalters, gleich den deutschen, die Schäden der Kirche bereits tiefer erkannten und sich der ewigen Wahrheit des göttlichen Wortes zuneigten. So spricht in dem genannten Werke der Geist seiner frühverklärten geliebten Beatrice, der ihn durch den Himmel führt: „Dort unten erkennt niemand, wie viel (Märtyrer-) Blut es gekostet hat, die hl. Schrift in der Welt auszubreiten, und wie nur derjenige Gott gefällt, der ihr demütig naht. Nur für den Schein strengt jeder sich an und macht neue Fünde, die dann als Heilmittel von ihm geboten werden, während das Evangelium verborgen bleibt."

Franz Petrarca, geb. zu Arezzo 1304, gest. 1374, hat sich wie Dante an den klassischen Schriftstellern gebildet und ihren Geist wieder erweckt. Er dichtete in der reinsten und schönsten Sprache, und namentlich in der Form der Kanzone und Sonette (das sind Liederweisen) ungemein zarte Minnelieder. Er sang gar süße, melodische Lieder. Indessen war er auch scharfer Worte mächtig; er strafte mit heiligem Ernste die Laster des päpstlichen Hofes und prophezeite, daß einer kommen und die Götzen Babels zerschlagen werde, gleich als ob er den Mann zu Wittenberg schon erblickte. Petrarca wurde 1341 auf dem Kapitol zu Rom mit großer Pracht als Dichter gekrönt. (Der Papst war damals zu Avignon.)

Giovanni Boccaccio, 1313—75, dichtete vornehmlich in Prosa und handhabte da die Sprache so schön, wie Petrarca in Versen. Sein Hauptwerk heißt „Decamerone" und enthält hundert Erzählungen (Novellen). Den beiden erstern kann Boccaccio schon darum nicht an die Seite gestellt werden, weil seine Stücke teilweise schlüpfrig sind.

§ 11. Ludwig der Große, König von Ungarn und Polen.

In Ungarn herrschte seit Jahrhunderten das Fürstenhaus der Arpaden. Da dieses 1301 mit Andreas III. erlosch, so beriefen die Ungarn den Prinzen Karl Robert von Anjou-Neapel zu ihrem Könige. Sein Sohn ist Ludwig der Große.

Dieser Ludwig (1342—82) war der trefflichste Regent seiner Zeit und der größte Wohlthäter Ungarns, was uns um so mehr erfreut, da sein Stammvater Karl (S. 380) so einen schlechten Eindruck bei uns hinterlassen hat. Wir erinnern uns der greulichen Roheit der Magyaren, welche auch das zu ihnen gekommene verunreinigte Christentum (S. 334) noch wenig gemildert hatte. Ludwig brachte dieses Volk auf eine merklich höhere Stufe der Bildung und Gesittung. Er beförderte nicht bloß Acker- und Weinbau, Handel und Gewerbe, auch Künste und Wissenschaften. Die hohe Schule zu Ofen stammt von ihm. Er ließ allen seinen Unterthanen, auch dem bis dahin sehr gedrückten Bauernstande, Recht und Schutz angedeihen. Öfters ging er verkleidet im Lande umher, um die Notstände seines Volkes genauer kennen zu lernen und Abhilfe zu schaffen.

Ludwig erweiterte die Grenzen seines Reiches beträchtlichst. Er unterwarf sich Rotrußland und die Wallachei; Venedig trat ihm Dalmatien ab; zuletzt kam sogar noch Polen unter sein Scepter. Dieses, vorhin ein Herzogtum, seit 1320 ein Königreich, wurde von dem uralten Geschlechte der Piasten beherrscht. Der letzte Piaste war Kasimir der Große, seit 1333, ein Ordner und Mehrer des Reichs. Seinem Wunsche gemäß wählten die Polen nach seinem Absterben, 1370, seinen Schwestersohn Ludwig zu seinem Nachfolger. So dehnte sich nun dessen Herrschaft von der Ostsee zum Schwarzen Meer aus, ein Reich größer als das irgend eines damaligen europäischen Herrschers. — Doch schon bei Ludwigs Tode, 1382, ging es wieder auseinander. Ungarn bekam seine ältere Tochter Marie, welche es mit ihrer Hand dem Kurfürsten Sigmund von Brandenburg (nachmaligem Kaiser) zubrachte. Polen erhielt seine jüngere Tochter Hedwig, die ihren aufgedrungenen Gemahl, den Großfürsten Jagello von Litauen, damit beschenkte.

Litauen, ein weitgestrecktes Land im Osten von Altpreußen, lag noch in der Nacht des Heidentums, und ward darum vom Deutschorden stetig bekriegt. Aber Hedwig vermählte sich dem Jagello nur unter der Bedingung, daß er sich mit seinem ganzen Volke bekehre. Jagello, der sich sogleich taufen und Wladislaw II. nennen ließ, 1386, löste sein Versprechen so treu, daß er selbst als Dolmetscher der Missionare seinen wilden Litauern das Christentum verkündigte, die ihrem Großfürsten begreiflich eher als einem andern glaubten und folgten. Und so sehen wir denn auch noch dieses heidnische Volk Europas vor dem Kreuze sich beugen. Es wurde aber durch diese Ausdehnung Polens die Macht des Deutschordens gebrochen (S. 386). Jagello that viel für die 1364 von Kasimir gegründete Universität Krakau.

§ 12. Ein Bild aus Portugal.

Über Portugal herrschte 1325—57 Alfons IV., ein sonst löblicher, für die Wohlfahrt seines Volkes besorgter Fürst. Er hatte einen Sohn Pedro, welcher nach dem Tode seiner ersten standesmäßigen Gemahlin, die ihm einen Sohn Ferdinand geboren, sich heimlich mit dem lieblichen kastilischen Fräulein Inez de Castro verheiratete. Sie lebten in zärtlicher Liebe und Inez in gänzlicher Zurückgezogenheit, ohne sich je in Staatssachen einzumischen. Aber die Granden raunten dem Könige ein, wie die Inez leicht einmal seinem ebenbürtigen Enkel Ferdinand die Nachfolge in der Regierung zu Gunsten eines ihrer eigenen Söhne entwenden könnte, darum sollte er sie wegräumen. Und siehe, einst in Abwesenheit Pedros erscheint plötzlich der König

mit Gefolge im Kloster von Coimbra. Inez fällt ihm zu Füßen und fleht um ihr und ihrer Kinder Leben. Obwohl gerührt, läßt sie Alfons auf das Antreiben seiner Großen dennoch ermorden, 1355.

Don Pedro, anfangs tobend vor Jammer, faßte sich darnach und trug stumm seinen glühenden Schmerz. Als er aber den Thron des gestorbenen Königs besteigt, will er jetzt den Mord seiner Inez sühnen. Er läßt den zwei Hauptratgebern seines Vaters das Herz ausreißen und ihre Leichname verbrennen. Darauf läßt er die Leiche seiner Gattin aus dem Grabe nehmen, von allen Granden, nachdem er feierlich beschworen, daß sie sein Ehegemahl gewesen, den Saum ihres Gewandes küssen und sie sofort mit königlichen Ehren bestatten. Pedro herrschte streng (1357—67), besonders gegen Adel und Geistlichkeit, daher er der Strenge heißt.

§ 13. Ein Stück aus der skandinavischen Geschichte.

Die drei nordischen Reiche: Dänemark, Schweden und Norwegen sollten einmal unter einem Haupte vereinigt werden. Margareta, die geistvolle und kühne Tochter des Dänenkönigs Waldemar IV. (S. 417), war an den König Hakon VIII. von Norwegen vermählt. Nach dem Tode ihres Vaters (1375), der keinen männlichen Sprößling hinterließ, wählte das Dänenvolk ihren kleinen Sohn Oluf zu seinem Könige; nach dem Hingange ihres Gatten Hakon (1380) wurde dieser auch König von Norwegen; in beiden Reichen führte sie die Regentschaft für ihn. Als aber Oluf schon mit 17 Jahren diese Zeitlichkeit verließ, so beherrschte Margareta nun, seit 1387, in eignem Namen die Reiche Norwegen und Dänemark und waltete weislich und kräftig in beiden. Da dachte sie, wie schön es wäre, wenn auch Schweden demselben Scepter gehorchte, und die Erfüllung ihres Wunsches lief ihr in die Hände.

In Schweden herrschte dazumal ihr Schwestersohn, Albrecht von Mecklenburg, dem nichts besser gefiel als Turniere und Trinkgelage. Da der Verschwender aber bei leerer Tasche nach den Gütern des schwedischen Adels griff, empörte sich ein Teil desselben wider ihn und lud Margareta ein, auch den schwedischen Thron in Besitz zu nehmen. Die hohe Frau nickte freundlich zu und sandte den Aufständischen ein Heer zu Hilfe, 1388. Da lachte der weinselige Albrecht und spottete: er schicke ihr einen Wetzstein, daran solle sie ihre Nähnadeln wetzen. Aber Frau Margareta konnte ihm seinen Spott vergelten; er wurde bei Axelwalde 1389 nicht nur geschlagen, sondern auch gefangen. Erst die Einsprache der Hansa setzte ihn 1395 wieder frei. — Schwedens Thron war wohl noch nicht ganz gewonnen, denn eine Gegenpartei im Lande wehrte sich noch gegen Margaretens Herrschaft. Indessen brachte es die kluge und ausharrend thätige Frau doch dahin, daß die Schweden ihren Großneffen und Erben in Dänemark und Norwegen, den Herzog Erich von Pommern, zu ihrem König beriefen. Und nun wurde zu Kalmar auf der großen Versammlung aller weltlichen und geistlichen Stände der drei Reiche, den 20. Juli 1397, die Vereinigung von Skandinavien unter Einem Haupte, mit Wahrung der Sonderrechte jedes Reichs, „auf ewige Zeiten" festgesetzt. Das ist die berühmte Kalmarer Union. Erich wurde darauf mit großer Pracht zum Könige der drei Reiche gekrönt.

So lange Margareta lebte, lenkte sie für ihn die Staaten auf befriedigende Weise. Doch nach ihrem Tode 1412 handelte er so ungeschickt und thöricht, daß man ihn absetzte. Darauf ward sein kraftloser Schwiegersohn, ein Herzog Christoph von Bayern (1440—48), auf den Unionsthron erhoben. Es war aber nie ein rechter Zusammenhalt zwischen den drei Reichen, und die „ewigen Zeiten" liefen nach 127 Jahren zu Ende; a. 1524 wurde die Kalmarer Union förmlich wieder aufgehoben.

§ 14. Der zweite Mongolensturm.

Von dem ersten habe ich S. 388 erzählt, auch von dem Wiederzerfall des unermeßlichen Reichs, das Tschingischan gegründet hatte. Es erschien aber unter dem

Mongolenvolk wieder ein andrer Weltstürmer, so schrecklich wie jener, wiewohl kein Heide mehr, sondern ein Muselman. Das war Timur lenk (der lahme Eiserne), oft Tamerlan genannt. Er war 1336 geboren, eines tatarischen Emirs Sohn, fahrender Ritter und tüchtiger Feldherr. Nachdem er mit einem Genossen, dessen er sich bald entledigte, Transoxanien bewältigt hatte, 1369, unterwarf er sich die Reste des Mongolenreichs.

Er nahm seinen Sitz zu Samarkand. Von da aus unternahm er 35 Kriegszüge nach allen Himmelsgegenden hin. Er wollte auch die ganze Welt erobern, und weil er als Muhammedaner von Einem Gott wußte, so rechtfertigte er das mit einem Gleichnis: „Wie nur Ein Gott über dem Weltall sei, so soll auch nur Ein Herrscher auf Erden sein.“ Nun, die ganze Erde zwar nicht, doch ein großes Stück hat er sich wirklich unterworfen; er eroberte Asien von der chinesischen Mauer bis Ägypten, und von Moskau bis nach Delhi. Vor seinem Heer von 800000 Kriegern konnte keine Macht der Erde bestehen, auch die der Osmanen nicht, 1402.

Es waren tigerwilde, entsetzliche Menschen, die, wo sie hinkamen, alles verwüsteten und vernichteten. Timur selbst aber mag doch immer der grausamste von allen gewesen sein. Wie er Hunderttausende von Menschen auch außer der Schlacht niedermetzeln ließ, davon will ich nicht weiter reden, so machte es Tschingischan ja auch schon, aber einmal ließ er 4000 armenische Reiter lebendig begraben, ein andermal (1387) 70000 Perserköpfe in Ispahan zu Türmen aufbauen; nach der Erstürmung von Baghdad 1401 mußte eine Siegespyramide von 90000 Menschenköpfen aufgerichtet werden u. s. w.



Fig. 201. Bildnis des Timurlenk. (Miniature im Brit. Museum in London.)

Nach seiner Residenz Samarkand wurden die Güter und Schätze aller durchraubten Länder geschleppt, und Reichtum, Glanz und Pracht dieser Stadt war damals unbeschreiblich. Auch viele Gelehrte hatte er dort um sich versammelt, und Künstler aus Syrien und Indien, denn er wollte auch ein gebildeter Mann sein, ja galt für einen frommen, weisen und gerechten Fürsten. Er starb 1405, eben da er auf Eroberung Chinas auszuziehen gedachte. Unter seinen 36 Söhnen und Enkeln löste sich sein ungeheures Reich eben so schnell auf, als es entstanden war.

X. Das Kommen einer neuen Zeit.

§ 1. Schrei der Christenheit nach einer Reformation.

Wir haben S. 415 gehört, wie das päpstliche Schisma entstand. Vom Sept. 1378 an gab es zwei Päpste; einer saß zu Rom, der andere zu Avignon, und die spieen wie Drachen Feuer gegeneinander; jeder verfluchte den andern und seinen Anhang in die Hölle. Nun ist ja aber der Papst Statthalter Christi, welcher selig machen und verdammen kann; beide können es unmöglich zugleich sein; wer ist also der rechte? wer der falsche Prophet und das Teufelskind? so wurden die ängstlichen Gemüter von qualvollen Zweifeln bewegt. Doch man muß sich entscheiden; so teilte sich die Christenheit in zwei Hälften, davon es die größere mit Rom, die kleinere mit Avignon hielt; und sie kämpften nun auch ein jeder für seinen Papst, wenn schon meist nur mit Worten und Fäusten. Gottlose Fürsten konnten aber jetzt gutes Muts alle Frevel verüben; denn sie durften nur zur andern Partei übertreten, so empfingen sie von deren Papste Ablaß aller Verbrechen. Und da jeder der beiden Päpste auch die volle zeitliche Papstherrlichkeit haben wollte, hiezu aber nur das halbe Gebiet besteuern konnte, so wurden die üblichen päpstlichen Gelderpressungen nur um so maßloser und unerträglicher.

Die geärgerte und geängstete Christenheit jammerte laut, und man bemühte sich von vielen Seiten, dem heillosen Zustand ein Ende zu machen. Man rief die beiden Päpste flehend an, sie möchten sich vergleichen; allein davon wollte keiner etwas hören, als so, daß er auf dem Stuhle Petri sitzen bleibe und sein Gegner sich zu den Füßen seiner Gnade lege. Und so dauerte der lästerliche Zwiespalt Jahrzehnte fort. Schon fingen Frankreich und Kastilien an, beiden Päpsten den Gehorsam zu künden. Da ging 1394 ein Vorschlag von der hochangesehenen Universität Paris aus, beide Päpste sollten abtreten. Und endlich beschlossen die Gelehrten von Oxford und Paris: es müsse, wie in frühern Notzeiten, eine allgemeine Kirchenversammlung zusammentreten und Hilfe schaffen. Und siehe, es begaben sich die Kardinäle beider Parteien nebst vielen Prälaten und Doktoren der Hochschulen 1409 nach Pisa (mitten zwischen Rom und Avignon) und hielten daselbst das notwendig erachtete Konzilium. Und dieses griff frisch und mutig drein; der Pariser Kanzler Joh. Gerson erklärte, ein Konzil stehe über dem Papste; die Väter stimmten ihm bei, setzten die beiden Päpste als des h. Stuhles Unwürdige ab und erhoben einen andern, Alexander V., zum rechtmäßigen und einigen Kirchenhaupte. Allein die zwei ersten fügten sich nicht, und die Fürsten erkannten nicht alle den dritten an, jeder der beiden andern behielt einen beträchtlichen Anhang; und so erlebte die Welt das seltsame Schauspiel eines gedreifachten Papsttums. Drei Päpste thronten nun sechs Jahre lang über die Kirche wie ein schauerliches Zerrbild der heiligen Dreifaltigkeit: denn da Alexander 1410 starb, wählte ihm seine Partei einen Nachfolger in Johann XXIII., der für einen früheren Seeräuber galt. Und nun schleuderte jeder die Donnerkeile des Bannfluches nach zwei Seiten hin.

In diesem greulichen Schisma trat die Not der Kirche noch besonders hervor. Nicht nur in der Spitze der Kirche fehlte es; die gesamte Geistlichkeit, hohe und niedere, war schrecklich verdorben. Sie wollte über das Volk herrschen, schor die Wolle der Schafe, um sich warm zu kleiden, gab sich dem Müßiggang, Genuß und den gröbsten Ausschweifungen hin. Nun denke man sich solche „Vorbilder der Herde"; was mußte aus dem armen Volke werden, das zudem in tiefer Unwissenheit hinlief? Weithin erhoben sich Stimmen und immer mächtiger, als ein Notschrei der Christenheit, daß der Kirche „eine Reformation" (Wiederherstellung) not thue, eine Reformation an Haupt und Gliedern. Die Universitäten hielten in diesem Geiste zusammen, alle verlangten

Beaufsichtigung der Päpste durch Konzilien. Aber die mehrsten Gelehrten erkannten nicht, wie gründlich gebessert werden könnte; man sah nur das Nächste, die Herrsch- und Habsucht und Unsittlichkeit des Klerus, als die Ursache des Kirchenverfalles, man blickte nicht ins Innere des Schadens hinein. — Doch abgesehen von zerstreuten Waldensern, Lollharden und einer von den Niederlanden bis Basel weitverbreiteten Gesellschaft der Gottesfreunde, welche von der äußeren Kirche sich abwandten, gab es Lehrer, denen Gott die Augen öffnete, daß sie tiefer in den Schaden Josephs hineinblickten.

§ 2. Johann Hus.

Eine Tochter Karls IV. war 1382 mit Richard II. von England vermählt worden, was Prager Studenten veranlaßte, das berühmte Oxford zu besuchen. So kamen Wiclifs Schriften auch nach Böhmen und fanden dort zunächst einen günstigern Boden als in England, wo sie erst jetzt zusammengesucht werden. Joh. Hus, geb. 1369 zu Husinec, wirkte seit 1368 als Magister an der Universität Prag. Er war reich begabt, wenn auch kein urkräftiger Denker, hatte sich eine schöne Gelehrsamkeit erworben, sprach mit hinreißender Beredsamkeit und verstärkte den Eindruck seiner Rede durch einen strengsittlichen, von aller Weltlust abgewendeten Lebenswandel: eine weiche, keusche, treue Seele. Tüchtige Bußprediger, wie Matth. von Janow († 1394), waren ihm vorangegangen und hatten den Boden bereitet. Seine aufrichtige Frömmigkeit machte Eindruck; die böhmische Königin nahm ihn zu ihrem Beichtvater. Da er seit 1402 auch die Predigerstelle an der Bethlemskirche bekleidete, in welcher nur tschechisch gepredigt wurde, und die Seelsorge mit regem Eifer betrieb, lernte er die Schäden des Volkes besser kennen; und es schmerzte ihn tief, wie verzweifelt böse sie waren. Die Ursachen derselben erblickte er einmal in dem schlimmen Vorgange des Klerus, dann aber auch vornehmlich in dem der Menge beigebrachten Wahne, daß einige äußerliche Religiosität und tote Werke schon ein rechtes Christentum seien. Dagegen eiferte er kräftig und drang auf ein innerliches lebendiges Christentum.

Fig. 202. Husens Unterschrift. (Nach einem Original in Prag.)

Während er nun mit andern Böhmen sich in Wiclifs (S. 420) Schriften vertiefte, führten ihn diese immer entschiedener an die heil. Schrift als die alleinige Wahrheitsquelle; und jetzt trat er, vom Erzbischof dazu ermutigt, noch viel stärker hervor. Er kämpfte in Wort und Schrift freioffen, wie gegen die schandbare Aufführung des Klerus und gegen den toten Ceremoniendienst, so namentlich auch gegen den Wust des Aberglaubens, mit dem man das arme Volk bethört habe. Er verwarf den ganzen Kram der Menschensatzungen und erklärte aufs entschiedenste, daß nichts in der Kirche gelten könne, was nicht in der heil. Schrift gegründet sei, welche allein die untrügliche Richtschnur des Glaubens und Lebens sei; doch ging er nicht so weit als Wiclif im Kampf gegen Mißbräuche, z. B. die Brotwandlung, die Anrufung der Heiligen u. a. griff er nie an. Er fand aber bei vielen Beifall.

Der Erzbischof Sbynjek erboste sich allmählich wider ihn und verklagte ihn 1409 beim Papste (dem Pisaner). Dieser verlangte Unterdrückung der Wiclifischen Ketzerei. Der Erzbischof ließ also die Schriften der Engländer einsammeln und verbrannte sie, 1410, ohne Prüfung. Zuvor schon verbot er Hus alles Predigen. Da ward es unruhig unter dem Volke, das dem geistvollen Prediger mit großer Liebe anhing. Hus kehrte sich nicht an das Verbot und predigte nur kühner; so wurde er in den Bann gethan, 1411. Als nun der Papst (Johann XXIII.) einen Kreuzzug gegen Neapel ausschrieb und damit einen völligen Ablaß der Sünden anbot, erklärten sich Hus und seine Freunde gegen den Papst; derselbe könne auch irren, 1412. Da wurde die Aufregung groß. Hus, mit dem Bann belegt, appellierte an Christum und verließ Prag, weil sein Aufenthaltsort dem Verdikt verfiel; doch schützte ihn Wenzel.

Den Deutschen war er besonders verhaßt, weil er als begeisterter Tscheche, 1409, zu einer Änderung in der Verfassung der Universität mitgewirkt hatte, welche den Auszug von 2000 deutschen Studenten und Lehrern herbeiführte, worauf er zum Rektor der jetzt wesentlich tschechischen Universität gewählt wurde; die Abgegangenen gründeten nun die Leipziger Hochschule. — Fortan predigte Hus auf dem Lande, oft unter freiem Himmel, und sandte eine geistvolle Schrift Wiclifs um die andere hinaus. Seiner Lehre klebte allerdings noch etwas Irrtum an; im ganzen jedoch war sie evangelisch, einfältig, herzmäßig, und die Leute wurden allerwärts wunderbar von ihr ergriffen.

§ 3. Das Konzilium zu Konstanz.

Nach Wenzel führte ja Pfalzgraf Ruprecht das kaiserliche Scepter (1400 bis 1410). Dieser hatte allen guten Willen, aber zu wenig Macht, um irgend etwas in Reich oder Kirche ausrichten zu können. Ihm folgte nach großen Wirren Sigmund, Kurfürst von Brandenburg und König von Ungarn (S. 423), ein Bruder Wenzels, aber der letzte Luxemburger auf dem deutschen Throne (1412 bis 1437). Das war ein schöner Mann, mächtiger als Ruprecht, thätiger als Wenzel, dabei einnehmenden Wesens, auch kenntnisreich und beredt, doch ohne wahre Größe und nachhaltige Kraft, eitel, locker in Sitten, verschwenderisch. Er fühlte doch seinen Beruf als Oberschirmherr der Kirche, für ihren Frieden zu sorgen. Das Konzil zu Pisa (1409) war verunglückt, aber es konnte einmal nur durch ein Konzil geholfen werden; auf ein solches arbeitete er hin. Und es gelingt: der Papst, vom Neapolitaner aus Rom verjagt, mußte 1413 selbst zu einer neuen Kirchenversammlung und zwar in eine deutsche Stadt, nach Konstanz einladen.

Der Kaiser bewog Johann XXIII., sich persönlich dazu einzustellen. Derselbe ging freilich nicht heitern Mutes hin, und als er unterwegs mit seinem Wagen umgeworfen wurde, sprach er: „Hier lieg' ich ins Teufels Namen; wär' ich in Italien geblieben!" und als er von der Höhe nach Konstanz hinabfuhr, sprach er: „Das sieht ja aus wie eine Grube, in der man Füchse fängt." Die beiden andern Päpste erschienen nicht selbst, sondern sandten Vertreter. Außerdem versammelten sich 33 Kardinäle, 3 Patriarchen, 47 Erzbischöfe, 145 Bischöfe, 93 Weihbischöfe, 124 Äbte, die Großmeister der geistlichen Ritterorden, 750 Abgeordnete der Hochschulen und 18 000 Priester und Mönche, dann der Kaiser in Person mit vielen Reichsfürsten und Herren, endlich Gesandte der Potentaten von Frankreich, England, Schweden, Dänemark, Polen, Ungarn 2c. mit stattlichem Gefolge.

Rechnet hiezu die Masse herzlich und neugierig teilnehmender Gäste, die herbeigelockten Gewerb- und Handeltreibenden, ein paar Regimenter von Schauspielern, Musikanten, Gauklern und liederlichen Dirnen. Es waren während der vierthalbjährigen Dauer des Konzils im Durchschnitt 72 000 Fremde, einmal 150 000 mit 30 000 Pferden, dort zusammen.

Das Konzil wurde am 5. November 1414 feierlich eröffnet. Die gelehrtesten, beredtesten und besten Männer, die man kannte, besonders Kanzler Gerson und der ausgezeichnete Kardinal Peter d'Ailly, ließen mächtig ihre Stimmen ertönen: „Es müsse jetzt der jammervollen Zerspaltung in der Kirche ein Ende gemacht und derselben ihre Einheit zurückgegeben werden; es müsse aber auch der lästerlichen Herrschsucht, Habsucht, Üppigkeit und Ausgelassenheit des Papstes und Klerus überhaupt eine Schranke gesetzt und dem von den Hirten auf die Herde übergehenden Verderben gesteuert, es müsse zur Abwendung der göttlichen Zorngerichte eine Reformation an Haupt und Gliedern vorgenommen werden." Über diese beiden Punkte war man gleich anfangs einverstanden. — Zunächst traf man nun die Bestimmung, daß das Konzil nicht nach Köpfen, sondern nach Nationen, der italienischen, französischen, englischen und deutschen, denen die andern nach Verhältnis zugeteilt wurden, stimmen sollte. Denn Johann XXIII. hatte eine außerordentliche Menge italienischer Prälaten geschaffen und mitgebracht, durch deren Stimmenzahl er den

Ausschlag geben zu können hoffte. Das war also vereitelt. Was von drei Nationen übereinstimmend angenommen wurde, galt als Konziliumsbeschluß.

Sofort ging die Versammlung an die Sache selbst und zwar an ihre erste Aufgabe. Und da wurde denn durch die drei Stimmen der Deutschen, Franzosen und Engländer beschlossen, daß die drei vorhandenen Päpste abzudanken hätten. Der gegenwärtige Johann, welcher alle Künste vergeblich angewendet, diesen Beschluß zu hintertreiben, machte darüber ein bitterböses Gesicht, doch unterzeichnete er seine Abdankung. Allein März 1415 entwich er, widerrief seine Unterschrift und erklärte das Konzil für ungültig. Da fuhr wirklich ein Schrecken in die Leute, es könnte alles zu nichte werden. Allein Kaiser Sigmund hielt sich tapfer, beruhigte das Volk, ermutigte und stärkte die Glieder des Konziliums. Und jetzt erklärte dieses ausdrücklich, daß eine allgemeine Kirchenversammlung **über** dem Papste stehe und nötigenfalls auch über ihn Gericht halten könne. Demnach bezeugte damals die gesamte römisch-katholische Christenheit in ihren Vertretern selbst, daß Gregor VII. und Innocenz III. fälschlich behauptet hätten, „der Papst sei Herr über alles und die höchste Gewalt auf Erden." Das ist sehr denkwürdig. Der entflohene Johann wurde verfolgt, eingefangen, eingesetzt und nunmehr förmlich prozessiert, 54 schändlicher Verbrechen schuldig befunden und „als der eingefleischte Satan" schimpflich abgesetzt. — Der andere Papst, Gregor XII., wich der Macht des Konzils und ließ dem seine freiwillige Verzichtleistung melden. Der dritte dagegen, Benedikt XIII. in Spanien, sträubte sich hartnäckig. Doch half es ihm auch nichts; der Kaiser wendete die Fürsten von ihm ab, die ihm noch anhingen, so daß er ganz verlassen dastand, und ob er wohl, als das Konzil auf seinen Widerstand auch ihn förmlich absetzte, unbeugsam blieb und über die heiligen Väter zu Konstanz und alle Welt grimmig seine Bannstrahlen hinzücken ließ, es fragte niemand mehr nach ihm († 1424).

So war das Eine gethan, das Schisma beseitigt. Ob nun wohl auch die andere Hauptaufgabe, die Reformation der Kirche, bewerkstelligt werden wird? Dazwischen wurde die Sache des Böhmen Hus vorgenommen und dieser wahrhaft heilige Mann vom Konzile zum Feuertode verurteilt. Mit diesem Justizmord hat sich ein Fluch auf das Konzil gelegt, daß es nichts Gutes mehr ausrichten konnte.

Nachdem „der Ketzer" aus dem Mittel gethan war, entstand ein heftiger Streit unter den Gliedern der Kirchenversammlung. Die deutsche Nation begehrte mit großem Ernste, daß sofort zur Reformation der Kirche geschritten werde, noch ehe man an die Wahl des neuen Papstes gehe; denn sie sahen vorher, daß das neugewählte Oberhaupt der Kirche sich jeder Einschränkung seiner Gewalt widersetzen werde. Allein zur Kirchenbesserung gehörten ja namentlich auch Maßregeln gegen die Übergriffe und die Zuchtlosigkeit der Prälaten; die versammelten geistlichen Herren sollten nun an sich selber gehen und sich selber heilsame Bande anlegen; und davon wollten die italienischen im Grunde ihres Herzens doch nichts wissen, und bei näherer Überlegung auch die französischen nichts, darum rieten diese beiden: „Zuerst wieder einen Papst!" Die Deutschen mußten nachgeben.

Nachdem man 9. Okt. fünf allgemeine Reformbeschlüsse verkündet hatte, wählte man den neuen Papst, 11. Nov. 1417. Es war ein Italiener, Martin V., ein feingebildeter, willensstarker und gewandter Mann. Derselbe setzte sich sehr anständig, aber gleich wieder so fest auf den heiligen Stuhl, daß er von allen früheren päpstlichen Ansprüchen nichts opfern wollte. Martin hintertrieb alle Besserungsversuche, was ihm besonders dadurch gelang, daß er die einzelnen durch allerlei Vergünstigungen zu gewinnen wußte. Sieben Reformbeschlüsse ordneten noch das kirchliche Finanzwesen für die nächsten Jahre, 21. März 1418, dann als der Frühling eine Seuche brachte, hob er aus zärtlicher Besorgnis für das Leben seiner Mitglieder das Konzil auf, 18. April 1418, indem er allen Mitgliedern Ablaß bis zur Todesstunde erteilte.

versprach aber, in fünf Jahren ein neues zu berufen. Und so ist von der ganzen prächtigen, mit so vielen Opfern an Zeit und Geld abgehaltenen Synode auch nur zur oberflächlichen Besserung der verdorbenen Kirche in der That nichts geschehen; aber darin hat sie ihre tausend Füße vereinigt, den aufgesproßten Keim einer wahren Reformation in den Boden zu stampfen. Die arme Christenheit sollte ihre Not erst noch allgemeiner und tiefer empfinden.



Fig. 203. Münze Papst Martins V.

Mit allem Pomp eines Herrn der Erde verließ der Papst Konstanz. Der Kaiser führte seinen weißen Zelter am Zügel; Fürsten hielten die Zipfel der scharlachenen Pferdedecke; Grafen trugen einen Himmel über ihm. Also zog er hinaus „dem ewigen Rom“ zu, in das er doch erst 1420 einziehen konnte; der neue alte Papst, und die geistlichen und weltlichen Herren zerstreuten sich ein jeder in das Seine. Da der abgesetzte Johann sich Martin V. unterwarf, wurde er von diesem zum Dekan des Kardinal-Kollegiums bestellt.

Husens schauerliches und doch herrliches Ende.

Der teure Mann machte sein Testament und stellte sich dem Konzil zur Entscheidung seiner Sache. Kaiser Sigmund erteilte ihm hiezu freies Geleite und nahm ihn „in Seinen und des Reiches besondern Schutz“; da war ihm feierlich versprochen, er solle während der Untersuchung frei und ungefährdet bleiben, und wenn er auch als Ketzer verurteilt werde, frei und unbehindert heimkehren dürfen, wo dann seine böhmische Obrigkeit die Strafe an ihm zu vollziehen hätte. Allein Hus war wenige Tage in Konstanz, so wurde er 28. November 1414 von Johanns Kardinälen hinterlistig vorgeladen und eingesperrt. Es half nichts, daß seine böhmischen Begleiter sich beim Kaiser über diesen Bruch des Geleitsbriefes beschwerten, denn die Prälaten sagten demselben: „einem Ketzer dürfe man das Wort nicht halten“, und Sigmund ließ das gelten, weil man ihm die Sache als politisch gefährlich darstellte. Die Beschwerde der Böhmen hatte nur die Folge, daß Hus in ein härteres Gefängnis, ein ungesundes Gemach geworfen wurde, wo er in schwere Krankheit fiel. Doch blieb sein Geist immer frisch und gesund, und er schrieb aus seinem Gefängnisse köstliche Briefe an seine Freunde in Böhmen. Übrigens lag er 4 Monate in dem dumpfen Loche, dann 10 Wochen im Turm von Gottlieben, denn die Versammlung war derweilen mit den Verhandlungen über die Päpste beschäftigt.

Endlich wurde er öffentlich verhört, 5. Juni 1415, nachdem schon 4. Mai Wiclifs Lehre verdammt worden war. Aber wie wunderlich! dieselben Prälaten und Gelehrten, welche das Verderbnis des Papsttums so hart angegriffen und eifervoll für eine Kirchenverbesserung gesprochen hatten, namentlich Peter d'Ailly und Joh. Gerson, erwiesen sich als seine heftigsten Gegner. Man las ihm 42 Klagepunkte vor; da er nun aber zur Verantwortung seinen Mund öffnete, stürmte man mit schrecklichem Geschrei über ihn hinein, daß er nicht reden konnte. Als er endlich Raum fand, sich zu verteidigen, und dies mit Ruhe und Klarheit that, schien es, als ob die Herren gar kein Ohr für Wahrheit, Recht und Billigkeit hätten. Man hatte ganz falsche Beschuldigungen gegen ihn aufgebracht, die er von sich ablehnte; seine wirkliche Lehre

aber erbot er sich zu widerrufen, wenn ihm die Irrtümlichkeit derselben aus heiliger Schrift nachgewiesen würde. Allein die Richter hörten auf nichts; sie lärmten und schrieen, er sei der ärgste Ketzer, eben damit, daß er Beweise verlange; er sollte einfach abschwören. Hus bezeugte, daß er nach bestem Gewissen Gottes Wort verkündigt, und das könne er nicht abschwören.



Fig. 204. Husens Gang zum Scheiterhaufen. (Aus einer gleichzeitigen Handschrift in Prag.)

Nach seinen drei Verhören (7. und 8. Juni) wurde ihm mit aller Macht zugesetzt, er solle doch sich vollständig dem Konzil unterwerfen und sein Leben retten; aber er weigerte sich standhaft. Selbst der Kaiser suchte ihn durch eine Gesandtschaft auf andern Sinn zu bringen, aber er wankte nicht. Er blieb beständig bei der Wahrheit Gottes, tiefbewegt wohl in seinem Herzen, doch mutigen, freudigen Geistes. Sein letztes Schreiben an seine geliebten Böhmen schließt er also: „Diesen Brief habe ich im Gefängnis an den Ketten geschrieben und harre auf morgen des Urteils, daß man

mich verbrennen soll. Ich habe aber ein ganzes Vertrauen zu Gott, er werde mich nicht verlassen, und nicht zugeben, daß ich seine Wahrheit betrüge. Wie *freundlich* aber Gott mein Herr mit mir handle und bei mir stehe, werdet ihr dann erfahren, wenn wir in der Freude des ewigen Lebens einander wiedersehen. O frommer Herr Jesu! Zieh uns Schwache dir nach!" Er that es!

Es war am 6. Juli 1415, als sich das ganze Konzil seinetwegen im Dom versammelte. Auch der Kaiser mit den Fürsten und Herren erschien dabei. Nach einer Predigt über das Thema: „daß man verstockte Ketzer aus der Christenheit ausrotten müsse", wurden hier vor allem Volk
30 dem Hus schuldgegebene ketzerische Sätze, auch die, welche er als völlig erdichtet von sich abgelehnt hatte, vorgelesen. So sollte er sich für die vierte Person in der Gottheit ausgegeben haben ꝛc. Er wollte reden, aber man gebot ihm zu schweigen; er bat im Namen des allmächtigen Gottes, ihn zu hören; aber es wurde ihm kein Wort mehr gestattet. Jetzt las ein Bischof das Urteil des Konziliums über ihn vor, „daß er als ein schädlicher und halsstarriger Ketzer solle des Feuertodes sterben". Da betete Hus auf seinen Knieen: „Ach, mein Herr Jesus, ich bitte dich, vergieb allen meinen Feinden ihre Übelthat um deiner großen Barmherzigkeit willen!" Das rührte jedoch die heil. Väter nicht; etliche blickten ihn zornig an, etliche lachten laut. Hierauf legten sie ihm den priesterlichen Ornat an und gaben ihm den Kelch in die Hand, ihn sofort zu entweihen. Sie rißen ihm zuerst den Kelch aus der Hand mit den Worten: „Wir nehmen von dir diesen Kelch der Erlösung, o du verfluchter Judas!" Hus antwortete: „Ich hoffe gewißlich, daß ich den Kelch des Heils heute noch in des Herrn Reich trinken werde." Dann rißen sie ihm ein Kleidungsstück nach dem andern mit einem Fluchworte herunter; er aber erwiderte jedesmal, „daß er alle Lästerung williglich leiden wolle um des Namens Jesu willen". Als sie ihn völlig entweiht hatten, setzten sie ihm eine Papiermütze auf, welche mit drei Teufeln bemalt war und die Aufschrift hatte: Erzketzer! Hus sprach dabei: „Mein Herr und Heiland hat für mich armen Sünder eine viel schwerere Dornenkrone bis zu seinem schmählichen Tode getragen." Als sie mit ihm fertig waren, sprachen sie: „Nun befehlen wir deine Seele dem Teufel!" Er sagte zum Himmel schauend: „So befehle ich sie dem allergnädigsten Herrn Christus!" Darauf wurde er von den Bischöfen der weltlichen Macht übergeben, und der Kaiser sprach zum Pfalzgrafen Ludwig: „Nehmet diesen Joh. Hus und lasset ihm thun, wie es einem Ketzer gebührt!" Die geistlichen Herren aber berieten weiter nach ihrer Tagesordnung.

Der Vogt führte Hus zur Stadt hinaus am Domplatz vorbei, wo man seine Bücher verbrannte; da lächelte er. Auf dem Brühl angelangt, knieete er nieder und betete: „Auf dich hab' ich gehoffet, Herr, in deine Hände befehl ich meinen Geist!" Die Büttel banden ihn an einen in den Boden getriebenen Pfahl mit sechs feuchten Stricken und einer Kette um den Hals. Zufällig schaute sein Gesicht nach Morgen, da schrieen etliche, es zieme sich nicht, daß der Ketzer gen Sonnenaufgang schauend sterbe, darum machten sie ihn wieder los und wendeten sein Gesicht gen Abend. Nun umbauten sie ihn mit Holz und Stroh. In diesem Augenblick ritt der Pfalzgraf heran und ermahnte ihn nochmals, durch Abschwörung seiner Irrlehre sein Leben zu retten. Er aber sprach: „Gott ist mein Zeuge, daß ich mit aller meiner Lehre nichts wollte, als allein die Menschen *von der Sünde ab und ins Reich Gottes* ziehen; in der Wahrheit des *Evangelii* will ich denn heute fröhlich sterben!" Hierauf wurde angezündet. Als die Lohe gegen ihn schlug, sang er: „Christe, du Sohn des lebendigen Gottes, erbarme dich mein!" Als er fortfuhr: „der du geboren bist aus Maria," schlug ihm die Flamme ins Gesicht; man sah noch seine Lippen sich bewegen. Bald war er lautlos verschieden. *So selig und herrlich starb er!* Als er verbrannt war, rafften sie die Asche zusammen und warfen sie in den Rhein.

Hus ist *nicht* vom *Papste*, sondern von den *Vertretern* der *gesamten römischen Kirche* verbrannt worden. Sie haben damit einen Justizmord begangen. Ob diese Kirche ohne Papst viel freundlicher zum Evangelio stehen würde, als mit ihm? — Am 30. Mai 1416 starb sein Freund und Mitlehrer an der Prager Universität, *Hieronymus*, in demselben Konstanz des gleichen Todes. Einen abgepreßten Widerruf nahm er zurück und ging freudig zu seiner „Ausfeuerung".

§ 4. Der Hussitenkrieg.

Die schändliche Hinmordung des trefflichen Mannes brachte in seinem *Böhmen*, wo er bei *Volk* und *Adel* einen großen Anhang zählte, eine außer-

ordentliche Bewegung hervor, und weitentfernt, daß seine Sache damit unterdrückt gewesen wäre, nahm man sich ihrer jetzt nur um so reger und allgemeiner an. Die Edeln kamen 1415 auf einem Landtag überein, daß auf ihren Gütern Gottes Wort frei gepredigt werden solle und daß sie keinen Bann und kein Interdikt sich darin behindern lassen wollten; die husitischen Prediger, voran der Pfarrer Jakob von Mies, reichten jetzt allenthalben auch den Laien den Kelch im h. Abendmahle, der ihnen fälschlicher- und sündigerweise vorenthalten worden war und dessen sie sich so freuten, daß sie ihn bei öffentlichen Gelegenheiten als ihr Banner vor sich hertragen ließen. Das wäre nun alles recht gewesen, aber Menschliches, Fleischliches mischte sich leider auch bei. Die reinere Lehre konnte ja nicht so schnell die Herzen durchdringen und eitel neue Menschen machen; dazu kam die Gewaltthätigkeit jener Zeit überhaupt und der besondere Trotz der Tschechennatur. Mit dem Eifer für die bessere Lehre verband sich Zorn und Grimm gegen ihre Feinde, und schon seit der empörenden Nachricht von Hus' Hinwürgung wurden einzelne Mißhandlungen an katholischen Priestern und Mönchen begangen.


Fig. 205. Ziska. (Nach einem alten Stich.)

Da nun aber Martin V. am Schlusse der Konstanzer Versammlung eine Ketzerbulle gegen die Husiten ausgehen und sein Legat, 1419, in Böhmen selbst (zu Slan) einen ihrer Prediger verbrennen ließ, so wurde die Aufregung unter ihnen noch viel stärker. Es traten entschiedene Führer an ihrer Spitze, Niklas von Pistna, der Gutsherr von Hus' Geburtsort und sein alter Freund, und vornehmlich Joh. von Trocznow, genannt Ziska (der Einäugige), ein scharfverständiger, kraftvoller und ausnehmend kriegstüchtiger Mann, aber wilden Wesens und Geistes; und sie nahmen eine drohende Haltung gegen die Römischkatholischen an. — Der alte König Wenzel, anfangs günstig für sie gestimmt, verfuhr jetzt strenger und ließ die Lautesten festnehmen, was aber gerade eine der beabsichtigten entgegengesetzte Wirkung that. Im Juli 1419 zog eine Schar von ihnen vor das Rathaus zu Prag, um die Loslassung der gefangenen Brüder zu begehren. Sie wurde verweigert und zugleich fiel ein Stein vom Rathaus herab, der einen ihrer Geistlichen traf. Und hier fuhr der Satan in die armen Leute, die nicht ernstlich genug wachten. Ziska stürmte mit den Wütendsten ins Rathaus hinein und stürzte den Bürgermeister und 13 Ratsherren zum Fenster heraus in die Spieße der Untenstehenden. Als dies Wenzel hörte, traf ihn vor Zorn der Schlag und er starb.

Erbe des kinderlosen Königs war sein Bruder, Kaiser Sigmund; dieser sollte also jetzt den böhmischen Thron besteigen. Aber den „Treubrüchigen", der ihrem herrlichen Lehrer sichres Geleite feierlich zugesagt und ihn dann dem Feuer überliefert hatte, wollten die Husiten nicht als ihren König annehmen; und ihre Stimme war die geltende im Lande, wenn auch die Böhmen im ganzen noch zur katholischen Kirche gehören wollten. Sigmund versuchte thörichterweise gar nichts, um die Böhmen für sich zu gewinnen; er trat mit Drohungen und Vorwürfen auf und rückte mit einem großen Kriegsheer ins Land, um das Ererbte mit Gewalt in Besitz zu nehmen. Der Papst erklärte seinen Krieg für einen heil. Kreuzzug. Er belagerte aber 1420 die

Hauptstadt Prag mit seinen 100 000 Mann vier Wochen lang vergeblich und mußte vor dem tapfern Ziska, dessen weit geringere Mannschaft fast nur Kolben und Dreschflegel trug, wieder abziehen.

Die Husiten spalteten sich in Gemäßigtere und Strengere. Die ersteren hießen die Prager, später Kalixtiner, Kelchner, auch Utraquisten; sie begehrten ungehinderte Verkündigung des göttlichen Wortes und den Kelch im Abendmahle auch für die Laien, endlich Sittenreinheit der Geistlichen und ihren Verzicht auf die Kirchengüter, so wollten sie Andersgläubige neben sich dulden. Die letztern nannten



Fig. 206. Plünderung eines Dorfes im Husitenkrieg. („Mittelalt. Hausbuch", Germ. Museum, Nürnberg.)

sich Taboriten von ihrer Festung Tabor, die sie sich auf einem Berg im Süden erbaut hatten; diese wollten das ganze römische Unwesen mit Feuer und Schwert vertilgen; sie hielten sich für „das auserwählte Gottesvolk", das berufen sei, die Falschgläubigen als „Kanaaniter, Moabiter, Philister" aus dem hl. Lande der Kirche Christi auszutreiben und auszurotten. Alle Christen sollten frei und gleich sein; wie das die unterdrückten Bauern lockte! Diese Schwärmer und Fanatiker, an deren Spitze eben jener Ziska stand, haben allerdings abscheuliche Greuel an den Römischkatholischen verübt, viele Priester derselben als ein Racheopfer für Hus in Pechtonnen verbrannt ꝛc. und namentlich mit Mord und Flammen gegen Klöster und Klosterleute ge-

wütet. Allein die Gegenpartei hat ihnen Gleiches mit Gleichem vergolten, wo sie konnte, wie denn einst die Bergleute in Kuttenberg 1600 Husiten in die Tiefe eines alten Schachtes hinunterstürzten.

Die unter sich getrennten Husiten vereinigten sich doch jedesmal bei Angriffen von außen, und dann war Ziska der gemeinschaftliche, gewaltige und sieghafte Führer. Derselbe verlor auch sein anderes Auge, aber seine völlige Blindheit verhinderte ihn nicht, mit gleicher Tapferkeit und Sicherheit den Kampf zu ordnen und zu leiten. Mit zwei neuen starken Heeren brach Sigmund nach Böhmen herein: das eine ward bei Saatz zerstreut, 1421, das andere bei Deutschbrod geschlagen, 1422; beide mußten mit großem Schimpf und Verluste das Land verlassen. Ziska blieb der Schrecken der Feinde bis zu seinem Tode, 1424. Nach ihm ragten besonders zwei Mönche Prokop als Feldherrn der Husiten hervor. Diese kämpften mit gleichem Ungestüm und Glücke fort. Sie schlugen nicht nur abermals gegen sie anrückende feindliche Heere, sondern drangen auch siegreich in die Nachbarländer, Schlesien, Sachsen rc. ein. In den steten Kriegen wurden sie aber immer wilder, und fürchterlich hausten sie, wo sie hinkamen; in dem einen Jahre 1430 sollen sie 100 Städte und 1400 Dörfer zerstört haben. Vor den „Hussen" ging überall Entsetzen her.

Man beriet sich auf Reichstagen zu Nürnberg und Regensburg, wie man die Schrecklichen dämpfen wolle. Alle Christenvölker wurden zur Teilnahme am Kreuzzug gegen sie aufgefordert. Ein neues Reichs- und Kreuzheer von 120 000 Mann zieht nach Böhmen, 1431; allein sowie es bei Taus die Hussen erblickt, läuft alles, von Angst und Graus erfaßt, Hals über Kopf davon. Was Sigmund mit dem Schwerte nicht auszurichten vermochte, das suchte er endlich durch gütliche Benehmung zu erreichen, wozu ihm eine in Basel wieder zusammengetretene Kirchenversammlung (§ 5) erwünschte Hand bot. Diese, welcher die Beschwichtigung der Böhmen sehr am Herzen lag, lud sie zu Friedensverhandlungen nach Basel ein.

Sie wollten sich anfangs mit dem Konzile nicht einlassen; auf wiederholte Einladung erschien jedoch, unter der Bedingung, daß Gottes Gesetz und der Vorgang der Apostel und der ältesten Kirche als Richtschnur der Verhandlungen gelten solle, eine Gesandtschaft von ihnen dortselbst, 1433. Sie wurde sehr rücksichtsvoll behandelt, und die hohen Häupter der Kirche ließen sich herbei, 50 Tage nacheinander fort mit den Ketzern über den Glauben zu disputieren, wobei diese frei und derb von der Leber weg redeten. Indessen kam es zu keiner Vereinigung und die Böhmen gingen endlich verdrossen weg. Da schickte nun das Konzil Abgeordnete mit ihnen nach Prag, und diesen gelang es, mit den Gemäßigtern, den Kalixtinern, einen Vergleich zustande zu bringen, 1433, dessen Artikel „die Prager oder Basler Kompaktaten" heißen. Darin war den Böhmen der Kelch im Abendmahl und die Verkündigung des göttlichen Wortes in der Landessprache zugestanden, doch nicht ohne beigefügte bedenkliche Klauseln.

Die Taboriten beteiligten sich nicht am Vergleich; sie schrieen, das führe zu allen Greueln des römischen Wesens zurück, und kehrten die Waffen jetzt auch gegen die treulosen Kalixtiner, so daß ein furchtbarer Bürgerkrieg Böhmenland durchtobte. Aber letztere, von den Katholischen unterstützt, bewältigten die Strengen bei Böhmischbrod, 1434, gänzlich; ihr Führer Prokop fällt, Tabor wird erobert und zerstört; es ist aus mit ihnen. — Die Böhmen erkannten nunmehr den Sigmund, nachdem er ihnen „den Religionsvorbehalt" (die Kompaktaten) bestätigt hatte, willig als ihren König an, und er hielt unter ihren Freudenbezeugungen 1436 seinen königlichen Einzug in Prag. So hatte man die Husiten äußerlich zur Kirche zurückgebracht. Aber die Taboriten hatten recht gesehen, der Vergleich war die Brücke zum völligen Wiederkatholischwerden. Denn sie wurden inskünftige vielfach belästigt, um ihnen ihre Freiheiten zu verleiden, und ein folgender Papst (Pius II.) hob die Kompaktaten förmlich wieder auf. Die große Menge war im Eifer abgekühlt, doch wählten die Kalixtiner 1458 (—71) einen der ihrigen, Georg Podiebrad, zum böhmischen

König, den freilich der Papst bannte, und bestanden unter Anfechtungen noch fort bis 1620.

Die Besten der Hussiten zogen sich jedoch in die Stille zurück, und geläutert im Ofen der Trübsal, vereinigten sie sich 1467 zur „Böhmisch-Mährischen Brüdergemeinde“, welche das Kleinod des Glaubens treu bewahrte. Auf einer Synode in Lhota ließen sie, 1467, durch einen frommen römischen und einen Waldenser Priester ihre ersten Geistlichen weihen, die sich der Ehe enthielten. Sie standen zuerst unter einem Bischof, seit 1500 aber unter vier Senioren.

§ 5. Wie der Papst über die Prälaten siegt.

Das Konzil zu Basel war 1431 infolge eines Konstanzer Beschlusses, daß von nun an fort und fort in kürzern Zeiträumen allgemeine Kirchenversammlungen statthaben sollten, zusammengetreten. Der Papst, nun Eugen IV., wohnte ihm nicht persönlich bei, sondern ließ sich durch einen Legaten vertreten.

Gleich zu Anfang wurde hier die Konstanzer Erklärung erneuert, „daß eine allgemeine Kirchenversammlung über dem Papste stehe“. Darnach beschäftigte man sich mit den Böhmen, und nach glücklich erlangter Übereinkunft mit denselben schritt man nunmehr allen Ernstes, denn die Böhmengeschichte hatte gewaltig ans Herz gegriffen, zum Werk der Kirchenreformation. Man verfuhr noch freier und kühner gegen den Papst als zu Konstanz, beschränkte seine Macht über die einzelnen Landeskirchen, entzog ihm die Annaten (Einkünfte des ersten Jahres von Prälaturen) und andere Gefälle und Erpressungswege 2c.; man that auch etwas zur Einführung besserer Zucht in den Klöstern, zur Steurung des Verderbens der Geistlichkeit, verbot den Kauf der kirchlichen Stellen, ordnete die alten zuchtübenden Provinzialsynoden wieder an 2c.

Das war alles schön und gut; sehen wir aber näher zu, es war doch keine Kirchenverbesserung von innen heraus, der so sehr verfälschte Christenglaube wurde (etwa mit Ausnahme des Dogmas vom Papste) nicht im mindesten berührt und nach Gottes Wort geändert.

Indessen erzürnte sich und erschrack Eugen IV. über die verstärkten Angriffe auf das Papsttum; darum erklärte er die Versammlung für eine Bande Satans und schrieb 1438 ein Gegenkonzil aus nach Ferrara. Von da verlegte er es bald nach Florenz, wo er eine scheinbare Vereinigung der griechischen Kirche mit der römischen zuweg brachte, 1439. Darüber war nun hoher Jubel in ganz Europa. Die Basler Väter aber, durch seinen Bannfluch beleidigt, setzten den Eugen als unverbesserlichen Ketzer ab, und den ehemaligen Herzog Amadeus von Savoyen unter dem Namen Felix V. an seine Stelle, 1439. Ein Teil der Prälaten, damit nicht einstimmig, trennte sich vom Konzile; die weltlichen Fürsten waren auch über den schnellen Schritt betroffen und wollten ihn nicht gutheißen; so befanden sich die kühnen Väter in Verlegenheit.

Es verdarb ihnen aber Einer noch ihre ganze Sache, von dem sie sichs am wenigsten versehen hätten, der Aeneas Sylvius, ein geborener Toskaner, ein Mann von seltener Klugheit und Gewandtheit des Geistes. Dieser war anfangs Sekretär des Konzils gewesen und einer der größten Redehelden für die Befreiung, Reinigung und Herstellung der Kirche; darnach wurde er aber Geheimschreiber des Kaisers Friedrich III. (S. 437), und daneben der wärmste Verehrer des alten Papsttums und rastlos thätiger Agent des alten Papstes. Dieser feine Kopf lenkte Sinn und Willen des Kaisers zu Gunsten Eugens und brachte es durch seine ausnehmende Redekunst, durch kleinere Bewilligungen und durch Bestechung dahin, daß auch Deutschlands Fürsten und Prälaten sich ebendemselben wieder zuwandten und fügten. So geriet das Konzil immer mehr in die Brüche; ein Glied nach dem andern drückte sich fort; endlich von Basel nach Lausanne verdrängt, löste es sich völlig auf,

1448, nachdem es 17 Jahre getagt und so viel als vergeblich gearbeitet hatte. Sein Papst Felix trat freiwillig ab und in die frühere geliebte Einsamkeit zurück, und die von den Ländern schon angenommenen „Basler Reformbeschlüsse" kamen meist wieder außer Wirksamkeit.

Der schlaue Aeneas Sylvius stieg 1458 als Pius II. selbst auf Petri Stuhl, und wie er bis dahin schon mit seiner bewundernswerten Geschicklichkeit zur Wiedererhöhung der Papstmacht erfolgreichst gewirkt hatte, so vollendete er nun, mit der dreifachen Krone auf dem eigenen Haupte, sein Werk. In einer ausgegebenen Bulle verdammte er den Satz: daß ein Konzil über dem Papste stehe, als einen „verabscheuungswerten Irrtum", und niemand protestierte weiter dagegen. Das sehen wir aber deutlich, durch die Prälaten sollte der armen Kirche nicht geholfen werden. Nicht einmal eine erkleckliche äußerliche Besserung derselben brachten sie zuwege, geschweige daß sie ihre tiefen innern Schäden geheilt hätten.

§ 6. Die Habsburger.

Sechs Jahre nach dem Beginne des Basler Konzils (1437) starb Sigmund der Wortbrüchige, der erst 1433 in Rom gekrönte letzte Kaiser aus dem Luxemburgischen Hause. Er hinterließ nur eine Tochter, Elisabeth, die sich mit einem Habsburger, dem Herzog Albrecht von Österreich, verehelicht hatte. Da Sigmund zugleich König von Ungarn und Böhmen, dann Herzog von Mähren und Schlesien und Markgraf von der Lausitz war, erbte Albrecht durch seine Frau die Herrschaft über alle diese Lande und so kam die große Hausmacht der Luxemburger an das Habsburgische Haus.

Die Mark Brandenburg, welche Sigmund auch besessen, war nicht mehr zu erben, er hatte sie 1411 und dann samt der Kurwürde 1415 an den Burggrafen von Nürnberg, Friedrich von Hohenzollern, abgetreten, zum Lohn seiner Verdienste um das Reich und um die Königswahl. Später setzte er ihn zu seinem Statthalter in allen deutschen Landen ein und ging damit um, ihn zum römischen Könige machen zu lassen. Auf diese Weise gelangte das Haus Hohenzollern, ursprünglich eine schwäbische Grafenfamilie, die frühe das Sparen gelernt hatte, zum Besitze des Kurstaates Brandenburg, welcher sich nachmals zu dem Königreiche Preußen erweitern sollte. Der Markgraf brachte fränkische Truppen und Geschütz mit, die Raubritter zu demütigen und Sicherheit im Lande herzustellen, darin er sich „als ein Amtmann Gottes am Fürstentum" fühlte. Schon sein Nachfolger Friedrich II. schlug dann in Berlin seinen Sitz auf.

Der Erbe Sigmunds, Albrecht von Österreich, wurde auch sein Nachfolger im Kaisertume; und ist beachtenswert, daß von nun an lauter Habsburger Geblüt auf dem deutschen Throne saß, bis das heil. römische Reich deutscher Nation 1806 zusammenfiel. Albrecht II. (1438—39) war ein einsichtiger, kräftiger und wohlmeinender Herr, auf den das deutsche Volk große Hoffnungen baute. Diese konnten sich freilich in seiner kurzen Regierung um so weniger verwirklichen, da, was er Gutes ausrichten wollte, durch die eigensüchtigen und aufeinander neidischen Stände vereitelt ward. Er starb im besten Mannesalter auf einem Türkenzug.

Jetzt wurde das Reich seinem Vetter Friedrich, Herzog von Österreich, anvertraut. Einen Untauglichern zur Verwaltung desselben in dieser tiefaufgeregten Zeit hätte man aber kaum finden können. Friedrich III. (1440—93) vereinigte mit etwas Gutmütigkeit ein sonderliches Maß von Schwäche und Trägheit, Engherzigkeit und Habsucht. Seine Liebhabereien gingen allen Regierungsgeschäften vor, wie er denn einmal einen Landtag entließ, um seine Blumenscherben vor Frost zu schützen. Und dieser Mann nahm länger als einer vor ihm und nach ihm den deutschen Thron ein, 53 Jahre lang! Er war der letzte Kaiser, der sich in Rom krönen (und zugleich 1452 trauen) ließ. — Von seinem Geheimschreiber Äneas Sylvius

geleitet und bestochen (S. 436), brachte er Deutschland im Wiener Konkordat 1448 um allen Gewinn des Basler Konzils. Der Papst zog hundertmal mehr Geld aus Deutschland als der Kaiser. Dieser ließ es auch ruhig geschehen, daß Westpreußen



Fig. 207. Darstellung der Belehnung Friedrichs von Hohenzollern mit der Mark Brandenburg. (Aus einer gleichzeitigen Handschrift in Prag.)

an die Polen kam (S. 386) und die Königreiche Ungarn und Böhmen dem Hause Habsburg wieder entzogen wurden, indem die Ungarn 1458 den Matthias Korvinus, die Böhmen den Georg Podiebrad sich zum Könige setzten. Er sah unempfindlich zu, wie die Türken (§ 11) dem griechischen Kaisertume den

Garaus machten; und als diese furchtbaren Feinde der Christenheit immer weiter in Europa vorwärts drangen, that er auch nichts als Reichstage gegen sie auszuschreiben, die er selbst nicht besuchte. In Deutschland ging nun wieder einmal alles drunter und drüber; denn des Reichs Ruhehüter bekümmerte sich um nichts und niemand bekümmerte sich um ihn. Ein Krieg um den andern entbrannte; so der Sächsische Bruderkrieg zwischen dem Kurfürsten Friedrich und dem Herzoge Wilhelm (1446 bis 1450); so ein neuer Städtekrieg 1449 f., da 31 Städte unter dem Vortritte von Nürnberg, Augsburg und Ulm mit 32 Fürsten und Bischöfen und unzähligen Rittern sich schlugen 2c.

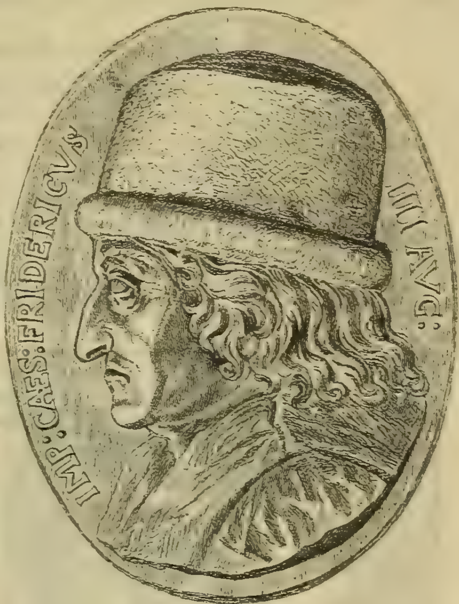


Fig. 208. Kaiser Friedrich III. (Nach einem Medaillon im German. Museum zu Nürnberg.)

An den sächsischen Bruderkrieg knüpfte sich der bekannte Prinzenraub. Der Ritter Kunz von Kaufungen, der auf Seite des Kurfürsten tapfer gefochten, meinte nachher von demselben unbillig behandelt zu werden. In seinem Grolle ritt er nun eines Nachts, 1455, bei Abwesenheit des Kurfürsten vor dessen Residenz Altenburg und raubte mit Hilfe eines bestochenen Schloßdieners, welcher eine Strickleiter herabließ, die zwei kurfürstlichen Söhnlein Ernst und Albert. Als man sie schon unten hatte, erschien die vom Geräusch erweckte Mutter am Fenster und bat den Kunz flehentlich, von seinem Frevel abzustehen. Aber dieser sprengte mit dem jüngern Prinzen fort, während zwei andere mit dem ältern davonjagten; sie wollten mit ihnen nach Böhmen. Im ganzen Lande ertönten die Sturmglocken hinter den Räubern. Kunz war schon hart an der böhmischen Grenze, da hielt er in einem Walde an, weil der fürstliche Knabe vor Hitze und Durst verschmachten wollte, er stieg ab und ließ ihn Beeren suchen. Da kam ein Köhler mit seinen Leuten, dem Albertchen gleich zurief: Ich bin der Prinz von Sachsen, rette mich! Nun schlugen die Köhler mit ihren Schürstangen die Knappen des Ritters nieder und nahmen ihn selbst gefangen. Sie brachten den Prinzen samt ihm unter großem Jubel nach Altenburg. Die zwei andern Ritter lieferten den Ernst freiwillig aus. Sie wurden begnadigt, Kunz enthauptet. Von diesen Prinzen stammen die noch blühenden Linien des sächsischen Hauses, die Ernestinische und Albertinische, her.

Der energische Kurfürst von der Pfalz, Friedrich der Siegreiche, von Feinden „der böse Fritz" geheißen, war ein besonderer Streithahn: er konnte nie ruhen und mischte sich in alle Händel. Friedrich III. sprach einmal die Reichsacht über ihn aus und ließ ihn durch den tapfern Markgrafen Albrecht Achilles, einen Sohn des vorgenannten ersten brandenburgischen Hohenzollern, bekriegen: aber der böse Fritz hielt sich doch und höhnte den Kaiser so, daß er zu Heidelberg einen Turm baute, den er „Trutzkaiser" hieß! — Friedrichs eigner Bruder Albrecht und sein österreichischer Adel befehdeten ihn. Sogar seine Wiener Bürgerschaft empörte sich wider ihn, 1462, und belagerte ihn in seiner Burg. Da zeigte er aber doch einmal männlichen Mut und einen erregtern Geist: er trat auf die Mauer und rief hinab, „daß er diesen Ort verteidigen werde, bis er sein Kirchhof werde: Gott aber lebe noch, der werde ihn zu beschirmen wissen." Damals nahm sich sein Feind Podiebrad von Böhmen mitleidig seiner an und vermittelte einen Frieden. Aber Matthias Korvinus von Ungarn fiel darnach wiederholt in Österreich ein, und das

zweitemal, 1485, eroberte er Wien und das ganze Land; da mußte der arme Kaiser aus seinem Erbland ins Reich fliehen und darin von Stadt zu Stadt ziehend sich speisen lassen fünf Jahre lang. Denn erst nach des Matthias Tode, 1490, konnte er sein Österreich zurückerhalten. Die drei letzten Jahre seines Lebens hatte er Ruhe, die er vornehmlich dazu verwendete, daß er nach den Sternen sah und das Goldmachen versuchte. Er starb, der Jammerkaiser, im 78. Lebensjahre, gefolgt von seinem Sohne Max I., „dem letzten Ritter auf dem Throne" (§ 13).

§ 7. Die deutschen Städte im 15. Jahrhundert.

Wir haben gehört, daß 31 Städte mit 32 Fürsten und Bischöfen und einer Unzahl kleinerer Herren es aufnahmen — wie mächtig mußten sie sein! Auch waren das nicht die gefürchteten norddeutschen Hansestädte, sondern schwäbisch-fränkische. Die deutschen Städte überhaupt, wie die italischen, hoben sich im Verlaufe des Mittelalters hoch empor; und in diesem 15. Jahrhundert waren es namentlich die süddeutschen (S. 416), welche bei aller Verwirrung im Reiche durch emsigen Betrieb der Gewerbe und des Handels einen gewaltigen Aufschwung nahmen.

Der Handel blühte ungemein. Warenzug an Warenzug, in den gefährlichen Gegenden mit starker militärischer Begleitung, bewegte sich auf den Straßen nach allen Seiten hin. Besonders war die Handelsstraße von Süden herauf belebt. Die köstlichen Erzeugnisse des Morgenlandes kamen zu Wasser nach Italien. Von Venedig aus wurden sie auf Hunderten von Maultieren über die Alpenhöhen getragen. Ihr erstes Ziel war Augsburg. Von da gingen sie weiter nach Nürnberg, Frankfurt, nach dem Norden und Osten Europas. Durch den so schwunghaft betriebenen Handel wurde auch der eigene Kunstfleiß erweckt. Treffliche Arbeiten, besonders in Tuch und Leinwand, wurden ins Ausland geführt. Die süddeutsche Weberei hatte ihre Hauptstätte in Augsburg. Nürnberg war die sorgsame Pflegerin aller möglichen Gewerbe und die kunstreichste von allen Städten. — Durch dieses rührige fröhlich gedeihende Gewerbs- und Handelswesen verschafften sich aber die Städte einen ungemeinen Reichtum. In Augsburg blühte bereits das von einem gemeinen Weber herstammende berühmte, nachher in den Grafen-, ja Fürstenstand erhobene Geschlecht der Fugger auf, welche durch Fabrikation und Verkauf von Leinwand es bald dahin brachten, daß sie über Millionen verfügten. Auch mancher Kaufherr in andern Städten konnte leicht einen Grafen auskaufen.

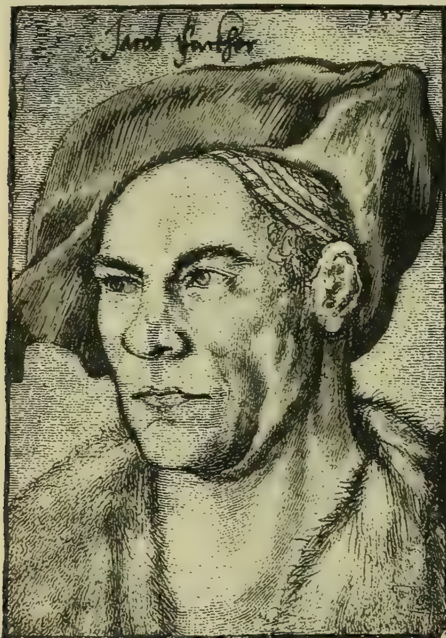


Fig. 209. Jakob Fugger, der Begründer der Fugger'schen Größe, gest. 1469. (Nach einer Zeichnung H. Holbeins d. ä.)

Die damalige Vermöglichkeit der Städte kann man noch an ihren zu jener Zeit entstandenen ungeheuern Mauern und Türmen, womit sie sich befestigten, sowie an den großartigen herrlichen Rathäusern und andern Bauwerken, wahrnehmen. Auch ihre Wohnhäuser stellten sich die Bürger gar stattlich her, daß z. E. Äneas Sylvius in einer Beschreibung Deutschlands sagen

konnte: „Die Könige von Schottland würden glücklich sein, wenn sie wie die Bürger von Nürnberg wohnen könnten." Einen beträchtlichen Teil ihres Reichtums verwendeten sie aber auch auf wohlthätige Stiftungen für Kranke, Arme, Studierende 2c., welche heutzutage noch Segen spenden. — Da lebte auch der Gesang in den Gesellschaften der Meistersänger, deren erste in Mainz 1387 von Karl IV. Freibrief und Waffenrecht erhielt. In allen Städten vom Rhein bis zur Weichsel sang man nun biblische Dichtungen, die Gassenlieder zu verdrängen, und als Nachmittagsgottesdienst wurde die Singschule betrieben. Der Preis des „Übersingers" bestand in einer Silberkette; Meister aber hieß, wer einen neuen Ton erfand.

Die Städte konnten sich mit ihrem vielen Gelde Scharen von Söldnern gegen die Fürsten und Herren anwerben. Indessen übten sich die Bürger selbst in freien Stunden gern im Waffenwerk; und wenn eine Stadt belagert wurde, war jeder Waffenfähige an seinem Platz, und wo es die Not erforderte, zog auch der junge Bürger dem Feind entgegen und hieb mit seinem guten Schwerte drein, trotz einem Ritter, und schoß aus einer Donnerbüchse besser als der Ritter. — Die freien Reichsbürger fühlten sich aber auch, und nicht bloß der Patrizier mit seiner Feder hinterm Ohr, damit er Wechselbriefe auf Tausende schreiben konnte, auch der Plebejer mit dem Hammer, dem Pfriemen, däuchte sich nicht viel weniger als ein Edelmann. Bei Festen, wenn die Ratsherren und Zünfte in Prozessionen einherzogen, entfaltete sich ein Glanz und eine Pracht, wie kaum an Fürstenhöfen; und Volk wie Ameisen wimmelte herum. — Wir schauen nun wieder nach andern Ländern aus; zunächst nach Frankreich hinüber.

§ 8. Die Jungfrau von Orleans.

Seit 1392 hatte Frankreich einen geisteskranken König, Karl VI. Unter ihm bekämpften sich die uneinigen Großen des Reichs und es wütete ein schrecklicher Bürgerkrieg in dem Lande. Die dadurch entstandene Zerrüttung benützte der hochbegabte feurige König von England, Heinrich V., „der Stern des englischen Königtums," zu einem Einfalle, um die Augen der Engländer von seinem zweifelhaften Thronrecht abzulenken; denn sein Vater, Herzog von Lancaster, hatte seinen Vorgänger Richard II. 1399 entsetzt und dann als Heinrich IV. (bis 1413) regiert. Nachdem er 1415 bei Azincourt einen herrlichen Sieg errungen, eroberte er die Normandie. Mit Hilfe des Herzogs von Burgund, der 1419 auf seine Seite trat, bemächtigte er sich Nordfrankreichs bis zur Loire hin und zog prangend selbst in Paris ein. Mitten jedoch in seinem Siegeslaufe starb er, 1422, und der wahnsinnige Karl, der ihm seine Tochter und die Erbfolge in Frankreich zugestanden, folgte ihm im Tode.

Der Sohn des letztern, Karl VII., war ein gutmütiger, aber schwächlicher Prinz und gar nicht der Mann, den Engländern, welche unter trefflichen Feldherrn, einem Bedford, Talbot, Suffolk 2c., den Krieg fortsetzten, ihren Raub wieder abzunehmen oder nur ihren Fortschritten Einhalt zu thun. Diese dehnten ihre Eroberungen immer weiter aus, so daß dem jungen Könige (oder Dauphin, wie er vorerst hieß) zuletzt fast nur die Landschaft Berry blieb. Die Franzosen seufzten unter dem Übermute der Fremdlinge, hatten ihr Unglück aber freilich als eine wohlverdiente Züchtigung ihres gar zu wüsten, schändlichen Lebens und Treibens anzusehen. Am nördlichen Ufer der Loire hielt sich noch die feste Stadt Orleans gegen die Engländer. Sie wurde von ihnen hart belagert, aber auch von dem Grafen Dunois mit großer Tapferkeit verteidigt. Immer stärker bedrängt jedoch war sie nahe am Fall, und nach demselben hätte der arme Karl aus seinem Zufluchtsorte leicht verjagt werden können.

Wer sollte helfen? Er konnte sich nicht aus seinem weichlichen Leben ermannen, und hätte ers gethan, so wars doch ohne Hoffnung, jetzt noch mit seinen zusammengeschmolzenen Kräften gegen die furchtbare Macht der Engländer etwas auszurichten. Karl dachte schon daran, ins Ausland zu fliehen, und nur seine standhafte Schwiegermutter von Anjou hielt ihn noch zurück. Siehe, da kam Hilfe auf eine wunderbare Weise; denn Gott hatte nun auch den Hochmut der Engländer zu demütigen beschlossen.

Im Dorfe Domremy an der deutsch-lothringischen Grenze, weit von Karl entfernt, lebte eines Landmanns Tochter, Johanna Darc. Ein Hirtenkind, still und in sich zurückgezogen, betete viel und führte einen unbescholtenen Wandel. Ihr that das Unglück Frankreichs und des jungen Königs tief im Herzen wehe, sie mußte immer daran denken und mit glühender Sehnsucht rief sie um Hilfe nach oben. Auf einmal bekam sie Erscheinungen; sie sah den Erzengel Michael und die h. Katharina u. a. Engel und Heilige, die mit ihr redeten. War's bloße Phantasie bei ihr, aber doch unter waltender göttlicher Vorsehung? oder trat etwas wesenhaft Himmlisches an sie, das sie aber mit ihren katholischen Vorstellungen färbte? Gewiß ist, daß sie sich selbst von der Wirklichkeit ihrer himmlischen Erscheinungen völlig überzeugt hielt; sie sah die Gestalten und hörte ihre Stimme bei Tag und Nacht, im Haus und Felde; und sie sagten ihr immer, daß sie von Gott bestimmt sei, das Vaterland und den König zu retten ꝛc. und sie solle in Gottes Namen frisch ans Werk gehen.

Als sie ihre Offenbarungen andern mitteilte, fand sie wenig Glauben damit; ja man wollte ihr dieselben mit Ohrfeigen und Prügeln austreiben. Allein sie blieb felsenfest auf ihrem göttlichen Berufe und sagte nur immer: „Ich muß hin! muß zum Könige hin!" Da wurde sie endlich von dem Ritter Baudricourt im nahen Städtchen Vaucouleurs zum Könige geführt; eilf Tage dauerte die Reise durch Gegenden, wo alles von Feinden schwärmte, doch sie gelangten wohlbehalten, Februar 1429, bei Karl in Chinon an. Die Jungfrau trat bescheiden, aber mit großem Ernste vor den König, den sie auch in seiner Verkleidung sogleich erkannte, und sagte ihm voll Zuversicht, Gott habe sie ihm zu Hilfe gesandt; sie werde die Belagerung von Orleans aufheben und ihn nach Reims zur Krönung führen; er solle nur eilends Kriegsvolk zusammenrufen. Karl war betroffen. Er ließ sie noch durch einen Rat von Rechts- und Gottesgelehrten prüfen, wobei sie alle oft sehr verfängliche Fragen mit solcher Einfalt beantwortete, daß die meisten endlich gleichfalls glaubten. Das Volk schwärmte für sie, so wagte es der Hof mit ihr.

An der Spitze einer schnell gesammelten Schar zog jetzt die Jungfrau, in Mannestracht gerüstet, zu Pferde, dahin. Sie trug eine weiße Fahne, die sie hatte fertigen lassen, auf welcher der Heiland abgebildet war, den Erdball in der Hand haltend und zwei Engel an seiner Seite und Lilien herum, und die Worte standen darauf: Jesus, Maria! damit sollten ihre Streiter immer an den höhern Beistand erinnert werden, der mit ihnen sei, und an ein unschuldiges heiliges Leben. Sie hielt auch strenge Zucht unter ihnen, duldete kein Fluchen, Spielen, Saufen, keine Unzucht, keine Plünderung. Als sie sich mit ihrem Haufen der Stadt Orleans näherte, sandte sie einen Brief an die Engländer voraus: „Edle und Tapfere, die ihr vor Orleans steht! Gehet mit Gott nach eurer Heimat zurück und hütet euch vor der Jungfrau, sie kommt von Gott gesandt, des Königs Gut zurückzufordern. So ihr nicht dem Worte Gottes und der Jungfrau glaubet, so werden wir euch mit harten Schlägen schlagen; und die Franzosen werden durch der Jungfrau Hilfe die merkwürdigste That ausführen, die jemals in der Christenheit ist gesehen worden!" Unter hellem Singen geistlicher Lieder zog sie nach der Stadt und warf sich mit einem Transport Lebensmittel für ihre ausgehungerten Bewohner glücklich hinein, 28. April. Drinnen wurde sie mit lautem Jauchzen empfangen.

Ihr erster Weg war nach der Kirche, um Gott für den gelungenen Anfang des Werkes zu danken. Nun wurden Ausfälle auf die Umschanzungen und Belagerungsstürme der Engländer gemacht, und wie hartnäckig sie dieselben verteidigten, die Jungfrau mit ihrer Fahne ist immer voran und begeistert die Stürmenden, und ein Werk ums andere wird den Feinden weggenommen. Um das stärkste dieser Werke, den Turm Tournelles, entbrennt der heftigste Kampf. Johanna legt selbst eine Leiter an, wird aber von einem Pfeil am Halse verwundet. Sie geht auf die Seite und läßt sich verbinden, kehrt aber sogleich zum Kampfe zurück. Die Franzosen weichen schon. Da

läuft sie mit hochgeschwungener Fahne gegen den Turm und zieht die Franzosen nach, die mit frischem Mut aufs neue angreifen und den Turm erstürmen. Am andern Tage ziehen die Engländer, entsetzt über „die Zauberkünste" des Mädchens, ganz hinweg, Orleans ist gerettet! Mai 1429. Davon erhielt Johanna den Namen „die Jungfrau von Orleans".

So hatte sie ihr erstes Versprechen erfüllt; und sie begab sich jetzt zu Karl zurück, um auch das zweite in Erfüllung zu bringen. Sie sprach zu ihm: „Wohledler Dauphin! empfanget nun die heil. Salbung und Eure königliche Krönung zu Reims; ich bin sehr begierig, Euch hingehen zu sehen, darum eilet!" Reims war die Krönungsstadt der französischen Herrscher, wie Aachen die der Deutschen; es war ein weiter Weg dahin über viele befestigte Orte, die sich noch alle in den Händen der Feinde befanden. Darum widerrieten die Schwächlinge am Hof den Zug. Aber bald sammelte sich ein beträchtliches Heer um die Fahne „der gottgesandten Jungfrau", vor der kein Feind bestehen könne. Mit diesem erstürmt sie schon feste Plätze und nimmt dabei den tapfern Suffolk gefangen; bei Patai erficht sie einen großen Sieg im offenen Felde und nimmt den kühnen Talbot gefangen. Tödlicher Schrecken ergreift die Engländer, während ihr Anblick die Franzosen zu wunderbarem Mute entflammt. Karl muß gen Reims, und unaufhaltsam geht es mit ihm dahin. Alle Städte öffnen sich, die meisten sogleich, etliche nach kurzem Widerstande; vorwärts geht es über Auxerre, Troyes, Chalons 2c.; die Türme von Reims erscheinen und seine Abgeordneten, die den König in die offene Stadt einladen.

Er zieht ein, 16. Juli 1429. Am folgenden Tage schon wird er im Dome feierlich gesalbt und gekrönt. Die Jungfrau steht neben ihm mit ihrer Fahne. Gerne wäre sie nun heimgekehrt; aber die Engländer waren ja noch nicht vertrieben. Sie begeisterte die Franzosen noch ferner zu siegreichen Kämpfen, aber ihr Rat wurde wenig mehr befolgt, der König schwelgte fort, die Geistlichkeit murrte, so hatte sie ihre volle Freudigkeit nicht mehr. Bei einem Ausfalle, den sie aus Compiègne that, wurde sie von Burgundern gefangen, 23. Mai 1430. Die Freude der Engländer, daß sie „die Hexe" hätten, war unmäßig. Sie wurde hart behandelt, mit schweren Ketten beladen in einen Turm geworfen, prozessiert und endlich „wegen Abgötterei und Ketzerei" auf dem Markte zu Rouen verbrannt, 30. Mai 1431. Die 19jährige Jungfrau starb ergeben und betete zuvor noch so innig, daß alles Volk, selbst Engländer, in Weinen ausbrach. Viele riefen, sie wäre eine heil. Märtyrerin. Daß sie Frankreichs Retterin war, wurde immer klarer.

Ihr Tod gab der englischen Sache keine bessere Wendung. Der schlaffe Karl VII. blieb im wachsenden Vorteile. Der Herzog von Burgund, Philipp der Gute, versöhnte sich 1435 mit ihm und kehrte selbst die Waffen gegen die Engländer. So verloren sie eine Provinz nach der andern. Paris fiel 1436 durch einen Handstreich in die Gewalt des Königs; auf der Nationalsynode zu Bourges schloß sich 1438 die französische Kirche zusammen gegen die päpstlichen Übergriffe; der tüchtige H. Coeur ordnete s. 1439 die verlotterte Verwaltung und den Staatshaushalt in gesunder Weise. Ein stehendes Heer von 8000 Mann wurde gebildet. 1453 hatte Karl sein ganzes Frankreich wieder bis auf Calais. Die Jungfrau wurde, 1456, durch ein päpstliches Gericht für unschuldig erklärt und hochgerühmt, nachdem doch der schwache König zu ihrer Rettung keinen Finger gerührt hatte. Ludwig XI. aber, sein Nachfolger, strafte ihre Richter, darunter den Bischof von Beauvais, durch Verbrennung ihrer Leichname.

§ 9 Karl der Kühne und Ludwig XI.

Der Herzog von Burgund war der mächtigste Vasall des Königs von Frankreich. Er hatte durch Heirat, Erbschaft, Kauf und Waffengewalt zu seinem Stammlande noch sehr bedeutende Besitzungen gebracht; ihm gehörten auch die reichen Niederlande, mit denen er nicht unter der Lehenhoheit des französischen Königs, sondern unter der des deutschen Kaisers stand. An seinem Hofe herrschte Glanz und Pracht, Ritterlichkeit und zierliche Sitte, wie an keinem andern; der Burgunderhof

zu Dijon oder Arras galt als Musterschule für alle Fürstenhöfe. Ein Sohn Philipps des Guten und Erbe seiner weiten Lande und aller seiner Herrlichkeit, 1467, war Karl der Kühne. Ein leidenschaftlicher, hochfahrender und phantastischer Fürst. Ihm lebte es vor der Seele, daß er zwischen Frankreich und Deutschland das altlothringische Reich wieder aufrichten müsse, das von der Nordsee bis zum Mittelmeer reiche; dann wollte er über die Türken her und das heil. Land wieder erobern. Nun, dazu stand ihm allerdings wenigstens ein reicher Schatz zu Gebote und das beste Heer und Kriegszeug; und er selbst war ein Meister in der Waffenkunst und tapfer wie keiner mehr, tollkühn in der Schlacht. Schon als Erbprinz hatte er mit dem schlauen Könige von Frankreich, Ludwig XI. (1461—83), dem Sohne Karls VII., Krieg geführt, als dieser bürgerfreundliche Fürst seine widerhaarigen Großen demütigen wollte. Ludwig konnte damals seine Hauptstadt Paris nur dadurch retten, daß er die Stadt Lüttich zu einem Aufstande reizte, der seinen Gegner dorthin abrief. Bald darauf war Karl Herzog geworden, und nachdem er (1465 und 67) Lüttich hart gezüchtigt hatte, rüstete er aufs neue gegen den König. Eben aber als er losschlagen wollte, ließ ihn Ludwig, der den Krieg mit dem mächtigen Fürsten zu vermeiden wünschte, um eine Besprechung ersuchen. Sie fand zu Peronne, 1468, statt. Während derselben traf nun aber die Nachricht ein, daß die Lütticher auf Anstiften des falschen Königs sich abermals empört hätten. Da kam Karl vor Zorn außer sich; er wollte den König gefangen setzen oder gar absetzen. Davon ließ er sich zwar durch seine Räte abbringen; doch gab er Ludwig nicht eher los, als bis er ihm die volle Souveränität über alle seine bisher bei Frankreichs Krone zu Lehen gehenden Länder versprochen hatte. Vorher aber nahm er ihn noch mit gen Lüttich und ließ ihn mitkämpfen und zuschauen, wie er die rebellische Stadt schrecklich strafte; sie wurde bis auf etliche Kirchen niedergebrannt, und alle nicht entflohenen Einwohner mußten sterben. Es versteht sich, daß Ludwig den erzwungenen Vertrag nicht hielt, sondern um so emsiger wühlte; er ließ sich von seinem Eide freisprechen, nahm die Picardie weg und bekämpfte glücklich seine Vasallen.

Auf dieser Seite enttäuscht, trat Karl zur weiteren Verwirklichung seiner hohen Gedanken mit dem trägen Kaiser, Friedrich III., in Unterhandlung. Dieser sollte ihm zur Nachfolge in Lothringen verhelfen, womit sein Reich sich schön abrunden würde, auch sollte er ihm die Königswürde verleihen, wogegen er ihm eine Heirat seiner Tochter und Erbin Maria mit dessen Sohne, Erzherzog Max, in Aussicht stellte. Das lockte freilich den armen Kaiser, und er zeigte sich zu einer Zusammenkunft mit Karln bereit, welche zu Trier 1473 statt hatte. Da belehnte er ihn mit allem, was er zu den Niederlanden erobert hatte. Aber ihn zum König machen, wozu schon Scepter, Krone, Mantel und Banner bereit lagen, mochte er doch nicht; so ging er nachts in der Stille davon. — Erbittert mischte sich Karl in einen Handel des Kölner Erzbischofs mit seinem Domkapitel und belagerte die Stadt Neuß. Aber heldenmütig verteidigte sich die Bürgerschaft gegen sein Heer von 60 000 Mann. Zehn Monate lang berannte er das Städtchen vergebens; 56 Stürme wurden abgeschlagen. Blau vor Zorn verläßt er 1475 das unbezwungene Nest; denn ein Reichsheer von 100 000 Mann hat sich zum Entsatze eingestellt, nur daß es dem Kaiser kein rechter Ernst damit war, dieser vielmehr hehlings mit Karl einen Frieden vereinbarte. Außerdem haben Drei gegen ihn einen Bund geschlossen, der Erzherzog Sigmund von Österreich, dem er das verpfändete und wieder eingelöste Elsaß nicht herausgeben wollte, die Bischöfe von Straßburg und Basel und die Eidgenossen (S. 406), denen er ein gewaltthätiger Nachbar war. Ihnen schloß sich Lothringen an. Hinter allen arbeitete der wachsam lauernde König von Frankreich, der den Schweizern reiche Jahrgelder zahlte gegen Überlassung von Kriegsleuten.

Karl marschierte zuerst nach Lothringen, das der Franzose wie der Kaiser

ihm schmählich preisgab, und nahm es dem Herzog René in einer Schnelle weg. So hat er ja schon seine Niederlande mit seinem Burgund verbunden und einen langen Strich von der Nordsee gen Süden hin in Besitz; jetzt noch samt dem Elsaß die Schweiz und dies und das dahinter, siehe, so ist er am Mittelmeer! Aber der Mensch denkt's, Gott lenkt's. Mit einem prächtigen Ritterheer rückte Karl jetzt gegen die Schweiz an, eroberte die Waadt, wird aber bei Granson hart geschlagen.

Dies schwach besetzte Städtchen ergab sich ihm, nachdem einer seiner Feldherrn der Besatzung freien Abzug versprochen. Demungeachtet ließ er sie teils hängen, teils ersäufen, „weil ja nicht er selbst das Versprechen gegeben". Noch aber ist er am Städtchen, da kommen 20 000 Eidgenossen von Neuenburg her. Mehr als doppelt so stark ist sein auserlesenes Heer, welches Geschütz die Fülle mit sich führt. Als er sie am 2. März 1476 heranziehen sah, versicherte er lachend, daß er diese deutschen Hunde alle ausrotten wolle. Die Schweizer fallen vor der Schlacht, wie gewohnt, auf ihre Kniee nieder zum Gebet; er spottet: „Sehet, sie flehen uns um Gnade an; aber es soll mir keiner durchkommen!" Allein sie stehen wieder auf und halten allen Anstürmen ungebrochen stand. Die Burgunder haben mehrere Stunden heiße Arbeit mit ihnen, da läßt sich auf der Höhe hinter ihm „der Uri-Stier" und „die Kuh von Unterwalden" hören, nämlich die Schlachthörner der Waldstätter. Da fragt der umgangene Herzog: „Wer sind diese Wilden?" Ein Hauptmann sagt: „Das sind erst die rechten Schweizer." Da spricht Karl doch: „Wie wird's uns gehen!" und befiehlt seiner Reiterei, ein wenig zurückzugehen, um besser anstürmen zu können. Das Fußvolk meint, die Reiter fliehen, und macht Kehrt; und als denn die Bergsöhne mit ihren Schwertern, Äxten und Kolben in sie hineinschlagen, da rennt trotz allem Wutgeschrei Karls das ganze Burgunderheer davon und reißt ihn selbst mit fort. Die Eidgenossen erbeuteten 420 Stück Geschütz und das ganze burgundische Lager, darin aber außer einer Menge Prachtgewänder, Kleinodien, silberner Geschirre 2c. so viel Geld, daß sie es mit Hüten verteilten. Hier wurde der größte damals bekannte Diamant von einem Schweizer, der ihn nicht zu schätzen wußte, um einen Kronenthaler verkauft. Ludwig schickte den Eidgenossen Glückwünsche und Geschenke, bezeugte aber Karln sein herzliches Beileid.



Fig. 210. Karl der Kühne. (Nach einem gleichzeitigen Gemälde.)

Karl, fürchterlich erbost und glühend vor Scham, sammelt eilig ein neues Heer, stürmt damit über Lausanne nach Murten vor, will die Schweizerorte vom Erdboden vertilgen. Aber die Eidgenossen sind da, ehe er noch Murten erbrochen hat, und sie bringen ihm an dem Städtchen, 22. Juni 1476, eine noch ärgere Niederlage bei, daß 20 000 seiner Leute bleiben. Im großen Beinhause zu Murten waren ihre gesammelten Gebeine bis 1798 zu schauen. Nun wird auch die schöne Waadt von Bernern erobert. — Fast wahnsinnig vor Wut preßt Karl dem widerstrebenden Lande die letzten Kräfte aus und zieht nach Lothringen, das Herzog René bereits wieder in Besitz genommen hat. Bei Nancy, das er zur Residenz seines geträumten Königreichs ausersehen hatte und jetzt belagerte, kämpft er 5. Jan. 1477 gegen ein überlegenes Heer von Lothringern, Elsässern und Schweizern und wird abermals total geschlagen. Er flieht über einen leichtgefrorenen Graben und wird nach drei Tagen mit drei tiefen Wunden darin gefunden. René bestattete ihn ehrenvoll. Die Tochter ehelichte des Kaisers Sohn und bekam die Niederlande. Der Franzose aber war schnell bei der Hand und riß Burgund an sich. Damit brach er die Macht des hohen Adels, er brachte noch die herrliche Provence an sich und sorgte, daß 1491 Bretagne an seinen Sohn kam. So wurde Frankreich das mächtigste Reich Europas.

§ 10. Die weiße und die rote Rose.

England verkam damals durch den Krieg der Rosen. Denn die aus königlichem Geblüte stammenden Herzogshäuser York und Lancaster hatten das erstere

eine weiße, das letztere eine rote Rose zum Abzeichen. Der glanzvolle König Heinrich V. (S. 441), sein Vater Heinrich IV. und sein schwacher Sohn Heinrich VI. waren aus dem Hause Lancaster. Aber während der Regierung des letztgenannten empfand man schwer die Last und Schmach des französischen Krieges (§ 8) und es begann ein 30jähriger Krieg zwischen beiden Häusern um den Königsthron; und ist es schon vorher in England arg hergegangen, so überstieg doch nun der Greuel im Gefolge dieses Krieges alles Maß. Ganz England teilte sich in zwei Parteien, für die weiße und für die rote Rose, und da gab's Schlacht um Schlacht, Mord um Mord, Scheußlichkeit um Scheußlichkeit. Mit solch rasender Wut befehdete man sich, daß nach jeder Schlacht die vornehmsten Gefangenen erwürgt wurden. Nur einiges vom Verlaufe dieses entsetzlichen Bürgerkrieges!

Gegen den öfters geistesabwesenden Heinrich VI. erhob sich der Herzog Richard von York mit nähern Ansprüchen auf den Thron, 1455; London hielt zu ihm, und als er von der Königin bei Wakefield geschlagen und enthauptet wurde, 1460, nahm sein Sohn Eduard diese Ansprüche auf. Dieser siegte damit und wurde unter dem Namen Eduard IV. in London gekrönt, 1461; die durch Thorheit verlorene Krone erkämpfte er 1471 aufs neue. Der alte Heinrich VI. wurde im Gefängnisse getötet; ja der neue König rottete das Geschlecht der Lancaster gänzlich aus bis auf zwei Glieder, welche noch zu entfliehen vermochten.

Aber die Rache vollzog sich am Hause York durch dieses selbst. Als Eduard IV. nach einer Schreckensregierung 1483 starb, riß dessen abscheulicher Bruder Richard von Glocester die Krone an sich und ließ die beiden unmündigen Söhne seines königlichen Bruders ermorden. Sie saßen im Tower; er sendet Befehl an den Kommandanten, sie umzubringen; dieser weigert sich; da fordert ihm Richard die Schlüssel der Burg ab und läßt durch seinen Stallmeister den Mord vollziehen; dieser schleicht nachts in das Gemach, wo die Knaben neben einander schlafen, und sie werden unter aufgeworfenen Betten erstickt. Richard III., eben dieser Glocester, ließ alle ihm Widerstrebenden ausrotten, während er übrigens auch treffliche Regenteneigenschaften offenbarte. Doch einer jener zwei übrig gebliebenen Lancaster, Heinrich Graf von Tudor, landete mit einem kleinen Heere aus Frankreich, 1485. Richard zog ihm mit einem größeren entgegen. Als sie 22. Aug. bei Bosworth sich schlugen, ging ein Teil des letztern zu Heinrich über; Richard fiel und wurde im Getümmel zertreten. Das Parlament erkannte den Sieger als König an.

Dieser Heinrich VII., mit dem, da er nur mütterlicherseits von den Plantagenets abstammte, das Haus Tudor auf den englischen Thron kam, heiratete eine Tochter Eduards IV., Elisabeth, wodurch also die weiße und rote Rose vereinigt und der langwierige jammervolle Bürgerkrieg geendet ward, welcher das Land verödet, das Volk schrecklich entsittlicht und unzählige Menschen, namentlich aber den größten Teil des hohen (normännischen) Adels und 80 Glieder der königlichen Familie vertilgt hatte. Darum hing an den Rosen ein schwerer Thränentau. Im Parlament aber hatte jetzt das Französischreden ein Ende; Englisch wurde die Hofsprache. Das Volk atmete auf, da der König mit aller Umsicht seine Wunden zu heilen und die Gesamtwohlfahrt zu fördern bedacht war.

§ 11. Untergang des Byzantinischen Reichs.

Wir steigen hier in frühere Zeiten zurück; die lieben Leser wollen eben, um die historischen Ereignisse der verschiedenen Länder gehörig nebeneinander zu stellen, recht auf die Jahreszahlen merken.

Das Byzantinische oder Griechische Reich, dessen gesondertes Bestehen vom Jahr 395 anhebt, sollte nach Gottes Rat über ein Jahrtausend währen. Aber dieses Reichs Genossen, Hohe und Niedere, waren mit der Zeit immer tiefer in

Aberglauben und Lasterhaftigkeit versunken, so gar ein falsches, üppiges und grausames Geschlecht geworden, daß nach langer, schwerer und doch nicht zu Herzen genommener Heimsuchung die Gerichtsstunde schlagen mußte. Vollzieher der ewigen Gerechtigkeit waren die Osmanen, ein Teil des großen Türkenvolks, welche seit ihrem Auftreten das Griechische Reich bekämpften und immer mehr verkleinerten.

Die Osmanen haben ihren Namen von dem Begründer ihrer Macht, ihrem berühmten Fürsten Osman (1288—1326), dessen Vater dem letzten Seldschuken Sultan von Ikonium gedient und sich mit seiner Türkenhorde in der Landschaft Bithynien festgesetzt hatte. Osman breitete seine Herrschaft weit über die noch griechischen Besitzungen in Asien aus und nannte sich 1299 Sultan. Sein Sohn Urchan (—1359), eroberte Brusa, raubte den Griechen in Asien, was ihnen der Vater übrig gelassen, und setzte auch schon den Fuß nach Europa herüber: er nahm 1354 die Stadt Gallipoli in Besitz. Seine Hauptstärke gewann er in dem Korps der Jenitscheri oder Janitscharen, das er aus gefangenen und dann im Islam erzogenen und im Kriegswesen geübten Christenkindern errichtete. Alle eroberten Christenländer mußten hinfort den „Knabenzins", d. h. die kräftigsten Jungen für dieses Korps abgeben, und es wuchs auf 40 000 Krieger heran, welche unter allen Osmanen am tapfersten und (Getaufte!) für den Islam am feurigsten kämpften. Urchans Sohn, Murad I. (—1389), drang tiefer in Thracien ein. Er eroberte das große Adrianopel im Rücken von Konstantinopel und schlug daselbst seine Residenz auf, 1365. Er zerschlug 1388 das Bulgarenreich. Auf dem Amselfelde Kosowo erlag 15. Juni 1389 der letzte serbische Zar Lazar nach langem Siegeslauf der osmanischen Kriegskunst: doch fiel auch der Sieger auf dem Schlachtfeld und das blühende Serbien wurde fast in eine Wüste verwandelt. Noch weiter drang Murads Sohn, Bajesid I., der Brudermörder, genannt Ildirim (Blitz) 1402 in Europa vor, bis an Ungarns Grenze hin. Er belagerte auch schon Konstantinopel; davon zog ihn ein Kreuzheer von Ungarn, Deutschen und Franzosen ab, das er 1396 bei Nikopolis vernichtete. Wohl dieser schon hätte dem Griechenreiche gar ein Ende gemacht, wäre über den Starken nicht ein Stärkerer gekommen. Aber damals brach Timur (S. 425) auf seinem rasenden Zuge durch Asien auch in das Gebiet der Osmanen herein; da mußte Bajesid seine ganze Macht dorthin wenden, wurde jedoch auch von dem alles Bezwingenden 1402 bei Angora überwunden, dazu gefangen und starb 1403 in der Gefangenschaft.

So ward von dem mongolischen Weltstürmer dem byzantinischen Reiche sein kümmerliches Dasein noch um ein Kleines gefristet. Da aber die Mongolenherrschaft rasch zerfiel, so hob sich die Osmanenmacht bald wieder empor, und Bajesids Sohn und Enkel Muhammed I. (—1421) und Murad II. (—1451) setzten die Eroberungen fort, machten 1416 die Wallachei tributpflichtig, gewannen 1426 Smyrna und Saloniki; 1430 auch Epirus.

Der byzantinische Kaiser, Johann VIII., ergriff bei eigener Ohnmacht noch ein Mittel zu auswärtiger Hilfe, er ging in seiner großen Bedrängnis persönlich nach Italien und richtete mit dem Papste (Eugen IV.) eine neue Union auf (S. 436): er unterwarf 1439 zu Florenz sich und seine Unterthanen dem römischen Stuhl unter der Bedingung, daß der Papst einen großen Kreuzzug aller abendländischen Mächte gegen die Türken zusammenrufe. Als er wieder heimkam, wurde er darob von seinen Griechen gehaßt und verwünscht; und an dem Kreuzzuge, den der Papst mit aller Anstrengung betrieb, nahmen doch fast nur die selbst Bedrohten teil, die andern christlichen Fürsten waren bei sich zu sehr beschäftigt, doch schlossen sich auch deutsche und französische Kreuzfahrer an. Das Kreuzheer, geführt von dem Polenkönig Wladislaw IV. und dem tapferen Woiwoden (Fürsten) Hunyad von Siebenbürgen, erfocht zwar etliche schöne Siege, brach dann aber auf Zureden des Legaten den schon beschworenen Frieden und erlitt bei Varna 1444 die furcht-

barste Niederlage. Die gierigen Osmanen greifen immer weiter um sich, und schon ist das Griechenreich auf die Hauptstadt zusammengeschmolzen.

Auf Murad II. folgt sein Sohn Muhammed II. (1451—81). Ein geniales Ungeheuer, Gelehrter, Gesetzgeber, Ordner, Eroberer, Pfähler und Schinder in einer Person. Er mordete wie Bajesid seinen eigenen Bruder und erhob die bereits aufgekommene schauerliche Sitte, bei dem Regierungsantritte eines Sultans alle seine männlichen Blutsverwandten zu töten, zum förmlichen Staatsgesetz; „denn weil in ihnen Osmans Blut fließe, wären sie zur Empörung geneigt, Unordnung aber, sage der Koran, sei schädlicher als Mord.“ Dieser Muhammed II. war denn nun der finstere Engel, welcher die letzte Schale des Zorns über das Griechenreich ausgießen sollte. Rasch traf er alle Vorbereitungen zur Eroberung Konstantinopels. Drinnen saß mit Bangen der letzte Byzantinische Kaiser, Konstantin XI. Paläologus, und mit Sehnen blickte er nach allen Seiten um Hilfe und Errettung aus. Umsonst; niemand regte sich für sein Volk in der ganzen stumpfen Christenheit. Im Febr. 1453 ließ Muhammed die herrliche Stadt von 165 000 Moslims und 420 Schiffen zu Land und Wasser umschließen. Jetzt aber, wo es ihnen an den Hals geht, werden die Griechen doch wenigstens selbst sich eng zusammenscharen? Ach, sie sind infolge des Unionswerkes (S. 447) tief zerspalten! Die Hofpartei hält lateinischen, die Menge des Volks griechischen Gottesdienst; „Lateiner“ und „Griechen“ meiden sich wie Feinde; das Volk schreit: „Lieber türkisch als römisch werden.“ Der arme Kaiser konnte nicht mehr als 9000 Krieger aufbringen und von diesen sind 3000 italienische Söldner. Doch edler als so viele seiner Thronvorfahren beschließt er, sein Reich, d. i. seine Stadt bis auf den letzten Blutstropfen zu verteidigen. Und er hat an dem Genueser Giustiniani einen ausgezeichneten Leiter der Verteidigung zur Seite.



Fig. 211. Muhammed II. (Kupfermedaille im Berl. Münzkabinett.)

Am 6. April erscheint der Sultan selbst vor der Stadt und läßt die Bestürmung beginnen. Kugeln von 12 Zentner Gewicht schlagen an die Mauern und hohe Belagerungstürme rücken an sie heran. Aber das kunstvolle „griechische Feuer“ (S. 304) verzehrt die Türme und die Schäden der Mauern werden flink ausgebessert. Fast acht Wochen lang leisteten die Belagerten den trefflichsten Widerstand. Der Hafen war durch eine dicke Kette vor der feindlichen Flotte versperrt und die Stadt von dieser Seite bisanher sicher. Da ließ aber der Sultan in einer Nacht, 22. April, 72 leichte platte Fahrzeuge zu Land auf einer mit Fett bestrichenen Bretterbahn in den Hafen ziehen; hiemit kündigte sich der nahe Fall der Stadt an. — Am frühesten Morgen des 29. Mai befiehlt der Sultan einen allgemeinen Sturm, zu welchem er tags zuvor, auch den Belagerten bemerkbar, die Anstalten getroffen. Die griechischen Krieger erwarten ihn mutig; aber die wenigen sind allzusehr verteilt. Mit entsetzlichem

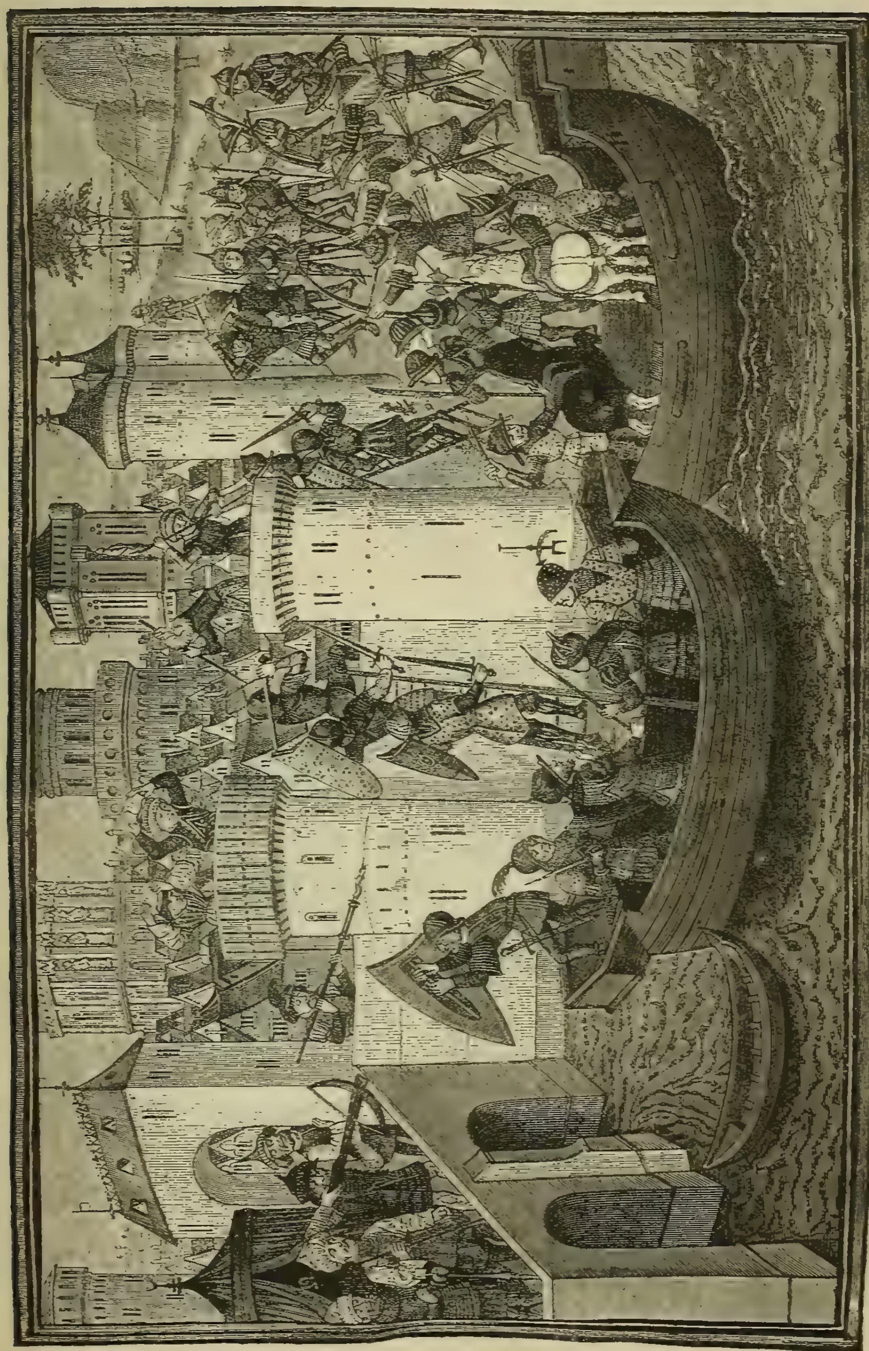


Fig. 212. Szene aus der Einnahme Konstantinopels. (Aus einer im Auftrag Ludwigs XI. von Frankreich abgefaßten Handschrift. Paris, Bibliothek des Arsenals.)

Getöse von Kriegsmusik, Schlachtgeheul und Kanonendonner stürmen die Türken von allen Seiten an. Pulverdampf überzieht die Stadt und verhüllt ihr die Sonne; da flüchtet die Menge in die weiten Räume der Sophienkirche und schreit um Erbarmen zum Himmel. Der Kaiser, der in der Nacht das Sakrament genommen, steht am Thore des heil. Romanos, gegen welches der Hauptangriff der Türken gerichtet ist, und feuert mit Wort und Exempel die Seinen zu löwenmutigem Kampfe an. Giustiniani neben ihm mit seinen 300 Genuesern verrichtet Wunder der Tapferkeit. So widerstehen sie zwei Stunden lang dem wütendsten Andrange der Feinde. Aber jetzt wird Giustiniani verwundet und muß sich zurückziehen, „der Hort der Stadt". Gleichwohl verteidigt der Kaiser mit seinen wenigen Kriegern das Romanosthor noch ferner hartnäckig. Da dringen aber die Janitscharen durch ein nicht geschlossenes Pförtlein ein; Wehegeschrei erschallt hinter ihm: „Die Türken sind in der Stadt!" Er kämpft noch verzweifelt fort, bis zwei Türken ihn niederhauen, 8 Uhr morgens.

Mit der furchtbarsten Blut- und Raubgier verbreiteten sich die eingedrungenen Muslims durch die eroberte Stadt hin. Wer ihnen in der ersten Wut unter den Stahl kam, der sank nieder. Alle Häuser plünderten sie aus und machten unermeßliche Beute an Gold, Silber, Stoffen und Gewändern. Alle Bilder und Gemälde verbrannten sie unter ihren Kochtöpfen. Viehische Greuel



Fig. 213. Die Sophienkirche in Konstantinopel.

verübten sie, selbst in den Heiligtümern. Muhammed, der um 12 Uhr einzog, ging zuerst zur Sophienkirche, sprang auf den Altar und betete; so ward sie zur Moschee (S. 290). Den Kopf des gefallenen Kaisers ließ er abhauen und auf eine Säule setzen, den Rumpf aber mit Ehren bestatten. Er ließ 800 Christen lebendig auseinandersägen. Er schändete Knaben und Mädchen und erwürgte sie mit eigener Hand, wenn sie sich widersetzten. Seine Soldaten brüllten tagelang: den Koran oder den Tod! durch die Straßen, wenn auch nur zum Schrecken der Christen. Andere trugen ein Kruzifix mit einer Janitscharenmütze durch die Stadt und höhnten: „Sehet da euren Gott, ihr Giaurs (Ungläubigen)!" Von den lebendiggebliebenen Bewohnern der Stadt wurden 50 000 in die Sklaverei geschleppt. Giustiniani entrann auf seinem Schiff, starb aber vor Gram. So hat der gerechte Weltrichter über Konstantinopel Gericht gehalten durch die Türken, wie dort über Jerusalem durch die Chaldäer und Römer, über Rom durch Gothen und Vandalen! Doch nimmt auch die Zeit seines heiligen Zorns ein Ende. Noch steht die Aja Sophia, und noch einmal mag das Kreuz wieder von ihr herabschimmern. — Über die Nachricht von Konstantinopels Fall erschrak die ganze christliche Welt. Man predigte einen neuen Kreuzzug durch die Lande

und blieb überall ruhig daheim sitzen. Die Venetianer weinten — und suchten einen Handelsvertrag nach.

Muhammed II. erwählte 1454 Konstantinopel zur Hauptstadt seines Reichs, bevölkerte sie mit Osmanen, Albanesen, Slaven, Armeniern, Juden rc. und baute sich ein prächtiges Serail am goldenen Horn (Seehafen). Die Christen stellte er unter ihren Patriarchen, der dann für seine Ernennung ein „Geschenk" geben mußte. Dreißig Jahre lang war dieser Unmensch der Schrecken der Christen. Er drang erobernd in Asien und Europa weiter. In Ungarn brach sich sein Vordringen an dem tapferen Widerstande des alten Siebenbürger Fürsten Joh. Hunyad († 1456) und seines Sohnes, des Ungarkönigs Matthias Korvinus (S. 438). In Albanien hielt sich gegen ihn bis 1468 der Held Skanderbeg (eigentlich Georg Kastriota). Die Türken aber streiften schon nach Steiermark und Krain herein, daß Deutschland vor ihnen erzitterte.

§ 12. Ende der maurischen Herrschaft in Spanien.

Hatte so im Osten Europas der Halbmond sich hoch erhoben, so sollte er nun im Westen gänzlich stürzen. Wir wissen (S. 382), daß in Spanien neben den Mauren zwei christliche Reiche bestanden, Kastilien und Aragon. Mit 1474 überkam ein Weib die Kastilische Krone, Isabella, welche 1469 an den Infanten (Prinzen) von Aragon vermählt war. Dieser nahm 1479 als Ferdinand II. den väterlichen Thron ein, und so waren beide Christenreiche vereinigt. Isabella war eine schöne, kluge, mit edler Weiblichkeit Thatenlust verbindende und für den Glauben hoch begeisterte Frau, Ferdinand ein zwar kräftiger und verständiger, aber kaltherziger und arglistiger Mann, der den Eifer für die Religion nur seinen herrsch- und habsüchtigen Bestrebungen als Fahne vortrug. Isabella wars, welche 1482 den Papst vermochte, die Ernennung der Bischöfe der Krone zuzugestehen, worauf sie den entarteten Klerus erneute, überall tüchtige Männer ins Amt brachte, die Studien neu belebte und geistiges Leben weckte. Ihr Werk setzte der große Staatsmann, Kardinal Ximenez († 1517) fort, der die Universität Alcala gründete und den Adel unter die Krone zwang. Isabella starb 1504, Ferdinand aber herrschte als Vormund ihrer Tochter in Kastilien und brachte 1504 Neapel, 1512 Navarra an Aragon.

Es waren schon seit Jahrhunderten die Bekenner des Islam auf den kleinsten Teil des Landes beschränkt worden: sie besaßen nur noch Granada, einen schmalen Landstreifen südlich am Mittelmeer hin, der 400 000 Einwohner zählte und an Kastilien Tribut zahlte. Nur die beständige Zwietracht der Christen hatte diesem Reich das Leben verlängert. Ferdinand und Isabella beschlossen, der Maurenherrschaft in Spanien ein Ende zu machen (in Portugal hatte sie schon früher aufgehört); darum fielen sie 1482 mit einem starken Heere, in welchem auch französische und deutsche Ritter fochten, über den Rest derselben her. Die Königin nahm persönlich am Feldzuge teil und entflammte die Ritter durch eindringende Reden. Gleichwohl dauerte der Krieg mit dem Stätchen noch zehn Jahre lang: die Mauren wehrten sich aufs äußerste. Endlich, 1492, wurde der Kampf durch Eroberung der Hauptstadt geendigt, am 6. Jan. zogen die christlichen Könige mit hellem Triumph in sie ein.

Es war eine sehr prächtige Stadt mit ihren gewundenen Straßen, burgartigen Häusern, vielen tausend Springbrunnen in den Gärten und Höfen der Häuser. Namentlich erwecken noch heute die rötlichen Ruinen der Alhambra, diese gewaltigen Mauern und Türme, diese weiten schmuckvollen Säle, diese großen, mit weißem Marmor gepflasterten Höfe rc. eine lebhafte Erinnerung an die maurische Pracht und Herrlichkeit. So war denn die Herrschaft der Muhammedaner in Spanien, nachdem sie fast 800 Jahre gewährt hatte, völlig gestürzt.

Es wurde aber auch der fremde Glaube im fremden Lande gar ausgetilgt. Ein Teil der Mauren war schon mit ihrem Fürsten Abu Abdallah nach Afrika ge-

flohen. Den Zurückbleibenden hatte man wohl Religionsfreiheit zugesichert; bald jedoch wurde ihnen die Wahl gestellt, den christlichen Glauben anzunehmen oder auszuwandern. Dasselbe geschah auch bei den sehr zahlreich im Lande sich aufhaltenden Juden, denn Ferdinand und Isabella wollten keine andere Unterthanen mehr als christliche. Da wanderte der größte Teil der Mauren und Juden fort und die Bleibenden ließen sich alle taufen. Daß aber bei diesen letztern, was freilich sehr zu befürchten stand, der alte Glaube nicht insgeheim fortgehegt werde, darüber wachte sorglichst — die Inquisition.

Schon 1480 hatte Ferdinand, trotz dem anfänglichen Widerstreben seiner milderen Gemahlin und dem stürmischen Geschrei des Volkes dieses Institut neu belebt; es sollte wie der Kirche so der Krone zur Alleinherrschaft helfen. Unter dem blutgierigen Oberketzerrichter, dem Dominikaner Thomas von Torquemada, 1483—99, übte es die regste und schaudervollste Thätigkeit. Wer nur immer — von den neuen, aber auch von den alten Christen — bei den stets wachenden Aufpassern den schwächsten Verdacht der Ketzerei erregte, ja wer nur von jemanden als falschgläubig angegeben wurde, ohne allen Beweis, der wurde sogleich gefaßt und in den scheußlichen Kerker der Inquisition geworfen. Beim Prozesse verfuhr man auf die schändlichste, empörendste Weise. Keinem wurde sein Ankläger gegenübergestellt oder nur genannt. Leugnete einer, so wendete man die grausamsten Foltern an, ihn zu einem Geständnisse zu bringen; und wenn der Unschuldige, dem der unleidliche Schmerz ein falsches Geständnis abgepreßt hatte, dieses nach der Tortur widerrief, so half es ihm wenig, er wurde doch verbrannt oder wenigstens zu lebenswierigem Gefängnisse verurteilt oder mit andern schweren Strafen belegt. So empört war man über diese Einrichtung, daß der Ketzerrichter von Saragossa, Peter Arbues, 1485 von Verschworenen am Altar niedergemacht wurde. Die Thäter mit allen ihren Angehörigen, 200 an der Zahl, hat man zum Feuertod verurteilt; Pius IX. aber hat den Arbues 1867 heilig gesprochen.

Die Verbrennung der Ketzer, Autodefe (Glaubenshandlung) genannt, ging mit besonderem Pompe vor sich. Gewöhnlich wurde an einem festlichen Tage eine größere Anzahl Verdammter zugleich zum Scheiterhaufen geführt, und der königliche Hof selbst verherrlichte durch seine Anwesenheit „den gerechten Flammentod der Abtrünnigen“. Dieses gräßliche Gericht wütete am meisten unter Ferdinand II. und seinem Urenkel Philipp II.; es erhielt sich aber in dem unglücklichen Lande bis 1808, da es endlich doch auch hier als barbarisch und teuflisch erkannt und aufgehoben wurde. Einer seiner Beamten, Llorente, giebt an, daß von dieser spanischen Inquisition 31 912 Menschen verbrannt und 291 450 auf lebenslang eingekerkert oder sonst hart bestraft worden sind. — Da der König das Vermögen der Verurteilten einzog, verschaffte sie ihm viel Geld und Gut, wie er auch dadurch seine politischen Widersacher, welche man ja zu dem Ende nur der Ketzerei beschuldigen durfte, gar leicht aus dem Wege räumen oder unschädlich machen konnte. Übrigens hat der Papst das höllische Wesen gebilligt und dem Könige um dieses seines Glaubenseifers willen den Zunamen „des Katholischen“ beigelegt.

§ 13. Maximilian I. (1493—1519.)

Wir kehren zur deutschen Geschichte zurück (S. 440). Schon 7 Jahre vor Friedrichs III. Tode wurde sein Sohn Max zum deutschen Könige, d. i. zu seinem Nachfolger gewählt Ein hochgewachsener, kräftiger Mann, Freund der Waffen und der Wissenschaften, auch mehrerer Sprachen kundig, im Gegensatze zu seinem lahmen Vater voll Leben, findig und fahrig, heiter, verschwenderisch, abenteuerlich.

Einst verfolgte er auf der Gemsjagd ein Tier so hitzig, daß er auf einmal auf der äußersten Spitze der Martinswand (bei Innsbruck) stand, ohne zu wissen, wie er hinaufgekommen war und wie er wieder herunterkommen sollte. So sah man ihn bis in den dritten Tag gleichsam in der Luft schweben, als ihn endlich noch ein Bergmann rettete.

Seine Verbindung mit der Erbtochter Karls des Kühnen (S. 445) kam nach des Kühnen Tode doch noch zu stande. Die verwaiste, bedrängte Maria bot selbst ihre Hand dem ritterlichen Erzherzoge dar und das anmutige Paar feierte 1477 zu Gent seine glänzende Vermählung. Ein großes Glück allerdings für Max und

das heruntergekommene habsburgische Haus! Maria empfing zwar weit nicht das ganze Besitztum ihres Vaters (S. 445); aber aus den reichen Niederlanden vertrieb ihr teurer Gatte die Franzosen. Sie starb schon 1482, nachdem sie ihm ein Söhnlein Philipp und eine Margareta geboren hatte; und nun weigerten sich die Niederländer, ihn fortan als ihren Regenten anzuerkennen. Er hatte lange Zeit seine Not mit ihnen.

Einmal nahmen sogar die Bürger zu Brügge den Waghals gefangen und bedrohten sein Leben. Da erschien sein lustiger Rat (Hofnarr) Kunz von der Rosen, als Priester verkleidet, im Gefängnis und drang in ihn, sich eine Platte scheren zu lassen und die Kleidung mit ihm zu tauschen und so zu entrinnen; er wollte für ihn zurückbleiben und, wenn's sein sollte, sich töten lassen. Max ließ sich aber nicht bewegen, den treuen Diener zu opfern, und dieser ging weinend weg, daß sein Herr so „fromm" war. Indessen gelangte der König durch übereilte Versprechen wieder in Freiheit und 1492 durch die Tüchtigkeit seines Statthalters, Herzog Albrecht von Sachsen, in ruhigen Besitz der sämtlichen Niederlande.

Fig. 214. Maximilian I. (Nach Albrecht Dürers Holzschnitt.)

Als er 1493 die kaiserliche Regierung antrat, jubelte ihm Deutschland zu. Er wollte den Türken verjagen. Allein er hat die großen Hoffnungen, die man von ihm hegte, nicht erfüllt. Die Schuld lag einmal in den Verhältnissen, da der deutsche Kaiser durch Hingabe der meisten seiner früheren Gerechtsame zu ohnmächtig geworden war und von den damit bereicherten eigennützigen Ständen zu wenig unterstützt wurde, vornehmlich aber an ihm selbst, denn dem reichbegabten, mutvollen und regthätigen Manne fehlte nüchterne Besonnenheit, die rechte Treue und Beständigkeit. — Er vermählte sich 1494 zum andernmale mit Bianca, der Herzogstochter von Mailand, hauptsächlich, um seine leere Schatulle mit ihren 400 000 Dukaten Mitgift zu füllen, daneben auch um mit Hilfe ihres bösen Oheims, den er mit dem Herzogtum belehnte, das kaiserliche Ansehen in Italien wieder herstellen zu können. Allein die Dukaten waren bei seiner schlechten Wirtschaft bald davongeflogen, und von den Reichsständen verlassen, erwarb er in Italien statt des gehofften Glanzes nur Spott und Schmach. Ordentlich hausen hat er nie gelernt.

In Deutschland verherrlichte sich zwar seine Regierung durch eine neue segensreiche Einrichtung, aber diese wurde ihm abgenötigt durch den Mainzer Kurfürsten Berthold. Es wurde nämlich 1495 auf einem Reichstage zu Worms das Reichskammergericht eingesetzt. Ein solches war dringendstes Bedürfnis und wurde schon lange her laut begehrt, besonders von den Städten. Hinfort sollten des Reichs Glieder sich nicht mehr untereinander befehden, das heillose schandbare Faustrecht sollte für immer abgethan sein; alle Streitigkeiten sollen vor das Reichskammergericht gebracht und von diesem geschlichtet werden; und wer dasselbe verachtend sich selbst Recht verschaffen wollte, den sollte die Reichsacht treffen. Dieses Gericht bestand aus dem obersten Kammerrichter, als des Kaisers Stellvertreter und 16 Beisitzern, gewählt von den Fürsten und Städten aus Rittern und Rechtsgelehrten. Es hatte seinen Sitz zuerst in Frankfurt a. M., dann 1530 in Speier, seit 1693 in Wetzlar. Zur Erleichterung und Förderung seiner Thätigkeit wurde das deutsche Reich in zehn Kreise geteilt, den Bayrischen, Schwäbischen, Fränkischen ꝛc. Freilich konnte das edle Institut anfänglich nicht recht zum Leben kommen, schon weil Max es nicht liebte, dann weil niemand den gemeinen Pfennig steuern wollte, es vermochte auch den Fehden der Reichsglieder nie ganz zu steuern. Die praktischen Schweizer versagten ihm ihre Anerkennung, wurden darüber vom Kaiser bekriegt, errangen sich aber im Basler Frieden 1499 die Ablösung vom Reich.

Sonst hat Max als Reichsoberhaupt nichts Wesentliches vollbracht. Fast alles, was er unternahm, ging entweder nicht vorwärts, wie die Veranstaltung eines Heerzugs gegen die Türken, oder es lief übel ab, wie sein Schweizerkrieg. Er nannte sich selbst einen König der Könige, weil seine Fürsten nur thun, was sie selbst wollten. a. 1508 unternahm Max eine Fahrt nach Rom, um sich dort krönen zu lassen. Aber der gute Mann konnte nicht einmal dorthin gelangen; die Venetianer versperrten ihm den Durchgang. Übrigens brachte ihm ein päpstlicher Legat den Titel: „Römischer Kaiser“ nach Trient, und damit begnügte er sich. An Venedig sich zu rächen, gelang ihm nicht, trotz aller Bündnisse. 1513 dachte er gar daran, Papst zu werden, was auch nicht gelang. — Glücklicher war Max in seinem Streben nach Mehrung der Habsburgischen Hausmacht, und von ihm schreibt sich die künftige Größe derselben her. Durch seine erste Heirat hatte er die Niederlande an sein Haus gebracht. Seinen Sohn, Philipp den Schönen, verheiratete er an eine Tochter Ferdinands II. und Isabellens (S. 451), und er erlebte es noch, daß dieses Philipps Sohn, sein Enkel Karl, geb. 1500 von einer wahnsinnigen Mutter, den Thron Spaniens einnahm, 1516, und damit zugleich Herr von Neapel und Sicilien und von unermeßlichen Ländern des neuentdeckten Amerikas wurde. Einen andern Sohn Philipps, seinen Enkel Ferdinand, verlobte er mit der Tochter Wladislaws, des Königs von Böhmen und Ungarn, und so gelangte dieser Ferdinand 1526 zur Herrschaft über beide große Königreiche.

Max hielt noch 1518 einen Reichstag zu Augsburg, auf welchem er seinen Enkel Karl von Spanien zu seinem Nachfolger im Kaisertume wählen lassen wollte. Aber die Kurfürsten gingen nicht darauf ein. Mißmutig und schon kränkelnd zog er weg, zwei Tage ehe Martin Luther nach Augsburg kam.

Hinausreitend sprach er: „Nun gesegn' dich Gott, du liebes Augsburg und alle fromme Bürger drin! Wohl haben wir manchen guten Mut in dir gehabt (er hatte viel Mummerei und Kurzweil darin gepflogen und dabei Hunderttausende verschwendet); nun werden wir dich nicht mehr sehen!“ Als er nach seinem geliebten Innsbruck kam, nahm man seine Wagen und Pferde nicht unter Dach, sondern ließ sie eine Winternacht über auf offener Straße stehen, weil er von früher her den Bürgern noch Geld schuldig war. Die Kränkung zog ihm ein Fieber zu, doch reiste er weiter und zu Wels blieb er liegen. Er bestellte sein Haus und zog ein Sterbegewand an. Als seine Diener zu weinen anfingen, sprach er: „Was weinet ihr, daß ihr einen sterblichen Menschen sterben sehet?“ und starb 12. Januar 1519.

§ 14. Das Ringen um Italien.

Während Frankreich, Spanien und England sich mächtig zusammenschlossen, jedes bereits ein ungeteilter Staat wurde, waren Italien sowohl als Deutschland sehr zurückgeblieben in solcher inneren Kräftigung. Jenes insbesondere hatte alles Gefühl für die Zusammengehörigkeit seiner Teile verloren in leidenschaftlichen Kämpfen seiner Glieder gegeneinander. Daher wurde es jetzt ein lockendes Ziel für begehrliche Nachbarn.

In Neapel hatten die Anjous in bitterem Hauskrieg sich aufgerieben, so konnte 1442 Alfons V. von Aragon es in Besitz nehmen, worauf sein Sohn Ferdinand (1458—94) mit Strenge und Härte, nach dem Vorbild Ludwigs XI. von Frankreich, das zerrüttete Land zur Ordnung zurückbrachte. — Der Kirchenstaat war erst noch im Werden: das meiste Land gehörte Fürsten, die nur dem Namen nach Vasallen des Papstes waren, bis Julius II. († 1513) durch Kriege den Staat fertig brachte. — In Florenz herrschten die Medici (S. 421), deren bedeutendster Kopf Lorenzo Medici (1469—92) zwar demokratische Formen beibehielt, aber doch im Grund als Monarch regierte. — In Oberitalien griff Venedig (S. 420) immer stärker um sich, bis es den Osten der Poebene sich unterworfen hatte. Mailand, das auf dieser Seite Einbuße erlitt, hatte doch an Franz Sforza (1450—66) einen kräftigen und glücklichen Fürsten, der mit Venedig Frieden schloß und 1464 selbst von Genua als Oberherr anerkannt wurde. Sein Sohn aber war ein grausamer Tyrann, der durch eine Verschwörung umkam, 1476. Während nun die Witwe für den jungen Erben Joh. Galeazzo die Vormundschaft führte, suchte sich dessen verschlagener Oheim Ludoviko Moro zum Regenten aufzuwerfen; ihm gelang's, den Kaiser Max (S. 453) zu verlocken, daß er gegen die Übergabe seiner reichen Nichte ihn mit dem Herzogtum Mailand belehnte, als ob dem deutschen Kaiser solches Recht noch immer zustände. Indessen hatte aber der rechtmäßige Erbe sich mit einer Tochter von Neapel vermählt, deren Vater König Ferdinand dem Anmaßer entgegentrat.

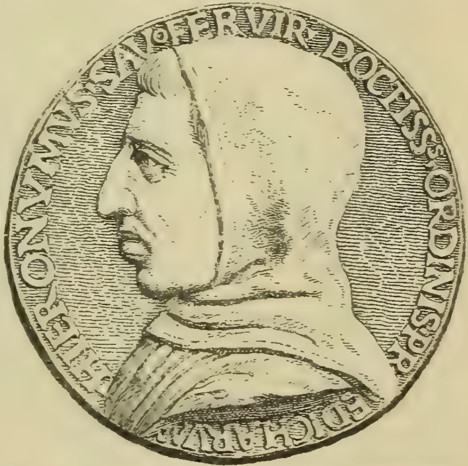


Fig. 215. Savonarola. (Medaille im Berl. Münzkabinett.)

Nun lud Ludoviko den französischen König Karl VIII. (1483—98) ein, seine Ansprüche auf Neapel, als Erbe der Anjous, gegen Ferdinand geltend zu machen, wozu er ihm seine Hilfe versprach. Wirklich brach der phantastische Karl 1494 mit 50 000 Mann auf, durchzog Savoyen unbehindert und rückte gegen Florenz vor. Dieser leichtsinnigen, fast verheidnischten Stadt hatte damals der Dominikanerprior Savonarola Buße gepredigt und Zucht eingeführt; zugleich hatte er in Prophetenweise der schwachen Regierung des Pietro Medici den Untergang geweissagt durch einen über die Alpen ziehenden König. Nun begrüßte er in Karl das zur Besserung der ausgearteten Kirche erwählte Werkzeug. Da wurden die Mediceer verbannt, die Franzosen zogen unangefochten durch, der Prophet aber schuf die Stadt zu einer gemäßigten Republik um, deren Herrschaft freilich die andern toskanischen Städte sich entzogen.

Der Papst Alexander VI. gewährte dem König Karl freien Durchzug, ja versprach ihn mit Neapel zu belehnen. Hier war ein Thronwechsel eingetreten und infolge davon eine Unzufriedenheit, welche Verrat nach sich zog. So konnte Karl sich ohne Mühe in Neapel festsetzen, wo er 12. Mai 1495 sich krönen ließ.

Indessen fand sich der Moro in seinen Erwartungen getäuscht und brachte einen Bund mit Venedig, dem Papst, Aragon und Kastilien zu stande, um die französische Übermacht zu beschränken. Karl besiegte noch das Bundesheer und zwang den Moro zum Abschluß eines Friedens, worauf er nach Hause zurückkehrte. Allein nun brach der nach Sizilien entronnene Ferdinand wieder los und der gewaltige spanische Feldherr Gonsalvo de Cordova schloß das in Neapel belassene Franzosenheer ein und zwang es, zu kapitulieren, 1496. Damit waren alle von Karl VIII. gewonnenen Erfolge wieder verloren.

Schon dadurch verlor Savonarola, der an Karls höherem Beruf festhielt, viel von seiner Geltung in Florenz. Da er jedoch fortfuhr, das lockere Leben am päpstlichen Hofe zu strafen, köderte ihn Alexander VI. durch das Anerbieten eines Kardinalshuts. Der Prophet aber begehrte keinen andern roten Hut, als den des Martyriums, worauf der Papst ihm die Kanzel verbot. Florenz teilte sich in zwei Lager. Am Karneval 1497 bewog Savonarola das Volk, statt des üblichen Narrenpomps einen Scheiterhaufen aus Luxusgegenständen zu errichten und zu verbrennen. Trotz des päpstlichen Banns fuhr er fort zu predigen, appellierte an ein Konzil und erbot sich zur Feuerprobe. Aber die Hetzereien der Feinde entflammten jetzt den Pöbel; der Prior wurde gefangen genommen, durch ein außerordentliches Gericht seiner Feinde verurteilt und 23. Mai 1498 mit zwei Mönchen verbrannt. Er hatte noch im Kerker den 51. Psalm erklärt und die Rechtfertigung durch den Glauben ergriffen; sein glaubensfreudiges Ende steigerte noch die Verehrung seiner Anhänger. Nun kehrten die Medici zurück.

In Frankreich folgte Ludwig XII. (1498—1515) auf dem Thron, ein leutseliger, tapferer Fürst; der sah ein, daß er sich zuerst in Oberitalien festzusetzen habe, und zog schon 1499 siegreich in Mailand ein. Er vereinigte das Herzogtum mit Frankreich und ließ sich 1505 vom Kaiser damit belehnen, während er den Moro abführen und 10 Jahre in strenger Haft schmachten ließ. Dann wandte er sich gegen Neapel, das er mit spanischer Hilfe eroberte. Allein die Sieger entzweiten sich über der Teilung der Beute, so daß ein neuer Krieg entbrannte. Trotz der französischen Tapferkeit siegte 1503 der geniale Cordova bei Cerignola und zog unter dem Jubel des Volks in Neapel ein, welches nun einen spanischen Vizekönig bekam, 1504, und bis 1735 behielt.

Nun aber geschah es, daß Kaiser Maximilian, nachdem er im Angriff auf Venedig den kürzeren gezogen hatte, im Bund von Cambray sich mit den Königen von Frankreich und Aragon, sowie mit dem Papst Julius II. zu einer Teilung des venetianischen Freistaats vereinigte, 1508. Dieser kam wohl hart ins Gedränge, schon bedrohten die Franzosen die reiche Stadt, als es deren klugem Rat gelang, den Bund zu trennen und durch einige Opfer Ferdinand und den Papst zu gewinnen. Durch eine heilige Liga (weil der Papst dabei war, mußte der Bund ein heiliger heißen) verbanden sich beide mit Venedig zur Austreibung der Franzosen, 1511. Auch der Kaiser und der König von England traten bei; der Papst zog auch Scharen von Schweizer Söldnern an sich. So tapfer auch die Franzosen mit ihrem Bayard sich wehrten, sie mußten doch Mailand räumen, wo nun die Schweizer einen Schattenfürsten, Max Sforza, den Sohn des gefangenen Moro, zum Herzog einsetzten und nach ihren Launen leiteten. Italien war für die Franzosen verloren, nachdem ihnen 1513 die Schweizer bei Novara eine entschiedene Niederlage beigebracht hatten. Umsonst suchte nun Papst Leo X. die Schweizer zum Abzug zu bewegen. Erst nachdem Frankreich und England 1514 Frieden geschlossen hatten, und Ludwigs XII. Nachfolger, Franz I. (1515—47) ein stattliches Ritterheer über die Alpen führte, gelang es diesem 1515 in der zweitägigen Schlacht von Marignano, die übel=

hausenden Schweizerscharen niederzuwerfen. So wurde Mailand französischer Besitz, auch Genua erkannte Frankreichs Schutzherrschaft an. Nun wurde 1516 ein allgemeiner Friede geschlossen, in welchen Maximilian, der mit leeren Händen abzog, sich finden mußte.

Italien aber blieb auch nach dem 20jährigen Kriege der Kampfplatz der Ausländer. Hätte Deutschland sich daraus die hochnötige Lehre gezogen, so wäre ihm der schreckliche 30jährige Krieg erspart worden.

§ 15. Politischer Hinblick auf den Schluß des Mittelalters.

Mit Max schließt das Mittelalter. Die alten Zustände sind zerfallen oder im Zerfallen. — Das Eigentümliche des Mittelalters in staatlicher Hinsicht ist das Feudalwesen. Der ursprüngliche Geist desselben, hingebende Treue des Vasallen gegen den Lehensherrn, war im allgemeinen schon längst verweht: jeder größere und kleinere Lehensträger suchte nur das Seine. Der Herrscher freilich auch, er drückte, vermocht' er es, die Vasallen ganz herunter und trachtete, wie in Frankreich und Spanien, nach absoluter Monarchie, d. h. er wollte die Stände gar nicht mehr in seine Regierung dreinreden lassen. In Deutschland dagegen war Macht und Ansehen des Oberhauptes zu einem Schatten geworden und das Eine Reich in einige hundert Staaten und Stätlein zerteilt. Es ist dies kein schöner Anblick und unser liebes Vaterland hat dabei an politischer Bedeutung ungemein verloren; doch kann auch gesagt werden, daß dabei eine Mannigfaltigkeit und ein Reichtum geistigen Lebens sich erzeugte, die andere Staaten nicht kennen. Und die steigende Fürstenmacht hob doch das zerfallene Reich aus dem alten zusammengewürfelten Wesen von Korporationen und Privatvereinen heraus.



Fig. 216. Musterung von Landsknechten. (Aus Frundsbergers Kriegsbuch vom Jahr 1565.)

Eine sehr bedeutende Veränderung war namentlich auch im Kriegswesen vor sich gegangen durch die Einführung der Feuergeschosse. Um 1320 soll der Mönch Bertold Schwarz aus Freiburg das Schießpulver erfunden haben. Aus neueren Forschungen ergiebt sich, daß Chinesen, Araber und Griechen dasselbe schon lange vorher kannten: bei einer Belagerung von Baza 1323 brauchten die Mauren von Granada schon Kanonen.

Es ist eine Mischung von Salpeter, Schwefel und Kohle. In Deutschland brauchte man es zuerst zum Sprengen von Felsen, doch bald auch im Kriege. Anfangs hatte man nur grobes

Geschütz; man schoß aus gewaltigen, weitmündigen Kanonen (a. 1338 cannon Röhre) oder „Bombarden" schwere Steine, dann große eiserne Kugeln gegen die Mauern belagerter Schlösser und Städte. Bald goß man aber auch kleinere Kanonen, deren man sich in der Feldschlacht bediente; dann Standrohre und Handbüchsen, bei denen man zuerst wie bei den Kanonen, das Pulver auf dem Zündloche mit einer Lunte anzündete, bis man weiterhin eine bessere Einrichtung mit Stahlrädern, Hahnen 2c. erfand. Zur allgemeinen Anwendung gelangten Handrohre und Feuerwaffen überhaupt erst im 15. Jahrhundert. Jetzt mußte aber freilich die Kriegsführung eine ganz andere Gestalt gewinnen. Persönliche Kraft und Tapferkeit trat sehr zurück und die Stärke der Festen war schwach geworden. O wie betrübt schaute mancher Ritter aus seiner stolzen Burg, darinnen die Väter des Feindes gespottet, auf die feuerspeienden Ungetüme drüben, aus deren Maule so harte Bissen herflogen, daß die für die Ewigkeit gebauten Mauern zerbröckelt, zermalmt zusammenstürzten! Und wie schmerzte es ihn, der sonst auf seines Armes Riesenkraft getrotzt, wenn er mit gefällter Lanze gegen den Feind ansprengte und eine entgegensausende Kugel ihm Arm und Lanze wegriß!

Vor den Feuerwaffen mußte die Herrlichkeit des Rittertums erblassen, vielleicht noch mehr vor den langen Spießen des Fußvolks. Die Schweizer hatten den Wert eines festen Fußvolks gezeigt (S. 405, 445); weil sie den Franzosen dienten, stellte Max 1486 ähnlich bewaffnete Landsknechte auf, denen bald Hakenschützen beigegeben wurden. Vater dieser neuen Infanterie war der Schwabe Georg von Frundsberg († 1528).

Sie trat in Fähnlein und Regimentern zusammen. Jedes Regiment war eine Republik für sich. Die Mannschaft wurde aber so schlecht bezahlt, daß ihre Unbotmäßigkeit nicht verwundern kann; oft setzte sie ihre Hauptleute gefangen, ja schlug sie, die schon durch böses Gewissen gedrückt waren, daß sie sich eben durchdrückten, wie es ging. Das trieb zu Finanzkünsten und diese führten, weil Adel und Geistlichkeit die Steuern aufs Volk abluden, zu maßlosem Druck und Aufstand.

§ 16. Das Christentum in dieser Zeit.

Von den in der Kirche eingerissenen vielen und schweren Irrtümern (S. 397 f.) war nicht einer beseitigt, vielmehr der Sinn der Christen von dem Wahren, das sich noch in der geltenden Lehre vorfand, immer mehr gerade dem daran haftenden Falschen zugewendet und in dasselbe hineingetrieben worden. Wie hätte es da können besser werden in der armen Christenheit? Wie die Lügen aus der Finsternis sind, so muß auch das Leben in und aus ihnen finster sein. Nun hatten aber auch die bloß äußerlichen Besserungsversuche ein klägliches Ende genommen. Aus „der Reformation an Haupt und Gliedern" war nicht das Mindeste geworden, ja es hatte sich die Kirche nur immer reißender verschlechtert. Das Papsttum legte jetzt seinen geistlichen Charakter vollends ab und wurde eine bloße Weltmacht.

Es ist merkwürdig, die vier Päpste zu betrachten, die der wahren Reformation vorausgegangen sind und von denen der letzte noch in sie hineinreicht. Schon unter Sixtus IV. (1471—84) gab es der päpstliche Stuhl auf, geistliche Zwecke zu verfolgen, und wurde für seine Inhaber nur eine Erwerbsquelle; durch rücksichtslose Gewaltthat wurde dem Neffen ein Fürstentum Imola gegründet. Innocenz VIII. (—1492) hatte 16 uneheliche Kinder, die er vom Schweiße der Christenheit bereicherte. Er erklärte offen: „Gott wolle nicht die Strafe des Sünders, sondern nur daß er bezahle." Vom Sultan ließ er sich bezahlen, dessen Bruder Dschem gefangen zu halten. Alexander VI. (—1503) war der Ruchloseste von allen, die je auf dem römischen Stuhle saßen, ein Ausbund der Verworfenheit; er ordnete den Ablaß an. Sein vornehmlichstes Trachten ging dahin, seinen fünf Kindern, zu denen er sich ohne Scheu bekannte, durch alle Mittel weltliche Fürstentümer zu verschaffen. Er hielt mit ihnen Saufgelage und die schamlosesten Belustigungen. Seinen Sohn Cäsar Borgia, den frechsten und wildesten der Menschen, liebte er am meisten und machte ihn zum Kardinal. Mit diesem, der Blutsverwandte und viele andere er=

mordete, trieb er selbst das Mordhandwerk, vergiftete den Dschem u. a., fand aber auch seinen Lohn. Als er einst mehrere mißliebige Kardinäle eingeladen hatte, um sie zu vergiften, wurden die Becher verwechselt und er trank selbst Gift, woran er starb. — Julius II. (—1513) stellt uns einen Papst im Harnisch vor. Er entledigte sich des Borgia und nahm sein Herzogtum ein, bestrebte sich dann unablässig, das päpstliche Gebiet durch Eroberungen zu vergrößern, und zog selbst dazu aus. Er verband sich mit drei Mächten gegen Venedig, über das er den Bann aussprach,



Fig. 217. Leo X. und die Kardinale Medici und de Rossi. (Nach einem Gemälde Rafaels in Florenz.

brauste an der Spitze seines Heeres in die Schlacht, stieg die Sturmleiter hinan, drang mit dem Schwert in der Faust in die Breschen ein, dann schloß er mit Venedig u. a. den Bund gegen die Franzosen (S. 456) ꝛc. — Leo X. (—1521), aus dem Hause der Medici zu Florenz, war wohl ein sehr gebildeter Herr, voll Sinn für Kunst und Wissenschaft, die er aufs freigebigste unterstützte, aber „frommer Sinn und geistliche Art fehlten ihm ganz“. Kaum gewählt, frohlockte er: Laßt uns das Papsttum genießen, da Gott es uns verliehen hat! Er vergnügte sich an den heidnischen Schriftstellern, an antiken und neuen Bildwerken, an dem Prachtbau der

neuen Peterskirche (Fig. 218), an Musik und an dem üppigsten, glanzvollsten Leben. Das Geld zu seinen vielen Ausgaben raubte er auf die unverschämteste Weise in den Christenländern zusammen, wodurch er den nächsten Anlaß zur Reformation gab.

Unter den Kardinälen am päpstlichen Hofe herrschte ein abscheulich unsittliches Wesen, und während dieser Hof nach außen über den Bestand „des rechten Glaubens“ so strenge Hut hielt, huldigten die mehrsten seiner Glieder für sich selbst einem gänzlichen Unglauben, so daß sie unter sich über die Religion nur spotteten. Nach Leos X. Tod schrieb der kaiserliche Botschafter aus Rom: „In der Hölle kann es nicht so viel Haß und Teufel geben, als unter diesen Kardinälen.“ Die Bischöfe in den Landen bekümmerten sich um ihr weltlich Regiment und wie sie ihr reiches Einkommen in Prangen und Schwelgen recht glücklich verthun wollten. Die Geistlichkeit weiter herab machte es nicht besser, nur derber; Pfarrer und Kapläne saßen auf den öffentlichen Bier- und Weinbänken, soffen, spielten, fluchten und tobten wie die Landsknechte. Dabei waren

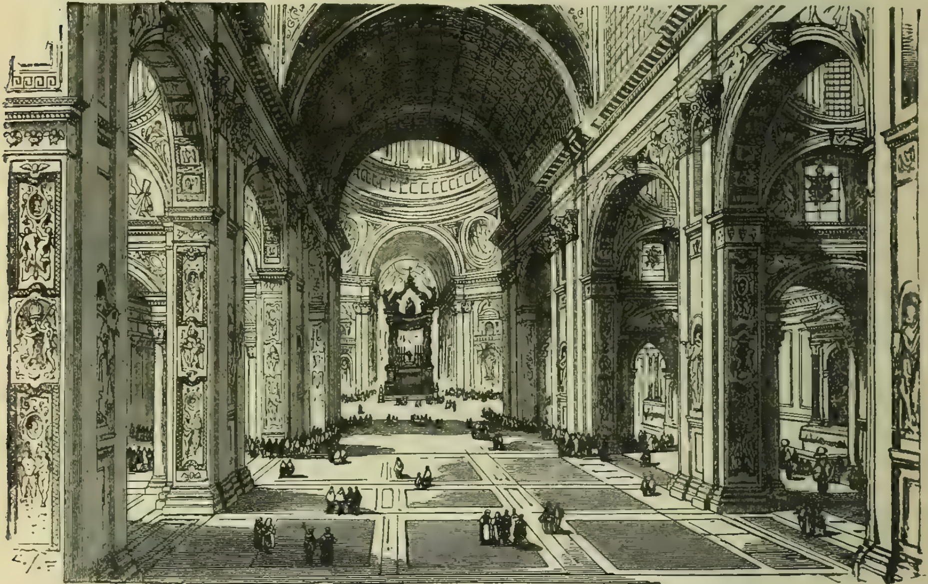


Fig. 218. Inneres der neuen Peterskirche in Rom.

sie erstaunlich unwissend; die wenigsten hatten die heil. Schrift nur gesehen, manche sagten, sie wollten sie gar nicht sehen, nannten sie „eine Mutter aller Ketzereien, ein Buch voll Gift“. Doch wurden die Weltgeistlichen an Unwissenheit und Lasterhaftigkeit von den Klosterleuten im Durchschnitt noch überboten. In den zahllos an allen Enden sich erhebenden Klöstern, auch jetzt in denen der einst so streng lebenden Bettelmönche, und ebenso bei den Nonnen hatte sich Schlemmerei und Lustseuche in entsetzlichem Grade eingenistet. — Und nun die Laien! Das Volk auf dem Lande war unsäglich blind, voll des thörichtsten Aberglaubens, und dabei, wie es nicht anders sein konnte, erschrecklich roh. In den Städten hatte ein leichtfertiges, genußsüchtiges Leben überhand genommen und in den reichsten trieb man es am buntesten, doch fällt es auf, daß die aristokratischen Freistädte (Nürnberg, Basel 2c.) noch mehr Zucht handhabten, als die demokratischen (Frankfurt, Brügge) 2c., in welchen eine furchtbare Zügellosigkeit waltete. Ausgelassener noch als in den Städten pflegte es aber doch in den Burgen des Adels und an den Höfen der Fürsten herzugehen. Die alte deutsche Völlerei hatte ihre Höhe erreicht, und es galt Fürsten und Rittern für eine Hauptlust und Heldenthat, beim Gelage einander buchstäblich unter den Tisch zu trinken. In allen Ständen war Fressen, Saufen, Kleiderpracht, leidenschaftliches Karteln und Würfeln, Hurerei und Rauferei an der Tagesordnung. Selbst der berühmte Kardinal Bellarmin (1542—1621) bezeugt: „Einige Jahre, ehe Lutheri Ketzerei entstund,

war fast keine Ernsthaftigkeit in den Kirchengerichten, keine Zucht in den Sitten, keine Gelehrsamkeit in der heil. Schrift, keine Ehrfurcht vor dem Göttlichen, ja es war fast keine Religion mehr; hingegen herrschten alle Gattungen der Laster."

Allerdings lebte noch wahrer Glaube bei Waldensern und böhmisch-mährischen Brüdern: letztere hatten um 1500 wohl 300 Gemeinden. Auch in England blieben Wicliffiten (Lollards genannt) ihrer Überzeugung bis in den Tod getreu. Selbst innerhalb der bestehenden Kirche fanden sich noch manche tröstliche Erscheinungen. Namentlich waren es die Mystiker und Gottesfreunde (S. 400), zu welchen sich inmitten des großen Verderbens ein besseres Christentum geflüchtet hatte. Das sind edlere Seelen, welche aus jener finstern, argen Zeit lieblich zu uns herüberleuchten.

So der gottinnige Mönch Tauler, † 1361, der zu Straßburg ein reineres Christentum mit Eifer und Macht predigte und vornehmlich von dem Übermaß des Äußerlichen beim Kultus weg zum innerlichen Gottesdienste zu führen suchte. — In dem hochtrefflichen Büchlein, „die deutsche Theologie" betitelt, das ein Gottesfreund, Priester in Frankfurt, verfaßt hat, spiegelt sich noch weit mehr Licht als in Taulers Schriften. Luther hat es mit freudiger Begierde gelesen und mit einer Vorrede neu herausgegeben, in welcher er bekennt, daß er nächst der heil. Schrift und den Büchern Augustins daraus am meisten gelernt habe. — Gerhard Groot in Deventer († 1384), der liebste Jünger des Mystikers Joh. v. Ruysbroek und ein tiefernster, beredter Volksprediger, wurde Gründer einer frommen Gemeinschaft, der „Brüder des gemeinsamen Lebens". Diese Brüder, erweckte Kleriker, denen sich auch Laien anschlossen, lebten ohne klösterlichen Zwang frei zusammen, um sich wechselseitig zu erbauen und zu einer gesegneten Wirksamkeit unter dem Volke, insonderheit unter der Jugend, zu kräftigen; und sie waren nach dem Maße ihrer Erkenntnis aufrichtig fromme, der innerlichen Heiligkeit ernstlich beflissene Menschen. Die Anerkennung durch den Papst 1431 förderte ihre Arbeit namentlich für die Erziehung der Jugend. Tiefer als seine Mitgenossen drang Thomas von Kempen († 1471) in die Wahrheit und ins wahre Leben ein. Sein Hauptwerk sind die „Vier Bücher von der Nachfolge Christi". Er schrieb sie 1441 lateinisch; vielleicht schrieb er sie bloß ab, dann wäre ein Benediktiner Joh. Gersen der Verfasser. Sie atmen auf jeder Seite lautere Demut, zarte Liebe zu Gott und inniges Sehnen nach Vereinigung mit ihm durch Jesum Christum. In einer Übersetzung, welche das dem Original annoch anklebende Römische abgethan hat, sind sie auch für evangelische Christen eine köstliche Erbauungsschrift. — In einem solchen Brüderhause erhielt ein Mann seine Bildung, welcher an Wissen und Können den Thomas überstrahlte, an ungeheuchelter Frömmigkeit ihm nicht nachstand, Joh. Wessel (1419—89). Er wirkte als Lehrer ohne Amt in Köln, Paris und Heidelberg, und seine Gelehrsamkeit, insonderheit in alten Sprachen und der Philosophie, waren so hervorragend, daß man ihn (freilich ganz gegen den Willen des bescheidenen Mannes) „das Licht der Welt" nannte. In Paris befreundete sich ein Kardinal mit ihm, welcher als Sixtus IV. (S. 458) den römischen Stuhl bestieg. Als Wessel den alten Freund in Rom besuchte, wurde er aufgefordert, sich eine Gunst zu erbitten. Wessel bat um eine hebräische und griechische Bibel aus der vatikanischen Bibliothek. Da fragte ihn Sixtus lächelnd, warum er nicht doch mehr (etwa ein fettes Bistum) begehrt habe. Er erwiderte: „Ich bedarf weiter nichts!" Ganz glücklich reiste er heim mit seiner Bibel im Grundtexte, die er jetzt immer emsiger erforschte und gegen deren Inhalt ihm alle Welt zu Kot wurde. Die Erkenntnis, die ihn daraus erleuchtete und beseligte, legte er für andere in Schriften nieder. Luther wurde mit denselben erst spät bekannt und äußerte, „wenn er sie früher gelesen hätte, so könnten seine Gegner sagen, er habe aus Wessel geschöpft". Ganz rein von allen Irrtümern sind freilich auch sie nicht; doch die Hauptsache hatte der Mann gefunden, die Gerechtigkeit allein durch den Glauben an Christum. Während Thomas und Tauler, weil sie die römischen Irrlehren nicht angriffen, unangefochten blieben, zog sich Wessel, der schon gegen einzelne, wie Ablaß und Fegfeuer, kühn ankämpfte, viele Feinde zu, und nur seine hohen Gönner schützten den lieben Menschen Gottes vor dem Schicksale, das einen Zeitgenossen von fast gleichem Namen und ähnlicher Lehre, den Joh. von Wesel, Professor zu Erfurt, betraf, den man auf lebenslang († 1481) einsperrte. Wessel blieb frei in seiner Einsamkeit, dahin er sich zuletzt mit seiner teuren Bibel zurückgezogen, und starb mit den Worten: „Ich weiß nichts als Jesum Christum den Gekreuzigten!" Er kann der nächste Vorläufer der Reformation genannt werden.

§ 17. Das Wiederaufleben der Wissenschaften.

Zuerst erwachte in Italien ein neuer Eifer, die alten römischen und griechischen Schriftsteller zu studieren. Es war vornehmlich der Dichter Petrarca (S. 422), der sich diesem Studium mit schwärmerischer Liebe hingab. Mit außerordentlicher Begier trachtete er den Meisterwerken des Altertums nach: überall hin sandte er Briefe und Geld, um ihnen nachspüren zu lassen, und durchsuchte selbst auf seinen Reisen alle Orte, besonders die Klöster, um noch unbekannte ans Licht zu ziehen. Die aufgefundenen ließ er durch Abschriften vervielfältigen, griechische zu leichterem Verständnis ins Lateinische übersetzen rc. So wurde das Studium der alten Klassiker in Italien immer allgemeiner, und die schwerfälligen Schulgelehrten wurden von den Poeten, wie man diese Humanisten hieß, allgemach überflügelt.

Dieser Eifer für klassische Bildung wurde im 15. Jahrh. durch einige gelehrte Griechen, welche nach Italien kamen, noch mehr entflammt. Der berühmteste derselben heißt Manuel Chrysoloras, welcher seit 1398 in Florenz und Padua griechische Sprache lehrte und griechische Schriftsteller erklärte. Er begeisterte ganz Italien für die Kunst und Wissenschaft der alten Hellenen. Noch in vielen andern Städten wurden griechische Lehrstühle errichtet. Die italienischen Fürsten und Herren suchten einen Ruhm darin, zur Hebung der geistigen Schätze des Altertums beizutragen. Am meisten geschah dies von den Mediceern in Florenz, welche die dort sich sammelnden Gelehrten wahrhaft fürstlich ehrten und belohnten.



Fig. 219. Schreibender Klosterbruder. (Aus einer alten Handschrift.)

Zu Konstantinopel war bei allem Verfall in Religion und Sitte doch noch viel Liebe zu Kunst und Wissenschaft geblieben; und als nun 1453 auch schließlich diese Weltstadt in die Hände der Türken fiel, kamen Scharen kenntnisreicher Griechen flüchtig nach Italien, durch welche denn der Eifer für klassische Bildung einen neuen und noch höhern Schwung erhielt. Von Italien aus verbreitete sich derselbe aber auch in die andern Länder des Occidents, und in keinem lebte er stärker auf als in Deutschland.

In Deutschland gab es nun auch schon länger her Universitäten, oder solche wurden eben um diese Zeit gegründet. Die Universität Prag entstand schon 1348, Wien 1365, Heidelberg 1386, Köln 1388, Erfurt 1392, Würzburg 1403, Leipzig 1409, Rostock 1419, Löwen 1426, Greifswald 1456, Freiburg 1457, Basel 1460, Ingolstadt 1472, Tübingen und Mainz 1477. Alles zuerst kirchliche Anstalten, auf denen Latein, Dialektik und Kirchenrecht vorherrschten. Mit der Zeit aber wurden auf diesen Hochschulen und auch andern Orts, namentlich in den Brüderhäusern, die Klassiker mit regstem Fleiße getrieben. In Straßburg, Augsburg und Nürnberg erstand ein reges geistiges Leben. Da ging eine schöne Zahl ausgezeichneter Kenner der alten Sprachen und Wissenschaften hervor, die sich in schüchterne Humanisten und rücksichtslose Bekämpfer der mittelalterlichen Lehrweise teilten. Die gelehrtesten von allen waren Reuchlin und Erasmus, gepriesen als die Augen Deutschlands.

Joh. Reuchlin von Pforzheim, 1455—1522, bemächtigte sich der lateinischen und griechischen Sprache wie kein Deutscher vor ihm. Auch das Hebräische erlernte er gründlich, wozu er die Beihilfe gelehrter Juden suchte. Er schrieb 1506 die erste hebr. Grammatik, blieb übrigens Jurist. Als ein Exjude Pfefferkorn vom Kaiser die Erlaubnis auswirkte, jüdische Schriften zu konfiszieren, trat ihm Reuchlin mit einem besonnenen Gutachten entgegen, worüber ein heftiger Streit entbrannte. Der Papst gebot endlich Aufschub der Sache. Humanisten aber, wie Crotus und der Ritter Ulrich von Hutten (1488—1523) verfaßten die berühmten Briefe der Dunkelmänner, welche 1515 ff. die Ketzerrichter in allgemeinen Verruf brachten. — Desiderius Erasmus von Rotterdam, 1466—1536 (s. 1515 in Basel), übertraf den vorigen noch im Lateinischen und Griechischen, während er jedoch mit dem Hebräischen sich nicht einlassen mochte. Lateinisch schrieb er besser als seine Muttersprache. Ein besonderes Verdienst erwarb er sich durch Herausgabe des griechischen Neuen Testaments mit gelehrten Anmerkungen, während in Spanien Kardinal Ximenez schon auch eine hebräische Bibel mit den bedeutendsten Übersetzungen herausgab. Er war das Orakel des gelehrten Europas, ein feiner Satyriker, vom Papst und den Fürsten hoch geehrt und solcher Ehre bis ans Ende sehr bedürftig.


Fig. 220. Johann Reuchlin. (Nach J. J. Heid.)

Wir sehen, es geht alles auf eine neue Zeit hin. Übrigens dürft ihr das Wiederaufleben der klassischen Litteratur nicht überschätzen, es euch nicht als durchweg segenbringend für die Menschheit denken. Die alte heidnische Weisheit konnte ja dem Elende der Welt jetzt so wenig als einstmals abhelfen, und es gab viele, die sich in das alte Heidentum mit seinen schönen dichterischen Gestalten verliebten, in hingebender Beschäftigung damit heidnisches Wesen in Sinn und Wandel aufnahmen und im Grunde ihres Herzens gar ungläubig wurden, wie die Gebildeten der Griechen und Römer zuletzt. Erasmus konnte sich kaum enthalten zu beten: „Heiliger Sokrates, bitt für uns!“ Aber es erkannten doch die feingebildeten Humanisten den greulichen Aberglauben in der Kirche, schlugen auf ihn unbarmherzig mit den Waffen des Witzes und Spottes los, und trugen damit, daß sie ihn lächerlich machten, ein Bedeutendes zu seinem Sturze bei. Und dann diente die genauere Kenntnis der alten Sprachen dazu, daß man jetzt die Bibel im Grundtexte studieren und zu den köstlichen Schätzen des göttlichen Wortes besser gelangen konnte. Das ist der Segen, den das Wiederaufleben der Wissenschaften der Christenheit brachte.

§ 18. Die Erfindung der Buchdruckerkunst.

Zu ungemeiner Erleichterung und Förderung des Studiums diente die wichtigste Erfindung, die je gemacht ward und die Deutschland allenthalben hohe Ehre eintrug, die Buchdruckerkunst (Typographie). Sonst mußte man die Bücher mühsam abschreiben, daher sie selten und sehr teuer waren, wie denn eine geschriebene Bibel etwa 500 Goldgulden kostete. Von nun an konnten Tausende von Exemplaren in einer Schnelle gefertigt und die Bücher so wohlfeil gekauft werden, daß auch Unbemittelte sie sich anzuschaffen im stande waren.

Mit dieser Erfindung ging es aber also zu. Schon geraume Zeit her war die Formschneidekunst da; man schnitt Bilder in Holztafeln, bestrich sie mit Tinte und druckte sie ab, ebenso Spielkarten. Hatte man einen Heiligen oder eine heil. Geschichte geschnitten, so setzte man wohl auch den Namen oder ein Verslein darunter. Da dachte man, es ließen sich ja auch ganze Seiten voll Buchstaben schneiden und so am Ende ganze Büchlein abdrucken, und man unternahm es um 1420; die Chinesen druckten Bücher auf solche Tafeln seit 940. Indessen mußte zu jeder neuen Seite eines Büchleins, das man so fertigen wollte, eine neue Holztafel geschnitten werden; das ging langsam her. Da kam Joh. Gutenberg, geb. zu Mainz 1397 aus dem Geschlechte der Gensfleisch, auf den Gedanken, einzelne Buchstaben oder Lettern, also

bewegliche, zu schneiden, abzuschlagen und zu gießen, mit Tinte oder Lampenruß zu schwärzen und dann mittelst einer Presse abzudrucken; so konnten sie darnach wieder auseinandergelegt und zu einer neuen Seite benützt werden. Mit diesen beweglichen Lettern in Messing, dann in Schriftmetall, war die Buchdruckerkunst erfunden. Es geschah ums J. 1440 zu Straßburg, wo Gutenberg sich damals aufhielt und Spiegel machte. Er war dann wieder in seiner Vaterstadt, wo er einen Joh. Fust zum Geldschießen bereit fand, 1450 mit ihm einen Vertrag schloß und 1451 einen Donat (lat. Grammatik), 1452 die lat. Bibel herausgab. Der Schule und dem Glauben sollte



Fig. 221. Joh. Gutenberg. (Nach N. de Larmessin.)

diese Kunst dienen. Sie trat gleich in einer Vollkommenheit auf, die bis jetzt wenig oder gar nicht übertroffen worden ist, wie die kostbarschön gedruckten Bücher aus jener Zeit beweisen. Dazu mag Fusts Schwiegersohn, P. Schöffer, beigetragen haben, der den Letternguß zu verbessern suchte. Gutenberg starb 1468, von Fust um die Früchte seiner Erfindung gebracht.

Die edle Kunst muß jetzt ebenso dem Reiche der Finsternis, als dem Reiche Gottes dienen; aber im Dienste des Göttlichen trat sie in die Welt ein. Die Mönche freilich nannten sie eine Teufelskunst, weil sie nun ihren Verdienst durch Abschreiben der Bücher verloren; andere, wie der Benediktiner Bernh. Witte, nannten sie die göttlichste Kunst. Aber Deutsche breiteten die Kunst nun schnell aus in deutschen Städten wie nach Italien, Frankreich 2c. — Schon um 1250 war in Frankreich, oder etwas früher in Deutschland die Kunst erfunden worden, aus zerstampften

Lumpen Papier zu bereiten. Man glaubt, daß deutsche Ritter und Templer von den Arabern das Papiermachen lernten, das besonders in Damaskus schon vor 1000 Jahren betrieben wurde. Damals schrieben die Europäer auf Pergament oder bedienten sich des aus dem Morgenlande bezogenen Baumwollenpapiers, welche Schreibmaterialien viel mehr kosteten als das Linnenpapier.

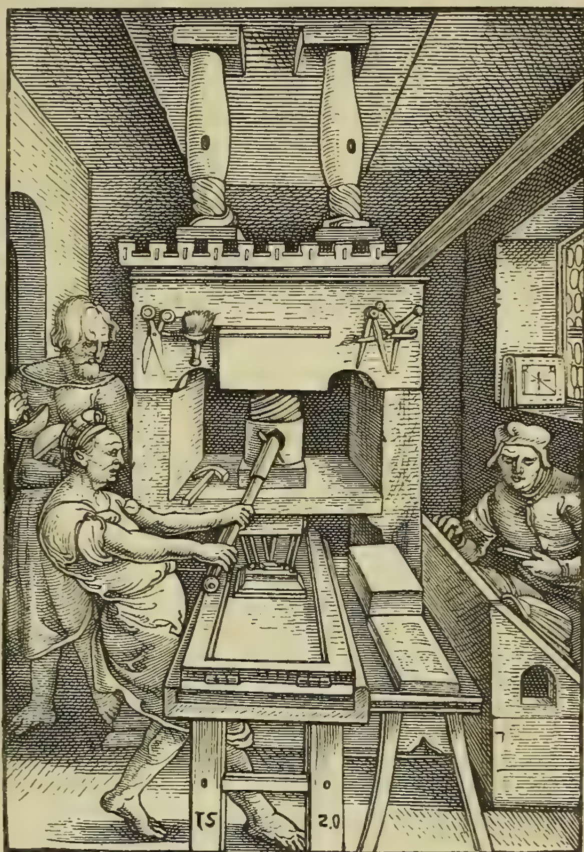


Fig. 222. Buchdruckerpresse. (Nach einem Holzschnitt vom Jahr 1520.)

§ 19. Entdeckung neuer Länder und Meereswege.

Wie ein glückseliges Fabelland lag Indien mit seinen Schätzen, Gold, Perlen, Edelsteinen und Spezereien vor den Augen und Träumen der Bewohner des Occidents. Die Waren von dort kamen aber auf mühsamen Wegen, immer teilweise zu Land, und nur durch die Zwischenhand muhammedanischer Nationen zu ihnen, wodurch sie sehr verteuert wurden. Lange her hatte sich schon der Wunsch geregt, den Handel mit Indien, China u. s. w. unmittelbar betreiben zu können und zu dem Ende eine ununterbrochene Wasserbahn bis dorthin aufzufinden.

Zu Land hat der Venetianer Marco Polo 1271—95 ganz Asien durchquert und den Rückweg zur See gemacht. Missionare, wie der Franziskaner Joh. Montecorvino, zogen darauf nach China und Indien, und mehrten die geographischen Kenntnisse.

Die Portugiesen, welche sich im 15. Jahrh. zu den tüchtigsten Seefahrern heranbildeten, wagten sich da schon etwas weiter ins hohe Meer hinaus. Das konnte man, nachdem (schon vor 1200) der Kompaß erfunden worden war, dessen auf einem Stifte freischwebende Magnetnadel beständig nach Norden zeigt, wonach man den Lauf des Schiffes richten und wodurch man sich vor Verirrung auf dem Meere schützen kann. Der portugiesische Prinz Heinrich strebte (seit 1415) nach Entdeckungen an der afrikanischen Küste, nachdem schon 1341 seine Landleute die Canarien, welche Plinius kannte, wieder entdeckt und 1350 das reizende Madeira und die liebliche Gruppe der Azoren aufgefunden hatten. Diese wurden nun 1419 besiedelt; die blondhaarigen Guanchen aber, welche die Canarien inne hatten, erlagen den Spaniern.

Um Afrika herum, wenn es nicht endlos gen Süden fortliefe, könnte man nach Indien kommen! so dachten die Portugiesen und fuhren endlich über die Breite

der öden Saharaufer hinaus. 1445 gelangten sie ans grüne Vorgebirg und fingen die ersten Neger. Immer weiter drangen sie vor, verzagten Herzens wohl, denn es ward immer heißer und die Neger empfingen die Vordringenden mit Giftpfeilen. Aber 1471 kam ein Schiff an Guinea hinab über die Linie hinaus, und man freute sich bei der unsäglichen Hitze, daß man doch nicht gar verbrenne. Und mit Wundern sah man andere Sterne über sich (die der südlichen Halbkugel). a. 1484 sandte König Johann II. Schiffe aus, welche schon am Reiche Congo hinabliefen. Und die Lüfte wurden wieder kühler. Aber Afrika streckte sich allerdings lange. Endlich 1486 erreichte der kühne Seefahrer Barthol. Diaz offenbarlich das Südende des Weltteils. Heftige Stürme und eine Meuterei seiner Leute bewogen ihn umzukehren, um seinem Könige die wichtige Botschaft zu bringen. Er hatte die Südspitze Afrikas das stürmische Vorgebirge genannt; aber Johann II. hieß es gleich „das Kap der guten Hoffnung", denn er sah den Seeweg nach Indien gefunden. — Vor die wirkliche Erreichung dieses Zieles fällt aber die größere

Entdeckung Amerikas.

Um 1445—50 wurde Christoph Colombo in oder bei Genua geboren. Dort war er noch 1473 Wollweber. Dann trat er in den Schiffsdienst, machte Seefahrten mit und zeichnete sich durch Mut und Geistesgegenwart aus. Etwa 1477 kam er nach Lissabon und verheiratete sich dort mit der Tochter eines italienischen Schiffskapitäns, dessen Tagebücher und Karten er begierig studierte. In seinem nachdenkenden Geiste stieg ein großer Gedanke auf, den der Physiker Toscanelli ihm durch einen Brief gewisser machte. Er wollte Indien nicht östlich um Afrika herum, sondern westlich über das atlantische Meer hin aufsuchen und, Gott helfe, auffinden. Man wußte, daß die Erde rund sei; nach Berichten und Sagen war Indien über die Maßen groß und zog sich wohl bis Cipango (Japan) weit um die Erdkugel herum; so glaubte er, man dürfe nur gerade nach Westen steuern, so müsse man nicht allzufern daran stoßen.

Von der früheren Entdeckung Nordamerikas durch Normänner aus Island und Grönland (seit 1000) scheint er nichts erfahren zu haben. Winland nannten sie die Küste, weil sie Weinreben dort vorfanden. Niederlassungen wurden damals zwar versucht, doch kam es kaum zu einer festen Ansiedlung. Colombo aber, ohne wissenschaftliche Gründe vorzubringen, hielt felsenfest an dieser seiner Lebensaufgabe.

Er wendete sich an den König von Portugal, der den Plan prüfen ließ. Nach dessen Verwerfung ging Colombo 1484 an den spanischen Hof, ja trat in Ferdinands Dienst 1486. Auch hier konnte er, da eine eingesetzte Prüfungskommission seinen Plan ungünstig beurteilte und man gerade den kostspieligen Krieg mit Granada führte, lange Zeit nichts ausrichten. Jahrelang harrte der hochbegeisterte Schwärmer auf eine bessere Stimmung des Hofes und schon wollte er abermals weiter, als sich die Königin, durch einen aufgeklärten Mönch gewonnen, endlich doch noch bewegen ließ, auf das Unternehmen einzugehen. Es wurde ein Vertrag mit Cristoval Colon abgeschlossen, kraft dessen er Großadmiral aller neuen Meere und Unterkönig aller von ihm entdeckten Länder sein, auch den zehnten Teil aller Einkünfte derselben beziehen und seine Würden und Vorteile auf seine Nachkommen vererben sollte. So hoch stellte der eingebildete Fremdling seine Forderungen. — Mit drei unansehnlichen Schiffen von zus. 200 Tonnen trat er seine erste Reise an, nachdem er mit der ganzen Mannschaft, 120 an der Zahl, vorher gebeichtet und das heil. Abendmahl genossen hatte. Es war am 3. August 1492, da sie unter dem glückwünschenden Zuruf unzähliger Zuschauer aus dem Hafen von Palos abfuhren.

Gleich anfangs zerbrach ein Steuerruder, was vielen als ein böses Anzeichen erschien. Auf einer der kanarischen Inseln wurde indessen der Schaden gebessert. Von hier segelten sie

denn in das bisher noch von keinem Schiffe besuchte große Weltmeer hinein. Am 9. Sept. war ihnen alles Land verschwunden; da wurde es dem Schiffsvolk unheimlich. Und wie es nun Tag für Tag und Woche für Woche fortging, ohne daß etwas andres als Himmel und Wasser sich zeigte, da ward das Schiffsvolk voll Angst und Furcht. So auch als die Abweichung der Magnetnadel vom Polarstern offenbar wurde. Colombo aber blieb ruhig, tröstete und ermutigte die Verzagten. Aber immer will kein Land erscheinen! Am 1. Oktober hatte man schon 707 Seemeilen von Ferro zurückgelegt (wiewohl Colombo nur 534 angab), immer noch ein unbegrenztes Meer vor Augen. Zwar kam man an das Tangmeer; allein dieses günstige Zeichen verschwand wieder. Da wurde die Mannschaft äußerst unruhig und begehrte, daß Colon umkehre. Doch dieser äußerte sich mit dem Verlaufe seiner Fahrt ganz zufrieden und beschwichtigte sie wieder. Als aber auch die neunte Woche verflossen war, die Schiffe rastlos vorwärts schoßen und dennoch kein Land sich blicken ließ, da nahm der Trübsinn überhand. Tags darauf aber schwimmt ein grüner Zweig und ein geschnitzter Stab auf sie zu, und Landvögel setzen sich auf die Masten. Jetzt späht alles nach Westen hin. Vor Mitternacht erblickte Colombo in der Ferne den Schein eines Lichtes; es verlosch wieder und konnte auch eine Täuschung gewesen sein. Zwei Stunden nach Mitternacht donnert aber ein Kanonenschuß von einem der andern Schiffe und „Land!“ erschallt es von allen Zungen.



Fig. 223. Colombo auf seinem Schiff. (Nach einem alten Bild.)

Als der Morgen des 12. Okt. (1492) anbrach, lag eine liebliche grüne Insel vor ihren Blicken. Mit schmetternder Musik und fliegender Fahne, Colon mit bloßem Degen an der Spitze, besteigen sie das Land. Sie werfen sich nieder und küssen die Erde; dann errichten sie ein Kreuz, vor dem sie beten. Der Admiral nimmt feierlich die Insel für die Krone Spanien in Besitz (was fortan bei jedem neuentdeckten Lande geschah). Er war an eine der Bahama-Inseln gekommen, welche er San Salvador (Watlings Insel) nannte: die Eingeborenen hießen sie Guanahani. Letztere waren Wilde, nackt, von rötlicher Farbe, sonst wohlgebildet, gutmütig, sehr scheu und furchtsam. In Nasen und Ohren trugen sie Goldbleche, was die Spanier mit großer Teilnahme bemerkten. Auf die Frage, woher sie diese hätten, wiesen sie nach Süden.

Colon, welcher an einer Vorinsel Japans zu sein glaubte, steuerte hierauf südwärts weiter und kam an mehreren Eilanden vorüber zu der großen Insel Cuba,

die er beim Nahen schon für „Cipangu“ hielt. Er fuhr von Hafen zu Hafen, bewunderte die entzückende Schönheit und die üppige Fruchtbarkeit des Landes, verwunderte sich aber, fast gar keine Kultur des Bodens und überall nur Herden nackter Menschen darauf herumlaufen zu sehen. Er fand die Kartoffel und den Tabak. Hier zeigten die Eingebornen — Colon nannte sie Indianer, weil ihm immer sein Indien im Kopfe stak, und dieser Name ist dann auf alle Ureinwohner Amerikas übergegangen — auf die Frage, wo sie ihr Gold her hätten, nach Südost, indem sie „Haiti“ schrieen. Also steuerte der Admiral nach dieser Richtung hin und gelangte abermals zu einer sehr umfangreichen und herrlichen Insel, welche er Española (Kleinspanien) nannte, die späterhin den Namen S. Domingo empfing, heutzutage aber wieder ihren ursprünglichen, Haiti, führt. Hier fand er etwas mehr Anbau des Landes und Gold in Menge. Die Indianer waren in Stämme geteilt, welche unter Kaziken standen. Es waren gleichfalls sanftmütige Leutlein, unter denen sich manche Spanier gern niedergelassen hätten. So baute er dort aus dem gestrandeten Admiralsschiff ein Fort und ließ 39 Mann zurück. Alles Gold gaben die Insulaner gerne für Glaskorallen und Schellen her.

Colon konnte dem Goldland für diesmal nicht weiter nachforschen; denn mit einem Schiffe hatte sich dessen Kapitän Pinzon treuloserweise entfernt, um es für sich aufzusuchen, so daß dem Admiral nur noch ein Fahrzeug, und ein sehr gebrechlich gewordenes, übrig blieb. Er beschloß darum, zunächst auf kürzestem Wege mit der großen Kunde von seiner Entdeckung heimzukehren. So segelte er am 4. Jan. 1493 ab. Am dritten Tage traf er unvermutet mit Pinzon zusammen, der das Gesuchte nicht gefunden, aber doch an andern Küsten Haitis viel Gold eingetauscht hatte. Colon verzieh ihm seine Entweichung großmütig. Trotz einem furchtbaren Sturme (der ihn 6. März nach Lissabon verschlug) ging die Rückfahrt gut von statten, und am 15. März lief er unter Glockengeläute, Kanonendonner und Jubelgeschrei in den Hafen von Palos ein. Zuerst begab er sich in Prozession in die Kirche, um Gott zu danken; dann reiste er, wie im Triumphzuge, nach dem Hofe zu Barcelona, wo er von beiden Majestäten mit Lob und Ehre überschüttet ward.

„Daß eine neue Welt entdeckt sei,“ so flog das Gerücht durch Europa, und jedermann staunte und freute sich. Eine Karte seiner Entdeckungen vermochte Colon nicht zu entwerfen, auch hatte er keine Gewürzländer gefunden. Der spanische Hof aber holte sich vom Papste die Einwilligung zum Besitze der neuentdeckten und noch zu entdeckenden Länder, und der Papst hatte die Gnade, sie ihm alle zu schenken. Die Portugiesen zu befriedigen, zog Alexander VI. eine Linie von Pol zu Pol, 100 Meilen westlich von den Azoren; die sollte zwischen spanischem und portugiesischem Besitz scheiden. Später rückte er sie noch weiter gegen Westen. Unverweilt rüstete der Hof 17 Schiffe zu einer zweiten Reise aus, auf welcher Colon das eigentliche Japan erreichen sollte. Alles drängte sich herzu und 1500 Menschen schifften sich ein, auch 12 Geistliche, die Heiden zu bekehren. Am 25. Sept. 1493 segelte die Flotte ab. Diesmal steuerte Colon südlicher und stieß auf die karibischen Inseln mit Menschenfressern. Von da zog es ihn nach seiner Kolonie auf Haiti. Aber welch ein Schrecken! Er fand dort die Festung verbrannt und alle Spanier ermordet. Das hatten die sanften Haitier selbst gethan, wie man herausbrachte, durch das rohe, unmenschliche Betragen der Spanier gereizt. Colon baute jetzt an einem passenderen Orte die erste Stadt, die er seiner Königin zu Ehren Isabella nannte, und legte Kolonisten hinein, welche das ungemein fruchtbare Land anbauen sollten. Allein diese bezeigten sich damit sehr unzufrieden; auch rafften Krankheiten manche hinweg.

Indessen spürte Colon dem Goldlande weiter nach, und gen Süden steuernd entdeckte er 1494 eine neue Insel, Jamaika, die wieder sehr reizend, aber das Erstrebte auch nicht war. Von hier aus besuchte er Cuba wieder, segelte auch noch weiter

nach Westen fort: allein der schlechte Zustand seiner Schiffe bestimmte ihn, vorderhand nach Haiti zurückzukehren. Dort erwartete ihn eine schwere Betrübnis. Seine Kolonisten waren abermals so schändlich mit den Eingebornen umgegangen, daß sich die meisten der Kaziken zum Vertilgungskrieg gegen die Fremdlinge verbunden hatten. Er konnte nicht mehr durch Güte stillen, mußte von der Gewalt Gebrauch machen. Den gefährlichsten Gegner überlistete man, so daß er sich mit Handfesseln schmücken und auf ein Pferd gebunden an die Küste bringen ließ. Die nackten Wilden mußten hinfort einen jährlichen Zins an Gold und Baumwolle entrichten, was sie zu ungewohnter Arbeit nötigte, und in 4 Jahren war 1/3 der Bevölkerung erlegen! Es hatten sich aber noch vor des Statthalters Rückkunft einige Unzufriedene der Kolonie nach Spanien begeben und ihn dort arg verleumdet. Tiefgekränkt übergab Colon das Kommando seinem Bruder Bartolomeo und eilte 1496 nach Spanien, sich bei den Majestäten zu verantworten. Das gelang ihm zwar: doch mußte er 2 Jahre warten, bis eine ihm versprochene neue Flotte ausgerüstet war.

Am 30. Mai 1498 unternahm Colon mit sechs Schiffen seine dritte Reise. Er steuerte diesmal noch südlicher und würde nach Brasilien gekommen sein, wenn ihn nicht in der Nähe des Äquators eine entsetzliche Hitze genötigt hätte, sich nordwestwärts zu wenden. So gelangte er an die Insel Trinidad, welche am Ausflusse des Orinoco liegt. Schon aus der Größe dieses Stromes, dessen Süßwasser, und dann durch seine Fahrt der Nordküste Südamerikas entlang, überzeugte er sich (1. August) hinlänglich, daß er jetzt festes Land gefunden. Er meinte, es müßte Indien sein, und konnte doch die gänzliche Unkultur des Landes und der Menschen nicht damit reimen. Ein böses Augenleiden zwang ihn jetzt, nach Haiti zu segeln. Sein Weg ging durch das karibische Meer, dessen Wasser so durchsichtig ist, daß man im Meeresgrunde Korallenbäume und die Ungeheuer der Tiefe zwischen ihnen hingehen sieht. In Haiti traf er eine jämmerliche Verwirrung. Ein Teil der Spanier hatte sich gegen seinen Bruder und Vertreter Bartolomeo empört, und nur mit Mühe und großer Nachgiebigkeit dämpfte er den Aufstand: es fehlte ihm eben alles Verwaltungsgeschick. Die Rebellen hatten schon zu ihrer Entschuldigung Berichte nach Spanien gesandt, worin sie über die Ungerechtigkeit und Bedrückung der Statthalterei die härtesten Klagen erhoben. Diese trugen das Siegel der Unwahrheit an der Stirne: und doch sandte der unedle Ferdinand, welchen es reute, dem Ausländer solch eine hohe Stelle eingeräumt zu haben, nunmehr einen vornehmen Hofbeamten, Franz von Bobadilla, als Untersuchungsrichter mit königlicher Vollmacht nach Haiti ab. Dieser stolze Mensch nahm gleich nach seiner Ankunft dem Colon die Verwaltung ab, weil er 7 von Colon gehenkte Meuterer am Galgen sah: ja er ließ ihn nebst seinem Bruder in Ketten legen (Aug. 1500) und schickte beide mit den protokollierten Aussagen der Meuterer nach Spanien. Dort äußerte sich indessen über diese schmachvolle Behandlung des Entdeckers der lauteste Unwille: die Königin vergoß Thränen und der König schämte sich doch. Colon wurde sogleich der Ketten entledigt und mit allen Ehren am Hof empfangen. Er warf sich schweigend und tiefbewegt vor dem Throne nieder: dann ermannte er sich und rechtfertigte sein Verhalten. Bobadilla wurde nun durch Ovando ersetzt, Colon aber nicht wieder in seine Herrschaft eingesetzt. Voll Unmut zog er sich zurück.

Unterdessen fanden aber die Portugiesen wirklich den Seeweg nach Indien um Afrika herum und begannen den vorteilhaftesten Handelsverkehr mit diesem Lande der Schätze: ein Portugiese Cabral fand auch Brasilien: darauf blickte der spanische Hof mit Neid hin. Colon war nun zur Einsicht gelangt, daß das von ihm entdeckte Land noch nicht Indien sei: aber wie leicht konnte man eine Durchfahrt durch dasselbe ins indische Meer und damit doch einen kurzern Weg nach jenem Eldorado (Goldland) finden! Er machte seinem Hofe den Vorschlag, eine solche Durch-

fahrt aufzusuchen. Dieses Anerbieten wurde begierig ergriffen und führte zur Entdeckung Mittelamerikas.

Mit vier Schiffen trat Colon (9. Mai 1502) seine vierte und letzte Reise an, auf welcher er noch besonders gedemütigt werden sollte. Als er an seinem Española landen wollte, ließ ihn der neue Statthalter Ovando gar nicht in den Hafen ein! Er fuhr nun von da westlich gen Süden fort, bis er an die ausgedehnte Landenge stieß, welche Nord- und Südamerika verbindet. Vom Vorgebirge Gracias a Dios schiffte er wohl 200 Stunden lang südwärts hinab bis Portobello, immer die gehoffte Wasserstraße suchend, die ins indische Meer führen sollte. Es fiel ihm das höchlich auf, weil die Eingebornen seine Zeichenfrage, ob es solche Meerenge gebe? stets bejahten; sie verstanden aber eine Landenge, und die war freilich vorhanden. Dabei hatte er eine Kette von Unglück auszustehen, blutigen Kampf mit einem Stamme der hier viel kriegerischeren Wilden, furchtbare Stürme, Mangel, Krankheit. Zwei seiner Fahrzeuge gingen verloren und die beiden andern wurden so beschädigt, daß er sie, als er rückkehrend Jamaika mit Not erreichte, gleich auf den Strand treiben mußte. Hier würde nun der große Mann sein Leben unter den Wilden haben beschließen müssen, wenn nicht der brave Mendez das Wagstück unternommen hätte, in einem Canoe der Indianer nach Haiti zu reisen, um von dort Schiffe zum Abholen der Zurückgelassenen herbeizuschaffen. Er kam auch, wie durch ein Wunder erhalten, in Haiti an. Aber wer sollte es glauben? Statthalter Ovando hielt ihn fast ein Jahr hin, bis er ein Fahrzeug bewilligte. Während dieser Zeit lebte Colon im größten Elend. Er litt heftig an der Gicht. Seine Leute betrugen sich seinen Bitten zum Hohne wieder so abscheulich gegen die Eingebornen, daß diese alle Lebensmittel versagten und die Spanier verhungert sein würden, wenn er nicht eine berechnete eintretende Mondsfinsternis zu ihrer Rettung benützt hätte. Er sagte nämlich den Wilden, sein Gott, der Große im Himmel, werde sie um ihrer Weigerung willen hart strafen; sie sollten nur aufmerken, wie derselbe schon das Licht der Nacht vor ihnen auslösche. Als nun auf einmal die Mondscheibe sich verfinsterte, fürchteten sich die Wilden sehr, flehten um Erbarmen und brachten ihre Maiskolben 2c. wieder. Dann empörte sich ein Teil seiner Mannschaft gegen ihn und trachtete ihm nach dem Leben; die Rebellen wurden jedoch von seinem Bruder Bartolomeo mit Hilfe der Treugebliebenen besiegt. Endlich erschienen zwei Schiffe von Haiti zur Erlösung. Abgezehrt von Krankheit und Gram kehrte er nach Europa zurück, November 1504.

Leider starb jetzt die edle Isabella. Von Ferdinand konnte er durch alle seine Vorstellungen die Erfüllung des mit ihm geschlossenen Vertrages nicht mehr erlangen. Niemand kümmerte sich um den gebrochenen Mann. Er starb 1506 zu Valladolid und wurde später in San Domingo begraben. — Der neue Erdteil aber erhielt 1507 den Namen von einem Florentiner Reisenden Amerigo Vespucci, aus dessen ruhmredigem Bericht man schloß, daß er zuerst das Festland betreten habe. Andere glauben, daß Amaraka der eingeborene Name von Venezuela war. — Fügen wir noch zwei Gemälde von der Besitznahme dieses Festlandes durch die Spanier bei.

Mejiko.

Mittelamerika war entdeckt und 1519 wurde ein ritterlicher Verwandter Ovandos, Ferd. Cortes, beauftragt, von Mejico Besitz zu ergreifen. Der hochbegabte Mann schiffte sich daran mit 400 Soldaten, 200 Indianern, 16 Pferden und 4 leichten Kanonen aus. Hier traf man nicht bloß zahlreiches Volk, sondern zur Verwunderung auch viel Kultur. Und zwar eine schon etwas gesunkene Kultur; denn die schöne Bildnerei und die Pracht der Paläste von Copan, Palenque, Uxmal, welche von früheren Völkern (Tolteken 2c.) erbaut sein sollten, wurden von den jetzt herrschenden Azteken nicht mehr erreicht. Doch gab es Häuser von Stein, ansehnliche Städte und wohlgebautes Land, und die Indianer waren bekleidet. Um 450 soll ein buddhistischer Mönch das „Agaveland" (Me-schiko) bereist und asiatische Kultur verbreitet haben; die Gleichheit der Zeichen des Tierkreises in Ägypten, China und Mejico deutet jedenfalls auf einen Zusammenhang der beiderseitigen Kulturen. Die Einwohner staunten die Ankömmlinge an, und als sie dieselben mit Blitz und Donner bewaffnet sahen, erwiesen sie ihnen Ehrfurcht wie höhern Wesen. Sie entsetzten sich, als die Reiter von den Pferden stiegen, sie hatten geglaubt, Mann und Tier sei Eins.

Die Spanier erfuhren, daß alles Gebiet weit umher von einem mächtigen Könige der Azteken, Namens Montezuma, beherrscht werde, welcher 100 Stunden entfernt in einer großen Stadt residiere. So gewaltig war sein Reich, daß es in viele Provinzen sich teilte, welche unter Unterkönigen standen. Schnellläufer hatten dem Könige sogleich die Ankunft der Fremdlinge gemeldet, und er schickte Boten und ließ fragen, was sie wollten? Cortez ließ ihm sagen, er komme mit Aufträgen eines großen, gegen Osten wohnenden Königs, die er persönlich ausrichten müsse. Bald folgte eine andere Gesandtschaft mit reichen Geschenken für die Fremdlinge, aber auch mit dem Ersuchen an sie, das Land zu verlassen.

Cortes setzte sich gleich am Ufer fest, indem er die Stadt Veracruz baute. Eine Verschwörung seiner Leute, die wußten, daß der argwöhnische Statthalter ihn zurückgerufen, bewog ihn, die Flotte zu zerstören. Dann rückte er mit seinen Tapfern vor. Je weiter sie kamen, desto trefflicher fanden sie das Land gebaut, desto schöner und volkreicher die Städte. Erhabene Pyramiden standen zerstreut in allen Gegenden. Eine hochbegabte Dolmetscherin, getauft Donna Marina, wurde Cortes Ratgeberin und Vertraute. Einige Stämme der Indianer schlossen sich ihnen teils freundschaftlich, teils als Besiegte an; so wurden namentlich die kriegerischen Tlaskalaner, nachdem Cortes sie mit der Gewalt seines Geschützes niedergeworfen, seine treuesten Diener und Gehilfen. Von 6000 derselben begleitet, rückte er gerade auf das innere Hochland Anahuac und die Hauptstadt Tenochtitlan (erbaut 1216 oder 1325) los, welche auch Mejico hieß. Sie lag auf einer Insel in einem See, durch den drei Dämme zu ihr hinführten. Welch eine majestätige Stadt aber! Sie zählte an 60000 weiß herschimmernde Häuser und 2000, großenteils betürmte, Tempel darunter, und der kolossale Haupttempel nahm mit seinen Nebengebäuden schon allein den Umfang einer Stadt ein.



Fig. 224. Ferdinand Cortes. (Nach einem gleichzeitigen Bild.)

Als Cortes sich der Residenz nahte, 8. Novbr., kam ihm der König auf einem kostbaren Tragsessel mit einem zahlreichen Gefolge feingekleideter Herren entgegen, begrüßte ihn mit größter Fröhlichkeit, ja mit Ehrerbietung, führte ihn nun selbst in die Stadt, wies ihm und seiner Mannschaft ein weitläuftiges Gebäude zur Wohnung an und versorgte seine Gäste mit einem Überflusse von Lebensmitteln. Ihm half ein Aberglaube des Volks; schon lange vorher war ein toltekischer Priester, der die Menschenopfer abschaffen wollte, der weise Quetzalcoatl, vertrieben worden. Dieser Halbgott schiffte sich an der Ostküste ein und erklärte feierlich, er werde wiederkommen und sein Reich einnehmen. War wohl Cortes der Längsterwartete oder dessen Erbe? Schnell schuf Cortes sein Haus zu einer Festung um, mit stets geladenen Kanonen besetzt, und schritt darauf klüglich und kühnlich zur Ausführung seiner Aufgabe vor. Hiezu bot sich ihm eine gute Gelegenheit dar, indem ein General Montezumas Spanier außerhalb der Stadt getötet und ihre Köpfe herumgeschickt hatte. Auf diese Nachricht begab er sich mit seinen Offizieren zum Könige und klagte mit drohender Gebärde über diese ungeheure Beleidigung des großen Monarchen von Spanien.

Montezuma erschrak und versprach, den General auszuliefern. Damit ist Cortes zufrieden, verlangt aber, daß der König, bis es geschehen, im Hause der Spanier wohne. Dessen weigert sich dieser. Da dringt man heftig auf ihn ein und ein spanischer Offizier schreit wild: „Fort mit ihm oder nieder mit ihm!" Da zittert der König und geht mit. Unterwegs wollte ihn sein Volk befreien; aber er stellte sich heiter, als ginge er freiwillig mit, und winkte ihm fernzubleiben. So wurde Montezuma ein Gefangener seiner Gäste. Cortes behandelte ihn anständig, stellte aber bald das Begehren an ihn, er solle sich für einen Vasallen des Königs von Spanien erklären und jährlichen Tribut zahlen; der arme Montezuma that es mit Thränen in feierlicher Handlung vor den Augen seines Volks. Cortes aber wagte es sogar, einem spanischen Heer (aus Cuba) entgegenzuziehen, das ihn gefangen nehmen sollte. Er überfiel und gewann es, und kehrte zeitig nach Mejico zurück.

Das Volk war tief erbittert, und als ein spanischer Herr bei einem Fest in der Stadt allzurasch rohe Gewalt verübt, bricht ein Aufruhr gegen die frechen Fremdlinge los. Cortes zieht zu den Belagerten in die Stadt 1520. Die Mejicaner kämpfen mit dem Mute der Verzweiflung für ihre Götter; viele Spanier fallen. Da läßt Cortes den gefangenen Herrscher in seinem Kriegsschmucke auf der Zinne des Hauses erscheinen und eine Rede zu Beschwichtigung an sein Volk richten. Aber dieses schreit den Feigen mit Verachtung an und schleudert einen Hagel von Steinen nach ihm, daß er tödlich getroffen niedersinkt. Nun stürmt die ungeheure Menge blind gegen die Festung der Spanier, daß dieselben sich ihrer kaum noch erwehren können. Es ist ihnen unmöglich, sich länger zu halten, und um Mitternacht tritt Cortes stille den Rückzug an. Wie aber seine Schar zusammengedrängt über den schmalen Damm zieht, wird sie von beiden Seiten aus den Kähnen der Mejicaner mit Steinen und Geschossen angegriffen. Zwei Drittel der Abziehenden werden getötet oder ertrinken. Geschütze, Pferde, Schätze, alles ist verloren. Die Spanier redeten lange von dieser „traurigen Nacht", 1. Juli 1520.

Die Hinübergekommenen beschleunigten den Rückzug. Aber am 6. Tage haben ihnen die Mejicaner den Vorsprung abgewonnen. Sie sehen sich von einem zahllosen Feindesheere umringt. Hier ist kein Ausweg. Cortes wird verwundet; aber ein Ritter Juan Salamanca stürzt sich heldenmütig mitten in die Feinde hinein, erblickt dort die mejicanische Reichsfahne, von welcher das Schicksal jeder Schlacht abhing, stößt den Fahnenträger nieder und ergreift sie. In diesem Augenblicke rennen die schon Siegenden alle wie sinnlos davon! Cortes zog sich in das Gebiet der Tlaskalaner zurück, die ihm fortwährend treulich anhingen, obwohl sie auf dem Zuge ein paar Tausend Mann eingebüßt hatten. Hier pflegte man die Verwundeten und wartete auf eine bessere Zeit. Und als er von Cuba und Jamaika Verstärkung erhält, rückte Cortes mit 600 mutigen Spaniern und 100 000 befreundeten Indianern zum zweitenmale fröhlich gegen die Hauptstadt vor.

Als er am See ankam, fand er die Dämme durchbrochen und das Gewässer voll bewaffneter Kähne. Da ließ er erst in den Wäldern Tlaskalas 13 Schiffe bauen, sie in Stücken von 8000 Sklaven herbeitragen, dann zusammenfügen und in den See stoßen 1521. Damit fällt er über die mejicanischen Kähne her und macht sich schnell zum Herrn des Sees. Und nun greift er vorsichtig aber kräftig die Stadt an. Er läßt täglich eine Anzahl Häuser erstürmen und verbrennen, und zieht sich darauf wieder in sein befestigtes Lager diesseits des Sees zurück. So fährt er 4 Wochen fort. Aber seine Leute treiben zu einem Hauptsturme, der bei der äußersten Tapferkeit, mit welcher die Mejikaner unter ihrem neuen herzhaften Könige Quauhtemotzin kämpfen, mißglückt. 62 Spanier werden gefangen und ihnen wird bei der Nacht in dem hellerleuchteten Tempel das Herz aus lebendigem Leibe gerissen und den Göttern geopfert. Cortes bleibt unverzagt. Bald rückt er wieder vor und nimmt nach und nach drei Vierteile der Stadt ein, die er niederreißen läßt; dabei würgten die verbündeten Indianer und der Hunger noch eifriger als die Spanier. Endlich am

13. August 1521 wird Quauhtemotzin, da er in einem Boot flüchten will, von den Brigantinen gefangen. Mit der Hauptstadt fiel das ganze ausgebreitete Reich den Spaniern in die Hände. Sie bauten jene neu auf und beherrschten dieses von da aus, und — es war eine harte Herrschaft. 1522 wurde Cortes zum Statthalter von Neuspanien ernannt. Später verkannt und gedemütigt, starb er 1547 in Spanien.

Über die Azteken war die Zeit einer strafenden Heimsuchung gekommen. Sie hatten eine greuliche Religion. Alljährlich wurden von ihnen gegen 20 000 Erwachsene und viele Tausende von Kindern ihren Götzen geopfert. Ihr Schutzgott war der vergötterte Held, der sie nach Anahuac geführt, der Huitzilopotschli, dessen scheußlichem Bilde sie mit rauchenden Menschenherzen das Maul rieben.

Peru.

Mejico war mächtig, schön und reich, aber mehr Silber- als Goldland. Wo liegt denn das eigentliche Goldland? Schon 1513 drang der ritterliche Vasco Nuñez Balboa über die wildwaldige Landenge Darien an die Südsee vor. Da blickt er, trunken vor Freude, über den unendlichen Spiegel hin, steigt dann mit Schwert und Fahne bis an die Kniee ins Wasser und nimmt das ganze Meer vom Nord- bis zum Südpol für den König von Spanien in Besitz. Es begleitet ihn ein anderer kühner Spanier, Franz Pizarro, der später den Balboa, als er des Verrats bezichtigt wurde, gefangen nahm.


Fig. 225. Franz Pizarro.

Die Indianer jener Gegend sagten aus, daß nur sechs Sonnen (Tagereisen) weit südwärts das Goldland liege. Das trug Pizarro glühend im Herzen Tag und Nacht, von Jahr zu Jahr. Endlich 1524 hatte er mit Hilfe einiger Freunde im Meerbusen von Panama ein Fahrzeug ausgerüstet und fuhr nun auf eigene Hand (es war das von der spanischen Regierung freigegeben) an der Westseite Südamerikas hinab, und fand das Reich Peru; das war das Goldland. Und er sahe des edlen Metalls so viel, daß ihm die Augen flimmerten. Allein Hunger, Kämpfe und das heißfeuchte Klima hatten seine Mannschaft so verringert, daß er diesmal auf die Eroberung verzichten mußte.

1531 unternahm er die Expedition zum andernmale und wieder auf eigene Kosten, nachdem er sich zuvor in Spanien die Ernennung zum Statthalter über das zu erobernde Reich geholt hatte. Mit 3 Schiffen, 180 Mann und 67 Pferden landete er an Perus Küste. Pizarro war ein sehr kühner Mensch, aber roh und ohne alle Liebe und Treue. Er brach blutgierig ins Land, verjagte die Menschen, plünderte die Häuser, wo schon des blinkenden Erzes die Fülle sich vorfand. So zog er über die Andes. Denn hinter dem dürren Küstenland dehnte sich Peru auf dem Rücken der Cordilleren von Columbia bis nach Chile aus; weite weidenreiche Hochebenen, von warmen Thälern und Schluchten durchzogen. Die Kultur der Aymara und Quechua war höher als die in Mejico. Erstaunlich große und prächtige Paläste erhoben sich neben goldverzierten Sonnentempeln; mit Kupferwerkzeug wurden die schönsten Metallarbeiten hergestellt; die feinsten farbreichsten Gewebe dienten zur Kleidung für Lebende und Tote (Mumien). Lange, kunstvoll angelegte Wasserleitungen führten dürren Gegenden das belebende Element zu; Kunststraßen von 500 Stunden Länge, wie sie trefflicher und großartiger in der Welt nie gebaut waren, zogen sich von Cuzco nach Quito ꝛc. Manko Kapak hatte (1045) Cuzco zu seiner Residenz gemacht.

Es wäre nicht wohl möglich gewesen, sich eines so großen und stark bevölkerten Reiches mit so wenigen Menschen zu bemächtigen, wenn nicht gerade innerer Streit dasselbe zerrüttet hätte. Der alte Inka (König) Huaina Kapak war 1525 ge-

storben, seine beiden Söhne Huaskar und Atahualpa kämpften miteinander über der Nachfolge, und eben 1532 nahm der jüngere den älteren gefangen. Bei dieser Verwirrung im Reiche konnte Pizarro ohne Widerstand vordringen. Als der König von der Ankunft furchtbar bewaffneter Fremdlinge hörte, sandte er ihnen reiche Geschenke entgegen. Sie veranstalteten darauf eine Zusammenkunft bei Cajamarca. Der junge Inka kommt auf einem herrlichen Tragsessel in Mitte eines glänzenden Hofstaates und ein Heer von 40 000 Kriegern hinter sich. Pizarros Feldpater hält eine Anrede an ihn, worin er vom christlichen Glauben, vom Papste und vom spanischen Könige handelt und es ihm als seine Pflicht vorhält, sich diesen Dreien zu unterwerfen. Diese dem Prinzen seltsame Sache mochte durch die Dolmetschung noch seltsamer geworden sein und er schüttelte ungläubig den Kopf. Der Pater schlägt zornig auf sein Evangelienbuch und ruft: „Hier steht's!" Atahualpa hält das Buch ans Ohr, horcht und spricht: „Es sagt nichts!" und wirft es zur Erde. „Ha, Verhöhnung des allerheiligsten Gotteswortes!" schreit der Priester. Pizarro winkt seinen Leuten und plötzlich sind alle Säbel entblößt; sie hauen die nächste Umgebung des Inka nieder und nehmen ihn selbst gefangen, 16. Nov. 1532. Draußen sprengt die Reiterei auf das Heer ein und die Kanonen blitzen und donnern hinein, 2000 fallen und die andern fliehen.

Der gefangene Atahualpa war sehr bestürzt. Als er aber die unmäßige Goldgier der Spanier wahrnahm, hoffte er noch seine Freiheit, indem er für dieselbe das ganze Zimmer seines Gefängnisses voll Gold bot, so weit man mit der Hand hinaufreichen könne. Die Spanier erstarrten hierbei vor freudigem Schreck. Pizarro streckt seinen Arm lang aus und zieht mit der Kohle ringsum den Strich. Atahualpa erläßt Befehl an die Seinen, und von allen Seiten wird Gold herbeigeschleppt, so viel, daß wirklich das Zimmer bis zum Kohlenstrich voll wird. Doch gab Pizarro den Prinzen nicht los. Dieser erfuhr, daß Pizarro auch mit Huaskar unterhandle, daher er diesen erdrosseln ließ. Pizarro, Almagro und der Pater Valverde saßen zu Gericht über den Fürsten und verurteilten ihn, trotz des Protestes von 13 Ehrenmännern, als Thronräuber, Brudermörder und Gotteslästerer zum Feuertode. Weil aber der Arme sich auf des Paters Zureden noch taufen ließ, wurde er doch nur erdrosselt, 1533. Nun ward das Reich von den durch Zuzug verstärkten Spaniern leicht genommen.

Die Hauptstadt Cuzco, in welche sie siegreich eingezogen, war prachtvoll und umfangreich, hielt 200 000 Einwohner. Sie hatte eine starke Festung, deren Mauern aus 40 F. langen und 20 F. breiten Steinen so zusammengefügt waren, daß man kaum die Fugen bemerkte; es fehlten nur die rechten Verteidiger. Der gewaltige Sonnentempel war ganz mit Goldplatten belegt und über dem Hauptaltare prangte ein massiv goldenes Bild der Sonne, so ungeheuer groß, daß es beinahe von einer Seite der Mauer zur andern reichte; doch saßen noch zu beiden Seiten der Sonne die einbalsamierten Körper verstorbener Inkas auf goldenen Thronen. Bei der Teilung des Goldes (zus. = 70 Mill. M.) erhielt Pizarro 312 000 Dukaten, der geringste Soldat 14 580 D. Indessen baute Pizarro 1535 eine andere Hauptstadt, Lima, von der aus die Spanier das Reich beherrschten, und — es war eine harte Herrschaft. In Lima wurde 1541 Pizarro vom Sohne seines Freundes Almagro, den er hatte erdrosseln lassen, niedergehauen. In diesem Jahr wurde Orellana mit einem Schiff ins Waldland geschickt, befuhr damit den großen Amassonas und gelangte glücklich nach Westindien.

Schlußbericht über das entdeckte Amerika.

So wurde denn die neue Welt, Inseln und festes Land, allmählich europäisches Besitztum und mit Europäern bevölkert, ja von ihnen überschwemmt. Denn auf das Gerücht von ihrer Schönheit und Güte eilte alles dahin, um mit leichter Mühe reich und glücklich zu werden. Das Land wurde unter die Spanier zur Anbauung ausgeteilt. Der Boden war fast überall außerordentlich fruchtbar und die

edelsten Gewächse, Zucker, Kaffee, Kakao ꝛc., gediehen herrlich. Auch legte man Bergwerke an, welche treffliche Ausbeute lieferten. Aber die Spanier wollten beim Bau auf und in der Erde nicht selbst ihres Armes Kraft anstrengen, ihres Angesichts Schweiß vergießen; dazu meinten sie nicht herübergekommen zu sein. Und so wurden denn auch die Eingeborenen unter sie verteilt, daß sie acht Monate des Jahres für die neuen Herren arbeiten mußten, während ihnen nur vier für sich selbst gelassen blieben. Diese Verteilungen (Repartimientos) brachten unsägliches Elend über die armen Indianer. Die der Arbeit so wenig Gewohnten wurden in die Minen gestoßen und mußten mit schweren Hämmern das edle Erz herausschlagen; oder sie wurden in die Plantagen getrieben und mußten in der heißesten Sonnenglut graben. Waren sie lässig, so wurden sie mit Peitschenhieben oder mit angehetzten Hunden zur Thätigkeit angespornt. Ob auch die spanische Regierung mehrmals eine mildere Behandlung derselben gebot, niemand achtete sich danach. Da drüben hatten die Christen in der Regel alles Gefühl für die Qualen ihrer Mitmenschen verloren. Schwachen Körpers, wie sie waren, starben die Indianer über der großen Anstrengung, bei welcher sie noch dazu die schlechteste Kost empfingen, frühe dahin. Vor den Eingängen der Schächte lagen Hunderte herausgeworfener Leichname, auf denen gierigfressende Geier in dichten Schwärmen saßen. Zu Tausenden verschmachteten sie in den Pflanzungen der müßigen Kolonisten. Wenn sie sich aber ob der unerträglichen Tyrannei zur Verschwörung zusammenrotteten, so wurden sie massenhaft gemartert, hingewürgt und aus Rachsucht zuweilen ganze Stämme ausgerottet. So lichtete sich die eingeborene Bevölkerung in kurzer Zeit ganz erschrecklich. Colombo hatte auf Haiti weit mehr als 100 000 Menschen getroffen; 1508 waren etwa noch 60 000 vorhanden, 1515 nur noch 14 000.

Anm. 1. Es ist begreiflich, daß der spanische Name den Indianern ein Fluch werden mußte. Als ein Priester einen zum Feuertode verurteilten Kaziken noch mit Schilderung der Paradiesesfreuden zum Christentum bekehren wollte, fragte derselbe, ob im Paradiese auch Spanier



Fig. 226. Sklaventransport in Afrika.

wären? „Ja,“ antwortete der Priester, „aber nur gute“. Da sagte der Kazike: „Die besten taugen nichts! Ich mag nicht hin, wo ich diesem verfluchten Geschlecht begegne!“ — Doch hatten die Geistlichen im allgemeinen noch am meisten Mitleid mit den Unglücklichen. Besonders verdient hier der Priester las Casas, später Bischof zu Chiapa in Mejico, gerühmt zu werden, welcher sein ganzes Leben († 1566) dem Bemühen widmete, ihr hartes Los zu lindern. Sechsmal reiste er nach Spanien, um eine Verbesserung ihrer Lage zu erwirken. Da hat denn Karl V.

schon 1517 den Indianern persönliche Freiheit zugesagt, zugleich aber den spanischen Kolonisten die Einführung von Negersklaven für die harte Arbeit in Bergwerken und auf Plantagen bewilligt. Weil nämlich die schwächlich gebauten Amerikaner von der schweren Arbeit so schnell aufgerieben wurden, fiel man darauf, den starken Neger aus Afrika zu derselben herüberzuholen. Das fand allgemeine Zustimmung, und so entspann sich der abscheuliche Sklavenhandel in furchtbarer Ausdehnung; Millionen dieser Armen wurden aus den Armen der Ihrigen weggerissen und, aneinander gekettet im dampfenden Schiffsraume, über das Meer gefahren, um in den Plantagen und Bergwerken Amerikas ihr geschändetes, mühseliges, trostloses Dasein hinzubringen (Fig. 226). — Es sei noch bemerkt, daß sich aus Amerika der Tabak, der wohl hätte drüben bleiben können, aber auch die edle Kartoffel, nach Europa verpflanzt hat.

Anm. 2. Die ersten Schwarzen langten 1503 in Amerika an und vermehrten sich bei harter Feldarbeit, da einer soviel leistete als vier Indianer. Seit 1517 sollten ihrer jährlich 4000 eingeführt werden; weil aber Alexander VI. den Spaniern die Schiffahrt westlich von den Azoren untersagt hatte, mußten erst Genuesen, dann Franzosen, Portugiesen und Engländer die neue Welt mit Sklaven versorgen. Mit der Zeit bemächtigten sich die Engländer fast des ganzen Sklavenhandels, zu dem sie 1790 volle 90 Schiffe aussandten. Im J. 1768 brachten sie 60000, die Franzosen 23000, die Portugiesen 1700, alle Europäer zusammen 97000 Neger nach Amerika.

Auffindung des Seeweges nach Ostindien.

Diese gelang den Portugiesen bald nach der Entdeckung Amerikas. Der Nachfolger Johanns II. (S. 466), König Emanuel, sandte 1497 den ausgezeichneten Seemann Vasco de Gama mit vier Schiffen aus, um das von Diaz erreichte Vorgebirg der guten Hoffnung zu umsegeln. Das vollbrachte er am 20. Nov. 1497 glücklich und lenkte hoffnungsvoll nach Morgen herum. Er steuerte am ostafrikanischen Gestade von Sofala, Mosambik und Mombas hinauf und empfing von dem freundlichen Könige von Malindi, dicht an der Linie, einen wackern Lotsen, der ihn an 1000 Stund weit quer über den indischen Ozean gerade in den Hafen von Kalikut (Kolikodu), an der malabarischen oder Pfefferküste führte. Er landete daselbst am 19. Mai 1498. Gama und seine Leute schauten mit Staunen das aufgefundene Pfefferland an, diese ausnehmend schönen und trefflich angebauten Gefilde, diese stolzen Städte, dieses Gewimmel von lichtbraunen Menschen, diese Rührigkeit in Gewerb und Handel, diesen blühenden Wohlstand! Indessen waren die Bewohner noch Heiden; nur viele Muhammedaner unter ihnen, deren einer sie mit den Worten begrüßte: Welcher Teufel hat euch hergebracht! Gama ließ sich dem Samudri von Kalikut vorstellen und schon konnte er hoffen, ein Handelsbündnis mit ihm zu stande zu bringen, als die Araber, welche bisher den Handel des indischen Meeres in Händen hatten, ihn so sehr bei demselben an=



Fig. 227. Vasco de Gama.

schwärzten, daß er es gefahrbesorgend für rätlich hielt, von dannen zu gehen. Er reiste heim, hatte er doch das langersehnte Ziel erstrebt! und langte mit Proben der köstlichen indischen Erzeugnisse im Sept. 1499 zur hohen Freude seines Regenten und Volkes im Tajo an, nachdem er die längste und schwierigste aller Seefahrten bis dahin vollendet hatte.

Emanuel ließ unverzüglich eine Flotte von 13 Schiffen zu einer zweiten Fahrt rüsten, welche 1500 unter dem Befehl des Admirals Cabral auslief. Dieser fuhr im atlantischen Meere etwas weit westlich, entdeckte so (21. April) Brasilien und nahm dieses herrliche Land, reich auch an Edelgestein wie Ostindien, einstweilen für die Krone Portugal in Besitz, ohne es näher zu besehen. Auf seiner Weiterfahrt erlitt er schreckliches Unwetter, in welchem die Hälfte seiner Flotte unterging, so daß er nur mit sechs Schiffen nach Kalikut gelangte. Auch gegen ihn reizten die Muhammedaner den Samudri auf und derselbe behandelte ihn feindselig; da beschoß er seine Hauptstadt und verbrannte ihm mehrere Schiffe. Sodann segelte er an der Malabarküste weiter südlich hinab, befreundete sich mit den Königen von Kotschi und Kannanur, nahm bei ihnen eine reiche Ladung von Pfeffer und Ingwer ein, und kam damit 1501 nach Lissabon zurück. Gama machte dann 1502 seine zweite Fahrt, ihm folgten Albuquerque u. a.

Der Samudri verjagte darnach den König von Kotschi wegen seiner Verbindung mit den Portugiesen. Da erschien eine neue Flotte und setzte den Vertriebenen wieder ein. Aus Dankbarkeit ließ ihnen das Königlein ein Fort an seiner Küste bauen; das war die erste portugiesische Niederlassung in Ostindien. In diesem Fort blieb ein Wunderheld, Pacheco, mit 150 Mann zurück, der sich gegen den mit 40000 Mann ihn überziehenden Samudri ein halbes Jahr lang siegreich hielt, bis derselbe nach Verlust von 18000 Kriegern voll Scham abzog. Nun klagte der Sultan von Ägypten beim Papste, seine Schiffe und Kaufleute würden im indischen Meere grausam vergewaltigt; und das war wahr, denn die Portugiesen gingen mit muslimischen Nebenbuhlern greulich um. Gegen Ägyptens Rache sich zu sichern, wurde Francisco d'Almeida mit 22 Schiffen und mit dem Auftrag abgesandt, als Unterkönig in Indien zu bleiben. Dieser trat mächtig auf. Er erbaute mehrere Festungen und machte verschiedene Fürsten tributbar. Er überwand den Samudri in einer Seeschlacht, erfocht über den Sultan von Ägypten einen glänzenden Sieg und vernichtete seine Flotte. Aber der König von Portugal rief den Helden mitten aus seiner ruhmreichen Laufbahn zurück, weil er ihn nicht zu berühmt werden lassen wollte.

Ihm folgte Alfons von Albuquerque in der ostindischen Statthalterschaft, 1509, und das war noch ein Größerer, welcher die Macht und das Ansehen der Portugiesen auf den höchsten Gipfel erhob. Er hatte schon 1507 als Kommandant eines Geschwaders die wichtige Insel Hormus am Eingange in den persischen Meerbusen bezwungen, war dann aber durch einen hinterlistigen Angriff des unterworfenen Königs derselben genötigt worden, sich zurückzuziehen; damals hatte er geschworen, seinen Bart nicht zu scheren, bis er Hormus wiedergewonnen. Als nunmehriger Statthalter setzte er sich vor, die Portugiesen zu Herren aller Küstenländer und Meere Indiens zu machen. Er suchte einen passenden Mittelpunkt ihrer Herrschaft und wählte mit großer Einsicht die Stadt Goa auf einer Insel im Norden der malabarischen Küste dazu aus. Er entriß sie 1510 dem Adilchan von Bidschapur trotz seiner Macht von 60000 Kriegern. Er unternahm 1511 eine Expedition nach Hinterindien und eroberte mit 800 Mann die wichtige Stadt Malaka, obschon sie von 3000 Geschützen verteidigt ward. Hier war der Hauptstapelplatz des hinterindischen Handels, und Albuquerque traf so gute Einrichtungen, daß von jetzt an noch mehr Handelsschiffe dort ein- und ausliefen als vorher. Seine Nachfolger bemächtigten sich auch der großen Insel Ceylon (Silam), wo der beste Zimmt wächst.

Sie drangen durch die Sundainseln weit östlich hin bis zu den **Molukken**, der Heimat der Gewürznelken und Muskatnüsse, nach China, 1542 nach Japan.

Albuquerque verschaffte dem Namen der Portugiesen in jenen Weltgegenden eine so hohe Achtung, daß die mächtigsten Fürsten weitherum mit Gesandtschaften und Geschenken um ihre Freundschaft warben. Seinen Eroberungen und weisen Einrichtungen war es zu danken, daß Portugal in jener Zeit den **Welthandel** in seine Hände bekam und das kleine Land eine zeitlang in die Reihe der angesehensten Staaten eintrat. Er selbst war hochgeehrt von seinen Soldaten und von den Besiegten; er behandelte sie alle gerecht und milde. Man sah die majestätisch schöne Gestalt mit dem freundlichen Antlitze so gerne an. Aber gegen Boshaftige und Treulose konnte sein Auge auch furchtbar blitzen. — a. 1515 unternahm er endlich den beteuerten Zug nach **Hormus**. Sein schneeweißer Bart reichte ihm jetzt bis über den Gürtel herab. Mit 27 Schiffen und 2000 Seesoldaten erschien er vor der Insel und eroberte sie wieder und demütigte ihren König. Damit beschließt der greise Held seine glänzenden Thaten. Denn eben als er nach Indien zurückkehren will, laufen portugiesische Schiffe aus Europa daher und bringen einen neuen Unterkönig an seiner Statt; er wird von seinem mißtrauischen Könige ab- und heimgerufen. Dieser Undank stößt ihm aufs Herz, daß er ernstlich krank wird. Doch will er noch seine Schöpfung, sein herrliches **Goa**, sehen. Er kommt dahin — es hebt sich schimmernd vor seinen Blicken über die blauen Wellen — noch ein Freudenstrahl schimmert in seinen Augen und sie schließen sich vor dem Hafen, 16. Dezember 1515.

Umschiffung der Erde.

Schon 1516 erschienen die Portugiesen auch in den chinesischen Wassern und 1560 erwarben sie dort Macao. Von 1519—22 aber hat ein Schiff, welches der Portugiese **Magalhaens** in spanischen Diensten kommandierte, zum erstenmale die **Welt**, d. h. die ganze Erde **umsegelt**. Er fand die Mündung des La Plata, überwinterte dann in einem Hafen Patagoniens, fuhr durch die Straße, die nach ihm benannt ist, um Südamerika herum und durchschiffte den, wie er meinte, insellosen „Stillen Ozean", bis er endlich die Ladronen entdeckte. Auf den **Philippinen** bekehrte er noch einen Fürsten (von Zebu) zum Christentum, ehe er im Kampfe gegen den Herrn von Matan 17. April 1521 erschlagen wurde. Nur eines seiner Schiffe, die Victoria, brachte Sept. 1522 die Kunde nach Spanien zurück. Jetzt wußte man, welch eine weite Strecke zwischen Amerika und Asien zu durchfahren ist. Es war gerade beim Beginn der **Reformation**, gleich als sollte das Schiff den Weg bezeichnen, den das wiederhervorgebrachte selige Evangelium zu machen hätte.

Dritter Teil.

Die neue Zeit.



I. Die Reformation.

„Das Kommen einer neuen Zeit“ (S. 426) hatte sich mehrfach und stark angekündigt. Mit dem 16. Jahrhundert brach sie herein. Welche Fortschritte auch die Menschheit zuletzt gemacht hatte, gerade in der Hauptsache stand es mit ihr am traurigsten. Die Kirche Jesu war durch Irrlehren, Mißbräuche und heidnisches Leben greulich verderbt. Vergegenwärtigt euch, was davon S. 396 ff. 458 ff. gesagt ist. Hier sollte nun Hilfe kommen von der gnädigen Hand Gottes; sie führte eine bessere Zeit über die Welt herauf.

§ 1. Martin Luther.

Am 10. Nov. 1483 wurde armen, gottesfürchtigen Bauersleuten zu Eisleben in der Grafschaft Mansfeld ein Söhnlein geboren, das am folgenden Tage nach dem Kalenderheiligen Martin getauft wurde. Die Eltern hießen Hans Luther und Margarete geb. Ziegler. Sie lebten vorher im Dorfe Möra bei Eisenach, zogen von da nach Eisleben und schon ein halbes Jahr nach dieses Söhnleins Geburt nach Mansfeld, wo der Vater Berghauer ward. — Martin, ein hochbegabter Knabe, lernte in der Mansfelder Schule so viel, daß ihn sein Vater gern hätte studieren lassen. Darum brachte er ihn mit 14 Jahren nach Magdeburg in die Schule der Brüder des gemeinsamen Lebens. „Allda hat dieser Knabe wie manches ehrlichen Mannes Kind sein: ‚Brot um Gotteswillen!‘ in den Straßen geschrieen; denn was groß werden will, muß klein anfangen.“ Ein Jahr darauf ging Martin nach Eisenach auf die Schule, wo er mütterliche Verwandte hatte, die ihn jedoch wenig unterstützten.

Er mußte auch hier den Brotreigen vor den Thüren singen. Seine kümmerliche Lage machte ihn mutlos, daß er schon daran dachte, das Studium aufzugeben; da nahm ihn die Bürgersfrau Cotta, gerührt von seinem frommen und schönen Gesange, in Haus und Kost auf. Das war für ihn eine glückselige Veränderung! Jetzt konnte er mit Herzenslust lernen; und er überflügelte alle seine Mitschüler. Daneben trieb er, jetzt ein hurtiger und fröhlicher Geselle, die holde Musika mit Gesang, Flötenblasen und Lautenschlagen.

Im Sommer 1501 bezog er die Universität Erfurt, die berühmteste in Deutschland zu jener Zeit, wo er mit brennendem Eifer unter brünstigem Gebet studierte; denn er hielt dafür, daß fleißig gebetet über die Hälfte studiert sei. Sein Vater, der durch erlangten Anteil am Hüttenwerk in etwas bessere Umstände versetzt, aber auch mit acht Kindern gesegnet war, erhielt ihn auf der Hochschule mit seinem sauren Schweiß. Martin arbeitete sich in die damalige (aristotelische) Philosophie hinein; er mußte sie kennen lernen, daß er nachmals von ihrer Kraft- und Trostlosigkeit gründlich urteilen könnte.

Wie dürr und leer blieb sein Herz dabei! Einst fand er in der Universitätsbibliothek, die er fleißig besuchte, die Bibel (in lateinischer Übersetzung), welche er noch nie gesehen. Er schlug

sie mit Verwunderung auf und las die Geschichte des jungen Samuel. O wie süß ging sie ihm ein! Das göttliche Buch gewann ihm sein ganzes Herz, und dieses sprach wie Samuel: „Rede, Herr, denn dein Knecht höret."

Indessen nahm er in philosophischer Gelehrsamkeit erstaunlich zu, und 1505 wurde er Magister, als welcher er selber schon lesen, d. h. Vorträge für Studierende halten durfte. Er las Physik (Naturlehre) und Ethik (Sittenlehre) nach Aristoteles, und erregte Bewunderung durch seine Gaben. Dabei kränkelte er aber viel infolge allzuharten Studierens, schlechter Kost und i n n e r e r K ä m p f e. Einmal verfiel er in eine Krankheit, darin er sich des Lebens verzieh. Da trat ein alter Priester zu dem

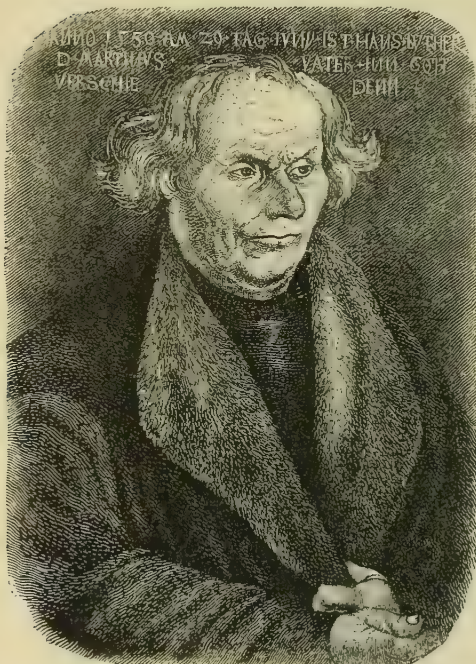


Fig. 228. Luthers Vater. (Nach Luk. Kranach.)

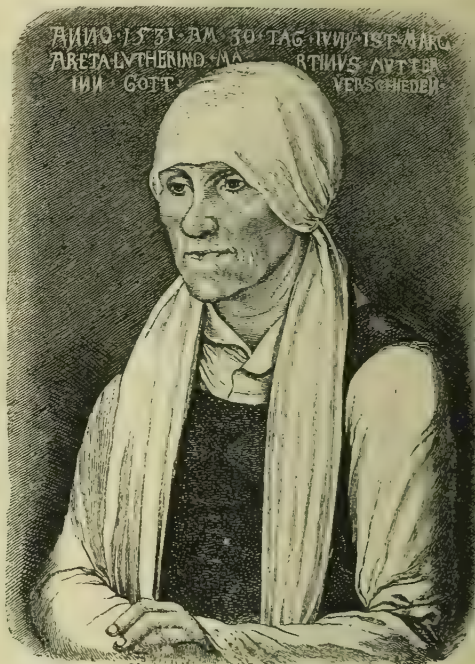


Fig. 229. Luthers Mutter. (Nach Luk. Kranach.)

Geängstigten mit dem prophetischen Worte: „Mein lieber Magister, seid getrost, Ihr werdet dieses Lagers nicht sterben. Unser Herr Gott wird noch einen großen Mann aus Euch machen, der viele Leute wieder trösten wird; denn wen Gott lieb hat und daraus er etwas Seliges ziehen will, dem legt er zeitlich das h. Kreuz auf, in welcher Kreuzesschule geduldige Leute viel lernen."

Martin genas; aber der von Natur fröhliche, durch scharfe Zucht verschüchterte Jüngling ward immer mehr von innerer Unruhe gepeinigt. Er sollte nach des Vaters Wunsch ein Rechtsgelehrter werden, und gewann doch diesem Studium wenig Geschmack ab. Wenn er an Gott dachte, erschien ihm derselbe stets als ein strenger, furchtbarer Richter. Er bemühte sich, vor seinen Augen bestehen zu können, aber er empfand keinen Trost dabei. Im Kloster könnte er Frieden finden, meinte er; aber dem Vater wollte er folgen auch gegen seine Neigung. Da traten erschütternde Begebenheiten ein, welche die Sache änderten. Ein Herzensfreund von ihm wurde erstochen. Um dieselbe Zeit übereilte ihn ein Gewitter auf dem Wege und ein Blitz mit entsetzlichem Schlage fuhr dicht an ihm herab. Zusammenbrechend rief er: „Hilf, liebe St. Anna, ich will ein Mönch werden." Am Abend des 15. Juli lud er noch einmal seine Freunde zu sich, und labte sich mit ihnen an

der geliebten Musik. Sie bekämpften sein Vorhaben; aber er eilte, es auszuführen. Gott ließ es geschehen zum Nutzen der ganzen Kirche.

Am 16. Juli trat er ins Augustinerkloster ein, zu großem Verdruß seines Vaters, der ihm lange deswegen grollte. Dort war ihm zunächst ein hartes Los beschieden. Der Herr Magister mußte die niedrigsten Dienste verrichten, sogar die heimlichen Gemächer reinigen: und wenn er nach seiner Seele Bedürfnis sich über die Bücher setzen wollte, riefen seine Klosterbrüder: „Es gehe dir wie uns; den Sack auf den Nacken und durch die Stadt gebettelt!" Als ihn jedoch der Ordensvikar Dr. Staupitz, ein gelehrter und im innern Christentum erfahrener Mann, kennen und schätzen gelernt, erhielt er durch dessen Gebot eine freiere Lage. So studierte er denn eifrigst die Kirchenlehrer, den h. Bernhard, den Mystiker Gerson, besonders den h. Augustin, am liebsten aber die h. Schrift, ohne sie jedoch schon in der Hauptsache zu verstehen.


Fig. 230. Dr. J. Staupitz. (Nach dem Bild im St. Peterkloster in Salzburg.)

Dabei befleißigte er sich des strengsten Lebens. Er kasteite sich mit Hungern, Frieren, Nachtwachen 2c. schonungslos; er ließ es sich herzlich und mörderisch sauer werden, um durch rechte Heiligkeit sein Gewissen vor Gott zur Ruhe zu bringen. „Wahr ist's," konnte er nachher davon sprechen, „ein frommer Mönch bin ich gewesen und habe so gestrenge meinen Orden gehalten, daß ichs sagen darf: ist je ein Mensch gen Himmel gekommen durch Möncherei, so wollt ich auch hineingekommen sein. Das werden mir zeugen alle meine Klostergesellen, die mich gekannt haben. Denn ich hätte mich, wo das lange gewährt, zu Tode gemartert." Er war wirklich schon zum Gerippe abgezehrt. Allein den Frieden der Seele fand er dabei nicht; seine Seele blieb immer traurig, voll Schrecken und Zittern. Er hatte keine groben Sünden zu beichten; allein er konnte das böse Gewürm nicht aus dem Herzen und, was ihn am meisten quälte, keine Gottesliebe und kein Gottvertrauen in sein Herz hinein bringen. So saß ihm der Herr immer da oben auf seinem majestätischen Stuhle, ein verdammender Richter. Er verging oft in Jammer und Graus.

Einstmals aber, da er in völliger Verzweiflung hingesunken war, sprach ein alter Mönch, sein Beichtvater, wunderbarerweise zu ihm: „Mein Sohn, du mußt dich einfältig an das apostolische Symbolum halten: Ich glaube eine Vergebung der Sünde! und mußt glauben, daß sie Gott nicht bloß dem David und Petrus und andern, sondern auch dir schenke um Christi willen, der für alle gelitten hat. Weißt du nicht, daß der Herr selbst uns geboten hat, zu hoffen?" Dieses Trostwort ließ ihm einen tiefen Eindruck zurück; und Dr. Staupitz lehrte ihn, nur auf Christum zu schauen, der schrecke nicht, sondern tröste. — Nachdem er 1507 die Priesterweihe erhalten hatte, empfahl ihn Staupitz dem Kurfürsten von Sachsen, Friedrich dem Weisen, zu einem Professor an seiner 1502 gegründeten Universität Wittenberg; 1508 verließ er seine Zelle, um dem Rufe zu folgen. Er versah das wichtige Amt mit höchster Sorgfalt und Treue und in anderer als bisher üblicher Weise. Noch wurde auf den Hochschulen die tote und tötende Scholastik oder Schultheologie (S. 395) getrieben; Luther machte sich allmählich von ihr los. Indessen kam er in die heil. Schrift immer tiefer hinein. Seine Vorträge erregten Aufsehen und gewannen Beifall. Auch betrat er jetzt die Kanzel, wovor er lange Scheu getragen,

„sintemal es keine schlechte Sache sei, an Gottes Statt mit den Menschen zu reden;" nur durch Staupitzens gebieterisches „Martin, du mußt!" ließ er sich bewegen. Der Kurfürst kam einmal und hörte ihm mit Verwunderung zu. Zwischen hinein besuchte er noch einmal die Universität Erfurt 1509.

Dr. Pollich sprach: „Der Mönch wird alle Doktores irre machen und eine neue Lehre aufbringen und die ganze Kirche reformieren. Denn er legt sich auf der Apostel und Propheten Schriften und steht fest auf Christi Wort; das kann keiner mit Philosophie, noch mit Sophisterei, Scotisterei, Thomisterei und dem ganzen Kram umstoßen."

Im Herbst 1511 mußte Luther in Angelegenheit seines Ordens nach Rom reisen. Das war von entscheidendem Einfluß auf sein nachmaliges Hervortreten gegen Babels Greuel. Er hegte noch die größte Ehrfurcht vor dem „Sitze des Statthalters Christi". Als er die Stadt erblickte, fiel er auf die Kniee und rief: „Sei mir gegrüßt, du heiliges Rom!" Aber welch ein anderes Rom fand er drinnen, als er das Treiben des Papstes (Julius II., S. 459), seiner hohen und niedern Geistlichen und der übrigen Bewohnerschaft wahrnahm, diese erstaunliche Sitten- und Zuchtlosigkeit, den baren Unglauben und frechen Hohn mit dem Heiligen!

Bis er in ernster Andacht eine Messe las, waren andere neben ihm mit sieben fertig. „Hurtig, Bruder Martin, hurtig!" raunten sie ihm zu, „schicke unsrer Frauen ihren Sohn bald wieder heim!" Mit Lachen hörte er erzählen, wie etliche die Hostie so weihten: „Du bist Brot und bleibst Brot!" Er sagte nachher: „Mir graut, wenn ich daran denke! Ich wollte nur wünschen, daß ein jeder, der ein Priester werden soll, zuvor in Rom gewesen wäre und gesehen hätte, wie es da zugeht. Ich habe dort selbst von etlichen Hofleuten sagen hören, es sei unmöglich, daß es länger so sollte stehen, es müsse brechen. Es ist gar nicht zu sagen, wie arg es dort ist. Gibt's eine Hölle, so ist Rom darauf gebaut." Gleichwohl besuchte er alle heiligen Orte dort, um sich Seelengewinn zu verschaffen; aber er fühlte nichts davon, er hörte immer Donner über sich grollen. Zu Trost also gereichte ihm diese Reise nicht; doch zu heilsamer Erkenntnis, darum er sprach, er wolle nicht tausend Goldgülden dafür nehmen, daß er Rom gesehen.

Zurückgekehrt, 1512, mußte er aus Auftrag seines Generalvikars und Klosters Doktor der heil. Schrift werden. Er sträubte sich als schwacher und kranker Mensch dagegen, doch umsonst. Sein Kurfürst gab die Kosten her. Bei seiner Promotion mußte er nun nach altem Brauche schwören, die heil. Schrift sein lebenlang zu studieren, zu predigen, zu lehren und den rechten christlichen Glauben mit Disputieren und Schriften wider alle Irrlehrer zu vertreten, als ihm Gott helfe. „Dieses ordentlichen und öffentlichen Berufes hat er sich oft in seinen Herzensnöten getröstet, wenn ihm Teufel und Welt hat wollen angst und bange machen, daß er ein solches Wesen in der Christenheit anrichte. Da hat er sich seines ordentlichen Doktorats und öffentlichen Befehls und teuern Eides tröstlich erinnert, darauf auch seine (zwar Gottes) Sache im Namen Christi mit Ehren zu vieler Leute Seligkeit unerschrocken fort und mit Gottes Hilfe redlich hinausgeführt." So sein Schüler Matthesius; und er selbst bezeugte: „Man hat mich zum Doktor der heil. Schrift gemacht, ich habe auf sie geschworen und muß bei ihr aushalten." Er las nun über Psalmen und Römerbrief. Tauler und die deutsche Theologie (S. 461) lehrten ihn manches.

Immer tiefer drang er in das göttliche Wort ein, und immer heller und zuletzt in seliger Klarheit erkannte er die Haupt- und Grundlehre des Evangeliums von der Gerechtigkeit aus dem Glauben, die Lehre, daß wir arme schuldbeladene Menschen allein durch den Glauben an Christum, den Versöhner, in dem die freie Gnade Gottes sich darbeut, Vergebung der Sünden und ewiges Leben erlangen. „Der Gerechte lebt seines Glaubens" (Hebr. 2, 4), dieses holdselige Himmelswort brachte Frieden in sein Herz nach dem schweren Bußkampf und machte ihn, wie er sagt, zu einem ganz neuen Menschen, der nun auch Gott lieben und kindlich „Abba, Vater!" zu ihm sagen konnte. Diese fest erkannte Wahrheit öffnete ihm erst das rechte Verständnis der Schrift. Nun konnte er lehren, daß man nur ohne Aristoteles zum Theologen werden könne, und bekehrte seine scholastischen Kollegen Karlstadt und Amsdorf.

§ 2. Beginn der Reformation.

Wie S. 460 bemerkt, war es Papst Leo X., der den nächsten Anlaß zur Reformation der Kirche gab. Er schrieb nämlich einen großen Ablaß aus, den er verkaufte, um recht viel Geld zu erlangen, angeblich zum Ausbau der Peterskirche in Rom, in der That für persönliche Zwecke. Damit hatte er es namentlich auf das „fromme Deutschland" abgesehen. Der Kurfürst Albrecht, Erzbischof von Mainz, erbat sich die Überlassung des Ablasses für Deutschland um die Hälfte des Ertrags, was er auch durch ein Geschenk von 10000 Dukaten beim Papst erreichte, und sandte dann seine Agenten, den Dominikaner Tetzel u. a. mit den päpstlichen Ablaßbriefen durch die Lande. Er gab ihm eine Instruktion in 94 Sätzen mit. Tetzel zog in Sachsen umher mit großem Pomp und bot allerorten seine Briefe mit den marktschreierischsten Reden an. Er verkündigte, daß dieselben von allen Sünden erlösen, auch von den schwärzesten, von Meineid, Blutschande, Vater- und Muttermord 2c., ja nicht bloß von den begangenen, sondern im voraus auch von solchen, die man erst begehen wolle.

Auch für die Verstorbenen seien sie vollkommen kräftig; sobald das Geld dafür in seinem Kasten klinge, die Seel' sogleich aus dem Fegfeuer springe. Ja, dieser Mensch hatte die Frechheit, zu behaupten, daß er mit seinem Ablaß schon mehr Seelen in den Himmel gebracht habe, als Petrus mit seinem Evangelio. „Um 1/4 Gulden einen sicheren Geleitsbrief ins Paradies!" Nun, das thörichte Volk lief von allen Seiten herbei und kaufte den kostbaren Ablaß für sich und seine Toten, oft um die letzten Groschen in seinem Seckel.


Fig. 231. Tetzel. (Nach einem alten Bild.)

Dieser Greuel war denn doch zu stark, als daß nicht viele ihn hätten erkennen und sich entrüsten sollen. Aber wer wagt es, gegen das aufzutreten, was in dem hohen Namen der päpstlichen Heiligkeit geschah? Einer war jetzt so tapfer, der, den Gott dazu ersehen und gerüstet hatte. Tetzel war bis nach Jüterbok gekommen. Etliche derer, die seine Ware an sich gebracht, erschienen bei Luther im Beichtstuhl, bekannten ihre Sünden, meinten aber, Buße dürften sie darum nicht thun, denn sie hätten sich Ablaß gekauft. Diese belehrte Luther, daß ihre Briefe ihnen gar nichts nützen. Da laufen sie zu Tetzel und schreien ihn an, warum er sie betrogen habe. Der Dominikaner speit Gift und Flamme gegen Luther und erklärt ihn öffentlich für einen des Feuertodes würdigen Ketzer. Nun redete dieser auch von der Kanzel herab frei gegen den schandbaren Handel. Zugleich schrieb er an den Erzbischof Albrecht einen strengen Brief, er möge doch den Namen Gottes nicht so mißbrauchen und das arme Volk nicht so schrecklich bethören lassen.

Aber noch etwas auffallenderes that er, und diese That bezeichnet den Anfang der Reformation, — er schlug am 31. Oktober 1517 fünfundneunzig Thesen oder Sätze gegen den Ablaß an die Schloßkirche zu Wittenberg an, womit er nach dem Brauche der Hochschulen alle Gelehrten aufforderte, mit ihm, wenn sie Lust hätten, darüber zu disputieren. 95 waren's, um des Erzbischofs 94 zu übertrumpfen. Hauptinhalt dieser Thesen ist, „daß man nimmermehr durch Geld, sondern nur durch wahre Buße (Reu und Glauben) die Vergebung der Sünden bei Gott erlange, der sie aus

Gnade frei umsonst um des Erlösers Jesu Christi willen den Menschen spende, und daß also das Vertrauen auf Ablaßbriefe durchaus nichtig sei. Der Papst könne nur von der Pein lossprechen, die er selbst auferlegt habe." Diese abgedruckten Sätze liefen in vierzehn Tagen durch ganz Deutschland und in vier Wochen fast durch die ganze Christenheit, „als wären die Engel selbst Botenläufer und trügen's vor aller Menschen Augen".

Es war aber eine ganz ungemeine Bewegung, die sie allenthalben hervorriefen. Die Einen bewunderten die Kühnheit des Mannes und freuten sich desselben hoch; die Andern ärgerten sich schwer und ergrimmten über ihn. Tetzel warf die Thesen gleich ins Feuer; andere gut päpstliche Geistliche, namentlich ein Sylvester von Prierio, griffen den Verfasser derselben schriftlich aufs härteste an. Dr. Eck fand böhmisches Gift darin. Rumor aller Orten. Luther blieb gutes Muts, und da seine Freunde Besorgnis über die große Unruhe in der Kirche äußerten, sprach er: „Ist das Werk nicht in Gottes Namen angefangen, so ist es bald zerfallen; ist's aber in seinem Namen gethan, so lasset ihn walten." Übrigens dachte er jetzt noch gar nicht an eine gänzliche Umgestaltung der Kirche, wie sie der gnädige Gott vorhatte; er wollte nur einen Mißbrauch aus der Kirche schaffen, dem Papste selbst zu Dienste, daß seine Ehre nicht in Verachtung käme. Darum schrieb er selbst an den „heiligen Vater", ehrerbietig und wehmütig, und bat ihn, dem Unwesen zu steuern, das gewiß nicht mit seinem Willen so vor sich gehe.

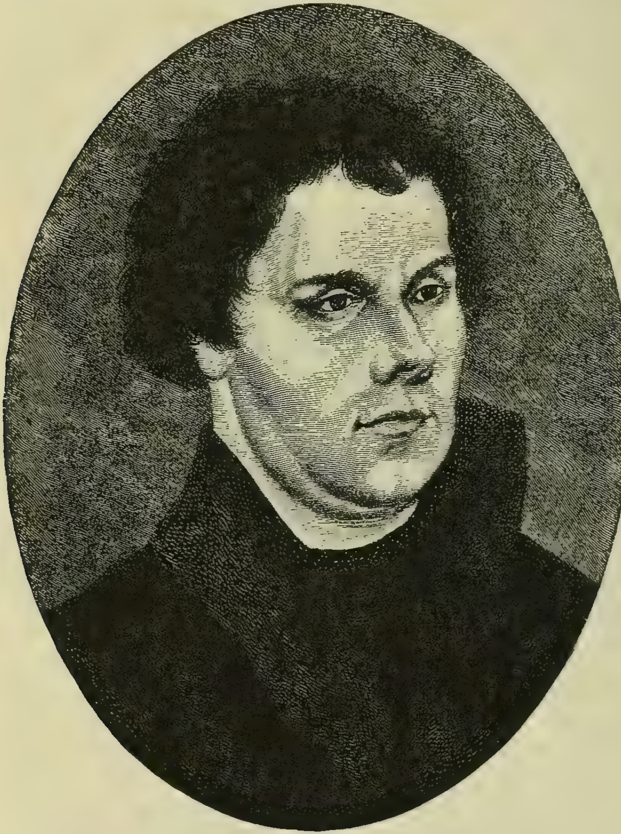


Fig. 232. Luther im Jahre 1525. (Nach einem Gemälde Kranachs in München.)

In Rom, wo man sich eben mächtig freute, daß die Basler Beschlüsse (S. 436) in Frankreich aufgehoben wurden, hielt man die Geschichte für ein unbedeutendes Mönchsgezänke, bis ernstere Nachrichten von der außerordentlichen Erregung in Deutschland einliefen. Nun wurde Luther zitiert, um sich wegen seines Angriffs zu verantworten. Sein Kurfürst Friedrich, obwohl nie entschieden für seine Sache Partei ergreifend, wollte doch den Mann schützen, der die Zierde seiner Universität war; darum wünschte er, daß die Angelegenheit in Deutschland bereinigt werde. Demzufolge beauftragte der Papst den Kardinal Cajetan, seinen Legaten auf dem Reichstage zu Augsburg 1518 (es war der letzte, den Maximilian I. hielt, S. 454), den ketzerischen Mönch vorzurufen, zurechtzubringen oder in Verwahrsam zu nehmen.

Als Luther die Vorladung empfing, rieten ihm seine Freunde von der Folgeleistung ab. Er entgegnete aber: „Was kann ich verlieren? Mein Haus ist bestellt. Es ist noch übrig der schwache und gebrechliche Leib. Nehmen sie diesen, so werden sie mich etwa um zwei oder eine Lebensstunde ärmer machen." Er ging zu Fuß bis drei Meilen vor Augsburg. Am 7. Oktober 1518 kam er an. Dreimal stand er vor Cajetan, immer mutig. Der Kardinal verlangte, er solle seine Ketzerei unbedingt widerrufen. Luther begehrte Widerlegung aus der h. Schrift. Davon wollte Cajetan nichts hören; derselbe berief sich auf den Befehl des Papstes. Luther bemerkte, der Papst sei übel unterrichtet; er appelliere an den besser unterrichteten. Der Kardinal konnte bei ihm nichts ausrichten und entließ ihn im heftigsten Zorn. Er rief: „Ich will nichts weiter mit dieser Bestie reden, denn sie hat tiefe Augen und wundersame Spekulationen in ihrem Kopfe!"

Es gingen Gerüchte, daß man Luther nach dem Leben strebe. Da verschafften ihm ein paar Freunde, der von Salzburg seinetwegen hergekommene Staupitz und der Augsburger Ratsherr von Langemantel, ein Pferd, auf dem er 20. Oktbr. nachts durch ein Mauerpförtchen aus der Stadt gelassen, von dannen ritt. Er gelangte wohlbehalten nach Wittenberg. Cajetan begehrte vom Kurfürsten seine Auslieferung; dieser verweigerte sie.

Jetzt sandte der Papst seinen Kammerherrn Karl von Miltiz als Nuntius nach Sachsen, um den Kurfürsten für die Wahl Franz I. zum deutschen Kaiser zu gewinnen und zugleich das lutherische Ärgernis zu unterdrücken. Miltiz brachte für den Kurfürsten, zur Gewinnung seines Beistandes, das päpstliche Geschenk der geweihten goldenen Rose mit. Er überzeugte sich aber bald, daß mit Gewalt hier nichts auszurichten sei. So suchte denn der feine Herr auf anderem Wege sein Ziel zu erreichen. Er unterredete sich mit Luther zu Altenburg, Jan. 1519, aufs freundlichste, ermahnte, bat, weinte und brachte ihn so auch wirklich zwar nicht zum Widerruf, doch zu dem Versprechen, daß er hinfort schweigen wolle, sofern nur seine Gegner schwiegen. Miltiz drückte dem Ketzer zum Abschied einen Kuß auf die Lippen. — So war nach Menschenurteil die Sache jetzt aus und Luther selbst glaubte, sie „werde sich still zu Tode bluten". Aber sie war eben nicht Luthers, sondern Gottes Sache, der, was er beginnt, auch vollendet. Und dazu mußten die Feinde selbst helfen. Der gelehrteste der päpstlichen Theologen, der Professor und Prokanzler der Universität Ingolstadt, Dr. Eck, forderte die Wittenberger zu einer öffentlichen Disputation heraus, in welcher namentlich über den Umfang der päpstlichen Rechte gehandelt werden sollte. Damit rührte er den beschwichtigten Handel wieder auf. Luther konnte sich schon um der Ehre seiner Universität willen der Herausforderung nicht entziehen. So bereitete er sich denn auf die Handlung vor und im nähern Nachforschen über die benannten Rechte fand er, daß das Papsttum in der Schrift nicht begründet sei.

Die Disputation wurde in Leipzig im Herzogtum Sachsen (Sachsen teilte sich damals in die Kur und in das Herzogtum) vor einer Menge gelehrter und vornehmer Zuhörer, darunter Herzog Georg selbst, abgehalten 27. Juni bis 16. Juli 1519. Zuerst und zuletzt stritt Eck mit dem Wittenberger Professor Karlstadt, dem als dem Schwächern er stark zusetzte. Der Hauptkampf fand zwischen ihm und Luther statt; und auch letzterer hatte einem so kenntnisreichen und gewandten Manne gegenüber keinen leichten Stand und einen um so schwerern, da er den Papst noch schonen zu müssen meinte. Doch sprach er es aus, daß der Papst nicht nach göttlichem, nur nach menschlichem Rechte an der Spitze der Kirche stehe und daß seine Autorität jedenfalls unter die der heiligen Schrift zu stellen sei. Das nannte Eck böhmisch, hussisch. Luther aber erkannte evangelische Wahrheit in Hus. Es war offenbar worden, daß Luther, an Gelehrsamkeit nicht zurückbleibend hinter seinem Gegner, viel fester auf Gottes Wort fuße; er gewann neue Freunde und bei mehreren Widersachern doch eine mildere Beurteilung.

Der heiße Streit hat ihn mächtig angeregt, dem ganzen Bestande des herrschenden Kirchenwesens weiter nachzuforschen, und da fand er denn so gar vieles, was mit der Schrift nicht übereinstimmte, arge Irrlehren und Mißbräuche. Und so stieg allmählich das ganze große Werk vor seinem Geiste auf, das zu vollbringen er ausersehen war. Mit Ulrich von Hutten u. a. Freiheitskämpen bekannt geworden, gab er zwei Hauptschriften heraus: „An den Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung" und: „Von der Babylonischen Gefangenschaft der Kirche", worin er das Papsttum völlig verwarf und noch andere römische Irrtümer angriff. Eine dritte Schrift „Von der Freiheit eines Christenmenschen" schilderte diesen als niemand unterthan, aber durch die Liebe jedermann unterthan. Die Wirkung dieser Schriften war außerordentlich.

Unterdessen hatte sich Eck bittern Geistes nach Rom begeben und dort eine Bannbulle (wegen 41 Ketzereien) gegen Luther ausgewirkt, die er bei seiner Rückkunft geschäftig in Deutschland ausbreitete. Allein sie richtete nichts aus; sie wurde an den mehrsten Orten gar nicht zugelassen oder vom Volke verhöhnt. Luther aber richtete, furchtlos, eine Schrift wider sie, darin er sie eine „höllische, verfluchte Bulle" heißt, weil sie den christlichen Glauben verdammt habe, und sagt, „wo der Papst dieselbe nicht widerrufe, solle niemand daran zweifeln, er sei Gottes Feind, Christi Verfolger, der Christenheit Verstörer und der rechte Antichrist." — Und noch weiter schritt er. Als er gehört, daß die Geistlichkeit zu Löwen, Köln ꝛc. seine Schriften nach des Papstes Befehl verbrannt habe, begab er sich 10. Dez. 1520 mit Magistern und Studenten vor das Elsterthor hinaus und warf in einen lodernden Holzstoß die päpstliche Bulle nebst dem kanonischen Rechtsbuch mit den Worten: „Weil du den Heiligen Gottes betrübet hast, so verzehre dich das ewige Feuer!" Damit war er los von Rom. Die Kunde von der kühnen That des armen Mönches machte das größte Aufsehen, aber die meisten sahen freudig auf, denn sie begannen zu hoffen, daß dieser Mönch bewirken möchte, was so viele Fürsten, Könige und Kaiser nicht vermocht hatten: die päpstliche Tyrannei zu stürzen.

Der Gebannte lebte ruhig und fröhlich in seinem Wittenberg und wirkte, immer erleuchteter und leuchtender, von Kanzel und Katheder fort. Und andere wirkten auch schon in seinem Geiste, von der Kraft der Wahrheit übermocht, die aus seinem Munde und seiner Feder ging. Der merkwürdigste ist Philipp Melanchthon, geb. 1497 zu Bretten in der Pfalz, mit 17 Jahren schon Magister in Tübingen, seit 1518 Professor der alten Sprachen zu Wittenberg, wo er 1524 auch Professor der Theologie wurde.

Er war der ausgezeichnetste Gelehrte seiner Zeit, besonders Meister im Griechischen, der die erste griechische Grammatik schrieb, nicht minder ein hochgelehrter Theologe, der in seinem berühmten Buche „loci communes" die erste evangelische Dogmatik (Glaubenslehre) lieferte. Er hieß der Lehrer Deutschlands; es liefen ihm aber noch von vielen andern Ländern, bis aus Griechenland her, Schüler zu. Was menschliches Wissen betrifft, überragte er Luther noch, welcher selbst bekannte: „Ich sage es frei heraus, er versteht mehr denn ich, dessen ich mich auch gar nicht schäme." Er war aber sehr sanften und weichen Wesens und darum zu keinem Reformator geschaffen, wozu Luthers Heldengeist gehörte. Aber eben dieser milde Geist gehörte hinwiederum zu Luther, um den allzu Kühnen zu mäßigen und die Schule der Kirche an die Seite zu stellen.

Das große Werk gedieh, denn der Herr war dabei. Hat doch die Vorsehung gerade den aufsprießenden Keim gnädig beschirmt, indem nach Maximilians Tode, 11. Jan. 1519, Kurfürst Friedrich die Reichsverwesung überkam. Förderte dieser zwar die Reformation nicht selbst, so ließ er sie doch ungehindert fortgehen.

§ 3. Karl V. und der Reichstag zu Worms.

Der erledigte deutsche Thron mußte wieder besetzt werden. Die Kurfürsten schacherten lange, einmal bot ihn der Papst dem Reichsverweser Friedrich selbst an. Aber dieser entsagte der Ehre: es sei dem Reiche zur kräftigen Handhabung des Re-



Luther vor dem Reichstag zu Worms.

gimentes und namentlich wegen der drohenden Türkengefahr ein mächtiges Haupt nötig. Mächtigere bewarben sich um die Kaiserkrone, der ruhmreiche Franz I. (S. 456) vom Papst empfohlen, und Karl von Spanien. Endlich wählten die Kurfürsten in Frankfurt 28. Juni 1519 nach Friedrichs Rat den letztern, also doch noch diesen Enkel Maximilians, den sie auf jenem Augsburger Reichstage zurückgewiesen hatten (S. 454). Er mußte aber eine sog. Kapitulation ausstellen, darin er den Ständen ihre Rechte und Freiheiten sicherte. Dieser Karl war der mächtigste aller damaligen Potentaten, Beherrscher unermeßlicher und prächtiger Länder, Spaniens, der Niederlande, der österreichischen Staaten, Neapels und der weiten amerikanischen Besitzungen. Man bemerkte, daß die Sonne in seinem Reiche nicht untergehe. Nun war er auch oberster Herr über das heilige römisch-deutsche Reich. Er erschien im Herbst 1520 in Deutschland und wurde 22. Okt. zu Aachen als Karl V. gekrönt. In der kaiserlosen Zeit hatte der schwäbische Bund 1519 den gewaltthätigen Herzog Ulrich von Württemberg vertrieben. Durch einen klugen Unterhändler hatte Karl Febr. 1520 dieses Herzogtum sich übertragen lassen gegen die Zahlung von 210 000 fl. Kriegskosten (die er nie leistete). Dieser Anfang ließ Schlimmes ahnen.



Fig. 233. Karl V. im 31. Lebensjahr. (Nach dem Kupferstich von Bartel Beham.)

Er war noch jung (geb. 1500), aber schon greisenhaft ernst. Spanien hatte er verlassen, als bereits ein Aufstand der gedrückten Gemeinen tobte; der Adel half 1521 diesen unterdrücken. Nach Deutschland war Karl gekommen mit dem Entschluß, das Herzogtum Württemberg für Österreich zu behalten, unbekümmert um den rechtmäßigen Erben. Er besaß einen feinen Verstand, scharfe Beobachtung und zähen Willen; vorsichtig und behutsam ging er an, er führte den Wahlspruch: „Noch nicht!" Er ließ sich nicht in sein Inneres blicken; doch merkte man, daß er großartige Plane hege. Ein ehrlicher Deutscher war er nicht, auch kein redlicher Sucher nach Wahrheit, sondern ein gläubiger Sohn der römischen Kirche. Jetzt begrüßte ihn auch Luther mit einem Glückwunschschreiben, darin er ihn bat, ihn nicht ungehört zu verdammen. Karl zerriß es.

Karl V. schrieb auf 1521 einen Reichstag nach Worms aus. Alle Fürsten und Stände des Reichs versammelten sich dort und große Volksmassen. Hauptgegen-

stand der Verhandlung war die **Religion**, die Schlichtung der lutherischen Sache; die Unterdrückung derselben begehrte der Papst. Dieser hatte sich des Kaisers Beistand gegen den Ketzer versprechen lassen und dafür sich von der französischen Politik losgesagt, auch ihm zu liebe die vorhin gemilderte spanische Inquisition wieder verschärft. Die Stände reichten aber selbst eine Klagschrift wider den römischen Stuhl ein mit 101 Beschwerden, die teilweise mit denen Luthers zusammenfielen, über die päpstlichen Gelderpressungen durch Ablaß, Stellenverkauf u. s. w. Auch merkte der Kaiser wohl, daß fast alles in Deutschland **für** Luther gestimmt war, und um also die Deutschen nicht gleich vor den Kopf zu stoßen, gab er dem Verlangen der Stände nach, Luther nicht ohne Gestattung der Verantwortung zu verurteilen. Und so wurde denn dieser zur Erscheinung am Reichstage aufgefordert und ihm hiezu ein kaiserlicher Herold entgegengeschickt.

Luthers Freunde warnten ihn vor dem Hingehen. Sie erinnerten an **Konstanz**, wo auch Einer trotz dem Schutzbriefe des Kaisers verbrannt worden sei. Allein er sprach: „Wenn meine Feinde gleich ein Feuer machten, das zwischen Wittenberg und Worms bis an den Himmel reichte, so will ich doch, weil ich gefordert bin, im Namen des Herrn erscheinen und dem Behemoth in sein Maul und in seine großen Zähne treten, **Christum bekennen** und denselben walten lassen.“

Im Namen seines Christus trat er 2. April mit dem Reichsherold Kaspar Sturm die Reise an. Von allen Seiten strömte das Volk herbei, begrüßte ihn freudig und frohlockend. Er predigte ihm in mehreren Kirchen unterwegs, in denen die Emporen wankten, an denen die Fenster ausgehoben waren. Als er aber nahe an Worms kam, empfing er von dort her noch eine Botschaft von einem innigen Freunde, dem Dr. **Spalatin** (Burkhard aus Spalt), Hofprediger und Geheimschreiber seines Kurfürsten, „er solle umwenden, es stehe in Worms sehr schlimm für ihn, sein Leben schwebe dort in höchster Gefahr.“ Luther aber, der sonst Spalatins Rat sehr teuer hielt, erwiderte diesmal: „Und wenn so viel Teufel zu Worms wären als Ziegel auf den Dächern, so will ich doch hinein!“ — Am 16. April fuhr er auf offenem Wagen unter Vorantritt des Heroldes in die Stadt ein. Ihn umdrängten an 2000 Menschen und die ganze Stadt ward durch seine Ankunft erregt. Er bekam gleich Besuche in seiner Herberge, Herren, Grafen und Fürsten; so ging's bis in die tiefe Nacht hinein. Als aber die Besuche fort waren, da warf sich Luther auf seine Kniee nieder und betete inbrünstig: „O mein Gott, steh mir bei wider aller Welt Vernunft und Weisheit; ist es doch nicht meine Sache, sondern **deine**, eine Sache, die gerecht und ewig ist!“


Fig. 234. Georg von Frundsberg.

Am andern Tage führte ihn der Reichserbmarschall von **Pappenheim** in die Reichsversammlung durch Nebenstraßen, dem Volksdrang auszuweichen; auch hier konnte er kaum mit Hilfe der Trabanten durch, und die Leute saßen auf den Dächern, ihn zu sehen. An der Thüre des Bischofspalastes klopfte ihm der alte Held Georg von **Frundsberg**, der Schöpfer des neuen Kriegswesens (S. 458), auf die Schulter und sprach: „Mönchlein, du gehst jetzt einen Gang, dergleichen ich und mancher Obrister auch in unsrer allerernstesten Schlacht nicht gethan haben. Bist du aber auf rechter Meinung und deiner Sache gewiß, so fahre in Gottes Namen fort und sei getrost; Gott wird dich nicht verlassen.“

Im Saal war eine glanzvolle Versammlung, der römische Kaiser, 6 Kurfürsten, 28 Herzoge, 11 Markgrafen, 40 Reichsgrafen, 30 Bischöfe ꝛc. Luther trat gesenkten Hauptes unter sie. Auf einer Bank lagen seine Bücher. Der Kurtrierische Kanzler als des Kaisers Redner fragte ihn, ob er sie geschrieben. Nachdem sie geprüft waren,

bekannte er sich dazu. Der Kanzler: Ob er sie widerrufen wolle? Er bat demütig um Bedenkzeit; ein Tag wurde ihm gewährt. Am 18. April antwortete er in langer Rede, bescheiden, aber freimütig. Er habe in allen seinen Schriften nichts als Gottes Ehre und der Christen Seligkeit gesucht. Was er darin von christlichem Glauben und des Papstes Tyrannei gelehrt, das könne er nicht widerrufen, denn es sei alles wahr. Gegen Privatpersonen habe er sich freilich öfters zu heftiger Worte bedient, aber in der Sache selbst auch hier nach bestem Wissen nur die Wahrheit geredet. Weil er jedoch ein Mensch sei und irren könne, so bitte er, daß man ihn, wo das geschehen sein sollte, aus den prophetischen und apostolischen Schriften seines Irrtums überweise, so wolle er alles gern widerrufen und der Erste sein, der seine Bücher ins Feuer werfe. Auf Wunsch etlicher Herren wiederholte Luther seine ganze lateinische Rede auch in deutscher Sprache, wiewohl ihm bei der großen Hitze im überfüllten Raume die Schweißtropfen auf der Stirne perlten.

Als er geendigt, trat einige Stille ein. Dann erklärte der kaiserliche Redner, daß man nicht gesonnen sei, mit ihm zu disputieren; er solle eine runde Antwort geben, ob er widerrufen wolle oder nicht. Da that Luther seinen Mund auf und sprach: „Weil denn eine schlichte, runde Antwort von mir begehrt wird, so will ich eine geben, die weder Hörner noch Zähne haben soll. Es sei denn, daß ich mit Zeugnissen der heil. Schrift oder durch helle Gründe überwunden und überwiesen werde, so daß mein Gewissen in Gottes Wort gefangen wird (denn ich glaube weder dem Papst noch den Konzilien allein, weil offenbar ist, daß sie oft geirrt und sich selbst widersprochen haben), so kann ich nicht widerrufen; denn es weder sicher noch geraten ist, etwas wider das Gewissen zu thun. Ich kann nicht anders. Hier stehe ich. Gott helfe mir! Amen."

Diese Rede entsetzte den Kaiser, machte aber tiefen Eindruck in vieler Herzen. Drei Tage unterhandelten noch Fürsten, Bischöfe und Doktoren auf der Stube mit ihm, allem aufbietend, ihn zum Widerruf zu bewegen, wenigstens von allen in Konstanz verurteilten Lehren. Es war vergeblich. Er sprach, daß er eher Leib und Leben verlieren wolle, als das lautere Wort Gottes fahren lassen: „Lasset es gehen! Ist das Werk aus den Menschen, so wird es untergehen; ist's aber von Gott, so könnet ihr's nicht dämpfen."

Am 26. April reiste er mit freiem Geleite auf noch 21 Tage ab. Die Päpstlichen hatten zwar dem Kaiser beibringen wollen, daß man einem Ketzer das Wort nicht halten dürfe; er solle ihm thun, wie Kaiser Sigmund dem Hus; aber Karl soll erwidert haben: „Ich will nicht wie Sigmund erröten. Und wenn Treu und Glauben aus der Welt gejagt würden, müßten sie noch eine Zuflucht bei mir, dem Kaiser, haben." Auf dem Rückwege wurde Luther überall wieder mit hohen Ehren empfangen, und wieder predigte er da und dort trotz dem kaiserlichen Verbote, welches nicht halten zu können er vor seiner Abreise offen angezeigt hatte.

Gelind war er in Worms verabschiedet worden. Es folgte ihm aber ein kaiserliches Edikt vom 8. Mai, welches die Acht und Aberacht über ihn aussprach. Darin wird er als ein unter Menschengestalt verstellter Teufel geschildert und befohlen, daß diesen verstockten Ketzer nach Ablauf der gewährten Schutzzeit niemand beherbergen, hingegen jeder, wo er ihn fände, festnehmen und kaiserlichem Gerichte überantworten sollte. Der päpstliche Legat hatte es verfassen dürfen, weil an diesem Tage Papst und Kaiser gegen Frankreich ein Bündnis schlossen. Also war Luther geächtet, und doch ein Geliebter Gottes, der auch sein zeitliches Leben mit seinen Flügeln deckte.

Der Kaiser aber mußte in den Krieg, der Spanien wie die Niederlande und Italien bedrohte. Das Deutsche Reich war schon lange nur eine geregelte Anarchie, doch bewilligte es dem Kaiser 24 000 Mann gegen Frankreich und mußte von Karl hören, sein Wille stehe dahin, daß man nicht viele Herren, sondern allein Einen habe.

§ 4. Die heilige Schrift für alles Volk.

Luther saß schon, ehe die Acht über ihn verhängt war, an einem sichern Orte. Als er auf seiner Heimreise am 4. Mai 1521 unweit Altenstein fuhr, sprengten plötzlich fünf vermummte Reiter heran, rissen ihn fluchend aus dem Wagen, hoben ihn auf ein Pferd und jagten mit ihm davon. Nachdem sie mit ihm die Kreuz und Quer im Wald herumgeritten, brachten sie ihn nachts um 11 Uhr auf die Wartburg, ein Bergschloß bei Eisenach. Das hatte sein vorsichtiger Kurfürst veranstaltet, um ihn vor Verfolgung und Mörderhand zu schirmen; aber darum wußten nur wenige. Freund und Feind hielt den Verschwundenen für aufgefangen und weggeräumt. Die Feinde freuten sich; die Freunde trauerten tief.

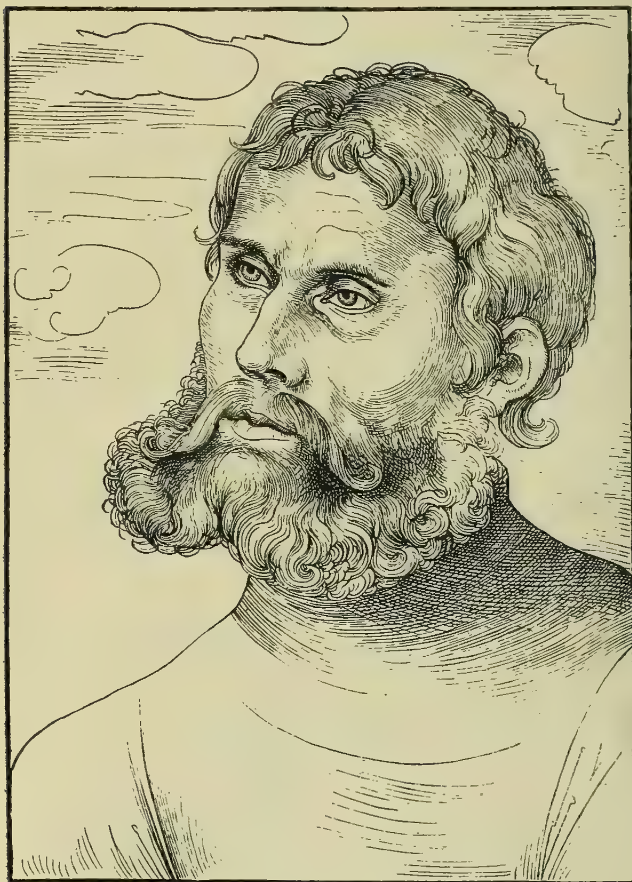


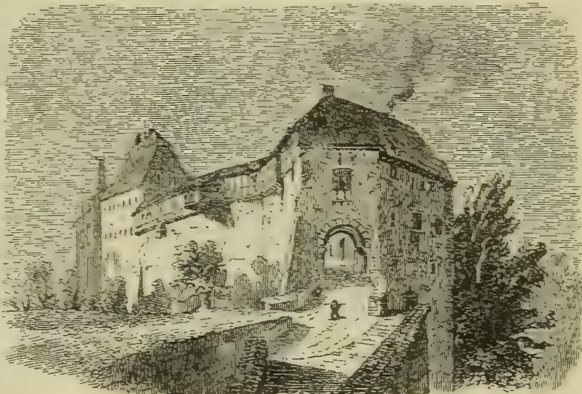
Fig. 235. Luther als Junker Georg. (Nach einem Holzschnitt Kranachs.)

Es ist rührend, wie der fromme Maler Dürer zu Nürnberg klagt: „O Gott, ist Luther tot, wer wird uns hinfür das Evangelium so klar fürtragen? O ihr frommen Christenleute alle, helft mir fleißig beweinen diesen gottgeistigen Menschen und Gott bitten, daß er uns einen andern erleuchteten Mann sende." Gottlob, es war kein anderer nötig.

Auf der Wartburg bekam Luther ein wohnliches Zimmer mit Büchern, Tinte und Papier. Er hieß Junker Georg und wurde so wohl gepflegt, daß er meinte, es ginge ihm besser, als er's verdiene. Da lebte er nun fast ein Jahr lang in seinem Patmos; eine Ruhezeit, wo er so recht sich besinnen konnte: Was will ich? was soll ich? wo er so recht in sein großes Werk eingehen und zur besonnenen Führung desselben sich zusammenfassen konnte. Die Größe seiner Aufgabe drückte ihn freilich in der äußern Stille um so schwerer und Satan focht ihn auf dem Bergschloß besonders heftig an. Allein er kannte die guten Waffen dagegen und kämpfte damit als ein tapferer Ritter Georg, und wurde im Kampf immer stärker und gewisser.

Trotz viel geistlicher Anfechtung und körperlichem Leiden arbeitete Luther auf der Wartburg ungemein fleißig. Und je mehr er dort mit seinem Gott verkehrte, desto fruchtreicher ging wieder die Arbeit fort. Er verfaßte mehrere kleine Schriften zur

Belehrung und Erbauung des lieben Christenvolkes. Dann begann er eins seiner Hauptwerke, seine Kirchenpostille über die sonn- und festtäglichen Evangelien und Episteln. Aber sein wichtigstes Geschäfte dort: Einst saß er mit seinen „tiefen Augen" vor sich hinblickend. „Suchet in der Schrift, spricht der Herr, und es ist ja wahrlich das ewige Leben darin. Du bist's nicht, der Melanchthon ist's nicht, sondern die Kraft des ewigen Wortes, was die Kirche bessert. Wie soll es aber suchen all das arme Volk ohne die wenigen Studierten? Es sieht in dem ebräischen und griechischen Texte nur krause unverständliche Zeichen." Da durchzuckte es ihn. „Eine verdolmetschte Bibel! Das göttliche Wort für alles Volk!" Und so ging er an die Bibelübersetzung, lernte dazu jetzt erst recht Griechisch und Hebräisch und dolmetschte mit höchstem Fleiß „ohne alle falschen Gedanken (er nahm keinen Heller für seine Arbeit), lauterlich zu seines gnädigen Gottes Ehren und zu seligem Dienst denen lieben Christen."


Fig. 236. Die Wartburg vor der Restauration.

Es gab zwar schon deutsche Bibeln, aber sie waren aus der (lateinischen) Vulgata übersetzt, in schwerfälliger Sprache und strotzten von Fehlern. So übersetzte er auf der Wartburg das ganze Neue Testament und schuf damit die hochdeutsche Schriftsprache.

Aber unversehens wurde er aus seinem Patmos weggerufen. Während seiner Abwesenheit von Wittenberg fielen dort bedenkliche Unruhen vor. Sein bisher ganz mit ihm übereinstimmender Kollege Dr. Karlstadt und der Magister Didymus wollten den römischen Gottesdienst mit Gewalt abschaffen. Sie wollten gleich die Mönchsgelübde abthun und reichten Laien den Kelch, selbst Kindern. Sie drangen mit Haufen Studenten in die Kirchen und trieben Messe lesende Priester hinaus. Auch warfen sie alle Bilder aus den Kirchen und verbrannten sie. Darob gab's argen Lärm. Im Dezember kamen auch falsche Propheten von Zwickau her nach Wittenberg, der Tuchweber Storch u. a.; die redeten viel von einem „innern Worte" und „innern Lichte", das sie über die heil. Schrift setzten, und verwarfen die Kindertaufe als unkräftig, darum die Erwachsenen wieder getauft werden müßten. Sie weissagten vom Totschlagen aller Pfaffen und von einem neuen Gottesreich, darin auch alle Schulen aufhören würden. Da wurde die Verwirrung noch größer und Luther mußte ihr entgegentreten.

Melanchthon, welcher den Bergeort Luthers wußte, benachrichtete diesen in seiner Angst von den Vorgängen. Es war große Gefahr vorhanden, daß durch sie das Reformationswerk verdächtigt und verdorben würde. Darum war Luthers Entschluß, die Wartburg wider des Kurfürsten Verbot zu verlassen, schnell gefaßt. Unterwegs entschuldigte er sich bei diesem in einem Schreiben, dem Muster eines Glaubensbriefes: er danke kurfürstlicher Gnaden für ihren Schutz und begehre ihn nicht weiter, denn er gar einen viel höheren habe; ja er halte, daß er Seine Gnaden mehr schützen könne, als Sie ihn, denn wer am meisten glaube, der werde am meisten schützen.

Als er, 7. März 1522, unvermutet in Wittenberg erschien, lebte dort alles in Freude und Hoffnung auf. Er predigte gegen die Ärgernisse acht Tage nacheinander fort, voll Geist und Kraft und voll Milde und Mäßigung. Man solle Gottes Wort

lehren, aber nichts mit Gewalt erzwingen; denn der Glaube wolle ungenötigt angezogen sein. Mit den Schwachen müsse man Geduld tragen, bis Gottes Wort in ihnen kräftig werde, daß sie das Falsche selbst erkennen und lassen. Denn „wenn Gottes Wort nur erst das Herz faßt, dann zergeht alles ungöttliche Wesen von selbst ohne alles Stürmen.“ Bei den Bildern sei aber nur vor dem Mißbrauch der Verehrung zu warnen; als Erinnerungsmittel stünden sie gut in den Kirchen. Diese Predigten stellten in Wittenberg vollkommene Ruhe her. Didymus bekehrte sich von seiner Schwarmgeisterei und Karlstadt trat wenigstens auf eine Zeitlang zurück. Mit den Wiedertäufern hielt Luther eine einzige Unterredung, nach welcher sie erbittert davonzogen, mit dem Versprechen, das geforderte Wunderzeichen bald zu leisten. Durch solch schnellen und großen Sieg stieg sein Ansehen noch um vieles höher.

Er befand sich nun wieder an seinem Berufsort inmitten seiner Thätigkeit. Acht und Bann schienen vergessen; niemand krümmte ihm ein Haar. Frisch und froh wirkte er fort im Verein mit andern Zeugen der Wahrheit an der Universität, dahin 1521 zwei vortreffliche Männer gerufen worden waren, Dr. Joh. Bugenhagen, genannt Pomeranus (aus Pommern), Professor und Prediger an der Stadtkirche, ein Mann, der bei hoher Gelehrsamkeit noch eine besondere Gabe hatte, das äußere Kirchenwesen zu ordnen, und Dr. Justus Jonas, auch Professor der Theologie, ein ausgezeichneter Redner und tüchtiger Rechtsgelehrter dazu. — Außer seinen Amtsverrichtungen beschäftigte sich Luther jetzt vornehmlich mit seinem begonnenen Bibelwerke. Das auf der Wartburg verdeutschte Neue Testament übersah er noch mit seinen Freunden und gab es Sept. 1522 im Druck heraus zur Wonne vieler Tausende. Dann machte er sich ungesäumt an die Übersetzung des Alten Testaments, bei welcher überaus schwierigen Arbeit er die gelehrten Freunde Melanchthon, Bugenhagen, Jonas, Cruciger und Aurogallus fortwährend zu Hilfe zog, also daß sie manchen lieben Abend bei ihm in seiner Klosterzelle zusammensaßen, wo jeder ernst und sinnend in den Text vor sich blickte und sie nach einander ihre Meinung sagten. Das Alte Testament kam stückweise heraus, jedes einzelne Buch sobald es fertig war.



Fig. 237. Katharina von Bora. (Nach einem Gemälde Kranachs in Nürnberg.)

Fügen wir gleich bei, daß 1534 zum erstenmale die ganze verdeutschte Bibel erschien, von tausend und abertausend Seelen mit Jubel und Dankgebeten begrüßt. In unzähligen Exemplaren gedruckt ging sie reißend weg. Es ist aber auch die Übersetzung gar herrlich geraten; sie ist nicht fehlerlos, zeichnet sich aber durch Richtigkeit und Verständlichkeit und namentlich auch durch Reinheit, Kraft und Wohllaut der Sprache aus; wie man denn mit Wahrheit sagt, daß Luther seine Deutschen erst recht deutsch reden gelehrt habe. Diese Übersetzung hat ihresgleichen nicht; „sie ist,“ äußert sich Melanchthon, „der größten Wunderwerke eines, das Gott durch Dr. M. Luther vor'm Ende der Welt hat ausgerichtet.“

Die Bibelübersetzung förderte das Reformationswerk ungemein. Das göttliche Wort, dem gesamten deutschen Christenvolk zugänglich gemacht, verbreitete weithin Licht und Leben, auch wo es noch nicht gepredigt ward. Nun konnte jedermann sich daraus überzeugen, wer in dem großen Kampfe recht habe, ob Luther oder Eck und der Papst, und dem erstern mit freudigster Gewißheit zufallen. Gottes Wort, gehört und gelesen, es faßte immer mehr die Herzen, und das abgöttische Wesen zerging

allmählich von selbst. Man hörte auf, vor den Bildern der Maria und der Heiligen zu knieen und sie anzurufen; man suchte die Hilfe bei dem, der Himmel und Erde gemacht hat. Man glaubte nicht mehr, daß der Priester in der Messe Christum aufs neue opfere zur Tilgung der menschlichen Sünden; man hielt sich im Glauben an das große Opfer, mit welchem auf Golgatha einmal für immer die Schuld der Welt bezahlt ist. So konnte ja auch die Priestermesse nicht bleiben. Es bereitete sich alles vor auf einen evangelischen Gottesdienst.

Der unbiblische, so viele heimliche Sünden mit sich führende Cölibat fiel dahin; ein Geistlicher um den andern gebrauchte die ihm von Gott gegebene Freiheit, sich ehrlich zu verheiraten. Die Klöster leerten sich; Mönche und Nonnen gingen freiwillig in die menschliche Gesellschaft zurück. Die Klöster, so wohlthätig einst, hatten längst ihre Aufgabe erfüllt, waren im allgemeinen schrecklich entartet (S. 460) und durch den Wahn der besondern Verdienstlichkeit des Lebens darin dem Evangelio feindlich geworden. Es war Zeit, daß auch sie hinfielen.

Luther selbst trat, als sein Augustinerkloster bereits von allen Mönchen bis auf ihn und den Prior verlassen war, aus dem Klosterverbande; am 9. Okt. 1524 legte er seine Mönchskutte ab und kam im heutigen Kirchenrock in die Kirche. Im folgenden Jahre begab er sich auch in den heiligen Ehestand. Er war anfangs gesonnen, ehelos zu bleiben, was ja jedem freisteht; da ihn aber viele dringend ermahnten, durch sein eigenes Exempel den göttlichen Stand der Ehe zu preisen, und darunter am dringendsten sein Vater, welcher eine Nachkommenschaft von ihm wünschte, so entschloß er sich endlich dazu. Er erwählte eine vormalige Klosterjungfrau, Katharina von Bora, die im Hause eines seiner Freunde gottselig und ehrbar lebte, versprach ihr im Namen der heiligen Dreieinigkeit eine aufrichtige christliche Ehe und ließ sich 13. Juni 1525 mit ihr einsegnen. Er fand an ihr „ein fromm, freundlich, gottesfürchtig und häuslich Gemahl,“ und führte mit ihr eine sehr glückliche, auch mit lieben Kindern gesegnete Ehe, — und daß solch ein fromm Gemahl den Geistlichen in seinem Berufe nicht hindert, sondern stärkt und hebt, davon ist der verheiratete Luther ein leuchtender Beweis.

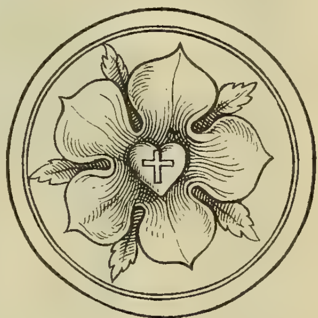


Fig. 238. Luthers Wappen.

§ 5. Der Bauernkrieg.

Übrigens war dies Jahr 1525 ein sehr stürmisches; da tobte der große Bauernkrieg. Schon früher, 1502, 1513, empörte sich hie und da der Bauernstand, mit dem Abzeichen des Bundschuhs, infolge des Druckes, den er von Adel und Geistlichkeit auszustehen hatte. So geschah's in Stühlingen und Waldshut 1524; die Bewegung hätte sich unterdrücken lassen, wenn nicht Ferdinand, des Kaisers Bruder, alle Knechte nach Italien geschickt hätte. Dann wurde die Religion hineingemischt. Freche Leute predigten „die evangelische Freiheit“, die Freiheit des Gewissens vom Fluch des Gesetzes und vom Joch pharisäischer Satzungen, als eine Freiheit auch von weltlicher Obrigkeit, vom Gehorsam gegen ihre Gebote, von der Achtung ihrer Rechte. Fanatisch predigten sie solche Zügellosigkeit und entzündeten dafür das arme Volk. — In Schwaben brach der Aufruhr März 1525 am ersten aus; von da drang er nach Franken; im Elsaß, in Hessen, Thüringen, weiterhin durch Deutschland wurde das Bauernvolk wegig. Die Aufrührerischen verlangten in zwölf Artikeln freie Religionsübung, Befreiung von Leibeigenschaft, von Frohnden, dem kleinen Zehnten u. a. Abgaben; sie verlangten das Recht zu fischen, zu jagen, Holz zu fällen,

wo sie wollten. Die weltlichen und geistlichen Herren lachten solcher Forderungen: da durchzogen sie in großen, mit Sensen und Flegeln, mit Schwertern und Büchsen bewaffneten Haufen das Land, brandschatzten die Schlösser, Stifter, Klöster und Pfarrhöfe, und erzwangen Unterwerfung.

Luther, von diesem Jammer tief ergriffen, ließ einen Friedensbrief ausgehen, darin er die verblendeten Missethäter aus Gottes Wort herzlich belehrt, was rechte christliche Freiheit sei und sie vor Verwechslung derselben mit der fleischlichen ernstlich warnt, worin er aber auch die Herren über ihr häufiges Mißverhalten gegen die Unterthanen straft und ihnen Gerechtigkeit und Milde gegen diese einschärft. Allein diesmal wurde die kräftige Stimme des großen Volksmannes nicht gehört. Der Aufstand griff immer weiter um sich und immer greulicher hausten die wilden Bauern. Ihr Frevel gipfelte in der Weinsberger Unthat (April 1525).



Fig. 239. Bauern aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts. (Nach Albr. Dürer.)

Fränkische Bauern hatten den Grafen von Helfenstein, freilich einen hartherzigen Mann, mit 70 Adeligen im Städtchen Weinsberg eingeschlossen und eroberten es. Nun stellten sie die Edeln in einen Kreis von gezückten Spießen und zwangen sie, darin hin und her laufend wider die Spieße zu rennen, wobei der Pfeifer Nonnenmacher lustig aufspielte. Die Gräfin warf sich mit ihrem zweijährigen Söhnlein vor ihnen auf die Kniee und flehte um Erbarmung; sie wurde mit den Füßen weggestoßen und ihr Kind verwundet. Der Graf und seine Ritter sanken durchbohrt nieder. Im Fortgang fühlten doch die Bauern den Mangel an Zucht und Ordnung, daher sie den beliebten Ritter Götz von Berlichingen (Fig. 240) mit der eisernen Hand baten und zwangen, ihr Feldhauptmann zu werden. Schlimmes zu verhüten, that er einen Monat mit, wünschte aber oft „lieber in dem bösesten Turm der Türkei zu liegen."

Diese Greuel entrüsteten namentlich Luther, welcher durch solches Buben- und Teufelswerk sein heiliges Werk gefährdet sah. Jetzt ließ er eine Schrift „wider die räuberischen und mörderischen Bauern" ausgehen, darin er sagt, man müsse diese tollen Leute wie tolle Hunde totschlagen, und die Obrigkeiten zur Vollziehung ihres Strafamtes auffordert. — Es kam auch schnell das Gericht über sie. Der Schwäbische Bund (von Städten und Edlen) unter Anführung des Georg Truchseß von Waldburg schlug den Aufruhr in Schwaben darnieder. In der Schlacht bei Böblingen (12. Mai) fielen 3000 Bauern auf einmal. Der Nonnenmacher wurde gefangen; Truchseß ließ ihn mit einer Kette an einem Baum befestigen und in einem Kranz von ringsum angezündeten Feuern hin und her springen, bis er mit verbrannten Gliedern niedersank. Herzog Anton von Lothringen dämpfte den Aufstand im Elsaß, Landgraf Philipp im Hessenlande. Die Kurfürsten von der

Pfalz und Trier vereinigten sich mit dem Truchseß, und warfen 2. Juni die Rebellion in Franken nieder.

Merkwürdig war der Aufruhr des Thomas Münzer. Der war Pfarrer zu Alstedt in Thüringen, aber zur Wiedertäufersekte getreten und ein Hauptmann derselben geworden, daher er seinem Handel einen ganz religiösen Anstrich gab. Er besaß reiches Bücherwissen und eine prächtige Redekunst; aber der Teufel trieb ihn von der Schrift auf seine eigenen losen Gedanken, die er mit hohen Worten als göttliche Offenbarungen verkündigte, also daß er sich zu einem Propheten Gottes machte. Er griff den Papst und Luther zugleich an, welchen letzteren er wegen seines nüchternen und allem Gewaltthätigen abholden Wesens nur „das geistlose, sanftlebende Fleisch zu Wittenberg" nannte. Er lehrte aus göttlicher Eingebung „Freiheit und Gleichheit". Es solle keine Herren und Knechte, keine Reichen und Armen mehr geben. Gegen die Fürsten insonderheit zog er grimmig los, die er alle totgeschlagen zu werden für würdig hielt. Durch vertraute Boten und Schriften breitete er seine Lehre aus, welche zauberhaft einschlug.



Fig. 240. Götz von Berlichingen. (Relief auf seinem Grabmal im Kloster Schönthal.)

Nachdem er 1524 aus Alstedt als ein fanatischer Schwarmgeist ausgetrieben war, ließ er sich zu Mühlhausen nieder, wo ihn die Gemeinde als Prediger annahm und wo er nach Entsetzung des widerstrebenden Rates alle geistliche und weltliche Gewalt in seine Hand nahm. „Omnia sunt communia", predigte der Prophet d. h. alles ist gemein; er sei von Gott berufen, ein christlich Regiment aufzurichten, und die gottlosen Fürsten zu züchtigen. Jedermann solle sich zu ihm sammeln und mit ihm auf die großen Hansen losschlagen pinkpank und das Schwert nicht kalt werden lassen vom Blute ꝛc. Es lief ihm viel Volk zu von allen Orten, er zog aus mit vielen Tausenden und lagerte sich bei Frankenhausen. Da kamen die Fürsten von Hessen und Sachsen mit Reisigen und Fußvolk und lagerten sich gegen ihm. Sie hatten Erbarmen mit dem elenden, verführten Volke und boten ihm umsonst Gnade an, sofern es die Rädelsführer auslieferte.

Thomas befeuert seine Mannen zum Widerstand und verheißt ihnen, alle Büchsensteine (Kugeln) der Feinde in seinem Ärmel aufzufangen! Er hält eine flammende Rede an sie: „Was sind die Fürsten? Sie sind nichts als Tyrannen, schinden die Leute, verthun ihr Blut und Schweiß mit Hoffphren, mit unnützer Pracht, mit Huren und Buben ꝛc.", womit er sie in frischen Grimm versetzt, so daß sie der Fürsten Gesandte höhnend zurückschicken, einen davon, einen jungen Edelmann, sogar erstachen. Da bereitete sich das Heer zum Angriff, und der junge kräftige

Landgraf von Hessen hält eine Ansprache: „Wie kein Mensch kann die Sonne vom Himmel reißen, also werden auch die Bauern wider die geordnete Obrigkeit kein Glück haben. Ich rede nicht darum solches, daß ich mich als Fürst schmücke und der Bauern Sache arg mache, sondern es ist die ganze Wahrheit. Ich weiß wohl, daß wir oft sträflich sind, daß wir Menschen sind und uns oft vergreifen. Dennoch soll man darum nicht Aufruhr anrichten. Gott gebeut die Obrigkeit zu ehren, auch wo sie vielleicht gefehlt hat rc." Hierauf schmettern die Trompeten und die Fürstlichen stürmen erbittert gegen die mörderischen Rebellen an, die da singen: Komm heil'ger Geist! und sich wenig wehren, sondern auf ein Wunder Thomä warten.


Fig. 241. Thomas Münzer. (Nach einem alten Stich.)

Wohl 5000 wurden 15. Mai 1525 erschlagen, 300 gefangen, die man darnach köpfte, die übrigen waren zerstoben. Den Münzer fand man in Frankenhausen auf dem Boden eines Hauses, wo er als ein Kranker im Bette lag. Er wurde nach Mühlhausen geführt und dort, nachdem er katholisch kommuniziert, enthauptet. — So endete allerorten der schreckliche Bauernkrieg, an welchem, wie wir ersehen, sich auch etliche Städter beteiligt. Von den Bauern kamen mehr als 100 000 um, und den Lebenden ergings nachmals härter als zuvor.

Der evangelischen Sache konnten solche Vorgänge freilich äußerst nachteilig sein; denn wie klar auch das Gegenteil zutage lag, die Boshaftigen schrieen: Das kommt alles von Luther her! und die Albernen glaubten's. Doch ging dessen Werk erfreulich fort, da es von Gott war.

§ 6. Gesegneter Fortgang des Reformationswerkes.

Vom Reichsoberhaupte wurde in diesen Jahren der Reformation wenig in den Weg gelegt. Karl V. hatte sich gleich von Worms (S. 491) nach seinem Spanien begeben und ließ sich acht Jahre lang nicht mehr in Deutschland sehen. Er ließ seinen Erzieher 1522 zum Papst erwählen, den Holländer Adrian VI., einen wohlmeinenden, unpraktischen Professor, der sich in peinlichem Ringen verzehrte († 1523), und ward dann von den deutschen Angelegenheiten ganz abgelenkt durch steten Krieg mit Frankreich. Der geistreiche, aber leichtsinnige und launenhafte Franz I. hatte sich Mailands 1515 bemächtigt (S. 456) und wollte auch Ansprüche auf Karls neapolitanisches Reich geltend machen. Darüber entbrannte 1521 ein Krieg gegen den Kaiser, welcher einige Jahre mit wechselndem Glücke geführt ward. Indessen trieb der verblendete Franz den mächtigsten seiner Großen, Karl von Bourbon, zum Abfall. Da dringen Spanier und Deutsche in Frankreich ein. Franz verjagte sie, doch fiel der Stern des französischen Heeres, Bayard, der Ritter ohne Furcht und Tadel, im Thal Aosta 1524, und in der großen und schweren Schlacht bei Pavia, 24. Febr. 1526, errang der kaiserliche Feldherr Marquis Pescara mit Frunds-


Fig. 242. Franz I. von Frankreich.

bergs deutschen Söldnern und Bourbons Hilfe einen entscheidenden Sieg. Der französische König wurde selbst gefangen und erhielt nur unter harten Bedingungen, die er feierlich beschwören mußte, 1526 seine Freiheit wieder. Allein Franz war nicht gesonnen, seinen Eid zu halten, sondern rüstete sich zu neuem Kampf, zu welchem Ende er mit England und den italienischen Fürsten Bündnisse schloß; und siehe, auch der heil. Vater, Clemens VII. (1523—34), ein kluger Medici, welcher der Habsburger allzu hoch anwachsende Macht fürchtete, stellte sich auf seine Seite und entband ihn förmlich seines Eides! So geriet aber Karl mit dem Papste selbst, nachdem er schon geraume Zeit mit ihm in Spannung gewesen, in offenen Bruch, und konnte sich um so weniger beeifert fühlen, den lutherischen Ansturm gegen das Papsttum unterdrücken zu helfen. Es trug sich aber in dem neu ausgebrochenen Kriege zu, daß der erbitterte Kaiser, Sept. 1526, den Vatikan überfallen und plündern ließ, um den Papst von der Liga zu trennen. Clemens aber hielt die damals abgepreßten Verpflichtungen nicht und brachte damit das Verderben über Rom. Denn das kaiserliche Heer unter Bourbon und Frundsberg rückte heran; als einmal der Sold ausgegangen war, empörte es sich, so daß Frundsberg vom Schlage gerührt starb. Da geschah's, daß die Hungernden nach Rom vordrangen und die Stadt eroberten, 6. Mai 1527, ja entsetzlich ausplünderten und verwüsteten.

Des Kaisers Leute, Spanier, Neapolitaner und Deutsche, stürmten den Vatikan, belagerten den Papst in der Engelsburg, dahin er sich geflüchtet, nahmen ihn gefangen, und ließen sich



Fig. 243. Die Engelsburg in Rom.

400 000 Dukaten von ihm bezahlen zu den 10 Mill. Goldgulden, die sie in Rom geraubt haben sollen. Wie Vieh verkauften sie die vornehmsten Römer; wen niemand kaufte, den würfelten sie aus. Wiewohl nun Karl wegen der von seinen Soldaten verübten Greuel und Mißhandlung des Statthalters Christi seine Hände in Unschuld wusch, wurde doch der Riß zwischen ihm und dem Kirchenhaupte immer größer; und er selbst sah, wie alle Welt, im Untergang der herrlichen Stadt ein Gottesgericht über die Verbrechen des Papsttums. So war der Reformation Ruhe verschafft, daß sie erstarken konnte.

Mitten unter den Bauernunruhen, von denen jedoch sein Kurland verschont geblieben, war 5. Mai 1525 Friedrich der Weise zu Schloß Lochau gestorben. Er hatte sich mehr und mehr von der Göttlichkeit der lutherischen Sache überzeugt, redete vor seinem Ende mit Spalatin noch vom hl. Evangelio und genoß das Abendmahl in doppelter Gestalt. Zuletzt sprach er zu seiner Umgebung: „Liebe Kindlein!

habe ich einen von euch beleidigt, so bitte ich ihn, mir es um Gottes willen zu vergeben; wir Fürsten thun leicht den armen Leuten mancherlei, das nicht taugt." Er war ein edler, höchst gewissenhafter Fürst, der nach dem Maße seiner Erleuchtung in allem treu handelte. Er hat der Reformation, welche er allerdings nicht selbst mitbetrieb, doch nichts thun lassen. — Ihm folgte in der Herrschaft sein Bruder, Johann der Beständige (Fig. 244 Mitte), als entschiedenster Anhänger und Beförderer der Reformation. Er bestätigte alles, was Luther vornahm, und unterstützte aufs kräftigste dessen Ausführung. Wie mächtig schritt da das heil. Werk in seinen Landen fort! Hier ward denn nun allenthalben auf geordnete Weise und ohne allen Widerstand der Gottesdienst dem Evangelio gemäß geändert. Das Meßopfer wurde abgestellt, das Abendmahl in beiden Gestalten gereicht, die Liturgie statt in lateinischer in deutscher Sprache gehalten. Gesang schöner erbaulicher Lieder, von



Fig. 244. Die sächsischen Kurfürsten Friedrich der Weise, Johann und Johann Friedrich. (Nach dem Gemälde Kranachs in Nürnber

Luther und andern gedichtet, umschlang die Verkündigung der frohen Botschaft, welche zum Mittelpunkt des Gottesdienstes gemacht wurde.

Es war der Reformation schon ein anderer hoher Gönner erwachsen (S. 498), Landgraf Philipp der Großherzige, welcher über alle Hessen herrschte. Er steht als ein mutiger, kühner, oft zu feuriger Fürst vor unsern Augen. Auch noch andre Fürsten und Herren, die von Ansbach und Kulmbach (Baireuth), von Braunschweig-Lüneburg, von Anhalt, von Mansfeld ꝛc., dazu die Städte Magdeburg, Nürnberg ꝛc. erklärten sich für die Kirchenverbesserung. Überall in solchen Landen und Städten wurde die evangelische Lehre und Weise eingeführt. Stark in der Vereinigung traten die Evangelischen auf dem Reichstage, den 1526 der Erzherzog Ferdinand, des Kaisers Bruder und Statthalter, zu Speyer hielt, so fest auf, daß sie sich den vorteilhaften Abschied erwirkten, „die kirchlichen Wirren sollten durch ein freies christliches Konzilium auf deutschem Boden geschlichtet werden und bis dahin jeder Reichsstand sich so verhalten, wie er es gegen Gott und kaiser-

liche Majestät zu verantworten getraue." Damit hatte in allen Gebieten, deren Oberhäupter dafür stimmten, die Kirchenbesserung freien Fortgang.

Anders freilich, wo die Obrigkeit römisch blieb. Da wurde das eingedrungene Evangelium bekämpft und möglichst unterdrückt. Da erlitten auch gar manche seiner Bekenner den Märtyrertod; so 1521 ein Buchhändler unter Herzog Georg, 1523 die Augustinermönche Heinr. Voes und Joh. von Essen zu Brüssel, deren Tod Luther wunderschön besungen hat, ihr Prior Lampert Thorn, 1524 der edle und sanfte Heinr. von Zütphen zu Meldorf im Ditmarschen, 1527 der Mann Gottes Leonh. Käser, gewesener Geistlicher in Bayern und Joh. Hüglin in Konstanz, 1529 Adolf Clarenbach und Pet. Flistedten zu Köln, von denen der letztere auf seinem Gange zum Scheiterhaufen sprach: „Mir ist mein Herz so fröhlich, daß ich glaube, keine Freude der Welt sei dieser Freude gleich." Aber bei wie vielen mag der herrliche Zeugentod solcher Männer den Glauben hervorgerufen oder den schon vorhandenen gestärkt haben. Märtyrerblut ist ja ein Same.



Fig. 245. Philipp der Großherzige von Hessen.

Etwas Hochwichtiges zur Durchdringung des Volkes mit dem Segen der Reformation bis in die kleinsten Dörfer und Hütten hinein geschah 1527. Da ordnete der frommeifrige Kurfürst Johann auf Luthers Vorschlag eine Kirchenvisitation in seinem ganzen Lande an, welche in den andern evangelischen Gebieten nachgeahmt wurde. Luther, Melanchthon, Bugenhagen, Jonas, Spalatin u. a. zogen nach verschiedenen Seiten aus, von Ort zu Ort, zu schauen nach Lehr und Erkenntnis, nach Leben und Wandel in den Gemeinden. Sie fanden aber in den meisten eine ganz erstaunliche, nimmermehr vermutete Unkenntnis und Blindheit in der Religion, bei Hirten und Herden, und ihr entsprechende Wüstheit der Sitten.

Wir müssen sie selbst darüber hören, um einen Einblick in die vorreformatorischen Zustände zu bekommen. Melanchthon schreibt: „wie kann man es verantworten, daß man die Leute bisher in so großer Unwissenheit und Dummheit gelassen hat? Mein Herz blutet, wenn ich diesen Jammer erblicke. Ich gehe oft bei Seite und weine meinen Schmerz aus, wenn wir mit der Untersuchung eines Ortes fertig sind. Und wer wollte nicht jammern, wenn er sieht, wie die Anlagen des Menschen so ganz vernachlässigt werden und der Geist, der so viel lernen und fassen kann, nicht einmal von seinem Schöpfer und Herrn etwas weiß?" Luther aber sagt in seiner stärkern Sprache: „Hilf, lieber Gott, wie manchen Jammer habe ich da gesehen, daß der gemeine Mann doch so gar nichts weiß von der christlichen Lehre, sonderlich auf den Dörfern, und leider viele Pfarrherrn sehr ungeschickt sind zu lehren; und sollen doch alle Christen heißen, getauft sein und des heil. Sakraments genießen, können weder Vater Unser, noch den Glauben, noch die zehn Gebote, leben dahin wie das liebe Vieh und unvernünftige Säue, und nun das Evangelium gekommen ist, dennoch fein gelernt haben, alle Freiheit meisterlich zu mißbrauchen. O ihr Bischöfe, was wollet ihr doch Christo immer mehr antworten, daß ihr das Volk so schändlich habt hingehen lassen und euer Amt nicht einen Augenblick beweiset?"

Es geschah darnach alles Mögliche, daß der wahrgenommenen Unwissenheit und Roheit abgeholfen werde. Luther schrieb zu diesem Behufe seinen großen und kleinen Katechismus für Pfarrherren und Volk, köstliche Bücher, besonders der kleine. Schön sagt Leop. Ranke von diesem: „Er ist ebenso kindlich wie tiefsinnig, so faßlich wie unergründlich einfach und erhaben. Glückselig, wer seine Seele damit nährte, wer daran festhält. Er besitzt einen unvergänglichen Trost in jedem Momente, hinter einer leichten Hülle den Kern der Wahrheit, der dem Weisesten der Weisen genug thut." Justus Jonas aber sagt: „Luthers Katechismus ist ein klein Büchlein um sechs Pfennige; es sind aber tausend Welten nicht vermögend ihn zu bezahlen." Und Georg von Anhalt schrieb in sein Exemplar hinein: „Nächst der Bibel ist dieses mein bestes Buch." Es verbreitete sich in alle Schulen und Häuser der evangelischen Christenheit, und ist jetzt wohl in 50 Sprachen übersetzt.

§ 7. Die neue Kirche.

Die bisher für die Evangelischen so günstigen Verhältnisse gestalteten sich indessen sehr bedenklich. Kaiser Karl war der lutherischen Sache durchaus nicht geneigter geworden; er hatte sie seither nur aus politischen Rücksichten geschont. Jetzt aber, im Frühjahr 1529, nachdem er 1528 mit dem Papst Frieden geschlossen und ihm Ausrottung der Ketzerei versprochen hatte, ließ er durch seinen Bruder Ferdinand einen zweiten Reichstag zu Speyer halten, auf welchem teils wegen der Türkengefahr verhandelt, teils der immer weiter um sich greifenden religiösen Neuerung ernstlich entgegengetreten werden sollte. Er versprach, bald selbst nach Deutschland zu kommen, wo er dann die Religionssache vollends bereinigen, das hieß: die Neuerung unterdrücken werde. Des Kaisers Mahnung stärkte noch die katholischen Fürsten, die sich ohnedem den Evangelischen gegenüber fester zusammengeschlossen hatten, und sie waren, namentlich die geistlichen Herren, deren ganze Existenz der Fortgang der Reformation bedrohte, entschlossen, alle ihre Kraft zur Bekämpfung derselben aufzubieten. So hatten denn die Evangelischen harte Angriffe auszustehen und konnten es nicht verhindern, daß die Mehrheit den Beschluß zu stande brachte: Es sollte hinfüro niemand mehr im Reich den katholischen Glauben ändern und auch auf Seite der Lutherischen die päpstliche Messe wieder eingeführt und die Jurisdiktion der Bischöfe vollständig restituiert werden.

Die Ausführung dieses Reichstagsbeschlusses hätte der Reformation den Todesstoß gegeben. Darum legten die evangelischen Stände, 5 Fürsten und 14 Städte, am 19. April 1529, unter Vorgang von Kursachsen und Hessen, einen feierlichen Widerspruch ein: „In Sachen, die Gottes Ehre und der Seelen Heil betreffen, könnten sie nicht Menschen entscheiden lassen. Die Lehre, die sie als christlich erkannt, könnten sie nicht als unrecht verdammen. Sie wollten sich nicht auf Menschensatzung stellen, sondern allein auf Gottes Wort; daran könnte niemand irren und fehlen, wer darauf baue und bleibe, der bestehe wider alle Pforten der Hölle, so doch dagegen aller menschliche Zusatz und Tand fallen müsse."

Zum Schluß sagen sie: „So protestieren und bezeugen wir hiemit öffentlich vor Gott, unsrem einigen Erschaffer, Erlöser und Seligmacher, auch vor allen Menschen, daß wir für uns, die unsern und aller und jeder wegen in alle Handlungen, die wider Gott, sein heilig Wort, unser aller Seelenheil und gut Gewissen, auch wider den vorigen Reichstagsabschied vorgenommen, beschlossen und gemacht worden, nicht willigen, sondern sie für nichtig und unbündig halten." Das war eine kräftige Protestation, welche die Gegner betroffen machte; Ferdinand nahm sie nicht an. Von derselben nun führen wir den Namen Protestanten, den die Gegner aufbrachten, unsere Väter aber sich gefallen ließen und den auch wir gerne beibehalten. Ja, wir protestieren noch heute gegen alle Menschenlehren und Satzungen auf dem Gebiete der Religion.

Die Evangelischen sandten noch eine Appellation an den Kaiser nach Italien, wo er sich eben aufhielt. Sie wurde jedoch sehr ungnädig aufgenommen; die Boten ließ er gar eine Zeitlang einsperren. — Der Horizont ward immer trüber. Karl hatte den französischen König vollständig besiegt und dieser bequemte sich endlich zu dem Frieden von Cambray (5. Aug. 1529), darin er alle Ansprüche an Italien aufgab, um seine gefangen gehaltenen Kinder wieder zu bekommen. So hatte der Kaiser Ruhe vor seinem heftigsten Feinde, wie er sie eben zu der Zeit auch vor seinem gefährlichen Feinde gegen Morgen, dem Türken, bekam (S. 505). Mit glänzendem Gefolge im Triumph zog er durch Italien. In Bologna hatte er darauf eine Zusammenkunft mit dem Papste, dem sein Zusammenhalten mit Frankreich so übel ausgeschlagen, daß er sich trotz aller von des Kaisers Leuten erlittenen Unbilden doch wieder verlangend auf dessen Seite gezogen. Es fand hier eine vollkommene Versöhnung statt: der Papst setzte Karl, 24. Febr. 1530, die lombardische und römische

Krone aufs Haupt, und der Gekrönte versprach dem Papste die Ausrottung der Ketzerei.

So standen die Sachen, als Karl in der Fülle seiner Macht sich gen Deutschland wandte, und die Evangelischen hatten sich des Schlimmsten zu versehen. Noch von Italien aus schrieb er einen Reichstag nach Augsburg aus, bei welchem alle Stände erscheinen sollten. Indes verwunderten sich die Evangelischen, daß das Ausschreiben so friedlich lautete: „daß man in dieser Versammlung allen Widerwillen gegeneinander ablegen, jedes Meinung in Liebe und Gütigkeit hören, alles Falsche von beiden Seiten abschaffen und sich zu der Einen wahren Religion unter dem Einen Christus brüderlich vereinigen wolle." Sie trauten dem schlauen Spanier nicht. Doch kamen sie frühzeitig nach Augsburg und voll Mut. Sie brachten Gottesgelehrte mit, Melanchthon, Jonas, Spalatin, Brenz, Schnepf ꝛc. Luther, der Geächtete, blieb weg, daß es nicht den Schein habe, als wolle man dem Kaiser trotzen; er blieb zu Koburg zurück, der nächsten Stadt des Kurfürsten.

Schon damals wurde bemerkt, die Vorsehung habe es also gefügt, daran offenbar zu machen, daß die gereinigte Kirche nicht auf Luther, sondern auf dem einzigen Felsengrund Christi stehe. Er verkehrte aber von der Koburger Feste aus in häufigem Briefwechsel mit den Glaubensgenossen zu Augsburg, tröstete und stärkte sie; auch betete er viel für sie und die heilige Sache. — Der Kaiser hielt sich unterwegs auf und ließ die versammelten Stände auf sich warten. So konnten aber die Evangelischen mit aller Muße eine wichtige Arbeit vollenden. Der Kaiser hatte von ihnen ein schriftliches Bekenntnis ihres Glaubens und Verzeichnis dessen verlangt, was sie an der römischen Kirche tadelten. Das entsprach ihrem eigenen Wunsche, denn sie hätten sich gerne von den vielen über sie ausgegangenen Verdächtigungen gesäubert. So verfaßte denn Melanchthon auf Grund der zuvor von Luther aufgesetzten Torgauer (Schwabacher) Artikel das Bekenntnis unsrer Kirche, die Augsburgische Konfession. Die fertige wurde an Luther gesandt, daß er sie durchsehe und bessere; er schickte sie mit den Worten zurück: „Die Schrift gefällt mir sehr wohl und weiß daran nichts zu ändern; es würde sich auch nicht schicken, denn ich so sanft und leise nicht treten kann. Christus unser Herr helfe, daß sie viele und große Frucht schaffe, wie wir hoffen und bitten. Amen!" Die evangelischen Stände nahmen sie an und unterzeichneten sie.

Endlich am 15. Juni langte der Kaiser vor Augsburg an und hielt einen prachtvollen Einzug. Die Besorgnisse der Evangelischen zeigten sich gegründet. Er ließ gleich nach seiner Ankunft ihre Häupter zu sich bescheiden und stellte ihnen harte Anmutungen. Ihre Geistlichen sollten während des Reichstages alles Predigen unterlassen. Der fromme Kurfürst entgegnete, er könnte der Predigt des göttlichen Wortes so wenig als des täglichen Brotes entbehren. Der Kaiser beharrte bei seiner Forderung; sie willigten aber nur nach gegebenem Versprechen ein, daß auch die katholischen Prediger schweigen müßten. Darauf verlangte der Kaiser, daß sie der Fronleichnamsprozession am folgenden Tage beiwohnen sollten. Solche Glaubensverleugnung verweigerten sie aber standhaft.

Der Markgraf Georg von Brandenburg-Ansbach sprach hiebei: „ehe er Gott und sein Evangelium verleugnen wollte, ehe wollte er vor Sr. Majestät niederknieen und sich den Kopf abhauen lassen;" worauf jedoch der Kaiser in seinem Plattdeutsch erwiderte: „Löwer Först, nit Kop ab, nit Kop ab!" — Noch einen Beweis ihrer Glaubensfestigkeit, der eines mächtigen Eindrucks bei der Gegenpartei nicht verfehlte, gaben sie gleich im Anfang. Der Reichstag wurde 20. Juni mit einem feierlichen Gottesdienst eröffnet. Kurfürst Johann trug als Reichserzmarschall dem Kaiser das Schwert vor. Als aber bei der Messe im Dom die Hostie erhoben ward und alles, auch der Kaiser, davor auf die Kniee sank, blieb Johann aufrecht stehen und alle Evangelischen thaten nach seinem Beispiele.

Der Kaiser wollte, die Evangelischen sollten ihr Glaubensbekenntnis nur schriftlich übergeben. Da hörte aber nicht männiglich, was sie glaubten. Mit Mühe erlangten sie die Erlaubnis öffentlicher Vorlesung. Diese durfte nur nicht im Rathaussaale, wo der Reichstag gewöhnlich saß, sondern in der Kapitelstube des

Bischofshauses stattfinden, wo kaum 200 Personen Platz hatten. Es war am Nachmittag des 25. Juni. Die Konfession war in lateinischer und deutscher Sprache geschrieben. Der Kaiser wollte das lateinische Exemplar vorlesen lassen. „Man sei auf deutschem Boden, darum wolle kaiserliche Majestät die deutsche Sprache erlauben," wendete Kurfürst Johann mit Erfolg ein. Hierauf las der sächsische Dr. Baier das deutsche Exemplar ab mit so lauter Stimme, daß auch die Menge draußen auf dem freien Platz des Bischofshofes jedes Wort verstand. Die Vorlesung dauerte zwei Stunden und wurde still angehört.

Die Augsburger Konfession schickt die drei allgemeinen Symbole der Kirche, das Apostolische, Nicänische und Athanasianische voraus und enthält 28 Artikel, wovon die 21 ersten von der rechten christlichen Lehre, die 7 letzten von den aufgekommenen Irrtümern und Mißbräuchen handeln. Der Grundton der ganzen Konfession ist: Christus unsere Gerechtigkeit! Allein durch den Glauben an Ihn, den Erlöser der Welt, und nicht mit allen Werken kann Vergebung der Sünden, Leben und Seligkeit erlangt werden. Diese Konfession ist eine herrliche Schrift und wird ewig bleiben, wie die heilige Schrift, auf der sie ruht. „Wie wir denn," sagen unsere Glaubensväter darin, „unsere Seel und Gewissen ja nicht gern wollten durch Mißbrauch göttlichen Namens und Wortes in die höchste Gefahr setzen oder auf unsere Nachkommen eine andere Lehre, als die dem reinen göttlichen Worte und christlicher Wahrheit gemäß ist, vererben."

Nach der Vorlesung zeigte der Kaiser an, daß er wolle diese wichtige Sache in Bedacht nehmen und die Resolution wissen lassen. Die Evangelischen dankten ihm und der Versammlung für geneigte Anhörung. Als der sächsische Kanzler Dr. Brück die Exemplare dem Sekretär des Kaisers überreichen wollte, griff der Kaiser rasch selbst zu, steckte das lateinische zu sich und gab das deutsche dem Erzbischof von Mainz als Erzkanzler zur Aufbewahrung. Beide Urkunden sind verschwunden, wahrscheinlich nach Rom.

Unsere theuren Väter fühlten sich durch dieses gemeinsame Bekenntnis der unwandelbaren Wahrheit Gottes sehr gestärkt und gehoben. Nun war auch ihre Sache vor der Welt gerechtfertigt und viele urteilten günstiger darüber. Der Eindruck der Konfession auf die Katholischen war gewaltig, zum Teil überraschend. Manche hatten sich von den Lutherischen die krassesten Vorstellungen gemacht, daß sie Ungläubige, freche Gottesleugner, Barbaren seien, welche alle guten Sitten und Ordnungen umkehrten und unter dem Schein christlicher Freiheit wie wilde Tiere lebten. Jetzt hatten sie's gar anders vernommen. Etliche Fürsten schalten ihre Theologen wegen der falschen Berichte über die Evangelischen; Herzog Wilhelm von Bayern fragte den Dr. Eck, ob er sich die Konfession zu widerlegen traue? und da derselbe verlegen antwortete: „mit den Kirchenvätern, aber nicht mit der heiligen Schrift!" sagte der Herzog: „So hör ich wohl, die Lutherischen sitzen in der Schrift und wir daneben." — Durch diese Konfession traten nun aber die Evangelischen als eine neue Kirche hervor; denn durch ihr gemeinschaftliches öffentliches Glaubensbekenntnis unterschieden und schieden sie sich von der römischen Kirche und allen andersgläubigen Christen. In dieser neuen Kirche setzt sich aber die rechte alte fort, die erbaut ist auf den Grund der Apostel und Propheten.

Kaiser Karl war durch die Konfession in seiner Gesinnung nicht geändert worden. Er ließ sofort durch die gegenwärtigen katholischen Gelehrten, Eck, Cochläus, Faber &c. eine Konfutation oder Widerlegung derselben schreiben, welche am 3. Aug. in der nämlichen Kapitelsstube verlesen ward. Melanchthon schrieb dagegen eine Apologie oder Verteidigung der Konfession, die jedoch der Kaiser nicht vorlesen ließ und gar nicht annahm. Er erklärte die Konfutation für die rechte christliche Lehre und begehrte von allen Evangelischen, ihr beizupflichten; und da sie widerstrebten, setzte er ihnen heftig zu. Unterdessen arbeiteten noch Ausgewählte beider Parteien an einer Vermittlung; sie kam jedoch, obschon beiderseits nachgegeben ward, nicht zu stande. Zuletzt, nachdem der Kaiser mit allen Vorstellungen, Ermahnungen nnd Drohungen nichts ausgerichtet, erfolgte der Reichstagsbeschluß: „Die Protestanten hätten ein halbes Jahr Bedenkzeit, träten sie nicht zur rechtgläubigen

Kirche zurück, so würde man sie dazu zwingen; einstweilen sollen sie nichts Neues drucken lassen und Beichte und Messe gestatten."

Aber Gott verlieh ihnen Standhaftigkeit und hohen Glaubensmut. Sie teilten alle den Sinn, den die Nürnberger Abgeordneten aussprachen: „Unseres Erachtens ist nicht zu weichen, man wolle denn des Kaisers Gnade höher anschlagen als die Huld Gottes." So gaben sie denn vereint die Erklärung ab: „sie hätten keine gründliche Widerlegung aus Gottes Wort erfahren, darum wüßten sie von den klaren Schriften der Propheten und Apostel nicht abzustehen; darüber möge geschehen, was der gnädige Wille Gottes sei, dem sie hiemit unter wiederholter Appellation an ein frei christlich Konzil in Deutschland all Sache wollten heimgestellt und befohlen haben." Sie reisten heim, da der Reichstag im September sich auflöste, mit voller Zuversicht auf den Herrn, dessen Namen sie bekannt hatten.

§ 8. Schmalkalden. Suleiman. Münster.

Bei den drohenden Aussichten fühlten die Evangelischen die Notwendigkeit, sich zu gegenseitiger Hilfe miteinander zu verbinden. Da nun die ihnen gesetzte halbjährige Frist ablief, auch des Kaisers Bruder Ferdinand, welchem jener seine deutschen Erblande überlassen hatte, schon mit dem Papste über Kriegsrüstungen verhandelte, so schlossen sie, 29. März 1531, in Schmalkalden ein Schutz- und Trutzbündnis, wobei sie jedoch ausdrücklich erklärten, daß sie damit weder gegen Kaiserl. Majestät, noch irgend einen Reichsstand etwas vorhätten; allein „gegenwehr- und rettungsweise" hätten sie sich zusammengethan, um etwaige Angriffe auf den wahren Glauben vereint abzuwehren. Die Häupter des Schmalkaldischen Bundes waren der Kurfürst und der Landgraf. — Dieser stattliche Bund konnte allerdings dem Kaiser imponieren, so daß er sich besann, ob er sofort zur Verwirklichung des Reichstagsbeschlusses schreiten sollte. Dann kam noch etwas hinzu, was ihn davon zurückhielt. Er hatte 5. Juni 1531 auf einem Kurtage zu Köln seinen Bruder Ferdinand zum römischen Könige wählen lassen; damit waren nebst den Evangelischen auch die mächtigen Herzoge von Bayern aus Eifersucht auf Habsburg unzufrieden und stellten sich feindlich gegen ihn und Ferdinand. Dennoch möchte der Sturm über die neue Kirche in Bälde ausgebrochen sein, wenn nicht Gott von Morgen her Hilfe gebracht hätte, wunderbarerweise durch den Erbfeind der Christenheit, den Türken.

Die türkische Macht erreichte ihren höchsten Gipfel unter dem Sultan Suleiman II. dem Prächtigen, 1520—66; nachher sank sie unter üppigen und schlaffen Regenten. Hatte sein Vater Selim 1517 Ägypten unterworfen, so eroberte der hochbegabte Suleiman 1522 Rhodus, den 200jährigen Sitz des Johanniterordens, der jetzt nach Malta verlegt ward. Nachdem dies Bollwerk der Christenheit gefallen, gewann er ein Gebiet ums andere. Sein Reich dehnte sich 1534 von Baghdad bis nach Tunis aus. Schon 1526 war er auch in Ungarn eingedrungen und hatte in der Schlacht bei Mohatsch (29. Aug.) dessen König Ludwig besiegt und getötet. Die Länder Ungarn und Böhmen, welches letztere Ludwig gleichfalls beherrscht, fielen nach dessen Tode vertragsmäßig an seinen Schwager, also an das Haus Habsburg, so daß dies das Geburtsjahr des österreichischen Gesamtstaates ist. Ferdinand wurde von der Mehrzahl des Adels zum König gewählt, andere erkoren sich den Schützling des Türken, den Siebenbürger Zapolya, zum Könige. Aber Suleiman überflutet Ungarn aufs neue mit 250 000 Mann, erobert die Hauptstadt Ofen, ja belagert sogar Wien, 27. Sept. bis 15. Okt. 1529. Nach mörderischen Verlusten vor der preiswürdig verteidigten Stadt muß er wegen Nahrungsmangel wieder ab- und heimziehen. Allein im Frühjahr 1532 machte sich dieser Prächtige nun abermals mit einem ungeheuren Heere auf und zog unter rauschender Musik

durch Ungarn her, um nicht bloß Wien zu erobern, sondern auch das Kaisertum der Deutschen an sich zu bringen, was ihm ein Leichtes deuchte, da er von großer Zwietracht derselben gehört. Er führte schon eine eigens gefertigte Kaiserkrone mit sich, die er als Chalif von Rum (römischer Kaiser) aufsetzen wollte. Am Ende mußte er vor der hartnäckig verteidigten kleinen Festung Güns umkehren.

Der Heranzug des Furchtbaren erschreckte den Kaiser und seinen Bruder. Jetzt hatte man keine Soldaten gegen die Evangelischen, jetzt brauchte man diese selber so nötig, um Österreich zu schützen; Kaiser und König und sämtliche katholische Stände neigten sich nunmehr zu gütlicher Handlung mit ihnen. Dort auf dem Augsburger Reichstag hatte es geheißen: „man müsse sich mit den Protestanten nicht weiter in vergebliche Worte einlassen, sondern die stinkenden Gliedmaßen mit dem kaiserlichen Schwerte abhacken;" und am 23. Juli 1532 wurde der sogen. Nürnberger Religionsfriede mit ihnen abgeschlossen, welcher alle zu Worms und Augsburg gegen die Reformation erlassenen Verbote aufhob und festsetzte: „Es solle bis zum Konzilium ein allgemeiner beständiger Friede im Reich sein, keiner den andern des Glaubens wegen beleidigen, jeder den andern mit rechter Freundschaft und christlicher Liebe meinen." Nunmehr leisteten die Evangelischen aber auch willigst die nötige Türkenhilfe.

Alle Deutschen rüsteten sich mit ungewöhnlichem Eifer. Bald stand ein Heer da, schöner und größer, als man es schon lange gesehen, ein Heer von 80 000 stattlichen Streitern, das freudig gegen den Erbfeind des Kreuzes zog. Kaum hat Suleiman die deutschen Gauen berührt, so hört er mit Verwunderung, daß die zwieträchtigen Deutschen auf einmal eins und gegen ihn bei einander seien; schon vernimmt er, daß seine Avantgarde von 15 000 Mann zusammengehauen sei. Da fürchtet sich der Furchtbare und eilt zurück, schließt auch 1533 Frieden mit Habsburg, um sich gegen Persien zu wenden.

Bald nach dem Abschluß des Religionsfriedens, 16. Aug. 1532, war der Glaubensmann Kurfürst Johann am Schlagfluß gestorben, sein Erbe dem gleich evangelisch=treuen, doch schwerfälligen Sohn Johann Friedrich, dem Großmütigen, hinterlassend. Der Heimgegangene hatte sich über diesen Frieden noch innig gefreut. Und allerdings war derselbe der evangelischen Sache sehr förderlich. Zwar glich er nur einem Waffenstillstand; es fehlte ihm die rechtsgültige Form, weil er von keinem Reichstage bestätigt war. Doch hielt man ihn von beiden Seiten „bis zum Konzil". Und das kam so bald nicht zu stande; der Kaiser drang zwar in den Papst, ein solches zu veranstalten; aber dieser ging nicht ernstlich dran, er fürchtete sich mehr davor als er Grund hatte. Und so konnte die neue Kirche noch manches Jahr in Frieden sich bauen und ausdehnen. — Als nächstes bedeutendes Ereignis begegnet uns die Wiedereinsetzung Herzogs Ulrich von Wirtemberg in sein Regiment. Dieser jähzornige und verschwenderische Fürst, der seine Unterthanen vergewaltigte und gelegentlich auch seine Nachbarn, war 1519 vom Schwäbischen Bunde vertrieben worden. Darauf hatte Karl das Herzogtum seinem Bruder zu Lehen gegeben. Die katholische Regierung unterdrückte die Reformation, der das meiste Volk schon zuneigte, mit harter Hand; darüber jammerte dieses und hätte lieber seinen vorigen Herrn wieder gehabt. Da unternahm es der allzeit kriegskühne Philipp von Hessen, sobald der Schwäbische Bund sich aufgelöst hatte, den Herzog zurückzuführen, und es gelang überraschend leicht (Mai 1534).

Mit 24 000 Mann zog er aus und schlug bei Lauffen die 10 000 Österreicher, daß sie wie Spreu zerstoben. Darauf zog Ulrich wieder in Stuttgart ein unter freudigem Zuruf seines Volks. Niemand half Ferdinand, vielmehr freuten sich die andern Fürsten, insonderheit die bayrischen, daß dem Habsburger der schöne Gottesgarten am Neckar wieder abgenommen war. Er verzichtete selbst im Frieden von Kadan, 29. Juni 1534, darauf, wogegen man ihn nun allgemein als deutschen König anerkannte. Ulrich war in der Verbannung ein besserer Mann ge=

worden, der seine Unterthanen nicht mehr tyrannisierte; er war evangelisch geworden und führte sogleich im Lande den allseits ersehnten evangelischen Gottesdienst ein.

Sodann spann sich eine seltsame Geschichte ab, die den Feinden frische Veranlassung gab, über die Reformation zu lästern. Die Reformation hatte eine Menge eigenartiger Geister aufgeregt und zum Nachdenken über das rechte Christentum geweckt. Davon haben schon die Zwickauer Propheten (S. 493) uns ein Beispiel gegeben, ein anderes bietet das Wirken Zwinglis und seiner Freunde (§ 12). Nun bildeten sich in süddeutschen Städten und namentlich in der Schweiz unter dem Vorgang von Männern wie Professor Hubmair (1528 in Wien verbrannt) und Hans Denck kleine Gemeinden, welche die Kindertaufe verwarfen und ohne die Beihilfe der weltlichen Obrigkeit sich selbst nach der Bibel und dem „innern Licht" ordnen wollten. Sie suchten nicht sowohl die Glaubensgerechtigkeit als die Nachfolge des Lebens Jesu. Man nannte sie Wiedertäufer, obgleich sie nur eine Taufe für die Gläubiggewordenen nötig fanden. Über 50 solcher Gemeinden erstanden allein im Kanton Zürich. Die Anhänger Zwinglis versuchten sie durch Belehrung zu gewinnen. Dann schritt man zu Geld- und Gefängnisstrafen vor, endlich zur Landesverweisung; seit 1527 ertränkte man die Hartnäckigen. Katholische Obrigkeiten vollends wüteten gegen sie mit Feuer und Schwert, was der Reichstagsabschied von Speier 1529 zur allgemeinen Reichspflicht machte. Herzog Wilhelm von Bayern gebot: Wer widerruft, wird geköpft, wer nicht widerruft, lebendig verbrannt. Tausende sind so hingerichtet worden; in Hessen und Straßburg allein enthielt man sich des Blutvergießens. Hart bedrängt und gehetzt, hielten sich doch da und dort kleine Häuflein sittenreiner Stillen im Lande, bewundernswert durch beispiellose Geduld und Märtyrerfreudigkeit.

Bei andern aber kam unter den unmenschlichen Verfolgungen ein fanatisches Prophetentum auf. Die in Oberdeutschland verfolgten Wiedertäufer zogen sich zumeist nach den Niederlanden; ihr Haupt war dort ein Bäcker von Harlem, Jan Matthys. Dieser verkündigte als Gottes Prophet das Nahen des tausendjährigen Reiches, dessen Glieder vom innern Licht erleuchtet und eitel Fromme und Heilige, alle frei und gleich und höchster Glückseligkeit teilhaftig sein sollten. Es könne aber niemand dazu gelangen, es sei denn, daß er sich nochmals taufen lasse. Matthys begab sich nach Münster in Westfalen, wo seit 1529 etwas stürmisch reformiert worden war; der evangelische Prediger an der Lambertskirche, B. Rothmann, hatte dort solche Macht erlangt, daß der Bischof 1533 der Stadt Religionsfreiheit zugestand. Jetzt fielen manche dem neuen Propheten bei. Von allen Seiten strömten Teilnehmer herbei, besonders viele Weibspersonen. Sie trieben's aber toll, rannten durch die Straßen und schrieen: „Thut Buße, lasset euch taufen, der Tag des Herrn ist nah!" Der Rat verlor den Kopf und statt die Schwärmer auszutreiben, gewährte er ihnen Duldung. Bald gewannen sie die Oberhand und setzten 1534 den Stadtrat ab. Nun ist Matthys der Herr und führt eine absonderliche Herrschaft. Die Kirchen werden ausgeplündert, Altäre, Taufsteine, Kruzifixe und Bilder zerschlagen; der Gottesdienst wird auf dem Markt gefeiert. Alle Bewohner, die sich nicht (wieder) taufen lassen, bekommen mit Ruten den Laufpaß; alles Eigentum der Vertriebenen, alles Geld und Gut der Bundesglieder wird zu einem gemeinen Schatz zusammengethan, daraus jeder seinen Bedarf empfängt. Unterdessen lagerte sich (Mai 34) der Bischof, ein Graf von Waldeck, mit Kriegsvolk vor die Stadt. Matthys macht mit wenig Mann siegesgewiß einen Ausfall und wird erstochen. Nun trat sein vornehmster Jünger, Johann von Leyden, gewesener Tuchhändler, an die Spitze des Himmelreichs.

Der war von sehr schöner Gestalt, konnte sich pfauenhaft sterzen und jedweden mit der Zunge überwinden. Der that noch Verwunderlicheres. Er führte aus göttlicher Offenbarung,

auf die Pfarrer Rothmann das Siegel der Bestätigung drückte, die Vielweiberei ein und nahm selbst 17 Weiber. Bald galt es zu Münster für eine Schande, nur Eine Frau zu haben. Der Goldschmied Dusendschur hatte sodann die Offenbarung, daß Johann König über das ganze Erdreich sein sollte. Er salbte ihn dazu und legte ihm das Schwert der Gerechtigkeit in die Hand. Nun sandte Johann 28 Apostel in die Welt aus, um überall sein Reich aufzurichten; die wurden gefangen und gehangen. Er aber zu Münster trug eine dreifache Krone und auf dem wunderbaren Geschmeide, das er an einer Goldkette auf der Brust trug, standen die Worte: „Ein König der Gerechtigkeit über alle!" Er hielt einen glänzenden Hofstaat; Krechting war sein Kanzler und der vormalige Bürgermeister Knipperdolling sein Scharfrichter. Jede Übertretung der Gesetze des himmlischen Reichs wurde mit dem Tode bestraft. Auf dem Markte war ein Thron von Gold und Purpur aufgeschlagen; da hielt Johann Gericht; jedermann mußte aber erst vor ihm niederfallen, ehe er redete. Es geschah aber, daß der Bischof draußen, dessen Stürme tapfer abgeschlagen worden, Hilfsvölker erhielt, so daß er die ganze Stadt von allen Seiten einschließen konnte. Jetzt entstand im seligen Zion eine grausame Hungersnot. Es durfte aber niemand klagen, sonst wurde er hingerichtet; Knipperdolling schlug Unzähligen den Kopf ab. Einstmals beklagte eine der Königinnen das Elend des Volks; die köpfte Johann mit eigener Hand auf dem Markte, wobei seine andern Frauen im Kreis herumstehen und singen mußten: Allein Gott in der Höh sei Ehr! Dann tanzte er mit ihnen über den blutigen Boden hin.



Fig. 246. Knipperdolling. (Nach Aldegrever.)

Endlich ward, 25. Juli 1535, die Stadt durch Verrat erobert und das erboste Kriegsvolk wütete schrecklich darin. König Johann wurde aus einem Versteck gezogen, in eisernem Gitterhaus zur Schau durchs Land gefahren, darauf zu Münster auf dem Markte mit glühenden Zangen gezwickt und darnach erstochen. Rothmann fand im Kampf den Tod. Krechting und Knipperdolling erlitten Johanns schauerlichen Tod. Die Leichname dieser Drei wurden in eisernen Käfigen am Lambertusturm aufgehängt zum bleibenden Gedächtnis. Münster wurde wieder streng katholisch. Es erging eine allgemeine scharfe Verfolgung über die Sekte, ohne daß sie ganz ausgerottet werden konnte. Später hat ihr ein Expriester Menno Simons († 1559) eine geregelte Verfassung gegeben. Er empfahl strenge Kirchenzucht und ernste Sittlichkeit, verbot aber Kriegs- und Staatsdienst, sowie jede Eidesleistung. Von ihm führen die Wiedertäufer, griech. Anabaptisten, auch den Namen „Mennoniten"; heißen sich aber jetzt bloß Baptisten oder Taufgesinnte, weil sie nur Erwachsene taufen. Dieser Münsterische Teufelsspuk, den die Papisten auch der Reformation zur Last legten, schadete doch derselben nur bei wenigen; sonst schritt sie eben jetzt gewaltig vorwärts.

Noch 1535 starb der Kurfürst Joachim I. von Brandenburg, ein solcher Feind der evangelischen Sache, daß seine ihr hold gewordene Frau Elisabeth nur durch die Flucht seinem tödlichen Zorne hatte entrinnen können. Sein Sohn Joachim II.

trat 1539 mit seinem zujauchzenden Volk zur erneuerten Kirche über. Ebenso dessen Schwester, die 1540 in Braunschweig-Calenberg reformierte. — a. 1539 ging der alte Lutherfeind, Herzog Georg von Sachsen, den Weg alles Fleisches; seine Söhne noch vor ihm. Sein Bruder Heinrich ließ sogleich den evangelischen Gottesdienst im Herzogtum einrichten, wofür seine Unterthanen Gott auf den Knieen dankten. — Bald darnach, 1542, wurde Braunschweig-Wolfenbüttel damit beglückt. Sein Herzog Heinrich, ein ganz dammloser Mensch, der Luthern, die Fürsten von Sachsen und Hessen und alle Welt beschimpfte, auch gern noch Faustrecht übte, hatte die Stadt Goslar überfallen, welche zum Schmalkaldischen Bunde hielt. Ihr leistete der Landgraf mit Bundestruppen Hilfe, verjagte den Herzog und bemächtigte sich seines ganzen Gebietes, in welchem nach dem sehnlichen Verlangen der Bevölkerung alsbald die Reformation eingeführt ward. — Auch ein geistliches Kurfürstentum wäre 1543 beinahe evangelisch geworden. Der betagte Erzbischof Hermann von Köln, früher ein Ketzerverbrenner (S. 501), wollte aus Herzensglauben sein Land reformieren, und seine weltlichen Stände pflichteten gänzlich bei. Melanchthon half ihm dazu. Allein sein Domkapitel widersetzte sich samt der Universität mit aller Macht, und im schmalkaldischen Krieg (S. 514) wurde er abgesetzt. Er zog sich auf seine Familiengüter in Wied zurück, wo er 1552 treugläubig im Frieden starb. — Nach 1543 wurde wieder ein weltliches Kurfürstentum evangelisiert. Friedrich II. trat die Regierung der Pfalz an, und auch dieser Wittelsbacher, sowie der von Pfalz-Neuburg, bekannten sich zu Luthers Lehre. Von dort an zählten drei weltliche Kurfürsten zur evangelischen Partei.

Außerdem hatten sich bis anher Pommern, Mecklenburg, Holstein, Baden, Nassau, Schwarzburg und mehrere andere Herrschaften und die meisten Reichsstädte der lutherischen Kirche einverleibt. Noch vor Luthers Tode war die Hälfte Deutschlands und fast der ganze Norden desselben evangelisch. Dazu hatte sich das Licht auch in den Gebieten katholischer Fürsten und namentlich in österreichischen Landen zu Unzähligen Bahn gebrochen, wenn sie gleich ihren gereinigten Glauben nicht öffentlich üben durften. Man kann wohl sagen, daß ganz Deutschland schon vom Evangelio durchleuchtet war.

Und nicht auf Deutschland nur blieb die Reformation beschränkt. Schon sehr frühe, 1525, wurde das nicht mehr zum Reiche gehörige Preußen (S. 385) vom Papsttum erlöst, zugleich die baltischen Länder.

Bereits am Christtag 1523 verkündigte der Bischof von Samland im Dom zu Königsberg die große Freude, daß der Heiland seinem Volke von Neuem geboren sei. Der Hochmeister aber, Albrecht von Brandenburg, war 1522 zu einem Reichstag nach Nürnberg gekommen, Unterstützung zu suchen für einen unglücklich geführten Krieg gegen Polen. Diese fand er nicht, wohl aber durch den Prediger Andr. Osiander die evangelische Wahrheit und auf seiner Rückreise durch Wittenberg bei Luther guten Rat. Er machte nun sein Ordensland mit Einwilligung der Stände zu einem weltlichen Herzogtum, und wurde als erblicher Herzog vom polnischen König 1525 damit belehnt, heiratete auch eine dänische Prinzessin. Nun führte er mit Gutheißung seiner zwei Bischöfe von Samland und Pomesanien in ruhigster Weise die Reformation ein, und stützte sie 1544 durch Gründung einer Universität in Königsberg. Livland und Esthland nahmen schon 1521 das Wort an, Kurland folgte ihnen. Bald wurden diese Länder der Zankapfel, um den Russen, Polen und Schweden rangen; der deutsche Kaiser schwieg dazu.

Auch Dänemark wurde lutherisch. Von Deutschland gekommene Prediger streuten den Samen des Wortes auf fruchtbarem Boden aus. Der König Christian II. begünstigte die Saat, um die Macht des Klerus zu brechen, wie er auch den Adel in Dänemark und Schweden nicht ohne Grausamkeit niederzudrücken suchte. Sein Oheim, der Holsteiner Friedrich I., der ihn 1523 verdrängte, rief den Reformator Hans Tausen 1526 zu sich und brachte es auf dem Reichstag zu Odense, 1527, dahin, daß die Lutheraner gleiche Rechte mit den Katholiken erhielten. Dessen Sohn Christian III., ein gar gläubiger und frommer Fürst, förderte die Reformation,

daß sie zur Herrschaft gelangte. Er nahm 1536 an einem Tage alle Bischöfe gefangen und ließ sie absetzen. Nun berief er 1537 den Dr. Bugenhagen von Wittenberg und ließ von ihm eine neue Kirchenordnung entwerfen, welche im ganzen Königreich eingeführt wurde. Dasselbe geschah in Norwegen, das auch unter Christians Scepter stand und wo Luthers Lehre bei den Bauern volle Anerkennung gefunden hatte. Ja selbst in das ferne Island drang das Evangelium; die Kirchenverbesserung wurde dort vom Bischof Einarsen seit 1540 betrieben und 1551 durchgeführt.

Durch die edeln Gebrüder Olav und Lorenz Peterson, welche in Wittenberg studiert und aus Luthers eigenem Munde die göttliche Wahrheit gehört hatten, wurde diese in ihre Heimat Schweden gebracht. Gerade hatte sich die Kalmarische Union (S. 424) aufgelöst, 1523, und mit Gustav Erichson Wasa (1523—60) eine neue schwedische Dynastie begründet. Dieser Gustav stand mit Luther in Briefwechsel, wünschte die Ausbreitung seiner Lehre und unterstützte darin die genannten Brüder und Lor. Anderson, den er zu seinem Kanzler ernannte, vorsichtig und nachhaltig. Auf dem Reichstage zu Westeras, 1527, da schon der König vor dem Widerstand des Klerus abdanken wollte, erlangte die evangelische Partei den Sieg, und nun wurde in besonnener Weise die völlige Trennung Schwedens von der römischen Kirche durchgeführt.



Fig. 247. Gustav Wasa.

Auch in Ungarn breitete sich der Protestantismus weit aus, vornehmlich durch Matthias Devay und Martin Cyriaci; das erste in Ungarn gedruckte Buch war 1541 das Neue Testament Erdösys. Siebenbürgen aber wurde durch die Arbeit Joh. Honters und anderer größtenteils protestantisch. In Polen gewann die lutherische Sache wenigstens viele Anhänger, mit Verfolgungen. Selbst in Spanien und Italien wurden die höheren Kreise von der religiösen Bewegung ergriffen, aber freilich da das aufleuchtende Licht durch die härtesten Maßregeln bald wieder ausgelöscht.

In Deutschland hatte Kaiser Karl das Reformationswerk bis in die vierziger Jahre ohne ernstlichen Widerstand fortgehen lassen. Er war in dieser Zeit mit Bekriegung der das ganze Mittelmeer gefährdenden muhammedanischen Seeräuberstaaten in Afrika beschäftigt. Der erste seiner mit Begeisterung unternommenen Kreuzzüge, 1535, gegen Tunis gerichtet, fiel sehr glücklich aus, indem er das Raubnest eroberte und darin 22 000 Christensklaven befreite, der andere aber gegen Algier, 1541, desto unglücklicher; infolge furchtbarer Stürme verlor er einen großen Teil seiner Flotte und Mannschaft und kam von dem gänzlich gescheiterten Unternehmen kaum mit heiler Haut nach Spanien zurück. Hinwiederum war er auch 1536 in neuen Streit mit Franz I. verwickelt worden, der jetzt mit Suleiman ein förmliches Bündnis schloß. Karl fiel 1536 in Frankreich selbst ein, geriet aber durch Mangel und Seuche, die in seinem Heere einrissen, in die mißlichste Lage und mußte kläglich zurückweichen. Doch wurde vom Papst 1538 in Nizza ein für ihn nicht ungünstiger Frieden vermittelt.

Während desselben, 1539, hatte Karl die Kühnheit, von Spanien nach seinen Niederlanden mitten durch Frankreich zu reisen. Sein alter und immer neuer Feind Franz erwies ihm aber dabei die höchsten Ehren. Die französischen Städte am Weg mußten ihm die Schlüssel entgegentragen, gleich als ob er ihr Herr wäre; in Paris hielt ihm der Dauphin das Becken, darin er seine Hände wusch, und der König selbst begleitete ihn von da bis zur Grenze. Damals war es, wo Karl zu Franz, als letzterer ihm sein Schätze zeigte, sprach: „Ich habe einen Weber zu Augsburg (Fugger), der noch reicher ist."

Das gute Vernehmen beider Monarchen hatte keinen Bestand. In seinem vierten Kriege mit Frankreich, 1542, lächelte aber Karln die Glückssonne mit vollen Strahlen: er schlug die in Spanien und die Niederlande eingedrungenen Feinde mit seinem meist protestantischen Heere hinaus, verfolgte sie und rückte siegreich bis zwei Tagereisen von Paris vor, worauf der erschöpfte Franz sich beeilte, den dauernden Frieden von Crépy, 1544, mit ihm zu schließen. Zu seinem Kampf mit Frankreich hatte Karl die Hilfe der Evangelischen gesucht und gefunden, weshalb er sogar bei jener Vertreibung des katholischen Heinrichs von Braunschweig die Augen zudrückte. Im Frieden aber verpflichtete ein geheimer Artikel beide Herrscher hinfort zu gemeinsamem Kampfe gegen die neue Lehre und Veranstaltung des allgemeinen Konzils.

Dem Kaiser lag schon aus politischen Gründen viel daran, daß der religiöse Riß im Reiche geheilt werde. Sehr willkommen kam ihm ein ärgerlicher Vorfall, der die Sache der Reformation tief schädigte. Das war die geheime Doppelehe, welche Philipp von Hessen 1540 einging, leider mit halber Beistimmung Luthers. Die Sache wurde ruchbar und zwang den Landgrafen, dem Kaiser zu versprechen, daß er sich in kein Bündnis gegen ihn einlassen, ja auch den Herzog von Cleve, der seine Lande reformierte, ihm preisgeben werde, 1541. Darauf überfiel der Kaiser den letzteren, Cleve und Geldern wurden 1543 zum Katholizismus zurückreformiert: die Protestanten rührten sich nicht. — Da Paul III. (1534—49) immer noch keinen rechten Ernst mit dem Konzil machen wollte, so hatte Karl mittlerweile versucht, selbst den Religionsstreit gütlich beizulegen. Zu dem Ende veranlaßte er Religionsgespräche zwischen den angesehensten Theologen beider Teile.

Solche wurden zu Hagenau und Worms 1540 gehalten; allein sie zerschlugen sich schnell. Näher kam man sich im denkwürdigen Religionsgespräch zu Regensburg 1541, wo evangelischerseits Melanchthon, Pistorius und Butzer, katholischerseits Eck, Pflug und Gropper zugegen waren und der päpstliche Legat Contarini die Verhandlung leitete. Dieser Contarini war ein milder und tiefer Mann, selbst im Herzen der Augustinischen Lehre zugethan. Schon hatte man sich hier über einige Hauptdogmen geeinigt und die Unterscheidungsgrundlehre von der Rechtfertigung wirklich im evangelischen Sinne gefaßt; allein der Papst bestätigte das Verhandelte nicht, über die Transsubstantiation konnte man sich nicht einigen, und zuletzt scheiterte auch dieser Vereinigungsversuch.

Endlich schrieb der Papst mit vollem Ernst eine allgemeine Kirchenversammlung aus, auf den 15. März 1545 und nach Trident (Trient), einer zwar in Welschtirol, aber noch innerhalb des deutschen Reichs gelegenen Stadt. Somit war allerdings die zu Nürnberg (1532) gelobte Friedenszeit abgelaufen. Der Kaiser forderte die Teilnahme der Protestanten. Aber diese hatten jetzt überhaupt keine Lust mehr, ein Konzil zu beschicken; sie waren so klug geworden, einzusehen, daß eine solche Versammlung von Geistlichen der abendländischen Christenheit so wenig als die zu Konstanz und Basel (S. 428. 456) sich auf Besserung der Lehre einlassen werde. Am wenigsten konnten sie einem „nicht freien" Konzilio, wie das angekündigte, sich unterwerfen, das der Papst in päpstlicher Oberherrlichkeit halten wollte, „wo er also Partei und Richter zugleich sei." Sie verweigerten daher die Teilnahme und verlangten ein deutsches Konzil ohne Papst. Das verdroß den Kaiser höchlich, und da ihn kein auswärtiger Feind hinderte, ja vielmehr der französische König ihm seine Unterstützung versprochen hatte, so beschloß er nunmehr, mit Gewalt gegen die Protestanten einzuschreiten und traf in aller Stille und Umsicht seine Anstalten dazu. Schon im Mai 1545 hatte er sich mit dem Papst verständigt, im Nov. mit den Türken einen Waffenstillstand geschlossen. Die Protestanten ahnten nichts, aber der Religionskrieg war vor der Thüre, als 13. Dez. 1545 das Konzil mit 34 Prälaten eröffnet wurde.

§ 9. Luthers seliger Heimgang.

Luther, welcher selbst aufs nachdrücklichste gegen den Gebrauch eiserner Waffen in geistlichen Dingen sprach, sah doch mit klarem Blick voraus, daß der Krieg unvermeidlich sein würde; er betete aber, daß er ihn nicht mehr erleben möge, und sein Gebet wurde erhört. Gott hatte ihm ein großes Werk auf Erden auszurichten gegeben, ihn aber auch herrlich dazu ausgerüstet. „Er hat," sagt Melanchthon einmal, „göttliche Gaben, die anderer Menschen Gaben weit übertreffen". Er hatte eine ungewöhnlich helle und tiefe Erkenntnis der Wahrheit, eine brünstige Liebe zu dem köstlichen und ewigen Worte Gottes, einen glühenden Eifer für Gottes Ehre und der Menschen Heil, einen unerschrockenen Mut im Angesicht der gewaltigsten Feinde, einen über die Welt erhabenen Geist, den Gut, Ehr und Pracht nicht rührten, einen rastlosen Wirkensdrang, der sich nie genug that, so unglaublich viel er leistete, und eine wunderbare Gebetsgabe, die von oben zu allem guten Werk sich stärken und Segen und Gedeihen dazu herabziehen konnte. Er hatte auch seine Fehler und niemand demütigte sich tiefer vor dem Heiligen als er. Namentlich war er öfters zu heftig und stark in seinen Ausdrücken, doch nicht bei Angriffen *auf seine Person*, wo er stets nach dem Zeugnisse seines täglichen Umgangs Milde, Nachsicht und Geduld übte; seine Strenge und Härte galt nur den Feinden göttlicher Wahrheit, ging also, auch wo sie ausschritt, aus einem heiligen Ernst und Eifer hervor. Er war, was man von einem armen, sündigen Menschen sagen kann, „treu in Gottes ganzem Hause."

Einen schweren Kampf hatte er auf Erden zu führen und viel Not und Jammer stieß an sein Herz. Wie tief bekümmerte ihn die Widerspenstigkeit der Römlinge gegen das teuerwerte Gotteswort; dann das heillose Treiben der Irrgeister, welche links von der Wahrheit abwichen, der Frevler, welche den Namen der evangelischen Freiheit so schändlich zum Deckel der Bosheit mißbrauchten; endlich die Lauigkeit und der Undank so mancher in Mitte der evangelischen Kirche selbst. „Je länger man das Evangelium predigt, je tiefer die Leute ersaufen in Geiz, Hoffahrt und Pracht." Aber doch auch ein tröstlicher Hinblick auf das von ihm ausgeführte Gotteswerk war ihm vergönnt. Wie weit hatte sich die Reformation mit ihren Segnungen ausgebreitet! Durch wie viele Städte und Länder hin ging nun das lautere, seligmachende Wort im Schwang! Es floß nun wieder die verschüttete Quelle des ewigen *Trostes* für die schuldbeladenen Adamskinder, und Millionen tranken daran und priesen den himmlischen Erbarmer und segneten den Mann, der ihnen den Zugang dahin geöffnet hatte. Es wirkten und webten nun wieder im Wort die Kräfte des heil. Geistes und es konnte nicht fehlen, daß sie bei Unzähligen ein neues, besseres Leben schafften. Ja Luther durfte bei aller schlimmen Erfahrung an Heuchlern, Gleichgültigen und Verächtern der Gnade doch auch fröhlich singen: „Das Land bringt Frucht und bessert sich 2c." Eine besondere Ergötzung hatte er an der lieben Jugend, die ihm besonders warm am Herzen lag, für die er überall Schulen errichten hieß und einrichten half. So schreibt er freudig: „Es wächst jetzt daher die zarte Jugend, mit dem Katechismus und der Schrift wohl zugerichtet, daß mir's in meinem Herzen sanft thut, wie jetzt junge Knaben und Mägdlein mehr lernen, glauben und reden von Gott, von Christo, denn zuvor und noch alle Stifter, Klöster und Schulen gekonnt haben und können. Es ist fürwahr solches junge Volk ein schön Paradies, desgleichen auch in der Welt nicht ist."

Luther hatte sein Tagewerk gethan und er war *müde*. Nachdem er schon früher öfters mit schmerzhaften Krankheiten, namentlich Steinleiden, heimgesucht war, litt er die letzten fünf Jahre an Flüssen, Kopfgicht und Augenschwäche beständig. „Ich kann nicht mehr, ich bin schwach," sagte er zu seinen Studenten, als er im Herbst 1545 ein Kollegium schloß. Und er gesegnete gerne diese Zeit: „Ich bin der Welt satt und die Welt meiner, wir sind also leicht zu scheiden, wie ein Gast die Herberge quittiert. Darum bitte ich um ein gnädig Stündlein und begehre des Wesens nicht mehr." Er sehnte sich nach seinem Heimgang: „Ich werde im Frieden sterben, ehe denn der Jammer und das Unglück über Deutschland wird angehen!"

Die Grafen von Mansfeld hatten Streit miteinander und baten ihn, denselben zu schlichten. Trotz seiner körperlichen Schwäche wollte er sich seinen ehemaligen

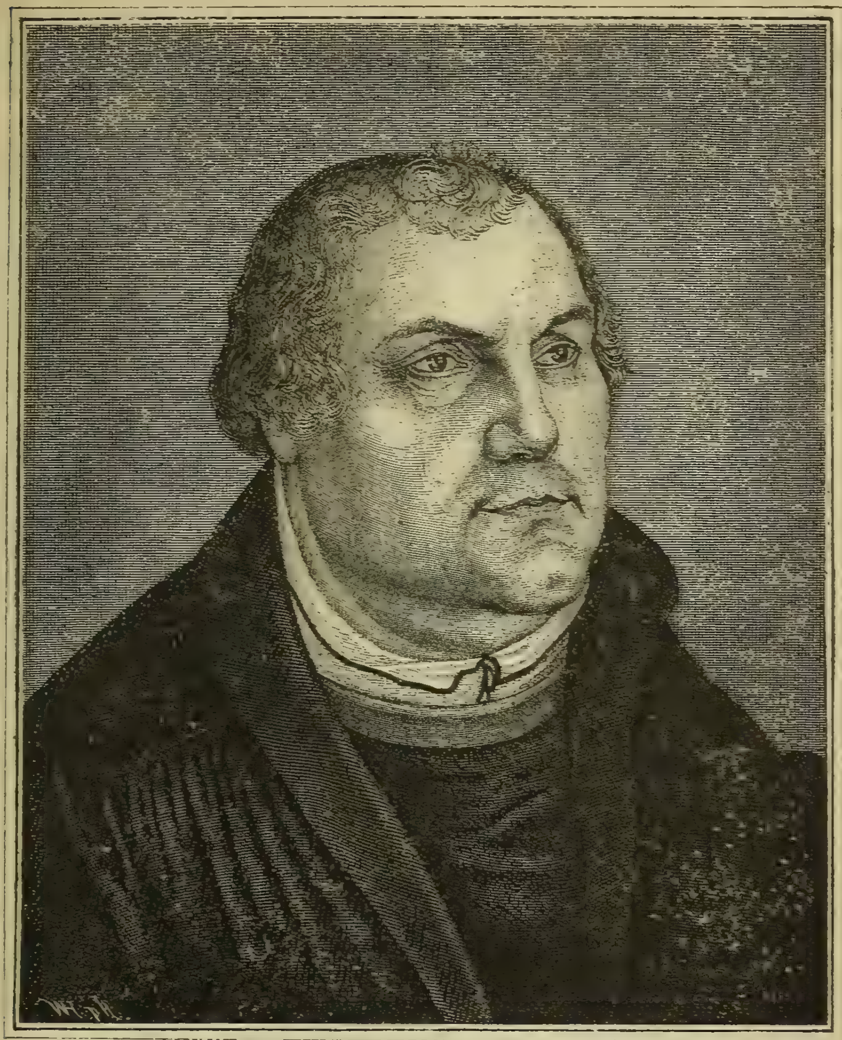


Fig. 248. Martin Luther. (Nach Lukas Kranach.)

Landesherren nicht entziehen. Am 23. Jan. 1546 reiste er von Wittenberg ab. In Halle mußte er wegen des hohen Wasserstandes der Saale etliche Tage liegen. Am 28. Jan. ließ er sich mit Lebensgefahr über diesen Strom setzen und gelangte

abends ganz verkältet nach Eisleben. Vom andern Morgen an bis zum 16. Febr. war er mit viel Arbeit und Gebet bemüht, die Händel ins Reine zu bringen, was ihm auch größtenteils gelang. An diesem Tage sagte er: „Wenn ich meine Landesherren zu Eisleben (vollends) vertragen habe, so will ich heimgehen und mich in den Sarg legen und den Maden einen feisten Doktor zu essen geben." Am 17. Febr. blieb er aus Schwachheit auf seinem Zimmer und betete desto mehr. Da sprach er einmal nachdenklich zu gegenwärtigen Freunden: „Ich bin zu Eisleben getauft, wie, wenn ich hier bleiben sollte?" Es sollte so werden.

Zum Abendessen ging er noch an den Familientisch seines Wirtes, des Stadtschreibers, aß wenig und sprach viel vom Wiedersehen im Jenseits. Nach dem Essen begab er sich in seine Stube zurück. Hier klagte er bald, daß ihm so weh um die Brust werde. Man rieb ihn mit Tüchern und es besserte sich. Gegen 10 Uhr ging er in die Kammer daneben, indem er sprach: „Walt's Gott, ich gehe zu Bette. In deine Hände befehle ich meinen Geist, du hast mich erlöset, du treuer Gott!" Er legte sich in das erwärmte Bett, reichte noch allen Anwesenden die Hand und wünschte ihnen gute Nacht. „Betet für unsern Herrn Gott und sein Evangelium; denn das Konzilium zu Trient und der leidige Papst zürnen hart mit ihm." Darauf schlief er mit natürlichem Atem bis 1 Uhr. Jetzt erwachte er mit großer Beängstigung und verkündigte gleich den Freunden, die noch um ihn waren, seinen nahen Tod. Doch ging er ohne Hilfe in die schon geheizte Stube zurück, auf der Schwelle abermals betend: In deine Hände 2c. Er legte sich da aufs Ruhebett. Es kamen Ärzte und hohe Herrschaften; man rieb ihn, man gab ihm Arzneien; er aber sprach: „Ich fahre dahin!" Nach einer Weile betete er laut: „O mein himmlischer Vater, Gott und Vater unsers Herrn Jesu Christi, ich danke dir, daß du mir deinen lieben Sohn offenbaret hast, an den ich glaube, den ich gepredigt und bekannt hab, welchen der leidige Papst und alle Gottlosen schänden, verfolgen und lästern. Ich bitte dich, mein Herr Jesu Christe, laß dir mein Seelchen befohlen sein. O himmlischer Vater, ob ich schon diesen Leib lassen und aus diesem Leben hinweggerissen werden muß, so weiß ich doch gewiß, daß ich ewig bei dir bleiben werde und aus deinen Händen mich niemand reißen kann." Darauf sprach er Joh. 3, 16: Also hat 2c. und Psalm 68, 21: Wir haben einen Gott 2c. und noch dreimal nach einander: In deine Hände 2c. Nun lag er stille. Man rüttelt und ruft; es ist umsonst. Da rief ihm Jonas laut ins Ohr: „Ehrwürdiger Vater, wollet Ihr auf Christum und die Lehre, die Ihr gepredigt habt, beständig bleiben?" da erwiderte er noch vernehmlich: „Ja!" Damit wendete er sich zur Seite und entschlief gar sanft mit gefalteten Händen. Es war 3 Uhr morgens, am 18. Febr. 1546.

Schrecken und Jammer ergriff die Anwesenden, bald die ganze Stadt und weite Lande. Melanchthon rief tieferschüttert: „Ach dahin Israels Wagen und Reiter!" Am 20. Febr. wurde die Leiche, von den jungen Grafen von Mansfeld und 45 Rittern geleitet, gen Wittenberg geführt. Zahlloses Volk schließt sich an. In allen Orten, durch die der Zug geht, ertönen die Glocken. Vor dem Thore zu Wittenberg wird die Leiche, 22. Febr., von der Universität, Geistlichkeit, Bürgerschaft und allen Schulen empfangen und durch die Länge der Stadt nach der Schloßkirche gebracht. Dort hält Bugenhagen die Predigt, darin er weinend tröstete, daß, ob auch Luther tot sei, die hohe, selige, göttliche Lehre dieses Mannes noch aufs allerstärkste lebe. Ihm folgte Melanchthon mit einer trefflichen lateinischen Standrede, in welcher er den hohen und allseitigen Wert des Wirkens dieses Mannes beleuchtete. Darauf wurde die Leiche in eine Gruft der Kirche gesenkt nahe der Kanzel, auf welcher der Mann Gottes so gewaltig gepredigt hatte.

§ 10. Der schmalkadische Krieg.

Kaum war Luther in seiner stillen Kammer, so brach das Kriegswetter los. Der Kaiser kam Juni 1546 zu einem Reichstag nach Regensburg, wo er sich sehr bitter ausließ und mit strengen Worten nochmals allgemeine Anerkennung des Tridenter Konzils begehrte. Da diese von Kursachsen, Hessen und andern evangelischen Ständen beharrlich verweigert wurde, schloß er 6. Juni den geheimen Vertrag mit dem Papst ab, worin er sich verpflichtete, die alte Kirche mit Waffen-

gewalt herzustellen, der Papst ihm aber Beihilfe an Geld und Truppen versprach. Ebenso mit Bayern. Auch zog er den jungen Herzog Moriz von Sachsen, einen schönen, heldenhaft gestalteten und geisteskräftigen Mann, der sich durch ausgezeichnete Tapferkeit gegen Franzosen und Türken seine besondere Gunst erworben hatte, vollends ins Garn; er verlockte den ehrgeizigen Fürsten durch Aussicht auf die sächsische Kur zu einem heimlichen Bündnisse gegen seine Glaubensgenossen. Nach solchen Veranstaltungen ließ der Kaiser, 16. Juni, ausschreiben, „daß er etliche Störer des gemeinen Friedens, welche unter dem Scheine der Religion das kaiserliche Ansehen verachteten, mit den Waffen zum Gehorsam bringen werde.“ Er that, als sei es eine politische Sache!

Die Evangelischen waren ganz verhofft; doch rüsteten sie sich eilig zur Gegenwehr. Indessen beteiligten sich nicht alle, sondern nur Schmalkaldische Bundesglieder, von denen daher der Krieg den Namen hat, zu denen aber nicht alle Protestanten in Deutschland gehörten. Außer dem Moriz von Sachsen fehlten namentlich die mächtigen Kurfürsten von Brandenburg und Pfalz.

Schwer gingen aber auch jene Bundesglieder daran, gegen den Kaiser zu fechten, weil man doch nie die Waffen gegen die Obrigkeit kehren soll. Wohl behaupteten ihre Rechtsgelehrten, die deutschen Fürsten seien nicht eigentliche Unterthanen des Kaisers, sondern dieser nur der Erste unter Gleichen; vielmehr aber seien sie seit jenem Reichstage zu Worms a. 1235 anerkannte Landesherrn in ihren Gebieten, welche das Recht und die heilige Pflicht hätten, ihre Unterthanen bei dem wahren Glauben selbst mit dem Schwerte zu schützen. Allein im allgemeinen waren sie doch nicht sicher, so sehr ihnen vor dem graute, was sie „die erschrecklich, viehisch, spanisch Servitut“ nannten; insonderheit drückte den frommen Kurfürst von Sachsen die Gewissensnot.

Schnell jedoch hatten sie ein Heer von 50 000 Mann beisammen. Die oberdeutschen Städte Augsburg, Ulm, Reutlingen ꝛc. stellten viele Fähnlein, welche der tüchtigste Kriegsmann seiner Zeit, Sebastian Schärtlin von Burtenbach, führte; der alte Herzog Ulrich von Wirtemberg sandte namhaftes Volk unter Hans von Heideck; die zahlreichen Kursachsen und Hessen wurden von ihren Fürsten persönlich angeführt. Der Kurfürst hatte sein Land während seiner Abwesenheit im Felde arglos seinem Vetter Moriz zur Hut anvertraut. — Übrigens erließen die beiden Bundeshäupter zur etwa möglichen Abwendung des drohenden Krieges noch ebenso ehrerbietige als ernste Schreiben an den Kaiser, darin sie die Beschuldigung des Ungehorsams von sich abwiesen und ihm die wahre Sachlage vorhielten: wie er nur im Dienste des Papstes darauf ausgehe, die wahre Religion auszurotten, weshalb die Schuld von allem Unheil, das über Deutschland kommen sollte, auf seine Seele falle. Der Bescheid darauf war, daß der Kaiser, 20. Juli, beide Fürsten samt allen ihren Angehörigen als Rebellen in die Reichsacht erklärte; fortwährend bemüht, die Religionsfrage zu vertuschen.

So war denn der Krieg vorhanden. Aber nun zeigten die Verbündeten eine höchst nachteilige Unentschlossenheit. Der Kaiser befand sich zu Regensburg mit höchst geringen Streitkräften; er erwartete erst den Zuzug aus Ungarn, Italien und den Niederlanden. Hätten sie ihn hier rasch mit ihrem großen Heere angegriffen, sie würden einen leichten Sieg davongetragen haben. Aber sie unterließen es trotz Schärtlins Drängen und Treiben; dieser klagt: „Es war kein Ernst zu rechtschaffenem Krieg vorhanden.“ So konnte Karl seine Truppen unbehindert an sich ziehen und eine bedeutende Macht sammeln. Der Papst sandte ihm 10 000 Mann dazu; erklärte auch, im vollkommenen Gegensatz zur kaiserlichen Darstellung, den Krieg für einen heil. Kreuzzug gegen die Ketzerei und erteilte allen Kreuzfahrern Ablaß von allen Sünden. — Karl lagerte sich mit seinem Heere, dem nur die 20 000 Niederländer noch ausstanden, vor Ingolstadt unter die Kanonen der Festung. Schärtlin riet, das noch immer stärkere Bundesheer sollte ihn dort mit vereinter Kraft an-

greifen. Allein andere Führer widersprachen. Endlich ziehen sie doch gen Ingolstadt, beschießen auch drei Tage lang das kaiserliche Lager. Schärtlin drängt und treibt zu einem gemeinsamen Sturm; aber dazu können sich die andern nicht entschließen. Indem hören sie, daß die Niederländer im Anmarsch seien, und jetzt brechen sie gegen diese auf, um sie vor ihrer Vereinigung mit dem Kaiser zu vernichten. Aber sie verfehlen dieselben, welche auf einem andern Weg, 15. Sept., glücklich zum kaiserlichen Heere gelangen. Darnach ziehen sie noch eine Zeitlang that- und nutzlos hin und wieder, daß dem tapfern Schärtlin „Stund und Weile lang wird". Endlich, als mit Geld- und Brotmangel (durch Schuld der Städte) Mißmut in alle Teile des Heeres einreißt, halten sie fürs beste, daß jeder nach Hause gehe.

Eben jetzt empfing der Kurfürst eine erschreckende Botschaft. Herzog Moriz, der von ihm aufgestellte Hüter seines Landes war (Nov.) treulos in dasselbe eingefallen, um es im Namen des Kaisers, zur Vollziehung der Reichsacht, dem Besitzer zu entreißen. So mußte der Kurfürst seinen Rückzug beschleunigen. Doch gelang es ihm, den Verräter, um dessen Ohren das Geschrei allgemeiner Entrüstung schwirrte, aus dem Kurstaate hinauszuwerfen und hart zu bedrängen.



Fig. 249. Johann Friedrich vor Karl V. nach der Schlacht bei Mühlberg. (Aus der „historischen Chronik" des J. L. Gottfridus.)

Unterdessen ging der Kaiser über die oberdeutschen Städte und Wirtemberg her und züchtigte sie, besonders durch schwere Schatzungen, aufs härteste. Im Frühling 1547 rückte er nach Sachsen. Mit weitüberlegener Macht steht er jetzt dem Kurfürsten an der Elbe gegenüber. Doch hat dieser die Brücke über den Strom verbrannt, alle Kähne herübergezogen und hält sich zunächst für gesichert. Am Sonntagmorgen, 24. April, hört er in Mühlberg andachtsvoll der Predigt zu; da raunt man ihm ins Ohr, die Kaiserlichen seien herüber. Der Müller Strauch hatte ihnen eine Furt gezeigt, da die Reiter übersetzen konnten, dann schlug man mit den jenseits aufgefundenen Kähnen eine Schiffsbrücke für das Fußvolk. Der Kaiser stellt drüben sein Heer in Schlachtordnung; der gichtkranke Mann sitzt hoch zu Rosse und prächtig geschmückt, springt auf seinem Andalusier jugendlichmunter die Reihen hinab und ermuntert seine Krieger zu tapferem Streite. Der Kurfürst hatte erst die Predigt aushören wollen und sich mit der Anordnung zur Verteidigung der Stadt verspätet. Er muß vor den anbrausenden Kaiserlichen fliehen. In der Lochauer Heide stellte er zwar seine Leute auf; aber sie können dem wildanstürmenden Feinde nicht

stand halten, sie werden geworfen, gejagt, zusammengehauen. Der beleibte Kurfürst sucht auf seinem friesischen Hengste zu entrinnen; er wird ereilt und nach tapferer Gegenwehr übermannt.

Kaiser Karl hielt mitten in der Heide. Der Herzog von Alba führte den gefangenen Kurfürsten heran. Der fromme Herr blutete stark aus verwundeter Wange; sein Blut rann am Panzer hinab. Als er des Kaisers ansichtig ward, sprach er: „Herr Gott, erbarm dich mein, nun bin ich hier!" Vom Pferde gestiegen wandte er sich zu Karl: „Allergnädigster Kaiser" — dieser unterbrach ihn bitter: „So, bin ich nun wieder Euer gnädigster Kaiser? So habt Ihr mich lange nicht geheißen." Kurfürst: „Ich bitte Euer Majestät um ein fürstlich Gefängnis." Karl: „Wohlan, es soll Euch werden, wie Ihr's verdient." — Zuerst sprach der Kaiser, um die Übergabe Wittenbergs zu beschleunigen, das Todesurteil über den Kurfürsten aus, welches dieser jedoch mit größter Ruhe vernahm. Von solcher Strenge ließ der Kaiser sich abbringen; doch nahm er ihm die Kurwürde und seine Besitzungen, um damit Morizens Verrat zu belohnen. Auf dies alles verzichtete der Kurfürst willig; als ihm aber Karl auch zumutete, er solle sich dem Konzil unterwerfen, entgegnete er: „Ehe will ich nicht nur Land und Leute verlieren, sondern auch meinen Hals dazu hergeben, als mich von Gottes Wort abreißen lassen."

Am 25. Mai zog Karl in Wittenberg ein. Als er in der Schloßkirche am Grabe Luthers stand, ermahnten ihn seine Begleiter, die Gebeine dieses Erzketzers ausgraben und verbrennen zu lassen. Allein hier sprach er ein schönes Wort: „Ich führe mit den Lebendigen Krieg, nicht mit den Toten; laßt ihn, er hat seinen Richter!" Er ließ auch die Evangelischen überall, wo er hinkam, ihren Gottesdienst forthalten, und einmal äußerte er: „Wir haben's in diesen Landen viel anders gefunden, als uns gesagt worden ist." Doch auch das andere Haupt des Bundes, den Landgrafen Philipp, traf ein herbes Los.


Fig. 250. Lukas Kranach. (Nach seinem Selbstporträt.)

Moriz, sein Schwiegersohn, und Joachim von Brandenburg rieten ihm, da weiterer Widerstand doch nichts helfe, sich dem Kaiser, wie er verlange, auf Gnad und Ungnad zu ergeben, indem sie ihm heilig versprachen, daß er sogleich nach geschehner Abbitte vor dem Kaiser frei solle fortgehen dürfen. Es hatte sich nämlich Karl so gegen sie geäußert, daß sie sich zu diesem Versprechen berechtigt glaubten. Als nun aber Philipp nach Halle gekommen war und vor Karl fußfällig Abbitte geleistet hatte, siehe, da wurde er gefänglich zurückgehalten, worüber er außer sich geriet. Alle Evangelischen schrieen über Hinterlist! Moriz und Joachim beschwerten sich bitter, „daß der Kaiser sie in diesen Unruhm gebracht." Man zeigte ihnen einen früheren Vertrag, der „ewige Gefängnis" ausschloß; im Verlauf der Verhandlungen aber war von keiner Gefangenschaft die Rede gewesen. — Beide gefangene Fürsten mußten nun unter strenger Bewachung mit dem Kaiser auf seinen Reisen herumziehen. Der Kurfürst hatte s. 1550 einen Tröster bei sich, den greisen Maler Kranach, der freiwillig mit seinem lieben Herrn die Gefangenschaft teilte. Noch näher aber war ihm sein himmlischer Freund, in dessen wunderlich selige Fügung er sich auch ganz stille ergab. Er dichtete das schöne Lied: „Wie's Gott gefällt, so g'fällt's auch mir und laß mich's gar nicht irren."

§ 11. Das Interim. Der Augsburgische Religionsfriede.

Alles, was sich gegen ihn erhoben, auch in Niederdeutschland, beugte sich vor der hohen Macht und dem furchtbaren Zorn des Kaisers mit Ausnahme der Stadt Magdeburg, die allein ihm mutig trotzte. Die evangelische Sache schien verloren. Denn der Allgewaltige wollte durchaus der Kirchentrennung ein Ende machen.

Indessen war er auch mit dem Papste unzufrieden, weil das ganz von demselben beherrschte Konzil gleich vornherein durch Sanktionierung der wesentlichsten römischen Unterscheidungslehren und Verdammung der evangelischen Grundwahrheiten die Protestanten hart vor den Kopf gestoßen, und weil derselbe ihm seine Truppen und Hilfsgelder entzogen, ja (März 1547) die Kirchenversammlung von Trient nach Bologna verlegt hatte, wo bis 1549 nichts gethan wurde. Da er aber einmal die Wiedervereinigung der im Glauben Getrennten um jeden Preis wollte, so faßte er den Gedanken, sie vorläufig selbst aus kaiserlicher Machtvollkommenheit herzustellen. Die Stände sind jetzt so gefügig, er hofft es durchzusetzen; nur muß man allerdings der andern Partei auch ein wenig bewilligen.

Danach ließ er auf einem Reichstage zu Augsburg, Herbst 1547, durch zwei mildere katholische Geistliche, den Bischof Julius von Pflugk und den Weihbischof Mich. Helding und einen lauen Evangelischen, den brandenburgischen Hofprediger Joh. Agricola, einen Religionsvergleich aufsetzen, der bis zum Schlusse des Konzils, von welchem er ein noch größeres Entgegenkommen nach protestantischer Seite hin hoffte und versprach, für Deutschland gelten sollte. Von seiner Bestimmung hieß dieser Vergleich „Interim“, das bedeutet etwas inzwischen Geltendes. Dieser einstweilige Ausgleich näherte sich dem evangelischen Wesen in etwas, er bewilligte den Kelch im Abendmahle und sah die Ehe der Geistlichen nach rc.; im Grunde ließ er aber doch das alte Papsttum stehen. So waren beide Teile damit unzufrieden; die Katholischen verwarfen das halbe Wesen und die Protestanten protestierten gegen die zugemutete Glaubensverleugnung.

Während nun der Kaiser die Katholiken vom Interim dispensierte, bestand er evangelischerseits unnachsichtlich auf der Annahme desselben und drohte Widersetzlichen mit den schwersten Strafen, so daß manche Fürsten und Stadträte, davon eingeschüchtert, sich zur Anerkennung desselben bequemten. Doch das evangelische Volk, durch seine Prediger ermuntert, blieb meist treu an seinem Glauben. Da mußte es nun aber jämmerliche Vergewaltigung erfahren, man jagte ihm seine lieben Prediger zu Hunderten davon, führte in vielen Kirchen die katholische Weise mit Zwang ein, trieb an manchen Orten die Leute zur Fronleichnamsprozession rc. Es war schwere Zeit. Die Deutschen mußten spanisch lernen, und Karl bestand darauf, daß zwar sein Bruder Ferdinand sein Nachfolger werde, aber sein Sohn Philipp dessen Scepter erben solle.

Eine neue Bedrängnis trat hinzu. Der unzuverlässige Papst Paul III. starb 1549. Sein Nachfolger Julius III. (1550—55) stellte sich freundlich zum Kaiser und verlegte nach dessen Willen das Konzil wieder nach Trient. Und jetzt erging gemessener kaiserlicher Befehl an die Protestanten, daß auch sie sich dabei beteiligen sollten. Es solle dort von vorne angefangen werden, aber sie müßten dabei erscheinen und sich den schließlichen Aussprüchen des Konzils unterwerfen. Mit Widerstreben sandten Moriz, Wirtemberg und Straßburg ihre Abgeordneten hin.

Diese vertraten Januar 1552 das evangelische Bekenntnis ganz bestimmt, allein man ließ sich mit ihnen in gar keine Erörterung ein, sondern wies sie lediglich von ihrer „verabscheuungswerten Ketzerei“ zum „rechten, alleinseligmachenden Glauben,“ und es zeigte sich nicht der mindeste Hoffnungsschein, daß irgend eine befriedigende Reformation zuwege gebracht werden könne. Da half Gott wunderbar.

Die Stadt Magdeburg hielt am treuesten und festesten an der evangelischen Sache und erhob fortwährend den stärksten Widerspruch gegen das Interim, von dem man in ihr das Witzwort aufbrachte, „es habe den Schalk hinter ihm.“ An ihr sollte darum des Reichs Acht vollzogen werden, womit der Kaiser den neuen Kurfürsten Moriz beauftragte. Magdeburg war sehr stark und wohlversehen mit allem Bedarf; Moriz belagerte es lange vergeblich, während das ganze evangelische Deutschland ängstlich das Schicksal dieser Stadt erwartete, die wie ein Hort des Protestantismus dastand. — Aber siehe, an ihren Mauern ging 1551 mit Moriz

eine große Veränderung vor. Er hatte 1548 ein Leipziger Interim eingeführt, das von Melanchthon gebilligt, sich wenig vom augsburgischen unterschied. Aber die Verachtung und der Haß der Protestanten insgemein und insonderheit seiner eigenen Unterthanen drückte ihn: auch befürchtete er von dem spanischen Herrscher noch weitere Beeinträchtigung der schon mehrfach mißhandelten zeitlichen Rechte und Freiheiten der Deutschen, insonderheit aber die Ernennung seines finstern Sohnes Philipp zum Nachfolger in der Kaiserwürde, die Karl ohne Rücksicht auf die Mißstimmung seines eigenen Bruders hartnäckig betrieb. Genug, Moriz wurde auf einmal aus dem ergebungsvollsten Freunde des Kaisers sein entschiedenster Gegner und aus dem Mitunterdrücker der evangelischen Sache ihr Vorkämpfer.

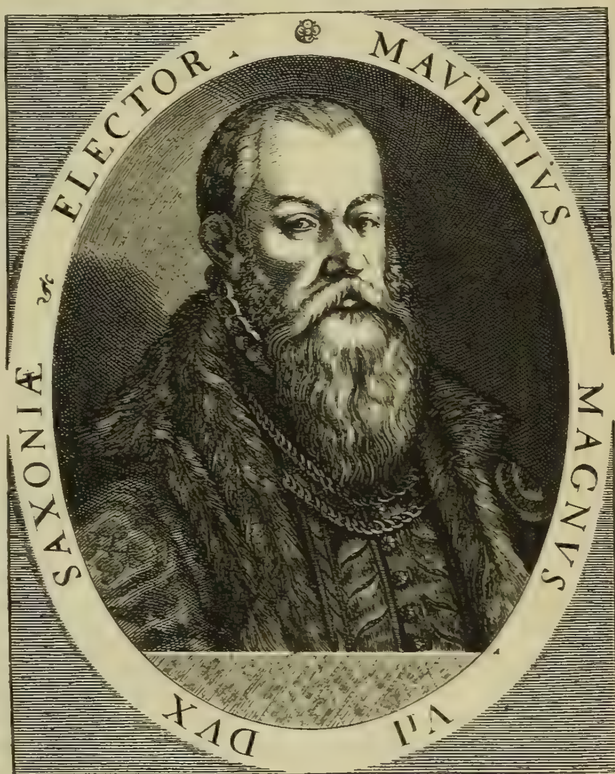


Fig. 251. Moriz von Sachsen. (Nach L. Kranach.)

Er verband sich heimlich mit etlichen protestantischen Fürsten, darunter Wilhelm von Kassel, Philipps Sohn, sein Schwager, ja sogar (5. Okt. 1551) mit Heinrich II. von Frankreich, dem grausamen Verfolger der Protestanten seines eigenen Landes (S. 547), dem er schnöderweise gegen Geldsubsidien seine Einwilligung erteilte, Cambray, Metz, Toul und Verdun zu besetzen und als Vikar des Deutschen Reiches zu bewahren. Darauf vertrug er sich mit Magdeburg, das ihn November 1551 einließ, zog dessen Besatzung zu seinem Heer, verband sich mit den Truppen der Bundesgenossen und brach 5. März 1552 gegen den Kaiser auf. Vor sich her schickte er ein Manifest, darin er die schwersten Anklagen gegen denselben erhob, wie er die rechte Lehre untertrete, die deutsche Reichsfreiheit durch eine viehische Servitut vernichte, mit fremdem Kriegsvolk Deutschland mißhandle und verderbe. Zugleich erschien Heinrich II. als „Rächer der deutschen Freiheit" vor den verratenen Städten, nahm auch das starke Metz durch Überlistung und erdrückte alle Selbständigkeit der Reichsstadt.

Kaiser Karl war unsäglich betroffen. Solchen Abfall seines Lieblings, den er so hoch erhoben, hatte er nicht für möglich gehalten. Er lag in Innsbruck gichtkrank, ohne Truppen, ohne Geld, welche zu werben, ohne Aussicht von Beihilfe; Ferdinand kämpfte eben in Ungarn wieder gegen die Türken. Doch suchte letzterer den Handel friedlich auszutragen und verabredete mit Moriz einen Fürstentag.

Aber Moriz steht darum nicht still; rasch dringt er gen Süden vor, erobert den Eingang nach Tirol, die Ehrenberger Klause, und würde den kranken Kaiser in Innsbruck aufgehoben haben, wäre nicht unter seinen Leuten wegen verweigerten Sturmsoldes eine Meute ausgebrochen, die ihn um einen Tag zurückhielt. So gewann der Kaiser Zeit zu entfliehen. Es war eine regenstürmische Nacht, da trugen sie ihn beim unheimlichen Schein der Windlichter den steilen Berg hinauf Villach zu, und er ächzte in seiner Sänfte. Er war der größte Monarch in zwei Weltteilen und floh vor seinem Schoßkinde, vor einem selbstgemachten Kurfürsten! Am Morgen, 23. Mai, kam Moriz nach Innsbruck und nahm die zurückgebliebenen Habseligkeiten des Kaisers zu sich. Das Konzil stob auseinander.

Von da zog der stolze Mann siegprangend auf den Fürstentag zu Passau. Alles erkannte, daß die Unterdrückung des evangelischen Glaubens nicht mehr möglich sei; und so wurde denn von den unter Vorsitz des deutschen Königs versammelten Fürsten einmütig ein vorläufiger Vertrag gemacht, der auf einem baldigen Reichstage zum förmlichen Religionsfrieden abgeschlossen werden sollte, des Inhalts, „daß hinfort jede Feindseligkeit zwischen beiden Parteien aufhören und die Protestanten wie die Katholiken freie Religionsübung haben sollten." Das ist der Passauer Vertrag vom 29. Juli 1552. Der Kaiser, der indessen mächtig rüstete, bestand übrigens darauf, daß dem Religionsfrieden die Klausel angehängt wurde, „bis zu einem für die Religionsvereinigung zu veranstaltenden National- oder allgemeinen Konzil." Das Interim wurde überall abgeschafft; die vertriebenen Geistlichen kehrten zurück; die gefangenen Fürsten gingen frei nach ihrer Heimat.

Johann Friedrich wurde in den ihm gebliebenen Thüringischen Landen mit Freudeweinen und so herrlich empfangen, daß er äußerte: „Ich bin ein armer Sünder; wie darf mir solche Ehre widerfahren?" Auch Landgraf Philipp fand gerührte, freudige Aufnahme bei seinem Volk; er begab sich gleich nach seiner Ankunft in Kassel in die Kirche und lag dort lange auf den Knieen am Grabe seiner indes verstorbenen Gemahlin. — Der Reichstag kam nicht sogleich zu stande. Unterdessen hauste der berüchtigte Markgraf Albrecht Achilles von Brandenburg-Kulmbach, der zuerst bei den Evangelischen gestanden und dann von ihnen abgetreten war, auf eigene Faust, aber vom Kaiser geschützt, räuberisch im Reiche, indem er die geistlichen Fürsten brandschatzte. Moriz fand sich vermüßigt, gegen ihn ins Feld zu ziehen. Er besiegte ihn in der Schlacht bei Sievershausen, 9. Juli 1553, empfing aber selbst dabei eine Todeswunde.

Erst Febr. 1555 ward endlich der Reichstag und zwar in der gelobten Konfessionsstadt gehalten. Karl mochte nicht selbst dazu, er überließ die Leitung desselben, sowie alles kaiserliche Geschäft in dem ihm gründlich verleideten Deutschland an Ferdinand. Hier wurde nun 25. Sept. der hochberühmte Augsburgische Religionsfriede abgeschlossen, welcher feierlich festsetzte, „daß die Evangelischen (Stände, nicht Unterthanen) augsburgischer Konfession völlige Religionsfreiheit und bürgerliche Rechtsgleichheit mit den Katholiken genießen sollten." Und beigefügt wurde, „daß dieser Friede bis zu einer christlichen, freundlichen und endlichen Vergleichung in Religionssachen unverbrüchlich gehalten, und daß er auch dann aufrecht erhalten werden sollte, wenn schon kein Religionsvergleich mehr zu stande käme." Nur beharrten die Römischen fest auf dem geistlichen Vorbehalt, daß nämlich katholische Prälaten wohl für ihre Person zur evangelischen Kirche übertreten könnten, in solchem Falle aber ihre Stifter (Bistümer, Abteien) der katholischen Kirche verbleiben müßten. Dagegen ließen die Evangelischen zwar einen Protest aufnehmen, allein es war damit doch die weitere Verbreitung der Reformation gehemmt und ein fruchtbarer Anlaß zu künftigen Streitigkeiten gegeben.

Im ganzen hatte die Reformation einen Sieg erfochten. Die Macht Roms über Gesamtdeutschland war für immer gebrochen, darum auch begreiflich kein Papst je diesen Frieden anerkannt hat. Aber nicht Gewissensfreiheit für jeden Deutschen war errungen, sondern es bleibt der obrigkeitliche Zwang in Glaubenssachen: in jedem, noch so kleinen Staatsgebiet soll Glaubenseinheit herrschen.

Karls V. hohe Plane, Demütigung Frankreichs, Niederlegung der Türkenmacht, Heilung des Kirchenrisses, Wiederherstellung kaiserlicher Machtfülle ꝛc. waren ihm bei vielem Glück doch nicht gelungen. Dagegen hat er den spanischen Einfluß in Deutschland so begründet, daß er fast noch 100 Jahre nachwirkte. Als er Metz wieder zu gewinnen auszog, zeigte sich ihm das Glück „als ein Weib, das nur den Jungen hold ist“; er mußte mit Frankreich einen Waffenstillstand schließen. Matt an Geist und Leib zog er sich bald ins Privatleben zurück. Er ließ Okt. 1555 seinen einzigen Sohn Philipp, dessen düsteres Bild uns bald vor Augen treten wird, nach Brüssel kommen, hielt angesichts der Abgeordneten der Niederlande eine so bewegliche Rede an ihn, daß alles in Thränen ausbrach, und legte die Regierung über diese Lande feierlich in seine Hände nieder. Bald (1556) übergab er ihm alle seine Erbstaaten. Im Sept. 1556 schiffte er sich nach Spanien ein. Als er dort aus dem Schiffe trat, fiel er auf die Kniee und küßte die spanische Erde. Darauf bezog er ein kleines Haus neben dem Kloster San Yuste in Estremadura und brachte daselbst den Rest seiner Lebenszeit mit Andachtsübungen, Gartenbau und mechanischen Arbeiten hin.

Unter andrem fertigte er Uhren, und als er sich einmal lange vergeblich bemüht, mehrere Uhren in ganz gleichen Gang zu bringen, sagte er: „Sie gleichen den Menschen.“ Mit Schrecken erfuhr er von der Bildung lutherischer Gemeinden in Sevilla und Valladolid, und schrieb Brief auf Brief, sie zu vernichten; auch quälte ihn die evangelische Gesinnung seines Neffen und Schwiegersohns Max. Viel beschäftigt mit der Eitelkeit aller irdischen Größe, ließ er zuletzt in der Klosterkirche sein eigenes Leichenbegängnis feiern, was ihn aber so erschütterte, daß er nach wenigen Wochen starb, 21. Sept. 1558. Er war ein sehr kluger Kopf, aber kein großer oder reiner Geist. In seinem Testament ermahnte er seinen Sohn, jede Ketzerei im Keime zu ersticken, was dieser auch aufs ernstlichste auszurichten beflissen war.

§ 12. Die Reformation in der Schweiz. Zwingli. Calvin.

Zugleich mit der von Wittenberg ausgehenden religiösen Bewegung erfolgte eine solche im Alpenlande, doch unabhängig von jener, wenigstens was den Urheber derselben betrifft, der da sagt: „Ich hab angehebt (evangelisch) zu predigen, ehe denn ich den Luther je hab gehört nennen.“ Er ist Huldrich Zwingli, geb. 1. Jan. 1484 als Sohn eines Amtmanns zu Wildhaus in der Grafschaft Toggenburg. Er studierte zu Bern, Wien und Basel, wo er von Dr. Th. Wyttenbach lernte, der Tod Christi sei die einzige Bezahlung für unsere Sünde. Als Pfarrer in Glarus, 1506—16, forschte er redlich in der heiligen Schrift, auf welche jener ihn aufmerksam gemacht. Doch gelangte er auf den evangelischen Standpunkt ohne jene schweren innern Kämpfe des sächsischen Reformators, mehr nur auf dem Wege ruhigen Studiums. Da er wiederholt die Söldner, welche dem Papst bewilligt wurden, nach Italien als Feldprediger zu begleiten hatte, zeugte er laut gegen die Verwilderung, welche das „Reislaufen“ zur Folge habe, und machte sich dadurch in Glarus unmöglich. Von 1516—18 wirkte er als Pfarrer zu Einsiedeln im Kanton Schwyz. Hierher wallfahrteten die Leute zu einem wunderthätigen Marienbilde. Zwingli belehrte sie, daß Gott überall den suchenden Herzen nahe und nur Ein Erlöser von der Sünde sei. Wie er die Briefe Pauli griechisch abschrieb und auswendig lernte, ging ihm das Licht der Wahrheit auf und die Erkenntnis so vieler in die Kirche eingedrungener Irrtümer. Doch empfing er noch 1518 die Würde eines päpstlichen Hofkaplans.

Mit dem 1. Jan. 1519 begann seine Wirksamkeit in Zürich, dahin er als Pfarrer am Münster gerufen worden war. In seinen Kanzelvorträgen hielt er sich genau an die heil. Schrift, von welcher er ganze Bücher im Zusammenhang erklärte. Auch trat er gegen alle erkannten Mißbräuche frei auf in Predigten und Schriften. Als der Barfüßermönch Samson mit seinen Ablaßbriefen umherzog und seine Ware

so frech und noch wohlfeiler als Tetzel ausbot, predigte er gegen diesen Betrug so kräftig, daß dem Mönch von der Obrigkeit die Thore verschlossen wurden. Nach kurzer Zeit hatte er Rat und Volk der Stadt für seine Lehre gewonnen. Da er aber von den Römischen heftig verketzert ward, so veranlaßte seine Regierung, Jan. 1523,



Fig. 252. Huldreich Zwingli. (Nach dem Gemälde von Hans Asper in der Züricher Stadtbibliothek.)

zum Austrage des Handels ein großes Religionsgespräch zu Zürich über 67 Thesen Zwinglis. Seine erste lautet: Alle so reden, das Evangelium sei nichts ohne die Bewährnus der Kirche, irren und schmähen Gott. Die andern stellen Christus als den einigen Weg zur Seligkeit auf. Zwingli schlug seinen Gegner, den früheren Freund Generalvikar Faber von Konstanz, so vollständig, daß die Regierung

ganz entschieden für seine Sache Partei nahm und der sämtlichen Geistlichkeit des Kantons gebot, inskünftige nichts anderes als das lautere Wort Gottes in h. Schrift zu predigen. 1524 wurde das ganze alte Kirchenwesen abgeschafft, 1525 auch die Bilder aus den Kirchen entfernt. Schon 1522 hatte Zwingli sich mit einer edlen Witwe vermählt, die Ehe aber noch 2 Jahre geheim gehalten.

So war die Reformation in Zürich zu stande gekommen. An dieses schloß sich 1524 Appenzell und Basel an, wo besonders Zwinglis Freund Oecolampadius (Husgen) eine ausnehmende Thätigkeit entwickelte. Andere Kantone, Schaffhausen und Graubünden folgten, später St. Gallen, Bern, Glarus, Thurgau und Neuenburg. — Die schweizerische und die deutsche Reformation gehen von zwei gleichen Grundsätzen aus: 1) nur die h. Schrift ist religiöse Erkenntnisquelle und 2) nur durch den Glauben an Christum werden wir vor Gott gerecht. Aber sie haben doch nicht ganz denselben Charakter. Luther ließ in der Kirche alles Alte bestehen, sofern es nur dem Evangelium nicht widerstritt: Zwingli konnte auch im Äußern mehr neuern, so daß sein Gottesdienst gar einfach wurde (Gebet, Predigt und Gebet; erst später kam auch Gesang dazu, doch ohne Orgel). Luther sah mehr auf den Glauben, Zwingli mehr auf die Sitten; jener ist monarchisch-konservativ, dieser Republikaner, daher er es auch immer zugleich mit der Politik zu thun hat. Er wollte dem Wort Gottes in der ganzen Eidgenossenschaft Bahn machen, zugleich auch den fremden Kriegsdiensten wehren.

Bald zeigte sich auch ein Unterschied beider in der Lehre, namentlich im Artikel vom heil. Abendmahl. Luther lehrte, auf das Wort des Heilands gestützt, „daß unter Brot und Wein Leib und Blut Christi wahrhaftig zugegen sei und genossen werde." Zwingli, gestützt auf 2 Mos. 12, 11 (das Lamm ist des Herrn schonendes Vorübergehen), sah Brot und Wein als bloße Erinnerungszeichen an, daß sie also Leib und Blut des Herrn nur bedeuten. Darüber gabs leider von Anfang Streit zwischen den beiden Reformatoren. Luther wich nicht ein Haar breit von seiner Lehre und daran that er wohl, wie viel Beschuldigung der Härte ihn auch traf. Er sagt mit Recht: „Es ist der Groll und Eckel der natürlichen Vernunft, der will und mag diesen Artikel nicht. Es werden andere kommen und lehren, daß Christus (überhaupt) nicht sei, weder Fleisch noch Gottheit habe. Denn alle Artikel sind in einander gewunden und geschlossen wie eine goldene Kette, daß wo man Ein Glied auflöst, so ist die ganze Kette aufgelöst und geht auseinander." Luther fürchtete die gefährliche Konsequenz, wenn man auch nur in einem Lehrstück die natürliche Vernunft herrschen lasse; sie könnte dann immer weiter reden und setzen wollen und alles verderben.

So gingen die Wittenberger und die Schweizer nicht zusammen, wie wünschenswert es gewesen wäre. An ihrer Vereinigung lag besonders dem Landgrafen Philipp, der darauf hinblickte, wie viel stärker man vereint gegen die Römischen stünde. Zu dem Ende veranstaltete er ein Religionsgespräch zu Marburg zwischen den Häuptern beider Teile. Da versammelten sich einerseits Luther, Melanchthon, Jonas, Brenz, Osiander ꝛc., anderseits Zwingli, Oecolampad, Butzer, Hedio ꝛc. Sie disputierten drei Tage fort, 1.—3. Okt. 1529. In mehreren Punkten, darin sie von den Wittenbergern abwichen (Kindertaufe, Erbsünde, Mitteilung des hl. Geistes), gaben die Schweizer nach; nicht aber so beim letzten, in der Abendmahlslehre. Zwingli stieß sich immer an der „Ungereimtheit", daß wir sollten Christi Fleisch und Blut verzehren, wiewohl doch nicht von einem grobsinnlichen, sondern sakramentalen Genuß des verklärten Christus die Rede war. Luther blieb fest bei dem Wort: das ist mein Leib, und behauptete, Joh. 6 gehöre nicht hieher. So konnten sie sich hierin nicht vergleichen. Luther bedauerte es tief, denn „eine Übereinstimmung zu erzielen, hätte er lieber dreimal sein Leben darangesetzt"; Zwingli aber weinte über den dauernden Zwiespalt. Indessen erkannten sich beide als Gegner, die es redlich meinten, und die Herzen rückten sich etwas näher. Doch aber erwuchs mit der Zeit eine lutherische und eine reformierte Kirche.

In mehreren Lehrstücken berichtigt kehrte Zwingli von Marburg heim und arbeitete mit Eifer im Segen fort, doch nicht mehr zu lange. Die alten Kantone Schwyz, Uri, Unterwalden, Luzern und Zug waren der „Neuerung" gram und schlossen sich zur Aufrechthaltung des bisherigen Kirchenwesens zusammen, ja verbündeten sich 1529 mit König Ferdinand zu gegenseitiger Hilfeleistung. Sie straften bei ihnen alle „Abtrünnigen" mit Gefängnis, Rutenstreichen, Austreibung, ja Hinrichtung. Einstmals haben die Schwyzer sogar einen Züricher Prediger auf seinem Amtswege nach einem Nachbarort aufgegriffen und verbrannt. Solche Vorgänge erbitterten begreiflich die Reformierten in tiefer Seele, doch wollten sie nicht gleich zum Äußersten schreiten, sondern zwangen die Urkantone 1529 zu einem Frieden, in welchem der österreichische Bundesbrief zerrissen und Duldung festgesetzt wurde. Als die Verfolgungen erneuert, ja gesteigert wurden, verordneten die Städte einstweilen auf Berns Vorschlag eine Grenzsperre, wodurch den katholischen Kantonen die nötige Getreidezufuhr entzogen ward. Nun schrieen diese, „daß man ihnen unter dem Schein des Christentums die Früchte raube, die Gott frei wachsen lasse," und auch Zwingli fand diese Maßregel ebenso thöricht als grausam; lieber einen ehrlichen Krieg beginnen oder den Bund kündigen. Jene waffneten und vereinigten sich rasch und fielen unversehens mit 8000 Mann ins Züricher Gebiet ein. Bei Kappel standen 1200 Züricher, die nicht fliehen wollten; auf den Lärm vom Einbruch der Feinde eilten schnell noch 700 Mann aus der Stadt zur Hilfe herbei, unter ihnen Zwingli als Feldprediger. Die an Kräften ungleichen Züricher wurden von den wildanstürmenden Papisten in kurzer Zeit gefällt oder versprengt, 11. Okt. 1531.

Zwingli selbst ist verwundet. Er sitzt unter einem Birnbaum mit gefalteten Händen gen Himmel schauend. Feinde nahen und verlangen, daß er die heil. Jungfrau anrufe. Er schüttelt mit dem Kopfe. Da stößt ihm einer mit dem Ausruf: „Verstockter Ketzer!" den Speer in den Hals. Sein Leichnam wurde gevierteilt und verbrannt und seine Asche, mit Schweinskot vermischt, zerstreut.

Nunmehr zogen die reformierten Kantone ihre Macht zusammen und es kam nochmals zu einem blutigen Kampf, welcher zwar wieder nicht günstig für sie ablief, doch auch den Gegnern die Lust zu weiterem Blutvergießen benahm. Darum schlossen sie, noch 1531, einen Frieden, in welchem sich die Konfessionen gegenseitig anerkannten und der Protestantismus in der deutschen Schweiz die Grenzen erhielt, die er im ganzen noch heute hat. Nachdem sodann die Oberdeutschen Butzer, Capito ꝛc. 1536 sich in Wittenberg mit Luther vereinigt hatten (nur daß sie den Gottlosen keinen Genuß des Leibes Christi zuerkannten), trat dieser 1537 auch den Schweizern näher und wünschte, „daß wir gegen einander freundlich seien und immer das Beste zu einander versehen, bis das trübe Wasser sich setze." Nach seinem Tode aber lebte der Streit neu auf, daß die Trennung nur schärfer wurde.

Noch ist von der Reformation in der französischen Schweiz zu berichten. Sie geschah vornehmlich durch den hochbegabten Johann Calvin (Cauvin), geb. zu Noyon in der Picardie 10. Juli 1509, der früh einen tiefen Ernst besaß, so daß er schon als Knabe seinen leichtsinnigen Mitschülern Buße predigte. Er studierte Theologie in Paris. Schon mit 18 Jahren wurde ihm die Pfarrstelle zu Pont l'Eveque übertragen, die er mit größtem Eifer und Lob verwaltete. Aber Schriften der Reformatoren, die in seine Hände kamen, machten ihn unruhig; er legte sein Amt freiwillig nieder und studierte nach des Vaters Wunsche die Rechte zu Orleans und Bourges. Allein diese Wissenschaft befriedigte sein Inneres nicht, vielmehr warf er sich mit ganzer Kraft auf das Studium der alten Sprachen und, als er derselben mächtig war, auf das der h. Schrift im Urtexte. Da ging ihm die göttliche Wahrheit und das Heer der römischen Irrtümer im hellen Lichte auf. Doch erst als er in Paris die Glaubenstreue der Märtyrer sah, wich die fleischliche Zaghaftigkeit und trieb es

ihn, den Menschen zur rechten Erkenntnis Gottes und ihres Heils zu verhelfen, 1532. Mit glühender Begeisterung schloß er sich an die dortigen Reformierten an und wurde, so jung noch, eines ihrer tüchtigsten und wirksamsten Glieder. Aber seine Offenheit reizte König Franz I. und er entfloh kaum dem Tode. Er kam 1535 nach Basel, wo er sein berühmtes Buch institutio religionis christianae, eine vollständige wissenschaftliche Darstellung des schriftgemäßen christlichen Glaubens, ein Werk von ungewöhnlicher Tiefe, Schärfe, Kraft und Schönheit der Sprache, schrieb und seinem Könige widmete.

Nach kurzem Aufenthalt in Ferrara, dessen Herzogin die italienischen Protestanten schützte, flüchtig und verfolgt, kam er 1536 nach Genf, das damals ein kleines Sodom, doch 1531 ins Berner Burgrecht aufgenommen war. Da arbeitete schon der löwenmutige Farel seit 1532 an einer Kirchenverbesserung und sah sich um Hilfe für sein noch unsicheres, kaum erst von der Bedrängnis durch Savoyen gerettetes Werk um. Als er nun von der Durchreise des jungen hochberühmten Theologen hörte, beschwur er ihn bei Gottes Zorn, da zu bleiben. Er blieb, sogleich zum Prediger und Professor der Theologie ernannt. Hier gab er sich nun mit allen Kräften dem Reformationswerke hin, das er auch in die Waadt ausbreitete. Viele Bürger aber wollten das Laster nicht strafen lassen, und die Berner, welche Genf gegen die Eroberungslust des Savoyer Herzogs schützten, wollten diktieren, wie weit reformiert werden dürfe. Da aber die Prediger einen rechten Ernst machen wollten mit Wiederherstellung der Kirche nach Glaubem und Leben, suchte man sie durch Krawalle einzuschüchtern. Und wie sie einer solchen Gemeinde das Abendmahl nicht reichen wollten, wurden sie 1538 verbannt. Ungebeugten Mutes ging Calvin nach Straßburg, wo er alsbald als Prediger an der französischen Gemeinde und Professor an der Universität angestellt wurde und seine außerordentliche Thätigkeit auch nach Deutschland hinein fortsetzte. Farel aber wirkte in Neuchatel bis zu seinem Tod, 1565.



Fig. 253. Joh. Calvin. (Nach dem Kupferstich von René Boivin.)

In Genf nahm nach ihrem Weggange das Sittenverderben so furchtbar überhand, daß das Volk selbst darüber erschrak und die Notwendigkeit ernsten Einschreitens empfand. Die Libertiner, wie man die Liberalen hieß, verloren die Oberhand im Rat. Darauf rief dieser den Verbannten zurück, und er thut es demütig bittend und gänzliche Unterwerfung unter seine Anordnungen gelobend. Nach langer Weigerung kehrt Calvin 1541 zurück und reuig empfangen ihn die Genfer, übergeben ihm sogar die Abfassung der Gesetze. Nun nahm er das begonnene Werk mit äußerster Energie wieder auf und schuf eine Kirchenordnung. Da herrschte die schärfste Kirchenzucht (übrigens schon von Farel eingeführt und von der Bürgerschaft beschworen) mit Anwendung auch weltlicher Strafen.

Wer z. B. sonntags die Kirche versäumte, wurde um 3 Sols gestraft; wer das Abendmahl verachtete, aus der Stadt gejagt; wer sich grober Laster schuldig machte, mit Ruten gepeitscht, an den Pranger gestellt, ja wohl hingerichtet. Ein Mädchen, welches seine Mutter geschlagen hatte, wurde geköpft. In drei Monaten wurden 34 Menschen wegen Zauberei und Pestbereitung hingerichtet! Der spanische Irrlehrer Servede, welcher die Dreieinigkeit bestritt, starb 1553 auf dem Scheiterhaufen; doch saßen im Gerichtshof, der ihn verurteilte, 12 Libertiner und 7 Calvinisten. Bei solcher Strenge kam in Genf eine Frömmigkeit und Sittlichkeit zur Erscheinung, wie damals nirgends sonst; aber freilich, hervorgebracht mittelst äußern Zwanges, war sie bei vielen nur eine äußere. Eine Agende führte Calvin 1543 nach dem Straßburger Vorgang ein, und sein Freund Theod. Beza († 1605) den Psalmgesang.

Calvin leitete alles zu Genf auch im Staate; er war „politischer, religiöser und moralischer Diktator". Und der eiserne Mann führte eine eiserne Herrschaft. Indessen erkannte man, daß er es in allen Stücken treulich zu Gottes Ehre und zum Heile der Menschen meinte; dabei ging er selbst mit dem musterhaftesten Leben stetig voran; um so williger unterwarf man sich jetzt seinem wenn auch drückenden Regimente, das ihm bis zu seinem Tode niemand mehr entwand. Genf dankt ihm die Gründung seiner theologischen Akademie, 1559, welche namentlich Frankreich mit Predigern versorgte, die ganze reformierte Kirche aber ihre treffliche Presbyterialverfassung, sowie die gediegenen Bibelkommentare. Er starb infolge übermäßiger Anstrengung an der Auszehrung im 55. Lebensjahr, 27. Mai 1564. Er war mehr als Zwingli. — Calvins Wirksamkeit erstreckte sich durch seine Schüler und Schriften weit über Genf hinaus. Namentlich aber wirkte er erst von hier aus durch seine Schriften und Glaubensboten das meiste und erstaunlich viel zur Ausbreitung der reformierten Kirche in Frankreich. Es nahmen alle Reformierten in Frankreich, Schweiz und den andern Ländern seinen Lehrbegriff an, den er 1549 in Zürich mit Bullinger vereinbarte (Zürcher Konsens).

Im Abendmahlsdogma trat er der lutherischen Kirche näher. „Es werde Leib und Blut Christi wirklich genossen, aber nur mit der Seele und nur von gläubigen Empfängern." Luther meinte, wenn Zwingli so gelehrt hätte, so hätte sich wohl nie solcher Streit entsponnen; und Melanchthon neigte sich noch mehr zu ihm hin. Dagegen trat mit ihm die reformierte Kirche in einen neuen Gegensatz zur späteren lutherischen in der Lehre von der Gnadenwahl; er hielt schroffer als Luther den harten Lehrsatz der Prädestination (Vorherbestimmung) oder des unbedingten göttlichen Ratschlusses, „daß Gott den einen Teil der Menschen zum Glauben und zur Seligkeit, den andern Teil zum Unglauben und zur Verdammnis von Ewigkeit vorherbestimmt habe." — Dem König, selbst einem Tyrannen, soll man unbedingten Gehorsam leisten; befiehlt er aber etwas gegen den Willen Gottes, so ist der Widerstand geboten.

Noch ist zu bemerken, daß die Calvin'sche Lehre von Frankreich aus, wo sie weit um sich griff, auch nach den Niederlanden hinüberkam, wo sie bald beinahe alles durchdrang, sowie daß gleichzeitig mit der deutschen und schweizerischen Reformation eine solche auch in England stattfand, wovon der Übersichtlichkeit wegen später (S. 537. 558) geredet wird.

II. Hemmung der Kirchenerneuerung.

Es ließ sich anfangs an, als ob die Reformation die ganze abendländische Kirche ergreifen und umgestalten werde: aber nach Gottes heiligem Rat, um der Sünde der Menschen willen, sollte das nicht geschehen. Es war namentlich in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, daß die Mächte der Finsternis zu neuem Kampf gegen das Licht sich furchtbar erhoben und nicht ohne großen Erfolg. In Deutschland trat Stillstand der Reformation, ja sogar Rückgang ein. In den Niederlanden machte sich nach schrecklicher Not nur die nördliche Hälfte mit Losreißung von Spanien auch vom römischen Joche frei, während die südliche um so fester geknechtet ward. In Frankreich wurde die evangelische Sache beinahe vertilgt. Ebenso in Polen. In England gewann sie nach blutiger Unterdrückung den Sieg. — Unter den Ursachen, welche das Wiederaufkommen der römischen Kirche bewirkten, treten uns neben der physischen Gewalt vornehmlich zwei vor Augen: die römische Kirche erneuerte sich gewissermaßen selbst und der Protestantismus schwächte sich durch innern Zwiespalt.

§ 1. Neuer Aufschwung der katholischen Kirche. Die Jesuiten.

Als die päpstliche Kirche sich aus der Betäubung, in welche sie von dem gewaltigen Stoß versetzt war, ein wenig erholt hatte, faßte sie sich mit aller Macht in sich selbst zusammen und sprach: Noch ist Roma nicht verloren! — Im Jahr des Religionsfriedens, 1555, bestieg der 79jährige Kardinal Caraffa als Paul IV. den päpstlichen Stuhl. Er setzte es sich zur Aufgabe, Wiederhersteller seiner Kirche zu werden, und verfolgte sie unbeugsam.

So lange Zeit her hatte der römische Hof in größter Üppigkeit geschwelgt; Paul entsagte allen weltlichen Genüssen, lebte asketisch streng, wie ein Gregor VII. und I., treu seinen Gelübden als Stifter des Theatinerordens, 1524. Er widmete sich allein und mit glühendem Eifer der Religion. Sein Genuß waren Andachtsübungen, beim brünstigen Gebet für das Heil der Kirche rannen ihm die Thränen über die Wangen. Fromm war er, so gut ers verstand, und so sollten auch, darauf hielt er mit ganzem Ernst, seine Kardinäle, die wieder predigen mußten, und alle Kleriker bis zum letzten herab sein und dadurch die Kirche wieder zu Ansehen bringen. Indessen schwächte er dieses durch einen ungeschickten Krieg gegen Spanien, zu welchem er auch die Türken hetzte, denn er haßte Spanien und das Haus Habsburg. Von Alba besiegt, bequemte er sich 1557 zum Frieden.

Dann aber brachte er die schon 1542 auf seinen Antrag reorganisierte Inquisition in vollen Gang, und setzte eine Kommission ein, welche alle Ketzerei mit der Wurzel auszurotten beauftragt und mit grausamer Strenge, ohne Rücksicht auf Stand und Würde, ihren Beruf zu erfüllen beflissen war. Von ihr rührt auch der bis heute fortgesetzte index librorum prohibitorum (Verzeichnis aller verbotenen Bücher) her, 1564. Als er starb, erhob sich das römische Volk, plünderte und verbrannte das Inquisitionsgebäude und verjagte alle Caraffa aus der Stadt.

Sein milder Nachfolger Pius VI. (1559—65) verschaffte der römischen Kirche durch kluge Gewinnung der Fürsten ein neues festes Grundgesetz. Er ließ 1562 das Konzil zu Trient wieder eröffnen, bei dem natürlich nun keine Protestanten mehr erschienen, in frischem Zuge alles schon Bestimmte bekräftigen und alles noch Übrige festsetzen, und 4. Dez. 1563 nach 18jähriger, freilich stark unterbrochener Dauer konnte das Konzil geschlossen werden. Dasselbe war aber ganz von Rom aus regiert worden: ein Augenzeuge sagt: „der h. Geist kam immer im römischen Felleisen," die vielen Italiener gaben den Ausschlag. Eine bessere kirchliche Disziplin wurde verordnet; bezüglich der Hauptsache aber, der Lehre, wies man alle Besserungsvor-

schläge zurück. Alle Irrtümer der römischen Kirchenlehre, erst noch recht ausgeprägt, wurden geheiligt, dagegen 431 Verfluchungen gegen den Protestantismus ausgesprochen.

Insonderheit wurde die höchste Gewalt des Papstes über alle Kirchenversammlungen, im Gegensatz zu Konstanz und Basel, bestätigt, und da ihm auch noch das ausschließliche Recht zuerkannt ward, die Tridentinischen Beschlüsse auszulegen, so konnte er hinfort mit dem Glauben schalten, wie er wollte. Das Tridentinum wurde sofort als das rechte, reine, ewige Christentum in alle Welt ausgegeben und im Römischen Katechismus 1566 auch dem Volke volksmäßig mitgeteilt. Damit war die Kluft zwischen der katholischen und evangelischen Kirche für immer befestigt; die ganze Selbstreformation jener aber bestand im Anstreben einer größern äußern Heiligkeit.

Pius V. (1566—72) legte sich mit tiefster Glaubensinbrunst auf Feuer und Schwert, beschränkte allen Luxus und strafte jede Unkirchlichkeit. Unter ihm kam die Inquisition zur vollsten Blüte. Er ließ eine Unzahl von Ketzern im Kirchenstaate hinrichten, empfahl auch den Meuchelmord gegen die Königin von England, und befeuerte alle katholischen Machthaber, seinem glorreichen Exempel nachzuthun. Dieser Papst gab die schreckliche Bulle In coena domini neu heraus, welche alle Ketzer der Welt in den Abgrund der Hölle verdammt, und die noch jährlich in den Kirchen Roms verlesen wird; den Fürsten, selbst einem Philipp II., war sie zu gräßlich, daher ihrer keiner sie annahm. Dagegen vereinigte er sich mit Spanien und Venedig zu einem Kreuzzug gegen die türkische Seemacht, die auch unter Don Juan d'Austria, einem Halbbruder Philipps, im großen Seesieg bei Lepanto 1571 gebrochen wurde. — Gregor XIII. (1572—85) förderte besonders die kirchlichen Studien, um mit geistigen Waffen die Ketzerei zu bekämpfen. (Von ihm schreibt sich der verbesserte Kalender her, „der Gregorianische", welcher bis auf diesen Tag in der abendländischen Christenheit gilt.) — Ihm folgte Sixtus V. (1585—90), der mit unerbittlicher Strenge die Räuber ausrottete und den Kirchenstaat neu organisierte, auch jene ganze Pracht des Kultus entfaltete, welche auf die kunstliebenden feinern Leute und auf die rohen Massen gleichmäßig wirkt. Alle katholischen Mächte, auch 7 Schweizerkantone, verband er zum Kampf gegen die Ketzer.

So wurde von der Spitze herab die alte Kirche neugefestigt und wieder in Aufnahme gebracht. In gleicher Weise zu gleichem Zweck haben kirchliche Große nach dem Papst Namhaftes geleistet. So der hochgefeierte Karl Borromeo, Erzbischof von Mailand, † 1584; er lebte so enthaltsam, so religiös, so gutthätig und sich aufopfernd, namentlich bei einer ausgebrochenen Pest, daß er noch bei Lebzeiten den Ruf eines Heiligen erlangte, förderte dabei allereifrigst die öffentliche Andacht und den gottesdienstlichen Glanz und schloß den Schweizerbund zur Vertilgung der Ketzer.

Seine kräftigste Stütze fand das alte Rom aber an einem neuen geistlichen Orden, dem der Jesuiten. Stifter desselben ist Inigo oder Ignaz von Loyola, geb. 1491 in Guipuzcoa. Er stammte aus altem spanischen Adel und erwuchs am königlichen Hofe zu einem der ritterlichsten und artigsten Kavaliere. Bei der Verteidigung Pampelonas gegen die Franzosen wurde er, 1521, schwer verwundet. Während der Heilung auf seinem Schlosse las er in alten Heiligengeschichten, die ein glühend Verlangen in ihm erweckten, selbst ein berühmter Heiliger zu werden. Darum widmete sich der Ritter von nun an der geistlichen Ritterschaft.

Er unterzog sich den härtesten Bußübungen, geißelte sich dreimal des Tags, lebte nur von Wasser und Brot, fastete dazwischen bis zum Verschmachten, schlief auf bloßer Erde 2c., alles „um sich damit Ruhm und Ehre bei Gott zu verdienen." Sieben Stunden lag er täglich im Gebet und bald hatte er Erscheinungen dabei, die wunderlichsten Gestalten. Er wallfahrtete 1523 nach Jerusalem; denn nur auf heiligem Boden kann man ganz heilig werden. Schon aber auf dem Schiffe dahin und überall im heiligen Lande predigte er den offenbaren Sündern Buße und Bekehrung. Indessen untersagte ihm das der Franziskanerprovinzial, als einem ungelehrten

Schwärmer; er solle heimreisen und erst studieren, ehe er predigen wolle. Demütig gehorcht er, und wieder daheim legte er sich jetzt mit höchstem Fleiß auf die Wissenschaften. Er studierte zwei Jahre in Alcala und vier zu Paris, wo er die Vorlesungen der berühmtesten Theologen verschlang. Doch kann er daneben das Predigen nicht lassen, wobei er jedoch wegen seiner phantastischen Vorträge beinahe in die Hände der Inquisition gefallen wäre. Dafür aber gewann er in Paris seine ersten sechs Anhänger, Franz Xaver, Jakob Lainez ꝛc., mit denen er 1534 einen heiligen Bund zur Verteidigung des Glaubens schließt. 1537 gingen sie mit einander nach Italien und setzten sich zunächst in Venedig fest, allwo sie sich durch feurige Bußpredigten und eifrige Pflege der Kranken, auch der ekelhaftesten, große Verehrung erwarben. Ihr Sinn stand aber nach Palästina, um dort die Ungläubigen zu bekehren; allein sie konnten ihr Vorhaben wegen eines zwischen Venedig und der Pforte ausgebrochenen Krieges nicht ausführen. So gehen sie denn nach Rom; denn dem tiefsinnig brütenden Loyola ist eben Christus selbst erschienen und hat ihm zugerufen: „In Rom will ich dich unterstützen.“ Hier setzen sie ihre Geschäfte des Predigens und Krankenwartens fort und ein großer Zulauf vom Volke erquickt und ermuntert sie.


Fig. 254. Ignaz von Loyola.

Da faßt Loyola den Entschluß, einen neuen Orden zu stiften, dessen Hauptzweck sei, das Ansehen des Papsttums und der Kirche gegen die Ketzerei zu beschirmen. Er übergiebt seinen Plan dem heiligen Vater, welcher nach Durchlesung desselben ausruft: „Das ist Gottes Finger!“ und den Orden bestätigt, 1540. Derselbe nannte sich die Kompagnie oder Gesellschaft Jesu, weil seine Glieder „als geistliche Krieger unter ihrem Hauptmann Jesu gegen den Satan kämpfen müßten“. Der menschliche Hauptmann oder „General“ des Ordens war Loyola, „der rechte Anti-Luther“ († 1556), doch der scharfsinnige Lainez von Anfang an Mitarbeiter an seiner trefflichen Verfassung. Er hat eine strenggegliederte Einrichtung verbunden mit der strengsten Subordination, darin es die Jesuiten allen andern Verbindungen zuvorthun wollten. Von unten auf gehorcht jeder „wie ein Kadaver“ seinen Vorgesetzten, alles dem General und schließlich dem Papste. Ungehorsam heißt schon, wer nachdenkt, ob der Befehl recht ist; jeder muß im General Christum selbst sehen. Der General lebt in Rom, um stets den Papst zu hören; unter ihm stehen Superioren in den Provinzen, Rektoren in den Bezirken; es giebt Brüder von höheren und geringeren Graden, jeder Geringere vollzieht die Aufträge des Höheren und berichtet ihm darüber, und der General empfängt Kenntnis von allen Unternehmungen. Bei der Aufnahme neuer Glieder wird sehr sorgfältig verfahren; die Aufzunehmenden werden lange geprüft, ob sie zu brauchen seien. „Vorzügliche Klugheit mit mittelmäßiger Heiligkeit ist mehr wert, als größere Heiligkeit mit minderer Klugheit. Der Verzicht auf seinen eigenen Willen ist mehr wert, als Tote erwecken. Hat die Kirche, was uns weiß erscheint, für schwarz erklärt, so nennen wir es schwarz.“ Im Noviziat wird nur der persönliche Wille abgetötet und seine mechanische Abrichtung betrieben. Dann studiert der Scholastiker bis zur Priesterweihe; der Koadjutor

leitet Seminarien, Kollegien und Pensionate; die wenigen **Professen** endlich, die Eingeweihten, bilden den Kern der Gesellschaft, welcher den General wählt. Dieser verwendet die Bräuchlichen nach ihren genau erforschten Fähigkeiten, die Feinsten zu Beichtvätern und Erziehern an Höfen, die Gelehrtesten zu Professoren und Schriftstellern, die Entflammtesten zu Missionären *rc.* Ihrer Lebensweise war ziemlich Freiheit gestattet, und sollten sie sich absichtlich der Welt nähern, um leichtern Eingang bei ihr zu finden. Sie wurden der gemeinsamen Klosterandachten überhoben, um Zeit zum Studium zu gewinnen; sie trugen keine Mönchskutte, sondern ein wenig auffallendes Ordensgewand; sie konnten überall hingehen, in jede Gesellschaft, selbst zu Ketzern. Kein Weltgeistlicher durfte ihnen etwas sagen, sie waren von der bischöflichen Gerichtsbarkeit frei, niemanden Rechenschaft schuldig als ihren eigenen Obern. Aber Todsünde wäre es, ein Bistum anzunehmen.

Kein katholischer Orden hatte so viele ausgezeichnete Lehrer und Schriftsteller, als der der Jesuiten. Insonderheit zeichnete sie ihre Klugheit, ihre Geschicklichkeit und Gewandtheit aus, womit sie in alle Verhältnisse sich zu finden wußten und zu allen Geschäften zu gebrauchen waren. Kein Wunder, wenn sich ihnen die menschlichen Kreise öffneten. Besondern Eingang verschaffte ihnen ihr unermüdlicher Eifer, die Jugend zu bilden, d. h. abzurichten, was in ihrem collegium Romanum, s. 1550, im collegium Germanicum, s. 1552, in den spanischen Universitäten, s. 1548 *rc.* zu Tage trat. Dazu kam ihre Lindigkeit, mit welcher sie als Beichtväter die Gewissen berieten. Sie wußten durch eine eigene **Casuistik** (Lehre von den Gewissensfällen) alle Sünden zu verkleinern oder zu entschuldigen. Das thaten sie namentlich bei den Großen der Erde, und wie gern nahm man sie zu Beichtvätern! — Die Jesuiten verfälschten die Moral und hielten das für erlaubt, sofern es zur Erreichung ihrer Ordenszwecke dienen konnte, wodurch sie sich jedoch bald selbst bei ernster gesinnten Katholiken in übeln Geruch brachten. Offenbare Untugend und Frevelhaftigkeit haben Jesuiten gepredigt. **Mariana** hat 1598 die Frage: ob man Tyrannen morden dürfe? bejaht, und Tyrann ist ihm schon, wer Religionsfreiheit gewährt. Man bemerke, daß kein Buch veröffentlicht werden durfte ohne Billigung des Generals! Bekannt sind ihre Geschichtslügen: wie viel Wunder haben sie nur ihrem Franz Xaver, dem Missionar des Ostens, angedichtet!

Ihre Thätigkeit zur Beschirmung, Neubelebung und Weiterausbreitung des Katholizismus war von außerordentlichem Erfolge begleitet. Alle Glieder wirkten ja in völliger Übereinstimmung und mit Aufbietung aller Kräfte auf ihr Ziel los. Und wie viele Glieder zählten sie, wie groß wurde der Orden mit der Zeit! Bei Loyolas Tode gab es über 1000 Mitglieder, darunter nur 35 Professen, nach sechzig Jahren 1600. Überall errichteten sie ihre Kollegien, Profeßhäuser, Seminarien, in Italien, Portugal, Spanien, den Niederlanden, Frankreich, Ungarn, Polen, in Köln, Bayern und Österreich. Allmählich überzogen sie alle Weltteile. Volle zweihundert Jahre waren sie in allen katholischen Kabinetten thätig, hatten sie fast ausschließlich die Erziehung der katholischen Jugend in Händen. Sie verbreiteten den römischen Glauben unter den Heiden, in Ostindien, China, Japan. Als sich gegen ihre Herrschaft Verfolgung erhob, starben über 20000 Japaner den Märtyrertod für Rom. In Südamerika errichteten sie ein eigenes Reich, **Paraguay**, über die von ihnen bekehrten Eingebornen.

Sie erlangten durch Geschenke und durch Handel, den sie mit bekannter Klugheit betrieben, unermeßliche Reichtümer, welche sie förderlichst zu ihrem Zwecke benützten. Der dritte Ordensgeneral Franz **Borja** († 1572) weissagte: „Als Lämmer sind wir eingedrungen, wie Wölfe werden wir herrschen, wie Hunde wird man uns totschlagen, wie Adler werden wir erneuert werden.“ Es ist eingetroffen.

§ 2. Innere Not des Protestantismus in Deutschland.

Nach dem Religionsfrieden von 1555 hatte die evangelische Kirche Deutschlands eine längere Zeit äußerer Ruhe, aber leider viel innern Krieg. Einmal sind die deutsche und die schweizerische Reformation, die doch auf gleichen Prinzipien

fußen, nicht völlig zusammengegangen. Dann aber gab es nicht bloß zwei Ansichten, sondern mancherlei Abstufungen. So neigten sich manche Oberdeutsche zur zwinglischen Lehre vom Abendmahl hinüber, wie die Städte Straßburg, Ulm, Memmingen rc., mit welchen doch 1536 zu Wittenberg eine erfreuliche Einigung zu stande kam (S. 524). Allein nachdem Calvin seine das Sakrament mehr ehrende Abendmahlslehre (S. 526) aufgestellt, fielen auch Lutherische ihr zu. Die beiden überlebenden Reformatoren nämlich, Melanchthon und Calvin, sahen eine Ausgleichung des Abendmahlstreites noch für möglich an, als der Eiferer Westphal in Hamburg 1552 denselben durch eine heftige Schrift neu anblies. So entbrannte er denn unter dem Namen des kryptocalvinistischen, weil den Philippisten vorgeworfen wurde, sie seien heimliche Calvinisten.

Zugleich brannte noch ein anderer Streit. Melanchthon öffnete sich in spätern Jahren auch etwas dem (katholischen S. 298) Halbpelagianismus. Er redete wenigstens so, als ob der Mensch zu seiner Bekehrung und Seligkeit mitwirken könne, weil ja die Gnadenwirkung Gottes keine irresistible sei. Dieser theologische Kampf heißt der synergistische. — Der Hauptsitz derer, welche streng am lutherischen Lehrbegriff hielten, war die von Johann Friedrichs Söhnen 1557 gegründete Universität Jena, und Amsdorf und Flacius (1522—75), der in des Eifers Hitze sich selbst in Irrtum verrannte, waren die Hauptleute dort. Die laxern Gegner hatten ihren Hauptsitz zu Wittenberg, wo Melanchthon alles leitete. Zwischen beiden Universitäten, aber auch, da man anderwärts häufig für diese oder jene Partei ergriff, weit durch das evangelische Deutschland hin wurde nun, nicht bloß mit großem Ernst, sondern auch mit großer Erbitterung gekämpft. Es wurde über alles Maß gestritten, wie zur höhnischen Freude derer draußen, so zum schweren Ärgernis der eigenen Kirchenglieder.

Mitten im Streit starb Melanchthon, 19. April 1560, der hochgelehrte, edle, aber etwas schwache und schwankende Mann. Er liegt in der Schloßkirche zu Wittenberg, Luther gegenüber. Auf dem Schreibtische des Verstorbenen fand man einen Zettel, darauf stand: „Du wirst (im Tod) von allen Sünden ablassen, wirst von allen Mühseligkeiten befreit et a rabie theologorum (und von der Wut der Theologen)."

Schon traten zu einem gemilderten Calvinismus auch etliche Fürsten über, so daß er ganzer, vordem lutherischer Gebiete sich bemächtigte. In der schönen Rheinpfalz hatte der vortreffliche Kurfürst Otto Heinrich (1556—59), vorher Pfalzgraf von Neuburg, das von seinem Vorfahren begonnene Werk der Aufrichtung der lutherischen Kirche kräftigst durchgeführt. Aber sein Nachfolger aus der Simmernschen Linie, der fromme Friedrich III. (1559—76), sah sich von seinem eifernden Prediger Heßhus als Sakramentierer verdächtigt, suchte umsonst den Frieden herzustellen und mußte ihn zuletzt entlassen. Nun ließ sein Schwiegersohn in den Weimarschen Kirchen um seine Bekehrung beten. Da wurde er, ohne Calvins Schriften zu lesen, Calvinist, indem ihm nur an der gemeinsamen Grundlage des evangelischen Glaubens gelegen war. Er führte nach einem Gutachten Melanchthons, zur Gewissensbeängstigung vieler Unterthanen, 1562 allenthalben den calvinischen Gottesdienst ein. Galt doch damals der böse Grundsatz allgemein: cujus regio, illius religio (wes das Land, des der Glaube), d. i. der Landesherr hat den Glauben seiner Unterthanen zu bestimmen (S. 520). Nun aber bestritt man ihm, von lutherischer wie jesuitischer Seite, die Zugehörigkeit zu den Augsburger Konfessionsverwandten; Protestanten verklagten den Pfälzer beim Kaiser Max als des Religionsfriedens verlustig. Doch verteidigte er sich auf dem Augsburger Reichstag 1566 so wacker, daß er nicht weiter angefochten wurde. Allein sein Sohn Ludwig machte 1576 die Pfalz wieder lutherisch; nach seinem Tode 1583 wurde sie wieder reformiert.

Zur Befestigung seines im Punkt der Gnadenwahl gemilderten Calvinismus ließ Friedrich III. 1563 von seinen Theologen Ursinus und Olevianus den Heidelberger Katechismus verfertigen, welcher, von den Unterscheidungslehren abgesehen, ein durch schöne

Anordnung, durch Klarheit, Kraft und Tiefe ausgezeichnetes Buch ist, wiewohl er den lutherischen Katechismus an Kindlichkeit bei aller Tiefe und an Körnigkeit der Sprache nicht erreicht. Der Heidelberger Katechismus wurde das Symbol aller Deutschreformierten.



Fig. 255. Melanchthon auf dem Totenbette. (Nach einem Gemälde L. Kranachs d. J. in der Dresdener Gemäldegalerie.)

Solche Vorgänge erschreckten natürlich die lutherischen Theologen; die Gefahr zum Rückfall in den Katholizismus schien ihnen geringer, war aber auch vorhanden. Um falsche Lehre für immer auszuscheiden, wurde im Einverständnis mit dem Kurfürsten von Sachsen und andern Fürsten beschlossen, eine neue Bekenntnisschrift zu verabfassen, welche die lutherische Lehre mit schärfster Grenzziehung gegen den Cal=

vinismus und gegen Rom und gegen alle laufenden Irrtümer hin wiedergeben sollte. So ward denn von den angesehensten Theologen, Chemnitz, Selnecker und Andreä, zu Kloster Bergen bei Magdeburg 1577—80 die sogen. Konkordien- oder Eintrachtsformel aufgesetzt, zu welcher sich sodann die meisten lutherischen Reichsstände (96) durch Unterschrift bekannten, und worauf jeder öffentliche Lehrer verpflichtet wurde.

Dagegen Hessen, Anhalt, Pommern, Holstein, die drei nordischen Reiche, die meisten Städte 2c. wollten den Philippismus, wie man Melanchthons Lehrweise nannte, nicht verdammen lassen und standen abseits. In Sachsen aber wütete man dermaßen wider die Philippisten, daß man sie nicht bloß jahrelang einsteckte und zu Tod folterte, 1574 ff., sondern den Kanzler Crell nach 10jähriger Einkerkerung 1601 als verkappten Calvinisten enthauptete. Der sächsische Hofprediger Hoe lehrte schon: „man solle lieber mit den Papisten Gemeinschaft haben und mehr Vertrauen zu ihnen tragen, als zu den Calvinisten." Jetzt erst wagten die Papisten, den Namen „Katholische" für sich in Übung zu bringen, und die Lutheraner ließen sich diese Beleidigung gefallen. Wie jubelten jene, daß sich die Protestanten in so viele Sekten zerspalteten!

So gab es also verschiedene Schattierungen von Protestanten, deren jede die rechte Lehre haben wollte. Es ist aber klar, daß die bittern, oft grimmig geführten Streitigkeiten im Schoß der Kirche, wobei in so vielen die Liebe erkaltete, wenig Segen von oben herabzogen. Wie kalt, ja höhnisch verleugnete man alle Gemeinschaft mit den heißringenden Protestanten in Frankreich, Hollan und England. Und auch das dürfen wir nicht verschweigen, daß das Leben der Evangelischen überhaupt nicht so schön war, als es im hellen Lichte der göttlichen Wahrheit hätte blühen sollen. Es stand wohl auch in dieser Beziehung besser als vordem, von den Fürstenhöfen bis in die Hütten herab; aber der schuldige Dank für die hohe Gnade des wieder aufgegangenen Evangelii hätte doch viel reichere Früchte der Gottseligkeit hervorbringen sollen. Es geschah auch im Schein des evangelischen Lichtes viel Unrechtes und Böses. Gar manche Fürsten z. B. zogen die Güter der eingegangenen Stifter und Klöster für sich ein, die zur Errichtung von Schulen, zur bessern Fundierung der Pfarreien 2c. hätten verwendet werden sollen; dann führten viele dieser Landesherren („Notbischöfe" nannte sie Luther) ein nur gar nicht musterhaftes Leben und wollten doch die Kirche regieren. Und gar viele vom Volk ließen, nachdem sie mit ihren Gaben an die Kirche sich keine Staffeln mehr in den Himmel zu bauen hoffen konnten, nunmehr ihre Geistlichen darben, die doch jetzt, mit Familie, größere Bedürfnisse hatten als vorhin. Gar eine große Menge wurde gleichgültig, lau und kalt gegen das Evangelium, nachdem sie sich eine Zeitlang an seinem süßen Troste erquickt hatte, und verfiel, von der Gnade und der Furcht des Gesetzes los, um so tiefer in Gottlosigkeit. Während die alte Kirche dem Volke näher trat, entfremdeten die rechthaberischen Prediger der neuen Kirche sich diesem mehr und mehr.

Es war aber insonderheit noch eine schwere Sünde jener Zeit, an welcher sich merkwürdigerweise die Evangelischen ebensowohl wie die Katholischen beteiligten, die Evangelischen, die sich doch vom katholischen Aberglauben ganz hätten rein machen sollen, ich meine das Hexengerichtswesen. Unter Hexerei verstand man ein förmliches Bündnis mit dem Teufel und kraft dessen die Befähigung, Übernatürliches zu verrichten, böses Wetter zu machen, fremdes Getreide durch die Luft zu entführen, mit dem Blick andere zu beschädigen und zu töten 2c. Von solchem Aberglauben kommt in früheren Jahrhunderten wenig vor, wenn er auch längst dagewesen sein mag. a. 1484 aber gab Innocenz VIII. eine Bulle heraus, durch welche die Inquisition auch zur Bestrafung der Hexerei in Oberdeutschland angewiesen ward. Und nun arbeitete sogleich der Ketzerrichter Jak. Sprenger eine genaue Beschreibung des ganzen Teufelswesens aus, die er unter dem Titel: **malleus maleficarum** oder Hexenhammer 1489 edierte. Darnach wurden nun überall die Hexen aufgespürt, ergriffen, verhört, gemartert, bis sie gestanden, und schließlich verbrannt. Es mag sein, daß manche dieser armen Weiber (Frauen waren es gewöhnlich, doch gab es auch Hexer) sich in vorwitzige Kunst eingelassen, ja im blinden Wahne eine Verbindung mit dem Satan zur Erlangung von Wunderkräften gesucht hatten; aber das darf man

sicher annehmen, daß bei den allermeisten lediglich die Tortur ein Schuldbekenntnis herausgepreßt hat, daß unter Fünfzigen 49 ganz unschuldig gequält und getötet worden sind. Es ist aber entsetzlich, wie da gewütet ward; Sprenger verbrannte rasch 48 Weiber in Konstanz und Ravensburg; bald verurteilte der Hexenrichter Remigius in Lothringen 800 Hexen zum Scheiterhaufen; Erzbischof Johann von Trier ließ 1585 so viele verbrennen, daß in zwei Ortschaften nur zwei Weiber übrig blieben. Jedes alte Weib, das rote Augen hatte, war sicher verloren. Und dieses Unwesen fand häufige Nachahmung auch bei den Evangelischen zu ihrer schweren Verschuldung. Die weltlichen Beamten hatten eine ordentliche Sucht, Hexen zu finden und zu richten, was ihnen große Sporteln, dem Staate viel Vermögen eintrug. Die evangelischen Geistlichen waren mehr entgegen, weil gar nicht selten auch ihre eigenen Frauen Hexen sein mußten; der fromme Dr. Weier erhob schon 1563 seine Stimme wider den Greuel, ihm nach ein Prof. Witekind 1585; auch Katholiken eiferten mit der Zeit dagegen, so der wackere Jesuit Fried. Spee († 1635). Allein noch 1785 und 1793 rauchten einzelne Hexenscheiterhaufen in Glarus und Posen.

§ 3. Zurückdrängung des Evangeliums.

Noch konnte die Reformation in Deutschland weiter vordringen; hielten doch $^{9}/_{10}$ der Bevölkerung zu ihr. Die Reichsverhältnisse waren günstig dazu. Nach Karls V. Verzicht, 1558, ward sein Bruder als Kaiser proklamiert, und er verpflichtete sich feierlich, den Religionsfrieden „stät und fest" zu beobachten, weshalb ihm der Papst im Zorn die Bestätigung versagte. Ferdinand I. (1558—64) war ein friedlich gesinnter Herr und obschon für seine Person ein getreuer Katholik, der schon 1551 die Jesuiten in Wien aufnahm und ihre Ausbreitung sorglich förderte, doch auch billig gegen die Protestanten. Verdankte er doch seine Erhöhung vorzüglich den evangelischen Fürsten, während Paul IV. ihn nie als Kaiser anerkannte, weil er seine Wahl nicht vom päpstlichen Stuhle habe prüfen lassen. Darauf verkündigte der Kaiser: „und wolle hieraus jedermann erkennen, daß Se. Heiligkeit Alters und anderer Umstände wegen wohl nicht mehr recht bei Sinnen sei". Noch 1563 forderte er in Trient den Kelch und die Priesterehe, und Pius IV. bewilligte ihm den ersteren. Groß und stark stand die protestantische Partei im Reiche da; drei Kurfürsten, viele andere Fürsten und Herren und die meisten der mächtigen Reichsstädte! Auch bildeten sie gesetzlich ein



Fig. 256. Kaiser Ferdinand I. (Nach P. v. Sompel.)

corpus Evangelicorum (Körper der Evangelischen) dem corpus Catholicorum gegenüber: sie hatten das Recht, auf dem Reichstage und sonst als geschlossenes Ganze ihre konfessionellen Interessen zu beraten und zu vertreten. Ach, wären sie nur nicht so zwiespältig in sich selbst gewesen!

Der zweite Sohn dieses Kaisers, Ferdinand von Tirol, faßte gegen eine Bürgerstochter von Augsburg, Philippine Welser, eine heftige Liebe. Sie war von wunderbarer Schönheit, auch tugendsamen Wesens. Der Erzherzog heiratete sie heimlich, 1559, worüber der Vater erst aufgebracht wurde. Da begab sich Philippine unbekannt an den Hof des Kaisers, überreichte ihm unter fremdem Namen eine Bittschrift und bat ihn mit Thränen, bei dem Vater ihres Gemahls ein gutes Wort für sie einzulegen. Als der Kaiser gerührt war, entdeckte sie sich ihm. Er verzieh ihr und seinem Sohn, nur mußte die Ehe geheim gehalten werden und die Kinder waren nicht erbfähig.

Auf Ferdinand I. folgte sein Sohn, Maximilian II., in der Kaiserwürde (1564—76). Ein Fürst voll Verstand und Herzensgüte, und noch wohlwollender gegen die Protestanten als sein Vater. Ja, er war der lutherischen Lehre so stark zugeneigt, daß er zu ihr übertreten wollte (S. 521). Davon hielten ihn zurück die traurigen Zerwürfnisse der Protestanten und Rücksicht auf seinen Schwager Philipp II., den er zu beerben hoffen konnte. Im Herzen ehrte der weiche Mann Luthers Werk zeitlebens hoch, aber bei jeder großen Angelegenheit handelte er doch in katholischem Sinne. So schwur er bei seiner Wahl zum römischen König 1562 dem Papste Treue und sandte seine Söhne zur Erziehung nach Madrid.

Als Friedrich III. die Pfalz dem Calvinismus öffnete, ermahnte ihn der Kaiser, „er möge doch wieder zum Luthertum zurücktreten und seine Leute bei ihrem guten Bekenntnisse belassen," und die Landstände der oberen Pfalz forderte er auf, „in ihrer ruhmreichen, gottseligen Meinung beim Gebrauch der Augsburgischen Konfession standhaft zu beharren." Dann drängte er aber auf dem Reichstag 1566 so scharf zur Verurteilung des Pfälzers, daß die lutherischen Stände, um nicht dem Evangelium in Frankreich und Niederland den Todesstoß zu versetzen, von ihrem Plane (S. 531) abstanden. Auch nachher, da der Pfälzer Oranien unterstützte, suchte der Kaiser gegen ihn vorzugehen.

In Österreich hatte das Evangelium die größten Fortschritte gemacht. Fast alle adelichen Geschlechter waren ihm zugefallen und in Wien selbst bestand der überwiegende Teil der Bevölkerung aus Evangelischgesinnten. Max gewährte seinem Adel die freie Ausübung des lutherischen Kultus und von den Burgen herab verbreitete sich der rechte Glaube durchs ganze Land. Auch gab er sieben Städten, Linz, Steyer, Enns, Wels 2c., völlige gottesdienstliche Freiheit. Selbst in seiner Hauptstadt durfte der lutherische Gottesdienst öffentlich gehalten werden. Sogar ließ er durch den Rostocker Dr. Chyträus eine Agende für die evangelischen Gemeinden Österreichs fertigen. Der Papst und seine Legaten donnerten schrecklich, er ließ sich's aber nicht sehr anfechten. Aber dieser friedliche Habsburger starb unversehens 12. Okt. 1576, erst 50 Jahre alt, und die schöne Zeit für die evangelische Sache in seinen Landen und im Reich war vorüber.

Hier trat ein Stillstand in der deutschen Reformation, ja ein Rückgang ein. Maximilians Nachfolger war sein Sohn Rudolf II. (1576—1612). Ein schwacher Geist und gar gleichgültig gegen die Regierungsgeschäfte; er gab sich mit Astrologie und Alchymie ab, dann mit Pferdezucht, Gemäldesammlung und andern Liebhabereien. Den Protestantismus haßte er gründlich; das hatte er von seiner bigotten Mutter und am Hofe seines Ohms, des finstern Philipp II., gelernt. Unter ihm konnten die Jesuiten nach ihres Herzens Gelüste schalten und walten; er diente ihnen. Gleich drückte er seine protestantischen Unterthanen auf alle Weise, vergab alle Beamtenstellen an Katholiken, beschränkte die Kultusfreiheit des Adels, verbot den lutherischen Gottesdienst in Wien und den andern Städten ganz, nicht achtend die große Spannung, welche dadurch zwischen ihm und seinem Volk entstand. So ging's in Österreich beklagenswerterweise hinter sich.

Noch ein jammervolleres Schicksal erlitt die evangelische Sache in Steiermark, Kärnten und Krain, wo sie auch von den meisten ergriffen worden war. Hier herrschte (seit 1596) Rudolfs Vetter, der Erzherzog Ferdinand, welcher seine Erziehung zu Ingolstadt von den Jesuiten empfangen hatte. Der bigotte, willenskräftige Mann gelobte in Loreto die völlige Unterdrückung des Protestantismus in seinen Landen und setzte sie mit zermalmender Kraft durch. Er befahl, daß binnen vierzehn Tagen alle lutherischen Kirchen und Schulen geschlossen werden sollten. Da half keine Einsprache der Landstände, kein Widerspruch des Volks. Er zog selbst mit einem Heerhaufen von Ort zu Ort und stellte überall das katholische Wesen wieder her; wer nicht teilnehmen wollte, mußte unerbittlich das Land räumen, aus Steiermark allein 754 Adelige; die sich widersetzten, die strafte Säbel, Galgen und Rad.

Auch in Bayern hatte der evangelische Glaube unter dem Adel und in den Städten sehr viel Eingang gefunden. Hier aber bot Pius IV. den Prinzen Bischofspfründen und dem Herzog ein Fünftel aller geistlichen Einkünfte, und so brachten die Jesuiten 1549 die Universität (Ingolstadt) und bald alle Gymnasien, ja auch das Landesregiment unter ihre Leitung. Da konnte das Evangelium nicht weiter gedeihen; der 1564 dem Herzog bewilligte Laienkelch blieb ungebraucht, alle Beamten mußten römisch schwören, unter strengen, grausamen Verfolgungen aller Protestantischgesinnten wurde jedes evangelische Element ausgetrieben und Bayern zur Hochburg des Papismus in Deutschland erhoben. Und auch Baden-Baden wurde von München aus 1571 wieder katholisch gemacht.

Im Erzbistum Köln waren von dem frommen Kurfürsten Hermann (S. 509) her noch viele Seelen dem Evangelio zugethan, sie wurden aber von den um sich greifenden Jesuiten schwer bedrängt. Ein späterer Kurfürst, Gebhard Truchseß, nahm Hermanns Werk wieder auf, aber nicht mit dessen lauterem Herzensglauben. Er heiratete die Gräfin von Mansfeld 1582, und trat zum calvinischen Bekenntnis, ohne sein Erzstift aufzugeben. Da aber brauchten sich die Katholiken zur Hintertreibung dessen gar nicht auf den „Geistlichen Vorbehalt",(S. 520) zu berufen; der Religionsfriede galt ja nur für die augsburgischen Konfessionsverwandten. In der That nahm sich (außer Kurpfalz) niemand Gebhards an. Nachdem er vom Papst gebannt war, wählte das Domkapitel einen andern Erzbischof, Ernst von Bayern, welcher sich mit spanischen Truppen in den Besitz des Stiftes setzte. Gebhard begab sich nach Straßburg, wo er noch 16 Jahre als protestantischer Domdechant lebte. Ernst aber rottete nun mit Hilfe der Jesuiten das Evangelium im Kölner Lande bis auf die letzte Spur aus.

So wurde um diese Zeit auch in Fulda (s. 1570), Mainz, Würzburg, Bamberg, Münster, Osnabrück, Paderborn, Hildesheim u. a. geistlichen Gebieten durch die Jesuiten und ihre Knechte, die Kapuziner, alles Evangelische rein ausgemerzt. Und auch im Bergschen rückten 1598 spanische Truppen ein, weil ihr König nicht zugeben könne, daß die Nachbarlande der Niederlande eine andere Religion haben, und sie plünderten und mordeten entsetzlich, um alles katholisch zu machen. — Kläglich ist das Schicksal Donauwörths. Diese freie Reichsstadt war ganz evangelisch geworden; nur ein Benediktinerkloster erhielt sich darin, dem aber der Rat der Stadt jeglichen Kultus außerhalb der Klostermauern verboten hatte. Gleichwohl hielt der Abt nach langen Jahren wieder eine Prozession durch die Stadt. Die Bürgerschaft verhöhnte sie; etliche warfen mit Steinen nach ihr. Darauf hin wurde Donauwörth vom Kaiser in die Acht erklärt. Maximilian von Bayern vollzog dieselbe, eroberte die Stadt 1607 und führte den katholischen Kultus mit Gewalt ein.

Noch einen schmerzlichen Verlust der evangelischen Kirche haben wir zu berichten. a. 1609 starb der blödsinnige Herzog von Jülich, Berg und Cleve kinderlos. Erben waren durch Verwandtschaft: der Kurfürst von Brandenburg und der Pfalzgraf von Neuburg, beide lutherisch. Sie verglichen sich dahin, daß der Sohn des Pfalzgrafen, Wolfgang Wilhelm, eine Tochter des Kurfürsten

ehelichen und jene Lande regieren sollte. Bei einer Zusammenkunft des Kurfürsten und seines künftigen Schwiegersohnes in Düsseldorf 1613 gerieten aber beide in Wortwechsel, und als der vom Wein erhitzte junge Pfalzgraf den Kurfürsten mit unziemlicher Rede beleidigte, schlug ihm dieser ins Gesicht. Da geht der Pfalzgraf zornig weg, heiratet eine bayrische Prinzessin und wird katholisch zu tiefer Betrübnis seines Vaters, der kurz darnach stirbt, 1614. Nun erbt der Sohn die Pfalz-Neuburg und die Bewohner des schönen Fürstentums müssen ihm im Glaubenswechsel folgen! (Bezüglich der Jülichschen Erbschaft verständigte man sich später durch Teilung.)

Der brandenburgische Kurfürst Johann Sigmund wurde 1613 reformiert, worüber sich in Berlin ein Aufruhr erhob. Er machte jedoch den heillosen Grundsatz: cujus regio ꝛc. nicht geltend; er ließ sein Volk beim lutherischen Glauben.

Überall in Deutschland leidige Zerteilung und Mangel an großen Fürsten, daher die Gegenreformation reißend erstarkte! Schauen wir nun in die Niederlande, welche dem Namen nach noch zum deutschen Reiche gehörten, aber unter spanischem Scepter stehend, in Wirklichkeit schon von ihm losgerissen waren.

§ 4. Die Reformation in den Niederlanden. Philipp II.

Die Niederlande, teilweise so tief gelegen, daß sie durch Deiche gegen des Meeres Anfluten geschützt werden müssen, liegen sehr günstig für den Verkehr zwischen Deutschland, Frankreich und England an der See und an schiffbaren Flüssen. Diese 17 Provinzen hatten im 15. Jahrhundert große volkreiche Städte, blühende Gewerbe, ausgebreiteten Handel, ansehnlichen Reichtum. Ja Brügge war (vor Max I. Zeit) der Haupthandelsplatz Europas, Sitz des glänzendsten Hofs und Wiege der Kunst geworden (s. das 1367 gebaute Rathaus). Antwerpen aber wurde der erste Hafen der Welt mit 4500 eigenen Schiffen. In diese reichen, strebsamen Städte nun hatte sich auch der Protestantismus verbreitet, vornehmlich von Frankreich her (S. 526), also daß hier das calvinische Bekenntnis herrschend wurde. Er hatte schon unter Karl V., besonders im Norden, eine ungeheure Ausdehnung gewonnen, ohnerachtet dieser Regent die strengsten Plakate dagegen erließ, 1522 die Inquisition erneuerte, ja verordnete, „daß alle ketzerischen Männer verbrannt, alle Weiber lebendig begraben werden sollten." Indessen ließ Karl diese Gesetze nicht so streng handhaben, hob sogar 1550 die gehaßte Inquisition wieder auf.

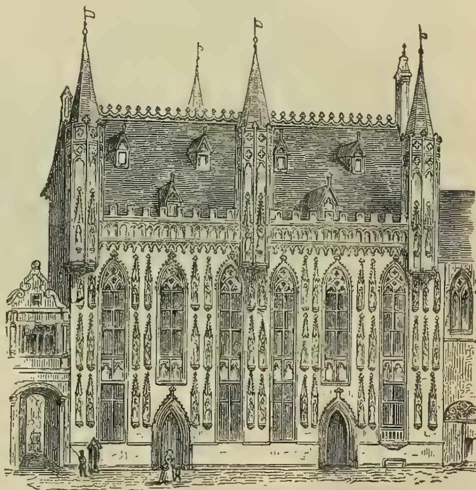


Fig. 257. Rathaus zu Brügge.

Philipp II. (S. 521), geb. 1527, war ein finsterer, wortkarger Mensch, immer seine Netze der Staatskunst spinnend, immer innerlich reg und thätig bei äußerer kalter Ruhe. Gern zog er sich in die Einsamkeit zurück, schaute aber von da aus und wollte weit über sein weites Reich hinaus wirken und gestalten. Er war, wie weiland sein Vater, der mächtigste unter den Herrschern Europas; ihm gehorchten nebst Spanien die Niederlande, Mailand, Sardinien, Neapel, die westindischen Inseln und namentlich die großen Reiche Mejico und Peru, aus

deren unter ihm erst recht ergiebig gewordenen Bergwerken eine Masse Goldes und Silbers seinem Schatze zufloß. Er unterhielt das größte ständige Heer der Christenheit (30000 Mann). a. 1580 bemächtigte er sich, da Sebastian, der letzte König von Portugal, auf einem tollen Ritterzug gegen Marokko 1578 im Schlachtgewühl verschwunden war, auch noch dieses Staates mit seinen weitläufigen Besitzungen in Asien und Amerika. (Portugal blieb bis 1640 unter spanischer Herrschaft, wo es unter einem Prinzen aus dem Herzogshause Braganza wieder ein selbständiges Königreich ward.) — Philipp war viermal verheiratet, erstlich mit einer portugiesischen Prinzessin, sodann mit der blutigen Maria von England (S. 560); weiter mit Elisabeth, einer Tochter des französischen Königs Heinrich II., die er nach einem Krieg mit Frankreich, in welchem ihm der Niederländer Egmont die zwei schönen Siege von S. Quentin 1557 und Gravelingen 1558 erfocht, und nach dem vorteilhaften Frieden von Cateau-Cambresis, 1559, im Triumphe sich vermählte; endlich mit der Erzherzogin Anna. — Das doppelte Ziel seines Lebens war: unbeschränkte Monarchie und Wiederherstellung des Katholizismus; nachdem er jener zu lieb auch den Papst bekriegt hatte, schwur er, 1559, während eines Sturmes, wenn sein Leben erhalten bliebe, zu Gottes Ehre alle Ketzer zu vertilgen. Er stieg glücklich ans Land, und bestrebte sich mit ganzem Ernst, seinen Schwur zu erfüllen, vor allem in seinem schönen, armen Spanien, als der „katholische" König.



Fig. 258. Philipp II. von Spanien.

Auch hieher war das evangelische Licht gedrungen und unzählige Gemüter, hauptsächlich Gelehrte und Geistliche, hatten es freudig aufgenommen. Dagegen (zugleich auch gegen den unter den Moriskos, getauften Nachkommen der Mauren, noch heimlich gepflogenen Muhammedanismus) rief Philipp die Inquisition in die größte Thätigkeit, in eine noch größere als einst sein Urgroßvater Ferdinand (S. 452). Da loderten wiederholt die schrecklichen Feuer der Glaubensakte auf; alle nur vom leisesten Verdacht der Ketzerei Betroffenen, ohne Rücksicht auf Stand, Alter und Geschlecht, wurden ergriffen, gefoltert und verbrannt. Zunächst 1559 in Valladolid und Sevilla. Wer einem solchen beiwohnte, erhielt 40tägigen Ablaß; mit seinem Hofe sah der König dem Schauspiel 8 Stunden lang zu. Ja bei seiner Vermählung mit Elisabeth ließ er solche teuflische Ketzerscheiterhaufen als „Brautfackeln" zur Verherrlichung der Hochzeit anzünden! Selbst der Erzbischof von Toledo, Bart. Carranza, schmachtete 19 Jahre in den Kerkern der Inquisition († 1576).

So wurde in Spanien der Glaube an Gottes Wort bis 1570 ausgerottet, und ebenso alle bürgerliche Freiheit. Der finsterste Despotismus legte sich gleich einem drückenden Alp auf die pyrenäische Halbinsel, von der zuletzt alle Spur volkstümlicher Freiheit verschwand. Und wie in Spanien, so wütete der Fanatiker auch in den andern Teilen seines unermeßlichen Reiches, besonders gräßlich unter den armen

Indianern Amerikas, von denen Tausende als Ketzer und Widerspenstige hingewürgt wurden.

Frühzeitig begannen seine verhängnisvollen Kämpfe mit den Niederlanden, in denen er samt der Gewissensfreiheit auch die großen bürgerlichen Freiheiten mit Füßen trat, welche sie nach ihrer Verfassung genossen und die er beschworen hatte. Er setzte ihnen seine Halbschwester, Margareta von Parma, zur Statthalterin, eine männliche, auch bärtige Frau, doch milder gesinnt als der Bruder; allein er gab ihr den schlauen Kardinal Granvella zur Seite und befahl ihm besondere Strenge gegen die Ketzer. — Zuerst veränderte er zu tiefer Aufregung im Volk die Bistumseinrichtung. Bisher gab es nur vier Bistümer, er schuf 1561 fünfzehn, und ordnete ihnen Inquisitoren bei. Granvella wurde Erzbischof von Mecheln und Primas. Er verfolgte die Protestanten mit unnachsichtlicher Strenge und lernte nun erst ihre große Zahl kennen.

Drei der Edelsten Niederlands, Prinz Wilhelm von Nassau-Oranien, Graf Richard von Egmont (derselbe, welcher jene glorreichen Siege errungen) und Graf Philipp von Horn richteten eine Vorstellung an den König, voll Versicherung ihrer Anhänglichkeit und Treue, darin sie um der Ruhe des Landes willen um Granvellas Entfernung baten. Philipp ging scheinbar nicht darauf ein. Doch wegen der wachsenden Unruhe gab er dem Kardinal einen Wink, sich selbst zu entfernen, 1564. — Damit ist aber nichts gebessert. Der König läßt sich auf keine Milderung der Ketzerbestrafung ein; „lieber wolle er hunderttausendmal das Leben verlieren, als darin nachgeben.“ Ja, er ordnete nun auch in den Niederlanden die strengste Aufrechterhaltung und Ausdehnung der gräßlichen Inquisition an mit einer Wirkungsweise, die hinter ihrer Thätigkeit in Spanien nicht zurückblieb, 1565.

Auch hier schonte sie weder Alter noch Geschlecht, noch Stand; sie beobachtete gar keine herkömmliche Gerichtsform mehr; sie zog ein nach Belieben, legte verfängliche Fragen vor, quälte mit der Tortur und ließ Hinrichtung auf Hinrichtung folgen. Nur nicht öffentlich; das verbot der Ingrimm des Volkes; zusammengebunden wurden die Opfer in Wasserfässern ertränkt. Da half keine Vorstellung bei Philipp, keine Gelobung der größten Ruhe und Treue, wenn er nur Gewissensfreiheit gewähren wollte; das Quälen und Morden ging fort. So rief Oranien weissagend aus: „Nun wird bald ein großes Trauerspiel beginnen!“

Es bildete sich jetzt eine Verbindung des Adels unter Brederode, Ludwig von Nassau und den Brüdern von Marnix, nur zur Abwehr der argen Greuel; zählte man doch schon 50 000 Hinrichtungen. Die Versammelten setzten eine ehrerbietige, aber ernste Schrift an den König auf, worin sie gegen die Inquisition protestierten und um Abschaffung derselben flehten, 1566. Diese Schrift wurde in Prozession der Statthalterin mit der Bitte überreicht, sie empfehlend an den König befördern zu wollen. Beim Anblick dieser Prozession spottete ein Finanzrat über diese gueux, Bettler, welchen Namen sich Brederode gefallen ließ; sie nannten sich nun selbst Geusen. Die Bittschrift hatte aber sehr mäßigen Erfolg, und so gedieh der Handel leider zur Empörung. Empörung gegen die Obrigkeit ist wohl niemals recht; aber Philipps Härte hat sie in den Niederlanden mit Gewalt herbeigezogen.


Fig. 259. Das Abzeichen der Geusen. Vorderseite: Philipp II. Rückseite: Die vereinigten Hände und der Bettelsack. (Berl. Münzkabinett.)

Die Protestanten hielten jetzt nur um so häufiger und freier ihre Versammlungen, und zwar bewaffnet. Heftige Reden einzelner Prädikanten entzündeten das Volk. In Antwerpen und Doornik bricht Tumult los. Fanatische Haufen ziehen von Ort zu Ort und verüben schlimme

Exzesse. Die Kreuze an den Wegen werden zertrümmert, Kapellen, Kirchen, Klöster erbrochen, Bilder, Gemälde, Altäre zerstört. In wenigen Tagen sind 400 Klöster und Gotteshäuser verwüstet, wobei besonders die Mönche schwere Mißhandlung erfuhren. Doch muß gesagt werden, daß die Anstifter und die hitzigsten Vollführer des Unfugs herbeigelaufene Fremde und fanatische Katholiken waren; die große Mehrheit der protestantischen Niederländer verhielt sich noch ruhig und ihre Geistlichkeit predigte gegen die Ausschreitungen. Die gefährlichste Empörung, in Antwerpen, unterdrückte Oranien mit Strenge und Milde.

Die Statthalterin wurde von diesen Vorgängen dermaßen geängstet, daß sie nun ihr Zuwarten bereute und Truppen aushob, welche auch allenthalben die Geusen besiegten. Philipp aber traute ihr nicht mehr; fest entschlossen, die widerspenstigen Lande mit Gewalt seinem Herrscherwillen zu unterwerfen, sandte er in möglichster Stille den Herzog von Alba (S. 517), einen der berühmtesten Feldherrn seiner Zeit, mit einem Heere dahin. Bei dieser Nachricht verließ „der Schweigsame“ Oranien das Land, riet auch seinen Freunden Egmont und Horn dazu, die jedoch seiner Warnung nicht Folge gaben. Aber viele Edle und Bürger flohen mit ihm, an 100000 Seelen. Oranien begab sich nach Deutschland zu seinem Bruder, einem Grafen von Nassau.



Fig. 260. Herzog Alba. (Nach einem gleichzeitigen Kupferstich von Franz Hogenberg.)

Alba erschien Aug. 1567 mit einem starken Heere in Brüssel. Todesstille empfängt ihn, alles schweigt und zittert. Die Statthalterin, der jetzt keine Gewalt mehr bleibt, fordert und erhält ihre Entlassung; ihre Truppen, weil niederländisch, werden aufgelöst. Sie geht, nachdem sie ihren Bruder noch gebeten, das blühende Land nicht in eine Wüste zu verwandeln. In Alba vereinigt sich jetzt alle Civil- und Militärgewalt. Der schreckliche Mensch stellte sich anfangs freundlich an, um die Leute sicher zu machen. Es kamen wirklich viele Ängstliche aus ihrem Verstecke hervor. Aber bald nahm er Egmont und Horn durch Hinterlist gefangen und Hunderte, die er erst liebreich angeblickt. Ihm scheint die Inquisition und die gewöhnliche Justiz noch nicht ausreichend; er setzt einen besondern Rat der Unruhen ein, den das Volk Blutrat hieß, für alle Ketzer und Rebellen. Zwölf Personen saßen im Rat, bald aber ließen sie Alba mit dem schändlichen J. de Vargas allein. Alle Niederländer werden 16. Febr. 1568 als Ketzer zum Tode verurteilt, etliche wenige Namen ausgenommen; der König hieß das Dekret unverweilt ausführen. So waren denn

Galgen, Rad und Beil nebst den Scheiterhaufen in beständiger Thätigkeit. Am 5. Juni wurden auf dem Markte zu Brüssel zwanzig Edelleute hingerichtet, darunter die Grafen Egmont und Horn, deren Häupter auf Pfähle gesteckt wurden. Das Volk umher weint aus blutenden Herzen und selbst spanische Soldaten weinen mit.

Es war auch auf die Güter der Reichen abgesehen, und so wurden manche ergriffen, die selbst vor spanischem Richterstuhl in Wahrheit keine andere Schuld als ihre Kapitalien hatten. Man wendete furchtbare Martern an, um das Geständnis verborgener Schätze zu erpressen, und hatten die Unglücklichen gestanden, so fielen sie doch dem Henker heim. Unabläßig wurde gehängt, gevierteilt, geköpft, verbrannt. Man erblickte sogar an den Landstraßen auf Bäumen und an Pfählen viele Gehängte und Glieder Zerrissener und Überreste Verbrannter. Entsetzt flohen abermals ganze Scharen in die Fremde. — Zu gleicher Zeit, 1566 verbot Philipp den Moriskos in Spanien die arabische Sprache und Tracht, daher er bis 1571 mit Aufständen zu kämpfen hatte.

Der Greuel erfüllte Europa, besonders das nahe Deutschland. Der Kaiser machte ernstliche Vorstellungen, denen sich andere Fürsten anschlossen, aber sie richteten nicht das mindeste aus. Da die Niederlande als burgundischer Kreis noch für deutsches Lehen galten, wenn gleich der Verband mit dem Reiche schon äußerst gelockert war, so hätte der Kaiser amtlich einschreiten können und auch sollen; allein er scheute jeden Krieg und mochte so wenig als die lutherischen Fürsten sich der Niederländer Calvinisten nachdrücklich annehmen. Inzwischen baute Alba Zwingburgen im Lande und fuhr fort, das Werk eines Teufels mit der Ruhe eines Engels zu vollziehen. Und um Geld für seine Soldaten zu erhalten, schrieb er auch noch (ohne Anfrage bei den Ständen, deren Bewilligung zu jeder neuen Steuer nötig war) eine ganz unerhörte Abgabe aus: den hundertsten Pfennig von allem Vermögen, den zwanzigsten von allem Ererbten, den zehnten von allem Verkauften. Dazu verbot er den Handel mit England, was den gewerbthätigen Niederländern zum größten Schaden gereichte. Jetzt war allerdings die Masse zum Aufstande fertig.

Bereits hatte der Prinz von Oranien, unterstützt von seinen Brüdern, den Grafen von Nassau, aus geflüchteten Geusen u. a. ein Heer zusammengebracht. Ludwig von Nassau erfocht damit 1568 einen ersten Sieg; dann mußte er zurück. Aber doch blieb die Masse unterwürfig, bis Alba 1569 die drückende Steuer ausschrieb. Da gärte es allenthalben, Oranien gab nun den Verbannten und Geflüchteten Kaperbriefe, und diese kecken Freibeuter, Wassergeusen genannt, gewannen 1. April 1572 die Hafenfeste Briel. Oranien erließ einen feurigen Aufruf an das Volk, sich von der Tyrannei Albas loszureißen. Jetzt erhob sich in Holland und Seeland der Adel und eine Reihe Städte. Sie hielten, 15. Juli 1572, einen Tag zu Dortrecht, auf dem sie erklärten, den Alba nicht mehr als Statthalter anzuerkennen; Oranien sollte es sein. Hier wurde der Grund zu dem freien Staate der vereinigten Niederlande gelegt. Alsbald erhebt sich auch Geldern, Friesland. Oranien rückt mit 24 000 Mann vom Rhein her in Brabant ein, ohne viel Zulauf zu gewinnen. Auch die Wassergeusen sind rührig, greifen spanische Schiffe an und nehmen sie weg; hugenottische Freischaren dringen im Süden ein. Wie entmutigt aber waren alle, als die Kunde von der Pariser Bluthochzeit einschlug (S. 553).

Desto barbarischer verfuhr Alba, so weit seine Macht reichte. Er ließ ganze Städte ausplündern und ausmorden. Im eroberten Harlem wurden 1573 alle Einwohner bis auf 300 umgebracht. Das Land ward so entsetzlich verwüstet, daß er vom König seine Entlassung erhielt. Mit dem Fluche der Niederländer beladen, kehrte Alba, Dez. 1573, nach Spanien zurück. Er hat während der sechs Jahre seiner Regentschaft 18 600 Menschen als Ketzer und Empörer hinrichten lassen, abgesehen von den Myriaden, welche im Kampfe und bei Belagerung und Eroberung der Städte gefallen sind. Übrigens hatte ihm der Papst mitten in seinem Mordhand=

werk einen geweihten Degen verehrt, „zur Ermunterung, noch mehr Ketzer zu strafen.“ — An Albas Statt kam Requesens, ein gemäßigter Mann, der die neuen Steuern und den Rat der Unruhen abschaffte. Allein es sollten doch alle Protestanten in den Schoß der katholischen Kirche zurückkehren, so dauerte der Krieg fort. Auf der Mooker Heide siegten die Spanier, 1574, wobei die nassauischen Grafen, Oraniens Brüder, fielen. Darauf folgte die denkwürdige Belagerung Leidens.

Die Stadt wird eng eingeschlossen und es entsteht die bitterste Hungersnot. Einige Bürger verlangten Übergabe. Da spricht der Bürgermeister Peter van der Werff: „Nehmt meinen Leib und speist ihn, aber von Übergabe laßt mich nichts hören!“ Dieses Wort gießt neuen Mut in die Belagerten; sie schreien von den Mauern gegen die Spanier: „Wir haben zwei Arme; den linken wollen wir essen und mit dem rechten gegen euch kämpfen!“ Jetzt kommt ihnen auch ein guter Gedanke, sie durchstechen die umliegenden Deiche; da stürzt die See über das wohlangebaute Land bis in die Verschanzungen der Spanier herein und sie ertrinken oder fliehen. Aber auf den Wogen, die der Wind aus dem Meere hertreibt, fliegen die Schiffe der Wassergeusen an die Stadt heran und sie teilen den Ausgehungerten Brot und Fische aus. Die Geretteten gehen in die Kirche, können aber ihren Psalm vor Weinen nicht aussingen. Den Heldenmut der Leidner bewundernd, bot Oranien ihnen zur Belohnung entweder Zollfreiheit oder eine Universität an, und sie wählten die letztere, welche denn 1575 gegründet wurde.

Kaiser Max bestrebte sich fortwährend, eine Verständigung zwischen Philipp und den niederländischen Protestanten zu vermitteln, aber alle seine Bemühungen scheiterten an der Hartnäckigkeit des Spaniers. Jene hatten aber guten Mut, kämpften tapfer fort, wenn auch öfters mit Nachteil, und ordneten mitten im Kampfe ihre religiösen Angelegenheiten. Sie hielten noch 1574 eine Synode zu Dortrecht, welche ein eigenes Glaubensbekenntnis, das Dortrechter, entwarf, das mit dem Heidelberger Katechismus zusammenstimmt. Holland und Seeland aber erklärten Okt. 1575 ihre Trennung vom spanischen Reiche. — Nach Requesens Tode, 1576, empörten sich die spanischen Soldaten wegen rückständigen Soldes. Sie verübten unmenschliche Schandthaten selbst in den südlichen, mehr katholischen Provinzen. Am 4. Nov. überfielen sie Antwerpen, die damalige Welthandelsstadt, durchplünderten sie von Haus zu Haus, marterten Unzählige männlichen und weiblichen Geschlechts um Angabe verborgener Schätze zu Tode, und stifteten auch noch einen Brand, der 500 Häuser verzehrte. Empört über solche Frevelthaten schlossen nun, 8. Nov. 1576, die gesamten Niederländer, Katholiken und Protestanten, Luxemburg ausgenommen, einen Vertrag zu Gent miteinander, die Genter Pacifikation, „daß sie die Spanier entfernen und sich gegenseitig dulden wollten.“ Es war vornehmlich Oranien, der diesen Vertrag zu stande brachte.

Allein er konnte nicht ausgeführt werden. Es langte 1577 als neuer Statthalter Don Juan d'Austria, Philipps Halbbruder, an, weltberühmt durch seinen großen Sieg bei Lepanto über die türkische Flotte (S. 528); dieser sollte möglichst viel Geduld üben, nur daß die Religion erhalten werde. Er schlug das verbündete Heer bei Gemblour darnieder, 1578, starb aber, von Philipps Mißtrauen gequält, unerwartet schnell. Während im Lande nur Verwirrung herrschte, ernannte Philipp den Alexander von Parma, Margaretas Sohn, zum Statthalter. Dieser Mann, ebenso klug im Rat als tapfer im Felde, ging mit ganzem Ernst an die Beruhigung des Aufstandes; er versprach, den Niederlanden alle ihre alten Rechte und Freiheiten zurückzugeben, nur sollten sie auch überall die alte Kirche wiederherstellen lassen, denn von diesem Begehren war Philipp nicht abzubringen. Aber die Protestanten wollten lieber Gut und Leben, als ihren gereinigten Glauben aufgeben, und da es am Tage ist, daß sie nicht anders zum Ziel gelangen können, so treten nunmehr — es war wieder vornehmlich ein Werk des unermüdlichen Oranien — die sieben nördlichen, vorzugsweise evangelischen Provinzen, Holland, Seeland, Utrecht ꝛc. zusammen und richten, 23. Januar 1579, die Utrechter Union auf. Sie schließen sich

da auf ewige Zeiten zu einem Ganzen zusammen: jede Provinz sollte wohl nach ihren besondern Rechten und Sitten leben, aber in den allgemeinen Angelegenheiten eine gemeinsame Bundesbehörde alle regieren; so vereint wollten sie sich gegenseitig und namentlich bei der ungekränkten Glaubens- und Gewissensfreiheit schützen, welche in ihnen allen herrschen sollte. Wie hier schon thatsächlich, so sagten sie sich darnach, 1581, noch förmlich von der spanischen Herrschaft los, wobei sie



Fig. 261. Wilhelm I. von Oranien, der Schweiger. (Nach van der Venne.)

jedoch versicherten, „daß sie sich durch diesen Schritt in keinem Falle dem heiligen römischen Reich entziehen wollten," das doch zur Abwendung ihres Elendes so wenig gethan. Das geschah, nachdem Philipp den Oranien geächtet hatte. So entstand die Republik der Vereinigten Niederlande, die auch die Generalstaaten heißt, später auch bloß „Holland", weil dieses die bedeutendste Provinz und die Vorgängerin im Befreiungskampfe. Weil aber Alexander die südlichen Provinzen durch Unterhandlungen und Gewalt wieder fest unter Spanien zusammen-

brachte, so trennten sich die Niederlande von da in eine nördliche und südliche Hälfte, das nachmalige Holland und Belgien.

Wilhelm von Oranien (Fig. 261), stark in seinem Gottvertrauen, war Leiter der Republik bis an sein Ende. Es erfolgte frühzeitig. Philipp hatte die Acht über ihn ausgesprochen und auf seinen Kopf einen Preis von 25 000 Dukaten gesetzt. Schon 1582 wurde Oranien von einem Elenden, der das schöne Geld verdienen wollte, heimlich angefallen, doch nicht tödlich verwundet. Am 10. Juli 1584 aber erneuerte ein Burgunder, Balthasar Gerard, dessen Fanatismus die Jesuiten entzündet hatten, den Mordversuch. Er kam geschäftshalber zu Oranien nach Delft und schoß ihm aus einer Pistole drei vergiftete Kugeln in den Leib. Dieser stürzte sogleich nieder mit den Worten: „Gott, erbarme dich meiner und dieses armen Volkes!“ So starb der hohe Mann, dessen Wahlspruch war: Ruhig in stürmischen Wellen. Der Mörder wurde gevierteilt; Philipp gab seiner Familie die Güter Oraniens in der Freigrafschaft.

Die Hoffnung der Spanier, daß nach dem Falle des Hauptes die Sache der Protestanten verloren sei, erfüllte sich nicht. Sie waren tief erschüttert, als Parma das langverteidigte Antwerpen 1585 einnahm, das nun verödete, aber sie faßten sich fest zusammen; die Seele des neuen Staates waren 100 000 aus Flandern eingewanderte streng protestantische Familien. An die Stelle des Gefallenen erhoben sie seinen Sohn Moriz, einen erst 17jährigen, aber schon männlich reifen Jüngling, der bald der erste Feldherr Europas wurde. Und er hatte an dem holländischen Landsyndikus Johann von Oldenbarneveld, dem feinsten Staatsmann seiner Zeit, den trefflichsten Beirat. — Der fortgesetzte Krieg schlug indessen unglücklich für die Generalstaaten aus. Der tüchtige Feldherr Parma gewann einen Sieg nach dem andern und machte reißende Fortschritte. Doch siehe, da fühlte sich die britische Königin Elisabeth bewogen, den bedrängten Glaubensgenossen auf ihre Bitten Beistand zu leisten. Sie sandte ihnen ein Hilfsheer unter Leicester. Es half ihnen wenig, denn der stolze Engländer konnte sich mit dem „freien Staate“ nicht zurechtfinden und kehrte bald nach Hause. Allein diese Einmischung in die niederländischen Händel brachte einen Krieg Spaniens gegen England zum Ausbruch, welcher, da er Philipps volle Kraft in Anspruch nahm, der jungen Republik Luft verschaffte. Wir berichten von diesem hochmerkwürdigen Kriege gleich hier.

Philipp hatte schon vorlängst den kühnen Plan gefaßt, eine große Expedition nach dem von Rom abgefallenen England vorzunehmen, um es zu Gottes Ehre zu erobern und in diesem Hauptketzerlande den wahren Glauben wiederherzustellen, weshalb ihn auch Sixtus V. im voraus damit belehnte. Von dort aus wollte er dann um so leichter die abtrünnigen Niederlande wieder unterwerfen. Und dann wollte er über alle Ketzer in der Welt hergehen und sie mit dem Schwerte in die Alleinseligmachende zurücktreiben oder zu Asche verbrennen. Zu der genannten Expedition wurde denn seit Jahren insgeheim auf allen Werften Spaniens gearbeitet. Da sodann die Erzketzerin seinen rebellischen Niederlanden Hilfe gethan, da sie auch eben das Haupt der rechtgläubigen schottischen Königin (S. 568) hat fallen lassen, jetzt müssen die Arbeiten aufs schleunigste vollendet werden. Elisabeth läßt dagegen ihren besten Seefahrer Drake die spanischen Kolonieen und Flotten anfallen. Eine Flotte wird ausgerüstet, wie sie seit der Perser Zeit nie mehr dagewesen.

Ihre Ausrüstung kostete 20 Mill. Dukaten (nach jetzigem Geldwert 440 Mill. Mark). Sie sammelt sich im Hafen von Lissabon. Es sind 130 große, zum Teil kolossale Kriegsschiffe mit 2630 Kanonen, und eine Menge kleinere Fahrzeuge umkreist sie. In den Schiffen befindet sich alles mögliche Kriegszeug im Überfluß, 32 000 Soldaten, zu welchen noch Parma mit seinem Heere stoßen soll, eine Masse von Priestern und Mönchen mit dem Großinquisitor zur Bekehrung der englischen Ketzer. Beim Anblick dieser majestätischen Flotte leuchtet Philipps düsterer Blick, er tauft sie: die Unüberwindliche

Sie fährt aus dem Tajo, 29. Mai 1588, unter dem Herzog Medina Sidonia und steuert, eine schwimmende Stadt von befahnten Burgen, nach Albions Gestaden hin. Dort aber hatte sich, weniger die Königin, als das Volk, mit Aufbietung aller Kräfte gerüstet, um zu Land und Meer tapfern Widerstand zu thun. Freilich, wer mag vor der Unüberwindlichen bestehen? Allein der, vor welchem Berge zerschmelzen wie Wachs, hatte kein Gefallen an ihr. Gleich anfangs litt sie vom Unwetter not, so daß sie erst 22. Juli abfuhr. Dann schießen die 197 englischen Schiffe heran, die kleinen, aber flinken, seegewandten, von trefflichen Befehlshabern geleiteten, verwirren und besiegen die schwerfälligen Kolosse in Einzelgefechten, erbeuten ihrer viele. Und endlich rast ein Orkan vom Himmel, ergreift die übrigen und schleudert sie bis nach Norwegen hinauf und an die Felsenufer Schottlands und Irlands, daß die Kolosse wie Nußschalen zerbrechen. Von der ganzen ungeheuren Flotte kehrten nicht 50 Schiffe, die meisten unbrauchbar, mit ihrem unfähigen Führer nach Spanien zurück. Philipp blickt finster, spricht aber gefaßt: „Wider Gott kann ich nicht streiten!" 20000 Menschenleben waren geopfert.


Fig. 262. Englische Münze zum Andenken an den Untergang der Armada.

Es war ein unbeschreiblicher Jubel in England und in den Niederlanden, und in allen protestantischen Ländern sein Wiederhall. Der mächtigste Feind des Evangeliums schien gelähmt, eine neue Flotte, die er in Cadiz bereitete, wurde 1596 von den Engländern versenkt, zugleich die Festung erobert, geplündert und gesprengt. Die Generalstaaten kämpften mit neuem Mute gegen die entmutigten, hungernden Truppen Parmas und nahmen ihm eine Stellung nach der andern weg, daß er sich kaum mehr in den Südprovinzen halten konnte. Vernachlässigt und bekümmert starb er 1592. Zuletzt (1596) übertrug Philipp die Statthalterschaft dem Erzherzog Albrecht, einem Sohn des verewigten Max II., Erzbischof von Toledo, und 1598 gab er diesem gar seine Tochter zur Frau und die Niederlande zur Mitgift. Die Generalstaaten mochten sich aber, da ihnen keine Religionsfreiheit in Aussicht stand, auch diesem Regimente nicht unterwerfen. Und nun, 13. Sept. 1598, starb der finstere König im düstern Rückblick auf sein Regentenleben.

Es war ihm doch hauptsächlich um eigene Erhöhung zu thun gewesen; und siehe, alle seine ehrgeizigen Pläne schlugen fehl. 42 Jahre lang strebte er nach dem Gipfel der Macht, und unter ihm ist die spanische Macht verfallen. Er hatte überreiche Einkünfte, vergeudete sie in nutzlosen Kriegen und hinterließ noch eine Schuldenlast von 100 Mill. Dukaten. Ja dieser größte Regent der Erde, dem die Goldgruben Perus überschwengliche Schätze spendeten, mußte zuletzt (1594) durch Geistliche von Haus zu Haus für sich sammeln lassen. Er starb also bettelarm, dazu verachtet und verabscheut im In- und Auslande und an einer fürchterlichen Krankheit. 50 Tage lang lag er in Qual, litt aber geduldig und sagte, daß ihm all dies nicht so wehe thue als die Schmerzen über seine Sünden.

Es folgte ihm sein Sohn Philipp III. auf dem Throne, an Gesinnung vielleicht besser, aber blöden Geistes. (Den älteren Sohn Don Carlos hatte der Vater wegen jugendlicher Ausschweifungen 1568 einsperren lassen und auch auf dem Sterbebette nie besucht, wie er ja keinen Verbrecher je begnadigt hat.) Philipp that dem Klerus den Gefallen, eine halbe Million fleißiger Moriskos zu verbannen, 1609. Albrechts Regiment in den südlichen Niederlanden dauerte fort und ebenso der

Krieg mit den nördlichen. Derselbe wurde mit wechselndem Glücke, doch immer schleppender geführt. Zuletzt ermüdeten beide Teile und endlich ward nach 40jährigem Kampfe, 9. April 1609, ein Waffenstillstand auf 12 Jahre geschlossen, den Frankreich und England verbürgten. Also hatte die Republik vorläufig Ruhe und Spaniens Ermattung wurde weltkundig.

Bemerken wir noch, wie sie zur vollen Unabhängigkeit gelangte. Gerade als der Waffenstillstand auslief, 1611, starb Philipp III. samt dem Erzherzog Albrecht. Da letzterer keine Nachkommenschaft hinterließ, so nahm der neue König Philipp IV. (1621—65) die Niederlande an seine Krone zurück, und da er auch die abgefallenen Provinzen wieder mit ihr vereinigen wollte, so erneuerte sich der Krieg und währte noch weitere 26 Jahre. Zu Land erlangte keine Partei entschiedenen Vorteil; zur See aber erfochten die Holländer viel schöne Siege, erbeuteten sogar einmal die aus Amerika kommende spanische Gold- und Silberflotte im Wert von $11^1/_2$ Mill. Gulden. Zuletzt überzeugten sich die Spanier, daß sie über die Republik nicht mehr Herr werden könnten, und schloßen denn, 30. Jan. 1648, einen Frieden, in welchem sie dieselben als freien Staat anerkannten. Seit 1639 hatten sich die Generalstaaten Hochmogende genannt, und sie waren eine wahrhaft hohe Macht geworden.


Fig. 263. Don Carlos.

Völlige Freiheit für das Evangelium war errungen; doch gewahren wir auch hier eine Hemmung der Reformation. Denn die südlichen Provinzen blieben unter Spanien und in ihnen wurde der evangelische Glaube, der doch reichlich gesproßt hatte, gänzlich ausgereutet. Auch im Zeitlichen sanken die südlichen Staaten unter der dummdespotischen spanischen Regierung tief herab, während die nördlichen zum größten Flor gelangten. Diese bauten starke Dämme gegen die Meeresfluten, daß das wohlgeschützte Land fröhlich gebaut werden konnte. Sie betrieben Manufakturen und Fabriken und ihren ausgebreiteten Handel mit regstem Fleiß. Schon während des Krieges fuhren sie nach andern Weltteilen; sie nahmen Java in Besitz, wo sie 1620 die Stadt Batavia, die herrlichste Asiens, gründeten; sie nahmen dort Ceylon, Malakka, die Molukken und fast alle portugiesischen (damals spanischen) Besitzungen weg; sie legten an der Südspitze Afrikas die Kapstadt an, die von hoher Bedeutung wurde ꝛc. Sie stifteten ihre ostindische Handelsgesellschaft, durch welche ihr Kaufmannsgeschäft und ihre Macht noch einen größeren Aufschwung erhielt. Im 17. Jahrh. wurden die Holländer das erste Handelsvolk, während es mit Spaniens und Portugals Handel samt dem der Hansestädte auffallend rückwärts ging. Was aber früher Brügge, dann Antwerpen war, das wurde jetzt das holländische Amsterdam, das Herz des europäischen Handels.

In religiöser Hinsicht gab es noch Wirren, obwohl hier zuerst, in Flugschriften 1579, der Gedanke völliger Glaubensduldung, weil die Religion mit der Politik gar nichts zu schaffen habe, sich Bahn brach. Jak. Arminius, Prediger in Amsterdam, verwarf die Calvinische Prädestinationslehre, ging aber auf der andern Seite so weit, daß er an den Pelagianismus streifte. Gegen seine Lehre erhob sich der streng calvinische Professor Gomarus zu Leyden und verteidigte den unbedingten Ratschluß Gottes zur Seligkeit und Verdammnis. Es entspann sich ein heftiger Kampf zwischen beiden unter allgemeiner Teilnahme von Theologen und Laien. Ein Religionsgespräch zu Haag, 1611, führte zu keiner Verständigung. Hierauf geboten die Generalstaaten Friede zwischen den Streitern, aber auch strenges Halten am reformierten Lehrbegriff. Arminius' Anhänger, meist reiche Kaufleute, die für Gewissensfreiheit einstanden, gaben sich nicht zufrieden, sondern reichten gegen den Beschluß der Stände eine Remonstration (Gegenerklärung) ein, davon sie Remonstranten genannt wurden. Der große Staatsmann Oldenbarneveld und der berühmte Gelehrte Hugo Grotius, der erasmisch dachte, schlossen sich ihnen an, und nun

spielte auch die Politik in den Streit herein. Barneveld war als Haupt der strengen Republikaner oder Provinzialpartikularisten in Opposition gegen den Statthalter Moriz getreten, welcher als Soldat den Einheitsdrang vertrat. Er stellte sich eifervoll an die Spitze der Gomaristen oder Contraremonstranten, die im niedern Volk und in der Geistlichkeit den meisten Anhang fanden. Auf seinen Betrieb versammelte sich 1618 eine große Synode zu Dortrecht, an der auch viele auswärtige reformierte Theologen teilnahmen. Sie verwarf die Lehre der Arminianer und exkommunzierte dieselben als Feinde der Kirche. Hierauf setzte Moriz ein außerordentliches Gericht ein, welches den 72jährigen Barneveld für schuldig erklärte, die Religion gestört zu haben, sofern er darauf beharrte, jeder Provinz stehe das Recht zu, die religiösen Angelegenheiten ihres Gebiets nach Gutdünken zu regeln. Er wurde Mai 1619 enthauptet, sein Genosse Grotius auf Lebenslang ins Gefängnis gelegt. Letztern befreite jedoch seine Frau, die ihn in einer Kiste, als wären's Bücher, aus dem Gefängnis tragen ließ. Der Arminianismus wurde in den Generalstaaten unterdrückt, bis Moriz starb, 1625.

§ 5. Frankreichs Religionskriege. Heinrich IV.

Nach Frankreich war die Reformation zuerst von Deutschland hinübergekommen, und es hatte Luthers Lehre namentlich im Süden des Landes, wo auch noch Waldenserſamen vorhanden, empfänglichen Boden gefunden. Noch viel mehr aber, in allen Gegenden des weiten Reiches, breitete sich s. 1550 der Calvinismus aus. Die Protestanten erhielten den Spottnamen Hugenotten (wahrscheinlich von Genf her, Eidgenots). Gleich nach seinem Entstehen wurde auch hier der Protestantismus verfolgt, unter Franz I. (S. 498). Ein reichbegabter aber leichtfertiger Fürst, der es außerhalb Frankreichs mit den Protestanten, ja mit den Türken hielt, um der Macht des habsburgischen Hauses entgegenzuwirken, innerhalb seines Reiches die Ketzer bitter und grausam bekämpfte. Schon 1524 f. wurden die ersten Lutheraner verbrannt, 1545 die Waldenser in 22 Ortschaften niedergemetzelt. Er ließ gegen die Ketzer einen Vertilgungskrieg führen, und erlustigte sich mit seinen Kindern am Anblick der grauenhaften Martern und Hinrichtungen.

Nach ihm (1547—59) regierte sein Sohn Heinrich II. Ein beschränkter, schwacher, von seiner 48jährigen Geliebten Diana, wie von einer alten Zauberin, geleiteter Fürst. Er heiratete die erst 14 Jahre alte Katharina von Medici, welche zu Frankreichs Unstern reifte. Gegen die Protestanten verhielt er sich ähnlich wie sein Vater: in Deutschland unterstützte er sie gegen Habsburg, verband sich mit Moriz von Sachsen wider Karl V., bei welcher Gelegenheit er die lothringischen Bistümer (S. 519) einsteckte, im eignen Lande verfuhr er mit ihnen noch härter als sein Vater. Ihm eroberte 1558 der tapfere Franz von Guise die Seestadt Calais zurück, den letzten Ort, den die Engländer noch besaßen (S. 443). Heinrich II. starb an einer Wunde von einem Lanzensplitter, der ihm bei einem Turnier ins Auge fuhr.

Ihm folgte sein 16jähriger Sohn Franz II., der Maria Stuart, die spätere unglückliche Königin von Schottland (S. 565) ehelichte. Nun wurde die chambre ardente (Feuerkammer) eingerichtet, ein besonderer Gerichtshof, welcher sich mit Aufsuchung der vom katholischen Glauben Abgewichenen beschäftigen mußte und seinen Namen daher hatte, daß er gewöhnlich auf Feuertod erkannte. Eine Verbrennung von Ketzern folgte der andern, und der Pöbel wurde ganz versessen auf solche „prachtvolle Schauspiele". Man verschönerte und verlängerte sie auch, indem man die Verurteilten an Gerüsten mit Ketten übers Feuer herabließ und sie von unten auf briet! Trotz der grausamen Hinwürgung der Hugenotten mehrten sich diese doch erstaunlich, und hielten 1559 ihre erste Synode in Paris, welche Bekenntnis und Kirchenordnung in Calvins Geist festsetzte. Besonders unterm Adel, ja selbst in den höchsten Kreisen der Gesellschaft gewann das Evangelium Freunde. Ihr erinnert euch, daß seit 987 das Haus Capet in Frankreich herrschte: eine Linie desselben hieß Valois und diese führte seit 1328 das Scepter; eine andere war Bourbon. Das Haupt der

Bourbonen nun, Anton, Fürst von Bearn und Titularkönig von Navarra (einem kleinen Reiche nördlich von den Pyrenäen) neigte sich wenigstens zum Evangelio; seine Gemahlin, die ausgezeichnete Johanna d'Albret, bekannte sich aufs entschiedenste zu demselben und ebenso sein jüngerer Bruder, der Prinz Ludwig von Condé. Dazu kamen dann die drei Brüder Chatillon, Neffen des Connetable von Montmorency, General Franz v. Andelot, Admiral Kaspar von Coligny und der Kardinal Odet. Zu den erbittertsten Feinden des Protestantismus gehörte dagegen die Mutter des Königs, die geistreiche, unschlüssige, aber gewissenlose und schlau berechnende Katharina von Medici, und dann das herzogliche Geschlecht der Guisen (ein in Frankreich eingebürgerter Nebenzweig des Hauses Lothringen, auch Capetinger), das gegenwärtig das Ruder des Staats in Händen hatte. Die Königin Marie war ihre Nichte.

Diese Guisen veranlaßten eine neue greuliche Verfolgung der Hugenotten, indem sie den knabenhaften König zum Erlaß eines Ediktes vermochten, welches alle religiösen Versammlungen der Ketzer und jegliche Äußerung des Ketzerglaubens bei Todesstrafe verbot. Alsobald wurden alle Gefängnisse voll und es erfolgte eine Masse von Hinrichtungen. Darüber geht ein Sturm durch die so zahlreich gewordenen Protestanten Frankreichs hin. Furchtbar erregt, wollen sie sich nun für die Freiheit ihres Glaubens zu Schutz und Trutz vereinigen, sie schließen sich zusammen und ernennen den Prinzen Condé zu ihrem Führer. Dieser dachte zunächst nur darauf, sich der Person des Königs zu bemächtigen, um ihn der unberechtigten Herrschaft der Guisen zu entziehen, und so von ihm günstigere Bestimmungen für die Protestanten zu erlangen. Allein sein Anschlag wurde vereitelt, nicht lange darauf er selbst durch Hinterlist der Guisen gefangen, schon sollte er sterben, als plötzlich der König erkrankte und, 17 Jahre alt, verschied. Doch Hunderte der Verschworenen wurden hingerichtet.

Demselben folgte sein zehnjähriger Bruder Karl IX. (1560—74). Für den Unmündigen überkam die Mutter Katharina das Regiment, nach welchem sie längst begierig getrachtet; aus eifersüchtigem Verdruß auf die nach der Krone strebenden Guisen zog sie vorerst gelindere Saiten gegen die Hugenotten auf und gab auch den Condé frei. Als bei einer Versammlung der Reichsstände, 1560, die Mehrheit aussprach, es sollte den Hugenotten Gewissensfreiheit gewährt und in jeder Stadt eine Kirche eingeräumt werden, versuchte man es mit einem Religionsgespräch in Poissy, 1561, konnte sich aber nicht vereinigen. Bereits zählte man 2500 protest. Gemeinden. Bald darauf erschien ein königliches Dekret, 1562, nach welchem die Protestanten alle Kirchen in den Städten zu räumen hatten; auf dem Lande aber durften sie ihren Gottesdienst halten, mußten nur die der katholischen Kirche entzogenen Güter (Kirchen rc.) herausgeben. Das paßte aber den Guisen nicht, so brachten sie den ersten einer Reihe von Religionskriegen zum Ausbruch, welche fast 40 Jahre lang das schöne Frankreich zum Schauplatz jammervollen Greuels und Elends machten.

Vor dem Städtchen Vassy hielten 1200 unbewaffnete Protestanten, 1. März 1562, Gottesdienst in einer Scheune, als Franz von Guise (Fig. 264) mit bewaffnetem Gefolge heranritt. Letzterer störte mutwillig den Gottesdienst, ja hieb unter lautem Gebrüll ein, bis 260 Protestanten in ihrem Blute lagen. Dieses Blutbad von Vassy, baten die Protestanten, sollte die Regierung bestrafen; sie that nichts, vielmehr zog Guise triumphierend in Paris ein und bemächtigte sich des Königs. Er wurde zum Generalstatthalter ernannt. Da empörte sich das Herz Condé's, und hinblickend auf die große Zahl seiner Glaubensgenossen im Lande (denn trotz aller Bedrückungen und Schlächtereien war nun fast ein Drittel der Bevölkerung protestantisch) beschloß er, ihnen Duldung zu erkämpfen. Dazu gewann er den berühmten Admiral Coligny, einen überaus kriegstüchtigen, dabei fest protestantischen und sehr

edeln Mann. Anfangs zwar widerstrebte derselbe, denn er wollte das Schwert nicht gegen seine Obrigkeit kehren; aber Katharina selbst bat Condé um ihre und des Königs Befreiung, auch schien hugenottischen Juristen und Theologen eine solche Schilderhebung für die heilige Sache erlaubt. Auf Condés Ruf traten ein zahlreicher Adel und die Bürger vieler Städte unter die Waffen und es versammelte sich ein großes Hugenottenheer. Die Gegenpartei, gestützt auf die großen Städte und Spanien, rüstete sich auch mit Macht, und so brach denn, 1562, ein harter Krieg aus, in welchem die Protestanten anfangs siegten, später jedoch in Nachteil gerieten. Sie schlossen daher einen Vertrag mit den Engländern, der diesen Havre überlieferte. Als aber der grausame Franz von Guise bei der Belagerung von Orleans durch einen protestantischen Edelmann hinterrücks erschossen ward, bewirkte bei Katharina die Freude, dieses Nebenbuhlers los zu sein, daß sie mit den Hugenotten den Frieden von Amboise schloß, 1563, welcher dem Adel völlige, den Städten beschränkte Religionsfreiheit gewährte.


Fig. 264. Franz von Guise.

Dieser Friede aber war von kurzer Dauer. Wiewohl Karl IX. 1563 großjährig erklärt wurde, leitete ihn doch seine Mutter beständig fort. Einmal, 1565, kam sie auch mit ihrer Tochter, der Königin von Spanien, und dem großen Ketzerfeinde Alba zusammen, der sie besonders ermahnte, die Häupter der Hugenotten durch Meuchelmord wegzuräumen. Der Nuntius klagte 1565 dem Papst, halb Frankreich sei hugenottisch. Im Grunde waren die Protestanten immer eine Minderheit, aber eine festorganisierte, da auch Prinzen sich der strengen Kirchenzucht beugen mußten. Da nun die Hugenotten von fanatischen Katholiken je und je angegriffen wurden und der Hof 6000 katholische Schweizer in Sold nahm, brach 1567 der zweite Religionskrieg und nach abermaligem Frieden, 1568, als ein königlicher Erlaß alle den Protestanten gemachten Vergünstigungen aufhob, ein dritter los.

Während dieser Religionskriege fielen von beiden Seiten ungemeine Grausamkeiten vor, doch die meisten und schauerlichsten von seiten der Katholiken. Die Hugenotten verwüsteten Kirchen und Klöster, verstümmelten die Heiligenbilder, brandschatzten den reichen Klerus, mißhandelten Priester und Mönche und töteten ihrer viele. Die Katholiken hieben ganze Besatzungen nieder, die sich ergeben hatten, schändeten Weiber und Mädchen, zerhackten Kinder und begruben sie lebendig, quälten Greise langsam zu Tode, schlitzten Schwangern den Leib auf und warfen die Frucht den Hunden vor; die Ketzer wurden von ihnen geblendet, lebendig geschunden, an den Füßen aufgehängt, an Pferdschweifen geschleift, in Kalköfen geworfen ꝛc.

Der dritte Krieg fiel zunächst für die Protestanten sehr unglücklich aus. Sie wurden hart geschlagen und verloren 1569 ihren trefflichen Führer Condé, welcher gefangen und von einem katholischen Offizier meuchlings erschossen ward. Allein seine Stelle wurde ersetzt, die Königin Johanna d'Albret führte selbst ihren 16jährigen, aber sehr hoffnungsvollen Sohn Heinrich von Navarra begeistert herbei, daß er hinfort an der Spitze der Protestanten kämpfe. Und ihm zur Seite stellt sich der Sohn des Gemordeten, Prinz Heinrich von Condé, auch ein wackerer junger Recke. Und noch lebte der bewährte, rastlos thätige Coligny, welchen die Hofpartei am meisten fürchtete, also daß ihn der König ächten und auf seinen Kopf einen Preis

von 50000 Goldgulden setzen mußte. Vornehmlich durch Coligny belebt, erhoben sich allerwärts wieder hugenottische Streiter, und schon zieht ein durch Deutsche aus der Pfalz verstärktes mächtiges Heer derselben gegen das königliche heran; diesem versagten die schweizerischen und italienischen Hilfstruppen, während Philipp ruhig zusah, wie sich das Nachbarland zerfleischte. Da sieht sich der Hof von Furcht und Geldmangel bewogen, abermals einen „ewigen und unwiderruflichen" Frieden mit den Hugenotten, zu S. Germain en Laye 8. Aug. 1570, und unter so günstigen



Fig. 265. Admiral Coligny. (Nach einem Gemälde in Paris.)

Bedingungen für sie zu schließen, daß ihnen nicht nur überall außerhalb Paris freie Religionsübung gestattet wird, sondern auch vier Sicherheitsplätze, la Rochelle, la Charité, Montauban und Cognac, eingeräumt werden.

Pius V. und Philipp waren wütend über diese Schwenkung der Königsmutter. Der Hof näherte sich auf einmal den Hugenotten, sowie den mit ihnen sympathisierenden Fürsten des Auslands. Katharina stiftete eine Vermählung ihres Sohnes Karls IX. mit der Tochter des protestantenfreundlichen Max II., einem andern suchte sie die Hand der Königin Elisabeth zu verschaffen. Sie verkehrte mit den Hugenotten=

häuptern ganz leutselig. Dem jungen König von Navarra verlobte sie ihre eigene Tochter Margareta, auf daß eine recht enge Verbindung der bisher zwieträchtigen Parteien geschlungen werde. Selbst der gefürchtete Coligny, dessen Bild bereits am Galgen hing, wurde wieder an den Hof gerufen und mit Ehrenbezeugungen überhäuft. „Nun hab' ich Euch," sprach der König im Sept. 1571 bei seiner Begrüßung. „Jetzt lassen wir Euch nicht mehr los! das ist der glücklichste Tag meines Lebens!" Er war kindlich-zärtlich gegen ihn und nannte ihn seinen „Vater". Coligny schien nun die Geschicke Frankreichs zu leiten: er sollte im Bunde mit England die Niederländer gegen Spanien unterstützen.

Man hoffte am Hofe, die vornehmen Ketzer durch Ehren und Vorteile von ihrer Religion abzubringen. Doch schwankte man noch, ob Spanien der Krieg zu erklären sei; nicht nur trat Katharina für Philipp und den Papst ein, sie fürchtete auch, ihren Einfluß auf ihren Sohn an Coligny zu verlieren, der immer mehr sein Vertrauter ward. Als Coligny im königlichen Rat, 9. Aug., zum Krieg drängte, gewann Katharina die meisten Stimmen dagegen und auch der König schloß sich ihr an zu Colignys tiefem Schmerz.

Zur Hochzeit Navarras, welche 18. Aug. 1572 gefeiert ward, zogen, wie vorauszusehen, protestantische Adelige und Angesehene von allen Seiten nach Paris. Aber noch vorher starb plötzlich seine fromme Mutter (an Gift?); und mitten unter den Festlichkeiten traf Katharina mit ihren Vertrauten Anstalt zur Vernichtung des verhaßten Gegners. Wohl schöpften einzelne Protestanten Verdacht und entfernten sich aus der Hauptstadt, nachdem sie auch den Coligny vergebens zur Flucht ermahnt hatten. Dieser glaubte nicht an Verrat, eine solche Größe der Falschheit konnte sein redliches Gemüt nicht fassen. Während er, 22. August, von einer Audienz zurückkehrend eine Bittschrift las, fiel ein Schuß aus sicherem Versteck und zwei Kugeln verwundeten ihn an der rechten Hand und am linken Arm. Als aber sogleich der König, begleitet von seiner mißtrauischen Mutter, bei ihm erschien, sich über die Frevelthat entrüstet aussprach und strenge Untersuchung verhieß, da schwanden alle Besorgnisse des Admirals. Katharina fürchtete nun Colignys Rache und beschloß den Untergang seiner Partei. — Am andern Morgen versammelte sie den König und ihre Vertrauten zu einem Rate. Hier teilte sie ihrem Sohne die „große Verschwörung" der Protestanten mit, die Coligny leite, und forderte dessen Tod. Karl glaubte endlich die teuflische Lüge, und erklärte fluchend, dann sollen auch alle Hugenotten sterben, damit ihm keiner nachher Vorwürfe machen könne. Das Unglaubliche ward beschlossen, die Rollen wurden ausgeteilt; reitende Boten brachten an alle Statthalter den Befehl, die Hugenotten zu ermorden. Man bestimmte die Bartholomäusnacht, Sonntag 24. Aug., zur Ausführung. Der junge Herzog Heinrich von Guise und der Marschall von Tavannes leiteten dieselbe.



Fig. 266. Katharina von Medici.

Die fanatisch katholischen Bürger wurden unterrichtet und die Hauptleute der Bürgerwehr befehligt, sich mit dieser in der Nacht vor dem Rathause einzufinden, um auf ein Glockenzeichen vom Louvre (dem Residenzschloß) zum Angriff gegen die Protestanten zu schreiten; zugleich sollten beim Glockenschlag Lichter in die Fenster der Häuser gestellt und die Straßen mit Ketten gesperrt werden; alle Katholiken sollten zur Erkennung ein weißes Tuch um den Arm tragen. Bei diesen Vorkehrungen waltete bewundernswürdige Verschwiegenheit, daß kein Protestant etwas Bestimmtes erfuhr.

Der König erwartete mit Herzklopfen die Stunde. Selbst seine Mutter, die alte Teufelin, wurde unruhig. Als nun um Mitternacht die Glocke des Louvre tönte, erzitterten beide. Zugleich aber stürzen die Herzoge von Guise und von Angouleme mit 300 Geharnischten auf Colignys Haus zu; er sollte das erste Opfer sein.

Das Haus wird umzingelt, erbrochen, die Wache innen überwältigt. Man stürmt in das Schlafzimmer des kranken Greises hinauf. Dieser war aufgestanden, hatte sich an die Wand gelehnt und betete. Ein junger Böhme, Janowicz, brüllte ihn an: „Bist du der Admiral?" Coligny: „Ich bin es! Junger Mensch, du solltest Achtung vor meinem grauen Haupte haben! doch kannst du mein Leben nur wenig verkürzen." Jener stößt ihm sogleich den Degen durch den Leib, zerfleischt ihm noch Gesicht und Brust und ruft zum Fenster hinab: „Es ist geschehen!" Guise unten will sich vom Tode des Verhaßten überzeugen, so wirft man den Leichnam hinunter. Angouleme wischt ihm das Blut aus dem Gesicht; man erkennt ihn und geht befriedigt weg. Der Pöbel schleift den Leichnam fort und hängt ihn an einem Bein am Galgen auf. (Den Kopf sandte die Königsmutter einbalsamiert an die päpstliche Heiligkeit, die ihn mit besonderem Wohlgefallen empfing. Coligny's Tochter aber heiratete Wilhelm von Oranien und wurde durch ihre Enkelin Stammmutter des preußischen Königshauses.) Zugleich mit der Sturmglocke hatte der allgemeine Angriff auf die Hugenotten begonnen. Die im Louvre beherbergten Edelleute wurden in den Hof gerufen und abgeschlachtet. Die Mordscharen drangen in alle Häuser, wo Protestanten sich befanden; diese fahren aus dem Schlafe auf, an die Fenster, vor die Thüren und werden erwürgt. Einzelne Mörder erbeuteten an 10 000 Goldstücke. Etlichen gelingt es, auf die Straße zu entrinnen; aber allenthalben vertreten ihnen Männer mit weißen Binden den Weg, auch die Sperrung der Straßen hindert an der Flucht, sie werden erwürgt. Nicht Weib noch Kind wird geschont; Knaben übten ihre Hand am Mord von Säuglingen. „Die Barmherzigkeit gegen Ketzer galt selbst für Ketzerei." Der Marschall Tavannes stürmte mit bluttriefendem Schwert durch die Straßen und schrie: „Laßt zur Ader! es ist im August so heilsam als im Mai!" Der König wurde von fieberischer Mordlust ergriffen, schrie vom Louvre herab: Tötet! tötet! und soll selbst mit der Jagdflinte auf Flüchtlinge geschossen haben. Umsonst warf sich ihm seine fromme Gemahlin zu Füßen, er spottete der „deutschen Göttin". Während des Angstgeschreis der Überfallenen aber wurden in den Kirchen Lobgesänge zur Ehre Gottes und der hl. Jungfrau gesungen.

Es war eine gräßliche Nacht, in der man das Gejauchze der Geister des Abgrundes vernehmlich hören konnte. Der Tag bricht an über den unaussprechlichen Greueln. Straßen und Häuser kleben von Blut. Drei Tage währte das Morden fort; die Versteckteften wurden hervorgezogen. Dann ließ man seine Wut vollends an den Leichnamen aus, wobei selbst Hofdamen Schandthaten begingen, die man nicht nacherzählen kann. Auch gut papistische Kaufleute und Räte wurden in der Eile umgebracht und ausgeraubt. Das war die Bartholomäusnacht, auch Bluthochzeit genannt, als Nachhochzeit Navarras drei Tage lang gefeiert. — Zugleich floß auch in den Provinzen das Blut der Hugenotten stromweise. Im ganzen wurden 30- bis 70 000 geschlachtet. Dem Heinrich von Navarra und Prinzen Condé drohte der König mit Hinrichtung, wenn sie nicht zur katholischen Kirche zurückkehren würden, und die jungen Männer gingen wieder in die Messe.

Die grause Nachricht durchdrang schnell ganz Europa. Ein ehrlicher deutscher Katholik schrieb: „Das heißt, eine französische Hochzeit gehalten, heißt legem oblivionis verleihen und Glauben halten." Kaiser Max schrieb: „Wollte Gott, mein Tochtermann hätte mich um Rat gefragt; wollt ihm treulich als ein Vater geraten haben, daß er dies gewiß nimmermehr gethan hätte." Philipp II. aber lachte zum erstenmal in seinem Leben, und Gregor XIII. hielt ein

Dankfest zur Verherrlichung dieses glänzenden Sieges der Kirche. Ihm war dies Gemetzel „angenehmer als 50 Siege von Lepanto" (S. 528).



Fig. 267. Szenen aus der Pariser Bluthochzeit. (Nach einem gleichzeitigen Stich.)

Übrigens hatte man die Absicht der Austilgung des Protestantismus in Frankreich lange nicht erreicht. Die meisten der Hugenotten außerhalb Paris ent-

kamen; viele retteten sich durch die Flucht ins Ausland, andere bargen sich hinter den Mauern von La Rochelle, Montauban rc. oder in unzugänglichen Gebirgen. Bald gesammelt, warfen sie sich in den vierten Religionskrieg, 1573, in welchem sich besonders die heldenmütige Verteidigung von la Rochelle, das sie hungernd gegen 9 Hauptstürme hielten, auszeichnete. Sie schloß mit einem Friedensvertrag, 30. Juni 1573, der den Hugenotten nicht genügen konnte. Schon 1574 starb Karl IX., 24 Jahre alt. Er hatte seit der Bartholomäusnacht die fürchterlichsten Gewissensqualen. Die Bilder der Ermordeten, ihr Seufzen und Heulen verfolgten ihn Tag und Nacht. Er magerte ab und suchte Trost bei seiner reformierten Amme, bis die Schwindsucht ihn wegraffte.

Ihm folgte sein Bruder Heinrich III. (1574—89), der Liebling seiner erbärmlichen Mutter. Der war kurz zuvor von den Polen zu ihrem Könige erwählt worden (S. 558); sobald er aber Karls Tod erfuhr, floh er bei Nacht und Nebel, um Frankreichs reizenderen Thron zu besteigen. Das war ein ausbündig liederlicher Fürst, der doch sich den bigottesten Bußübungen unterzog und mit dem Verbot jedes nichtkatholischen Gottesdienstes den fünften Krieg gegen die Ketzer begann. Nun trat eine dritte Partei auf, die Politiker unter Prinz Alençon, welche dem Reiche Ruhe erkämpfen wollten, 1575. Dann floh 1576 Heinrich von Navarra, beraten von dem trefflichen Mornay, vom Hofe zu den Reformierten zurück, welche der junge Condé, sein Vetter, befehligte, und so verstärkte sich, da auch der Königsbruder Alençon und pfälzische Hilfstruppen beitraten, die Macht der Hugenotten so, daß dem König bangte. Da bewilligte er ihnen den Frieden von Beaulieu, 1576, der ihnen Religionsfreiheit allenthalben außer Paris und acht Sicherheitsplätze gewährte.

Darüber entbrannte jedoch die streng katholische Partei in Wut, und unter Leitung Herzogs Heinrich von Guise knüpfte sie „die heilige Ligue“ (Bund), welche nun auf eigene Hand Truppen stellte und den sechsten Krieg mit den Ketzern führte. Der König spielte dabei eine miserable Rolle. Bald trat er auf die Seite der Liguisten, um als guter Katholik zu erscheinen, bald versöhnte er sich (1580) mit den Hugenotten, um nötigenfalls an ihnen einen Rückhalt gegen die Macht der Guisen zu haben, die er mit eifersüchtiger Angst betrachtete. Einmal sandte er auch seinen Bruder gegen die Spanier, da derselbe denn Graf von Flandern und Herzog von Brabant wurde, wegen seiner Unfähigkeit und Tyrannei aber 1583 vertrieben ward und vor Gram starb, 1584. Nun schauen die Augen der entschiedenen Katholiken auf Guise; er wäre, meinen sie, ein würdiger Beherrscher Frankreichs, um so würdiger, da er sein Geschlecht von Karl dem Großen ableitete. Denn da der kinderlose König keinen Erben mehr aus dem Hause Valois hat und den Übergang der Krone an die Linie Bourbon nicht beanstandet, droht hohe Gefahr, diese Krone in Zukunft auf ketzerischem Haupte zu erblicken. So aus Haß und Furcht entspinnt sich denn der Plan, den König in ein Kloster zu stecken, dafür aber den Guise und mit ihm wieder das Karolingergeschlecht auf Frankreichs Thron zu setzen. Allein der König erfuhr von diesem spanischen Plane und suchte sich durch Schweizertruppen zu schützen. Gegen sein Gebot ritt nun Guise in Paris ein (Mai 1588), das Barrikaden erbaut und des Königs Heer hart bedrängt. Jetzt flieht der König, dreht sich aber aufs entschiedenste zu den Liguisten herüber, ruft dann (Okt.) den Guise zu einer Ständeversammlung in den Palast von Blois und läßt ihn niederstoßen. Guise starb 23. Dez. 1588; tags darauf fiel auch sein Bruder, der Kardinal.

Katharina wußte von der ganzen Sache nichts. Sie lag damals krank, doch ging's besser mit ihr. Als aber der König an ihr Bett trat und ihr vergnügt das Geschehene erzählte, da wurde sie von Stund an kränker und starb 5. Jan. 1589. Die niedergeschlagenen Liguisten erhoben sich mit gedoppelter Wut. Eine furchtbare Bewegung ging durch die ganze katholische Bevölkerung hin. Paris brach in offenen

Aufstand los. Die Sorbonne (Professoren der Theologie) entband das Volk vom Gehorsam gegen den König, den der Papst exkommunizierte. Des Ermordeten Bruder Mayenne wurde zum Regenten des Reichs ernannt und von Philipp II. anerkannt.

Der König war scheu geflohen. Was soll er thun? Um sich aufrecht zu erhalten, ist er genötigt, sich mit dem Hugenottenhaupte Heinrich von Navarra zu verbinden. Die Vereinigung beider macht sie aber stark. Sie ziehen mit einem großen Heere vor Paris und belagern es. Mayenne jedoch verteidigt es aufs standhafteste. Die Priester entflammen das Volk zur mutigsten Wehr und Fanatiker verheißen dem des Himmels Lohn, „welcher die Erde von dem Könige als dem größten Lasterknechte befreien würde.“ Da schleicht sich der Dominikaner Clement ins Lager hinaus und thut dem Könige, wie er dem Guise hat thun lassen, stößt ihn meuchlerisch nieder, 31. Juli 1589. Die Valois haben ausregiert nach 261 Jahren.

Clement wird niedergemacht, aber die Liguisten verehren ihn als Heiligen, und Papst Sixtus V. lobt diesen Königsmord als „vergleichbar in heilbringender Kraft der Fleischwerdung und Auferstehung Jesu Christi,“ den Mörder als größer denn Pinehas und Judith.

Heinrich IV. (1589—1610.)

Die nächsten Ansprüche auf den erledigten Thron hatte Heinrich von Navarra, der Bearner genannt, und er war noch von dem sterbenden Könige selbst als sein rechtmäßiger Nachfolger bezeichnet worden. Es leisteten ihm auch sogleich viele den Eid der Treue. Allein ein großer Teil des Heeres, der sich an seinem Protestantismus stieß, ging sofort zu den Liguisten über. Da so diese Partei wieder sehr mächtig wurde und Parma ihr zu Hilfe kam, kostete es ihn einen schweren Kampf, sein Königsrecht geltend zu machen.

Zunächst mußte er die Belagerung von Paris aufheben und sich nach der Normandie wenden, um im Notfall nach England zu flüchten, das ihn mit 5000 Mann Truppen unterstützte. Von der liguistischen Übermacht bei Arques gefaßt, rief er in der Not einem Prediger zu: den Psalm angestimmt! und unter dem Gesang des 68. Psalms warf er den Feind. — 1590 kam es bei Ivry zu einer Hauptschlacht. Er war froh, daß sich's entscheiden sollte. Nachdem er seine Anstalten aufs beste getroffen, warf er sich vor dem Heere auf die Kniee nieder und betete um Sieg; doch „solle Gott ihm statt des Sieges den Tod geben, wenn er vorherwisse, daß er Frankreich schlecht regieren würde.“ Die Soldaten weinten und riefen begeistert: Es lebe Heinrich IV.! Hierauf redete er noch feurige Worte zu ihnen, die also schloßen: „Und wenn ihr eure Standarten verlieren solltet, so sehet noch auf meinen weißen Federbusch, ihr werdet ihn immer vorne finden!“ Heinrichs Helmbusch wogte voran und die Seinen arbeiteten ihm nach und erlangten einen herrlichen Sieg. An diesem hatte nächst Heinrichs Leitung auch sein eigener Degen rühmlichen Anteil, denn der war nach der Schlacht voll Scharten. Aber denen, welche die Fliehenden verfolgten, rief er nach: „Schonet der Franzosen!“ Die Gefangenen behandelte er äußerst gelind.

Am Ziel aber ist er noch nicht. In Paris steht der Thron. Er belagerte die Hauptstadt wiederholt; sie ergiebt sich nicht. Selbst Priester und Mönche bewaffnen sich und rufen alle Arme, die Waffen führen können, zum Streit gegen ihn auf. Er umschließt die Stadt so enge, daß der Hunger entsetzlich in ihr wütet, daß sie Brot backen aus gemahlenen Menschenknochen 2c.; binnen drei Monaten verhungern 12 000 Menschen; umsonst, sie ergiebt sich nicht. Spanier nahen, sie zu entsetzen; da kommen Engländer den Belagerern zu Hilfe. Jenen steigt nur die Wut, man hängt schon die Verdächtigen. Doch fängt der Mayenne zu unterhandeln an. — Da blickte der pfiffige Bearner darauf hin, daß das arme Frankreich nicht zur Ruhe kommen werde als unter einem katholischen Herrscher, der zugleich den Evangelischen gerecht sei, und dachte, ich will den Glauben wechseln, um Frankreich Frieden zu schaffen. Ein Kebsweib bearbeitete den leichtsinnigen Mann. Auch viele Hugenotten fürchteten gänzliche Vernichtung ihrer Kirche, wenn die bisherigen Zustände fort-

dauern sollten: denn die Protestanten, vorher ein Drittel der Bevölkerung, waren schon durch Verfolgung, Krieg, Auswanderung und Abfall bis auf ein Zehntel derselben zusammengeschmolzen, während die katholische Kirche sich auch geistig ermannt hatte. Umsonst gewarnt von seinem Mornay, veranstaltete er eine Scheindisputation, nahm einen Vormittag Unterricht und schwur 25. Juli 1593 in St. Denis seinen Glauben ab. Nun ergaben sich ihm die Städte und Provinzen nacheinander, 22. März 1594 öffnete ihm auch Paris die Thore und er zog unter dem Jubel der Bewohner in seine Residenz ein, der Mann von schöner Gestalt, mit klaren Augen, Adlernase, frischen roten Wangen, feingelocktem Haare, und von scharfem, klarem Geist und weitem Herzen, dabei der listigste Fürst der Welt. Selbst die Sorbonne und der Mayenne huldigten ihm, 1596.

Der neue König zeichnete sich durch Wohlthun und Verzeihen aus. Ehemaligen Todfeinden machte er freundliche Besuche; den Führern der Liguisten zahlte er Millionen aus. Er sprach: „Ich will alles vergessen, und da mir Gott vergiebt, ob ich es gleich nicht verdiene, will ich auch meinen Unterthanen verzeihen." Er verband sich fast jedermann durch seine Leutseligkeit. Den abziehenden 3000 Spaniern wünschte er glückliche Reise, „aber kommt nicht wieder"! Dagegen lohnte er keinem seiner alten Freunde, und die Summen, welche ihm die Reformierten (auch aus Deutschland und der Schweiz) vorgeschossen hatten, zahlte er nie zurück. Fanatiker blieben freilich doch. Ein gewisser Chastel machte einen Mordversuch auf ihn, verwundete ihn jedoch nur leicht. Bei der Untersuchung stellte sich heraus, daß ihn die Jesuiten dazu angestiftet hatten, die deshalb von den Parlamenten aus Frankreich verbannt wurden. (Sie kehrten aber wieder.) Am Ende absolvierte ihn 1595 auch Papst Clemens VIII.

Er war wohl nun selbst Katholik und ertrug den Zwang der Kirchengebräuche mit aller Ausdauer, allein er sorgte auch für die Religionsfreiheit der Reformierten. Am 30. April 1598 erließ er das berühmte Edikt von Nantes, durch welches sie fast gleiche Rechte mit den Katholiken erhielten; „sie sollten überall freien Gottesdienst haben, wo sie ihn bisher schon übten, ihre Sicherheitsplätze behalten, in bürgerlicher Beziehung aber nicht gegen die Katholiken zurückstehen." Insonderheit war noch eingeschärft, daß beide Teile friedlich nebeneinander leben und sich gegenseitig aller Kränkungen enthalten sollten. Doch ward das Edikt erst 1600 in ganz Frankreich kräftig. So war denn die langjährige Not der Protestanten Frankreichs geendigt; so nämlich, daß, während sie mit Freudenthränen ihren Helfer lobten, der hohe Adel rasch seinem Beispiele folgte und die Bekehrung der Starrköpfe durch allerhand milde Mittel zu einer feinen Kunst ausgebildet wurde. — Da nun auch zu Vervins, Mai 1598, Friede mit Spanien, das er s. 1595 lässig bekriegt hatte, geschlossen wurde, kehrten schöne Tage der Ruhe und Eintracht, des Wohlstandes und des Glückes für Frankreich ein. Heinrich regierte mit größter Sorgfalt; er hatte allerdings viel zu bessern. Adelsempörungen warf er rasch nieder. Am schlechtesten sah es in den Finanzen aus; sie waren durch das verschwenderische Leben der vorigen Herrscher und die grausigen Religionskriege jämmerlich zerrüttet. Heinrich berief seinen alten Freund und Waffengenossen, den Protestanten Sully, zum Finanzminister, einen Mann von ungewöhnlicher Rechtschaffenheit, Klugheit und Festigkeit, durch dessen zweckmäßige Einrichtungen und weise Sparsamkeit, die selbst den König beschränkte, der Staatshaushalt wieder ganz in Ordnung kam. An der Staatsschuld wurde beständig abbezahlt und bald noch etwas jährlich zurückgelegt.

Heinrich förderte die Wohlfahrt seines Volkes nach Vermögen, doch in ziemlich selbstherrischer Weise, indem er seit 1597 keine Generalstände mehr berief. Die Großen verdrängte er von den Staatsgeschäften durch zuverlässige Beamte, die er ihnen beiordnete, und er wußte immer den richtigen Mann an den richtigen Ort zu stellen. Statt des spanischen begründete er das französische Übergewicht in Europa. Er erließ den Bedrängten rückständige Steuern, unterstützte die fleißigen Gewerbtreibenden, eröffnete dem Handel Verkehrswege, gründete das große Kanalsystem, das die Küstenstriche mit dem Binnenlande verbindet, kolonisierte Kanada und schickte die Soldaten

heim, das verödete Land wieder anzubauen. Er wollte es dahin bringen, „daß jeder Bauer sonntags sein Huhn im Topfe habe". Unter seinen Unterthanen bewegte er sich wie ein Vater, scherzte auch mit ihnen. Als er einst ermüdet in eine Stadt einzog, stand der Bürgermeister unterm Thor, um eine Standrede an ihn zu halten. Derselbe begann: „Allerdurchlauchtigster, allmächtigster, allergnädigster," da unterbrach ihn Heinrich: „Setzt hinzu: allerhungrigster König, und laßt mich hinein!"

Schon wollte er aus Anlaß der Jülichschen Händel (S. 536) 1610 gegen Spanien und Habsburg losschlagen. Allein ehe er zur Armee abging, wurde er ermordet. Er fuhr zu Sully in einer offenen Kutsche. Sie mußte am Eingang einer Straße halten, die von beladenen Wagen gesperrt war. Während man diese entfernte, stieg ein Mensch aufs hintere Rad der Kutsche und stieß einen Dolch zweimal in das Herz des Königs, welcher sogleich tot zurücksank, 14. Mai 1610. Der Mensch war ein Schullehrer Ravaillac, der aus Eifer für Gott den Ketzerkönig erdolcht haben wollte, und später äußerte, wenn er gewußt hätte, wie lieb das Volk den König gehabt, würde er seine That unterlassen haben. Ravaillac wurde zu Tode gemartert, blieb aber dabei, keine Mitschuldigen zu haben.



Fig. 268. Heinrich IV.

Dieser Königsmord erschütterte Frankreich wie ein Donnerschlag; noch lange sprach das Volk, das ihm seine ehliche Untreue nicht hoch anrechnete, mit Rührung von seinem Henri quatre, „dem Großen und Guten". Ein spanischer Kardinal aber rief bei der Nachricht aus: Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein! Und der Papst weinte zwar vor dem französischen Gesandten, zum belgischen aber sprach er: „Der Herr der Heerscharen hat das gethan, weil jener dahin gegeben war in verkehrten Sinn."

Auf Heinrich IV. folgte Ludwig XIII. (1610—43), sein erst 9jähriger Sohn aus der zweiten Ehe, die er nach Scheidung der ersten 1600 mit Maria von Medici geschlossen hatte. Sie war eine Verwandte der Katharina, auch in ihrer Ränkelust; und sie führte lange die Regierung für ihren Sohn, der übrigens zeitlebens schwach blieb. Da kam nun eine jämmerliche Günstlings- und Jesuitenherrschaft auf. Noch einmal, 1614, wurden die Generalstände einberufen, die nichts Gutes zu schaffen wußten. Die Einkünfte des Staates wurden wieder verschleudert, die Sitten von oben her vergiftet und das emporgehobene Frankreich sank in jeder Hinsicht zurück, bis der gewaltige Kardinal Richelieu 1624 die Zügel des Staates ergriff. Wie er die Macht der Großen brach, so waren jetzt auch die Tage des Friedens für die Hugenotten vorüber. Sie wurden aufs neue gedrückt: es entstanden abermals Kriege, die unglücklich für sie verliefen; ein fester Platz nach dem andern wurde ihnen genommen, bis auch 1628 la Rochelle, das Hauptbollwerk ihres Widerstands, fällt. Indessen genossen sie hinsichtlich der Übung ihres Gottesdienstes unter Ludwig XIII. doch im ganzen Duldung, die erst dessen Sohn ihnen völlig entzog.

§ 6. Ein kurzer Hinblick auf Polen.

Auch unter dem slavischen Volke der Polen hatte die Reformation Eingang und, so angestrengt Klerus und Könige dagegen arbeiteten, eine ziemliche Verbreitung gefunden. Es war das lutherische und kalvinische Bekenntnis ins Land gekommen; schon vorher hatten sich auch böhmische Brüder hineingezogen. Der Vertrag vom 28. Nov. 1562 sicherte ihnen unverkümmerte Aufrechterhaltung des evangelischen Bekenntnisses zu. Sigmund August (1548—72) war ihnen geneigt und forderte selbst vom Papste Zulassung der Priesterehe, des Kelchs und der Landessprache, natürlich umsonst. Joh. Lasky, Flüchtling um des Glaubens willen, kehrte 1556 zurück und übersetzte die Bibel († 1560). Die Streitigkeiten der protestantischen Parteien untereinander konnten dem weitern Wachstume des Evangeliums nicht zuträglich sein. a. 1570 jedoch schlossen Lutheraner, Reformierte und böhmische Brüder die Vereinigung von Sendomir: „Die lutherische Abendmahlslehre in melanchthonisch vermittelnder Fassung solle gelten; gemeinschaftlich wollten sie gegen die Angriffe der Katholischen stehen.“ Durch diese Vereinigung stark, gelang es ihnen 1573, den Katholiken einen „ewigen Frieden“ und Gleichheit der Rechte abzugewinnen.

Eben, 1572, war mit Sigmund II. der jagellonische Mannsstamm erloschen. Von da an war Polen ein Wahlreich. Erstlich wurde der französische Prinz Heinrich zum König gewählt, der den ewigen Frieden beschwören mußte, aber nach vier Monaten heimlich auf und davon ging (S. 554); zum andern ein Großfürst von Siebenbürgen, Stephan Bathory, der rühmlich regierte, aber seinen Schwur nur notdürftig hielt; zum dritten ein schwedischer Prinz, Enkel Gustav Wasas (S. 510), welcher 1587 (—1632) als Sigmund III. den Thron bestieg. Dieser Wasa, von den Jesuiten beherrscht, wurde ein grimmiger Feind des Protestantismus. Er hielt sich berufen, im östlichen Europa solch ein Verfechter der katholischen Kirche zu sein, wie Philipp II. im westlichen. Er verfolgte die Protestanten unausgesetzt mit allen Mitteln, während der Adel sich den Jesuiten ergab, so daß jene auf ein kleines Häuflein zusammenschmolzen im traurigen Polenland. Er erbte 1592 auch den schwedischen Thron; als er aber die Jesuiten auch hier wühlen und hetzen ließ, trat ihm sein Oheim Karl entschlossen entgegen und errang als „Bauernkönig“ 1604 die Krone Schwedens.

Die Anhänger der griechischen Kirche in den eroberten westrussischen Gebieten wurden 1596 auf einer Synode in Brescz mit der römischen Kirche uniert, so daß ihnen doch Priesterehe und Laienkelch gelassen wurden. Die orthodoxen Bischöfe fügten sich diesem Wechsel, um ihre Stellung im Senat nicht zu verlieren. Sigmund starb 1632, nachdem ihm von seinem Neffen, Gustav Adolf, sein Reich bedeutend geschmälert war.

§ 7. Die Reformation in England und Schottland.

Von der Reformation in England haben wir noch gar nicht geredet, einmal weil der allerdings frühzeitige Anfang derselben diesen Namen kaum verdient, und dann um ihren ganzen Verlauf beisammen zu haben.

In England herrschte 1509—47 Heinrich VIII., ein begabter, aber leidenschaftlicher, störriger Fürst, besonders eingebildet auf seine große Gelehrsamkeit. Er war anfangs ein starrer Papist, verfolgte die Lutheraner, die da und dort auftauchten und schon 1526 durch den Märtyrer Tyndal eine Übersetzung des Neuen Testaments bekamen, ja er schrieb selbst ein Buch (1521) gegen Luther, wofür ihm der Papst den Beinamen „Verteidiger des Glaubens“ spendete. Aber wie hatte der Papst sich an dem Manne verrechnet! Heinrich ward selbst noch ein Reformator, und das ging also zu. Er wurde seiner alternden spanischen Gattin Katharina müde; diese war zuerst seines älteren Bruders Gemahlin gewesen, Papst Julius II. hatte aber die

ungesetzliche zweite Ehe gestattet. Als jetzt der Papst, um bei Karl V., dem Neffen Katharinas, nicht anzustoßen, die verlangte Scheidung verzögerte, so ergrimmte Heinrich gegen ihn. Er wünschte sein Hoffräulein, Anna Boleyn, zu ehelichen, und dazu schien dem Dr. Th. Cranmer nur nötig, daß jene erste Ehe für ungültig erklärt werde. Heinrich ließ sich ein Universitätsgutachten ausstellen, daß seine Ehe mit Katharina wegen zu naher Verwandtschaft ungültig sei; daraufhin verstieß er sie und heiratete die Boleyn, Jan. 1533. Jetzt drohte der Papst mit dem Bann. Da ward er wütend und riß sich ohne weiteres samt seinem Königreiche, das darüber dem Interdikt verfiel, von Rom los, 1534. Der König erklärte sich selbst zum Oberhaupt der englischen Kirche und verfaßte 1539 einen eigenen Glauben für seine Unterthanen, der freilich noch gut katholisch war.

Da figurierte noch die Ohrenbeichte, die Messe, der Cölibat rc. Auch die Mönchsgelübde ließ er stehen, wiewohl er 376 (643?) Klöster im Lande nach einander samt so vielen frommen Stiftungen aufhob, um ihr Vermögen einzuziehen. Er raubte zu seinem schwelgerischen Leben Geld von allen Seiten zusammen, beging die größten Willkürlichkeiten und Ungerechtigkeiten und ließ Widersprechende in Scharen hinrichten. Wer das Evangelium bekannte, mußte sterben, ebenso, wer diesen Landespapst nicht anerkannte. Auch die Anna, gegen die er Argwohn der Untreue gefaßt, verlor 1536 ihr Haupt, sowie noch eine von den sechs Gemahlinnen, die er nach einander hatte, 1543. Seine Tyrannei, welche die Engländer wundersam geduldig trugen, wuchs von Jahr zu Jahr, bis er 28. Jan. 1547 starb.

Auf Heinrich folgte Eduard VI., sein erst neunjähriger Sohn von seiner dritten Frau. Unter diesem aber führte nun der Erzbischof Cranmer von Canterbury einen reinern Lehrbegriff, eine wirklich auf Gottes Wort gründende Reformation ein. Es hielt nicht schwer mit der Einführung; noch war Same von Wicklif (S. 420) vorhanden; das Licht von Wittenberg hatte auch nach England hinübergeschienen; noch mehr war der Protestantismus von den Niederlanden und Frankreich aus eingedrungen. Cranmer brachte das allgemeine Gebetbuch (common prayer-book) 1549 und 1552, ein gemäßigt calvinisches Glaubensbekenntnis zur Annahme, wodurch die neue Lehre und der neue Kultus normiert wurden. Die Reformation machte so große Fortschritte, daß bald halb England ihr beipflichtete. Allein der geistig frühreife Eduard starb schon 1553, erst 15 Jahre alt, und jetzt trat eine unheilvolle Veränderung ein.


Fig. 269. Johanna Grey.

Heinrich VIII. hatte außer diesem Sohne zwei Töchter hinterlassen, Maria von seiner ersten verstoßenen Gattin, und Elisabeth von der Boleyn, und in seinem Testamente verordnet, daß von Eduard, wenn er kinderlos stürbe, auf erstere der Thron vererben sollte. Allein Maria hatte von ihrer spanischen Mutter den Katholicismus eingesogen, und es stand zu befürchten, daß sie das Evangelium verdrängen werde. Durch Vorhaltung dieser Gefahr hatte der Herzog von Northumberland den hinsiechenden Eduard bewogen, das Testament des Vaters umzustoßen, seine Schwestern von der Thronfolge auszuschließen und die Johanna Grey, Schwesterenkelin Heinrichs VIII., eine eifrige Anhängerin des Evangeliums, zu seiner Nach-

folgerin zu bestimmen. Dieselbe war nämlich an einen Sohn Northumberlands verheiratet und er hätte das Königtum gern bei seinem Hause gesehen. Die 17jährige Johanna war mit aller Anmut des Leibes und Geistes ausgestattet, aber gar nicht lüstern nach der Krone; und als ihr nun nach Eduards Verscheiden ihr Schwiegervater die Thronbesteigung ankündigte, sträubte sie sich ängstlich dagegen. Demungeachtet wurde sie von ihm und seinen Freunden als Königin ausgerufen. Allein sogleich trat auch Maria gegen sie auf, berief sich auf ihr natürliches Erbrecht und des Vaters Testament, gewann Unterstützung unter dem Adel und dem Landvolke, überwand die Gegenpartei und zog triumphierend in London ein. Northumberland büßte mit dem Leben; und auch Johanna, das zarte, unschuldige Blut, mußte samt ihrem Gatten auf dem Schafott endigen!



Fig. 270. Erzbischof Cranmer. (Nach einem Kupferstich in der K. öff. Bibliothek zu Stuttgart.)

So war Maria Königin (1553—58). Wohl gab sie bei ihrem Regierungsantritte die beruhigende Versicherung, es sollte niemand von ihr in seiner Religion gestört werden. Aber das war eitel Lüge; sie ging ohne Zaudern daran, das Reformationswerk im Grunde zu zerstören. Sie entfernte die evangelischen Bischöfe und setzte römische dafür ein. Der ganze römische Kultus wurde wieder hergestellt. In jeder Weise zog sie die Katholiken hervor, während sie die Protestanten verächtlich behandelte. — Damit rief sie im Lande eine große Mißstimmung hervor. Es kam aber noch ärger. Sie verehelichte sich 1554 mit Philipp II., worüber die Engländer in peinlichste Besorgnis gerieten, und nicht ohne Grund; denn wenn die Gatten auch nur wenig beisammen waren, indem Philipp nur zweimal nach England herüberkam, während die Königin nach dem Gesetz gar nicht außer Landes durfte, so hat er bei der Liebe, die sie für ihn hegte, doch die Protestantenverfolgung eingeleitet. Die Unruhe im Land steigerte sich bis zu einer Empörung, welche leicht unterdrückt ward.

Nun wurde der Papst 1554 wegen Englands sträflicher Abtrünnigkeit förmlich um Verzeihung gebeten und für die Folge treuester Gehorsam gelobt; und nach dem Versprechen der Wiederabgabe des Zehnten an den Klerus, der Wiederaufrichtung der eingezogenen Klöster und eifrigster Vertilgung aller Ketzerei war er so gnädig, den auf dem Lande ruhenden päpstlichen Fluch aufzuheben. Zur Erfüllung des Versprechens ergingen jetzt die härtesten Verfolgungen über die Ketzer. Der Legat selbst, Kardinal Pole, ward von dem furchtbaren Paul IV. der Ketzerei verdächtigt

und vorgeladen. Er stellte sich nicht, suchte nun aber durch Ausrottung der Protestanten seine Rechtgläubigkeit zu beweisen. Leute aus allen Ständen, die Vornehmsten, besonders aber Bischöfe und Prediger, wurden ergriffen und erwürgt. Maria ernannte außerordentliche Inquisitoren, welche nach allen Seiten ausgehen und Verdächtige herbeischleppen mußten. Wer nur ein evangelisches Buch besaß und es nicht gleich ins Feuer werfen wollte, sollte hingerichtet werden. Ihre eigene halbevangelische Halbschwester Elisabeth wurde festgenommen und in schwerer Haft gehalten.

Bei den Hinrichtungen gab es herrliche Exempel des Glaubens. Hooper, Bischof von Gloucester, hielt dreiviertel Stunden lang die Flamme aus, die vom Winde seitwärts geweht wurde, und predigte den Zuschauern mit begeisterten Lippen Beharrlichkeit im Glauben. Saunders von Coventry umarmte seinen Brandpfahl und rief voll Entzücken: „Willkommen Kreuz Christi! Willkommen ewiges Leben!“ Andere starben Psalmen singend, und dankten Gott, zur Ehre seines heiligen Namens ihr Leben lassen zu können. Endlich, 1556, wurde auch der Erzbischof Cranmer ergriffen, vor dem man sich wegen des Ansehens, das er nicht nur als Primas des Reichs, sondern noch mehr wegen seiner Gelehrsamkeit, Redlichkeit und Milde gegen die Armen genoß, lange gescheut hatte. Der schwachgewordene Greis ließ sich zur schriftlichen Ableugnung seines Glaubens bewegen. Gleichwohl sollte er sterben. Doch da kam ihm sein ganzer Mut wieder. Laut klagte er sich seiner Schwäche an und nahm den Widerruf der Wahrheit feierlich zurück. Auf dem Marktplatz von Smithfield angelangt, bestieg er ruhig den Holzstoß, streckte die Hand, womit er den Widerruf unterzeichnet, zuerst in die Flammen, daß sie verdientermaßen zu Asche werde, und starb mit großer Freudigkeit 1556. Die letzten Hinrichtungen wagte man nur noch bei Nachtzeit vorzunehmen.

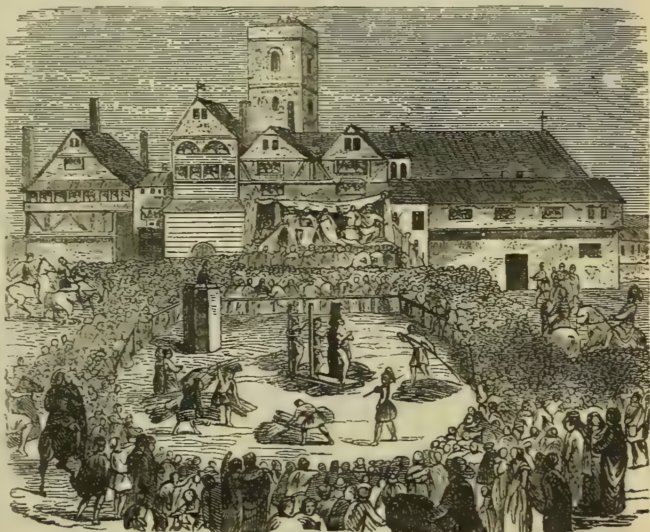


Fig. 271. Der Smithfield-Marktplatz in London im 16. Jahrhundert.

Die Wüterei der kränkelnden Königin erzeugte bei den Engländern den tiefsten Widerwillen gegen sie, welcher noch dadurch verstärkt wurde, daß sie das Land mit unmäßigen Steuern drückte, um ihrem kalten Gatten in Brüssel drüben, der ihre Liebe gar nicht erwiderte, in seinen steten Forderungen um Geld zu seinen Kriegen Genüge zu thun. Maria sah, wie verhaßt sie bei ihrem Volke sei; sie verlor noch Calais an die Franzosen, bangte und starb 17. Nov. 1558. Sie heißt nun die „blutige Maria“.

Elisabeth (1558—1603).

Sofort wurde ihre Schwester Elisabeth Königin nach dem Erbrecht und nach dem Willen der Nation. Ein Eilbote holte sie von ihrem einsamen Landsitz Hatfield, wo sie nach ihrer Gefangenschaft im Tower zurückgezogen lebte. Als sie von Marias Tod hörte, sank sie auf ihre Kniee und dankte Gott für sein wunderbares Walten. Sie wurde bei ihrer Ankunft in London vom Jubel des Volks empfangen.

Elisabeth hatte große Geistesgaben und eine treffliche Bildung. In ihrer Abgeschiedenheit von Kind auf hatte sie sich außer weiblichen Arbeiten und Musik auch mit den Studien beschäftigt; sie verstand Lateinisch und Griechisch, Französisch und Italienisch. Ihr Lehrer schreibt von der

Fig. 272. Königin Elisabeth. (Nach einem Kupferstich von C. van Passe.)

17jährigen: „Unter allen Jungfrauen leuchtet meine herrliche Lady Elisabeth gleich einem Sterne; sie glänzt mehr durch ihre Tugenden und Kenntnisse, als durch die Glorie ihrer Abkunft." Auf Wissenschaft hielt sie Großes, aber es sollte eine vom Christentum durchdrungene sein. Sie las jeden Morgen einen Abschnitt im griechischen Neuen Testament. Sie war mancher katholischen

Satzung, wie dem Cölibat, zugeneigt, auch ihrem Vater in manchem ähnlich, hauptsächlich im Festhalten am eigenen Supremat. Doch that sie dem Papst ihre Thronbesteigung kund; aber der verwarf sie als unehlich geboren. Das machte sie zur eifrigsten Beförderin und kräftigsten Beschützerin des Protestantismus, ja zum Haupt aller Gegner der römischen Kirche. Durch Unglück gestählt, gewann sie bei ihrem männlichen Charakter eine große Geistesstärke. Dazu besaß sie eine ungemeine Klugheit und ausnehmende Beredsamkeit. Ihrem natürlichen Herrschertrieb ging der Drang zur Seite, ihres Volkes Wohl zu schaffen. Eine Schwäche wollen wir nicht verhehlen, etwas Eitelkeit auf ihre äußere Gestalt. Sie war eine erhabenschöne Jungfrau mit blondem Haar, edlen, freien Zügen, Geist im Angesichte, von schlankem Wuchse und trefflicher Gesundheit. So stand sie da, als sie 25 Jahre alt die Krone aufs Haupt nahm.

Der durch ihrer Schwester Tod verwitwete Philipp II. trug sogleich auch ihr seine Hand an. Sie dankte ihm aber für seinen ehrenvollen Antrag. Sie will überhaupt nie heiraten, will „eine jungfräuliche Königin" bleiben. — Gleich beim Antritt öffnete sie die Kerker und ließ alle um des Glaubens willen Gefangenen frei. Dann stellte sie, vorsichtig und besonnen zwar, aber mit fester Hand, unter dem erneuerten Donnergerolle des päpstlichen Bannes unverzagt die gereinigte Kirche wieder her. Sie nahm die oberste Kirchenleitung, welche das Parlament ihr übertrug, zur Ehre Gottes und zum Dienste ihres Volkes an und kraft dieses königlichen Supremates richtete sie das Kirchenwesen im Lande ein. Von 9400 Geistlichen weigerten sich nur 189, diesen Suprematseid zu schwören, darunter 13 von 14 Bischöfen; sie wurden durch andere ersetzt. Der Gottesdienst wurde auf Grund der Cranmerschen Anordnungen geregelt; man behielt dabei viel von den Ceremonien des katholischen Kultus bei.

Auch die bischöfliche Verfassung wurde belassen, und darum giebt es im protestantischen England noch heutzutage Erzbischöfe, Bischöfe und eine Stufenreihe Geistlicher unter ihnen. Von dieser Verfassung erhielt die Staatskirche den Namen Episkopalkirche. Was aber die Lehre betrifft, so schied man sich scharf von allem Spezifisch-Römischen, doch ohne verletzende Ablehnung. Die Hauptdogmen der in der englischen Staatskirche geltenden Lehre wurden 1562 in den 39 Artikeln von einer geistlichen Kommission, die der Erzbischof Parker leitete, niedergeschrieben. So steht nun diese Episkopalkirche in der Lehre der calvinischen näher als der lutherischen, in der Verfassung aber der katholischen näher als der lutherischen.

Die meisten der vorhin protestantischen Engländer fügten sich der neuen kirchlichen Ordnung willig und freudig. Doch viele derselben und namentlich solche, welche unter der blutigen Maria in die Schweiz geflüchtet und jetzt wiedergekehrt waren, bezeigten sich nicht zufrieden damit; sie behaupteten, man müsse sich noch besser vom Romanismus reinigen. Um nun eine Spaltung zu verhüten, erließ Elisabeth eine Uniformitäts- (Gleichförmigkeits-) Akte, 1559, in welcher die Widerstrebenden mit Strafe bedroht wurden. Allein gerade diese Akte vermehrte noch das Widerstreben. Wer sich gegen die Priesterkleidung u. a. Ordnungen wehrte, wurde entlassen; Leute, die sich zu einem freieren Gottesdienst vereinigten, schon 1567 auf ein Jahr eingesperrt. Diejenigen, welche die Uniformitätsakte anerkannten, hießen Konformisten (Übereinstimmende); die andern hießen daher Nonkonformisten, Dissenters (Abweichende) und Puritaner (Aussäuberer) von der angestrebten Reinigung des Christentums, auch Presbyterianer von ihrer Presbyterialverfassung (wo Laien-Älteste mit den Geistlichen die Kirche leiten). Eine Abart von ihnen sind die nachherigen Independenten (Unabhängige), deren Gemeinden von gar keinem höhern Kirchenregiment abhängen wollen: kirchliche Demokraten.

Nachdem das Parlament 1571 die Kirchenordnung angenommen, blieben alle Bittschriften der Nonkonformisten um Nachsicht für ihre Skrupel unberücksichtigt. Zwei Baptisten wurden 1573 verbrannt, und 1593 drei Geistliche wegen Schriften gegen die unduldsame Hierarchie hingerichtet. Eine Parlamentsakte von 1592 verhängte über jeden, der nicht zur Kirche komme, Gefängnis; über Nichtkonformierende Verbannung, ja im Fall der Rückkehr den Tod. Doch sollte diese Waffe hauptsächlich gegen jesuitische Umtriebe schützen.

Sonst that Elisabeth sehr viel zum zeitlichen Segen des ihr anvertrauten Reiches. Sie hob Ackerbau und Gewerbe und insonderheit den Handel, der unter ihr einen gewaltigen Aufschwung nahm. Englische Handelsschiffe gingen nach Schweden, Rußland, Türkei, Afrika, sie fuhren den Portugiesen und Spaniern zum Trotz nach Ostindien. Es wurde unter ihr der Grund zur ostindischen Handelskompagnie gelegt, welche nachmals so berühmt und mächtig geworden ist. Englische Schiffe umsegelten auch 1578—80 unter Franz Drake (demselben, der die Kartoffeln von Amerika zu uns herüberbrachte) die Welt und er war der erste Führer, der von der Weltreise glücklich heimkam. Kam auch mit reicher Beute, die er Spaniern und Portugiesen abgenommen. Elisabeth baute immer mehr Schiffe, pflegte auch den einträglichen Sklavenhandel; das Seewesen, in welchem die Engländer in der Folge vor allen Nationen glänzen sollten, lag ihr ganz vorzüglich am Herzen.

Die Wohlfahrt ihres sie hoch ehrenden Volkes gedieh außerordentlich. Ihr scharfer Blick wählte aber auch die tüchtigsten Minister und Räte aus, daß alles auf das schöne Ziel zusammenwirkte. Ihr trefflicher und treuer Kanzler (Cecil) Lord Burleigh († 1598) verstand es insonderheit, weise und wohlwollende Maßregeln einzuleiten und durchzuführen. Das Parlament war ihr in der Regel willfährig, obwohl sie sehr selbständig regierte, da es ihre edlen Absichten erkannte und sie doch gern seine Stimme beachtete. — Überaus wohlthätig wirkte das Leben an ihrem Hofe auf ihr Volk zurück. Dieser von ihr beseelte Hof zeichnete sich durch Ehrbarkeit und Feinheit der Sitte, vornehmlich auch durch höhere Bildung weit aus vor allen andern Höfen dieser Zeit. Um Verbreitung einer christlich wissenschaftlichen Bildung unter ihrer näheren Umgebung und in weitern Kreisen war sie besonders bemüht und mit solchem Erfolge, daß ein höheres Geistesleben unter ihr reiche Blüten entfaltete.

Ein Schattenstreif fällt leider auf ihr Verhältnis zu

Maria Stuart.

Maria Stuart war die Tochter des schottischen Königs Jakob V., und auch, wie Johanna Grey, eine Schwesterenkelin Heinrichs VIII., also mit dem englischen Königshause verwandt. Ihr Vater starb sieben Tage nach ihrer Geburt und hinterließ dem Säuglinge das Königreich. Ihre Mutter, aus dem Geschlechte der Guise (S. 548), führte die Regentschaft für sie. Als sechsjähriges Kind wurde sie nach Frankreich zur Erziehung gesandt, wo sie zuerst in ein Kloster und dann an den Hof kam. Sie wuchs auf „ein Bild des Liebreizes“, offenbarte schöne Geistesgaben und ein leicht erregbares Gemüt. An dem sittenlosen französischen Hofe lernte sie Leichtsinn und Wollust zum Erschrecken schnell, und ihr strafendes Gewissen beschwichtigte sie mit den äußern Übungen der Religion, wie man sie dort pflegte. Sie wurde 1558 die Gemahlin des Dauphin, welcher 1559 als Franz II. den französischen Thron einnahm (S. 547). So war sie Königin von Schottland und von Frankreich; sie wollte es aber auch von England sein, sie erklärte die Elisabeth als „eine Bastardin und Ketzerin“ für unfähig, die englische Krone zu tragen, und sich für die rechtmäßige Erbin derselben. Damit erlangte sie natürlich diese Krone nicht; bald sollte sie aber auch ihren Anteil an der französischen, ja selbst ihre schottische verlieren. Doch blicken wir erst auf die religiösen Zustände Schottlands!

In dieses rohe Volk war schon frühzeitig die evangelische Lehre gekommen und zwar durch einen Königsenkel, Patrik Hamilton, der sie von einem Aufenthalte in Deutschland mit heimbrachte. Er mußte, wie vornehmen Standes immer, den Feuertod erleiden, 1528, was er aber so standhaft und freudig that, daß dadurch viele zum Glauben hingezogen wurden und man sagte, der Wind von seinem Scheiterhaufen habe alle angesteckt, die er angeweht. Noch mehr breitete sich später von England, Holland und Frankreich herüber der Protestantismus in Schottland aus. Damit wuchs aber auch der Eifer der Verfolgung, und es wurden noch gar viele, namentlich

Prediger des Evangeliums, verbrannt. — Da die Verfolgung auch unter der Regentschaft der Mutter Marias kaum nachließ, so schloß der evangelische Adel unter Marias Halbbruder, dem Grafen von Murray, 1557 einen Bund (Covenant), welcher voll Kraftgefühls sich nicht nur den Schutz des Glaubens, sondern auch die Bekämpfung aller Abgötterei zur Aufgabe stellte. Das „furchtbare Haupt“ dieses Bundes wurde Knox, der eigentliche Reformator Schottlands.

Johann Knox, 1505 zu Gifford geboren und zu S. Andrews als Theologe gebildet, zeichnete sich durch scharfen Verstand und eisenfesten Willen aus; kühn und trotzig in ungewöhnlichem Maße war er hinwieder auch redlich, uneigennützig, alles für den Glauben opfernd. Durch die Kirchenväter und des Märtyrers Wishart Predigt für das Evangelium gewonnen, predigte er es mit Macht, wurde 1547 von französischen Hilfstruppen gefangen genommen und als Rudersklave auf die Galeeren geschmiedet, woraus er sich gar nichts machte. Nach zwei Jahren freigelassen, aber verbannt, war er nach England gegangen, woselbst er ein ihm unter Eduard VI. angebotenes Bistum ausschlug, weil ihm das bischöfliche Kirchenwesen nicht gefiel. Von hier hatte er sich 1554 nach Genf zu Calvin begeben, dem Geistesverwandten, der sein Wesen vollends ausprägte und damit den entschiedensten Einfluß auf die Gestaltung der schottischen Kirche übte. Die blutige Maria entlockte ihm einen „Trompetenstoß gegen das monströse Weiberregiment“, der ihm die Feindschaft auch der zwei jüngeren Königinnen zuzog.



IOANNES CNOXVS, SCOTVS.
Scottorum primum te Ecclesia, CNOXE, docentem
Audyt! auspicys es tque reducta tuis,
Nam te calestis pietas super omnia traxit.
Atque reformata Relligionis amor.
Cum priuil.

Fig. 273. Joh. Knox. (Nach einem alten Kupferstich.)

a. 1559 kehrte Knox in sein Vaterland zurück. Er begann jetzt eine flammende Wirksamkeit, und als die Regentin, von ihrer Tochter in Frankreich angetrieben, fortfuhr, die protestantische Sache zu bekämpfen, so rief er den ganz seiner Leitung folgenden Covenant zu den Waffen. Schon hatten die Protestanten bei weitem die Übermacht im Lande: sie bewältigten und entsetzten mit englischer Hilfe die Regentin, welche bekümmert darüber starb, 1560. Hierauf trat das Reichsparlament zusammen, auf daß alles ordnungsmäßig geschähe, verbot den katholischen Gottesdienst im ganzen Reiche und führte das von Knox verfaßte strengcalvinische „Schottische Glaubensbekenntnis“ und die presbyteriale Kirchenverfassung ein. So hatte die Reformation auch in Schottland gesiegt.

Da zugleich 1560 Maria Stuarts Gemahl, Franz II. (S. 548) verschied, verließ sie Frankreich und kehrte in ihr vom Vater ererbtes Königreich zurück, um dessen Regierung selbst zu übernehmen. Zärtlich nahm sie Abschied von ihren fran-

zösischen Verwandten, die es ihr noch ernstlich einschärften, dort alles bald möglichst zur katholischen Kirche zurückzuführen. Mit unverwandtem Trauerblick sah sie auf der Fahrt nach dem schönen Lande zurück, wo sie nach ihrer Meinung so glückliche Tage verlebt hatte. Neunzehn Jahre alt, in der Blüte der Jugend und Schönheit, betrat sie Schottlands Boden, Aug. 1561. Ihre Unterthanen kamen ihr wider Erwarten mit Ehrerbietung und Huldigung entgegen. Hoch erfreut versprach sie ihnen, am neuen Religionsstand nichts verändern zu wollen. Ihr Liebreiz, die Freundlichkeit und Herablassung ihres Benehmens gewann aller Herzen. Sie stützte sich zumeist auf ihren protest. Halbbruder und half ihm selbst eine Erhebung der katholischen Lords niederwerfen. Aber gar bald erregte sie Anstoß. Sie ließ in der Kapelle des Schlosses zu Edinburg für sich katholischen Gottesdienst abhalten, der doch durch Parlamentsbeschluß im ganzen Lande verboten war. Und dann führte sie an ihrem Hofe denselben feinen, aber äußerst leichtfertigen Ton ein, den sie am französischen Hof lieben gelernt, worüber sich den sittenstrengen Schotten die Haare sträubten. Der für calvinische Zucht eifernde Knox kann solches Ärgernis nicht ertragen; er geht selbst etlichemale kühnlich zur Königin und straft sie ernst, daß ihr Thränen aus den Augen brechen; aber es waren keine echten Bußthränen.

Maria war eine junge Witwe, sie wollte und sollte wieder ehelich werden; das Land verlangte nach einem Thronerben. Da heiratete sie aber leichtsinnigerweise 1565 den katholischen Lord Darnley, einen Jüngling von blendender Schönheit, aber von rohem Wesen und ausschweifenden Sitten. Dagegen stellte sich Graf Murray an die Spitze einer protest. Empörung, die aber schnell unterdrückt wurde, so daß der Graf nach England fliehen mußte. Nun trat sie 1566 der Ligue Albas und der Guisen bei. Der Widerwille gegen sie mußte immer höher steigen; denn sie erlaubte jetzt den römischen Gottesdienst allgemein, richtete ein katholisches Erzbistum wieder auf und es hieß, daß sie dem Papst gelobt habe, den Protestantismus in ihrem Reiche auszurotten und dann Elisabeth zu stürzen.

Es sollte ihr auch in ihrem häuslichen Leben keine Rose blühen. Ihr Gatte Darnley, der gemeine Mensch, dankt ihr seine Erhebung in königliche Herrlichkeit damit, daß er sie grob behandelte. Ihren Sänger und Sekretär Riccio, einen Söldling des Papstes, ließ er, 9. März 1566, erbittert über den vertraulichen Verkehr, welchen sie mit demselben pflog, in ihren Gemächern erstechen. Da faßte sie aber Rachegedanken. Zunächst war sie wie eine Gefangene gehalten, Murray kehrte nach Edinburg zurück und der katholische Gottesdienst wurde allenthalben verboten. Da wußte sie aber Darnley zu gewinnen, ihre Gegner zu trennen, floh und sammelte ihre Getreuen, zu denen auch Murray stieß, und zwang die Mörder Riccios zur Flucht. Bald aber duldete sie Darnley nicht mehr um sich und ließ ihn nicht einmal der Taufe seines Söhnleins (Jakob VI.) beiwohnen, das sie am 19. Juni gebar. Ihre Neigung wendete sie dem jungen kecken Grafen Bothwell zu, der hochstrebende Pläne hegte, der Gatte blieb trotz demütiger Abbitte seines Frevels verstoßen. Doch Darnley wurde krank und da schien die Gattenpflicht sich in ihr zu regen; sie besuchte ihn in Glasgow, ließ ihn nach Edinburg bringen, doch nicht in den Palast, sondern in ein abgelegenes Haus, und pflegte sein sorglich acht Tage lang. Am 9. Febr. 1567, Nachts 11 Uhr, verließ sie ihn, um der Hochzeit eines Hoffräuleins beizuwohnen, und nach Mitternacht flog das Haus von einer Pulvermine in die Luft.

Allgemein nahm man den Bothwell als Thäter und die Königin als Mitschuldige an. Der Verdacht wurde jedermann zur Gewißheit, als sie sich gleich darnach von Bothwell entführen ließ, ob er gleich schon verheiratet war. Bothwells Ehe wurde gelöst und drei Monate nach Darnleys Tod, 15. Mai, stand Maria mit ihm am Traualtare, taub gegen das Geschrei ihres Volks und die Warnungen Elisabeths. Aber die Sünderin hatte sich eine zweite scharfe Zuchtrute aufgebunden, wiewohl

abermals nicht zum Gewinn einer friedsamen Frucht der Gerechtigkeit; der neue Gatte ging noch schlechter als Darnley mit ihr um, er behandelte sie so tyrannisch, daß sie täglich Thränen vergoß und aus Desperation sich das Leben nehmen wollte. Der tiefe Abschen des Volkes vor dem Königspaar äußerte sich über ein kleines in offenem Aufstand. Bothwell mußte fliehen, geriet in dänische Gefangenschaft, starb auch daselbst. Maria wurde eingesperrt und zur Abdankung gezwungen. Man rief ihr Söhnlein Jakob VI. als König aus und setzte für dasselbe eine vormundschaftliche Regierung unter Graf Murray ein.

Maria entrann 1568 mit Hilfe eines von ihrer Schönheit entzündeten Lord Douglas der strengen Haft. Es sammelte sich ein Haufe von Katholischen und Mißvergnügten zu ihr, mit welchem sie noch einen Kampf um den Thron wagte. Ihre Schar wurde bei Langside total geschlagen. Jetzt weiß sie keine andere Zuflucht als England und die Arme der Elisabeth, gegen die sie sich früher so schnöde bewiesen. Als sie aber Hilfe flehend Englands Boden betreten hatte, wurde sie — festgenommen. Elisabeth verlangte, sie sollte sich erst vor einer Untersuchungskommission von den ihr nachgesagten Verbrechen reinigen, dann wolle sie ihr wieder auf den Thron verhelfen.

Darin lag eine Ungerechtigkeit, die schottische Königin war ja keinem englischen Gerichtshof unterworfen; doch hatte sie auch ihren Anspruch auf den englischen Thron noch nicht aufgegeben. Indessen willigte Maria nach einigem Zögern ein und es wurde eine Kommission niedergesetzt. Schottische Ankläger treten auf; ihr eigener Halbbruder Murray spricht wider sie. Da sie nun gegen die von den Schotten dargebrachten Zeugnisse (Briefe von ihr an Bothwell 2c.) nicht aufkommen zu können sah, verweigerte sie weitere Rede und begehrte aus England entlassen zu werden. Elisabeth hätte sie wohl freigelassen, wenn nur nicht bei der gegründeten Vermutung, daß sie auswärtige Hilfe zur Rache suchen und finden werde, Unheil für sie selbst und die protestantische Kirche Englands zu befürchten gewesen wäre. Darum blieb Maria in Gewahrsam.

Nun ließ diese heimlich dem hochmächtigen englischen Herzog von Norfolk ihre Hand und Teilung des schottischen Thrones mit ihm um den Preis ihrer Befreiung anbieten. Von ihren Reizen entflammt, macht der Herzog zweimal Anstalt dazu, was ihm, beidemale verraten, 1569 Kerker und nach Begnadigung und Wiederholung 1572 den Tod brachte. Maria kam darüber in engere Haft. — Nun schwebte aber ob ihr Elisabeth selbst in großer Gefahr. Der Papst erneuerte 1570 wegen der Gefangenhaltung seines Schützlings den Bann über sie: wer nicht exkommuniziert werden wollte, war gehalten, ihr den Gehorsam zu versagen. Die katholische Partei im Lande, seit 1571 durch Jesuiten, sowie von den Guisen und Philipp II. aufgestachelt, erboste sich zu fanatischer Wut und es geschahen schon verschiedene Anschläge auf ihr Leben. Zugleich wurde 1570 in Schottland der Regent ermordet und Maria als Königin ausgerufen.


Fig. 274. Maria Stuart. (Berl. Münzkabinett.)

So lange hatte Elisabeth eine vermittelnde Stellung zwischen Katholiken und Protestanten eingenommen, auch am spanischen Bündnis festgehalten. Jetzt wurde sie gedrängt, Vorkämpferin der Evangelischen zu werden. In ganzen Landstrichen wurde der katholische Gottesdienst wieder hergestellt; jeder strengkatholische Engländer besuchte ihn trotz des Verbots; so mußten sie alle Empörer sein. Felton, der die päpstliche Bulle ins Land gebracht, kam als Hochverräter an den Galgen und viele Priester folgten ihm. Elisabeth griff entscheidend in Schottland ein und unterstützte s. 1572 die aufständischen Niederländer. Dagegen fachte der Papst den Aufruhr Irlands an, der 1583 in Strömen Bluts erstickt wurde.

Als 1586 eine neue, von einem Babington angestiftete Verschwörung gegen Elisabeths Leben entdeckt wurde, ergab sich aus aufgefundenen Briefen Marias ihre Teilnahme an dem Komplott. Zugleich erlangte man Beweise, daß sie insgeheim

Frankreich und Spanien um Hilfe gegen Elisabeth angerufen. Nunmehr drang der englische Staatsrat darauf, dieser gefährlichen Person den Prozeß zu machen. Zu dem Ende wurde denn in Fotheringhay ein Gericht von 40 Lords und 5 Oberrichtern eingesetzt. Maria leugnete beharrlich, daß die Briefe von ihr herrührten, obschon ihre Geheimschreiber bezeugten, daß sie dieselben ihnen in die Feder diktiert habe; ihre Verbindung mit Frankreich und Spanien gestand sie zu, verteidigte sich aber mit seltener Klugheit. Das Gericht sprach einstimmig das Todesurteil über sie aus und das Parlament bestätigte es.

Elisabeth schwankte lange; sie wollte ein anderes Mittel in Vorschlag gebracht haben, durch welches ihre Person und die Ruhe des Reiches sichergestellt würde. Beide Häuser des Parlaments erklärten aber nach gepflogener Beratung einmütig, es gäbe kein anderes solches Mittel, als Marias Tod. Elisabeth befand sich noch in qualvoller Unentschlossenheit, als eine abermalige Verschwörung zu ihrem Untergang die Räte der Krone bewog, auf Marias Hinrichtung zu dringen. Es schauderte ihr vor einem Bluturteil über ihre nächste Verwandte, eine Königin! Endlich, als man ihr die Sorgepflicht für ihre Person und ihr Volk immer stärker aufs Herz drückte, erteilte sie 1. Febr. 1587 eine bedingte Einwilligung in das gesprochene Urteil. Sie unterzeichnete den vorgelegten Hinrichtungsbefehl, jedoch mit der Erklärung, daß vor der Vollziehung nochmals ihr Wille eingeholt werden sollte. So gab sie ihn dem Staatssekretär Davison in Verwahrung. Kaum aber hatte ihn dieser empfangen, so brachte er ihn dem Geheimenrat, der sich beeilte, das Todesurteil an der Verbrecherin ohne Elisabeths Wissen vollziehen zu lassen.

Maria hörte die Verkündigung ihres nahen Todes mehr mit Erstaunen als Erschrecken an. Sie ordnete ruhig ihre Angelegenheiten, übertrug ihre Rechte nicht ihrem protestantisch erzogenen Sohn, sondern Philipp II., nahm von ihren Dienern rührenden Abschied und teilte ihre Habe unter sie. Als einige weinten, sprach sie: „Weinet nicht, das Ende meiner Leiden ist gekommen!" Am 8. Febr. legte sie ein schwarzes Sammtkleid an, um auf ihrem letzten Gange noch als Königin zu erscheinen. Im vollen königlichen Schmucke, einen Rosenkranz in der Hand, trat sie in die schwarz ausgeschlagene Halle, wo sie ihr Haupt ergeben auf den Block legte mit dem Ruf: Herr, in deine Hände befehle ich meinen Geist. Nie aber zeigte sie die mindeste Reue über ihres Gatten Mord. Sie starb im 45. Jahre nach neunzehnjähriger Gefangenschaft. — Die unerwartete Nachricht von Marias Hinrichtung setzte Elisabeth in Bestürzung. Davison, der sie, freilich in guter Meinung zur Schonung ihres Gewissens, betrogen, verlor Amt und Vermögen. London aber jubelte.

Fortan widmete Elisabeth ihrem Reiche die unverdrossenste und ersprießlichste Thätigkeit. Und sie konnte es noch manche Jahre lang. Der zum drittenmal auf sie geworfene Bannfluch des Papstes mit der Aufforderung an England und alle Welt, „die ketzerische Frevlerin ihm lebend oder tot zu überliefern", wurde von ihrem Volke verlacht. Und als Philipps II. „unüberwindliche" Flotte (S. 545) 1588 des Papstes Begehren ins Werk zu setzen suchte, da ergriff ihr Volk eine großartige Begeisterung, mit Freuden opferte es Gut und Blut für seine Königin und die Aufrechterhaltung des gereinigten Glaubens. Das gewaltliche Gottesgericht über die Unüberwindliche aber gereichte ihr zu freudiger Erhebung. — Übrigens kehrte doch immer eine trübe Stimmung wieder und verließ sie nicht mehr. Es kam noch etwas hinzu, was ihr überaus wehe that. Der junge ritterliche und geistig gebildete Graf von Essex war ihr besonderer Liebling; sie behandelte ihn mit mütterlicher Zärtlichkeit und überhäufte ihn mit Gnaden und Ehren. Darüber ward er hoffärtig und grob gegen sie selbst. Da sie ihn 1599 nach Irland sandte, einen gefährlichen Aufstand zu bekämpfen, schloß er dort einen schmachvollen Waffenstillstand mit dem Grafen von Tyrone und kehrte ohne Erlaubnis nach London zurück. Er wurde seiner Ämter entsetzt, empörte sich dann im Vertrauen auf des Volkes Gunst und wurde zum Tode verurteilt. Da er nicht um Gnade bat, ward er hingerichtet, 1601, und seitdem litt

sie an vermehrter Schwermut. Sie starb 3. April 1603, 70 Jahre alt, an einer schmerzhaften Krankheit, die sie mit bewundernswerter Geduld ertrug. Sie bereitete sich ernstlich zum ernsten Gang in die Ewigkeit und ging im Frieden von dannen. Ihre fünfundvierzigjährige glorreiche Regierung hat England groß gemacht.

Der nächste Erbe „der jungfräulichen Königin" war Maria Stuarts Sohn, Jakob VI. von Schottland. Da ihn Elisabeth selbst als ihren Nachfolger bezeichnet hatte, wurde er von den Engländern ohne Widerrede anerkannt, und so kommt denn das schottische Haus Stuart auf den englischen Thron. Hinfort ist „Großbritannien" unter Ein Scepter vereinigt. Der König kam zu residieren in London und regierte als Jakob I. 1603—25 über Großbritannien.

Er wurde nie beliebt, mit seiner schwerfälligen Gestalt, dem wackelnden Gang, der undeutlichen Sprache. Es fehlte ihm an Gemüt und Wahrheit. Gelehrt, listig und schreibgewandt war er, aber ein geistloser Pedant; daher brachte er es nie zu einer entschlossenen That. Heinrich IV. nannte ihn den weisesten Narren Europas.

Die Katholiken freuten sich seiner Thronerhebung: der Sohn einer so gut katholischen Mutter mußte ihnen hold sein, hatte er doch auch mit dem Papst wiederholt verhandelt und im Frieden mit Spanien die Niederländer preisgegeben. Sie täuschten sich ebenso wie die Presbyterianer, welche von seiner in Schottland empfangenen Erziehung auf seine Neigung hofften, da er sie vielmehr wegen ihrer demokratischen Gesinnung haßte. Er kehrte sich sogleich der englischen Episkopalkirche zu, deren Verfassung ihm zu der unbeschränkten Königsgewalt, die er anstrebte, am besten zu passen schien. Durch getäuschte Hoffnung erbittert, verschworen sich nun viele Katholiken, den König und das ganze Parlament in die Luft zu sprengen. Damit wollten sie einer ihnen günstigeren Regierung Raum machen.

Der Hauptleiter der Verschwörung war ein gewesener Wüstling und nunmehriger Fanatiker Catesby; die Jesuiten aber schürten heftig. Die Verschworenen mieteten ein Haus, das an das Parlamentsgebäude stieß, um die Grundmauer zu durchbrechen, später konnten sie den Keller unter besagtem Gebäude selbst mieten, in welchen sie 36 Fässer Pulver schafften. Am 5. Novbr. 1605 wollte der König das Parlament eröffnen und da sollte das Pulver angezündet werden. Einer der Teilnehmer wollte seinen Schwager, den Lord Mounteagle, retten und schrieb darum einen anonymen Brief, darin er ihn mit geheimnisvoller Hindeutung auf ein bevorstehendes schreckliches Ereignis ermahnte, von der Parlamentseröffnung fern zu bleiben. Der Lord übergab diesen Brief den Ministern; der König, dem sie ihn vorlegten, sonst kein großes Licht, fiel merkwürdiger Weise sogleich darauf, es könnte das Parlamentsgebäude in die Luft zu sprengen beabsichtigt werden. (Er dachte wohl an seines Vaters Ende.) Man untersuchte genauer und fand 9000 Pfund Pulver samt dem Verschworenen Guy Fawkes. Andere Beteiligte ergriffen die Flucht; mehrere wurden aber eingefangen, gehenkt und gevierteilt. Unter den Hingerichteten befand sich der Jesuitensuperior Garnet, welcher nachher vom Papst wegen seiner heiligen Absicht heiliggesprochen wurde! Dieser erlaubte auch den Katholiken nicht, dem König den Treuschwur zu leisten, daher sie fortwährend unter dem Druck lebten. Wurden doch die Jesuitenschriften, welche den Königsmord empfahlen, vom Papst nie auf den Index gesetzt.

§ 8. Kunst und Wissenschaft im 16. Jahrhundert.

Das 16. Jahrhundert ist nicht bloß durch das hohe Werk der Kirchenverbesserung, sondern auch — abgesehen von der bei ihr besonders beteiligten Wissenschaft, der Theologie, welche wir in ihren größten Vertretern kennen gelernt haben — durch reges Leben und hochwichtiges Finden in der Wissenschaft und vorzüglich durch herrliche Erscheinungen auf dem Gebiete der Kunst ausgezeichnet. Es gehört auch in dieser Hinsicht zu den merkwürdigsten Zeiten der Weltgeschichte.

Die Jurisprudenz wurde ernstlich angebaut und die Rechtspflege besser geordnet. Das letztere geschah vornehmlich durch Karls V. „Peinliche Halsgerichts-

ordnung", welche nach ihm Carolina heißt. In ihr hat sich das römische Recht schon viel mehr Geltung verschafft, als in den frühern deutschen Gesetzbüchern (S. 390).

Von großer Bedeutung ist ein Buch, welches 1515 erschien, il principe (der Fürst) betitelt, von dem florentinischen Staatssekretär Nik. Machiavelli († 1527) verfaßt. Er begründete die neuere monarchische Staatskunst, getrennt von der Religion. Hier werden alle, auch verwerfliche Mittel angegeben, einen nationalen Staat zu schaffen und zu sichern gegen Fremdherrschaft wie gegen Kleinstaaterei. — Machiavelli steht auch hoch unter den Geschichtschreibern durch seine florentinische Geschichte. Von Deutschen nenne ich als solche den freimütigen Forscher Joh. Aventin († 1534) mit seiner bayrischen Chronik, den Erzähler der Reformationsgeschichte Sleidan, und die magdeburgischen Bearbeiter der Kirchengeschichte.

Die Philologie wurde als Schlüssel zur heiligen Schrift im Grundtexte, sowie als Grundlage einer allgemeinen höhern Bildung mit größtem Eifer betrieben. Neben und unter den Universitäten, deren immer mehrere entstanden, errichtete man eine Menge Gymnasien, an denen vortreffliche Lehrer die jungen Leute in die Sprachwissenschaft einführten. Als Schulmänner ragen hervor: Trotzendorf, Neander und Sturm. — Auch die Jesuiten errichteten viele solche Schulen und ließen sich die Unterweisung der Jugend darin äußerst angelegen sein. Leider ging aber auch hierbei ihr Hauptstreben dahin, Haß gegen den Protestantismus auszusäen. Auch hatten sie die offen bekannte Maxime, ihre Schüler durch Ämulation, d. h. durch heftige Erregung des Ehrgeizes vorwärts zu bringen, während zu den evangelischen Schülern gesagt wurde: Ihr müsset brav lernen um Gottes willen, daß ihr mit euren Kenntnissen zu seiner Ehre euren Mitmenschen dienen könnet.

Die Philosophie, welche in der durch die Reformation gestürzten Scholastik so eine böse Wirtschaft geführt, erfreute sich wohl keiner besondern Vorliebe. Indessen hat der Franzose Pet. de la Ramée, Professor zu Paris, † 1572, ein Bekämpfer des Aristoteles, Ruf erlangt. Er schrieb eine Logik, welche lange Zeit in den Schulen gebraucht wurde. — Der spanische Humanist G. L. Vives (1492 bis 1540) erkannte die Betrachtung der Natur und das Experiment als einzige Quelle aller Naturwissenschaft. — Dann war der Engländer Fr. Bacon (1561—1626) ein Mann von vielseitigem Wissen und ein nüchterner Philosoph, der sich mit seinem Forschen vornehmlich an die Empirie (Erfahrung) hielt. Dieser hat sich einen Namen gemacht, indem er die Methode der Naturforschung zu klarem Bewußtsein brachte.

Einen andern Philosophen jener Zeit führe ich an, weil er als ein absonderlicher Alleswisser und Tausendkünstler noch heute in der Leute Mund geht. Es ist der hochnamige Philippus Aureolus Theophrastus Paracelsus Bombastus ab Hohenheim, geboren zu Maria-Einsiedeln 1493 und nach unstetem Treiben in der Welt herum † 1541 zu Salzburg. Der führte die Chemie in die Apotheken ein, redete auch in hohen, verwunderlichen Worten von den Geheimnissen der Natur. Als Arzt verschaffte er sich durch seine Wunderkuren einen großen Zulauf selbst von Fürsten. — Der Italiener Giordano Bruno, der die Einheit von Gott und Welt behauptete, wurde 1600 in Rom verbrannt.

Ein gewaltiger Sprung vorwärts geschah in der Astronomie. Nikol. Kopernikus (Fig. 275), geb. 1472 zu Thorn in Preußen, † 1543 als Kanonikus zu Frauenburg, ein großer Mathematiker und Astronom, machte eine wunderbare Entdeckung bezüglich der Weltkörper. Man nahm bisher allgemein nach dem Augenscheine an, daß die Sonne und der ganze Himmel sich um die Erde drehe. Kopernikus fand, daß dies nur so scheine und daß sich vielmehr die Erde mit den andern Planeten in abgemessenen Kreisen um die Sonne bewege. Erst im Jahre seines Todes hat er diese Entdeckung in einem zu Nürnberg erschienenen Werke: „de orbium coelestium revolutionibus libri VI" (Von der Umwälzung der himmlischen Körper) mitgeteilt. Es stand bis 1758 auf dem Index. — Dieses „Kopernikanische Weltsystem" wurde

von den spätern großen Astronomen, dem Florentiner Galileo Galilei, 1564 bis 1642, und dem Wirtemberger Joh. Kepler, 1571—1631, bestätigt und weiter ausgebildet. Jener, der durch teleskopische Beobachtungen alle Welt in Staunen setzte, mußte 1633 in Rom, mit Tortur bedroht, im Hemd auf den Knieen die Lehre abschwören und verfluchen, daß die Erde um die Sonne kreise; dieser fand die Gesetze, nach welchen der Abstand der Planeten von der Sonne und ihre Umlaufszeit um dieselbe sich berechnen.


Fig. 275. Nik. Kopernikus. (Nach einem Stich in der K. öff. Bibliothek in Stuttgart.)

Die Mathematik wurde rühmenswert auch auf die Mechanik, die Lehre von der Bewegung nach dem Verhältnis wirkender Kräfte, angewendet. Um 1500 erfand Peter Hele zu Nürnberg die kunstvollen Taschenuhren und verfertigte Tausende dieser sogen. „Nürnberger Eier". — Eigen ist es, daß gerade zur Zeit eines Kopernikus die Astronomie sich häufig wieder in die uralte Astrologie verlief. Das ist die vermeintliche Wissenschaft, aus dem Lauf der Planeten durch die Fixsterne hin das Kommende auf Erden zu ersehen und insonderheit aus ihrer Stellung (Konstellation) bei der Geburt eines Menschen seine künftigen Schicksale zu erkennen. Fast jeder Fürst hatte einen Astrologen, der ihm aus den Sternen lesen mußte. — So wurde eben damals auch die Chemie (Scheidekunst) zur Alchemie oder zur Kunst, mittelst des Urstoffs aller Materie, den man Stein der Weisen nannte, Gold zu machen. Viele Fürsten hatten Adepten an ihrem Hofe, saßen wohl selbst auch in der schwarzen Küche, um das edle Metall zu bereiten, nach dem sie zu Nutz ihres luxuriösen Lebens so sehr begehrten. Kaiser Rudolf II. (S. 535) hieß „der Fürst der Alchemisten".

Die Dichtkunst schuf in Deutschland vornehmlich auf geistlichem Gebiete, da aber auch das Höchste und Beste. Das evangelische Kirchenlied trat in seiner ganzen Herrlichkeit hervor. Luther ist auch hier der Heros. Er dichtete die unsterblichen Lieder: Ein' feste Burg — Gelobet seist du, Jesus Christ — Nun freut euch, liebe Christeng'mein — Christ lag in Todesbanden — Komm heiliger Geist, Herre Gott — Aus tiefer Not — Mitten wir im Leben sind — u. s. w. Ihm nach sangen Paul Speratus (Es ist das Heil uns kommen her ꝛc.), Nikol. Decius (Allein Gott in der Höh' sei Ehr' ꝛc.), Paul Eber (Wenn wir in höchsten Nöten sein ꝛc.), Nikol. Hermann (Lobt Gott, ihr Christen allzugleich ꝛc.), Ludw. Helmbold (Von Gott will ich nicht lassen ꝛc.), Phil. Nicolai (Wachet auf, ruft uns die Stimme ꝛc.) u. a.

Die Lieder dieser geistlichen Dichter sind nicht „gemacht"; was sie in sich selbst erfahren haben, den tiefen Schmerz der Sünde und die hohe Wonne der Erlösung, das haben sie in lebhaftester Empfindung aus sich heraus gesungen. Diese Lieder haben zur Belebung, Stärkung und

Erfreudigung der Evangelischen, ja auch zur Gewinnung Katholischer Außerordentliches gewirkt. Ein Jesuit behauptete geradezu, Luther habe mit seinen Liedern mehr Menschen zur Ketzerei verführt, als mit seinen Predigten. Mehrmals kam es vor, daß, als ein Geistlicher katholisch zu predigen anfangen wollte, die Gemeinde ein lutherisches Lied zu singen anhob und ihn damit von der Kanzel verjagte.

Sehen wir von der geistlichen Poesie ab, so war die alte deutsche Dichterherrlichkeit längst verschwunden. Die Ritter auf ihren Felsenhöhen dichteten nicht mehr, die Bürger in den Städten unten trieben die Meistersingerei (S. 441) zu ihrem Handwerk, und da wurde die Dichtkunst selbst in der Regel handwerksmäßig getrieben. Der Geist ihrer Poesie läßt sich schon etwas aus den närrischen Namen abnehmen, die sie ihren Singweisen gaben; sie hatten „ein Gelbveilchenweis, ein gestreift Safran-

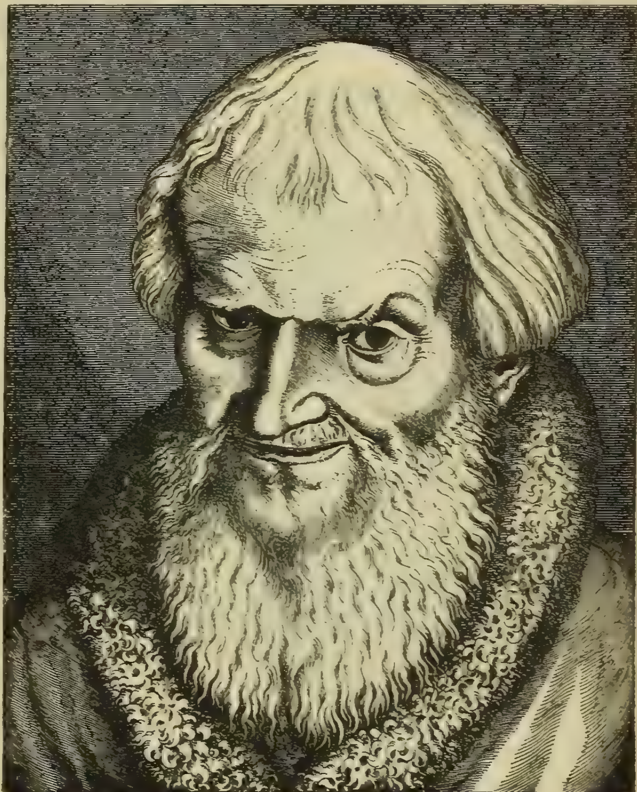


Fig. 276. Alchemisten im Laboratorium. (Nach einem Holzschnitt Schäuffelins zum „Trostspiegel“ 1520.)

blümleinweis, eine kurze Affenweis, eine harte Felderweis“ ꝛc. Doch tritt Ein Meistersänger als wahrer Dichter in reichem Strahlenglanze aus ihnen hervor: **Hans Sachs**, zu Nürnberg (1494—1576).

Sein Vater, ein Schneider, schickte den fähigen Knaben in die lateinische Schule. Dann erlernte er aber doch das Schuhmacherhandwerk, wanderte als Geselle lang und weit herum und ließ sich endlich als Meister in seiner Vaterstadt nieder. Der Leineweber Nunnenbeck hatte schon den Knaben die Anfangsgründe der Meistersängerkunst gelehrt, auf seinen Wanderungen besuchte er fleißig die Sängerschulen; mit dem zwanzigsten Jahr trat er selbst in ihnen auf. Es floß ihm aber auf seinem Dreifuße, auf seinen Gängen durch Hain und Flur und auf seinem nächtlichen Lager nur so zu. Er dichtete 208 Schauspiele, geistliche und weltliche, traurige und fröhliche, und gegen 6000 Lieder, Erzählungen und Schwänke. Sein Fastnachtsspiel „die ungleichen Kinder Evä“ ist seine schönste Perle; es ist gar zu lieblich und artig, wie da der liebe Herrgott kommt und den Abel, den Kain und die andern examiniert, ob sie ihren Katechismus ordentlich gelernt haben. Zu seinen besten Liedern gehören: „St. Peter mit den Ziegen“ und „der Einsiedler und sein Sohn“. Hans Sachs hatte eine offene weite Seele, vor der die ganze reichsstädtische Welt ausgebreitet liegt, und er faßt sie leicht und rein in sich hinein und giebt sie getreulich und lebendig wieder heraus. Er ist dabei voll Witz und Laune, doch in der Heiterkeit stets das rechte Maß haltend. Hans Sachs war ein eifriger Anhänger der Reformation und begrüßte 1523 mit einem köstlichen Gesang „die Wittenberger Nachtigall“. Unter seinen Liedern sind auch geistliche, z. E. „Warum betrübst du dich, mein Herz“ ꝛc., von denen Luther urteilt, daß sie „aus der Maßen fein christlich und künstlich“ seien. In seinem 82. Jahre saß er mit schneeweißem Haupt- und Barthaare am Tisch vor einem großen aufgeschlagenen Buche (der Bibel) taub und stumm, aber wundermild und freundlich alle anblickend, die ihn besuchten (Fig. 277).

Es lag in der Zeit ein starker Zug zur Satire. Sebastian Brant, Ratsherr in Straßburg, geb. 1458, † 1521, gab ein satirisches Lehrgedicht heraus, „das Narrenschiff" betitelt; „weil der Narren so viele seien, daß Karren und Wagen sie nicht zu fahren vermöchten, so habe er ein Schiff ausrüsten müssen, um sie alle, die 113 Sorten, unterzubringen." Verstehe aber, er meint nicht Leute vom Irrenhaus, sondern Geldnarren, Hoffartsnarren, Wollustnarren ꝛc. Er straft die sittlichen Gebrechen, Sünden und Laster aller Stände seiner Zeit treffend und harttreffend. — Joh. Fischart, genannt Mentzer, † 1589 als Amtmann in Forbach, überragt ihn noch. Er ist nach seinem Vorbild, dem Franzosen Rabelais (gest. 1553), das größte satirische Talent des Jahrhunderts.


Fig. 277. Hans Sachs. (Nach Jost Ammann.)

Er schrieb einen überaus komischen „Bienenkorb des heil. römischen Immenschwarms". Sein trefflichstes Erzeugnis aber führt den Titel: „Gargantua und Pantagruel." Hier sehen wir das ganze deutsche Volksleben jener Zeit in Sitte und Sprache, in Liebe und Haß, in Scherz und Ernst, in Sprichwort und Märlein, in Gesang und Lied sich abspiegeln. Es sagt ein neuerer: „Es soll sich niemand rühmen, das 16. Jahrhundert zu kennen, der nicht Fischarts Gargantua kennen und verstehen gelernt hat." Jetzt, 1519, kam auch der Eulenspiegel heraus, dessen Stücke seit Jahrhunderten im Munde des Volks gingen. Es ist eine Schwänkesammlung, welche an die Person eines Braunschweigers Till († 1350 zu Mölln) geknüpft worden. Dieser Till wird mit einer Eule und einem Spiegel konterfeit, was bedeuten mag, daß er klug sei und die thörichte Welt im Spiegel zeige. Er ist „der Held der Handwerker- und Landfahrerwitze".

In Italien brachte das 16. Jahrh. zwei vorzügliche Dichter hervor, welche jedoch den Dante (S. 422) nicht erreichen, Lodovico Ariosto, 1474—1533, und Torquato Tasso, geb. 1544 zu Sorrento, † 1595. Ariosts Hauptwerk ist „Orlando furioso", der rasende Roland (S. 313); er entlehnt seinen Stoff aus dem Sagenkreise Karls des Großen. Da entfaltet sich vor uns eine reichgeschmückte Helden- und Wunderwelt in den anmutigsten Farben. Ariost erhielt von seinen Landsleuten den Beinamen des Göttlichen. Tasso dichtete als sein Bestes „das befreite Jerusalem",

nimmt also seinen Stoff aus den Kreuzzügen und verbindet die ganze Fülle des Ritterlichen und Wunderbaren mit dem Ernste geschichtlicher Wahrheit. Er singt frommbegeistert für die Sache der Christenheit in der wohllautendsten Sprache. Man setzte ihm zu Rom ein prachtvolles Denkmal.

Portugal feierte die Höhezeit seiner Poesie. Sein größter Dichter heißt Luis de Camões (1524—80), und dessen berühmtestes Werk besingt „die Lusiaden" (Lusitanier), d. h. Vasco de Gamas Fahrt nach Ostindien (S. 476). Der bezaubernde Wohlklang dieser Verse entzückte sein Volk, es lernte und sang sie in den Palästen und Hütten. — Auch in Spanien erreichte die Poesie ihre höchste Blüte. Der erste seiner Dichter ist Miguel Cervantes de Saavedra, 1547—1616. Mit 24 Jahren verlor er in der Schlacht bei Lepanto (S. 528) den linken Arm; dann war er fünf Jahre lang Sklave in Algier. Er dichtete sehr vieles, Sonetten, Elegien, Schauspiele, Romane, Novellen.

Sein gepriesenstes Werk ist der in alle Sprachen übersetzte Roman Don Quijote, darin er die Phantasterei des Rittertums in ihrer Lächerlichkeit darstellt. Don Quijote ist der heldenmütige Ritter, der gegen eine Windmühle anreitet, weil er sie für einen Riesen hält. Das Buch ist der vollendetste aller Romane; originell im höchsten Grade, enthält es die trefflichste Charakterzeichnung und einen Witz, der nie matt wird.

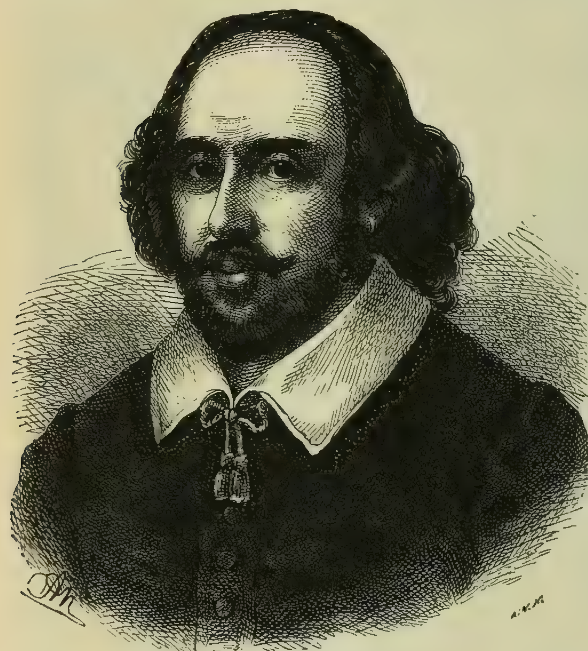


Fig. 278. William Shakespere.

Noch ein Größerer trat in England auf, William Shakespere (1564 bis 1616). Er war der Sohn eines Wollwebers zu Stratford. Seine Jugend liegt im Dunkeln. Früh verheiratet ging er nach London aufs Theater. Bald schrieb er selbst Schauspiele, welche dem Publikum außerordentlich gefielen. Er schrieb immer mehrere und herrlichere und erwarb sich damit einen solchen Ruhm, daß auch die Königin Elisabeth auf ihn aufmerksam wurde und ihn des Zutritts in den Palast würdigte. Sie lernte ihn sehr hoch schätzen und erfreute sich seiner seltenen Geisteserzeugnisse.

Seine vorzüglichsten Werke sind: die Trauerspiele Hamlet, Macbeth, König Lear, Othello, dann die Lustspiele: Ende gut, alles gut, Der Kaufmann von Venedig, Die lustigen Weiber von Windsor, Der Widerspenstigen Zähmung; dann die historischen Dramen aus der römischen und englischen Geschichte. Wir haben 35 Dramen von ihm, deren Echtheit außer Zweifel steht; doch gehen noch mehrere unter seinem Namen. Jedes seiner Stücke ist ein vollendetes Ganzes, in welchem alle Teile sich harmonisch um eine Hauptidee bewegen. Er kennt die Menschen bis in die innersten Falten des Herzens hinein und das Leben und Treiben in allen Ständen vom Throne herab bis zu den Handwerkern und Knechten, und nicht nur das seines Landes, sondern auch der Fremde, nicht nur der Gegenwart, sondern auch der Vergangenheit, und so führt er denn die ganze Menschheit in ihrem Adel, ihrer Erhabenheit und Trefflichkeit und wiederum in ihrer Gemeinheit, Thorheit und Erbärmlichkeit aufs treueste an

unsern Seelen vorüber. Seine Personen sind aufs schärfste gezeichnet und die Handlung ist in der lebendigsten Bewegung. Seine Rede ist mächtig und gewaltig wie ein Strom und Sturm, und wieder so sanft und zart wie ein Lufthauch und der Duft auf einer Blume. Er ermutigt, erhebt, befeuert, er rührt und erschüttert bis ins Mark hinein, und er sänftigt, begütigt, friedigt, erquickt und entzücket. Shakespere heißt „ein Riesengeist, ein Genius höherer Art"; er ist vielleicht der größte aller weltlichen Dichter. Um 1613 zog er sich mit einem erworbenen beträchtlichen Vermögen aufs Land zurück, um da im Schoße seiner Familie seine übrigen Tage ruhig zu verleben. Erst spät, 1741, hat ihm seine Nation in der Westminsterabtei ein würdiges Denkmal gesetzt.

Wir haben im 16. Jahrh. auch von der Tonkunst zu reden, aber nur von der geistlichen. Die deutsche Reformation begleitete eine heilige Musika. Zu den unvergleichlichen Kirchenliedern wurden köstliche Choräle gesetzt. Die kräftigsten und klangvollsten schuf wieder Luther selbst. Sein Choral: Ein' feste Burg 2c. wird noch heute um seiner überwältigenden Kraft und seiner majestätischen Schönheit willen als etwas Einziges bewundert. — Katholischerseits bildete sich die heilige Tonkunst zuerst in den Niederlanden aus, von wo Orlando Lasso († 1594) sie nach München brachte. Es vollendete sie Giovanni Pierluigi von Palestrina (dem alten Präneste), geb. 1514, † 1594 als Kapellmeister zu Rom. Die katholische Kirchenmusik war mit der Zeit ganz weltlich und sogar frivol geworden. Palestrina erhob sie wieder zur Würde und einfachen Schönheit, darum ihn die Katholiken „den Retter der heiligen Tonkunst" nennen; er vervollkommte die Harmonie der niederländischen Meister aufs höchste. Seine gedankenreichen sechsstimmigen Messen und Motetten ergriffen den Papst und die Kardinäle so sehr, daß alsbald die bisherige ärgerliche Musik aus den Kirchen entfernt und die seinige dafür eingeführt ward. In seinem Geist komponierten dann auch andere, aber keiner erreichte ihn. Sein tiefergreifendes Stabat mater wird noch alljährlich in der Sixtinischen Kapelle aufgeführt.

Das 16. Jahrh. ist das Zeitalter, wo die Malerei sich in höchster Vollkommenheit entfaltete. Wie die Bildhauerei der perikleischen Zeit unübertroffen und unerreicht dasteht, so verhält sichs mit der Malerei dieser Zeit. Es wurde aber vornehmlich al fresco, d. i. auf nassen Kalkgrund, und in Öl, mit Ölfarben auf gewichste Leinwand und Holz, gemalt. Die Ölmalerei verdient doch wohl den Vorzug vor allen Arten, weil sie die frischeste und dauerhafteste ist. — Schon im 15. Jahrh. traten in den Niederlanden sehr ansehnliche Maler auf. Insonderheit waren es die Gebrüder Hubert und Johann van Eyck zu Brügge, welche der Kunst neue Bahnen brachen († 1426. 1440.) Nach ihnen bewies sich Hans Hemling von Brügge sehr tüchtig. Auch in Deutschland gab es schon bedeutende Farbenkünstler, so namentlich Martin Schön (Schongauer † 1488) von Colmar, Bart. Zeitblom von Ulm und Mich. Wohlgemuth zu Nürnberg. Diese altdeutschen Maler bildeten schon schöne, ausdrucksvolle, geistreiche Gesichter, aber ihre Figuren sind noch steif.



Fig. 279. Albrecht Dürer. (Nach seinem Selbstbildnis.)

Nun aber erscheinen die Heroen der deutschen Malerei. Ich nenne die drei berühmtesten und beginne mit dem fürnehmsten, einem Schüler Wohlgemuths. Albrecht Dürer, ein Nürnberger, geb. 1471, † 1528, ist ohne Frage der größte Maler, allen überlegen an Gemütstiefe und Ideenreichtum. Mit seinem angebornen

hohen Genie verband er das ernstlichste Studium seiner Kunst. Er zeichnet meisterhaft und den ganzen Menschen nach allen Körperverhältnissen. Das Charaktervolle in seinen Gesichtern findet man selbst in den italienischen Schulen nicht. Ungemein sinnreich ist ferner seine Komposition, d. i. Zusammenstellung der einzelnen Gegenstände zu einem Ganzen.

Schon gereift besuchte Dürer 1505 Venedig und Bologna, und selbst die Italiener bewunderten und beneideten ihn. Auch nach den Niederlanden begab er sich, wo er ausnehmend verehrt wurde. Kaiser Max I. erhob ihn zu seinem Hofmaler. Seine gepriesensten Werke sind: die Anbetung der Könige (jetzt zu Florenz), die heil. Dreieinigkeit (zu Wien), Maria mit dem Christuskinde (zu Prag), die 4 Apostel (in München), sein letztes die Kreuztragung. Ein herrliches Porträt ist im Besitz der Holzschuher zu Nürnberg. Dürer war auch ein ausgezeichneter **Bildhauer** und **Kupferstecher**, Erfinder der Radierung und Ätzkunst und durch seine zahlreichen Kupferstiche machte er guten Geschmack allgemeiner. In seiner Kunst und in seinem Leben war er deutsch und ein frommer Christ, der schon 1518 dem Mann der Thesen huldigte durch Übersendung „seines Dings“, und bezeugte: Luther hat mir aus größten Nöten geholfen. — Den **Lukas Kranach**, eigentlich L. Sunter von Cranach (Kronach), 1472—1553, kennen wir schon als freiwilligen Teilnehmer am Unglücke Johann Friedrichs (S. 517). Er wurde in Franken gebildet, trat aber in die Dienste des kursächsischen Hofes und ward Luthers Freund. An diesem Maler bewundert man die große Mannigfaltigkeit und die sorgfältige Ausführung seiner Bildungen. Auch nimmt man in seinen Gemälden eine gewisse kindlich unschuldige Schalkhaftigkeit ergötzlich wahr. Bedeutend sind seine Altarbilder in Schneeberg, Meißen, Wittenberg und Weimar; von ihm haben wir auch das beste Bild Luthers (vgl. Fig. 248).

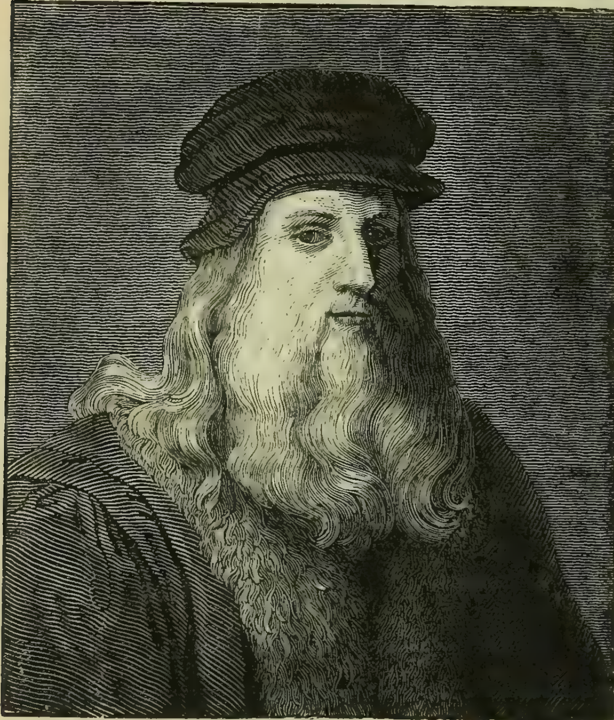


Fig. 280. Lionardo da Vinci.

Hans Holbein, der Jüngere, ein Augsburger, 1498—1543 (und Sohn eines großen Malers † 1524), ward verherrlicht fast wie Dürer im In- und Auslande, besonders in England, wo er auch starb. Bei ihm findet sich das feinste Gefühl für Naturwahrheit, er malte alles so ganz der Natur getreu, wie kaum noch ein anderer. Seine Formen sind vollendet und seine Farben wunderbar klar und durchsichtig. An Geist und Kraft steht er dem Dürer nach, durch freien großartigen Stil übertrifft er ihn. Der größte Schatz von seinen Werken befindet sich in **Basel**, wo Holbein das Bürgerrecht hatte, dort schmückte er das Rathaus mit Wandgemälden. Berühmt ist auch sein „Totentanz“: Zeichnungen von ihm in Holzschnitten ausgeführt, welche den Sieg und Triumph des Todes über alles Fleisch darstellen.

Wie Dürer auch ein trefflicher Bildhauer war, so stieg überhaupt die Bildnerei in dieser Zeit zu einer vorher im Abendlande unbekannten Meisterschaft. Die zwei belobtesten deutschen Bildhauer sind: Adam Kraft † 1507, von welchem das kunstvolle Sakramentsgehäus in der Lorenzkirche zu Nürnberg, und Peter Vischer † 1529, von welchem das herrliche Sebaldusgrabmal herrührt.

Zur höchsten Stufe schwang sich die Malerei unstreitig in Italien, und es sind namentlich fünf Sterne erster Größe, die ich da zu zeigen habe.

Lionardo da Vinci, geb. 1452 bei Florenz, † 1519, lebte lange zu Mailand am Hofe des Herzogs, der ihn als Freund behandelte; Fürsten und Könige fanden sich in seinem Umgange geehrt. Er war auch der Erste, der über die Malerkunst schrieb; zugleich Bildhauer, Architekt, Ingenieur, Naturforscher und Dichter.

Die Gebilde dieses vielseitigen Meisters sind höherer Art, voll Geist und Leben, von zartester Durchbildung. Er weiß einen wundersamen Schmelz über seine Gemälde auszugießen. Unter seinen vorzüglichsten Werken nenne ich: Maria mit dem Christuskind auf dem Schoß und von zwei Engeln gekrönt (zu Mailand), Die Anbetung der Könige (zu Florenz), Mehrere hl. Familien. Seine berühmteste Arbeit ist aber: das Abendmahl des Herrn auf einer Wand im Refektorium des Dominikanerklosters zu Mailand, von dem so viele größere und kleinere Kupferstiche zu sehen sind. Diese herrlichen Köpfe mit Wehmut, Staunen, Jammer, Schrecken und Entsetzen im Angesicht (denn der Herr hat den Aposteln eben seinen Verrat verkündigt) machen auch im Kupferstich einen unbeschreiblichen Eindruck. Wie muß er einst vom Original gewesen sein! Leider ist dasselbe durch Vernachlässigung und Überarbeitung fast verdorben.


Fig. 281. Michelangelo.

Michelangelo (eig. Agnuolo) Buonarotti, geb. 1475 aus einem Grafengeschlechte bei Canossa, 1564. Früh glühte in ihm die Liebe zur Kunst, und sein Sehnen und Streben ging nach dem Vollkommensten. Er ward Maler, Bildhauer und Architekt, auch Dichter, und erstieg in jedem Fache eine eminente Höhe, genügte sich aber nie, sondern rang immer nach Höherem. Er rang auch nach Gottes Frieden und hing zeitlebens mit Verehrung an dem verbrannten Savonarola (S. 456).

Schon als Jüngling bildete er einen schlafenden Amor so schön, daß derselbe, als er ihn nach abgebrochenem Arme vergrub und auffinden ließ, für eine echte Antike gehalten und von einem Kardinal um teures Geld gekauft wurde; Angelo legitimierte sich hierauf als Verfertiger durch Vorzeigung des Armes. Unter seinen meistervollen Bildhauerarbeiten glänzen seine Statue des Mose zum Grabmal des Papstes Julius II. in Rom und seine Statuen der Medici zu Florenz. Als Architekt baute er die neue Peterskirche zu Rom bis zur Wölbung der Kuppel. Das Herrlichste, was er in der Malerei hervorbrachte, sind: die Deckengemälde in der Sixtinischen Kapelle (gewaltige Propheten und Sibyllen ꝛc.) und das jüngste Gericht an der Seiten-

wand dieser Kapelle. Er malte nur al fresco. Das Eigentümliche aller seiner Werke ist das Großartige, Gewaltige, Kolossale. Sein Leben war eine Reihe von Triumphen; er wurde mit Geld und Ehren überschüttet.

Der erste aller Maler, Gipfel und Krone der Malerei, ist Rafael Santi von Urbino, 1483—1520, Sohn eines Malers. Er fertigte schon als Knabe Kopieen seines Lehrmeisters P. Perugino, die von den Originalen nicht zu unterscheiden waren. Er bildete sich, wie Angelo, in Florenz vollends aus. In seiner Seele lebte das Ideal der Schönheit und er ringt ihm mit dem heißesten und stärksten Verlangen nach und wird sein habhaft zur Darstellung. In seinen Werken ist alles lauterlich-, harmonisch-, ernst und ruhig-, hehr und vollendet-schön.

Er wurde von Julius II. nach Rom gerufen, um Wandgemälde in den Prunkzimmern des Vatikan zu fertigen; als der Papst die beiden ersten Bilder von ihm sah, ließ er die prächtigen Gemälde in den benachbarten Zimmern alle herunterschlagen, damit Rafael alle Zimmer ausmale. Außer diesen seinen Freskobildern führe ich noch einige seiner Ölgemälde an: die heil. Cäcilie (zu Bologna); die Krönung Marias, Christus am Ölberge, die Grablegung Christi (alle 3 in Rom), die sog. Sixtinische Madonna (in Dresden). Du hast sie wohl schon im Kupferstiche gesehen, es ist die mit den allerliebsten Engelsköpfen unten. Ach, wenn du das Originalbild selber sehen könntest, wie die jungfräuliche Mutter leicht auf Wolken herschwebt im blauen Gewande mit dem Antlitz unsterblicher Erhabenheit und Schönheit, das göttliche Kind am Herzen tragend! Er malte noch wohl 50 Madonnen, alle voll des Zaubers der reinsten Mutterliebe. Sein letztes Gemälde gilt für sein Meisterstück: die Verklärung Christi. Rafael war selbst einer der schönsten Menschen, an Körper und Gemüte, der in einer fast unübersehbaren Schar herrlicher Werke die Idee des Schönen, die ihm immerdar vorschwebte, offenbaren durfte, ehe er im 37. Jahr an Entkräftung starb.

Ant. Allegri von Correggio, 1494—1534, entfaltete sein frühreifes Kunstgenie zu Parma. Bei ihm ist alles in Liebreiz getaucht. Er gießt über seine Gestalten eine wonnige Verklärung aus. In der Beleuchtung ist er der größte Meister; er hat ein zauberisch wirkendes Helldunkel.

Zu seinen Freskogemälden gehört: die Himmelfahrt Christi und die der Maria (in Parma). Zwei seiner vorzüglichsten Ölbilder hängen in Dresden: die büßende Magdalena und die heilige Nacht. Wenn man letzterer noch ferner steht, sieht man einen Lichtball in der Mitte einer dunklen Wand; näher tretend heben sich nun zarte Gliedmaßen aus dem Lichtball; es ist das heilige Kind auf dem Schoße seiner Mutter, die das selige Angesicht zu ihm herabbeugt und den ersten Gruß vom Lichte der Welt auf ihrem Schoße in ihr liebliches Antlitz empfängt; dann erst sieht man auch die Hirten und Hirtinnen herumknieen, wie geblendet von dem neuen Lichte.

Tiziano Vecellio, geb. 1477 zu Cadore, † 1576. Er hat die Kunst in Venedig verherrlicht oder Venedig durch seine und seiner Schüler Kunst. Was soll ich von diesem noch sagen, von dem allein Karl V. gemalt sein wollte? Seine Bilder, großartig aufgefaßt und seelenvoll ausgeführt, leben und sprechen mit dir. Er ist der größte Kolorist (Farbenmeister), „bei ihm feiern die Farben durch Klarheit, Wärme, Sättigung und Übereinstimmung untereinander den höchsten Triumph.“ Tizians schönstes Werk ist wohl die Himmelfahrt Mariä: für unvergleichlich gelten seine Frauenbildnisse.

Man könnte darüber sinnen, wie es kommt, daß aus dem Schoße der katholischen Kirche gerade in der Zeit ihres tiefsten Verfalls solch ein Glanz der Kunst und der heiligen Kunst aufgeleuchtet hat. Was man sich aber auch Günstigeres mag denken dürfen, so viel bleibt immer gewiß, daß in dieser Welt das Schöne, selbst wenn es auf religiösem Gebiete sich bewegt, doch in der That vom Wahren und Guten getrennt gehen kann.

III. Der dreißigjährige Krieg und die englische Staatsumwälzung.

§ 1. Beginn des dreißigjährigen Krieges.

In Deutschland wurde mit dem 17. Jahrh. das Verhältnis zwischen Katholiken und Protestanten ein äußerst gespanntes. Es war das vornehmlich ein Werk der Jesuiten, welche alles aufboten, jene gegen diese zu erbosen. Sie schilderten die Protestanten als Gottes Widerwärtige und die ärgsten Feinde der Religion; sie gebrauchten entsetzliche Schimpfworte von ihnen und namentlich von Luther, den sie als einen wahren Abgesandten der Hölle hinstellten; sie gingen so weit, zu predigen, wer bei einem lutherischen Prediger das Abendmahl genösse, der empfange statt Christi den Teufel selbst. Auch behaupteten sie, es sei kein Religionsfriede geltend, den der Papst nicht bestätigt habe, und darum sollte man getrost zum gottgefälligen Krieg gegen die Ketzer schreiten.

Die Protestanten mußten die ihnen drohende Gefahr erkennen. Und als nun die Reichsstadt Donauwörth zur Entrüstung des ganzen protestantischen Deutschlands so empörend behandelt wurde (S. 536), da schloß Kurfürst Friedrich IV. von der Pfalz mit den Fürsten von Baden, Württemberg, Ansbach, Anhalt ꝛc. und 15 Reichsstädten auf einem Konvente zu Ahausen (im Ansbachischen) 1608 eine evangelische Union zu gemeinsamem Schutze gegen die Feinde des Evangeliums. Dagegen errichteten nun aber die Katholischen unter Leitung des klugen, zielbewußten Herzogs Maximilian von Bayern eine Liga (wie in Frankreich S. 554), zu welcher mit ihm die drei geistlichen Kurfürsten, mehrere Bischöfe und der erzbigotte Erzherzog Ferdinand von Steyer (S. 536) traten. Beide Vereine standen sich drohend gegenüber, gestützt auf Frankreich und Spanien. Heinrichs IV. Tod (S. 557) vertagte noch den Ausbruch des aufgezogenen schwarzen Gewitters; in Böhmen sollte es endlich losbrechen.

Auch in Böhmen hatte die Reformation breiten Boden erlangt. Die böhmischen Brüder (S. 436) hatten sich ungemein gemehrt, ebenso hatte die von Sachsen her eindringende neue Lehre Unzählige ergriffen. Über ³/₄ der Böhmen waren protestantisch geworden, doch mehr kalvinisch als lutherisch. Ferdinand I. hatte es geschehen lassen, Max II. es fast begünstigt. Rudolf II. (S. 535) begann zwar die Protestanten zu verfolgen, sie zeigten ihm jedoch in ihrer Tschechennatur dermaßen die Zähne, daß er sich vor ihnen fürchtete und ihnen auf ihr Andringen 1609 den Majestätsbrief und einen Vergleich ausstellte, worin ihnen freie Religionsübung zugesichert ward. Weil aber seine Söldnertruppen Unfug im Lande verübten, so fielen die Tschechen seinem Bruder Matthias zu, der ihn schon bezüglich seiner andern Hausstaaten vergewaltigt hatte und 1611 auch Böhmen mit gewappneter Hand in Besitz nahm. Aus Ärger über das, was der Schwache nicht zu verhindern vermochte, starb er 1612.

Matthias nahm nun auch den Kaiserthron ein, 1612—19. Bei seiner Krönung zu Frankfurt ging es außerordentlich prachtvoll her. Der Kaiser hatte 2000 Reitpferde und 600 sechsspännige Kutschen bei sich. Beinahe alle Großen waren versammelt mit glänzendem Gefolge. Manches Reichsfreiherrlein verthat dazu drei Jahreseinkünfte seiner schmalen Besitzung. Man lebte in hoher Freude und Herrlichkeit, und im Taumel derselben dachte niemand, welch furchtbares Jammergeschick für Deutschland unter diesem Kaiser anheben werde. — Der Krönungsjubel verscholl und Matthias war kein Oberhaupt, die feindlichen Parteien zu versöhnen.

Energielos stand er auf jesuitischer Seite. Der Kinderlose nahm den entsetzlichen Steyrer Ferdinand, seinen Vetter, an Sohnes Statt an. Diesen sollten die böhmischen Stände noch bei seinen Lebzeiten zu ihrem König nach ihm wählen. Sie thaten es nach viel Widerstreben unter der Bedingung, daß er ihnen ihre Rechte und Freiheiten beschwöre. Ferdinand beschwor dieselben und sie krönten ihn 29. Juni 1617. So verschaffte ihm Matthias darauf auch die Nachfolge in Ungarn. Indessen wurde Böhmen durch 10 Statthalter, 7 katholische und 3 evangelische, verwaltet. Aber seit Ferdinands Krönung hoben die Jesuiten ihr Haupt höher empor, und er selbst schloß mit Spanien einen Geheimbund zum h. Kampfe.

Nun trat den 31. Okt. 1617 das Jubelfest der Reformation ein und wurde allenthalben von den Protestanten Deutschlands mit höchster Solennität gefeiert. Darüber wuchs die Erbitterung der Katholiken noch um vieles, die Jesuiten aber flammten von Zorn und Eifer, und die in Böhmen verkündigten zum Hohn des von Ferdinand beschworenen Majestätsbriefes laut, daß nunmehr der Protestantismus im Lande mit Stumpf und Stiel werde ausgerottet werden. Es läßt sich denken, wie das die protestantischen Tschechen erregte. Hier in Böhmen neigte sich das finstere Gewölk herab. Es bedurfte nur noch einen Anlaß, so kam das Wetter zum Ausbruch, jener große Religions- und Bürgerkrieg, der ganz Deutschland grauenvoller heimsuchte als je ein Krieg.

In den Städten Klostergrab und Braunau hatten die Protestanten neue Kirchen gebaut, gänzlich der Meinung, sie seien in vollkommenem Rechte dazu; denn im Majestätsbriefe war den Gliedern des Herren- und Ritterstandes und allen Städten samt und sonders dieses Recht zuerkannt. Die Katholischen behaupteten, die Städte in geistlichen Gebieten seien davon ausgenommen; doch erlaubte der Vergleich protestantischen Kirchenbau auch in diesen, sofern sie königliche Güter waren. Der Prager Erzbischof, mit der Aufsicht über die königlichen Güter betraut, fing an, protestantische Pfarrer abzusetzen. Auf Grund höchster Entscheidung wurde die evangelische Kirche in Grab, Dez. 1617, niedergerissen, die in Braunau gesperrt; hier warf man auch einige sich widersetzende Bürger ins Gefängnis.

Da schrieen die Protestanten laut über Verletzung des Majestätsbriefs. Der tapfere Graf Heinr. Matthias von Thurn stellte sich an die Spitze der Unzufriedenen und versammelte die evangelischen Stände in Prag, 18. März 1618. Man verfaßte eine Bittschrift an die Statthalter um Aufrechthaltung der Religionsfreiheit und Freigebung der gefangenen Braunauer. Darauf empfing man eine abschlägige Antwort. Jetzt richteten die Stände eine Bittschrift an den Kaiser; man rief sie vor die Statthalter ins Schloß, um den Inhalt eines dort eingelaufenen kaiserlichen Schreibens zu vernehmen. Darin wurden sie der Ordnungsstörung beschuldigt und bei Fortsetzung derselben mit Strafe bedroht. Sie hörten es mit Staunen. Nun verbreitete sich das Gerücht, der kaiserliche Brief sei gar nicht in Wien, sondern in Prag in der Statthalterei geschrieben worden. Da dringen, 23. Mai 1618, die Protestanten bewaffnet ins Schloß und in die Kanzlei, wo eben vier Statthalter anwesend sind. An diese wird die Frage gestellt, ob sie einen Anteil an dem kaiserlichen Schreiben hätten. Sie weigern sich, Rede zu stehen; es war vom Kardinal Khlesl verfaßt. Darüber entspinnt sich ein Wortwechsel, einer der Eingedrungenen schreit: „Werft sie nach altböhmischem Brauch als Feinde des Gemeinwohls zum Fenster hinaus!" (S. 433.) Da nimmt man die beiden verhaßtesten der Statthalter, Martinitz und Slawata, welche s. 1609 den Majestätsbrief zu unterschreiben beharrlich verweigert hatten, und stürzt sie aus dem Fenster hinab und den Sekretär Fabrizius, der es hindern wollte, schickt man ihnen nach. Sie fielen 60 Fuß tief in den Burggraben, so doch, daß jeder mit dem Leben davon kam und nur Slawata sich schwer verletzte. — Diese frevle Gewaltthat entschuldigten die Böhmen mit der ihnen nötig gewordenen Selbsthilfe; Thurn wollte den Bruch mit Habsburg unheilbar machen. Rasch schritten sie voran. Sie übernahmen die Verwaltung des Landes selbst, wozu

sie einen Ausschuß von 30 Direktoren aufstellten. Der erste Regierungsakt derselben war, daß sie die Jesuiten, „diese giftigen Schlangen und Ursächer alles Übels," auf ewig aus dem Lande verwiesen.

Der kranke Matthias wünschte die Sache beizulegen, und selbst der Kardinal Khlesl, sein vornehmster Rat, stimmte gegen Anwendung der Strenge, welche bei der bekannten Art der Tschechen die traurigsten Folgen besorgen ließ. Aber der energische Ferdinand, auf Spanien gestützt, war anderer Meinung und sprach: „Besser eine Wüste als ein Land voll Ketzer!" und da er schon mehr Gewalt hatte als der sieche Kaiser, so setzte er seinen Willen durch und setzte den Khlesl gefangen. Rüstungen werden gemacht und zahlreiches Kriegsvolk marschiert nach Böhmen. — Es rüsteten aber auch die Böhmen; sie meinten an dem Grafen Thurn einen tüchtigen Befehlshaber zu haben.

Auch knüpften sie Verbindung mit dem überwiegend evangelischen Nachlarlande Schlesien an, woher sie einigen Zuzug erhielten, und sogar mit dem fernen Fürsten des meist protestantischen Siebenbürgens, dem kühnen Bethlen Gabor, der seit 1613 unter türkischer Oberherrschaft regierte. Mähren schloß sich ihnen nicht an, zurückgehalten von dem frommen Protestanten Zerotin. Sie fanden lebhafteste Teilnahme in Österreich selbst, wo noch unzählig viele dem Protestantismus anhingen, und in allen deutsch-protestantischen Gebieten, wo man die allgemeine Gefahr für den Glauben erkannte; und es liefen ihnen von hier und dort Krieger zu. Kaum regte sich die Union für sie; nur Graf Ernst von Mansfeld, ein kriegslustiger Führer, von Savoyen bezahlt, kam mit 4000 Söldnern zu Hilfe. Thurn und Mansfeld gewannen die Oberhand gegen die eingerückten kaiserlichen Truppen, von denen schon ein Teil wieder das Land verließ.

So standen die Sachen, als Kaiser Matthias 20. März 1619 starb. Das Reich war ohne Haupt in dieser ernsten, bedenklichen Zeit, und die Kurfürsten wählten 28. Aug. 1619 Ferdinand! Selbst die von Sachsen und Brandenburg gaben ihm willig ihre Stimme; selbst die Pfalz mußte Ja sagen. Dieser Ferdinand II. (1619—37) wurde Deutschlands Verderber.

Er sollte nun auch vollmächtig über Böhmen herrschen. Noch zehn Tage aber vor seiner Kaiserwahl hatten die Böhmen, welche unterdessen bis vor Wien gedrungen waren, wiewohl sie es vergeblich belagerten, ihn „als einen Erzfeind des evangelischen Glaubens und Knecht der Jesuiten" feierlich ihrer Krone verlustig erklärt. Sich stützend auf ihr freies Wahlrecht, erkoren sie einen andern zu ihrem Könige, den jungen Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz, den Schwiegersohn des englischen Königs Jakob I., das Haupt der Union. Diesem wurde wohl von allen Seiten abgeredet, die Wahl anzunehmen; aber der Ehrgeizige that es doch, von seiner stolzen Gemahlin gereizt, welche, eines Königs Tochter, eine Krone tragen wollte. Wie hatten sich aber die Böhmen bei ihrer Wahl vergriffen! Der 23jährige Friedrich war leichtsinnig, dem Wohlleben ergeben, ohne politische Einsicht und Klugheit, ohne militärische Tüchtigkeit, ohne Kraft und Ausdauer. Er wurde mit Begeisterung aufgenommen und zu Prag mit großer Herrlichkeit gekrönt, 4. Nov. 1619; aber seine Regierung ließ sich schlimm an.

Tanz, Jagd, üppige Gastmähler, pomphafte Aufzüge beschäftigten ihn. Sein mitgebrachtes Geld war bald verschwelgt; nun besteuerte er das bereits ausgesogene Land über dessen Kräfte. Bald mangelte es am Notwendigsten, selbst an den Mitteln zur Ausrüstung eines starken Heeres, das er doch vor allem bedurfte. Dazu erbitterte er durch sein konfessionelles Verhalten. Als Reformierter stellte er sich nicht bloß zu den Katholiken feindlich, sondern auch zu Lutheranern und Utraquisten. Sein blindeifriger Hofprediger Scultetus predigte gegen Papsttum und Luthertum zugleich, und schon begann man die Kirchen ihres Schmuckes zu berauben, die Altäre mit Tischen zu vertauschen, die Bilder hinauszuwerfen. So war denn die Begeisterung der Böhmen für ihn in einer Kürze verraucht und keine sonderliche Neigung mehr vorhanden, für die Krone auf seinem Haupte zu kämpfen. Von auswärts aber erhielt er nur spärliche Unterstützung, die strenglutherischen Fürsten rührten sich nicht für ihn aus Widerwillen gegen seinen Calvinis-

mus, und selbst Unionsglieder wandten sich kurzsichtig von ihm ab. König Jakob that nichts für seinen Schwiegersohn, obwohl das Parlament sich für ihn verwandte.

Kaiser Ferdinand hatte freilich auch keinen leichten Stand. Der furchtbare Bethlen Gabor war in sein Ungarn eingefallen und hatte nach Eroberung eines großen Teils sich zum Fürsten Ungarns wählen lassen, Jan. 1620. In allen Erblanden des Kaisers war Bewegung, vornehmlich in Österreich. Indessen sandte ihm Schwager Sigmund III. von Polen (S. 558) 10 000 Kosaken zu, welche allerdings barbarisch hausten, wo sie hinkamen, aber doch zur Niederhaltung des wegigen Österreichs gute Dienste leisteten. So versprach ihm auch Spanien ein Heer aus den Niederlanden zu senden, welches die Pfalz besetzen sollte. Der Papst gab gleich 100 000 Kronen zum Krieg gegen die Ketzer und verhieß das doppelte im Lauf des heiligen Kreuzzuges zu spenden. Ferdinands Hauptstütze wurde jedoch sein Schwager, der kraftvolle Herzog Max, der sich zwar aus alter bayerischer Eifersucht auf Haus Habsburg anfänglich kalt gegen ihn hielt, den er dann aber durch Verspruch der Übertragung der pfälzischen Kurwürde auf Bayern zu seinem eifrigen Helfer gewann. Es half ihm aber auch ein lutherischer Kurfürst, Johann Georg von Sachsen, welchen teils sein tiefer Haß gegen den kalvinischen Friedrich, teils die ihm vom Kaiser in Aussicht gestellte Überlassung der seit 1526 mit Böhmen verbundenen Lausitz nebst etwas Reichstreue, dazu bestimmte.

Während nun im Norden der sächsische Kurfürst die Lausitz überzog, rückte von Süden her Max mit seinem Feldmarschall Tilly und einem ligistischen Heer in Oberösterreich, bald auch vereinigt mit einem kaiserlichen unter Buquoi verheerend in Böhmen ein. Ohnerachtet er viele Leute durch Mangel und Seuchen und die Seitenangriffe der Böhmen einbüßte, ging er doch entschlossenen Mutes gerade auf die Hauptstadt los. Nun eilte auch das böhmische Heer, das aber nicht Graf Thurn, sondern Prinz Christian von Anhalt, Friedrichs Günstling, kommandierte, auf die Hauptstadt zu; es gewann dem feindlichen den Vorsprung ab und verschanzte sich auf dem vor Prag liegenden weißen Berge. Hier am Zeugenorte von Ziskas Heldenthaten (S. 434) fand die entscheidende Schlacht statt, 8. Nov. 1620. Sonntag mittags stürmten die Feinde in hellen Haufen heran, 27 000 Mann gegen 25 000 Böhmen und Ungarn. Der König soll getafelt haben, während es draußen seiner Krone galt. Seine Leute kämpften nur zum Teil tapfer; ehe eine Stunde verging, waren sie völlig besiegt; 2600 liegen auf dem Platze, die andern sind zerstäubt. Friedrich hat sich zu spät den Mund gewischt; als er hinauskommt, ist die Schlacht schon verloren.

Doch alles war noch nicht für ihn verloren. Die zerstreuten Truppen konnten wieder gesammelt werden, das feste Prag ließ sich verteidigen. Mansfeld mit seinen deutschen Kriegern war noch unbesiegt und hatte das wichtige Pilsen nebst vielen Plätzen inne. Ein ungarisches Heer unter Bethlen Gabor marschierte zu seinem Beistand an. Allein aller Mut war von Friedrich gewichen, er floh trotz vielfacher Abmahnung spornstreichs mit Zurücklassung von Krone und Scepter. Er floh nach Breslau, Berlin, Holland, überall Hilfe suchend und keine findend. Der Kaiser ächtete ihn. In sein Erbland, die schöne Pfalz, kann er schon nicht mehr hinein; sie ist von Spinolas 20 000 Spaniern besetzt, welche in dem Ketzerland zu Gottes Ehren schreckliche Greuel begehen. — Wer hilft nun aber den Böhmen? Der für sie anrückende Bethlen Gabor wurde auch, obwohl mit Mühe, überwunden. Derselbe verzichtete auf Ungarns Krone gegen Abtretung von 7 Gespannschaften an ihn. Mansfeld, welcher sich noch wacker rührte, unterlag gleichfalls der Übermacht. Die trotzigen Tschechen beugten sich wieder unter das Joch und huldigten Ferdinand aufs neue.

Dieser erschien zunächst huldreich, damit ihm die Häupter der Schuldigen nicht entflöhen oder die Entflohenen zurückkehrten. Nach ein paar Monaten aber (sein Beichtvater, der Jesuit

Lamormain, stachelte ihn scharf, Exempel zu statuieren) ließ er 27 der angesehensten Protestanten grausam hinrichten. Einem ließ er erst die Hand, dann den Kopf abhauen, einem zuerst die Zunge ausschneiden, einige lebendig vierteilen. Der Thurn war nicht darunter, der hatte sich geflüchtet. — Jetzt scheint es aber der Sühne genug zu sein. Freundlich läßt Ferdinand den protestantischen Edeln und Bürgern sagen, sie sollten sich bei ihm melden, um Verzeihung zu erhalten. Barone, Ritter und Beamte kommen zu Hunderten. Es wird ihnen gnädig das Leben geschenkt. Allein eine Strafe zum Merken muß doch bleiben; Ferdinand nimmt ihnen ihr ganzes Vermögen ab oder doch das meiste, womit er teils getreue katholische Edelleute, teils und vorzüglich Jesuiten beschenkt, die er gleich zurückgerufen und in all ihre vorigen und noch größere Rechte eingesetzt hat.

Und nun macht er mit Gewalt der Ketzerei ein Ende. Aller evangelische Gottesdienst im ganzen Lande wird streng verboten. Alle evangelischen Prediger und Lehrer müssen binnen drei Tagen zum Lande hinaus. Allem Volk wird befohlen, in die Messe zu gehen; die nicht wollen, hetzt man mit Hunden hinein, oder sperrt sie ein und läßt sie hungern und frieren; Mütter läßt man ihre weinenden Säuglinge erst stillen, wenn sie katholisch werden. Endlich, wer absolut verstockt bleibt, muß über die Grenze. Da verließen an 36 000 glaubenstreue Familien, darunter 500 adelige, das unglückliche Böhmen und zogen arm nach Sachsen, Brandenburg, Preußen, Schweden, Holland, Schweiz und Siebenbürgen. Zum Schluß, wenn nicht schon 1620, zerschnitt Ferdinand den Majestätsbrief mit eigener Hand, wie er auch das böhmische Wahlreich in ein österreichisches Erbland verwandelte. Darüber jubilierte die katholische Christenheit und die evangelische ergriff Trauer und Schrecken. Die verschüchterte Union löste sich freiwillig auf, 1621.

Wie in Böhmen unterdrückte Ferdinand auch den ohnehin schon sehr beschränkten Protestantismus in Österreich. Es kostete ihn viele Anstrengung, besonders in Oberösterreich, wo die evangelischen Bauern unter Anführung „des Studenten" (sein Name blieb unbekannt) sich aufs tapferste wehrten, bis endlich, 1626, auch sie erlagen. Darauf ruht das Auge mit besonderer Wehmut; denn die Österreicher waren einer der achtenswertesten deutschen Stämme, vor andern empfänglich für Licht und Leben des göttlichen Wortes, aber unter der Jesuitenherrschaft allmählich verdumpft, behielten sie fast nur noch Sinn für sinnlichen Lebensgenuß.

§ 2. Der Protestantismus unterliegt in Deutschland.

Draußen im Reiche kämpften noch drei Abenteurer für die Sache Friedrichs und des Evangeliums, denen freilich am heil. Evangelio blutwenig gelegen zu sein schien. Der gleichgültigste war Graf Ernst von Mansfeld, welcher nichts lieberes that als schlagen; er starb übrigens katholisch. Der andere Herzog Christian von Braunschweig, Administrator (Verwalter) des Bistums Halberstadt, ein junger Wildfang, der aus verliebter Schwärmerei für Friedrichs Gattin Elisabeth seine Sache mit holländischen Hilfsgeldern verfocht. Da bei der Unthätigkeit der andern protestantischen Fürsten sich doch im Volk ein großer Eifer regte, so liefen diesen Feldherrn viele Krieger zu. Auch der Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach, den der Kaiser durch Begünstigung seines Vetters von Baden-Baden erzürnt hatte, griff zu den Waffen.

Sie trieben aber mit ihren Scharen eine böse Wirtschaft. Wo Mansfeld hinkam, in Franken, am Rhein, im Elsaß, überall wurden die katholischen Orte gebrandschatzt und namentlich die Bistümer und Abteien hart mitgenommen. Christian von Braunschweig handelte nicht glimpflicher in Westfalen ꝛc. Im Dom zu Paderborn standen die zwölf Apostel von gediegenem Silber; er sprach zu ihnen: „Was stehet ihr hier müßig? Es heißt: Gehet hin in alle Welt!" Darauf ließ er sie wegschaffen und Münzen daraus prägen, die in alle Welt gingen. Wahrlich, diese Protestanten führten ein rechtes Räuberleben, was sie jedoch damit entschuldigten, daß sie ihre Söldner befriedigen müßten. Indessen machten es ihre Gegner noch viel schlimmer, besonders in Hessen und der Pfalz.

Hauptgegner war Johann Tzerklas Graf von Tilly, aus Belgien, ein geborener Soldat. Von früher Jugend mit ganzer Seele in den Waffen, zeichnete er

sich in niederländischen und ungarischen Kriegen glänzend aus. Max von Bayern machte ihn zum Feldmarschall und Obergeneral der Liga. Er richtete seine Truppen trefflich ab und sie hielten ihn hoch um seiner Feldherrntüchtigkeit willen, und weil der schlichte Mann bei eiserner Strenge im Dienst ihnen doch vieles nachsah und alles an sie wegschenkte.

Er liebte das Geld nicht, den Wein nicht und keinerlei Wollust oder Pracht. In ihm lebte nur eine schwärmerische Liebe für die katholische Kirche. Der kleine hagere Mann mit den großen düstern Augen, langer Nase und spitzem Kinn ritt gewöhnlich einen kleinen Grauschimmel. Maria! war am Schlachttag sein Losungswort.



Fig. 282. Tilly. (Nach einem Stich von Amling, 1677.)

Dieser Tilly ging den protestantischen Feldherren, welche mit ihren ansehnlichen Heeren nicht gehörig zusammenwirkten, hart zu Leibe. Bei Wiesloch erhielt er zwar, 17. April 1622, von Mansfeld und dem Markgrafen eine Schlappe. Aber bei Wimpfen schlug er, 6. Mai, den Markgrafen aufs Haupt, der bald entmutigt seine Krieger entließ und sich zurückzog. Am 20. Juni überraschte er den Christian von Braunschweig bei Höchst und schlug ihn so, daß er sein ganzes Fußvolk einbüßte. Bei dieser Gelegenheit wurden von den Siegern alle Gefangenen getötet, sogar die verwundeten Gegner aus den Häusern, dahin man sie untergebracht, wieder herausgeworfen und auf den Straßen abgeschlachtet. Bei der nachfolgenden Eroberung von Heidelberg, Mannheim und Germersheim verübten die Tillyschen Horden die abscheulichsten Unthaten, in Germersheim metzelten sie alles nieder. Am 6. August 1623 wurde Christian bei Stadtlohn von Tilly nach dreitägiger Schlacht nochmals überwunden und sein Heer zerstreut. Er ging nach Holland, wohin ihm Mansfeld folgte.

So hatte der Kaiser auch im Reiche gesiegt. Max, dem er es verdankte, empfing seinen Lohn, nämlich die Kurwürde, die jetzt von Pfalz auf Bayern übertragen wurde, nebst der Oberpfalz, während über die Rheinpfalz der Kaiser

die Verfügung sich vorbehielt. Hinfort saßen nur noch zwei Evangelische im Kurkollegio. — Ganz aus war der Krieg aber nicht. Der protestantische Süden Deutschlands lag wohl stille zu des Kaisers Füßen. Da aber Tilly schon begonnen hatte, die von den Evangelischen eingezogenen Stifter und Abteien der Kirche zurückzugeben, da derselbe auch die Pfalz mit Gewalt wieder römisch zu machen versucht hatte, da sein Heer in der Opferpfalz den Protestantismus zu Boden trat, da ferner die Liga auf einer Bundesversammlung den Beschluß faßte, ihr Heer beisammen zu behalten und nach Norddeutschland zu führen, so mußte notwendig der Verdacht bestätigt werden, daß es auf eine allgemeine Vertilgung der evangelischen Kirche abgesehen sei; und da entschlossen sich denn die zunächst bedrohten Stände des niedersächsischen Kreises (Magdeburg, Braunschweig, Mecklenburg ꝛc.), ernsthaft zu rüsten. Es nahmen sich jetzt auch Auswärtige der gefährdeten deutschen Glaubensverwandten an, namentlich weil man den Spaniern die Pfalz nicht lassen wollte.

England, Holland und Dänemark verbündeten sich in Haag förmlich zu ihrem Beistande. Christiern IV. von Dänemark wollte Schweden den Vorrang abgewinnen; er sollte mit englischem und holländischem Gelde ein Heer gegen die Liga werben. Dann wollte Frankreich auch am Rhein losschlagen. Der Dänenkönig gehörte als Herzog von Holstein selbst zum niedersächsischen Kreise, und dieses gekrönte Haupt wählten sich denn auch die Niedersachsen zu ihrem Kriegsobersten, so daß alles unter ein Kommando kam. Der König betrieb die Vereinigung aller protestantischen Kräfte in Norddeutschland, doch ohne Gelingen; namentlich widerstrebten die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg; diese erklärten sich neutral. Und Frankreich war durch einen Hugenottenaufstand gelähmt.

Christiern rückte 1625 mit einem schönen Heer ins Feld. Aber er war doch der rechte Mann nicht für seinen Posten, eigensinnig gutem Rate sich verschließend, viel ehrgeiziger als tüchtig. Tilly zog aus seinen Quartieren im Hessenkasselschen, welche nach seinem Abmarsch wüsten Stätten glichen, nach der Weser. Seine Horden mißhandelten alle lutherischen Lande auf ihrem Zug entsetzlich, besonders die Geistlichen, denen sie Hände und Füße abhackten, Nasen und Ohren abschnitten ꝛc., wofür freilich auch das Volk an einzelnen von ihnen grausame Rache nahm. Jenseits der Weser stieß Tilly auf die protestantischen Verbündeten. Nach nichts entscheidenden Kämpfen fiel 27. Aug. 1626 die große Schlacht bei Lutter am Barenberg vor, wo der Dänenkönig so total geschlagen wurde, daß er all sein Geschütz im Stich lassen mußte und mit wenigen Reitern entrann. Sofort legten die meisten niedersächsischen Stände die Waffen nieder und unterwarfen sich dem Kaiser. Die Herzoge von Mecklenburg hielten noch am Bunde.

Der beschämte Christiern wollte den Krieg fortsetzen, schon um seine Scharte auszuwetzen. Obgleich ihm die thätigen Werber, der Mansfeld und Braunschweiger Christian, nicht mehr dabei zur Hand sein konnten, denn sie waren beide, 1626, gestorben, so brachte er doch im Winter ein neues Heer von 30 000 Mann zusammen. Aber jetzt kommt neben dem furchtbaren Tilly noch ein Furchtbarerer über ihn. — Der Kaiser empfand einen heimlichen Verdruß darüber, daß die Liga alles thue, so daß ihr Haupt, der Bayernfürst, das meiste Ansehen in Deutschland gewann. Er wünschte darum schon länger her ein eigenes Heer auf dem Kriegsschauplatz zu haben. Aber zur Anwerbung und Ausrüstung eines solchen gehörte Geld und seine Kassen waren dermalen leer und seine Staaten so erschöpft, daß sie keine neue Lasten tragen konnten. Da bot sich ihm zur Verwirklichung seines Wunsches der Wallenstein dar.

Albrecht von Waldstein, geb. 1583 zu Hermanic in Böhmen, war der Sohn eines protestantischen Edelmanns. Da aber seine Eltern frühzeitig starben, so kam er unter einen Oheim, der ihn katholisch erziehen ließ. Er war ein wilder Bursche und in der Jesuitenschule lernte er wenig. Etwas fleißiger studierte er auf den Universitäten Altdorf, Padua und Bologna, wo er

sich besonders mit Mathematik beschäftigte, auch Astrologie mit Vorliebe trieb. Und die Sterne weissagten ihm eine Krone! Dann machte er Reisen durch Deutschland, Holland, England, Frankreich rc., und sammelte sich Erfahrungen. Sein Beruf war das Soldatentum, er gab sich mit seinem ganzen Wesen hinein. Er focht tapfer gegen die Türken und Venedig; im böhmischen Aufstand hielt er fest zum Kaiser, der ihn in den Grafen- und Fürstenstand erhob, 1623. Zu den Gütern, die er durch seine erste Gattin erhalten, nahm er nun den Verwandten seiner Mutter ihr ganzes Erbe ab und kaufte noch dazu um einen Spottpreis enorme Ländereien protestantischer Edeln, die er mit schlechtem Gelde bezahlte. Zuletzt, 1627, ließ er seine Herrschaft Friedland zum Herzogtum machen und war nunmehr der reichste Mann weit und breit.

Dieser Waldstein erbot sich gegen den Kaiser, durch Vorschüsse ein Kriegsheer für ihn zusammenzubringen. Der Kaiser ernannte ihn Juli 1625 zum Oberbefehlshaber der kaiserlichen Truppen mit ausgedehnten Vollmachten. Wallenstein steckte seine Werbfahne in Böhmen, Franken, Schwaben auf, und von allen Seiten eilte man dazu, bis er 60 000 Mann beisammen hatte. Dieses sein Heer organisierte er so, daß es ein geschlossenes Ganzes bildete, wo Glied an Glied hing; er aber war die allbelebende Seele. Erhalten wurde es durch Kontributionen, d. h. Brandschatzung der feindlich gesinnten Länder. Obwohl er äußerste Schärfe im Dienst gebrauchte, Ungehorsame und Feige schwer, ja mit dem Tode bestrafte, pflegten ihm doch seine Krieger kettenfest anzuhangen, sie bewunderten sein Feldherrntalent, seinen Scharfblick, seine Entschlossenheit und durchdringende Kraft, und erfreuten sich an seiner Toleranz, da er auch protestantische Offiziere annahm, seiner Sorgfalt für seine Leute, an dem hohen Sold und der Freigebigkeit, mit der er die Braven belohnte, und daß bei ihm jeder Gemeine durch Verdienst sich zu den höchsten Offizierstellen hinaufschwingen könne.

Mächtig zog auch sein geheimnisvolles Wesen an: Er steht gewiß im Bund mit geistigen Mächten; ist unverwundbar, stich- und kugelfest; das Glück haftet an seiner Fahne! Wallenstein hatte eine lange hagere Gestalt, schwarze, kurzgeschnittene Haare, ein gelbes und finsteres Gesicht, kleine, stechende Augen, eine rätselvolle Miene; er trug rote Hosen, einen roten Mantel, und seine Erscheinung hatte etwas Dämonisches.

Christiern drang mit einem namhaften Heer, April 1627, in Deutschland vor. Aber Tilly trieb ihn nach Holstein zurück. Und nun kam auch Wallenstein. Aus Schlesien durch Brandenburg marschierend, überzog er zuerst Mecklenburg, verjagte seine beiden Herzoge und nahm ihr Land in Besitz. Hierauf vereinigte er sich mit Tilly und beide brachen jetzt in Holstein ein. Einer solchen Macht kann der Dänenkönig nicht einen Augenblick stehen; sie jagen ihn nach Schleswig, nach Jütland; sie durchziehen die Halbinsel unter den ärgsten Verheerungen; Christiern muß nach Fünen fliehen. — Tilly und Wallenstein aber vertrugen sich nicht gut neben einander. Letzterer wollte allein der Herr, und ersterer nicht der Diener sein. Der Winter nahte und Tilly, froh, von dem Hochmütigen wegzukommen, zog sich nach der Weser zurück. — Wallenstein, dessen Heer bis auf 100 000 Mann anwuchs, breitete sich mit seinen Kantonierungen von Jütland bis Mecklenburg aus, und auch nach Pommern und Brandenburg verlegte er seine Scharen, welche beiden Lande friedlich zum Kaiser standen, aber nicht besser als die feindlichen behandelt wurden. Hier lag er nun bis ins dritte Jahr.

Was diese Länder alle leiden mußten, läßt sich nicht beschreiben. Die Kontributionen, welche mit rohester Gewalt erhoben wurden, beliefen sich in jedem auf viele Millionen. Dazu durften die Soldaten noch für sich thun, was sie wollten. Wallenstein erlaubte ihnen unerhörte Frevel: sie preßten Bürgern und Bauern den letzten Pfennig ab, zogen ihnen das Hemd vom Leibe. Das beste Essen und Trinken war ihnen zu schlecht. Gemeine Soldaten lebten wie Edelleute, Offiziere wie Grafen, Generale wie Fürsten, während die armen Einwohner sich von Eicheln, Wurzeln, selbst Leichnamen nährten und doch ihrer viele Hungers starben. Aus Mutwillen zertrümmerten sie alles und brannten ganze Dörfer und Städte nieder.

Im Jan. 1628 erhielt der Friedländer noch ein Herzogtum. Der Kaiser verlieh ihm das eroberte Mecklenburg, dessen beide Fürsten er ihres Landes verlustig erklärte. Nun ist Wallenstein zu einem „hohen Reichsfürsten" emporgestiegen und schon denkt er an Unterwerfung aller Reichsfürsten, zunächst aber an Vernichtung der Holländer. Denn er ist General des baltischen Meeres und mußte jetzt Pommern nehmen. Stralsund jedoch weigerte sich, eine Besatzung einzunehmen; Wallenstein belagerte es mit Macht. Aber die Bürgerschaft verband sich mit feierlichem Eide, für ihre Freiheit und das heil. Evangelium bis zum Sterben zu kämpfen. Die Stadt wurde mit Kugeln überschüttet, gestürmt und wieder gestürmt; die Bürgerschaft schlug alle Stürme ab. Wallenstein rief: „Und wenn Stralsund mit ehernen Ketten an den Himmel gebunden wäre, es müßte herunter!" Allein die Bürger verteidigten sich heldenmütig fort, und als sie matt wurden, kamen Dänen und Schweden zu ihrer Hilfe herüber. Wallenstein mußte zähneknirschend abziehen, nachdem er 12000 Mann vergeblich geopfert. Es war der deutschprotestantischen Seestadt besser gelungen, als den Reformierten in Rochelle (S. 557).



Fig. 283. Wallenstein. (Nach van Dyck.)

Indessen bewirkte er einen Frieden zwischen dem Dänenkönig und dem Kaiser. Denn dieser schien ihm nötig, weil Gefahr von den Schweden drohte und er gegen die beiden „Wasserkönige" sein Mecklenburg wieder verlieren konnte. Christiern ließ sich durch sehr günstig gestellte Bedingungen dazu bewegen; er bekam im Frieden von Lübeck, 7. Juni 1629, alle seine eroberten Landschaften zurück, „mehr als er selbst begehrt!" Zur Ehre gereichte ihm derselbe nicht, da er damit seine Verbündeten, namentlich die Mecklenburger, preisgab. Unangefochten herrschte nun Wallenstein durch Norddeutschland hin und das evangelische Deutschland zitterte vor seinem Herrn, dem Kaiser.

Bereits 6. März 1629 hatte Ferdinand das Restitutionsedikt (Wiederherstellungsbefehl) erlassen, wohl auf Betrieb der von Richelieu gewonnenen Jesuiten, und sicherlich zum Schaden Österreichs. Allein zunächst welch ein Donnerschlag für die deutschen Protestanten! Das Edikt sprach aus, daß alle von ihnen seit dem

Passauer Vertrage (1552) eingezogenen Stifter und Kirchengüter an die Katholiken herausgegeben werden sollten; die Stifte sollten wieder mit katholischen Prälaten besetzt und alle Leute darin wieder katholisch werden; beigefügt war noch, daß der Religionsfriede nur die Lutherischen angehe, die Calvinisten aber gar nirgends im Reich zu dulden seien.

Diesen letztern war also schon das Bestehen in Deutschland abgesprochen. Wie schwer aber wurden die Protestanten insgemein betroffen! Da waren zwei Erzbistümer, Magdeburg und Bremen, die Bistümer Augsburg, Halberstadt, Minden, Verden, und unzählige Klostergebiete rückzuerstatten, welche evangelische Fürsten teils annektiert, teils ihren Prinzen „zur Verwaltung" übergeben hatten, und die Bewohner sollten wieder in die Messe gehen, vor der Monstranz, vor Marienbildern niederknieen! Es war dem Kaiser ein rechter Ernst. Nach allen Seiten hin wurden sogleich kaiserliche Kommissarien, unterstützt von Wallensteinschen und Tillyschen Soldaten, zur Vollstreckung das Edikts gesandt, gegen das doch Wallenstein selbst energisch protestiert hatte. Diese Kommissarien überschritten noch willkürlich ihren Befehl und restituierten auch häufig da, wo schon vor dem gesetzten Termin der evangelische Glaube bestanden hatte. Da wurden denn an hundert Orten die Prediger verjagt, die Einwohner der geistlichen Gerichtsbarkeit eines katholischen Bischofs ꝛc. unterworfen; Galgen standen aufgerichtet für alle, welche Widerspruch einlegen wollten.

Die Evangelischen waren von Schrecken betäubt. Wiewohl die Exekution durch die kaiserlichen und ligistischen Befehlshaber scharf fortgesetzt ward, wiewohl ein nächster kaiserlicher Erlaß der evangelischen Sache vollends den Garaus zu machen drohte, kein Fürst rührte sich dagegen. Nur die Stadt Magdeburg war es wieder, die sich nicht fügte; fest widerstand sie der Vollziehung des Edikts.

Welch bitterer Gegensatz damals unter Katholiken und Protestanten statthatte, in Einem waren sie doch eins, in der schreienden Klage über Wallensteins „Vergewaltigungen," mit denen er katholische Gebiete so wenig als protestantische verschonte. Wie er mit seinen Scharen allenthalben wirtschaftete, war allen gleich entsetzlich und unduldbar. Insgesamt verbanden sie sich, den Mann zu stürzen. Bei den Fürsten kam noch persönlicher Groll hinzu, denn der Friedländer hatte alle seinen Übermut fühlen lassen; schien ihm doch die Landeshoheit der Kurfürsten, besonders der geistlichen Fürsten, nur ein veralteter Mißbrauch, durchaus wollte er den Kaiser über die Reichsverfassung setzen. Man drang vereint auf einen Fürstentag zur Abwendung von des Vaterlandes Not, und der Kaiser, eben auch wegen Mantua mit dem Papst verfeindet, berief einen solchen nach Regensburg, 5. Juni 1630. Hier mußte derselbe denn greuliche Dinge davon hören, wie sein Oberfeldherr das gemeinsame Vaterland verderbe. Dem Ansturm aller versammelten Fürsten, unter denen besonders der mächtigste, der Kurfürst von Bayern, auf französische Hilfe gestützt, kühn und stark redete, gab Ferdinand, um die Ernennung seines Sohns zum römischen König durchzusetzen, endlich nach und entband Wallenstein vom Oberkommando; doch wollte er unschuldig sein an dem Unglück, welches daraus entspringen werde. Gesandte verkündigen das dem Friedländer. Er hört sie mit stolzer Ruhe an, bewirtet sie stattlich, entläßt sie fürstlich beschenkt und zieht sich auf seine böhmischen Güter zurück, denkend: man wird mich schon wieder brauchen!

§ 3. Gustav Adolf von Schweden.

Trotz der Entfernung Wallensteins befanden sich die Protestanten in großer Not. Der Kaiser führte sein Edikt mit verdoppeltem Eifer aus, froh an den Konfiskationen, die seinen Geldverlegenheiten abhelfen konnten. Doch war den Protestanten bereits ein Retter nahe, Gustav Adolf, ein Enkel Gustav Wasas (S. 510), geb. 1594, mit achtzehn Jahren schon auf dem schwedischen Thron (1611—32).

Er ist hoch gewachsen und kräftigen Leibes, hat eine hohe breite Stirne, große graublaue treublickende Augen, eine Adlernase, eine wohltönende Stimme. Seine ganze Haltung erweckt

Ehrfurcht und Vertrauen zugleich. Es findet sich bei ihm ein ungemein klarer und scharfer Verstand, stete Wachsamkeit, unermüdliche Thätigkeit. Groß ist er als Staatsmann, ein Heldengeist in jeder Hinsicht, besonders aber der größte Feldherr seiner Zeit; so hatte er sich schon in drei blutigen Kriegen mit Dänemark, Rußland und Polen zu erkennen gegeben, wozu ihm sein Vater, Karl IX., durch strenge Organisation des Reichs und Heeres die Mittel geschaffen. Er ist ein warmer Verehrer der Wissenschaften, der sechs Sprachen versteht, und ein rechter Gottesgelehrter, der die heil. Schrift gründlich kennt. Einfach und geradsinnig, ist er auch gläubigfromm.

Von Frankreich insgeheim unterstützt, entschloß er sich, für seine Glaubensgenossen zu streiten, um so mehr, da auch die vertriebenen Mecklenburger Herzoge seine Vettern waren und der Kaiser ihn durch Hilfe, die er den Polen geleistet, gereizt hatte. Er stritt zugleich um seine Krone gegen die katholischen Wasa in Polen, um die Häfen, den Handel, die Küsten der Ostsee gegen die Seemacht Spanien und ihre Bundesgenossen. Schon 1628 nannte ihn der bayrische Kanzler „der Unkatholischen Messias, auf den sie warten.“ — Nachdem er mit Polen einen sechsjährigen Waffenstillstand geschlossen, Sept. 1629, in Schweden sein Haus bestellt und das Regiment einem Reichshofrat mit dem weisen Kanzler Oxenstierna an der Spitze übergeben hatte, nahm er Abschied von den Seinen. Er rief Gott zum Zeugen an, daß er nicht leichtsinnig in den Krieg ziehe, sondern daß es vorzüglich die Unterdrückung des evangelischen Glaubens sei, die ihn in die Waffen getrieben habe. „Lebt wohl, vielleicht sehen wir uns zum letztenmale!“ Dann betete er brünstig und schloß mit Ps. 90: Herr, kehre dich wieder zu uns und sei deinen Knechten gnädig &c.



Fig. 284. Gustav Adolf. (Nach van Dyck.)

Mit nur 13000 Mann (weitere Mannschaft sollte folgen) schiffte er sich ein. Aber seine Schweden waren abgehärtete, trefflich geschulte, sieggewohnte Krieger und hoch begeistert für ihren König. Am 6. Juli 1630 landete Gustav Adolf auf Usedom, kniete im Angesichte des Heeres nieder, dankte Gott für glückliche Überfahrt und bat um fernere Gnade zu dem Zuge, den er zu seiner Ehre unternommen habe. Die Augen seiner still mitbetenden Offiziere und Soldaten füllten sich mit Thränen: er

sprach: „Weinet nicht, meine Freunde! sondern betet; jemehr Betens, jemehr Siegs!" — Schnell nahm er das Land umher in Besitz, ließ aber auch gleich im Lager ausrufen, „daß kein Soldat bei Todesstrafe sich unterstehen solle, ein Haus zu zerstören, noch irgend einen Einwohner zu beleidigen oder zu berauben." Seine Krieger waren an strengen Gehorsam gewöhnt, und da sah man denn ein anderes Betragen als bei Tillys und Wallensteins Rotten. Gustav rückte vor Pommerns Hauptstadt Stettin, die dem Leutseligen gerne die Thore öffnete. Der alte ängstliche Herzog Bogislav bat, neutral bleiben zu dürfen; allein Gustav mußte darauf bestehen, daß jener ein Bündnis mit ihm schließe. Mit großer Vorsicht machte der König sich nach und nach zum Herrn des Landes, indem er die Kaiserlichen forttrieb, die bei ihrem Abzug noch himmelschreiende Frevel verübten.

Gustav und seine Schweden erquickten die Übriggebliebenen. Alles, was sie von den Einwohnern nahmen, bezahlten sie bar. Sie legten sich gar nicht in ihre Häuser, sondern kampierten in Zelten. Sie hielten musterhafte Mannszucht; jedes Regiment hatte einen Feldprediger; täglich wurde zweimal Betstunde gehalten. So erscheint Gustav als ein hilfreicher Bote Gottes. — Die Katholiken aber erschraken über des Schweden Ankunft nicht allzusehr. Ferdinand soll geäußert haben: „Da haben wir halter a Feindl mehr!" In Wien nannte man ihn witzig „den Schneekönig, der in der Sonne des Südens bald schmelzen werde." Es kam anders.

Im Jan. 1631 schloß Gustav eine Verbindung mit Frankreich, welches sich anheischig machte, ihm jährlich 400 000 Thaler Subsidien zu zahlen; dafür sollte er die katholische Religion nirgends anfechten. Richelieu, Kardinal und Regent Frankreichs, war ihm mit geheimer Zustimmung des Papstes entgegengekommen. Beide wollten des Kaisers und Spaniens Macht nicht zu groß werden lassen und um ihrer politischen Zwecke willen hielten sie es lieber einmal mit den Protestanten. Gustav aber war zu diesem Bündnisse genötigt, weil er bei den protestantischen Machthabern keinen Beistand fand.

Wohl zeigte sich bei dem protestantischen Volke viel Teilnahme für den edlen König; aber die Fürsten traten scheu zurück. Wallenstein dagegen trat bald in geheime Verbindung mit dem Schweden und stellte sogar seinen Abfall vom Kaiser in Aussicht. Die evangelischen Stände hielten, Febr. 1631, einen Kongreß zu Leipzig, wo Sachsen und Brandenburg u. a. Stände beschloßen, sich mit den Schweden als Fremden nicht einzulassen. Zugleich beschloßen sie aber auch, gemeinschaftlich ein Heer anzuwerben (das jedoch nicht auf die Beine kam), um damit weitern Eingriffen der kaiserlichen Kommissarien entgegenzutreten.

Pommerns mächtig, rückte Gustav weiter vor. Seine erste glänzende Waffenthat war, daß er 13. April 1631 das von Tillyschen Truppen besetzte Frankfurt an der Oder mit Sturm nahm. Dahin sandte Magdeburg flehende Bitte um Hilfe; denn diese fest evangelische Stadt ward von Tilly, welcher jetzt die ligistischen und kaiserlichen Truppen befehligte, hart belagert. Gustav schickte ihr den tüchtigen Oberst von Falkenberg zum Kommandanten und ließ sagen: sie solle sich nur noch einige Wochen tapfer halten, dann werde er zu ihrer Entsetzung herbeikommen. Ihre Not wuchs von Tag zu Tage, aber Gustav konnte nicht stracks dahinziehen; denn er war noch schwach an Leuten und mußte sich den etwaigen Rückzug sichern. Darum begehrte er vom Schwager Georg Wilhelm von Brandenburg (Gustav hatte des Kurfürsten Schwester zur Frau), er solle beitreten und zwei Festungen zu Zufluchtsstätten überlassen. Allein der schwache Georg Wilhelm konnte sich nicht entschließen und darüber verging schon Zeit. Endlich lieferte er Spandau aus, womit Gustav sich begnügte. Darnach hielt ihn aber auch noch der Kurfürst von Sachsen auf. Er verlangte von diesem freien Durchmarsch durch sein Land und die Festung Wittenberg als Stützpunkt; Johann Georg schlug beides ab, Kuriere über Kuriere reiten hin und her mit Begehren und Verweigern, da erschallt die Nachricht: Magdeburg ist gefallen!

Diese große, reiche Stadt hatte nur eine Besatzung von 2000 Mann und 250 Reitern. Aber sie war stark befestigt und ihre Bürger führten selbst auch die Waffen, und sie verteidigte

sich unter des trefflichen Falkenbergs Leitung wochenlang, voll Befreiungshoffnung. Tilly hatte auf ihre Eroberung schon verzichtet, der Kaiser rief ihn zur Deckung Schlesiens ab; doch versuchte er, vom Reitergeneral Pappenheim angespornt, noch eine rasche Einnahme vor Gustavs Kommen, wobei er sich der List bediente. Am 19. Mai verstummt auf einmal der Kanonendonner der Belagerer und man sieht von den Wällen, wie ein Teil ihrer Stücke abgefahren wird. Das halten die Magdeburger für ein frohes Zeichen der anrückenden Schweden. Am Morgen des 20. Mai ziehen die meisten Bürger von den Wällen heim, ein wenig der Ruhe zu pflegen. Aber siehe, um 9 Uhr laufen die Tillyschen Sturm. Pappenheim ersteigt den Wall und dringt mit der schwachen fliehenden Besatzung durch ein Mauerpförtlein in die Stadt. Es war ein furchtbares Geschrei der Eindringenden und der Bewohner; die Sturmglocken erschallen; alles rennt nach den Waffen. Falkenberg, eben auf dem Rathause, stürzt heraus, rafft Mannschaft zusammen und bringt die Eingedrungenen zum Weichen. Aber bald fällt er im Kugelregen. Noch wehren sich die Bürger in den Straßen, und zum andernmal werden die Pappenheimer zurückgedrängt. Aber nun brechen Tillys Scharen von allen Seiten herein; die Stadt ist in Feindes Hand. Es erhebt sich ein ungeheures Siegesgeschrei und dann beginnt der Greuel der Verwüstung. Wie losgelassene Teufel stürzen sich die Sieger über Häuser und Menschen her, ohne Alter und Geschlecht zu schonen; das Plündern, Schänden und Würgen ist gräßlich; besonders die Welschen und Kroaten (Kaiserliche, nicht Ligisten) begehen Frevel, die unbeschreiblich sind. Der viehischen Lust der Soldaten zu entrinnen, stürzen sich zwanzig Mädchen Arm in Arm in die Elbe, andere in die Flammen der brennenden Häuser. Das Heer zürnte besonders wegen der Zerstörung der gehofften Beute. Denn es brach, von Falkenberg und entschlossenen Bürgern vorbereitet, Feuer aus; ein heftiger Wind blies hinein und um Mittag brannte die ganze Stadt. Am andern Tag lag sie in Asche bis auf die Domkirche, das Liebfrauenkloster und eine Reihe Fischerhütten. Man rechnet 30 000 Umgekommene. Zwei Tage nach dem Brand wurde die Domkirche geöffnet; hier fand man noch gegen 1000 Weiber, Greise und Kinder, vor Angst, Hunger und Durst am Verschmachten. Diese begnadigte Tilly, der den Stadtbrand bedauerte, und ließ ihnen Nahrung reichen. Doch schrieb er nach Wien in stolzer Freude, „daß nach Trojas und Jerusalems Eroberung eine solche Viktoria nicht gesehen noch erhört worden sei!" Aber mit Magdeburgs Verwüstung ging sein Glücksstern unter.

Über den Fall dieser Stadt erhob sich große Klage. Gustav brachte nun den Brandenburger mit Gewaltanwendung zum Anschluß an die evangelische Sache. Hierauf bezog er ein festes Lager bei Werben, begab sich zuerst nach Mecklenburg, eroberte es und setzte seine lieben Vettern wieder in ihr Land ein. Zurückgekehrt ins Lager umarmte er den ersten freiwilligen Bundesgenossen, den Landgrafen Philipp von Hessen-Kassel. Auch trat jetzt der junge Herzog Bernhard von Weimar, ohne Ländergebiet, aber ein sehr tüchtiger Kriegsmann, in den Dienst des Königs. Und bald sollte noch ein Ansehnlicherer zu ihm flüchten.

Tilly zog nämlich auf des Kaisers Geheiß nach Kursachsen, um das Edikt dort durchzusetzen, trotz Johann Georgs bewaffneter Neutralität. Der Kurfürst verweigerte Tillys Horden den Einmarsch und die begehrten Lieferungen. Da brauchte Tilly Gewalt, nahm Halle, Merseburg, Naumburg weg und erpreßte fürchterliche Kontributionen. Jetzt endlich stürzte sich Johann Georg in des Schwedenkönigs Arme, und dieser, anfangs etwas kühl, nahm ihn doch unter mäßigen Bedingungen in seinen Bund. Der Kurfürst aber übergab sich, seine Soldaten, Festen und alles in die starke Hand des Königs, 1. Sept.

Darauf hatte Gustav zu Wittenberg mit beiden Kurfürsten eine Zusammenkunft; da sprach er: „Von hier aus ist das Licht zu uns gekommen, weil es aber bei euch verdunkelt worden ist, mußten wir zu euch kommen, es wieder anzuzünden." Der Brandenburger zog heim, um sein Heer zu holen, das jedoch nicht marschfertig zu sein schien; das des Sachsen aber vereinigte sich bei Düben jubelnd mit dem schwedischen.

Unterdessen hatte Tilly Leipzig und eine sehr feste Stellung eingenommen. Gustav trug Bedenken, ihn anzugreifen, weil bei ihm zu viel auf dem Spiele stand; allein der Kurfürst, dessen Lande so jämmerlich litten, drang flehentlich auf Entscheidung; so marschierte er denn auf den Feind los. Er traf ihn bei Breitenfeld;

seine fast unangreifbare Stellung hatte Tilly verlassen, um Pappenheims vorgedrungene Reiter zu retten. Hier erfolgte denn, 17. Sept. 1631, die entscheidende Schlacht.

Die Kräfte waren fast gleich, gegen 40 000 Mann auf jeder Seite; doch hatte Gustav mehr Geschütz. Er stellte in einer neuen, von ihm erfundenen Schlachtordnung, wo Reiterei und Fußvolk zu gegenseitiger Deckung unter einander gemischt war, sein Heer auf; die Sachsen aber postierte er links von den Schweden abgesondert, denn er traute ihrem Standhalten nicht. Auf seinem Schimmel, im ledernen Koller überm grauen Tuchrock (seit einer frühern Verwundung trug er den lästigen Panzer nicht mehr) hielt er an seine Hauptleute eine Anrede: „wir haben's mit einem tapfern und siegesgewohnten Feinde zu thun; aber es gilt Gottes Ehre und Lehre, er wird unsern Arm stärken und den Sieg aus Gnaden verleihen!“ Tilly jenseits hatte sein Heer in den alten schwerfälligen Vierecken stehen, die Reiterei zur Seite. Es war ihm leid, daß der Pappenheim sich so mit den Schweden eingelassen: „Der Mensch wird mich noch um Ehre und Reputation und den Kaiser um Land und Leute bringen!“ er konnte ihn aber doch nicht stecken lassen. So entspann sich die allgemeine Schlacht. Die Losung der Kaiserlichen war: Jesus Maria! die der Schweden: Gott mit uns! Tilly warf seine Kürassiere auf die Sachsen; sie stäuben auseinander und der Kurfürst ist unter den Vordersten der Fliehenden. Aber die Schweden stehen wie Mauern; siebenmal prallt Pappenheim mit der Masse der Reiterei an und siebenmal prallt er ab. Im mörderischen Kampfe dringen die Schweden siegreich vor, das bewegliche leichte Geschütz immer mit sich führend. Es wird die Höhe genommen, auf welcher das kaiserliche Geschütz festgepflanzt steht, und dasselbe nun auf den Feind gerichtet. Schrecklich würgen alle vorhandenen Feuerschlünde unter ihm samt den schwedischen Schwertern. Der unbesiegte 72jährige Tilly flieht endlich; ein riesenhafter Rittmeister, „der lange Fritz“, schlägt ihm mit umgekehrter Pistole auf den Kopf, um ihn zu fangen; ein Lauenburg streckt aber den langen Fritz durch einen Schuß zu Boden und Tilly entrinnt. Am Abend lagen 9000 Kaiserliche auf dem Schlachtfeld neben 700 Schweden und 2000 Sachsen; 9000 sind gefangen. Von dem Tage an ward der Sieger in 36 Schlachten nimmer froh.

Gustavs Sieg wendete die Lage der Dinge; dem Könige stand nun ganz Deutschland offen. Alles lief seinen Fahnen zu, voraus viele Gefangene, daß er nach der Schlacht mehr Leute zählte als vorher. Zu Halle verabredete er mit dem Kurfürsten, der sich beschämt wieder zu ihm gefunden, einen Kriegsplan für weiter. „Die Sachsen sollten die kaiserlichen Erblande bewältigen, die Schweden aber die Staaten der katholischen Fürsten erobern, daß man zuletzt das Schicksal des Reichs in die Hände bekomme und die Wahl eines protestantischen Kaisers durchsetze.“

Dabei wird Gustav an sich selbst gedacht haben, wie denn auch der Kurfürst ihm sogleich versicherte, „niemand sei dieser Ehre würdiger als er“. Die Herrschaft eines so großen und hochherzigen Mannes wäre wohl auch ein Segen für uns geworden. Oder wäre es für Deutschland unziemlich gewesen, einen Schweden zum Haupte zu haben? War er doch auch germanischen Geblüts; und sicherlich wäre nicht Deutschland in Schweden, sondern Schweden in Deutschland aufgegangen. Ließ er doch auch später in einer deutschen Stadt (Augsburg) merken, daß er sie zur Residenz erwählen wolle. Gewiß aber konnten wir mit den germanischen Schweden noch viel besser Ein Reich bilden als mit Ungarn und Kroaten. Später sann er auf Errichtung eines protestantischen Bundes, dessen absolutes Direktorium ihm zustehen sollte.

Unter Einhaltung strenger Mannszucht rückte Gustav nunmehr nach Süddeutschland vor. Er ging über Erfurt nach Würzburg. Da machte er eine unermeßliche Beute von Gold, Silber und Kleinodien, die der Bischof aufgehäuft und bei seiner eiligen Flucht vergessen hatte. Die katholischen Einwohner verwunderten sich sehr, daß er doch so mäßige Anforderungen an sie stelle und Haus und Hof und Weib und Kind vor seinen Soldaten sicher sei, und konnten ihm eine gewisse Verehrung nicht versagen. Die Evangelischen empfingen ihn allenthalben mit Frohlocken als den gottgesandten Retter; die fränkischen Stände huldigten ihm als Herzog von Franken. In Frankfurt a. M. hielt er Nov. 1631 einen prächtigen Einzug. Hier traf seine Gemahlin mit ihm zusammen, welche Sehnsucht nach Deutschland getrieben hatte. Am 17. Dez. setzte er über den Rhein, in dessen Fluten sich zum erstenmal

Gustav Adolfs Einzug in München.

schwedische Waffen spiegelten. Die Pfalz befreite er leicht vom grausamen Joche der Spanier, und dem armen Friedrich V. lächelte die Hoffnung süß, bald wieder in sein Erbland eingesetzt zu werden. Doch hielt ihn der König mit Ausreden hin. Das mächtige Mainz kapitulierte; in der Domkirche dieser uralten Erzbischofsstadt ließ er evangelischen Gottesdienst einrichten und gönnte nun seinen müden Kriegern Winterquartiere. — Unterdessen hatte auch der sächsische Feldmarschall Arnim Böhmen überzogen und Prag erobert. Der Kaiser befand sich in einer trostlosen Lage. Er sah keine Hilfe als bei Wallenstein.

Der hatte bisher mit äußerer Ruhe und königlichem Aufwande in seinem böhmischen Ländchen, das er mit großer Sorge hob, gelebt. Sechzig in Gold und blaue Seide gekleidete Edelknaben bedienten ihn. Seine 300 Pferde fraßen aus marmornen Krippen. Alles um ihn war Pracht und Wohlleben, aber Totenstille mußte um ihn herrschen. Übrigens hatte der Kaiser bei seinem „sonderslieben Oheim" immer Ratschläge nachgesucht in vertraulichen „Handbrieflein" und Wallenstein hatte solche mit großer Offenheit gegeben. An ihn wendete sich nun der Kaiser mit demütigsten Bitten, er solle sich seiner, der Kirche und des Reichs erbarmen und wieder ein Heer schaffen und führen. Wallenstein wies diese Bitten zurück; er sei gewitzigt, wolle nichts mehr mit solchen Händeln zu thun haben. Da aber der Kaiser nicht abläßt mit Flehen und Beschwören, läßt er sich endlich herbei, indem er die ungemessensten Bedingungen stellt: Er müsse den Oberbefehl ohne alle Beschränkung erhalten, ebenso die Führung der Friedensverhandlungen; der Kaiser dürfe nie zur Armee kommen und sich in die Kriegsangelegenheiten nicht weiter mischen, als daß er das nötige Geld herbeischaffe; er (Wallenstein) müsse über alle eroberten Länder frei verfügen, konfiszieren und begnadigen dürfen; es müsse ihm das Herzogtum Mecklenburg bestätigt und ein Kurhut verliehen werden rc. (April 1632).

Ferdinand willigte in alle Bedingungen, was er auch für Hintergedanken gehabt haben mag, und nun läßt Wallenstein seine Werbetrommel rühren und wie durch Zauber bringt er wieder 40000 Mann zusammen. Söldner der verschiedensten Nationen und Bekenntnisse liefen dem „Generalcapo der kais. Armaden" zu.

Im März 1632 zog Gustav wieder den Main aufwärts und folgte Tilly, der auf Bayern zurückwich. Er erstürmte das vormals evangelische und reichsfreie Donauwörth und führte darin zur Wonne der Bürger den lutherischen Gottesdienst wieder ein. Bei Rain erzwang er, 15. April, den Übergang über den Lech; unter dem Schutze eines mächtigen Kreuzfeuers war schnell eine Schiffsbrücke geschlagen, auf welcher Infanterie und Artillerie hinüberging, während die Kavallerie mitten durch die vom Frühlingsgewässer geschwollenen Fluten setzte. Drüben wurde Tilly zurückgeworfen, wobei eine Geschützkugel ihm selbst den Schenkel zerschmetterte. Seine fliehenden Leute trugen ihn nach Ingolstadt, wo er den Geist aufgab. — Am 24. April kehrte Gustav zu Augsburgs Thoren ein. Die Bürgerschaft nahm ihn mit unsäglicher Freude auf.

Sogleich ließ er in der Pfarrkirche zu St. Anna eine evangelische Predigt halten, stellte überhaupt den lutherischen Gottesdienst in der Stadt her, und setzte die Protestanten wieder in den Rat ein, der ihm huldigen mußte. — Von Augsburg wendete sich Gustav nach Ingolstadt, wo Kurfürst Max sich befand. Derselbe entwich aber nach Regensburg. Weil Ingolstadt nur mit großem Zeitverlust einzunehmen war, zog Gustav nach kurzer Belagerung ab und auf die Hauptstadt München zu. Dort zitterte alles vor dem Kommenden. Eine Deputation überreicht ihm knieend die Schlüssel der Stadt und fleht um Erbarmung. Aber Gustav sicherte ihnen sogleich Gnade und Schutz zu. Er zog ein 17. Mai, ein milder freundlicher Sieger, der seinen Kriegern die strengste Mannszucht und das wohlwollendste Benehmen eingeschärft hatte. Er war noch besonders gereizt dadurch, daß fanatische Bayern einzelne seiner Leute meuchlings ermordet und verstümmelt hatten; aber Rache war ihm fremd. Mit den Schloßbewohnern redete er ganz leutselig; ungehindert wurde der katholische Gottesdienst fortgehalten. (Vgl. das große Bild.) Aber 300 000 Thaler mußten bezahlt werden.

Indessen hatte sich, April 1632, Wallenstein mit seinem neugeschaffenen Heere gegen die Sachsen gewendet, ihnen Prag mit leichter Mühe abgenommen und

sie rasch aus Böhmen verjagt. Frei konnte er jetzt gegen die Schweden ziehen. Und Max sandte noch, so schwer es ihm fiel, die demütigsten Bitten an ihn, er möge hilfreich herbeikommen. Aber der Kriegsherr ging nicht nach Bayern, ohnerachtet der Kaiser des Kurfürsten Bitten unterstützte: letzterer mußte sich bequemen, mit seinen Truppen zu ihm zu stoßen. Im Juni erfolgte die Vereinigung zu Eger. Das kaiserlich-bayrische Heer war 60000 Mann stark uud Wallenstein führte den Oberbefehl; er zog damit gen Franken. Sogleich eilte Gustav nach Nürnberg, um von dieser ihm sehr ergebenen Stadt das Schicksal Magdeburgs abzuwenden. Er erreichte sie auch noch vor dem Erscheinen der Feinde und schlug vor ihren Mauern ein befestigtes Lager auf. Wallenstein kam mit dem vereinten Heere und besetzte die steile Höhe bei Zirndorf, wo er sich noch sorgfältig verschanzte. Fast drei Monate lang lagen sich hier die beiden Heere gegenüber.

Wallenstein blickte auf das schwedische Lager hinab und konnte wahrnehmen, daß es anfänglich nicht die Hälfte seiner Truppen beschloß; dennoch wagte er nicht herabzusteigen und es anzugreifen. Gustav aber konnte ohne die größte Vermessenheit nicht daran denken, mit seinen geringen Kräften das feindliche Höhenlager zu stürmen. Inzwischen sandte Wallenstein seine Leute nach allen Seiten aufs Fouraschieren und Plündern aus und die ganze Gegend litt entsetzlich. Auch Gustav mußte durch die nötige Unterhaltung seiner Krieger den wackern Nürnbergern, die ihn zuvorkommend unterstützten, sehr beschwerlich fallen. Wie denn nun die Not der Gegend immer größer wird, ihm auch sein Kanzler frische Truppen zuführt, die einerseits seine Macht bedeutend stärken, anderseits mit ihrer Verpflegung Stadt und Land desto mehr drücken, da faßt er den immer noch kühnen Entschluß, einen Sturm auf Wallensteins Adlernest zu unternehmen.

Am 4. Sept. führte Gustav seine Truppen gegen den Berg. Mit Todesverachtung stürmten sie hinan und immer wieder hinan, aber ein schrecklicher Hagel von Kartätschenkugel verbreitete jedesmal Tod und Verderben unter ihnen und jedes Regiment sinkt zurück. Bernhard von Weimar hatte doch einmal die Höhe erreicht, mußte aber, weil man keine Kanonen hinaufbringen konnte, auch wieder herunter. Bei einbrechender Dunkelheit zog sich Gustav nach vergeblicher Blutarbeit mit einem Verluste von 2000 seiner besten Streiter ins Lager zurück. — Der Friedländer blieb, wiewohl selbst an Hunger und Seuchen beträchtlich leidend, unbeweglich auf seiner Veste liegen. Der König schlug ihm eine Zusammenkunft vor mit Friedensanerbietungen, aber die Gegenforderungen waren zu hoch. Doch weil das Elend in der ganzen Umgegend so ungemein groß war, fühlte sich der König bewogen, abzuziehen. In Schlachtordnung, mit klingendem Spiel marschierte er den 18. Sept. an Wallenstein vorüber und wendete sich südwärts, um zur Schonung der protestantischen Lande den Krieg nach Bayern zu spielen. Wallenstein aber ging ihm nicht nach, sondern gen Sachsen, um es durch äußerste Bedrängnis zu einem Separatfrieden zu nötigen. Zu seiner Belustigung ließ der Barbar um Nürnberg her 100 Dörfer in Flammen aufgehen, und zu beiden Seiten seines weitern Marsches leuchteten die brennenden Dörfer. Das Herzogtum Koburg wurde fast gänzlich ausgebrannt. — Als Gustav von der nördlichen Richtung seines Gegners Kunde erhielt, kehrte er sogleich um und zog ihm in Eilmärschen nach, weil auf den sächsischen Kurfürst kein Verlaß war.

In Erfurt kam er wieder mit seiner Eleonore zusammen, zu zärtlichem Abschied! Wo er in Sachsen erschien, sahen die Leute einen Stern des Trostes: überall begrüßten sie ihn mit tiefster Ehrerbietung. Sie verehrten ihn wohl allzusehr, was seine Ahnung bestärkte. Als er in Naumburg einzog, fielen manche auf ihre Kniee, küßten seine Kleider, seine Stiefel. Da sprach er: „Unsere Sachen stehen gut; allein ich glaube, daß mich Gott wegen der Thorheit dieses Volkes strafen wird. Hat es nicht das Ansehen, daß diese Leute mich zu ihrem Abgott machen? Wie leicht könnte Gott, der sich den Eifersüchtigen nennt, sie und mich empfinden lassen, daß ich nichts als ein schwacher Mensch sei. Großer Gott, du bist mein Zeuge, wie sehr mir dies alles mißfällt! Ich überlasse mich deiner Fürsehung."

Gustav begann sich bei Naumburg zu verschanzen, um das sächsische Heer zu erwarten, das aber ausblieb. Daraus schloß Wallenstein, der sich im nahen Weißenfels befand, daß der König bis zum Frühling ruhen wolle, und schickte sich gleichfalls zum Winterquartier an, in und um Leipzig. Er entließ darum den Pappenheim mit acht Reiterregimentern, der am Rheine nötig war. Kaum aber erfuhr Gustav den Abgang dieses Tapfersten, als er ungesäumt gegen den Friedländer aufbrach. Er traf ihn bei Lützen, drei Stunden herwärts von Leipzig. Derselbe, überrascht, konnte gleichwohl der Schlacht nicht mit Ehren ausweichen; da sandte er denn fliegende Boten dem Pappenheim nach, daß er schleunigst umkehre. Sofort setzte er sich in Kampfbereitschaft. Er hatte mehr Truppen und Geschütz als der König (25 000 gegen 19 000) und war im Besitz der Straße nach Leipzig, hinter deren Gräben er seine Kanonen und Musketiere vorteilhaft aufstellte. Hier nun erfocht Gustav Adolf den letzten Sieg, 16. Nov. 1632, durch seinen Tod.

Am Morgen lag dicker Nebel auf der Gegend und die Heere sahen sich nicht. Wallenstein ritt an seinen Leuten hinab, schweigend, mit strengem Blick. Drüben auf schwedischer Seite blasen die Trompeten: Ein feste Burg ist unser Gott! dann sinkt das ganze Heer nieder zum Morgengebet; sie singen: „Es woll uns Gott gnädig sein und seinen Segen geben; sein Antlitz uns mit hellem Schein erleucht zum ewgen Leben.“ Hierauf ritt der König an den Reihen hin und forderte zum tapfern Kampfe auf. Endlich fällt der Nebel; gegen 11 Uhr spricht der König: „Nun wollen wir dran! Das walt der liebe Gott! Jesu, Jesu, Jesu, laß uns heut streiten zu deines heiligen Namens Ehre!“ Und damit sprengt er an der Spitze des rechten Flügels auf die Gräben los, von dannen ihm das furchtbarste Feuer entgegenblitzt. Viele seiner Leute fallen, aber sie erobern die Landstraße und werfen die Kaiserlichen hinter dieselbe zurück. Aber nun stürzt sich die kaiserliche Reiterei auf das schwedische Centrum und bringt es in ein hartes Gedränge. Gustav will ihm zur Hilfe kommen und sprengt mit dem Stenbok'schen Regimente gegen die Mitte des Treffens hin. Er fliegt aber so rasch voran, daß nur der Herzog von Lauenburg ihm folgen konnte. Der König hatte ein kurzes Gesicht und zum Unglück fiel wieder Nebel. Plötzlich befindet er sich unter feindlichen Kürassieren. Zuerst wird sein Pferd verwundet, dann zerschmettert ein Schuß ihm selbst den linken Arm. Da ersucht er den Lauenburg, ihn wegzuführen. Wie er sich wendet, trifft ihn ein Schuß in den Rücken und er stürzt vom Pferde. Der Herzog entflieht; ein Kürassier schießt den König durch den Kopf.

An den Reihen der Schweden jagt sein blutendes Pferd hin und meldet ihnen seinen Fall. Da kommt neue Glut in sie. Bernhard von Weimar ruft sie auf, ihres herrlichen Königs Tod zu rächen. Frischer Ansturm, schreckliches Gemetzel. Unter dem fürchterlichsten Donner ihrer Kanonen setzten sie zum andernmal über die Gräben. Es wankt Wallensteins Fußvolk und Reiterei. Eine schwedische Bombe zündet unter seinen Pulverwägen und eine Reihe derselben fliegt in die Luft. Schon flieht ein Teil seines Heeres. — Da dröhnt der Erdboden; der herbeigerufene Pappenheim sprengt mit seinen acht Regimentern an. Er haut grimmig ein, erneuert die Schlacht und stellt sie wieder her. Die Gräben und Batterien werden den Schweden abermals genommen. Doch mitten im siegreichen Vordringen strecken den narbenbedeckten Helden zwei Kugeln nieder. Und nun rückt die schwedische Reserve vor und alle kampfesmatten Schweden raffen sich noch einmal auf und setzen zum drittenmal über die Gräben, erobern die Kanonen und richten sie auf die Rückziehenden. Wallenstein weicht nach Leipzig unverfolgt; doch haben die Schweden das feindliche Geschütz und übernachten auf dem Schlachtfeld.



Fig. 285. Medaillon zur Erinnerung an Gustav Adolfs Tod.

Am Morgen fand man Gustavs Leichnam nahe dem später hingeschleppten Schwedenstein, ausgezogen und gräßlich verstümmelt. Wie trauern die Schweden um ihren heißgeliebten König!

In Weißenfels weint Königin Eleonore an seiner Leiche, läßt sein Herz herausnehmen und führt es in goldener Kapsel mit sich. Der Leib wird 1634 nach Stockholm geführt. Gustav Adolf starb, wie Pappenheim, nur 38 Jahre alt. Er war eine höhere Erscheinung, die bloß Unverstand oder Bosheit beschmutzen kann. — Das evangelische Deutschland vernahm seinen Tod mit größter Bestürzung. Friedrich V. von der Pfalz wurde so erschüttert, daß er 13 Tage darnach starb. Die Katholiken jauchzten und sahen frischen Hoffnungsschimmer; Ferdinand ließ an allen Orten ein Tedeum singen. Wallenstein sang nicht mit; er wütete über den verlorenen Feldherrnruhm. Aber er hatte ja die Schuld nicht, gab er der Welt zu verstehen: in Prag hielt er Gericht über die schuldigen Offiziere. Elf wurden enthauptet, andere auch glänzend belohnt. Dem Pappenheim setzte er ein schönes Denkmal.

§ 4. Vom Tode Gustav Adolfs bis zum Prager Frieden.

Der große Schwedenkönig hinterließ nur eine siebenjährige Tochter, Christine; sie wurde Königin unter der Vormundschaft des Reichsrates. (Später trat diese vielbegabte, hochgelehrte, aber eitle und phantastische Fürstin zur katholischen Kirche über, legte 1654 feierlich ihre Krone nieder, küßte dem Papst in Rom die Füße und lebte dort von seinem Gnadengehalt. † 1689.) Der Reichsrat beschloß, den Krieg in Deutschland fortzuführen: einheitliche Leitung konnte Schweden ihm nicht mehr geben, aber noch die Glaubensfreiheit der Protestanten sichern helfen, wofür es freilich auch entschädigt werden wollte. Kanzler Oxenstierna rief, April 1633, die protestantischen Stände des Südwestens zu einer Versammlung nach Heilbronn, woselbst ein Bündnis zur gemeinschaftlichen Fortsetzung des Kampfes zu stande gebracht wurde. Es kostete jedoch Oxenstierna viele Mühe, und manche konnte er nur dadurch gewinnen, daß er ihnen Anwartschaft auf eroberte katholische Gebietsteile gewährte. Übrigens wurde ihm die oberste Leitung der gemeinsamen Angelegenheiten überlassen; Bernhard von Weimar sollte dagegen den Oberbefehl über die Truppen führen, was den Schweden nicht mundete. Sachsen und Brandenburg hielten sich beiseite.



Fig. 286. Christine von Schweden.

Wallenstein hatte schnell wieder ein stattlich Heer beisammen, that aber nicht viel damit. Körperlich leidend, sucht er mehr einen leidlichen Frieden als den Krieg, der nur fremde Nationen auf Kosten Deutschlands erstarken ließ. Wären Sachsen und Brandenburg mit dem Kaiser versöhnt, so ließe sich auch Westdeutschland von den Ausländern reinigen. Er knüpfte Unterhandlungen mit den Feinden, besonders dem Sachsen Arnim an. Die Franzosen versprachen ihm, wenn er vom Kaiser abfiele, das Königreich Böhmen. Doch darauf ging er nicht ein. Im Mai kam er nach Schlesien und drängte Sachsen und Brandenburger zurück. Bei Steinau überfiel er 11. Okt. 1633 den alten Grafen Thurn, der in schwedische Dienste getreten war, und

nahm ihn mit seinem ganzen Korps gefangen. Den Thurn ließ er wieder laufen, wahrscheinlich um sich damit bei den Böhmen in Gunst zu setzen.

Holk, ein Lutheraner (!), war einer der größten Teufel des dreißigjährigen Krieges; wie der, wo er hinkam, brannte und massakrierte, geht über alle Beschreibung. Aus Furcht vor der Pest eilte er aus Thüringen nach der Oberpfalz. Aber sie überholte ihn, ergriff ihn selbst und er blieb in Tirschenreut liegen. Hier wacht sein Gewissen auf; er will Vergebung seiner Sünden und das Pfand derselben, das hl. Abendmahl. Da schickt er in seiner Seelenangst seine Reiter nach allen Seiten aus, einen lutherischen Pfarrer zu holen. Aber vorher hatte er diese Pfarrer, wo er ihrer habhaft werden konnte, grausam martern und morden lassen, und sie waren alle vor ihm in die Wälder geflohen; ehe nun seine Reiter einen finden können, stirbt er in Verzweiflung.

Wallenstein unterhandelt inzwischen immer wieder mit den Feinden: jedenfalls wünschte er Spanier, Franzosen und Schweden aus Deutschland hinauszuwerfen. Der bayrische Kurfürst wurde von Bernhard bedrängt: Wallenstein hielt es für seine erste Aufgabe, die kaiserlichen Erblande, besonders Böhmen zu schützen, er zog erst Nov. nach Niederbayern, als Bernhard Regensburg eingenommen hatte, und wandte sich dann wieder nach dem bedrohten Böhmen um. Da wurde die Stimmung gegen ihn in Wien und München immer bitterer. Er erhielt Kunde, wie eifrig dort auf seinen Sturz losgearbeitet werde. So wollte er sich wenigstens seines Heeres versichern. Er beorderte die Obersten desselben nach Pilsen und gab ihnen, 12. Januar 1634, zu erkennen, daß er den Oberbefehl niederzulegen gedenke. Dadurch entsteht eine große Bewegung: denn kein Feldherr zeichnet sie so aus wie Wallenstein, auch haben sie noch Geldforderungen an den Kaiser, für deren Berichtigung der General sich persönlich verbürgt hatte. So erhebt sich denn Geschrei: „Das darf nicht sein!" die flehentliche Bitte: „Wallenstein, verlaß uns nicht!"

Sofort schiebt ihnen sein Vertrauter, der Feldmarschall Ilow, in den Busen, sie sollten dem Oberfeldherrn, um ihn festzuhalten, eine Versicherung ihrer unwandelbaren Anhänglichkeit an ihn geben. So ließen sie sich zu einem Revers herbei, „standhaft bei ihm auszuhalten, auf keinerlei Weise sich von ihm zu trennen noch trennen zu lassen." Ilow unterzeichnete zuerst, dann Wallensteins Schwager Terzka und sein Vetter Kinsky, und diesen folgten auch die mehrsten der Anwesenden, ein Teil jedoch verweigerte die Unterschrift. Was er beabsichtigte, ist nicht klar: gewiß war er auf Herstellung des Religionsfriedens und Sicherung der Zukunft seines Hauses bedacht. Mit Sachsen war der Bund am Abschluß. — Der Kaiser blieb erst noch unschlüssig, sah aber mehr eine „Konfusion als Konspiration" in dem Schritte seines Feldherrn. Indessen hetzten die Jesuiten aufs heftigste an ihm. Der spanische Gesandte rief: „Wozu lange zaudern? Ein Stoß, ein Schuß macht aller Sorge ein Ende!"

Da entschloß sich der Kaiser 24. Jan., den Oberbefehl dem Wallenstein abzunehmen und an General Gallas zu übertragen. Das Schreiben wurde an letztern mit der Beifügung geschickt, er solle es vorderhand noch geheim halten und zusehen, wie er sich Wallensteins und seiner Hauptverbündeten tot oder lebendig bemächtigen möge. Gallas sagte vertraulich einigen höhern Offizieren davon, auf die er für den Kaiser zählen konnte. Diese wirkten nun unter den zerstreut liegenden Truppen gegen Wallenstein, indem sie ihn als Verräter an Kaiser und Reich darstellten, mit solchem Erfolge, daß der größte Teil des Heeres ihm den Gehorsam aufkündigte. Er wurde darauf meuchlings ermordet.

Der Kaiser fuhr fort bis zum 17. Febr. vertraulich mit Wallenstein zu korrespondieren. Am 19. Febr. beteuerten die Obersten, daß ihrem früheren Beschluß keine üble Absicht zu Grunde liege und Wallenstein des Kaisers treuester Diener sei. Aber schon am 18. erklärte ihn der Kaiser für meineidig und abgesetzt. Wie nun Prag vor ihm die Thore schloß, begab er sich 24. Febr. 1634 nach der Grenzstadt Eger, um den Sachsen und Schweden näher zu sein, die er durch Eilboten herbeieilen heißt. Ihn begleiteten nur einige Dragoner. Ihr Oberst Butler, ein Irländer, hatte sich entschlossen, den Gefürchteten zu überliefern. Kommandanten von Eger waren zwei Schotten, Oberst Gordon und Leslie. Letzteren vertraute Wallenstein seine Absicht, Truppen Bernhards in

Eger aufzunehmen. Das gab bei den Beratungen des Kleeblatts den Ausschlag: den Friedländer samt seinen Vertrauten zu ermorden, schien leichter als Gefangennehmung. Gordon lädt den Ilow, Terzka, Kinsky und Neumann 25. Febr. zur Abendtafel auf die Burg; als sie noch schmausen, bringen irische Dragoner in den Saal und hauen sie zusammen. Hierauf umzingelt Butler das Haus, wo Wallenstein schon ruht. Der Hauptmann Deveroux, auch ein Ire, stürmt hinein und, einen Kammerdiener niederstoßend, nach dem Zimmer des Herzogs. Dieser ist auf den Lärm aus dem Bette gesprungen, um der Wache zu rufen. Da dringt Deveroux mit einigen Soldaten herein, schreit ihn an: „Schelm und Verräter!“ und stößt ihm die Partisane ins Herz. Er stürzt zusammen, und seine Sterne haben gelogen. — „Eine große Gnade, die Gott dem Hause Österreich erwiesen!“ rief der spanische Gesandte aus. Ferdinand vergoß Thränen und ließ 3000 Seelenmessen für Wallenstein lesen; bekannte aber, daß die Exekution nach seinem Willen geschehen, rechtfertigte sie öffentlich und belohnte die Thäter. Wallensteins Güter zog er ein und verschenkte das Meiste davon an dessen Feinde. Der Zahlungspflicht an seinen Feldherrn war er damit enthoben. Gallas aber erwies sich als ein „Heerverderber“.

Die fanatischen Katholiken bekamen wieder das Übergewicht, und nun erst begannen die furchtbarsten Jahre des verderblichen Krieges, den die spanische Partei auf ihrem Gewissen hat. — Gallas zog gen Regensburg und nahm den Schweden diesen wichtigen Platz wieder ab. Dann jagte er den Bernhard und Horn, welche erst Landshut eingenommen und verheert hatten, zum ungemeinen Troste Maximilians nach Schwaben hinüber. Das siegreiche Heer wuchs mächtig an, als sich nicht nur ein bayrisch-ligistisches, sondern auch ein spanisches Korps mit ihm vereinigte, das der Infant Don Fernando über die Alpen herbeigeführt. Es war nun 46000 Mann stark. So zog es drohend gegen die Reichsstadt Nördlingen. Bernhard wollte dieser aus der Bedrängnis helfen und darum vor ihren Mauern eine Schlacht wagen, obgleich die verfügbaren Streitkräfte nur 30000 Mann betrugen. Horn sah das Unglück voraus und riet dringend, zu warten, bis nahender Zuzug eingetroffen sei; allein der kühne Bernhard bestand auf sofortigem Schlagen. So erfolgte denn 5. Sept. 1634 die verhängnisvolle Schlacht.

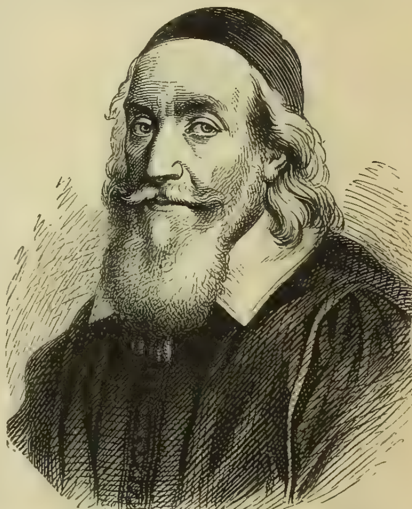
Zu der Überzahl der Kaiserlichen kam noch, daß Bernhards Pulvervorrat aufflog und Tausende seiner Krieger hinriß. Trotz ihrer Tapferkeit unterlagen die Protestanten gänzlich; 6000 blieben auf dem Platze, 3000 wurden gefangen, mit ihnen General Horn. Die Kaiserlichen, von denen nur 1200 fielen, besetzten ganz Schwaben, dessen schönen Garten die Kroaten Isolanis wie wilde Säue zerwühlten. Die Spanier hatten hier wieder Ketzer vor sich, die zu quälen und zu würgen für verdienstlich galt. Der lutherische Gottesdienst wurde verhöhnt und verhindert, der katholische an vielen Orten mit Gewalt hergestellt. Es ging mit gleichen Greueln durch Franken an den Rhein hin und die Pfalz wurde fast ausgemordet.

Sehr schlimm stand es nach der Nördlinger Schlacht mit der evangelischen Sache, da nun die Mehrzahl der protestantischen Stände sie verließ. Den Anfang machte der Kurfürst von Sachsen. Er unterhandelte mit dem Kaiser einen Separatfrieden, welcher 30. Mai 1635 zu Prag abgeschlossen ward. Sein Land zu retten, hatte der große Schwedenkönig das Leben gelassen; er erklärte die Schweden jetzt für Feinde des deutschen Vaterlands. Er that es aber aus Eigennutz; denn der Friede bewilligte ihm die ersehnte Lausitz als erbliches Lehen und seinem Sohne August das Erzstift Magdeburg auf Lebenszeit; außerdem garantierte ihm auch der Kaiser den Augsburger Religionsfrieden. Dem Prager Frieden traten bald auch Brandenburg und die meisten protestantischen Fürsten und Städte bei; der Markgraf von Baden und der Herzog von Württemberg hätten ihn gern angenommen, wenn sie nur zugelassen worden wären. Ferdinand war doch schon sehr erschüttert in seiner Verehrung gegen den Papst, da dieser entschieden zu Frankreich hinneigte; seine Räte gestanden bereits, die Ketzerei in Deutschland zu unterdrücken sei nicht mehr möglich.

§ 5. Vom Prager bis zum Westfälischen Frieden.

Nun bekommt der Krieg ein anderes Ansehen. Nachdem die meisten protestantischen Stände Deutschlands sich auf die Seite der Katholischen gestellt hatten, tritt die Religion zurück; man kämpfte mehr nur um zeitlichen Vorteil.

Baden, Württemberg und Hessenkassel hielten es noch mit den Schweden. Aber die Schwachheit ihrer Kräfte zwang die Verbündeten, sich immer weiter mit Frankreich einzulassen. Schon nach der Nördlinger Schlacht hatte der Heilbronner Bund den Franzosen gegen 500 000 Franks und Aufstellung eines Hilfsheeres von 10 000 Mann den Besitz des zu Österreich gehörigen Elsaßes zugestanden, welches schöne Land auf diese Weise dem Reich verloren ging. Im Okt. 1635 schloß nun Bernhard noch einen besondern Vertrag mit Frankreich, in dem ihm dieses jährlich vier Millionen Franks zur Haltung eines Heeres von 18 000 Mann zusagte; natürlich war dieses dem Franzosenkönige untergestellt. In einem geheimen Artikel wurde Bernhard das Elsaß verheißen, womit es jedoch den Franzosen kein Ernst war. Aber Richelieu wendete alles an, um den Kriegseifer gegen den Kaiser neu anzuflammen; ihn beengte, daß die Spanier von Italien bis Belgien an Frankreichs Ostgrenze hin und her ziehen konnten. Und der Papst vereitelte die Friedenskonferenzen, die 1636 in Köln eröffnet wurden.


Fig. 287. Oxenstierna.

Oxenstierna zog frische Kräfte übers Meer herüber, und Feldmarschall Baner machte sich auf und schlug die treulosen Sachsen erst bei Dömitz (1. Nov. 1635), dann bei Wittstock aufs Haupt (4. Okt. 1636). Infolge dieser Schlacht, der erbittertsten im ganzen Kriege, stand ihm ganz Sachsen und Thüringen offen; denn das kaiserliche Heer war nach den Niederlanden, wie an den Mittelrhein gegen Bernhard gezogen. Am armen Sachsenlande ließ Baner schreckliche Rache aus; alle Gebiete abtrünniger Protestanten behandelte er noch härter als die katholischen. Hiebei verfiel die strenge schwedische Mannszucht, welche seit Gustav Adolfs Tod schon bedeutend nachgelassen, vollends.

Hinfort hausten auch die Schweden allerwärts wie Wallensteinische Horden. Daher sang man von den einst so frommen Kriegern: „Der Schwed ist kommen, Hat alles mit g'nommen, Hat d' Fenster eing'schlagen, und 's Blei davon tragen, Hat Kugeln d'raus gossen, Und d' Bauern verschossen." Es war überhaupt eine so schauerliche Zeit für Deutschland, daß wir sie kaum mit unsern Begriffen erreichen. Wo der Krieg wütete, blieb das Land ungebaut; die Dörfer waren verbrannt und ihre Bewohner irrten umher, oder sie standen leer, denn das Landvolk flüchtete in die sicheren Städte; es fehlte an Menschenhänden, wie an Samen und Zugvieh zur Bestellung der Felder. So entstand Hungersnot. Man nährte sich von Aas, Ratten, Mäusen, ja von Leichnamen; der Bruder verzehrte die tote Schwester, Kirchhöfe wurden umgewühlt, um Nahrung aus den Gräbern zu holen. Eltern schlachteten sogar ihre Kinder in der Hungerswut. Es zogen nicht nur Haufen von Bauern, welche durch die Soldaten alles verloren hatten, die sog. Schnapphähne umher, um hinwiederum Bürger und Soldaten anzufallen und zu berauben, es zogen auch ganze Banden herum, die Jagd auf Menschenfleisch machten. Gleiwohl starben so viele Hungers, daß nicht alle beerdigt werden konnten. Die Ausdünstung der Moderleichen erzeugte Seuchen, die also wüteten, daß Haufen von Leichen unbestattet blieben. Hungersnot und Pest entvölkerten ganze Landstriche. In Württemberg lebte vorher eine halbe Million Menschen, während des

Krieges schwand diese Zahl auf 48 000 herab. In Augsburg sind 60 000 Menschen an Hunger und Seuche gestorben. — Die Soldateska beider Teile wurde in der langen Kriegszeit immer wilder, schrecklicher, unmenschlicher. Sie beging alle möglichen Frevel der ausgelassensten Tierheit und Teufelei. Augenausstechen, Nasen-, Ohren-, Brüsteabschneiden, Schwefel in alle Öffnungen des Körpers stecken und anzünden, die Fußsohlen aufschneiden und Salz hineinreiben, Mistjauche zum Zerplatzen eingießen (der sog. Schwedentrank), Kinder in geheizte Backöfen schieben und am Geschrei der Bratenden sich ergötzen, das weibliche Geschlecht zum Tode mißhandeln ꝛc., das war damals Soldatensitte! Zeitgenossen meinten: „Es wäre kein Wunder, wenn die Erde durch Gottes gerechtes Gericht sich öffnete und solche himmelschreiende Frevel verschlänge!"

Mitten unter diesen Jammerscenen starb Ferdinand II., 15. Febr. 1637. Er war sein Lebenlang fromm in seiner Weise, sittenrein, aber ein fanatischer Ketzerfeind. Es folgte sein Sohn Ferdinand III. (1637—57), geringer begabt, aber menschlicher als sein Vater. Gegen die Protestanten in seinen eigenen Landen bewies er sich übrigens so hart als dieser. Den Krieg mit erneuerter Anstrengung fortzusetzen, dazu sah er sich allerdings genötigt, obschon alles Volk nach Frieden seufzte. — Noch elf Jahre währte der jammervolle Krieg. Wir wollen aber nur noch einige Hauptbegebenheiten berichten, die zeigen, wie das Glück sich wieder auf die protestantische Seite neigte und im ganzen bei ihr beharrte.


Fig. 288. Bernhard von Weimar.

a. 1637 erfocht Bernhard über dem Rheine drüben glänzende Siege und eroberte nach Vernichtung zweier kaiserlichen Heere sogar die starke österreichische Festung Breisach. Diesen Schlüssel des Oberlandes wollte Bernhard zum Haltpunkt seiner überrheinischen Herrschaft machen. Er besetzte es darum nur mit Deutschen. Aber plötzlich erkrankte der 34jährige Held und starb 18. Juli 1639, wie er wenigstens glaubte, an französischem Gifte. Sogleich kam nun Breisach und sein ganzes, meist aus Deutschen bestehendes Heer in Frankreichs Hände und Dienst.

Baner war vor dem 60 000 Mann starken Heere des Gallas aus Sachsen nach Pommern gewichen, welches Land nach dem 1637 erfolgten Ableben des kinderlosen Herzogs Bogislav trotz der Einsprache des Erben Brandenburg für schwedisch Gut erklärt worden war. Als er aber Verstärkung aus der Heimat erhalten, drängte er den immer noch weit stärkern Feind bis Magdeburg zurück. Darauf zog er wieder in Sachsen ein und schlug, 14. Apr. 1639, ein sächsisches Heer bei Chemnitz bis zur Vernichtung. Hierauf drang er zweimal in Böhmen ein, das er das erstemal sehr schonend behandelte, um die Böhmen für die evangelische Sache zu gewinnen, das anderemal aber mit der Brandfackel durchzog. In mancher Nacht sollen über hundert Flecken, Dörfer und Schlösser geleuchtet haben. Im Herbst 1640 rief der Kaiser einmal wieder einen Reichstag nach Regensburg zusammen. Plötzlich, Jan. 1641, erschien der Schwede aus seinen Winterquartieren in Braunschweig vor Regensburg, um den Kaiser samt allen Reichsständen aufzuheben. Eintretendes Thauwetter vereitelte sein Vorhaben; er schoß einige Kugeln auf die Stadt, zog wieder ab und starb Mai 1641. — Schon Nov. 1640 war der alte Brandenburger Kurfürst gestorben: sein Sohn Friedrich Wilhelm, nachmals der große Kurfürst genannt, besann

sich und schloß trotz dem schweren Mißfallen des Kaisers mit Schweden einen Waffenstillstand, der seinem Lande die Wohlthaten des Friedens zuwandte.

Nach Baners Tod sandte der weise Kanzler bald noch einen Tüchtigeren herüber, welcher erstaunliche Thaten verrichtete. Das ist Leonh. Torstensson, ein Podagrist, der beständig in der Sänfte getragen werden muß, doch blitzschnell wie kein anderer. Er bringt neue Regimenter mit und macht sich in Kürze äußerst gefürchtet. Zuerst zieht er nach Schlesien, erobert Glogau im Sturm, 4. Mai 1642, schlägt bei Schweidnitz den Herzog von Lauenburg, der zu den Kaiserlichen übergetreten war, und nimmt den tödlich Verwundeten gefangen. Dann dringt er in Mähren ein, erstürmt Olmütz (4. Juni) und streift bis vor des Kaisers Hauptstadt. Sein durch Krankheiten geschwächtes Heer zieht sich vor Erzherzog Leopold nach Sachsen zurück. Als er aber hier Verstärkung an sich gebracht, liefert er dem Erzherzog bei Breitenfeld, 2. Nov. 1642, eine Schlacht, in welcher Gustavs Sieg sich erneuert; die Kaiserlichen verlieren 20000 Tote und Verwundete, 46 Kanonen &c. 1643 bricht er abermals in Mähren ein und streift bis vor Wien, während sein Unterfeldherr Königsmark, „der Überall und Nirgends", bis an den Rhein Schrecken verbreitet.

Dänemark wirkt heimlich gegen Schweden, das erfährt man in Stockholm und beauftragt Torstensson, es zu züchtigen. Mit rasender Schnelligkeit fliegt er durch Deutschland, dringt in Holstein ein und bis nach Jütland hinauf, noch 1643. Im Dänenlande, wo es noch Vorrat giebt, nimmt er seine Winterquartiere und erzwingt einen Frieden. 1644 zieht Gallas ihm nach; er jagt diesen nach Böhmen. Dort haben die Generale Götz und Hatzfeld mit äußerster Anstrengung ein neues Heer aufgebracht. Er überwältigt sie in dem mörderischen Treffen bei Jankow, 6. März 1645; Götz liegt mit 4000 auf dem Schachtfeld, Hatzfeld ist mit eben so vielen gefangen. Torstensson flutet durch Mähren und streift zum drittenmale bis an die Wolfsbrücke vor Wien. Der Kaiser bebt und schickt die Kaiserin und seine Schätze in die steyrischen Gebirge. Wien zu belagern, fühlt sich Torstensson doch zu schwach; er kehrt um und bedrängt den sächsischen Kurfürsten so sehr, daß auch dieser aus Not, wie der Brandenburger vorhin freiwillig, zu einem Neutralitätsvertrage sich versteht und also der Kaiser einen Bundesgenossen nach dem andern verliert. Aber jetzt peinigt die Gicht den Mann so grausam, daß er sich heimtragen lassen muß. An seine Stelle tritt ein würdiger Nachfolger, Gustav Wrangel.

Am Rhein hatten unterdessen die Franzosen mit den Bayern und Österreichern nicht sehr glücklich gekämpft. Besser gelang es ihnen, als sie ihren Marschall Türenne aus Italien herbeiriefen, einen Schüler Bernhards, welcher zu einem der größten Feldherrn reifte. Dieser trieb, meist mit deutschen Truppen, die österreichisch-bayrischen Scharen aus Schwaben und setzte sich in Besitz aller festen Plätze bis gegen Bayern hin. — Weil die Schweden im Norden gerade nichts zu thun hatten, so vereinigte sich Wrangel mit Türenne zu gemeinschaftlichen Operationen im Süden. Sie gingen auf Bayern los und machten dem Kurfürsten dermaßen schwül, daß auch er, des Kaisers Hauptstütze, zu Ulm einen Separatwaffenstillstand mit Schweden und Franzosen schloß, März 1647. Das kränkte Ferdinand aufs empfindlichste: er sagte: „das sei ein schwärzeres Majestätsverbrechen, als einst Friedrich V. begangen." Damals versuchte der bayrische General Joh. von Werth sein gesamtes Heer dem Kaiser zuzuführen, eine Parallele zu Wallensteins eigenmächtigem Vorgehen. Doch mißlang der Anschlag und Werth wurde geächtet. Es reute den Kurfürsten aber auch bald sein Abfall vom Kaiser und er brach den Waffenstillstand, sowie er wieder etwas Luft hatte. Da stürmten Wrangel und Türenne abermals über Bayern los, zertrümmerten bei Zusmarshausen, 17. Mai 1648, das kaiserlich-bayrische Heer und töteten dabei des Kaisers letzten Feldherrn, Melander

von Holzapfel, einen Calvinisten; seine katholischen Führer waren alle tot, gefangen oder abgetreten. Dann drangen die beiden ins Herz von Bayern und verheerten es jämmerlich. Der alte Max mußte endlich in Salzburg Zuflucht suchen.

Der schwedische General Königsmark belagerte damals Prag und eroberte noch 5. Aug. die Kleinseite der Stadt, wo eine unsägliche Beute in seine Hände fiel. Wie er sich aber anschickt, auch der andern Seite Meister zu werden, da — reiten Trompeter durchs Reich und blasen unter dem Glockengeläute von allen Türmen, die noch stehen, und dem Freudengeschrei und Freudengeweine aller Menschen, die das Leben davongebracht, sie rufen den allgemeinen Frieden aus, 3. Nov. 1648.

Schon seit 1644 saß ein Kongreß zu Münster (mit den Franzosen) und ein solcher zu Osnabrück (mit den Schweden) zusammen, um am Friedenswerke zu arbeiten. Es kostete unsägliche Mühe, damit fertig zu werden; denn die Interessen waren zu vielseitig, die Verhältnisse zu verwickelt, und namentlich wurde das Werk immer durch die Ränke der Franzosen aufgehalten. Endlich nach fünf Jahren blutsaurer Arbeit, bei welcher sich insonderheit der kaiserliche Rat Graf von Trautmannsdorf durch seine Klugheit, Mäßigung und Ausdauer verdient machte, war doch eine Lösung gefunden und ein Übereinkommen getroffen worden, und 24. Okt. 1648 konnte der so tief ersehnte Westfälische Friede abgeschlossen werden.

Es fand eine religiöse und eine politische Ausgleichung statt. Was erstere betrifft, so wurde im allgemeinen Freiheit der Religionsübung im Reich und völlige Rechtsgleichheit der Protestanten mit den Katholiken auf Grund des Augsburger Religionsfriedens anerkannt und letzterer ausdrücklich auf die Reformierten ausgedehnt, die mit den Lutheranern unter dem Gemeinnamen „Augsburger Konfessionsverwandte" befaßt wurden. Damit Gleichheit in der Reichsjustiz bestehe, sollte das Reichskammergericht mit eben so viel Protestanten als Katholiken besetzt werden. Hinsichtlich des Besitzes geistlicher Güter wurde 1624 als Normaljahr festgesetzt, mithin das Restitutionsedikt beseitigt: wie es bezüglich dieses Besitzes am 1. Jan. 1624 (für die Pfalz 1619) stand, so sollte es bleiben; was damals evangelisch oder katholisch war, sollte so bleiben. Evangelische Unterthanen einer katholischen Obrigkeit, welche damals das Recht öffentlichen Gottesdienstes hatten, sollten es behalten und umgekehrt. Hatten sie es damals nicht, so sollte ihnen doch ungestörte Hausandacht erlaubt sein, auch die Auswanderung freistehen. Den geistlichen Vorbehalt erkannten die Protestanten jetzt an; damit verblieb der alten Kirche ein wirksames Mittel, Abfall zu verhüten und protestantische Fürstensöhne an sich zu locken.

Diesen Religionsvergleich haben die Deutschen den Schweden zu verdanken, die also doch, bei allen eigennützigen Bestrebungen, für unsern Glauben nicht nur kämpften, sondern auch zum Siege durchdrangen; denn der Kaiser und die Franzosen wollten die Religionssache ganz vom Frieden ausgeschlossen wissen und einer spätern Regelung überlassen. Allein die Schweden bestanden auf sofortiger Vereinigung der Angelegenheit durch gesetzliche Herstellung der Glaubensfreiheit. — Der Papst stimmte diesem Religionsvergleich natürlich nicht zu, erklärte vielmehr den Westfälischen Frieden für null und nichtig; er hätte den Krieg lieber verewigt. Diese Bulle durfte aber in Deutschland nirgends verkündigt werden.

Was die politische Ausgleichung anlangt, so bekamen die Franzosen Metz, Toul und Verdun bestätigt und das ganze Elsaß mit Ausnahme Straßburgs, der übrigen 10 Reichsstädte und der reichsritterschaftlichen Besitzungen, ferner den Sundgau, die Festungen Breisach und Philippsburg, lauter deutschhabsburgisches Besitztum. Und diese Abtretungen wurden vom deutschen Reiche völlig getrennt. Die Schweden erhielten Vorpommern mit der Insel Rügen und einen Teil von Hinterpommern, die Bistümer Bremen (ohne Stadt) und Verden, die Stadt Wismar und noch 5 Mill. Thaler, welche auf die deutschen Stände ausgeteilt wurden. Schweden erkannte aber die Lehenshoheit des deutschen Reichs über diese Erwerbungen an, so

daß sie nicht eigentlich von Deutschland abgerissen wurden. Brandenburg empfing den übrigen Teil von Hinterpommern, dann die Erz- und Bistümer Magdeburg (nach Absterben des gegenwärtigen sächsischen Administrators), Halberstadt, Minden und Cammin, — Hessenkassel, der erste und beständige Bundesgenosse Schwedens, die Abtei Hersfeld, vier Ämter des ausgestorbenen Schauenburgischen Grafenhauses und 600 000 Thaler, — Mecklenburg für das verlorene Wismar die Stifte Schwerin und Ratzeburg. Kursachsen behielt die im Prager Frieden zugestandene Lausitz, Bayern die Kur samt der Oberpfalz, während die untere Pfalz dem Sohne Friedrichs V., Karl Ludwig, samt einer neugeschaffenen achten Kur zurückgestellt ward. Bei den andern Reichsständen fand Wiederherstellung in den Stand vor dem Kriege statt. Die Schweiz und Holland wurden für völlig unabhängige Staaten erklärt, also auch, wie das Elsaß, förmlich vom Reiche getrennt, was sie freilich thatsächlich schon lange her gewesen waren.

Die Herrlichkeit des so sehr geschmälerten deutschen Reiches sank aber auch in anderer Hinsicht dahin. Des Kaisers ohnedem geringe Macht wurde noch viel mehr beschränkt; er durfte ohne Einwilligung der Stände keine Gesetze erlassen, keine Bündnisse eingehen, keine Steuern auferlegen; darüber sollten die Stände nicht nur beraten, sondern beschließen. Den Fürsten wurde die volle Landeshoheit in ihren Gebieten stipuliert, also daß sie auch unter sich und mit Auswärtigen Bündnisse schließen konnten, wenn nur „nicht zur Gefährdung von Kaiser und Reich". So sank die kaiserliche Autorität vollends zu einem Schemen herab, und der Verband der deutschen Staaten wurde immer loser. Dafür durfte nun der Kaiser in seinen Erbstaaten um so ungestörter alles katholisch machen. Das Reich war den andern Mächten des Weltteils gar nicht mehr gleich: Frankreich und Schweden führten nun das große Wort.

§ 6. Deutschland eine Wüste, aus welcher Blumen sprießen.

Und wie sah das arme Vaterland nach dem entsetzlichen Kriege aus! Schauerlich war es fast überall zugerichtet; denn die Kriegsfurie hatte mit geringer Ausnahme in allen seinen Gauen getobt. „Deutschland lag in Kot, Schmach, Jammer, Armut und Herzeleid bis über die Ohren; es lag wie unter dem Bann und Fluch Gottes", sagt ein Zeitgenosse (Bettius). Die Städte waren leer, die Kirchen voll Pferdemist, Unflathaufen auf den Altären; die Flecken, Dörfer und Weiler verbrannt, zerstört, zerfallen, die Ruinen zum Teil voll Leichname und Äser, an denen Wölfe, Hunde und Krähen fraßen; die Äcker wüste, Felder und Wiesen weit hin mit Wald überwachsen.

„Man wandert zehn Meilen und sieht niemand als etwa einen Greis mit einem Kind oder ein paar alte Weiber." Deutschland verlor in diesem Kriege über die Hälfte seiner Einwohner; einige schätzen statt 18 nur noch 4 Millionen. Der Viehstand war am gründlichsten ruiniert, der Grundbesitz fürchterlich verschuldet, der Bauer übler dran als sein Gesinde. Mit dem Ackerbau litten Gewerbe und Handel in gleichem Grade; Manufakturen und Fabriken lagen darnieder; der auswärtige Handel fiel Fremden zu. Die stolzen Städte sind gedemütigt und haben sich nie mehr zur vorigen Blüte emporgeschwungen. Der alte Hansabund schmolz auf die drei „An See-Städte" zusammen. Kaum nach zwei Jahrhunderten war der Wohlstand von 1618 wieder erreicht. — Was das Ärgste, es fand eine furchtbare Verwilderung der Sitten statt. Die rohe Soldateska hauchte Unglauben und Gottlosigkeit wie Pestluft aus. Die Prediger wurden großenteils vertrieben und gemordet; der Unterricht des Volkes und der Jugend hörte in vielen Gegenden ganz auf. Im grausigen Kriegsleben ist Unzähligen Christentum und menschliches Gefühl gänzlich abhanden gekommen. Dem Menschenmangel abzuhelfen, beschloß 1650 der fränkische Kreistag, jeder Mann solle zwei Weiber heiraten dürfen; zugleich aber verbrannten dort die Bischöfe Tausende von Hexen. Die Landstände waren meist beseitigt. Der letzte Rest von Vaterlandsliebe und volkstümlichem Selbstgefühl war geschwunden, die Sprache durch fremde Zungen verunstaltet, ja in den höheren Klassen verdrängt, alle dichterische Schöpferkraft verloren.

Doch brachte die Jammerzeit auch ihren Segen. Das große Elend, die tägliche Unsicherheit der Güter und des Lebens stimmte den bessern Teil sehr religiös. „Herr, wenn Trübsal da ist, so suchet man dich", „Anfechtung lehrt aufs Wort merken", diese

Zeugnisse bewährten sich in der schweren Zeit. Gewiß sind ihrer viele, welche während der Kriegsnot starben, durch die Trübsal bekehrt und geläutert zur Ruhe eingegangen. Und viele der Überlebenden traten mit einem ernstern Sinn aus derselben heraus. Fromme Geistliche benützten den Jammer der Zeit und das frische Gedächtnis der erlittenen Drangsale zu tiefeingreifender Wirksamkeit an den Seelen. Fromme Fürsten ließen sich nebst der zeitlichen Not ihrer Unterthanen auch das höhere Heil derselben durch eifrige Pflege des Christentums am Herzen liegen. Man verließ die bittern Streitigkeiten der Theologie und sah nun desto mehr auf lebendiges Christentum, auf Herzens- und Lebensgemeinschaft mit dem Erlöser. Der wilden Sittenlosigkeit folgte ein stiller Sinn und ein züchtiger, ehrbarer Wandel.

Ein Buch wurde jetzt nach der heil. Schrift am liebsten und zu reichstem Frommen gelesen. Sein Verfasser war Joh. Arnd, geb. 1555 zu Ballenstädt, † 1621 als Generalsuperintendent zu Celle, einer der edelsten, heiligsten Gottesmenschen, und sein kostbares Buch heißt: „Das wahre Christentum", geht auch überall auf ein solches, auf lebendigen, Geist, Gemüt und Wandel durchdringenden Glauben. Es ist unzähligemal gedruckt worden, und der Segen, den es gestiftet, ist unberechenbar. Von Arnd haben wir auch eines der trefflichsten Gebetbücher, „das Paradiesgärtlein" betitelt. — Noch nenne ich zwei auserlesene Geistliche, deren hoch gesegnete Thätigkeit in diese Jahrzehnte fällt. Christian Scriver, geb. 1629 zu Rendsburg, † 1693 als Oberhofprediger zu Quedlinburg; ein berühmter Kanzelredner, dessen gehalt- und lebensvolle Vorträge alle Herzen ergriffen. Er schrieb ein treffliches Predigtbuch „Seelenschatz", darin er von der Seele Würdigkeit ausgeht, von ihrem kläglichen Fall und ihrer tröstlichen Wiederaufrichtung handelt und mit ihrer dereinstigen Herrlichkeit endet. Ein anderes feines Werk sind „Gotthold's zufällige Andachten", 400 überaus sinnige und zum Teil wunderliebliche Gleichnisse. Er weiß an alles, an den Tau, das Echo, den Holzwurm ꝛc. geistliche Lehren und frommliche Betrachtungen zu knüpfen. Beide Bücher sind noch in vielen Hütten zu finden, und die Leute erbauen und ergötzen sich daran. — Heinrich Müller, geb. 1631 zu Lübeck, † 1675 als Professor und Superintendent in Rostock, zeichnete sich als Redner und Schriftsteller vorzüglich aus. Er hat eine ganz besondere Klarheit, Schärfe und Tiefe des geistlichen Verstandes. Seine berühmteste Schrift sind die „Geistlichen Erquickstunden". Sie sind's im vollen Maße, aber auch oft ein scharfes, heilsames Salz. Ein köstlich Buch ist auch sein „Himmlischer Liebeskuß", in welchem uns wirklich die himmlische Liebe von oben her umfähet und küsset.

Jetzt muß ich noch von einem Fürsten reden, der zwar nur ein kleines Land beherrschte, aber vor den Engeln Gottes gewiß zu den größten Fürsten gehört.

§ 7. Herzog Ernst von Sachsen-Gotha.

Er war der Urenkel des Johann Friedrich, sein Vater Herzog Johann, der Bernhard sein jüngster Bruder. Ernst wurde 1601 in der Christnacht geboren. Sein Vater starb frühe, die Mutter erzog ihre vielen Kinder mit heiliger Sorgfalt. Ernst lernte am liebsten Sprüche der Schrift, erwarb sich aber auch einen Reichtum weltlicher Kenntnisse. Er reifte zu einem feinen Jüngling heran. Am Kampfe ums Evangelium nahm er den lebhaftesten Anteil. 1631 trat auch er als Oberst in die Dienste des Schwedenkönigs; bei Rain setzte er zuerst mit seinem Reiterregimente über den Lech; er kämpfte mannhaft bei Lützen mit. 1635 trat er dem Prager Frieden bei samt seinen Brüdern, und heiratete 1636 Elisabeth von Altenburg, eine treue Seele, die ihm zwölf Söhne und sechs Töchter gebar. Bei einer Teilung der väterlichen Lande, 1640, fiel ihm Gotha zu.

Wie kläglich sah sein armes Land aus, wie hart wurde es noch immer vom Kriege heimgesucht. Aber im Aufblick zum Herrn ging er daran, seine Brüche zu heilen. Beim Regierungsantritt gelobte er den versammelten Grafen, Rittern und Städteabgeordneten, daß er sie bei dem lautern Worte Gottes schützen und bei ihren zeitlichen Rechten getreulich erhalten wolle, ermahnte sie aber auch, daß sie für den gottgeschenkten wahren Glauben dankbar sein, Christum mit rechtschaffenem Wandel

preisen und namentlich die Eltern und grauen Häupter ehren sollten. Er führte sogleich eine neue Landesordnung ein mit so weisen Grundsätzen, daß sie sich fast bis auf unsere Zeit erhalten hat. Er that alles Mögliche, den Kriegsjammer zu lindern, reiste bald ins schwedische, bald ins kaiserliche Lager und suchte mit Bitten und Gaben weitere Verheerung abzuwenden. Seine verscheuchten Unterthanen rief er zurück und unterstützte sie mit Geld und Getreide.

Das religiöse Leben war im tiefsten Verfalle, Gottesvergessenheit und Zuchtlosigkeit allenthalben schrecklich eingerissen. Er verordnete 1641 eine allgemeine Kirchen- und Schulvisitation, die von Ort zu Ort vorgenommen wurde. Da wurden Pfarrer und Schullehrer, Kinder und Alte geprüft und gegen die vorgefundene Unwissenheit und Roheit des Volkes zweckdienliche Mittel angewendet. Als das heilsamste erwies sich die Anordnung von Christenlehren für alles Volk.

Ei, wie wurde zuerst darüber geschrieen und gelästert! Ernst bestand aber darauf, Alt und Jung mußte sich katechisieren lassen; und „da begannen die armen Leute allmählich zu sehen, was große Wohlthat Gott ihnen durch ihren Landesherrn in diesem Stück bewiesen hätte, und dankten Gott dafür.“ Die Einrichtung wurde in andern Ländern mit Nutzen nachgeahmt. — Nichts lag Ernst mehr am Herzen als die Kirche. Er ließ die Kandidaten scharf examinieren, nur tüchtige und sittliche anstellen, nur gelehrte und unsträfliche Pfarrer befördern. Auserwählte Theologen mußten fortwährend im Lande umherreisen, die Geistlichen predigen hören, sich nach der Beschaffenheit der Gemeinden erkundigen und darüber Bericht erstatten. Späterhin ließ der Herzog alle Geistlichen des Landes nach der Reihe in seiner Hofkirche predigen und ermunterte sie herzlich zur Treue im Amt. Ähnlich sorgte er für die Schulen. Das Schulwesen kam so in Flor, daß es hieß: „In Ernsts Landen wissen die Bauern mehr als anderswo die Edelleute.“ Sein Gothaer Gymnasium besuchten Jünglinge aus Dänemark und Schweden.



Fig. 289. Herzog Ernst von Sachsen-Gotha.

Mit ganzem Ernst trat er aller Sünde entgegen. Er sprach: „Ehe kann Gott seine Strafhand nicht von uns abthun, als bis wir uns rechtschaffen bekehrt haben!“ Der Tag des Herrn mußte allenthalben heilig gehalten werden: während des Gottesdienstes wurden die Thore gesperrt, sämtliche Wirtshäuser geschlossen. Es äußerte einmal ein Katholik: „Man gehe nach Gotha und sehe zu, wie der Sonntag und die Festtage dortselbst ganz anders als bei uns gefeiert werden.“ Liederliche Personen ließ er aus dem Lande weisen. Mit heiligem Zorn eiferte er gegen das übliche „Voll-, Zu- und Gleichsaufen.“ Er strafte namentlich auch die Edlen um ihre Sünden: so hielt ers ihnen einmal beim Landtage vor, „wie sie, statt über das Volk christliche Obhut zu führen, dasselbe mit ihrem eigenen Beispiele in Fressen und Saufen, Balgen und Raufen, Schwören, Fluchen und Gotteslästern zu allem Bösen anleiteten.“ Die Herren schämten sich und versprachen Besserung. Er setzte aber noch besondere Rügengerichte ein, welche Vergehen bei Hoch und Nieder ahnden mußten.

In seinen Finanzen herrschte die größte Ordnung. Er hielt sich an Sprichw. 24, 4: „Durch ordentliches Haushalten werden die Kammern voll.“ Für seine Person lebte er äußerst sparsam: unnötigen Aufwand nannte er „einen unersättlichen Vielfraß“. Einst löschte er auf einer Domäne von den vier Lichtern, die ihm der Amtmann angezündet, zwei, und von den zwei

Lichtern, die dieser auf seinem Tische brannte, eins mit eigener Hand aus, indem er sprach: „Freund, es sind schlimme Zeiten!“ Streng beobachtete er seinen Grundsatz: „Ein löblicher Regent hütet sich, daß keine ungerechte Einnahme in seine Kammer komme, durch welche der göttliche Segen weggescheucht werden möchte.“ Darum blieb aber auch Gottes Segen bei ihm also, daß er in anhaltender Kriegszeit doch zurechtkommen, seine verarmten Unterthanen reichlich unterstützen und sogar statt des zerstörten Schlosses eine großartige Residenz bauen konnte, welche er Friedensstein nannte, weil sie gerade 1648 fertig ward. Auf diesen Frieden, um den er vielhundertmal knieend gefleht, ließ er eine Münze schlagen und an alle seine Unterthanen verteilen, welche die Aufschrift hatte: Gott den Herrn lobt und ehrt, Der den Frieden hat beschert; Fördert seine Furcht und Ehr, Sonst besteht er nimmermehr. So ließ er auch Katechismusthaler schlagen, auf denen die Hauptlehren in Reimen zu lesen waren.

Ernsts Familienleben war das eines echtchristlichen Fürsten. Er begann und schloß mit den Seinen jeden Tag mit Gebet, Lesen der Bibel und Gesange. Er führte seine Kinderschar jeden Sonntag und einmal in der Woche selbst in den Gottesdienst. Auch seine Hofdiener hielt er zu fleißigem Besuch der Kirche an: „keine Herrschaft könne es bei Gott verantworten, wenn sie ihr Gesinde vom Gottesdienst abhalte.“ Am Hofe mußte alles ehrbar und sittig hergehen; der „Beternst,“ wie man ihn hieß, duldete kein unanständiges Wort. Eine Kapelle von Musikern hielt er zur Ergötzung des Hofes, aber keine Komödianten und keinen Hofnarren. Dagegen legte er auf seinem Friedensstein ein Münzkabinet, eine Kunst- und Naturaliensammlung und eine große Bibliothek fürs ganze Land an.

Er sah auf die besten Beamten, denn „die Ämter müssen mit Leuten, nicht die Leute mit Ämtern versehen werden“. Seine Räte waren fast ausschließlich aus dem Bürgerstande. Zu einem Edelmann, der ein Amt begehrte, sagte er: „Was seid Ihr mir nütze? Versteht Ihr doch nichts!“ Er empfahl seinen Beamten oft, den 101. Psalm zu lesen: „Meine Augen sehen nach den Treuen im Lande, und habe gerne fromme Diener.“ Mit regem Fleiße mußten sie ihrem Berufe obliegen; die höhern Beamten arbeiteten unter seinen Augen, ihnen allen hatte er ihre Geschäftszimmer in seinem Schlosse angewiesen. Unparteiisch nach strengem Recht und prompt mußten sie richten und schlichten. Jeder Unterthan hatte Zutritt zum Fürsten; mit eigener Hand führte er sie in die Kanzleistuben und nahm sich ihrer Sache bei Richtern und Räten an. Er reiste überall umher, selbst nachzusehen, wie es stehe; vor allem in Pfarrhaus und Schule. Wenn er beim Pfarrer die Bibel staubig fand, wischte er sie mit scharfen Bemerkungen ab. In den Schulen hörte er der Unterweisung zu und belohnte wackere Schüler mit Geschenken. Einst kam er unangemeldet und fand den Lehrer elend auf dem Bette liegend, aber doch von da aus seines Amtes eifrigst wartend; das rührte ihn tief, und im Hinblick auf den in seinem Dienste sich verzehrenden Mann gründete er eine Lehrerwitwenkasse.

Er hielt keine Hetzjagden wie andere Fürsten, ließ aber das Wild von den Förstern wegschießen, daß es die Felder nicht schädige. Er verringerte die Steuern so weit möglich, legte Kornmagazine an, in welchen er den Erntereichtum von seinen Hausgütern aufschüttete, so daß er in Jahren des Mißwachses den Unterthanen wohlfeiles Getreide geben konnte. Es war ein wunderbarer Segen bei ihm; er hatte so ein kleines Gebiet, so eine große Familie, that täglich so viel Gutes und es blieb noch reichlich über. Den Überfluß verwendete er zu namhaften, noch heute wohlthätigen Stiftungen für Witwen und Waisen, Kranke, Arme und Studierende. Er unterstützte aber auch Glaubensgenossen in Rußland, nahm sich sogar der äthiopischen Christen an. Weiter ließ er durch 29 der tüchtigsten Gottesgelehrten, wie Joh. Gerhard, Professor zu Jena, den größten Theologen seiner Zeit (1582—1637), ein Bibelwerk mit Erklärungen, Nutzanwendungen und Bildern fertigen. Es heißt die ernestinische, gothaische, auch nürnbergische Bibel; sie findet sich noch durchs ganze evangelische Deutschland. — So förderte Ernst das Wohl der Menschen in weiten Kreisen. Und mit Freudenblicken konnte er zuletzt von seinem Friedensstein über sein schönes Land hinsehen; es war nicht nur zeitlich glücklich, sondern sein Volk auch weiser, frommer und innerlich glückseliger geworden. Die Macht der gött-

lichen Wahrheit im göttlichen Leben war dort so groß, daß von ihr überwunden mehr als 40 Priester und Mönche zu Gotha in die lutherische Kirche übertraten.

Der Grund, auf dem diese rege Thätigkeit beruhte, war Ernsts Beugung unter Gottes Willen: „Ein Fürst, der Gott nicht gehorcht, ist nicht fähig Menschen zu regieren," seine Demut, die sich immer den Spruch vorhielt: „Regenten auf Erden sind gemacht aus Erden und müssen zur Erde werden," und sein inniger Glaube an Christum. Bei Joh. 3, 16 brach er einst in die Worte aus: „Ich wollte diesen Einen Spruch nicht für viel tausend Welten geben!" Als er fühlte, daß seine Hülle breche, ließ er alle Unterthanen noch von den Kanzeln grüßen und zur getreuen Beobachtung seiner Verordnungen ermuntern. Von seinen Landeskollegien nahm er noch besondern Abschied; dann bestellte er sein Haus und segnete seine heißgeliebte Familie. Und nun wartete er fröhlich auf den Tod. Er redete von der süßen Freude des ewigen Lebens und von der Liebe Jesu Christi, dem er noch mit schwacher Stimme entgegensang: Herzlich lieb hab ich dich, o Herr rc. So oft er sich des Spruchs erinnerte: Das Blut Jesu Christi rc. traten ihm Thränen in die Augen. Sanft entschlief er 26. März 1675 und ging von seinem Friedensstein zum ewigen Frieden ein. Mit welchen Empfindungen stand sein Volk an seinem Sarge! Wie hatte er sein Land überkommen und wie verließ er es! Blühend in jeder Hinsicht und voll von Früchten der Gerechtigkeit.

Er hinterließ ein Testament, in welchem er seine lieben Söhne anweist, wie sie das Land regieren sollten; „einen Regentenspiegel, über welchen allen Prinzen Vorlesungen gehalten werden sollten." Ernst hieß allgemein der Fromme, auch „der weiseste Fürst". Cromwell rechnete ihn unter die drei klugen Fürsten.

§ 8. Umsturz des englischen Thrones.

Ich führe nun meine Leser nach England hinüber und berichte Gleichzeitiges mit dem großen Kriege, auch schon darüber Hinauslaufendes.

Nachdem der saumselige, eingebildete Jakob I. (S. 569) 1625 in allgemeiner Mißachtung gestorben war, während im Volk der Puritanismus sich stark verbreitet hatte, trat sein Sohn, Karl I., die Regierung Großbritanniens an, 1625—49. Er war von geordneten Sitten, ein Freund der Künste und Wissenschaften, ehrenwert in vieler Hinsicht, doch geneigt zu Willkür und absoluter Herrschaft; dabei fehlte es ihm auch an rechter Klugheit und an Wahrheit und Festigkeit des Charakters.

Karl I. verheiratete sich gleich nach seiner Thronbesteigung mit einer Katholikin, der Tochter Heinrichs VI., Henriette, was bei seinen protestantischen Unterthanen starkes Mißfallen erregte. Sehr bitter stimmte es auch gegen ihn, daß er den verhaßten Günstling seines Vaters, den herrsch- und habsüchtigen Herzog von Buckingham, an seiner Seite behielt. So weissagte schon der Anfang seiner Regierung nichts Gutes. — Da ihm nun das Parlament Geld zu seinem Kriege mit Spanien und zur Unterstützung seines Schwagers, Friedrich V. von der Pfalz, bewilligen sollte, weigerte sich dasselbe, bevor er nicht den gegen die Regierung obschwebenden Beschwerden Abhilfe geleistet habe. Da löste er das Parlament zweimal nach einander auf und verschaffte sich das nötige Geld durch Zwangsanlehen, willkürliche Besteurung und auferlegte unbillige Geldbußen. Als er sich aber doch durch entstandene Gärung im Lande vermüßigt sah, ein neues Parlament einzuberufen, 1628, so opponierte ihm dieses nur um so heftiger und errang eine neue Erklärung der Volksrechte. Dazwischen wurde auch sein Günstling Buckingham ermordet, und viele billigten die That. Der in Zorn versetzte König fand sich 1629 bewogen, das Parlament aufzulösen und die stärksten Redner ins Gefängnis zu werfen, bis sie sich loskauften oder starben. Er hat in 11 Jahren keines mehr berufen. Nunmehr steuerte er auf unumschränkte Monarchie los, und dabei wurde er insonderheit von William Laud, seit 1633 Erzbischof von Canterbury, unterstützt.

Laud war herrischer Natur und verlangte strenge Gleichförmigkeit in kirchlichen Dingen für die drei Reiche. Er veränderte im Einvernehmen mit dem Könige den Kultus der Hochkirche,

indem er ihn durch eine Menge neuer Ceremonien dem katholischen noch mehr näherte; Bischöfe sollten die einzig berechtigten Nachfolger der Apostel sein. Die Puritaner, die sich dawider setzten, wurden streng bestraft, mit dem Pranger, Ohrenabschneiden und Gefangenschaft.

Das englische Volk ließ es beim Murren bewenden, oder wanderte man aus nach Amerika, oder weigerten sie sich, wie J. Hampden, die ungesetzlichen Steuern zu zahlen, bis das Gericht sie dazu verurteilte. Aber Laud entwarf auch eine Gottesdienstordnung für die schottische Kirche, welche den presbyterianischen Charakter derselben gänzlich verwischt hätte. Dort erhob sich denn bei der Einführung gewaltiger Widerspruch. Das Volk schrie: „Man will uns unsern Glauben nehmen! Wir sollen wieder papistisch werden!" und die Prediger sprachen von allen Kanzeln herab den Fluch aus über diejenigen, welche den lebendigen Geist Gottes in tote Zeremonien begraben, den Herrn Christus von seinem Throne stoßen und die Gewalt der Kirche an die weltliche Obrigkeit verraten wollten. Zu Edinburg warf eine alte Frau während des neuen Gottesdienstes (23. Juli 1637) dem Dechant ihren Schemel mit den Worten an den Kopf: „Schurke, willst du Messe halten, während ich zugucke?" Der Bischof, der auf die Kanzel stieg, das Volk zu besänftigen, wurde geschimpft, beworfen und auf dem Heimwege im Kote gewälzt. Da der König durchzudringen suchte, riefen die Schotten 1638 wieder ihren Covenant (Nationalbund) ins Leben, und verbanden sich mit feierlichem Eide, „den evangelischen Glauben treu zu bewahren und die Freiheiten des Landes zu verteidigen." Eine schwärmerische Begeisterung ergriff alle Herzen durch ganz Schottland hin. Sie sammelten ein Heer und zogen gegen die Königischen; sie zwangen den König 1639 zu einem Vergleich, darin er vorerst von seinen Forderungen abstand.



Fig. 290. Karl I. (Nach van Dyck.)

Denn um Geldmittel zur Ausrüstung eines starken Heeres gegen sie zu erlangen, hatte er sich bewogen gefunden, endlich wieder ein Parlament in London zu versammeln, April 1640; dieses hatte aber durch seine Beschwerden ihn so gereizt, das er es schon im Mai wieder auflöste, daher man es „das kurze Parlament" hieß. So konnte er gegen die Schotten nichts ausrichten, die im August nach Newcastle vordrangen. — Indessen drang der hohe Adel und ein großer Teil der Londoner in ihn, und seine Minister selbst beschworen ihn, doch das Parlament wieder einzuberufen als das einzige Mittel, die erregte Nation zur Ruhe zu bringen; und er that es, Nov. 1640. Dieses erhielt den Namen des langen Parlamentes von wegen seiner langen Dauer. In dasselbe waren meist Presbyterianer gewählt worden und es trat in eine noch viel heftigere Opposition gegen die Regierung als die früheren.

Gleich wurden von ihm der Erzbischof Laud und der irische Statthalter Graf Strafford in Anklagestand versetzt, jener einstweilen in Haft verwahrt, letzterer sofort prozessiert.

Strafford war ein royalistisch gesinnter, mit seltenen Gaben ausgestatteter, überaus tüchtiger Mann, der aber in Großbritannien thun wollte, was Richelieu in Frankreich gethan, und es in Irland auch soweit brachte, daß dort nur des Königs Wille galt. Der König, tief ergriffen, gab ihm das heilige Versprechen, er werde ihm nichts geschehen lassen. Indessen wurde Strafford, weil er mit der irischen Armee England hatte unterjochen wollen, unter Verachtung der Rechtsformen zum Tode verurteilt. Der König war in Verzweiflung darüber, aber aus Angst vor einer Rebellion auch des englischen Volks bestätigte er das Urteil, nachdem ihn der edle Minister aus dem Gefängnisse heraus seines Versprechens entbunden hatte, und dessen Haupt fiel, Mai 1641. Die Schotten konnten nun heimkehren.

Der König versank zunächst in völlige Mutlosigkeit. Er ging nach Schottland und suchte die Covenanters zu gewinnen; er ließ zu, daß das englische Parlament den von ihm abhängigen hohen Gerichtshof, die sogenannte Sternkammer und das bischöfliche Obergericht aufhob ꝛc.; er gab gebrochenen Herzens in allem nach, und das Volk hoffte auf einen friedlichen Ausgang. Da mußte ein unglückseliges Zwischenereignis eintreten und die Sache zum Äußersten treiben. Es ereignete sich in Irland ein blutiger Aufstand, 1641.

Die Iren, vor andern eifrige Katholiken, wurden allerdings seit lange von den protestantischen Engländern hart mißhandelt, ein häßlicher Widerschein der grausamen Verfolgungen, welche anderwärts die Protestanten von den Katholiken zu erleiden hatten; nicht nur, daß man ihnen einen großen Teil ihres Grundes und Bodens genommen hatte, man verhöhnte auch ihren Kultus, hinderte sie an Übung desselben. Nun entstand unter ihnen auf einmal das unbegründete Gerücht, das Parlament gehe damit um, die katholische Kirche völlig auszurotten. Ihre Geistlichen und die Jesuiten bestärkten sie in ihrem falschen Verdachte und entzündeten sie zur Wut. Da mit Straffords Sturz die starke Regierungsgewalt geschwunden war, erhoben sie sich plötzlich mit rasendem Fanatismus, fielen über die unter ihnen wohnenden Protestanten her und ermordeten an 100 000! Dabei verfuhren sie auf die ihnen eigene roh tierische Weise; sie begruben die Evangelischen lebendig, hingen sie an den Beinen auf und schlitzten ihnen den Leib auf, zerschlugen ihren Kindern mit Keulen die Schädel, sperrten groß und klein in ein Haus, das sie verbrannten, trieben sie haufenweise in die Flüsse ꝛc. Urban VIII. billigte das.

Die Nachricht von diesen Greueln schrillte nach England herüber, und bald hieß es, das sei von der katholischen Königin veranlaßt und der König habe es geschehen lassen. Und dieser war nun so übel beraten, daß er selbst ins Parlament ging, 4. Jan. 1642, um die 5 freisinnigsten Glieder als Hochverräter zu verhaften. Er fand sie nicht. Jetzt loderte der Haß gegen ihn in so hohe Flammen empor, daß er London verlassen mußte, wohin die 5 Flüchtlinge im Triumph zurückkehrten. Das Parlament benahm sich revolutionär, verbannte die Bischöfe aus dem Oberhaus und verfügte, daß das Reich in Verteidigungsstand gesetzt werde; und da Karl sich eben wieder ermannte und dem Unfuge schroff entgegentrat, so kam es zum förmlichen Kriege; am 22. Aug. richtete der König seine Standarte auf. Um ihn sammelten sich nach York die Kavaliere. Das Parlament warb ein Heer unter Graf Essex, zu welchem meistens Puritaner vom Volke traten, wegen ihrer kurz geschnittenen Haare Rundköpfe geheißen. Der unselige Bürgerkrieg dauerte etliche Jahre, hatte für den König einen günstigen Anfang, nahm aber weiterhin, besonders durch den Verlust des Treffens bei Marstonmoor, 2. Juli 1644, eine für ihn sehr nachteilige Wendung.

Die Seele seiner Gegner war Oliver Cromwell, geb. 1599, ein Gutsbesitzer in Huntingdon, ein eigener, lange Zeit für rätselhaft gehaltener Mensch, den man erst jetzt mehr und mehr versteht. Er war ein ganz entschiedener Puritaner und gehörte zu jenen strengsten dieser Partei, die man Independenten (S. 563) hieß und

die, für Gewissensfreiheit kämpfend, sich von den unduldsamen Presbyterianern schon ganz geschieden hatten. 1637 hatte er nach Amerika auswandern wollen, die Regierung hatte es verhindert. Er hatte einen schwärmerischen Glaubenseifer, aber dabei den Scharfblick eines Falken, dann einen löwenstarken Willen und ein großes Feldherrntalent. Er bildete sich selbst nach eigener Weise ein Reiterregiment, „die Eisenseiten", in die kein Feind eindrang und die jeden niederwarfen. Der Geist dieser Schar, d. i. sein Geist, durchdrang bald das ganze Parlamentsheer, das er unaufhörlich mit feurigen Reden, mit Gebet und Gesang begeisterte. Er wurde auch, obwohl nur Generalleutnant, in der That Oberbefehlshaber; denn der jetzt das Heer führte, Fairfax, that nichts ohne Cromwell. Während nun das Heer gegen den König kämpfte, ging das Parlament gegen die Episkopalkirche los. Es verjagte an 2000 bischöfliche Geistliche von ihren Ämtern, dann schickte es nach dem Tower, wo der alte Erzbischof Laud immer noch gefangen saß, ließ ihn herführen und verdammte auch ihn, trotz seiner bewundernswerten Verteidigung, wie den Strafford, rechtswidrig als Hochverräter zum Tode. Er starb mit heiterem Angesicht, 10. Jan. 1645.

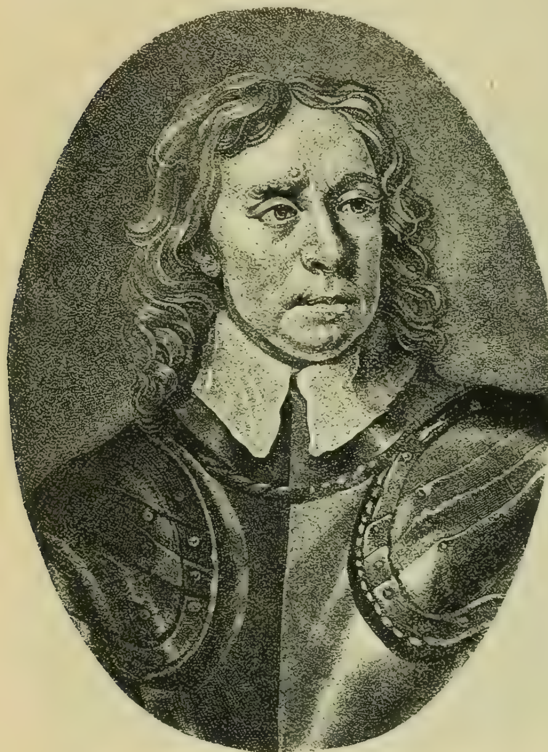


Fig. 291. Oliver Cromwell. (Nach J. Faber.)

In diesem Jahre trafen die beiderseitigen Heere noch wiederholt zusammen; das königliche wurde bei Naseby 14. Juni von Cromwell und seiner Glaubensarmee total besiegt. Schon in Oxford eingeschlossen, flüchtete sich der König zum schottischen Heerlager in der Hoffnung einer erträglichen Aufnahme, da diese Presbyterianer den englischen Independentismus mißbilligten. Aber wie täuschte er sich! Die Schotten nahmen ihn gefangen und lieferten ihn, Jan. 1647, gegen Auszahlung des Subsidienrestes ans englische Parlament aus. Er wurde jetzt in Haft gehalten, doch anständig behandelt.

Beim gemeinen Volke regte sich noch da und dort Teilnahme für ihn; als z. B. in Newcastle ein Geistlicher in Gegenwart des Königs den 52. Psalm singen lassen wollte: „Was trotzest du denn, du Tyrann" 2c. und Karl dagegen den 56. Psalm begehrte: „Gott sei mir gnädig, denn Menschen wollen mich versenken" 2c., stimmte die Gemeinde diesen an. Doch erbitterte er seine Gegner durch sein zweizüngiges Benehmen, welches schon aus seiner erbeuteten Korrespondenz überklar wurde; er unterhandelte mit den Schotten, dem Parlamente, den Independenten und den irischen Katholiken und versprach allen alles, daher ihm niemand traute.

Das Parlament wollte nun einlenken und zunächst das Heer auflösen; in diesem aber hatte sich unter den Independenten wieder eine strengere Partei, die der

Levellers oder Gleichmacher, gebildet. Sie wollten Freiheit und Gleichheit in bürgerlicher, wie kirchlicher Beziehung; alle Stände und Unterschiede sollten aufgehoben werden. Demgemäß verlangten sie den Sturz des Königs und statt Monarchie Republik. Cromwell widerstand noch dem Begehren der Levellers und das Parlament bot sogar dem König unter gewissen Bedingungen Wiederherstellung an. Allein unter diesen Bedingungen war die Abschaffung der bischöflichen Kirche, und darein konnte Karl gewissenshalber nicht willigen, da er die Episkopalverfassung für unantastbare apostolische Ordnung hielt. Inzwischen war die Partei der Levellers die herrschende im Heer geworden und dieses letztere bemächtigte sich 3. Juni 1647 des Königs; es besetzte 6. August London und reinigte das Parlament, d. h. 11 presbyterianische Führer wurden hinausgeworfen. Nun verhandelte Cromwell achtungsvoll mit dem König und machte sich dadurch dem Heere verdächtig. Einen Aufstand der Gleichmacher unterdrückte er mit energischer Strenge; ebenso vereitelte er einen Fluchtversuch des Königs und überzeugte sich, daß dieser ihn statt mit dem Knieband von Seide, mit einem hänfenen Strick abfinden wolle. Jan. 1648 setzte er durch, daß nicht mehr mit dem König verhandelt werden dürfe. Es folgte ein neuer Krieg, aber Schotten, Royalisten und Presbyterianer wurden nach einander besiegt und 6. Dez. 1648 das Parlament noch stärker gereinigt. Und von diesem purgierten Landtag (Rumpfparlament) wurde nun der König vor einem niedergesetzten Gerichtshofe von 135 Gliedern (von denen nur 69 sich einfanden) auf Hochverrat angeklagt, „weil er die Waffen gegen das Parlament, die geheiligte Vertretung des Volkes, geführt habe." Von dem an war der König ein ganzer Mann und rechter Christ.

Er bezeugte, 20. Jan. 1649, seinen Richtern, daß kein Gerichtshof das Recht habe, über einen Gesalbten Gottes Urteil zu fällen; der König habe sein Scepter von Gott und darum keinen irdischen Richter über sich. Folgerichtig verzichtete er auf jede Verteidigung. So sprachen sie, 25. Jan., das Schuldig über ihren König aus und verdammten ihn zum Henkertode. Cromwell hat übrigens die Freventhat nicht angestiftet, wie man gewöhnlich annahm. Er befand sich noch während des Prozesses in quälendem Zweifel, ob Monarchie oder Republik Gottes Willen sei. Erst zuletzt, als er in der Nacht gebetet, Gott möge ihm ein Zeichen geben, was das Rechte sei, und er darauf ein Gefühl, das er für eine Stimme Gottes annahm, bekommen hatte, entschied er sich und unterzeichnete dann den Befehl zu des Königs Hinrichtung. Aber das war schon eine arge Verkehrtheit!

Karl nahm noch rührenden Abschied von seinen Kindern und stärkte sich durch den Genuß des heiligen Mahles zu seinem Todesgang, den er 30. Jan. vollbrachte. Als er sich ankleidete, sprach er: „Ich muß mich schmücken, denn heute ist mein Hochzeitstag!" Viel betete er mit dem Bischof von London. Auf dem Schafott sagte er dem Volk: er leide unschuldig, erkenne es aber für eine gerechte Strafe Gottes dafür, daß er einst ein ungerechtes Bluturteil (bei Strafford) bestätigt habe; immerhin sei das englische Volk jetzt aus dem Geleise, er hoffe aber, es werde einmal zur Besinnung kommen; er verzeihe seinen Feinden, möchten sie nur dem Reiche Frieden geben. Er sterbe im Glauben der anglikanischen Kirche. Niederknieend sagte er: „Ich habe eine gute Sache und einen gnädigen Gott auf meiner Seite; ich gehe von einer vergänglichen zu einer unvergänglichen Krone." Darauf legte er sein Haupt auf den Block und gab selbst das Zeichen zum Todesstreiche.

Als sein Haupt fiel, murrten viele und von den meisten Kanzeln wurde gegen die Königsmörder scharf gezeugt. Das ist das erste Exempel in der Weltgeschichte, daß ein Volk sich selbst zum Richter über seinen König gesetzt, förmlich über ihn Gericht gehalten und das gefällte Todesurteil vollzogen hat! Es war vielleicht die Strafe für die Kirchenherrschaft, welche diese englischen Könige sich angemaßt hatten.

§ 9. Der Protektor Cromwell.

Nach dem Königsmorde wurde das Königtum für ewige Zeiten abgeschafft, ebenso das Oberhaus, und die Republik ausgerufen. Das (wieder vermehrte) Parlament sollte die höchste Gewalt in Händen haben, unter ihm ein Staatsrat von 41 Männern. — Es gab darüber in England selbst Gärung und Meuterei; doch hieb Cromwell die aufständischen Levellers nieder. Schottland wies die neue Ordnung ganz ab; es erhob des Königs Sohn, Karl II., auf seinen Thron. Dieser residierte denn zu Edinburg, freilich mit sehr eingeschränkter Macht, da er dem Covenant beitreten mußte, und unlustig über seine klägliche Königsrolle. Nachdem Cromwell 1649 die irische Rebellion blutig niedergeschlagen, zog er gegen die Schotten und überwand sie in zwei Schlachten bei Dunbar 1650 und Worcester 1651. Er sagte beidemale schon im voraus: „Gott hat sie in unsere Hand gegeben!" Karl II. entfloh nach Frankreich; und Schottland, von Monk vollends erobert, unterwarf sich der Republik. Die rohen, ungefügen Iren wurden von Ireton, Fleetwood und Ludlow völlig unterdrückt und mußten hinfort ein härteres Joch tragen, wobei sie doch

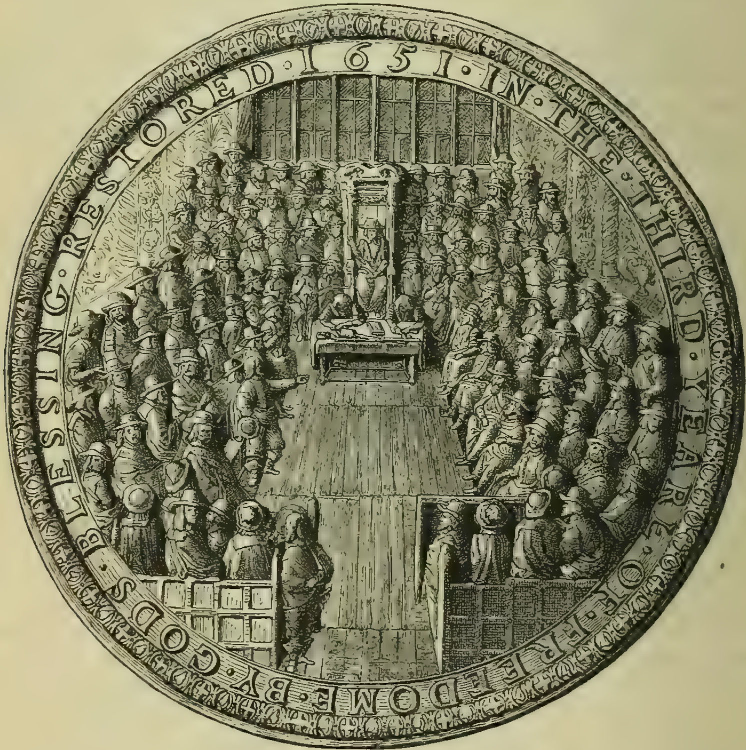


Fig. 292. Sitzung des Parlaments. (Nach einem von Th. Simon 1651 geschnittenen Siegel.)

sich auch des Namens „freie Republikaner" rühmen durften. Tausende wanderten nach Amerika, Spanien &c. aus oder wurden als Sklaven nach Westindien geschleppt.

Von Anfang war Cromwell unbestritten die Hauptperson in der neuen Republik. Allein er wollte alle Gewalt besitzen, dieweil er sich überzeugt hatte, daß doch auch in einer Republik Einer Herr sein müsse, wenn Leben, Eigentum und Wohlfahrt

der Bürger gehörig gesichert sein sollte. Das Parlament zeigte sich aber ungeneigt, dem Heer das Ruder zu überlassen. Da löste Cromwell es mit Hilfe des ihm ergebenen Heeres auf. Er erschien 20. April 1653 von Soldaten begleitet im Sitzungssaale, warf den Parlamentsmitgliedern in heftiger Rede ihre Sünden vor, hieß einzelne käufliche Schurken, Betrüger, Hurenjäger, in Summa unwürdig, das Volk zu vertreten, und ließ sie durch die Musketiere aus dem Saale treiben. So hat das lange Parlament sein Ende erreicht und ist unbetrauert zu Grabe gegangen. Es ward nun ein Staatsrat von zwölf Gliedern gewählt, dem Cromwell präsidierte und den er nach seinem Gefallen lenkte. Doch deuchte es ihm zuträglich, wieder ein Parlament aufzurichten, wenigstens zur Sanktionierung seiner Regierung. Er ließ sich von den Geistlichen die Namen „treuer, gottesfürchtiger, die Habsucht hassender Männer" aufschreiben, und aus diesen wählte er 139, die er 4. Juli 1653 feierlich mit Gebet und Rede als neues Parlament einsetzte. Er freute sich hoch, als breche nun das rechte Reich Christi an. Allein diese Independenten waren größtenteils beschränkte Leutlein, dazu der Meinung, der heilige Geist habe sie besonders erleuchtet, und darum wollten sie vieles wissen, was sie nicht verstanden: sie führten die Civilehe ein, ebenso freie Pfarrwahl, wünschten nebenbei die Rechtspflege wohlfeiler zu machen und zögerten mit der Bewilligung des hohen Militäraufwands. Cromwell hieß sie daher bald, 12. Dez., wieder heimgehen. Die einen gehorchten ihm aus Respekt, die andern, die nicht fortwollten, wichen erst vor seinen Musketieren.


Fig. 293. Denkmünze zur Einsetzung des Protektorats. (Nach Henfrey.)

Die erstern, und es war die Mehrzahl, trugen bei ihrem Abtritte die höchste Gewalt vom Parlament auf ihn über, und so stand er denn, 16. Dez. 1653, als Lord Protektor an der Spitze des Staates. Er regierte die drei Reiche mit größern Befugnissen, als sonst der König sie besaß.

Der außerordentliche Mann herrschte nicht zu Britanniens Unruhm und Schaden. Er beendigte 1654 glücklich den Krieg gegen Holland, welcher über die Navigationsakte entstanden war. Es hatte nämlich auf sein Anstiften das Parlament 1651 eine Akte erlassen, die allen fremden Schiffern verbot, andere als ihre heimatlichen Produkte nach England einzuführen. Damit war es namentlich darauf abgesehen, dem hoch blühenden holländischen Handel einen Schlag zu versetzen: denn so konnten die Holländer nicht mehr die Erzeugnisse fremder Weltteile nach England bringen und gar keinen Zwischenhandel mehr dahin betreiben. Darum hatten sie auch sogleich darüber einen Seekrieg angefangen. Aber trotz ihrer trefflichen Admirale Tromp und Ruyter unterlagen sie doch zuletzt dem Seehelden Blake. — Cromwell führte auch mit Spanien Krieg, gewann ihm 1655 Jamaika ab und nahm ihm zwei seiner kostbaren Gold- und Silberflotten weg. Die Barbaresken wurden 1655 gedemütigt. Auch Ludwig XIV. mußte die englische Republik anerkennen: und ihr Ansehen stieg noch immer.

Im Innern waltete er mit Schärfe und Gerechtigkeit. Er führte eine musterhafte Ordnung in den Regierungsgeschäften, im ganzen Staatshaushalte ein und vereinigte erst recht die drei Reiche. Vornehmlich lag ihm auch an der Herstellung eines heiligen Lebens der Christen. Er reinigte die Geistlichkeit von allen unsittlichen Gliedern. Er sah bei Beamten, Soldaten und allem

Volk mit größtem Ernst auf Zucht und Ehrbarkeit. Es wurde damals in England eine Sittenstrenge herrschend, beinahe wie im Genf Calvins, und mit viel größerer Duldung der Andersgläubigen, auch der Juden. „Alle Interessen der evangelischen Christenheit, ihre Wohlfahrt und Ehre, alle Anliegen der Protestanten in Deutschland, Dänemark und der Schweiz, ja alle Angelegenheiten des Christentums fallen mit den unsrigen zusammen." In diesem Geist regierte er und trat für die in Piemont verfolgten Waldenser, für die französischen Reformierten ꝛc. mit warmem Herzen ein, auf eine Union aller Evangelischen hinsteuernd. Im Brandenburger erkannte er den Mann, mit dem gemeinschaftlich sich eine Weltherrschaft des Protestantismus erringen ließe. So sagte er sich selbst, daß der Herr mit seinem unwürdigen Knechte sei und sein Werk segne.

Man erkannte im allgemeinen, was Rühmliches und Nützliches durch Cromwell geschah. Aber es umgab ihn doch auch viel Haß von Seite der Royalisten und entschiedenen Republikaner. Ja, viele Freunde wendeten sich von ihm ab, denn wie heilsam auch immer, der Militärdespotismus drückte die Briten. Es zeigte sich kein Weg, seiner Macht eine gesetzliche Grundlage zu geben. Ihm war jetzt klar geworden, daß doch das althergebrachte, beim Volk tief eingewurzelte Erbkönigtum die beste Staatsverfassung sei. Den angebotenen Königstitel nahm er, Mai 1657, nicht an. Doch richtete er noch ein Oberhaus ein, das übrigens vom Parlament angefochten wurde. Dafür löste er letzteres auf, 4. Febr. 1658. Nun gab's Verschwörung über Verschwörung gegen seine Herrschaft und sein Leben; und wie hart er strafte, die feindliche Bewegung dauerte fort. Da verlor der Mann zuletzt seine eiserne Festigkeit; Unsicherheit betrat ihn. Er trug einen Harnisch unter seinen Kleidern, wechselte häufig seine Schlafstelle, wurde unzugänglicher und düsterer. Diese stete Gemütsspannung griff sein Leben an und ein sich einstellendes Wechselfieber verzehrte seine Kräfte vollends. Er starb 3. Sept. 1658, was man wahrnehmen konnte, mit Seelenruhe. Ob er seinen Anteil an der Hinrichtung des Königs bereut hat, bleibt ungewiß.

§ 10. Wiederaufrichtung des englischen Thrones.

Sogleich nach seinem Abscheiden rief zwar der Staatsrat seinen älteren Sohn, Richard Cromwell, als Protektor aus; allein dieser, dem der Geist und die Kraft des Vaters abging, vermochte sich den republikanischen Offizieren gegenüber nicht zu halten und trat noch vor Jahresfrist gezwungen freiwillig ab. Die Generale setzten das alte Rumpfparlament (in den noch vorhandenen Gliedern) wieder in die Herrschaft ein; doch nur, um es bald wieder zu bekämpfen. Der größere Teil des Volkes wurde der Independentenwirtschaft immer müder, und viele sehnten sich nach dem alten Königtum zurück. Insonderheit betonte Monk, der nüchterne Statthalter von Schottland, die Notwendigkeit einer festen Regierung, und als ihm der rechte Augenblick gekommen schien, führte er rasch das schottische Heer nach London, während Fairfax das englische dem Republikaner Lambert durch sein bloßes Erscheinen entriß. Monk führte Febr. 1660 die im Dez. 1648 ausgeschlossenen Parlamentsglieder wieder ein, die ihn zum Obergeneral ernannten und eine neue Wahl ausschrieben. In diesem Parlament hatten gleich die Royalisten das Übergewicht; denn die bisher zurückgedrängten Presbyterianer waren so ziemlich alle königlich gesinnt. Auch die Lords des alten Oberhauses traten wie durch ihr eigenes Recht wieder zusammen. Nun fehlte zur alten Verfassung nur noch der König. So wurde denn der Sohn des Gemordeten, Karl II., von einer Deputation im Haag abgeholt und proklamiert, und da er Amnestie und Gewissensfreiheit versprach, Mai 1660 im Triumph auf den väterlichen Thron geführt. Das nennt man die Restauration (Wiederherstellung). Zunächst wurden nur 10 der Königsrichter hingerichtet.

Karl II. (1660—85) erfüllte die Hoffnungen schlecht, die man von ihm hegte. Er war höflich und artig, aber leichtsinnig, launisch und wortbrüchig. Er setzte die Presbyterianer, denen hauptsächlich er doch seine Erhebung zu verdanken hatte, ganz

beiseite, unterdrückte wider sein gegebenes Versprechen ihre Kirche und stellte allgemein die bischöfliche mit Ausschluß der Puritaner her. 2000 der gewissenhaftesten Geistlichen wurden 1662 an Einem Tage entlassen; alle Ordination anderer evangelischen Kirchen wurde für ungültig erklärt. Er beschränkte auch die verheißene Amnestie; Cromwells Leichnam wurde aus der Westminstergruft, wo er an der Seite der Könige ruhte, herausgenommen, an den Galgen gehängt und unter demselben begraben.

Dabei lebte Karl mit seinem Hofe nach französischer Sitte schwelgerisch und wollüstig, und dieses Leben ging unvermutet schnell in sein Volk über, was sich als Rückschlag erklärt, da man der großen Sittenstrenge müde war. Jemehr die Unterthanen aber in üppigem Leben verbrauchten, desto härter fielen ihnen die übermäßigen Steuern, deren Auflage die Verschwendung des Hofes nötig machte. Billigte man auch, daß Karl die Infantin von Portugal heiratete, die ihm Bombay zubrachte, so machte doch seine Hinneigung zum Katholizismus viele bedenklich, obgleich man noch nicht wußte, daß er ein heimlicher Katholik war und schon 1662 mit dem Papste über die Wiederbekehrung Englands verhandelte. Und tief verletzte das Volk seine schmähliche Verbindung mit dem französischen Hofe, dem er zuerst das durch Cromwell den Spaniern abgenommene Dünkirchen verkaufte, von dem er sich später ordentliche Jahrgelder zahlen ließ, die er dann verpraßte. Zwischenhinein ließ er sich 1665 in einen Krieg mit Holland ein, der nicht glücklich verlief. Drang doch schließlich

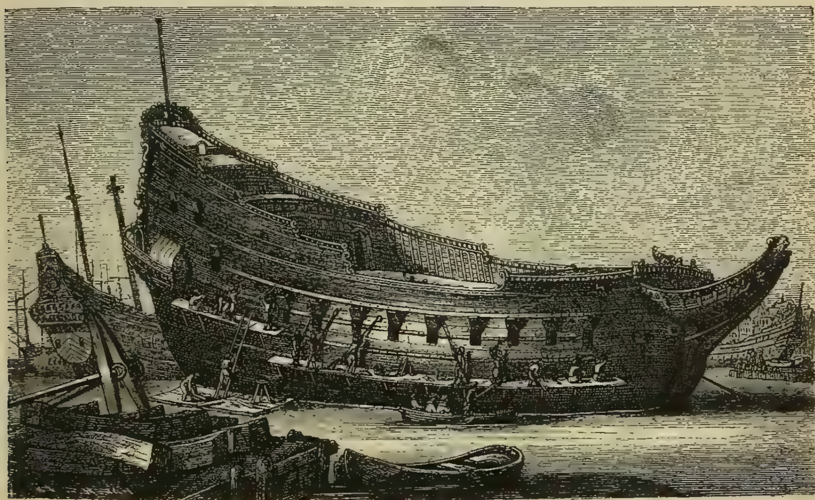


Fig. 294. Im Bau begriffenes holländisches Kriegsschiff. (Nach J. Hollar. Mitte des 17. Jahrh.)

der große Admiral Ruyter in die Themse ein und verbrannte darin englische Schiffe: „eine ewig unvertilgbare Schmach für England!“ sagt ein stolzer Brite. Karl mußte im Frieden von Breda, 1667, die Navigationsakte zu Gunsten der Holländer ändern, doch durfte er Newyork behalten. Rache nahm er dafür in seiner Weise, indem er 1670 sich insgeheim gegen Ludwig XIV. verpflichtete, gegen regelmäßige Zahlungen die Generalstaaten ungestört vernichten zu lassen und England katholisch zu machen. Ein zweiter Krieg gegen Holland wurde 1672—74 gewagt.

Bei alledem scheute sich das britische Volk, durch Erfahrung belehrt, vor einer neuen Revolution. Nur auf verfassungsmäßigem Wege, durch parlamentarische Kämpfe suchte es sich zu helfen, wobei jetzt die Gegensätze der Tories und Whigs, der konservativen Hofpartei und der liberalen Volkspartei, aufkamen. Das Parlament

setzte 1673 die Testakte durch, welche bestimmt, daß nur Glieder der protestantischen Konfession zu Beamten- und Offiziersstellen befähigt sein sollten, und 1679 die berühmte Habeascorpusakte, welche zum Schutze der persönlichen Freiheit festsetzt, daß hinfort niemand willkürlich, sondern nur auf schriftlichen Befehl der zuständigen Behörde verhaftet werden dürfe und dann innerhalb 24 Stunden vor seinen ordentlichen Richter gestellt werden müsse.

Allein das waren Errungenschaften mehr nur für die Zukunft; der gegenwärtige König achtete wenig auf das Parlament und dessen von ihm selbst bestätigte Beschlüsse. Er überließ sich je länger je ärger seinen despotischen Launen und Gelüsten. Die Verhältnisse wurden so unbehaglich, daß eine Menge Engländer, unfähig sie weiter zu ertragen, nach den amerikanischen Kolonieen auswanderten. Als zuletzt eine Verschwörung gegen sein Leben entdeckt wurde, verhängte er die härtesten Strafen über die Schuldigen und von dem an regierte er ohne Parlament ganz absolutistisch. Auf seinem Todbette 1685 ließ ihm seine französische Mätresse die katholischen Sterbesakramente reichen. Bei seinem Volk hat er den Ruhm, nie was Dummes gesagt, nie was Gescheides gethan zu haben.

Nach Karl II. überkam, wie stark auch dagegen gewirkt wurde, sein Bruder, der hartköpfige Jakob II., die Krone (1685—88). Dieser war 1672 schon förmlich katholisch geworden. Er wollte unbedingten Gehorsam und die Herrschaft des Katholizismus, ja die Bekehrung aller seiner Unterthanen zu ihm, und das mit französischer Hilfe, während der grausamen Hugenottenverfolgungen. Es kehrte wieder ein päpstlicher Nuntius in London ein samt einem Schwarm von Jesuiten. Die hohen Stellen im Staate wurden vorzugsweise an Katholiken vergeben, was häufige Übertritte in den höhern Regionen der Gesellschaft veranlaßte. Die freiheitsdurstigen Puritaner in Schottland aber wurden blutig verfolgt. Ein paar Jahre lang ertrug man diesen Jammer. Hätte es bloß die bürgerliche Freiheit gegolten, man wäre vor dem Gedanken einer neuen Revolution immer noch scheu zurückgetreten; aber die religiöse Freiheit meinte man nicht opfern zu können. Doch würde man noch geduldig zugesehen haben, wäre nicht ein besonderer Umstand eingetreten. Jakob hatte von seiner ersten protestantischen Frau zwei Töchter, Maria und Anna, welche evangelisch erzogen und an evangelische Fürsten verheiratet waren, die ältere an Wilhelm von Oranien, seit 1674 Erbstatthalter von Holland, die jüngere an den Prinzen Georg von Dänemark; Jakobs zweite Frau, eine Italienerin, war unfruchtbar. Da nun der König schon alterte, tröstete man sich auf seinen nicht fernen Tod. Allein ganz unerwartet gebar die zweite Königin noch ein Söhnlein, zum großen Schrecken der protestantischen Engländer, denen sich nun ein folgender katholischer Regent in Aussicht stellte.


Fig. 295. Wilhelm III. von Oranien. (Nach J. Houbraken.)

Jetzt riefen Whig- und Tory-Lords den Prinzen von Oranien, auf den sie als Erben ihrer Krone schon immer hoffend geblickt, „zur Rettung der evangelischen Kirche und der bürgerlichen Freiheit ihres Landes“ herüber. Wilhelm folgte dem

Ruf mit einem Heere, Nov. 1688. Jakob sah sich verlassen und ratlos und floh zu seinem Verbündeten, Ludwig XIV. Nun wurde, Jan. 1689, eine Nationalversammlung gehalten, welche aussprach, daß ein papistischer König mit der Wohlfahrt Englands unverträglich sei, erklärte, daß Jakob durch seine Flucht selbst das Regiment niedergelegt habe, und seinen Schwiegersohn Oranien samt seiner Gemahlin Maria zum König der drei Reiche ernannte. Sie wurden nach Anerkennung der hergebrachten Gerechtsame der Nation gekrönt. So sind die Stuarte vom englischen Thron herunter, ein Oranien sitzt darauf, doch nur Einer.

Wilhelm III. (1689—1702), ein besonnener und milder Fürst, achtete die Rechte des Volks und regelte mit ihm die Verfassung in der Weise, daß Großbritannien fast als eine (aristokratische) Republik mit erblichem Königtum gelten konnte. Die Presse war seit 1695 völlig frei. Da mittlerweile die religiöse Begeisterung sich sehr verflacht hatte und in den oberen Schichten vom kalten Deismus verdrängt war, gewährte er ohne Mühe allen Glaubensbekennern Freiheit oder doch Duldung, letztere auch den Katholiken. Demungeachtet wollten die Irländer sich ihm nicht unterwerfen, sondern bei ihrem Jakob bleiben, welcher auch mit einem Heere von Frankreich aus bei ihnen landete. Allein Wilhelm brachte ihm 1. Juli 1690 am Boyneflusse eine schwere Niederlage bei, worauf er abermals nach Frankreich entfloh. Den Iren wurde das Joch nur noch tiefer in den Nacken gedrückt, London aber wurde der Hauptstapelplatz Europas. Wilhelm starb, nachdem ihm seine Maria vorausgegangen, an einem Sturz vom Pferde, März 1702, ohne Erben. So succedierte ihm seine Schwägerin, die genannte Anna, die 1714 verschied, nachdem England und Schottland 1707 völlig vereint worden waren. Nunmehr bestieg Georg von Braunschweig-Hannover, ein Enkel Friedrichs V. von der Pfalz, den Thron Großbritanniens. Das Haus Braunschweig-Hannover, seit 1692 kurfürstlich, nimmt noch heute diesen Thron ein.

IV. Frankreichs Vorherrschaft in Europa.

§ 1. Frankreich unter Richelieu und Mazarin.

Was in Frankreich unter Ludwig XIII. 1610—43 (S. 557) Bedeutendes gethan wurde, war wesentlich das Werk seines hochberühmten Ministers. Derselbe hieß Armand du Plessis, wurde Bischof und Kardinal, dann Haupt des Staatsrats und Herzog von Richelieu. Das war ein Mann von dem schärfsten, durchdringendsten Verstande, unbeweglicher Festigkeit und unwiderstehlicher Willenskraft. Der schwache König fürchtete und haßte seinen Meister, aber versprach ihm, nichts zu thun, als was er für gut finde. So regierte denn Richelieu 1624—42 und er allein. Er sah die Vernachlässigung der Geschäfte, die Verschleuderung der Staatseinkünfte, die Verachtung der königlichen Gewalt. Das muß anders werden, denkt er. Zurückgezogen von öffentlichen Vergnügungen, lag er nur seinem Amte ob, und hielt auch alle Beamten zu eifriger und pünktlicher Geschäftsführung an. Den trotzigen, unfügsamen Adel führte er mit starker Hand zum Gehorsam gegen die Krone zurück, hob die Erbämter auf, und strafte die Größten ohne Nachsicht, wo es nötig schien, selbst mit dem Tode. Bei den hohen Herren machte er sich damit sehr unbeliebt; aber das Volk genoß eine Ruhe und Sicherheit, welche wenige Länder damals kannten. Er lebte nur für Frankreich und that aufrichtig alles Mögliche zu dessen Emporhebung. Dabei gebrauchte er ebenso unerlaubte, als erlaubte Mittel; ja gewissermaßen ver=

leugnete er, der Kardinal, dabei seinen Glauben, indem er das Interesse der katholischen Kirche hinter die Sorge für Frankreichs Größe und Glanz zurücksetzte. Sein Hauptziel war: Die Stärke des französischen Staates durch unumschränkte Königsgewalt und das Wachstum seines Ansehens durch Schwächung der habsburgischen Macht in Deutschland und Spanien. Darum trat er s. 1630 (S. 590) auf die Seite der deutschen Protestanten, während er daheim die Hugenotten als politische Macht vernichtete. So hat er Frankreichs Macht, freilich zum Teil auf Unrechts Kosten, höher gehoben, als sie je zuvor gestanden; durch Heinrich IV. und ihn trat es an die Stelle, welche Spanien in Europa inne gehabt. Richelieu hatte fast immerwährend mit Verschwörungen, selbst gegen sein Leben, zu kämpfen, aber seine Festigkeit überwand alle Feinde, mit ruhiger Hand zerdrückte er sie. Er suchte das Französische, statt des Lateinischen, zur Weltsprache zu machen, und gründete dafür 1635 die französische



Fig. 296. Kardinal Mazarin. (Nach dem Stiche von Nenteuil, 1660.)



Fig. 297. Kardinal Richelieu. (Nach Ph. de Champaigne.)

Akademie. Sein Motto war: „In der Bewegung unbewegt!" Er starb 4. Dez. 1642 kurz vor Ludwig XIII., † 14. Mai 1643.

Ludwig XIV. war annoch ein fünfjähriges Knäblein. Seine Mutter Anna übernahm die Regentschaft, überließ aber dem Römer Mazarin, welchen der sterbende Richelieu an seine Stelle empfohlen, die ganze Leitung des Staates. Das war auch ein Kardinal und zwar ein schlauer, der den Mangel an Kraft durch Schmiegsamkeit so zu ersetzen wußte, daß er doch in der Regel seine Ziele erreichte. Wenn aber Richelieu wirklich nur für Frankreich arbeitete, so sorgte Mazarin mehr für sich selbst. Ihn beherrschte die Geldliebe, drum genoß er auch seines Vorgängers Achtung nicht; nur durch seine ausnehmende List vermochte er sich zu halten oder immer wieder ans Ruder zu bringen. Von 1648—53 erfolgte eine Reihe innerer Kämpfe, während welcher Mazarin mehrmals sich entfernen mußte, bis er zuletzt triumphierend und zu bleibender Herrschaft zurückkehrte.

Diese Kämpfe (der Fronde), geführt von unzufriedenen Großen und dem Parlament (Gerichtshof) von Paris, sind zu unerquicklich, als daß wir darauf eingehen möchten; das leichtfertige, verschwenderische Wesen der Franzosen tritt dabei stark hervor. „Das ist die Weise unseres

Volkes," sagt La Rochefoucauld, „mit demselben Leichtsinn, mit dem es aus seiner Schuldigkeit heraustritt, kehrt es zu derselben zurück und geht in einem Augenblick vom Aufruhr zum Gehorsam über," aber im nächsten Augenblick wieder von der ehrerbietigsten Unterwürfigkeit zur mutwilligsten Empörung. Es kamen auch bei jenen innern Kämpfen als Vorspiel späterer gräßlicher Scenen abscheuliche Ausschweifungen vor.

Gegen außen führte Mazarin den 1635 von seinem Vorgänger begonnenen Krieg mit Spanien ununterbrochen bis 1659 fort. Durch Türennes Siege endete er sehr glücklich für Frankreich, das Roussillon und Artois gewann, und dem pyrenäischen Frieden folgte die Verehelichung Ludwigs XIV. mit einer spanischen Infantin, 1660. Mazarin war es, welcher durch seine Ränke die westfälischen Friedensunterhandlungen so lange hinauszog und dann im Friedensschlusse Deutschland so schwer zu beeinträchtigen verstand. Ein anderer hoher Plan glückte ihm aber nicht. Als 1657 Ferdinand III. starb, bestach er deutsche Fürsten, um die Kaiserkrone den Habsburgern zu entreißen, oder wenigstens den Gewählten möglichst zu beschränken. Aber dem trat der große Kurfürst von Brandenburg mit andern energisch entgegen. Man wählte 18. Juli 1658 Ferdinands Sohn, Leopold I., mit welchem freilich auch keine Zierde und kein Trost, ein unthätiger und bigotter Mann, auf den deutschen Thron kam (1658—1705). Er mußte eine Wahlkapitulation beschwören, sich jeder Teilnahme am spanisch-französischen Krieg zu enthalten. Dann gelang es dem unermüdlichen Politiker, mit den westdeutschen Fürsten und Schweden einen Rheinbund zu stiften, „zur Aufrechthaltung des westfälischen Friedens" hieß es, zur Hemmung der habsburgischen Macht geschah es, 1658. Mazarin starb 1661, als Staatsmann allgemein bewundert, persönlich von niemanden beklagt.

§ 2. Ludwig XIV.

Jetzt erklärte der 23jährige König, daß er selbst regieren werde, worüber die Franzosen als über etwas Neues lächelten. Er ergriff die Zügel der Regierung und führte sie mit starker Hand. Er hat die seit Jahrhunderten erstrebte, durch die genannten Minister errungene unumschränkte Monarchie vollendet.

Dieser auf sein ganzes Zeitalter überwältigend einwirkende Fürst schien weder mit sonderlichen Gaben ausgerüstet, noch waren sie durch sorgfältige Erziehung gepflegt. Die Jesuiten hatten diese geleitet und sein volles Zutrauen errungen. Doch besaß er einen guten Verstand für die Dinge dieser Welt, einen schnellen, richtig treffenden Blick und einen durchgreifenden Willen. Er hatte ein eitles Herz und einen stolzen Geist. Er verlangte nicht bloß unbedingten Gehorsam von seinen Unterthanen, er wollte Eigentumsherr ihrer selbst, ihres Vermögens, ihrer Kräfte, sogar ihrer Gedanken und Empfindungen sein. Er wollte alles in und für Frankreich sein: „Der Staat bin ich. Alles durch den König und alles für den König." Er fühlte sich berufen, der Lenker der christlichen Welt zu werden; darum suchte er nach dem Raub fremder Länder, und diese unersättliche Raubsucht zu stillen, achtete er kein Recht, keinen Vertrag, verachtete er alle Ehre und Treue.

Prachtliebend ohne Maß, umgab er seinen Hof mit dem höchsten Glanze; begünstigte auch Künste und Wissenschaften, errichtete Akademieen und Bildungsanstalten; baute Kranken- und Armenhäuser. Sein Wille mußte in allem geschehen, ein einfacher Verhaftsbefehl genügte, unbequeme Leute auf Jahre stumm zu machen. Seine äußere Person war anmutig und mit einer natürlichen Würde umkleidet, was bei seinen Franzosen einen besonders günstigen Eindruck hervorbrachte. Sein Benehmen hatte etwas Gemessenes, Hoheitliches, ja Feierliches; aber eben das Theatralische gefiel den Franzosen. Er beobachtete in seinen Hofkreisen einen imposanten Anstand, wie schlecht es auch mit seiner Sittlichkeit beschaffen war. Denn er hielt neben seiner Gemahlin Mätressen; lange lebte er sogar mit einer Ehefrau, der Marquisin von Montespan, deren Gatte auf seine Güter verbannt war. Die längste Verbindung hatte er s. 1675 mit der Marquisin von Maintenon, eines Dichters Witwe, die ihn durch ihre feine Bildung und geistvolle Rede fesselte,

und die er sich 1684 endlich auch antrauen ließ. — An seiner Unzüchtigkeit nahmen die Franzosen den wenigsten Anstoß; die Großen machten es ihm nach und auch Kleinere. Sie stießen sich auch nicht an seinem vollendeten Despotismus. Sie bewunderten den feinen, erhabenen, alles Schöne und Große befördernden Fürsten. Er war ihr Liebling, denn sie sahen in ihm sich selbst, das Ideal eines echten Franzosen. Unbedingt ergaben sie sich ihm bis in die spätere Zeit seines Lebens; auch Bischöfe huldigten ihm als dem vollkommensten Menschen.

Zum Glanze seiner Regierung trugen vornehmlich einige sehr tüchtige Männer bei, die er glücklich auswählte, wie er selbst glaubte, durch Erleuchtung von oben geleitet. In Colbert, seinem unverdrossenen, aber harten Finanzminister, besaß er ein wahres Finanztalent; derselbe richtete das Steuerwesen zweckmäßig zu möglichst erträglichem Druck des Volkes ein und wußte viele Hilfsquellen des Landes zu öffnen; er schaffte die Binnenzölle ab, schuf eine Marine und Kolonieen, hob Gewerbe und Handel, verband durch den Kanal von Languedoc das Mittelländische mit dem Atlantischen Meere, durch den von Orleans die Seine mit der Loire 2c. An dem herzlosen Louvois hatte er einen Kriegsminister, der Hunderttausende von Kriegern zusammenzubringen verstand und das Heerwesen ausnehmend verbesserte; er führte unter anderem die Bajonette ein; Vauban vervollkommte den Festungsbau; Lyonne, Graf Avaux, Harcour u. a. waren vollendete Diplomaten, und er selbst vielleicht der feinste. Und nun noch die großen Feldherrn, Türenne vor allen (S. 601), Prinz Condé, Luxemburg, Villars 2c.! Ihre Lorbeeren umzogen seine Schläfe; seine Ordensbänder wirkten Wunder.



Fig. 298. Ludwig XIV.

§ 3. Raubkriege Ludwigs.

Obgleich darauf bedacht, an Habsburgs Stelle Vorkämpfer der Kirche zu werden, begann Ludwig seine Arbeit 1664 mit einer empfindlichen Demütigung des Papstes. Sodann unterstützte er Portugal in seinem Kampfe gegen Spanien. Als hier sein Schwiegervater, Philipp IV., 1665 starb, begehrte er einen Teil der Niederlande, obgleich er bei seiner Heirat auf alle Länder der spanischen Monarchie ausdrücklich verzichtet hatte. Da ihm das spanische Kabinet nichts bewilligte, begann er 1667 seinen ersten Raubkrieg, den sog. Devolutionskrieg (vom Brabantischen jus devolutionis oder Vererbungsrecht, auf das er sich berief). Sein Heer drang unter Türenne und Condé erobernd in Flandern und Hennegau ein. Da legten ihm aber die Holländer einen Hemmschuh ein, indem sie mit England und Schweden eine

Tripelallianz „zur Aufrechterhaltung des gegenwärtigen Besitzstandes" schloßen. Ernst war es ihnen damit so wenig, daß sie für ihn zu Aachen einen Frieden machten, darin ihm die 12 besten belgischen Festen Lille, Charleroi, Courtray rc. abgetreten werden mußten, 1668.

Indessen war er nicht wenig erbost auf Holland, daß es ihm so in den Strich gelaufen; er haßte es schon als die Vormacht des Protestantismus und der Toleranz. Er begann 1673 einen zweiten Raubzug gegen das vermessene Holland, wobei er aber den andern Mächten zu wissen that, daß er es gewiß nicht auf Eroberung, sondern nur „auf Demütigung des übermütigen Krämervolkes" abgesehen habe; wodurch er sie denn täuschte, so daß den Bedrohten niemand half. Vielmehr stellten sich etliche noch auf seine Seite, deutsche Rheinbündler, der Erzbischof von Köln, der Bischof von Münster rc., England und Schweden auch, die er durch Bestechung zu einem Bündnisse gewann. Holland war solcher Feindesmacht nicht gewachsen; es war ein Krämervolk, es hatte in seiner kaufmännischen Sparsamkeit Heer und Festungen in Verfall geraten lassen; auch litt es, geteilt in die oranische und gegenoranische Partei, an einem innern Zwiespalt, welcher seine Kräfte schwächte. Ludwig zog in Person mit 120000 Mann der besten Truppen, befehligt von einem Türenne und Condé, zum Streit aus.



Fig. 299. Colbert. (Nach Lubin.)

Daß ich's nicht vergesse, er hatte auch 10000 tapfere Schweizer, sog. Reichsläufer (Söldner), in seinem Heere. Denn die freien frommen Schweizer dienten in allen europäischen Heeren; sie verkauften seit lange her ihr Leben um Geld, ohne auf Gerechtigkeit der Sache, für die sie stritten, zu achten, immer dem, der ihnen am meisten bezahlte.

Ludwig brach mit seinem gewaltigen Heere ein und leicht durchriß er den ersten und zweiten Festungsgürtel des Freistaates. Da erschallt Geschrei durch die Provinzen hin. „Holland ist in Not!" Die Bewohner flüchten erschrocken aus allen Orten, der Feind dringt rastlos nach, Holland scheint verloren! Doch zu Wasser leuchtet noch sein Stern. Unter dem herrlichen Ruyter siegt die holländische Flotte bei Soulsbay über die französisch-englische. So ist Seeland von der See her sicher, blickt kühn auf den zu Land anstürmenden Feind und faßt den großherzigen Entschluß, „lieber Gut und Blut aufzusetzen, als französisch zu werden." Von Seeland weht ein frischer Geist in die andern Provinzen aus. Die lasse gegenoranische Partei unter Johann de Witt, die das Ruder des Staates führt, wird von der Volkswut gestürzt und der schweigsame Prinz Wilhelm von Oranien (derselbe große Staatsmann, welcher hernach König von England wurde, S. 616) an die Spitze der Republik gestellt. Da durchdringt Jubel die Bevölkerung; orangefarbene Bänder flattern auf den Hüten. Das holländische Heer kämpft mit neuem Mut; auch werden die Deiche durchstochen, daß das Meer hereinbraust. — Erkennend die Lügenhaftigkeit Ludwigs bezüglich der Absicht dieses Krieges, traten nun aber als Helfer auf Hollands Seite der König von Spanien, der Brandenburger, Kaiser Leopold I. und das Deutsche Reich. Um dieses einzuschüchtern, hatte Türenne die Wetterau und Pfalz mit Feuer und Schwert verwüsten müssen; darüber erbittert, erklärte es

nun gerade den Krieg. Dagegen verließ der englische König, von seinem Parlamente gedrängt, die Verbindung mit Ludwig; auch die Rheinbündler traten jetzt von ihm ab. So hatte er unerwartet, von fast allen Bundesgenossen verlassen, eine Menge Feinde und an verschiedenen Orten zu kämpfen. Allein er machte neue und große Anstrengungen. Er bot den ganzen Adel für Frankreichs Ehre auf, und im ganzen blieb er Sieger. Türenne schlug 1674 die Kaiserlichen bei Sinzheim und Enzheim und behauptete sich über dem Rhein. Dabei ließ der schlaue König fortwährend und mit Erfolg seine Politik spielen. Um seinen gefürchtetsten Gegner, den großen Kurfürsten, sich vom Leibe zu schaffen, bewog er seinen noch übrigen Alliierten, Schweden, in Brandenburg einzufallen. Da mußte der Kurfürst nach Hause (S. 642).

Aber nun sank Ludwigs größte Kraft in den Staub. Bei Saßbach in Baden entspann sich 27. Juli 1675 eine Schlacht zwischen dem kaiserlichen Feldherrn Montecuccoli und Türenne. Letzterer war an eine Stelle hingeritten, um eine aufgefahrene feindliche Batterie zu beobachten; da blitzte von jenseits ein Feldstück und Türenne sank getroffen vom Pferde. Montecuccoli wurde durch die Nachricht vom Falle des großen Gegners so bewegt, daß er die Schlacht abbrach. Türenne hatte seinen Kriegsruhm und seine vielen Tugenden dadurch verdunkelt, daß er, von Haus aus Protestant, dem Könige zu Gefallen 1668 katholisch geworden; aber der größte aller französischen Feldherrn bis auf Napoleon war gefallen.

Übrigens fiel auch Ruyter, der holländische Seeheld, durch den Hugenotten du Quesne besiegt, bei Catania, 1676; und in dem Hafen von Palermo wurde darnach die spanisch-holländische Flotte von französischen Brandern fast gänzlich zerstört. Solche Unglücksfälle, ein Sieg Luxemburgs über Oranien bei St. Omer, und die arge Störung ihres Handels machten die Holländer sehr zum Frieden geneigt. Und nun reichte der politische Ludwig zuerst ihnen allein die Hand hin und trennte auch im weitern noch seine Gegner durch gesonderte Friedensunterhandlungen. So brachte er nach und nach den für ihn noch günstigen Frieden von Nimwegen zu stande, welcher mit Holland 10. August 1678, mit Spanien 17. Sept., mit Kaiser und Reich 5. Febr. 1679 abgeschlossen ward. An Holland, vor dem er Respekt bekommen, gab er alles Eroberte zurück. Von Spanien aber riß er wieder einen beträchtlichen Teil Belgiens mit der Freigrafschaft ab. Vom lieben Deutschland nahm er das 1670 überfallene Lothringen, auch die Festungen Freiburg und Hüningen; Colmar hatte er 1674 erobert, Weißenburg und Hagenau 1677 verbrannt und annektiert. So war er mit einem zwar erschöpften, doch vergrößerten Reiche aus diesem holländisch-europäischen Kriege hervorgegangen und seine Schmeichler nannten ihn einen andern Cäsar.

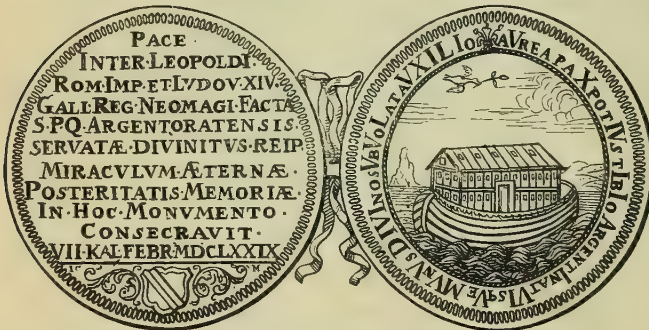


Fig. 300. Straßburger Denkmünze auf den Nimweger Frieden.

Ludwigs Übermut schwoll immer höher an und sein Gewissen schrumpfte immer mehr zusammen. Nach dem Nimweger Frieden behielt er allein sein Heer beisammen, denn „Landerwerb ist die angenehmste Beschäftigung der Könige.“ In jenem Frieden waren ihm die Landschaften und Orte, welche Frankreich seit dem westfälischen Frieden erworben, „samt ihren Dependenzen“ (Zugehörigkeiten) garantiert. Es waren natürlich die damaligen Zugehörigkeiten gemeint. Nun setzte er aber Reunions- (Wieder-

vereinigungs-) Kammern nieder, welche untersuchen mußten, was alles mit den bemerkten Landschaften und Orten auch schon früherhin verbunden gewesen, und mit diesem Früherhin ging er bis auf König Dagobert zurück. Diese „Dependenzen", deren begreiflich eine Unsumme war, begehrte er nun zum Staunen der gegenwärtigen Inhaber zurück. Er ließ auch gleich seine Truppen ausrücken und viele weitere Orte in Belgien, dann Luxemburg, Montbeliard, die zehn Reichsstädte im Elsaß u. s. f. besetzen. Ja wie ein Dieb in der Nacht fiel er auch über das herrliche Straßburg her und bemächtigte sich dieser alten Grenzhüterin Deutschlands.

Die Reunionskammer in Breisach mußte den Spruch fällen, daß Straßburg einige Vogteien an Frankreich abzugeben und diesem dafür zu huldigen habe. Die Stadt wagte nicht abzulehnen, das Reich trat lau für sie ein. Nun umzingelte plötzlich Louvois mit 30 000 Mann die Stadt, 27. Sept. 1681, da viele Bürger auf der Frankfurter Messe sich befanden. Die Anwesenden sahen sich wehrlos; die Franzosen fügten zu glänzenden Versprechungen fürchterliche Drohungen; die Bürger verzagten und ergaben sich, 30. Sept. Darauf hielt Ludwig einen prunkvollen Einzug, wobei er wie ein ruhmbekränzter Sieger um sich schaute, und an der Pforte des majestätischen Münsters bewillkommte ihn der Bischof (von Zabern) Franz Egon von Fürstenberg mit den Simeonsworten: „Herr, nun lässest du deinen Diener im Frieden fahren, nachdem meine Augen den Heiland gesehen!" Als sich die treudeutsche Bürgerschaft aus ihrer Betäubung erholt hatte, seufzte sie tief, doch wagte sie kein Widerstreben mehr. Die meisten Zusicherungen wurden gebrochen, die schönsten Kirchen den Katholiken gegeben und 3½ Millionen Franks Kontributionen erhoben. Vauban baute eine Citadelle. Die andern Beeinträchtigten erhoben zwar die stärksten Klagen und Einsprachen; aber Ludwig wies sie höhnisch ab. Das deutsche Reich überließ ihm sein Hauptbollwerk, ohne sich zu regen. Im gleichen September nahm er auch die Hauptfeste Oberitaliens, Casale, meuchlings in Besitz.

Leopold I. verband sich zwar mit andern Fürsten, um Ludwigs Räubereien entgegenzutreten; aber dieser beschäftigte ihn anderweit, der schlaue Franzose reizte die Türken auf, daß sie mit einem ungeheuren Heere bis nach Wien vordrangen und es belagerten (S. 637). Karl V. hatte wohl einst gesprochen: „Wenn die Franzosen vor Straßburg und die Türken vor Wien stünden, würde ich Wien fahren lassen und Straßburg retten"; aber Leopold wendete doch jetzt Wien alle seine Sorge zu. Und der große Räuber freute sich lachend seines gesicherten Raubs; bombardierte auch Genua 1684 und unterwarf es sich. Er stand auf der Höhe seiner Macht.

§ 4. **Ludwig der Kirche gegenüber. Jansenismus und Hugenotten.**

Eine merkwürdige Erscheinung in der katholischen Kirche war es, daß dem in derselben geltenden Halbpelagianismus (S. 298) der Augustinismus oder die Lehre von der freien Gnade sich entgegenstellte. Kornelius Jansen 1585—1638, Professor zu Löwen, später Bischof zu Ypern, durchforschte die Werke des größten Kirchenlehrers und seine Seele ward von der göttlichen Wahrheit ihres Inhalts hingenommen. Er schrieb ein Buch „Augustinus", worin er die Lehre desselben gegen den herrschenden Semipelagianismus rechtfertigte. Darüber wurde er von eifrigen Römlingen angegriffen, starb jedoch von härterer Verfolgung unberührt. Aber sein inniger Freund du Vergier de Hauranne, Abt von St. Cyran, wirkte in seinem Geiste brünstig fort, und er kam darüber 1638 in mehrjährige, nahe bis zu seinem Tode (1643) währende Gefangenschaft. Indessen gewann der Jansenismus sehr viele Anhänger, besonders aus den gebildeten Ständen.

Es war namentlich das Nonnenkloster Portroyal des Camps bei Versailles, wo er eine gute Stätte fand. Die edle Äbtissin Angelica Arnauld und ihre Nonnen wurden von dem Worte des Friedens und Lebens tief durchdrungen. Ihr Kloster wurde ein stützender Mittelpunkt für die Sache. Hieher zogen sich die bedeutendsten Jansenisten, Angelicas Bruder, Anton Arnauld, Professor der Sorbonne, und andere treffliche Männer; sie siedelten sich um Portroyal an und bildeten einen freien Verein, der sich neben eifrigem Studium der heiligen Schrift und menschlichen Wissenschaften den Unterricht der Jugend zur Aufgabe stellte. Hiezu gründeten sie eine

Schule, in welche viele vornehme Eltern ihre Kinder sandten. Sie sowohl als die Klosterjungfrauen führten ein strenges geistliches Leben; aber es ging auch ein zarter Hauch der Liebe Christi durch ihr Leben hin. Portroyal bekam einen großen Ruf.

Gegen diese Geistesrichtung kämpften nun aber die Jesuiten heftig an, denn sie merkten, daß es auf eine Reformation der römischen Kirche hinauslaufe. Auf ihr Anregen verdammte, 1653, Innocenz X. fünf jansenistische Lehrsätze. Es zog jetzt schon ein Sturm über Portroyal hin, doch ging er leichter vorüber. Nun schloß sich auch der berühmte Philosoph und Mathematiker Blaise Pascal († 1662) dem dortigen Vereine an und gab, 1656, Briefe lettres d'un provincial heraus, darin er in meisterhafter Sprache mit größter Klarheit und schneidendster Schärfe die schlechte und gefährliche Moral der Jesuiten darstellte. Diese Briefe, obwohl vom Papst verdammt, wirkten ungeheuer und schadeten den Jüngern Loyolas außerordentlich. Wütend darüber reizten sie den Hof an, die Gesellschaft von Portroyal zu verfolgen. Die Nonnen dort, die ihren Lehrer nicht verdammen wollten, wurden 1664 in Gefängnisse oder andere Klöster verbracht.



Fig. 301. Blaise Pascal.

Clemens XI. sodann sprach, von den tobenden Jesuiten und vom mahnenden Erzbischof Fenelon angetrieben 1705 ein neues und stärkeres Verdammungsurteil über die jansenistische Lehre aus, und da König Ludwig eben noch besonders durch einige jansenistische Bischöfe erbittert war, die seinen kirchlichen Machtbestrebungen sich widersetzten, so erteilte er den Befehl, das Ketzernest Portroyal aufzuheben, 1709, worauf es der Erde gleich gemacht und selbst der Gräber nicht geschont wurde, aus denen man die Leichname riß, um sie den Hunden vorzuwerfen. Noch lange aber pilgerten fromme Seelen zu der Stätte von Portroyal und versenkten sich in das heilige Leben, welches hier gewaltet hatte. 1713 erließ Clemens die Bulle Unigenitus, in welcher 101 Sätze aus des Jansenisten Quesnels „Kommentar über das Neue Testament 1671" verdammt wurden, darunter solche, welche wörtlich in der Bibel stehen!

Aus sich selbst heraus wird die römische Kirche sich schwerlich bessern. Wo sich in ihr das Innerste des Christentums regte, ist es bisher von ihr immer ausgestoßen worden. Heimlich lebte der Jansenismus noch geraume Zeit in Frankreich fort. Die verfolgten Bekenner desselben flüchteten sich nach Holland, wo 1723 eine altkatholische Kirche in Utrecht entstand, indem das Kapitel fortfuhr den Erzbischof zu wählen, trotzdem der Papst verlangte, ihn allein zu ernennen. Dies Schisma vegetiert noch fort. — Übrigens war Ludwig nicht so durchweg eins mit dem römischen Stuhle. Er so wenig als seine Vorgänger erkannte das Konzil von Trient an, weil es die geistliche Gewalt auf Kosten des Staats ins Ungemessene steigere. Zwei Kardinäle, Richelieu und Mazarin, hatten ihn gewarnt, die Kurie baue auf jedes Zugeständnis eine neue Forderung. So hatte auch die Sorbonne den Papst nicht für unfehlbar erklärt, sie leugnete auch seine Gewalt über das Weltliche. Das gefiel Ludwig. Dieser absolute Beherrscher seines Staates begehrte auch einen absoluten Einfluß auf die Kirche Frankreichs; er wollte eine Nationalkirche, welche nicht vom Papste getrennt, doch vornehmlich vom königlichen Willen abhängig wäre. Darum

sprach er 1673 Kirchenrechte in den Südprovinzen an, die bisher ihm nicht zustanden. Der Papst drang 1679 in ihn, sie aufzugeben, und da das nichts half, exkommunizierte er den Erzbischof von Toulouse.

Ludwig berief 1682 eine Nationalsynode nach Paris, welche unter der Leitung des fügsamen Bischofs Bossuet von Meaux, des glänzendsten Kanzelredners, „die vier Artikel der gallikanischen Kirche" aufstellte: 1) des Papstes Gewalt erstreckt sich nicht über weltliche Dinge; 2) er ist den allgemeinen Konzilien unterworfen; er ist nicht unfehlbar; 3) die französische Kirche behält ihre besondern, von alters her gültigen Rechte und Bräuche (d. h. der König oder sein Beichtvater ernennt alle Bischöfe); 4) auch in Glaubenssachen bekommen die päpstlichen Beschlüsse ihre Geltung erst durch die Beistimmung der Kirche. Innocenz XI. verwarf diese „gallikanischen Freiheiten", die aus den Bischöfen doch nur Bedienten des Königs machten, und forderte den König zum Widerruf auf. Dieser erhob sie demungeachtet zum Staatsgesetz und gab sie allen geistlichen Behörden zum Unterzeichnen hinaus. Es geschah letzteres auch, denn die französische Geistlichkeit hatte im allgemeinen noch mehr Devotion gegen den König als gegen den Papst; auch die Jesuiten stimmten jetzt gallikanisch; doch weil ihm der Papst für die spanische Erbschaft nötig war, fügte sich Ludwig 1693 in der Hauptsache, indem jeder seiner Bischöfe sich dem Papst unterwerfen mußte, ohne daß doch (bis zur Revolution) der Gallikanismus aufgegeben wurde.

Um den erzürnten römischen Stuhl zu begütigen und zugleich um sich wegen der Sünden seiner Jugend mit dem Himmel abzufinden, beschloß Ludwig die gänzliche Ausrottung des Protestantismus. Dazu halfen sein Beichtvater, der Jesuit Père la Chaise, und die außerordentliche Frau v. Maintenon, welche, wie früher durch ihre Reize, jetzt durch eine absonderliche Frömmigkeit das Herz des Königs zu rühren wußte und ihn mehr und mehr beherrschte; 1685 wurden sie in der Stille getraut. Eine so arge Ketzerei zu vertilgen, mußte gewiß das sündentilgendste Werk sein. Ein großes Reich durfte einmal nicht zwei Religionen haben.

Es liefen allerlei Vexationen der Hugenotten voraus. Man ließ sie nicht mehr zu Ämtern, ihre Kinder nicht in höhere Schulen, und nahm ihnen ihre Handwerksprivilegien, ihre Gewerbsrechte rc. Anderseits lockte man sie durch dargebotene zeitliche Vorteile zum Abfall, und gar viele Große und Höflinge traten, von Furcht und Gewinnsucht bewogen, zur katholischen Kirche über. Nicht so die Masse des kleinen Adels und des Bürgerstandes. Bei diesen wurde denn der Druck gesteigert; man verbot ihre Synoden, hie und da auch ihren Gottesdienst, je länger je mehr durch unverdeckten Gewaltsbefehl. Man verbannte ihre Geistlichen, riß ihre Kirchen und Schulen nieder, nahm ihre Kinder weg, um sie im katholischen Glauben zu erziehen. Schon 1661 wurden 12jährige Töchter, 1681 gar 7jährige Kinder für übertrittsfähig erklärt und dazu gestohlen. Dann hat man Weibern die Köpfe geschoren, Männer durchgeprügelt, Greise an den Haaren zu den Altären geschleift, um das Abendmahl katholisch zu genießen. Ihre Toten wurden ausgegraben und auf den Schindanger geworfen rc. Priester waren dabei eifrig beschäftigt, sie durch beredte Zusprache für die gütige Mutter zu gewinnen. Da aber das Bekehrungswerk nicht von statten gehen wollte, legte man 1681 in Poitou den Protestanten dreifache Steuern auf und schickte Dragoner zu Hilfe, die sich in protestantische Orte einlagerten, die Frauen schändeten, die Männer aufs Blut peinigten, die Kinder nicht schlafen ließen: „Sterbt oder werdet katholisch!" Das heißt man die Dragonaden. Aber die Dragoner in der Stube und das Eisen auf der Brust, blieben doch viele ihrem Glauben treu; wer konnte, wanderte aus. Darum wurde 1682 die Auswanderung bei Galeerenstrafe verboten und endlich dem Könige vorgestellt, die Ketzerei sei fast gänzlich verschwunden und nur noch „eine kleine Zahl unruhiger Köpfe vorhanden".

Da widerrief Ludwig, 22. Okt. 1685, das Edikt von Nantes (S. 556), als nunmehr überflüssig, um die wenigen übrigen Verkehrten vollends zur Räson zu bringen. Der Protestantismus wurde für aufgehoben erklärt, die Ausübung des evangelischen Kultus bei Todesstrafe verboten. Das neue Edikt wurde aufs strengste vollzogen und jetzt gabs erst die rechten Dragonaden. Die Soldaten stürmten in die

protestantischen Orte und Häuser, und wer sich nicht augenblicklich zum katholischen Glauben bekannte, der ward niedergemetzelt oder gefangen fortgeführt und in unterirdische Gefängnisse geworfen, die mit Unglücklichen überfüllt wurden. In Nismes war die Dragonade so furchtbar, daß sich die Stadt in 24 Stunden bekehrte. Da flüchteten sich große Scharen in den Schutz der Gebirge; aber die Truppen hinter ihnen her machten Jagd auf sie und schoßen sie wie das Wild weg. Es war ein grausiges Morden. In Languedoc und in den Alpenthälern der Waldenser kamen, nach dem Zeugnis katholischer Schriftsteller, 100000 Protestanten um.

Aber wie viele auch hingewürgt wurden oder auf den Galeeren verkamen, manchen gelang es doch, über die scharf bewachten Grenzen zu fliehen, die dann in Holland, England, Deutschland und der Schweiz freundliche Aufnahme fanden und hinwieder ihrer neuen Heimat Nutzen brachten. Denn außer 15000 Edelleuten, welche großenteils im Militär Unterkunft suchten, waren es meist geschickte Handwerker, darunter viele, welche noch unbekannte Gewerbe und Künste mitbrachten, Seidenweberei, Handschuhfabrikation u. dergl. Im ganzen hat Ludwigs Gott- und Treulosigkeit 200000 Protestanten aus dem Lande getrieben. Über 7000 Männer kamen 1686—1757 auf die Galeeren wegen Fluchtversuchs. Die mit äußerlicher Annahme des Katholizismus zurückblieben, hielten doch meist insgeheim ihren Glauben fest. Wehe aber, wenn sie sich verrieten; sie wurden in die abscheulichsten Gefängnisse und aufs Blutgerüst geschleppt. Ob man die Übergetretenen zum Abendmahl unter einer Gestalt zwingen solle, darüber waren die Bischöfe selbst nicht einig; man hatte Hunderttausende von der Religion losgemacht und das Brot der Engel entweiht.

§ 5. Französischer Vandalismus auf deutschem Boden.

Durch Ludwigs entsetzliches Verfahren mit den Hugenotten wurde protestantischerseits die Erbitterung noch sehr verstärkt, welche allgemein gegen ihn ob seines frevelhaften, immer fortgehenden Länderraubs herrschte. Zur Abwehr seiner maßlosen Übergriffe verband sich endlich Brandenburg mit Schweden und Holland gegen ihn. Nach beseitigter Türkengefahr (S. 637) schloß der Kaiser zu gleichem Zweck mit Spanien, Bayern, Sachsen und den oberrheinischen Ständen das Augsburger Bündnis. Und eben jetzt fuhr der kluge Oranien nach England (S. 617), um den Franzosen einen neuen Gegner zu erwecken. Sobald Ludwig von den Rüstungen der Verbündeten hörte, brach er Sept. 1688 ins Kölnische und in die Pfalz ein und begann den pfälzischen Krieg. Um aber Frankreich gegen Deutschland zu decken, läßt er einen breiten Landstrich an beiden Seiten des Rheines zur völligen Wüste machen. Sein General Melac ist der rechte Mann zum Werk, er vollführt es mit Lust. Kreuznach, Oppenheim, Alzey, Worms, Frankenthal, Speier ꝛc. lodern auf; dann wird rechts die Mordbrennerei fortgesetzt, Gernsheim, Heppenheim, Weinheim, Mannheim, Ladenburg, Heidelberg, Bruchsal ꝛc. sinken in Asche.

Wie den Städten, so ergehts Märkten, Dörfern, Weilern und Höfen. Es ist aber am Verderben der Wohnstätten nicht genug; die Weinstöcke werden ausgerissen, die Fruchtbäume abgehauen, daß das schöne Land ja einer afrikanischen Wüste gleiche. Die armen Bewohner werden nicht nur rein ausgeplündert, sondern auch viehisch gequält, zum Teil niedergemacht, zum Teil nackt ausgezogen über die beschneiten Felder nach Frankreich gejagt. In Speyer legten die Franzosen ihre frechen Hände auch an die Kaisergruft im Dome; sie rissen sie auf, schleppten die silbernen Särge fort, beraubten die andern ihrer Kostbarkeiten und streuten die Gebeine der deutschen Kaiser unter Hohn und Spott umher!!

Das war der Anfang eines fast zehnjährigen Krieges. Allein so viele Mächte Ludwig gegen sich hatte, war doch zu Land der Vorteil im ganzen auf seiner Seite, weil der Kaiser seine besten Truppen gegen die Türken sandte. Mainz, Trier ꝛc. öffneten sich ihm. Durch seinen tüchtigen Feldmarschall Luxemburg siegte er in der großen Schlacht bei Fleurus, 1690, Catinat eroberte 1691 Nizza und Savoyen. Nicht so freilich lächelte ihm das Glück zur See: bei la Hogue, 1692, wurde ihm seine mit großen Kosten hergestellte Flotte ruiniert; den englischen

Jakob II. zurückzuführen, gelang ihm einmal nicht. Aber die blutige Landschlacht bei Neerwinden, 1693, gewann er wieder durch Luxemburg. Hier teilte er die Kreuze des Ludwigsordens aus, den er zur Belohnung tapferer Thaten gestiftet hatte, womit dieses Ordenswesen aufkam, denn die anderen Souveräne thaten es ihm nach. 1695 starb aber sein Luxemburg und hinfort richtete er weniger aus. Er mußte ungeheure Anstrengungen machen, um der Menge seiner Feinde nicht zu unterliegen. Er besteuerte zu Gunsten seiner Militärkasse den Kopf eines jeden Franzosen vom Dauphin bis zum Taglöhner; er verkaufte Ämter und Adelstitel; er rief die ganze waffenfähige Jugend zu den Fahnen. Hätten es die Verbündeten nur halb so ernstlich getrieben, sie würden den Übermütigen jetzt schon niedergeworfen haben. Sie aber und namentlich die holländischen Krämer wurden allgemach verdrossen, der Savoyer machte 1696 seinen Separatvertrag, und so konnte Ludwig im Frieden von Ryswick, 1697, noch mit Ruhm aus dem langen Kampfe treten. Er verlor Lothringen, während er von Spanien 82 reunierte Orte, von Deutschland Straßburg behalten durfte. Mußte er auch viel erobertes Gebiet herausgeben, er setzte doch durch, daß 3000 protestant. Gemeinden in demselben ihrer Religionsfreiheit beraubt wurden. Da sang man: Was Nimmweg (S. 622) uns nicht nahm, hat Reißweg weggerissen!

§ 6. Ludwigs Leben.

Der Krieg hatte Frankreich tief erschöpft. Sein Wohlstand war schon vorher, trotz der klugen Maßregeln Colberts, der übrigens 1683 von hinnen gegangen, bei dem großen Aufwande, welchen Hof, Adel und Beamtentum auf Kosten des Landes machte, sehr gesunken. Der Luxus der Vornehmen gab nur einigen Zweigen der Industrie besondern Gewinn; die meisten Handwerker und fast alle Bauern verarmten bei den hohen Steuern, den willkürlichen Erpressungen der Statthalter und Gutsherrschaften. Die zunehmende Armut hinderte aber den König nicht, seinen ungemessenen Aufwand fortzusetzen, ja zu steigern. Er hatte kein Herz für sein Volk: „der größte unter den Großen der Erde" mußte vom höchsten Glanze umschimmert sein. — Fragt man, was war sein Leben? so kann nicht geleugnet werden, daß er in den Geschäften stets thätig blieb, wie er denn die Fäden des innern Regiments und der auswärtigen Politik nie aus den Händen gab. Fragt man aber nach dem Totaleindruck, den sein Leben machte, so war es Glanz und Schein. Er baute sich prachtvolle Paläste, auf die er ungeheure Summen verwendete. Am prachtvollsten war die Königsstadt Versailles, vier Stunden von Paris, die 720 Millionen Mark kostete.

Da steht ein unmäßig großes Schloß mit wunderbar ausgeschmückten Marmorsälen, überfüllt mit Gold und den teuersten Gemälden. Der Hauptsaal ist etwa 70 m lang und hat 17 riesige Fenster, durch welche die Gegend draußen in 17 kolossale Spiegel geworfen wird. Am Hauptgebäude ziehen sich endlos Nebengebäude für die Hofleute und Diener und Stallungen hin, in welchen Hunderte der schönsten Pferde, mit goldbesetzten Schabracken bedeckt, an gedrechselten Raufen und messingbeschlagenen Krippen stampfen. Um das Schloß zieht sich ein meilenweiter Park, welcher einen zierlichen Pavillon um den andern, die herrlichsten Wasserkünste und zahllose Bildsäulen von Erz und Marmor in sich faßt. Hier hielt Ludwig gewöhnlich seinen Hof. Und um diesen, der mit Scharen von Edelleuten bevölkert war, drehte sich alles Leben im Lande. Und der ganze Hof drehte sich wieder um den König, als um die Sonne (roi soleil), von welcher auf alle Licht und Wärme ausgehe, der man aber auch räuchern und opfern müsse. Er selbst bewunderte sich aufrichtig. Alles bewegte sich am Hof nach der strengsten Etikette: von morgens 8 Uhr, wo die Oberhofmeisterin an des Königs Bette trat und ihn nach altfranzösischer Sitte küßte, worauf er sich mit Weihwasser besprengte und aufstand, bis nachts 11 Uhr, wo er nach der Abendtafel, an eine Säule gelehnt, in der mächtigen Lockenperücke die ihn umstaunenden Hofleute zu guter Letzt mit seinem anmutsvollen Gespräch entzückte. Jeden Morgen, ehe er in die Messe ging, ordnete er selbst an, in welcher Weise die Erheiterungen statt haben sollten, die jeden Tag

zu einem Festtag machten. Carousselpartieen (Ritterspiele), allegorische Pantomimen (bildliche Darstellungen durch bloße Bewegungen), Ballete und Singspiele, von Herren und Damen in den reichsten Kostümen aufgeführt, wechselten mit Komödien, Maskenzügen, Feuerwerken; andere Belustigungen drängten sich in bunter Reihe dazwischen. In allen Festspielen war dem Könige die Hauptrolle zugedacht, bald die eines Helden, bald die eines Gottes, und alles ist nur darauf abgesehen, seine Größe, Weisheit und Unwiderstehlichkeit zu rühmen. Er gab aber noch besonders hohe oder Gala-Feste, da wurde, namentlich in Gegenwart fremder Fürsten, die höchste Pracht entfaltet; da schwamm alles in zaubervollem Glanze. Das Geld zu beschaffen, schuf er in 17 Jahren 40 000 meist unnütze Ämter, für welche die Empfänger zahlen mußten. Sein Beichtvater verschaffte ihm ein Gutachten der Sorbonne, wornach es eine theologische Wahrheit sei, daß er legitimer Eigentümer alles Besitztums in Frankreich sei.

An seinem Hofe hatten übrigens nicht bloß adelige Herren Zutritt, auch Gelehrte, Dichter und Künstler aus bürgerlichem Stande. Er ehrte das Talent, daß es ihn wieder ehre; er unterstützte und weckte es so, daß unter ihm das Blütenalter der französischen Litteratur und Kunst eintrat.

Ludwig zog jeden begabten Geist an sich, der ihm schmeichelte, stieß aber auch jeden von sich, welcher, vielleicht absichtslos, seine Eitelkeit verletzte. Bischof Fénelon, einer der ehrenwertesten Charaktere, obwohl auch Protestantenbedränger, † 1715, war der Erzieher seiner Enkel. Um ihnen die Schönheit der Tugend und die Häßlichkeit des Lasters vorzuhalten, schrieb er seine Erzählung „Telemach“. Als sie 1699 ohne sein Wissen im Haag gedruckt wurde, argwohnte Ludwig, es sei darin auf seine und seines Hofes Sünden angespielt, und verwies den edlen Verfasser von seinem Angesichte.

§ 7. Der spanische Erbfolgekrieg.

Ludwig XIV. hatte nun 62 Jahre hinter sich; er kränkelte und frömmelte; er mußte trotz der ihn umgebenden Schmeichler merken, in welch tiefes Elend sein Volk durch ihn herabgesunken sei. Dennoch ließ er sich durch seine ungestillte Vergrößerungssucht zu einem Unternehmen treiben, das ihn in den schwersten Krieg verwickelte. Der Sturm, den er damit heraufbeschwor, der über halb Europa verheerend hinbrauste, sollte die Ceder seines Stolzes tief zu Boden beugen.

Karl II. von Spanien, der 1680 in Madrid das letzte große Autodafe gefeiert, siechte kinderlos hin und mit ihm erlosch das habsburgisch-spanische Haus. Auf dem großen Reiche desselben hafteten Ludwigs lüsterne Blicke; er verhandelte mit Wilhelm III. über die Teilung. Als Gemahl von Karl II. Schwester behauptete er die gegründetsten Ansprüche darauf zu haben, welche er für seinen Enkel Philipp geltend machte. Allein er hatte ja bei seiner Verheiratung auf alle spanischen Besitzungen feierlich verzichtet. Der rechtmäßige Erbe war der deutsche Habsburger, Kaiser Leopold I., den eine Schwester Philipps IV. geboren hatte. Dieser trat denn auch für sein Recht auf, indem er das anfallende Erbe seinem zweiten Sohne, dem Erzherzog Karl, übergeben zu wollen erklärte. Nun aber bearbeitete Ludwig durch seinen Gesandten in Madrid, unter Beihilfe päpstlicher Einwirkungen, den schwachsinnigen König, daß er sein ganzes Reich in Europa und Amerika dem Philipp testamentarisch zuteilte. Das Testament war offenbar erschlichen; gleichwohl proklamierte Ludwig, als wenige Wochen darnach, 1. Nov. 1700, Karl II. starb, seinen Enkel als König von Spanien. — Der Kaiser protestierte dagegen, ohne doch Geld oder Truppen zu schicken. Aber Ludwig fuhr alsbald zu, obwohl ihm gerade ein Bürgerkrieg in den Cevennen zu schaffen machte (durch protestantische Kittelträger, camisards, die ihrer Prediger beraubt, aus Prophetenstimmen wunderbaren Mut schöpften), und sandte seinen Enkel nach Spanien, um von der schönen Erbschaft Besitz zu ergreifen. Derselbe zog unter dem Willkommrufen der Bevölkerung in die Residenz ein und setzte sich als Philipp V. auf den spanischen Thron.

Aber der unbeholfene Kaiser konnte doch das ihm gebührende Erbe sich nicht so schnöde entreißen lassen und griff zum Schwert. Und ergrimmt seit lang her

gegen den enormen Länderräuber an der Seine, der auch die Stuarts zurückzuführen drohte, schlossen sich ihm viele an. Österreich, England, Holland, Preußen, Hannover knüpften 7. Sept. 1701 „die große Allianz“ gegen Frankreich, der nachher noch das Deutsche Reich samt Portugal und Savoyen beitraten. Diese Zusammenfassung aller Kräfte, um wenigstens das italienische und belgische Erbe dem Kaiser zu sichern, war das Werk Williams III. (S. 617), dessen segenschweres Wirken nur leider jetzt zu Ende ging. Mit Ludwig hielt es schmählicherweise der arglistige Max Emanuel von Bayern, unerachtet ihn noch seine Landstände in einem beweglichen Schreiben abmahnten, und dessen Bruder, der Kurfürst von Köln. Ludwig hatte dem ersteren den Besitz der spanischen Niederlande versprochen und dem andern Goldkronen blinken lassen. — Der spanische Erbfolgekrieg währte 13 Jahre. Es wurde gekämpft in Italien, Deutschland, Spanien, den Niederlanden; auch Frankreich selbst berührte er. Die besten Generale auf französischer Seite waren Villars und Vendome, sehr tüchtig immerhin, doch nicht gleich den zwei auserlesenen Feldherrn auf kaiserlicher Seite, Prinz Eugen und Marlborough.



Fig. 302. Prinz Eugen. (Nach Kupetzky.)

Prinz Eugen, geb. 1663, stammte aus einer Nebenlinie des Hauses Savoyen. Sein Vater war Statthalter über die Champagne. Klein von Person und schwächlichen Körperbaues, wurde er zum geistlichen Stande bestimmt; es wohnte aber ein Kriegsheld in ihm, der brach sich Bahn. Zuerst erbot sich Eugen seinem König Ludwig zum Militärdienst; dieser verachtete aber die unansehnliche Figur. Da erbot er sich dem Haus Österreich, das nahm ihn an. Er zeichnete sich in dessen Kämpfen, namentlich gegen die Türken, so sehr aus, daß er zum Feldmarschall avancierte. Wie gern hätte ihn jetzt Ludwig zurückgehabt, aber jetzt verachtete er hinwider die größten Anerbietungen desselben und blieb seinem Kaiser treu. Eugen hatte den schärfsten Feldherrnblick, berechnete alle Umstände aufs klügste, führte alle Unternehmungen mit unermüdlichem Eifer und ruhiger Besonnenheit aus. Er gehört zu den acht größten Kriegshelden der Erde (Alexander, Cäsar, Karl d. Gr., Gustav Adolf, Türenne, Eugen, Friedrich II., Napoleon). Seine Soldaten vergötterten und liebten ihn als ihren Schoner, Pfleger und Vater. Ihn zierte stete Bescheidenheit bei all seinem Wert und Ruhme; von Herzen blieb er klein, während er seine körperliche Kleinheit durch Strecken etwas zu erhöhen suchte. — John Churchill, Herzog von Marlborough, geb. 1650, stand ihm an Feldherrntrefflichkeit nicht nach. Ein Bild männlicher Schönheit, vereinte er den kühlsten Kopf mit dem kühnsten Mut. Trotz zweideutigen Charakters

und schmutziger Habsucht, wußte er durch die Anmut seiner Persönlichkeit, sanfte Festigkeit, Scharfsinn und Redegewalt die Alliierten zusammenzuhalten und immer wieder zu vereinigen.

Zeichnen wir nun den großen Krieg mit einigen Strichen. Der Kampf begann in Italien, wo die Franzosen Piemont eroberten. Kühn stieg Eugen über die Alpenfelsen des Val Fredda, wo alle Kanonen und Wagen auseinandergelegt und getragen werden mußten, in die Lombardei hinab. Er überraschte und schlug den Marschall Catinat bei Carpi, den Marschall Villeroi bei Chiari, 1. Sept. 1701. Er hob den unvorsichtigen Villeroi in Cremona mitten unter seinem Heere auf, 1702, mußte aber nach Wien eilen, um sich die nötigste Unterstützung zu erbetteln. — Dagegen drang, 1703, Marschall Villars über den Rhein nach Schwaben vor. Bei Tuttlingen vereinigte er sich mit den treulosen Bayern. Aber immer sich zankend thaten sie kein gut beieinander. Darum trennten sie sich wieder, und der Kurfürst rückte ins Tirol, während Villars sein Bayern deckte. Jener eroberte Kufstein, das mit seinen Bewohnern verbrannte; er besetzte Innsbruck. Allein die Tiroler erhoben sich mannhaft für ihr angestammtes Herrscherhaus unter Martin Sterzinger und arbeiteten die Bayern wieder zum Land hinaus.

Nun endlich, 1704, wurde Eugen, der einen ungarischen Aufstand bekämpft hatte, mit einer Art Diktatur betraut; er rief den Marlborough von den Niederlanden her nach Schwaben. Verbunden zogen sie gegen die vereinten Franzosen und Bayern. Am 13. Aug. erfolgte die Schlacht bei Höchstädt an der Donau. Schön einig kommandierten die zwei größten Feldherren, und die Franzosen und Bayern wurden trotz ihrer besseren Stellung und überlegenen Truppenzahl aufs Haupt geschlagen. 15000 von ihnen bedeckten das Schlachtfeld, 12000 desertierten 13000 streckten vor Schrecken das Gewehr, unter den Gefangenen war Marschall Tallard mit 818 Offizieren; 141 Kanonen und eine reiche Kriegskasse fielen in die Hände der Sieger. Ganz Deutschland jubelte über den herrlichen Sieg. Der Kaiser erhob den Marlborough in den Reichsfürstenstand. Dieser aber gestand nachher, „daß er niemals mehr gebetet habe als in dieser Schlacht." Der Kaiser nahm nunmehr ganz Bayern in Besitz und der Kurfürst mußte mit den Franzosen über den Rhein fliehen. — Auf Leopold I. folgte sein Sohn Joseph I., 1705—11; ein einsichtiger und thatkräftiger Regent, begann er manches nachzuholen, was der Vater versäumt hatte, sprach über die Gebrüder Kurfürsten von Bayern und Köln die verdiente Reichsacht aus und schien Österreich von Grund aus reformieren zu wollen. Nur regierte er zu kurz.

In Spanien stand die Sache Philipps zum Anfang wohl. Er thronte in Madrid, und Castilien war ihm besonders ergeben. Allein 1704 landete sein Nebenbuhler, Erzherzog Karl, mit einem englisch-holländischen Heere in Portugal, von dannen er, durch Portugiesen verstärkt, nach Spanien vorrückte. Zunächst wurde er zurückgeworfen. Es erschien aber eine englische Flotte bei Gibraltar und nahm diese fast unüberwindliche, aber schlecht bewachte Festung den Spaniern weg. Auch eroberte die Flotte die wichtige Seestadt Barcelona, diese für den Erzherzog. Derselbe machte jetzt Fortschritte; Catalonien und Valencia erkannten ihn für ihren König, 1705. Nun brauste der Bürgerkrieg durch ganz Spanien mit schrecklichen Verheerungen, doch ohne alsbaldige Entscheidung.

In den Niederlanden stand ein französisches Heer unter dem freigewordenen Villeroi. Marlborough besiegte ihn in der mörderischen Schlacht bei Ramillies, 23. Mai 1706, und Brabant wie Flandern mußten dem Erzherzog huldigen. In Italien belagerten die Franzosen Turin, die Hauptstadt des Savoyers, dem sie fast schon sein ganzes Land weggenommen. Jetzt eilte Eugen, obwohl von Wien aus vernachlässigt, ihm zu Hilfe, griff das viel stärkere Belagerungsheer an, 7. Sept. 1706, und schlug es, trefflich unterstützt von 8000 Preußen unter Leopold

von Dessau, so total, daß von 80 000 Franzosen kaum 2000 beisammenblieben. Die Macht der Franzosen in Italien war so gänzlich vernichtet, daß sie es durch Kapitulation, 1707, räumen mußten. Die Kaiserlichen nahmen Neapel in Besitz und Joseph wagte sogar einen kurzen Krieg gegen den Papst, um Neapel von dessen Suzeränität zu befreien.

In Spanien dagegen drang wohl, 1706, ein neues Heer Verbündeter von Portugal aus ein und rückte bis Madrid vor, aus welchem Philipp fliehen mußte. Doch ehe der herbeigerufene Erzherzog die Hauptstadt erreichte, bemächtigte sich ihrer der französische Herzog von Berwick wieder, und Philipp konnte zurückkehren. Dazu wurde, 25. April 1707, der Erzherzog mit einem aus Engländern, Holländern und Portugiesen bestehenden Heere von Berwick bei Almanza geschlagen. — Auch in Deutschland litt des Kaisers Sache durch einen Einfall des tollen Schweden (S. 662). Ein Versuch Eugens, in Frankreich selbst einzubrechen, mißlang. Er belagerte zwar Toulon unter Beihilfe einer englischen Flotte, 1707, mußte aber zurückgehen.

Indessen erschrak Ludwig, daß die Feinde ihren Fuß in sein Frankreich zu setzen gewagt hatten. Er konnte sich's nicht verhehlen, daß er sich in sehr schlimmer Lage befinde; auch machte ihm schon eine Friedenspartei am Hofe zu schaffen. Sich herauszuhelfen, bot er alle Kräfte auf und stellte ein frisches Heer von 110 000 Mann ins Feld. Er zog unter Marschall Vendome nach den Niederlanden und machte, die schönsten Städte im Sturm nehmend, reißende Fortschritte. Dort stand Marlborough entgegen, aber allein zu schwach. Da eilte Eugen zu seiner Stärkung herbei, und die beiden, in schöner Eintracht wieder die Schlacht lenkend, brachten den überlegenen Franzosen bei Oudenarde, 1708, eine schimpfliche Niederlage bei. Sie nahmen ihnen hierauf alle niederländischen Plätze und Lille eilends ab. — Im Busen des alten Ludwig mischte sich Grimm und Angst. Noch einmal spannte er die Kräfte seines furchtbar erschöpften Landes an und stellte ein neues Heer von 80 000 Mann auf, das er unter seinem besten Feldherrn, dem Villars, nach den Niederlanden schickte. Eugen und Marlborough griffen es, 11. Sept. 1709, bei Malplaquet an. Es war die blutigste Schlacht des Kriegs; 33 000 Menschen von beiden Seiten sanken tot oder verwundet hin; aber die Verbündeten siegten. Die Preußen hatten unter ihrem Dessauer „wie die Teufel gefochten“.

Schon einigemal hatte Ludwig den Alliierten Friede angeboten; aber sie hatten die Forderungen zu hoch gespannt. Aufs tiefste gebeugt erneuerte er nun sein Anerbieten mit den demütigsten Zugeständnissen. Er will Friede um jeden Preis; er will auf die ganze spanische Monarchie verzichten, will sogar das Elsaß samt Straßburg zurückgeben &c. Aber nun verfielen die Verbündeten thörichtem Übermute: sie forderten gegen Eugens Rat, daß Ludwig selbst gegen seinen Enkel, welcher das spanische Königreich nicht aufgeben wollte, zu Felde ziehen und ihn daraus vertreiben solle. Das war zu viel! Nur diesen Schimpf, bat er, solle man ihm nicht zumuten; sonst wolle er alles annehmen, was man verlange. Aber die Verbündeten beharrten bei der unannehmbaren Zumutung, und das gab ihm wieder Mut zur äußersten Anstrengung.

Unglücklich ging's für ihn allenthalben, auch in Spanien, wo jetzt Philipp bei Almenara und Saragossa geschlagen wurde und der Erzherzog Karl 23. Sept. 1710 glänzend im schweigenden Madrid einzog. Doch führte Vendome den Philipp bald wieder zurück. Wie nun aber Ludwigs Sache am allerschlimmsten stand, da trat plötzlich eine wunderliche Wendung ein, durch Weiberlaune. Der Herzog von Marlborough war der einflußreichste Mann in England. Seine Gemahlin leitete die Königin Anna (S. 617). Aber hochmütig von Natur wurde sie durch ihres Mannes Triumphe immer hoffärtiger gemacht, bis sie, durch eine andere

Favoritin verdrängt, in Ungnade fiel. Das benützten Marlboroughs Feinde, ihn zu stürzen; die Tories traten ins Ministerium. Sie klagten ihn des Unterschleifs an, und obwohl Prinz Eugen die Königin vermochte, die Anklage niederzuschlagen, wurde doch 1. Jan. 1712 der ruhmvolle Mann aller seiner Ämter entsetzt. Ein Hauptheld gegen Ludwig trat damit vom Schauplatz ab. Auch ließ sich das Tory-Kabinett, ohne die Bundesgenossen zu beachten, für sich allein in Friedensunterhandlungen mit Frankreich ein. — Und siehe, es trat noch ein Ereignis hinzu, welches sämtliche Verbündete Österreichs zu einem linden Frieden mit Frankreich geneigt machte. Joseph I. starb im blühendsten Mannesalter an den Blattern, 17. April 1711. Sein Bruder, der Erzherzog Karl, der einzige noch übrige Habsburger, erbte alle seine Besitzungen. Hiezu wollten diesen nunmehr die Verbündeten nicht auch noch die spanische Monarchie überkommen lassen. Österreich und Spanien unter einem Haupte schien mehr zu fürchten, als Frankreich und Spanien unter zwei wenn auch verwandten Häuptern. Und für das arme Spanien war diese Verbindung eine Wohlthat; es lebte nun doch etwas auf.

Karl verließ Barcelona, um sein östliches Erbe anzutreten; die Deutschen thaten ihm alle Ehre und krönten ihn, Dez. 1711, als Karl VI. Aber seine Bundesgenossen traten nach einander in Unterhandlungen mit Ludwig und seinem Enkel und schlossen mit ihnen, 1713, den Utrechter Frieden. Wohl setzte der neue Kaiser den Krieg noch eine Zeitlang am Rheine fort; aber der große Eugen konnte aus Mangel an Truppen nichts unternehmen, und Villars besiegte ihn sogar 1712 bei Denain und eroberte 1713 Freiburg. Da machte auch Karl Friede zu Rastatt, 1714.

Frankreich kam so leichten Kaufes davon, wie es sich vorher nicht hätte träumen lassen. Philipp V. erhielt Spanien und die außereuropäischen Besitzungen; doch sollten die Kronen Frankreich und Spanien auf ewig getrennt bleiben. England behielt das hochwichtige Gibraltar, den Schlüssel zum Mittelmeer, samt Minorca, und empfing von Frankreich die Hudsonsbai, Neuschottland und Neufundland in Amerika. Savoyen bekam eine Reihe von Festungen an der französischen Grenze und die Insel Sizilien samt dem Königstitel. Holland, tief verschuldet, empfing das Besatzungsrecht in einigen südbelgischen Festungen und Handelsvorteile, Preußen einen Teil von Geldern und Neuchatel. Der Kaiser erhielt aus Karls II. Hinterlassenschaft die Niederlande, Neapel, Mailand und Sardinien; er zog italienischen Besitz dem Elsaß vor. Das Reich bekam Breisach und Kehl. Die Kurfürsten von Bayern und Köln wurden von der Reichsacht befreit und in ihre Lande wieder eingesetzt.

Der Kaiser vertauschte 1720 Sardinien gegen Sizilien an den Savoyer Viktor Amadeus II. († 1730), welcher sich seitdem König von Sardinien nannte und einen Anfang staatlichen Lebens in dem zerrissenen Italien zu stande brachte. Er hoffte, die Halbinsel lasse sich nach und nach wie eine Artischoke Blatt für Blatt speisen.

§ 8. Ludwigs Ende. Sein Einfluß auf seine Zeit.

So hatte Ludwig XIV. zwar die schärfsten Rutenstreiche erlitten, jedoch nicht zuviel Land verloren, und sah zum guten Ende einen Bourbon auf Spaniens Thron. Für Spanien war dies gewiß das Bessere, aber Frankreich war durch den ungeheuren Aufwand des langwierigen Kriegs und die kostspielige Hofhaltung entkräftet, während England und Österreich ihm als Großmächte zur Seite standen.

Handel, Gewerbe, Ackerbau, alles lag darnieder. Die meisten Unterthanen wurden ausgesaugt bis auf den letzten Frank, und der Staat hatte 2136 Mill. Frk. Schulden. Sein durch ihn elend gewordenes Volk, das ihn einst abgöttisch verehrt, hegte nun Haß und Abscheu gegen ihn, ja haßte schon das Königtum. Er hatte einen trübseligen Lebensabend, sah sich doch sehr vereinsamt. Fast alle die großen Männer, die sich sonst um ihn bewegt und mit ihren Gaben und

Thaten ihn herrlich gemacht hatten, waren zu Grabe gegangen. Aber auch fast alle Glieder seines Hauses, Haupt um Haupt, waren vor seinen Augen in die Gruft gesunken, so daß ihm ein einziges Urenkelein zum Thronfolger übrig blieb.

Ludwig lebte nun seine letzten Tage so hin in der Steifheit des Hofzeremoniels, ging fleißig zur Kirche und wurde immer frommer nach seiner Art. Nicht daß er je in die Bibel geschaut hätte, er las überhaupt keine Bücher mehr; jede geistige Unterhaltung ekelte ihn an. Aber er setzte noch durch, daß seine Bischöfe die Bulle Unigenitus (S. 624) annahmen, und verfolgte die Hugenotten mit immer neuen scheußlichen Strafgesetzen. Die Maintenon mußte auf allerlei Künste denken, ihm die Zeit zu vertreiben. Man spielte wahrhaft Komödie mit ihm. So ließ man einmal einen portugiesischen Juden als einen Gesandten des Schah von Persien auftreten, der ihm Huldigungen von seinem Herrscher brachte und um ein Bündnis bat, woran er sich höchlichst ergötzte, bis er selbst den Betrug merkte. In seinem 77. Jahre befiel ihn eine Ohnmacht, die sein nahes Ende verkündigte. Da lag dieser „Größte der Sterblichen" elend darnieder und wenig Teilnahme umgab ihn. Die Maintenon verließ ihn aus Verdruß, daß er ihre geheime Ehe nicht hatte öffentlich erklären wollen, doch mit dem schönen Vorgeben, um in der Abgeschiedenheit für ihn zu beten. In einer lichten Stunde warnte er den Hof vor der Kriegslust und bat wegen des ärgerlichen Exempels, das er mit seiner Verschwendung gegeben, um Verzeihung. Dann starb er 1. Sept. 1715 nach 72 Jahren Königtums. Das Volk jubelte und verfolgte den Leichenwagen mit Schimpfen und Steinwürfen. Am nächsten Tag vernichtete das Parlament seinen letzten Willen. Sein leichtsinniger Neffe Orleans, den er hatte beschränken wollen, wurde (bis 1723) alleiniger Regent. Das ist der Mann, nach dem das Zeitalter Ludwig XIV. benannt wird, weil er nicht nur als Potentat darin vorherrschte, sondern auch einen überwältigenden Einfluß in Weise und Sitte auf dasselbe ausübte.

Das Leben an seinem Hofe durchdrang Frankreich und weiterhin Europa. Versailles gab hinfort den Ton in der feinen Welt an. Die französische Sprache, in Ludwigs Umgebung aufs feinste ausgebildet, fand überall Eingang und wurde die Sprache der vornehmen Welt. Der Kleiderschnitt ging seitdem von Paris aus; die schöne sittsame Tracht der Reformationszeit verschwand, um der üppigen französischen Platz zu machen. Ludwig brachte die Perücken auf; bald trug man überall diese grandiose Unnatur auf den Köpfen. Alles Französische äffte man in den andern Ländern nach, und (es ist traurig zu sagen) in Deutschland am meisten. „Mehr als ganz Europa kann jetzt Frankreich schaffen, unsre Fürsten und ihr Volk machts zu seinen Affen" (Logau). Insonderheit richteten sich die Höfe französisch ein. Für die fürstlichen Kinder wurden französische Erzieher bestellt und die herangewachsenen Prinzen selbst nach Paris geschickt, die rechte Lebensart zu lernen. Sie lernten wenig Gutes, aber die Eltern freuten sich, wenn sie heimschrieben, wie gnädig der große König gegen sie sei und wie er sie seine lieben Cousins nenne. Kehrten sie zurück und wurden selbst Fürsten, so spielten sie „Ludwige im Kleinen", natürlich noch besser, als ihre Väter. „Nach Eitelkeit reisen alle jetzt nach Frankreich hin." — Die Fürsten ahmten Ludwigs Despotismus nach. Statt wie ihre Vorfahren mit den uralt germanischen „Ständen des Landes" gemeinsam dessen Wohlfahrt zu beraten, ordneten sie nun in ihren Kabinetten allein oder mit willenlos ergebenen geheimen Räten die Angelegenheiten des Staats und ließen die lästigen Landstände beiseit. Sie herrschen von dem an unumschränkt oder absolut. Auch das im Lande geltende Recht mußte sich vielfältig vor ihnen beugen; „ihr Wille war das höchste Gesetz." — Die Fürsten ahmten Ludwigs Pracht und Wohlleben nach. Sie umgaben sich mit Scharen von reichgekleideten Kammerdienern, Jägern, Lakaien 2c., zogen den Adel zu einem glänzenden Hofstaat an sich und brachten mit ihm in unaufhörlichen Lustbarkeiten ihre Tage hin. Sie bauten sich Lustschlösser nach dem Muster von Versailles und Marly, wenn auch etwas kleiner, in welchen gleichwohl auch alles von Gold und Kostbarkeiten strotzen mußte. Und ihre armen Unterthanen, welche sich von den Drangsalen des großen Krieges noch nicht erholt hatten, mußten ihre verschwenderischen Ausgaben ohne Widerrede mit willkürlich aufgelegten, fast unerschwinglichen Abgaben decken. — Die Fürsten ahmten endlich auch Ludwigs unredliche Staatskunst

nach; „Politik“ ward eine Staatsklugheit, die alles nur nach dem eigenen Vorteil berechnet und ihn zu erreichen sich jedes Mittel erlaubt.

Wohl trifft das Gesagte nicht alle Fürsten, aber doch die meisten. Und von den Höfen drang der Geist der Entsittlichung in die höhern Schichten der Bevölkerung, während doch beim Bürger und Landmann noch mehr Einfachheit, Zucht und Treue waltete.

§ 9. Ein kurzer Hinblick auf das Deutsche Reich.

Das Deutsche Reich bildete sonst den Mittelpunkt der Weltgeschichte; das ist vorüber, jetzt steht es billig zurück. Es hat eine elende Geschichte und ist eigentlich von ihm als solchem wenig zu sagen. Zwar Geschäfte hatte es genug, wenn es sich auf seinen Reichtagen versammelte (wurde doch schon wochenlang erst darüber gehandelt und gestritten, in welcher Rangordnung die Glieder des Reichstags sitzen sollten), aber für uns sind sie nicht wichtig. a. 1663 trat ein Reichstag zu Regensburg zusammen, der so viel zu thun hatte, daß er in vier Jahren noch nicht fertig war. Da fiel man darauf, ihn permanent oder bleibend zu machen.

Der erste 1653 eröffnete Reichstag sollte das Reichskammergericht reformieren, das seit 60 Jahren keinen Prozeß revidiert hatte, es wurde aber nichts erreicht. Der Kaiser suchte nur seinen Reichshofrat emporzubringen, zu dem die Protestanten natürlich wenig Zutrauen hatten. Dann wurde 1663 bestimmt, daß der Kaiser und die 314 Stände immerwährende Gesandte in Regensburg haben sollten, welche in ihrem Namen des Reichs Angelegenheiten besorgten. So wurde denn dort 1663—1806 beständig Reichstag gehalten, sage 143 Jahre lang. Aber seitdem hat auch kein Kaiser mehr den Reichstag persönlich besucht, und die Fürsten thaten es in der Regel auch nicht. Die Gesandten tagten; weil sie aber bei jedem Handel erst Instruktionen (Verhaltungsregeln) von ihren Gebietern erholen mußten, so nahmen die Verhandlungen einen noch viel schleppenderen Gang als zuvor. Es wurde immer getagt und nie was ausgerichtet. Der Bürgerstand kleinmütig, das Handwerk gebunden unter dem Zunftzwang, der Bauer in den Fesseln der Hörigkeit, der Adel französisch überfirnißt, ohne Herz für deutsches Leben, so lag das Reich in Ohnmacht. Doch führte es gern noch seinen stolzen Titel „heiliges römisches Reich deutscher Nation“, obgleich es vom Römerreich wenig behalten und weite Gebiete deutscher Zunge verloren hatte, wie der Kaiser sich noch „allezeit Mehrer des Reichs“ hieß, obschon dasselbe seit lange her allzeit minder geworden. Des Kaisers Einkünfte beliefen sich auf 13 844½ Gulden jährlich! Dennoch regte sich unter allem Dulden und Entbehren im entlaubten Stamm ein gesundes Leben, strenge Sitte, ehrbarer Wandel, aufrichtige Frömmigkeit.

Herrlicher als je ward die Kaiserkrönung abgehalten, wiewohl sie bei der jetzigen Machtfülle des Kaisers, d. h. bei dessen gänzlichem Machtmangel fast wie Spott sich ausnahm. Beschreiben wir, wie sie seit 1562 nicht mehr im alten Aachen, sondern im Wahlort Frankfurt a. M. vollzogen wurde. Unter dem Geläute aller Glocken zog der Erwählte mit glänzendem Gefolge von Kurfürsten, Fürsten und Herren zu Pferd vom Römer (Rathaus) nach dem Dom. Nach gehaltenem Hochamt und geschehener Eidesleistung ward nun „der Herrscher der Welt“ vom Mainzer gesalbt siebenfach, auf Scheitel, Brust, Nacken, rechte Schulter, rechten Oberarm, rechtes Armgelenke und flache Hand.

Nunmehr legte man ihm den Kaiserornat an und gab ihm das Scepter und den goldenen Reichsapfel (mit dem Kreuze darauf: Sinnbild christlicher Weltherrschaft) in die Hände. Hierauf setzte ihm der Mainzer mit Hilfe des Kölners und Triers die 14 Pfd. schwere, massiv goldene und mit Edelsteinen besetzte Reichskrone aufs Haupt. Mit diesem Akte wurde ein rauschendes Tedeum angestimmt, während der Gekrönte einen in der Kirche aufgeschlagenen Thron bestieg. Hundert Kanonenschläge von draußen donnerten herein und das Volk schrie: Es lebe der Kaiser! Danach schlug dieser einige Edle zu Rittern. Dann begab sich die Prozession zu Fuß nach dem Römer zurück. Schwarz-rot-gelbe Tücher waren über den Weg gebreitet, die das Volk hinterher sich zueignen durfte. Im Sale des Römers war die Kaisertafel gedeckt. Der Kaiser saß allein an einem 6′ höhern Tische, 3′ tiefer die Kaiserin, unten die Fürsten. Die weltlichen Kurfürsten warteten jetzt ihres Amtes: der Erztruchseß von Pfalz ritt (auf dem Platz vor dem Römer) zu

einem am Spieß gebratenen Ochsen, schnitt das beste Stück ab und trug es auf silberner Schüssel zum Kaiser; der Erzschenk von Böhmen ritt zu einem Springbrunnen, welcher Wein sprudelte, füllte den silbernen Becher und kredenzte ihn dem Kaiser; der Erzkämmerer von Brandenburg ritt zu einem Wasserbrunnen, füllte das silberne Becken und brachte es nebst Handquele zum Kaiser; endlich der Erzmarschall von Sachsen (oder sein Vertreter, der Erbmarschall von Pappenheim)

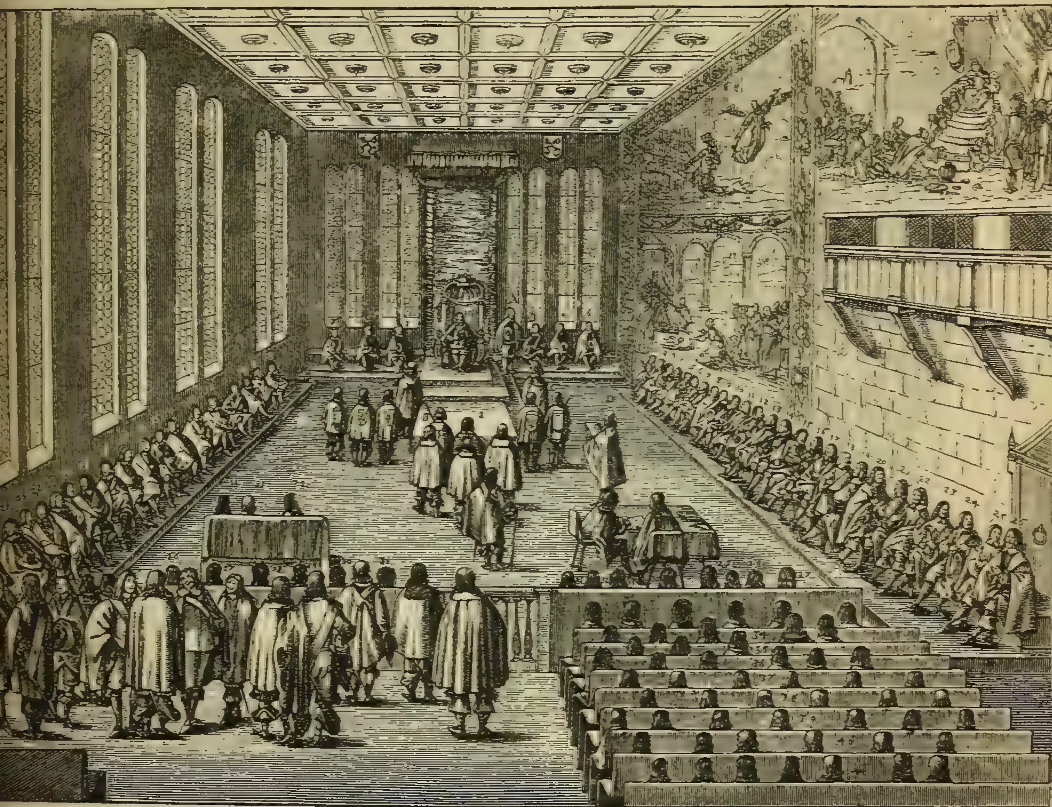


Fig. 303. Sitzung des Reichstags zu Regensburg. (Nach einem bei Paulus Fürsten in Nürnberg 1653 erschienenen Stich.)
(Zu beiden Seiten des Kaisers die Kurfürsten, A B C D E versch. Reichswürdenträger, links 8—31 Vertreter der geistlichen Stifter, rechts 1—33 die weltlichen Fürsten, Grafen und Kreise, 34—41 Vertreter der Reichsstädte.

ritt in einen Haufen Hafer bis an des Pferdes Bauch hinein und füllte den silbernen Strich für des Kaisers Leibroß. Ochse, Wein, Hafer und zuletzt die Überbleibsel des Mahles wurden dem Volke preisgegeben. Auch warf man goldene und silberne Krönungsmünzen unter dasselbe aus.

§ 10. Protestantenhetze in Ungarn. Türken vor Wien.

In dem zu Deutschland gehörenden Österreich war der evangelische Glaube mit Gewalt unterdrückt worden, bald durfte auch der Adel ihn nicht mehr bekennen; in Ungarn, das seit 1538 zwischen Kaiser und Sultan geteilt war, hatte er noch verbriefte Freiheit. Aber der argwöhnische bigotte Leopold I., Musterkaiser der Jesuiten und von ihnen der Große genannt, wollte ihn auch hier zertreten. Dazu bot ihm 1671 die Entdeckung einer Verschwörung katholischer Magnaten erwünschte Gelegenheit. Wohl hatten sich Protestanten kaum daran beteiligt; dennoch wurde ihnen die ganze Empörung zur Last gelegt und so erging über sie eine unmenschliche Verfol-

gung, bei welcher nebst den Jesuiten besonders der an Frankreich verkaufte Minister Lobkowitz sich thätig erzeigte.

a. 1674 wurden die evangelischen Geistlichen Ungarns insgesamt vor des Erzbischofs Gericht nach Preßburg gefordert. Es erschienen 416. Sie wurden als Anstifter der Rebellion bezeichnet und ihnen dann ohne vorhergehende Untersuchung gleich drei Vorschläge gemacht: 1) Sie sollten ihr Amt niederlegen und hinfort im Privatstand leben, oder lieber: 2) gleich freiwillig außer Landes in die Verbannung gehen, oder am besten 3) katholisch werden, da sie dann groß Ehr und Vorteil erlangen würden; eine von diesen gnädigen Propositionen sollten sie mit ihres Namens Unterschrift und dem ausdrücklichen Beisatze annehmen, „daß solches von ihnen deshalb geschehe, damit sie der durch ihre Rebellion wohlverdienten Strafe zuvorkommen möchten." Ein Teil von ihnen ließ sich wirklich schrecken und unterzeichnete Nr. 1 und 2, ein paar sogar Nr. 3, mit dem bemerkten Beisatz. Die Mehrzahl jedoch blieb fest und verweigerte mit Berufung auf ihre Schuldlosigkeit jede Unterschrift. Bei diesen ließ man jetzt eine Art Untersuchung eintreten. Sie verteidigten sich aufs überzeugendste. Dem ungeachtet wurde ihnen das Todesurteil angekündigt. Zugleich bestürmte man sie, durch Verlassung ihres Glaubens demselben zu entgehen. Aber sie wollten fröhlich sterben. Da hieß es: „Man wird euch anders quälen als durch einen schnellen Tod!" Man warf sie in die Kerker ungarischer Festungen, Komorn ꝛc., in unterirdische faule Löcher, wo sie kaum genießbare Kost empfingen und aus denen sie nur geführt wurden, um Wasser zu tragen, Schutt zu karren ꝛc. unter Spott und Schlägen. Niemand durfte sie anreden und ihr hartes Los lindern. Ein barmherzig Weiblein legte ihnen heimlich Brot und Speck in einen Schubkarren, wurde aber doch bemerkt, darauf vom Henker mit dem Hals durch ein Brett gesteckt und in grimmiger Kälte ausgestellt. Nach der Arbeit wurden sie wieder an eine lange Kette zusammengeschlossen. Nachts mußten sie auf bloßem Boden liegen; ihr Hauptkissen war ein Balken, ihre Füße lagen im Stock. Endlich befahl Leopold, sie freizugeben: aber Bischof Palfy fälschte das Reskript. So wurden sie nach Triest oder Neapel geschleppt; Soldaten gingen vor und nach, sie in der Mitte mit schweren Ketten beladen. Die also beschwerten, siechen und ausgemergelten, zum Teil greisen Leute, mußten doch mit den Soldaten gleichen Schritt halten und wurden beim Zurückbleiben grausam geprügelt. Welche fielen, blieben unbeerdigt den Vögeln zur Speise. Im Mai 1675 kamen 30 lebende nach Neapel, wo man sie auf die Galeeren verkaufte und unter die Auswürflinge der Menschheit an die Ruderbänke schmiedete, die Schiffe zu treiben. Lagen diese still, so mußten sie auf dem Lande Taue und Balken tragen. Dabei waren Aufseher stets hinter ihnen her und schlugen sie unbarmherzig. Nach 9 Monaten aber erschien der holländische Admiral Ruyter mit einer Hilfsflotte für Spanien (S. 622) im neapolitanischen Gewässer; der edle Mann erwirkte vom spanischen Vizekönig neue Untersuchung und ihre Befreiung. Man erkannte ihre Unschuld und Febr. 1676 fielen die Ketten der übrigen 26 Dulder; sie bestiegen die holländischen Schiffe, wo sie mit Jubel begrüßt und liebreich gepflegt wurden.

In Ungarn wüteten unterdessen die Jesuiten gegen die hirtenlosen Gemeinden: nur im türkischen Gebiet gab es noch reformierten Gottesdienst. Man quälte sie auf jegliche Weise, besonders durch Soldaten, die man ihnen ins Quartier legte und denen man alle Roheiten und Ausschweifungen erlaubte, um ihnen den Glauben zu verleiden. Darüber brach nun, 1674, der volle Aufstand los. Der protestantische Graf Emmerich Tököly pflanzte die Fahne dazu auf und die meisten Ungarn, ohne Unterschied der Konfession, scharten sich um sie zum Kampf gegen ihre Untertreter, auch Polen schlossen sich an. Allmählich traten jedoch viele Magnaten von der Sache ab. Da wendete sich der bedrängte Tököly um Hilfe an die Türken. Mahmud IV. sandte seinen Großwessier Kara Mustafa mit einer ungeheuern Truppenmasse und brach damit den 1664 nach Montecuccolis Sieg bei St. Gotthard den Türken aufgenötigten 20jährigen Waffenstillstand. Schnell war ganz Westungarn dem Kaiser entrissen. Tököly stellte es unter die Oberhoheit des Sultans und empfing es von diesem zum Lehen, 1682.

Damals starb in Schlesien der letzte der Piasten, der Herzog von Liegnitz, 1675, und das Land fiel an den Kaiser zurück, der auch dort allem Recht zuwider die Protestanten verfolgte und eine Kirche um die andere den Jesuiten überantwortete. Zwei Menschenalter hindurch lastete auf diesem Lande schwerer Glaubenszwang.

Dieser Ereignisse freute sich insonderheit Ludwig XIV., welcher immer die Hand dabei im Spiele hatte. Er bewog jetzt die Pforte zu einem Einfall in Österreich selbst, um den Kaiser zu beschäftigen. Mit 230 000 Mann brach Kara Mustafa in Österreich ein und unter schrecklicher Landesverwüstung und Menschenschlächterei zog er auf Wien los. Ein Heer unter dem Prinzen Karl von Lothringen wollte ihn aufhalten: es zerstob vor seiner Riesenmacht. Der Kaiser mit seinem Hofe und 60 000 Bewohner flohen aus Wien. Die Türken lagerten sich davor, 12. Juli 1683, während sie die Umgegend barbarisch verheerten und viele tausend Christen zu Sklaven einfingen. Jetzt eröffnen sie die Angriffe und die Stadt scheint verloren, denn nur 5000 waffenfähige Bürger und 12 000 Söldner verteidigen sie, auch fehlt es an allem. Doch hat die Stadt einen tapfern Kommandanten, den Graf Rüdiger von Starhemberg, der brennt die Vorstädte nieder und wehrt sich aufs äußerste. Eine mondenlange tagtägliche Beschießung und 18 Stürme hält sie wunderbar aus. Dem Großwessir wars damit doch kein rechter Ernst, er fürchtete, die Beute der Stadt, wenn erstürmt, mit dem Heere teilen zu müssen. Der verwundete Starhemberg läßt sich im Sessel durch die Schanzen tragen und wagt einen Ausfall nach dem andern; die Bürgerschaft stellt die beschädigten Befestungswerke mit angestrengtester Arbeit wieder her. Zwei Monate dauert die Belagerung schon und die Türken tobten vor Grimm; aber die Stadt ist auch zur Hälfte ein Schutthaufen, die Ruhr wütet und Hunger droht. Doch siehe, es naht Hilfe! Der Kaiser hat das Reich angerufen und die große Gefahr für Deutschland langsam ein Reichsheer von 30 000 Bayern, Schwaben und Sachsen zusammengebracht. Auch bleibt der brave Polenkönig Sobieski dem Bündnis treu, das er mit dem Kaiser geschlossen, und rückt mit 15 000 Mann heran: denn obwohl Polen sonst auf Seite der Franzosen gegen Österreich zu stehen pflegte, so schwor doch Sobieski „das Kreuz gegen den Halbmond zu verteidigen." Auch hat der Lothringer 21 000 Kaiserliche gesammelt. Wohl sind die Christen zusammen nur ein Drittel der Feindesstärke, aber der Gedanke an Kreuz und Halbmond und die Not der Kaiserstadt verdreifacht ihre Kraft. Kara Mustafa versteht die Feuerzeichen der Raketen hinter und vor sich, unternimmt noch einen Sturm: mit gräßlichem Allahgeschrei rennen die Türken gegen die zerschossenen Mauern. Aber die Wiener, hoffnungsstark, halten auch diesen letzten Sturm herrlich aus. Und jetzt sind die Befreier genaht. Vor Wien steht der Kahlenberg, den die Türken besetzt haben: hier greifen zuerst, 12. Sept., die Deutschen an und bestehen stundenlang den heißesten Kampf, aber den Berg können sie nicht erobern. Nachmittags brechen die Polen aus dem Walde hervor und durch ihre heldenmütige Tapferkeit wird der Kahlenberg erstürmt. Die heruntergeworfenen Türken ziehen sich in ihr Hauptlager zurück, darin Kara Mustafa 30 000 Gefangene niederhauen läßt. Aber die Verbündeten erobern das Lager trotz der verzweifeltsten Gegenwehr und rächen ihre gemordeten Brüder durch ein schauderhaftes Gemetzel.


Fig. 304. Graf Rüdiger von Starhemberg.
(Nach einem gleichzeitigen Stich.)

Die übrigen Türken entrinnen, alles zurücklassend, in wilder Flucht. Die Christen erbeuteten 370 Kanonen, 15 000 Zelte, 5000 Kamele und Geld und Kostbarkeiten im Wert von 10 Mill. Thaler. Die vielen Kaffeesäcke dienten nun dazu, den Türkentrank durch Deutschland zu verbreiten. Der Lothringer wollte den Feind verfolgen, aber der Polenkönig mußte zuerst ausruhen. Am andern Tage ritt er in Wien ein und das Volk umjubelte ihn und küßte ihm die Steigbügel. Aber der wiederkehrende Kaiser stattete ihm kühlen Dank ab, um seiner steifen Kaiserwürde nichts zu vergeben. Der edle Sobieski achtete dieser unziemlichen Behandlung nicht; er verfolgte im Verein mit den Deutschen den Feind nach Ungarn hinein, wo sie ihn noch wiederholt



Fig. 305. Denkmünze auf die Entsetzung Wiens, 1683.

schlugen und ihm einen festen Platz nach dem andern nahmen. Im Grimm über so viel Unfall ließ der Sultan seinem Großwessir den Kopf vor die Füße legen und seinen Lehenskönig Tököly in Ketten nach Konstantinopel schleppen. Aber die Deutschen siegten fort und fort; 1686 eroberten sie Ofen, das 145 Jahre lang Hauptstadt der Türkenprovinz gewesen war, 1687 erfochten sie den großen Sieg von Mohatsch, der ganz Ungarn österreichisch machte, 161 Jahre nach der ersten Mohatschschlacht (S. 505), und 1688 fiel auch Belgrad zum erstenmal.

Dieser Triumph des Kreuzes wurde freilich dadurch geschändet, daß der Kaiser jetzt am rebellischen Ungarn die schärfste Rache nahm. Daß es sein Königswahlrecht verlor und, wie weiland Böhmen, für ein habsburgisches Erbland auf ewige Zeiten erklärt wurde, war das Geringste. Es wurde auch die sog. „Fleischbank von Eperies“ aufgerichtet, ein Blutgericht, das alle Anhänger Tököly's einziehen, grausam foltern, in tiefe Kerker werfen und eine Menge von ihnen hinrichten ließ. Besonders hart wurde natürlich mit den Protestanten verfahren, deren Zahl unter den Verfolgungen stetig zusammenscholz. So erklärt sich's, wenn 1703—11 ein neuer Aufruhr unter Tököly's Stiefsohn, Rakoczy, den Habsburgern schwer zu schaffen machte, bis sie sich zu einem mildern Regiment verstanden. — In dem fortdauernden Krieg mit der Pforte erhielt diese noch einige Schlappen, kam dann aber wieder in die Höhe, bis Prinz Eugen gegen sie auftrat und ein gewaltiges Türkenheer bei Zenta, 1697, vernichtete. Diese Niederlage schwächte die Pforte so sehr, daß sie nicht wieder aufkommen konnte und sich nach 16jährigem Streit zum Frieden von Karlowitz, 1699, bequemte, in welchem Österreich Ungarn und Siebenbürgen behielt. Daran war ihm durchaus mehr gelegen als an der Bekämpfung der Franzosen im Westen.

Nach 15 Jahren begann Achmed III., der den Venetianern Morea abgenommen hatte, den Krieg aufs neue. Karl VI., welcher nach eben beendigtem Erbfolgekrieg freie Hand hatte, stellte ein großes noch durch einiges Hilfsvolk der Reichsfürsten vermehrtes Heer gegen ihn auf und übertrug den Oberbefehl wieder dem vielbewährten Prinz Eugen, welcher hier seine schönsten Lorbeeren erwerben sollte. Eugen schlug bei Peterwardein, 1716, mit 64 000 Mann ein Türkenheer von 150 000 in einer der blutigsten Schlachten aufs vollkommenste. Unter den Gefallenen

war auch der Großwessir. 1717 ging Eugen über die Donau und nahm die gewaltige Festung **Belgrad** ein, bis 1521 ein Bollwerk der Christenheit.

Die Türken hatten die Festung außerordentlich verstärkt und sie galt für unbezwingbar; es lagen 30 000 Verteidiger darin. Ganz Europa blickte auf Eugen, ob er sie nehmen könnte. Dazu war freilich umsoweniger Aussicht, als ein türkisches Entsatzheer von 150 000 Mann herbeikam. Letzteres lagerte sich hinter die Belagerer und so waren diese nun die Eingeschlossenen, von der Festung und dem Entsatzheer dermaßen beschossen, daß sie nirgends mehr vor Kugeln sicher waren. Dabei herrschte unter ihnen die Ruhr. Der kleine Feldherr mit dem großen Geist stellte den mindern Teil seiner Leute gegen die Festung auf, um Ausfälle abzuwehren, und griff mit dem größern im Morgengrauen des 16. August das Entsatzheer an. Eben entsteht ein dicker Nebel, in welchem sich sein rechter Flügel zu weit seitwärts zieht; die Türken dringen in die Lücke und drohen die Christen auseinander zu schneiden. Zum Glück fällt der Nebel und schnell hat Eugen die Gefahr erkannt und die Schlachtordnung wieder hergestellt. Und nun stürzt er sich auf das feindliche Lager und erobert Batterie auf Batterie. Die Muslims fliehen entsetzt, indem sie viele Tote und Verwundete zurücklassen und den ganzen Reichtum ihres Lagers. Das alles sehen die Belgrader von ihren Wällen und am andern Tage ergiebt sich die stolze Feste mit ihren 600 Feuerschlünden in der Christen Hände. Das deutsche Volk sang nun weit und breit: Prinz Eugen, der edle Ritter, Wollt dem Kaiser wiedrum kriegen Stadt und Festung Belgarad &c.

Die Pforte bat darnach um Frieden. Derselbe wurde 21. Juni 1718 zu **Passarowitz** sehr günstig für Österreich geschlossen, er sicherte ihm außer Slavonien noch einen Teil von Bosnien, Serbien und der Wallachei. Wenn der verkannte Eugen gewußt hätte, wie bald, 1739, in einem neuen Krieg und Frieden mit der Türkei fast alle seine schönen Errungenschaften, selbst das stolze Belgrad, für Österreich durch die Ungeschicklichkeit seiner Feldherrn und die Kopflosigkeit seiner Unterhändler wieder sollten verloren gehen! Er erlebte es nicht mehr († 1736). Eugen that am meisten für Deutschlands Ehre und fühlte am tiefsten seine Schmach.

Schmerzlich beklagte er, daß es sich von Frankreich so habe bedrängen lassen, daß selbst der beste Frieden mit diesem hinfort ein stummer Krieg sein müsse. Bei erster Gelegenheit werde Frankreich den Rhein zur Grenze verlangen! Aber Eugens Plan, das geistlose Österreich zu verjüngen, scheiterte an dem herrschenden Schlendrian und der überlieferten Trägheit. Dieser Savoyer war ein Deutscher geworden mit Leib und Seele, wenn man „geworden" sagen darf; denn er rühmte sich der Abstammung vom Sachsenherzog Witukind.

§ 11. Polen und sein leibesgroßer König.

Wir haben uns an einem Könige von **Polen** ergötzt, schauen wir einen Augenblick auf dieses kranke Land hin! Seitdem mit **Sigmund II.** 1572 der **Jagellonische** Herrscherstamm ausgestorben und Polen ein **Wahlreich** geworden war (S. 558), gab es naturgemäß und besonders bei der Gemütsart der Polen höchst ärgerliche Wahlumtriebe, in welche sich zu größerer Verwirrung noch das Ausland mischte, ja es gab blutige Wahlkämpfe, die das ganze Land durchbebten. Aber auch sonst hatte Polen eine erbärmliche Verfassung: alle Gewalt lag in der Hand des Adels („Schlachta"); der Bürgerstand wurde von den Staatssachen ganz ausgeschlossen und ein freier Bauernstand existierte nicht; die Bauern, $^{9}/_{10}$ des Volks, trugen alle das Sklavenjoch. Das Gesetz schätzte im Fall eines Totschlags ein Bauernleben zu 10 Mk. Der Adel: 5—6 Magnatenfamilien (Pane) teilten die Kronämter unter sich; weitere 100 hohe Familien hatten lebenslänglich die Wojewoden- und Starostenämter; 30 000 kleine Gutsbesitzer saßen abgeschieden auf ihren Gütern; die kleine Schlachta aber, gewiß über 1 Million Köpfe, diente den Magnaten als steifbettelnde Stegreifritter. Kam er auf den **Reichstagen** zusammen und sollte des Vaterlandes Wohlfahrt besorgen, so stritten sich die Parteien wütend ab, um **einmütige** Beschlüsse zu erzielen: denn nach dem Gesetz von 1562 hatten nur diese Geltung. Nach dem liberum veto konnte Ein Landbote, der sich entfernte, den Be-

schluß aller Übrigen zu nichte machen. So wurden sie nicht selten handgemein und zerschlugen sich die Köpfe. In 52 Jahren gabs 55 Reichstage, und 48 davon gingen in Tumult auseinander. Und jeder Edelmann hatte das Recht, mit einer fremden Macht Bündnisse zu schließen! In den Städten gediehen die Juden, das geistige Leben aber beherrschten die Jesuiten, die 12 Mill. Bauern lebten wie Tiere. — Unter solchen Kämpfen gelangte durch französisches Geld Johann III. Sobieski auf den Thron, 1674. Das war nicht nur ein tapferer, sondern auch ein sehr verständiger Fürst, der den Staat wohl wieder emporgebracht hätte, wenn solches nur bei der bestehenden Verfassung möglich gewesen wäre. Sobieski starb 1696, unter der Mißgunst seines Volkes, geplagt von der Ahnung, daß Polen unter dem Gezänk der Religionsparteien vergehen müsse. Sein unwürdiger Nachfolger war ein Deutscher, Friedrich August von Kursachsen.

Ein Riese von solcher Leibesstärke, daß er Hufeisen und harte Thaler mit der Hand zerbrach und wilde Stiere an den Hörnern zu Boden riß. Aber ein Verschwender ohnegleichen, der durch einen ungeheuren Hofstaat, durch den Bau herrlicher Paläste und Lustschlösser nach französischem Muster, durch feenartige Feste u. dergl. sein Ländchen in die tiefsten Schulden stürzte. Seine Feste gab er vornehmlich seinen Mätressen zum Wohlgefallen. Er war ein abscheulicher Wollüstling, der von diesen 350 Kinder gehabt haben soll. Höchst ehrgeizig war er auch, wollte „König" genannt werden. Und durch Anlehnen an Österreich und Bestechung bewirkte er, daß man ihn zum König von Polen erwählte, 1697. Aber seine Thronbesteigung wurde an die Bedingung geknüpft, daß er katholisch werde, und so schwört denn der Wicht flugs den evangelischen Glauben ab! Da war doch der große Kurfürst ein anderer Mann; dem hatten die Polen vorher ihre Krone angeboten und keinen Übertritt, nur jährlich einmal Anwohnung bei einem Kirchenfest verlangt; er aber sprach: „Da sei Gott vor, das verbietet mir mein Gewissen!" Allein was lag einem solchen Wüstling, wie dem sächsischen Kurfürsten, am Gewissen! Da seine Gattin nicht römisch werden wollte, durfte sie Polen nie betreten.

Indessen war wenig Heil dabei für ihn und sein Haus. Er verband sich, um Schweden zu verkleinern, mit den Russen, und wurde infolge davon auf eine Zeitlang wieder entthront (S. 662); und nach dem Tode seines Sohnes August III. kam das sächsische Kurhaus wieder ganz um das polnische Reich, das hinfort dem russischen Einfluß überlassen blieb. Russische Heere verließen den Boden Polens nicht mehr. Übrigens garantierte der Apostate seinen sächsischen Unterthanen den Fortbestand ihres evangelischen Bekenntnisses; ja er behielt auch das Direktorium des corpus evangelicorum! In Polen verfolgte er die Protestanten und schloß sie, 1717 und 1733, von allen Ämtern aus. In Deutschland standen nun 6 katholische Kurfürsten den 2 evangelischen (Brandenburg und seit 1692 Hannover) gegenüber; 1685 war leider auch die Pfalz unter einen katholischen Fürsten gekommen. Protestantische Vormacht in Deutschland wurde Brandenburg.

§ 12. Der große Kurfürst. Das Königreich Preußen.

Das schwäbische Grafenhaus Hohenzollern war in der Linie der Burggrafen zu Nürnberg 1415 zum Besitz Brandenburgs gelangt (S. 437). Zu der fortwährend von den Hohenzollern beherrschten Kurmark fügten sich aber in der Folge namhafte andere Gebiete. Kurfürst Albrecht Achilles verfügte 1473, daß die Hausbesitzungen nicht geteilt werden durften. Bei der Schlichtung jenes (S. 537) Jülich'schen Erbstreites erhielt Brandenburg das Herzogtum Kleve samt den Grafschaften Mark und Ravensberg. Einen noch größern Erwerb machte es im Osten; 1618 erbte Kurfürst Johann Sigmund von seinem söhnelos sterbenden Schwiegervater Friedrich Albrecht das ausgedehnte Herzogtum Preußen (S. 509), das später dem ganzen Staate seinen Namen gegeben hat. Im westfälischen Frieden erlangte Brandenburg einen Teil von Pommern, Magdeburg rc. (S. 603). Traun, schon ein schöner Umfang von Besitzungen und doch ein dünnleibiger Staat, den nur

ein geistvoller Fürst zu einem Gegengewicht gegen die habsburgische Macht heranbilden konnte.

Den westfälischen Frieden schloß jener Brandenburger mit, welcher der große Kurfürst genannt wird. Friedrich Wilhelm, geb. 1620, regierte 1640—88; ein Mann, zwar nicht von der geistlichen Höhe eines Ernst von Gotha (S. 604), aber von ungewöhnlichem Verstande, urkräftigem Wesen und aufrichtig gutem Willen bei großem Ehrgeiz. Er durfte sagen „sein einziges Bestreben gehe dahin, seine Lande glücklich zu machen.“ 1641 gab er seines Vaters österreichische Politik auf und schloß Waffenstillstand mit den Schweden. Unablässig schaffte er an der Wohlfahrt des Landes. Dieses hatte im 30jährigen Kriege am meisten gelitten (Berlin zählte 6000 „ruinierte und verdorbene“ Einwohner), lag ausgesogen da, niedergetreten von Freund und Feind, und durch seine treue Bemühung und kluge Verwaltung erholte es sich am ersten. Unerwartet bald bevölkerten sich (namentlich durch Begünstigung der Einwanderung von betriebsamen Holländern, Hugenotten, aus Polen verjagten Unitariern ꝛc.) die verödeten Provinzen wieder, kehrten Ordnung und Wohlstand in dieselben zurück. Bei seiner vortrefflichen, in Holland erlernten Finanzwirtschaft konnte er ein stehendes, stets schlagfertiges Heer halten, ohne seinem Volk wehe zu thun, aber zum Schirme desselben gegen außen.


Fig. 306. Der große Kurfürst. (Nach dem Stich von P. G. Busch.)

Etwas gewaltthätig ging er in seinem Regiment zu Werke, was aber die Not der Verhältnisse großenteils entschuldigte. Er haßte die Landtage, weil sie gegen die landesherrliche Souveränität fochten. Von heftigen Polterern erzürnt, verbot er seinen lutherischen Geistlichen, in ihren Kanzelvorträgen die Reformierten Sakramentierer ꝛc. zu nennen; aber auch die Lutheraner sollte man nicht mehr Pelagianer ꝛc. schelten dürfen. Da Paul Gerhardt, Prediger in Berlin, diesen Revers nicht unterzeichnen wollte, wurde er 1666 entlassen, 1667 wieder eingesetzt und ihm die Unterschrift erlassen; aus Gewissensängstlichkeit trat er doch zurück. Ein Schatten an ihm bleibt auch, daß er sich anfangs zwischen dem Kaiser und dem übermächtigen Schweden, später zwischen diesem und Polen etwas schlangenmäßig hindurchwand. Sein Grundsatz war: nie neutral zu sein, sondern sich auf die eine oder andere Seite zu stellen, woraus sich seine vielverschlungene Politik einigermaßen erklärt; so nur meinte er zwischen den stärkeren Nachbarn durchlavieren zu können. Sonst zeichnete er sich vor den allermeisten Fürsten Deutschlands rühmlichst aus. Während jene, weltliche und geistliche, französischer Mode und Üppigkeit fröhnten, führte er ein exemplarisch geordnetes Leben, blieb deutscher Sitte treu und suchte sie auch bei seinem Volke zu bewahren. Er trat auch dem übermütigen Frankreich kräftig entgegen und war der einzige Reichsfürst, der seinem erschöpften Lande zumutete, immer gerüstet zu bleiben im Osten wie am Rhein. Führen wir noch zwei wichtige Einzelheiten an.

Das Herzogtum Preußen war infolge unglücklicher Kriege seit 1525 ein polnisches Lehen. Da aber Polen jetzt harte Kämpfe mit Schweden und Russen zu bestehen hatte, so bewirkte er durch seine Parteiergreifung erst für Schweden, dann für Polen, daß Preußen 1660 aus der polnischen Lehenshoheit entlassen ward. Dieses Herzogtum war also von dem an ein souveräner Staat; es gehörte nicht zum

Deutschen Reiche, stand darum auch nicht unter dem Kaiser; der Kurfürst von Brandenburg stand unter ihm, nicht aber der Herzog von Preußen. Zwar wollten die Stände, besonders der Adel, ihn nach altem Recht einschränken, er machte aber mit ihnen kurzen Prozeß; denn ihm lag an, die Verwaltung seiner Lande einheitlich zu ordnen.

Noch eine glänzende Waffenthat! Als Ludwig XIV. im holländischen Kriege, um sich den gefürchteten Kurfürsten vom Leibe zu schaffen, die Schweden aufstiftete, in dessen Land einzufallen (S. 622), verheerten sie dasselbe abscheulich. Da eilte der Kurfürst vom Rheine herbei und griff bei Fehrbellin, 28. Juni 1675, mit einem kleinen, fast nur aus 6000 Reitern bestehenden Heerhaufen und 13 Kanonen den weit überlegenen Feind an. Da er einen Schimmel ritt, der ihn kennbar machte, so richteten sich die Geschosse auf ihn. Sein Stallmeister Froben bat ihn daher, das Pferd mit ihm zu tauschen. Ehe es geschah, streckte eine Kugel den treuer Diener hin. Der Kurfürst aber hieb mit seiner Reiterei ganze Regimenter zusammen und brachte den sieggewohnten Schweden die vollkommenste Niederlage bei. Dieser Sieg trug ihm Ruhm vor ganz Europa ein; seither hieß er der Große. — Durch seine Waffenthaten, durch seine Gebietserwerbungen und vornehmlich auch durch seine weisen Einrichtungen im Innern hat dieser Kurfürst den Grund zu der Größe des Hohenzollernschen Hauses gelegt. Sogar eine Seemacht begann er seit 1676 zu gründen und Kolonien in Guinea zu schaffen, was aber später aufgegeben wurde.


Fig. 307. Friedrich Wilhelm I. (Nach Bernigeroth.)

Seine edle Gemahlin, Louise von Oranien (S. 552) meinte einst, weil sie keinen Thronerben gebar, ihm die Ehescheidung antragen zu müssen. Aber das wies er großherzig ab, um seinen Eid zu halten, und die Hoffnung, auf die er sie vertröstete, wurde 1657 erfüllt. Noch einmal schlug er die Schweden, 1679, wurde aber vom Kaiser genötigt, das eroberte Pommern wieder herauszugeben, was er ihm nie vergab.

Sein schwächerer Sohn Friedrich (1688—1713) hatte von einem Fall in seiner Kindheit einen etwas verkrüppelten Leib, vom Vater nur den Ehrgeiz. Er sah, wie ein Oranien sich auf den englischen, ein Sachse sich auf den polnischen Königsthron schwang; er begehrte gleichfalls den Königstitel, dem seine Machtstellung mit $1^1/_2$ Millionen Unterthanen kaum entsprach. Hiezu war die Zustimmung anderer Mächte, namentlich des Kaisers, erforderlich. Die meisten Höfe gestanden ihm auch gern diesen Titel zu, der Kaiser erst, nachdem er versprochen, denselben im spanischen Erbfolgekrieg unterstützen zu wollen. Da Friedrich König in Preußen werden wollte, mit welchem Lande er außerhalb des Reichsverbandes stand, war es eine bloße

Anerkennung eines souveränen Nebenherrschers als König, wobei Friedrich natürlich mit seinen übrigen Landen unter kaiserlicher Oberhoheit blieb. Des Papstes Protest „gegen dieses freche und gottlose Attentat" fiel unbeachtet zu Boden. So setzte er sich denn, 18. Jan. 1701, zu Königsberg unter großer Feierlichkeit als Friedrich I. die Königskrone aufs Haupt, er sich selbst, zum Zeichen, daß er sie unmittelbar von Gott habe, die Krone, womit er seine Nachkommen reizte, vorwärts zu streben, die Krone, welche bald ältere Königskronen überstrahlen sollte.

Es waltete gewiß dabei eine höhere Hand, denn Preußen hatte eine hohe Bestimmung. Zugleich stiftete der neue König den Schwarzen Adlerorden, der noch der höchste Orden Preußens ist. Mit Recht tadelt man seinen Hang zu verschwenderischer Pracht, wie er auch ein feierliches Ceremoniel um sich her liebte. Doch lud er verfolgte Pfälzer, Mennoniten 2c. zu sich ein, und sein Heer gewann hohen Kriegsruhm auf allen Schlachtfeldern des Kaisers, nur ohne Nutzen für das Land. Doch gewann er Obergeldern. Auch ließ er sich höhere Bildung angelegen sein; er stiftete zu Halle eine neue Universität, die er freigebig ausstattete und an welche er die tüchtigsten Lehrer berief; er gründete ferner nach französischem Vorbild und Leibnizens Rat die Akademie der Künste und die königliche Gesellschaft der Wissenschaften in Berlin. Aber durch seine luxuriöse Hofhaltung geriet der Staatshaushalt in Unordnung. „Seine Günstlinge schwelgten in seiner Freigebigkeit, während Preußen und Litauen dem Hunger und der Seuche verfielen," schreibt sein großer Enkel.

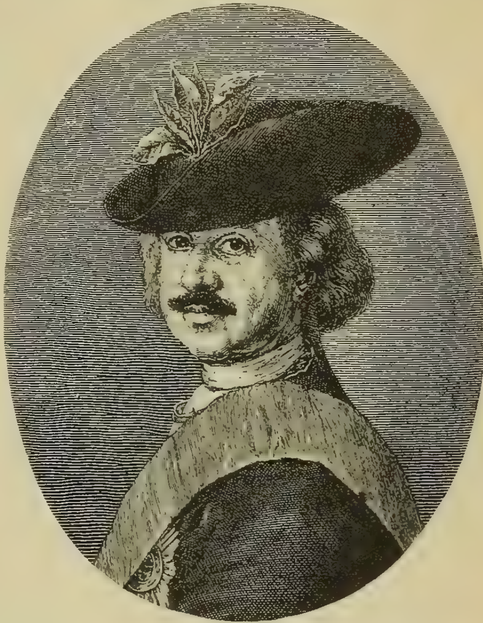


Fig. 308. Leopold von Anhalt-Dessau. (Nach dem Stich von G. F. Schmidt.)

Doch da half aufs vollkommenste sein Sohn Friedrich Wilhelm I. (1713—40). Ein „gar besonderer Herr" mit kerngesundem Urteil und immer munter im Geschäfte, ein Eiferer für Einfachheit und Sparsamkeit. Er that mit einemmale allen Prunk und Flitter ab, schickte den Silberservice seines Vaters in die Münze, um einen Staatsschatz zu sammeln, sah nach allem und kümmerte sich um alles. Er lebte äußerst einfach und kaum besser als ein Berliner Bürger. Reverenz und Bücklinge heischte er nicht: er setzte sich mit seinen „guten Freunden", Räten und Offizieren, in eine Tabakstube und unterhielt sich mit ihnen bei einem Glas Märker Bier, wobei jeder rauchen oder doch eine kalte Pfeife im Munde haben mußte. Im Staatshaushalt sah er auf die größte Ordnung, die ganze Verwaltung gestaltete er um; die Beamten beaufsichtigte er strenge und bereitete dem bequemen Schlendrian des Geschäftslebens ein Ende mit Schrecken. Eine „wirkliche Macht" sollte Preußen sein und darum durch straffe Zucht alle Kräfte anspannen, um sich nicht „kujonieren lassen zu müssen. Jeder muß sein Devoir thun, jeder Ordre parieren". Vor allem war er auf eine tüchtige Wehrkraft bedacht, um das Gewicht des preußischen Schwertes in die Wagschale der europäischen Dinge zu werfen; hier scheute er keine Ausgaben. Er vermehrte das Heer und verbesserte die Einrichtung desselben, wobei ihm sein Feldmarschall, Fürst Leopold von Dessau (S. 630 f.), die trefflichsten Dienste

leistete. So gab er Preußen jenen kriegerischen Anstrich, der es noch kennzeichnet. Eine Liebhaberei war es, daß sein Leibregiment aus Riesen bestehen mußte, die er aus aller Welt zusammenwerben ließ. Wegen seiner Vorliebe fürs Militär nannte man ihn den Soldatenkönig. Er gewann für Preußen die Odermündung und verdoppelte fast seine Macht. Des evangelischen Glaubens nahm er sich auch außerhalb seines Staates ernstlich an, als irdischer Schutzherr des protestantischen Deutschlands.

Wie Preußen unter ihm meist Frieden genoß, so sorgte er auch für gute Sicherheit im Innern. Er handhabte die prompteste Justiz und ließ die Diebe gelegentlich an den Häusern aufhängen, in denen sie gestohlen hatten. Wahrhaft väterliche Sorgfalt wendete er dem Nährstande zu. Durch Begünstigungen aller Art suchte er die Kultur des Bodens und die vaterländische Industrie zu fördern; errichtete selbst Tuch- und Gewehrfabriken. Für den Aufbau ruinierter Städte und die Ansiedlung armer Einwanderer gab er auch Millionen freudig her. Die persönliche Leibeigenschaft der Bauern wurde 1717 aufgehoben. Er that viel für Waisenerziehung, Krankenpflege; der Schulzwang wurde den Gemeinden aufgelegt, den ärmsten aber Staatsunterstützung gereicht. Höhere Lehranstalten erfreuten sich weniger seiner Gunst; er hatte einen Widerwillen gegen hohe Gelehrsamkeit, die er roh verspotten konnte. Einen gründlichen Haß aber hegte er gegen das gezierte, falsche und liederliche Franzosenwesen. Er wollte schlichte, ehrbare und redliche Leute. Fest hielt er am einfältigen Bibelglauben, als dem Grund alles Guten. Zu einem Geistlichen (Hecker) sprach er einmal das starke Wort: „Predige Er den Herrn Christus, alles andere sind Narrenspossen!" Seine Instruktion für die Erzieher seiner Söhne besagte, „sie sollten dieselben zur Gottesfurcht und zur Liebe Christi, als des einzigen Trostes im Leben, erziehen und vor allen falschen Lehren, namentlich den arianischen und atheistischen, bewahren, weil das wahre Christentum das einzige Mittel sei, die von menschlichen Gesetzen und Strafen befreite souveräne Macht in den Schranken der Gebühr zu halten." Er starb, wie sein großer Sohn schreibt, „über den Tod triumphierend wie ein Held."

§ 13. Die Kirche im 17. Jahrhundert.

Die Kirche bietet nicht den tröstlichsten Anblick. Noch saßen die Jesuiten allenthalben in der Herrschaft, fesselten das Volk neben ihren klugen Fabeln durch kirchliche Festivitäten und geistliche Schauspiele; und je und je gelang es ihnen, protestantische Fürsten oder Prinzen herüberzulocken, was allemal ein großer Triumph war. Aufsehen erregte in Italien der Mystiker Molinos († 1697), der auch Franzosen zu Ruhigseligen machte, und natürlich verfolgt wurde, wegen seines Quietismus, wie man das innere Leben nannte.

In unserer lutherischen Kirche wurde wohl der rechte Glaube streng aufrecht gehalten und nicht bloß durch die geistlichen Obern, sondern auch durch die Landesfürsten, an welche ja die oberste Bischofsgewalt übergegangen war, die sie durch ein Kollegium von geistlichen und weltlichen Räten, Konsistorium genannt, ausübten. Sie ließen zum Teil selbst ihre weltlichen Beamten auf die Bekenntnisschriften unserer Kirche schwören. Was aber das Leben in ihr betrifft, so ließ der heilige Ernst merklich nach; und ein Großes verschuldeten dabei die Hirten und Lehrer selbst. Es erwachte die streitsüchtige Theologie wieder in ganzer Heftigkeit. Man bekämpfte die kalvinistischen und andere Irrtümer mit aller Macht, „um das Kleinod der reinen Lehre zu wahren." Schade, daß man so häufig darüber vergaß, die göttliche Wahrheit müsse im Herzen und Wandel der Menschen lebendig werden, wenn sie ihnen wirklich Heil bringen solle. Nicht bloß in gelehrten Schriften und auf dem Katheder wurde grimmig gestritten, auch von unzähligen Kanzeln herab hörte man statt erbaulicher Vorträge bitteres und wüstes Schulgezänke, das die heilige Liebe eher forttrieb als herbeiführte. So wurde diese im Kämpfen so rührige Theologie in der That zu einer toten Orthodoxie, zu einer Rechtgläubigkeit, die wahres geistliches Leben weder hatte noch erzeugen konnte.

Da bemühte sich ein vielgeprüfter Bischof der böhmischen Brüderkirche, Amos Comenius (1592—1670), das Erziehungswesen zu reformieren: im Anschluß an die Natur, ohne Sprünge,

soll das göttliche Ebenbild im einzelnen Kinde wie im Volke entwickelt werden zum rechten Wissen, Denken und Sprechen, bis ein „Paradies der Kirche" daraus erwachse. Weithin wirkte er durch sein Vorbild wie durch seine Schriften. Sein Freund war der Helmstädter Professor G. Calixt († 1656), der viel gehaßt wurde, weil er für Versöhnung der Konfessionen arbeitete.

Im Gegensatz zur starren Orthodoxie regte sich auch in mehreren wieder die Mystik (S. 395), und zwar eine reinere, als jene frühere, eine vom hellen Lichte des Evangeliums durchläuterte. Sie erkannten klar und empfanden es tief, daß der Gottestrost der Versöhnung durch Christum ins Herz gefaßt werden und einen neuen Menschen hervorbringen müsse, daß nur ein im inneren Umgange mit dem Herrn in der Weltverleugnung, in Demut, Liebe und allen guten Werken sich übendes Christentum das wahre sei. Und diese edeln Menschen sind denn dem toten Wortglauben mit Entschiedenheit entgegengetreten und haben dem ersterbenden Leben in der evangelischen Christenheit wieder aufzuhelfen gesucht. Vor allem ist hier ein erwähltes Rüstzeug zu nennen, der Vater des Pietismus.

Phil. Jak. Spener, geb. 1635 zu Rappoltsweiler, der Sohn eines gräflichen Rates, studierte in Straßburg, informierte hierauf zwei Prinzen der Pfalz, machte bedeutende Reisen, um andere Universitäten und fromme Christen kennen zu lernen, und hielt darnach Vorlesungen an der Hochschule zu Straßburg. a. 1666 wurde er Senior der Geistlichkeit zu Frankfurt a. M. Er zeugte kräftig gegen das dürre tote Wesen in der Kirche, drang auf Herzensbekehrung und fortgehende Erneuerung durch das Wort des Lebens und insonderheit auf ein liebethätiges Christentum. Er hielt aber auch in seinem Hause collegia pietatis, Versammlungen der Frömmigkeit, wo er den Teilnehmenden in freier Unterredung das Verständnis des Wortes aufzuschließen und seine Lebenskräfte ins Herz zu führen sich bestrebte. Diese Erbauungsstunden wurden von vielen, auch Vornehmern, zu reichem Frommen besucht. Auch gab er ein Buch heraus „pia desideria (fromme Wünsche) oder herzliches Verlangen nach Besserung der evangelischen Kirche mit dahin abzweckenden Vorschlägen." Es sollten, meint er, sich „Kirchlein in der Kirche" bilden; die Erweckten sollten sich überall näher zusammenschließen, um sich selbst im wahren Christentum zu erhalten und zu fördern und ein Licht und Salz für die andern Glieder der Kirche zu werden. Dieses Buch schuf ihm zahlreiche und erbitterte Feinde; schon schalt man ihn einen Ketzer. Er blieb gelassen und hat mit Sanftmut und Demut manche Gegner überwunden. 1686 als Hofprediger nach Dresden gerufen, setzte er seine rastlose Thätigkeit freudig fort. Insonderheit führte er nach dem Vorgange Herzogs Ernst (S. 605) Katechismusexamina für Erwachsene ein, welche ihre Heilsamkeit bewährten. Sein tiefes und reiches Wissen, seine herzandringende Sprache und die Liebe und der Frieden, die aus seinem ganzen Wesen atmeten, zogen immer mehr Seelen zu ihm hin, namentlich schloß sich eine bedeutende Zahl junger Prediger an ihn an. Allein auch seiner Gegner wurden immer mehrere. Als er einst zu Leipzig eine Gastpredigt über das Thema hielt: „Wie not es thue, dem geistlichen Stande würdige Glieder zu erziehen," griffs den Professoren ans Herz und sie verschrieen ihn als einen Verächter der wissenschaftlichen Bildung. Pfarrer und Theologen machten gemeinsame Sache mit ihnen, man eiferte jahrelang von den Kathedern und Kanzeln gegen den „Verderber der evangelischen Kirche." Auch brachte man für ihn und seine Anhänger 1674 den Spottnamen Pietisten (Frömmler) auf. Selbst bei seinem Kurfürsten Johann Georg III. (Vater des katholisch gewordenen August II.) fiel er in Ungnade, als er in einem herkömmlichen

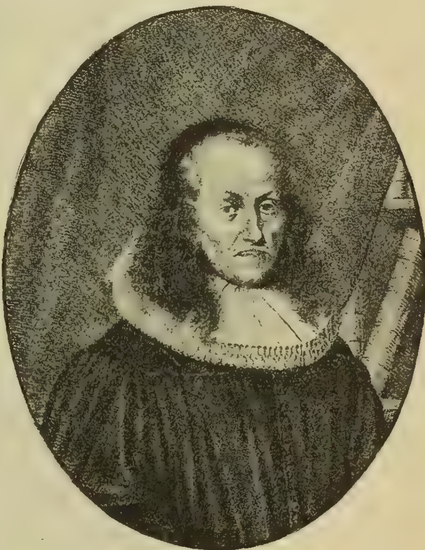


Fig. 309. Ph. Jakob Spener.

„beichtväterlichen Bußmahnschreiben“ dessen Sünden bescheiden rügte, was ergrimmte Höflinge dem hohen Herrn als eine Beleidigung seiner Durchlaucht darstellten. Da Spener eben vom Brandenburger Kurfürsten einen Ruf nach Berlin empfing, gab ihm der sächsische seine Entlassung, ohne daß er sie nachgesucht hatte. So ging der verhaßte, gelästerte und doch von Tausenden gesegnete Mann 1691 nach Berlin, wo er noch fruchtbar wirkte. Er starb 1705 mit der Hoffnung, daß die Kirche Christi noch auf Erden eine bessere Gestalt erlangen werde. Er hat die Person des Christen vom Bann der Autorität, von der Knechtschaft unter das Lehramt zu befreien getrachtet und das Priestertum der Gläubigen wieder anerkannt.

Die frommen Zusammenkünfte und Gemeinschaften, die „Kirchlein in der Kirche“ dauerten fort, pflegten wahres Leben und gereichten zu einem Licht und Salz



Fig. 310. A. H. Francke. (Nach A. Pesne.)

für viele. Freilich hin und wieder arteten sie aus; die Teilnehmer zogen sich vom öffentlichen Gottesdienste zurück und bildeten Winkelkirchen, obwohl Spener selbst vor allem Separationswesen nachdrücklich gewarnt hatte. Um so mehr wurde die ganze Sache verlästert und verfolgt ungerechter und thörichterweise. Hätte es der Pietismus nur zu der presbyterialen Verfassung der Kirche gebracht, die Spener anstrebte! Es geschah bloß in Jülich, Cleve und Berg, während sonstige Anläufe kleinlich ausliefen. — Neben Spener leuchtet sein jüngerer Freund August Hermann Francke. Zu Lübeck geb. 1663 kam er nach Gotha, wo noch der Veternst waltete, und empfing im Gymnasium eine tüchtige Jugendbildung, studierte dann in Erfurt und Kiel und wurde 1685 Privatdozent in Leipzig. Hier hielt er collegia philobiblica, bibelliebende Versammlungen, in denen sich auch der Geist des Lebens mächtig

regte. Aber auch gegen ihn entbrannte der Zorn der Orthodoxie und seine collegia wurden verboten. Darüber verließ er Leipzig und übernahm 1690 ein Diakonat in Erfurt. Auch hier konnte man seine Leben weckende Wirksamkeit nicht vertragen und jagte ihn weiter. Noch 1691, da sein herrlicher Freund nach Berlin berufen ward, erhielt er von eben dort einen Ruf an die neuerrichtete Universität Halle als Professor und Pfarrer, mit welchen Ämtern er die weiteste freiwillige Thätigkeit verband.

Er nahm sich besonders der Armen und Verlassenen an, ihrer geistlichen und leiblichen Not. Er hing in seiner Stube eine Büchse für sie auf. Als einst jemand 4½ Thaler hineinlegte, faßte er den Gedanken, damit eine Waisenanstalt zu gründen. Im Vertrauen auf den Vater der Waisen begann er flugs zu bauen. Es gingen weitere Liebesgaben ein, daß er den Bau fortsetzen konnte. Öfters freilich hatte er keinen Dreier mehr in der Kasse und abends sollten die Bauleute befriedigt werden; aber er verzagte nicht, er glaubte und im dringendsten Augenblick kam immer Hilfe. Das Waisenhaus steht fertig da und eine Schar Kinder zieht ein. Aber die Unterstützungen fließen fort, und sehr beträchtliche darunter. Da erweitert er seine Anstalt für Unterricht und Verköstigung nicht elternloser Kinder. Darnach verbindet er damit ein Pädagogium für Kinder und Jünglinge vermöglicher Eltern, hinwieder ein Witwenhaus und Krankenhaus, eine Apotheke, Buchdruckerei, Buchhandlung und Meierei; kurz es wird das noch bestehende weltberühmte Hallische Waisenhaus mit allem Zubehör daraus, dessen Gebäude eine kleine Stadt, eine lange und breite Straße ausmachen. Bei Franckes Tod, 1727, wurden darin 430 Waisen unterhalten und erzogen, mehrere Hunderte anderer Kinder nebst vielen armen Studenten gespeist und im ganzen 2125 Kinder von 136 Lehrern, größtenteils unentgeltlich unterwiesen. **So große Dinge kann der lebendige Glaube ausrichten!**

Es fand im Hallischen Waisenhause eine so vortreffliche Unterrichts- und Erziehungsweise statt, daß dieselbe lange für ein Muster galt, nach dem die deutschen Schulanstalten sich richteten. Namentlich ist die Realschule seit 1706 eine Schöpfung der Pietisten. Weiter gehörte dazu die segensreiche Bibelanstalt. Hildebrand Freiherr v. Canstein, † 1719, wendete sein ganzes Vermögen daran, das werte Gotteswort zu verbreiten und auch in die Hände der Unbemitteltsten zu bringen. Er ließ es im Waisenhause auf stehenden Lettern in mancherlei Format drucken. Seit 1710 sind da 6½ Mill. h. Schriften gedruckt worden. — Die Pietisten gründeten auch die erste evangelische Missionsanstalt, die dänisch-hallische.

§ 14. Wissenschaft und Kunst im 17. Jahrhundert.

Auf dem Gebiete der Wissenschaft that sich nun vornehmlich die Philosophie hervor: darin traten die bedeutendsten Männer auf. Zuerst ein Seltsamer, Schuhmacher zu Görlitz, der den Namen „der Philosoph Deutschlands“ erlangte, Jak. Böhme, 1575—1624, schon als Knabe in den Grund der Dinge eindringend.


Fig. 511. Jakob Böhme. (Nach einem gleichzeitigen Stich.)

Solches Streben setzte Böhme bei seinem Handwerke fort, bis er dieses 1613 gegen den höhern Beruf dran gab. Er fing an mit dem harten Streit wider die eigene verderbte Natur, und wie er nach Gottes Reich lauter trachtete, ging ihm ein wunderlich Licht auf, daß er erkannte, was Gott und Mensch wäre. Sein Buch hat drei Blätter, das sind die drei Prinzipien der Ewigkeit. Der Mensch ist schon dreifach als Leib, Seele und Geist; dreifach ist auch das Wesen der Welt, das auf ein dreifaches ewiges Leben in Gott führt. Solch eine Philosophie, welche durch ein außergewöhnliches inneres Schauen in die Tiefe Gottes hineingedrungen sein will, nennt man Theosophie. **Böhme war bei der seinen aufrichtig fromm, widersprach auch der** biblischen Offenbarung nicht, sondern wollte nur ein höheres und tieferes Wissen davon haben als gewöhnliche Gläubige. Wenn darum die einen der Theologen ihn hart angriffen, wie namentlich der Hauptpastor in Görlitz, der nur gezwungen ihm die Leichenrede hielt, nahmen ihn andere und

nicht die schlechtern in Schutz. Viele Leute aus allen Ständen freuten sich des Schusters außerordentlicher Weisheit und ehrten ihn hoch. Seine Schriften („Aurora oder die Morgenröte im Aufgang" 2c.) waren nur in zerstreuten Manuskripten vorhanden, als er starb; aber ein Amsterdamer Kaufherr setzte alles dran sie zu sammeln, und Philosophen wie Schelling haben daraus viel entnommen.

Ein anderer Philosoph, der mit der Theosophie nichts zu thun hat, ein sehr nüchterner Mathematiker, ist der Franzose René des Cartes (Cartesius), geb. 1596; er lebte aber meist in Holland, dahin er sich vor der verfolgenden französischen Geistlichkeit geflüchtet hatte, und starb in Schweden, 1650. Dieser Weltweise brachte den Grundsatz der „freien Forschung" auf, welcher nachher so fest gepackt und so laut gepriesen worden ist. Will man zur Erkenntnis der Wahrheit kommen, sagte er, so muß man sich von allem Gegebenen losmachen, auch von der christlichen Offenbarung. Alles muß aus dem eigenen Denken heraus, und da fängt man mit dem Satze an: Cogito, ergo sum, Ich denke, darum bin ich! Hat man einmal sich selber, so kommt man schon weiter und auch auf Gott, das unbeschränkte Sein, da „der Gottesbegriff dem menschlichen Geist eingeboren ist". Es besteht freilich dabei die Gefahr, daß man sich einen Gott macht nicht wie er ist, sondern wie man ihn versteht, und von Gott dem Erlöser wird man etwa gar nichts inne werden. Indessen hat dem Manne die Neuheit seiner Lehre, sowie die Leichtigkeit seines philosophischen Fortschreitens von Satz zu Satz großen Beifall und eine Menge Schüler erworben. Cartesius ist der Begründer der neuern Philosophie und zugleich Schöpfer der analytischen Geometrie. — Auch Israel gab einen berühmten Philosophen, Baruch Spinoza in Holland, 1632—77. Als er mit seinen philosophischen Ansichten hervortrat, wurde er von der Synagoge in den Bann gethan und von seinem ganzen Volke verstoßen.

Reicher Leute Kind, war er jetzt völlig vermögenslos und nährte sich vom Schleifen optischer Gläser. Bei den Christen, zu denen er sich hielt, traute ihm das gemeine Volk nicht, einige Gebildete aber suchten seinen Umgang. Er war ausnehmend gelehrt, dabei bescheiden, redlich und uneigennützig. Spinoza gilt für einen der schärfsten Denker, der die Doppelheit von Geist und Materie (bei Descartes) wegschaffen wollte. Gott ist ihm die einzige Substanz, alles einzelne nur eine Modifikation (Erscheinungsform) Gottes. Zu seinen Attributen (Eigenheiten) gehört vornehmlich Denken und Ausdehnung. Er dehnt sich aus oder wirkt nach dem Gesetze seiner eigenen Natur, handelt darum in allem mit Notwendigkeit. Er hat keine Freiheit, keine Liebe. Der Mensch ist eine besondere Modifikation der göttlichen Substanz, kann auch denken und sich ausdehnen oder wirken. Aber einen Willen hat er bei seinem Thun nicht; es giebt also auch eigentlich kein Gutes und Böses. Spinoza's Philosophie ist die der Notwendigkeit und Pantheismus, etwa auch die Lehre, daß die Welt nicht sei, die schon im indischen Denken spukt (S. 43).

Einer der größten Geister, die Deutschland hervorgebracht hat und vielleicht der universellste Mensch, ist Gottfried Wilh. Leibniz. Geb. 1646 zu Leipzig, studierte er daselbst und zu Jena die Rechte, machte weite Gelehrtenreisen, lebte die meiste Zeit als Hofrat und Bibliothekar zu Hannover, allwo er 1716 starb. Die mächtigsten Fürsten wetteiferten, ihn zu ehren; vom preußischen Könige wurde er zum ersten Präsidenten der zu Berlin errichteten Akademie (S. 643) ernannt; vom Zar erhielt er den Titel Geheimer Rat und 1000 Rubel Gnadengehalt; Leopold I. erhob ihn in den Reichsfreiherrnstand. Leibniz hatte eine unerschöpfliche Fülle der vielseitigsten Gedanken und einen bewundernswerten Scharfsinn des Geistes. Er war vornehmlich Philosoph, aber sein Wissen umfaßte auch Theologie, Geschichte, das Völker- und Staatsrecht, Naturkunde, Mathematik 2c., und fast in allen Wissenschaften hat er Neues hervorgebracht.

Seiner Philosophie ist die Lehre von den Monaden eigentümlich. „Die ganze Welt bestehe aus solchen Pünktchen, Stäubchen, welche in ihrer Zusammensetzung die tausenderlei verschiedenen Gestalten in der Schöpfung bildeten; jedes Geschöpf sei mit einer Centralmonade beseelt,

die es bewege; Gott aber walte über ihnen allen in freier Macht, Weisheit und Liebe, daß sie in unaufhörlicher Harmonie sich bewegen." Von der Weltharmonie redet er viel, wie er denn selbst eine wunderbar harmonische Natur war. Auch das Übel in der Welt sei eigentlich kein Mißklang, sondern Gott füge es zum Zusammenklang mit dem Ganzen. Er schrieb eine Theodicee (Gottesrechtfertigung) zur Verteidigung der Güte Gottes hinsichtlich der in der Welt bestehenden Übel. — Leibniz war ein getreuer Deutscher, so viel er auch lateinisch oder französisch verfaßte; er schrieb in Prosa und Dichtung gegen Ludwig XIV., den Länderräuber, und eiferte für Deutschlands straffere Einigung, für tüchtige Heeresverfassung, empfahl auch Sonderbündnisse, wie einen deutschen Handelsverein 2c. In seiner Jugend schwärmte er für Vereinigung der getrennten Kirchen, wandte sich aber später von Habsburg ab dem kräftig aufstrebenden Preußen zu. Prophetisch verkündete er, „daß mit dem Aufhören der Furcht vor göttlichen Strafen die Entfesselung aller Leidenschaften und die Herrschaft einer Sinnesart eintreten werde, welche die Menschen fähig und geneigt machen werde, die Welt mit einer Sintflut von Blut zu überschwemmen. Wer die ungeheure Bedeutung der Religion unterschätzt, arbeitet trotz aller Aufklärung nur dem Aberglauben in die Hände."

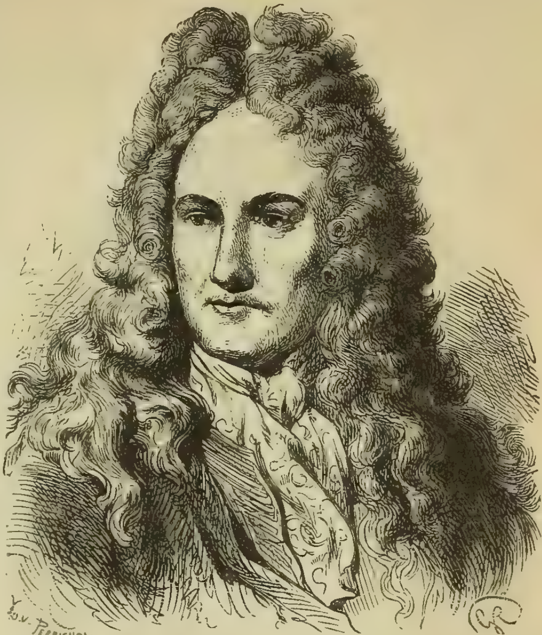


Fig. 312. G. W. Leibniz.

Ebenso groß ist ein Engländer, einer der vorzüglichsten Mathematiker aller Zeiten. Isaak Newton, 1642—1727, Präsident der Gesellschaft der Wissenschaften zu London, entdeckte 1685 das Gesetz der Schwere, womit er einen Blick in die Mechanik des Weltgebäudes that. Auch erkannte er, daß aus der Brechung der Lichtstrahlen die Welt der Farben entstehe. Dieser Newton ist noch besonders darum zu verehren, daß er bei seinem hohen Streben ein frommer Christ blieb, der sich tief vor Gottes Wort beugte und ein edles, sittenreines Leben führte.

Th. Hobbes († 1679) verfocht das absolute Recht des Staats, der sich frei von aller kirchlichen Einwirkung regieren müsse. Dagegen trat J. Locke († 1704) für die Volksrechte ein, verlangte Trennung von Staat und Kirche und völlige religiöse Duldsamkeit. W. Harvey († 1657) entdeckte den Kreislauf des Bluts, womit erst die Physiologie eine feste Grundlage erhielt. Malpighi in Bologna († 1694) begründete die genauere Erforschung der organischen Natur durchs Mikroskop, er zeigte, wie die Pflanze aus der Zelle herauswachse. Dagegen widmete sich der Nizzarde Cassini († 1712) dem Fernrohr und förderte die Sternkunde durch viele Entdeckungen.

In der weltlichen Poesie leistete Deutschland wenig, am meisten noch der Verskünstler Mart. Opitz, † 1639, der charaktervolle Paul Flemming, † 1640, und der Gelegenheitsdichter Sim. Dach, † 1659. Erwähnt sei auch der „Abenteuerliche Simplicius Simplicissimus", treue Schilderung der schrecklichen Kriegszeit in einem vom Amtmann Christoph von Grimmelshausen († c. 1676) verfaßten Roman. In dem leidenschaftlichen J. Chr. Günther († 1723) stand endlich ein rechter Dichter auf, der aber durch Ausschweifungen verkam. Aber das evangelische Kirchenlied lebte herrlich in neuen Schöpfungen einer Reihe trefflicher Männer und auch Frauen fort.

Joh. Heermann, 1585—1647, war immer leibeskrank, daß er sich nicht Eines gesunden Tages rühmen konnte, aber dabei kräftigen und frischen Geistes. Er erfuhr die Leiden des dreißigj. Krieges in ganzer Schwere, aber gerade auch die Not der Zeit rührte den Klang seiner Saiten. Von ihm sind die edeln Lieder: Herzliebster Jesu &c., Frühmorgens, da die Sonn aufgeht &c., Zion klagt mit Angst und Schmerzen &c., So wahr ich lebe, spricht dein Gott &c., O Gott, du frommer Gott &c. — Paul Gerhardt, geb. 1607 zu Gräfenhainichen, † 1676 als Archidiakonus zu Lübben (S. 641), hinterließ 120 Lieder, eines lieblicher und köstlicher als das andere. Von ihm haben wir die unsterblichen Gesänge: Wie soll ich dich empfangen &c., Wir singen dir Immanuel &c., O Haupt voll Blut und Wunden &c., Zeuch ein zu deinen Thoren &c., Sollt ich meinem Gott nicht singen &c., Gieb dich zufrieden und sei stille &c., Schwing zu deinem Gott dich auf &c., Warum sollt ich mich denn grämen &c., Die güldne Sonne &c., Nun ruhen alle Wälder &c., Geh aus mein Herz und suche Freud &c. u. s. f. Man lese nur die drei letzten und frage sich, ob es in poetischer Hinsicht etwas Schwung- und Klangvolleres geben kann. Und nun erst der geistliche Gehalt! O was für Segen hat der teure Gerhardt durch seine Lieder gestiftet, mit welchen sich Millionen von Seelen durch die Jahrhunderte hin erbauen! Wie viel Trost, Ruh und Frieden in Gott und neue Lebenskraft und Freudigkeit hat das einzige Lied schon gewirkt: Befiehl du deine Wege &c.! „Viele von andern Religionen besuchen nur deshalb die lutherischen Kirchen, weil dieses Mannes herzbewegliche Lieder darin gesungen werden." — Stehe noch eine fromme Sängerin hier, Emilie Juliane, Gräfin von Rudolstadt, 1665—1706. Sie dichtete 587 schöne Lieder, darunter das allbekannte: Wer weiß, wie nahe mir mein Ende &c.

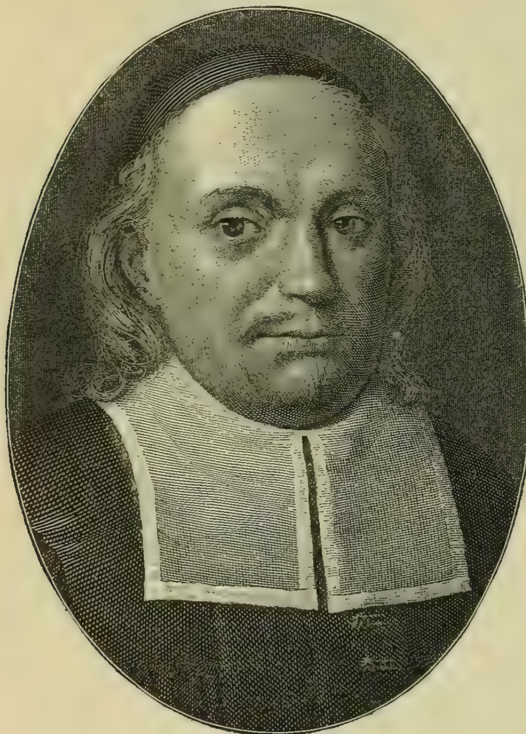


Fig. 313. Paul Gerhardt. (Nach Buchhorn.)

Katholischerseits zeichnen sich in dieser Periode zwei Dichter aus, deren Produkte mit einigen Ausnahmen freilich nicht Kirchenlieder sind: Friedr. v. Spec, 1591—1635, Lehrer der Theologie zu Köln, ein Jesuit, aber ein sehr ehrenwerter. Ein Mann von zarter und tiefer Empfindung und von aufopfernder Liebe, auch rühmlicher Kämpfer gegen den Unfug der Hexenprozesse (S. 534). Nach seinem Tode kamen seine Gedichte unter dem Titel: „Trutznachtigall" heraus, als die mit dem Gesang der Nachtigall wetteifern. Sie versenken sich kindlich in die Natur und erheben sich sehnlich zur Gottesminne. — Angelus Silesius, eigentlich Joh. Scheffler, ein Schlesier, zuerst Arzt, dann Mönch, 1624—77. Er war evangelisch, trat aber 1653, durch seine ausschweifende Phantasie verführt, in die katholische Kirche.

Ein tiefsinniger und „gotttrunkener" Dichter, der früher auch treffliche Kirchenlieder verfaßte, wie: Ich will dich lieben, meine Stärke &c., Mir nach &c. Sein Hauptwerk „Cherubinischer Wandersmann" besteht aus lauter kurzen Versen. Da spielt er sonderbar mit dem Höchsten und

bringt verwunderlichen Pantheismus vor, z. B.: Ich bin so groß als Gott, er ist als ich so klein; Er kann nicht über mich, ich unter ihm nicht sein.

Sonst geschah noch etwas in der Satire. Wir haben da zwei Protestanten und einen Katholiken aufzuführen: Hans Mich. Moscherosch, 1601—69, Hanauischer Rat. Er gab die witzige Schrift heraus: „Wunderliche und wahrhaftige Geschichte Philanders von Sittewalt, darin aller Welt Wesen, aller Menschen Händel, mit ihren natürlichen Farben der Eitelkeit, Gewalt, Heuchelei und Thorheit bekleidet, öffentlich auf die Schau geführt, als in einem Spiegel gestellt und gesehen werden." Ein für die Sittengeschichte hochwichtiges Buch. — Joh. Balth. Schupp, 1610 bis 61, Pastor in Hamburg, ein gewaltiger Kanzelredner. a. 1656 hielt er seine erschütternde Predigt: „Gedenk' daran, Hamburg!" in welcher er der Stadt einen furchtbaren Brand prophezeite, der auch 1842 einen großen Teil derselben verzehrt hat. In Satiren „Schuppii lehrreiche Schriften" bekämpfte er mit treffendem Witze die Vorurteile und Laster seiner Zeit. — Abraham a Santa Clara (Ulrich Megerle), geb. in Schwaben 1642, † 1709 als Hofprediger in Wien, war ein Hauptsatirikus von der Kanzel herab, wie es in der katholischen Kirche eher angeht, als in der unsrigen.


Fig. 314. Racine.

Ein Mann voll gescheider Gedanken, origineller Einfälle, meisterhafter Witze und Volksredner wie wenige; der aber an heiliger Stätte Späße macht, daß die dichtgedrängte Zuhörerschaft fast vor Lachen berstet, dabei es immer gut meint und in Scherz und Ernst, aufrichtig Gutes wirken will. Einer leiberschütternden Knallerbse folgt ein herzrührender Vers, z. B.: Streu aus, mein Herz, in Gottes Namen Den unverlornen Thränensamen Bei hellem Glaubenssonnenschein; Laß Hoffnung und den Mut nicht fallen, Bald wird die frohe Stimm erschallen: Auf, sammle Frucht der Freuden ein! Viele Vorträge dieses seltsamen Abrahams sind gedruckt worden. Den Preis behaupten sein „Merks Wien!" und „Judas der Erzschelm". Komisch schön ist auch seine Predigt über den verlornen Sohn. Seine Heerpredigt wider den Türken, 1683, hat Schiller für seine Kapuzinerrede im Wallenstein zum Vorbild gedient.

Der erste Epigrammatiker, Friedr. von Logau (1604—55 in Liegnitz), blieb lange unbeachtet; sagte er doch gar bittere Wahrheiten, z. B.: „Deutschland in der alten Zeit War das Land der Redlichkeit; Nunmehr ist es ein Gemach Voll von Lastern, Schand' und Schmach; Was die Väter ausgefegt, And're Völker abgelegt, Alles wird darin gehegt." Für die Pflege echt deutschen Sinnes wirkte s. 1617 die „fruchtbringende Gesellschaft", deren Glieder Fürsten, Edelleute und Gelehrte waren, u. a. ähnliche Vereine.

Wir gehen zur französischen Poesie über, welche unter Ludwig XIV. ihre vollste Blüte entfaltet. Den obersten Rang nehmen drei Dramatiker ein, zwei im Trauerspiel, der letzte im Lustspiel. Pierre Corneille, 1606—84. Er wurde le Grand genannt, weil er die menschlichen Leidenschaften in ihrer größten Gewalt auftreten läßt. Seine berühmtesten Werke sind: Medea, der Cid, „dem ganz Frankreich

zujubelte," die Horatier, Cinna, Polyeucte. — Jean Racine (Fig. 314), 1639 bis 99, erzogen in Portroyal (S. 623), darum eines feinern, edlern Wesens. Minder kräftig als Corneille, überragt er diesen in Schönheit der Sprache, obgleich er oft mehr Rhetorik als Poesie hervorbringt. Zu seinen Hauptwerken gehören: Iphigenie, Andromache, Britannicus und Athalia. In letzterer wählte er einen biblischen Stoff und behandelte ihn so großartig als würdevoll; nur dem Hof und den Jesuiten gefiel sie nicht. — Jean Baptiste Moliere, 1622—73, Begründer und Meister der Komödie. Moliere kennt vollständig die Menschen seiner Zeit, und giebt ihre Gebrechen meisterlich dem Spotte preis, immer ebenmäßig und graziös. Seine belobtesten Werke sind: die gezierten Drahtpuppen (les Précieuses), der Menschenfeind (le Misanthrope) und der Heuchler (Tartuffe).

Großes leisteten auch zwei Spanier: Lope de Vega, 1562—1635, ein Mann von ungeheurer Erfindungsgabe, großartig und anmutig zugleich, dichtete 1500 Stücke. Höher noch stieg Pedro Calderon, 1600—81, der mit tiefem Gefühl und philosophischem Geiste das spanische, fanatisch katholische Leben zu vollständigem Ausdruck brachte („das Leben ein Traum" ist sein Hauptwerk).

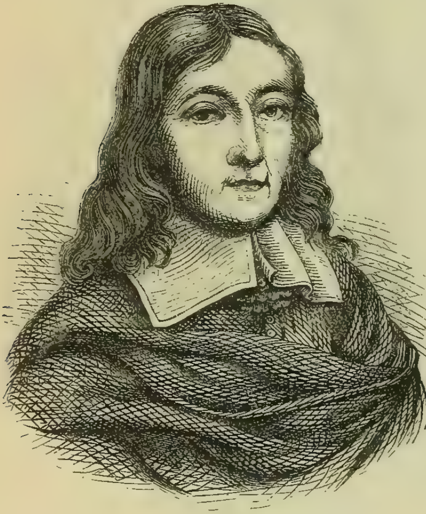


Fig. 315. John Milton. (Nach W. Faithorne.)

Nach Shakespeare der größte englische Dichter ist der Puritaner John Milton, 1608—74. Derselbe hat auch in der lyrischen Poesie Ausgezeichnetes geschaffen; sein Hauptwerk jedoch, das ihm europäischen Ruhm erwarb, ist das Epos: „Das verlorene Paradies" (paradise lost), dessen blühendes Leben er also schildert, daß eine mächtige Sehnsucht darnach im Herzen armer Adamskinder rege wird. Und vergessen wir nicht den edlen Kesselflicker John Bunyan, † 1688, dessen „Pilgerfahrt" gewaltig auf jung und alt gewirkt hat.

Nun ist noch von der Malerei zu reden, welche in den Niederlanden ihre Glanzzeit feierte. Doch reichen auch die drei größten niederländischen Maler an die italienischen Heroen (S. 577 f.) nicht hin. Peter Paul Rubens, der vorzüglichste, geboren in Siegen, † in Antwerpen, 1577—1640. Er zeichnete sich durch außerordentlichen Reichtum der Phantasie, durch äußerst geistreiche Komposition und glühende Farbenpracht aus; das Ideale der Italiener mangelt ihm, dem natürlichsten aller Maler.

Er malte alles mögliche, heilige Geschichten, heidnische Mythen, Allegorien, neuere Geschichten, Porträts, Landschaften, Schlachten, Jagden, wilde Tiere 2c. Es muß ihm ungewöhnlich schnell von der Hand gegangen sein, denn es sind erstaunlich viele Werke von ihm vorhanden. Zu seinen besten gehören: „die Kreuzabnahme" in der Hauptkirche zu Antwerpen, „das jüngste Gericht" in München und der „Bethlehemitische Kindermord". — Anton van Dyck, Rubens größter Schüler, auch ein Antwerpener, † 1641, legte sich vornehmlich auf Porträtmalerei und erlangte darin noch einen glänzendern Ruf als sein Lehrer. Seine Bildnisse sind von vollendeter Ähnlichkeit und geben das Charakteristische des Originals getreulich wieder. Dyck hat fast alle europäischen Fürsten porträtiert, so Karl I. von England (vgl. Fig. 290). — Rembrand Harmenß, † 1669, war eines holländischen Müllers Sohn und sein liebster Umgang mit Bauern und

gemeinen Leuten. Er malt auch derb, aber treu der Natur, und ist voll evangelischer Empfindung. Im wunderbaren durchsichtigen Dunkel hat er seinesgleichen nicht. Eines seiner Meisterwerke hängt in Berlin, „Moses", wie er im heiligen Grimm die Tafeln des Gesetzes zerschmettert.



Fig. 316. Bart. Murillo.

Auch Frankreich hat einen hohen Maler aufzuweisen, wiewohl er meist in Italien lebte: Claude Lorrain, 1600—82, der beste Landschaftsmaler. Seine Naturbilder sind entzückend schön, diese sonnig-schattigen Wälder, dieser Schmelz der Wiesen, dieses Kräuseln und Schimmern der Wellen, dieses ätherische Licht, das Nähe und Ferne erfüllt! Gilt er für lieblicher, so Nik. Poussin, 1594—1665, für erhabener in seinem Fach. — Unter den Spaniern steht als Porträtmaler Diego Velasquez, 1599—1660, am höchsten durch edle, freie, lebensvolle Haltung seiner Bilder. An Tiefe überragt ihn der glutvolle Bartolomé Murillo, 1617—82, der Hauptmeister der Sevillaschule.

V. Das Aufsteigen der europäischen Ostmacht.

§ 1. Rußland bis zu Peter I.

Das heutige Rußland umfaßt mehr Flächenraum als ganz Europa zusammen und wächst noch immer nach Asien hinein. Wie entstand dieser Koloß?

Die Ureinwohner des Landes waren slavische und finnische (Tschuden-) Völker, die sich in verschiedene Zweige teilten; die Steppe im Süden bewohnten nomadische Chazaren und Bulgaren. Im 9. Jahrhundert drangen abenteuernde und handeltreibende Nordmänner, die sich Waräger oder Wäringer (Vertragsleute) nannten, ins Land ein, machten seine Bewohner teilweise tributpflichtig und legten Ladoga, dann Nowgorod und Kijew als erste Städte an. Die Finnen nannten diese Schweden ruotsi (sie sich selbst rodhsmen, Ruderer), daher der Name Russen. Viele solche Waräger suchten Kriegsdienst in Byzanz.

Die Slaven bekamen vor dem Mute und dem Verstande dieser Normannen solche Achtung, daß sie, sagt man, bei innerm Zerwürfnis eine Gesandtschaft nach Skandinavien schickten und sich von dannen normannische Fürsten ausbaten, welche sie tapfer und weislich regieren sollten. Diesem Rufe folgten, 862, drei Brüder, Rurik, Sineus und Truwor, und so gelangte denn schwedisches Blut zur Herrschaft über jenes Slavenvolk. Die Brüder gründeten drei Herrschaften; Rurik, der älteste, schlug zu Nowgorod seine Residenz auf. Da die jüngern starben, vereinigte er

ihr Gebiet mit dem seinigen und begründete als erster Großfürst das russische Reich. Alle seine Slaven legten sich den Namen Russen bei; aber die Normannen nahmen deren Sprache und Sitte an, ehe sie selbst dann die umwohnenden Finnen und Chazaren slavisierten.

Rurik (864—79) wurde Stammvater einer Fürstenreihe, welche 730 Jahre lang den Thron einnahm. Ein kraftvoller Herrscher; doch noch Heide unter Heiden; ihm folgte Oleg, der Kijew eroberte und zur Hauptstadt machte. Von da schifften die kühnen „Ruderer" schon 865 mit 200 Segeln ins Schwarze Meer, alles verheerend; Oleg mit 2000 Segeln erzwang 907 Zulassung in Konstantinopel, Igor 944 einen vorteilhaften Vertrag. Den Don hinauf und zu Land in die Wolga, gelangten ihre Schiffe sogar 914 in den Kaspi, wo sie persische Küsten plünderten, Igors Sohn wurde, 942, Swätoslaw genannt, ein Zeichen, daß sich die Ros slavisierten. Igors Witwe Olga ließ sich 954 (?) taufen. Der erste Großfürst, welcher das Christentum annahm, war Wladimir der Große, 977—1015. Denn nur unter dieser Bedingung heiratete ihn, 989, Anna, eine Prinzessin von Konstantinopel, Schwester unserer Kaiserin Theophano (S. 333). Er trat mit allen seinen Unterthanen in die griechische Kirche; denn er befahl ihnen, alle Götzenbilder im Lande zu zerstören und zur Taufe herbeizukommen, und alle gehorchten ihrem Großfürsten ohne Widerspruch. Damit hört der Zufluß der „Ruderer" auf. Wladimir teilte das Reich unter seine Söhne, die es durch innere Kriege zerrütteten; einmal bestanden 50 Fürstentümer. Die Teilfürsten dauerten einige Jahrhunderte fort, in Twer, Rjasan, Nowgorod Pskow 2c. Übrigens hat Fürst Juri (vor 1147) Moskau, die nachmalige Hauptstadt des Reiches gebaut. Seit 1224 litten die Russen viel durch die Mongolenstürme (S. 388. 425) und ihre Fürsten hielten sich nur mit Mühe als Tributäre des Chans der goldenen Horde. Da trat aus Ruriks Sprößlingen ein Wiederhersteller auf.



Fig. 317. Münze Wladimirs des Großen. (Nach Tolstoi.)

Iwan III. Wasiljewitsch, 1462—1505, stürzte die Mongolenherrschaft, vereinigte die Teilfürsten wieder unter Ein Scepter und setzte die künftige „Einheit und Unteilbarkeit" des Reiches fest. Er erweiterte dasselbe vom Dniepr bis zum Ural und nannte sich zuerst Zar (Cäsar) und Selbstherrscher aller Reußen.

Während alle Mächte sich vor den Türken fürchteten, ließ er allein seinen Gesandten, 1499, mit dem Sultan nur aufrecht, nicht auf den Knieen sprechen; war doch die Nichte des letzten griechischen Kaisers seine Gemahlin. Er baute sich den Kreml zu Moskau, eine ungeheure, festungsartige Residenz und herrschte mächtig mit der Kraft seines Willens, seiner Artillerie und — der Knute. Unbedingt unterwürfig mußte ihm sein Volk sein. Es war aber noch gewaltig roh, das Land wenig angebaut und eine hölzerne Rauchhütte die Wohnung selbst der Reichen. Der Zar wählte sich die Gattin aus Tausenden der schönsten Jungfrauen, die man ihm vorführte.

Iwan IV. sodann, der Schreckliche (1534—84), errichtete die erbliche Leibwache der Strelzi, d. i. mit Flinten bewaffneter Schützen, dehnte die Grenzen des Reiches über das tatarische Kasan, 1552 über Astrachan und Sibirien aus, führte aber ein furchtbar blutiges Regiment; er tötete seinen Sohn, den Metropoliten, ließ 60 000 Einwohner Nowgorods schlachten 2c. Er baute die wunderliche Kathedrale Wassili Blaschenni (Fig. 318). Die Deutschen an der Ostsee zwang er durch grausame Verheerungen, sich ihm zu ergeben oder den Polen und Schweden zu gehorchen.

Schon 1553 aber kamen englische Kaufleute ins weiße Meer und wurden Lehrmeister der Russen, wie nachher auch Holländer.

Unter seinem schwachsinnigen Sohn Feodor I., 1584—98, hat der kräftige Staatsverwalter Boris Godunow zuerst die Bauern an die Scholle gebunden, um ihrem Herumziehen ein Ende zu machen; die angestellten Aufseher aber machten Sklaven aus ihnen, daß der Herr der Gemeine sie mit allem Grundeigentum veräußern konnte. Für die russische Kirche wurde ein eigenes Patriarchat in Moskau errichtet; der Zar aber regierte sie ganz wie ein Chalif.

Mit Feodor I. erlosch Ruriks Mannsstamm. Es gab jetzt große Wirren, welche die Polen benützten, sich der Herrschaft zu bemächtigen. Damals bildeten sich zwei weiberlose Kosakenrepubliken an Don und Dniepr, um unter selbstgewählten Atamans die Einfälle der Tartaren zurückzuschlagen. Endlich standen die Russen auf, schlugen die Polen hinaus und erwählten einen Volksgenossen zum Zar, den mütterlicherseits noch von Rurik stammenden Michael Feodorowitsch Romanow, 1613—45. Mit ihm kam also das Haus Romanow auf den Thron, und in weiblicher Linie sitzt es noch darauf. Michael war ein trefflicher Regent, welcher mit ebenso viel Klugheit als Glück die Unruhen im Reich beschwichtigte. Im folgte sein Sohn Alexei Michailowitsch, 1645—76, der gleichfalls löblich regierte, den Grenzkrieg mit Polen 1667 abschloß und mit dem Abendland einigen Verkehr suchte. Nur führten liturgische Neuerungen des Patriarchen Nikon († 1666) zur Trennung der starren Altgläubigen, die wie alles neue auch Zucker und Tabak verdammen, von der Nationalkirche. Diese Sektierer (Raskol) mußten wegen Empörung wiederholt bekämpft werden. Alexei hinterließ drei Söhne, Feodor und Iwan aus erster, und Peter aus zweiter Ehe. Zunächst folgte Feodor III., 1676—82, unter dessen kurzer Herrschaft polnische Sitte eindrang.

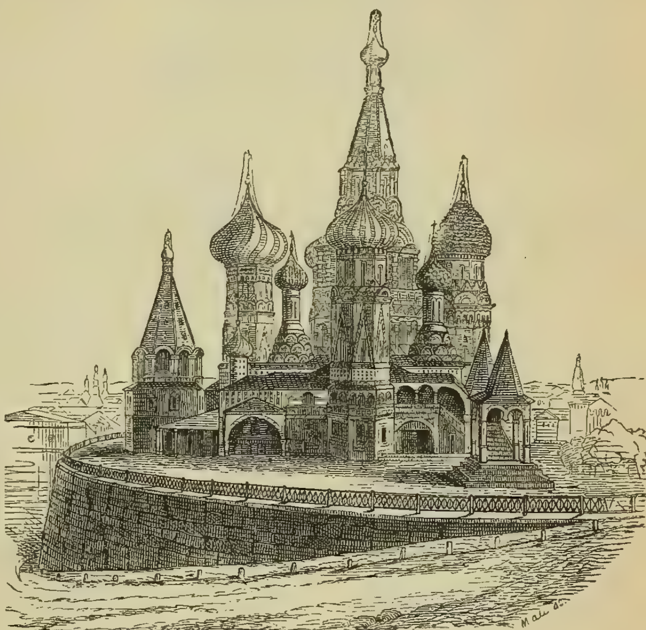
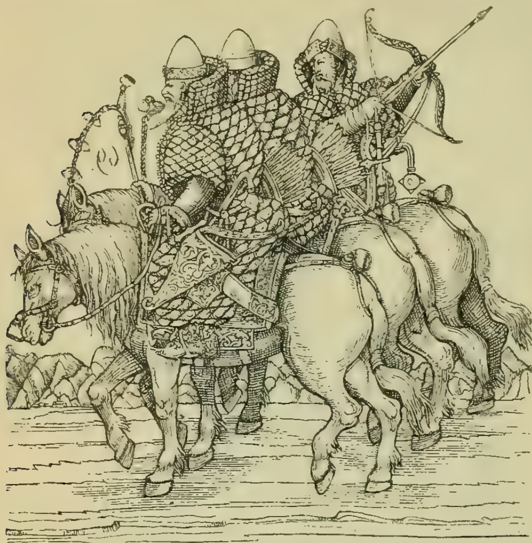


Fig. 318. Die Kirche Wassili Blaschenni in Moskau.

Die Bojaren (Große) samt den Patriarchen ernannten nun mit Beiseitsetzung des blödsinnigen Iwan den hoffnungsvollen Peter zum Zar, der erst 10 Jahre zählte, daher unter die Vormundschaft seiner Mutter Natalie gestellt wurde. Aber seine kühne Halbschwester Sophie hätte lieber ihren blöden Vollbruder auf dem Throne gesehen, um in dessen Namen selbst herrschen zu können; sie reizte darum die Strelzi zu einer Empörung auf. Diese Flintenmänner bildeten eine privilegierte Leibwache von 15 000 Mann, die sich oft auflehnten und jetzt (Mai 1682) drei Tage lang allerlei Große töteten. Um sie zur Ruhe zu bringen, bequemten sich die Bojaren, beiden Prinzen miteinander die Zarenwürde zuzusprechen und bis zu deren Mündigkeit der älteren Sophie die Regentschaft zu übergeben, in die sie sich auch gleich breit hineinsetzte.

Sophie verfolgte die unruhigen Sektierer, strafte dann die Anführer der Strelzi und bändigte dieses Korps. Ihr Minister Golizyn pflegte den Verkehr mit den Westländern und war auf Reformen bedacht, die ihn beim Volk verhaßt machten. Vom Patriarchen in Konstantinopel errang Sophie die Befugnis, den Metropoliten von Kijew selbst zu ernennen, und vom polnischen König den endlichen Verzicht auf Kijew 1686. Dagegen verpflichtete sie sich, den stolzen Chan der Krim, der in einem Monat 6000 Russen gefangen führte, zu bekriegen. Sie konnte aber keinen Vorteil über ihn gewinnen, verlor vielmehr ihre halbe Armee durch einen Steppenbrand und Wassermangel. Dennoch maßte sie sich den Titel „Selbstherrscherin“ an.


Fig. 319. Russische Krieger. (Nach einem Holzschnitt aus dem 16. Jahrhundert.)

Indessen wuchs Peter fast ohne Erziehung heran, bis ihm unter den Spielen in den Gassen des deutschen Viertels von Moskau eine neue Welt entgegendämmerte. Er offenbarte frühzeitig große Wißbegierde und einen starken Thatendrang. Besonders interessierte ihn das Militärwesen und Bootfahrten. Er sammelte Bursche um sich wie Menschikow, den Stallknechtssohn, und bildete mit ihnen eine Soldatenschar, die Fremde nach westeuropäischer Weise einübten. Ohne Liebe heiratete er 17jährig eine Eudokia und zeigte viel Selbstgefühl. Bald gab es zwei Höfe, die einander belauerten. Am 7. August 1689 kam es zum Bruch.

Als der Jüngling der Schwester Regierung zu tadeln sich erkühnte, faßte sie den Entschluß, seine Vertrauten beiseite zu schaffen. Strelzi verbanden sich, ihren Wunsch zu vollziehen. Nachts wird Peter von dieser Kunde in Preobaschensk geweckt, flieht und erreicht Tröiza, das Dreifaltigkeitskloster. Auf seinen Ruf sammeln sich seine Kameraden (Poteschni) und auch Strelzi um ihn. Jetzt erhebt sich auch der Patriarch zu Moskau für ihn; die ausländischen Offiziere folgen 5. Sept. seinem Ruf nach Troiza, und er hat gewonnen. Man nimmt alle Feinde fest und straft sie hart.

Sophie muß die Regierung niederlegen und in ein Kloster wandern. Peter regiert nun, stellt sich aber selbst zu weiterer militärischer Ausbildung unter den Befehl eines schottischen Royalisten, des Generals P. Gordon.

§ 2. Peter I., der Große (1689—1725).

Da der schwache Iwan († 1696) nur den Zarennamen führte, so erscheint Peter, 17 Jahre alt, als Alleinherrscher; aber längere Zeit schaltete sein Oheim Naryschkin für ihn. Der reichbegabte Mensch ist doch noch sehr roh. Seine Leidenschaftlichkeit trat öfters in furchtbaren Zornausbrüchen hervor; dann zeigte er sich aber auch verschlagen und zäh, immer rastlos. Leider hatte er sich frühzeitig dem Trunk und der Unzucht ergeben. Aber mit seinem ungewöhnlichen Verstande verband sich ein immer reger Wissenstrieb und eine ungemein starke Willenskraft. Das Hauptziel nun, das er sich für sein Herrscheramt aufsteckte, war: das russische Volk in den Kreis der zivilisierten Länder Europas einzuführen, was freilich notwendig war, um Rußlands Macht gewünschtermaßen zu erhöhen.

Selbst noch Halbbarbar, strebt er nach der Civilisation seiner annoch wilden Russen. Sie entsetzen sich, daß er mit Ketzern speist und die Deutschen liebt. Der leichtlebige Genfer Lefort war zuerst bei einem Gelage, das er dem Zar 1690 gab, diesem näher getreten, nachdem beide Zaren ihn Verdienstes halber zum General ernannt hatten. Vor dem älteren Gordon zeichnete ihn eine anmutige Raschheit aus: der Mann, der vereint mit Peter in genialer Weise an Rußlands Erhebung arbeiten konnte, war gefunden. Er sowie andere Bewohner der deutschen Vorstadt erzählten ihm von der Lebensweise der westlichen Völker, von ihren Wissenschaften, Künsten, Einrichtungen, ihrem Militärwesen, ihren stolzen Flotten, ihrem blühenden Handel 2c. und erregten dadurch eine mächtige Sehnsucht, all diese Wunderdinge selbst zu sehen und auch seinem barbarischen Vaterlande das Glück solcher Kultur zu verschaffen. Das war jedenfalls gut gemeint. Zur Erreichung seines Endzwecks gebrauchte er allerdings neben löblichen Mitteln auch despotische; das darf uns jedoch bei der ihm anklebenden Roheit nicht wunder nehmen, auch wäre wohl sein asiatisch geartetes Volk kaum anders wirksam zu bearbeiten gewesen.



Fig. 320. Peter der Große. (Nach dem Gemälde von Kneller, 1698.)

Vor allem bedurfte er ein in europäischer Kriegskunst und Zucht eingeübtes Heer. Darum vermehrte er seine Spielregimenter und schuf sich daraus mit Beiseitesetzung der Strelzi, ja zu etwa nötiger Gegenwehr gegen dieses unruhige Corps eine zahlreiche Leibwache, die er seine Preobraschenskische Garde nannte. Außerdem schulte ihm Gordon noch ein beträchtlicheres Corps ein. Bei den Manövern ging es oft blutig her. Ebenso sehr verlangte ihn nach einer Seemacht. Mit dem Schiffswesen sah es dazumal in Rußland noch sehr kümmerlich aus: 1693 besuchte er Archangel und baute ein Schiff, das er in den Westen sandte. Zu einer Kriegs- und Handelsflotte, die er schon im Geiste entstehen sah, fehlten ihm jedoch passende Häfen. Das weiße Meer mit seinen beeisten Häfen konnte nicht von ferne genügen. Darum richtete er seine Blicke auf die Ostsee und das Schwarze Meer, von denen beiden das Reich

durch schwedische und türkische Besitzungen getrennt war. Und so führte er denn seine schwach geschulten Soldaten gegen die gerade durch den unglücklichen Krieg gegen Österreich (S. 638) sehr geschwächten Türken, 1695. Es gelang ihm erst in der zweiten Belagerung, mittelst einer in Woronesch erbauten Flotte, 1696, die Festung Asow am Ausflusse des Don zu erobern und damit seinem Reiche die Verbindung mit dem Schwarzen Meere zu verschaffen.

Im Innern versuchte er mancherlei zur bessern Einrichtung des Staates und Umgestaltung seines Volkes. Vornehmlich schickte er viele Russen ins Ausland, das Seewesen zu lernen, und zog Ausländer herein, zu lehren. Seine Neuerungen erzeugten indessen, insonderheit bei den Geistlichen, welche mit Befremden so viele Andersgläubige, Hugenotten 2c. ins Land kommen sahen, eine tiefe Unzufriedenheit; sie fürchteten, das rechte Russentum und die väterliche Religion könnten darüber zu Grunde gehen. Und nun wollte er gar selbst ins Ausland reisen. Es entstand eine Verschwörung von Strelzioffizieren und Edelleuten gegen Peters Leben. In der Nacht vom 23. Febr. 1697 sollte die Sache ausgeführt werden, ward aber noch am Abende entdeckt, und Peter brach vom Gelage bei Lefort auf, die Frevler festzunehmen. Nachdem sie 4. März hingerichtet waren, befriedigte Peter die brennendste Begierde und trat 10. März seine Studienreise an, sich mit einer Fülle ersehnter Kenntnisse zu bereichern. Seine Gesellschaft von 200 Köpfen stellte eine Gesandtschaft vom russischen Herrscher dar, Lefort an der Spitze, Peter Michailow nur Häuptling einer Abteilung. Sie reiste durch schwedisches Gebiet nach Riga und wurde in Königsberg vom Kurfürsten achtungsvoll empfangen. Natürlich gab Peter sich dem preußischen Herrscher zu erkennen, welcher ihm dann glänzende Feste veranstaltete. Er sprach holländisch mit ihm. Es lag ihm aber mehr daran, sich nach der Verfassung der brandenburgischen Lande und andern wissenswerten Dingen zu erkundigen und gegen die Franzosen ein Bündnis ins Leben zu rufen. Über Kolberg und Berlin reiste er nach Amsterdam, mit dessen Bürgermeister er schon bekannt war.

Hier war er von früh morgens auf den Beinen, im Gewühle der Kaufleute und Schiffer, in den Werkstätten der Künstler und Handwerker, bei Mühlen, Schleusen, Dämmen 2c. Einen Teil der Nacht benützte er noch zum Aufzeichnen der Merkwürdigkeiten. Er verwunderte sich über das großartige Leben und besonders über die ungeheuren Seeschiffe. Solche muß er auch noch besitzen! Und — er will selbst sie bauen lernen! Er weilte 8 Tage in Zaandam und arbeitete auch da als Zimmergeselle. Als das Fahrzeug fertig war, an dem er in Amsterdam gearbeitet, suchte er es umsonst zu kaufen. Während des Winters nahm er in der Mathematik, Astronomie, Naturkunde und Mechanik Unterricht, sogar auch in der Anatomie, und übte sich selbst in chirurgischen Operationen. Auch sah er Wilhelm III., der ihm eine prächtige Jacht schenkte.

Im Jan. 1698 fuhr er nach England hinüber; hier that sich ihm noch eine größere Welt und Schule auf. Im ungeheuren London trieb er sich überall umher, mit den offensten und geschärftesten Blicken. Bei Uhrmachern, Seidewebern 2c., allenthalben kehrte er ein, auch im Parlament und in einer Quäkerversammlung. Wilhelm III. gab ihm Gelegenheit, das englische Seewesen in allen seinen Teilen kennen zu lernen; ja er ließ in Portsmouth das Schauspiel einer Seeschlacht vor ihm aufführen. Da rief er begeistert aus: „Wahrlich, wenn ich nicht zum Zar geboren wäre, möchte ich englischer Admiral sein!" Weiter ging's nach Dresden und Wien, wo er seine Aufmerksamkeit dem deutschen Kriegswesen zuwendete. Umsonst versuchte er den Kaiser für Fortsetzung des Türkenkriegs zu gewinnen. Aus Deutschland, Holland und England sandte er mehr als 1000 angeworbene Offiziere, Seemänner, Wundärzte und Künstler aller Art nach seinem Rußland und sagte ihnen volle Gewissensfreiheit zu. Er wollte Venedig besuchen; da erhielt er die Nachricht, daß die Strelzi sich nochmals empört hätten. Jetzt kehrte er eiligst zurück, ergrimmten Geistes, sah noch König August und besprach eine gemeinsame Aktion gegen Schweden; dann

kam er 25. Aug. 1698 in Moskau an. Der Aufstand war bereits unterdrückt; Gordon hatte die Empörer in einem förmlichen Treffen besiegt und mehrere Tausende gefangen genommen. Peters Zorn strafte schrecklich. Über 1000 Rebellen wurden hingerichtet, gerädert, gehängt, geköpft ꝛc., dabei soll er mit eigener Hand etlichen Zwanzigen die Köpfe abgeschlagen haben. Das Strelzikorps wurde nunmehr gänzlich aufgelöst.

Da seine Halbschwester an der Geschichte wahrscheinlich Anteil hatte, so war er auch gegen diese erbost; sie mußte im Okt. den Schleier nehmen und starb 1704 im Kloster. Auch Peters Gemahlin, Eudokia Lapuchin, die ihn durch Eifersucht abstieß, mußte ins Kloster gehen; ihr achtjähriger Sohn Alexei wurde ihr abgenommen und einer Schwester Peters übergeben.

Als Lefort, der geliebte Lehrer, Freund und Ratgeber starb, 2. März 1699, klagte er: „Auf wen kann ich mich jetzt verlassen? Er war der einzige, der mir treu gewesen.“ Nun wurde Menschikow sein Liebling, den Lefort von der Straße weg in seine Dienste genommen und, nachdem er seine vorzügliche Begabung erkannt, dem Zar empfohlen hatte. Dieser ließ ihn zum Staatsdienst bilden. Menschikow wurde ein ausgezeichneter Staats- und Kriegsmann und stieg immer höher in Peters Gunst, bis zur Fürstenwürde. Er war aber auch sein thätigster Gehilfe in Verbesserung des Staatswesens und in der Civilisation seines Volks.

Daran ging der Zar jetzt mit ganzem Ernst. Er schuf allmählich eine neue Finanzverwaltung, die er den unkundigen Edelleuten entzog und kaufmännisch gebildeten Ausländern vertraute, neue Justizkollegien, die er mit gehörig studierten Juristen besetzte, neue Regimenter nach Art der preußischen und österreichischen, neue Schiffe nach dem Muster der holländischen und englischen. Rascher noch griff er an die von der Kirche geheiligte Landessitte. Schon als ihn die Großen bei seiner Rückkehr begrüßten, schnitt er mehreren den Bart ab; später ließ er das durch seinen Hofnarr besorgen. Die großen Bärte mußten abgeputzt, die langen, am Boden streifenden Männerröcke abgestutzt werden. Da ließ er jeden, der mit solch einem Rocke zur Stadt hereinkam, unter dem Thore niederknieen und das Überflüssige des Gewandes bis zum Knie wegschneiden. Den Bart zu unterdrücken, gelang nicht; so wurde er wenigstens besteuert. Das bisher in morgenländischer Gefangenschaft gehaltene weibliche Geschlecht erhielt mehr Freiheit und Zutritt zu den Männergesellschaften. Das Neujahr wurde vom 1. Sept. auf 1. Jan. verlegt, 1700. Viele nannten ihn daher den Antichrist und versuchten Aufstände, die blutig unterdrückt wurden. Dabei blickte er aber immer auch nach außen hin, wo und wie sein Verlangen nach Machtvergrößerung erfüllt werden könnte. Und wie er bereits am Schwarzen Meere Fuß gefaßt, so schien ihm der günstige Zeitpunkt vorhanden, dies auch an der Ostsee zu bewerkstelligen, wobei er sich über etwaige Gewissensskrupel frisch hinwegsetzte. 11. Nov. 1699 schloß er mit August den Vertrag ab, Schweden anzugreifen. Sobald der Friede mit der Türkei geschlossen war, Aug. 1700, schlug er los.

§ 3. Karl XII. Der nordische Krieg.

Schweden war bisher die ansehnlichste Macht im Norden; jetzt sehen wir es tief herabsinken durch einen König, der mit seltenen Gaben und Kräften ausgestattet ruhmvollst auf den Schauplatz trat. Nach der Abdankung Christinens (S. 596), der entarteten Tochter des großen Gustav Adolf, bestieg ein Schwestersohn desselben, ein Pfalzgraf von Zweibrücken, Karl X., den Thron. Ein tapferer, verständiger und wohlgesinnter Herrscher (1654—60), der dem trauernden Lande zu früh von hinnen schied. Nach ihm herrschte sein Sohn Karl XI. (1660—97), zunächst ein fünfjähriges Knäblein noch, aber heranreifend zu einem ganzen Manne. Nach einer schlimmen vormundschaftlichen Regierung ergriff er die Zügel mit fester Hand, demütigte den übermütigen Adel, dem er 1680 die vielen Krongüter abnahm, und sorgte väterlich fürs Beste seines Volks. Er beförderte Handel und Schiffahrt, Ackerbau und Gewerbe, und durch den Frieden, den er möglichst aufrecht erhielt, gedieh der Staat auf seinen Höhepunkt. Er hinterließ ihn schön geordnet mit gefülltem Schatze und einem Heere von 70000 Mann. Ihm folgte nun sein Sohn Karl XII., 1697

bis 1718. Obwohl erst 15 Jahre alt, übernahm er doch schon nach acht Monaten, von den Reichsständen für mündig erklärt, das Regiment selbst.

Er war mit einer sorgfältigen Erziehung beglückt worden, namentlich durch seine Mutter Ulrike Eleonore. Sie hielt ihn zum fleißigen Lesen der Bibel und zu herzlichem Gebete an, das sie ihn morgens und abends auf den Knieen verrichten ließ; sie umgab ihn mit edlen Menschen. Er empfing auch eine tüchtige Bildung, lernte Lateinisch und Deutsch (die Hofsprache), ebenso das Französische, wiewohl er erwachsen nie ein französisches Wort aussprechen mochte; in Geschichte und Mathematik erwarb er sich ausgezeichnete Kenntnisse. In allen Leibes- und Waffenübungen übertraf ihn niemand. Sein Wesen hatte etwas in sich Gekehrtes und Verschlossenes. Jagd und Waffenspiel ausgenommen, boten ihm jugendliche Belustigungen keinen Reiz. Ganz im Gegensatze zu Peter befliß er sich äußerster Nüchternheit und Züchtigkeit, behielt immer eine gewisse Scheu vor Frauen. Wegen seiner Unmitteilsamkeit hielt man nichts Großes von ihm. Die fremden Gesandten in Stockholm schrieben heim, „der junge König sei eine unbedeutende Person."

Da dachten die Herren Nachbarn, der Zar, der Polen- und der Dänenkönig, sie müßten sich die Jugend desselben zunutze machen, um von dem allzu groß gewordenen Schwedenreich etliche Stücke abzureißen. Peter aber war es, der in der Sache voranging und mit jenen beiden ein Bündnis zum Eroberungskriege schloß. Als die Nachricht von Dänemarks raschem Vorgehen gegen Karls Schwager in Holstein nach Stockholm gelangte, wurde der Reichsrat bestürzt und riet, zu unterhandeln. Aber da wachte der junge Löwe auf, der Kühle sprühte Flammen. Vergebens wollten England, Holland und Österreich vermitteln. Achtzehn Jahre alt, stand Karl im Reichsrat auf und sprach: „Da sei Gott vor, daß ich den schwedischen Namen beschimpfen lasse! Nie will ich einen ungerechten Krieg führen; aber einen gerechten nur mit dem Untergang der Feinde enden!" Seine erste Erscheinung war von Adel umzogen; schade, daß sie in Tollheit ausging!

Es beginnt nun, 1700, der sogenannte Nordische Krieg, der mit dem spanischen Erbfolgekrieg (S. 628) in gleiche Zeit fällt, so daß damals das Kriegsfeuer jahrelang im Westen und Osten Europas zugleich loderte. Im März 1700 waren die Dänen in Holstein eingefallen, um dieses Herzogtum vorweg zu nehmen. Karl aber steuerte (Juli) gerade auf Kopenhagen los. Er landete, trotz dem Abraten der holländischen und englischen Admiräle, die er bewogen, ihn mit ihren Schiffen zu decken, und drang unter dem heftigsten Feuer auf die Verschanzungen vor der Stadt los, die er im Sturme nahm. Friedrich IV. erschrak so sehr, daß er die Hände bittend zum Frieden ausstreckte. Dieser wurde 18. Aug. 1700 zu Travendal geschlossen. Dänemark verzichtete auf Holstein und trat vom Bündnisse gegen Schweden ab. Karl zog mit der Achtung der Seeländer hinweg; er hatte strenge Mannszucht gehalten und das Land sehr geschont.

Jetzt brach er eilends gegen seinen zweiten Feind, den König von Polen auf, welcher in sein Livland eingedrungen war. Es ist jener August II. (S. 640), der Apostate, der vorzugsweise mit sächsischen Truppen den Krieg führte. Er hatte sich vor Riga gelegt, das aber von der schwedischen Besatzung trefflich verteidigt wurde. Als er von Karls Heranmarsch hörte, zog er fort, ohne ihn abzuwarten. Der bartlose Schwede konnte sich nun gleich gegen seinen dritten Feind kehren, den Zar, welcher mit 40000 Mann Narwa in Estland belagerte. Karl landete mit nur 8000 Mann und mit diesem Häuflein tüchtiger Soldaten warf er sich stracks auf die Belagerer.

Peter entfernte sich, noch ehe er erschien, von seinem Heere. Am 30. Nov. 1700 war Karl da und griff „in Gottes Namen!" den fünfmal stärkern Feind an. Bei der ersten Salve der Russen stürzt sein Pferd, er wirft sich auf ein anderes; es fällt auch dieses, er besteigt ein drittes; im Sumpf bleibt ihm ein Stiefel stecken, er stürmt im Strumpfe weiter. Nach dreistündigem mörderischem Gefechte ist er Sieger. Tausende von Russen bedecken das beschneite Schlachtfeld, viele Tausende ergaben sich, da sie vernommen, daß der Schwede die Gefangenen mild behandle; manche Offiziere thaten dasselbe, weil die russischen Soldaten viele Ausländer massakrierten. Die Kriegs-

kasse, alle Fahnen, 150 Belagerungsgeschütze und ungeheure Vorräte sind erbeutet. Das befreite Narwa frohlockte dem Helden entgegen; sein erster Gang war aber in die Kirche, Gott knieend zu danken. Als Peter die Niederlage der Seinen hörte, sprach er gefaßt: „Ich weiß, daß uns die Schweden noch oft schlagen werden, am Ende werden sie uns auch siegen lehren.“ Karl aber, statt dem eingeschüchterten August den demütig erbetenen Frieden zu gewähren, beschließt nun thörichterweise, ihn zu stürzen.

Im Frühjahr wendete sich Karl nach Livland, gegen ein eingedrungenes sächsisch-russisches Heer. Angesichts desselben setzte er bei Riga auf Barken über die Düna, 9. Juli 1701. Das Ufer wird erstürmt, das Schwedenheer setzt hinüber. Die Sachsen fechten noch eine Weile, aber die Russen, von ihren Offizieren mit Knutenhieben angetrieben, ergreifen unaufhaltsam die Flucht. Karl erfocht abermals einen glänzenden Sieg und vertrieb den Feind aus Livland. Nunmehr besetzt er Kurland, welches damals als polnisches Lehen noch einen eigenen Herzog hatte, und hier überwinterte er.

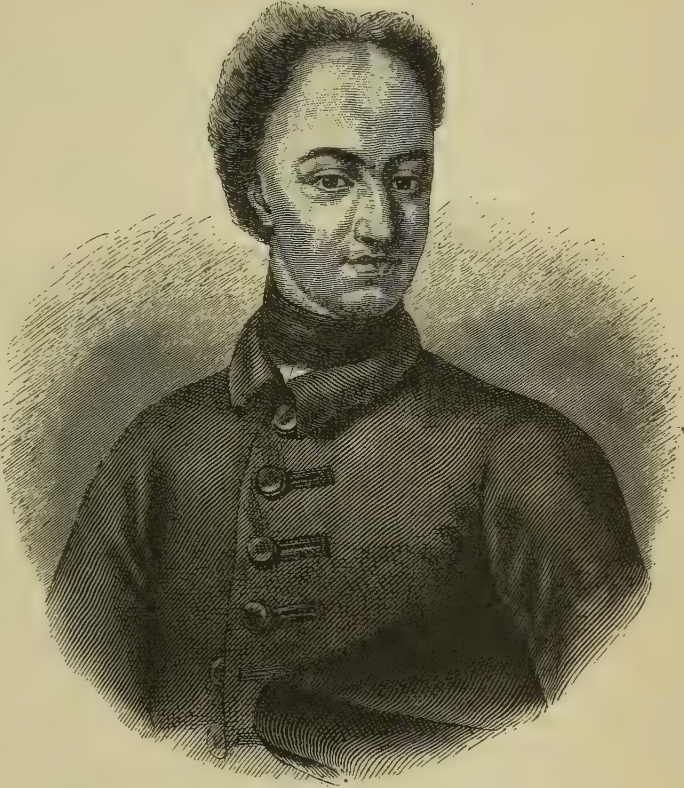


Fig. 321. Karl XII. (Nach dem Gemälde von Kraft, 1717.)

Er bezog kein Haus; in strenger Winterkälte kampiert er auf dem Feld in einem Strohzelt. Er trinkt nicht Wein noch Branntwein und genießt die einfachste Kost. Da schreitet er über den Schnee hin durch die Reihen der Hütten seiner Krieger, meist in sich versenkt. Eine hohe, schlanke Gestalt im groben blauen Soldatenrock mit großen Kupferknöpfen, in gelbledernen Beinkleidern mit gestülpten Reiterstiefeln, ledernen Handschuhen, auf dem geschorenen Kopfe ein dreieckig Hütlein, das sich später Friedrich der Große und Napoleon zum Muster nahmen. Er hat einen ernsten, kühnen, zu Zeiten furchtbaren Blick, ist aber gelinde, deckt nachsichtig Fehler zu, vergißt treue Dienste nicht. Seine Rede ist kurz, aber sinnvoll.

a. 1702 drang er in Polen ein, während die Russen Livland in eine Wüste verwandelten. Er will dem widerlichen August II. den Lohn seiner Glaubensverleugnung, die polnische Königskrone, vom Haupte schlagen. Seine Freunde widerrieten ihm den Zug: lieber dem mächtigeren Zar durch rasche Verfolgung einen vorteilhaften Frieden abnötigen! Er achtete nicht darauf. Da wurde dem Riesen bange,

in seiner Angst entsandte er seine Mätresse, die schöne Grafin von Königsmark, den jungen Helden zu überwinden, daß er von seinen bösen Gedanken abstünde. Allein Karl ließ sie gar nicht vor sich. Er marschierte geradenwegs auf die Hauptstadt los, indem er verkündigte, daß den Bewohnern des Landes nicht das mindeste Leid geschehen solle, nur komme er, sie von einem unwürdigen Oberhaupte zu befreien, damit sie sich ein würdigeres wählen könnten. Warschau schickte ihm auf die erste Aufforderung seine Schlüssel. August nahm bei Klissow eine Schlacht an, 19. Juli 1702, wurde aber völlig besiegt. Krakau, die Krönungsstadt, fällt. Wieder bat August um Frieden; aber Karl wollte nichts davon wissen, der Verleugner des Evangeliums sollte vom Thron herunter, „und wenn ich noch 50 Jahre in Polen zu bleiben hätte!" Er erlitt durch einen Sturz einen Schenkelbruch, aber sein Vorsatz zerbrach nicht. Nur ein paar Wochen blieb er liegen, dann verfolgte er, auf einem Bette getragen, sein Ziel weiter und schlug die Polen bei Pultusk. Als er sich fast alles Landes bemächtigt, trat der polnische Reichstag in der Hauptstadt zusammen; es war nur ein Drittteil der Vertreter, welches die Absetzung Augusts aussprach. Dann wurde nach Karls Willen Graf Stanislaus Leszczynski, ein redlicher, aber anhangsloser Mann an seine Stelle gewählt, Juli 1704.

August war nach Litauen entwichen, wo ihm ein russisches Heer zu Hilfe kam. Mitten im Januar brach Karl gegen dasselbe auf. Es war ein schrecklicher Feldzug; Hunger, Frost und Tauwetter setzten seinen Truppen aufs härteste zu. Er teilte aber alle Mühseligkeiten der Soldaten; tagelang watete er mit ihnen im tiefen Kot und abends verzehrte er eine bescheidene Portion schwarzen Brotes mit ihnen. Er trieb die Russen tief nach Wolhynien hinein, während Peter ungehindert die baltischen Lande eroberte.

Weiter kehrte Karl sich gen Sachsen, um den Abtrünnigen noch schärfer zu züchtigen. Dazu stachelte Ludwig XIV. den Starrsinnigen an, um dem Kaiser Not zu bereiten. Als die Schweden durch Schlesien zogen, protestierte Joseph I. gegen den Einbruch in sein Gebiet; darum kümmerte sich Karl nicht das geringste. Ja, als die evangelischen Schlesier ihn baten, ihnen von der Bedrückung zu helfen, die sie unter ihrer österreichischen Regierung erdulden mußten (S. 636), schrieb er einen gebieterischen Brief nach Wien, der auf den eben vom Erbfolgekrieg bedrängten Kaiser einen solchen Eindruck machte, daß er den schlesischen Lutheranern freien Gottesdienst bewilligte, ihnen auch 118 der weggenommenen 700 Kirchen herausgeben ließ. Da der päpstliche Nuntius deshalb mit dem Kaiser haderte, antwortete der: „Was wollt Ihr? Ich war froh, daß der Schwede nicht von mir den Übertritt zum Luthertum verlangt hat!" In Sachsen wurde Karl mit Glockengeläute fast wie ein zweiter Gustav Adolf empfangen. Er zog über Leipzig nach Altranstädt, wo er sein Hauptquartier aufschlug, während er Dresden bedrohen ließ. Nun sieht August keinen andern Rat, als sich dem Gewaltigen zu Füßen zu legen; und Karl gewährt ihm den Altranstädter Frieden, 24. Sept. 1706, worin jener seinem Bündnisse mit Rußland entsagt und auf die Krone Polens verzichtet. Ja er mußte dem Stanislaus in einem eigenen Schreiben zu seiner Thronbesteigung Glück wünschen, mußte den russischen Gesandten, den livländischen Patrioten Patkul, ausliefern, den Karl als Rebellen rädern ließ.

Der Schwede blieb zur großen Plage des Kurfürsten bis nach der nächsten Ernte; der Besuch soll demselben 23 Mill. Thlr. gekostet haben. Auch steckte Karl 20 000 Sachsen in sein Heer. Sonst aber hielt er strenge Mannszucht. Bei Lützen ließ er sich die Stelle zeigen, wo Gustav Adolf gefallen war, und sprach: „Ich habe mich bemüht zu leben wie er, vielleicht schenkt mir Gott auch einmal einen so schönen Tod!" Das traf wohl nicht ein. Durch Marlborough begütigt, brach Karl Sept. 1707 aus Sachsen auf. Als er durch Schlesien zurückzog, riefen ihm die Lutheraner für verschaffte Glaubensfreiheit den Dank auf ihren Knieen entgegen. Freilich dauerte diese nur so lange, als der Kaiser den Schweden zu fürchten hatte; nachher wurden die

Protestanten bedrückt wie vorhin, und wenn ein Katholik zu ihrer Kirche übertrat, ward er all seines Vermögens beraubt und des Landes verwiesen.

Nunmehr wollte Karl mit der ganzen Wucht seiner vielverstärkten Truppen über seinen gefährlichsten Feind hergehen, welchen er bisher unbegreiflicherweise außer Augen gelassen. Peter hatte sich die Zeit wohl zunutze gemacht und ein groß Teil der gewünschten Ostseeländer in Besitz genommen, auch schon 16. Mai 1703 auf erobertem Boden den Grund zu der künftigen Hauptstadt Petersburg gelegt. Im Jan. 1708 ging Karl an der Spitze von 40000 Mann auf Grodno los, wo wieder ein russisches Heer sich befand und Peter dabei. Abermals witschte dieser vor dem Kommenden von dannen, um sich nach den Fortschritten Petersburgs umzusehen. Es zog sich darnach aber auch seine ganze Armee in einem fort zurück und ließ eine Wüstenei zurück. Karl eilte ihr nach: kein Hindernis des Bodens, kein Moor, kein Gewässer 2c., hielt ihn auf. Endlich 13. Juli, schon hinter der Beresina, erreichte er die Russen unter dem General Scheremetjew, doch wohlgedeckt vom Flusse Wabis, von Morast und Schanzen. In der Morgenröte des andern Tages kommandiert er zum Angriff. Die Flinten überm Kopf, durchschreiten seine Krieger den Fluß, wobei er selbst bis zum Halse versinkt, arbeiten sich durch den Sumpf und stürmen die Verderben sprühenden Schanzen. Nach siebenmaligem Ansturm werden sie genommen; die Russen fliehen.

In der Nähe von Smolensk überschritt Karl den Dniepr, Rußlands Grenzfluß. Was nun thun? Gerade auf die Hauptstadt Moskau los, ist wohl das sicherste; von diesem Mittelpunkt aus kann er dann dem Zar den Frieden diktieren. Zum Unglück aber ließ er sich von dem unzuverlässigen Ataman der Kosaken, Mazeppa, welcher durch ihn von der russischen Oberhoheit frei werden wollte, bereden, nach dessen Gebiete, der Ukräne zu ziehen, wo ihm derselbe 30000 Kosaken zuzuführen und Lebensmittel in Fülle zu schaffen verhieß.

Alle verständigen Männer sprachen gegen diesen abenteuerlichen Zug, aber der König blieb dabei, und je mehr sie abrieten, desto eigensinniger. Er sandte seinem General Lewenhaupt, welcher in Livland stand, Befehl zu, mit 16000 Mann und einem Transport von Lebensmitteln zu ihm zu stoßen, und trat sofort den Weg nach Süden an. Derselbe ging durch ungeheure Waldungen und moorige Steppen; Menschen und Tiere erliegen, Kanonen bleiben stecken, Mangel an Nahrung und naßkalte Witterung erzeugt Krankheiten; dabei sind unaufhörlich Gefechte mit streifenden Russen zu bestehen. Der brave Lewenhaupt kommt; er hat sich aber, 27. Sept., durch ein russisches Heer durchschlagen müssen und dabei die Hälfte seiner Truppen und allen Transport verloren. Endlich erreicht Karl die Ukräne; aber Mazeppa bringt ihm, da die meisten Kosaken der russischen Krone Treue halten wollten, andere schon zu Paren getrieben waren, weder Mannschaft noch Lebensmittel. Trotz aller Warnung seiner Offiziere, trotz der strengen Winterkälte, in der Tausende erstarren, giebt der störrige König den Weitermarsch nicht auf; den Hauptort Baturin findet man eingeäschert. „Ums Himmels willen zurück! Nach Polen hinüber!" rufen alle seine Generale. Aber Karl hört nicht; er ist wie sinnlos. Vorwärts! kommandiert er immer; vorwärts mit leeren Mägen auf den starren Schneegefilden!

Im März 1709 erreichte er endlich mit jämmerlich gelichteten Scharen Poltawa, die Hauptstadt der Ukräne. Sie ist allerdings mit Proviant erfüllt, aber von den Russen besetzt. Karl muß sie ohne schweres Geschütz belagern und berennt sie fort und fort vergebens. Plötzlich erscheint der Zar mit 65000 Mann; denn jetzt ahnt er etwas Gutes; doch beschränkt er sich zunächst auf kleinere Gefechte. In einem Scharmützel erhält Karl einen Schuß durch den Fußknöchel. Jetzt greift Peter mit seiner ganzen Macht an und es erfolgt die entscheidende Schlacht, 8. Juli 1709. Die Russen, von deutschen Generalen befehligt, halten sich sehr brav. Der Schwedenkönig hat das Kommando dem General Renskjöld übergeben; doch läßt er sich während des Kampfes in einer zwischen zwei Pferde gebundenen Sänfte herumtragen, um seine Krieger anzufeuern. Es ist umsonst: in zwei Stunden erleidet sein

nie besiegtes Heer die fürchterlichste Niederlage; 3000 Schweden bedecken den Kampfplatz, Renskjöld mit 18000 ist gefangen, sonst alles zerstreut, eine Kriegskasse von 7 Mill. Thalern und alles Geschütz verloren. Lewenhaupt sammelt die Reste der Schweden, wird verfolgt, muß sich auch ergeben. Keiner von diesen 1200 Offizieren und 17000 Gemeinen sah die Heimat wieder, sie wurden in Sibirien zerstreut.

Wo ist aber der König? Er hat sich mit Not gerettet und sucht mit 1500 der Seinen die türkische Grenze zu gewinnen. Er fand beim Pascha von Bender ehrenvolle Aufnahme und erhielt vom Sultan reiche Unterstützung. Doch muß er merken, daß man's am liebsten sähe, wenn er bald nach Hause ginge. Aber er möchte an der Spitze eines Heeres durch Rußland glanzvoll seinen Rückweg vollstrecken. Darum reizte er die Pforte unaufhörlich zum Kriege gegen Rußland, indem er sie auf die Gefährlichkeit dieses immer mächtiger werdenden Nachbarstaates hinwies und ihr seine guten Dienste anbot. Die Pforte wollte lange nicht anbeißen. So blieb er in der Türkei, ritt mit geheiltem Fuß täglich drei Pferde müde und teilte mit vollen Händen von Juden erborgtes Geld unter seine Leute und die Janitscharen aus. Peter verband sich indessen ungestört mit Polen und Dänemark zu Schwedens Demütigung.

Nach viel Bemühung brachte Karl es Nov. 1710 dahin, daß Achmed III. an Rußland Krieg erklärte. Wie frohlockte er darüber! Aber gleich wurde seine Freude gedämpft; er wollte die türkische Armee selbst anführen und das bewilligte der Sultan nicht. Übrigens rückten 1711 zwei türkische Heere, zusammen über 200000, ins Feld. Ihnen kam ein russisches von nur 35000 Mann unter Scheremetjew entgegen, bei dem auch der Zar und seine zweite Gemahlin sich befanden. Diese, Katharina, war von geringer Herkunft, wahrscheinlich die Tochter eines livnischen Bauern. Sie diente im Hause eines lutherischen Geistlichen, heiratete einen schwedischen Dragoner, der gleich nach der Hochzeit ins Feld zog, ohne wiederzukehren, geriet 1702 in russische Gefangenschaft und wurde von Menschikow wegen ihrer seltenen Schönheit dem Zaren vorgestellt, welcher sie zuerst zur Mätresse nahm und später, 1712, ihres Verstandes willen sich förmlich antrauen ließ, nachdem sie 1703 zur griechischen Kirche übergetreten war. — Am Pruth hatten die Russen ein festes Lager bezogen. Sie hatten sich so weit vorgewagt im Vertrauen auf den verbündeten Hospodar der Moldau. Da wurden sie von den beiden Türkenheeren so umzingelt, daß sie ausgehungert werden konnten. Peter hielt sich fast für verloren, aber Petersburg aufzugeben, ließ er sich auch jetzt nicht bewegen. Er unterhandelte zwei Tage lang und sparte das Geld nicht. Katharina soll durch ihren Juwelenschmuck dem Großwesir sein von Karls Trotz beleidigtes Türkenherz so stark gerührt haben, daß er unter leichten Bedingungen Frieden gewährte. Peter hatte nur Asow abzutreten, Taganrog zu schleifen, auf Einmischung in Polen zu verzichten; dagegen erhielt er freien Abzug mit seinem Heer, 12. Juli 1711.

Karl war auf die Nachricht von der Umzinglung der Russen nach dem türkischen Lager geritten. Da hört er — vom abgeschlossenen Frieden. Er ist außer sich vor Zorn und schimpft entsetzlich auf den Wesir und die ganze Türkenheit. Was hilft's? Die Russen ziehen frei ab mit lustigem Spiel, um ihre Eroberung schwedischer Lande im Norden fortzusetzen. Und alle seine erneuten Versuche, die Pforte abermals in Krieg zu verwickeln, scheitern durch Vermittlung Englands und Hollands. Der Friede kommt Juni 1713 in Adrianopel zu stande. Da er demungeachtet keine Anstalt machte, fortzugehen, empfing er endlich eine Weisung mit Geld, das türkische Gebiet zu verlassen. Aber nun setzte er erst recht seinen Demirbasch (Eisenkopf) auf, wie die Türken ihn nannten. Er ließ dem Sultan sagen, „er werde bleiben, so lang es ihm gefalle, und er wolle sehen, wer ihn forttreibe." Er verschanzte sich in seinem Lager bei Bender. Da kam türkische Miliz, ihn mit Gewalt zu entfernen. Er verrammelt sich zuletzt in seinem Hause und als die Türken dasselbe in Brand stecken, macht er einen wütenden Ausfall. Erst dann wird er überwältigt, als er infolge seiner sich verwickelnden Sporen niederfällt, 12. Febr. 1713.

Von den Türken entwaffnet, ward Karl nach Adrianopel gebracht. Daselbst legte er sich zu Bette und lag 10 Monate lang, ohne aufzustehen. Die Türken be-

trachteten ihn als einen Narr mit Ehrfurcht. Edelmütig versah der Sultan ihn auch jetzt noch mit Lebensunterhalt. Als aber die Pforte mit Polen Frieden schloß und die Nachricht einlief, „daß der schwedische Adel wegen seines Ausbleibens den Thron für erledigt ansehe," verkündigte Karl seinen Entschluß, heimreisen zu wollen. Darüber war der Sultan hocherfreut und schenkte ihm zum Valet ein goldgesticktes Zelt, Säbel und Dolch mit diamantenem Griff, acht arabische Pferde ꝛc.

Am 1. Okt. 1714 brach er von Demotika auf, nachdem er fünf Jahre nutzlos bei den Osmanen zugebracht. Ein glänzendes Geleite ehrte ihn bis zur Grenze. Sofort trennte er sich von seinem Gefolge und nun ging's im Saus durch die Länder. Unter dem Namen Karl Frisch, von einem Offizier begleitet, jagte er, Tag und Nacht zu Pferde, über Wien, Nürnberg und Braunschweig gen Stralsund. Nach 16 Tagen langte er 23. Nov. nachts in seinem treuen Stralsund an, wo man ihn morgens mit Jubel begrüßte. Indessen standen seine Sachen überaus schlecht. Der von ihm entthronte August war längst auf den Thron Polens zurückgekehrt, den ihm der schwache Stanislaus ohne Kampf überließ. Die Russen hatten zu Ingermanland alle schwedischen Besitzungen jenseits der Ostsee erobert, ihre Flotte aber hatte Aug. 1714 bei den Alandsinseln die schwedische glänzend besiegt. Peter selbst setzte sich in Pommern fest. Neben ihm hatten die Dänen fast alle deutschen Besitzungen Schwedens weggenommen. Dazu stand bereits ein vierter Feind gegen ihn, Hannover, welchem Dänemark die eroberten Stifte Bremen und Verden mit der Bedingung verkauft hatte, am Kriege gegen Schweden teilzunehmen. Dennoch machte sich der Starrsinnige und Ungestüme gleich noch einen fünften Feind. Es hatte nämlich inzwischen die schwedische Regierung die wichtige Festung Stettin, um sie vor den Feinden zu retten, an Preußen in Sequester übergeben, d. i. in einstweilige Bewahrung. Karl forderte sie von Stralsund aus sogleich zurück. Preußen zeigte sich willfährig, begehrte jedoch Vergütung. Statt diese zu gewähren, griff Karl alsbald die preußische Besatzung auf der Insel Usedom an und rief damit einen weiteren Feind ins Feld.

Im Herbste 1715 lagerten sich Preußen, Sachsen, Dänen und Hannoveraner um Stralsund her, und nachdem die Preußen Rügen besetzt hatten, war es nicht zu halten. Also brach er auf, 19. Dez. 1715, und fuhr in einem Fischerboote, dem man im Eise Bahn hauen mußte, nach seinem Schweden hinüber, wo er kühl empfangen ward. Nun aber nahmen ihm diesseits die Verbündeten alles noch Übrige weg, so daß er kein deutsches Stück Erde mehr besaß. Karl blieb ungebeugt. Er gedachte sich mit Norwegen zu entschädigen, dem damals zu Dänemark gehörigen Königreich. Ein erstmaliger Versuch, es in Besitz zu nehmen, 1716, mißlang nach viel Strapaze und Kampf. 1718 erneuerte er das Unternehmen, indem er 27 000 Mann über das Gebirge gehen ließ. Den einen Zug gegen Drontheim führte Armfeld, der aber bei einbrechendem Winter auf den schauerlichen Eishöhen fast seine ganze Mannschaft verlor. Den anderen Heeresteil führte er selbst südlicher auf Frederikshald zu. Unter minderen Beschwerden gelangte er auch an diese Festung, schloß sie ein und eröffnete die Laufgräben. Am 11. Dez. verließ er abends das Lager, um die Arbeiten zu besehen. Er lehnte sich über eine Brustwehr und sah den Schanzern zu. Bald aber fand man ihn an der Brustwehr liegend, die rechte Hand am Degen, den Kopf von einer Musketenkugel durchschossen. Der Verdacht, daß der mißvergnügte Adel ihn wegräumen ließ, scheint unbegründet.

Das Heer ging sogleich zurück. Die schwedische Krone erbte Karls Schwester Ulrike Eleonore, welche dieselbe mit Bewilligung des Reichsrates ihrem Gatten, dem Erbprinzen Friedrich von Hessenkassel, überließ. Indessen drückte die Adelspartei die königliche Gewalt tief herab, indem der Reichsrat jetzt das Regiment führte. Dieser fühlte die Notwendigkeit, für den tief erschöpften Staat einen allseitigen

Frieden zu erlangen. Aber nur sehr allmählich kam derselbe mit allen Feinden zu stande, und zwar im Hauptsächlichen folgendermaßen: Hannover behielt Bremen und Verden und zahlte dagegen an Schweden 1 Million Thaler. An Preußen wurde Stettin mit Vorpommern abgetreten gegen 2 Millionen Thaler. Dänemark bekam Holstein, Gottorp und den hocheinträglichen Zoll im Sunde. Rußland gewann, im Frieden zu Nystadt 1721, am allermeisten; es behielt Livland, Estland, und Ingermanland und noch einen Teil von Karelien und Finland; den Rest gab es dem alten Besitzer zurück nebst 2 Millionen Thaler.

Wie sehr geschmälert ist nun aber das mächtige Schweden! Es ist von seiner hohen Bedeutung unter den europäischen Staaten für immer herabgestürzt! Auch Polen ist fast aufgelöst. Dafür hat Rußland die Macht im Norden und Osten Europas, und an Preußen ist das Protektorat über die protestantische Kirche übergegangen.

§ 4. Peters letzte Zeit.

Über diesen Frieden war der Zar ausnehmend erfreut, also daß er ihn durch Wohlthaten verherrlichen wollte. Er erließ allen seinen Unterthanen die rückständigen Abgaben, machte alle gefangenen Schuldner frei und begnadigte alle Verbrecher, mit Ausnahme der Mörder. In Bewunderung seiner Erfolge nannten ihn seine Russen „den Großen, den Vater des Vaterlands". Auch bat ihn die oberste Staatsbehörde, den Namen Kaiser zu führen. Seitdem hört der amtliche Titel „Zar" auf.

Am Pfingstfeste 1703 hatte Peter im eroberten Ingermanlande den Grundstein zu seinem Petersburg gelegt. Er erbaute es am Ausflusse der Newa auf morastigem Boden, welcher erst durch aufgetragene Erde erhöht werden mußte. Leibeigene aus allen Teilen des Reiches mußten zu Hunderttausenden Tag und Nacht daran arbeiten, und in wenigen Jahren stand eine beträchtliche Stadt da. Sofort kommandierte er eine Menge Adelige, Kaufleute und Handwerker aus dem ganzen Reiche zusammen, sich mit ihren Familien daselbst niederzulassen. Die Stadt wuchs unter seiner Fürsorge gewaltig fort, und mit der Zeit zu einer der ersten Prachtstädte der Welt heran. Schon 1718 zählte sie 40 000 Häuser. Er erhob sie zur Kaiserresidenz, sie war „sein Paradies".

Peter sorgte ohne Unterlaß für das Aufblühen seines gesamten Staates. Er führte fremde Schafzucht ein, errichtete Leinwandfabriken, Papiermühlen, Stückgießereien ꝛc., ließ einen Kanal zur Verbindung der zwei großen Ströme Don und Wolga und andere Kanäle graben, baute die sibirischen Bergwerke an. An die Stelle des alten Bojarenrats, der bis 1711 noch das oberste Reichsgericht bildete, setzte er einen Senat von lauter juridisch-tüchtigen Beamten, die nicht einmal adelig zu sein brauchten. Gouverneure aber, die Geschenke nahmen, ließ er henken, rädern oder erst auf dem Schafott begnadigen; bis an sein Ende hatte er mit der Nichtswürdigkeit der meisten Beamten zu kämpfen. Die oberste kirchliche Gewalt, welche bis 1700 der Patriarch zu Moskau geübt, übertrug er 1721 einem „heiligen Synod" und machte sich zu dessen Präsidenten. Der Zar kann kein Dogma ändern, aber in Fragen kirchlicher Disziplin und Regierung ist er „oberster Richter".

Selbst seinem „Herzenskind Menschikow" drohte er einmal mit der Todesstrafe, wenn er von seinem Unterschleif nicht lasse. Zwischen seinen ernsten Bestrebungen stellte er auch Lustbarkeiten an, oft recht lärmende, ausgelassene, ja so tolle, wie man sie von dem Civilisator einer rohen Nation nimmer hätte erwarten sollen. 1716 unternahm er in Begleitung seiner Katharina eine zweite Reise ins Ausland. Wie hochgeehrt war er jetzt! Er besuchte Dänemark und Holland, wo er überall ein paar Monate blieb und sich mit noch ungestilltem Wissensdrange weitere Kenntnisse einsammelte, und ging dann nach Frankreich. In Paris hielt er sich sechs Wochen auf, beschauend alle Merkwürdigkeiten der Wunderstadt. Den siebenjährigen Ludwig XV. nahm er auf die Arme, küßte ihn und sprach: „Sire, mögen Sie wohl aufwachsen und löblich regieren! Mit der Zeit werden wir einander vielleicht brauchen können." Über Berlin kehrte er 1717 heim.

An Peters letzte Reise knüpfte sich das unglückliche Schicksal seines Sohnes erster Ehe, Alexei. Dieser war ihm mißfällig, weil derselbe, gekränkt von der Verstoßung seiner Mutter, dem Vater nie zuneigte und, fest mit der altrussischen Partei zusammenhaltend, der westeuropäischen Kultur beharrlich widerstrebte.

Alexei trank gern mit Geistlichen und führte theologische Gespräche, in denen sein Haß gegen alle Neuerungen hervortrat. In Torgau heiratete er 1712 eine braunschweigische Prinzessin, vernachlässigte sie aber bald gegen eine finnische Leibeigene; sie starb 1715 nach der Geburt eines Sohnes, Peter II. Jetzt stellte der Zar dem Zarewitsch ein Ultimatum, er solle sich aufraffen, sonst enterbe er ihn. Alexei stellte sich erkrankt und wollte Mönch werden. Dann gab Peter ihm 6 Monate Zeit sich zu besinnen, worauf er ihn zu sich nach Mecklenburg forderte. Alexei ging ins Ausland, verschwand aber in Danzig und suchte insgeheim Zuflucht bei seinem Schwager, dem Kaiser in Wien. Dieser verbarg ihn als Staatsgefangenen in Ehrenberg. Dort aufgespürt, floh er vor Peters Zorn nach Neapel. Allein der heimkehrende Vater bewirkte seine Auslieferung und ließ sodann ein Gericht über ihn halten, das ihn zum Tode verurteilte. Er starb wohl an den Folgen der Folterung um 1718, nachdem er sich mit dem Vater, wie dieser verkündigte, noch ausgesöhnt hatte. Seine Anhänger wurden grausam hingerichtet.

Katharinas Kinder starben jung bis auf zwei Töchter: Anna, welche sich an einen Herzog von Holstein vermählte, und Elisabeth, von der wir noch hören werden. Katharina wußte sich ganz in ihren Gemahl zu schicken und sich ihm unentbehrlich zu machen. Er ließ die ehemalige Dienstmagd 1724 als Kaiserin krönen. Bis an sein Ende arbeitete er rastlos an der inneren Hebung seines Reichs und strebte auch fortwährend nach Erweiterung der Grenzen desselben. In Person bekriegte er den Schah von Persien, eroberte Derbent und nahm ihm einen Teil seiner kaukasischen Lande, 1722—23. Zuletzt sandte er den Seefahrer Bering aus, die Grenze Asiens zu finden. In seinen zwei letzten Lebensjahren litt er viel: geistig durch die quälende Vorstellung, wie sein so mühsam aufgerichtetes Civilisationswerk nach ihm durch die Altrussen wieder könnte zerstört werden, körperlich an einer Blasenkrankheit, die er sich durch unmäßigen Genuß von Branntwein zugezogen hatte. Doch schonte er sich nie. Einst strandete ein Schiff; er sprang ins Wasser, es flott machen zu helfen; hierbei erkältete er sich und infolge davon starb er, 8. Febr. 1725.

Ins innere Leben des Christentums ist Peter nie gedrungen. Doch war er ein bedeutendes Werkzeug der Vorsehung, das barbarische Rußland auf eine höhere Stufe menschlicher Bildung zu heben. Diese Aufgabe seines Lebens, die Einführung seines Volkes unter die Völker Europas, hat er erreicht, wenn er auch in manchem, wie in seiner Vorliebe für Heer und Marine, sich vergriff und die Lage der Bauern wesentlich verschlimmerte. Er hat die Machtfülle seines Reichs erhöht, es blieb aber die innere Rechtslosigkeit und der Antrieb zu Krieg und Eroberung. Auf eigentliche Erziehung seines Volkes verstand er sich so wenig, als auf die seines Sohnes. Die Willkür der Selbstherrschaft aber vollendete er 1722 durch den Ukas, welcher den Kaiser seinen Nachfolger bestimmen läßt.

Da er ohne Testament starb, erhob Menschikow Katharina I., 1725—27, auf den Thron und blieb ihr Minister, Freund und Trinkgenosse. Ihr folgte Peter II., ein Sohn Alexeis, 1727—30. Von seinem Günstling, dem Fürsten Dolgorukij, bewogen, schickte dieser den allmächtigen Menschikow nach Sibirien in die Verbannung. — Mit Peter II. starb der Mannsstamm des Romanowschen Hauses aus und kam der weibliche auf den Thron, zunächst Anna, des blödsinnigen Iwans Tochter, verwitwete Herzogin von Kurland, 1730—40. Für sie führte ein Biron das Regiment, welcher alle Dolgorukij stürzte, einige hinrichten, die andern nach Sibirien transportieren ließ. — Auf Anna folgte Iwan IV., Sohn des Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig und einer andern russischen Prinzessin Anna. Er war aber erst ein paar Monate alt. Für ihn herrschte anfangs Herzog Biron fort, wurde aber schnell vom Feldmarschall Münnich gestürzt und in die Verbannung gejagt. Alsbald folgte eine Empörung gegen den einjährigen Iwan selbst oder eigent-

lich seinen deutschen Vater, geleitet vom Leibarzt Lestocq, der seine Gönnerin Elisabeth, die bisher übergegangene Tochter Peters I., auf den kaiserlichen Stuhl brachte, 1741. Der tapfere Münnich, welcher Asow den Türken wieder entrissen hatte, mußte jetzt auch nach Sibirien, statt seiner regierte der Deutschenfeind Bestuschew, welchem die genußsüchtige Zarin alle Geschäfte überließ.

§ 5. Deutschland vor Friedrich II.

Es sieht sich trüb an! Zertrennung im Kirchlichen und Politischen, Übermut von oben, Not und Jammer unten 2c. Die religiöse Spaltung ist geblieben. Die eine Hälfte Deutschlands war durch die Jesuiten nur desto fester ins römische Wesen gefangen, die andere in Lutheraner und Reformierte getrennt. Zwar wurden in dieser Zeit Versuche zu kirchlicher Einigung gemacht. Eine Union der beiden protestantischen Parteien lag namentlich den preußischen Regenten stark an, welche, selbst reformiert, über meist lutherische Unterthanen herrschten; aber alle ihre Bestrebungen schlugen fehl. Auch sogar eine Wiedervereinigung der Katholiken und Protestanten wurde betrieben, insonderheit von der Universität Helmstädt, wo Georg Calixt (S. 645) wirkte, dann auch von Hannover und dem großen Leibniz. Aber etwas nachgeben wollten wenigstens die Katholiken und Lutheraner nicht, und übertreten zu einer andern wollte keine Partei. Einerseits war es da ein Glück, daß keine Union bewerkstelligt ward, weil es ja doch eine bloß äußerliche gewesen wäre; anderseits aber bestand eben die Zerrissenheit des teuern Vaterlands im Höchsten fort. — Noch größer war die politische Zerrissenheit, die Uneinigkeit der mehr als 300 größeren und kleineren Reichsstände untereinander, welche nur noch an einem dünnen Faden zusammenhingen, den sie gelegentlich abschnellten, um sich mit schmählichem Stricke Fremden anzukoppeln. Jemehr sie zunahm, desto tiefer mußte Macht und Ansehen des deutschen Reiches sinken.

Der zeitliche Wohlstand konnte seit dem dreißigjährigen Kriege im allgemeinen keinen rechten Aufschwung gewinnen; ja es ging rückwärts damit. Wo blieben die herrlichen Reichsstädte des 15. Jahrhunderts? Sie hatten ihren glänzenden Wohlstand vornehmlich durch den Handel erworben; aber dieser verfiel in Deutschland immer mehr. Holland und England zogen ihn an sich. Bremen und Hamburg waren noch berühmte Handelsstädte, aber die Binnenstädte, auch das einst so blühende Augsburg und Nürnberg, kamen immer weiter herunter. Aller Aufschwung und Verkehr war durch die kleinlichsten Schranken gehemmt. Wohl erfand ein Freund von Leibniz, der Hugenotte Papin in Kassel, die Dampfmaschine, und ein erstes Dampfschiff schwamm 1707 auf der Fulda nach Minden, von wo es die Weser hinab nach London fahren sollte. Aber von der Schiffergilde angehalten, wurde es als Kontrebande konfisziert und zerstört, Papin selbst von neidischem Gezänke vertrieben. Alles mahnte von Neuerungen und Wagnissen ab.

Die Bürgerschaft der Städte und die Landleute verarmten infolge des Druckes von seite ihrer Fürsten und Herren. Die Unterthanen hatten es furchtbar schlecht. Ihre Gebieter, deren Verschwendung von der Ludwigszeit an immer wachsend fortging, legten ihnen zur Bestreitung ihrer vielen Ausgaben doppelte, ja dreifache Steuern auf, wozu noch die stets vermehrten Frohndienste, auch wohl gewaltsame Beraubungen kamen. Niemand durfte gegen Härte, schreiende Ungerechtigkeit oder Mißhandlung den Mund aufthun. — Das Leben an den Höfen war mit wenigen Ausnahmen (namentlich des brandenburgischen) zum Entsetzen heillos geworden, und die ihrem Volke vorangehen sollten mit dem Bilde eines edlern Wesens, gaben das schlimmste Beispiel. Die Fürsten mit dem Schwarm ihrer Kavaliere lebten in unerhörter Üppigkeit. Sie hielten Feste über Feste, welche Schweiß und Blut ihrer Unterthanen verzehrten. Schwelgerische Tafeln, Weingelage, Theaterbesuch, Reiterstücke, Jagdherrlichkeit 2c., das war ihre Regentenlust und Sorge. Zu ihren Treibjagden wurden ganze Dörfer aufgeboten von jeder Arbeit weg; bei ihren Hetzjagden verfolgte der sausende Reiterzug auch über Saatfelder hinweg das edle Wild, bis es

zu Tode gehetzt war. So vergnügten sich die Fürsten, während häufig Günstlinge für sie regierten, oder ihre Mätressen oder Juden.

Wie sah es nur am ersten Hof, dem kaiserlichen, aus? Karl VI. (S. 632) war ein engherziger, eigensinniger Mann, der sich ganz mit spanischen Emigranten umgab und noch 1724 mit Spanien einen Bund schloß zur Bekämpfung der Türken und Protestanten. Um seine Person her waltete eine langweilige Förmlichkeit und durfte die Sünde nicht in roher Gestalt auftreten. Aber doch herrschte eine erstaunliche Verschwendung und grause Unordnung. Er hatte ein ganzes Heer von wohl besoldeten Hofbeamten, und der Aufwand in der Kaiserburg war ungeheuer; „täglich wurden für das Bad der Kaiserin 12 Eimer Wein verrechnet und 2 Fässer Tokayer zum Erweichen des Brotes für ihre Papageien.“ Der Wein floß natürlich größtenteils in den Schlund, oder das Geld dafür in den Säckel der Beamten, die Unterschleif trieben vom obersten bis zum untersten hinab.

Am Hofe Maximilians II. von Bayern (S. 621) ging alles französisch und so liederlich her, daß es seine Gemahlin, eine Tochter Sobieskis, nicht länger ertragen konnte und sich in die Stille eines katholischen Frommlebens zurückzog. Max hielt sich meistens als Statthalter in Brüssel auf, wo er in einem ewigen Taumel lebte und für seine Mätressen und 1200 Pferde ungeheure Summen verschwendete, so daß ihm aus seinem Bayern dreifache Steuern nachgeschickt werden mußten. Sein Nachfolger Karl Albrecht (1726—46) hielt nebst vielen Mätressen unzählige Hunde, welche besser speisten als seine Bauern, und führte, um sich Geld zu verschaffen, das verderbliche Lottospiel ein. — Unter Herzog Eberhard Ludwig von Württemberg (1693—1733) regierte seine Mätresse Grävenitz. Die verkaufte Ämter, Privilegien, Domänen 2c. und ließ bei jeder Gelegenheit um schweres Geld strafen. Der Zustand im Lande wurde so erbärmlich, daß 1717 die erste große Auswanderung der Württemberger nach Amerika erfolgte. Bei ihrem abscheulichen Regiment hatte die Dirne noch die Frechheit, zu verlangen, daß sie ins Kirchengebet eingeschlossen werde. Dem widerstand aber doch der Prälat J. Osiander, indem er sprach: „Wir beten schon alle Tage für Sie in der letzten Bitte des Vaterunsers.“ Karl Alexander (1733—37) war schon vor seinem Regierungsantritt katholisch geworden, denn in dieser Zeit traten mehrere protestantische Fürsten zur römischen Kirche über, wo sie leichter mit ihrer Sündenschuld fertig zu werden hofften. Dieser machte seinen Hofjuden zum allmächtigen Rat, daß derselbe das Land auf die raffinierteste und schamloseste Weise auspreßte. Zum Glück machte der plötzliche Tod des Herzogs Württemberg von dem Juden und von der Gefahr frei, katholisiert zu werden. Sein Sohn Karl trieb es am buntesten mit verschwenderischem, ausschweifendem Leben, da mit Bauten, Festen und Treibjagden der Schweiß der Unterthanen vergeudet wurde.

Markgraf Karl Wilhelm von Baden-Durlach übertraf, was viel sagen will, an Unzucht jenen August II. (S. 640). — Friedrich von Gotha, berüchtigt durch den blutlosen Krieg mit Meiningen 1747, der sich wegen des Vortritts zweier Hofdamen entspann, trieb auch den scheußlichen Menschenhandel, indem er Tausende seiner Landeskinder an den Kaiser 1733, und 1744 an die Holländer zu Soldaten verkaufte. Landgraf Karl I. hatte damit angefangen, indem er 1000 Hessen an Venedig 1687, dann 9000 an die Seemächte, 12 000 an Georg I. 2c. vermietete und gute Geschäfte damit machte. Wilhelm VIII. ließ sogar 1743 je 6000 Hessen an beide kriegführende Mächte ab, so daß Hesse gegen Hesse stand. — Karl Wilhelm Friedrich von Ansbach († 1757) hieß mit Recht „der wilde“ Markgraf. Einst forderte er zu Gunzenhausen der Wache vor seinem Schlosse das Gewehr ab. Der Spießbürger gab es ehrerbietig her. Da ließ ihn der Markgraf als einen feigen Soldaten an den Schweif eines Pferdes binden und durch die Schwemme reiten bis er starb. — „Seit 1½ Jahrhunderten“ klagt der wackere J. J. Moser, „behandeln die protestantischen Fürsten die Religion nur wie ihre Garderobe.“

Die geistlichen Höfe blieben an Üppigkeit und Zuchtlosigkeit nicht hinter den weltlichen zurück, überboten sie öfters noch darin. Die Erzbischöfe, Bischöfe, Fürstäbte, diese Nachfolger der armen Apostel, fuhren in stolzen Karossen mit sechs Hengsten daher, jagten mit ihren Domherren unter Hörnerklang und Rüdengeheul, Halloh und Hussah in den Forsten, schwelgten daheim auf seidenen Polstern an den leckersten Tafeln. Ihre Keller strotzten von den edelsten Weinen, und darum nannten

sie dieselben lästerlich: Gottvaterkeller, Gottsohnkeller, Heiligergeistkeller!! Von ihren weiteren Wollüsten nicht zu reden. Erzbischof Clemens von Köln, Max' II. Bruder, schlemmte und praßte wie dieser.

Auch in der Fastenzeit wurden 20 Schüsseln vor ihm aufgetragen. In Frankreich beging er Gemeinheiten, „über die selbst die Franzosen erstaunten!" Johann Philipp von Schönborn, Bischof von Würzburg, führte ein wahres Schandleben, gegen das ein Pater Horn zu eifern sich gedrungen fühlte, der dafür in tiefem Kerker 20 Jahre lang bis zu seinem Tode büßte. Der Erzbischof von Salzburg hatte die prächtigsten Lustschlösser und Lustgärten mit Wasserkünsten und Statuen nackter Göttinnen.

Das von oben ausgehende ärgerliche Exempel konnte nicht ohne schädliche Wirkung nach abwärts bleiben. Vornehmlich wurde der Adel von dem heillosen Leben der Fürsten ergriffen, das er ja an den Höfen mitmachte. Aber auch dem Bürger und Bauernstande teilte sich dasselbe schon in etwas mit. Es litt der ehrbare Bürgersinn namentlich in den Residenzstädten beim abstumpfenden Anblick der höfischen Ausschweifungen; und das Landvolk wurde vielfach noch durch die Not wie zur Unredlichkeit, so zu unordentlichem Wandel verleitet.

Übrigens müssen wir uns im ganzen Gottseligkeit und Ehrbarkeit beim Volke immer noch weit besser vorstellen, als es damit in unsern Tagen steht. Evangelischerseits fand doch noch allgemein treues Festhalten am Worte Gottes statt, und außer fleißigem Kirchenbesuch auch regelmäßige Hausandacht mit Lesen trefflicher Erbauungsbücher. In den Städten sang noch der Handwerker geistliche Lieder zu seiner Arbeit, wie auf dem Lande der Bauer hinter dem Pfluge her. Ob's auch bei den mehrsten nicht tiefer ging, es war doch etwas Heiligschönes, Freude am Göttlichen Pflegendes, Gottesfurcht Haltendes. Zeugen von der damaligen bessern Zucht sind die Taufbücher, welche noch wenige uneheliche Geburten enthalten, ferner die frischen, saubern Wanderlieder der Handwerksburschen, die heutzutage so entsetzlich unflätig zu reden und zu singen pflegen, und die weitverbreitete Sitte, Gefallene nicht nur im Gotteshause von der ehrbaren Jugend abzusondern, sondern auch von den öffentlichen Vergnügungen auszuschließen. Es war dazumal in den obersten Lebenskreisen eine überaus elende Zeit; aber was wenigstens unser evangelisches Volk betrifft, haben wir immer noch Ursache, uns an ihr zu schämen. Von dem Württemberger J. A. Bengel (VII. § 2) ging doch schon ein frischer Sinn fürs Studium der heil. Schrift aus, welcher namentlich die große Hoffnung der Kirche neu belebte. — Nun noch zwei edle Erscheinungen dieser Zeit!

§ 6. Die evangelischen Salzburger.

In das erhaben schöne Gebirgsland Salzburg war schon zur Reformationszeit Licht eingedrungen: die Herrlichkeit des Glaubens lebte auch dort auf gegenüber dem trostlosen Werkwesen. Es entstand ganz im Stillen eine Gemeinschaft, welche sich aus Luthers Bibel und seinen Schriften erbaute. Aber die Priester witterten sie aus, und schon 1685 erhob sich im Teffregger Thale eine grausame Verfolgung Evangelischgesinnter, und es wurden nach vielen Quälungen über 1000 derselben ausgetrieben, wobei man die Kinder von ihren Eltern wegriß und zurückbehielt, um sie römisch zu erziehen. Unter diesen Erstlingsverbannten befand sich der berühmte Bergmann und Gottesgelehrte Joseph Schaidberger, welcher in Nürnberg Aufnahme fand, wo er noch lange in Frieden lebte und seinen „Evangelischen Sendbrief" drucken ließ, aus dem wir uns heute noch stärken.

Damit war aber der evangelische Glaube im Salzburger Lande nicht ausgerottet, es blieb ein „Same" zurück und wuchs im stillen fort und also mächtig breitete er sich aus, daß sich ein ganz besonderes Werk des Geistes kund gab. Die Zahl der im Herzen Evangelischgewordenen nahm unter diesem kräftigen und redlichen Bergvolke außerordentlich zu. Sie hielten sich aber sehr geheim. Sie versammelten sich im Schatten der Nacht an abgelegenen Orten, in Höhlen und Klüften zum evangelischen Gottesdienst. Daheim lasen sie im Verborgenen die Bibel, Luthers und Arnds Bücher und beteten leise im Geiste der Kindschaft. Äußerlich hielten sie sich lange noch zur katholischen Kirche, freilich mit widerstrebendem Herzen. Als sie aber endlich von ihrem

Gewissen gedrungen anfingen, sich vom römischen Gottesdienst zurückzuziehen, wurden ihrer viele entdeckt und mannigfach geplagt.

a. 1727 wurde Leop. Ant. von Firmian Erzbischof von Salzburg, ein gelehrter, auch lustiger Herr. Dieser und sein Kanzler Räll wollten „die Ketzerei" darin alles Ernstes unterdrücken. Zunächst mußten Scharen von bayrischen Jesuiten, welche sich Bußprediger nannten, das Land durchziehen. Sie drangen bei Tag und Nacht in die Häuser der Verdächtigen ein, stellten Examina mit ihnen an, durchstöberten alle Winkel nach evangelischen Büchern 2c. Wer als ketzerisch erkannt ward und sich nicht bekehren ließ, der wurde hart gestraft um Geld, mit Prügeln, Krummschließen, Gefängnis 2c. Dazu wurde er von der Kanzel dem Teufel übergeben, und wenn er starb, außerhalb des Kirchhofs verscharrt. Aber alle Arbeit der Jesuiten und alle Strafmittel richteten nichts aus. Mit wenigen Ausnahmen blieben die Evangelischen fest an ihrem Glauben. Sie klagten in Regensburg, wo die evangelischen Gesandten ein Einsehen verlangten. Da setzte nun der Kanzler eine Kommission ein, zu sehen, wie viele doch vom Glauben abgefallen seien.

Man redete freundlich mit den Leuten, ließ sogar die Hoffnung auf Religionsfreiheit schimmern; sie sollten nur frei mit ihrer Meinung hervortreten. Da ging den ehrlichen Leuten Herz und Mund auf und siehe, in 3 Tagen gaben sich 20678 als evangelisch an, deren Namen und Vermögen Räll sorgfältig aufschrieb, denn der Mann hatte es dabei auf seinen Profit abgesehen. Am 30. Juni 1731 erließ der Erzbischof eine ungewöhnlich gnädige Verordnung, die gründliche Untersuchung aller Beschwerden verhieß. Doch ging er von seinem Vorsatz, die Ketzerei auszurotten, nicht ab, wollte nur erst die gefährlichsten Punkte militärisch besetzen lassen. Die Gefahr blieb aber den Bedrohten nicht verborgen.

Diese traten zu einem großen Bunde zusammen. Am 5. Aug. 1731 stiegen gegen 100 Abgeordnete von allen Seiten in die Schwarzach herab. Sie entblößen ihre Häupter und beten. Dann schwören sie, daß sie „am rechten, evangelischen Glauben im Leben und Sterben aushalten und in ihrem gemeinsamen Elend sich brüderliche Liebe und Treue beweisen wollen". In der Mitte steht ein großes Salzfaß: sie tauchen ihre Finger hinein und verschlucken das Salz. Ihr Bund sollte ein Salzbund (2 Chron. 13, 5 unverweslich) sein. Hierauf berieten sie, was sie thun wollten, und zunächst schickten sie Gesandte an den Kaiser und an die protestantischen Fürsten Deutschlands mit der Bitte, sich ihrer anzunehmen.

Diese, insonderheit der König von Preußen, nahmen sich ihrer bei Kaiser und Reich mit Eifer an; aber siehe nun die Bosheit! Der Erzbischof bezeichnete sie als Rebellen, obschon sie doch immer davon abstanden, sich selbst Hilfe zu schaffen, ihre Waffen wegnehmen, ihre Häupter aus ihrer Mitte wegführen und in tiefe Kerker werfen ließen ohne Widersetzlichkeit. Der Kaiser aber glaubte an die Rebellion, weil sein Manifest vom 26. Aug., das den Salzburgern Erledigung ihrer Beschwerden verhieß, vom Erzbischof unterschlagen wurde und also unbeantwortet blieb. So schickte er auf Ansuchen des Erzbischofs Dragoner ins Gebirge, die Rebellion zu dämpfen. Da diese zu mild verfuhren, wurden gutkatholische Kürassiere nachgeschickt. Diese quartierten sich bei den Evangelischen ein, fluchten und tobten, zehrten und plünderten sie aus, mißhandelten sie entsetzlich, banden und überlieferten sie den Gefängnissen, welche ganz voll wurden von den Unglücklichen. Sie aber hielten treu aus bei ihrem Glauben, der ihnen ein besseres Jenseits verbürgte.

Nunmehr beantwortete der Erzbischof die Forderungen der evangel. Stände durch sein Emigrationsmanifest vom 31. Oktober. Aus dem Auswanderungsrecht (S. 602) machte er eine grausame Auswanderungspflicht. Man stellte ihm vor, wie sehr der Abgang so vieler arbeitsamen Unterthanen seinem Staate schaden würde: aber er sprach im Rausche: „Ich will keine Ketzer im Lande haben und wenn auch Dornen und Disteln auf den Äckern wüchsen!" Noch ein Versuch, die Abgefallenen zu bekehren. Neue Scharen von Jesuiten durchzogen lockend und drohend das Land. Schändliche Schreckmittel brauchte man, köpfte hölzerne Figuren in Armensünder-

gewändern unter den Löchern der Gefangenen u. s. w. Dann aber sollten alle Abtrünnigen in acht Tagen, alle begüterten binnen drei Monaten das Land räumen.

Nach dem westfälischen Frieden mußte allen Duldung im Lande oder zum freien Abzug eine Frist von drei Jahren gewährt werden. Allein daran band sich der Erzbischof nicht, „weil sie ja keine gewöhnlichen Konvertiten, sondern Empörer seien." Nun sollen die armen Leute, den Winter vor der Thür, hinaus in die Welt, ohne zu wissen wohin! Sie brachten darum die inständige Bitte vor, die Frist doch bis zum Frühling zu verlängern. Auf Gewährung dieses bescheidenen Begehrens hofften sie auch sicher und gingen beruhigt wieder an ihr Geschäft. Aber plötzlich, 24. Nov., sprengen die kaiserlichen Reiter unter wildem Geschrei ins Gericht S. Johann ein, um dem erzbischöflichen Befehl zum Vollzug zu verhelfen. Das war der Beginn eines allgemeinen Angriffs im Gebirge. Die Unangesessenen, Knechte, Mägde 2c. werden fortgetrieben, wo sie sind, auf dem Weg, auf dem Felde, wie sie sind, ohne Geld, ohne Kleid; erst 800, dann 500, im Jan. und Febr. 2500! Aber als nur der erste Schrecken vorüber ist, kommt auf einmal ein höherer Geist über sie; ganze Dörfer stehen freiwillig auf zur Auswanderung, große Haufen schreiten durch Sturm und Schneegestöber dahin, alles will fort. Jetzt müssen die Soldaten zurücktreiben, daß die Hauptstadt unten nicht auf einmal überschwemmt werde. 23. April 1732 wurde der letzte Termin.

So zogen sie denn hin, unsere teuren salzburgischen Glaubensgenossen, unter Hohn und Spott von Soldaten, Priestern und Volk, ausgepreßt, arm an irdischem Gut fast alle, doch mit hoher Glaubensfreudigkeit. Weh that ihnen freilich der Abschied von der lieben Heimat der Väter, dem Land der herrlichen Berge, Wasserfälle, grünen Almen und traulichen Thäler. Was sie aber am tiefsten schmerzte, das war wieder der schändliche Kinderraub. An tausend Kinder wurden den Eltern entrissen, um sie im Lande zu behalten und katholisch zu erziehen. Mehrere der Kleinen entsprangen jedoch und bettelten sich ihren Eltern nach bis zur Ostsee. Es wanderten gegen 30000 aus; denn im Sturme der Bewegung schlossen sich noch viele bis dahin Unentschiedene an. Unterwegs wurden sie noch viel gehöhnt und geschimpft. Als sie aber evangelischen Boden betraten, welch ein Wechsel!

Glockengeläute bei ihrem Nahen in allen Orten, freudiges Entgegeneilen, ehrerbietige innigste Begrüßung der edlen Märtyrer. Man streitet sich um sie, welche zu beherbergen, versieht sie mit allen Bedürfnissen, schenkt ihnen Bibeln, predigt ihnen in den Kirchen. Sie aber kommen an die Orte singend: Ein' feste Burg ist unser Gott 2c., und gehen von dannen singend: Sei Lob und Ehr 2c., Befiehl du deine Wege 2c., demütig und dankbar gegen Gott und Menschen. In der Emigrantenkasse zu Regensburg waren doch 888,381 Gulden zusammengeflossen. Ein Teil der Auswanderer begab sich nach Holland und Nordamerika, 20694 aber nach **Preußen**, wo sie die ihnen vom Soldatenkönige (S. 644) angewiesenen Wohnplätze in Preußisch-Litauen einnahmen, alle Unterstützung zum Anbau und Steuerfreiheit auf neun Jahre empfingen, dafür aber auch die treusten Unterthanen und schon mit ihrem Gebete ein Segen fürs Land wurden. Dort lebten sie in evangelischer Freiheit und gelangten bei redlichem Fleiße bald zu zeitlichem Wohlstand. — Der Erzbischof hatte aber seine besten Unterthanen verloren; sein Land war weithin verödet und „Dornen und Disteln wuchsen auf den Feldern." Indessen empfing er Lob vom Papste und den Titel Excellenz, der Ausgezeichnete. Wir haben (S. 670) gesehen, worin er sich ausgezeichnet hat. (Zu gleicher Zeit wurden auch im Österreichischen die noch vorhandenen heimlichen Protestanten verfolgt, z. B. im **Salzkammergute** 1500 gleichfalls heuchlerischerweise durch Verheißung der Religionsfreiheit ausgeforscht, dann von Soldaten aufgehoben und nach Siebenbürgen transportiert. Solche Züge von „Transemigranten" dauerten fort 1734—74.)

§ 7. Die Brüdergemeine.

Noch eine liebliche Erscheinung auf **geistlichem** Gebiete! Am 26. Mai 1700 wurde vornehmen Eltern zu Dresden ein Sohn geboren, durch welchen Gott, wie durch Spener, seine Kirche mit Segen heimsuchen wollte. Es ist Nikolaus Ludwig, Graf von **Zinzendorf**. Der schöne Knabe voll Verstand und Wißbegierde zeigte frühe ein innig frommes Gemüt, verbunden mit der lebhaftesten Phantasie.

Er schrieb, kaum der Buchstaben kundig, Briefchen an seinen lieben Heiland und ließ sie durchs Fenster hinausfliegen. Von seinem zehnten Jahre an war er im Francke'schen Pädagogium (S. 647), wo sein christlicher Sinn die reichste Nahrung empfing. Zu Wittenberg vollendete er seine Studien; er studierte die Rechte, aber zugleich Theologie; das Christentum blieb ihm stets die Hauptsache. Drauf machte er Reisen durch Holland, Frankreich und die Schweiz, auf denen er die Bekanntschaft christlicher Gelehrten und frommer Christen suchte. Heimgekehrt arbeitete er als Rat bei der Regierung zu Dresden, doch nur kurz; dann gab er sich ganz dem Berufe hin, zu welchem ihn der Herr ausersehen hatte.

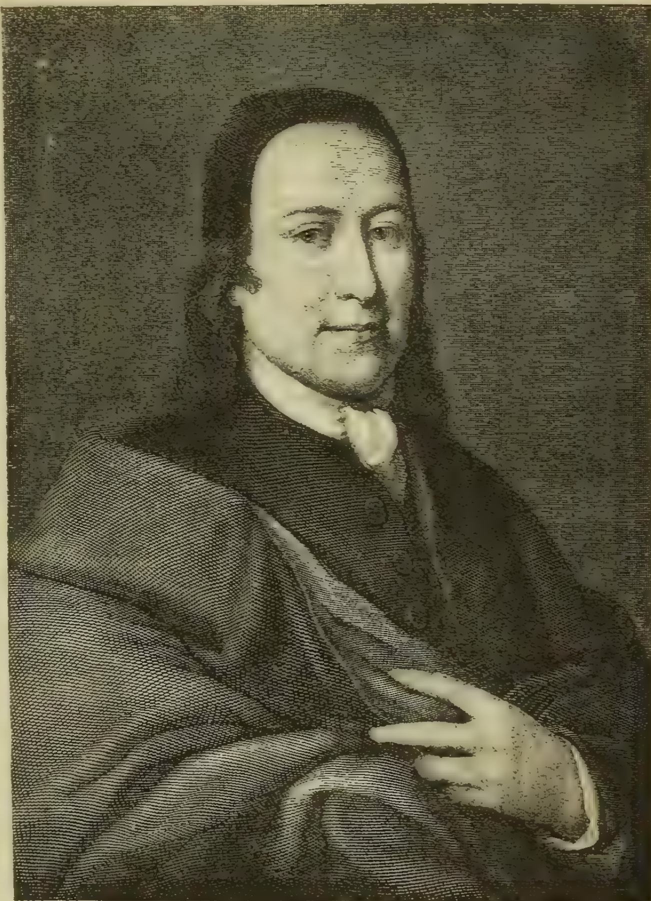


Fig. 322. Graf von Zinzendorf. (Nach dem Gemälde von Kupetzky.)

Im Anblick einerseits des bittern Streites zwischen Lutheranern und Reformierten, der doch die Grundlehre von der Rechtfertigung des Sünders durch das Verdienst des Heilandes nicht betraf, anderseits des greulichen Lebens am Dresdener Hofe, das ihn mit Abscheu erfüllte, drang es ihn, eine Gemeinschaft zu stiften, in welcher man das Hauptgewicht auf den Versöhnungstod des Gottmenschen legen sollte, dem sich derselbe mit einer Liebe unterzogen, die das ganze Herz zur Gegenliebe und zu einem neuen Leben nach seinem Bilde ergreift. Diese Gemeinschaft sollte denn in jener Liebe und Eintracht zusammenleben, welche der Herr das Kennzeichen seiner Jüngerschaft nennt. Nun hatten sich 1722 verfolgte böhmisch-mährische Brüder (S. 436) auf seiner Herrschaft Berthelsdorf in der Oberlausitz eingefunden und er hatte ihnen gestattet, daß sie sich am sog. Hutberge ansiedelten. Der mährische

Zimmermann Christian David schlug zuerst seine Axt in einen Baum mit den Worten: „Hier hat der Vogel sein Haus funden und die Schwalbe ihr Nest, nämlich deine Altäre, Herr Zebaoth!" Die Brüder nannten den gegründeten Ort zum Zeichen, daß sie auf die Hut ihres himmlischen Herrn vertrauten, „Herrnhut". Mit dieser Herrnhuter „Brüdergemeine" begann Zinzendorf sein Vorhaben ins Werk zu setzen; er stiftete mit ihr eine „erneuerte Brüdergemeine" 1727. Er stellte eine Gemeindeverfassung auf, in welcher er das meiste von der böhmisch-mährischen Kirchenordnung beibehielt.

Was den Glauben und das Leben anbelangt, so sollten alle nur unverrückt auf das Lamm Gottes schauen, ihm dankbar anhangen und in seiner Liebe als lebendige Glieder seines Leibes recht brüderlich und schwesterlich beisammen sein. Die Gemeinschaft eröffnete Zinzendorf als eine Freistätte für alle nach Frieden und einem höhern Leben sich sehnenden Seelen. Und es nahmen viele daran teil, Lutheraner und Reformierte, außer den böhmisch-mährischen Brüdern, die in frischen Zügen herüberkamen. Er begehrte von den sich Anschließenden keinen Austritt aus ihrem bisherigen Kirchenverbande. — Es erhob sich aber Anfechtung. Den größten Zorn über diese heilige Gemeinde verspürte der unheilige Minister Brühl, der den Grafen sogar des Landes verwies. Er durfte jedoch zurückkehren, da der König von Preußen ihn kennen lernte und in Schutz nahm. Indessen fand sein Werk anfangs auch von seiten lutherischer Theologen, und wahrhaft frommer Männer darunter, heftigen Widerspruch. Und allerdings war die Vermischung der Konfessionen bedenklich; so hatte auch das Wesen der Gemeine seine „Extravaganzen", wie Zinzendorf später selbst erkannte, insonderheit gab sich dieselbe anfänglich einer gewissen Gefühlsschwärmerei hin. Allein eben diese Angriffe bewirkten, daß sie sich ernüchterte und von den Extravaganzen frei zu machen suchte. Sie sah auch ein, daß die Unbestimmtheit hinsichtlich der Konfession nicht bleiben könnte, und erklärte sich öffentlich zur unveränderten Augsburgischen Konfession, so daß sie als ein Teil unserer lutherischen Kirche, nur mit eigener Verfassung, zu betrachten ist. — Zinzendorf umfaßte sein Werk mit ganzem Herzen und beschloß, selbst in den geistlichen Stand zu treten, um es besser fördern zu können. Er ließ sich in Tübingen prüfen und wurde von der theologischen Fakultät unter die lutherische Geistlichkeit aufgenommen. Jetzt (1737) trat er als evangelischer Bischof an die Spitze der Gemeinde; unter ihm arbeiteten Presbyter (Geistliche und Laien), Diakonen und Diakonissen. Es lag ihm aber nebst dem innern Ausbau der Gemeinde vornehmlich auch die Ausbreitung ihres Geistes und Lebens mächtig an. Hiezu reiste er vielfältig umher und sandte häufige Boten aus, welche bis zu den Heiden gingen. Er selbst fuhr zweimal nach Amerika unter die Wilden hinein. Und unter Christen und Heiden gewannen die Brüder zahlreiche Anhänger.

So lange Zinzendorf lebte, regierte er den Verein selbst und besorgte dessen Angelegenheiten mit unermüdlichem Eifer. Er starb 1760. Nun wurde der gelehrte Spangenberg Bischof, der eine nochmalige „Läuterung" der Gemeinde bewerkstelligte. Aber nach Zinzendorf haben nicht mehr die Bischöfe, sondern eine Ältestenkonferenz (in Berthelsdorf) die Oberleitung, und alle zehn Jahre tritt eine Synode zusammen, bei welcher die höchste Kirchengewalt ist und die immer eine neue Direktion (Ältestenkonferenz) wählt.

Die Brüdergemeine hielt fest am Lamm Gottes, das der Welt Sünde trägt, und in seiner Gemeinschaft führte sie ein stilles Friedensleben und ihre Glieder wandelten in schöner Zucht. Und sie beteten nicht bloß viel, sie arbeiteten auch rüstig, und ihre Fabrikate fanden den besten Absatz, Herrnhuter Ware galt als solide Ware, man wußte, daß man da nicht übervorteilt werde. Die Brüder breiteten sich in Deutschland, Holland, England, Dänemark, Schweden, Rußland, Grönland, Nord- und Südamerika mit Westindien und in Südafrika aus, bis die Zahl ihrer Mitglieder sich auf eine Viertelmillion belief. Was auch an dieser werten Genossenschaft noch zu tadeln sein mag, sie lebt doch im innersten Heiligtume des Glaubens. Sie war auch bestimmt, in der Zeit des Unglaubens das goldene Kleinod des Christentums, die Lehre vom Versöhnungstode Jesu, zu bewahren. Es sei noch bemerkt, daß Zinzendorf zarte und innige Lieder, wie: „Jesu, geh voran", „Mit einem tiefen Sehnen", und wieder hocherhabene, wie: „Geist des Herrn, Morgenstern" gedichtet hat.

Zu seiner Zeit und von seiner Thätigkeit angeregt traten auch in der bischöflichen Kirche mächtige Prediger eines lebendigen Christentums, Wesley († 1791) und Whitefield († 1770), auf und erweckten viele tote Herzen, in England und noch mehr in Nordamerika, wo ihre Anhänger, die Methodisten, jetzt die mächtigste Kirche bilden.

Anfangs wollten sie bloß eine innig verbundene, streng organisierte Gesellschaft innerhalb der anglikanischen Kirche sein, aber die Hemmungen, welche ihre Reiseprediger von der anglikanischen Geistlichkeit erfuhren, und der Drang der Ausbreitung, welcher sie beseelte, führten sie zur Trennung. Wesley ordinierte 1784 Bischöfe für die amerikanischen Gesellschaften und gab den britischen eine Verfassung, welche der jährlich zusammentretenden Predigerkonferenz unbeschränkte Gewalt über die Arbeiter einräumte.

VI. Kampf der zwei größten deutschen Mächte.

Das Haus Habsburg, innehabend nun drei Jahrhunderte ununterbrochen fort die deutsche Kaiserwürde, war bisher weitaus die größte Macht in Deutschland. Jetzt aber erhob sich eine andere deutsche Macht, ein großer König, siegreich gegen dasselbe, und die Darstellung ihres Kampfes bildet den Hauptinhalt dieses Abschnittes.

§ 1. Maria Theresia in Österreich.

Karl VI. war der einzige noch übrige Mannssprosse des habsburgischen Hauses. Ihn bekümmerte der Gedanke, daß sein gewaltiges Besitztum nach seinem Tode auseinanderfallen könnte. Darum stiftete er 1713 ein Hausgesetz, die „pragmatische Sanktion", kraft welcher „alle zur österreichischen Monarchie gehörigen Gebiete in und außer Deutschland jederzeit ungeteilt beisammen bleiben und in Ermangelung männlicher Descendenz auf die weibliche vererben sollten". Demnach sollte die Gesamtmonarchie auf seine Tochter Maria Theresia übergehen, auch das Kurland Böhmen, das nach den Reichsgesetzen nie auf Weiber kommen durfte. Dieser Erbbestimmung Anerkennung zu verschaffen, machte er sich zur Lebensaufgabe.

Die Stände seiner Lande erklärten sich alle nacheinander damit einverstanden. Nicht so leicht aber gelang es ihm bei den andern Mächten. Mehrere davon legten Widerspruch ein, der sogar 1734 in den sog. „pragmatischen Krieg" überging, und nur mit großen Opfern und auf Kosten des deutschen Reichs konnte er allgemeine Zustimmung erkaufen. England und Holland zu lieb hob er die von ihm errichtete Ostindische Handelsgesellschaft zu Ostende wieder auf. Frankreich zu Gefallen trat 1735 der Gemahl seiner Tochter, Herzog Franz Stephan von Lothringen, sein Herzogtum an den vormaligen Polenkönig Stanislaus Leszczynski (S. 662), den Schwiegervater Ludwigs XV., und zwar mit der Bestimmung ab, daß es nach dessen Tod an Frankreich fallen sollte. (Stanislaus † 1766 und seitdem war das uralt deutsche Lothringen französisch!) Das alles ohne das deutsche Reich nur zu fragen. Franz Stephan erhielt dafür die Anwartschaft auf Toskana, das ein letzter Mediceer beherrschte. (Dieser † 1737, da denn das Haus Lothringen nach Toskana wanderte.) Um Spanien geneigt zu machen, überließ der Kaiser das schöne Neapel an den spanischen Prinzen Don Carlos, der es während des pragmatischen Kriegs erobert hatte; doch wurde ausgemacht, daß die Kronen Spanien und Neapel niemals auf Einem Haupte vereinigt werden dürften. Endlich, 1738,

hatte die pragmatische Sanktion bei den größern Staaten allgemeine Gültigkeit erlangt. Dessen war Karl trotz aller Opfer von Herzen froh, ließ auch 1739 die 1718 gewonnene Wallachei und Serbien wieder fahren und legte sich, 20. Oktober 1740, ruhiger in des Todes Arm. Mit ihm erlosch der habsburgische Mannsstamm, nachdem derselbe Deutschland 15 Kaiser gegeben. Und also trat Maria Theresia die bedeutend geschmälerte, doch immer noch umfangreiche österreichische Monarchie an.



Fig. 323. Maria Theresia. (Nach dem Stiche von Daullé.)

Sie war 23 Jahre alt, eine hochgewachsene und sehr schöne Frau, freundlichen, gütigen Herzens, doch dabei starken Geistes, eine heroische Frau, einsichtig auch, thätig und treu besorgt für ihre Unterthanen, eine würdige, treffliche Regentin. Aber sie hatte einen sehr schweren Anfang. Die Staatskasse war leer, das Heer schwach, und trotz der pragmatischen Sanktion sah sie sich gleich von einer Menge Feinde bedroht, die sich in ihr Erbe teilen wollten. Man könnte sagen, sie fielen wie Habichte über die junge Fürstin hinein, wenn nicht doch der eine oder andere etwas mehr als bloßes Räuberrecht dabei gehabt hatte. Traun aber, der österreichische Staat würde sich aufgelöst haben, wäre diese Frau nicht ein Mann gewesen über viele ihrer Vorgänger. Lernen wir auch ihren bedeutendsten Gegner kennen.

§ 2. Friedrich II. von Preußen.

Vier Monate früher hatte Friedrich II. in Preußen die Regierung angetreten, der älteste Sohn des Soldatenkönigs (S. 644), geb. 1712. Ein wunderschönes Kind mit großen leuchtenden blauen Augen, das frühe die seltensten Talente entwickelte. Mit seinem scharfen Verstand verband sich ein feuriges Wesen und fester Wille.

Seine erste Erziehung besorgte eine aus Frankreich geflüchtete Protestantin, Frau von Rocoulles, welcher der Vater das Geschäft aus Pietät übergeben zu haben scheint, da sie es bei ihm selbst schon in seiner Kindheit versehen hatte. Diese Dame zog ihn nach Vorschrift äußerst einfach in Nahrung und Sitte auf; in ihrem Umgange aber gewann er, ganz gegen des Vaters Sinn, eine Vorliebe für die französische Sprache, die er zeitlebens behielt. Vom achten Jahre an kam er unter die Leitung zweier Offiziere. Was man ihm zu lernen gab, faßte er mit dem offensten Geiste auf; es war aber nicht zu viel. Mit den alten Sprachen beschwerte man ihn gar nicht. Unter seinen Lehrern schloß er sich am engsten an den Franzosen Jandun an, der ihn in der Geschichte unterwies und mit der französischen Litteratur bekannt machte. Er hatte eine außerordentliche Begierde, schöne Bücher zu lesen und er las lauter französische, deren leichter und witziger Ton ihn anzog. Sein Vater trug auch Sorge, daß er gründlichen Unterricht in der Religion empfing. Allein der Hofprediger versah es, indem er ihm zwar die ganze reformierte Glaubenslehre vortrug und fest einpfropfte, aber nicht das lebendige Wort Gottes seinem Herzen nahe brachte. Ein Stundenplan, den der Vater 1725 diktierte, forderte lange Religionsübungen, die im Sohne keine Neigung zum Evangelium aufkommen ließen.

Nachdem Friedrich 15 Jahre zurückgelegt hatte, nahm ihn der Vater unter seine unmittelbare Aufsicht. Der wohlmeinende, rauhe Mann behandelte ihn sehr streng. Bald reihte er ihn in sein geliebtes Militär ein, wozu der Sohn wohl selbst Neigung fühlte, ohne sich doch zu solch einem forschen Soldaten anzulassen, wie ihn der Vater wünschte. Und in andern Stücken wollte er seinem Bilde gar nicht ähnlich werden; er zeigte keine Lust, mit ihm in die Tabaksstube, auf die Jagd zu gehen ꝛc. „Fritz“ hatte ein anderes Wesen, er neigte stark zum Leichtsinn. Der König war ungehalten, daß er so viel über französischen Büchern saß, daß er so viel Geld brauchte, Schulden machte, und daß er keinen festen Christenglauben verriet. Er machte ihm deshalb häufige, bitterste Vorwürfe. Verletzt davon, ließ sich Friedrich gegen andere in Klagen über die Despotie des Vaters aus, spottete sogar über dessen Liebhabereien, was dem Könige wieder zu Ohren kam und ihm nur desto härtere Behandlung zuzog. So entstand eine tiefe Kluft zwischen beiden.

Überdrüssig des steten Gescholtenwerdens, bemühte sich Fritz zuletzt, sein Treiben den Blicken des Vaters zu entziehen, und gab sich nur desto mehr einem leichtfertigen Leben hin. Er schloß Freundschaft mit einem Lieutenant v. Katte, welcher ihn noch weiter in französische Litteratur und gar in französische Liederlichkeit hineinführte. Dazu half ein Besuch beim üppigem Hof in Dresden 1728. Als der König hinter seine Sünden kam, ärgerte ihn dessen verstocktes Leugnen so, daß er ihn mißhandelte. Die Härte des Vaters erzeugte in ihm den Entschluß, zu fliehen und bis auf günstigere Zeit am englischen Hofe bei Georg II., seiner Mutter Bruder, zu weilen. Gelegenheit bot eine Reise an den Rhein, die er mit dem Vater machen durfte. Mit seinem Katte entwarf er den Plan zur Flucht. Der Page Keith wurde ins Geheimnis gezogen und beauftragt, bei Steinfurth Pferde bereit zu halten. Fritz geht 5. Aug. 1730 nachts hinaus, wird aber verfolgt, ehe die Pferde kommen, und muß zurück. In Frankfurt erhält der König einen aufgefangenen Brief des Sohnes an Lieutenant Katte und gerät in schrecklichen Zorn, schlägt den Sohn und verhört ihn dann in Wesel, schilt ihn einen feigen Ausreißer, ja zieht den Degen gegen ihn; doch fällt ihm General Mosel in den Arm, bittend, ihn statt des Kronprinzen zu erstechen. Der König erklärt, Fritz müsse als Deserteur abgeurteilt werden, und ein solcher hatte den Tod verwirkt. Es scheint, daß der Vater ihn von der Thronfolge auszuschließen gedachte; er bedrohte ihn mit dem Tode, damit er, um sein Leben zu erhalten, ihr entsage. Das Kriegsgericht überließ dem Vater, „den Kronprinzen nach seiner wiederholten wehmütigen Reubezeugung anzusehen“, verurteilte aber Katte zu ewigem Festungsarrest. Ein Machtspruch des Monarchen gebot dessen Hinrichtung. Fritz ward auf die Festung Küstrin in strenge Haft gebracht. Und 6. Nov. 1730 ward an seinem vergitterten Fenster sein Freund Katte vorbeigeführt, dem er noch zurief: je vous demande mille pardons, und fast vor seinen Augen enthauptet. Das machte einen entsetzlichen Eindruck auf ihn, der Zeit seines Lebens nicht verging. Wochen lang erhielt er kein Buch außer Bibel und Gesangbuch. Tief gebeugt las er darin, unterhielt sich auch gerne mit dem Feldprediger Müller, der ihn allein besuchen durfte. Am 13. Nov. leistete er den geforderten Treueid und gelobte heilig, hinfüro ein gehorsamer Sohn sein zu wollen. Nun mußte er in der Kanzlei zu Küstrin arbeiten, und da er sich wohl hielt, verzieh ihm der Vater. Bei der ersten Zusammenkunft (Aug. 1731) sprach derselbe ganz milde zu ihm: „Warum feindest du mich denn an, da ich nur für dich sorge und schaffe?“ Der Sohn fiel ihm zu Füßen und bat um Vergebung. 1732 wurde er Oberst in Ruppin.

Darnach bestimmte ihm der König die liebenswürdige Elisabeth von Braunschweig zur Gemahlin. Friedrich ergab sich in den väterlichen Willen und heiratete sie, 1733. Er behandelte sie achtungsvoll, obwohl er seit 1744 getrennt von ihr lebte und nur mit ihr korrespondierte. Kinder hatten sie nie; für ein häusliches Leben war er nicht geartet.

Er exerzierte sein Regiment aufs strammste, studierte Taktik und Strategie, sah auch 1734 den Feldzug am Rhein und den Verfall des österreichischen Heerwesens. Nun kaufte ihm sein Vater 1736 das Schloß Rheinsberg bei Ruppin. Hier lebte er frei nach den Wünschen seines Herzens. Schon korrespondierte er mit einem Franzosen Voltaire, dessen unheimliche Bekanntschaft wir noch machen müssen. Dieser „größte Geist“ seines Jahrhunderts bezauberte mit seinen witzigen Gedanken und seiner geschliffenen Sprache alle Welt, auch den Kronprinzen zu seinem

bittern Schaden. Denn durch Voltaires Schriften und Briefe bestärkte sich derselbe mehr und mehr im Unglauben, wiewohl er nie so weit als der Franzose ging. Diesen bewunderte er als einzig im Denken und im Ausdruck des Denkens. Voltaire aber hoffte, dieser Fürst werde einmal den Aberglauben und Fanatismus niederschmettern. Sonst beschäftigte er sich mit der wirtschaftlichen Verbesserung seines Gutes, mit Wissenschaft und Kunst. Sein lebhafter Geist trieb ihn zu beständiger Thätigkeit; um auch die Nacht zur Arbeit benützen zu können, wollte er sich den Schlaf mit starkem Kaffee ganz vertreiben, allein nach etlichen Tagen schlief er am Tische ein, worauf er sich wieder ein bescheidenes Maß, fünf Stunden täglich, gönnte. Er las alle berühmten französischen Bücher philosophischen und poetischen Inhalts, aber den Adel der deutschen Sprache und die bessern deutschen Schriftsteller lernte er nie kennen, verachtete vielmehr die Muttersprache und die Geisteserzeugnisse darin bis an sein Ende. Dagegen las er fast alle Werke der Griechen und Römer, freilich in französischen Übersetzungen. Auch im lebendigen Umgange wollte er sich bilden; darum sammelte er geist- und kunstreiche Männer um sich, mit denen er aufs lebendigste verkehrte.

Friedrichs ausnehmender geistiger Rührigkeit lag ein natürlicher Trieb zu Grunde, sich allseitig auszubilden, dann die redliche Absicht, die erworbene Tüchtigkeit inskünftige zum Besten seines Staates zu verwenden, allerdings aber auch Ruhmsucht. Ehrgeiz hatte gewiß einen bedeutenden Anteil daran, daß er selbst schriftstellerte. Er verfertigte namentlich viel Gedichte, mittelmäßige, in denen sich doch eine löbliche Sittlichkeit und ein zartes Gefühl für Freundschaft ausspricht. Er verfaßte auch politische und historische Schriften, welche besser geraten sind. Er betrachtet den politischen Zustand Europas und findet ihn gefährdet durch das Streben Habsburgs, in Deutschland eine Erbmonarchie zu errichten, und Frankreichs nach der Welthegemonie. In seinem „Antimachiavell" zeichnet er 1739 das Hochbild eines Regenten, welches selbst zu erreichen er glühend verlangte; derselbe sollte nicht Herr, sondern Diener seiner Unterthanen sein. Aber neben der redlich gewollten Beglückung von diesen dachte er doch auch schon an eine höhere Machtstellung Preußens, die nur durch Krieg bewirkt werden konnte. Und der Kriegsruhm selbst schon reizte ihn. Bereits erkannte seine Umgebung, „er werde dem Vater des Vaterlands auch den Helden hinzufügen."

Er hatte sich vorgenommen, von allen Vorurteilen frei zu bleiben, jederzeit nach strenger Vernunft zu handeln und bei seinen reiflich überlegten Beschlüssen unerschütterlich zu beharren. Er war großmütig, freigebig, gefühlvoll für fremdes Unglück, und Ungerechtigkeiten empörten ihn. Übrigens hatte er eine starke Anlage zur Satire, die er sich später etwas abgewöhnte, obwohl auch da noch genug beißende Scherze aus seinem Munde kamen. Seine Wahrhaftigkeit war im ganzen großartig.

Sein Vater starb, auch vom Sohne aufrichtig betrauert, 31. Mai 1740. Diesem hinterließ er ein glückliches, aber weitzerteiltes Land von 2½ Mill. Einwohnern, einen Schatz von 28 Mill. Mark und 72 000 Truppen; er warnte noch den Sohn, Österreich weniger zu trauen als er selbst gethan; „denn der Kaiser traktiert mich und alle Reichsfürsten wie Schubjaks." Fritz bestieg unter allgemeiner Freude und Hoffnung den Thron. Die würdevolle Ansprache, welche er bei seinem Regierungsantritt an seine Generale und Räte hielt, erfüllte dieselben mit Bewunderung. Darin erklärte er, daß er wirklich und redlich das Haupt des Staates sein, für die ganze Gemeinschaft sehen, denken und handeln und ihr alle Vorteile verschaffen wolle, die zu erreichen möglich sei. Sie dürften keinen Unterschied zwischen Staat und König machen, und wenn beide Interessen je kollidieren sollten, hätten sie das des Staates zu wahren. Gleichheit aller vor dem Gesetz, Gleichberechtigung aller Konfessionen, Schutz von Wissenschaft und Kunst wurden verheißen. Den Hof richtete er wieder etwas nobler ein, ohne doch dem Luxus zu huldigen. Seine Freunde, die sich im Unglücke seiner angenommen, zog er ehrend hervor; allen Feinden vergab er. Vom Vater sprach er stets mit Ehrerbietung; er hatte ihm in der That viel zu danken. Für seine Unterthanen jeglichen Standes zeigte er gleich rege Sorgfalt. Die Folter

wurde sogleich abgeschafft, was bald in anderen Staaten nachgeahmt wurde. Nach dem strengen Winter herrschte große Not im Lande: sogleich ließ er die Magazine des Staates öffnen und überall Korn wohlfeil verkaufen. Er gab allen seinen Beamten strenge Weisung, mit ihren Untergebenen „menschlich" umzugehen. Die Kirche besuchte er nie.



Fig. 324. Friedrich II. (Nach einem Gemälde von Chodowiecki.)

Es galt, die unter seinem Vater ganz verfallene Akademie der Wissenschaften wieder aufzurichten; er berief den Mathematiker Maupertuis als Präsidenten derselben und zog viele sogenannte „freisinnige" Gelehrte aus fremden Ländern dazu herbei. Zugleich vermehrte er sein Heer. Dann durchreiste er alle Provinzen, wo man die freudigsten Huldigungen darbrachte. Zurückgekehrt widmete er sich gänzlich den Regierungsgeschäften mit rastloser Thätigkeit.

§ 3. Der Krieg um die Habsburgische Erbschaft.

Das Haus Brandenburg hatte alte Erbansprüche auf Jülich-Berg, wie auf vier schlesische Fürstentümer. Friedrich versuchte erst jene durchzusetzen und scheiterte. Nach dem Ableben Karl VI. forderte er von Maria Theresia diese Fürsten-

tümer, wobei er ihr für den Fall geneigter Abtretung seinen vollen Beistand zur Bekämpfung aller Mächte versprach, die ihr Erbe antasten sollten. Noch ehe das barsche Nein von Wien einlief, rückte er schnell, ohne Bundesgenossen zu haben, mit 30 000 Mann in Schlesien ein, 15. Dez. 1740, und begann den ersten schlesischen Krieg.

Friedrich hatte den Grafen von Schwerin bei sich, einen feinen und frommen Mann, der unter Eugen und Marlborough seine Schule gemacht. Den alten Dessauer, den eigentlichen Bildner des preußischen Heeres, hatte er zu dessen bitterem Leid nicht mitgenommen, daß man nicht sage, „er sei mit seinem Hofmeister ausgezogen." Die Österreicher waren auf solch einen behenden Angriff nicht gefaßt, und Friedrich eroberte mit leichter Mühe den größten Teil von Schlesien. Die verfolgten Evangelischen fielen ihm mit Freuden zu; aber auch die Katholischen gaben sich geduldig unter seine Herrschaft, da er allen ungestörte Religionsübung zusagte, keines Person und Eigentum von seinen Soldaten verletzen ließ und alle Bedürfnisse derselben bar bezahlte. Am Neujahr öffnete Breslau seine Thore. Indessen rafften die Österreicher ihre Kräfte zusammen und 1741 erschien ein Heer unter Graf Neipperg, welcher vor Begierde brannte, „den preußischen Fürsten zum Apoll und den neun Musen zurückzujagen." Am 10. April entspann sich beim Dorfe Mollwitz ein sehr hitziger Kampf.

Es war Friedrichs erste Schlacht und sie wollte unglücklich verlaufen! Schon war die preußische Reiterei durch die doppelt überlegene feindliche geworfen. Die Fliehenden rissen auch den König mit fort. Aber das Fußvolk rückt so unerschütterlich vor, giebt immer 5 Schüsse auf 2 feindliche, und stürmt so ungestüm auf den Feind ein, daß derselbe zu weichen begann und endlich die Flucht gab. Auf die Freudenbotschaft vom errungenen Siege kehrte der König, etwas beschämt, zum Schlachtfeld zurück und lobte den Feldherrn und das Heer.

Hatte Maria Theresia schon auf dieser Seite herbes Mißgeschick, so schien von andern her noch ein dunkleres Verhängnis über sie hereinbrechen zu wollen. Der Kurfürst von Bayern, Karl Albert, bewarb sich nicht nur um die erledigte deutsche Kaiserkrone, welche sie so gerne auf dem Haupt ihres Gemahls Franz Stephan gesehen hätte, sondern er beanspruchte auch den größten Teil des habsburgischen Erbes, das Erzherzogtum Österreich, Böhmen u. s. w., darum, daß er direkt von einer Habsburgerin, Anna, Tochter Kaiser Ferdinands I., abstamme; wenn einmal bei Habsburg auch die weibliche Linie erben solle, so sei sein Anrecht ein älteres als das der Maria Theresia. Frankreich bestärkte den Kurfürsten in seiner Anschauung aus altem Haß gegen Österreich und neuer Lust, Deutschland verwirren zu helfen. Ihrem Bündnisse trat 5. Juni Friedrich bei, weil von England bedroht; auch Sachsen, das nach einem Stück habsburgischer Herrschaft, etwa Mähren, gelüstete; Spanien und Sardinien schlossen sich an, um die übrigen italienischen Besitzungen Österreichs einzustecken.

So viele Feinde bekam Maria Theresia; nur England hielt zu ihr, das aber s. 1739 mit Spanien in einen Seekrieg verwickelt war wegen des Handels mit Amerika; so verhieß es vorläufig Geldunterstützung.

Ende Juli 1741 drang der bayrische Kurfürst plötzlich in Oberösterreich ein, bemächtigte sich des Landes und ließ sich in Linz als Erzherzog huldigen. Zu gleicher Zeit bewegten sich sächsische Truppen nach der böhmischen Grenze und fluteten die Franzosen über den Rhein herüber. Zu Wien geriet man in ungeheure Bestürzung. Feinde die Fülle und schon im Herzen des Staates, und kein Heer zur Abwehr als das Neippergische, welches ungleich gegen Preußen steht! Wohin um Hilfe sich wenden? Zu dem Volke, unter welchem ihr Ahn die Fleischbank von Eperies (S. 638) aufgerichtet, zu den Madscharen nimmt Maria Theresia ihre Zuflucht. Sie eilte mit dem Hof nach Ungarn und berief die Stände zu einem Reichs-

tage in **Preßburg**, in ungarischer Tracht mit der Stephanskrone sich krönen zu lassen, 25. Juni. Die große, schöne Frau begeisterte alle, als sie mit beredter Zunge ihre hilflose Lage schilderte. „Ich bin verlassen von aller Welt, eurer alten Treue, ihr Ungarn, und eurer bewährten Tapferkeit übergebe ich mich und meine Kinder!“ Da brach 11. Sept. ein Sturm der Begeisterung los, alle riefen mit Einem Munde: „Leben und Blut für unsere hohe Frau und die Krone!“ und das Vivatrufen wollte kein Ende nehmen. 15 000 ungarische Ritter schwangen sich zu Rosse, Fußvolk scharte sich an, und sie brachen auf, zu sterben für „ihren König“ Maria Theresia!

Unterdessen hatte sich der bayrische Kurfürst nach Böhmen gewendet. Mit Beistand eines französischen Heeres nahm er **Prag** ein und ließ sich daselbst von Adel und Klerus als König von Böhmen huldigen, 19. Dez. 1741. Gleich reiste er nach **Frankfurt a. M.** weiter, um sich dort die Kaiserkrone zu holen. Aber nun brausten auch schon die Ungarn heran, verstärkt durch Kroaten, Panduren und Tiroler, und warfen die Bayern und Franzosen aus Österreich hinaus. Ja sie wälzten sich nach Bayern hinein, und während der Kurfürst in Frankfurt, vornehmlich durch den Einfluß Preußens und Frankreichs, zum Kaiser erwählt ward, 24. Jan. 1742, verwüsteten sie sein Bayerland erbärmlich, und an seinem Krönungstag, 13. Febr., waren sie schon in München. Übrigens heißt der neue Kaiser: Karl VII., 1742—45. Er ist ein Wittelsbacher; aber von einer Habsburgerin herstammend, ist er doch auch so gut habsburgisch Blut, als die Nachkommen Maria Theresias, welche nachher wieder die deutsche Krone trugen.

Glückte es Maria Theresia gegen die Bayern und Franzosen, so doch gar nicht gegen den Preußenkönig. Diesem hatten ihre Vertreter 9. Okt. 1741 in geheimem Vertrag Niederschlesien eingeräumt, falls er ihr Heer ungehindert abziehen lasse; Fritz hatte dann Neisse eingenommen und sich in Breslau huldigen lassen. Weil aber die Österreicher das Geheimnis geflissentlich ausschwatzten, verband er sich von neuem mit seinen Alliierten, drang tief in Mähren ein, und einmal streiften seine Husaren bis vier Meilen vor Wien. Am 17. Mai 1742 gewann er die Schlacht bei **Chotusitz** und **Tschaslau** über den Prinzen Karl von Lothringen. Hier entschied **Friedrich** durch seine besonnene Leitung und namentlich durch einen geschickten Flankenangriff den Sieg über den ungleich stärkern Feind. Die von so vielen bekämpfte Regentin erkannte, wie nötig es sei, sich von diesem gefährlichen Gegner frei zu machen. Daher schloß sie, freilich unter bittersten Schmerzen, 11. Juni 1742 den von England vermittelten **Breslauer Frieden**, worin sie gegen einige Geldentschädigung Ober- und Niederschlesien abtrat. So endete der erste schlesische Krieg. Preußen hatte ein Gebiet von 1 600 000 Einwohnern gewonnen und sich um ein ganzes Viertel vergrößert. Die Schlesier standen gern unter Friedrich, der sie sorglich schirmte und alles mögliche zu ihrem Aufkommen that.

Der siegreich heimkehrende König wurde mit Jubel empfangen. Preußen war jetzt eine europäische Macht zwischen Polen und Sachsen, zwischen Österreich und Rußland.

Nach so gebrachtem Opfer gestalteten sich aber die Verhältnisse Maria Theresias überaus gut. Sachsen zog sich freiwillig aus dem Bündnisse zurück. Ihre Truppen eroberten Prag wieder und warfen die bayrisch-französischen aus Böhmen hinaus. Der Kaiser, welcher April 1743 mit französischer Hilfe nach München zurückgekehrt war, mußte im Juni wiederum seiner Hauptstadt den Rücken kehren. Ja die hohe Frau von Wien erscheint in seinem Lande und läßt sich zu München huldigen. So gar wunderlich wechselt es auf Erden: Karl empfängt in Österreich und Böhmen, über ein kleines Maria Theresia in Bayern die Huldigung! Es kam zwar ein frisches Heer unter Herzog **Noailles** aus Frankreich herüber; allein es fand ein großes, aus englisch-hannövrischen und österreichisch-niederländischen Truppen zusammengesetztes gegen sich und wurde von diesem, 27. Juni 1743, bei **Dettingen**

am Main so hart geschlagen, daß es sich hinter den Rhein zurückzog, worauf die Österreicher übersetzten und weithin streiften.

Durch solch günstige Ereignisse wuchs der Mut der edeln Fürstin hoch empor. Sie protestierte gegen die Wahl „des sein sollenden Kaisers" Karl VII. Sie schloß 13. Sept. 1743 zu Worms ein neues Bündnis mit England und Sardinien, dem sich bald auch Sachsen und Holland zugesellten. Maria Theresia drang auf Ersatz für Schlesien, als welchen sie zunächst Bayern zu behalten gemeint war.

Friedrich erkannte, daß das Wormser Bündnis seine schöne Errungenschaft gefährdete. Er hörte auch, wie man in Wien allgemein spreche, Schlesien müsse an seinen vorigen Herrn zurück! und wie dort manche sich erkühnten zu sagen, der preußische König müsse wieder zum Markgrafen von Brandenburg herabsteigen! Bei solcher Gefahr entschloß er sich, abermals die Waffen zu ergreifen, zunächst den Kaiser zu schützen, der ihn um Hilfe anrief. Dazu verband er sich mit Frankreich, das nun erst an England und Österreich den Krieg erklärte.

So begann der zweite schlesische Krieg. Friedrich zog mit 80000 Mann, Aug. 1744, nach Böhmen hinein. Anfangs gelang ihm alles aufs beste; Prag ergab sich 16. Sept. Böhmen lag zu seinen Füßen. Aber das Blatt wendete sich. Maria Theresia rief den Prinzen von Lothringen aus dem Elsaß zurück. Er kam ungefolgt von den Franzosen, welche seit Dettingen einige Scheu vor Deutschland verspürten, zog noch andere Truppen an sich, vereinigte sich auch mit den Sachsen, griff so mit sehr starker Macht den König an und drängte ihn, von General Traun trefflich beraten, ohne Schlagen mit großem Verluste nach Schlesien zurück. Maria Theresia sieht dieses Schmerzensland schon wieder ihre; sie läßt ihren Feldherrn unverweilt in Oberschlesien einrücken und ermahnt ihn, die Preußen, wo sie sind, rasch anzugreifen. — Ihre Lage wurde noch günstiger. Karl VII., kaum wieder in das von Österreichern verlassene München zurückgekehrt, starb unerwartet schnell, 20. Jan. 1745, nachdem er während seiner kurzen Kaiserglorie meist außer der Heimat und kümmerlich von französischen Gnadengeldern gelebt hatte. Sein Nachfolger Max III. wollte nicht in Gefahr stehen, des Vaters Schicksal zu teilen, und schloß darum 22. April 1745 den Frieden von Füßen, worin er gegen Verspruch, ungekränkt bei seinem bayrischen Besitztum bleiben zu sollen, auf alles habsburgische Gut verzichtete und sich noch verband, dem Franz bei der Kaiserwahl seine Stimme zu geben. So konnte die hohe Frau sich desto mächtiger gegen Friedrich wenden.

Dieser befand sich in mißlichen Umständen. Oberschlesien ist schon von den Feinden besetzt, immer heftiger wird er von ihrer Übermacht bedrängt, und seine erschöpfte Kasse verbietet neue Rüstungen. Die Berliner befürchteten schon das Schlimmste. Der König, dem eben seine liebsten Freunde starben, blieb kaltblütig, aber aufs schwerste gefaßt. Zum Glück hatte er seine Kavallerie bedeutend gehoben durch Helden wie Seidlitz und Zieten.

Einmal lag Markgraf Karl mit einem preußischen Heeresteil fern ab in Jägerndorf. Da ihn nun der König durchaus zur Ausführung seiner Plane bedurfte, aber durch die Pandurenschwärme keinen Boten durchbringen konnte, gab er dem Zieten den verzweifelten Auftrag, sich mit seinem Husarenregimente durch den Feind zu stehlen, „und wenn von seinen Leuten auch nur Ein Mann überbliebe, dem Markgrafen die Botschaft zu bringen, daß er um jeden Preis zum Hauptheer stoßen möchte." Der fromme Zieten gehorchte. Er ließ aber seine Husaren eine neue blaue Uniform anziehen, darin sie fast einem ungarischen Regimente glichen, und schlich sich durch die Wälder. Einmal schließt er sich dann harmlos einer feindlichen Kolonne an, die eben seines Weges hinzieht, marschiert mit ihr fort, als ob er eben dazu gehörte, und kommt unangefochten durch. Endlich wird er freilich erkannt und Geschrei ertönt: „Preußen! Zieten!" Aber er trabt ruhig noch eine gute Strecke fort, und endlich angegriffen, haut er sich mit geringem Verluste vollends durch. Mit Staunen empfing ihn der Markgraf. Auch diesem glückte es, sich zum König durchzuschlagen.

Übrigens stand dessen Sache so, daß er einsah, nur eine Hauptschlacht könne ihn retten. Um Mitternacht brach er mit seinem vereinigten Heere von 70 000 Mann gegen die vom Gebirge einfallenden Feinde auf, welche 80 000 Mann stark bei Hohenfriedberg lagerten. Im Morgengrauen erreichte er sie, und unter furchtbarem Geschützesdonner griff er sogleich an. Von morgens 4—10 Uhr währte der Kampf, da hat Friedrich einen der glorreichsten Siege errungen, durch seine Geschicklichkeit, mehr noch durch Gottes Hilfe. In allen Ortschaften umher, wo man die Schlacht brüllen hörte, lagen die Schlesier auf den Knieen und riefen Gott um Sieg für die Preußen an. Und der erhörte sie! In tausend Augen glänzten Dankesthränen; hoher Jubel besonders in Breslau. An diesem 4. Juni 1745 verlor der Feind 5000 Tote, 7000 Gefangene, 60 Kanonen &c. und Friedrich war wieder emporgestiegen. Er folgte dem Feind nach Böhmen.

Nun machte England, dem sein Bündnis mit Österreich allgemach zu tief in den Seckel griff, für sich mit Preußen Frieden, und suchte auch seine andern Gegner zu solchem zu bewegen. Allein Maria Theresia erzürnte sich über dieses Ansinnen: „Lieber den Rock vom Leibe als Schlesien verlieren!" Sie trieb den Schwager von Lothringen an, noch eine Schlacht zu versuchen. Dieser griff am 30. Sept. bei Soor unversehens mit 33 000 Mann den preußischen König an, welcher damals nur 22 000 Mann bei sich hatte. Allein die wunderbare Tapferkeit der Preußen siegte auch hier; die Österreicher flohen unaufhaltsam, obwohl ihr Fürst Lobkowitz drei fliehende Kapitäne niederstieß. — Maria Theresia gab sich noch nicht. Hatte sie es doch dahin gebracht, daß ihr Gemahl von der Mehrzahl der Kurfürsten als Franz I. zum Kaiser gewählt worden war, 13. Sept. 1745. Ihr Haus muß mit der Kaiserkrone auch Schlesien wieder haben! Sie zitterte darnach! Mit großer Anstrengung betrieb sie neue Rüstungen, befeuerte Sachsen zu gleicher Kraftzusammennahme, und verabredete einen gleichzeitigen Einfall ins Herz des preußischen Staates. Aber Friedrich erhielt Kunde davon, ließ sofort die Pässe aus Böhmen besetzen und drang zuvorkommend mit seinem Hauptheere in Sachsen ein. Ein anderes hatte der alte Dessauer zu führen. Alle Fibern des alten Helden zuckten. Er griff bei Kesselsdorf, 15. Dez. 1745, ein sächsisch-österreichisches Heer unter dem (sächsischen) Feldherrn Rutowsky an und errang den ruhmvollsten Sieg. Wie da die Preußen unter mörderischem Kartätschenfeuer beeiste Anhöhen erklommen und die Feinde oben würgten, fingen, zerstreuten! Der Heldengreis war überglücklich, als sein König ihn mit entblößtem Haupte begrüßte, mit warmem Dank umarmte und sich von ihm auf dem Schlachtfeld herumführen ließ. Das war des „Hofmeisters" letzte Kriegsthat! Am nächsten Morgen zog Friedrich in Dresden ein. Der sächsische Hof mußte jetzt froh sein, einen linden Frieden erlangen zu können, und die erschütterte Maria Theresia säumte nicht, demselben beizutreten. Im Frieden von Dresden, 25. Dez. 1745, mußte Sachsen eine Million Thaler zahlen und Maria Theresia verzichtete abermals auf das zu Breslau abgetretene liebe Land, wogegen Friedrich ihren Gemahl als Kaiser anerkannte.

Triumphierend kehrte der Preußenkönig heim. Allenthalben wurde er mit unendlichem Frohlocken empfangen und zum erstenmal, aber aus aller Munde, der Große genannt. Es war bemerkbar, wie von da an in den verschiedenen Bevölkerungen seines Staates das sich regte: „Ich bin ein Preuße, will ein Preuße sein!"

Nunmehr hatte es Maria Theresia nur noch mit Frankreich und Spanien. Die Franzosen kämpften in Flandern unter ihrem Marschall Moriz von Sachsen, der ein natürlicher Sohn Augusts II. und so liederlich als sein Vater, aber ein auserlesener Feldherr war, anfangs sehr glücklich, siegten namentlich 11. Mai 1745 bei Fontenai über die Engländer, machten diesen auch durch einen Einfall des Prätendenten Karl Stuart in Schottland zu schaffen. Ebenso glückte es den vereinigten

Franzosen und Spaniern in Italien. Als aber dort die Holländer und hier die Sardinier den Österreichern kräftigen Beistand leisteten, wich das Glück von ihren Gegnern. Endlich waren alle des so viel Blut und Geld kostenden Krieges müde, und als erst noch Rußland für Maria Theresia Partei ergriff und schon ein Heer in Bewegung setzte, da legten auch ihre letzten Feinde gern die Waffen nieder. Es wurde 18. Okt. 1748 der allgemeine Friede von Aachen geschlossen, welcher den österreichischen Erbfolgekrieg beilegte. Maria Theresia trat nur noch wenige Stücke ab, Parma und Piacenza an den spanischen Prinzen Philipp (mit Rückfallsrecht an Österreich), Tortona und Novara an Sardinien. Der Bestand ihrer Monarchie war also doch mit geringen Opfern gerettet.

Die große Frau herrschte noch über ein großes Reich im lieblichen Frieden, beglückt an der Seite ihres Gemahls Franz I., welcher die Kaiserkrone trug (1745—65). Somit haben wir von nun ab Lothringer auf dem deutschen Throne; wissen freilich von Franzens Kaiserwirksamkeit, wie von der seines Vorgängers, nichts zu sagen. Die deutschen Reichsstände ersparten ihm mit selbsteigenem Handeln sonderliche Regierungsbemühungen. Weil nun aber Maria Theresia ihren geliebten Gatten doch grundsätzlich an der Regierung ihrer Erbstaaten nicht teil nehmen ließ, sondern dieselbe mit ihrem umsichtigen Minister Kaunitz (s. 1753) allein besorgte, so hatte der gute Franz wenig zu thun, und da er kaufmännisches Talent besaß, vertrieb er sich die Zeit mit Handelsgeschäften, die ihm ein hübsches Privatvermögen einbrachten. Die Kaiserin aber einte sich 1746 mit Rußland, das schon den Preußenkönig fürchtete, durch einen Vertrag, der einem Kriegszustand gegen diesen gleichkam.

§ 4. Friedrich II. im Frieden.

Für Friedrich währte die Friedenszeit 11 Jahre. Während derselben war er ernstlich bestrebt, seinen Staat zu heben und sein Volk glücklich zu machen. Der erste Feldherr seiner Tage erklärte es „als seinen wahren Beruf, für die Wohlfahrt seiner Unterthanen zu sorgen". Und er hat ihn erfüllt, so weit es der natürliche Mensch vermag. Er war die leitende Seele des ganzen Staates und führte eine exemplarische Verwaltung. Überall herrschte strengste Ordnung; jeder Beamte mußte für das gemeine Beste unverdrossen thätig sein; keiner durfte sich die geringste Unredlichkeit zu schulden kommen lassen; insonderheit wurde den Kassabeamten scharf auf die Finger gesehen; die Justiz mußte prompt und ohne Ansehen der Person vollzogen werden; jeder Stand ward gegen Beeinträchtigung von andern geschirmt. Kultur, Gewerbe, Handel wurden mächtig gefördert durch Anbau wüsten Landes, Anlegung vieler Dörfer, Anpflanzung von Waldungen, Einführung von Schaf- und Seidenzucht, Unterstützung des Fabrikwesens, Straßen- und Kanalbauten ꝛc. Sparsam im allgemeinen, war der König für gute Zwecke äußerst freigebig. Er vergaß auch Kunst und Wissenschaft nicht, wovon die Berliner Bibliothek, ein Münz- und Antikenkabinett ꝛc. Zeugnis geben. — Die Kirche hatte sich seiner besondern Gunst nicht zu erfreuen; doch schützte er die Gestifte bei ihren zeitlichen Rechten. Er gewährte allen ohne Unterschied religiöse Duldung, daher er auch die Jesuiten duldete. Bekannt ist sein Ausspruch: „In meinem Staate kann jeder nach seiner Façon selig werden," worin offenbar eine gewisse Gleichstellung aller Glaubensweisen auch dem Werte nach liegt. Es ist aber doch sehr die Frage, ob man nach jeder Façon wirklich selig wird, Joh. 14, 6.

Wiewohl Friedrich in den Staatsangelegenheiten bis ins Kleinste eingriff, blieb ihm doch noch Zeit zu andern Beschäftigungen. Um 7 Uhr stand er auf. Während des Ankleidens, wozu er niemand brauchte, las er die Briefe. Sein erster Gang war — freilich nicht vor den Herrn; er konnte beten: O Gott, wenn es einen giebt, sei meiner Seele gnädig, wenn ich eine habe! — sondern zum Schreibtische. Dann trank er Kaffee und blies Flöte, worin er es zur Virtuosität gebracht hatte, oder machte einen Ritt. Sodann arbeitete er emsig mit seinen Kabinetsräten, lange Stunden fort. Alle Eingaben erhielten Erwiderung, meistens eine schnelle und kurze, die

er selbst mit ein paar Worten auf den Rand der Schriften zu setzen pflegte. Die übrige Zeit füllte er mit Bücherlesen und Briefschreiben aus. Schlag ein Uhr ging es zur Tafel, welche mit feinen Speisen besetzt und mit geistreichen Gesprächen gewürzt ward. Er zog die gebildetsten Offiziere und Beamten, auch häufig Gelehrte dazu und leitete selbst die Unterhaltung. Nach Tisch promenierte er, durchlas nochmals und unterzeichnete die abgefaßten Briefe und Bescheide. Um 4 Uhr schriftstellerische Arbeiten; 5 Uhr lesen, 7 Uhr Konzert, wobei er selbst drei Soli blies; manchmal wurde dafür die Oper besucht. Hierauf folgte das Abendessen in ausgesuchter Gesellschaft von 6 Freunden und die munterste Konversation, oft tief in die Nacht hinein, wobei er seinen Witz in glänzender Weise spielen ließ. So sein Tageslauf, dem leider die religiöse Weihe fehlte, aber doch ein besserer als der der meisten damaligen Fürsten.

Auf seinen Reisen durch die Provinzen, zu welchen 1744 durch Aussterben seines Fürstenstamms auch Ostfriesland kam, erkundigte sich Friedrich nach allen Zuständen und Bedürfnissen seiner Unterthanen. Es erfolgte augenblickliche Abhilfe oder Einzeichnungen in die Schreibtafel zu späterer. Gern redete er mit den gemeinen Leuten und treuherzig, daß ihnen selbst das Herz aufging. Was sie ihm klagten, hörte er gütig an und tröstete mit Wort und That. Besonders nahm er sich der Bauern gegen harte Edelleute an. Darum ehrten und liebten ihn die Geringsten im Volke und nannten ihn ihren „Vater Fritz“. Er war der Mann des Volkes, obschon er daheim wenig mit ihm verkehrte. — Im Sommer zog er sich in die Einsamkeit seines Sanssouci (Ohnesorg) zurück, des schönen Lustschlosses, das er sich bei Berlin gebaut, wo er noch ungestörter den Regierungsgeschäften oblag und „im Schoße der Musen und Freundschaft seine glücklichsten Stunden verlebte“. Indessen starben ihm seine besten Freunde frühzeitig weg und an anderen witzigen Genossen machte er bittere Erfahrungen.



Fig. 325. Voltaire. (Nach einer Zeichnung von Denzel, 1764.)

Seit 1750 war Voltaire bei ihm, der ungläubige Franzose, ein Mensch auch im Äußern abschreckend häßlich, fast einem Affen ähnlich. Friedrich gab ihm frei Quartier im Schlosse, freien Tisch, Equipage und noch 5333 Thlr. Gehalt. Er war „entzückt“ über den Erwerb

dieses Mannes, welchen er „den bestorganisierten und anmutsvollsten Geist“ nannte, „den die Natur hervorgebracht.“ Aber der Freund zeigte sich bald sehr anmaßend und grob, in hohem Grade eitel, neidisch, lügnerisch und schmutzig habsüchtig. Also erkannte Friedrich bald, daß wenigstens dem Charakter seines Gastes alle gute Organisation und seinem Benehmen, wie seinem Gesichte, alle Anmut abgehe. Nach einem heftigen Verdruß mit dem Könige wegen einer Schmähschrift, die er gegen Maupertuis hatte ausgehen lassen, kehrte Voltaire 1753 nach Frankreich zurück. Hiebei nahm er ein Heft von Gedichten des Königs mit, die ihm dieser durch Verhaftung in Frankfurt abnehmen ließ. Das lieferte ihm Stoff zu bitterster Verleumdung. Da sagte der König, „mit einem Geiste ersten Rangs sei in diesem Manne eine der perfidesten und schwärzesten Seelen verbunden.“ Ja er schrieb ihm: „wenn Ihre Werke Statuen verdienen, verdient ihr Benehmen Kettenstrafe.“ Dennoch ließ er nicht von ihm, ließ sich 1757 wieder in Briefwechsel mit ihm ein! Übrigens machten ihn doch solche Erfahrungen mißtrauischer und verschlossener.

§ 5. Der siebenjährige Krieg (1756—63).

Im Frieden von Aachen waren Kanada und Louisiana den Franzosen zurückgegeben worden, welche nun suchten, das ganze Land im Westen der Alleghany mit diesen zwei Kolonieen zu verbinden. Die englischen Kolonisten, welche sich dahin ausbreiten wollten, wurden mit den Waffen überfallen und zurückgedrängt, daher auch die englischen Schiffe ohne Warnung französische aufgriffen. So brach im Frühjahr 1755 zwischen England und Frankreich der große Seekrieg aus: in Nordamerika und Ostindien, ja in allen Weltteilen handelte es sich um das Übergewicht der germanischen oder romanischen Nationalität; und in der Levante und Afrika erlangten die Franzosen das Übergewicht. Kaunitz nun machte den Bund mit England abhängig von der gemeinsamen Feindschaft gegen Preußen, und da jenes die protestantische Macht auf dem Festland nicht bekämpfen mochte, suchte Österreich Ludwig XV. zu gewinnen und bot ihm die Niederlande und die polnische Krone an. Dagegen schlossen nun 16. Jan. 1756 England und Preußen einen Neutralitätsvertrag, der aber besagte, daß England die Russen nicht nach Preußen, Fritz die Franzosen nicht nach Hannover kommen lassen wolle. Dem entgegen ließ der 1. Mai 1756 in Versailles mit Österreich geschlossene Allianzvertrag den französischen Eroberungsgelüsten den Lauf; der Kaiserin lag nichts an Belgien, wenn sie nur Schlesien bekam. Dafür hatte sie wie der Preußenkönig, „das Ungetüm“, an der Stärkung ihrer Kriegsmacht geschafft; und nun trat sie in Verbindung mit Sachsen. In Rußland herrschte Elisabeth (S. 668), welche begierig die Hand zum Bunde ergriff; denn sie war dem Preußenkönig todfeind (S. 684). Frankreich war seit 1745 von Friedrich schwer verletzt, sein bigotter König hoffte, den Protestantismus in Deutschland auszurotten. Sachsen, d. h. der nichtswürdige Minister Brühl, begnügte sich mit Wühlen und Hetzen.

Der König erhielt über Haag Kunde vom Plan; auch gewahrte er, daß in Österreich und Rußland gerüstet wurde. Er fragte Juli 1756 in Wien an, wem die Rüstungen gelten, und da er eine grob abweisende Antwort bekam, schlug er unerwartet los. So begann der schreckliche siebenjährige Krieg.

Auf dem Paradeplatz in Potsdam zu Pferd gestiegen, ließ Fritz plötzlich die Truppen eine Schwenkung machen und eilte 29. August mit 60 000 Mann nach Sachsen. Schnell hatte er sich des Kurfürstentums bemächtigt. Er setzte hier eine preußische Landesverwaltung ein, nahm aus den Zeughäusern alle Waffen weg und benützte alle sonstigen Hilfsquellen des Landes, wobei er jedoch die Einwohner schonend behandelte. Während er sofort einen Teil seines Heeres gegen die bei Pirna verschanzten sächsischen Truppen zurückließ, zog er mit den andern nach Böhmen, wo 1. Okt. bei Lobositz die erste Schlacht vorfiel. Friedrich siegte; mit 20 000 Mann überwältigte er den Feldmarschall Brown, der 32000 Mann gegen ihn führte. Als die hungernden 18 000 Sachsen bei Pirna von der Niederlage ihrer Verbündeten

hörten, streckten sie das Gewehr und mußten (die Gemeinen wenigstens) Preußen werden. So glücklich war der Anfang.

Die Kaiserin war heimlich froh, daß Fritz den ersten Schritt gethan; Franz I. aber erließ ein Abmahnungsschreiben an ihn, worin er sein Beginnen „eine höchst frevelhafte und sträfliche Empörung" hieß. Dieser rechtfertigte sein Vorgehen durch eine öffentliche Schrift, in welcher er die finstern Plane seiner Gegner unter Abdruck von allerhand Beweisschriften aufdeckte. Der Kaiser wollte die Reichsacht aussprechen und beorderte ein „eilendes" Reichsheer gegen den „Landfriedensbrecher". (Durch einen Druckfehler wurde ein „elendes" daraus; leider wahr!) Und die feindlichen Mächte, zu denen auch Schweden trat, schloßen jetzt das eingeleitete Bündnis völlig ab. Es war nicht bloß auf eine Wiedereroberung Schlesiens abgesehen; sie wollten Preußen teilen und Friedrichen etwa die dürre Mark mit Hinterpommern belassen. An Russen, Franzosen und Schweden hätte Österreich die von ihnen eroberten Stücke Deutschlands „auf ewig" überlassen.

Fast ganz Europa bewegt sich 1757 mit Kriegermassen gegen den Beherrscher eines mäßigen Staates, zu dem außer England (mit Hannover unter Georg II. oder vielmehr unter dem größten Minister Englands, Pitt, der die Stärkung des protestantischen Deutschlands wollte) nur Hessenkassel, Braunschweig und Gotha hielten. Gegen die 450 000 Mann, welche die Gegner auf die Beine stellten, konnte Friedrich mit Beihilfe seiner Bundesgenossen kaum 200000 Mann aufbringen, die meist in kleine Korps sich trennen mußten. Er warf sich indessen mit der Hauptmacht auf die Österreicher, welche unter Prinz Karl und Brown in Böhmen standen, und schlug 6. Mai die furchtbar blutige Schlacht bei Prag.

Der König befahl den wohlverschanzten Feind anzugreifen. Schwerin, der erst in der Nacht hergezogen, wollte warten; aber Fritz entgegnete: „Nichts, nichts, heute noch muß es sein! Frische Fische, gute Fische!" Da drückt Schwerin den Hut ins Gesicht und läßt angreifen. Gleich stürzen ganze Reihen vor dem entsetzlichen Feuer der Feinde. Die Regimenter wollen zuletzt nicht mehr voran; da nimmt der 73jährige Feldmarschall einem Hauptmann die Fahne weg, ruft: „Heran ihr Kinder!" und schreitet an der Spitze der Truppen auf die Feuerschlünde los. Bald sinkt er, von 5 Kartätschenkugeln getroffen, zu Boden und haucht seine Heldenseele aus. Aber sein Fall setzt die Preußen in Flammen; wütend stürzen sie auf die Österreicher und diese fliehen, nachdem auch ihr Brown gefallen. Friedrich erringt noch einen schönen Sieg, obwohl er ihm außer dem besten seiner Feldherrn 12 500 Tote und Verwundete kostet.



Fig. 326. Feldmarschall Graf Daun. (Nach Nilson.)

Dagegen bombardierte er Prag umsonst und erlitt 18. Juni von dem österreichischen Feldherrn Daun, der es zu entsetzen nahte, eine schwere Niederlage bei Kolin, weil er sich über Stellung und Stärke des Feindes nicht belehren ließ und durch Mißgriff seiner Generale sein wohlentworfener Schlachtplan nicht eingehalten wurde. Hier verlor er 10 000 Mann. Als seine Truppen zuletzt sich vorzugehen weigerten, trieb er sie mit den Worten ins Feuer: „Racker, wollt ihr denn ewig leben?" Ja er stürmte mit nur 40 Mann auf eine große Batterie los, bis ein herbeisprengen-

der Offizier mit den Worten: „Wollen Sie denn die Batterie allein erobern?“ sein Pferd beim Zügel ergreift und ihn zurückführt. Nun mußte er Böhmen räumen; verdüstert zog er sich nach Sachsen. Unglücksbotschaften erreichten ihn von seinen Verbündeten, die gegen die Franzosen, und von seinen Preußen, welche gegen die Russen kämpften. Dort verlor 26. Juli der Herzog von Cumberland die Schlacht bei Hastenbeck und mußte sein Heer nach einem Vertrag entlassen; hier wurde sein Lehwaldt 30. Aug. vom überlegenen Heer Apraxins geschlagen, und Berlin brandschatzte der Österreicher Hadik. Doch konnte Fritz noch eine That vollbringen, die seine gebeugten Krieger wieder erhob. Ein französisches Heer unter Marschall Soubise war mit dem Reichsheer unter dem Prinzen von Hildburghausen bis Sachsen vorgedrungen. Friedrich wendete sich rasch dagegen und bei Roßbach, unweit Weißenfels, 5. Nov., kam es zum Treffen.

Genial ordnete er den Angriff und schlug den dreimal stärkern Feind, daß er wie Spreu zerstob. Die Reichsarmee, 25 000 Mann, lief beim ersten Schuß davon und hieß nun „Reißausarmee“. Die Schwaben namentlich hielten Fritzens Sache für die protestantische. Die Franzosen versuchten Widerstand; nach einer Weile aber wandten sie sich und liefen fast bis zum Rhein. 7000 wurden jedoch gefangen und ein paar Tausend blieben auf dem Schlachtfeld, während die Preußen nur 165 Tote (!) zählten. Im französischen Lager fand man fast lauter Galanteriesachen.

Aber des Krieges Würfel fallen hier so, dort anders. Während Friedrich siegesfreudig auf dem Rückmarsch sich befand, lief ihm eine schmerzliche Trauerbotschaft entgegen. Die Österreicher waren in Schlesien eingedrungen, welches der Herzog von Bevern zu schützen hatte. Er wurde 22. Nov. bei Lissa von Prinz Karl total geschlagen, am 24. selbst gefangen. Zugleich fiel Breslau mit großen Vorräten in des Feindes Hand. Friedrich eilt brennend nach Schlesien, ordnete 5. Dez. meisterhaft die Schlacht bei Leuthen und errang mit 33000 gegen 80000 einen herrlichen Sieg.

Freilich waren hier auch die Bayern und Württemberger angewiesen, langsam zu feuern, damit die Munition nicht mangle! Die österreichische Armee ward bis auf ein Drittel vernichtet; 21 000 wurden gefangen, 134 Kanonen erbeutet. Hier erschien die Tapferkeit der Preußen und das Feldherrntalent ihres Königs auf der Sonnenhöhe. Die Preußen kampierten auf dem Schlachtfelde. Beim Einbruch der Dunkelheit, in der schneidendkalten Luft, unter dem Geächze der Verwundeten, ward's ihnen doch unheimlich. Da stimmt ein alter Soldat an: „Nun danket alle Gott 2c.“, Blasinstrumente fallen ein; jetzt singt das ganze Heer und allen wird wieder warm und wohl. Der König ruft erstaunt aus: Mein Gott, welche Kraft hat die Religion! — Mit kleinem Gefolge nach Lissa geritten, fand er das Schloß voll Österreicher, die ihn leicht hätten greifen können. Er trat aber kühn unter die feindlichen Offiziere, indem er rief: „Guten Abend, meine Herren! Sie haben mich wohl hier nicht vermutet; kann man denn auch noch mit unterkommen?“ Verblüfft gaben sie sich gefangen.

Auch Breslau eroberte Friedrich wieder und fing dort noch 17 000 Österreicher. So bezog er spät, aber fröhlich die Winterquartiere in seinem wieder frei gemachten Schlesien, nach dem thatenreichsten Jahr des ganzen Kriegs.

Im folgenden, 1758, brach Friedrich in Mähren ein. Er dachte, in diesem vom Krieg bisher verschonten Lande seine Truppen besser unterhalten zu können. Indessen hatten sich seine Feinde mit verdoppelter Anstrengung gerüstet. Friedrich konnte das wohlverteidigte Olmütz nicht erobern. Er hatte mehrfaches Mißgeschick, und in Gefahr, von der Menge der ihn umschwärmenden Feinde aufgerieben zu werden, mußte er den Rückzug nach Böhmen antreten, welchen er so meisterhaft bewerkstelligte, daß er einem Siege gleich geachtet ward. — Die Russen, welche abzuhalten Friedrich umsonst eine englische Flotte in die Ostsee eingeladen hatte, überschwemmten Altpreußen, Pommern und die Neumark; sie legten Küstrin in Asche und hausten allenthalben greulich. Blitzschnell eilte Friedrich auf sie los und lieferte ihrem Fermor 25. August mit 32 000 gegen 52 000 Mann die furchtbare Schlacht bei Zorndorf. Zornig auf die „Barbaren“, gebot er seinen Leuten, keinen Pardon zu geben. Darum

war es ein entsetzliches Gemetzel, die blutigste Schlacht im ganzen Kriege. 30000 Tote bedeckten das Schlachtfeld, darunter ein Drittel Preußen. Der Sieg war bei Friedrich. Er zog befriedigt nach Sachsen. Hier aber traf den allzu sicher Gewordenen wieder ein empfindlicher Schlag.

Mutwillig legte er sich bei Hochkirch in offenem Lager dicht an die doppeltstarken Österreicher unter dem trefflichen Daun hin. Seine Generale warnten ihn: „Wenn uns die Österreicher in dieser Stellung nicht angreifen, so verdienen sie gehenkt zu werden!“ Er erwidert lachend: „Ich hoffe, sie fürchten sich mehr vor uns als vor dem Galgen!“ Es wird Abend; Friedrich befiehlt, es solle sich alles zur Ruhe begeben. Sie legen sich und schlafen. Aber Zieten wacht. Zwar hat er auf des Königs Befehl seine Husaren absatteln lassen; allein nach Einbruch der Nacht müssen sie auf sein Gebot wieder aufsitzen. So steht er mit ihnen vor den Schlafenden als treuer Hort. Früh am 14. Okt. überfällt nun wirklich Daun das Lager mit seiner ganzen Macht. Ob auch der Stoß an der Reiterei sich teilweise bricht, gelingt es ihm doch, die Batterien wegzunehmen und sogleich läßt er sie nach innen spielen. Die Preußen, vom Donner des Geschützes aufgeschreckt, stürzen aus ihren Zelten, einer um den andern sinkt zerschmettert nieder. Aber hier sah man die prächtige Disziplin im preußischen Militär; halb nackt stellen sie sich in Reih und Glied und kämpfen im grausigen Durcheinander. Morgens 9 Uhr endete der Kampf. Der übermütige König hatte das Lager, alles Geschütz, 101 Kanonen und 9000 Menschen verloren. Dennoch säuberte er noch Schlesien und Sachsen vom Feinde.

Das Jahr 1759 war das unglücklichste für Friedrich, der nur 130000 Mann zusammenbrachte und viele unzuverlässige darunter. Die Franzosen drangen mit 100000 Mann über den Rhein und machten dem Prinzen Ferdinand von Braunschweig, der mit geringen Kräften gegen sie focht, schwer zu schaffen; doch rang er sie nieder 1. Aug. bei Minden. Die Russen unter Soltikow schlugen den General Wedell bei Kay, und — was Friedrich mit äußerster Anstrengung immer zu verhindern gesucht hatte, sie vereinigten sich bei Frankfurt an der Oder mit einem österreichischen Heer, das der tüchtige Laudon kommandierte. Die vereinten Heere hatten sich bei Kunersdorf gelagert und verschanzt. Friedrich rückte gegen sie und 12. August griff er an, wiewohl er nur 40000 Mann gegen 70000 und dazu eine sehr ungünstige Stellung inne hatte. Doch neigte sich das Glück entschieden auf seine Seite; er schlug einen Flügel der Russen und erbeutete 70 Kanonen. Nur war seine Reiterei noch nicht eingetroffen. Die Schlacht abzubrechen war nicht möglich, wenn man nicht alles Gewonnene aufgeben wollte.

Seine matten Soldaten müssen auch noch mit den frischen, ausgeruhten Österreichern anbinden. Man stürmt gegen ihre feste Stellung, sein Fußvolk wird reihenweise niedergeschmettert. Jetzt muß Seidlitz mit der Kavallerie anstürmen. Sie wird auch niedergeschmettert, Seidlitz selbst schwer verwundet weggetragen. Da setzt sich der König an die Spitze seines Truppenrestes, allein mit aller Kraftaufbietung kann die Anhöhe nicht gewonnen werden. Plötzlich bricht die österreichische Reiterei zur Seite hervor und haut unter die todmüden Preußen ein. Was noch kann, enteilt in wilder Flucht. Der König ist außer sich. Er ruft: „Kann mich denn keine verwünschte Kugel treffen?“ Zwei fliegen gegen ihn her und zwei Pferde stürzen unter ihm; er bleibt unverwundet. Jetzt trifft eine Kugel ihn selbst, zerschlägt aber nur ein goldenes Etui in seiner Tasche. Eine Husarenschwadron umringt ihn und bringt ihn in Sicherheit. Es war die schwerste Niederlage, welche Friedrich je erfahren: 28000 Mann an Toten, Verwundeten und Gefangenen büßte er ein, nebst 165 Kanonen, und die übrigen hatten sich nach allen Winden zerstreut. Er war wie vernichtet, dachte an Selbstmord. Nach Berlin schrieb er: „Alles ist verloren! Rettet die königliche Familie! Adieu für immer!“ — Damals sah der König so finster, daß jedermann scheu vor ihm zurückwich; er redete fast mit niemanden. Einmal aber fragte er den Oberst Moller: „Wie kommt's, daß meine Truppen das nicht mehr leisten was sonst?“ Der fromme Kriegsmann erwiderte: „Vielleicht ist es die Sündenschuld des Heeres, weil die Betstunden ganz eingegangen sind.“ Der vormalige Feldgottesdienst wurde wieder abgehalten.

Friedrich wäre verloren gewesen, wenn ihn die Feinde verfolgt hätten; aber die Uneinigkeit derselben rettete ihn. Denn als Laudon den Soltikow zur Verfolgung

aufforderte, widersetzte sich dieser mit dem Vorgeben, daß er selbst zu viel eingebüßt habe, um daran denken zu können. Vielmehr zog der Russe nach Polen zurück, und während Fritz seine Zerstreuten sammelte, beschäftigte sein Bruder Heinrich mit großer Kunst den übermächtigen Daun. Doch immer ungünstiger stellte sich ihm der Krieg. Dresden fiel in die Hände der Reichstruppen, mit seinen vollen Magazinen ein unersetzlicher Verlust. Auch schickte Friedrichs unbesonnene Hitze den General Fink an einen Ort, wo er mit 12000 Mann von Daun gefangen ward. Die Österreicher nennens den „Finkenfang bei Maxen!"

Das Jahr 1760 schien für Friedrich nur eine traurige Fortsetzung des vorigen werden zu sollen. Mit aller Mühe konnte er nur 90000 Mann aufstellen, während seine Gegner mit 280000 anrückten. So kam es, daß das Korps seines Fouqué bei Landshut von Laudon vertilgt wurde, weil er ihm keinen Succurs zu schicken vermochte. Und noch mehr Unfall betraf ihn. Da wurde er wieder düsterer, ermannte sich aber auf wundervollen Märschen. Einen Schimmer des Lichtes goß die Schlacht bei Liegnitz, 15. Aug., wieder in seine verdüsterte Seele. Laudon zog zur Nachtzeit aus, um nach dem Exempel von Hochkirch den nahegelagerten Preußenkönig zu überfallen. Dieser aber hatte Wind bekommen und rückte gleich heimlich ihm entgegen, überfiel ihn im Zwielicht und nahm den Verstürzten so hart mit, daß er 10000 Mann verlor. Dieser Sieg über seinen tüchtigsten Gegner war eine augenblickliche Erleichterung, aber lange noch keine Rettung. Bald darauf mußte er hören, daß ein Totleben bis Berlin vorgedrungen sei und seine Residenz brandschatze und plündere. Er jagt dahin, und schon die Furcht vor dem Herankommenden jagt den Feind wieder von dannen. — Schnell wendete er sich zurück gegen Daun. Derselbe hatte sich mit 65000 Mann auf den Höhen bei Torgau verschanzt. Da wagt der König 3. Nov. einen Hauptschlag, um nur etwas aus seiner drangvollen Lage herauszukommen.

Er fragt seinen Zieten: „Ist's möglich, die Österreicher von dort herabzuwerfen?" Zieten sprach: „Alle Dinge sind möglich, nur ist eines schwerer als das andere." Friedrich: „Es wird nicht gehen!" Zieten: „Mit Gottes Hilfe geht's doch!" Der König entschloß sich zum Versuch. Vorher hielt er an seine Offiziere eine ernste Anrede, worin er sie zur höchsten Tapferkeit ermahnte und sich selbst dem Tode weihte. Es wurde ausgemacht, daß der König mit der einen Heereshälfte von dieser, Zieten mit der andern von der entgegengesetzten Seite des Berges zu gleicher Zeit angreifen sollten. Durch ein Mißverständnis eröffnete der König die Schlacht zu früh. Als seine Leute die Anhöhen hinanstürmten, begrüßte sie Daun mit einem nie gehörten Kanonendonner. Regimenter um Regimenter werden blutigst zurückgewiesen. Der Kern von Friedrichs Truppen liegt am Berge. Sein Werk ist mißraten. Er selbst, leicht verwundet, bringt tiefsinnig die Nacht in einer Dorfkirche zu. Erst spät stürmte Zieten auf seiner Seite die Höhen hinauf. Auch ihn empfing ein schrecklicher Kugelregen, unter dem viele seiner Leute sanken. Sie ermuntern sich vorwärts zu machen; aber das hält schwer auf dem schwammigen Boden. Auch ziehen die einsinkenden Pferde die Kanonen nicht; Musketiere müssen sich vorspannen. Trotz aller Hindernisse arbeitet Zieten immer aufwärts. Es war eine fürchterliche Blutarbeit und sein Verlust groß; aber „mit Gottes Hilfe ging's doch." Abends 8 Uhr hat er die Höhen erstürmt. Daun selbst, schwer verwundet, eilt über die Elbe. Am Morgen ist die österreichische Armee verschwunden. In der Frühe ritt Zieten durch den Herbstnebel her und meldet im Ordonnanzton: „Der Feind ist geschlagen." Darauf ruft er seinen Soldaten zu: „Bursche, unser König hat die Schlacht gewonnen! Es lebe unser großer König!" Die Soldaten rufen: „Ja, unser König Fritz soll leben! Aber unser Vater Zieten, unser Husarenkönig, auch!" Beide ‚Könige' springen von ihren Pferden und Friedrich schließt seinen herrlichen General an die Brust, welcher laut aufschluchzt. Es war, ohne daß er es ahnte, die letzte Schlacht des Königs.

Wohl hatte Friedrich nun wieder mehr Luft; in der That aber schien seine kleine Kraft so vielen Feinden gegenüber erliegen zu müssen. Sie verringerte sich eben jetzt noch bedeutend, indem der neue englische König, Georg III. (1760—1820) seinen trefflichen Minister Pitt Okt. 1761 entließ und fortan dem Preußen keine Subsidiengelder mehr bewilligte, deren er bei der Leerheit der eigenen Kassen so dringend

bedurfte. Darum suchte Fritz ernstlichst Friede; doch alle seine Bemühungen waren vergeblich. Wie ermüdet auch die Gegner waren, Kaunitz hielt sie fest, um wenigstens die Vereinigung von Ansbach und Baireuth mit Preußen zu verhindern. Ja, Frankreich zog 1761 auch Spanien mit in den Krieg. So blieb denn das Jahr 1761 für Friedrich über die Maßen trübe. Während im westlichen Deutschland 150 000 Franzosen auf die wenigen ihm dort verfügbaren Streitkräfte hart drückten, wenn sie auch 15. Juli bei Vellinghausen geschlagen wurden, kamen von Osten her 60 000 Russen unter Buturlin immer näher, um sich mit dem österreichischen Hauptheere unter Laudon zu vereinigen. Drei Monate lang verhinderte er durch geschickte Manöver diese gefahrdrohende Verbindung; endlich im August wurde sie doch bewirkt. Jetzt hatte er mit seinen 50 000 Mann, großenteils frisch angeworbenen Leuten, eine furchtbare Macht von 132 000 gedienten Kriegern gegen sich. Er bezog darum ein festes Lager um das (schlesische) Dorf Bunzelwitz her. Davor hatten die Feinde allerdings Respekt; aber sie schloßen ihn ein und er stak jämmerlich in der Klemme. Es wollte nirgends lichten.

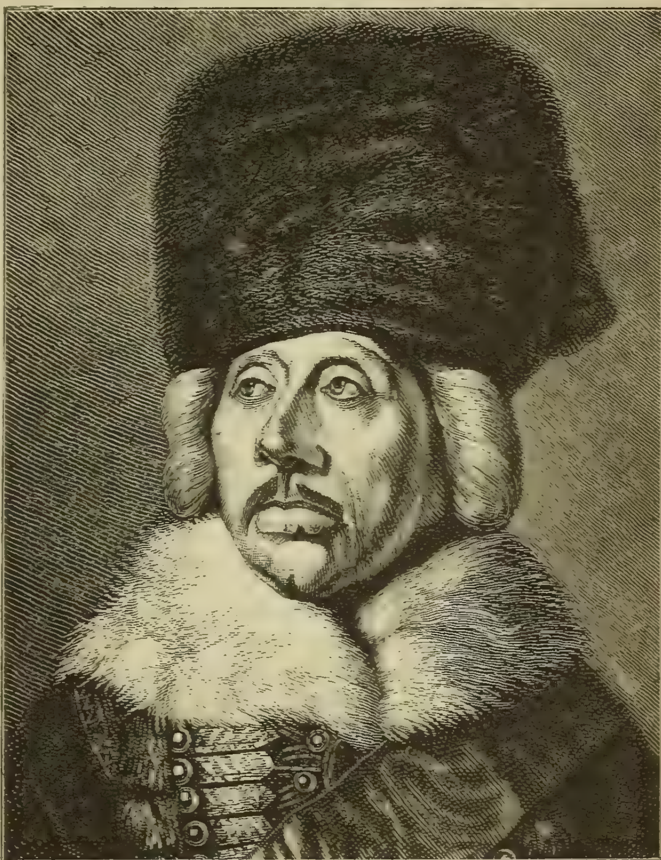


Fig. 327. Hans Joachim von Zieten. (Nach Townley, 1786.)

In mancher Nacht besuchte er den frommen Zieten in seiner Hütte und setzte sich zu ihm aufs Stroh. Zieten gab ihm immer Trost, aber er haftete nicht. Einst sagte Zieten: „Es wird alles noch gut gehen und einen ehrenvollen Ausgang nehmen!" Da fragt ihn der König spöttisch: „Hat Er sich vielleicht einen neuen Alliierten verschafft?" Zieten: „Nein, ich habe nur den alten da oben; der verläßt uns nicht!" Friedrich: „Ach, der thut keine Wunder mehr!" Zieten: „Das braucht's auch nicht; er streitet dennoch für uns und läßt uns nicht sinken!" Friedrich schüttelte den Kopf, aber Zieten ruhte felsenfest auf der gnädigen Hilfe Gottes, um welche er unablässig betete. Der König schickte eines Tages einen Ordonnanzoffizier mit einer neuen Hiobspost an Zieten. Dieser entfernte sich, ohne ein Wort zu sagen. Befremdet schlich ihm der Offizier nach und erblickte ihn in der Kammer auf seinen Knieen liegend, „in heftigem schmerzlichem Gebete." Der Offizier trat leiser zurück. Bald kehrte auch Zieten wieder, sah ganz heiter aus und sandte dem König eine ermutigende Antwort.

Kurz darnach kam der König aus seiner Klemme heraus. Der russische Feldherr trennte sich wegen Mangels an Lebensmitteln von den Österreichern, die sich nun um so weniger an das feste Lager wagten und gleichfalls abzogen. Vorderhand jedoch sollte Friedrich noch tiefer in die Dunkelheit des Verhängnisses getaucht werden. Der erzürnte Laudon überrumpelte nachts das feste Schweidnitz; „damit war halb Schlesien verloren". Bald darauf traf die Nachricht ein, daß auch das starke Kolberg nach zehnmonatlicher Belagerung aus Hungersnot an Russen und Schweden sich habe ergeben müssen; „damit war halb Pommern verloren". Nunmehr war Fritz gar keiner Hoffnung mehr zugänglich und sprach es als Gewißheit aus, daß der nächste Feldzug mit dem Untergange Preußens enden werde. Aber in der äußersten Not kam wunderbare Errettung: 5. Januar 1762 starb Friedrichs ärgste Feindin, Kaiserin Elisabeth, und ihr folgte Peter III. auf dem Throne, der größte Verehrer des Preußenkönigs. Dieser schloß 5. Mai mit ihm Frieden, welchem um Rußlands willen auch Schweden beitrat; er gab ihm sogleich alle gefangenen Preußen zurück, mit denen Friedrich seine dünnen Scharen ausfüllen konnte; er lieferte ihm Ostpreußen und alle genommenen Plätze wieder aus; ja er ließ sogar 20000 Russen zu den Preußen stoßen.

Wie groß war die Bestürzung in Wien! Nun wird der für verloren Geachtete wieder emporsteigen! Und so geschah's. Am 21. Juli erstürmte Friedrich die Burkersdorfer Höhen. Er that's mit seinen Preußen allein; die Russen standen als Zuschauer dabei. Denn Peter III. war nach sechs Monaten schon entthront worden (S. 712) und seine Nachfolgerin, Katharina II., hatte zwar den Frieden mit Preußen nicht aufgesagt, aber doch ihren Truppen Befehl zur schleunigen Heimkehr gesandt; allein der Befehlshaber Tschernitschew hatte solch hohe Achtung vor dem Könige gefaßt, daß er die Bekanntmachung des Befehls verschob und auf seine Gefahr noch drei Tage bei den Preußen blieb, während welcher eben Friedrich die Österreicher angriff; fochten nun auch die Russen nicht mit, so hielten sie doch einen Teil des Daunischen Heeres im Schach. Im Oktober eroberte er sein Schweidnitz wieder und Schlesien ist wieder sein. Prinz Heinrich schlägt die Reichsarmee bei Freiberg aufs Haupt, 29. Okt. Ferdinand von Braunschweig wirft die Franzosen zurück und nimmt ihnen Kassel weg, 1. Nov. u. s. w. „So geht alles noch gut", wie der liebe Zieten geweissagt, und der König muß tiefbewegt sprechen: „Er hat doch recht gehabt und sein Alliierter da oben hat Wort gehalten!"

Endlich hatten sich Friedrichs Feinde überzeugt, daß sie ihn nicht überwinden könnten. Alle waren des Blutvergießens müde und ihre Kassen waren gänzlich erschöpft. Frankreich, zur See gedemütigt, trat im Frieden von Paris, 10. Febr. 1763, Kanada rc. an England ab. Spanien löste Havana und Manila gegen Florida aus. Nach dem Abzug der Franzosen suchten die deutschen Reichsstände die Ruhe. Auch Maria Theresia beugte ihren stolzen Sinn, weinte sich noch einmal satt um das schöne Schlesien und bot die Hand zum Frieden. Derselbe wurde 15. Febr. 1763 auf der Hubertsburg allseitig geschlossen; er ließ alles, wie es vor 1756 gewesen, kein Teil giebt oder empfängt Entschädigung.

Die Kaiserin stritt lange um Glatz, doch Friedrich blieb dabei: daraus wird nichts, so lang ich lebe. Zuletzt sagte er zu seinem Herzberg: „Es ist doch ein gutes Ding um den Frieden, den wir abgeschlossen haben; aber man muß sich das nicht merken lassen." So hatte die Sache den ehrenvollsten Ausgang für ihn genommen, und nun half er zur Wahl Josephs, der 3. April als römischer König gekrönt wurde. Er hatte seinen Namen im siegreich ausgefochtenen Kampfe gegen Europa erhaben gemacht; sein Staat ging glanzbedeckt daraus hervor. Hinfort nahm Preußen seinen Rang unter den Großmächten ein.

§ 6. Friedrich II. und Maria Theresia nach dem Kriege.

Das erste Geschäft Friedrichs war, daß er seine Armee gleich wieder in achtunggebietenden Stand setzte, um gegen jeden schlecht versöhnten Feind gesichert zu sein. Nun erst, als er einen schützenden Wall um seine Lande gezogen, gab er sich ganz der

Sorge für ihre Wiederemporbringung hin. Sie waren, wie Deutschland überhaupt, vom Kriegssturm schrecklich verheert, namentlich Pommern und die Marken durch die Russen greulich verwüstet worden. Friedrich verteilte das in seinen Kriegsmagazinen übrige Getreide als Saatkorn unter die armen Landbauer, überließ die Artillerie- und Bagagepferde zum Ackerbau, bewilligte den Mittellosen Steuernachlaß, machte den Bedrängten und Ausgeplünderten auch Geldgeschenke, welche von 1763—84 über 24 Mill. Thlr. betrugen und lediglich aus seinen Privatersparnissen floßen. Mit seiner Hilfe wurden die eingeäscherten Orte neu aufgebaut, ganz neue gegründet; 350 000 Einwohner hat er in sein Land gelockt.

Sein Streben, Landbau, Gewerbe und Handel zu fördern und zu heben, bethätigte sich fort und fort. Und den Schulzwang mit der Schulverbesserung läßt er seine erste Sorge sein. Unter seiner weisen Verwaltung erholte sich Preußen von den Leiden des Krieges viel eher, als die andern davon heimgesuchten Ländern, und auf seinen jährlichen Beschauungsreisen durch die Provinzen konnte er sich ihrer neuen Blüte erfreuen. Die Zunahme seiner Jahre minderte Friedrichs Thätigkeit nicht; ja das Gefühl, daß er da sei, um für sein Volk zu wirken, erhöhte sich bei ihm mit den Jahren, bis der Staatsdienst seine ganze Religion wurde. „Daß ich bin, ist nicht notwendig, wohl aber, daß ich thätig bin." Dieses sein Regentenbeispiel übte einen durchaus wohlthätigen Einfluß, selbst auf die Kirchenfürsten (S. 669); nunmehr erwachte ein allgemeiner Eifer an den Höfen, „für das Wohl der Völker thätig zu sein." — Im Alter spürte Friedrich des Leibes Gebrechlichkeit; er litt an Gicht, sein Nacken krümmte sich und er ging gebückt. Auch artete da seine Einfachheit in Geiz und Nachlässigkeit aus; er trug einen abgeschabten blauen Rock und oft ungeputzte Stiefeln. Sein Gesicht und seine weiße Weste lagen voll Schnupftabak, von den starken Prisen entglitten, die er aus der Westentasche zur Nase führte. Nur der feurige, durchbohrende Blick, der ihm nie erlosch, verriet den König. Sein Geist blieb wunderbar frisch. Fortwährend beschäftigte er sich auch mit Schriftstellerei. Unter anderen schrieb er noch „die Geschichte seines öffentlichen Lebens bis 1779", wohl sein Hauptwerk. Auch unterhielt er sich noch immer gerne mit Gelehrten, und jeder Durchreisende von hervorragender Bildung war ihm ein willkommener Besuch.

Doch immer kühler wurde ihm das Leben. Von der Freundschaft, die er in seiner Jugend so begeistert besungen, wollte er allgemach immer weniger Ächtes unter den Menschen finden. Ohne die Gattin an der Seite, ohne Kinder um sich her, selbst mit seinen Brüdern wenig verkehrend, fehlte ihm auch sonst aller trautere Umgang. Einige Windspiele, die ihn umsprangen, schienen die einzigen Geschöpfe zu sein, an denen er mit Liebe hing. Er fühlte sich immer vereinsamter. Immer geringeren Reiz bot ihm das Leben; selbst seine geliebte Flöte ließ er liegen, da ihm die steifen Finger den Dienst versagten. Zuletzt wurde er sehr launenhaft, und seine Bedienten empfanden nicht selten seinen Krückenstock, dessen Wehethaten er ihnen hernach durch Wohlthaten zu vergüten suchte. Aber je greiser, desto freudloser ward er, desto mürrischer und mißtrauischer. Ja indem sein Scharfblick bei seinen irreligiösen Gesellschaftern die natürliche Verdorbenheit nur zu wohl bemerkte, setzte sich bei ihm eine Menschenverachtung fest, die ihn jedoch nicht abhielt, seine Bemühungen fürs Beste seiner Unterthanen unermüdet fortzusetzen, wie er denn noch in seinem Todesjahre, 1786, sprach: „Wüßte ich alles, sähe ich alles, meine Unterthanen sollten gewiß glücklich sein!"

Gegen seinen Zieten behielt er eine herzliche Achtung, obschon (oder eben weil) ihm dieser auf religiösem Boden sehr ferne stand. Ihr gutes Verhältnis änderte sich nicht, auch wenn ihm Zieten einmal stark entgegentrat. Einst als der König über den gläubigen Genuß des Abendmahles spottete, wies ihn der General scharf zurück: „Dem König, zu dessen Tafel ich in Gnaden geladen war, habe ich eher geschworen, als Eurer Majestät." Fritz sprach: „Es soll nicht wieder geschehen!" und führte den Zieten mit sich in sein Kabinet. — Zieten ging 86 Jahre alt noch einmal zur Parole aufs Schloß und stellte sich unter die Offiziere. Kaum erblickt ihn der alte, selbst schon hinfällige Fritz, als er auf ihn zueilte: „Das ist ja mein alter Zieten! Aber er darf nicht stehen; geschwind einen Lehnstuhl!" Dieser wurde gebracht; aber Zieten wollte sich vor dem stehenden Könige nicht setzen. Friedrich sprach: „Setz' Er sich, alter Vater, sonst geh' ich weg!"

Er mußte. Der König unterhielt sich nun, vor ihm stehend, lange mit ihm. Zum Schlusse sprach er bewegt: „Leb' Er wohl, alter Zieten!" redete mit niemand weiter, sondern schloß sich ein. Zieten starb bald darauf und ein halbes Jahr nach ihm, 17. Aug. 1786, der König an der Wassersucht. Ach, hätte er auch einen solchen Trost aufs Sterben gehabt! Er schied „ohne Furcht, ohne Hoffnung". Übrigens machte die Nachricht seines Todes einen erschütternden Eindruck durch Europa hin. Allgemein war das Gefühl, daß der Erste der Zeitgenossen geschieden sei. Man nannte ihn den „Einzigen", weithin bewundert und nachgeahmt im Guten wie im Schlimmen.

Ohne Frage hat Friedrich den Ruhm wie des größten Feldherrn, so auch des besten Regenten seines Jahrhunderts. Auf 6 Mill. Einwohner war Preußen unter ihm gestiegen, immerhin der kleinste, angestrengteste aller Großstaaten. Doch herrschte ein Mechanismus im Adel und Beamtenstand, den auch des Königs Geist nicht überwinden konnte. Wohl half er eifrig allen Stockungen nach, aber die aufs äußerste gespannte Federkraft der Staatsmaschine konnte auch er nicht erhöhen. Und folgenreich war nicht bloß im guten Sinn das Anlehnen an Rußland, mit welchem er schon 1764, um einen sichern Verbündeten zu haben, ein festes Bündnis schloß. Wurde er doch dadurch zur Beteiligung an einem russischen Türkenkrieg gezwungen, der die Teilung Polens (VII. § 7) nach sich zog. Auch seine aufrichtige, rastlose, einsichtige Sorgfalt für das Glück seiner Unterthanen konnte diesen doch keinen höhern Segen eintragen; denn dieser gründet nur in der Religion, und hinsichtlich derselben war der sonst so Hellsehende merkwürdig verblendet. Sein steter Verkehr mit frivolen Franzosen (S. 685) trug wohl das meiste bei, daß er von den traurigen Banden des Unglaubens immer fester umwunden wurde. Über den Zweifel, ob ein blindes Geschick oder eine weise Vorsehung walte, kam er nicht hinaus.

Dem geoffenbarten Glauben hatte er sich völlig entfremdet, von einem Heiland wußte er nichts, so viel er als Knabe davon hat lernen müssen. Er, der „die Tugend" pries und Tugend wollte, merkte zwar an der hereinbrechenden Untugend, an der offenbaren Verschlechterung der Menschen, welche im Gefolge des Unglaubens ging, das Bedenkliche der letztern, und während er sich geraume Zeit über die fortschreitende „Aufklärung" gefreut hatte, erschrak er nun öfters über ihre bitterbösen Früchte. Er sprach einmal zu seinem Großkanzler Carmer: „Glaub' Er mir, meine schönste Bataille wollte ich drum geben, wenn ich Religion und Moral unter meinem Volk wieder da haben könnte, wo sie mein frommer Vater gelassen; ich sehe wohl, daß ich mehr hätte thun sollen." Als Sulzer ihm von den schlesischen Schulen berichtete, seit man auf Rousseaus Satz, daß der Mensch von Natur gut sei, weiter baue, gehe es besser, antwortete der König: „Mein lieber Sulzer, Sie kennen diese verfluchte Rasse noch nicht recht." Und als ein anderer berichtete, „er hoffe die Aufklärung bald auf den Punkt zu bringen, daß man Taufe und Abendmahl als entbehrlich ansehen werde," schrieb er darunter: „Das lasse Er bleiben; denn wenn mein Volk keine Religion mehr haben wird, dann sitze ich nicht mehr fest auf meinem Stuhle und Er auch nicht!" Einen Minister fuhr er einmal an: „Schaff Er mir Religion ins Land oder scher er sich zum Teufel." Mit solchen Wünschen und Einhaltrufen „des Altersschwachen", wie etwa die Welt sagte, war es für sein Volk zu spät. Er hatte einmal in den Tagen seiner Kraft den schlimmen Vorgang in Verleugnung des Christentums gemacht, Er, „die Bewunderung seines Volks" und „der Mann des Jahrhunderts", und so hat er allerdings zur Verrennung seiner Preußen in den heillosen Unglauben unberechenbar schädlich gewirkt. Es geschah, was schon Bengel geahnt, daß Preußen für Europa ein Kanal des Unglaubens werden dürfte. Wie schwer man es ausspricht, man muß es sagen, daß dieser große und einzige Friedrich (natürlich gegen seine Meinung) sein Volk gerade im Höchsten jämmerlich und auf lange hinaus verdorben hat, daß sich das Elend heute noch empfindlich fühlbar macht, zumal im kirchenarmen Berlin.

Dem Kinderlosen folgte ein etwas weichlicher, leicht beeinflußbarer Neffe auf dem Throne, Friedrich Wilhelm II., 1786—97. Dieser ließ sich zur Geisterseherei verführen und trat der falschen Aufklärung mit strengen Edikten entgegen; vergeblich. Der Unglaube behauptete sich und breitete sich nur weiter aus, zumal der Fürst ein schlechter Gatte war und schlimmes Beispiel gab.

Vor Friedrich II. schied Maria Theresia aus dieser Welt. Auch sie war

redlich bemüht, die schweren Wunden zu heilen, welche der Krieg ihrem Staate geschlagen, und ihre Unterthanen auf eine höhere Stufe der Bildung und des Wohlseins zu bringen. Um die Lasten derselben zu erleichtern, sparte sie an sich selbst und beschränkte die Ausgaben für den Hof, ohne doch das Übermaß von Schenken zu mindern, ordnete eine gleichere Verteilung der Steuern an, milderte die Frohndienste ꝛc. Auch sie beseitigte nach dem Vorgange ihres Gegners die Tortur. Sie gründete eigentlich erst Volksschulen 1774. Gleicherweise beförderte sie die Landwirtschaft, das Fabrikwesen und den Handel. Die kluge Frau traf nach preußischem Vorbild viele zweckmäßige Staatseinrichtungen, welche sich bewährten. Der österreichische Gesamtstaat ist in der That ihr Werk.

Zur Toleranz konnte sie sich nicht erheben; sie zwang Serbien zur Union mit Rom und auf dem Protestantismus lag stets ihre niederdrückende Hand. Wenn Katholiken zur evangelischen Kirche übertraten, so schickte sie dieselben nach Siebenbürgen oder in den Banat. Erbarmungslos hat sie Tirol von Ketzern gereinigt. Doch wies sie Eingriffe des Papsttums in Kronrechte zurück, minderte die Feiertage, verbot sogar das Wallfahren nach Rom, hob das Asylrecht der Kirchen auf. Im ganzen wurde die sorgliche Liebe erkannt, mit der sie ihre verschiedenen Völker umfaßte; man nannte sie allgemein „Mutter" und erhob ihre Güte und Weisheit. Der Tod ihres Franz I., 1765, welchem sie 16 Kinder geboren und den sie bei nicht gleicher Treue von seiner Seite zärtlichst geliebt hatte, betrübte sie so, daß sie seitdem schwarze Kleider trug; alljährlich an seinem Sterbetage stieg sie in die Gruft hinab, an seinem Sarge zu weinen und zu beten. Bei zunehmender Körperfülle ließ sie sich in einer Maschine hinab- und heraufwinden. Einst beim Heraufziehen riß das Seil; da rief sie ahnend: „Er will mich nicht mehr von sich lassen!" Und bald wurde sie ihm an die Seite gelegt. Die große Frau starb am 29. Nov. 1780.

VII. Die Aufklärung.

„Sie giebt der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ihre Signatur" (Bezeichnung) sagt man. Es wird hier der Ort sein, noch etwas näher von ihr zu handeln.

Aufklärung ist ein schönes Wort; man denkt dabei an Nacht und Nebel und den sie überwindenden Sonnenstrahl. Die wahre Aufklärung ist die, welche mit dem Lichte des göttlichen Wortes die Finsternisse des Aberglaubens vertreibt. Es giebt aber auch eine falsche Aufklärung, welche die Offenbarung verwirft und mit der eigenen Weisheit der hoffärtigen Vernunft die Welt erleuchten will. Diese vertreibt mit dem Aberglauben auch den rechten Glauben; und zwar bekämpft sie diesen beharrlich, während sie leicht den Aberglauben zur andern Thür wieder herein läßt. Es giebt genug Verächter des Bibelworts, die aber etwas aufs Kartenschlagen, Tischrücken ꝛc. halten. Die Aufklärung, welche unsern Zeitraum kennzeichnet, läßt sich leider meist als die falsche wahrnehmen.

§ 1. Die englischen und französischen Freigeister.

Wir haben uns betrübt, daß Friedrich, der in anderer Hinsicht Einzigtreffliche, ein Vordermann der falschen Aufklärung war. Französische Lichter waren's, oder besser gesagt, französisches Gelichter wars, das ihn so irre geführt. Aber Frankreich ist auch nicht die Geburtsstätte der neuen Afterweisheit; diese Ehre oder Schmach gebührt England. Schon im 17. Jahrh. thaten sich in England, vermöge der Erschlaffung, welche auf die religiöse Überspannung folgte, Freidenker hervor, vom Volk Freigeister genannt. Seit Newton (S. 649) schien es vielen, daß die fortschreitende Naturwissenschaft, welche in allen Vorgängen strenge Gesetzmäßigkeit nach-

weise, für einen freien Schöpferwillen keinen Raum mehr lasse. Also kamen sie darin überein, daß sie eine von oben her gegebene Religion bestritten und nur die Aussagen der Vernunft über die höhern Dinge gelten ließen. Zum Teil nahmen sie noch einen persönlichen Gott an, den sie sich aber nach ihrem eigenen Gedanken bildeten, und nur diesen eignet im Grunde der Name „Deisten" (Gottgläubige, nämlich nach der Vernunft). Zum Teil leugneten sie sogar das Dasein eines persönlichen Gottes und setzten dafür so ein Abstraktum, d. h. den Begriff eines gewissen Allgemeinen, oder auch die Natur an die Stelle der Gottheit, wurden also Atheisten (Gottesleugner). Vom Atheismus kommt man leicht so weit, daß man auch die Selbständigkeit der Seele und alles Geistigen leugnet und nur das Sichtbare, die Materie, für wirklich seiend hält; das heißt dann Materialismus.

Zu den englischen Freidenkern gehören: J. Locke (S. 649), noch ein frommer Anwalt des gesunden Menschenverstandes, der namentlich allgemein Duldung predigte und die Moral auf die Nützlichkeit gründete. K. Blount († 1693), der alle Wunder leugnete, Anton Ashley Cooper Graf v. Shaftesbury († 1713), J. Toland († 1722), Matth. Tindal († 1733), Ant. Collins († 1729), Th. Woolston († 1733), J. Bolingbroke († 1751) sind teils Deisten, teils schon den Atheisten beizuzählen. Alle stehen sie entschieden feindlich gegen das Christentum und haben es mehr oder minder giftig bekämpft. Am wehesten that ihm Shaftesbury durch seinen Spott. Wie lächerlich grob mit demselben Woolston umging, geht z. B. daraus hervor, daß er das Wunder zu Kana so erklärt, als habe Christus einen Punsch bereitet. Die englische Kirche ward unter diesen Einflüssen sehr tot, bis der Methodismus, eine englische Kopie des Pietismus (S. 675), sie neu belebte.

Von England verpflanzte sich der Unglaube nach Frankreich herüber, wo er den fruchtbarsten Boden fand. Dort trat Peter Bayle († 1706) als Skeptiker (Zweifler) auf. Er stellte jegliche religiöse Wahrheit in Frage, und indem er Duldung empfahl, hat er nicht wenige irre gemacht. Wenden wir uns aber mit Übergehung anderer gleich zu den zwei Heroen der falschen Aufklärung, welche mit dem Qualm ihrer höllischen Fackeln Frankreich und die Welt verpesteten! François de Voltaire, 1694—1778, war der Sohn eines Notars Arouet zu Paris. Er besaß glänzende Talente und erwarb sich allseitige Kenntnisse. Nirgends aber drang er in die Tiefe ein; oberflächlich ist all sein Wissen. Er begriff weder die alten Klassiker, noch die Meister der spätern Zeit; den Shakespeare nennt er „einen betrunkenen Wilden", den Leibniz einen „Charlatan" (Marktschreier)! Er begriff aber seine Franzosen, und um ihnen durch Geben zu imponieren, verschaffte er sich zuerst durch Gedichte und allerhand Pfiffe ein schönes Vermögen. Seinen abscheulichen Charakter (S. 685) verhüllte eine gewisse Feinheit, Würde und Erhabenheit der Gesinnung. Nach mancherlei Schicksalen, da er auch zweimal in der Bastille saß und 1726—29 in England weilte, wurde er durch die königliche Mätresse Pompadour Historiograph von Frankreich. Weiterhin bekam er seinen Ruf nach Berlin. Dann übersiedelte er nach der Schweiz, wo er 1758 zu Ferney bei Genf seinen Wohnplatz aufschlug. Durch den Erlös aus seinen unzähligen Schriften, eine ansehnliche Erbschaft, Gewinn in der Lotterie und Handelsspekulationen hatte er ein Vermögen zusammengebracht, welches 40 000 Frks. jährlich abwarf, der erste Journalist, der es zu einer fürstlichen Existenz brachte. Dieser Mensch war nun der gewaltigste aller Freigeister, der unter leichtfertigem Wesen eine flammende Begeisterung verbarg und durch seine Korrespondenz halb Europa beeinflußte.

Er ist so wenig ein Genie, daß er nur für alle von anderen ausgegebenen Gedanken die packendste Form findet. So führte er die englische Denkart, politischen Freiheitssinn, Eifern für Recht und Menschenwürde im geknechteten Frankreich ein. Er griff aufs schärfste den römischen Aberglauben an und brachte durch Aufdeckung des letzten Justizmordes an Reformierten, da ein Calas 1762 unschuldig gerädert worden war, die Toleranz in Aufnahme. Die Reformierten wurden nun endlich in Frankreich geduldet, wenn auch die Verfolgungsgesetze fortbestanden. Aber

auch alles, was in der hl. Schrift über den gemeinen Menschenverstand hinausgeht, nannte er Albernheit, Abgeschmacktheit, Wahn, Betrug. Seine Hauptkraft waren Witz und Spott, und sie standen ihm wie wenigen zu Gebote; damit machte er das Heiligste lächerlich, zog alles Göttliche durch den Kot, immer in einer gar gewaschenen, anmutsvollen Sprache, geeignet, die Leute zu bestechen. Voltaire lehrte, daß die Gebildeten keiner Religion bedürften. Diese sei nur vorhanden, um das gemeine Volk, die canaille, zu zügeln, bis etwa die Fürsten stark genug wären, es allein mit weltlichem Arme zu thun. Er war nämlich ein geborener Aristokrat; dabei ein so oberflächlicher Denker, daß er meinte: Gott sei nötig; gäbe es keinen, so müßte man einen erfinden! dagegen ein ewiges Leben für ganz entbehrlich hielt. Die christliche Religion sollte auch dem Volke nicht gelassen werden; denn sie sei „die verkehrteste und schlechteste von allen“! Die Kirche nannte er nur „die Infame“! Sie zu vertilgen, hielt er für das größte Verdienst. Dazu glaubte er selbst der Mann zu sein! Zwölf Jünger wurden erfordert, das Christentum auszubreiten, einer wird hinreichen, es auszurotten. Das setzte er sich denn zu seiner Lebensaufgabe, an der er besonders in Schloß Ferney emsigst arbeitete. An die Stelle der Kirche sollte „ein Reich der Geistesfreiheit und der brüderlichen Liebe der Menschen unter einander“ treten, in Wahrheit ein Reich des Fleisches, da er mit Wort und Exempel den Epikuräismus predigte. Als Jesuitenzögling kannte er freilich nur ein verkehrtes Christentum; und der üblichen Heuchelei gegenüber konnte er sich als ein Held der Aufrichtigkeit erscheinen. — Seinen Hohn über die Religion schüttelte Voltaire vornehmlich in seinen „Philosophischen Briefen“ und „Philosophischen Gesprächen“ aus. Seine zuchtlosen Einfälle tummeln sich besonders im Hohngedicht „Das Mädchen“, das im feinsten Französisch überaus frech und schandbar geschrieben ist. Etwas besser ist seine „Henriade“, ein Epos, welches Heinrich IV. zum Helden hat. Voltaire schrieb alles Mögliche, auch viele Trauerspiele. Er hat selbst eine traurige Rolle gespielt, hat viel gelogen und geheuchelt, und konnte selbst den gehaßten Jesuiten schmeicheln, um eine Stelle in der Akademie zu erlangen. Indessen lebte und starb er bewundert und als Patriarch gefeiert von seinen Franzosen und Legionen von Ausländern. Er sah die Revolution voraus, die er mit angebahnt hat, und empfahl Reformen wie Gewissensfreiheit, Unterordnung der Kirche unter den Staat rc. Doch ist nicht zu sagen, wie viel Jammer seine gottlosen Schriften und pikanten Briefe gestiftet haben.

Ihm zur Seite steht Jean Jacques Rousseau, 1712—78, eines Genfer Uhrmachers Sohn, der viel in der Welt herumzog, am meisten zu Paris, als Schriftsteller, sich aufhielt. Er ist ein wahres Genie, übrigens ein ganz anderer Mann als Voltaire. Hat dieser die damalige Gesellschaft mit all ihrer Überbildung geliebt und beherrscht, so wird sie von Rousseau aufs bitterste bekämpft. Zurück zur Natur, zur Einfachheit! ruft er, und seine Waffen sind ein zur Empfindsamkeit gesteigertes Gefühl, Naturschwärmerei und eine ungemein lebendige und rührende Beredsamkeit. Nie hat ein besserer Mensch gelebt als er, die Menschheit schuldet ihm Altäre. „Wer sich nicht für mich begeistert, der ist meiner nicht wert.“ Er schrieb einen Roman voll glühender Leidenschaft, „die neue Heloise“, der gleich verschlungen wurde. Da ist es die Ehe, die gegenüber der Herzensliebe völlig verschwindet. Rousseaus merkwürdigste Schriften sind aber sein „Emil“ und sein „Gesellschaftlicher Vertrag“.

Im Emil entwirft er 1762 die Grundsätze der menschlichen Erziehung. Sie laufen darauf hinaus, daß man nur auf die Natur achten, alles sie hindernde und störende entfernen und sie sich selbst entfalten lassen sollte, denn der Mensch ist von Natur ganz gut, und was also aus letzterer kommt, muß gut und edel sein. (Der diese Ansicht teilende deutsche Gelehrte G. Forster, welcher mit Cook (S. 722) eine Reise um die Welt gemacht, konnte darum auch an der Menschenfresserei der Neuseeländer, dieser noch unverdorbenen Naturkinder, nichts Unrechtes sehen.) Da die Natur alles selber lehrt und thut, was zum Gedeihen des Menschen gehört, so braucht man auch keine Hilfe von oben, keine Offenbarung, keine Kirche, kein Gebet. „Bis zum 18. Jahr erfährt das Kind nichts von Religion. Der Mensch, der denkt, ist ein verkommenes Tier! Kommt in die Wälder und werdet Menschen!“ — Im Gesellschaftlichen Vertrag tritt Rousseau mit seinem neuen Lichte auf das politische Feld über. Ursprünglich seien alle Menschen ganz frei und gleich neben einander gestanden; dann hätten sie sich aber durch einen Vertrag mit einander zu einer Volksgemeinde (einem Staate) zusammengestellt und hätten zum geordneten Zusammenleben ein gemeinsames Gesetz aufgestellt, dem sich der Einzelne mit etwelcher Aufopferung seiner freien Selbstbestimmung zu gunsten des Ganzen unterworfen habe. Dieses

Gesetz, wie es von der Volksgemeinde ausgegangen, könne natürlich von eben derselben nach Gutbefinden jederzeit geändert werden. Es ist befugt, jedem Bürger den Glauben vorzuschreiben und Widerspenstige zu töten. Wer noch sagt: außer der Kirche kein Heil! ist vom Staat ausgeschlossen. Mithin sei der Wille des Volks (volonté générale) der eigentliche Souverän, und jeder, der sich eine Stelle über dem Volk anmaße, sei ein Usurpator und Tyrann. Demnach sei auch nur die (demokratische) Republik die rechte Staatsform. Wenn aber auch das Volk einen König an die Spitze stelle, so sei er doch nur Beamter des Volks, das ihn nach Belieben wieder beseitigen könne und solle, wenn er seine Schuldigkeit nicht thue. — Man beachte, wie da jeder Fürst gänzlich in die Willkür seines Volkes gegeben ist, und wie, wenn die Mehrzahl von einem schlimmen Geist regiert wird, nicht nur der edelste Fürst davon gejagt werden kann, sondern auch der einzelne Bürger sich jeglicher Willkür und Gewaltthat ausgesetzt sieht, und wie, wenn einmal das Volk zu gleichen Teilen sich gegenübersteht, völlige Anarchie und jammervoller Bürgerkrieg eintreten muß. Wie grundfalsch ist auch in historischer Hinsicht diese Lehre! Aus der Familie ist der Staat herausgewachsen (S. 16); und Republiken sind erst aufgekommen, als die Monarchieen ins Verderben geraten waren. Und auch ein Wahlkönig hat seine Autorität nicht vom Volke, das sie ihm beliebig wieder nehmen könnte, sondern von Dem, der da spricht: Durch mich herrschen die Fürsten und alle Regenten auf Erden, Sprichw. 8, 16. — Weiter griff Rousseau auch den Besitz an. Er verflucht den, welcher zuerst ein Stück Land einschloß, und sagte: das gehört mir! Die Früchte, behauptet er, gehören allen, der Boden keinem 2c. Indessen fand Rousseaus Lehre außerordentlichen Beifall, zunächst bei dem Franzosenvolk, mit der Zeit auch weiterhin, wie die gepriesene Volkssouveränität noch in unzähligen deutschen Köpfen spuckt. Und so hat dieser Mensch einen Giftsamen ausgestreut, der in dem unglücklichen Frankreich die schauerlichsten Todesfrüchte bringen sollte. — Wohl sagt Rousseau manches Wahre von der „Freiheit und Gleichheit der Menschen", von den „Menschenrechten", ist auch so gefühlvoll, daß er von jeder Revolution abrät, wenn sie nur Ein Menschenleben kosten sollte; aber alles ist mit Trug verwoben. „Wenn eine Aristokratie aus lauter Weisen gebildet werden könnte, so wäre das die beste Staatsform." Eben dies, daß seine Bücher Licht und Finsternis, Heilsames und Heilloses trefflich unter einander mischen, macht sie um so verführerischer und verderblicher. Er schadete dem Christentum mehr als alle Spötter, indem er zeigte, wie man gefühlvoll von göttlichen Dingen reden könne, ohne Christ zu sein. — Rousseau gilt noch vielen für einen achtungswerten Menschen, Er, der um zeitlichen Vorteils willen katholisch und dann wieder reformiert wurde, Er, der seine fünf Kinder ins Findelhaus schickte ohne alle Zeichen der Wiedererkennung, Er, der an solcher Eitelkeit und Empfindlichkeit litt, daß er fast mit niemand sich vertragen konnte! Rousseau und Voltaire, diese zwei Weltheilande, welche „alle Menschen glückselig machen wollten durch ein Leben in Liebe und Eintracht", waren selbst bittere Feinde; Voltaire nennt Rousseau Erznarr und Bastard von des

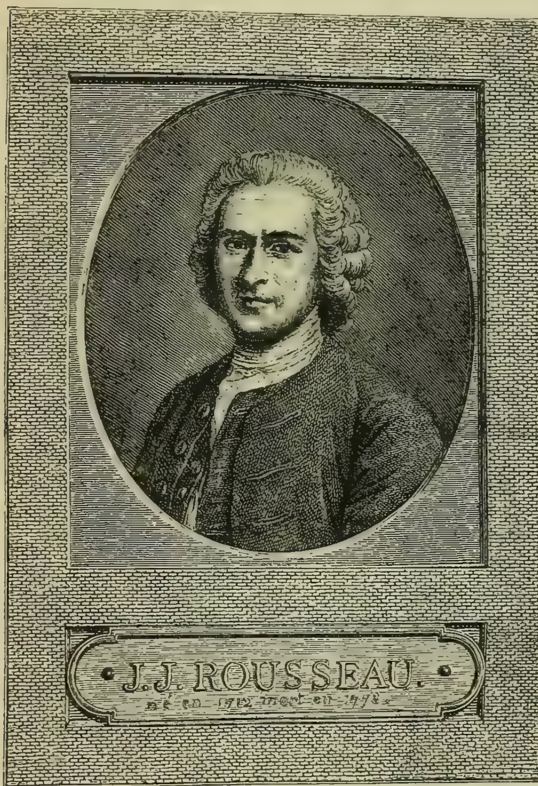


Fig. 328. J. J. Rousseau. (Nach dem Stich von St. Aubin.)

Diogenes Hund, Rousseau den Voltaire Hanswurst. Aber ihr Wirken ging doch vereint dahin, die menschliche Gesellschaft zu Grund zu richten.

Im Sinn und Geist dieser zwei Vorkämpfer redeten und schrieben: Ch. de Montesquieu, † 1755, ein Staatskünstler, der alles Bestehende kritisierte, die englische Verfassung empfahl und das Orakel der Liberalen wurde: Denis Diderot, † 1784, welcher wie ein zartes Lamm sich an die Seelen schmiegen und wie ein grimmiger Panther ihr Edelstes und Heiligstes zerfleischen konnte: C. H. Helvetius, † 1771, der den vollkommensten Materialismus in seinem Leben darstellte und mit seiner Feder als das Einzigrichtige nachzuweisen beflissen war: endlich J. d'Alembert, † 1783. Mit Letzterem gab Diderot 1751 eine „Encyklopädie" heraus, welche alle Wissenschaften umfassen sollte, worin sie die verschiedenen Kenntnisse dem gemeinen Manne verständlich zu machen, aber zugleich auch ihre antichristliche Weltanschauung zu verbreiten suchten.

Dieses Werk, bald verboten, bald wieder geduldet, je nachdem die Minister es fürchteten oder begünstigten, wurde ein Hauptsammelplatz für die Afterweisheit. Von ihm empfingen die neuern Sophisten den Namen „Encyklopädisten". Diese Zerstörer der Grundlagen aller menschlichen Wohlfahrt nannten sich selbst „Philanthropen" und glaubten am Ende auch, daß sie es seien. Ein Condorcet († 1794) schwärmte so für den unbegrenzten Fortschritt der Menschheit, daß er von ihm nicht nur Lebensverlängerung, sondern auch Todesabwehr erhoffte.

§ 2. Der deutsche Rationalismus.

Die französische Weisheit drang in breiten, reißenden Strömen auch in andere Länder und besonders in unser gutes Deutschland herein. „Aufklärung" ward auch hier unter den Gebildeten das Schlagwort der Zeit.

Thätig für sie waren vorzüglich: H. S. Reimarus († 1765), Professor zu Hamburg und Verfasser der „Wolfenbüttler Fragmente eines Ungenannten", die mit ihren derben Angriffen auf das Christentum gewaltiges Aufsehen erregten; — J. B. Basedow († 1790), Stifter des Philanthropins (Erziehungsanstalt in Dessau), ein flacher Mensch, der bei der Jugend „aufzuhellen" suchte; — Chr. Fr. Nikolai († 1811), Buchhändler zu Berlin, welcher in seiner „Allgemeinen deutschen Bibliothek" mit seinen Verbündeten unermüdlich und immer herber gegen die Offenbarung stritt; — Moses Mendelssohn († 1788), Handlungsdiener und Philosoph zu Berlin, ein Jude, der noch am zartesten mit dem Christentum umging. Leider müssen wir auch den hochbegabten Lessing (§ 12) unter den Gegnern des geoffenbarten Glaubens aufführen; er war es, der die Wolfenbüttler Fragmente veröffentlichte.

Bei den von Haus aus ernstern Deutschen schritt wohl die Aufklärung nicht gleich zum Atheismus und Materialismus vor. Mit geringen Ausnahmen blieb man noch, wie Friedrich II., bei einer Vernunftreligion, welche Gott, Tugend und Unsterblichkeit festhielt, jedoch des Spezifisch-Christlichen sich entschlug. Bis so weit waren aber gerade die Wächter des Heiligtums, die Theologen, der Aufklärung besonders zugänglich. Die strenge Orthodoxie und der reine Pietismus eines Spener und Franke hatten sich (um 1730) versöhnt und schön geeinigt. Da gab's vortreffliche Theologen mit eben so bibelfestem als lebenswarmem Glauben. Ich nenne nur Joh. Albr. Bengel, 1687—1752, Prälat in Württemberg, ein Mann von immenser Gelehrsamkeit, der doch nichts wußte als Christum und sein Wort, in das er so scharfe und tiefe Blicke that wie nur wenige (S. 670). — Nun aber geschah es, daß sich die Theologen in jämmerlicher Verblendung massenhaft der Vernunftreligion zuwendeten, wozu insonderheit auch die (Wolfische und Kantische § 12) Philosophie beitrug, welche einen sehr bedeutenden Einfluß auf die Theologie gewann. Sie nannten ihre vernünftige Denkweise Rationalismus. Den Vorgang machte dessen Vater Joh. S. Semler, 1725—91, Professor zu Halle.

Er brachte unter andrem die heillose Anbequemungslehre auf, als ob Christus sich hie und da den falschen Vorstellungen der Juden anbequemt, z. B. von einem Teufel geredet habe,

obwohl er gewußt, daß kein solcher existiere, um bei den Juden nicht anzustoßen. Die hl. Schrift wurde hinfort wie ein bloß menschliches Buch behandelt und im Grunde viel schlechter. Die liebe Vernunft, die doch aus sich selbst nichts rechtes über die höheren Dinge weiß, setzte sich breit auf den Richterstuhl, nahm das Wort des großen Gottes vor sich, zu besehen, was darin wahr und was falsch sei, und warf ein Stück ums andere als jüdischen Aberglauben, veralteten Irrtum &c. hinaus, bis eben das übrig blieb, was sie schon aus sich selbst zu wissen meinte. Semler ging nicht so weit als seine Nachtreter; aber er hatte einmal das reizende Exempel gegeben, er hatte das Heilige angetastet, die Hände anderer griffen viel rauher und schonungsloser zu, so daß er mit Bekümmernis über das Unheil, das er angerichtet, aus der Welt schied. Damals bestand schon die große Mehrzahl der Theologen aus Rationalisten, die alles, was über Vernunft und Natur ging, ins Reich der Märchen verlegten. Sie blickten mit Verachtung auf die Altgläubigen herab, daß wenige mehr wagten, sich orthodox zu nennen.

Dem Rationalismus gegenüber bildete sich der sog. Supranaturalismus. Eine Minderzahl der Theologen wollte doch nicht alles Christliche aufgeben; sie erkannten die Flachheit und Leerheit des Rationalismus und fühlten das Bedürfnis einer bessern Befriedigung für unsterbliche Seelen. Darum nahmen sie etwas Übernatürliches in der Religion an, ließen jedoch die Kirchenlehre als nicht völlig haltbar fahren und hielten sich an den Inhalt der hl. Schrift im allgemeinen, wobei sie freilich gar oft ihre eignen vom Zeitgeist schon getränkten Gedanken in die Bibel hineintrugen, so daß der Supranaturalismus häufig mit dem Rationalismus zusammenfloß. Unter diesen Supranaturalisten ist der Weimarische Generalsuperintendent Herder (§ 12) der berühmteste. Er bestritt mit Eifer den seichten Rationalismus und rationalisierte doch selbst genug. — Indessen fanden sich immer noch Einzelne, innerhalb und außerhalb der Theologenwelt, welche entschieden auf christlichem Boden standen, wenngleich auch an ihnen dies und jenes auszusetzen sein mag. Der geistvolle Pfarrer Lavater zu Zürich († 1801) wirkte eifrig zur Erhaltung und Aufrichtung des Reiches Christi, vornehmlich nach Deutschland herein. Ein braver Verteidiger des Offenbarungsglaubens ist ferner Matthias Claudius († 1815), ein Laie, welcher mehr in Volksweise, aber mit treffendstem Witze und tief gemütlich, den Unverstand der Neuerer bekämpfte. Auch der fromme Gellert zeugte redlich von seinem Heilande, dem er sterbend freudenreich seine Seele übergab, 1769. Und in Süddeutschland kämpften bedeutende Männer für die alte Wahrheit.



Fig. 329. Joh. Kaspar Lavater.

Allein solche Zeugnisse richteten im großen nicht viel aus. Der Unglaube lag in der Luft; aus der fiel er wie Mehltau herab, daß man sich schwer seiner erwehren konnte. Der herrliche Name „Aufklärung“ war zu mächtig; wer wollte gern ein „Finsterling“ sein? Die feinen Leute, Laien und Kleriker, nicht mehr. Die Neologie (Neulehre) erlangte unter den Gebildeten Deutschlands allgemeine Herrschaft. Das gemeine Volk wurde zwar anfangs weniger davon berührt; um Ärgernis zu verhüten, verhüllten denn doch die rationalistischen Geistlichen ihren Unglauben noch etwas in Redensarten; sie nannten den Herrn Jesum fleißig den weisesten Lehrer, das reinste Vorbild der Tugend, den Göttlichen, und „Gottes Sohn“ in ihrem Sinne, so daß das Volk von einer fremden Lehre nicht viel merkte und an seinem Katechismus nicht gerade irre ward. Dasselbe empfing wohl nichts für sein Seelenbedürfnis; die Pfarrer hielten Predigten, daß einen das arme Volk dauern konnte; da ihr geistlicher Lehrbereich sehr zusammengeschrumpft war, predigten sie dazwischen auch über Weltliches, z. B. an Sexagesimä: „über den besten Betrieb der Feldwirtschaft!“ Das Volk ging ohne Erbauung weg, aber daheim nahm es seine alten „Tröster“

zur Hand, die köstlichen Erbauungsbücher von Arnd, Müller, Scriver, Schmolke, Stark ꝛc. und stärkte sich im Christenglauben. Allein für die Dauer konnte doch die üble Folge nicht ausbleiben, daß auch beim gemeinen Manne vielseitig der Glauben untergraben ward. Da die Pfarrer an der Hauptsache, der Erlösung durch Christum, vorübergingen und immer nur das Gesetz, „eine gesunde Moral", predigten, und so, als ob es der Mensch aus eigener Kraft erfüllen könne, so mußte das Volk namentlich jenem unseligen Pelagianismus anheimfallen, an welchem es heute noch leidet. Die pelagianische Tugend ist aber immer nur ein äußerlich Wesen und leerer Schein; das in seinem Glauben erschütterte und Christo entfremdete Volk gab sich denn auch um so leichter den losen Sitten hin, welche die Franzosen, als sie selbst nach Deutschland herüberfluteten, mitbrachten.

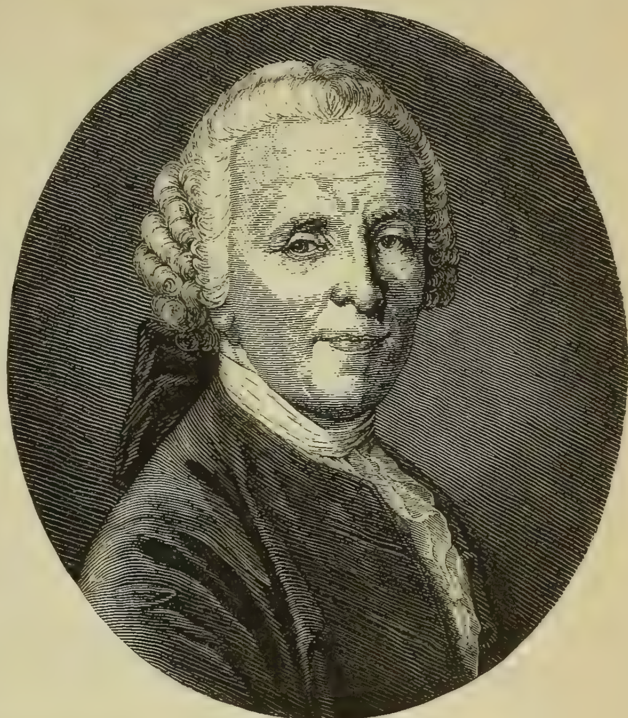


Fig. 330. Chr. Fürchtegott Gellert. (Nach dem Stich von Haid, 1775.)

§ 3. Die Freimaurer und Illuminaten.

Auch das katholische Deutschland blieb von der Neologie nicht verschont. Hier wurde sie vornehmlich durch den Freimaurerbund verbreitet, in welchen samt andern Glaubensgenossen Katholiken in Menge eintraten. Den Ursprung der Freimaurerei führen manche bis auf Salomos Tempelbau zurück; andere lassen sie aus den großen Verbindungen wirklicher Maurer (S. 392) hervorgehen. Aber erst 1717 gründeten freisinnige Freunde des Fortschritts in London eine höhere Bauhütte (Loge); was dann 1737 in Hamburg, 1740 in Berlin und 1754 in Frankreich ꝛc. nachgeahmt wurde. — Als den Hauptzweck der Freimaurerei bezeichnet das Konstitutionenbuch von 1723: einen Tempel der reinen Menschlichkeit aufzubauen, welcher Menschen von allen Völkern, Ständen und Glaubensbekenntnissen zu einer großen, in Lieb und Eintracht fest zusammenhaltenden Brüderschaft umschließen sollte. Weil die Mitglieder Arbeiter an diesem geistigen Bau sein sollen, führen sie den Namen „Maurer", („freie," weil aller Vorurteile ledig) und als Sinnbilder die Werkzeuge der gewöhnlichen Maurerei, Hammer, Kelle, Winkelmaß ꝛc. Zu solchem Bau braucht man Verständnis und sie rühmen sich des Besitzes einer hohen Weisheitslehre, die jedoch den Aufgenommenen erst nach und nach mitgeteilt wird. Verpflichtet wird der Maurer „als echter Noachit" nur „zu derjenigen Religion, in welcher alle Menschen übereinstimmen: zu jener ältesten, gute und treue Menschen, Männer von Ehre und Rechtschaffenheit zu sein und die allgemein anerkannten sittlichen Vernunftgesetze zu beobachten"; so wird die Maurerei „Einigungspunkt und Mittel, treue Freundschaft unter Menschen zu gründen, welche sonst sich stets ferne geblieben wären".

An diesem Bunde ist nun zuerst zu beanstanden, daß er mit seinem Licht so geheim thut; dann, daß er noch ein engerer sein will als der Christenbund; endlich, daß er sich gegen das Christentum gleichgültig verhält, ja es durch die Humanität ersetzen will. — Der Orden hat mehrere Grade; es giebt Lehrlinge, Gesellen, Meister, Stuhlmeister, Großmeister. Er hat viel Heimlichkeit in Zeichen, Bildern, seltsamen Sprüchen &c., die einen starken Nimbus um ihn ziehen. Friedrich II. ließ sich 1738 neugierig in ihn aufnehmen, lief schnell alle Grade durch und stützte ihn, äußerte aber doch: „Eine Religionssekte noch abgeschmackter als die andern!“ Der Bund hat aber sehr zahlreiche Teilnehmer (über 1 Mill.; die Hälfte in Nordamerika). Es treten ihm vornehmlich darum so viele bei, weil die Maurer einander kräftig unterstützen. In Frankreich haben sie angefangen, den Glauben an Gott und Unsterblichkeit aus der Loge zu streichen.

Ihre Spitze erreichte die deutsche Aufklärung in dem Illuminatenorden, welcher innerhalb der katholischen Kirche entstand. In ihm verband sich, wie in Frankreich, der Unglaube mit der Demokratie. Dieser Orden wurde zu Ingolstadt, wo seit Dr. Eck der dickste Papismus herrschte, 1776 vom Professor Weishaupt gestiftet. Von den Jesuiten mechanisch erzogen, war er am Glauben irre geworden, und da er die Maurerei eben in verwirrte Zustände geraten fand, suchte er die Jesuitenkunst zu verwirklichen, wie von seinem Zimmer aus die Welt zu beherrschen wäre. Er bezweckte eine Weltumwandlung religiöser und politischer Art; der Gottesglaube sollte vertilgt und der Mensch wieder in seine ursprüngliche Freiheit zurückversetzt, der Vernunft zur Herrschaft verholfen werden, wozu der Umsturz aller Throne gehörte.

Weishaupt sammelte sich insgeheim seine Jünger und zierte sie mit den Namen Perfektibilisten, „Illuminaten“ (Erleuchtete), dafür mußten sie ihm unbedingten Gehorsam schwören. Das Werk der Finsternis fand mehr Anhang, als man hätte denken sollen, auch unter Protestanten, unter welchen der Freiherr von Knigge, ein leichtfertiger Abenteurer, besonders thätig dafür arbeitete. Herder, Goethe und ihr Schutzherr in Weimar traten ein, nachdem die Verknüpfung mit der Loge dem Geheimbund einen sichern Schild gegeben. Ein Lieblingssatz lautete: „Man muß den letzten König am Darm des letzten Priesters aufhängen!“ Der satanische Bund wurde bald zersprengt: die bayrische Regierung schritt scharf gegen ihn ein, 1784. Mehrere Glieder wurden eingekerkert; andere, wie Weishaupt, flohen. Etliche begaben sich nach Frankreich, wo sie von Freimaurern mit offenen Armen empfangen, die Verhängnisse fördern halfen, welche über dieses unglückliche Land hereinbrechen sollten.

§ 4. Aufhebung des Jesuitenordens. Clemens XIV.

Wir haben bisher die Aufklärung zumeist von ihrer unheilbringenden Seite betrachtet. Aber unter Gottes Waltung sollte sie doch auch Nutzen schaffen: sie hat mit dem Christenglauben auch den römischen Aberglauben stark untergraben (S. 697) und insonderheit zum Sturze des Jesuitenordens das meiste beigetragen. Die über die ganze katholische Kirche ausgebreiteten Jesuiten hatten bis 1750 eine große Macht inne. Fast überall waren sie Beichtväter der Fürsten und Erzieher der Jugend, was ihnen eine bedeutende Einwirkung auf die Staatsregierung und ins Innere der Familien gestattete. Sie mischten sich in alles und strebten überall alles zu sein. Gab es unter ihnen auch bessere Seelen, in welchen ein reiner Eifer für das Wohl der Menschheit glühte, so waren sie doch im ganzen ein unheiliges Volk.

Um die sündenliebenden Menschenkinder, namentlich die Hohen und Reichen, zu gewinnen, hatten sie ein ordentliches System ausgedacht, wie man ohne Sünde sündigen könne. Da hieß es: Man darf einen falschen Eid schwören, wenn man sich dabei etwas denkt, wodurch das Gesagte seine Unwahrheit verliert, z. B.: „Ich schwöre, daß ich — Gedanke: gestern — dieses Verbrechen nicht begangen habe“ (reservatio mentalis); man kann einen Ehebruch begehen, ohne Ehebrecher zu werden, wenn man dabei nur nicht die Absicht hat, die Ehe zu brechen (non mala intentio); man darf irgend welche Ungerechtigkeit verüben, so es nur zu Gottes Ehre und namentlich zur Förderung der Kirche geschieht (bona intentio); denn „der Zweck heiligt die Mittel“. Wenn man ob solcher Lehren den Orden angriff, sagte er etwa, das sei die Meinung einzelner, aber

nicht die Lehre des Ordens selbst. Allein diese Schriften standen unter der Censur des Ordens, der sie frei passieren ließ und dadurch jedenfalls ihrer Unsittlichkeit sich mitschuldig machte. Die Moral der Jesuiten war ruchlos geworden, und wohl nicht rein erfunden sind die vielen gegen sie erhobenen Beschuldigungen von Mordthaten, für der Kirche Bestes verübt. Schon 1665 sah sich der Papst genötigt, 44 Sätze ihrer Moral zu verdammen, Innocenz XI. verdammte 1679 ihrer 65. Zugleich wurde der Orden ein so großartiges Handelsinstitut, daß Benedikt XIV. ihnen 1741 jedes Handelsgeschäft verbieten mußte.

Die Freidenker, welche vor allem die päpstliche Kirche, „die Mutter der Dummheit und Tyrannei“ vertilgen wollten, zogen darum gegen die Jesuiten als deren eifrigste Verteidiger in grimmigen Schriften zu Felde. Die Angegriffenen wehrten sich mit geistigen Waffen nur schwach: sie verfluchten ihre Feinde als Ketzer und riefen gegen dieselben den Arm der sonst so ergebenen Großen zu Hilfe. Aber siehe nun, die Aufklärung war nicht bloß in den Berliner Hof, sie war fast in alle Fürstenhöfe eingedrungen: insonderheit huldigten ihr viele mächtige Minister, welche in ihrem Lichte zu reformieren sich getrieben fühlten: so fanden Loyolas Jünger zu ihrem Erschrecken die gesuchte Hilfe des weltlichen Armes nicht mehr. Vielmehr drängten jene Minister ihren Einfluß immer weiter zurück und griffen ihnen zuletzt gar ans Leben: die Fürsten aber ließen das um so williger zu, da es dabei reiche Güter zu beerben gab. Und also wurde der Orden von der weltlichen Macht, die er sonst lenkte, selbst bekämpft und gestürzt. Zuerst in **Portugal**, das eben eine außerordentliche Heimsuchung erfuhr.

Es war am Allerheiligenfest, 1. Novbr. 1755, und die Bewohner **Lissabons** befanden sich großenteils in den Kirchen oder wallten in dieselben; da hörten sie unter ihren Füßen einen Donnerwagen hinrollen. Schon zuckte auch und bebte die Erde. Die Leute stürzten aus Kirchen und Häusern auf die Straßen und ins Freie; aber das Verhängnis übereilte die Meisten. Das ganze Ereignis dauerte 10 Minuten. Während derselben war die Erde in beständigen Schwingungen; dazwischen erfolgten drei harte Stöße, und die ganze herrliche Stadt lag in Trümmern oder war versunken! Zu gleicher Zeit wälzte sich der Tajo vom Meere in berghohen Wogen herein; ein Sturm trieb den Schutt und Staub der eingestürzten Häuserreihen in die Luft, daß schwarze Nacht wurde; plötzlich brachen aus den Trümmern Flammen hervor, die 4 Tage lang im Ruinenhaufen wüteten, so daß alle Elemente, Feuer, Wasser, Luft und Erde, beim Untergang dieser Stadt geschäftig waren. Dazu raubten und mordeten Verbrecher. Das Erdbeben wurde weithin durch Europa, Afrika und selbst Asien verspürt und ging unter dem Ozean nach Amerika hinüber. Aber seine Zerstörungswut ließ es an Lissabon aus. Dabei büßten 30000 Menschen ihr Leben ein. Der Schaden an Gut belief sich auf 570 Mill. Thaler. Es war wohl ein Gottesgericht über die Stadt; denn die Schätze aus den brasilianischen Gold- und Diamantgruben waren zur Eitelkeit und Fleischeslust schnöde verwendet worden. So versank der königliche Palast mit seinen überreichen Kostbarkeiten völlig in die Erde. Das erste Hauptgebäude aber, welches zusammenfiel, war das Inquisitionsgericht; ihm folgte das prachtvolle Jesuitenkollegium und begrub alle seine Bewohner, als ob der Herr den bevorstehenden Untergang des gewissenlosen Ordens andeuten wollte.

Der König, welcher, mit seiner Familie eben abwesend, dem Erdbeben entging, **Joseph Emanuel** (1750—77), aus dem Hause **Braganza**, das mit 1641 den portugiesischen Thron bestiegen, war ein schwacher Mann, für den sein kraftvoller Minister **Pombal** vollmächtig waltete. Der that Unglaubliches für die Hebung des tief herabgekommenen Volks, für seine Lösung vom englischen Handelsbann: auch für die Kolonieen, besonders Brasilien. Hier hob er 1775 die Sklaverei auf, nur wurde das Gesetz nicht ausgeführt. Neuen Geist konnte er nicht einhauchen, denn er war Voltaire zugethan, und also weniger stark in Liebe und Wahrheit, als im Jesuitenhaß. Hatten sie doch das von Spanien 1750 abgetretene Paraguay jahrelang mit den Waffen verteidigt und Aufstände veranstaltet. Darum schritt er schon vor Lissabons Zerstörung gegen die Macht des Ordens beschränkend ein: er nahm ihm die Censur der Presse und die Aufsicht über den Unterricht, verbot der Inqui-

sition die Hinrichtung. Kaum hatte man sich dann von dem furchtbaren Ereignis erholt, kaum stieg Lissabon durch Pombals energischen Betrieb herrlicher aus den Ruinen empor, so setzte dieser seine Bestrebungen gegen die Verhaßten fort: er entfernte 1757 alle jesuitischen Beichtväter vom Hofe und bewirkte 1758 mittelst einer Visitation des Ordens durch einen ihm ergebenen Kardinal, daß demselben das Beichthören und Predigen in den meisten Sprengeln verboten ward. Nun fuhr der König nachts von einem Feste heim, da schossen drei Männer auf seinen Wagen und verwundeten ihn am Arme. Bei der strengen Untersuchung dieses Attentats wurde der Herzog von Aveiro schuldig befunden, der mit den Jesuiten in genauester Verbindung stand; erweisen konnte man die Mitschuld der letztern nicht. Aber ihre stete Gemeinschaft mit dem Herzoge und die Aussagen eines Gefolterten genügten dem Minister, sie für schuldig zu erklären und durch einen königlichen Befehl, 3. Sept. 1759, den Orden für ganz Portugal aufzuheben. Eine Anzahl der Glieder wurde im Gefängnis hingerichtet, eine andere blieb darin schmachten; die übrigen transportierte man nach Italien. Ihre Güter fielen der Staatskasse zu. Pombal reformierte sodann das gesamte Unterrichtswesen.

Fünf Jahre später wurde der Orden auch in **Frankreich** verpönt. Dort am Herde der Aufklärung hatte er ohnehin den härtesten Stand. Die Encyklopädisten waren längst bemüht, ihn durch beredte Schilderung seiner ungemessenen Herrschsucht, seiner sittenvergiftenden Moral 2c. schlecht zu machen. Nun trug sich's zu, 3. Jan. 1757, daß ein **Damiens** dem Könige, als er eben ausfahren wollte, ein Messer in die Seite stieß, ohne ihn tödlich zu verwunden. Dieser Damiens, früher ein wüster Mensch, dann vom aufgewachten Gewissen gefoltert, wollte durch die Ermordung des Landverderbers sich ein sonderliches Verdienst zur Tilgung seiner Sündenschuld erwerben. Er wurde nach entsetzlicher Quälung so hingerichtet, daß ihn vier Pferde auseinander rissen. Seine That stand mit den Jesuiten in keiner andern Verbindung, als daß er Bedienter in ihrem Kollegium gewesen war und ihre Predigten über die Lasterhaftigkeit des Hofes gehört hatte. Gleichwohl munkelte man, sie hätten ihn dazu angestiftet. Die Mätresse Pompadour und der „freisinnige" Minister Choiseul bestrebten sich, dem Könige diesen Verdacht beizubringen, man suchte alles hervor, alte und neue Geschichten, wahre und falsche Gerüchte, um die Jesuiten als die gefährlichsten der Menschen, als eitel Königsmörder darzustellen. Die Kunde von Portugal herüber mußte das bestätigen. Die allgemeine Stimmung richtete sich so gegen sie, daß sie fallen mußten.

Insonderheit waren die **Parlamente** (hohe Gerichtshöfe) gegen die Jesuiten gestimmt, da in ihnen neben Freigeistern auch noch Anhänger des Jansenismus (S. 624) saßen, den der Orden weiland so grimmig verfolgt hatte. Die nächste Veranlassung zu dessen Sturze gab folgendes. Ein Jesuit **Lavalette**, welcher auf der Insel Martinique ein großes Handelsgeschäft betrieb, machte 1756 Bankerott, wobei viele französische Häuser in Verlust kamen. Diese verlangten nun Entschädigung von dem Orden und wendeten sich deshalb an den Provinzial zu Paris. Da derselbe sie abwies, klagten sie beim Pariser Parlamente. Vor diesem behauptete der Provinzial, „der Orden könne nicht einstehen, weil er seinen Gliedern verbiete, Handelsgeschäfte zu treiben". Hierauf begehrte das Parlament Vorlage der Ordensstatuten. Nach Einsicht derselben urteilte es, 1761, „da der Orden jedes seiner Mitglieder zu unbedingtem Gehorsam verpflichte, so sei er auch für jedes derselben haftbar". Jetzt zahlte der Orden; und bald sollte ihm noch fühlbarer werden, daß ihn diesmal seine sonstige Klugheit verlassen. Das Parlament hatte nämlich in seinen Statuten auch dem Staatswohl schädliche Grundsätze gefunden, wie den Gehorsam, den der General in Rom fordert, und sprach sich für Abschaffung des Ordens aus; die meisten Parlamente stimmten bei. Eine Prüfungskommission von 40 Bischöfen, welche der von den Bedrängten angeflehte König niedersetzte, erklärte sich zwar für Beibehaltung desselben, beantragte aber doch eine teilweise Änderung der Statuten zu ihrer besseren Übereinstimmung mit den Staatsgesetzen. Unter dieser Bedingung wollte der König die Jesuiten fortbestehen lassen.

Allein ihr Oberster zu Rom, der General Ricci schrieb: Sint, ut sunt, aut non sint! „Sie sollen bleiben wie sie sind, oder aufhören!" Das verdroß den König; Choiseul und die Pompadour eiferten immer wider sie; verstimmt und müde erließ er endlich, Nov. 1764, ein Edikt, durch welches der Orden in ganz Frankreich aufgehoben ward. Auch hier zog man sein Besitztum zu Gunsten des Staates ein; doch durften die Glieder als Privatpersonen im Lande bleiben.

Dann traf der Schlag Loyolas Jünger im bigotten Spanien. Auch hier waren die höhern Kreise von den neuen Ideen nicht unberührt geblieben. Wegen allerlei Neuerungen der Regierung im Handelswesen und in der Volkssitte brach 1766 ein Aufstand aus. Der „aufgeklärte" Minister Aranda beredete Karl III., daß die Jesuiten das Volk aufgewiegelt hätten und selbst gegen seine Person gefährliche Anschläge schmiedeten. Da vernichtete der erschreckte König durch ein Dekret, 2. April 1767, den Orden auch im spanischen Reiche. Die Güter desselben zog er an sich, seine 6000 Glieder verjagte er aus allen seinen Gebieten; viele kamen im Elend um. Ein gleiches Schicksal erlitten die Gefürchteten in Neapel, wo für den minderjährigen Ferdinand, Karls III. Sohn, der freisinnige Tanucci regierte. Hier wurden sie in der Nacht des 3. Nov. 1767 in ihren Kollegien überfallen, gepackt und über die Grenze geschafft. Ebenso in Parma 1768.

Was sagte denn aber der Papst zu solchem Thun katholischer Regierungen? Damals saß Clemens XIII. (1758—69) auf dem römischen Stuhle, ein Mann nach dem Bilde Gregors VII., auf Wiederherstellung der römischen Weltherrschaft bedacht. Er entsetzte sich über die allseitigen Angriffe auf seine „Lieben und Getreuen" und war heiß bemüht, sie abzuwehren; mit aller Gewalt wollte er diese „Janitscharen des hl. Stuhles" (wie sie ein früherer Papst geheißen) in ungehemmter Wirksamkeit erhalten. Gegen Parma allein donnerte er. Doch umsonst; der Zeitstrom war zu mächtig und die Macht der Kurie über die Großen zu schwach geworden. Ja der Papst mußte es erleben, daß eines Tages die Gesandten aller Bourbonischen Höfe ihn mit dem Begehren um gänzliche Aufhebung des Jesuitenordens anliefen, Avignon und Benevent besetzten und Heere gegen ihn sandten. Das war zu viel für ihn, er starb am Schlagfluß. Ihm folgte Clemens XIV., 19. Mai 1769. Ein wunderseltsamer Papst! wie Alexander VI. (S. 458) der Nichtswürdigste war, so war er der Edelste von allen, die je die Tiare trugen.



Fig. 331. Clemens XIV. (Ganganelli.)

Der Bauernsohn Lor. Ganganelli hatte viel studiert, aber den Plato lieber als den Aristoteles, die Kirchenväter lieber als die Scholastiker, und von einem Cyprian, Athanasius, Augustinus sich zur Quelle aller Weisheit, zur heil. Schrift, leiten lassen. In diese hat er sich mit Ehrfurcht eingesenkt und eine lichte Erkenntnis der Heilswahrheit empfangen, auch ein stillfreudiges Leben in Gott, und ein inniges Verlangen, ihm durch Wohlthun an den Menschen zu dienen. Statt Herrschsucht und Verfolgungseifer wohnte Demut, Sanftmut, Friede und Liebe in

seiner Seele. Er war an Wissenschaft, Geist und Adel der Gesinnung über all seinen Klerus weit erhaben. Freilich, zu einem Versuch, die römische Kirche von innen heraus umzugestalten, war er zu zarten Wesens. Doch that er viel zur Besserung seiner Kirche, beschränkte z. E. die Abgaben an seinen Stuhl und die Einkünfte der Prälaten, weil reiches zeitliches Gut dem vorbildlichen Leben, das ihnen obliege, nur gefährlich sei. Am Gründonnerstag 1770 unterließ er die Verlesung der Ketzerbulle In coena domini (von 1363). Friedliebend und bescheiden schrieb er an die Höfe, die sein Vorgänger beleidigt hatte, daß sie bald gewonnen wurden.

Nachdem er die Sache der Jesuiten durch eine Kommission von Kardinälen hatte untersuchen lassen, sprach er in der Bulle Dominus ac redemptor noster 21. Juli 1773 feierlich die Aufhebung des Jesuitenordens in allen Ländern aus: „wegen der Übergriffe des Ordens in weltliche Dinge, gegen welche alle Gebote der Päpste vergeblich gewesen." So zerstörte ein Papst selbst das vornehmste Institut zur Aufrechterhaltung des Papsttums (es waren 22 500 Mitglieder in 24 Provinzen).

Man kann sich denken, welch ungeheure Sensation das in aller Welt machte. Die katholischen Regenten alle nahmen die Bulle begierig an und das Besitztum des Ordens als herrenloses Gut vergnügt zu sich. Maria Theresia freilich erst, nachdem man ihr die Liste der Sünden, die sie an Ostern gebeichtet, aus Madrid zugesandt hatte. Nur zwei Potentaten verboten die Bekanntmachung dieser Bulle in ihren Staaten, die griechische Katharina II. von Rußland, welche die Jesuiten zur Befestigung ihrer Herrschaft in Polen brauchte und sie einen Vikar in Polozk wählen ließ, der sich bald General nannte, und der protestantische König von Preußen, der sie für den Unterricht der Schlesier nützlich fand. Bald darnach erkrankte Clemens an einem Unterleibsleiden, an dem er 21. Sept. 1774 starb. Die Exjesuiten riefen: „Gottes Rache!" ihre Gegner: „jesuitisches Gift!" was nicht zu erweisen ist.

§ 5. Joseph II. Die Emser Punktation.

Wie nun die Hauptverteidiger des römischen Kirchenwesens aus dem Wege geräumt waren, so rückte diesem ein deutscher Fürst zu Leibe, ein Fürst, welcher zwar der Aufklärung huldigte, aber, wie freisinnig immer, doch kein Freigeist war. Es ist der älteste Sohn Maria Theresias, der jung auf den deutschen Thron erhobene Joseph II. (1765—90). Er war von schöner Gestalt, mit blauen, seelenvollen Augen und einem Gesicht voll Ausdruck und Leben; ein sehr lebhafter, wenn auch nicht hochbegabter Geist, der sich um alles interessierte und alles wissen wollte. Sein Wesen war freimütig, heiter, liebenswürdig; er hielt die einfachste Lebensweise ein. Auf seinen Reisen durch Frankreich, Holland und Italien begleiteten ihn nur wenige Diener; alle Festlichkeiten verbat er sich, denn er reise lediglich um zu lernen. Er sammelte sich viele Kenntnisse; doch hinderte ihn seine Lebhaftigkeit, in die Gegenstände tiefer einzudringen. Aber sein Herz glühte für die neuen Ideen der Volksbeglückung. Als Ideal eines Herrschers stand Friedrich II. vor ihm. Er stattete diesem 1769 zu Neisse einen Besuch ab, den ihm Friedrich 1770 in Mähren erwiderte.

Josephs Verehrung des Preußenkönigs mehrte sich und dieser lernte den jungen Kaiser aufrichtig schätzen. Sie knüpften auch Bande inniger Freundschaft; Friedrich sprach: „Ich sehe diesen Tag für den glücklichsten meines Lebens an!" Joseph: „Für Österreich giebt es kein Schlesien mehr!" Und beide: „Wenn wir deutschen Mächte zusammenhalten, wer will uns widerstehen?" Allein wie's eben bei der Freundschaft hoher Potentaten so häufig geht, auch die ihrige wurde bald kühler und kam weiterhin zum offenen Bruch.

Der feuereifrige Kaiser nahm allerlei zur Wohlfahrt des Reiches vor; aber „seine Thätigkeit erlahmte bald an der Teilnahmslosigkeit und dem Widerstande der Fürsten". So mußte er seinen heißen Schaffenstrieb noch manches Jahr in sich zurückhalten; denn seine Mutter ließ ihn an der Regierung ihrer Erbstaaten, so lange sie sich kräftig fühlte, nur geringen Anteil nehmen; bloß die auswärtigen Geschäfte überließ sie bei vorgerücktem Alter dem Sohne und ihrem Kaunitz, welcher sich ganz

in jenen schickte. Erst als Joseph, 1780, die Alleinherrschaft antrat, begann seine rechte Wirksamkeit. Er wollte nun seine große Monarchie in allen Teilen umschaffen, einheitlich gestalten. Diesem Berufe gab er sich gänzlich hin; ihm opferte er selbst sein Vermögen, viele Millionen, und alle seine Kräfte.

Er arbeitete vom Morgen bis in die Nacht; alle Beschwerden, Bitten und Anträge ließ er an sich selbst kommen. Den ganzen Tag über war der Gang vor seinem Kabinet mit Leuten jeden Standes angefüllt; er ging von Zeit zu Zeit hinaus und nahm ihre Schriften selbst in Empfang oder führte die, welche mündlich vorbringen wollten, ins Zimmer. Handkuß und Kniebeugung wurden verboten. Auf die Beamten hatte er ein waches, strenges Auge, was besonders not that; jeglicher Unterschleif, jegliche Ungerechtigkeit wurde scharf gerügt. Er wollte raschen Gang des Gerichtswesens und unparteiische Gerechtigkeit nach jeder Seite hin; kein Ansehen schützte vor verdienter Strafe. Grafen mußten am Pranger stehen, die Straße kehren 2c. Mit dem Ernst ging Milde Hand in Hand; die Todesstrafe verschwand aus dem Strafgesetz. In seinen Staaten traten Wohlthätigkeitsanstalten aller Art hervor. Er hob 1781 die schmähliche Leibeigenschaft auf, suchte auch sonst das Los der gedrückten Bauern zu verbessern, indem er die Frohnden beschränkte und einen beträchtlichen Teil der Steuerlast auf die Gutsherren übertrug; einmal pflügte und mähte er auch selbst. Er bestrebte sich, das Fabrikwesen zu beleben, daher er selbst nur inländische Fabrikate gebrauchte, und den Handel zu erweitern, zu welchem Ende er auswärtige Handelsniederlassungen, bis in China, gründete. Zu freierem geistigem Verkehr milderte er die Censur. Alles aber in unsteter Weise, so daß er gleichsam auf der Reise regierte, seine Entwürfe auch bald wieder fallen ließ und durch neue ersetzte. König Fritz bedauerte, daß sein Bruder immer den zweiten Schritt mache, ehe er den ersten vollende.

Schon 1781 erließ er das preiswürdige Toleranz-Edikt, welches Lutheranern, Reformierten und Griechen in allen seinen Landen freie Übung des Gottesdienstes, den Bau von Bethäusern (doch ohne Turm und Glocken), den Erwerb aller bürgerlichen Rechte und den Zutritt zu allen Ämtern gestattete. Etwa 270000 Evangelische fanden sich doch vor. Auch den Juden wurden Rechte zuerkannt. Die Deisten aber nahm er von der Duldung aus; „sie verdienten, daß man jedem 25 Stockprügel aufzählte.“ Mit Leuten wie Voltaire mochte er nichts zu schaffen haben. — Indessen war seine Freisinnigkeit groß genug, an seine eigene verderbte Kirche die Hand zu legen und gewaltig an ihr zu reformieren. Er hob in seinen mit Klöstern überfüllten Staaten ohne weiteres solche auf, deren Insassen sich nicht mit nützlicher Thätigkeit, Unterricht, Krankenpflege 2c. beschäftigten, sondern „ein beschauliches Leben“ führten, d. i. meist dem Fleische lebten. Mit den Gütern stiftete er Pfarreien, Schulen und Anstalten der Wohlthätigkeit.

Die 1324 Klöster, welche er bestehen ließ, durften nicht mehr mit auswärtigen Ordensobern in Verbindung stehen: sie wurden unter die Aufsicht der Bischöfe gestellt. Päpstliche Bullen durften nicht mehr frei verkündigt werden; alle Geldsendungen nach Rom wurden verboten. Er stellte die Wallfahrten, bei denen so viel Unfug mit unterläuft, die pomphaften Prozessionen, Seitenaltäre, Reliquien 2c. ab, gestattete Ehescheidung und Wiederverheiratung. Er führte beim Gottesdienst deutsche Lieder ein; erlaubte die Übersetzung der hl. Schrift in die Landessprache 2c.

Pius VI., ein Freund der Exjesuiten, blickte mit Schrecken und Herzeleid auf diese Masse Neuerungen, deren Gefährlichkeit für den Bestand der alten Kirche zu Tage lag; und da er durch ernstlichste Briefe und dringendste Vorstellungen seiner Legaten des Kaisers Reformeifer nicht zu bezähmen vermochte, so entschloß sich der Altersschwache zu dem unerhörten Schritte, selbst nach Wien zu gehen, um durch den Zauber seiner Würde den Kaiser auf andere Gedanken zu bringen. Pius erschien zu Wien März 1782. Von nah und fern drängte man sich heran, den apostolischen Segen zu empfahen, den er täglich vom Balkon der Hofburg aus der unten knieenden Menge erteilte. Nun, auch der Kaiser erwies ihm viel Höflichkeit und Ehrerbietung; nur ging er auf kirchliche Verhandlungen gar nicht ein und ließ alle päpstliche Beredsamkeit kalt an sich abgleiten. Auch auf die Großen konnte Pius wenig einwirken, da

niemand ohne kaiserliche Erlaubnis mit ihm sprechen durfte. Kaunitz wartete ihm nicht auf, sondern empfing ihn als Gleichen.

Joseph hielt ihn gleichsam in Gefangenschaft. Nach vier Wochen vergeblicher Bemühung kehrte der Papst gedemütigt heim. Der Kaiser gab ihm ehrendes Geleite bis Mariabronn. Vor dem Abschiede beteten sie noch mit einander in der Klosterkirche; abends hob Joseph das Kloster auf zum Ausdrucke, wie wenig der Papst ihn umgestimmt habe. — Es trat nun eine Spannung zwischen dem geistlichen und weltlichen Oberherrn ein. Der Papst wollte den Erzbischof von Mailand, welchen Joseph als Landesherr eingesetzt, nicht anerkennen. Plötzlich erschien der Kaiser in Rom, 1783; die Römer umjauchzten ihn und riefen immer: „Es lebe unser Kaiser!" Der Papst konnte ihn nicht einsperren; seine Anwesenheit übte einen Druck auf ihn selbst aus und er bestätigte den Mailänder Erzbischof. Ihm bangte, der Kaiser werde die Kirchen seiner 36 Bischöfe vom hl. Stuhle trennen! Und allerdings trug sich Joseph mit diesem Gedanken.



Fig. 332. Joseph II. (Nach dem Stich von J. F. Bause.)

Nun entzog Joseph den Nuntien ihre bisher behaupteten Rechte und teilte sie seinen Landesbischöfen zu. Und siehe, die angesehensten Kirchenhäupter, aufgebracht über die Anmaßungen jener Nuntien in ihren Kreisen, boten seinem Plane die Hand. Die Kurfürsten von Mainz, Köln und Trier und der hochangesehene Erzbischof von Salzburg hielten 1786 einen Kongreß zu Ems, auf welchem sie den Versuch machten, der Kirche Deutschlands eine von Rom unabhängigere Stellung zu verschaffen, ja gar eine eigene deutsche Nationalkirche aufzurichten. Allein die Beschlüsse des Kongresses, Emser Punktation genannt, denen sich der Papst begreiflich entgegenstemmte, fanden bei den übrigen deutschen Bischöfen, sowie bei den weltlichen Fürsten keine genügende Unterstützung, auch mißtraute Joseph den Freiheitsgelüsten seiner Kirchenfürsten. Dennoch bleibt's eine beachtenswerte Erscheinung, dieses Zucken in der katholischen Kirche, sich von welscher Tyrannei loszumachen.

Leider aber litt dieser löbliche Beherrscher eines so umfangreichen Gebietes an einer starken Begierde, es noch zu vergrößern, zu deren Befriedigung der Edle offenbarer Ungerechtigkeit verfallen konnte. So beteiligte er sich schon 1772 als Besorger der auswärtigen Angelegenheiten für die alternde Mutter an der Beraubung Polens (§ 7). Darnach gelüstete ihn nach dem Erwerb des angrenzenden Bayerns, das er mit List und Gewalt seinen rechtmäßigen Eignern zu entreißen suchte. Es gab zwei Wittelsbachische Linien, die bayrische und die pfälzische, zwischen welchen ein Erbvertrag bestand. In Bayern herrschte damals Max Joseph III., ein Sohn Kaiser Karls VI., kinderlos, der letzte der bayrischen Wittelsbacher. Die Pfalz besaß Kurfürst Karl Theodor, welcher erbfähige Seitenverwandte hatte. Der bayrische

Kurfürst starb 1777 unverhofft an den Blattern und seine sämtlichen Lande fielen rechtmäßig an Karl Theodor. Da trat aber Joseph mit alten, längst von Habsburg aufgegebenen Ansprüchen auf Niederbayern hervor, und siehe, er wußte den schwachen Pfälzer dahin zu stimmen, daß er es an Österreich abtrat. Allein damit war der nächste Erbe, Herzog Karl von Zweibrücken, dessen Vater 1746 katholisch geworden war, nicht zufrieden, so wenig als das bayrische Volk, und Friedrich II. sagte ihm seine Hilfe zu, rüstete und ließ marschieren. So ereignete sich der bayrische Erbfolgekrieg, 1778. Aber ernstlich wurde von keiner Seite gekämpft; es war nur ein „Kartoffelkrieg“, weil die Soldaten nicht ihre Feinde, sondern reifende Kartoffeln aufspeisten. Friedrich war nicht mehr der alte, die Gicht hatte seine Kraft gebrochen: doch war sein Heer überlegen und hinter ihm stand Rußland. Bald unterhandelte die ängstliche Maria Theresia, hinter dem Rücken ihres Sohnes, mit „dem bösen Manne, dem Unmenschen“. Joseph fügte sich, und so wurde 13. Mai 1779 der Friede von Teschen geschlossen: Österreich gab Niederbayern an Wittelsbach zurück mit Ausnahme des Innviertels.

Joseph war sehr verstimmt, die Mutter dagegen hoch erfreut und ordentlich dankbar gegen ihren alten Feind. Sie äußerte: „Ich habe keine Vorliebe für Friedrich, aber ich muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er edel gehandelt hat. Er hat mir versprochen, den Frieden auf billige Bedingungen zu machen, und er hat Wort gehalten.“

Josephs Begier nach dem Nachbarlande regte sich immer wieder. 1785 unterhandelte er abermals mit Karl Theodor, jetzt um das ganze Bayern nebst der Oberpfalz; er bot ihm dafür die Niederlande unter dem Titel eines Königsreichs Burgund mit 3 Millionen Gulden. Mit dem Glanze dieses Titels und Geldes suchte er den Schwachkopf zu blenden; und Karl Theodor zeigte sich bereit, den Tausch einzugehen, wozu auch Rußland ernstlich riet. Allein Bayerns Erben riefen wiederum das Einschreiten des Preußen an. Dieser trat sogleich dem Handel kräftigst entgegen: er brachte nicht nur Rußland und Frankreich von ihrer Zustimmung zurück, sondern bewirkte auch die Stiftung des Fürstenbundes, 23. Juli 1785, in welchem erst Sachsen und Hannover, dann die bedeutenderen weltlichen und geistlichen Reichsfürsten sich zu dem Zwecke vereinigten, „den Bestand des Deutschen Reiches unverletzt und die Familien- und Erbverträge der fürstlichen Häuser aufrecht zu erhalten.“ Der Kaiser, der auch immer darnach trachtete, die hohen geistlichen Stifter für seine Familie zu erwerben, mußte von seinem Gelüste abstehen: Preußen hatte zum andernmale Wittelsbachs Erbe gerettet. Es war Friedrichs letzte That.

Vielleicht konnte sich Joseph über vereitelte Hoffnungen nach außen an dem schönen Fortgang seiner Wirksamkeit im Innern trösten? O nein! Gerade hier mußte er das Unangenehmste erfahren. So redlich er es meinte, Joseph verfuhr bei seiner Staatsverbesserung zu hastig, ohne Berücksichtigung des achtbaren Herkommens und der Nationalität seiner Völker; er überstürzte alles. Darum rief er mit seinen Maßnahmen viel Verdruß und Widerspruch hervor. Seiner guten Absicht sich bewußt, machte er nur desto emsiger fort; eine Reform drängte die andere und fast jede bewirkte neues Mißbehagen. Dazu kam, daß die bigotte Menge über seine kühnen kirchlichen Reformen tiefen Unmut empfand, welcher vom Klerus mit maßloser Übertreibung der Gefahr für den Glauben genährt ward.

Den stärksten Unwillen erregte Joseph in den Ländern, welche je und je am schwierigsten zu regieren waren, in Ungarn und den Niederlanden, die er gerade am rücksichtslosesten behandelte. In Ungarn ließ er sich gar nicht krönen, ein „Majestätsverbrechen!“ und die Krone des heiligen Stephanus schaffte er 1785 nach Wien, „ein Tempelraub!“ Hatte seine Mutter nur langsam germanisiert, so befahl er allen Beamten, statt des Latein sich des Deutschen zu bedienen; er hob die Privilegien der Stände auf; er vernichtete die ganze ungarische Verfassung. Alle Protestationen des Adels blieben erfolglos, worüber derselbe ingrimmig zürnte, am meisten

freilich darüber, daß er zur Erleichterung des Volkes nun auch Steuern zahlen mußte. — Bei seinen Niederländern verstieß er noch durch Besonderes. Gegen Frankreich hin standen Festungen zum Schutze der gesamten Niederlande, in welchen die Holländer das Mitbesatzungsrecht hatten. Joseph, mit dem französischen Könige verschwägert, hielt die Grenze für sicher, zwang die Holländer, ihre Soldaten aus den Festungen zurückzuziehen, und schleifte sie dann. So waren seine eigenen Unterthanen samt jenen für die Zukunft ohne Bollwerk gegen den gefährlichen Nachbar. Ferner: Die Holländer hatten seit dem Westfälischen Frieden die Scheldesperre, d. i. das Recht, keine fremden Schiffe durch die Schelde aus- und einlaufen zu lassen. Dadurch war Antwerpen fast ganz um seinen Handel gekommen. Joseph bestritt den Holländern dieses Recht und forderte die Öffnung der Schelde mit Kriegsdrohung, trat dann aber, weil Frankreich 1785 Einsprache that, gegen eine Zahlung von 10 Mill. Gulden zurück, was den Belgiern zur Klage Anlaß gab, „der Landesvater habe ihren Vorteil verkauft.“ Gar widerwärtig aber wurde er ihnen, als sie erfuhren, daß er „seine lieben Kinder“ um Bayern habe vertauschen wollen. Und nun dazu seine tief eingreifenden Änderungen in allen Zweigen der Verwaltung, seine Mißachtung ihrer alten Rechte und seine gewaltsame Kirchenreformation! Da hatte die Geistlichkeit mit dem Geschrei, der Kaiser wolle das Christentum umstürzen, bald das Volk entflammt. Hier erreichte der Haß gegen ihn den höchsten Grad; die Sache reifte 1789 zum Aufstand.

Wie schmerzlich blickte Joseph auf solche Früchte seines wohlgemeinten Wirkens hin! Weil Rußland ihn um Bayern gebracht, hatte er mit der russischen Kaiserin, Mai 1781, ein enges Bündnis (im Grunde gegen Türken und Preußen) abgeschlossen. Jetzt ließ er sich in einen gemeinschaftlichen Krieg gegen die Osmanen ein, sie aus Europa zu vertreiben. Stanislaus von Polen schloß sich an. Joseph ließ 1788 seine ganze Streitmacht, 280000 Mann, ausrücken und das Hauptcorps führte er selbst. Allein sein Heer geriet durch Seuchen in eine schlimme Lage, so daß er die gehofften Lorbeeren nicht erringen konnte. Voll Unmut und kranken Leibes verließ er das Heer und kehrte nach Wien zurück; zwar wurde Belgrad erobert, aber Preußen Jan. 1790 zu einem Bündnis mit den Türken gereizt. — Daheim erwartete ihn keine Erholung. Der ungarische Adel drang aufs heftigste in ihn, seine Verordnungen zurückzunehmen, und das Volk, dem sie doch zur Wohlthat gereichten, von den Vornehmen bethört, stimmte mit Schreien und Toben ein. Die Niederlande aber brachen, 19. Dez. 1789, in offene Empörung aus, vertrieben die österreichischen Soldaten und erklärten sich auf dem Kongresse zu Brüssel, 11. Jan. 1790, als „vereinigtes Belgien“ für einen unabhängigen Staat. Dieser lehnte sich an Preußen und Rom. Joseph, tief erschüttert, ruft: „Ich sterbe! ich müßte von Holz sein, wenn ich nicht stürbe!“ Er widerrief fast alle seine Neuerungen, in den Niederlanden, in Ungarn ꝛc. und warf so selbst blutenden Herzens den Bau zusammen, an den er mit Begeisterung sein Leben gewendet!

„Ich wünsche, man schriebe auf mein Grab: Hier ruht ein Fürst, dessen Absichten rein waren, der aber das Unglück hatte, alle seine Plane scheitern zu sehen.“ Doch tröstete er sich des, „daß die Nachwelt billiger als die Mitwelt beurteilen werde, was er für sein Volk gethan.“ Als er sein Ende kommen fühlte, verabschiedete er sich von seinen treusten Dienern: „Ich bitte die, welchen ich vielleicht nicht volle Gerechtigkeit widerfahren ließ, mir zu verzeihen; bedenkt, daß ein Monarch auf dem Throne, wie der Arme in der Hütte, ein Mensch bleibt und beide Irrtümern unterworfen sind.“ Dann mußte ihm sein Beichtvater vorbeten, bis er entschlief, 20. Febr. 1790, 49 Jahre alt. Auf sein ehernes Standbild wurde geschrieben: „Joseph II., der für das öffentliche Wohl nicht lange, aber ganz gelebt hat.“ Schade nur, daß ihm die rechte Besonnenheit und seinem katholischen Volke für das, was er zu dessen wahrer Aufklärung that, annoch die Empfänglichkeit mangelte. Eine folgenreiche Gärung war immerhin in diese leblose Monarchie gebracht.

Auf Joseph II. folgte sein Bruder Leopold II., welcher bis anher Toskana weise regiert hatte. Diesem war die schwere Aufgabe gestellt, die verwirrte Monarchie wieder in Ordnung zu bringen, und durch Mäßigung und Festigkeit hat er sie auch erfüllt. Mit der Pforte schloß er 1791 einen unvorteilhaften Frieden, seit welchem Österreich türkenfreundlich geblieben ist. Den Preußen zu liebe mußte er aufgeben, Rußland zu unterstützen; dafür suchte er Polen gegen Rußland und Preußen zu stärken. Die Belgier brachte er zum Gehorsam zurück, indem er ihnen ihre frühere Verfassung und noch Ausdehnung ihrer Rechte bewilligte. Wohl sperrten sie sich, aber da gab er seinen Verheißungen Nachdruck durch ein Kriegsheer, und da sie schon zwiespältig geworden waren, hielten sie es fürs klügste, sich dem habsburgischen Scepter von neuem zu unterwerfen. In Ungarn beschwichtigte er den Sturm, indem er dem Adel seine alten Vorrechte sicherte. Als er das Heiligtum der Nation, ihre Krone, wieder nach Ungarn brachte, herrschte tiefe Rührung, und als er sich dieselbe aufsetzen ließ, ein unendlicher Jubel. Allenthalben stellte Leopold so weit notwendig das Alte wieder her; nur das Toleranzedikt blieb, daß auch die Protestanten zufrieden waren, und die Aufhebung der Leibeigenschaft, der die armen Bauern sich trösteten. So kehrte allgemeine Ruhe zurück und man lobte den neuen Herrscher, der in kurzer Zeit viel ausgerichtet; er starb 1. März 1792 an einer Erkältung.

§ 6. Das Deutsche Reich, der Auflösung nahe.

Es gab noch einen Kaiser, aber er hatte nur den Namen, keine Macht mehr; die großen und kleinen Herren herrschten selbständig in ihren Territorien; sie standen zusammen und gegen einander, wie sie wollten, hielten zu Deutschland oder dem Auslande, wie sie wollten. Es gab noch einen Reichstag zu Regensburg, wo die Gesandten sich zankten oder belustigten. Es gab noch ein Reichskammergericht zu Wetzlar, aber ein lahmes; Prozesse, dort angebracht, wurden wohl erst nach 50 oder 100 Jahren entschieden. Ein Fürstenbund war gegründet (S. 709) und hätte Deutschland viele Demütigungen ersparen können; aber der Neffe des Stifters vernachlässigte ihn, so wurde er zur bloßen Erinnerung.

Bei dem jetzt von den Fürsten an den Tag gelegten Eifer, „für das Wohl der Völker thätig zu sein," erlaubten sie sich doch noch empörende Frevel. Die Fürsten von Sachsen, Hessen, Württemberg, Ansbach rc. verkauften Tausende ihrer Unterthanen in fremde Kriegsdienste. England zahlte ihnen für die nach Amerika gelieferten Soldaten 102 Mill. Mark. Die armen Bursche wehrten sich oft; dann wurden sie geschlossen fortgeführt. Ihre Eltern heulten; dafür wurden sie noch geprügelt und eingesperrt. Keine Reichsbehörde kümmerte sich darum! — Eine arge Plage waren auch die vielen Zölle im zerklüfteten Reich. Am Rheine hinab mußten die Schiffe 32mal anhalten und Abgabe entrichten, „welches mit gelegener Zeit derer Zollherren geschieht;" so brauchte ein Schiff von Heilbronn nach Holland leicht 6 Wochen. Wer zu Lande ein Gut drei Meilen weit führte, konnte es durch vierer Herren Länder hin viermal zu vermauthen haben. Straßen fehlten zwischen den bedeutendsten Orten teilweise ganz. Leicht blieb der Postwagen zwischen Augsburg und Nürnberg im Rother Sande stecken und mußte mit zehn Joch Ochsen herausgezogen werden.

§ 7. Katharina II. Die Teilung Polens.

Wir haben schon mehrmals dieser Kaiserin gedacht, die mit Friedrich II., Joseph II. und noch darüber hinaus (1762—96) auf dem Stuhl des heil. Rurik saß und nächst Peter I. Rußland mächtigst emporhob. Mit ihrem Regierungsantritt (S. 692) verhielt es sich also: Peter III., ein Herzog von Holstein, von Elisabeth adoptiert, war ein läppischer, trunksüchtiger Soldatenspieler und Bewunderer Friedrichs. Dem ahmte er leidenschaftlich nach und neuerte darum erstaunlich, viel unbesonnener als Joseph II.

In diesem Streben kränkte er den stolzen Adel, indem er ihm immer die preußischen Beamten und Offiziere ins Gesicht lobte. Er erregte auch die Geistlichkeit wider sich, weil er Reformen anregte, Bilder aus den Gotteshäusern entfernte, geistliche Güter säkularisierte ꝛc. So herrschte denn bald eine große Unzufriedenheit mit ihm unter den Mächtigsten; sie verbanden sich, ihn vom Thron zu werfen, mit seiner Gattin. Katharina war eine Prinzessin von Anhalt, von Fritz 1744 für Rußland auserlesen, nicht ohne Thränen zur griechischen Kirche übergetreten, die erste von vielen deutschen Fürstentöchtern, die ihrem Beispiel folgten. Peter behandelte sie geringschätzig und drohte ihr gar mit Einsperrung in ein Kloster, während er seine Geliebte Woronzow zur Kaiserin erheben wollte. Das verletzte sie tief, denn sie war sehr ehrgeizig. Entschlossenen Geistes und kühl berechnend war sie auch, dazu aufgewachsen unter Intriguen aller Art, so stellte sie sich an die Spitze der Altrussen.

In der Nacht des 9. Juli 1762 begab sich Katharina vom Lustschloß Peterhof nach der Hauptstadt, setzte sich am Morgen in Uniform zu Pferde und ließ sich von den Regimentern als Kaiserin huldigen. Die Garde war schnell gewonnen; ebenso der Klerus. Ihr Gemahl floh ratlos, wurde gefangen, gezwungen, schriftlich abzudanken, dann eingesperrt und 16. Juli von einem Orlow erdrosselt. Jetzt saß eine Deutsche auf dem Throne des Zarenreichs, und sie beherrschte es mit unermüdlicher Regsamkeit.

Neben kraftvollster Männlichkeit ungemein schlau, stellte sie alles wieder ab, wodurch sich Peter III. verhaßt gemacht hatte, und that, was dem Nationalstolz und der Rechtgläubigkeit der Russen schmeichelte. Übrigens stand sie nicht fremd zu den Zeitideen; sie liebte die Franzosenweisheit, korrespondierte mit Voltaire und den Encyklopädisten, lud Diderot zu sich ein, nannte sich selbst eine Philosophin. Besonders aber war sie ein Kind der neuen Aufklärung darin, daß sie sich wie über Vorurteile, so über die Stimme des Gewissens hinwegsetzen und mit Ruhe schwer sündigen konnte. Noch lebte der entthronte Iwan III. (S. 667), der ihr gefährlich deuchte. Peter III. hatte sein Los mildern wollen, Katharina ließ ihn streng bewachen mit dem Befehl, ihn niederzustoßen, sowie ein Versuch zu seiner Befreiung gemacht würde. Ein solcher geschah 1764; alsbald erdrosselten die Wächter den armen Prinzen.

Katharina hatte einen weltumfassenden Herrschersinn. Ausdehnen wollte sie ihre Macht wie über Polen, so über die Türkei. Sie richtete ihren Blick zunächst auf das kläglich beschaffene Polen. Da man hier 1733 alle Akatholiken für unfähig zu Ämtern erklärt hatte, fanden sich Rußland und Preußen beständig veranlaßt, für die Dissidenten einzuschreiten. Als August III. starb, 1763, wollte Katharina ihren schönen Günstling Stanislaus Poniatowsky auf den erledigten Thron erheben lassen. Zu diesem Ende ließ sie ein Heer ins Königreich einrücken, wie solche im ganzen siebenjährigen Krieg ungefragt aus- und eingegangen waren. Zu gleicher Zeit schloß sie mit Preußen ein Bündnis zu gegenseitiger Verbürgung ihrer Staaten, dem ein geheimer Artikel beigegeben war des Inhalts, daß sie mit vereinter Macht die Wahl des Stanislaus durchsetzen und jede Stärkung des anarchischen Landes verhindern wollten. Nunmehr zogen sich die russischen Truppen bei Warschau zusammen. So wurde die Wahl unter dem Drucke der Furcht, mit Hilfe von 3 Mill. Rubeln abgehalten und trotz dem Widerspruch zahlreicher Großen doch Katharina's Liebling von 4000 Edelleuten zum Könige ernannt, 1764. — Stanislaus II., obwohl Pole, konnte sich doch die Sympathie seines Volkes nicht erwerben. Der Schwächling regierte kaum; er that, was ihm seine russische Gönnerin durch ihren Gesandten Repnin vorschrieb.

Solch Regiment konnten viele der stolzen Polen nicht länger ertragen, besonders da man sie zwang, den Dissidenten gleiche Rechte mit den Katholiken einzuräumen. Im Einverständnis mit Frankreich schlossen sie die Konföderation zu Bar 1768, „das elende Werkzeug fremder Despotie zu beseitigen". Mutig griffen sie die russischen Truppen an und es erfolgte ein Krieg,

der, mit entsetzlicher Wut geführt, das Land verwüstete. Die Konföderierten raubten die Mittel zur Kriegführung, die Russen würgten auch Waffenlose und plünderten schonungslos. Die Polen unterlagen, da Frankreich stets Beistand verhieß und sie stets im Stiche ließ.

Indessen hatte doch der französische Hof die Türken zum Kriege gegen Rußland aufgereizt. Die Kriegserklärung Sultan Mustafas III., 1768, kam der Kaiserin gar nicht unerwünscht; ihr Lieblingsgedanke war lange schon, die Pforten-Herrschaft am Bosporus zu stürzen. Die Russen siegten auch hier zu Wasser und



Fig. 333. Katharina II. (Nach dem Gemälde von J. B. Lamni.)

zu Lande; sie eroberten die Moldau und Wallachei, die Krim u. a.; 5. Juli 1770 ging in der Bucht von Tschesme durch ihre Brander die geschlagene türkische Flotte in Flammen auf. Der bedrängte Sultan ersuchte hierauf die Höfe von Österreich und Preußen um gütige Vermittlung. Jener konnte es nicht zulassen, daß das großmächtige Rußland sich an die Donau erstrecke. Preußen ärgerte sich noch besonders, daß es vertragsgemäß die Kaiserin in diesem Krieg mit Geld unterstützen mußte. Es gab nun lebhafte Verhandlungen, und beinahe wären die christlichen Mächte einander selber in die Haare geraten. Endlich verständigten sie sich, Friedrich, Katharina und Joseph, sie wollten, damit jedes von ihnen etwas bekomme und keins auf das

andere neidisch zu sein brauche, ein Stück von Polen unter sich teilen; dagegen sollte die Türkei geschont werden. Beschlossen und ausgeführt! Am 5. August 1772 teilten sie ein Drittel dieses Reichs unter sich. Mit 30000 Mann, die sie zusammen marschieren ließen, zwangen sie sogar dem polnischen Reichstage seine förmliche Einwilligung zu ihrer Gewaltthat ab. Das ist denn die erste Teilung Polens, geschehen 1772, „zum Glücke Polens," wie die Russin sich vernehmen ließ, und insofern wirklich ein Glück, als ohne diese That Polen ein russischer Vasallenstaat geblieben wäre, wie er es seit Peter I. war.

Die drei aufgeklärten Potentaten machten sich kein Bedenken aus diesem Raube, wohl aber die alte Maria Theresia, welche zwar den Gedanken 1770 auszuführen angefangen hatte, dann aber, als Rußland so mächtig zugriff, kaum zu bewegen war, den Teilungsvertrag zu unterzeichnen. Sie äußerte: „Die Sach himmelschreiet wider uns! Um ein elend Stuck Land schlagen wir unser Ehr in die Schanz! Es ist eine Verletzung an allem, was bisher heilig und gerecht war!" Zuletzt unterschrieb sie doch, weil ihr der bestochene Beichtvater zusprach, aber „nit ohne ihren größten Gram." Das hinderte Joseph nicht, 1774 noch die moldauische Bukowina zu besetzen, überhaupt mehr zu nehmen als Preußen und Rußland zusammen. Dieses Schicksal Polens war die Strafe für die Unterdrückung der Reformation. Alle Philosophen feierten diesen Sieg der Aufklärung und Ordnung über Fanatismus, Adelsherrschaft und Barbarei. Am wohlthätigsten war der Wechsel für das einst deutsche Westpreußen, welches wüste und leer, doch schnell mit Ostpreußen und Brandenburg zusammenwuchs, bis die dreihundertjährige Polenwirtschaft vergessen war. Fritz hatte den kleinsten, aber für Deutschland wichtigsten Teil Polens an sich gebracht, und er verstand es, ihn zu ordnen.

Der Friede Rußlands mit der Pforte wurde 22. Juli 1774 abgeschlossen; es ist der für Rußland so günstige von Kudschuk-Kainardsche. Rußland erhielt freie Schifffahrt in allen türkischen Gewässern und noch einige Festungen am Schwarzen Meere. Die Krim wurde für unabhängig erklärt. Das übrige Eroberte gab Katharina großmütig dem Sultan zurück, behielt sich aber das Recht vor, die Donau-Fürstentümer zu beschützen. — Im Innern ihres Staates traf die Kaiserin viele weise und heilsame Einrichtungen. Sie erleichterte die schwierige Verwaltung des ungeheuern Reichs, indem sie eine neue Einteilung der vorhin so ungleichen Gouvernements in lauter Statthalterschaften von ungefähr 400000 Einwohnern mit einer Hauptstadt machte. Sie legte 240 neue Städte an (die freilich weit nicht alle ins Leben traten) und mehrte den noch wenig zahlreichen Bürgerstand. Dem Adel ließ sie zwar seine alten Vorrechte, gebot ihm aber milde Behandlung des Bauernstandes und suchte den Stand der freien Leute zu mehren. Sie vernichtete die Räuberrepubliken der Kosaken. Sie förderte den Handel durch Abschaffung der Kronmonopole, durch Freiheit desselben im Innern, durch Handelstraktate, Anlegung von Straßen und Kanälen, Bau von Schiffswerften 2c. Sie gründete Odessa, das jetzt nahezu ein Welthandelsplatz ist.

Sie errichtete Findel-, Armen- und Krankenhäuser u. a. wohlthätige Anstalten. Die Religion betreffend gewährte sie Duldung, selbst den Muhammedanern, deren Koran in kaiserlichen Offizinen gedruckt werden durfte, und obwohl sie sich eifrig rechtgläubig zeigte, stellte sie doch die Verfolgung der Sekten ein. Ihre vornehmste Sorgfalt ging darauf, das von Peter begonnene Werk russischer Civilisation zu vollenden. Sie zog eine Menge neuer Ansiedler, vorzüglich Deutsche ins Land, um mehr Bildungselemente hereinzubringen; ließ in allen Statthalterschaften Schulen errichten, worin freilich mehr angeordnet als ausgeführt wurde. Sie schuf eine Akademie, welche sich der Pflege der Wissenschaften und der Ausbildung der Sprache zu widmen hatte; schrieb auch selbst russische Schauspiele, um den Geschmack zu veredeln. Freilich verursachte die steife Nationalität und der Einfluß der Geistlichkeit, daß die Bildung im Volke doch nicht in gewünschter Weise vorwärts schritt. Als sie den Plan ihres Gesetzbuchs dem großen Staatsmann K. F. Moser mitteilte, fand dieser viel Vortreffliches darin, hoffte aber, Majestät werde dafür sorgen, daß nun auch die Nation erschaffen werde, worauf die Gesetze passen! Indessen war es ihr mit ihren Kulturbestrebungen ein rechter Ernst, sie glaubte einmal an die Wirksamkeit des

Gesetzgebens. Die baltischen Lande aber hat sie durch ihr Streben nach Uniformierung 1783 schwer geschädigt, bis ihr Sohn 1796 deren alte Verfassung wieder herstellte.

Ihr Privatleben aber war nicht zu loben. Sie hatte 12 Günstlinge nach einander; doch ließ sie sich von keinem beherrschen. Nur Einer vermochte auch in die Zügel einzugreifen und zuletzt die Staatsverwaltung in seine Hände zu bringen: Gregor Potemkin, der Wohlgestaltete und Fuchslistige, der vom Fahnenjunker erhoben, zuletzt die Ämter eines Premierministers, Oberbefehlshabers, General-Gouverneurs der Südprovinzen und Großadmirals in seiner Person vereinte. Er hatte allein als Minister eine Besoldung von 100000 Rubel, dazu die reichen Einkünfte von seinen andern Stellen und von den Gütern, die ihm die Kaiserin fortwährend schenkte. Er verstand diese so zu behandeln, daß sie ihn nicht mehr entbehren konnte und vor aller Augen sein Bildnis auf ihrer Brust trug. Trotz seinem Übermut erhielt er sich, 1776—91, bis zum Tod auf seiner Höhe. — Potemkin bestärkte seine Gebieterin in ihrem Plane, die Türken aus Europa hinauszujagen. Über die Thore der neuerbauten Stadt Cherson ließ er die Worte setzen: „Hier geht der Weg nach Byzanz!“ Obgleich im Frieden die Unabhängigkeit der Krim ausgesprochen war, besetzten sie die Russen doch und bewogen den Chan, Sahib Gherai, durch Macht und Geld, der Kaiserin sein Land 1783 abzutreten. Und der Türke, um nur der Gefahr eines neuen Krieges zu entgehen, erkannte 1784 ihre Herrschaft über die Halbinsel förmlich an. Katharina gab ihr den alten Namen „Taurien“ wieder und besuchte sie in Person.

Potemkin empfing zum besseren Anbau Tauriens beträchtliche Summen, verschwendete aber den größten Teil derselben, wie er denn überhaupt mit den Geldern sehr gewissenlos umging. Das wurde der Kaiserin hinterbracht. Sogleich beredete er dieselbe zu einer Vergnügungsreise durch den Süden ihres Reichs. Sie wurde unternommen 1787. Ei aber, wie glänzend sah es in jenen Landen aus! Überall steht zahlreiches, von weither aufgebotenes Volk in festlichem Gewande am Wege und huldigt fröhlich der Gebieterin. Allenthalben weiden Herden von allerwärts zusammengetriebenen Viehes, das immer in der Nacht weiter getrieben wird, um andern Tags abermals die Augen der Herrscherin zu ergötzen. Ja in der Ferne sind mit unsinnigem Aufwande verfertigte Pappewände aufgestellt, auf welchen Dörfer und Städte, umgeben von fruchtbaren Gefilden, gemalt waren. So täuschte Potemkin seine kluge alternde Monarchin. Sie schaute mit Entzücken das blühende Land an, ehrte den „Verleumdeten“ hoch und ließ seinen Ruhm weithin verkünden.

Diese Reise wurde der Kaiserin noch durch einen ehrenvollen Besuch verschönert, den ihr Joseph II. machte. Schon 1780 hatte er sie besucht und ihr Konstantinopel preisgegeben. Jetzt beschwatzte sie den Österreicher, zugleich mit ihr gegen die Pforte loszugehen (S. 710). Joseph sollte helfen, die Türkei für sie zu erobern. 1788 begann der russisch-österreichische Türkenkrieg. Wie ruhmlos er für Österreich ausging, haben wir vernommen. Besser glückte es Katharinen. Zwar kam ihr etwas Störendes dazwischen. Der junge, feurige Schwedenkönig Gustav III. wollte seines Volkes Kriegsruhm erneuern und den Russen das vormals schwedische Besitztum an der Ostsee wieder entreißen; dazu nahm er die Gelegenheit wahr und fiel eben jetzt, wo sich die Russen mit der Pforte verwickelt und dadurch einen Bund Englands, Preußens und Hollands veranlaßt hatten, in ihr Finland ein. Katharina mußte nun ihre Hauptmacht gegen diesen Feind kehren. Nach schwankenden Kämpfen erfocht Gustav wohl einen stattlichen Sieg über die russische Scheerenflotte, 9. Juli 1790, welcher die Kaiserin 55 Schiffe kostete, demungeachtet sah er sich durch eigene mißliche Verhältnisse bewogen, 14. August 1790 den Frieden von Wärelä anzunehmen, der ihm nichts als seine frühern Grenzen bewilligte.

Unterdessen war doch auch der Türkenkrieg fortgesetzt worden. Potemkin hatte die Festung Otschakow nach sechsmonatlicher Belagerung erobert, wofür ihn Katharina aufs herrlichste ehrte, mit einem prächtigen Palaste und einem von Diamanten blitzenden Rocke beschenkte. Und als nun die ganze russische Macht gegen die Pforte

gewendet werden konnte, wurden noch größere Vorteile errungen; der originelle General Suworow erstürmte das starke Ismail, Potemkin bewältigte den ganzen Kuban ꝛc. Solche Fortschritte Rußlands konnten aber die andern Mächte unmöglich mit ansehen; sie erhoben sich drohend gegen dasselbe, daß es stille halte. Auch ging in Polen so Wichtiges vor, daß Katharina sich vermüßigt sah, den Frieden von Jassy, 9. Jan. 1792, einzugehen, der ihr jedennoch das Gebiet von Otschakow bis an den Dniester einräumte.

Potemkin erlebte diesen Frieden nicht mehr; auf einer Reise hauchte er unter einem Baum seine rohe Seele aus. Er hinterließ ein Vermögen von 90 Mill. Rubel!

Katharina's Länderhunger war mit dem großen Brocken, den sie abermals von der Türkei zu sich genommen, noch nicht gesättigt. Die unglücklichen Polen hatten während des Krieges sich erst Preußen genähert, bis zu einem Bündnis, von dem sie aber Kaiser Leopold wieder abwendig machte. Am 3. Mai 1791 machten sie plötzlich einen Staatsstreich. Ihr König trat in den Reichstag zu Grodno und erklärte, wie Rußland und Preußen neue Teilungsplane hegten, denen nur durch eine bessere Verfassung begegnet werden könne. Er las den Entwurf einer solchen (von Ignaz Potocky) vor, und augenblicklich wurde sie beschworen. Darnach sollte ihr Staat inskünftige eine konstitutionelle Monarchie mit erblichem Königtum sein. Daß sie das liberum veto abschafften (S. 639), an die Stelle des Wahlreichs das Erbreich setzten, daran thaten sie wohl; sonst aber war ihr Produkt doch ein eigentümliches Gemische von neu-französischer Freiheit und alt-polnischer Despotie (die Bauern sollten auch ferner leibeigen bleiben). Daß Sachsen hinfort mit Polen ein unteilbares Reich von 9 Mill. bilden sollte, war eine Herausforderung für Preußen, welches mit seinen 6 Mill. nun durch einen Nachbar eingeengt wurde, der sich an Österreich anlehnte. Vorerst verheimlichte man in Berlin den tiefen Verdruß, ja billigte scheinbar den Staatsstreich. Katharina aber that sogleich Einspruch, schon weil sie nichts in Polen aufkommen lassen wollte, als was von ihr selbst ausging; und ein Teil der Polen selbst erklärte sich dawider. Da entschloß sich auch Friedrich Wilhelm II., 12. März 1792, ehe er gegen Frankreich in den Krieg zog, auf den russischen Plan einer Beschneidung der polnischen Macht einzugehen; sonst würde Rußland alles nehmen. Wohl stellten sich viele Polen unter den edeln Thaddäus Kosciuszko, um ihre Schöpfung mit dem Schwerte zu verteidigen; als aber die Kaiserin zwei Heere gegen sie einrücken ließ, zogen sie den kürzern. Stanislaus gab die Verfassung auf und Kosciuszko verließ hoffnungslos das Land. Nunmehr, Jan. 1793, rissen Rußland und Preußen unter dem Vorgeben, „Polen sei ein Feuerherd des Jakobinismus und müsse durch Schwächung unschädlich gemacht werden," wieder bedeutende Stücke von dem armen Königreich ab. Englands Widerspruch verhallte, da ihm zu gleicher Zeit Frankreich den Krieg erklärte. Preußen nahm 1000 Quadrat-Meilen mit $1^1/_2$ Mill. Einwohner, Rußland 4500 mit 3 Mill., wodurch es Österreichs Nachbar wurde; ein „Bundesvertrag" lieferte gar auch den Rest des Reichs an Rußland aus. Das heißt man die Zweite Teilung Polens, im Grunde schon seine Vernichtung. Zur Abwendung solch entsetzlichen Unglücks wollten die Patrioten das Äußerste wagen. Sie wenden sich an den kriegstüchtigen Kosciuszko, der mit französischen Geldern den Aufstand vorbereitet, März 1794 in Krakau erscheint und sich zum Diktator erklärt.

Die Begeisterung ergreift weithin das Land. Man bewaffnet sich mit Sensen und Piken. Die Polen schlagen die Russen bei Raclawice, 4. April. Sie fallen zornentbrannt über sie her und erwürgen, wo sie dieselben finden, allein in Warschau 2300 im Straßenkampf. Da schloß sich auch der arme König den Patrioten an; selbst Wilna wird überrumpelt. Aber jetzt kommt der Preußenkönig an der Spitze eines mächtigen Heeres und schlägt im Verein mit einem russischen Korps Kosciuszkos Sensenmänner bei Szekocing, 6. Juni, besetzt Krakau. Kosciuszko wirft

sich nach Warschau, wo Preußen und Russen ihn belagern. Doch ziehen erstere ab, angeblich um den Brand in ihrem Rücken zu löschen; in Wahrheit waren sie mit den Russen zerfallen, welche Österreich bevorzugten. Allein nun rückt der rastlose Suworow mit 12 000 Russen gegen die Hauptstadt an. Er stürzt sich auf Sierakowski (Sept.) und zermalmt ihn. Indessen zieht Kosciuszko gegen General Fersen, seine Krieger singen begeistert: „Noch ist Polen nicht verloren!" und stürmen mit Ungestüm in die Schlacht von Maciejowice, 10. Okt. Nach heldenmütigem Kampfe unterliegen sie dem eben herbeieilenden Suworow; Kosciuszko selbst sinkt verwundet und wird gefangen; Schrecken durchfährt das Herz seines Volkes. Unaufgehalten erstürmt Suworow 4. Nov. 1794 Praga, die feste Vorstadt Warschaus, und läßt seine ergrimmten Russen 6000 Wehrlose schlachten zur Sühne für ihre ermordeten Brüder. Am 8. öffnet die Stadt ihre Thore dem versöhnten Feind. Im Lande wird ein Heerhaufe nach dem andern besiegt und die Erhebung vollständig unterdrückt. König Stanislaus hatte seine Rolle satt. Er dankte nun ab, verzehrte einen ihm gereichten Gnadengehalt von 200 000 Dukaten und starb 1798 zu Petersburg. Kosciuszko wurde von Katharinas Nachfolger aus dem Gefängnis entlassen und starb 1817 in der Schweiz.



Fig. 334. Th. Kosciuszko.

Rußland und Österreich, das doch keinen Schwertstreich gethan, nahmen rasch in heimlichem Vertrag, 3. Jan. 1795, die Dritte Teilung Polens vor. Sie machten mit ihm reinauf und zwangen Preußen durch Kriegsandrohung, Okt. 1795, mit einem kleinen Bruchteil befriedigt, ihrem Vertrag einfach beizutreten. Im ganzen brachte Rußland das große Litauen, Wolhynien und die Ukräne mit 6 Mill. Einwohner, Österreich Galizien und Lodomirien mit 4 Mill. an sich; Preußen erhielt Danzig, Posen und Gnesen, auch Warschau, mit $2^1/_2$ Mill. Und das alte Reich der Piasten war aus der Reihe der europäischen Staaten gestrichen, der erste von diesen, seit die Türken den Byzantinischen Thron zerstört hatten.

Es ist an den Polen ein großes Unrecht begangen worden und keineswegs entschuldigt es die drei Nachbarmächte, „daß die stete Anarchie in ihrem Lande selbst zu einer Teilung desselben aufzufordern schien". Allein ein göttliches Gericht über sie ist nicht zu verkennen. Sie waren stets in sich zerrissen und die Parteien wüteten abscheulich gegen einander. Es bestand auch das traurigste Mißverhältnis bezüglich der verschiedenen Stände: der von Hochmut strotzende Adel wollte alles sein, wollte z. B. nach Belieben Konföderationen bilden und die Krone beherrschen, während er die Bürger drückte und die Bauern mit aller Gewalt in der Sklaverei hielt. Das ganze Volk hatte kein Rechtsgefühl, keinen Sinn für Kunst und Wissenschaft, sogar keinen für Industrie, mitten in Europa gehörte es stets noch zu den Halbwilden. So bedurfte es einer gewissen Erziehung durch seine Nachbarn, aber keiner Tilgung aus der Reihe der unabhängigen Völker. Unleugbar besteht jetzt dort eine Lücke, die ausgefüllt werden sollte im Interesse Europas.

Katharina II. starb 17. Nov. 1796, nachdem sie Rußlands Macht ungemein vermehrt. Es folgte ihr ungeliebter, argwöhnisch bewachter Sohn, Paul I.

§ 8. England und Ostindien.

Ostindien, von dem schon S. 42 und 476 in etwas die Rede war, stand früher unter einer Menge selbständiger Fürsten. Seit Mahmud von Ghazna 1001 seine Einfälle begann (S. 355), kam der Norden der Halbinsel mehr und mehr unter die Herrschaft muslimischer Eroberer. Und 1526 brach ein Nachkomme des schrecklichen Timur (S. 425), Baber, von Kabul ins schöne Land und eroberte das glänzende Delhi. Von Delhi aus stiftete Baber mit seinem Schwerte ein mächtiges Reich, das er als Padischah, von Europäern Großmogul genannt, despotisch beherrschte. Insonderheit drückte der Muslim die heidnischen Hindus. — Sein Enkel Akbar der Große (1556—1605) überragt ihn an Heldenruhm noch um vieles. Dieser dehnte durch stete Eroberungen das Mogulreich so weit aus, daß es sich vom Himalaja bis über die Hochebene von Dekhan erstreckte. Seine Statthalter, Subahdars, Nawabs und Nizams genannt, und die belassenen, aber unterwürfig gemachten Fürsten, Radschas, hielt er von seiner Residenz Agra aus in bester Ordnung. Akbar I., der gewaltige Kriegsheld, wird auch als ein weiser, gerechter und milder Regent gerühmt, welcher viele wohlthätige Veranstaltungen im Reiche traf, den Hindus Schonung ihrer Religion erwies, und sich für altindische Litteratur wie für das Christentum interessierte. Unter ihm erreichte das Mogulreich die höchste Blüte.

Nach ihm war Aurengzib (1658—1707) noch ein besonders schlauer und kräftiger Herrscher. Majestätisch saß er zu Delhi auf seinem von dichtem Golde gebauten und mit den kostbarsten Edelsteinen gezierten Throne, der 150 Mill. Mark wert gewesen sein soll, in seinem Palaste von rotem Granit, welcher mit den Nebengebäuden und Gärten eine halbe Stunde im Umfang hatte und die Inschrift führte: „Gibt es ein Paradies auf Erden, so ist es hier, hier, hier!" Aurengzib hatte aber zur Aufrechthaltung seiner Herrlichkeit schwere Kämpfe zu bestehen; namentlich machten ihm die Mahratten, ein kriegerisches Reitervolk im Nordwesten des Dekhan, und die neue Sekte der Sikhs im Pandschab viel zu schaffen. Er wollte alle Hindus zum Islam bekehren, was ihm mit dem härtesten Verfahren doch nicht gelang. Auf ihn folgten schwächere Moguls, unter denen sich die Nawabs und Radschas mehr und mehr unabhängig machten.

Schon hatten sich in Ostindien die Portugiesen, dann die Holländer (S. 546) festgesetzt; jene besonders im herrlichen Goa, diese auf den Inseln Ceylon, Sumatra und Java. Darnach richteten aber auch die Engländer ihre Blicke nach jener reichen Weltgegend. Unter ihrer großen Königin bildete sich (S. 564) die Ostindische Handels-Kompagnie, welche zum bessern Betrieb ihrer Geschäfte gleichfalls feste Niederlassungen dortselbst suchen mußte. Diese Gesellschaft war ein Privatunternehmen britischer Kaufleute; aber sie sollte ein erstaunliches Gebiet in Asien erlangen und dem England daheim ein neues Reich zubringen viel größer als es selbst.

Erst legten sie, 1600, auf Sumatra und Java neben den Holländern Faktoreien an; 1607 ließen sie sich, mit Bewilligung des Großmoguls, auf dem Festlande zu Surat und andern Orten nieder. 1639 gründeten sie eine Niederlassung zu Madras auf der Ostküste, und 1668 wurde die von Portugal als Hochzeitsgeschenk abgetretene Insel Bombay ihr Haupthafen. Darnach gerieten sie mit dem gewaltigen Aurengzib in Zerwürfnis; er nahm ihnen Surat weg und würde sie aus Ostindien vertrieben haben, hätten sie sich nicht vor ihm gedemütigt. Als sie aber mit gebundenen Händen auf den Knieen liegend seine Gnade anflehten, erwirkten sie fernere Duldung und erwarben sich seine Huld wieder, so daß er ihnen 1698 noch Kalkutta (Kalikata) in Bengalen überließ, wo sie eine dritte Niederlassung gründeten. Von Madras, Bombay und Kalkutta aus wurden ihre gesamten Comptoire regiert; da kauften sie denn Zeuge, Pfeffer u. a. Gewürz nach Herzenslust und verkauften Tücher, Stahlwaren 2c. an die Hindus. Die Compagnie aber hatte von England schon 1624 „die Civil- und Militärgerichtsbarkeit im Bezirke ihrer Niederlassungen", dazu 1661 das Recht bekommen, „mit nichtchristlichen Mächten Krieg zu führen und Friede zu schließen". Mithin besaß diese Privatgesellschaft eine ordentliche Staatsgewalt; doch reichte sie kaum über die Schußweite ihrer Küstenforts hinaus.

Je mehr die Mogulmacht verfiel, besonders seit der Perserfürst Nadir Schah, 1739, Delhi ausgeplündert hatte, desto mehr stieg die der Engländer. Seit 1672 hatten auch die Franzosen in Ostindien festen Fuß gefaßt: ihr Hauptsitz war die Stadt Pondichery (Pudutscheri). In wechselnden Kriegen (1744—63, S. 686) entrissen ihnen die Engländer ihre meisten Besitzungen. Noch während dieser Zeit gab ein einheimischer Fürst den Engländern Gelegenheit, sich mächtig auszudehnen. Der junge Nawab von Bengalen, Suradsch-eddaula, haßte die Engländer, fiel 1756 über das noch kaum befestigte Kalkutta her und hauste fürchterlich darin: 146 Gefangene sperrte er in das „schwarze Loch", einen engen, dumpfen Kerker, wo sie in Einer Nacht vom heißen Giftdunst bis auf 23 erstickten. Da zog aber der tapfere Oberst Clive, zuerst Schreiber, dann Kriegsheld und Hauptbegründer der Britenmacht, von Madras her mit 1900 Mann den Brüdern zu Hilfe, und mit diesem Häuflein verjagte er das Heer des Nawabs und zwang ihn, alles Entrissene herauszugeben. Nachher schien Suradsch-eddaula nicht alle Friedensbedingungen erfüllen zu wollen; da ging Clive abermals mit einer geringen Schar von 900 Europäern und 2100 Sipahis (Indische Soldaten) auf ihn los, schlug damit bei Plassi, 23. Juni 1757, seine 60 000 Mann aufs Haupt, nahm sogar seine Hauptstadt Murschidabad ein und setzte einen andern, Mirdschaffir, auf seinen Stuhl. Der neue Nawab mußte allerdings das englische Bengalen von dem seinigen vergrößern und außerdem zur Dankbarkeit 10 Mill. Rupien (à 2 Mark) an die Kompagnie verabreichen. Da aber sein weiteres Verhalten den Engländern mißfiel, setzten sie ihn nach etlichen Jahren wieder ab und seinen Schwiegersohn Kasim Ali an die Stelle, welcher die Nawabswürde mit drei Distrikten an die Kompagnie und noch wertvollere Geschenke an deren Beamten bezahlen mußte. Als aber die Beamten darnach seinen Einkünften zu nahe traten, wurde Kasim Ali zornig und ergriff die Waffen. Die Engländer schlugen und verjagten ihn. — Der Verjagte nahm seine Zuflucht zu dem mächtigen Nawab von Audh. Dieser griff die Engländer mit einem großen Heere an, 1764, wurde aber überwunden und mußte im erbetenen Frieden, 1765, nicht bloß Kriegskosten erlegen, sondern auch zu einer jährlichen Abgabe sich verpflichten. Der Friede wurde zugleich mit dem ohnmächtigen Mogul Schah Alam II., als Oberherrn des Nawabs, geschlossen, welcher den Engländern noch ganz Bengalen, sowie die benachbarten Provinzen Bihar und Orissa zur Verwaltung und den Bezug sämtlicher Einkünfte davon gegen eine, den zehnten Teil betragende Jahresrente an ihn, zusprechen mußte.

Es war das Lord Clive's Werk, welcher unterdessen Gouverneur von Kalkutta geworden war. Die drei Provinzen faßten wohl 20 Mill. Einwohner und das Einkommen daraus betrug 60 Mill. Mark. Die Compagnie griff immer weiter in das Ländergebiet der einheimischen Fürsten ein, wobei sie zum Schein des Rechtes den Namen des von ihr jetzt bevormundeten Schattenmoguls benützte. Sie hatte um 1770 schon mehr Unterthanen als der englische König. Von einer väterlichen Sorge für das Wohl ihrer Unterthanen war aber nichts zu spüren; sie wurden lediglich kaufmännisch als ein Erwerbemittel betrachtet und auf alle Art ausgedrückt. Da legte sich das Parlament ins Mittel und ordnete eine Reform an, 1773. Ein (zu Kalkutta residierender) Generalgouverneur überkam die oberste Leitung im ganzen englischostindischen Gebiet. Erster Generalgouverneur wurde Warren Hastings, ein sehr tüchtiger, aber wenig gewissenhafter Mann. Er setzte das Werk Clive's erfolgreich fort. Unter andern brachte er die reiche Provinz Benares an die Compagnie und vermehrte ihr jährliches Einkommen um viele Millionen. So kamen auch Briten in die heilige Ganges-Stadt, die jeden selig machen soll, der sie nur gesehen hat.

Warren Hastings hat auch die englische Herrschaft vor einer aufsteigenden Gefahr völligen Untergangs gerettet. Im Süden der Halbinsel bestand ein altes Königreich, Maisur. Der Anführer eines herumziehenden Söldnerhaufens, Haider Ali, schwang sich da durch persönliche Kraft zum Herrscher auf, indem er den Hindu

Radscha verdrängte. Er erweiterte seinen Staat nach allen Seiten hin und machte sich den Nachbarn furchtbar; ein prachtverachtender, rastlos thätiger Mann mit scharfem, gebieterischem Blick, der auch dem deutschen Missionar Schwartz Achtung abnötigte. Er hatte schon 1768 und 69 mit den Engländern gekämpft, doch nach Sieg und Niederlage, ohne Verluste für beide Teile, wieder Friede gemacht. Aber 1780 erhob sich, von den Franzosen aufgestiftet, der kraftvolle Greis nochmals gegen sie. Und er nicht allein; er verband sich mit den Mahratten und mit dem Nizam des Dekhan, die rothaarigen Fremdlinge aus Indien zu vertreiben. Mit einem furchtbaren Heere von 100 000 europäisch geschulten Kriegern rückt er herab in das Karnatik (die Ebene hinter Madras), während seine Verbündeten von andern Seiten gegen die britischen Besitzungen andringen. Ein Corps der Engländer wird von Haider Ali in blutiger Schlacht hingewürgt; die Gefangenen verkommen in schauerlichen Kerkern. Sein Sohn Tippu überfällt ein andres Corps, metzelt es fast gänzlich nieder und zwingt die übrigen, mit den Köpfen ihrer gefallenen Brüder unterm Arm in sein Lager zu ziehen. Die Engländer verlieren mehrere feste Plätze und befinden sich in äußerster Bedrängnis. — Da steuert Warren Hastings kluges und energisches Handeln ihrem Verderben. Rasch bewegt er die Mahratten durch Bestechung zum Frieden und den Nizam durch Schmeichelei und Erregung von Eifersucht zur Unthätigkeit. Er beseitigt den schwachen Gouverneur von Madras, sendet einen neuen Befehlshaber in dem tapfern Coote, welcher mit frischen Truppen Haider Ali's Vordringen sich entgegenstemmt und ihn wiederholt schlägt. Wohl landen jetzt Franzosen zu des Besiegten Unterstützung und der kühne Greis will den Krieg mit aller Kraft fortsetzen; doch da überfällt ihn eine Krankheit und er stirbt im Feldlager, Dez. 1782. Sein Sohn Tippu kehrte zunächst nach Hause, sich huldigen zu lassen. Unterdessen nahmen ihm die Engländer Mangalur und andere Plätze Malabars. Aber bald bricht er hervor, wirft sich mit seiner ganzen Macht auf die Engländer und entreißt ihnen ihre Beute wieder. Den Oberst Matthews, der sich in der Feste Bednur geborgen, zwingt er zur Übergabe und läßt ihn gegen die Kapitulation mit seiner ganzen Mannschaft niederhauen. Weil er sich aber eines Überfalles von seiten der Mahratten besorgte und die Franzosen ihn verließen, schloß er den Frieden von Mangalur, 1784, welcher die Verhältnisse auf den Stand vor dem Kriege zurückversetzte.

Schon 1789 erneuerte Tippu den Krieg mit den Engländern, weil sie seiner grausamen Unterjochung und Bekehrung der Malabaren entgegentraten. Dazu hatte er während des Friedens ein Heer von 200 000 Mann hergestellt. Allein die Engländer verstanden es, die Mahratten und den Nizam diesmal zu einem Bündnis zu bewegen. Vereint mit diesen drangen sie in Maisur ein, überwältigten die Massen der Feinde und belagerten zuletzt die Hauptstadt Sirangapatam. Da bequemte sich der Gedrängte, um Frieden zu bitten. Er erlangte ihn nur also, daß er, 1792, den Verbündeten die Hälfte seines Reiches abtrat. Umsonst wütet nun der Tiger (= Tippu). Jahre lang brennt in ihm der Groll gegen die Christen fort. Als er sich etwas erholt hat, spricht er unverhohlen seine Absicht aus, die Rothaarigen doch noch aus Indien zu vertreiben. Dazu sucht er französischen Beistand, und wirklich kommen Offiziere von Mauritius zu seiner Hilfe. Aber da nehmen ihn nun die Engländer und ihre Verbündeten in die Mitte, schlagen ihn auf beiden Seiten und schließen ihn abermals in seine Hauptstadt ein. Nach kurzer Verteidigung wird Sirangapatam erstürmt, 4. Mai 1799, wobei der Königstiger verzweiflungsvoll kämpfend fällt. Die Engländer teilten sich mit ihren Bundesgenossen vollends in sein Reich; Maisur überließen sie einem Sprößling der vorigen Dynastie.

Im Sturm ging es jetzt mit ihren Besitzergreifungen fort. Bald entthronten sie diesen, bald jenen Radscha oder Nawab; und die sie bestehen ließen, behielten doch nur den Schein der Unabhängigkeit, wurden Vasallen. Die mächtigsten waren noch die Mahratten (unter mehreren Häuptern), welche damals Delhi und die Person des Moguls in ihrer Gewalt hatten. Seit 1803 führten die Engländer mit ihnen

Krieg und besiegten sie in großen Schlachten, wobei sich namentlich Arthur Wellesley (nachher Herzog von Wellington) auszeichnete. Delhi und der alte Schah Alam fielen in ihre Hände und damit „das Anrecht auf das ganze Großmogulreich". Bald standen sie nun da, wo Akbar gestanden: fast ganz Vorderindien gehörte ihnen.

Welch ein Besitztum vom Himalaja bis hinab zum Kap Kumari und von Kalkutta bis nach Bombay herüber! Aber seit 1784 konnten sich die Kaufleute doch nicht mehr die Oberherren nennen. Regierung und Parlament in England sahen sorglich auf die so enorm anwachsende, so vielfach mißbrauchte Macht der Compagnie. Man sollte doch nicht bloß Indiens Schätze, sondern auch die Bildung und Beglückung seiner Bewohner, hieß es, im Auge haben; da das kaufmännische Regiment hiezu nichts thue, so müßte demselben ein Ende gemacht werden. Da setzte denn, 1784, der Minister William Pitt (Sohn des großen Pitt S. 687) eine Bill durch, wornach die Compagnie einer aus Mitgliedern des Staatsrats bestehenden Aufsichtsbehörde unterstellt wurde, welche hinfort alle indischen Staatsangelegenheiten zu leiten hatte; Indien ward seitdem mehr und mehr ein integrierender Teil der britischen Monarchie. Aber Privatleute sind es gewesen, die England ein Reich in Asien verschafft haben, das an Einwohnerzahl acht-, an Flächenraum zehnmal sein europäisches Besitztum übertrifft. — Von Sorge freilich für das zeitliche und geistliche Wohl der Indier wollte sich auch unter der königlichen Regierung anfangs wenig wahrnehmen lassen. Eine „asiatische Gesellschaft" in Kalkutta fing 1784 an, das indische Altertum aufzudecken. Und 1815 begann man gerechter und menschenfreundlicher mit dem Volk umzugehen und ihm höhere Civilisation und das Christentum nahe zu bringen. Daß aber dieses edle Werk vollzogen werde, darum hat offenbar der Lenker der Welt die englische Herrschaft hier aufkommen lassen. Durch Schwartz u. a. Deutsche kam doch schon in jener Zeit der Gleichgültigkeit das Evangelium weithin zur Kenntnis vieler Heiden und verheidnischten Europäer.

§ 9. Cooks Reisen um die Welt.

Sonst war Portugal der erste Seestaat, dann wurde es Holland; aber jetzt erhob sich Englands Seemacht über jede andere. Die Briten wurden die Beherrscher der Meere. Großmächtig segelten ihre Flotten aus, zu erobern oder Handel zu treiben. Doch sandten sie auch Schiffe aus im Dienste der Wissenschaft, namentlich, um die noch unbekannten Regionen der Erde zu erforschen. Der berühmteste Seefahrer Englands, welcher den ungeheuren Bereich des stillen Weltmeers erst näher kennen lehrte, ist James Cook, 1728—79. Er machte im Auftrage seines Königs Georg III. drei Reisen um die Welt, ohne doch die letzte vollenden zu können.

Auf seiner ersten Reise (1768—71) fuhr er um die Südspitze Amerika's herum in den stillen Ozean nach der Insel Tahiti, welche kurz zuvor Kap. Wallis aufgefunden hatte. Hier war zuerst ein seltenes Himmelsereignis, der Durchgang der Venus vor der Sonne, zu beobachten. Hierauf ging Cook nach Vorschrift auf neue Entdeckungen aus. Er nahm die Gruppe der Gesellschaftsinseln um Tahiti auf, dann umschiffte und untersuchte er die großen Inseln Neuseelands, sodann die noch unbekannte Ostseite Neuhollands, welche er für die Krone in Besitz nahm. Hier haben die Engländer ein unermeßlich Land besetzt, einen halben Weltteil, freilich mit äußerst wenigen Eingeborenen; indessen ist Australien schon zu 5 Kolonialreichen herangewachsen. Durch die noch unbefahrene Torresstraße zwischen Neuholland und Neuguinea hindurch steuerte er nach Batavia, wo ihm die Holländer sein übel zugerichtetes Schiff wieder trefflich flickten. Von hier gings nach dem Kap und heim.

Seine zweite Reise (1772—75) mit zwei schönen Schiffen bewerkstelligte Cook in entgegengesetzter Richtung von Westen nach Osten; der Lauf ging erstaunlich zickzack. Seine Hauptaufgabe war diesmal: zu untersuchen, ob es in den südlichen Gewässern der Erde festes Land gäbe, wie ein solches von den meisten angenommen und von einigen schon als terra australis (Südland) in die Karte gezeichnet wurde. Cook steuerte denn vom Kap aus nach Süden hinab, bis er vor Eis nicht weiter konnte. Nun durchforschte er östlich hin die kalten Gewässer rings um die Erde herum. Es sah erschrecklich in diesen Eisgegenden aus; indessen zeigte sich nirgends Land; nur am südlichen Ende des atlantischen Meeres stieß man auf ein paar schauerlich öde Inseln.

Übrigens litt die ganze Schiffsmannschaft vom Frost entsetzlich; darum begab man sich dazwischen in mildere Himmelsstriche. Cook durchstöberte das Südmeer von Neuseeland bis zum Kap Horn hinüber; aber vom Südland wollte sich nichts erblicken lassen. Dagegen machte er in der warmen Zone eine Entdeckung nach der andern; er fand die Marquesas, die Niedrigen Inseln, die große Gruppe der Freundschaftsinseln, die Neu-Hebriden und Neukaledonien. Ruhmbekränzt kehrte er heim von dieser mühseligsten aller Meeresfahrten.

Der Zweck seiner dritten Weltreise (1776—1779) war: Erforschung der nördlichen Gewässer des stillen Weltmeeres und womögliche Auffindung einer nördlichen Durchfahrt aus demselben ins Atlantische. Zuerst besuchte Cook die früher entdeckten Eilande und führte ihnen europäische Haustiere zu. Darnach segelte er in den nördlichen Teil des großen Ozeans, welcher noch völlig im Dunkeln lag. In dieser ungeheuren Wasserwüste entdeckte er die wichtige Hawaii-Gruppe (Sandwichinseln), fuhr dann an der Westseite Nordamerikas hinauf bis in die Behringsstraße und drang an der Nordküste Amerikas hinauf bis zum Eiskap vor. Hier konnte er nicht weiter; umsonst hackte er mit seinen Schiffen in die starren Eisfelder hinein. Er kehrte nach Hawaii zurück; dort wurde er von den Wilden erst angebetet, dann erschlagen. So endete der Fürst der Seefahrer, ein Vorbild, dem viele seither nachgeeifert haben.

§ 10. Englands großer Besitz in Nordamerika.

Längerher fußten die Engländer auch in dem wald- und wasserreichen Nordamerika und erlangten daselbst mit der Zeit ein solch erstaunliches Gebiet, daß es an Flächenraum ihr Ostindisches Besitztum übertraf, obwohl es an Bevölkerung weit hinter diesem zurückblieb. Schon vor der Entdeckung Mittel-Amerikas (S. 466) fand nämlich der Bristoler Cabot, ursprünglich ein Genuese, 1494 die Küste Nordamerikas, die er 1497 beschiffte und für die britische Majestät in Besitz nahm. Daß das Land schon Bewohner mit Häuptlingen hatte, beirrte dabei nicht, denn es waren ja nur wilde Indianer! Dieses ausgedehnte Gebiet wurde nun mit der Zeit von englischen u. a. Kolonisten besetzt, wie Florida 1562 von Franzosen und Spaniern. Anfangs ging es sehr verzüglich damit; denn Gold war hier keines zu finden, sondern Kabeljaubänke, düstere Urwälder und jagende Wilde. Allmählich erst schien es sich doch auch der Mühe zu verlohnen, den fruchtbaren Boden anzubauen und den Indianern Tierhäute und Pelze abzukaufen. Die erste feste Niederlassung fand 1607 in Virginien statt, wo das gerodete Land Tabak, Mais und Baumwolle in trefflicher Menge und Güte hervorbrachte; 1610 setzten sich Holländer an der Hudsonmündung fest u. s. f.

Ein holländisches Schiff bot 1620 den Virginiern die ersten Neger zum Kauf an. Dann wurden auch Weiße, Vagabunden und Verbrecher, als Sklaven auf die Pflanzungen verkauft; mehr und mehr aber wurden diese im Süden durch schwarze Hände bebaut! Anders im Norden, wo die weiße Arbeit sich einlebte.

Es war vornehmlich religiöser Druck in der Heimat, welcher Scharen von Europäern nach Neuengland als einer Stätte der Freiheit und Ruhe für ihren Glauben trieb. So zogen die von den englischen Bischöfen verfolgten Puritaner seit 1620 massenhaft dahin, ernste Leute, welche sonntags ihre Psalmen sangen und Werktags mit unverdrossener Arbeit die dichten Urwälder lichteten; so auch viele der von den englischen Protestanten bedrängten Katholiken Irlands, für deren Trägheit der neue Wohnplatz mit seinen Anforderungen zu einem heilsamen Erregungsmittel diente (1633 besetzte Lord Baltimore Maryland); so auch die von allen Christen mißhandelten Quäker, eine englische Sekte mit der allerdings gefährlichen Lehre „vom innern Licht", das auch ohne Bibelwort und noch darüber hinaus leuchte.

Diese kamen 1682 unter dem reichen Admiralssohn Wilh. Penn und ließen sich in der waldbedeckten Gegend nieder, welche nachher Pennsylvanien (Penn's Waldland) genannt wurde.

Der gewissenhafte Mann kaufte den Boden nicht nur von seinem Könige, sondern auch den Indianern ab, da es ihm doch etwas verdächtig schien, daß die britische Krone ein Eigentumsrecht auf Länder haben sollte, die schon ihre, wenn auch rohe, Herren hatten. Die Quäker erbauten 1683 Philadelphia (Bruderliebe), lange die ansehnlichste unter allen nordamerikanischen Städten, bis ihr zuletzt Newyork, das den Holländern abgenommene Neuamsterdam (S. 632), den Rang ablief. Um des Glaubens willen wanderten auch viele Hugenotten ꝛc. dahin aus. Ebenso Mennoniten und Separatisten vom Rhein. Hier wurden keine Hexen verbrannt; Penn führte auch allgemeine Gewissensfreiheit ein. Pfälzer folgten 1709 und Salzburger 1734.

Nachdem man einmal wahrgenommen, daß sich da bei Fleiß und Kraftanstrengung Unterhalt und Wohlstand verschaffen lasse, führte schon der im Menschen liegende Wanderzug noch Unzählige hinüber. Die Einwanderung ging im 18. Jahrhundert immer wachsend fort; Tausende landeten jährlich an den glückverheißenden Gestaden, und immer tiefer ins Innere hinein drangen die Europäer und drängten die Rothäute aus ihren Wäldern und Auen nach dem Westen. 1643 verbanden sich die Freistaaten Massachusetts und Connektikut zum Schutz gegen Feinde. Es waren Leute aus allen Völkern Europas, welche dort neben und unter einander ihre Wohnsitze aufschlugen, so daß sich in nationaler, wie in religiöser Hinsicht die bunteste Mannigfaltigkeit darstellte, obwohl stets die englische Sprache und der Protestantismus vorherrschend blieben. Eine Ausnahme bildeten die 1608 von Franzosen in Kanada gegründeten Kolonieen, wo die Jesuiten herrschten. Als die Franzosen diese am Mississippi hin bis nach Louisiana ausdehnten und mit einem Gürtel von Forts und Blockhäusern sicherten, entstand der sogenannte Kolonialkrieg (S. 686, der siebenjährige Krieg, 1756—63, sofern er zwischen den Seemächten außerhalb Europas geführt wurde), in welchem die Engländer sie auch noch an sich brachten. Entscheidend war hier die Eroberung von Quebec 13. Sept. 1759 durch den genialen Wolfe, der samt seinem Gegner Montcalm fiel. Die 13 Kolonieen standen unter der Botmäßigkeit des Königs, welcher die Provinzen oder Staaten durch Statthalter regieren ließ. Indessen eben um die Zeit, als Cook so viel neuentdecktes Land für die Krone in Besitz nahm, riß sich der schönste Teil ihrer amerikanischen Besitzungen von ihr los.

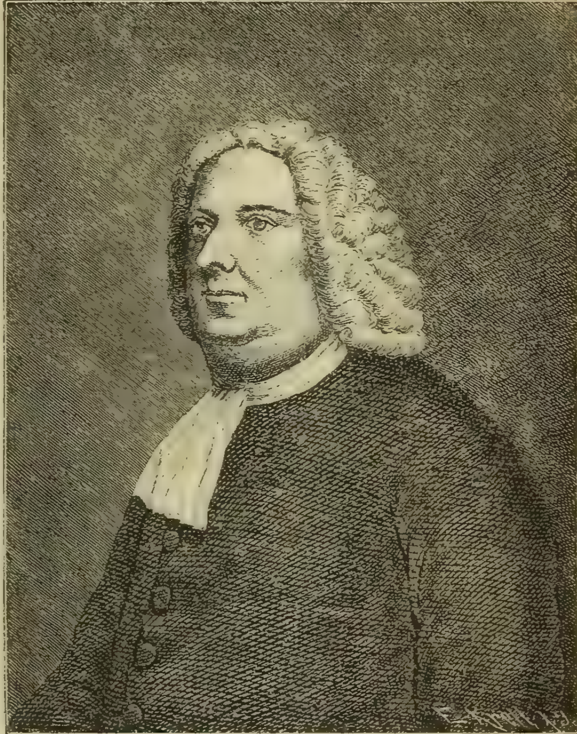


Fig. 335. William Penn. (Nach Kühner.)

§ 11. Unabhängigkeit der Nordamerikanischen Staaten.

Die Kolonisten waren an Freiheit gewöhnt, frei in Kirchen- und Schuleinrichtungen, frei in der Gemeindeverwaltung, frei auch durch den allen gleich verbindlichen Dienst in der Miliz; doch fühlten sie sich von der britischen Regierung in Handel und Gewerbe auf eine drückende Weise beschränkt.

Sie durften ihre Güter nur nach England ausführen und ihre Bedürfnisse nur aus England holen: jeder Verkehr mit andern Ländern war ihnen verboten. Und nur Rohstoffe, Eisen, Wolle, Flachs ꝛc. sollten sie in England zu Markte bringen, keine Fabrikate. Ja auch für sich selbst durften sie vieles nicht anfertigen, keine Tücher, keine Hüte, keine Stahlwaren ꝛc.; alle Fabrikation, die guten Gewinn abwarf, hatte das Mutterland sich vorbehalten, von ihm sollten die Pflanzer derlei Artikel beziehen. Sie hatten allerdings auch ihre Vorteile, genossen namentlich weitgehende Steuerfreiheit; dennoch herrschte bei ihnen über jene Handels- und Gewerbsbeschränkungen starke Unzufriedenheit und der Schleichhandel blühte. Ihre Religion hatte sie geschult, folgerichtig zu denken, frei zu sprechen und persönliche Verantwortung zu übernehmen.

Infolge des Kolonialkriegs war Englands Schuldenlast außerordentlich angewachsen, und da der Krieg doch im Interesse der Kolonien geführt worden war, schien es nicht unbillig, sie nun auch zum vermehrten Staatsbedarf beitragen zu lassen. So wurde denn 1765 durch einen Beschluß des Parlaments zu London eine Stempeltaxe bei Verträgen, Schuldverschreibungen ꝛc. in den Kolonieen eingeführt. Dieser Abgabe würden sich die Amerikaner bei ihrem Wohlstand nicht geweigert haben, wenn sie nur zu deren Auflegung selbst mitgestimmt, d. i. eine Vertretung im Parlamente gehabt hätten, um die sie immer umsonst angehalten hatten. So aber erregte die „willkürliche" Belastung ihren schweren Unwillen und sie lärmten gewaltig darüber.

In Boston (Massachusetts) und Philadelphia läutete man sogar bei Ankunft des Stempelpapiers die Trauerglocken, bemächtigte sich desselben mit Gewalt und verbrannte es. Das war, ohne daß man's noch ahnte, der Anfang einer Revolution.

In England tadelten indessen viele, wie der große Pitt, die Besteuerung der Amerikaner, und da diese seitdem verabredetermaßen wenig mehr mit dem Mutterlande verkehrten, dagegen desto emsiger den Schmuggelhandel mit andern Nationen trieben, so baten die dadurch beeinträchtigten englischen Kaufleute selbst das Parlament um Zurücknahme des Stempelgesetzes. Und es wurde wirklich zurückgenommen, 1766, worüber die Amerikaner jubelten. — Allein das Recht zu besteuern hatte die britische Regierung damit nicht aufgegeben und 1767 legte sie einen Zoll auf Thee, Glas, Papier und Farben; hinreichend für die Besoldung der Statthalter und Oberrichter. Das versetzte die Amerikaner in noch ärgere Verbitterung. Zunächst kamen sie überein, gar keine solche Artikel mehr von England zu beziehen. Ihr Zorn machte sich da und dort durch blutige Raufhändel mit Soldaten Luft. Als bei einem Streit zwischen Bürgern und Soldaten zu Boston einige Personen erschossen wurden, da ließen sie die drohendsten Reden fallen. — Von ihrer Stimmung benachrichtigt, hob die schwankende Regierung nun auch den verhaßten Zoll wieder auf, 1770, mit einziger Ausnahme des Thee's, bei dem sie ihn nur bestehen ließ, um sich nicht den Anschein völliger Verzichtleistung auf ihr Recht zu geben. Um jedoch die Amerikaner zu begütigen, erließ sie den englischen Kaufleuten den beträchtlichen Einfuhrzoll vom Thee gänzlich, also daß derselbe in Amerika trotz der dort zu leistenden Verkaufsabgabe noch wohlfeiler als früher abgelassen werden konnte. Jetzt sandten diese Kaufleute Schiffe voll Thee hinüber in Hoffnung, reißenden Absatz eines Artikels zu finden, der sonst immer zu den gangbarsten gehörte. Aber siehe, die Amerikaner mögen den Thee nicht, so lange sie noch eine „willkürliche" Steuer davon zahlen sollen. Sie brühten lieber geschmuggelten. Allein sie thaten auch etwas weit darüber hinaus; 50 als Rothäute verkleidete Bostoner erstiegen unversehens drei im Hafen liegende

Schiffe und warfen daraus 342 Theekisten (18 000 Pf. Sterling wert) über Bord ins Meer, 28. Dez. 1773.

Jetzt fühlte sich die Regierung zu strengen Maßregeln bewogen. Sie ließ den Hafen von Boston sperren, daß kein Schiff mehr ein- und auslaufen konnte; sie hob den Freibrief von Massachusetts auf. Aber da nimmt alles Anteil an dem „barbarischen Mord" der guten Stadt. Man schreit: „Die Feldherren des Despotismus eröffnen jetzt die Laufgräben, um unsere Bollwerke der Freiheit zu zerstören, und nichts als Einigkeit und Entschlossenheit kann uns retten!" Nach Abhaltung eines allgemeinen Buß-, Bet- und Fasttages (!) traten Abgeordnete der 12 Provinzen (ohne die jüngste Georgia), welche bisher in keinem näheren Verbande unter einander gestanden waren, in Philadelphia zum Ersten Kongresse zusammen, 4. Sept. 1774. Hier verbrüderten sie sich, fest zusammen zu stehen, und beschlossen, vorerst jede Handelsgemeinschaft mit England aufzugeben.

Die Amerikaner sollten ermuntert werden, selbst die nötigen Werkstätten zur Bereitung ihrer Bedürfnisse aufzurichten. Das thaten diese auch frisch zum Hohn aller Gegenbefehle der Beamten, welche nur verlacht wurden. Übrigens erließ der Kongreß auch starke Zuschriften an König und Volk in England, worin er bezeugte, daß die Amerikaner treu zur Krone und ihren Brüdern dort stehen würden, wenn ihnen Gleichheit der Rechte mit letztern eingeräumt würde, aber auch solche Rechtsgleichheit, namentlich Zutritt zum Parlament, nachdrücklich forderte.

Statt aber von Gewährung dieses Begehrens zu hören, nahmen die Kolonisten wahr, daß die Engländer kriegerische Anstalten trafen; so dachten sie denn gleichfalls daran, sich in Kampfbereitschaft zu setzen. Sie legten an einigen Orten Waffenmagazine an. Nun kam es schnell zum Ausbruch. Die Statthalterei zu Boston sandte Truppen aus, eines jener Magazine zu Concord zu zerstören. Diese stießen bei Lexington auf amerikanische Miliz, die sich ihnen widersetzte. Sie vertrieben dieselbe und führten ihr Vorhaben aus. Auf dem Heimwege aber wurden sie aus allen Büschen, Hecken und Gräben von versteckten Amerikanern beschossen, so daß sie schweren Verlust erlitten. Damit war, 19. April 1775, der Bürgerkrieg begonnen, welcher der amerikanische Freiheitskrieg heißt. Gegen die offene Rebellion erhob sich England mit Macht. Es rüstete eigene Truppen und zog fremde herbei, Braunschweiger, Hessen, Ansbacher, Waldecker, 17 000 (endlich 29 875) Deutsche, die es ihren Fürsten abkaufte! Ein stattlich Heer sollte über den Ozean, den bockischen Amerikanern die Hörner abzustoßen. Diese ließen aber auch durch ihre weiten Gaue hin den Ruf ertönen: Auf zu den Waffen! Freiheit oder Tod! Und der Kongreß wählte 15. Juni einen Oberfeldherrn in der Person Washingtons.

Georg Washington, geb. 1732 zu Bridges Creek in Virginien, Befehlshaber der virginischen Landwehr im Kolonialkriege, dann Mitglied des Kongresses zu Philadelphia, ragte durch Ruhe und Besonnenheit, Umsicht und Scharfblick, unbewegliche Festigkeit und hohen Mut, sowie durch edle Uneigennützigkeit über alle seine Landsleute hervor. Da er auch Kriegstalent und Erfahrung besaß, war er ohne alle Frage der beste Führer, den sich die Amerikaner erlesen konnten, ein Mann von der scheinlosesten Gediegenheit. Er hatte aber eine schwere Aufgabe. Es liefen auf jenen Ruf nicht etwa gleich Hunderttausende zu den Freiheitsfahnen; die allermeisten warteten, bis der Kongreß sie anwarb. Dieser aber, der sich vor einer Militärherrschaft fürchtete, warb immer nur eine mäßige Zahl Soldaten und nur auf Monate an, dann verliefen sie sich wieder. Die Milizen wollten sich als „Männer der Freiheit" keiner Disziplin unterwerfen; und mit Unordnung und Ungeübtheit im Kriegswerke verband sich Feigheit in offener Schlacht. Die Provinzen wollten sich zu keinen Opfern verstehen und duldeten darum nicht, daß der Kongreß Kriegssteuern erhebe; so konnte er die wenigen Truppen nicht mit dem Nötigsten versehen, sie litten Mangel an Nahrung, Kleidung und Kriegsbedarf. Nur ein Washington mit seiner Klugheit und Geduld vermochte unter solchen Verhältnissen etwas auszurichten, wobei ihm allerdings zu statten kam, daß die feindlichen Generale nicht zu den geschicktesten gehörten und daß denselben durch die Ausdehnung und die Wildnisse des Landes der Kampf sehr erschwert war, während ihre Verbindung mit grausamen Indianerhorden diesen unversöhnlich machte.

Die englischen Heere landeten mit großer Verachtung der Amerikaner, und wie flau es um die Kriegskraft derselben aussähe, wußte niemand besser als Washington selbst. Gleichwohl thaten die Amerikaner eben jetzt, da Albion über sie hereinschwebte, zu Baltimore, dahin der Kongreß sich verlegt hatte, 4. Juli 1776, den entscheidenden Schritt, daß sie sich unter Anrufung der Menschenrechte vom Mutterlande lossagten und „die Unabhängigkeit der Vereinigten nordamerikanischen Staaten" proklamierten.

Es schien indes nicht lange damit dauern zu sollen. Das erste Treffen, welches auf Long Island, 27. August 1776, statt hatte, fiel für die Amerikaner unglücklich aus. Der englische Oberfeldherr Howe besetzte darauf Neuyork, und Washington konnte es nicht hindern, seine Leute waren größtenteils davon gelaufen. Howe verfolgte ihn von da, und er mußte mit seinem Rest von 3000 verlumpten und verschrockenen Kriegern über den Delaware fliehen. Hätte der Vorsichtige nicht alle Fahrzeuge am diesseitigen Ufer entfernt, Howe würde ihn noch über den Fluß verfolgt und vernichtet haben. Durch diese Vorfälle wurden die amerikanischen Truppen allgemein entmutigt, also daß sie scharenweise heimzogen. — Doch Washingtons starker Geist hielt die Sache noch. So schnell als möglich sammelte er frische Mannschaft um sich, und noch zu Weihnachten 1776 erschien er wieder diesseits des Delaware. Der Feind war jetzt in die Winterquartiere auseinander gezogen, und da machte er bei Trenton durch nächtlichen Überfall ein vereinzeltes hessisches Korps von 1000 Mann zu Gefangenen. Darnach eroberte er noch einen großen Teil von Neujersey, und die Amerikaner schöpften neuen Mut.

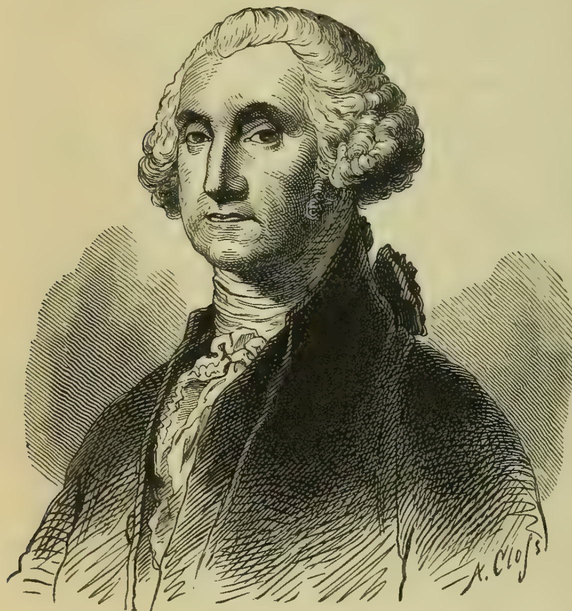


Fig. 336. Georg Washington. (Nach G. Stuart.)

Zur Erhöhung desselben trug bei, daß sie etwelchen militärischen Zuzug aus Europa erhielten. Freiheitsbegeisterte Männer schifften herüber, um „für die Freiheit" der aufgestandenen Staaten mitzukämpfen; so der Franzose Lafayette, der Pole Kosciuszko, die Deutschen v. Steuben, Kalb u. a. Der kriegskundige Steuben machte sich insonderheit um bessere Einschulung der Truppen verdient; er erst führte Disziplin ein.

Allein die Lose fielen wieder unglücklich. Da Washington mit seinen 9000 Mann gegen Howes 30 000 kein Haupttreffen wagen durfte, wich er ihm lange aus, nur bedacht, durch Hin- und Hermärsche den Gegner zu ermüden und zu schwächen. Als aber Howe sich Philadelphias zu bemächtigen drohte, mußte er zur Rettung dieses wichtigsten Platzes heran. Sie schlugen am Bach Brandywine, 11. Sept. 1777; Washingten mußte besiegt sich zurückziehen und der Feind nahm Philadelphia ein. — Der abermals tiefgesunkene Mut der Amerikaner konnte sich jedoch schnell wieder aufrichten. Sie hatten den Krieg auch nach Kanada gespielt. Dort stand ihnen der

General Bourgoyne mit 10 000 Engländern und Kanadiern entgegen. Er drang an den Hudson vor und warf sie weit zurück. Allein des Landes unkundig, verwickelte er sich in Wald und Morast; Hitze, Stechfliegen und Mangel an Proviant quälten und entkräfteten ihn. In solcher Not attakierte ihn ein unbedeutender General Gates, rieb ihn in Einzelgefechten auf und umzingelte den Überrest seiner Truppen, 6000 Mann, daß er bei Saratoga kapitulieren mußte, 17. Okt. Von solchem Schlage betroffen, bot nun das britische Ministerium den Amerikanern Friede und Versöhnung an; allein schon war es zu spät. Denn eben jetzt ward ihnen ein hochansehnlicher Bundesgenosse verschafft durch die Bemühung Franklins, der zweiten Hauptperson des Stücks.

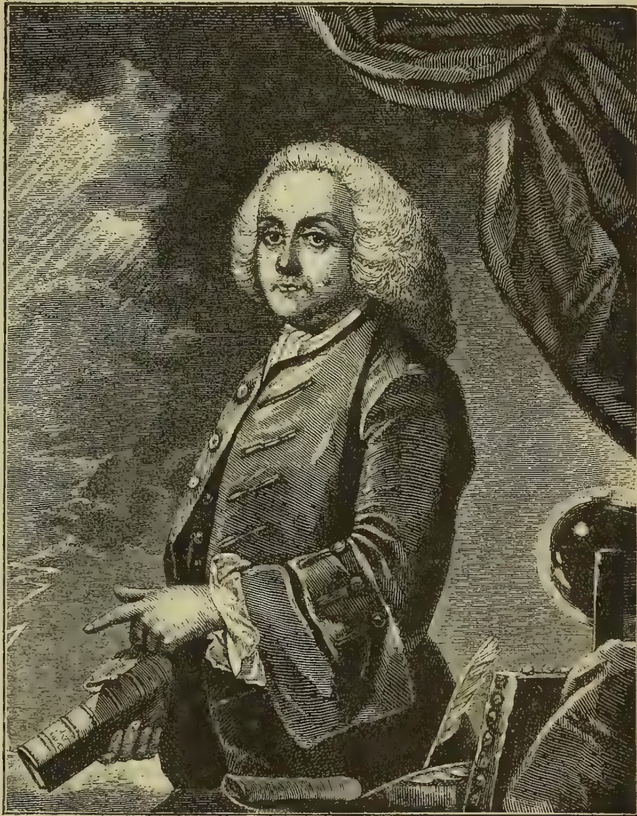


Fig. 337. Benj. Franklin. (Nach dem Originalgemälde von Wilson.)

Benj. Franklin, geb. 1706 zu Boston, der berühmte Erfinder des Blitzableiters, war Buchdrucker, Naturforscher, Schriftsteller und Staatsmann. Er erwarb sich durch Herausgabe einer gemeinnützigen Zeitschrift und durch Gründung nützlicher Anstalten (Hospitäler, Schulen 2c.) mancherlei Verdienste. Er war es auch, welcher zuerst den Gedanken an völlige Losreißung vom Mutterlande und an Aufrichtung einer Republik gefaßt hatte.

Als Gesandter des Kongresses in Paris brachte er 6. Febr. 1778 ein Bündnis mit Frankreich zu stande, in welchem dieses die Unabhängigkeit der Kolonieen anerkannte und ihnen Unterstützung zusagte. Ludwig XVI., der gute, blöde Monarch, ließ sich darauf ein, ohne zu ahnen, daß er durch diesen unnatürlichen Bund mit Aufständischen seinen Thron untergrub; er hatte schon Juni 1776 insgeheim durch Sendung von Waffen der Republik geholfen. Die Amerikaner waren aber von dieser Allianz, ohne die sie nicht gesiegt hätten, höchlich erbaut, und ihre Prediger mußten die Verbindung mit Frankreich als ein Geschenk des Allmächtigen preisen, Englands Friedensvorschläge als Blendwerke Satans schildern.

Die Engländer bekamen jetzt freilich einen sehr schweren Stand. Sie hatten nunmehr auch mit dem mächtigen Frankreich zu kämpfen, und zu diesem traten sogar noch Spanien und Holland gegen sie. Sie sahen sich zu den größten An-

strengungen genötigt, die sie aber auch heldenmütig machten. Der Krieg mit den neuen Feinden breitete sich über alle Meere aus; aber er wurde fast nur zur See geführt, wo Albions stolze Flaggen ihren Ruhm behaupteten. Den Amerikanern leisteten bloß die Franzosen mit einer an ihren Gestaden kreuzenden Flotte und ausgeschifften Landtruppen erklecklichen Dienst, namentlich aber mit bedeutenden Geldsummen.

Der Krieg auf dem Lande schleppte sich ein paar Jahre lang mit Hin- und Hermärschen und Gefechten hin. 1780 unterwarf sich Clinton, Howes Nachfolger im Oberkommando, die Provinz Südkarolina; Gates wollte sie zurückerobern, wurde aber 16. Aug. von Clintons Unterfeldherrn Cornwallis aufs Haupt geschlagen. Washington wußte es nicht wieder auszugleichen. Er blickte mit Jammer auf seine unzureichenden, schlechtversorgten, kampfunlustigen, kaum zusammenzuhaltenden Truppen, mit Herzeleid auf die Zwietracht seiner eifersüchtigen und in Parteien getrennten Landsleute hin und sah „nichts als ein zunehmendes Ende" vor sich. Doch hielt er mit eiserner Standhaftigkeit aus und operierte unter den ungünstigsten Verhältnissen mit Klugheit und Entschlossenheit fort.

Wider alles Vermuten führte Washington plötzlich durch einen Hauptstreich die Entscheidung herbei. Er raffte seine ganze Macht zusammen, 7600 wirkliche Soldaten neben der unzuverlässigen Miliz, griff sodann im Verein mit den Franzosen die Engländer unter Cornwallis, die sich Nordkarolinas bemächtigen wollten, mit Ungestüm an, errang einen glänzenden Sieg, belagerte sofort Yorktown, dahin Cornwallis sich geworfen, und zwang 19. Okt. 1781 den hohen Lord, mit seinen übrigen 7000 Mann sich zu ergeben. Dieses Unglück stimmte die Engländer für weiteres Nachgeben. Sie unterhandelten mit den Amerikanern und verstanden sich zur Anerkennung ihrer Unabhängigkeit, worauf, 30. Nov. 1782, ein Vorfriede mit den Vereinigten Staaten zu stande kam. Nur Kanada blieb den Engländern, den Amerikanern dagegen ward das unermeßliche Gebiet im Westen gegen das stille Weltmeer hin überlassen. Gleich fing „John Bull" mit seinem „Bruder Jonathan" wieder einen lustigen und einträglichen Handel an.

Mittlerweile hatte der Krieg Englands mit den verbündeten europäischen Mächten und nicht zu Ungunsten des ersteren fortgedauert. Er ward ihm erschwert durch die bewaffnete Neutralität, zu welcher sich 1780 die 3 nordischen Staaten, 1781 auch Preußen verbanden, um das tyrannische Seerecht der Briten zu brechen. Aber bei Guadeloupe erfocht Admiral Rodney, 12. April 1782, einen großen Seesieg über die Franzosen und Spanier. Noch ruhmvoller war die dreijährige (1779—82) Verteidigung des hart belagerten Gibraltars (Fig. 338) durch Elliot. Die Spanier wollten den Engländern diese (S. 632) hochwichtige Felsenfeste um jeden Preis wieder entreißen und die Franzosen leisteten ihnen kräftigsten Beistand. Beide beschossen zuletzt den Ort aus 10 schwimmenden, mit 300 Feuerschlünden besetzten Batterieen und 47 Linienschiffen; aber Elliot setzte mit glühenden Kugeln die Batterieen und Schiffe der Belagerer in Brand. In der Nacht (13. Sept. 1782) rötete eine ungeheure Lohe den Himmel; die Batterieen gingen in Flammen auf, während dazwischen ein Schiff ums andere in die Luft flog. Gibraltar blieb den Briten. Endlich bequemten sich auch die Verbündeten zum Frieden, welcher 3. Sept. 1783 zu Versailles abgeschlossen ward. England trat einiges in Westindien an Frankreich ab, erhielt aber von Holland in Ostindien Entschädigung; Spanien gewann Florida.

Nach Nordamerika zurück. Die aufgestandenen Kolonieen waren nun also „frei". Sie waren es durch Washington geworden, dem sie allein das Gelingen des Werkes zu danken hatten. Der Held achtete seinen Beruf erfüllt, nahm von seinen Kriegern feierlichen Abschied, sorgte, daß ihnen der zugesagte Lohn bezahlt wurde, legte den Oberbefehl nieder und zog sich auf sein virginisches Landgut Mount Vernon

zurück. Der junge Staat, wenn man schon von einem einigen reden darf, ist aber noch ungeordnet und ungestaltet; die einzelnen Provinzen hängen nur durch die lockere Konföderation von 1781 zusammen, und schon droht alles aus den Fugen zu gehen. Es war nötig, daß man eine festere Einrichtung traf.

„Recht frei" zwar wollten die Amerikaner allewege sein und nicht nur also gemäß den neuen europäischen Freiheitsideen, welche sich bei ihnen am ersten verkörpern sollten, zusammen eine Republik bilden, sondern auch in dieser die 13 Staaten wieder möglichst frei für sich bestehende Republiken sein lassen. Darum sollte jeder Staat in den allermeisten Dingen ganz nach Gefallen schalten und walten können. Doch aber um der Ordnung und des gemeinen Nutzens willen gaben sie nach langem Streiten in Philadelphia, durch Washington und den einsichtigen Hamilton gewonnen, der gemeinsamen Bundesregierung einen stärkeren inneren Halt, indem ihr

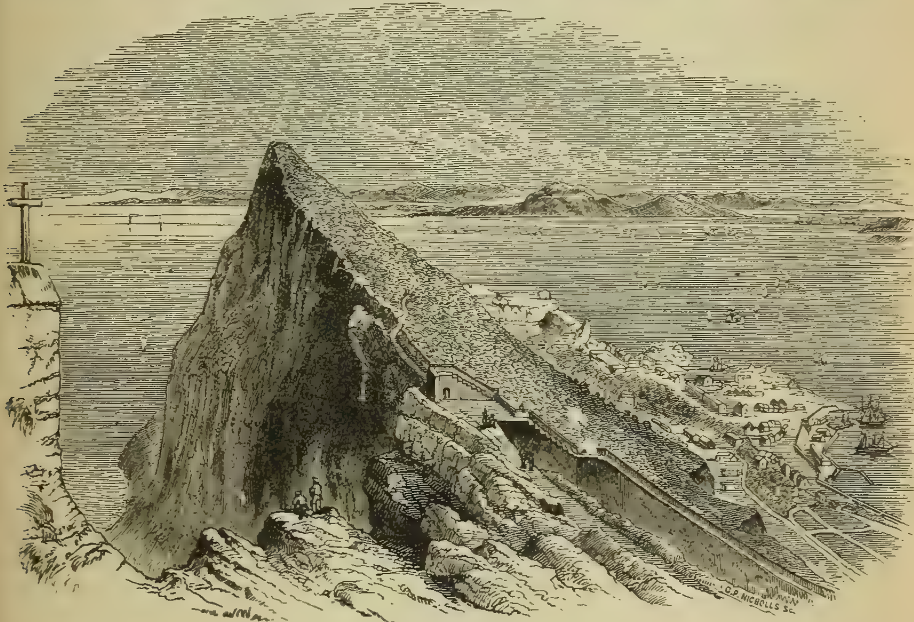


Fig. 338. Gibraltar.

die einzelnen Staaten ihre eigene Unabhängigkeit in allen äußeren Verhältnissen und den wichtigsten innern Angelegenheiten zum Opfer brachten. Diese Bundesregierung hat Steuerbestimmung, Oberaufsicht über Zölle und Abgaben, über Münzen und Papiergeld, das Recht, Krieg zu erklären und Frieden zu schließen, das Amt, die Streitigkeiten der Staaten unter einander zu schlichten u. s. w. Sie besteht aus einem von Abgeordneten aller Provinzen gebildeten und in zwei Kammern, Senatoren- und Repräsentanten-Haus, geteilten Generalkongreß, welcher die gesetzgebende, — dann einem auf vier Jahre gewählten Präsidenten der Gesamtrepublik, welcher die vollziehende Gewalt hat und zugleich Oberbefehlshaber der ganzen Land- und Seemacht ist, — endlich einem von beiden getrennten höchsten Gerichtshof, welcher die richterliche Gewalt ausübt. Die Regierung als solche bekennt sich zu keiner Religion, so sprach man den französischen Philosophen nach. Jede Religionspartei genießt Schutz, muß aber für Kirchen rc. selbst sorgen. Die neue Bundesverfassung wurde 17. Sept. 1787 bekannt gemacht.

Es waren 13 Provinzen, welche sich zuerst in diesem Staatenbund vereinigten: Massachusetts, Neuhampshire, Rhode-Island, Konnektikut, Neuyork, Neujersey, Pennsylvanien, Delaware, Maryland, Virginien, Nord- und Südkarolina, Georgien. Jetzt ist ihre Zahl auf 42 Staaten und 10 Gebiete (werdende Staaten) gestiegen.

Zum ersten Präsidenten des Staatenvereines wurde 1789 der gefeiertste Mann, Washington, einstimmig gewählt. Und mit Selbstverleugnung verließ er seinen ländlichen Aufenthalt, um sich den unbezahlten Mühen der Staatsverwaltung hinzugeben. Nach Verlauf von vier Jahren wurde er wieder gewählt und regierte also 8 Jahre die junge Republik mit seiner gewohnten Weisheit und Mäßigung; und er wirkte viel zu ihrer Befestigung. Wegen seines Widerwillens gegen ein republikanisches Treiben, wie es damals in Frankreich auftauchte, wurde er wohl von einem Teile seiner Mitbürger angegriffen; die Radikalen betitelten ihn einen „Söldling Englands“ ꝛc.; er trug aber alles gelassen und drang unverrückt auf Festhaltung von Religion und Moral als der Grundsäulen des Staatswohls.

Zum drittenmale ließ er sich nicht wieder wählen; nachdem er noch einen warmen Aufruf an seine Amerikaner erlassen, daß sie ihre Freiheit in den nötigen Schranken halten, Einigkeit unter einander bewahren und unvermischt mit dem Schicksal auswärtiger Völker für sich bleiben sollten, trat er in die Einsamkeit zurück mit dem hohen Ruhm, die politische Ehrenhaftigkeit wieder eingeführt und geheiligt zu haben. In der glanzlosen Echtheit seines Wesens sah man, wie Genie und Freiheit sich vereinigen lassen in einem Christenleben, dessen Ruhm zur Sterbestunde war: „es freue ihn, in einer vielverschlungenen Laufbahn seine Barke mit reinem Gewissen gesteuert zu haben.“ Er starb 14. Dez. 1799, nachdem er eine Summe zur Errichtung einer Universität bestimmt und allen seinen Sklaven die Freiheit geschenkt hatte, mit Versorgungsgeldern für die Alten und Unterrichtsgeldern für die Kinder. Wie sehr hatte er gewünscht, „daß Virginien die Sklaverei allmählich abschaffen möge, um großes Unheil zu verhüten!“ Man baute ihm zu Ehren die Stadt Washington und erhob sie zur Bundesstadt, in welcher sich der Kongreß versammelt. Franklin war 1790 gestorben, nachdem er einen Verein zur Abschaffung der Sklaverei gestiftet, der jedoch, wie Washingtons Exempel, wenig Frucht brachte. Immerhin haben Pennsylvanien 1780 und dann die Nordstaaten die Freilassung aller seit 1776 geborenen Sklaven ausgesprochen, daher im Norden die Sklaverei um 1800 fast ausgestorben war.

Nach dem „freien“ Nordamerika strömten nun noch viel mehr Menschen aus allen Teilen Europas, Zehntausende des Jahrs, von welchen jedoch viele die geträumten goldenen Berge nicht fanden. Es ist dort mehr ein Tummelplatz für die Starken, als ein auch den Schwachen Recht und Sicherheit ausreichend gewährendes Regiment. Allerdings aber hat, wie die Bevölkerung, so der Anbau des Landes, die Handelsthätigkeit und der Wohlstand außerordentlich rasch zugenommen. Indessen liegt auf ihm eine schwere Schuld. Die Kolonisten haben den Urbewohnern das Land räuberisch abgenommen und sie immer weiter nach Westen gedrängt, auch Millionen derselben mit Schwert, Branntwein und willkürlich gebrochenen Verträgen umgebracht, so daß ganze Stämme von der Erde verschwunden sind. Im Süden aber nahm die Sklaverei (s. 1800) ihre häßlichste Gestalt an, als ein System der Züchtung und Ausbeutung des Negers zur Gewinnung von Baumwolle. In diesem Mammonsdienst galt nun bald der Dollar für den Allmächtigen!

§ 12. Kunst und Wissenschaft im 18. Jahrhundert.

Ehe wir übergehen zu dem Hauptereignisse des sinkenden 18. Jahrhunderts, wollen wir noch von Kunst und Wissenschaft handeln. Da tritt nun ein Zweig der Kunst aufs allerstärkste hervor, die Tonkunst. Und sie tönt von da meisterlich fort bis in unsere Tage herein; das Pianoforte wurde erfunden und drang überall ein. Hatte die Bildnerei ihre höchste Blüte bei den Griechen, die Baukunst im Mittelalter, die Malerei in der Reformationszeit, so sollte die Musik, die geistliche und weltliche, in der Neuzeit zur Vollendung emporsteigen. Aber die heilige ging voran. Der größte Tonkünstler in der Kirchenmusik ist Sebastian Bach (Fig. 339), 1685—1750, Sohn eines Stadtmusikus zu Eisenach.

Die Bachs bildeten eine Kette von Musikern durch Thüringen hin; sie hatten's von ihrem Stammvater Veit Bach, einem im 16. Jahrhundert um des evangelischen Glaubens willen

aus Ungarn vertriebenen Bäcker; er spielte die Zither selbst beim Mühlgeklapper. Sebastian sollte alle Glieder der großen musikalischen Familie überragen; er lebte und webte von früh an im Reich der Töne. Als Knabe schrieb er sich aus Mangel an Licht Noten im Mondschein ab, wodurch er frühzeitig sein Gesicht verdarb. Zuerst Organist in Arnstadt, Mühlhausen, am Hof in Weimar, sodann Kapellmeister in Köthen, nahm er endlich 1723 zu Leipzig als Kantor an der Thomasschule seinen bleibenden Aufenthalt. Hier lebte er seinem Amt und seiner Kunst fromm, treu, voll Eifer, allgemein geliebt und geehrt, und glücklich inmitten seiner zahlreichen Familie. Er hatte aus zwei Ehen 20 Kinder, die alle mit entschiedener Anlage zur Musik geboren und zum Teil berühmte Musiker geworden sind. S. Bach komponierte außer Klavierstücken vornehmlich Choräle für die Orgel, vollständige Kirchenmusiken auf alle Sonn- und Festtage, Passionsmusiken und dgl. Er vertiefte sich dabei ganz in das göttliche Wort, und seine Töne lauten wie eine Auslegung des Textes. Das Eigentümliche seiner Musik ist eine wunderbare Tiefe und Kraft. Aber auch zart und lieblich schwebt sie einher, und dann wieder in gewaltigem, majestätischem Brausen. Alle seine Werke sind ein Preis auf den Ewigen. Er freut sich mit seiner Musik und frohlockt in Gott: seine Kunst ist „ein himmlisch Freudenreich zur Verherrlichung Gottes". Mit Recht heißt er der Vater der deutschen Tonkunst, der unübertreffliche Meister des Orgelspiels, der innerlichste, der Erzmusikus. „Der alte Bach wird niemals alt." Die neueste Zeit hat ihn erst wieder schätzen gelernt; der Rationalismus konnte ihn nicht würdigen. Im Alter wurde Sebastian blind; zehn Tage vor seinem Tode konnte er auf einmal wieder sehen; aber plötzlich traf ihn ein Schlag. Unweit der Thomasschule steht sein Denkmal, von seinem Wiederauffinder Mendelssohn gebaut, ein anderes in Eisenach.

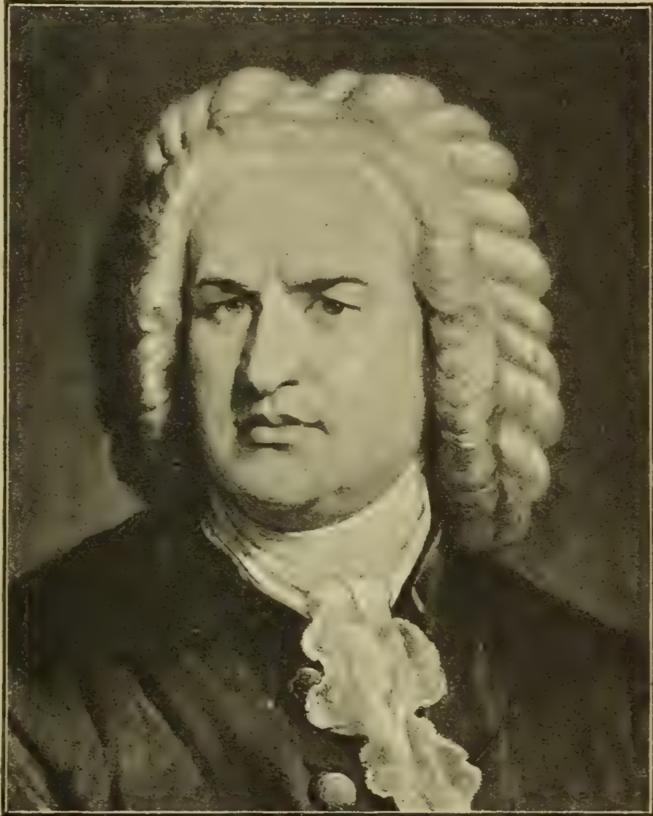


Fig. 339. J. S. Bach. (Nach dem Gemälde von C. Jäger.)

Ihm reiht sich ebenbürtig an G. Fr. Händel, 1685—1759, Sohn eines Baders zu Halle, Musikus von frühester Kindheit an.

Der Vater, der ihn zum Juristen bestimmt hatte, entzog ihm jedes Instrument. Da fand das Knäblein in der Bodenkammer ein altes Spinett, spielte heimlich darauf und übte sich zur Fertigkeit. Bei einer Reise, die er im achten Jahre mit seinem Vater nach Weißenfels machen durfte, lernte der Herzog zufällig sein seltenes Talent kennen und bestimmte den Vater, ihn ganz der Musik zu widmen. Nun gings mit raschen Schritten vorwärts: in Halle und Berlin bildete

er sich aus, und als Jüngling wurde er schon Direktor der Oper zu Hamburg, der gleich selbst Opern setzte. Mit 200 ersparten Dukaten reiste er 1708 nach Italien. In Florenz (wo um 1600 die Oper entstanden war), Rom und Neapel erwarb er sich durch seine Kompositionen hohes Lob; 30mal nach einander wurden seine Stücke aufgeführt. Zurückgekehrt wurde er Kapellmeister in Hannover, ging aber 1712 nach England, wo er, naturalisiert, dem Singspiel und der Kirchenmusik einen unerhörten Schwung gab. 1740 zog er sich ganz vom Theater zurück und verlegte sich auf das Oratorium. Das ist ein lyrisch-dramatisches Tonstück religiöser Natur, das mit Gesang in Begleitung von Instrumenten vorgetragen wird. Im Oratorium nun errang sich Händel die höchste Palme; hier kann ihm kein anderer an die Seite treten. Seine gepriesensten Oratorien sind: Esther, Athalia, das Alexanderfest, Israel in Ägypten, Saul, Samson, Judas Maccabäus, Josua, Jephtha, alle von ungewöhnlicher Gedankenfülle und Tiefe, und erhaben über allen sein unvergleichlicher, in 3 Wochen komponierter Messias, 1741. Dieser wurde unzählige Male aufgeführt; er ergreift noch die Seelen ganz wunderbar. Händel ruht in der Westminsterkirche unter den Großen der Nation. Man hat ihm dort ein prachtvolles Monument aus Marmor errichtet: Über einer Orgel, an deren Fuß Instrumente liegen, schwebt ein Engel und spielt die Harfe; unten lehnt Händel in Lebensgröße und horcht auf das Spiel des Engels, mit einer Feder nachschreibend.

Die drei folgenden pflegten vorzugsweise die weltliche Musik. Christoph Wilibald von Gluck, 1714—87, Sohn eines Försters in der Oberpfalz.

Er lernte und übte die Kunst in Prag, war auch in Italien und England; darauf begab er sich nach Wien. Er schrieb meist Opern. Anfänglich huldigte er noch der tändelnden italienischen Weise; im männlichen Alter wandte er sich gänzlich von ihr ab zur Einfachheit: die Musik solle sich der Dichtung unterordnen und anpassen. Weil er nun den sinnlichen Wienern nicht recht mehr zusagen wollte, zog er 1773 nach Paris, wo eben ein Sinn für ernstere Musik erwacht war. Es gelang Gluck, die bisher dort herrschende italienische zu verdrängen; bei jeder Aufführung seiner gediegenen Werke steigerte sich der Enthusiasmus. Die vorzüglichsten seiner Opern sind: Orpheus und Eurydice, Alceste, Iphigenie auf Aulis, dieselbe auf Tauris. Kenner behaupten, daß in seinen plastisch vollendeten und in ihrer Art unerreichbaren Tongestalten die griechische Tragödie gleichsam wieder erweckt sei. 1780 ging er reich an Ehre und Gut nach Wien zurück, wo er starb.

Joseph Haydn, 1732—1808, Sohn eines Wagners zu Rohrau in Österreich.

Joseph wurde mit acht Jahren Chorknabe an der Stephanskirche in Wien und empfing dort Unterricht bis zum sechzehnten Jahre, wo er, weil jetzt seine Stimme mutierte, entlassen ward. In einem ärmlichen Dachstübchen ernährte er sich jetzt kärglich mit Unterrichtgeben 2c.; aber sein Kunstgenie entfaltete sich dabei kräftig und prächtig. 1760 wurde er Kapellmeister beim Fürsten Esterhazy. Von 1790 an lebte er drei Jahre in London, wo ihm endlose Ehrenbezeigungen zu teil wurden; dann kehrte er nach Wien zurück. Haydn schrieb unzählige Stücke, besonders Symphonieen, Quartette, auch Opern, Messen; das Beste von ihm ist 1799 sein Oratorium: Die Schöpfung. „Die ganze Leiter der Empfindungen vom hellsten Jubel bis zu den Schauern des Geheimnisses durchlief er, aber Maß und Anmut blieb ihm stets zur Seite; da ist nichts zu lang oder zu kurz."

Wolfgang Amadeus Mozart, 1756—91, Sohn eines Kapellmeisters zu Salzburg. Ein Wunderkind, das mit vier Jahren Klavier spielte, mit fünf Jahren schon komponierte und sich an den Höfen hören ließ.

Das Knäblein mit den großen feurigen Augen und den wundersam gelenken Fingern erregte überall hohe Verwunderung. Mit acht Jahren war er auch in Paris und London und trug von ihm selbst gefertigte Stücke zum Erstaunen der Hörer vor. Mit 13 Jahren wurde er Konzertmeister in Salzburg, wo alles über ihn jubelte. 1770 durchreiste er Italien spielend und neue Tonwerke schaffend; und die Italiener gerieten über seiner Kunst außer sich. In Salzburg vom Erzbischof unwürdig behandelt, siedelte er 1781 nach der kunstliebenden Kaiserstadt über. Aber auffallenderweise erhielt er keine Anstellung mit festem Einkommen; er mußte von Konzerten, Lektionen und Kompositionen leben und mit bitterer Not kämpfen. Als endlich Friedrich Wilhelm II. ihm 3000 Thaler bot, rührte sich Joseph II. und bot ihm eine Besoldung von 800 Gulden; da blieb er bei „seinem guten Kaiser". Mozart hatte ein weiches, zärtliches, nur Liebe atmendes und Liebe heischendes Gemüt; das ging durch sein ganzes Leben und alle seine

Werke hindurch. Mit der wärmsten Empfindung verbindet sich in diesen aber der feinste Sinn, die rosigste Anmut, die reizendste Einfachheit und die höchste Kunst. Unversiegbar, wo er ging und stand, quoll die holde Musik aus ihm heraus, die er jedoch stets, ehe er sie rein schrieb, der eigenen schärfsten Kritik unterwarf. Er komponierte Sonaten, Symphonieen und viel andres; am berühmtesten sind seine Opern: Idomeneo, die Entführung aus dem Serail, Figaros Hochzeit, die Zauberflöte, Titus; Don Juan gilt für die Krone seiner Werke. Aufgezehrt von Sorge und Arbeit starb er, 35 Jahre alt, über seinem Requiem. Der große Haydn selbst nannte ihn den Einzigen und seine Werke unnachahmlich.

Wir gehen nun zur Poesie des 18. Jahrhunderts über.

Mehr als die Franzosen (S. 696) haben die Engländer geleistet. — Vielgerühmt werden noch immer der elegante, graziöse Poet Alexander Pope, † 1744, der kühne Dan. Foe (Defoe), † 1731, der den Robinson Crusoe schuf, und der große Humorist Jonathan Swift, † 1745, der, obwohl selbst Geistlicher, in seinem Menschenhaß alles, auch die Kirchen, schonungslos verhöhnte. Dagegen schrieb der Pfarrer Ed. Young, † 1765, seine berühmten „Nachtgedanken", ein Lehrgedicht. Der Mann erfuhr sehr traurige häusliche Geschicke, Gattin und Kinder starben ihm schnell dahin, das veranlaßte ihn zu seiner ernsten Dichtung über die Vergänglichkeit des Irdischen 2c. Ein noch trefflicherer Lehrdichter war William Cowper, † 1800, der den in England wieder erwachenden religiösen und patriotischen Sinn meisterlich zum Ausdruck brachte. Vater des Familienromans wurde Sam. Richardson, † 1761. Dagegen war wieder ein klassischer Humorist der sentimentale Prediger Lor. Sterne, † 1768.

Oliver Goldsmith, † 1774, ein Arzt bald da, bald dort, lieferte in seinem „Vicar of Wakefield" das Muster einer Familiengeschichte. Es ist alles aus dem täglichen Leben genommen, wahrhaft dargestellt und scharf gezeichnet. Der „Landpfarrer" wurde ein Lieblingsbuch auch außerhalb Englands. — Außerordentliches Aufsehen erregten „die Gedichte Ossians", welche seit 1763 ein Hochschotte, J. Macpherson, herausgab. Ossian soll ein keltischer Barde der Urzeit gewesen sein, der die Heldenthaten seines einzig starken Vaters Fingal und anderer besang. Macpherson hat die Gedichte im Gälischen späterer Jahrhunderte aufgefunden und mangelhaft übersetzt; immerhin sind sie eigentümlich großartig und schön, man schaut in eine neue Welt von wilden und zarten Nebelgestalten, die doch am Aussterben ist. Wie heimelt einen dagegen Rob. Burns an, † 1796, der unübertroffene Naturdichter des lebenden Niederschottlands. — Als Geschichtschreiber errangen sich hohe Bedeutung der skeptische David Hume, † 1776, der lichtvolle W. Robertson, † 1793, und der vielseitige Ed. Gibbon, † 1794.

Die Dänen hatten an dem genialen L. Holberg († 1754) einen vielseitigen Lustspieldichter, der Molière gleichkommt.

Mit der deutschen Dichtkunst stand es herzlich schlecht; war sie doch eine Nachäfferin der französischen und voll gespreizter Phrasen ohne Geist. Man folgte in der Form Opitz (S. 649), dem Gesetzgeber der „Poeterey". Aber nun begann eine kräftige Gegenwirkung. Joh. Jak. Bodmer, † 1783, Professor zu Zürich, dichtete zwar selbst nichts Sonderliches, er bekämpfte aber den schlechten Geschmack, welchen namentlich der Leipziger Gottsched vertrat, deutete auf die besseren englischen Muster hin und zog die herrlichen Dichterwerke des Mittelalters wieder ans Licht. Bald traten wirkliche Dichter auf, zunächst noch kleine Lichter.

Friedr. v. Hagedorn, † 1754, schrieb Fabeln und Lieder in einfacher, fließender Sprache. Der Berner Albrecht von Haller, † 1777, Professor der Medizin zu Göttingen, hat erhabene Gedanken und tiefe Empfindungen, bringt es aber auch in seinen „Alpen" zu keiner Anschaulichkeit. — Christian Fürchtegott Gellert, † 1769, Professor in Leipzig. Durch seine „Fabeln" wurde die Litteratur wieder lebendige Volkssache. Der große Fritz hielt ihn noch für den räsonnabelsten der deutschen Gelehrten. Gellert verfaßte auch geistliche Lieder, ernst- und gutgemeint; doch fehlt ihnen der rechte Schwung, wenn wir gleich immer noch mit Erbauung singen: Wie groß ist des Allmächt'gen Güte 2c., Auf Gott und nicht auf meinen Rat 2c. — Ewald v. Kleist, preußischer Major, der bei Kunersdorf 1759 fiel. Sein „Frühling" ist reich an hübschen Naturschilderungen. — J. W. L. Gleim, 1719—1803, schrieb „Kriegslieder", die

den Zauber bezeugen, welchen Fritz auf seine Zeitgenossen übte, und wurde liebevoller Pfleger der aufblühenden Dichterjugend, die ihn nur den „Vater Gleim" nannte. — Sal. Geßner, † 1787, verfaßte empfindsame Idyllen oder Hirtengedichte, nach welchen Herren und Damen fleißig ein arkadisches Schäferleben spielten. — G. W. Rabener, † 1771, schrieb zahme Satiren, G. Christoph Lichtenberg dagegen, † 1799, der auf Reisen nach England den Jammer deutschen Lebens schärfer durchschauen lernte, handhabt die Geißel der Satire mit Geist. Das sind aber alles nur Vor- und Nebenläufer.

Die klassische Periode unserer Dichtkunst hebt an mit Friedrich Gottlieb Klopstock, geb. 1724 zu Quedlinburg, † 1804 in Hamburg. Er erhielt seine Bildung zu Schulpforta und Leipzig, lebte dann bald in Kopenhagen, bald in Hamburg von einem Jahrgehalt, den ihm der dänische König Friedrich V. reichte. An Gefühl, Geist, Kraft, Schwung ragte er weit über alle Dichter seiner Zeit empor.

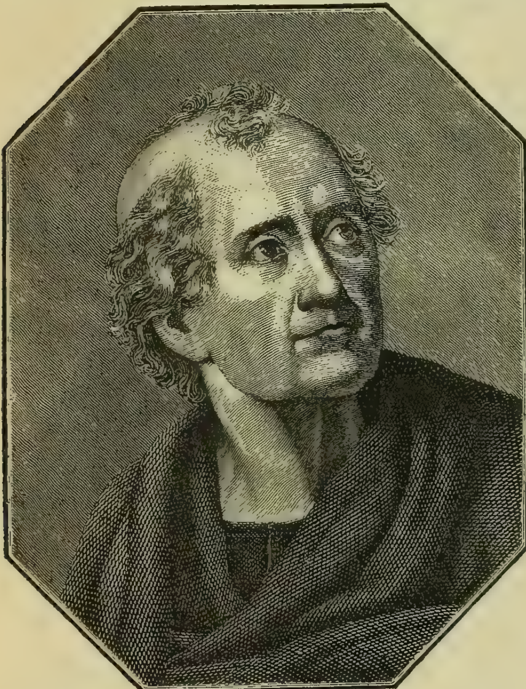


Fig. 340. Klopstock im Alter. (Nach einem gleichzeitigen Stich.)

Er schuf Neues und Höheres, wenn er auch mehr erstrebte, als erreichte. Es ist vornehmlich ein Zwiefaches, was ihn kennzeichnet, seine Begeisterung für das deutsche Vaterland und seine Freude am Welterlöser. Sein Hauptwerk ist der „Messias", vom Jüngling begonnen und nach 25 Jahren vollendet. Was Händel in den Tönen seines Oratoriums, das verherrlicht er in diesem Epos: die Erlösung der gefallenen Menschheit durch den Sünderheiland. Es steigt mit gewaltigen Schwingen aus der Tiefe des Gemütes und jubelnd bis zum Thron des Himmels empor, wird dann aber freilich zu ätherisch, und im ganzen lobt man es jetzt mehr als man's liest. In seinen „Oden", welche an künstlerischem Werte obenanstehen, besingt er das Vaterland, die Freundschaft, die Naturschönheit ꝛc. mit Glut und hohem Gedankenflug. Auch treffliche „geistliche Lieder" dichtete er, wenngleich sie den alten Kernliedern nachstehen. Seine „Bardenlieder", die „Hermannsschlacht", und andere Ausflüsse eines etwas forcierten Teutonismus lassen uns kalt. Auch vom Messias klagt Schiller, da ziehe der Dichter allem den Körper aus, um es zu Geist zu machen. Aber eine poetische Sprache hat Klopstock uns erst eigentlich geschaffen, zugleich auch die antiken Versmaße uns wieder geschenkt. „Sein Grab in Ottensen, wo er an der Seite seiner Meta ruht, wird für jeden Deutschen, der den Mut hat, zugleich Deutscher und Christ zu sein, für alle Zeiten eine ehrwürdige Stätte bleiben."

Klopstock hat viele erweckt und angespornt, in ihren Dichtungen nach Höherem zu ringen. Mehrere seiner jungen Verehrer stifteten 1772 zu Göttingen den Hainbund, der sichs feierlich zur Aufgabe setzte, die deutsche Poesie von dem leichtfertigen Franzosen- und dem hohlen Phrasenwesen zu reinigen.

Zu diesem gehören: Gottfr. Aug. Bürger, 1747—94, der Vater von Romanzen und Balladen, die das jugendliche Herz durchschauern. — Die Grafen Christian und Friedr. Leop. von Stolberg dichteten Oden, Elegieen, Romanzen, Balladen ꝛc. und übersetzten griechische Werke. Der jüngere tüchtigere Bruder, † 1819, in seiner rationalistisch gewordenen Kirche nicht mehr findend, was er suchte, geriet auf die Thorheit, katholisch zu werden. — L. H. Chr.

Hölty, † 1776, sang anmutige, innige, auch melancholische Lieder. — Joh. Heinr. Voß, † 1826, ist dagegen derb und lebenslustig. Seine „Luise" schildert das damalige Pfarrleben in vortrefflichen Hexametern, die er dem Altmeister Homer abgelernt hat, von dessen Epen er uns auch eine treffliche Übersetzung lieferte.

Dem seraphischen Klopstock gegenüber vertrat der sanguinische Christoph Martin Wieland, 1733—1813, die Sinnlichkeit und den Weltton. Er empfing seine Vorbildung im Kloster Bergen unter dem frommen Steinmetz, seine Ausbildung in Tübingen, wurde Professor in Erfurt, dann Erzieher zweier weimarischer Prinzen und blieb in Weimar als Hofrat. Erst schrieb er Christliches; später, mit der französischen Litteratur vertraut geworden, schlug er völlig um.

Seine Muse pries nun den heitern, ja leichtfertigen Lebensgenuß; er wurde bei sittenreinem Leben ein vollkommener Epikuräer und hat mit seinen schlüpfrigen und frivolen Schriften viel geschadet. Der Hainbund verbrannte in heiligem Zorn darüber sein Bildnis. Aber seine an den alten Klassikern gebildete Sprache nebst der leichten Art seiner Darstellung bewirkte doch, daß ihn die Zeitgenossen den ersten Dichtern beigesellten und daß auch die Vornehmen jetzt deutsche Bücher zu lesen anfingen. Seine Wochenschrift „der deutsche Merkur" galt vielen für ein Orakel der feinen Bildung. Wieland verfaßte die Abderiten, ein Buch zum steten Lachen, und Oberon, ein romantisches Heldengedicht, das den Sinn für das alte Ritterwesen weckte und eine Flut von Ritterromanen nach sich zog.


Fig. 341. G. Ephr. Lessing. (Nach dem Stich von Bause, 1772.)

Ein Heros anderer Art als Klopstock, ein würdigerer Vertreter der deutschen Aufklärung als Wieland, ist Gotthold Ephr. Lessing, geb. 1729 im Pfarrhaus zu Kamenz, † 1781 zu Braunschweig. Er studierte in Leipzig; der Theologie bald Valet sagend, gab er sich der Philologie und den schönen Wissenschaften hin. 1767 wurde er Dramaturg (Schauspieldichter) zu Hamburg, 1770 Bibliothekar zu Wolfenbüttel. An natürlichem Verstand, an Klarheit, Schärfe und Fülle desselben, übertraf er alle seine Zeitgenossen; dazu wohnte in ihm ein männlicher, starker Geist, der kühn durch alles durchbrach; auch war er mit dem feinsten Kunstsinn begabt; so wurde er der erste Kritiker und der beste Schreiber deutscher Prosa.

Den französischen Geschmack bekämpfte er aufs kräftigste; aber Deutschtum lag ihm ferner als das klassische Altertum, und das Christentum erkannte er nicht. Als Kunstkritiker wirkte er mächtig zur Läuterung des Geschmacks. Außer seinem hochgeschätzten „Laokoon oder die Grenzen der Malerei und Poesie" schrieb er folgende Meisterwerke: 1) Minna von Barnhelm, ein Lustspiel, das den 7jährigen Krieg verherrlicht. Da lebt alles und drängt auf das Ziel los. 2) Emilia Galotti, ein Trauerspiel. Da wirkt alles gleichmäßig und herrlich zusammen. 3) Nathan der Weise, ein Schauspiel, dem die Fabel von den drei Ringen zu Grunde liegt, unter denen man den echten nicht mehr erkennen kann. So verhält sich's, meint Lessings weiser Jude Nathan, mit den drei Hauptreligionen, dem Judentum, Christentum und Islam. Demnach sind sie an Wert einander gleichzuachten, umsomehr, da es überhaupt keine von oben her geoffenbarte Religion giebt. Der arme Lessing hatte keinen Frieden und klagte zuletzt selbst über „inneres Verdorren". Sich

selbst beurteilte er streng, meinte z. B., den eigentlichen lebendigen Quell der Dichtung fühle er nicht in sich, er müsse alles herauspressen.

Wir lassen einen besonderen Mann folgen: Joh. Georg Hamann, 1730—88, Hofmeister an verschiedenen Orten, zuletzt Packhofverwalter in seiner Vaterstadt Königsberg. Er drang mit forschendem Geist in die tiefste Tiefe des Wissens ein und wurzelte doch fest im Glauben ans Evangelium, das ihm lautere, volle, ewige Wahrheit und göttliche Lebenskraft war. Er geht in seinen Schriften freilich gar tief, darum wird er oft rätselhaft; aber aus seinem Dunkel schießen überall leuchtende Blitze hervor. Erst die Offenbarung lehre richtig lesen im Buch der Natur und der Geschichte. Er endete in Friede und Hoffnung. — Matthias Claudius, 1740—1815, Revisor zu Altona, fußt auf demselben heiligen Grunde, besitzt wohl auch ein reiches Wissen, redet aber klar und faßlich und gewöhnlich ganz volksmäßig.

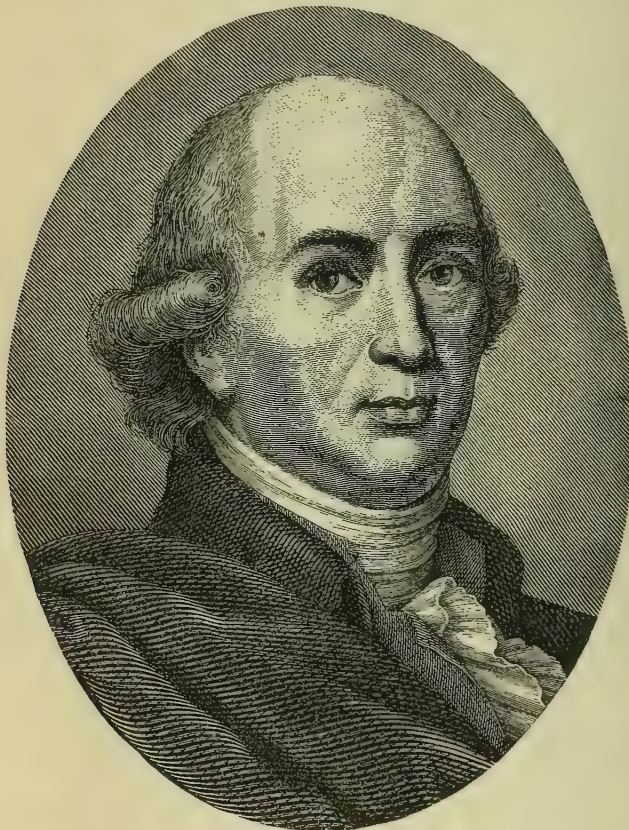


Fig. 342. Joh. Gottfr. Herder. (Nach Kügelgen.)

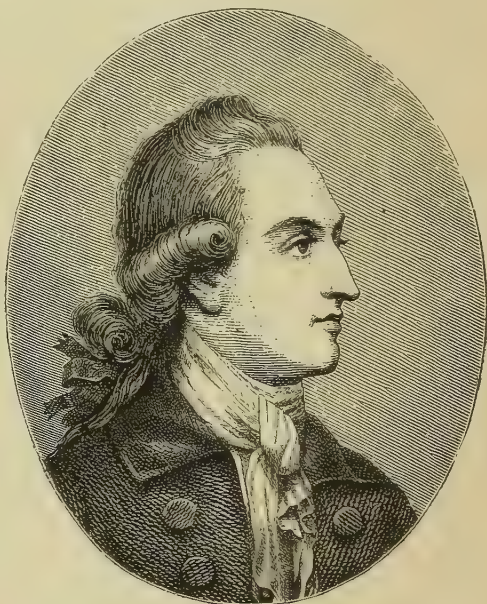
Seine Werke erschienen unter dem Titel: „Asmus, der Wandsbecker Bote.“ Welch kostbare Lieder, Gespräche, Briefe 2c.! Wie treuherzig, wie kernverständig, wie innigfromm, wie kindlichfröhlich lauten sie! Leset das Maimorgenlied: „Kommt, Kinder, wischt die Augen aus“ 2c. und das noch schönere Abendlied: „Der Mond ist aufgegangen“ 2c. — Joh. Kaspar Lavater, gest. 1801 (S. 700), ein ebenso allseitig gebildeter, als ernstgesinnter Mann, verfaßte „Schweizerlieder“ und viel bessere „christliche Lieder“. Merkwürdig ist er noch durch seine Physiognomik, die Lehre, das Innere des Menschen aus seinen Gesichtszügen zu erkennen, die seinerzeit viel rumorte.

In Weimar finden wir drei Dichterhelden beisammen. Der erste bildet eigentlich durch sein Gefühl eine Ergänzung zu dem verständigen Lessing. Johann Gottfried Herder, geb. 1744 zu Morungen als Sohn eines Schullehrers, † 1803. Von seiner frommen Mutter und Hamann empfing er Eindrücke, die sich nie ganz verloren. Neben Theologie trieb er mit regster Begierde alte und neue Sprachen, Philosophie, Naturkunde, Geschichte, Staats- und Völkerkunde.

Herder, 1764 Prediger zu Riga, 1771 Superintendent zu Bückeburg, 1776 Oberhofprediger zu Weimar, hatte keinen schöpferischen Geist, aber eine ungemein empfängliche Seele.

Alle Völker der Erde mit ihrer Sprache und Sitte kennen zu lernen, sie in ihrem Denken und Streben zu begreifen, ihre Freude und ihr Weh mitzuempfinden, das war sein Begehren und Bemühen. Namentlich wollte er das Edle und Schöne der Nationen, das sich in ihren Dichtungen aussprach, auffassen und seinen Volksgenossen wiedergeben. Darum versenkte er sich in die ferne orientalische Poesie, ins klassische Altertum, in die Dichtkunst des Mittelalters, in die jeder Zeit und Zunge, die er aufzufinden wußte. So war er ein Priester der Humanität und hielt sich auf dem Gebiete des Allgemeinreligiösen, während er innerlich Spinoza zuneigte. Doch „will er den Herrn nicht verleugnen, verwässern, zum schlechten Lehrer der Moral demonstrieren". Er gab Hochschätzbares heraus, wie 1778 „Stimmen der Völker", eine Sammlung von Volksliedern aller Zeiten und Zonen, „Freie Übertragungen orientalischer, griechischer, römischer, spanischer &c. Dichterwerke". „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit", worin er das eigentümliche geistige Gepräge der verschiedenen Nationen zu finden und zu zeichnen sucht. Herder gab seinen Zeitgenossen eine außerordentliche Anregung zur Forschung in allen Richtungen.

Nun treten wir aber zu dem Dichter, in welchem die neuere Poesie ihren Höhepunkt erstieg; es ist Johann Wolfgang Goethe, geb. 1749, † 1832, Sohn eines kaiserlichen Rats zu Frankfurt a. M. Seine früh hervortretenden enormen Gaben wurden aufs sorgfältigste gepflegt, er studierte in Leipzig und Straßburg, wo er Herder traf, der ihn mit Shakespeare und mit der Volksdichtung befreundete. Goethe studierte die Rechte, beschäftigte sich aber vornehmlich mit Naturkunde und den schönen Wissenschaften. Von 1772 an prakticierte er beim Reichskammergericht zu Wetzlar; 1773 begleitete er die beiden Stolberge auf einer Reise durch die Schweiz; 1775 wurde er als Legationsrat nach Weimar gerufen; 1786 machte er eine Reise nach Italien, wo er drei Jahre in Kunst schwelgte und als Dichter reifte; nach Weimar zurückgekehrt, wurde er Minister des Herzogs Karl August, der mit ihm im Freundesverhältnisse stand. Goethe war schön an Leib und Geist, alles bei ihm harmonisch und ebenmäßig. Er hatte eine ungewöhnlich reiche Natur, die sich noch weit aufschloß für die Welt außer ihm. Was nun in ihm war, das gab er in seinen Dichtungen treu heraus, wie es war; und die Natur und das menschliche Leben um ihn her ließ er ungefälscht in sich hinein- und wieder aus sich herausgehen; so ist bei ihm nichts gemacht, nichts bloß ersonnen, sondern alles Naturwahrheit, alles wirklich Gegenständliches.


Fig. 343. Goethe im 30. Lebensjahr. (Nach May.)

Alles floß bei ihm so von selber heraus „ohne Reflexion", was eben die echte Kunst ist. Aber alles ist von seinem Geiste poetisch gestaltet und geht von ihm beherrscht maßvoll und in den schönsten Formen einher. Sein Jugendfreund Merk hatte ihm früh seine Aufgabe klar gemacht: „die andern suchen das Poetische zu verwirklichen und das giebt nichts als dummes Zeug; gieb du dem Wirklichen eine poetische Gestalt." Das Christentum konnte er an andern sehen, sogar achten, aber meinte es nicht nötig zu haben; konnte darum auch mit der Sünde spielen. Seine „lyrischen Gedichte" sind fast alle auserlesen; es sind wunderholde, auch viele echte Volkslieder

darunter. Lies seinen „Erlkönig", der in Mark und Bein dringt; lies sein Frühlingslied: „Wie herrlich leuchtet uns die Natur" 2c. Von seinen größern Werken nenne ich zunächst: „Götz von Berlichingen", das erste nationale Drama, 1773. Da stellt er uns aus der ersterbenden Ritterzeit noch einen rechten Ritter dar, wie er leibt und lebt, gerade und bieder, aber roh und ungeschlacht, und so auch das damalige Volksleben lebend und sprechend. „Iphigenie", ein Drama. Hier erscheint das alte griechische Leben in der möglichst-edelsten Gestalt. Es ist ein vollendetes Kunstwerk. Die Verse schreiten wirklich wundervoll dahin! „Hermann und Dorothea" bietet ein meisterhaftes Gemälde vom deutschen Familienleben in seiner Heiterkeit, Genügsamkeit und Gemütlichkeit. — Am höchsten stellt man seinen „Faust", eine Tragödie. Da sehen wir einen ungestüm strebenden Menschen, der Friedigung sucht, aber nicht auf dem Weg des Glaubens, der sie zuerst im Studium aller möglichen Wissenschaften zu erlangen trachtet, aber umsonst, der sich dann der „weißen Magie", der geheimen Verbindung mit der guten Geisterwelt, ergiebt, jedoch, von derselben zurückgestoßen, offen für die Einwirkung des bösen Geistes geworden ist, mit dem er sich einläßt und welchem er seine Seele verschreibt, wenn er ihm einen einzigen Augenblick befriedigenden Genusses verschaffen würde. Der Teufel führt den Faust nun in den Zauber der Sinneslust hinein, von welcher derselbe so berauscht wird, daß er sich momentan glücklich fühlt, die ihn aber auch zu Schande und Verbrechen treibt. Während endlich das reumütige Opfer seiner Lust von der göttlichen Gnade gerettet wird, nimmt ihn der Teufel als sein Teil zu sich. Das ist das in sich abgeschlossene Trauerspiel; in spätern Jahren hat Goethe noch einen zweiten Teil angeleimt, der aus dem Trauerspiel wohlfeilen Kaufs ein glücklich ausgehendes Schauspiel macht. — In „Meisters Lehrjahren" u. a. tritt die Natur im schlimmen Sinne, und zwar ungestraft von dem Dichter, allzusehr hervor. Wer seine sämtlichen Produkte lesen will, der muß schon fest im Christentum sein, wenn er nicht Schaden nehmen soll, und den entschiedenen Christen wird bei aller Schönheit der Form vieles anwidern. Goethe als weltlicher Dichter ist unter den neuern der größte und heißt darum der Dichterfürst.

Ihm zunächst an Dichtergröße steht Friedrich Schiller, 1759—1805. Offizierssohn in Marbach, gebildet auf der Karlsschule zu Stuttgart, studierte er Medizin, dichtete aber schon 1777 seine „Räuber", 1780 Militärarzt zu Stuttgart, entfernte sich aber heimlich nach Mannheim, um sein Theaterstück aufführen zu sehen. Da der Herzog ihm das Dichten verbot, entfloh er und lebte in drückenden Umständen. Auf Goethes Fürsprache erhielt er 1789 eine Professur der Geschichte in Jena, wodurch seine zeitliche Lage erleichtert ward; 1799 siedelte er nach Weimar über. Auch Schiller stand fremd zum positiven Christentum; er war ein Rationalist und insonderheit ein Anhänger Kants, dessen Philosophie er mit großem Eifer sich aneignete. Doch findet sich bei ihm ein reger Glaube an einen persönlichen Gott und eine ernstlichgemeinte Moral, so daß er sich von allem Unsaubern frei hielt.

Wenn Goethe „Naturdichter" genannt werden kann, so Schiller „moralischer Dichter". Sehnsüchtig ringt er, sein Ideal der Menschheit bei sich und seinen Lesern zu verwirklichen, wobei nur zu bedauern ist, daß er das wahre Ideal zu wenig kennt. Er hat eine überaus reiche Phantasie, erhabene Gedanken, die lebhaftesten Gefühle und die wohltönendste Sprache. Bemerkt wird, daß er manchmal von der Wirklichkeit des Lebens zu sehr abgewendet sich in Träumereien versteigt, hinwiederum manchmal in seinen Dichtungen reflektiert oder philosophiert und rhetorisch färbt. — Den Anfang machte er mit seinen „Räubern", einem Trauerspiele, darin es noch arg gährt und braust. Noch einige Dramen von geringerem Werte, „Kabale und Liebe", „Don Carlos" 2c. hat er in jüngeren Jahren verfaßt. Von seinen reiferen Werken ist Wallenstein, ein Trauerspiel in drei Teilen, sein bestes; Goethe sagt: „Schillers Wallenstein ist so groß, daß zum zweitenmale nichts Ähnliches vorhanden ist." — „Maria Stuart", ein Trauerspiel, ungemein schön und gewinnend; nur läßt er die unglückliche Königin in zu gutem Lichte erscheinen. „Die Jungfrau von Orleans", ein ebenso gelungenes Trauerspiel, darin er dem wunderbaren Mädchen (S. 441) unsere innigste Teilnahme zuwendet. „Wilhelm Tell", ein Schauspiel, sein letztes Stück, in vollendeter Formschönheit. — Einen vollen Kranz „lyrischer Gedichte" aus den herrlichsten, duftigsten Blumen hat er uns auch gewunden. Wer kennt nicht seinen Taucher, die Bürgschaft, den Kampf mit dem Drachen, das Lied von der Glocke 2c. Leider starb Schiller schon im besten Mannesalter, noch voll von großen Gedanken künftiger Schöpfungen. Mag er auch die Dichterhöhe Goethes nicht völlig erreichen, so ist er doch der Lieblingsdichter seiner Nation

geworden, auch darum mehr gelesen, weil er vaterländischer gesinnt ist und sein Pathos die strebende Jugend mehr anzieht. — Genug, Goethe und Schiller sind die größten der neuern Dichter. Sie lebten miteinander im kleinen Weimar am kunstsinnigen Hofe der Herzogin Amalie und ihres Sohnes Karl August und machten es zum Sammelplatz der „schönen Geister", darum es auch das deutsche Athen genannt wurde.

Ein großer Dichter ist auch Joh. Paul Friedr. Richter, geb. 1763 zu Wunsiedel, † 1825 zu Bayreuth als Legationsrat. Er ist bekannter unter dem Namen Jean Paul; ein Humoristiker, übersprudelnd von Scherz, Witz, Laune.

Sein Humor ist grundgutmütig, und wenn er auch zu Zeiten scharf und schneidend wird, doch nie boshaft. Richter hat ein inniges Gefühl für Freud und Leid seiner Mitmenschen. Er weint über ihrem Elend; aber er lacht freilich auch gleich wieder über ihre Thorheiten. Er ist ein reichbegabter Geist und große Gedanken sprühen überall aus ihm hervor, doch drängen sie sich mit prachtvollen Bildern und Schilderungen manchmal so sehr, daß der Leser müde davon wird. Auch ist er öfters schwer zu verstehen. Sein belobtestes Werk ist Titan, ein Roman, in den er die Fülle seines Denkens und Empfindens niederlegen wollte. Von seinen übrigen Schriften führen wir noch an: „Quintus Fixlein", ein Spiegelbild seines frühesten Lebens, „die Flegeljahre", „das Kampanerthal oder die Unsterblichkeit der Seele".

Nun noch drei weitere Dichter, welche, wenn auch weniger glänzend, doch nicht übergangen werden dürfen. J. G. von Salis, † 1834, ähnelt, wie auch der folgende, dem Hölty. Fr. von Matthisson, † 1831, „der bevorzugte Dichter zarter Seelen", schildert die Natur und das Leben darin eben so wahr als lieblich. Friedr. von Hardenberg, genannt Novalis, 1772—1801, ist so zart wie die Vorgenannten, nur viel tiefer, ein Theosoph mit inniger Liebe zum Heiland. Köstlich spricht sich diese aus in seinen Liedern: Wenn alle untreu werden, so bleib ich Dir doch treu ꝛc. und: Wenn ich Ihn nur habe, wenn Er mein nur ist ꝛc. Er gehört schon zur romantischen Schule, wovon später.

Auch auf dem Felde der Wissenschaft herrschte eine große, immer steigende Regsamkeit. Da hat sich in der Archäologie (Altertumskunde) hohen Ruhm erworben Joh. Joach. Winkelmann, 1717—68. Er begab sich sehnend nach Italien, versenkte sich dort in die alte Welt der griechischen Form und deutete sodann in seinen Schriften („Geschichte der Kunst des Altertums" u. a.) ihre Erhabenheit und Schönheit wie kein anderer. Um aber freien Zutritt zu den Kunstschätzen zu erlangen, war der Protestant 1754 katholisch geworden! Ein Italiener ermordete ihn, um sich seiner alten goldenen Münzen zu bemächtigen. — Einen gewaltigen Fortschritt machte die Wissenschaft in der Astronomie durch Fr. Wilh. Herschel, 1738—1822. Er ging als Musikus von Hannover nach England, trieb dort neben dem Tonspiel Mathematik und Sternkunde mit höchstem Fleiß und fertigte zugleichFerngläser, welche die bisherigen weit hinter sich ließen. Mit seinem Riesenteleskope entdeckte er den Planeten Uranus, dann Doppelsterne und Nebelflecke und machte überhaupt am Himmel ungeahnte Entdeckungen. Für den Schöpfer der neueren Mathematik gilt der Basler Leonh. Euler, † 1783. — In der Naturgeschichte zeichnete sich Karl von Linné, ein Schwede, 1707—78, rühmlichst aus. Er beschrieb trefflich die drei Reiche der Natur und gab insonderheit der Botanik eine ganz neue Gestaltung, indem er die Gewächse in ein regelmäßiges System brachte. Die Chemie aber gründete der Franzose A. L. Lavoisier, 1743—94, indem er nachwies, daß auch durchs Verbrennen keine Materie zerstört, sondern nur zerlegt wird.

Der Engländer Jenner entdeckte 1798 die Kuhpockenimpfung; S. C. Hahnemann bekämpfte 1810 durch sein System der Homöopathie den blutgierigen, vielschluckenden Schlendrian der Arzneikunde. Dem genialen Schotten Jak. Watt, 1736—1819, verdanken wir die Dampfmaschine, Arkwright, 1770, die Baumwollspinnmaschine. Die Brüder Montgolfier brachten 1783 die Luftschiffahrt auf; das Lenken des Ballons ist aber noch zu entdecken. — Die Geschichte förderten die Schweizer Joh. von Müller, † 1809, und die S. 733 genannten Engländer.

Die Hauptwissenschaft des 18. Säculums, die am regsten betriebene, welche zugleich einen unermeßlichen Einfluß auf die andern Wissenschaften ausübte, war die Philosophie. Man nennt dieses Säculum darum auch „das philosophische Jahrhundert". Zunächst wegen der Franzosen, die S. 697 ff. genannt sind; dahin gehört auch der schottische Skeptiker Dav. Hume, † 1776. Sehr einflußreich wurde dessen Freund Adam Smith, † 1790, durch seine Untersuchung des „Nationalreichtums", 1776. Darin weist er die Arbeit als dessen Quelle nach und verlangt für dessen Wachstum volle Freiheit des Verkehrs. Freilich hatte Turgot schon 1766 die Grundzüge der Nationalökonomie entworfen. Christian von Wolf, † 1754, Kanzler in Halle, galt viel unter den Deutschen wegen der strengwissenschaftlichen Form und mathematischen Gewißheit seiner Weisheitslehre. Er wurde fast vergessen über Immanuel Kant, geb. 1724 zu Königsberg, eines Sattlers Sohn, † 1804 als Professor. Der gab sich schon als Student mit allen Kräften der Philosophie hin und lebte fortan nur ihr, so daß er nie heiratete, auch nie sieben Meilen über seinen Wohnort hinausreiste. Seine Hauptwerke sind: „Kritik der reinen Vernunft" und „Kritik der praktischen Vernunft".



Fig. 314. Immanuel Kant.

Im ersten zergliedert er zunächst die einzelnen Seelenvermögen und stellt dann die Frage, „was mit dem reinen Denken zu erkennen sei und ob man damit in das Übersinnliche aufzusteigen vermöge?" Darüber forscht er, klärt die Vernunft über ihr Wesen, ihre Arbeit und ihre Grenzen auf, und antwortet sodann mit Sokrates und Hume: eine sichere Erkenntnis des Übersinnlichen sei unmöglich. Der Mensch habe nur etwas Gewisses an dem in ihm liegenden Sittengesetz (Gewissen), das ihm sage, was gut und böse sei, und ihm gebiete, das Gute zu thun und das Böse zu lassen, und zwar mit einer Nötigung gebiete, welche keinen Widerspruch leide, was er „den kategorischen Imperativ" nennt. Damit kommt er nun aber zu seinem zweiten Werke, darin er sagt: „dieses uns in seiner Erfüllung Glückseligkeit verheißende Sittengesetz habe drei Postulate (notwendige Voraussetzungen): 1) der Mensch müsse Freiheit des Willens haben, ohne die es kein Moralischgutes geben könnte; 2) es müsse eine Fortdauer des Menschen nach dem Tode stattfinden, weil keiner in dieser Welt schon eine vollendete Tugend erreiche; und 3) es müsse ein höchstes Wesen sein, das die höchste Tugend und die höchste Glückseligkeit in sich vereinige und bei uns Tugend und Glückseligkeit in ein endliches richtiges Verhältnis zu setzen die Macht habe." Ohne die christliche Offenbarung gerade zu bestreiten, zieht Kant doch von ihr ab, und in einer spätern Schrift erniedrigt er sie durch die Äußerung, „daß man vom Kirchenglauben zum reinen Vernunftglauben als zu einer höhern Stufe übergehen müsse." Es beschränkt sich auch seine Religion auf bloße Moral, und zwar predigt er eine Tugend aus eigener Kraft (Pelagianismus), so daß für eine höhere Hilfe und einen Erlöser nirgends ein Platz sich findet; das Gebet scheint ihm „eine

kleine Anwandlung von Wahnsinn". Kant war seit 1764 von Rousseau so bezaubert, daß er für die französische Revolution schwärmte und in der Erklärung der Menschenrechte ein neues Weltalter aufsteigen sah. Seine Philosophie hat trotz ihrer ernstlichen Pflichteinschärfung doch zum Verfalle des Christentums beigetragen. Sie hat durch ihren Scharfsinn und ihre Kühnheit, durch ihre Befriedigung des menschlichen Selbstgefühls und ihr Zusammenklingen mit der modischen Aufklärung ihr ganzes Zeitalter hingenommen. Die allermeisten Theologen wurden Kantianer und viele gingen noch über Kant hinaus.

Den Kantischen Kriticismus wollte ein jüngerer Philosoph „weiterbilden und durchführen," der doch gar was anderes daraus machte, Joh. Gottlieb Fichte, geb. 1762 zu Rammenau, Professor in Jena und Berlin, † 1814. Das Zentrum seiner „Wissenschaftslehre" ist das „Ich"; von dem spricht er immer und behauptet, „das Göttliche sei nur im Ich vorhanden." Das lautet wie Atheismus, und dieser wurde ihm auch vorgeworfen. Später in seiner „Anweisung zum seligen Leben" drückte er sich so aus, daß „Gott im Ich" sich offenbare, was tröstlicher lautet.

Wir hätten davon, sagt er, ein unmittelbares Bewußtsein, das Gottesbewußtsein, dessen Realität nicht erst durch Beweise erhärtet zu werden brauche. Nachdem er schon vorher immer mit großem Ernst auf Sittlichkeit gedrungen, begehrt er nun auch vom Menschen „eine innere Vereinigung mit Gott", doch ohne den Mittler Christus. Weil Fichtes Philosophie von der Außenwelt ganz absieht und alles ins Innere des Menschen, in seine Ideenwelt legt, spricht man von einem Fichtischen Idealismus. Rühmlich ist an ihm, daß er sehr vaterländisch gesinnt war und 1807 in dem von Franzosen besetzten Berlin feurige „Reden an die deutsche Nation" hielt. — Erwähnt sei hier auch ein Denker, der sich selbst einen „Unphilosophen" heißt: Friedrich Jakobi, 1743—1819. Er bekämpft in seinen Schriften alle Spekulation; die Vernunft bezeuge nur unsere Unwissenheit in göttlichen Dingen. An Gott, Tugend, Freiheit, Unsterblichkeit müsse geglaubt werden; nur im Gefühl offenbare sich das Wahre, Gute und Schöne. Mit dieser Anerkennung tieferer Bedürfnisse hat Jakobi dem wiederkehrenden Christentum in die Hände gearbeitet. Doch war es unmännlich zu sagen, man könne im Kopf Gottesleugner und im Herzen Christ sein.

VIII. Die französische Revolution.

Frankreich wird nun der Hauptschauplatz unsrer Erzählung; fast die ganze Weltgeschichte von 1789—1815 läuft dahin zusammen. Wir müssen aber bei diesem Staate weit zurückgreifen, da wir wohl gelegentlich von seinen äußern Beziehungen geredet, über seine inneren Verhältnisse jedoch (s. S. 633) geschwiegen haben.

§ 1. **Ludwig XV.** (1715—74).

Dem berühmten Ludwig XIV. folgte 1715 sein Urenkel Ludwig XV., erst fünf Jahre alt. Die Regentschaft überkam des Urgroßvaters Brudersohn, Herzog Philipp von Orleans. Umsonst hatte sich seine Mutter, die treuherzige Elisabeth Charlotte von der Pfalz, für ihr talentvolles Kind gewehrt, man gab ihm zum Erzieher den ruchlosen Abbé Dubois, und so wurde er ein ganz glaubens- und sittenloser Mensch, erfüllt mit den Grundsätzen der englischen Atheisten, die er begierig in sich aufgenommen. Dafür machte er seinen Erzieher zum ersten Minister und Kardinal.

Am Hofe hatte zuletzt äußerlich Frömmelei geherrscht, die geheime Sünde zu bedecken; unter dem Orleans trat der frechste Unglaube und die abscheulichste Lasterhaftigkeit offen hervor. Er und seine Hofleute erachteten es für den Zweck ihres Daseins, die Lüste zu befriedigen. Dazu raubten sie alles Geld zusammen gegen Papiergeld und führten 1720 den Staatsbankrott herbei. Der Regent starb 1723.

Der in seiner Erziehung vernachlässigte König war nun 13 Jahre alt. Wiewohl mündig erklärt, ergriff er die Zügel der Regierung doch nicht selbst, sondern überließ sie an den Herzog von Bourbon-Condé; der triebs nicht viel schöner als der Vorgänger. Dann waltete des Königs Erzieher, Kardinal Fleury, 1726—43. Man sorgte sehr bald für eine Gemahlin des schwächlichen Königs, eine gutmütige, schwache Königin sollte es sein, die in ihrem Walten nicht gefährlich werde. So heiratete der Fünfzehnjährige, 4. Sept. 1725, Maria Leszczynska, die Tochter des Expolenkönigs Stanislaus (S. 622). Sie war sieben Jahre älter als Ludwig, aber liebenswürdig, sanft und fromm. Der junge König lebte mit ihr drei Jahre sehr glücklich; sein Glück wurde noch durch die Geburt eines Töchterpaares und eines Dauphin erhöht. Aber nun brachten ihn schändliche Verführer durch ausgesuchte Künste dahin, daß er dem Umgange mit seiner Gattin entsagte und sich in die Arme von Buhldirnen warf. Ludwig wurde ein enormer Wüstling, dessen Hofleben bald an Schamlosigkeit das des Regenten übertraf. Doch dem uneigennützigen, ordnungsliebenden Kardinal lag es an, das zerrüttete Reich durch sparsame Verwaltung wieder emporzubringen.

Mit großer Klugheit und nicht erfolglos betrieb er sein Werk. Der König ließ ihn machen, da er selbst eine Scheu vor jeder Thätigkeit hatte, und Fleury ließ den König machen, nur dafür sorgend, daß weder er noch seine Günstlinge sich ins Regieren mischten. Doch hat auch Fleury schon 80 000 Verhaftsbefehle (zu 25 Louisdor das Stück) verkauft: damit konnten sich die Reichen eines unbequemen Menschen für etliche Zeit entledigen.

Nach Fleury ging es reißend abwärts. Ludwig war völlig ein Werkzeug seiner Mätressen geworden, die nun auch in Staatsangelegenheiten eingriffen, wie namentlich die Frau eines Staatspächters, die ihre eigene gewissenlose Mutter dem Könige zu Gesicht gebracht hatte. Der Gatte wurde verbannt, sie in ein Seitengebäude des Schlosses einlogiert, zur Marquise von Pompadour erhoben und als Palastdame der Königin mit einem Gehalte von 240 000 Fr. angestellt. Als Ludwig einst zu Metz in eine tödliche Krankheit verfiel, eilte die tiefgekränkte Königin an sein Bette, um ihn zu pflegen. Der König küßte ihr die Hand mit Thränen und schwur, ihr von nun an wieder ganz anzugehören. Kaum genesen, hatte er Schwur und Gemahlin vergessen; seit 1745 hatte die Pompadour die vollkommenste Gewalt über den Staat.

Sie leitete die Ministerberatungen, setzte Minister und Generäle ab und ein, korrespondierte mit auswärtigen Höfen 2c. Dieses schlaue Weib wußte die Gunst des Königs immer fest zu halten. Sie veranstaltete ihm die schönsten Feste und bot dem Genußsüchtigen stets neue Zerstreuungen. Ja, als sie selbst verblüht war, richtete sie ihm ein förmliches Serail, den „Hirschpark“ ein, für den die schönsten Frauenzimmer aus allen Gegenden zusammengesucht wurden. Eine wahre sittliche Pest hauchte vom Königshof über das weite Land aus! Die Pompadour war nebenbei eine Gönnerin Voltaires und Konsorten und förderte emsig deren Unternehmen zur Vernichtung alles Guten und Heiligen, während der König dem Papste diente. Sie starb 1764. Doch damit war nichts gewonnen. Zunächst regierte ihr Vertrauter, der Herzog von Choiseul, der 1768 den Genuesen Korsika abkaufte, und seit 1769 die gemeine Dubarry.

Ludwig hatte anfangs der Vielgeliebte geheißen, und er war zum Verwundern lange geliebt geblieben. Das Volk hatte sich gewöhnt, seiner grenzenlosen Wollust nachzusehen. Als aber bei der furchtbaren Verschwendung des Hofes (der Hirschpark allein kostete mehrere Hundert Millionen) die Auflagen immer schwerer wurden, murrte es; und als infolge des unglücklichen Krieges mit Preußen und England (1756—63) der Druck noch um vieles sich mehrte, murrte es immer lauter. Als 1770 ein halber Staatsbankrott gewagt wurde, wagte es das Parlament zu Paris (S. 704), dem unerträglichen Treiben des Hofs entgegenzutreten. Was thut dieser? Er hebt 1771 das altehrwürdige Institut in Paris und in den Provinzen mit einem Federstriche auf. Nun wirtschaftete er noch freier; Wohlhabenden wurden durch Drohungen Gelder abgepreßt, die Gehalte verringert 2c. Die äußerste

Willkür trat in der Verwaltung ein: es ging immer heilloser zu, bis $^1/_7$ der jährlichen Staatseinnahme für das königliche Haus nötig wurde.

Schon dazumal sagten viele, es könne nicht anders geholfen werden als durch einen völligen Umsturz der Dinge. Der alle Regierungsgeschäfte fliehende König erkannte doch selbst die Not; aber empfindungslos schaute er sie an. Wie bei einer verwirrten Komödie sprach er: „Ich will nur sehen, wo das alles noch hinaus will!" Ein andermal sagte er gleichgültig: „Nach mir kommt die Sintflut!" Aber mußte nicht solch ein Fürst den Fluch über sich und sein Haus herbeiziehen? Von einer in den Hirschpark gebrachten Müllerstochter bekam er die Blattern; da verfaulte er bei lebendigem Leibe und steckte alles um sich an. Nachdem schon fünfzig Personen die

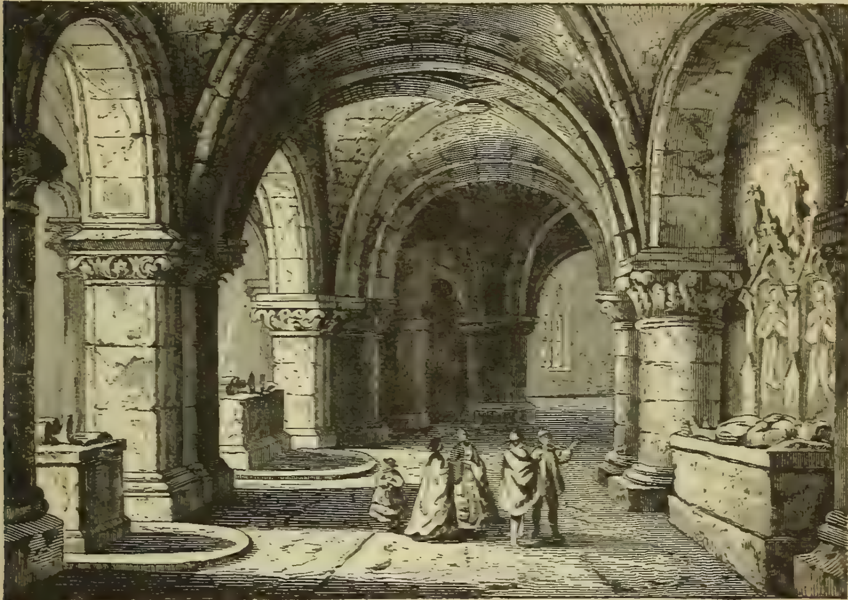


Fig. 345. Die Königsgruft in St. Denis.

Krankheit von ihm geerbt, floh alles vor ihm: nur seine Töchter kamen täglich, sich nach ihm zu erkundigen. Von Gewissensangst gequält, den Feuerpfuhl vor sich sehend, starb er 10. Mai 1774. Eilends wurde der verweste Leib in einen Sarg geworfen und in einer Jagdkutsche bei Nacht und Nebel im Galopp nach St. Denis in die Königsgruft geführt.

§ 2. Ludwig XVI. (1774—93).

Den erledigten Thron hatte sein Enkel, der unglückliche Ludwig XVI., einzunehmen. Derselbe war zwanzig Jahre alt, aber schon seit vier Jahren verheiratet mit Maria Antoinette, jüngster Tochter der Kaiserin Maria Theresia. Bei der Hochzeitfeier hatte ein solches Gedränge stattgefunden, daß dabei 300 Menschen das Leben einbüßten, ein schlimmes Vorzeichen. Doch blickte man allseitig mit Hoffnung auf den neuen Thronbesteiger, „den Ersehnten". Er war von großer Herzensgüte und von reinen Sitten: besaß eine gute Bildung, aber weniger Verstand: hatte den besten, aber schwächsten Willen. Es mangelte ihm jegliche Festigkeit und Thatkraft.

Seine Gemahlin verband mit einem schönen Äußern ein heiteres, sorgloses Wesen und neigte, trotz der Warnungen der treuen Mutter, zu jugendlichem Leichtsinn, zur Putzliebe und Vergnügungssucht hin; es waren aber verleumderische Zungen, die sie der Unsittlichkeit bezichtigten. Von den Brüdern Ludwigs XVI. wollte der ältere, Graf von Provence (nachher

Ludwig XVIII.), ernstergesinnt, einen bessern Zustand im Reiche; der jüngere, Graf von Artois (nachher Karl X.), ergab sich, um des Landes Wohl unbekümmert, einem luxuriösen Leben.

Als das Königspaar von des Großvaters Tode hörte, fiel es auf die Kniee und rief: „Herr Gott, leite und beschütze uns! Wir kommen zu jung auf den Thron!" Wäre er aber auch älter gewesen, er war doch der Mann dazu nicht; seelengut, aber kein Herrscher. Der Staat befand sich in der jammervollsten Zerrüttung. Namentlich lag eine ungeheure Schuldenlast auf ihm und das Land ausgesogen da voll Bettler. Das Königtum war um alle Achtung gekommen. Dazu nun die Wirkung der überall ausgebreiteten Lehren Voltaires und Rousseaus (S. 696 ff.)!

Sie hatten mit der Religion auch die Unterthanentreue aus dem Herzen getilgt. Dafür staken Köpfe und Herzen voll chimärischer Gedanken von den sog. „angebornen Menschenrechten", wonach alle Menschen ganz „frei und gleich" neben einander leben sollten. „Wenn erst", sagte Rousseau, „alle Bürger als gleichgemessene Einzelwesen neben einander gestellt wären und jeder sich selbständige Bestimmung zu geben vermöchte, dann würde das Reich der vollkommenen Glückseligkeit kommen, das bis jetzt durch Priestertrug und Fürstengewalt der seufzenden Menschheit verzögert wurde." Unzähligen, auch Adeligen und Hofleuten, klang das als die trefflichste Weisheit. Insonderheit hatte ein Grundirrtum dieses Rousseau weiten und tiefen Eingang gefunden, „daß der König sein Scepter nicht von Gottes Gnaden, sondern aus Vollmacht des Volkes führe, und daß das Volk fortwährend der eigentliche Oberherr sei, dem die Regierung Gehorsam leisten müsse; daß also, wenn dies nicht geschehe, der Fürst beseitigt und die naturgemäße Staatsform, die Republik, eingeführt werden solle." Wie mächtig reizte dann auch nach diesem Ziele hin das frische Beispiel der Nordamerikaner! Die dort „für die Freiheit" mitkämpfenden Franzosen (S. 726) kehrten begeistert von derselben nach Hause, und ihre sprühenden Freiheitsreden zündeten erschrecklich in den leichterregten Herzen ihrer Landsleute. Und nun solchem allem gegenüber kein Herrscher, sondern ein jämmerlicher Schwächling, ein Adel, der nur ein Genußleben führte, alle Arbeit im Volk besteuert, während der Müßiggang frei ausging: kein Wunder, wenn ein völliger Umsturz eintrat!



Fig. 346. Marie Antoinette. (Nach Brizot.)



Fig. 347. Ludwig XVI. (Nach Brizot.)

Anfangs schien es sich mit der Regierung Ludwigs XVI. gut anzulassen. Er stellte gleich die Parlamente wieder her (die wohl entbehrlich gewesen wären), worüber vor Freude die Fischweiber von Paris vor den Häusern der Parlamentsmitglieder tanzten. Er erließ wohlthätige Gesetze über Ablösung von Fronden, Abschaffung der Folter, Wiedereinsetzung der Protestanten in ihre bürgerlichen Rechte 2c.; ja er ging ernstlich damit um, zur Erleichterung des gemeinen Mannes

die Steuern gleichmäßig zu verteilen. Denn über die Hälfte seines Einkommens mußte der Bauer steuern. Allein die neuen Maßregeln stießen auf harten Widerstand bei Adel und Geistlichkeit, welche am alten Herkommen hielten und sich nichts nehmen lassen wollten. Namentlich sträubten sie sich gegen eine gleiche Verteilung der Steuern, von denen sie bisher befreit gewesen. Der Gedanke daran war vom neuen Finanzminister Turgot (S. 740) ausgegangen, dem ausgezeichneten Manne, der sich die Regelung des Staatshaushalts warm angelegen sein ließ; da drangen nun die beiden Körperschaften samt Parlament und Königin in den König, den Minister zu entlassen, und der verabschiedete „als einen Brandstifter" 1776 den trefflichen Diener! Unter etlichen schlechten Nachfolgern desselben geriet der Staatshaushalt immer mehr in die Brüche. Da stellte der König, dem es schwül ward, den Necker, einen Genfer Protestanten, an die Spitze der Finanzen, 1777. Dem redlichen Manne, einem reichen Banquier, fehlte dazu die nötige Einsicht und Kraft. Er legte zwar den ganzen kläglichen Zustand der Staatsfinanzen offen zu Tage, wodurch er beim Volke nur neue Erbitterung auf den verschwenderischen Hof erregte; aber er scheute dann doch durchgreifende Maßregeln zur Abhilfe, meinte diese noch auf linde, nirgends anstoßende Weise bewerkstelligen zu können, und so gings einmal nicht mehr. Necker mühte sich vergeblich ab, da der englische Krieg so große Summen verschlang. Da er nun auch sich verletzt fühlte, indem ihm als einem Bürgerlichen nicht alle Ehren gewährt wurden, nahm er 1781 seine Entlassung.

Das mißtrauische Volk aber schrie, er sei durch Hofränke entfernt worden, und beklagte seinen Weggang als großes Unglück. In kurzer Frist folgten ihm zwei andere Finanzminister, die ebensowenig Rat zu schaffen wußten. Darauf kam, vornehmlich durch den Grafen v. Artois, 1783, ein gewisser Calonne an die Stelle. Siehe, der weiß Rat. Er macht Anleihen; er borgt blind darauf los, ohne daran zu denken, wie wieder bezahlen. Die Königin putzt sich fröhlich fort, Artois verschwendet unsinnig, die Hofleute schöpfen Gelder um Gelder aus der immer gefüllten Staatskasse; und der gute König selbst meint, es sei ja keine Not mehr. So ging die furchtbare Wirtschaft etliche Jahre fort und die Staatsschuld wuchs ins Riesige. Aber das Volk fluchte immer lauter über die Vergeudungen des Hofes. Und siehe, auf einmal verliert der Finanzminister allen Kredit; niemand will mehr einen Frank borgen; da stockt's.

In dieser großen Verlegenheit wurde jetzt, 1787, eine Versammlung der Notabeln, d. i. der 144 Vornehmen des Landes zu Versailles gehalten. Calonne erklärte hier, daß der Staat bankrott sei, wenn nicht außerordentliche Mittel ergriffen würden, und schlug eine allgemeine Grundsteuer vor, an welcher also auch Adel und Klerus mittragen sollten. Nun da saßen die Herren und entsetzten sich über den drohenden Staatsbankrott; aber von einer allgemeinen Steuer wollten sie nichts wissen. Dagegen schalten sie über des Ministers Leichtsinn und riefen: Fort mit dem ungerechten Haushalter! Ludwig schickte auch gleich den Calonne fort; darnach verlangte er aber herzlich von ihnen, sie möchten sich des bedrängten Staates annehmen und auch an ihrem Teile steuern. Sie genehmigten die Steuerprojekte, allein das Parlament wollte sie nicht registrieren; es verlangte einen Reichstag. Das Volk aber schimpfte lästerlich über die Aristokraten und Pfaffen, die kein Herz hätten, von ihrem Reichtum einen Sou zur Rettung des Staates zu opfern. Nachdem ein weiterer Finanzminister, Brienne, eine Weile willkürlich geschaltet, begehrte das Volk den Necker zurück, an den es sein Vertrauen geheftet. Und der König berief den Genfer wieder; unter dem Zujauchzen der Menge kehrte er zurück.

§ 3. Die Reichsstände. Der Bastillensturm.

Während eine Hungersnot das Land drückte und erregte, ging der König auf das Verlangen des Parlaments ein und berief die Vertreter der Nation, die Reichsstände (états généraux), welche seit 1614 nicht mehr versammelt worden waren.

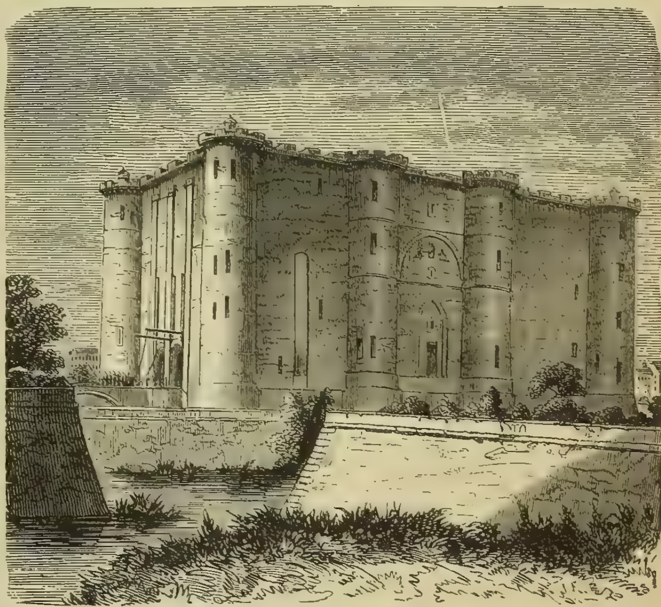
Und während zu denselben früher nur ein Drittel aus dem tiers état, dem dritten Stande, genommen ward, die andern aus Adel und Geistlichkeit, verordnete der König, daß die Hälfte der Deputierten aus Bürgerlichen bestehen sollte.

Es erschienen 1118 Abgeordnete und der König eröffnete die Versammlung zu Versailles am 5. Mai 1789. Es war ein Augenblick, in welchem sich der Tritt des Schicksals hörbar vernehmen ließ. Der König hielt eine wohlwollende, an die Herzen gehende Rede, darin er den Reichsständen vornehmlich die Regelung der Finanzen empfahl. Man sollte einen jährlichen Fehlbetrag von 198 Mill. decken. Necker, der nur 56 Mill. eingestand, legte wohl den schlechten Zustand in dreistündiger Rede dar, wußte aber keine Vorschläge außer Ersparnisse. Damit war die erste Sitzung geschlossen und der König ging im Bewußtsein seines Gutmeinens ruhigen Herzens zu seiner Jagd zurück. Wie aber die Stände ihr Werk angreifen sollten, erhob sich Zwiespalt unter ihnen. Adel und Klerus wollten nicht gemeinschaftlich mit dem dritten Stande beraten; ihre Ehre verlangte, daß nach altem Brauch jeder Stand gesonderte Beratungen halte. Dem widersetzten sich die Bürgerlichen, gestützt auf die mitgebrachten „Wunschhefte" ihrer Wähler, geführt von Mirabeau und Sieyes. Mirabeau, der vorderste im Beginn der Revolution, war ein aus dem Adel ausgestoßener Graf, ein gewissenloses Genie, ohne Studien alles rasch durchschauend und stürmisch andringend, ein gewaltiger Redner mit Löwenstimme; Sieyes, ein ehrgeiziger Abbé von großer Verstandesschärfe, der alles nach Zahlen berechnete. Es wohnte aber den Deputierten des dritten Standes gleich anfangs ein mächtiger Trotz bei. Als die beiden andern auf Trennung der Sitzungen beharrten, betrachteten sie diese als gar nicht vorhanden und erklärten sich 17. Juni allein als „Nationalversammlung", in welchen Namen sie den der Reichsstände umtauften. „Der dritte Stand, 96/100 der Nation ist alles!" hatte Sieyes schon in einer Schrift bewiesen.

Über dieses gewaltthätige Vorgehen erzürnt, ließ der König den Ständesaal schließen. Da begab sich die „Nationalversammlung," 20. Juni, nach dem Ballhause, um dort ihre Sitzungen zu halten. Und hier schwuren sie unter dem Donnergerolle eines Gewitters, nicht eher auseinander gehen zu wollen, als bis sie „die heilige Verpflichtung, dem Staate eine neue Verfassung zu geben, erfüllt hätten." Nunmehr erklärte der König ihr Thun für gesetzwidrig und gebot, es sollte jeder Stand nach früherer Weise getrennt verhandeln. Sie aber erwiderten, „nur Eine Versammlung könne gelten"; ihre Plätze werden sie nur vor Bajonetten räumen. Da nun Ludwig seinen Worten keinen weiteren Nachdruck gab, so vereinigten sich in Kürze die meisten Geistlichen und selbst ein Teil des Adels unter Anführung des Herzogs von Orleans mit dem tiers état, der die Übergänger mit Freudenruf bei sich empfing. Und siehe, 27. Juni genehmigte der König die Vereinigung, ja er befahl sogar den übrigen des Adels und Klerus, sich der „Nationalversammlung" anzuschließen. Darüber frohlockte das Volk. „Die Despotie weicht, die goldene Zeit scheint anzubrechen!" rief Einer und die Menge nach.

Diese ungemeine Schwäche des Monarchen machte das Volk immer frecher. In allen Kaffee- und Wirtshäusern zu Paris traten Sprecher auf und schilderten von Stühlen und Tischen herab die grausame Not des Landes und die abscheuliche Verschwendung des Hofs, und predigten, daß alles glücklich werden müsse, predigten „Freiheit und Gleichheit". Und ihre herrlichen Reden wurden von allen Seiten hinaus getragen und setzten ganz Frankreich in Alarm. Es bildeten sich besondere Klubs, Verbindungen der Volksbeglücker da und dort, in welchen mit erstaunlichem Eifer von der nötigen Staatsverbesserung und der Weise ihrer Bewerkstelligung gehandelt wurde. Ein Hauptsammelplatz der Neuerungssüchtigen war das Palais Royal, das der Orleans bewohnte. Dieser Prinz, ein ausschweifender Mensch, wie sein Urgroßvater, der Regent, und vom elendesten Charakter, aber Großmeister der Freimaurer, schürte vornehmlich am Revolutionsfeuer in der Absicht, sich an die Spitze zu schwingen; er empfing seinen Lohn.

Bei der wachsenden Anmaßung der Nationalversammlung und der Unruhe im Volk beschloß der Hof, zu seiner Sicherheit Truppen in der Nähe zusammenzuziehen; es wurden 30 000 Mann aufgestellt. Aber die sogenannten Patrioten machten sich emsig an die Soldaten, um auch sie für eine neue goldene Zeit zu begeistern; und viele Soldaten erklärten schon, daß sie, wenn auch dazu kommandiert, nie auf das Volk schießen würden. Inmitten dieses Treibens trat unerwartet Necker wieder vom Schauplatz. Mißtrauisch geworden auf den Mann, der nur immer die Not, aber nie die Mittel zur Hilfe zeigte, entließ ihn der König, nachdem Mirabeau von diesem die Entfernung der Truppen verlangt hatte; und er reiste schleunigst ab, 11. Juli. Als Paris Kunde davon erhielt, brach die Revolution aus. „Zu den Waffen," ertönt Geschrei. Man plünderte die Läden der Waffenschmiede, das Zeughaus und bemächtigte sich Tausender von Flinten. Die Sturmglocken hallen schaurig drein. Von allen Seiten strömen brotlose Arbeiter und arbeitsscheue Vagabunden herbei. Ein bewaffneter Haufe von 30 000 Köpfen stürmt durch die Straßen und verübt an öffentlichen Gebäuden und Beamten schändlichen Unfug. Beim förmlichen Ausbruche des Aufruhrs ließ die Regierung Truppen in Paris einrücken, aber die meisten außer den Deutschen und Schweizern versagten; so zog man sie wieder zurück.


Fig. 348. Die Bastille.

Nun organisierte der Magistrat von Paris schnell eine Bürgerwehr, zunächst zum Schutz der Friedlichen gegen den rasenden Pöbel. Diese Miliz jedoch, „Nationalgarde" geheißen, war eben so schnell wie von einer finstern Macht in den Pöbel hineingezogen und handelte mit ihm. Von draußen aber kamen Soldaten truppenweise in die Stadt herein und „fraternisierten" mit den „Bürgern". „Bürger" hießen von nun an alle „guten Franzosen", das war hinfort der rechte Ehrenname; der nichtswürdige Adel sollte vertilgt werden. Alle steckten auch eine Kokarde an die Hüte, die Trikolore von Blau-rot-weiß: das war hinfort das Abzeichen aller, die es mit der Freiheit hielten. Am 14. Juli wurde die Bastille gestürmt, eine Festung, die zum Staatsgefängnis diente.

Diese „Zwingsburg" war dem Volke besonders verhaßt, und es hatte schauerliche Vorstellungen von der Menge Unschuldiger, welche in ihren dumpfen Löchern leiden müßten. Man plünderte 20 Kanonen aus dem Invalidenpalast. „Nach der Bastille!" brüllte man, „zur Erlösung der unschuldigen Opfer der Tyrannei!" Die Burg war nur von 138 Mann, meist Invaliden, besetzt. Nach kurzer Verteidigung gegen die zahllose Rotte übergab sie der Kommandant von Launay, nachdem freier Abzug versprochen war. Der Pöbel stürmte unsinnig hinein und

mordete den Kommandanten mit 3 Offizieren jämmerlich im wahnsinnigen Getümmel. Fünf Kanoniere waren im Kampfe gefallen, 2 nach demselben, dagegen 104 der Belagerer. — Aber die Hunderte der in der Zwingburg schuldlos Schmachtenden sind doch jetzt befreit? Ja, man fand sieben Gefangene: einen Grafen, der einen Bauern erschossen, vier Wechselfälscher, und zwei Tolle, welche ihre Familien in Verwahrung gebracht hatten. Unter dem gütigen Ludwig XVI. war die Bastille kein vollgepfropfter Kerker mehr. Doch stieß man beim Abbruch auf luft- und lichtlose Gemächer, in welchen zahlreiche Menschengebeine moderten. So versetzte ihre Eroberung und Schleifung ganz Frankreich in einen Freudentaumel. Das Volk hatte von dieser Großthat ein Gefühl der Kraft, daß es alles vermöge.

Der König im nahen Versailles, der sich immer noch in tröstlichen Hoffnungen gewiegt, wurde durch die Nachricht vom Bastillensturm heftig erschüttert. Er hatte ein treues Heer bei Metz, mit diesem konnte er die Empörer niederkämpfen. Allein er scheute den Bürgerkrieg; beharrlich führte er Einen Grundsatz durch, kein Blut zu vergießen. Jedenfalls konnte er durch die Flucht ins Ausland seinem drohenden Verhängnisse entrinnen. Allein seine Zuversicht zu seinem Volke war noch nicht gänzlich gewichen, so blieb er. Viele aber von der Hofpartei begaben sich schleunig außer Landes, so der Graf von Artois mit seinem bösen Gewissen, die Prinzen Condé, Enghien u. A. Es begann die „Emigration".

Ludwig fügte sich jetzt ganz dem Willen der Nationalversammlung, welche alle seine Macht an sich nahm, selbst aber unter der höhern Macht des Pöbels stand. Er besuchte 17. Juli Paris und wurde froh bewillkommt. Er rief den Necker zurück, und das Volk spannte die Pferde aus und zog seinen Wagen von Ort zu Ort. Was er aber helfen sollte, wußte weder er noch irgend einer. Im großen Paris gebärdete sich der Pöbel souverän. Er that ungestraft, was er wollte. Den verhaßten Minister Foulon schleppte er an den Laternenpfahl vor dem Rathause und knüpfte ihn daran auf. Von dem an erscholl unzähligemal der schauerliche Ruf: „An die Laterne!" und zahllose Opfer wurden an diesen Pfählen aufgehängt. Weder der Maire von Paris, noch der Kommandant der Nationalgarde, der aus Amerika zurückgekehrte Freiheitsschwindler Lafayette, jetzt der mächtigste Mann Frankreichs, konnten die Pöbelausschweifungen verhindern.

Die wildeste Anarchie verbreitete sich von der Hauptstadt aus durch ganz Frankreich. Allenthalben brechen alle Bande der Ordnung. In den Städten fällt man über die Beamten her, plündert ihre Kassen, ihre Wohnungen, zerstört diese und die Zollhäuser. Auf dem Lande erheben sich die Bauern gegen ihre Gutsherren, martern, erwürgen sie, zünden ihre Schlösser an. Auch die Klöster und Klosterleute trifft ein ähnliches Schicksal. Überall werden die Waffenhäuser erbrochen und ausgeleert, die Bürgerwachen zu bewaffnen, die Gefängnisse geöffnet und ihre Bewohner im Triumph herausgeführt. „Freiheit für alle!" ist ja die Losung, also folgerichtig auch für die Missethäter! Kein Gesetz gilt mehr und das Feudalsystem liegt am Boden.

§ 4. Die konstituierende Nationalversammlung.

Die Nationalversammlung beschäftigte sich eifrig mit Entwerfung der neuen Konstitution, daher sie den Namen „konstituierende" erhielt. Sie baute aber ihre Verfassung auf Rousseaus „natürliche Menschenrechte, daß alle Menschen von Natur in allem frei und gleich seien und so gehalten werden sollten."

In der höchsten Angelegenheit sind freilich alle Menschen gleich, und sollen durch Christum recht frei werden. Giebt man aber gleiche politische Rechte, warum nicht auch gleichen Besitz, gleiche Genüsse, gleiche Arbeit? Eben die angestrebte Gleichheit ist das Grab der Freiheit.

Nicht bloß wurde Zulassung der Bürgerlichen zu allen Ämtern, Gleichheit der Strafe für alle Staatsangehörigen, gleichmäßige Verteilung der Steuern 2c. beschlossen,. sondern in maßlosem Wetteifer auch Jagdrechte, Fronden, Zehnten (ohne Entschädigung), besondere landschaftliche und städtische Rechte abgeschafft; kurz es wurde mit den bisherigen Zuständen und dem Eigentume des Klerus und Adels

gründlich aufgeräumt. In einer Nacht, 4. Aug., sanken alle Sonderrechte hin. Es folgten die Rechte der Krone. Man nahm dem Könige das absolute Veto oder die Macht, Beschlüsse der Stände zurückzuweisen, und beließ ihm nur das suspensive oder aufschiebende; man räumte ihm überhaupt nur die Stelle eines ersten Beamten im Staate ein und setzte das Volk als Souverän über ihn.

Nicht nur sollte alles für das Volk geschehen, sondern alles durch das Volk, war Lafayettes Forderung. Mirabeau erkannte, wie wenig vorbereitet das Volk zur Selbstregierung sei, und äußerte seinen Unwillen darüber. Allein der König, d. h. Necker gab nach.

Zur Steigerung der Unruhe trug ein Brotmangel bei, vornehmlich dadurch entstanden, daß in der allgemeinen Verwirrung die Getreidezufuhren nach der Hauptstadt teils ausblieben, teils auch oft vor den Thoren derselben geplündert oder mutwillig verdorben wurden. Nun schenkte der Staat Geld, um Paris zu nähren. Die Leute vom Palais Royal aber gaben die Brotnot dem Hofe schuld, welcher der Sündenbock für alles sein mußte. Da zog denn, 5. Okt. 1789, ein Schwarm von 6000 rasenden Weibern (denn das weibliche Geschlecht spielte eine große Rolle in der Revolution), gefolgt von einer Menge männlichen Gesindels, durch die Straßen unter dem Geschrei: „Brot für unsere armen Kinder!“ und hinaus nach Versailles. Dort angekommen, stürzten sie in die Nationalversammlung und schrieen: „Brot für unsere armen Kinder!“ schimpften die Abgeordneten der Nation weidlich ab und drohten denselben Rache, wenn sie ihnen nicht zur Steuerung ihrer Not behilflich wären. Die Versammlung bezeugte den Damen große Achtung und der Präsident führte sofort eine Deputation von Zwölfen aus ihrer Mitte zum Könige, bei dem die Hilfe stehe. Dieser empfing sie aufs freundlichste und sprach so sanft und schön zu ihnen, daß sie völlig umgewandelt zu ihren Genossinnen zurückkehrten, darüber diese jedoch so erbost wurden, daß sie die „Abtrünnigen“ fast in Stücke zerrissen.

Ein wildes Geschrei ertönt vor dem Schlosse; man lästert insonderheit die Königin und droht ihr den Tod; man schleudert Steine auf die Gardesoldaten, die das Schloß bewachen; man schießt auf sie und nach den Fenstern der Königin. Nachts 10 Uhr kommt Lafayette von Paris mit 20 000 Nationalgardisten, bemüht sich, die Ordnung herzustellen, und ladet den König ein, nach Paris zu ziehen. Da es auch regnete und die Lungen allmählich den Dienst versagten, trat auf einige Stunden Ruhe ein. Aber morgens 6 Uhr brachen bewaffnete Banden ins Schloß ein, um ihre Wut an der Königin auszulassen. Treue Gardisten verteidigten den Zugang zu ihren Gemächern mit angestrengtester Kraft, wobei mehrere ihre Treue mit ihrem Blute besiegelten, und die hohe Frau konnte sich zu ihrem Gemahl retten. Darnach rückte endlich Lafayette mit der Nationalgarde vor, zog einen schirmenden Kreis um die königliche Familie und küßte auf dem Balkon die Hand der Königin.

Lafayette beruhigte die tobende Menge mit dem Versprechen, der König werde nicht länger in Versailles residieren, sondern in des Landes Hauptstadt, in die Mitte seiner Pariser übersiedeln. Und der gute Ludwig willigte ein, um weiteres Blutvergießen zu verhüten. Alsbald zog er mit dem Pariser Volke dahin ab. Das war ein Zug! Voran wurden die Köpfe der gefallenen Leibwächter auf Spießen getragen, dann folgte der Wagen mit der königlichen Familie, und um denselben und hinter ihm wogten die Tausende der trunkenen Horde, indem sie unaufhörlich Verwünschungen, Drohungen und Spottreden über die im Wagenden Sitzenden ausstießen! Ludwig bezog die Tuilerien, und Lafayette hatte ihn hinfort in seiner Gewalt.

Umsonst riet Mirabeau dem Könige, Paris doch wieder zu verlassen, um eine starke Regierung möglich zu machen. Der Adel eilte, sich aus dem Staube zu machen; es erfolgte noch eine stärkere Emigration. Die Mehrsten flüchteten dem Rhein zu, wo sie sich in Worms und Koblenz sammelten.

Die Nationalversammlung folgte dem Könige nach Paris. Es traten jedoch 300 Deputierte freiwillig aus, da ihnen die ganze Staatsverbesserungsgeschichte zu unheimlich wurde. Man freute sich über diese „Purifikation“ (Reinigung) der

Versammlung, die sich sogleich wieder ergänzte. Mirabeau suchte nun zur Rettung des Ganzen Minister zu werden, aber Necker und Lafayette vereitelten das 7. Nov. durch den leidigen Beschluß, kein Abgeordneter dürfe Minister werden. Für die Sitzungen war das Reithaus hergerichtet. Die Versammlung teilte sich in eine rechte und linke Seite. Auf der rechten saßen die Gemäßigteren, auf der linken die Heftigeren. Die Heftigsten hatten ihren Platz auf den obersten Bänken links, welche der Berg genannt wurden.

Auf dem Gipfel des Berges thronte Robespierre, ein Advokat von Arras, ein Mensch mit widrigen Gesichtszügen, auch kein vorzüglicher Redner, aber unbedingter Verehrer Rousseaus. Er wußte mehr als sonst einer den großen Haufen zu gewinnen. Hauptleute des Bergs waren noch: der riesige geldgierige Danton mit drohendem Blick und donnernder Stimme, und der wütige, blutige Marat, „der Bürgernero“, in schmutzigen Kleidern. Der Berg gehörte dem Jakobinerklub, welcher allein in Paris über 1000 Mitglieder zählte, unter ihnen die Orleanisten als die rohesten. Dieser Klub hatte seinen Namen von einem ehemaligen Kloster St. Jakob, wo er seine Zusammenkünfte hielt. Seine Mitglieder bestanden aus faulen Studenten, schlechten Schauspielern, unbedeutenden Schriftstellern, nahrungslosen Advokaten, verdorbenen Ärzten u. dgl.

Immer schonungsloser das Alte zerstörend, arbeitete die Nationalversammlung am Verfassungswerke fort. Sie hob den Adel, die Klöster, alle geistlichen Orden auf. Ja, sie zog April 1790 alle geistlichen Güter ein, auch die der Weltgeistlichen, welche letztere vom Staate besoldet werden sollten. Zuerst hatte man dem Klerus seinen Zehnten genommen, nun nahm man ihm auch seine Äcker, Wiesen, Wälder ꝛc., und darauf hatte Talleyrand, Bischof von Autun, angetragen! Die andern Herren Bischöfe ꝛc. bekamen freilich Haarsträuben darüber und jetzt konnten sie, die anfangs jedes Opfer verweigerten, 400 Mill. bieten, um den Raub abzuwenden; aber es half nichts mehr. Die Wähler sollen Pfarrer und Bischöfe ernennen; wählen darf, wer eine Messe anhört ꝛc. So wurde fortgemacht, auch die Wahl der Richter dem Volk übergeben, und der König genehmigte alle Beschlüsse, während im Süden schon katholische Banden mit den Liberalen und Truppen fochten. Die Verfassung ist soweit fertig, vorbehaltlich einer nochmaligen Durchsicht. Es naht der 14. Juli 1790, der erste Jahrestag des Bastillensturms; da muß ein Fest in ganz Frankreich und hauptsächlich ein großes Bundesfest in Paris gefeiert und dabei jene beschworen werden.

Ein ungeheurer Zug Menschen, wohl eine halbe Million, bewegt sich nach dem Marsfelde, der König, die Nationalversammlung, mehrere Tausend Abgesandte der (aus den alten Provinzen gemachten) 83 Departements, „Föderierte“ (Verbundene) genannt, die Pariser Nationalgarde und Volk über Volk, groß und klein. Auf einer Erhöhung steht der Vaterlandsaltar, daneben die Tribüne für die königliche Familie. Die alte Oriflamme weht inmitten von 83 Departementsfahnen. Der Bischof von Autun hält einen Gottesdienst und weiht die Fahnen. Hierauf schwört Lafayette im Namen der Föderierten und aller Truppen und sodann der Präsident der Nationalversammlung in deren Namen auf die neue Verfassung; sie schwören „Gehorsam und Treue der Nation, dem Gesetz und dem Könige als obersten Beamten der Nation und vornehmsten Handhaber des Gesetzes“. Darauf erhebt sich der König, streckt seine Arme gegen den Altar aus und schwört, „daß er künftig nur nach der Konstitution regieren wolle.“ Zugleich hebt die Königin den Dauphin in die Höhe, als wollte sie sagen: Er meint's wie sein Vater! Da donnern die Geschütze, die 84 Fahnen werden geschwenkt und ein Freudenruf läßt sich hören, der die Erde erschüttert und die Kanonenschläge übertönt. Man stürzt einander in die Arme, man drückt sich an die Herzen, man weint vor Rührung und Wonne. Ein unvergeßlicher Tag! sagen sie beim Heimgehen. Aber wie bald war der Freudenrausch verraucht!

Wie viele auch mit dem bis jetzt dem Königtum Entrungenen zufrieden sein mochten, die Jakobiner waren es nicht. Ihr Klub, der überall seine Töchterklubs hatte, wirkte fort und fort auf ein anderes Ziel los: Hegung der Armen und Trägen auf Kosten der Besitzenden; durch feurige Wirtshausreden, rebellische Zeitungen und Flugschriften brachte er König und Monarchie in immer tiefere Mißachtung. Beständig drohte er mit dem Krieg aller Fürsten gegen die Völker. Necker mußte immer

mehr Geld auf Paris verwenden. Die Finanznot wich also nicht; trotz der eingeführten allgemeinen Grundsteuer, trotz den eingezogenen Kirchengütern, die großenteils verschleudert wurden, langte es nirgends. Ein Pöbelhaufe rief: „Fort mit dem Necker!" einige: „An die Laterne mit ihm!" Nun nahm er seine Entlassung und unter dem Hohngelächter der Franzosen ging er davon in die Schweiz, Sept. 1790. Lafayette ernannte neue Minister.

Der Wagen der Revolution rollte fort auf der abschüssigen Bahn. Da suchte ihm derjenige Einhalt zu thun, der ihn in Lauf gebracht. Mirabeau hatte Friede mit dem Hofe geschlossen, der ihm seine Schulden zahlte. Jetzt versprach er dem Könige, daß er die Revolution zum Stillstand bringen und dem Königtum wieder zu mehr Stärke verhelfen wolle, so doch, „daß die Grundlagen der Freiheiten nicht angetastet würden." Ludwig ging halb darauf ein; er faßte einiges Vertrauen zu dem gefürchteten Manne. Der König sollte in eine Stadt fliehen, die Nationalversammlung auflösen und selbst eine Verfassung geben. Bald fügte es sich, daß Mirabeau Präsident wurde, und als solcher hemmte er in etwas die Umsturzpartei. Allein plötzlich erkrankte und starb er 2. Apr. 91.



Fig. 349. Mirabeau.

Als seine Freunde um ihn klagten, sprach er: „Beweint vielmehr die Monarchie; ich nehme sie mit mir ins Grab. Frankreich stirbt an innerer Fäulnis." Wegen seines Geistes von Freunden und Feinden bewundert, wurde er aufs ehrenvollste bestattet, die ganze Stadt legte auf drei Tage Trauer an. (Später, als sein „Verrat" herauskam, wurde er verflucht.)

Nun war die letzte Hoffnung des armen Königs erloschen. In der Nationalversammlung hörte fast alle Mäßigung gegen ihn auf; das Volk behandelte ihn roh und gewaltthätig. Er aber konnte sich in alles schicken, nur seine Religion hielt er unerschüttert fest. Den Eid auf die Verfassung wollten zwei Drittel der Geistlichen nicht beschwören, weil der Papst ihn verboten; man entließ und verfolgte sie. Die Bauern aber wollten nichts von den beeideten Priestern, und Ludwig beichtete nur den eidweigernden. Als er deshalb zur Osterzeit nach S. Cloud fahren wollte, um dort das h. Abendmahl zu feiern, hielt der Pöbel seinen Wagen an und zwang ihn, umzuwenden. Man besorgte, er möchte „eschappieren" und dann mit auswärtiger Hilfe zur Unterdrückung der Revolution zurückkehren. Durch solche Behandlung reifte aber in Ludwig der Gedanke, den er schon länger bei sich trug, zum Entschlusse, zu entfliehen, wozu insonderheit die Königin drängte. Die Flucht mißlang.

In der Nacht vom 20/21. Juni 1791 stand ein achtspänniger Reisewagen vor dem Martinsthor vor Paris. In tiefer Stille, verkleidet und auf verschiedenen Wegen begaben sich die Glieder der königlichen Familie dahin. Sie fanden sich zusammen und der Wagen fuhr ab. Schon waren sie nach S. Menehould gekommen; da wurde der König, als er unvorsichtig zum

Wagenfenster hinausblickte, von Postmeister Drouets Sohn erkannt. Dieser Demokrat machte Lärm und der König wurde auf der nächsten Station (Varennes) festgehalten. Er bat innig, ihn weiter zu lassen; umsonst.

Man brachte ihn als Verbrecher nach Paris zurück. Die Tuilerien wurden nunmehr sein Gefängnis; das vom Jakobinerklub bearbeitete Volk schrie laut, man müsse den Treulosen absetzen. Und wenn auch die Gemäßigteren das noch zu hintertreiben vermochten, so nahm man ihm doch 3 Monate lang alle Ausübung der Königsgewalt; die Minister empfingen vom Ständehause ihre Befehle. Da mehrte sich die Emigration der Royalisten noch um vieles. — Die Verfassung wurde vollendet. Sie ließ nur einen Schatten vom Königtum. Auf daß der König sie frei anerkennen könnte, wurde seine Haft wieder aufgehoben. Er erschien im Ständehaus und unterschrieb sie ohne alle Bedingung, 16. Sept. 1791.

Hierauf wurde noch ein besonderes Verfassungsfest mit großem Pomp abgehalten, bei welchem viele sich trösteten, die Revolution sei geschlossen. Allein schon verwüstete ein blutiger Aufruhr die herrliche Insel Haiti. Man hatte die freien Farbigen, Mai 1791, für Bürger erklärt, und diese, um mit den doppelt so starken Weißen fertig zu werden, hatten 400000 Sklaven zu den Waffen gerufen. Unerhörte Greuel bedeckten die Insel mit Blut und Asche. Der ganze Seehandel stockte. Ebenso wütete in Avignon, das 14. Sept. mit Frankreich vereinigt ward, und in der Provence, der Bürgerkrieg zwischen Päpstlichen und Demokraten.

§ 5. Die legislative Versammlung.

Die konstituierende Nationalversammlung hatte ihr Werk gethan; sie trat ab. Am 1. Okt. 1791 hielt die legislative oder gesetzgebende Versammlung ihre erste Sitzung. In diese durfte, Robespierre hatte das durchgesetzt, kein Glied der abtretenden gewählt werden; Anhänger des alten Königtums zählte sie keine mehr, dagegen eine Masse unerfahrener Neulinge. Auf der Rechten saßen jetzt die 100 Freunde der konstitutionellen Monarchie; sie hießen (von einem Kloster, wo ihr Klub sich versammelte) Feuillants. Die Linke teilte sich in zwei Fraktionen, die anständigeren Brissotins oder Girondins aus dem Departement der Gironde vorzüglich, und die Montagnards oder Männer des Berges, lauter blutrote Jakobiner; beide gingen aber, 330 Mann stark, mit Fanatismus auf die Republik los. Unter den Girondisten gab es mehrere talentvolle Schreiber, wie Brissot, der schon bewies, daß man die unbillige Verteilung der Güter durch Diebstahl mildern dürfe, und Redner wie Vergniaud; die Bergmänner bestanden fast durchhin aus rohen Menschen, die sich eher zu Führern einer Viehherde eigneten. — Die Versammlung faßte Nov. drei verhängnisvolle Beschlüsse: Es sollten alle eidweigernden Priester deportiert, aus ihrem Bezirk geschafft werden; alle Auswanderer, wenn sie nicht eiligst rückkehren, sollen des Todes schuldig sein; die Bischöfe von Trier und Worms sollen das Emigrantenheer entlassen, das sich bei ihnen gesammelt, oder sie werden als Feinde behandelt. Der König wies die beiden ersten zurück, nahm aber den letzten an. Die Gironde, Brissot voran, wollte den Krieg, damit die Revolution das alte Europa vernichte, und erhielt ihn. Man rüstete und füllte die leere Kasse mit Papiergeld.

Ganz Europa blickte auf diese Revolution mit gespannter Aufmerksamkeit hin, und anfangs war die allgemeine Stimmung für dieselbe „als eine Erhebung des Rechts gegen das Unrecht". Da würden nun einmal die alten Mißbräuche abgeschafft, Despotie und Feudaldruck abgeschüttelt 2c. Viele jubelten „über den aufgehenden Tag der Völkerfreiheit." Als man aber sah, wie die Sache verlief, da gingen doch den meisten die Augen auf und sie erschraken. Leopold II. (S. 711) war am nächsten beteiligt, als Bruder der armen Königin, doch stand er kühl dazu.

Seine Sympathie wurde gesteigert durch die Emigranten: insonderheit Ludwigs Brüder bemühten sich mit den dringendsten Vorstellungen um Hilfe zur Erhaltung des französischen Königtums. Dazu kamen schwere Rechtsverletzungen im Elsaß 2c. Allein wenn er auch 6. Juli 1791

alle Monarchen aufforderte, sich Ludwigs anzunehmen, Leopold war bedächtlich, und auch die andern Herren hatten Ursache, sich zu besinnen. Doch traten jetzt Preußen und Österreich nach langer Entfremdung (S. 710) einander näher. Als sie hörten, Ludwig habe die Verfassung feierlich angenommen, wollten sie erst abwarten, wie seine Lage sich weiter entwickele, immer noch hoffend, die Revolutionsflamme werde sich in sich selbst verzehren. Gustav III. von Schweden freilich bestürmte Leopold, voranzugehen, und war bereit, mit russischen Hilfsgeldern ein Heer nach Flandern zu führen; aber März 1792 erlag er der Kugel eines aristokratischen Mörders.

Die Emigranten in Trier wurden entwaffnet. Nun aber forderten die girondistischen Minister von Leopold eine runde Erklärung, daß er Frieden halten wolle. Leopold II. starb 1. März 1792. Seinem Sohne Franz II., der keine weitere Erklärung geben wollte, mußte Ludwig, von seinem Minister Dumouriez bewogen, mit schwerem Herzen 20. April den Krieg ankündigen. Die Franzosen rückten gleich in Belgien ein und flohen vor dem ersten österreichischen Regiment. Sogleich schrie man über Verrat und mordete den General Dillon, bezichtigte auch den König und die „Österreicherin" des Einverständnisses mit dem Feinde. — Jetzt mußte ein Lager von 20000 Bewaffneten bei Paris gebildet werden, angeblich zum Schutze der Hauptstadt; zugleich löste man des Königs Garde auf, damit er keine Verteidiger habe. Der König ermannte sich in etwas und wechselte seine Minister. Erbittert, veranlaßten die Demokratenhäupter einen Pöbeltumult.

Am 20. Juni 1792 entluden die Pariser Vorstädte St. Antoine und St. Marceau einen mit Piken versehenen Haufen des gemeinsten Pöbels, sog. Sansculotten (Ohnehosen). Er schwillt in seinem Zuge durch die Stadt immer mächtiger an; die Weiber fehlen auch wieder nicht. Bald wälzt sich eine Masse von 30000 Bewaffneten, vom Bierbrauer Santerre geführt, durch die Straßen. Sie statten zuerst der Nationalversammlung einen Besuch ab und ziehen mitten durch den Sitzungssaal nach den Tuilerien. Die verschlossenen Thore und Gitter werden mit Äxten eingehauen. Wohl sind da 20 Bataillone Nationalgarde aufgestellt, sie erhalten aber keine Befehle. Der König läßt seine Gemächer öffnen und die Rotte dringt ein. Tobend wird die Bitte vorgebracht, der König solle jene Dekrete sanktionieren: Nieder mit dem Veto! Dieser aber erklärt: eher sterben, als solches thun. Man drängt ihn in ein Fenster und weist auf einen im Hof aufgepflanzten Laternenpfahl hin, worauf geschrieben stand: „Gerechtigkeit, welche die Nation an Tyrannen übt!" Der König läßt sich aber nichts abzwingen. Nun wird er von der trunkenen, feigen Menge auf alle Weise beschimpft. Einer heißt ihn einen Vielfraß, der jährlich 25 Mill. verzehre; ein andrer setzt ihm eine rote Jakobinermütze, das Symbol der Freiheit, auf den Kopf; ein dritter nötigt ihn, aus seiner Flasche auf die Gesundheit der Nation zu trinken; er trägt alles mit Gelassenheit. Unter dem Gebrüll der Rotte setzt ihm einer die Pike auf die Brust, die aber ein Nationalgardist abwehrt. Ohne Furcht und Zorn bleibt er stehen. Da die Feigen ihn doch nicht zu morden wagen, kommt nach 2 Stunden der Maire von Paris, Petion, und bewegt das Volk, fortzugehen. Ebenso ritterlich wie Louis hatte die Königin den Andrang ausgehalten.

Der bessere Teil der Bürgerschaft sprach nun wohl sein Bedauern über diesen schmählichen Vorgang aus, doch ermannte er sich nicht. Auch eilte, über solche Roheiten erzürnt, Lafayette, Kommandant einer der drei Armeen, herbei, um auf Bestrafung der Frevler zu dringen. Der unklare Mann richtete nichts aus. Darauf bot er dem Könige eine Zuflucht bei seinem um Compiegne gelagerten Heere; allein Ludwig traute diesem eiteln Charakter nicht und schlug sein Anerbieten aus. Die Gironde arbeitete nun auf Absetzung des Königs hin. Die Königin hoffte nur noch auf die Ankunft der deutschen Heere: es galt abzuwarten, ob man's erlebe. Lafayette ging also allein zu seinem Heere zurück. Er wollte es nachher doch gegen die Jakobiner brauchen, aber seine Soldaten empörten sich, er mußte am 14. Aug. vor ihnen fliehen und geriet den Österreichern in die Hände, welche ihn auf lange einsperrten.

Jetzt erhob sich der bewegliche, gefühlvolle König von Preußen und verband sich mit Franz zur Abwehr der Übergriffe der Revolution. Als man den Pariser Frevel vom 20. Juli erfuhr, ließen sie ihre Truppen, denen sich noch ein Emigranten=

korps anschloß, alsbald gegen die französische Grenze vorrücken. Sonst schloß sich nur Hessen an, gegen das Versprechen der Kurwürde. Leider hoffte man auf einen Spaziergang nach Paris, zu welchem 82000 Österreicher und Preußen genügend schienen. Beide Mächte aber waren nicht klar über ihre Ziele: Entschädigung sollte für Preußen ein polnisches Stück bilden, für Österreich der Austausch von Belgien gegen Bayern, wozu es aber noch Ansbach von Preußen forderte. Mißmutig entzweit, zog man gegen Westen, vom Volkshaß umwogt.

Herzog Ferdinand von Braunschweig erließ 25. Juli im Namen der verbündeten Souveräne ein Manifest an die französische Nation, sie zur Unterwürfigkeit unter ihren König aufzufordern und im Weigerungsfalle mit schwerer Strafe zu bedrohen. „Wenn der König noch einmal beleidigt würde, solle Paris dem Erdboden gleichgemacht werden." Diese Sprache eines exaltierten Emigranten fachte den Groll gegen Ludwig um so heftiger an, weil man ihn mit den Feinden in Verbindung glaubte. Das Vaterland wird 11. Juli in Gefahr erklärt, das wilde Toben der Pariser noch gesteigert durch einen Haufen von 516 Freiheitskämpen, welche aus Marseille nach der Hauptstadt zogen, um die zu langsam sich bewegende Revolution in bessern Schwung zu bringen; Galgenstricke, welche das in Straßburg gedichtete Revolutionslied „die Marseillaise" mitbrachten. Jetzt schrie man immer lauter, der König müsse abgesetzt werden, und Danton schürte zum Sturm auf die Tuilerien. Das veranlaßte den König, sich mit seinen Schweizern zu umgeben. Es sammelten sich auch viele Edelleute um ihn.

Nachts 9. August hielten die Roten eine Zusammenkunft. Sie erklärten die bestehende Verfassung für untauglich und schufen einen neuen Gemeinderat, die Kommune, d. h. die Herrschaft der Besitzlosen. Danton rief zu den Waffen, um das gute Werk der Befreiung des Vaterlandes gründlich durchzuführen. Um Mitternacht ertönten die Sturmglocken, ein Zeichen für das vorbereitete Volk. Als der 10. August anbrach, rückten die Aufrührer, die Marseiller vornedran, gegen die Residenz vor.

Der Kommandant der Nationalgarde wurde aufs Rathaus gerufen, ohne von der neuen Behörde zu wissen; man setzt ihm zu, er solle seine Leute abrufen; er weigert sich fest und wird ermordet. Das Schloß war besetzt mit 960 treuen Schweizern, 120 Edelleuten und einer Menge jetzt ratloser Nationalgardisten. Diese letztern zeigten eine zweifelhafte, ja auch feindselige Haltung. Dennoch hätte Ludwig einen Versuch machen können, sich zu verteidigen. Aber er wollte kein Blut vergießen lassen, und so ließ er sich, trotz dem Sträuben seiner Gemahlin, zu dem unseligen Entschlusse verleiten, im Schoße der Nationalversammlung Sicherheit zu suchen. Blut floß doch, und o wie viel! Die Rotte stürmte nach der Entfernung des Königs mit seiner Familie um 8 Uhr vormittags heran. Die Schweizer schießen, die Rotte flieht, aber Ludwig schickt ihnen Befehl, das Schießen einzustellen und abzuziehen. Das Schloß wird geräumt. Die Dürftigen durchsuchen es in allen Winkeln und machen alles darin nieder, auch seine friedlichen Bewohner bis zu den Küchenjungen; ebenso die Flüchtlinge. Furienmäßige Weiber fallen noch über die Leichname her, entkleiden und verstümmeln sie. Dann werden alle Gemächer ausgeplündert, die größeren Gegenstände zerschlagen. Alles ist wüste und leer, als die Rotte abzieht, um ein kannibalisches Freudenfest zu feiern. Es war die Hölle los.

Findet wohl der König bei der Nationalversammlung den gehofften Schutz? O gar was anderes! Zwar als er mit den Seinen in die Versammlung trat, war sie betroffen, obwohl nur Glieder der Linken drin saßen (die Gemäßigten durften sich nicht mehr sehen lassen). Aber schnell hatte sie sich wieder ermannt. Ludwig wollte neben dem Präsidenten Platz nehmen, er wird mit seiner Familie in eine vergitterte Schreiberloge gewiesen, wo sie wie in einem Käfig staken. Hier mußte er nun 17 Stunden lang aushalten und die frechsten Reden über sich mit anhören. So rief ein Kapuziner Chabot: „Alles heute vergossene Blut, alles Elend des Landes verdanken wir dem Meineid dieses Verräters!" auf den König deutend. Der mußte nun mit anhören, wie schonungslos sein Sturz beraten ward. Die Versammlung dekretierte die Suspension des Königs und bestimmte, daß demnächst eine neue Versammlung zusammentreten und dem Staate seine künftige Einrichtung geben solle. Der König war jetzt ein Privatmann; aber er durfte nicht hingehen, wo er wollte,

man brachte ihn mit seiner Familie (der Königin und dem 8jährigen Dauphin, einer 14jährigen Tochter, und seiner Schwester Elisabeth) in ein turmähnliches Gebäude, den Temple (S. 409), in dessen engen Räumen sie sich elend behelfen mußten.

Keine befreundete Seele wurde zu ihnen gelassen. Aber sie ertrugen alles willig. Als Ludwig aus jener schrecklichen Versammlung gekommen war, hatte er sich samt den Seinen auf die Kniee geworfen und gebetet: „Herr, deine Prüfungen sind furchtbar! Verleih uns Kraft und Mut, sie zu bestehen! Wir verehren dich in unsrem Elend, wie wir es in unsrem Glücke gethan haben." Gottergeben blieb er bis an sein Ende.

Die vom bewaffneten Pöbel unterstützten Jakobiner, Robespierre, Danton und Marat an der Spitze, setzten durch, was sie wollten. Wohl waren in Paris nur 5000 jakobinische Wähler, aber $^9/_{10}$ der Wähler enthielten sich fortan der Abstimmung. Wie wirtschaftete nun aber diese Minderheit! Am 17. August wurde ein Revolutionstribunal errichtet „zur Bestrafung der Verbrechen wider die Freiheit." Es sollte alle Anhänger des Königs und Feinde der Revolution einziehen, kürzlich prozessieren und aus dem Leben befördern, zu welchem Behufe auf dem Karousselplatze eine Guillotine, eine vom Arzt Guillotin erfundene Köpfmaschine, aufgestellt wurde. Das Tribunal setzte sich in Thätigkeit und schnell füllten sich alle 6 Gefängnisse; in einer Nacht wurden 4000 eingezogen. Allein zunächst wurde noch behender als mittelst der Guillotine getötet: man wollte nämlich Schrecken verbreiten durch Massenmord, hauptsächlich um die Wahlen in den neuen Convent zu beherrschen. Als Vorwand benützte man die ungünstigen Nachrichten aus dem Osten: jetzt müsse sterben, wer die Regierung hindere.

Die Verbündeten waren von Trier her, 19. August, eingedrungen, nahmen rasch die Festungen Longwy und Verdun und schienen geradenwegs auf Paris marschieren zu wollen, während die französischen Truppen vor ihnen Reißaus nahmen; denn die aller Zucht ermangelnden Freiheitssoldaten schlugen sich anfangs schlecht. Mit diesen Nachrichten versetzte man Paris in die fürchterlichste Aufregung, die Nationalgarde mußte zum Heer marschieren.

Es war Sonntag 2. September, da heulten die Sturmglocken, und während Justizminister Danton und Co. sich zu einem Festmahle setzten, fielen 187 von der Kommune gedungene Mörder über eingefangene Geistliche her und erstachen sie. Vier Tage und Nächte dauerte das Gemetzel fort unter stetem Trinken und Lachen: Geistliche, Edelleute, Royalisten, besonders aber die Reichen wurden haufenweise in den Höfen der Gefängnisse geschlachtet, bis diese geleert waren. Jeden Abend spielten die 23 Theater. Es wurden 13—15 Hundert Menschen abgeschlachtet. Der Raub der Reichen, der Schlösser und Kirchen belief sich auf ungezählte Millionen, die man, so weit nicht gestohlen, im Staathaus aufspeicherte. Das heißt der Septembermord. Robespierre belobte das Volk wegen der von ihm geübten „Gerechtigkeit" und entschuldigte sich, „daß er selbst, ob der ihm eigenen Philanthropie, an solch gerechtem Blutvergießen nicht teilnehmen könne." Die Girondisten ließen sich ihn gefallen, bis sie merkten, daß schon auch ihre Köpfe von Robespierre verlangt wurden; da sahen sie den Abgrund vor ihren Füßen.

Unter den Gemordeten befand sich auch die schöne Prinzessin von Lamballe, vertraute Freundin der Königin. Man versprach ihr das Leben, wenn sie der Königin und ihrem Gemahl ewigen Haß schwören wollte. Sie erwiderte: „Ich kann die nicht hassen, die ich ewig lieben werde!" Hierauf tötete und verstümmelte man sie aufs schändlichste und trug ihr blondgelocktes Haupt auf einer Pike an die Fenster der Königin. Ein Ungeheuer rühmte sich, ihr gebratenes Herz verzehrt zu haben; ein anderes, 60 Royalisten erwürgt zu haben. Auch 43 Knaben wurden erschlagen, gemeine Verbrecher teils mitgeopfert, teils befreit. — Von Paris tobte der Mordgeist ins Land hinaus; Rundschreiben des Justizministers trugen ihn überall hin, fanden nur nicht überall gleichen Gehorsam. Doch in Reims, Lyon, Versailles ꝛc. wurden die Verhafteten massenweise erwürgt.

§ 6. Der Nationalkonvent. Hinrichtung des Königs.

Die Beherrschung der Wahlen war nicht ganz gelungen; doch gaben von 7 Mill. Wählern $6^1/_3$ keine Stimme ab. Als die dritte Nationalversammlung, der Konvent 21. Sept. 1792 eröffnet wurde, waren die Feuillants ausgeschlossen; aber die Girondisten, durch die Septembermorde ernüchtert, bildeten die Rechte, die Bergmänner oder Jakobiner die Linke. Diese wußten, daß Frankreich gegen sie sei, aber sie hatten vor der Mehrheit voraus, daß sie wußten, was sie wollten, und zusammenhielten wie ein Mann. Der Konvent verhandelte allererst darüber, ob nachdem Ludwig Capet abgesetzt worden, der leere Königsstuhl wieder besetzt werden solle. Er sprach aber einmütig die Abschaffung des Königtums aus. Paris jubelte und ein freudiger Wiederhall tönte durch's Land.

Eine Republik sollte also das schöne Frankreich sein. Der Konvent ergriff aber auch kräftige Mittel zur Abwehr der äußern Feinde. Er rief die „Vaterlandskinder" zur Verteidigung auf, und die entflammten oder auch zu Hause von Spähern bedrohten Franzosen eilten von allen Seiten zu den Waffen herbei. Sie fühlten auch die Notwendigkeit einer bessern Disciplin und fügten sich nunmehr derselben. Es kam ein neuer Kriegsgeist in sie.

Die Preußen waren bis in die Champagne vorgedrungen. Hier aber wurde der Herzog von Braunschweig, der über die Langsamkeit der 8000 (statt 25 000) Österreicher zürnte, über das Ausbleiben jeder royalistischen Regung bedenklich. Er wagte es nicht, den General Dumouriez, welcher ihm mit einem schwachen, doch schon zahlreicheren Heere entgegenstand, anzugreifen, kanonierte nur so aus der Ferne bei Valmy (20. Sept.). Da nun Regengüsse und Krankheit seinen Truppen zusetzten, kehrte er unter Verhandlungen mit dem Feinde 27. Sept um, und zog unbelästigt aus Frankreich zurück! Sein leicht entflammter, schnell erkaltender König fand in Polen Einträglicheres zu thun (S. 716). Dagegen suchten die Republikaner, so sehr ihnen in Paris die Haut schauderte, ihr Glück aller Welt mitzuteilen, d. h. Anarchie und Aussaugung über Europa zu verbreiten. Montesquiou nahm 25. Sept. Chambery und Nizza weg; weil er aber Genf nicht angreifen und ausrauben wollte, mußte er durch Flucht dahin sein Leben retten. Mit dem Ruf: Krieg den Palästen, Friede den Hütten! nahm Custine Speier 30. Sept., zog vor das bestürzte Mainz, und die verfallene Festung wurde schleunigst übergeben 21. Okt. Gleich wird ein Jakobinerklub konstituiert und in einer Kürze ist das ganze Kurfürstentum republikanisiert, auch Frankfurt gebrandschatzt. Alles im Frieden! Das deutsche Reich lag ja nicht im Kriege.

Dumouriez aber drang mit stark gewachsenem Heere in Belgien ein, griff bei Jemmapes 6. Nov. 1792 die österreichische Armee an und schlug sie auf's Haupt. Darauf nahm er in einer Schnelle Belgien ein; die Republik wird auch hier als ein wertes Geschenk empfangen. Überall pflanzen die Franzosen Freiheitsbäume, errichten Klubs, halten ergreifende Reden von „allgemeiner Völkerfreiheit".

Alle Völker sollten Brüder des französischen sein, das ihnen brüderlich zur Erlösung von ihren Tyrannen verhelfen wollte; in alle Sprachen wurde dieses Konventsdekret übersetzt. Damit bethörten sie die albernen Menschen, die doch schon genug Erbauliches von der Revolution gehört hatten, so daß manche dankbar ihren Beglückern in die Arme fielen. Diese aber plünderten ihre neuen Brüder bis aufs Hemd aus, bezahlten im besten Falle mit ihrem wertlosen Papiergeld, entehrten ihre Frauen 2c., bis man sie überall verwünschte.

Die Botschaften von den Siegen berauschten Paris und trieben die Frechheit auf ihre Höhe. Beim peinigenden Geldmangel hörte man auf, auch die konstitutionellen Pfarrer zu zahlen. Überall, wohin die Heere kamen, wurden Steuern, Zehnten und Vorrechte abgeschafft, alle Behörden aufgehoben. Und im Klub sprach Robespierre offen aus, daß der König sterben müsse, weil sonst die teuer errungene Freiheit nicht gesichert sei; mit seinem Tode werde die Ordnung wiederkehren.

Ein jakobinischer Bischof, Gregoire, unterstützte den Beweis mit der Bemerkung, daß „die Ausrottung der Könige überhaupt eine Wohlthat für die Menschheit sei, sintemal sie wilden Raubtieren gleich zu achten seien." Der Konvent ernannte eine Kommission, die Anklage gegen den Exkönig aufzusetzen. Die Girondisten sahen, daß er verurteilt werde, und dachten nur ihn durch Berufung ans Volk zu begnadigen. Aber dazu hatten sie die Macht nicht mehr.

Ludwig hatte nun vier Monate im Temple zugebracht unter harten Entbehrungen, nicht einmal hinlängliche Kleidung gab man ihnen, so daß die Königin und Elisabeth manche Nacht saßen und flickten. Das Maß der Quälung voll zu machen, trennte man zuletzt den König von seiner Familie. Sie ertrugen alles mit standhafter Geduld. Insonderheit ruhte die fromme Elisabeth mit vollster Ergebung in dem guten Willen Gottes und führte auch die andern dahin. 11. Dez. wurde der König vor die Schranken des Konvents gerufen. Er sah den hohen Rat ruhig an. Der Präsident sprach: Ludwig, setzt Euch! Dann las man ihm die Anklage vor; sie stützte sich auf Papiere, welche man im Schloß gefunden hatte, welche allerdings seine Verbindung mit den Emigranten bezeugten, deren Inhalt aber schmählich verdreht wurde. Der König antwortete auf viele Klagepunkte mit Würde, auf manche ausweichend, auf einige ungeschickt; sein Benehmen wurde zusehends fester. Zu seiner Verteidigung wurde ihm doch Rechtsbeistand bewilligt, was die Girondisten mit Mühe durchsetzten.

Am 26. Dezbr. stand Ludwig abermals vor dem Konvent. Der Advokat Deseze verteidigte ihn in vierstündiger Rede vortrefflich. Er wies die Ungerechtigkeit der Beschuldigungen nach und sprach zugleich so mild, daß nur Jakobinerherzen hart bleiben konnten. Nachdem er geendet, fügte Ludwig selbst noch würdige und schöne Worte hinzu; seine ganze Erscheinung war edel. Nach seinem Abtreten entspann sich der heftigste Kampf zwischen Girondisten und Jakobinern unter dem Gebrüll der Galerieen. Mit teuflischer Kunst schwächte Robespierre den Eindruck der Verteidigung: die Mehrheit des Volkes sei freilich für Ludwig, aber die Tugend finde sich stets bei der Minderheit; die Bergmänner drangen auf sofortige Aburteilung. Die Girondisten behaupteten dagegen, daß nur das französische Volk in Urversammlungen über des Königs Leben entscheiden könne. Es half nichts, sie wurden überstimmt. In der Stadt herrschte die Furcht vor; die Jakobiner erhielten vom Kriegsminister 132 Kanonen zu irgend einem nötig scheinenden Gewaltstreich.

Endlich, 16. Jan. 1793, begann die entscheidende Sitzung. Sie währte ununterbrochen die ganze Nacht und den darauf folgenden Tag bis zur Nacht. Viel Verwunderliches wurde da geredet, um das Schlußurteil: „Tod!" zu begründen. Selbst Vetter Orleans, jetzt Egalité genannt, sprach sich für „Tod" aus. Manche anders gesinnte stimmten aus Furcht dafür. Denn um die Versammlung her lagerte Tag und Nacht ein wütendes Gesindel und brüllte unaufhörlich: „Capet muß sterben! Wehe dem, der ihn nicht sterben läßt!" Endlich wurden die Stimmen gezählt und von 721 ergaben sich 361 für den Tod; 72 wollten den Tod mit Aufschub; 288 Gefängnis oder Verbannung; so wurde Ludwig zur Hinrichtung ohne Aufschub verurteilt. Das Urteil wurde ihm erst am 20. Jan. bekannt gemacht: am Morgen müsse er sterben.

Er hörte es mit großer Ruhe an; bat nur um drei Tage Aufschub, um einen Geistlichen zur Vorbereitung, und um eine Zusammenkunft mit seiner Familie. Die letzteren Bitten wurden ihm gewährt. Zwei Stunden durfte er abends mit den Seinigen noch zusammen sein, zu Reden der zärtlichsten Liebe und Wehmut, der Hingebung in Gottes wunderlichen, aber seligen Rat. Der Abschied freilich war herzzerreißend. Doch verlor der König seine Fassung nicht. Am Morgen, 21. Jan. 1793, empfing er das heil. Abendmahl und blieb darnach im Gebet, bis er 9 Uhr zur Hinrichtung abgeholt wurde. Er bestieg mit seinem Geistlichen den Wagen. Die Fahrt ging langsam durch die mit Truppen und Volk dichterfüllten, lautlosen Straßen. Er kam zum Blutgerüste im Angesicht der Tuilerien, stieg festen Schrittes hinauf und blickte ernst über das Volk hin. In einer wollenen Jacke, die Hände auf den Rücken gebunden, trat er noch vor und sprach laut: „Franzosen, ich sterbe unschuldig! Ich vergebe aber meinen Feinden und bitte Gott, daß

das Blut, welches ihr vergießt, nie über Fr . . ." Hier ließ der Bierbrauer Santerre alle Trommeln wirbeln, daß der König nicht weiter gehört ward. Gleich darauf fiel sein Haupt unter dem Beile. Scharfrichter Samson hob es auf und zeigte es, und ein rasendes Freudengebrülle, vermischt mit dem Rufe: Es lebe die Republik! ertönte ringsum. Wir haben die Schiffe hinter uns verbrannt, rief Marat. Nur die Frauen schienen den Fluch zu fühlen, den der Königsmord über Stadt und Land gebracht. Der arme Ludwig XVI. hat die Schuld seiner Vorfahren gebüßt. Der Gnädige und Gerechte wird ihn getröstet haben.

§ 3. Erste Koalition. Der Wohlfahrtsausschuß.

Die Verheißung des Konvents, allen aufständischen Völkern gegen ihre Regierungen beizustehen, 19. Nov. 1792, zwang dem friedliebenden Pitt, Englands großem Minister s. 1783, den Krieg auf, und Robespierre wollte diesen, weil England ihm die widerwärtigste Nation war. Sobald Georg III. dem trotzigen Gesandten Chauvelin seine Pässe zugestellt (24. Jan.), ging der Konvent 1. Febr. voran, und zwar gegen Briten und das reiche, schwache Holland zugleich; ebenso 9. März gegen Spanien. Das deutsche Reich sprach 30. April den Kriegszustand aus. So schienen viele Staaten zur ersten Koalition gegen das ruchlose Frankreich vereinigt. Der Konvent gebot die Aushebung von 300000 Mann, welche Volksvertreter in jedem Departement fördern mußten; alle Nichtjakobiner wurden schleunig exerziert und rückten ins Feld.

Dumouriez drang in Holland ein, wurde aber bei Aldenhoven 1. März von den Österreichern geschlagen und zum Rückzuge gezwungen. Darauf verlor er bei Neerwinden, 18. März, eine große Schlacht, in deren Folge Belgien wieder verloren ging. Nun gedachte er den Konvent zu stürzen, mußte aber 5. April zu den Deutschen fliehen. Österreicher mit Engländern und Holländern drangen über die Nordgrenze in Frankreich ein, schlugen zwei französische Heere und eroberten im Juli Condé und Valenciennes. Preußen und Hessen belagerten Mainz und gewannen es wieder 22. Juli. — Im Grunde aber stockte der Krieg seit Mai, weil Österreich und Preußen über Polen sich fast in die Haare gerieten. Braunschweig fürchtete sich am Rhein zu siegen, weil dann der Kaiser Elsaß und Bayern angesprochen hätte. Wenn die Preußen wollten, siegten sie noch immer über doppelt so starke Heere, wie bei Pirmasens (Sept.), Kaiserslautern (Nov.), aber man wußte in Paris, daß die Gefahr nur eine scheinbare war. Doch suchte man 23. Aug. eine allgemeine Volksbewaffnung zu bewerkstellen, so daß alle Bürger vom 18. bis 25. Jahr sich in Kriegsbereitschaft stellten. Da alle Waffen abgeliefert werden mußten, alle Besseren nach den Grenzen zogen, hatte man bald eine unendliche Überzahl. Der gewissenhafte Denker Carnot leitete das ganze Kriegswesen trefflich, wenn auch die Tollheiten der Machthaber manchmal seine Plane durchkreuzten. Die Masse der Krieger wird in 11 Armeen geteilt, denen die Tüchtigsten, was sie auch vorher gewesen, meist junge frischaufstrebende Kräfte zu Führern vorgesetzt werden, z. B. die Unteroffiziere Pichegru, Hoche. Zu ihnen wird aber gesagt: „Ihr müßt siegen oder auf der Guillotine sterben!"

Die französische Kriegssache gewann allmählich gegen die zertrennten, lauherzig kämpfenden Koalierten einen günstigen Umschwung. Die Engländer und Deutschen wurden bei Hondschoten 8. Sept von dem martialischen Houchard gepeitscht. Da aber dieser „Kriegsgott" infolge eines Verlustes bei Courtrai sich zurückziehen mußte, packte ihn der Konvent, wie gedroht, und ließ seinen Kopf unter der Guillotine fallen. Ein gleiches Los hatten viele Generale im Verlauf der Zeit: Custine, Dillon, Luckner, Beauharnais, Westermann, Biron 2c. Kein Wunder, wenn die Anführer ihr Äußerstes thaten, wie viele Tausende sie auch dabei opfern mochten. Der Österreicher Wurmser am Rhein wurde von Hoche zurückgedrängt, die siegreichen Preußen verloren (Dezbr.) die eroberten Weißenburger Linien wieder.

Im Innern aber ward, 5. April 1793, ein neues Institut geschaffen, der aus 9 Jakobinern unter Danton bestehende Wohlfahrtsausschuß. Es war eine außerordentliche Behörde mit unbestimmten Grenzen der Wirksamkeit. Sie sollte die Minister antreiben, den Pariser Gemeinderat, mit welchem man nicht mehr zufrieden war, kontrollieren und überhaupt „für das öffentliche Wohl" nach Kräften Sorge tragen. Es dauerte nicht allzulange, so bekam dieser Wohlfahrtsausschuß alle Gewalt in die Hände. Danton aber wirkte anfangs in gemäßigtem Sinne, und brachte wirklich, Mai 1793, einen Vertrag mit Schweden zu stande, daß es Frankreich beistehe; er näherte sich auch Preußen. Zugleich aber schuf er tüchtige Heere durch den dumpfen Schrecken, welchen die Tyrannei seiner Kommissäre im Lande verbreitete. Doch nun erhoben sich die ruhigen Bürger in Paris, 1. Mai, gegen die Zumutung des allgemeinen Kriegsdienstes und der Zwangsanleihe. Und im Konvent wurde der Zwiespalt zwischen den Girondisten und Jakobinern immer größer, da nötigten jene den Danton durch ihre Beschuldigungen, sich an Robespierre anzuschließen, der eben damit umging, seine Gegner zu stürzen. Mittelst der Sanskülotten wurde es vollbracht.

Am 2. Juni ließen Marat und Collot d'Herbois die Sturmglocken läuten und die heillose Masse der Vorstädte sammelte sich und zog bewaffnet vor die Tuilerien, wo der Konvent seine Sitzungen hielt. Die Ohnehosen schrieen hinein, „die 22, die hervorragendsten Girondisten, müßten ausgestoßen und abgestraft werden!" Es regte sich denn doch in der Mehrzahl der Konventsmitglieder noch einige Scham, von solchen Leuten am lichten Tag sich kommandieren zu lassen, und nach einem darüber gefaßten Beschlusse trat die ganze hohe Versammlung heraus, sich dem Volke in ihrer Würde zu zeigen und es fortgehen zu heißen. Allein das liebe Volk hatte Kanonen bei sich mit brennenden Lunten und richtete sie ohne weiteres auf die hohe Versammlung, welche eiligst den Rückzug antrat und, gehorsam dem souveränen Pöbel, die 22 verurteilte. Nachher wurden alle Girondisten aus dem Konvente gestoßen, und fast alle wurden guillotiniert oder entleibten sich selbst. So endeten Vergniaud, Barbaroux, Roland, Petion, lauter Hauptleute der Revolution. Die Anstifter derselben sahen sich einer um den andern von den Zähnen des Untiers erfaßt, das sie entfesselt hatten, oder wie Vergniaud sich ausdrückte, „die Revolution verschlang, wie Saturn, ihre eignen Kinder". Nach dieser abermaligen „Säuberung" bestand die Nationalversammlung nun aus lauter Blutroten. Die Jakobiner herrschten, nur entzweit über die Früchte des Siegs.

Während nun da und dort das Land gegen die Blutmänner aufstand, wurde 10. Juli der Wohlfahrts-Ausschuß erneuert und kam unter Robespierres Leitung. Tollkühn und blutdürstig aus Todesfurcht, herrschten jetzt die Demokraten durch Schrecken. Darüber empört, unternahm es ein schönes und kühnes Mädchen der Normandie, Charlotte Corday, selbst eine enthusiastische Republikanerin, den wegzuräumen, der die Girondisten am blutigsten gehaßt. Sie begab sich nach Paris, kaufte sich ein Messer und ging damit nach der Wohnung Marats. Obschon eben in der Badewanne sitzend, ließ er „die Bürgerin" doch vor sich und nach wenigen Worten stieß sie ihm ihr Messer ins Herz, 13. Juli.

Sie ließ sich ruhig ins Gefängnis und zum Richtplatz führen, froh, das Vaterland von einem Ungeheuer befreit zu haben. Von den wahnwitzigen Franzosen aber wurde Marat mit erstaunlicher Pracht bestattet und in jeder Stadt seine Büste aufgestellt, der man bei politischen Festen Blumen und Gesänge weihte.

Der Konvent hatte eine neue Verfassung zu liefern, und am 10. August wurde sie verkündigt. Auf dem Bastillenplatz stand eine riesige Bildsäule der Natur, die Wasser aus ihren Brüsten spritzte. Beim ersten Strahl der aufgehenden Sonne ist alles Volk darum versammelt und ein Mitglied des Konvents betet zur Natur, „daß sie den Eid der ewigen Liebe, den das Volk dem Gesetz schwöre, annehmen und durch ihr Wasser ihn heiligen möge." Nun trinken alle vom „Born der Wiedergeburt" (!) und huldigen dem neuen Gesetz; wer es nicht thun wollte, sollte als Ver-

räter ausgerottet werden. Eine sanfte Musik säuselte dabei, bis Kanonendonner die Feierlichkeit beschloß. Die also beschworene Verfassung von 1793 sollte denn das ewigbleibende Staatsgesetz sein. Allein sie wurde gleich nach der Verkündigung außer Kraft gesetzt, und kam nie zur Anwendung, weil nur für den Schein geschrieben.

Es hieß darin: „Das Eigentum ist unverletzlich, aber die Gesellschaft schuldet den Armen Unterstützung durch Arbeit oder Almosen. Frankreich bekennt sich zur Nichteinmischung, erklärt aber alle freien Völker für seine Freunde. Wenn die Regierung die Rechte des Volkes verletzt, ist Aufstand der Gesamtheit und jedes Einzelnen heiligstes Recht und unerläßlichste Pflicht." Tollheit über Tollheit!

Der Wohlfahrtsausschuß, welcher nach dieser Verfassung hätte abtreten sollen, blieb und waltete, vom bewaffneten Pöbel gestärkt, despotisch fort. Robespierre sorgte eifrig dafür, daß zum Heil der guten Bürger die bösen entfernt würden; er ermunterte unausgesetzt das Revolutionstribunal, in seiner ersprießlichen Thätigkeit kräftigst fortzufahren. Diesem war zu freierer Bewegung längst „ein summarisches Verfahren" beim Prozeß der Vaterlandsverräter anbefohlen worden. Nun, die pariser Guillotine spielte mit wenig Unterbrechung in einem fort; nachts war sie illuminiert. Aber das Revolutionstribunal zu Paris hatte fast in jeder der 44 000 Gemeinden eine Tochter, ein Revolutionskomité, welches auch in steter Thätigkeit begriffen war oder doch sein sollte. Es sollten ihre 540 000 besoldeten Mitglieder 3—5 Fr. per Tag beziehen, auch Guillotinen zur Verfügung haben. Jetzt, am 5. Sept., ward noch eine „Revolutionsarmee" von 6000 Mann errichtet, welche zur Einziehung und Bestrafung der Frevler am gemeinen Besten helfen mußte. Und die das Land durchziehenden Mordknechte führten „ambulante" Guillotinen mit sich, „das Werkzeug der Gerechtigkeit, die Garantie der Freiheit."

Wer sich nur lau gegen die Republik zeigte, nur weich beim Mißgeschick ihrer Feinde, kam ohne Barmherzigkeit unter das Fallbeil. Zu Arras fiel ein Mädchen mit einem Schrei in Ohnmacht, als ihre Freundin unglücklich geköpft wurde, so daß der Scharfrichter vollends abschneiden mußte; gleich wurde der Mitleidigen das Todesurteil gesprochen. Wer sich irgend verdächtig gemacht hatte, oder in den Verdacht kam, verdächtig zu sein, wurde verhaftet und, weil die vollen Gefängnisse schnell geleert werden mußten, hingerichtet. Alle Rede- und Mienenfreiheit, alle Sicherheit des Eigentums und Lebens war vernichtet. Jeder Proletarier in Paris bekam seinen Wochenlohn nebst Aussicht auf unermeßliche Beute. Bei Todesstrafe war ein höchster Preis (maximum) für die Lebensbedürfnisse vorgeschrieben, nebst Zwangsverkauf. So sammelte sich ein Gesindel von 200 000 Gaunern in der Stadt, bereit, sich zu jedem Frevel dingen zu lassen. Sie versicherten sich durch Haussuchungen, daß niemand mehr als ein Brot im Tag besaß; alle versteckten Kostbarkeiten unterlagen der Konfiskation. Staatseinnahmen gab es kaum, außer Requisitionen und Assignaten. Von letzteren hatte man in 4 Jahren 4 Milliarden gefertigt, Robespierre fügte in einem Jahr 5 Milliarden hinzu.

Nun ging es auch an's Leben der armen Königin. Man hatte sie von ihren Kindern getrennt und in das gemeine Verbrechergefängnis, die Conciergerie, gebracht 2. Aug. Hier bewohnte sie ein dunkles und feuchtes Gemach, in welchem ein Sack mit faulem Stroh ihr Bett war. Ihre Wächter beschimpften sie auf jegliche Weise. Am 14. Okt. lud man sie vor das Revolutionstribunal. Sie erschien mit gebleichten Haaren und zerlumptem Kleid. Aber erhaben stand sie vor den Richtern, klar und fest verteidigte sie sich gegen die niederträchtigen Lügen. Einstimmig zum Tode verurteilt, 16. Okt., schrieb sie noch einen rührenden Brief an die Ihrigen und fuhr sofort mit rücklings gebundenen Händen auf dem Henkerkarren zum Schafott. Als ihr Haupt fiel, tanzten „die Furien der Guillotine" jubelnd um's Blutgerüste.

Das Söhnlein Ludwig (XVII.) wurde einem der boshaftesten Jakobiner, dem Schuster Simon, übergeben, der es langsam zu Tode quälte. Wie einen Schusterjungen schlägt ihn der fast immer betrunkene Meister mit dem Knieriemen, stört geflissentlich seine Nachtruhe, zwingt ihn zum Branntweinsaufen 2c. Der arme Knabe bekam geschwollene Glieder, einen gekrümmten

Rücken; er starrte vor Schmutz; denn in sechs Monaten bekam er kein frisches Hemd. So siechte er hoffnungslos dahin.

Auch den Herzog von Orleans führte man, 6. Nov., auf's Schafott. Er hatte sich Egalité (Gleichheit) umgetauft und mit allen Handwerksburschen Brüderschaft getrunken rc.; aber das konnte er nicht wegbringen, daß er doch auch zu dem „verfluchten Königsgeschlecht" gehörte. Man sah ihn darum immer mißtrauisch an, und endlich bewies Robespierre, daß sein Tod für die Republik notwendig sei, weil in seinem Geblüt ein Trieb zur Krone liege. Sein Haupt fiel unter Spottgelächter. Doch wandelte den armen Königsmörder Reue an.

Nun wurde auch durch ein Dekret die königliche Gruft zu St. Denis geöffnet und das Gebein der seit 1000 Jahren dort beigesetzten Herrscher, auch eines Ludwigs IX., Heinrichs IV. herausgerissen und unter abscheulichem Mutwillen zerstreut. Ebenso alle Denkmäler, welche an das Königtum erinnerten, im ganzen Reiche zerstört; alle lebenden Erinnerungen an dasselbe, alle noch aufzuspürenden königlichen Diener und Anhänger, sowie alle Feuillants und Konstitutionellen vertilgte das Fallbeil. Nun noch einige Massenschlächtereien!

In Lyon, der zweiten Stadt Frankreichs, brach wie in Marseille 29. Mai 1793, ein Aufstand gegen die Jakobiner aus, welche die reichsten Bürger teils ausgeplündert und rekrutiert, teils gefangen gesetzt hatten. Da ließ der Konvent den General Kellermann mit 50 000 Mann gegen die treulose geächtete Stadt marschieren. Nach heldenmütiger Verteidigung mußte sie sich, von Hunger gezwungen, 9. Okt. ergeben. Jetzt schickte der Konvent eine besondere Kommission dahin, „um ein abschreckendes Exempel von Züchtigung der Treulosigkeit zu statuieren." Eigentlich sollte sie zerstört werden; das verhinderte Couthon durch Hinschleppung; nur die Häuser der innern Stadt wurden geschleift. Die Kommission aber ergriff Männer und Frauen und schleppte sie zum Tode. Monatelang arbeitete die Guillotine bei Tag und Nacht; als die Henker ermüdeten, schoß man den Rest (6000) mit Kartätschen nieder. In Lyon, Bordeaux, Guyenne und Normandie kämpfte man nur für Sicherheit und Eigentum; es gab aber auch royalistische Erhebungen.

In der Vendée, einem Landstriche am Atlantischen Meer, lebte ein friedliches, fest am Alten hängendes Acker- und Hirtenvolk, treu ergeben seinem Herrscherhause, seinem noch patriarchalischen Adel und seinen Geistlichen. Die königsmörderische, Adel und Kirche zerstörende Revolution erfüllte es mit tiefem Abscheu. Doch erst als sie die Rekrutierung traf, März 1793, beschlossen die Bauern, lieber gegen, als für die Revolution zu kämpfen. Sie töteten die Kommissäre, schlugen mehrere Generale und machten Tausende zu Gefangenen. Sie hatten ihr Ländchen Sept. von Feinden gesäubert, als der Konvent dekretierte, daß alle Vendéer männlichen Geschlechtes ausgerottet werden sollten. Er sandte größere Heere, denen sie doch noch viel zu schaffen machten, bis sie im Entscheidungskampfe bei le Mans, 12. Dez. 1793 erlagen. Hier blieben 15 000 von ihnen und Tausende wurden gefangen, welche der Kommissär alle erschießen ließ. Hierauf durchzogen 12 Kolonnen der Revolutionsarmee den Landstrich und verheerten ihn mit Feuer und Schwert.

Kein Alter und Geschlecht wurde geschont, kein Versprechen der Begnadigung gehalten; nur darum, hieß es, haben wir euch Verzeihung zugesagt, daß wir euch leichter erwürgen könnten. Mit dem Niederschießen ganzer Scharen verband man noch teuflischwitzige Tötungsarten. Carriere in Nantes brachte die Unglücklichen auf Kähne mit Fallböden, öffnete diese, und sie versanken in die Loire; das nannte man: republikanisch taufen. Man band auch Männer und Frauen nackt zusammen und stürzte sie so in den Strom, das hieß man: republikanische Hochzeiten. 400 Kinder wurden zumal ertränkt. Es war die ganze Hölle los; so kämpften denn auch Charette, Stoflet und andere Führer in Verzweiflung weiter.

Die Seestadt Toulon stand auch, Juli, gegen die Blutmänner auf. Bekriegt, bat sie die Engländer um Hilfe, und diese sandten ihr Schiffe zu; man rief nun

Ludwig XVII. aus. Der Konvent ließ sie mit 60000 Mann belagern. Mehrere Versuche zur Einnahme schlugen fehl; doch herrschte drinnen Zwist der Royalisten und Konstitutionellen. Endlich entwarf ein Artilleriehauptmann einen Angriffsplan, in dessen Befolgung Toulon erobert ward, 19. Dez. 1793. Die Engländer verließen den Hafen und nahmen drei Linienschiffe mit. Die Republikaner stürmten hinein und vollzogen an den Zurückgebliebenen die entsetzlichste Rache. Massenhaft wurden sie zusammengeschossen. Wer reich war, ob schuldig oder unschuldig, mußte sterben. Der Hauptmann aber war der junge Napoleon Buonaparte, geb. 7. Jan. 1768 zu Corte (wie er später behauptete, 15. Aug. 1769 in Ajaccio).

Der trotzig verschlossene Knabe lernte seit 1778 Französisch in Autun, ward 1779—84 in der Kriegsschule zu Brienne gebildet; 1785 Artillerielieutenant, hatte er bis 1793 für die Befreiung seines Korsika von den Franzosen gekämpft, dann aber mit General Paoli gebrochen und sich zu denen geschlagen, bei welchen sein Ehrgeiz die meiste Befriedigung finden konnte. Frühe zeigte er, was er später seiner Frau schrieb: „die Gesetze der Moral sind nicht für mich gemacht."

§ 8. Abschaffung des Christentums.

Nachdem das Königtum bis auf die letzten Spuren vertilgt war, sollte auch das Christentum und alle Religion vernichtet werden. Hebert, Leiter des Stadtrats, hat den Ruhm, der Vormann derer gewesen zu sein, welche es unternahmen, auch den himmlischen König zu entthronen. Der Vorderste unter seinen Anhängern, den Hebertisten, aber war ein Deutscher, Klotz, welcher sich unterschrieb: „Anacharsis Cloots, persönlicher Feind des Jesu von Nazareth". Schon 8. Okt. 1793 hatte man die christliche Zeitrechnung abgeschafft und eine neue Aera, beginnend mit dem ersten Jahr der Republik, gemacht. Jahre blieben; auch Monate ließ man, gab ihnen aber andre Namen: Vendemiaire, Brumaire rc. Die Wochen wurden abgeschafft samt dem Tag des Herrn, und die Monate je in drei Dekaden (Zehntage) geteilt. Nun kam 7. Nov., von den Hebertisten bearbeitet, der Bischof Göbel von Paris mit vielen katholischen Geistlichen in den Konvent, sie legten ihre Ämter nieder, die ihnen ihr erwachtes Gewissen fortzuführen verbiete; denn, so versicherten sie wetteifernd, sie hätten bisher nur mit Märchen und Gaukeleien das Volk betrogen. Mit einer ähnlichen Erklärung folgte ein evangelischer Geistlicher Julien, welcher schloß: hinfort solle die Verfassung sein Evangelium sein.

Diese Kundgebung der Geistlichkeit entzündete das Volk zu höllischer Wut gegen den bisherigen Kultus. Er stürmte in die Kirchen, stieß die Kruzifixe von den Altären, zerschlug alle Bilder, warf alles Brennbare auf einen Haufen und zündete mitten in der Kirche ein Feuer davon an. Auf den Abendmahlsschalen schnitt man Würste auf, aus den Kelchen trank man Branntwein. Saufgelage wurden in den verheerten Kirchen gehalten und Tänze um die großen Feuer darin aufgeführt. Auf diesen Volkswillen sich stützend, brachte jetzt Hebert eine Petition an den Konvent „um gänzliche Aufhebung des Christentums". Sie wurde wohlgefällig aufgenommen und sofort genehmigt, das Christentum als Trug und Wahn feierlich abgeschafft. Dafür dekretierte man den Kultus der Vernunft, d. h. die menschliche Vernunft selbst sollte hinfort als Gottheit, in Gestalt einer Weibsperson, verehrt werden. Demnach wandelte man die Kirchen in „Tempel der Vernunft" um und schritt ungesäumt zur Feier des neuen Gottesdienstes.

Siehe, da fährt, 10. Novbr. 1793, die Opernsängerin Maillard, wohlgeschminkt im weißen offenen Kleide, mit himmelblauem Mantel, die rote Jakobinermütze auf dem Kopf und eine Pike in der Hand, auf einem Triumphwagen, den bebänderte Mädchen umtanzen, gefolgt von Konventsgliedern und vielem Volk, nach der Hauptkirche Notredame. Dort wird sie auf den Altar gehoben und mit Verneigungen, Räucherungen, Ansprachen und Gesängen als Göttin der Vernunft verehrt. Daß die Reden und Lieder das tollste und schmutzigste Zeug

enthielten und alles dabei lachte und lärmte, das störte begreiflich diesen Gottesdienst nicht. Wohl aber, daß Robespierre und Danton sich gegen diese „antireligiösen Maskeraden" erhoben.

In vielen Kirchen des Landes wurde dieser Kultus nachgeahmt. Die „Göttin der Vernunft" war in der Regel ein liederliches, halbnacktes Weib. Auf die Altäre stellte man statt des Kruzifixes die Büsten Voltaires und Rousseaus, der großen Menschheitsbeglücker. Die Kanzel betrat der Bürgermeister und hielt eine Predigt über die Wohlthat der Aufklärung und gegen die fluchwürdigen Tyrannen. Statt der alten Heiligen pries man neue, und als erster der Heiligen glänzte Marat! Wer noch zu Gott betete, wurde verhöhnt, mißhandelt, wohl gar getötet.

Mit dieser Abschaffung des Christentums ging der Verfall menschlicher Bildung Hand in Hand. Es offenbarte sich ein merkwürdiger Haß gegen jede Wissenschaft und die für wissenschaftliche Zwecke vorhandenen Anstalten. Die Pariser Universität und eine Menge höherer Lehrinstitute wurden aufgehoben. „Man braucht das Zeug nicht mehr, das da gelehrt wurde", hieß es. Eine besondere Lust fand man am Verbrennen der Bücher, am Vernichten alter Handschriften und am Zerstören schöner Kunstwerke. Allseitige Barbarei nahm überhand.

§ 9. Wie die wilden Bestien einander selbst zerfleischen.

Nachdem die Jakobiner alle Gegner beseitigt, kehren sie sich gegen einander. Während Hebert noch als Schöpfer des neuen Vernunftkultus strahlte, gedachte Robespierre ihn und seinen Anhang auszulöschen. Bei seiner pedantischen Ordnungsliebe haßte er die nichtsnutzigen Verschwender und Diebe. Er wollte als „Präsident" oder „Diktator" der Beherrscher des jungen Staates werden.

Er war ein echter Franzose in der Verehrung der Grundsätze; als es sich um die Erhaltung Haitis handelte, sprach er unter donnerndem Beifall: Lieber mögen alle Kolonieen hinfallen, als Ein Prinzip! Grundprinzip der Demokratie ist aber die Tugend, die mild gegen andere, streng gegen sich selbst auftritt. Nur wäre sie unmächtig gegen die Volksfeinde ohne den Schrecken der strengen Gerechtigkeit. Befliß er sich, mit einem mäßigen, keuschen, uneigennützigen Leben ein Musterbild der Tugend darzustellen, so spotteten die Hebertisten seiner Moral und wälzten sich in allen Lastersümpfen.

Zuerst ließ Robespierre (Nov.) Worte fallen von einer nötigen Reinigung des Jakobinerklubs; dann bezeichnete er den Hebert und seine Genossen als solche, „die ihren Patriotismus durch Betrügereien und Wollüste befleckt hätten". Als diese Ultrarevolutionäre einen Aufstand anzetteln wollten, ließ der Wohlfahrtsausschuß den Hebert, Cloots, Momoro und weitere 17 verhaften, vom Revolutionstribunal verurteilen und hinrichten, 24. März 1794. Hebert mußte auf's Schafott geschleppt werden, da er vor Angst ohnmächtig geworden war. Sein Kopf fiel unter dem Jubel des Volks! Der Konvent erklärte nun, Gerechtigkeit und Rechtschaffenheit seien jetzt an der Tagesordnung, und löste das Revolutionsheer auf. Nun machte sich aber Robespierre an einen Bedeutendern noch, an den großen Danton.

Warum aber? was hatte er gegen diesen? Eben das, daß er so groß war und ihm im Wege stand. Er gehörte doch zu den Gemäßigten, also Verschwörern! Danton hätte es nimmermehr gedacht, daß der Advokat von Arras sich auch an ihn wagen würde. Allein dieser unterzeichnet seinen Todesbefehl, weil „er als Kommissär in Belgien Schätze zusammengeraubt" rc., fährt dann noch mit Desmoulins aus, und 31. März wird Danton mit 15 Freunden, Desmoulins rc. verhaftet. Vor das Revolutionstribunal gestellt, verteidigte sich Danton mit seiner Donnerstimme so, daß alles verstummte. Er verlangte, es solle ihm sein Verkläger gegenübergestellt werden; er wolle ihm die Larve herunterreißen, daß er mit Schmach abziehen müsse. Das Tribunal befand sich in nicht geringer Verlegenheit; doch vom Konvente bedeutet, daß wegen Verschwörung Angeklagte außer Verhandlung gesetzt werden sollten, sprach es ein rasches Todesurteil. Danton starb 5. April 1794 mit seinen Freunden. Auf dem Weg zur Guillotine sprach er: „Das ist mein Trost, der Feigling Robespierre wird mir folgen; ich ziehe ihn nach mir." Er ging großsprechend hinüber „ins Land des Nichts!" Das Volk aber stand mit aufgesperrten Augen und Mäulern da.

Endlich erschien Robespierre als Herr der Republik, alles beugte sich vor ihm. Nunmehr machte ers aber auch einen rechten Ernst mit seiner „Tugend“; er pries sie noch eifriger mit Wort und Wandel und verkündigte, daß Frankreich eine „Tugendrepublik“ sein müsse; das Volk sei umzuschaffen, lykurgisch zu erziehen. Also die Untugend mit aller Macht entfernen, alle, welche nur ihren eigenen Nutzen suchen oder mit unsittlichem Wandel Ärgernis stiften, ausmerzen. Damit kam das Blutregiment in noch stärkeren Schwung. Leute aus allen Ständen, jung und alt, Mann und Weib wurden als Lasterhafte eingezogen. Zugleich verkürzte man zur schnelleren Läuterung der Nation die gerichtlichen Förmlichkeiten bis auf ein Mindestteil. Der Freund der Tugend wollte aber durch den Augenschein versichert sein, daß



Fig. 350. Robespierre. (Nach Grevedon.)

die Lasterhaften auch gewiß ganz ausgemerzt würden; darum mußten jetzt auch die auswärtigen Übelthäter in Paris gerichtet werden. So fuhren denn aus allen Gegenden ganze Wagen voll Unglücklicher zu den Thoren der Hauptstadt herein, um dort abgeschlachtet zu werden, und das Pariser Volk konnte seine gräßliche Schaulust an Angst, Entsetzen und Blutvergießen auf's reichlichste befriedigen.

Auch die Industrie beteiligte sich an diesen Schlächtereien, indem eine Gerberei eingerichtet ward, die vielen Menschenhäute zu Leder zu verarbeiten. Es friert uns durch und durch. Man „schlug auch Münze mit der Guillotine“, sofern sie die Zahl der Staatsgläubiger verminderte und den Betrag des konfiszierten Guts steigerte. Jetzt wurden auch besonders viele Frauen zum Schafott gebracht, an deren Hinrichtung der entmenschte Pöbel ein vorzügliches Vergnügen fand.

Am 11. Mai 1794 fiel endlich auch das Haupt der herrlichen Prinzessin Elisabeth. Diese war freilich so tugendhaft, daß Robespierre sie darum zu achten und zu schonen schien; ein andrer Wüterich, Billaud Varennes, brachte sie auf's Blutgerüst, weil sie den König ꝛc. so geliebt habe. Ihrer Hinrichtung schauten indessen alle lautlos zu, selbst die „Furien der Guillotine".

§ 10. Wiedereinsetzung Gottes. Robespierres Sturz.

Nebst der Tugend half Robespierre nun auch der verachteten Religion wieder auf. Er versicherte, Hebert sei nicht nur ein Lasterhafter, sondern auch ein Narr gewesen; „Irreligiosität sei des Namens der Vernunft unwert, bare Unvernunft; man müsse notwendig ein höheres Wesen annehmen, das die Unschuld beschütze und das Verbrechen bestrafe" ꝛc. Darüber hielt er 7. Mai eine lange Rede, welche mit allgemeinem Beifall angehört, sogar beklatscht wurde, und nach seinem schließlichen Vortrage anerkennt der Konvent „das Dasein des höchsten Wesens und die Unsterblichkeit der Seele" und „daß die Gottheit den Menschen Pflichten auflege."

Also ist doch der liebe Gott wieder auf seinen Thron gesetzt! Übrigens führte Robespierre nicht das Christentum wieder ein, sondern nur die Vernunftreligion. Der liebe Gott, der durch seine Gunst die Zügel des Weltregiments wieder in die Hände bekommen, dankte ihm auch nicht dafür; denn von da an datiert sich Robespierres Niedergang.

Mit dem Dekret mußte natürlich eine Feierlichkeit verbunden werden, und der Wiederbringer der Religion veranstaltete alsbald ein „Fest des höchsten Wesens", das er pompös anlegte. Am 8. Juni 1794 führte er den Konvent in den Tuileriengarten. Er schritt, gleichsam als Oberpriester, in blauem Frack mit gelben Hosen, weißgepudertem Haar und einem Blumenstrauß in der Hand feierlich voran.

Im Garten war schon Paris versammelt, groß und klein, alles festlich gekleidet, mit Blumen geschmückt, von grünem Laub umwunden. Es stand aber da ein aus Holz und Pappe gefertigtes Ungeheuer, das Bild der Gottlosigkeit. Nach vorausgegangener Musik hielt Robespierre eine Rede über den Zweck der heutigen Feier; dann nahm er eine Fackel und verbrannte in heiligem Eifer die Gottlosigkeit. Dafür erhob sich jetzt ein anderes Bild, die Weisheit, freilich geschwärzt und rußig. Dann zieht man nach dem Marsfeld, wo man an dem Vaterlandsaltar aufs neue schwört, für das Vaterland leben und sterben zu wollen. Das war das Fest des höchsten Wesens! Jedermann hatte das Gefühl von einer Posse. Robespierre sah die zum Lachen verzogenen Gesichter seiner Franzosen und sein Herz wurde bitter; auf dem Heimwege flüsterten ihm Unbekannte Spöttereien zu vom neuen Hohenpriester; und seine Bitterkeit ward zur Wut, als ihm zuletzt noch Freunde über das mißratene Fest Vorwürfe machten.

Robespierre gewahrte, wie viele Feinde der Vaterlandswohlfahrt noch vorhanden seien und wie not es thue, die Arbeit des Revolutionstribunals zu beschleunigen. Darum schlug er, 10. Juni, ein neues Gesetz vor, welches den Kreis der Fälle, in denen man die Todesstrafe verwirkt haben sollte, noch bedeutend erweiterte; wer z. B. nur die Absicht verrate, der öffentlichen Moral zu schaden, sollte sterben. Auch sollte gar keine Verteidigung der Angeklagten mehr stattfinden, sondern alles dem Gewissen der Richter überlassen sein. Zu seiner Verwunderung fand er diesmal Widerspruch. Aber es sah eben jedermann ein, daß bei solchen Gesetzen kein einziger mehr seines Lebens sicher sei, und da rafften sich denn doch etliche zur Opposition gegen den Schrecklichen auf. Indessen hatte er annoch ein solches Gewicht im Rate, daß sein Vorschlag zum Gesetz erhoben wurde.

Seitdem verdoppelte und verdreifachte sich noch die Zahl der Opfer. Die Agenten erfanden und machten Gefängnisverschwörungen, um schneller aufzuräumen. Die Schreckensherrschaft war jetzt auf ihrer Höhe. Dumpfe Angst lag auf allen, die ganze Nation konnte sich der Guillotine bestimmt glauben, oder sah den Hungertod vor sich. In England erschien ein Zerrbild, auf welchem das französische Volk als eine Masse Kopfloser um eine Blutbühne steht, während der Scharfrichter eben dran ist, zum Beschluß sich selber zu guillotinieren. Bei dem unaufhörlichen

Würgen wurde übrigens die neugierige Menge endlich gleichgültig; höchstens hatten noch Hinrichtungen zarter Frauen und Mädchen einigen Reiz für sie. Selbst die Pariser waren vom Guillotinenschauspiel übersättigt.

Und jetzt erfolgte ein rascher Umschlag. Während die Milderen den Wüterich haßten und schwiegen, wendeten sich die Hebertisten, wie Collot, Billaud, und Dantonisten wie Tallien und Bourdon, im Verdachte, daß er auch ihre Köpfe dem Beil geweiht haben möchte, scheu von ihm ab und schloßen sich insgeheim zusammen. Zunächst stieß er im Konvent und namentlich im Wohlfahrtsausschusse, der ihm sonst sklavisch gedient hatte, auf stärkere Opposition. Er staunte. Aber wie er je und je kein rechtes Herz im Leib hatte, so verließ ihn nun auch seine Klugheit. Er zog sich von den Sitzungen eine Zeitlang grollend und schmollend zurück, dafürhaltend, man könne ihn, die Hauptperson im Revolutionsdrama, nicht entbehren. Für ihn mußte St. Just 22. Juli die Notwendigkeit einer Diktatur befürworten und dazu den unbestechlich Tugendhaften vorschlagen, während der Klub sich über das Auftauchen einer neuen gemäßigten Partei beschwerte. Man rüstete sich zum Treffen.

Am 26. Juli 1794 (8. Thermidor 2) erschien Robespierre wieder einmal im Konvent. Er begann zu klagen über Konvent und Wohlfahrtsausschuß, daß die Mehrzahl ihrer Mitglieder aus unlauteren Subjekten bestehe; man müsse die Regierung stärken und vereinfachen; aber man merkte ihm eine Unsicherheit an, denn gerade heraus die Verurteilung der Unwürdigen verlangte er doch nicht. Cambon entgegnet: ein Einziger lähmt die Arbeiten der Regierung, und das ist Robespierre. Da zeigte er sich verschüchtert und wollte die Übelthäter, deren Tod er suche, nicht namhaft machen. Wie ein Besiegter verließ er den Kampfplatz und abends im Jakobinerklub heulte er: „Ich bin bereit, den Becher des Sokrates zu trinken!" Doch dort tröstete und stärkte man ihn wieder. Übrigens versammelten sich in derselben Nacht auch alle seine Gegner und beschlossen den letzten Kampf.

Am 9. Thermidor kam es zur Entscheidungsschlacht. St. Just verlangt im Konvent, daß die Feinde Robespierre's in Anklagestand versetzt werden sollten; nach wenigen Minuten der Rede wird er durch allgemeines Murren und Lärmen übertäubt. Nun erhebt sich Tallien und greift Robespierre samt Konsorten leidenschaftlich an, nennt ihn einen Tyrannen, der ganz Frankreich verderben wolle, und ruft: „Ich erkläre, daß ich dem Tyrannen den Dolch ins Herz stoßen werde, wenn ihn der Konvent nicht verurteilt!" wobei er einen Dolch entblößt. Schon erhebt sich fast die ganze Versammlung und fordert die Verhaftung Hanriots, der die Nationalgarde für Robespierre bereit stellte. Sie wird verfügt. Robespierre erschrickt, sitzt sprachlos da; endlich stürzt er nach der Rednerbühne. Man stößt ihn zurück. Er ruft ums Wort; Präsident Collot verweigert es ihm. Vergebens wendet er sich an den „Berg", vergebens an die „reinen Männer" der Rechten. Blaß und zitternd schreit er: „Zum drittenmal, Präsident von Mördern, begehre ich das Wort!" Umsonst, die Schelle des Präsidenten weist ihn ab. Wie er wieder schreien will, versagt ihm die Stimme. Einer ruft ihm zu: „Das ist Dantons Blut, was dir die Stimme erstickt." Furchtbares Getümmel. Robespierre wird samt seinen nächsten fünf Freunden verhaftet und fortgeführt.

Als das Volk sein Schicksal erfuhr, schien es jedermann unglaublich. Indessen ließ der Stadtrat die Sturmglocke läuten und befreite ihn und seine Mitgefangenen. Im Stadthaus wollen sie sich verteidigen; Kanonen werden aufgeführt, Pikenmänner herbeigerufen 2c. Derweilen erklärt der Konvent sie alle als Rebellen für vogelfrei. Ein Konventsglied, Barras, sammelt die Nationalgarde zum Schutz des Konvents; die friedlichen Bürger ermannen sich endlich; Bourdon führt ein Bataillon vor das Stadthaus, wo ein Platzregen die Verteidiger zerstreut hatte. Ein Gensdarm schleicht sich mit Bourdon ein und schießt auf Robespierre, zerschmettert ihm die Kinnlade. Grenadiere dringen ein und verhaften, was sich vorfindet. Man trägt Robespierre auf einer Bahre nach dem Lokal des Wohlfahrtsausschusses. Dort liegt er auf einer Tafel den Rest der Nacht. Wenn man ihn fragt, antwortet er nicht. Ein Bürger sah ihn lange an und

sprach: „Ja, Robespierre, es giebt einen Gott!" Nachmittags wurde er auf dem Henkerkarren zur Guillotine gebracht. Ein Frau sprang aus der Menge hervor und schrie: „Mörder aller der Meinigen, im Namen all der Tausenden, die du gemordet oder elend gemacht hast, lege ich den Fluch auf deine Seele!" Er schwieg. Als ihm aber auf dem Schafott das angeklebte Tuch vom Gesichte gerissen ward, schrie er laut auf. Nach verrichtetem Werk zeigte der Scharfrichter seinen Kopf und alles Volk jauchzte! Am selben und nächsten Tage wurden noch 92 seiner Getreuen guillotiniert, darunter der Schuster Simon. Die Hand der göttlichen Gerechtigkeit findet jeden.

§ 11. Die Direktorialregierung.

Mit dem Sturze Robespierre's trat ein neuer Zustand ein: Alles atmete wieder auf und atmete milder. Das Gesetz vom 10. Juni ward außer Kraft gesetzt, die Sitzungen des Revolutionsgerichts einstweilen eingestellt. Die Thermidorianer, d. i. die Sieger vom 9. Thermidor, waren Leute der äußersten Linken, wahre Massenmörder, die in ihrer Todesangst sich mit feigen, stummen Kriechern verbündet hatten: der Revolution Einhalt zu thun, nötigte sie nur die Macht der Verhältnisse. Junge Leute, namentlich von der Armee zurückgekehrte, stellten sich begeistert den Jakobinern entgegen. An 2 Millionen Menschenleben hatte das entsetzliche Ungeheuer verschlungen. Sofort wurden in Paris und im ganzen Lande die Gefängnisse geöffnet und Hunderttausende, über denen das Mordbeil geschwebt, kehrten in die Arme der Ihrigen zurück. Die freigewordene Presse brachte jetzt erst die Greuel in Nantes (S. 761) zur Sprache; und die Köpfmaschine hatte nur noch einigen von denen den Lohn zu geben, die sie vorhin am stärksten in Thätigkeit gesetzt hatten. Eine Amnestie beruhigte die Vendée. Dann wurde die Todesstrafe wegen politischer Vergehen abgeschafft. Schwergravierte deportierte man in die Wildnisse Guayanas. Frauen besserer Art eröffneten Gesellschaftskreise, in welchen, wenn auch nicht das Christentum, doch die Menschlichkeit gepflegt ward. Der rohe Sansküllottismus wurde von ihnen aus verbannt.

Nachweislich guillotiniert wurden 17 000 Personen, nicht leicht zu schätzen sind die durch Massenmorde (Noyaden, Füsilladen, Mitrailladen 2c.) umgebrachten; in Gefängnissen verkamen 600 800, in Hunger und Elend 1 Million. Wohl war ein Überbleibsel der Blutrotesten vorhanden, der Terroristenrumpf, auch Schweif Robespierres genannt. Noch am 21. Septbr. feierte der Konvent eine Apotheose Marats. Der Jakobinerklub öffnete sich wieder und machte Versuche, durch Pöbelaufstände den Terrorismus wieder herzustellen. Sie wurden mit Hilfe der National- und Knüppelgarde niedergeschlagen. Einige tausend junge Leute aus den Gebildeten traten nämlich zusammen, um die Ruhe der Hauptstadt aufrecht zu erhalten; täglich verteilten sie sich, mit eisenbeschlagenen Stöcken bewaffnet, in die Straßen, um jeden Unfug im Entstehen zu unterdrücken. Am 11. Nov. sprengten sie den Klub auseinander, und als die „Furien der Guillotine" oder „Witwen Robespierres" sich zu seiner Hilfe zusammenrotteten, peitschten sie die heillosen Weiber durch die Straßen. Der Jakobinerklub wurde geschlossen und das Gesindel der Vorstädte entwaffnet; die Maratbüsten aus den Theatern und dem Konvent entfernt 6. Febr. 1795. Die vordem ausgeschlossenen moderateren Deputierten, so viel ihrer noch lebten, rief man in den Konvent zurück. Der christliche Gottesdienst wurde wieder freigegeben und in $^{9}/_{10}$ der Gemeinden eingeführt. Freilich war das Land zum Tod erschöpft; Paris zu nähren kostete monatlich 546 Millionen. Die Assignaten, welche im Thermidor 33 Prozent galten, sanken immer tiefer. Es bildeten sich Räuberbanden und im Süden rächte man sich durch Mordthaten an den Terroristen.

Doch wollten die siegreichen Thermidorianer die Reaktion nicht bis zum Königtum zurückgehen lassen, welches die Mehrzahl des Volks wünschte: eine Republik sollte bleiben. Darum blieb auch der arme Kronprinz gefangen und schändlich vernachlässigt, bis sein Tod 8. Juni 1795 den Konvent von seiner Furcht befreite. Endlich lieferte man seine Schwester wenigstens an Österreich aus. Eine neue Konstitution vom Jahre 3 legte die vollziehende Gewalt in die Hände eines Direktoriums von fünf Männern; die legislative teilte sie an zwei Kammern, den Rat

der Fünfhundert und den Rat der Alten (250 Glieder), von denen jener die Gesetze vorzuschlagen, dieser sie zu bestätigen oder zu verwerfen hatte. Fast ganz Frankreich nahm diese Konstitution willig an, nachdem ein thörichter Versuch der Emigranten, durch eine Landung in Quiberon den Bürgerkrieg zu erneuern, von Hoche durch ein Blutbad vereitelt worden war, Juli 1795. In Paris jedoch, wo man freilich am meisten hatte lernen können, was für ein beglückend Ding eine Republik sei, war den Bürgern bereits das Königtum wünschenswerter. Auch empörte sie der Beschluß, 2/3 der Wahlen müßten auf Glieder des Konvents fallen (um ihnen Straflosigkeit zu sichern). Darum traten Nationalgarde und Jugendklub, 4. Okt. 1795, gegen den Konvent auf. Allein der übertrug seine Verteidigung dem Barras und dieser dem zum General vorgerückten Bonaparte. Der schmetterte mit seinen Kanonen so energisch in die Bürgersoldaten hinein, daß er bald die Straßen von ihnen reingefegt hatte, womit er sich denn beim Konvent großen Dank erwarb. Der Konvent handelte mit den Widerspenstigen sehr gelinde; nur zwei ließ er töten. Darauf besorgte er noch die Bildung der neuen Volksvertretung, ernannte noch die 5 Direktoren, lauter Königsmörder, wie Barras, Carnot ꝛc., und löste 27. Okt. sich auf. Die Direktorialregierung trat sogleich ihr Amt an.

§ 12. Der General Bonaparte.

Wir müssen nun die Kriegsereignisse von 1794—95 nachbringen. Da war wenigstens zu Land eitel Glück auf Seite der 871000 Franzosen.

Sie siegten im Norden unter ihren tapferen Generalen Pichegru und Jourdan über die verbündeten, aber verzettelten Österreicher, Engländer und Holländer, nahmen Juli 1794 Belgien wieder ein, eroberten alles deutsche Land links vom Rheine und warfen Oktober die Österreicher gar über diesen Strom zurück. Letzteren lag nicht mehr viel am fernen Belgien, das sie lange gegen Bayern austauschen, für das sie jetzt in Polen Entschädigung holen, vielleicht auch Venedig nehmen wollten, alles im Bunde mit Rußland! Im strengen Winter auf 1795 griff Pichegru Holland an, eilte über das Eis der Ströme und Kanäle, trieb die holländischen und englischen Truppen bis an's Meer und bemächtigte sich der ganzen Republik. Aber wie gnädig handelt er mit derselben! Nun wird Holland eine recht „freie batavische Republik" und noch dazu durch ein Schutz- und Trutzbündnis mit Frankreich begnadigt. In Wahrheit ward es eine französische Provinz und für die erlangte rechte Freiheit bezahlte es gleich 100 Mill. Gulden. Das nämlich im großen. Im kleinen wurde noch jede Hütte geplündert. Die Preußen am Mittelrhein kämpften nur lau, gerieten gleichfalls in eine schlimme Lage und zogen auch Okt. 1794 über den Strom zurück, so daß jetzt das ganze linke Rheinufer in französischen Händen sich befand.

An dem Unglück der Koalierten war schuld: weniger die unleugbare Übermacht und Tapferkeit des Feindes, als ihr gegenseitiges Mißtrauen, namentlich der Bund von Österreich und Rußland gegen Preußen; endlich die Saumseligkeit der übrigen deutschen Reichsstände, welche die Kosten der Kriegsrüstung und Kriegführung scheuten und immer riefen: „Wir können's nicht erschwingen!"

Zur See glückte es den Franzosen weniger: Die Engländer errangen auf der Höhe von Quessant 1. Juni 1794 einen großen Sieg und nahmen ihnen nun ihre westindischen Kolonieen weg. Und nachdem Holland in Verband mit Frankreich gekommen, machten sie auch auf holländische Kolonieen Jagd und brachten unter anderem das Kapland und die Zimmtinsel Ceylon an sich. Freilich kosteten die Subsidien an die Kontinentalheere viel Geld und das aufgeregte Irland mußte mit den Waffen beruhigt werden, 1798.

Preußen hatte nicht Eine Niederlage erlitten, aber doch ruhm- und nutzlos 3 Jahre gekämpft; sein Schatz war völlig erschöpft; von Österreich war es geradezu

bedroht; so schloß es 5. April 1795 zu Basel einen Separatfrieden mit Frankreich ab. Hatte doch auch der österreichische Minister Thugut allen deutschen Interessen den Rücken gewendet und 3. Jan. gegen Preußen einen Waffenbund mit Rußland geschlossen (S. 717). Auch des Kaisers Bruder in Toskana hatte sich (Febr.) mit Frankreich ausgesöhnt. Norddeutschland schloß sich mit Preußen in den Basler Frieden ein, und eine Demarkationslinie, wie die spätere Mainlinie, trennte jetzt Süddeutschland von der preußischen Machtsphäre, deren Grenze die Franzosen nicht zu überschreiten versprachen. — Die von einer Seite gelöste Koalition ging noch weiter auseinander. Auch Spanien schloß Friede mit Frankreich, 22. Juni 1795, nachdem der Pyrenäenkrieg eine ihm sehr ungünstige Wendung genommen: bald verwandelte der elende Minister Godoy den Frieden in ein inniges Bündnis. Österreich, mit England und Rußland verbündet, blieb fast allein in den Waffen gegen die gewaltige Landmacht der Franzosen; nur Sardinien und 3 deutsche Kreise hielten noch mit ihm. Am Rhein kämpfte es glücklich unter Clerfait, dem aber der Minister Thugut um seines Selbstgefühls willen den Abschied gab.

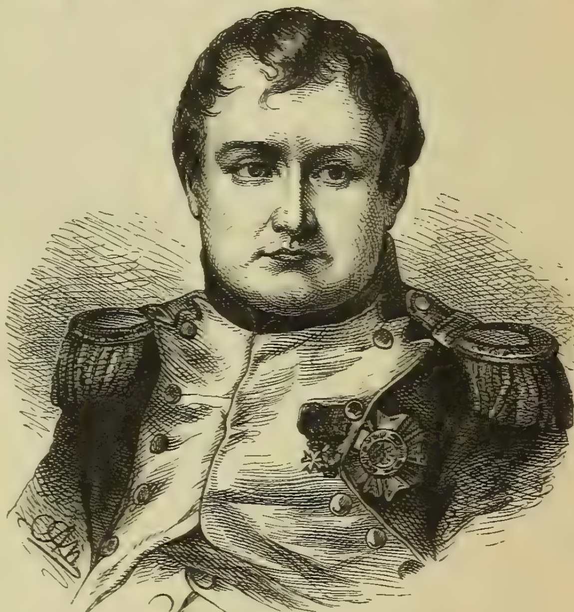


Fig. 351. Napoleon Bonaparte.

Die Österreicher hätten Frieden (nebst Bayern statt Belgien) haben können, wenn sie auch Mailand hergegeben hätten. Da sie sich sträubten, begann nun erst die Siegeslaufbahn der Franzosen. Diese stellten für 1796 drei große Armeen auf, eine am Mittelrhein unter Jourdan, eine zweite am Oberrhein unter Moreau und eine dritte in Italien, über welche Bonaparte das Kommando empfing. Hier hatte Österreich um seine schöne reiche Lombardei zu kämpfen und stellte gegen seinen gefährlichsten Gegner sein kleinstes Heer unter Beaulieu, einem braven Greis, auf. Der junge Bonaparte, der sich das Vertrauen der Franzosen schon in hohem Grade erworben, stand ihm gegenüber. Ein kleiner schmächtiger Mann, mit einem schönen „ächtantiken“ Kopfe. Sein Wesen war eckig und verschlossen, erst schweigsam, dann sich zum Erguß erhitzend. Doch blickte für ein schärferes Auge sein rastlos Pläne entwerfender, rasch entschlossener Geist hindurch. Sein natürlicher Verstand übersah alle. Wissenschaftliche Kenntnisse besaß er in der Geschichte und Mathematik, sonst äußerst wenige. — Er war 1796 der Früheste im Feld. Am 9. März mit Frau von Beauharnais getraut, traf er am 27. die Armee in der Felsenwüste der Seealpen kläglich beschaffen, halb nackt und halb verhungert. Durch seine energische Sorge war ihren nötigsten Bedürfnissen bald abgeholfen: das Übrige müsse man im reichen Italien beschaffen. Wie hinreißend wußte er auf ihren Geist zu wirken. Er verstand es, seine Franzosen durch prächtige Worte zu Großthaten anzuspornen. Immer ließ er durchscheinen, daß jeder, wie er, General werden könne. Im

April fiel er in Piemont ein. Er drang zwischen die lose verbündeten Österreicher und Sardinier ein, schlug sie bei Montenotte, Millesimo, Mondovi schnell nach einander. Von jedem auch kleinen Siege schickte er einen ruhmreichen Bericht nach Paris und in die Welt. Der Sardenkönig Viktor Amadeus III., unzufrieden über Österreichs Eifersucht, zog sich vom Kampfe zurück, indem er mit Bonaparte über einen Frieden verhandelte, der ihm auch gegen Abtretung von Savoyen und Nizza bewilligt ward (15. Mai).

Bald mußte er zum Bunde werden. Durch diesen Abfall geschwächt, mußte der alte Beaulieu nun eilig retirieren. Warum aber war seine Armee nicht stärker? Weil die Österreicher für einen möglichen preußischen Krieg in Böhmen und Galizien rüsteten!

Bonaparte drang in die Lombardei ein. Bei Lodi wollte er 10. Mai über eine lange und enge Brücke der Adda gehen, welche vom österreichischen Geschütze furchtbar bestrichen wurde. Er eilt im Sturmschritt hinüber und schlägt die Österreicher jenseits zurück. Davon lief natürlich ein sehr stolzer Bericht nach Hause. Auch die lombardische Hauptstadt, Mailand, ließ sich nicht gegen ihn halten. Der Statthalter Erzherzog Ferdinand floh. Bonaparte rückte am 15. Mai triumphierend ein. Er verkündigt gleich: „Mailänder! Lombarden! ihr sollt jetzt frei sein," und in der nächsten Stunde legte er der Lombardei eine Kontribution von 20 Mill. auf. Andere Millionen zahlten Parma und Modena für bloßen Waffenstillstand. Empörte sich das ausgesogene Landvolk, so stellte ein Blutbad wie in Pavia bald die Ruhe her. Nachdem Beaulieu die Besatzung des festen Mantua verstärkt hatte, zog er sich kummervoll nach Tirol zurück. —

Moreau ging bei Straßburg über den Rhein, erst nachdem Wurmser in's bedrohte Tirol abgezogen war. Er schlug die schwäbischen Kreistruppen bei Kehl, drang durch den Schwarzwald, überschritt den Neckar und bemächtigte sich des schwäbischen Kreises. Er legte ihm eine Kontribution von 25 Millionen Franken und ungeheure Naturallieferungen auf. Jourdan zog von Norden her bis Frankfurt a. M. und brandschatzte die Stadt um 12 Mill., überflutete den fränkischen Kreis und ließ ihn außer maßlosen Leistungen an Lebensmitteln, Kleidern, Pferden ꝛc. noch 14 Millionen bar bezahlen. Württemberg, Baden ꝛc. schloßen zugleich Separatfrieden mit der Republik unter Bedingungen, welche sie zu deren Vasallen machten.

So machten es die Franzosen überall, wo sie hinkamen. Wahrlich die deutschen Gebiete entrichteten diesem Feinde das Dreißigfache dessen, was sie zu seiner Abwehr dem Vaterland zu opfern für „unerschwinglich" erklärt hatten! Und wie führten sie sich sonst auf, diese übermütigen, unflätigen Menschen! Gutes, deutsches Essen warfen sie, als für sie zu schlecht, samt den Schüsseln zum Fenster hinaus! Ihren Mist legten sie auf die Altäre nieder! Kein weibliches Wesen war vor ihrer rohen Gier sicher; Frauen flohen vor ihnen zu Hunderten in die Wälder! Doch es wendet sich das glänzende Blatt.

Den Oberbefehl über die 140 000 Österreicher führte der jugendliche Erzherzog Karl, des Kaisers Bruder. Wie nun die Franzosen zu möglichst weiten Plünderungen auseinander strebten, entfaltete er ein schönes Feldherrntalent. Er warf sich in der Oberpfalz auf Jourdan, schlug ihn bei Neumark und Amberg, 21.—24. Aug., und besonders noch bei Würzburg 3. Sept., so daß seine aufgelösten Truppen, von der kaiserlichen Reiterei und dem überall sich erhebenden wütenden Landvolke verfolgt, in wilder Flucht an und über den Rhein eilten. Allein im Spessart blieben Tausende zurück, welche die Bauern mit ihren Dreschflegeln erschlagen hatten. Moreau war in Bayern eingebrochen, hatte München besetzt und dort 10 Millionen Geld und wertvolle Güter des Kurfürsten eingesteckt; als er von Jourdan's Schicksale hörte, machte er sich sachte auf den Rückweg, gewährte aber noch 7. Sept. den kopflosen Bayern einen teuer erkauften Waffenstillstand. Sein

Rückzug mit 58 800 Mann, der ihm übertriebenes Lob eintrug, ward ihm durch die Schwerfälligkeit des Feindes sehr erleichtert. —

In Tirol vereinigte sich das Beaulieusche Korps mit Wurmser und drückte mit 57 000 Mann stark auf die 45 000 Franzosen; sie mußten Mantua's Belagerung aufgeben. Er beging aber den Fehler, sein Heer zu teilen. Bonaparte schlug beide Teile einzeln bei Lonato 3. August und Castiglione 5. Aug. Wurmser kehrte beschämt in die Tiroler Berge zurück, stärkte sich dort und brach abermals gegen Bonaparte hervor; der Ungeschickte wurde bei Bassano geschlagen und mußte sich 15. Sept. in die Festung Mantua werfen. — Ein neuer Feldherr, Alvinzy, mit neuem Heere erscheint aus Tirol und wird bei Vicenza besiegt. Als sich aber eine einzelne französische Division von ihm schlagen läßt, schreibt Bonaparte auf die Fahne derselben: Sie gehört nicht mehr zur Armee von Italien! Wie glühte die Division, ihre Ehre zu reparieren! Da die Österreicher weitere Fortschritte machten, warf sich Bonaparte mit Heftigkeit auf sie und es erfolgte die heiße Schlacht bei Arcole, 15.—17. Nov., welche ihn beinahe das Leben gekostet hätte. Zurückrennend von einem mißlungenen Brückensturm, wurde er in einen Sumpf geworfen, aus dem ihn seine Grenadiere mit Mühe herauszogen. Die Österreicher verloren doch noch die Schlacht und über 10 000 Mann. Am 14. Jan. 1797 erlitt der mit frischen Truppen verstärkte Alvinzy bei Rivoli eine so schreckliche Niederlage, daß er fast aufgerieben ward. Hier wurden 18 000 Österreicher gefangen. Am 3. Febr. fiel Österreichs Hauptbollwerk, das belagerte Mantua.

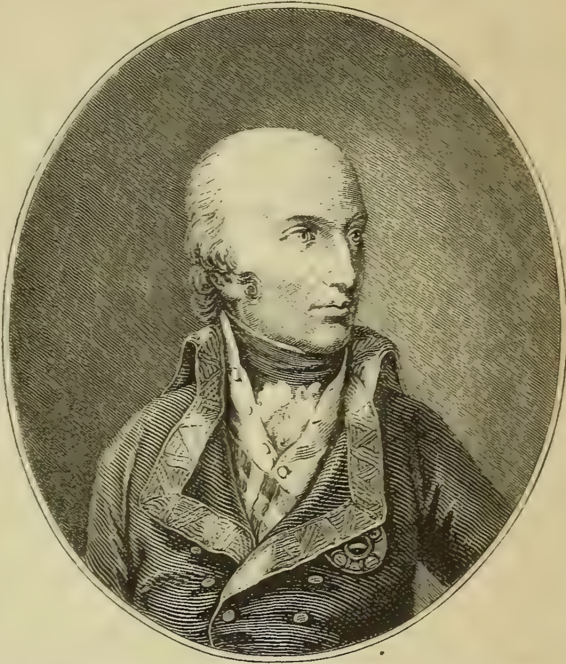


Fig. 252. Erzherzog Karl von Österreich. (Nach einem Bild v. Jahr 1809.)

Von Hunger und Seuchen bedrängt, kapitulierte Wurmser, zog selbst mit seinen Offizieren frei ab, ließ aber 21 000 Gefangene zurück. Schon strahlte Bonaparte als erster Feldherr seiner Zeit; seine Kunst war's, wenn die Vordertreffen sich abgerungen hatten, durch die Schläge aufgesparter Reservetruppen die Entscheidung zu erzwingen, was es auch koste.

Neben seiner Arbeit in der Lombardei beschäftigte er sich auch mit andern italienischen Staaten und unterwarf sie förmlich oder doch thatsächlich der französischen Herrschaft. Dabei traktierte er sie nach seiner Art. Den Herzogen nahm er nebst großen Geldsummen auch ihre schönsten Gemälde weg, die er zur Aufstellung nach Paris sandte. Neapel löste er von der Koalition ab. Dem Papste zwang er 34 Millionen ab, dazu 100 seiner vorzüglichsten Bilder und 200 der seltensten Manuskripte. Das ward jetzt Mode, aus den unterjochten Ländern die Schätze der Kunst und Wissenschaft fortzuschleppen: man wollte nach der sanscülottischen Roheit

wieder Sinn für Kunst und Wissenschaft haben. In Bologna legte er den Keim zu einem neuen Freistaat auf Kosten des Papstes. Das friedliche Livorno strafte er für die Übergriffe der Engländer um 40 Millionen. Geld erpreßte er soviel, daß er nicht nur seine Soldaten unterhalten und reich beschenken, sondern auch große Summen nach Paris in die immer leere Staatskasse und für die Feldherren am Rheine schicken konnte. Der Ruhm, „eine Stütze seiner Regierung und ein Wohlthäter seiner Waffenbrüder zu sein", vergnügte ihn sehr. Übrigens trug er sich in Italien von Anfang an nicht als ein General der Republik, sondern als ein Fürst. Er hielt dazwischen in Mailand mit seiner Gemahlin Josephine, die er aus Frankreich hatte kommen lassen, einen ordentlichen Hof. Er organisierte Italien nach seinem Gutbefinden, stiftete eine cispadanische Republik (Bologna), eine ligurische (Genua), Juni 1797 auch eine cisalpinische (Mailand).

Im März 1797 brach er mit starker Streitmacht auf, willens, gerade auf Wien loszugehen. Österreich hatte, nach so schwerem Mißgeschick seiner andern Feldherrn, den siegreichen Erzherzog Karl nach Italien gerufen, doch ohne sein Heer, das in Deutschland zurückbleiben mußte. Karl fand aber in Italien nur schwache und entmutigte Heerestrümmer. Er zog sie eben am Tagliamento zusammen; da rückte Bonaparte mit dreifacher Übermacht gegen ihn heran. An eine Schlacht konnte er nicht denken; er unternahm einen unglücklichen Rückzug; Bonaparte drang ihm stürmisch in die Alpen nach, ereilte, schlug ihn bei Valvassonne, 16. März, schlug ihn hoch oben bei Tarvis, 23. März. Letzteres Gefecht hieß Bonaparte „die Schlacht über den Wolken". Der Erzherzog flüchtet nach Judenburg, fast ganz von Truppen entblößt. Auf einmal empfängt er einen gar freundlichen Brief von Bonaparte, 31. März, „ob denn kein Mittel sei, dem Blutvergießen ein Ziel zu setzen? Ob nicht er Deutschlands Retter, Wohlthäter der Menschheit werden wollte?" Karl war gegen Beendigung des Kampfes, weil ein Umschlag zu hoffen stand; aber Thugut in Wien griff begierig nach einem günstigen Ländertausch und schloß rasch den Vorfrieden von Leoben, 18. April 1797.

Mittlerweile ging Bonaparte über den sanftmütigen Freistaat Venedig her. Um an diesem eine Entschädigung für den Kaiser zu gewinnen, veranstaltete er darin einen demokratischen Aufstand. Wie dann die Bauern Lombarden und Franzosen totschlagen, bedroht er den Dogen Manin mit Krieg „wegen schwärzesten Verrats". Dieser schickte sogleich 10 Mill. ans Direktorium, sich damit Ruhe zu erkaufen. Allein Bonaparte kehrte sich daran nicht, schürte die Volkswut durch blutige Strafgerichte, erklärte dann, 2. Mai, dem altersschwachen Staat den Krieg und verwandelte, 16. Mai, seine Oligarchie in eine Demokratie. Er nahm aber dem Staat mit seiner Selbständigkeit auch sein Geld, seine Schiffe, Gemälde, Statuen und die kostbarsten Handschriften, um ihn so ausgeplündert zu verschachern. — Letzteres geschah zu Campo Formio, wo die Friedensverhandlungen, die er mit bodenloser Doppelzüngigkeit begonnen, zu Ende geführt wurden. Lange wurde geschachert. Einmal, da Graf Cobenzl in seine Forderungen nicht willigen wollte, ergriff er zornig ein Porzellanservice, schmetterte es zu Boden und stürzte fluchend aus dem Saal. Der Friede von Campo Formio kam endlich zu stande, 17. Oktbr. 1797. Österreich verzichtete darin auf das ferne Belgien, die Lombardei und Modena und erhielt dagegen das nahe Venedig, so daß es sich glücklich arrondierte. In einem geheimen Artikel war ihm künftig noch weitere Entschädigung auf deutschem Boden versprochen, wogegen es aber das linke Rheinufer Frankreich zuerkannte. Die deutschen Fürsten, welche dort verlören, sollten diesseits des Rheins (auf Kosten der geistlichen Herrschaften) entschädigt werden; nur Preußen nicht!

Es war nicht ehrenvoll für Österreich, Geraubtes für Rechtmäßigbesessenes einzutauschen, und schmachvoll für das Haupt des deutschen Reiches, einen schönen Teil desselben dem Erbfeinde

preiszugeben, sowie Gebiete anderer, die unter seinem kaiserlichen Schutze standen, selbst an sich zu ziehen. Hier springt uns Habsburgs Sünde in die Augen, für die es nachmals so schwer gezüchtigt ward. So selbstsüchtig handelten beide Großmächte Deutschlands infolge von dessen grenzenloser Zersplitterung, der Ausschließung des Volks von jeder Teilnahme an öffentlichen Angelegenheiten, der Enge und Unfreiheit des äußeren Lebens, für welche die Gebildeten im Reich der Ideen bei großen Dichtern und Denkern, ihren einzigen Ersatz suchten. Es schien damals Wahnsinn, sich selbst zu opfern, um dem Nachbar zu Hilfe zu eilen, oder für ein Ganzes, das Reich, etwas zu wagen!

Die Österreicher nahmen sogleich von Venedig Besitz und die Venediger mußten sich in das Unabwendbare fügen. Als aber der alte Doge den Akt der Übergabe vollendet hatte, fiel er tot zur Erde. So ging die „Königin der Adria“ unter. Die Franzosen schmollten, daß Bonaparte Venedig an Österreich ausgeliefert, aber er beruhigte sie: „Ich hab's dem Kaiser nur geliehen; er wird's nicht lange behalten.“ Dagegen freute er sich des Besitzes der jonischen Inseln und begann über die zerfallende Türkei und das neuzubelebende Griechenland seine Netze auszubreiten. Er roch das Meer und wünschte England zu fällen. Das Veltlin, das „frei“ sein wollte, löste er von der Schweiz ab und schlug es zu Cisalpinien. —

Im Innern Frankreichs ging's derweilen untröstlich her. Die Glieder des Direktoriums waren uneins unter sich; ein Teil mehr konservativ, der andere mehr demokratisch, rieben sie sich beständig aneinander. Endlich überwog darin eine verbissene Demokratie; dieser sandte Bonaparte seinen Haudegen Augereau, welcher, 4. Septbr. (18. Fructidor), zu einem Staatsstreiche helfen mußte. Die gemäßigten zwei Direktoren, 52 Abgeordnete und 159 Journalisten wurden nach Cayenne deportiert („zur trockenen Guillotine“ hieß man's); so entstand wieder eine halbe Schreckensherrschaft, vor der alle Royalisten zittern mußten. — Das Übel aber, über welchem die Revolution begonnen hatte, die Zerrüttung der Finanzen, erreichte unter dem Direktorium den höchsten Grad. Man hatte sich mit Papiergeld geholfen und dessen 47 Milliarden fabriziert, ehe Febr. 1796 die Assignatenpresse verbrannt wurde. Da galten 1000 Frks. Papier 1 Silberfrank. Sie wurden nun außer Wert gesetzt, wodurch Tausende von Familien vollends um den Rest ihres Vermögens kamen. War nun wohl der Staat auf einmal von einer ungeheuren Schuld frei, so hatte er doch kein Geld. Ein neues Papiergeld kam auf, Mandate, die ein Jahr lang sanken und sanken, bis sie nichts mehr galten. Man brachte neue Steuern aller Art auf, mit welchen allerdings nur die noch etwas Besitzenden belegt, mittelbar aber auch die Unvermöglichen gedrückt wurden, deren mancher den Hungertod fand. Und alle Steuern und der Verkauf aller Nationalgüter und die Millionen, welche Bonaparte in den Staatsschatz sandte, langten nicht von fern, weil fast sämtliche Beamte den schändlichsten Unterschleif begingen. Man gestand, der Krieg dürfe nicht aufhören, weil man nichts habe, die heimgekehrten Soldaten zu unterhalten. Man strich 30. Sept. 1797 volle ⅔ der Staatsschuld, machte also offenen Bankrott. Da träumte denn ein Urkundenfälscher Babeuf vom gleichen Rechte aller Menschen auf Genuß, erklärte das Eigentum für die Wurzel alles Übels und versuchte alle Besitzverhältnisse umzuwälzen; er wurde 1797 guillotiniert, wirkte aber mächtig fort in seinen Kindern, den Kommunisten.

So traf Bonaparte die Dinge, als er, Dez. 1797, nach Paris kam. Er sah, es müsse eine Änderung geschehen, wozu der ungemeine Jubel, mit welchem das Volk, von ihm la grande nation getauft, ihn empfing, glückverheißend winkte. Das Direktorium spendete ihm Lob und Ehr die Fülle; doch beneidete es seinen Ruhm und mißtraute seiner republikanischen Gesinnung; er hatte sich in Italien gar zu herrisch benommen. Bescheiden erkannte er, daß die Birne noch nicht reif sei.

Zu Rastatt wurde, 9. Dez. 1797, ein Kongreß eröffnet, den Frieden zwischen

Frankreich und dem Deutschen Reiche festzustellen. Da mußten freilich die schmählichen, den letzten Rest gegenseitigen Vertrauens unter den deutschen Ständen ertötenden geheimen Artikel von Basel und Campo Formio ans Tageslicht treten. Es wurde denn auch das ganze linke Rheinufer, 1400 Quadratmeilen Reichsboden, dem französischen Staate öffentlich zugesprochen, 11. März 1798. Darnach schritt man zur Entschädigung derer, welche ihre Besitzungen da drüben einbüßten, auf der rechten Rheinseite. Österreich und Preußen griffen vorneweg nach dem, was ihnen geeignet schien, das heißt nach den geistlichen Stiftern. Die beteiligten kleineren Herren aber hetzten sich nicht wenig ab, auch für ihren Verlust ein tröstlich Äquivalent diesseits zu erlangen.

Und diejenigen, welche Entschädigung auf ihre Kosten fürchteten, mühten sich aufs äußerste, solche zu hintertreiben. Da wurde scharwenzelt, gefleht, geschmiert, und bei wem? Bei den Franzosen. Diese herrschten auf dem Kongresse, sie schalteten hier mit den Gebieten des Deutschen Reichs, und ihre Unverschämtheit war grenzenlos. Doch kam die Entschädigungssache nicht zum Ende. Nur das linke Rheinufer wurde sofort der Republik einverleibt. Wie glücklich konnten sich jetzt die lieben Rheinländer fühlen, daß sie an der französischen Freiheit teilnehmen durften. Von den Beamten der Republik wurde all ihr Staats-, Gemeinde- und Stiftungsvermögen geraubt und verschleudert, und vor jedem dieser Beamten mußten sie, „die Freien und Gleichen", so tiefe Bücklinge machen als vordem vor ihren Fürsten! durften aber singen: „Auf, jubelt, ihr Brüder, Vernunft hat gesiegt." Immerhin war hier der Jammer der Kleinstaaterei beseitigt.

Unterdessen fuhr das übermütige Frankreich in seinen Vergewaltigungen fort. Trotz des Friedens wurde Ehrenbreitstein, die Feste des trierschen Kurstaats, lange belagert und durch Hunger genommen, 27. Januar 1799. Die Schweiz hatte sich bisher neutral gehalten. Aber Frankreich brauchte Geld; es sandte seine Scharen auch in die großen Berge, hob mit Gewalt die alte Eidgenossenschaft auf und stellte dafür eine Helvetische Republik mit französischer Verfassung her, 22. März 1798. Alle Kantone wurden ausgepreßt; Bern verlor seine aufgehäuften 41 Millionen. So wurde den werten Schweizern ihre lange Vorliebe für Frankreich vergolten. — Der jetzige Oberfeldherr in Italien, Berthier, erhielt vom Direktorium den Auftrag, dem Kirchenstaate ein Ende zu machen. Er rückte 15. Februar 1798 ohne Widerstand in Rom ein, pflanzte auf dem Kapitol einen Freiheitsbaum auf und verkündigte die „Römische Republik". Die Hauptstadt und das Land wurde völlig ausgeplündert, alle Staats- und Kirchenkassen samt den Schatullen der Reichen geleert, Kirchengefässe und Tischgeräte, Statuen, Bilder, Bücher, Handschriften rc. fortgeschleppt. Da der greise Pius VI. sich weigerte, seine Abdankung zu unterzeichnen, nahm man ihn fest, sperrte ihn zuerst in Klöster ein und brachte ihn darauf nach Valence, wo er Aug. 1799 starb. — Sardinien hatte große Opfer (Savoyen und Nizza) gebracht. Gleichwohl bedrängte man den neuen König Karl Emmanuel so sehr, daß er auch Piemont räumte, 9. Dez. 1798, und sich auf seine Insel zurückzog. Mit Ausnahme von Venedig und Neapel war nun ganz Italien in französischer Gewalt.

§ 13. Die Expedition nach Ägypten.

Dem Direktorium war Bonaparte immer eine unheimliche Person; es fürchtete, er könnte eine Militärherrschaft gründen. Darum gedachte es ihn durch eine weite Entfernung unschädlich zu machen. Zu dem Ende übertrug es ihm eine Expedition nach Ägypten, durch welche dem Staate für den Verlust seiner Kolonieen Ersatz verschafft und Englands Handel in der Levante zerstört werden sollte. Bonaparte nahm den Auftrag gern an; hatte er doch selbst, August 1797, den Vorschlag zu solchem Unternehmen gemacht, konnte er sich doch in dem fabelhaften Lande einen zauberhaften Ruhm erwerben. Die Expedition wurde aber ganz geheim gehalten. Mittlerweile hatten die englischen Admirale Jervis bei St. Vincent, 14. Febr. 1797, die

spanische Flotte, Duncan bei Camperduin, 11. Okt., die niederländische fast zur Vernichtung geschlagen. Als Racheakt erwartete man eine französische Landung in Irland, die aber ein schwächlicher Versuch blieb. Plötzlich am 19. Mai 1798 lief Bonaparte aus dem Hafen von Toulon mit einer ungeheuern Flotte. Sie zählte 15 Linienschiffe, 14 Fregatten und 500 Transportschiffe: sie trug 32 300 der besten Krieger, auch eine Anzahl Gelehrter, Ägyptens Altertümer zu erforschen. Am 9. Juni erschien die Flotte vor Malta, dem Sitze des Johanniterordens (S. 360): der erschreckte Großmeister wehrte ihr die Einfahrt. Allein Verrat brachte Bonaparte 12. Juni in den Besitz der wichtigen Insel, ihrer Vorräte und Schätze.

Glücklich vermied er die jetzt ins Mittelmeer gesandte Flotte der Engländer und gelangte unangefochten ans Land, das dem Namen nach unter türkischer Botmäßigkeit stand, in der That unter der Herrschaft der Mameluken. Diese Söldner, ursprünglich die stehende Miliz des Pascha, hatten sich zu Herren aufgeworfen und durch harten Druck verhaßt gemacht. Bonaparte landete bei Alexandrien und erstürmte die Stadt im Flug, 2. Juli 1798. Die Ägypter gaffen die Fremdlinge an. Er redet leutselig mit ihnen: „Die Franzosen sind gekommen, euer Land von der Tyrannei der Mameluken zu befreien. Traut ihnen, sie sind auch rechte Muslim, sie haben ja euren Hauptfeind, den Papst und die Malteser, gestürzt 2c." Die Ägypter gaffen noch mehr. — Fröhlich führte Bonaparte sein Heer ins Innere. Da sank freilich vielen der Mut unter glühenden Sonnenstrahlen bei gänzlichem Wassermangel, aber Bonapartes Geisteskraft führt sie weiter. Endlich kamen sie an den Nil, tranken sich satt und sahen die Minarets der Hauptstadt Kairo und die fernen Spitzen der Pyramiden. Hier erwartete sie ein Mamelukenheer, das 21. Juli 1798 in „der Schlacht bei den Pyramiden" unterging. Damals sprach er: „Franzosen, von der Höhe dieser Pyramiden blicken vierzig Jahrhunderte auf euch herab!" und ein beutereiches Lager lohnte die Sieger. Ungehindert zog Bonaparte in Kairo ein, wo er seinen tapfern Kriegern Erholung gönnte. Hierauf mußte sein Desaix den geschlagenen Feind nach Ober-Ägypten verfolgen, während er selbst die neue Landeseinrichtung ordnete, mit äußerster Schonung der einheimischen Sitten. Da traf ihn ein niederschmetternder Schlag durch den englischen Admiral Nelson.

Dieser hatte die französische Flotte überall gesucht und endlich in der Bucht von Abukir gefunden. Da jauchzte er auf wie Achilleus, als er den Hektor ereilt, und seine Meerwölfe jauchzten mit ihm. Es war der 1. Aug. 1798 gegen Abend; aber Nelson ging gleich ans Werk: er hatte 14 Linienschiffe und 2 Briggs. Davon schob er einen Teil in den Raum zwischen der Küste und der französischen Flotte hinein: das vorderste Schiff scheiterte an einer Klippe, auf eins kam's auch nicht an; er drang am Gestade fort und umklafterte so die überlegenen Franzosen, daß er sie wie in einem Hufeisen hatte und zerdrückte. Eine Kugel reißt den Admiral Bruens dahin. Er sieht's nicht mehr, wie plötzlich sein Admiralschiff „L'Orient" in hellen Flammen steht, ein schauerlich-prachtvolles Schauspiel im Schatten der Nacht. Plötzlich springt der Riesenkörper mit 120 Kanonen und noch 500 Menschen in die Luft. Es folgt eine lautlose Stille; die Engländer retten noch 70 Feinde vom Wellentode. Dann beginnt die Schlacht aufs neue, bis um drei Uhr die französische Flotte in die Luft geflogen, in den Grund gebohrt oder erobert ist; nur 4 Schiffe entflohen.

Die Unglücksbotschaft von Abukir brachte das Heer in die größte Bestürzung. Frankreichs beste Flotte war dahin, das Heer von der Heimat abgeschnitten! Doch Bonaparte behauptete seine Geistesstärke: „Wir haben keine Flotte mehr, wohlan wir müssen hier bleiben und wohl noch größere Dinge thun, als wir vorhatten!" Jetzt galt's die einheimische Bevölkerung zu gewinnen.

Er feierte ihre Feste mit, vermischte seine Reden mit Sprüchen aus dem Koran, ja am Jahresfeste der Republik steckte er neben der Trikolore eine Fahne mit der Inschrift auf: „Allah ist Gott und Muhammed sein Prophet!" Barfuß ging er in die Moscheen und wiegte den Kopf im Takt zu den Gebeten. Doch mißtrauten die Ägypter der Rechtgläubigkeit der Franzosen und

blieben ihnen fremd. Es brachen sogar Aufstände aus, die mit Kartätschen gestillt wurden. Nur mit harter Strafe konnte er das Volk im Zaume halten.

Gleichwohl beschloß er jetzt auch Syrien zu erobern, d. h. dem Entsatzheere entgegen zu gehen. Nach einem mühseligen Zuge durch die arabische Wüste kam er gen Gaza, das sich ihm selbst öffnete. Jafa erstürmte er 7. März 1799 und ließ die Gefangenen hinschlachten. Darauf legte er sich vor die Festung Akka, konnte sie aber mit bloßem Feldgeschütz nicht einnehmen; alle seine Stürme wurden abgeschlagen. Indem erfuhr er, daß 30000 Türken von Damaskus heranziehen. Er rückte ihnen entgegen und zersprengte sie den 16. April am Berge Tabor. Jetzt unternahm er



Fig. 353. Admiral Nelson. (Nach Woolnoth.)

noch einen Hauptsturm auf Akka, der aber gleichfalls scheiterte. Da die Pest bereits seine Truppen ergriffen hatte, sah er sich, 17. Mai, gedrungen umzukehren. In Ägypten erwarteten ihn neue Kämpfe; 25. Juli 1799 schlug er bei Abukir ein gelandetes Türkenheer bis zur Vernichtung. Mehrere Tausend Türken ertranken im Meere. Bald darauf empfing er Nachrichten aus Frankreich, welche ihn erkennen ließen, daß nunmehr der Zeitpunkt zur Ausführung seines Planes gekommen sein möchte. Gleich eilig und heimlich schiffte er sich, 22. Aug., mit den besseren Offizieren ein, nachdem er das Kommando über die zurückbleibende Armee dem selbstlosen Republikaner Kleber übertragen hatte.

Kleber hatte bei der Niedergeschlagenheit seiner Truppen und bei der steigenden Feindseligkeit der Muhammedaner einen schweren Stand. Schon begann er kraft einer mit den Briten geschlossenen Übereinkunft, das Land zu räumen; da sie aber in London nicht genehmigt wurde,

unterwarf er sich das Land aufs neue und besiegte noch in einigen Treffen Türken und Mamelukken. Allein unversehens wurde er, 14. Juni 1800, in einem Weinlaubgange an seinem Palaste zu Kairo von einem fanatischen Muslim ermordet. Es kam kein ihm Gewachsener an seine Stelle, und als im März 1801 ein englisches Heer landete, wurden die Franzosen bei Kanopus besiegt. Nunmehr war ihre Lage unhaltbar. Da räumten sie Ägypten unter der Bedingung, mit Waffen und Gepäck auf englischen Schiffen heimgefahren zu werden. So endete diese seltsame Expedition ohne einen Gewinn für Frankreich außer dem hochwichtigen wissenschaftlichen, den seine Gelehrten in der Natur- und Altertumskunde gemacht hatten. Auch Malta ging wieder verloren; die Engländer steckten es ein.

§ 14. Die zweite Koalition.

Die § 12 geschilderten Gewaltthaten der Franzosen empörten jedermann. Ihnen endlich Schranken zu setzen, bildete sich eine zweite größere Koalition gegen Frankreich: vornehmlich ein Werk des russischen Kaisers. Katharinas Sohn Paul hatte 17. Nov. 1796 ihren Thron bestiegen. Ein im Grund wohlgesinnter Mann, aber so launisch und leidenschaftlich, daß man an seinem Verstand zweifeln konnte. Ganz gegen seiner Mutter Art wollte er anfangs keine Eroberungen machen, nur sein Volk beglücken. Schonungslos ließ er durch seine Soldaten alle runden Hüte und Fräcke in den Straßen vernichten und verbot alle Einfuhr fremder Bücher. Bald aber verabscheute er die Revolution so heftig, daß er mit Macht sie ausrotten wollte. Hiezu schloß er ein Bündnis mit Österreich, England und der durch die ägyptische Expedition in die Waffen gerufenen Türkei, und lud auch Preußen dazu ein. Hier hatte auch ein Thronwechsel stattgefunden. Auf Friedrich Wilhelm II. war, 16. Novbr. 1797, sein Sohn Friedrich Wilhelm III. gefolgt, ein höchst ehrenwerter, frommer, aber zunächst schüchterner Fürst. Es widerstrebte seiner Herzensmilde, sein Volk mit der Last eines neuen Krieges zu beschweren; so lehnte er kurzsichtig das Bündnis ab. Österreich dagegen, das noch immer zu Rastatt mit den Franzosen unterhandelte, war zwar von dem Übermut derselben sehr gereizt, zögerte aber lange, zum Schwert zu greifen, bis sie selbst, 1. März 1799, ihm den Krieg erklärten.

Auf Österreichs raschen Beistand hoffend und von den Engländern gedrängt, schlug Neapel voreilig los und eröffnete den Reigen (Nov.). Die Franzosen aber zerstäubten diese Armee wie im Spiel. Januar 1799 besetzten sie Neapel, errichteten dort eine Parthenopeische Republik, erpreßten 75 Mill. Kriegssteuern und schickten Neapels Kunstschätze nach Paris. Als sich ein grimmiger Aufstand gegen sie erhob, in welchem vereinzelte besonders in den Abruzzen verstümmelt und getötet wurden, schlachteten sie an mehreren Orten die ganze männliche Bevölkerung.

Anfangs 1799 begannen die neuen Kriegsbewegungen. Die Franzosen unter Massena verdrängten rasch die zaudernden Österreicher aus Graubünden. Sie gingen bei Straßburg unter Jourdan, bei Mannheim unter Bernadotte über den Rhein. Der überlegene Erzherzog Karl schlug aber die einen bei Ostrach und Stockach, 21. und 25. März, und beide mußten über den Strom zurück. Auf der Verfolgung kamen die Österreicher in die Nähe von Rastatt, wo nun der noch versammelte heillose Kongreß schleunig sich auflöste. Da trug sich's zu, 28. April, daß die französischen Gesandten bei der Wegreise unfern der Stadt nachts von Szeklerhusaren überfallen, niedergehauen und ihrer Papiere beraubt wurden.

Zwei von ihnen blieben tot, der dritte kam mit heilbaren Wunden davon. Es liegt noch ein Dunkel darüber, von wem der schandbare Überfall ausgegangen; vom Minister Thugut oder von einem, der ihm dienen wollte? Untersuchung und Bestrafung wurde in Wien zwar versprochen, aber nie ausgeführt, weil man die Bekanntmachung des Auftrags fürchtete, den Franzosen ihre Papiere wegzunehmen. In diesen hatte man gehofft, Gravierendes gegen Bayern oder andere Mitstände zu finden.

Karl marschierte nach der Schweiz, verband sich mit dem dort kämpfenden General Hotze und schlug den Massena bei Zürich, 4. Juni. — In Italien aber hatte der österreichische General Kray bereits die Franzosen über die Etsch zurückgetrieben und 5. April bei Magnano einen Sieg über sie errungen, als hier noch der in den Türken- und Polenkriegen furchtbar gewordene Suworow erschien. Er führte nur 17 000 Russen mit sich; doch befanden sich größere Truppenmassen unterwegs. Der nie besiegte Held erhielt den Oberbefehl über die koalierten Truppen. Er schlug, 27. April, den Moreau bei Cassano und zog triumphierend in Mailand ein. Stadt- und Landvolk frohlockten um ihn her, als er auf einem struppigen Kosakenpferdlein hemdärmlig mit dem Kantschu in der Hand einritt. Nach kurzer Rast erhob er sich, jagte überall die Franzosen vor sich her, nahm Turin und einen Platz um den andern. Macdonald zog aus Neapel herauf den bedrängten Brüdern zu Hilfe; Suworow legte ihn in der dreitägigen Schlacht an der Trebbia, 17.—19. Juni, völlig darnieder, worauf sich ihm das feste Mantua ergab. Darnach schlug er noch zusammen mit Kray und Melas den talentvollen Joubert bei Novi in einer überaus blutigen Schlacht, 15. August, ihn selbst darin zu Tode. Italien atmete wieder auf. Alles dort verherrlichte Suworow als seinen Erretter. Allenthalben stand nun aber auch das über die gallischen Räuber erbitterte Volk auf, half sie vertreiben und vertilgen. Im Neapolitanischen hatte der Kardinal Ruffo ein „Glaubensheer“ ins Dasein gerufen, mit welchem er das Land von ihnen vollends reinigte; da befleckte Nelson seinen Ruhm durch grausame Rachevollziehung. Auch Rom und Toskana wurden frei.

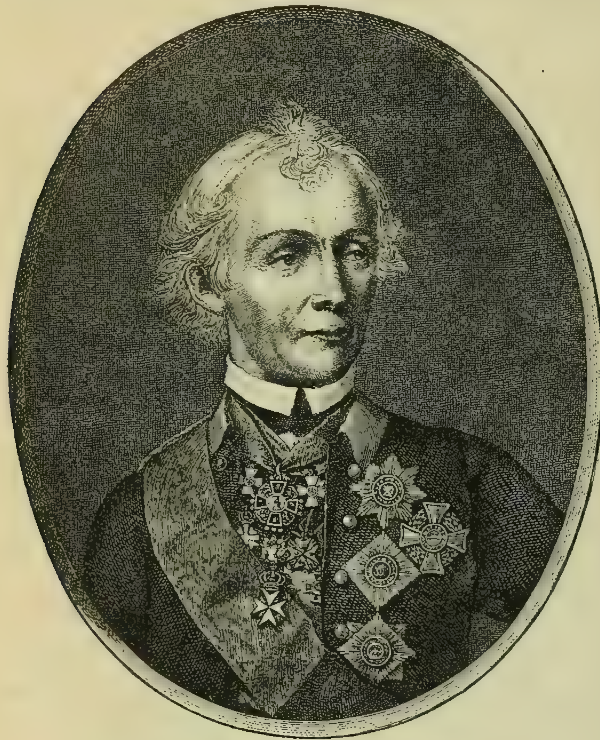


Fig. 354. Suworow. (Nach dem Stich von Utkin.)

Es entspann sich aber Uneinigkeit zwischen den Koalierten. Suworow, dessen eigene Truppen doch die Minderheit der verbündeten Armee machten, ärgerte sich über die vielen Befehle von Wien und daß die Österreicher neues Besitztum in Italien gewinnen, zur Lombardei noch Piemont, die Romagna ꝛc. haben wollten, während die Russen meinten, daß die eroberten Gebiete ihren früheren Besitzern müßten zurückgegeben werden. Österreicher und Russen thaten nicht mehr gut bei einander; da verständigte man sich, daß erstere in Italien und Deutschland, letztere in der Schweiz den Krieg betreiben sollten. — Demgemäß erhielt Erzherzog Karl die Weisung, die Schweiz dem Suworow zu räumen, der mit seinen 20 000 Russen in sie hinaufstieg, während

ein anderer Russe, Korsakow, mit 30000 Mann durch Deutschland gleichfalls dorthin zog, um sich mit ihm zu vereinigen. Aber der unfähige Korsakow wurde 25. Sept. unweit Zürich von Massena überrumpelt und aufs Haupt geschlagen, also daß er seine 100 Kanonen und zwei Dritteile seiner Leute verlor. — Unterdessen bewerkstelligte Suworow mit seinem Heere von Süden herauf einen halsbrecherischen Alpenübergang der wunderbarsten Art.

Er steigt 24. Septbr. auf Pfaden, die noch kein Heer betreten, über den wohlverteidigten Gotthardpaß. Seine gehärteten Krieger entsetzen sich über diese Felsenkolosse und Abgründe und wollen nicht weiter. Da läßt er ein Grab machen, legt sich vor ihren Augen hinein und gebeut ihnen, Erde auf ihn zu decken und daheim zu erzählen, wo sie ihn gelassen hätten. Sie ziehen ihn weinend aus der Grube und geloben, ihm überall hin folgen zu wollen. Endlich haben sie die Höhe erklommen. Wie sie aber herabsteigen, ist die Teufelsbrücke am Urner Loch vom Feinde abgebrochen und drohend steht dieser jenseits. Nichts hält sie auf. Unter dem heftigsten Feuer arbeiten sie in den Schlund hinunter, durch die schäumende Reuß und triefend jenseits hinauf und verjagen den Feind. Sie kommen zum Vierwaldstätter See in Hoffnung, ihn überschiffen zu können; aber die Franzosen haben alle Fahrzeuge entfernt, und so müssen sie wieder über die rauhesten Felsenhöhen hinüber, um nach Muotta zu gelangen. Hier hätte die Vereinigung mit Korsakow stattfinden sollen und hier hört Suworow sein trauriges Geschick; also: „Nochmals dran, meine braven Russen!“ Über die Glarner Alpen, unter beständigen feindlichen Angriffen führt er sie rechts ab ins Vorderrheinthal, wo sie ausruhen können, aber von Österreich nun nichts mehr als Verrat erwarten.

Um dieselbe Zeit verunglückte eine Expedition der Verbündeten im Norden. Ein Herr von Engländern und Russen unter dem Herzog von York landete an Hollands Küste, um diesen Staat aus der französischen Zwingherrschaft zu erlösen, nachdem schon die holländische Flotte durch einen Aufstand ihrer Matrosen sich den Engländern ergeben hatte. Allein York griff die Sache zu schläfrig an, so daß er keine Volkserhebung zuwege brachte, und nachdem er von dem französischen General Brune eine Niederlage erlitten, kapitulierte er zu Alkmaar, den 18. Okt., gegen freien Abzug. Doch nicht ohne Gewinn gingen Albions Söhne heim; sie nahmen die stattliche holländische Flotte als Eigentum mit sich! Zar Paul war nun über die Engländer wie über die Österreicher aufgebracht, weil beide mehr ihren Sondervorteil, als den allgemeinen Zweck der Koalition im Auge hätten, trat im Zorn von letzterer zurück und rief seine Russen nach Hause. — Aber der treffliche Erzherzog Karl erfocht in diesem Jahre (1799) noch mehrere Siege am Rhein. Trotz ihrem Glück in der Schweiz und in Holland hatten doch die Franzosen das rechte Rheinufer und ganz Italien, alle Frucht der Siege Bonapartes, verloren bis auf Genua.

§ 15. Das Konsulat.

Bonaparte schlüpfte glücklich durch die englischen Schiffe, welche das Mittelmeer bedeckten, landete 9. Okt. 1799 in Frejus und eilte nach Paris. Der glorreiche Bezwinger Italiens und Ägyptens wurde überall mit Jubel, Glockenläuten und Fahnenwehen empfangen, wie wenn ein ersehnter Herrscher in sein Reich kehrt. Niemand als er, hieß es, kann Frankreichs Siegesruhm herstellen und der inneren Not des Staates abhelfen. Diese hatte sich sehr verschlimmert.

Die Jakobiner waren am 18. Juni wieder emporgekommen und kämpften erbittert gegen die Gemäßigten; es gab neue Aufstände in den Provinzen (Vendée 2c.); da und dort tobte der Bürgerkrieg und die Regierung vermochte die allseitige Verwirrung nicht zu bemeistern. Das Volk verwilderte: Lesen und Schreiben wurde nicht mehr gelernt; es sammelte sich wieder mehr und mehr um seine Pfarrer und verwünschte die Republik. Das Direktorium war schwach und selbstsüchtig, bereicherte sich und ließ die Beamten sich bereichern, während die Heere darbten. Man fühlte, daß eine Änderung eintreten müsse; und sie erwarteten die Meisten von dem Mann, der zurück=

gekommen war, die „Republik zu retten“, aber ungerufen. So günstig hatten sich die Verhältnisse gestellt, daß er erkannte, „die Birne sei reif“.

So griff er denn zu, doch vorsichtig. Vor allem versicherte er sich der Truppen, was dem ersten Helden der Nation nicht schwer fiel. Er fand auch unter den Direktoren einen, der sich leicht gewinnen ließ, jenen eiteln Sieyes (S. 746), der sich durch alle Wechsel hindurch oben gehalten hat. Auch der Rat der Alten zeigte sich größtenteils willfährig. Nicht so zwar der Rat der Fünfhundert, welcher meist aus entschiedenen Republikanern bestand, doch war da Bonapartes Bruder Lucian Präsident, durch den sich wohl was ausrichten ließ.

Der 18. Brumaire 7 (9. Nov. 1799) wurde zur Ausführung des Umsturzes bestimmt. Erst stellte der Rat der Alten Bonaparte an die Spitze der bewaffneten Macht. Durch das Vorgeben, es drohe eine Verschwörung, bewirkte man den Beschluß, daß beide Räte ihre Sitzungen nach St. Cloud verlegten, wo man mit Widerstrebenden geräuschloser fertig werden konnte. Während Bonaparte die Truppen ordnete, hielt Moreau zwei Direktoren gefangen, und den Barras bewog Talleyrand, abzudanken. Schon zwei Uhr nachmittags bestand kein Direktorium mehr. Am andern Tage, 10. Nov., versammelten sich beide Räte in St. Cloud. Bonaparte zog hin mit 8000 Mann und trat zuerst in den Rat der Alten. Er sprach hier von der Notwendigkeit, Frankreich aus seiner gefahrvollen Lage zu retten. Einer rief: „aber die Verfassung bleibt!“ Da stotterte er, mannigfach unterbrochen: „Es giebt keine Verfassung mehr; ihr alle habt sie verletzt; man muß auf eine neue Ordnung denken!“ und drohte mit den Truppen, die ihn mit Hochrufen empfingen und den Staatsstreich durchsetzten.

Mit verwirrter Rede versuchte es Bonaparte im Rat der Fünfhundert. Dieser jedoch, empört und das Spiel durchschauend, empfing gleich den Eintretenden mit wildem Geschrei: „Nieder mit dem Diktator! Vogelfrei der neue Cromwell!“ Man drang auf ihn ein; er wurde so geschmäht und geschüttelt, daß seine Grenadiere ihn ohnmächtig hinaustrugen. Sein Bruder Lucian, der Präsident, wurde gedrängt, über seine Ächtung abstimmen zu lassen, eilte aber hinaus, und rief die Truppen herbei. Als er berichtete, wie die Versammlung über des Bruders Ächtung abstimme und wie etliche denselben zu erdolchen gedroht hätten, standen sie still. Doch als er sie aufforderte, den General zu schützen und einen Degen gegen den Bruder zückte, schwörend, ihn niederzustechen, so er etwas gegen die Freiheit unternehmen würde, riefen die Grenadiere Hoch! und Murat führte sie unter Trommelschlag in den Saal, wo sie die Ratsherren mit gefällten Bajonetten zu den Fenstern hinaus expedierten. Noch am Abend versammelte man den zehnten Teil dieser Körperschaft wieder, erklärte ihn für den rechten Rat der 500 und ließ ihn samt dem Rat der Alten alles genehmigen. Um Mitternacht beschworen vor ihm drei „Konsuln“, die Volkssouveränität, Freiheit und Gleichheit zu erhalten, und der Staatsstreich war vollbracht!

Sieyes entwarf eine neue Verfassung, welche von Bonaparte wesentlich verbessert wurde. Hinfort sollte eine Konsularregierung mit einem Senat, einer Legislatur und einem Tribunat bestehen. Die vollziehende Gewalt sollte ein erster Konsul haben, ein zweiter und dritter mit nur beratender Stimme ihm zur Seite stehen. Der erste durfte sich diese Kollegen wählen, sich auch selbst ein Ministerium und einen Staatsrat an die Seite setzen und alle Civil- und Militärbeamten ernennen. Die ganze Staatsgewalt war in die Hände des auf 10 Jahre zu kürenden ersten Konsuls gelegt; natürlich ward es Bonaparte.

Sieyes, der keine geringe Meinung von sich hegte, trat bescheiden zurück (sagend: „Er weiß alles, thut alles, kann alles“) und gab sich mit der Präsidentenstelle im Senat nebst einem schönen Landgute zufrieden. Der erste Konsul aber bezog die Tuilerien; die beiden andern, Lebrun und Cambacérès, waren bloße Figuranten. Mit 3 Mill. Stimmen nahm das Volk auch diese Verfassung an. Es war der Revolution gründlich müde geworden und suchte Ruhe. Rechtsschutz im Innern und Friede nach Außen war jetzt sein einziges Bedürfnis.

IX. Der große Komet.

Ein Komet hat, so scheint es, keine ordentliche Bahn, wie die andern Sterne; er tritt eigenmächtig in deren Kreis, erregt mit seinem Schweif, der manchmal den halben Himmel bedeckt, Aufsehen und großen Schrecken, verschwindet aber nach einer Weile wieder, daß man nicht weiß, wo er hingekommen ist.

§ 1. Der Konsul Bonaparte.

Die Volksherrschaft in Frankreich war in eine Militärherrschaft übergegangen, das Regiment in die Hände eines Kriegshelden gekommen. Indessen war Bonaparte vorerst eine Wohlthat für Frankreich, ganz entsprechend dem Vertrauen, das man in ihn gesetzt. Er umgab sich mit tüchtigen Räten, welche unter seiner steten Aufsicht an der Ordnung, ja am Neubau des zerrütteten Staats arbeiteten. Scharf überwachte er alle Beamten, besonders die der Finanzen, und trat allen Betrügereien bezüglich der öffentlichen Gelder, so wie allen Räubereien am Eigentum der Privaten mit Strenge entgegen ꝛc. Mit starker Hand führte er das Regiment und doch mit Milde. Durch schonende Behandlung wußte er sich die meisten seiner Gegner, selbst viele Jakobiner und Royalisten, zu versöhnen. Die Aufständischen im Westen unterwarfen sich. Die Emigrierten konnten ins Vaterland zurückkehren. — Auch gegen das Ausland zeigte er sich zunächst mäßig, da ihm vor allem daran lag, sich in Frankreich recht festzusetzen. „Er wolle Frieden mit allen Mächten! Er wolle der beunruhigten Welt dies edle Gut zurückgeben!“

Allein Österreich stand noch im Vorteil gegen Frankreich, und England traute dem Antrage nicht. Beide lehnten den Frieden ab, daher er gewaltig rüstete. In Italien stand die französische Sache äußerst schlecht. Massena war vom General Ott in Genua eingeschlossen und durch Belagerung, Hunger und Seuche hart bedrängt. Melas, jetzt österreichischer Oberfeldherr, wollte schon über die Seealpen in Frankreich eindringen. Nach dem Lande der Lorbeeren, wo er sie schon so reichlich gepflückt, wandte sich Bonaparte selbst. Mit ausgezeichnetem Geschicke stieg er im Mai 1800 über den großen Bernhard nach Piemont hinab und operierte nun im Rücken der Österreicher, überzog mächtig die Lombardei. Mailand wird eingenommen, 2. Juni, und wieder als „Hauptstadt der Cisalpinischen Republik“ bezeichnet. Die ausgehungerte, sieche Besatzung Genuas mußte sich zwar an die Österreicher ergeben, 4. Juni, und darauf gelang es dem Ott, sich mit Melas zu vereinigen; allein am 14. Juni erfolgte die berühmte Schlacht von Marengo, welche den italienischen Feldzug entschied.

Die Österreicher fochten überaus tapfer; Ott warf alles vor sich nieder, selbst die Konsulargarde. Bonaparte, der seine Truppen zu sehr zersplittert hatte, muß trotz äußerster Anstrengung weichen. Der Sieger Melas aber läßt die Verfolgung durch Zach sorglos betreiben. Da erscheint gegen 5 Uhr der französische General Desaix mit einer frischen Division auf dem Schlachtfelde, er selbst fast nur um zu sterben; aber Kellermann mit seinen Dragonern durchbricht Zachs Flanke und nimmt ihn gefangen. Die Österreicher werden so sehr mitgenommen, daß alle fliehen und der entmutigte Melas sich zu einem Vertrage versteht, gegen Gewährung unbelästigten Abzugs hinter den Mincio zurückzukehren. Bonaparte ließ in Mailand ein Tedeum für den glorreichen Sieg anstimmen, an dem er doch wenig Anteil hatte. Italien fällt in französische Gewalt zurück; triumphierend kehrt er heim.

Nicht jedermann jubelte. Er hatte doch noch bittere Feinde. Es geschah sogar am 24. Dez., daß er vermittelst einer Höllenmaschine aus der Welt geschafft werden sollte. Als er zur Oper fuhr, harrte sein in einer engen Gasse auf einem Karren ein Pulverfaß mit glimmender Lunte daran. Aber sein angetrunkener Kutscher fuhr zu rasch und die Explosion erfolgte zu spät;

Karren, Pferd und viele Menschen wurden vernichtet und die nächsten Häuser zertrümmert, er war um die Ecke herum. Er sollte noch nicht sterben, sollte erst eine Geißel für Europa sein. Man sagte, das Attentat rühre von Jakobinern her, und bestrafte 113 Terroristen mit Deportation; es waren aber Royalisten, die die Mörder gedungen hatten, wie die Polizei wohl wußte.

Während Bonaparte in Italien, kämpfte Moreau in Deutschland und gleichfalls sehr glücklich; denn diesmal stand ihm nicht der tapfere Erzherzog entgegen, welcher sich mit den Hofkriegsratsperücken in Wien überworfen hatte. Marschall Kray, ungeschickter als vordem, ließ sich von ihm in mehreren Treffen, bei Stockach, Mößkirch, Biberach ꝛc. zurückwerfen, und als derselbe darum den Oberbefehl an den 16jährigen Erzherzog Johann hatte abtreten müssen, brachte Moreau dem guten Jüngling, oder seinem Rat, General Lauer, der sich in den Wäldern von Hohenlinden verwickelt hatte, 3. Dez. 1800 eine schreckliche Niederlage bei. Jetzt baten die Wiener den Helden Karl inständig um Wiederübernahme des Kommandos. Die Augen gingen ihm über, als er die Trümmer des herrlichen Heeres sah. Damit ließ sich nichts ausrichten; es blieb nur übrig, Friede zu suchen.



Fig. 355. Alexander I. (Nach dem Stich von Audouin.)

Der Friede von Lüneville wurde 9. Febr. 1801 abgeschlossen. Österreich trat Italien bis auf Venetien ab und bestätigte den Franzosen Belgien und das linke Rheinufer. Das zu Rastatt unvollendet gebliebene Geschäft der Entschädigung der dort verlierenden deutschen Fürsten sollte demnächst wieder aufgenommen werden. — Bonaparte schloß sofort mit Neapel Frieden. Mit Rußland gelangs ihm sogar auf freundschaftlichen Fuß zu kommen, ja er regte es zu einem Bund der Neutralen gegen Englands Seeherrschaft an, 16. Dez. 1800, welcher England veranlaßte, alle russischen und skandinavischen Kauffahrer in Beschlag zu nehmen. Aber Kaiser Paul, unter dessen Zornausbrüchen, ja wirklichem Wahnsinn, die Großen und selbst die Glieder seiner Familie unsäglich leiden mußten, ward von Verschworenen, an deren Spitze der Polizeiminister Graf Pahlen, Fürst Subow und Bennigsen standen, 23. März 1801 in seinem Schlafgemach überfallen und, weil er seine Entthronung nicht unterschreiben wollte, erdrosselt. Darnach riefen sie seinen milden Sohn, Alexander, der die Mörder schonen mußte, zum Kaiser aus. Auch ihm näherte sich Bonaparte aufs verbindlichste; 17. Juni 1801 unterzeichnete er den Frieden mit England, dessen Seetyrannei er unbedingt anerkannte, 8. Okt. den Frieden mit Frankreich.

Nur England sträubte sich noch. Der Kriegsstand brachte ihm allerhand Nutzen, namentlich auch den, andere Seemächte schwächen zu können. So hatte es, weil die skandinavischen Mächte mit Rußland und Preußen sich gegen die britische Seemacht aufließen, 2. April 1801 die stattliche Flotte Dänemarks im Hafen von Kopenhagen angefallen und zusammengeschossen. Mit Irland war es 1. Jan. 1801 in eine Union getreten. Weil jedoch Georg III. die Emanzipation der Katholiken nicht zugestehen wollte, trat Pitt zurück und ein neues Ministerium schloß endlich mit Frankreich, Spanien und Batavien einen sehr nachgiebigen, ja kopflosen Frieden, 1. Okt. 1801. Mit der Türkei und Portugal ward die alte Freundschaft wieder hergestellt. Und so ward die Welt beruhigt, nur nicht auf zu lange.

Im Innern faßte Bonaparte zunächst die Religion ins Auge, vornehmlich als Mittel zur Befestigung seiner Herrschaft. Er wußte so gut als Robespierre, daß man ohne Religion das Volk nicht zügeln könne; wußte auch, was jenem entging, daß die bloße Vernunftreligion hiezu nicht ausreichte. Darum war er eifrig bemüht, dem von den gebildeten Klassen fast aufgegebenen Katholicismus wieder allgemeine Teilnahme zuzuwenden. Es gab in Frankreich 15 000 verehelichte konstitutionelle Priester, die eben auf einem Konzil in Paris den Gottesdienst reformieren wollten. Umsonst! Er schloß, 15. Juli 1801, mit Pius VII. ein Konkordat, welches von großer Nachgiebigkeit des Papstes zeugte.

Die römisch-katholische Religion ward darin nicht als Staatsreligion, sondern nur als die „Religion der Mehrheit der Franzosen" bezeichnet, so daß den Protestanten daneben gleiche Rechte gewährt werden konnten. Die päpstlichen Verordnungen wurden dem Placet der Regierung unterworfen, die eingezogenen Kirchengüter nicht zurückerstattet, sondern nur den Geistlichen und den vom Konsul ernannten Bischöfen genügende Besoldungen vom Staate zugesichert. Die Sonntagsfeier wurde im ganzen Lande wieder hergestellt; etwas später mußte auch der republikanische Kalender dem christlichen weichen. Die Franzosen waren schnell in „Gläubige" zurückverwandelt, die zu großen Haufen in die Messe liefen. Der Papst aber ließ ihnen durch seinen Nuntius „Ablaß für alle Sünden der Revolutionsjahre" verkündigen! Immerhin begann jetzt die armgewordene Kirche sich neu zu kräftigen.

Hierauf reinigte Bonaparte die drei Staatskörper von allen ihm nicht gefälligen Subjekten und ersetzte diese mit ergebungsvolleren. Darnach beantragte der Senat, daß man ihm zum Lohn seiner Verdienste das Konsulat verlängere, und durch allseitige Zustimmung ward Bonaparte, 20. Juni 1802, zum lebenslänglichen Konsul erklärt. Da auch die Verfassung entsprechend geändert wurde, fehlt ihm zum Monarchen nichts mehr als der Titel. Er erscheint auch schon ganz als erhabener Herrscher, wurde 25. Jan. 1802 Präsident der italienischen Republik.

In den Tuilerien residiert er, umschirmt von einer Konsulargarde (8000 Mann); ein prunkender Hofstaat umgiebt ihn; er erteilt Audienzen, wo man sich tief vor ihm neigt; hält Hofzirkel, wo man ihn in tiefster Ehrfurcht umstarrt. Er gründet den Orden der Ehrenlegion für Civil- und Militärverdienste. Bei Festen, wenn er den scharlachroten Sammettalar mit Goldstickereien trägt und die weißatlassene goldgestickte Weste, goldbesetzte Kniegürtel, Goldschnallen auf den Schuhen, Brabanterspitzen an Brust und Händen, den zierlichen Degen an der Seite und den feinen Dreiecker unterm Arm, da prangt er wie ein Höchster auf Erden. Frankreich hieß noch eine Republik, aber von Freiheit war wenig mehr zu bemerken. Gleichheit freilich herrschte so weit, daß jedem Talent der Zugang zu den höchsten Stellungen eröffnet war, daß es kein Geburtsvorrecht, kein Privileg noch Monopol mehr gab. Den Franzosen genügte das; hatten sie doch einträgliche Ämter, Ruhm, Schutz und mancherlei Wohlthat, so konnten sie die Unruhe der politischen Arbeit ihrem Herrscher überlassen. Bemerke auch, daß sich Bonaparte jetzt Napoleon unterschrieb, welcher Name einen heiligen Klang bekommen hat, seit er vom Papste unter die Kalenderheiligen gesetzt ist!

Indessen fuhr Napoleon eifrigst in Friedenswerken fort. Großartig unterstützte er die Gewerbe, baute Kanäle und Straßen, sorgte für Künste und Wissenschaften:

ordnete die Verwaltung ins Einzelste. Er gab ein Gesetzbuch (Code Napoleon) heraus, dessen Einfachheit und Bestimmtheit hoch gerühmt wird.

Das völlig verkommene Schulwesen ordnete er neu in Verbindung mit „der Universität Frankreichs". Nach allen Seiten hin wurde die Nation aus dem Morast gezogen, darein sie der Revolutionstraum geworfen hatte, und ihrer Anlage gemäß frisch aufgebaut.

Allein nach außen verließ der Gewaltherrische bald die Mäßigung, die er sich auferlegt hatte. Er sandte 1801 seinen Schwager Leclerc nach Westindien, um das abgefallene Haiti wieder zu erobern. Er zog, 1802, Piemont ohne weiteres zum französischen Reiche. Er drang 1803 der in innern Krieg verwickelten Schweiz eine Verfassung der 19 Kantone auf, nahm sie unter seine Überwachung und verpflichtete sie zu einem Kriegskontingent von 18000 Mann. Ganz souverän handelte er auch nach Deutschland herein, in der schwebenden Entschädigungssache (S. 774), welche unter seiner Leitung zum Abschluß kam. O wie ging es dabei wieder so schmachvoll für unser Vaterland her! Denn es saß wohl ein Reichstagsausschuß über der Angelegenheit, aber er brachte nichts zu stande; so wurde alles in Paris ausgemacht, unter russischer Vermittlung, und da umkrochen die Gesandten aller deutschen Staaten und Stätlein den Konsul um Huld und Gunst, zu geben, zu schonen. Die Dreiteilung Deutschlands war das angestrebte Ziel: im Südwesten sollte eine sich an Frankreich lehnende Staatengruppe entstehen. Endlich, 25. Febr. 1803, erschien der alles regelnde Reichsdeputationshauptschluß.

Die reichsunmittelbaren Bistümer und Abteien wurden alle säkularisiert, d. h. weltlich gemacht, nämlich Land und Leute weltlichen Herren zugewiesen; nur der Erzbischof von Mainz, Karl von Dalberg, bekam samt dem Titel „Fürstprimas" ein weltliches Gebiet diesseits mit der Residenz in Regensburg. So wurden auch die freien Reichsstädte alle mit Ausnahme von Frankfurt a. M., Hamburg, Bremen, Lübeck, Nürnberg und Augsburg, der Botmäßigkeit weltlicher Fürsten unterworfen. Im Nähern erhielt Österreich die Bistümer Brixen und Trident, nicht viel; Preußen die Bistümer Hildesheim, Paderborn, Münster, die Reichsstädte Goslar, Nordhausen, Mühlhausen u. a., ziemlich viel; Bayern die Bistümer Würzburg, Bamberg, Augsburg und 19 Reichsstädte, sehr viel; fast am meisten aber die von Rußland geschützten neuen „Kurfürstentümer" Württemberg und Baden. Also wurde mit den Gebieten des deutschen Reichs geschaltet! Kaiser Franz II. als Hüter desselben drückte dabei die Hände vor beide Augen und blinzelte nur durch die Finger nach Stücken fremden Eigentums zu seinen Hausgütern, erlangte aber viel weniger, als er erstrebte. Der Papst aber mußte die geschehene Säkularisation gutheißen, und er that's, ohne zu bedenken, daß er damit eine künftige Einziehung seines Kirchenstaates im voraus billige.

Über die große That des Reichsdeputationshauptschlusses, wo ein fremder Konsul das Reich zerrissen und die Stücke beliebig verteilt hatte, wurden unter Glockenklang und Musikschall Dank- und Freudenfeste gefeiert. Zeigte sich aber auch das Gefühl für des gemeinsamen Vaterlands Ehre und der Sinn für Gerechtigkeit erstorben, so hatte die Sache doch auch eine helle Seite: die leidige Kleinstaaterei verminderte sich, der gesunde Blutumlauf wurde vielfach gefördert und „die Nester des Aberglaubens und Spießbürgertums" wurden ausgestöbert.

Insonderheit ist hinsichtlich der eingezogenen geistlichen Herrschaften eine höhere Hand nicht zu verkennen; Geistlichen gebührt kein weltlich Regiment. Die Fürsten hatten aber in dieser Weise der Revolution den Weg nach Deutschland gebahnt und fuhren fort nach ihren Grundsätzen zu schalten, indem sie sich nun die Reichsritterschaften unterwarfen und allerlei Rechte ohne Scheu verletzten. So wurde das deutsche Volk aus seinem Schlafe geweckt.

§ 2. Der Kaiser Napoleon.

Die Engländer waren mit dem Frieden, der ihr Handelsmonopol aufhob, unzufrieden, und da Frankreich Italien und die Schweiz sich immer mehr unterwarf, gaben sie Malta nicht heraus. Der Krieg brach also 17. Mai 1803 los. Gleich nahm

England wieder die erst geräumten französischen Kolonieen weg: Napoleon bemächtigte sich dagegen des unverteidigten Kurfürstentums Hannover, wobei das deutsche Reich sich nicht rührte. Den hannöverschen Truppen war befohlen zu weichen: ungern gehorchten sie und lieferten, 5. Juli, die Waffen den Franzosen aus, die nun das Land aussogen. Durch Sperrung der Weser und Elbe ward Preußens Handel tief geschädigt.

Von England begab sich eine Anzahl französischer Emigranten nach Paris, um den Verhaßten zu ermorden. Längst aber hatte der scharfäugige Polizeiminister Fouché das Komplott entdeckt; die Thore von Paris werden unversehens geschlossen, die Verschworenen aufgesucht, eingekerkert, hingerichtet.



Fig. 356. Napoleon I. im Kaiserornat.

Napoleon hatte den Verhören entnommen, daß ein bourbonischer Prinz auf den Thron Frankreichs erhoben werden sollte. Er geriet auf die falsche Meinung, das sei der junge Herzog von Enghien, ein begabter und liebenswürdiger Condé, welcher sich zu Ettenheim in Baden aufhielt. Sogleich sandte er 300 Dragoner über den Rhein, ließ den Herzog nächtlicherweile aufheben, nach Vincennes bringen und daselbst erschießen, 21. März 1804, obwohl derselbe seine Unschuld beteuerte. Diese schwarze That rief in Europa tiefe Entrüstung hervor; nur die Jakobiner jubelten: jetzt gehört er zu uns. Rußland ermahnte den deutschen Reichstag, gegen die Verletzung seines Gebietes aufzutreten; aber der rührte weder Hand noch Fuß. Den Pichegru ließ Napoleon im Kerker wie durch Selbstmord sterben, den Moreau verbannen.

Nun that Napoleon rasch den letzten Schritt: auf sein Eingeben ergeht vom Senat die Bitte an ihn, er möge die Ruhe Frankreichs völlig sichern und „die Republik

in ein erbliches Kaisertum verwandeln". Huldreich gewährte er sie und ließ sich 20. Mai 1804 als **Napoleon I. Kaiser der Franzosen** feierlich ausrufen. $3^1/_2$ Mill. Bürger jubelten ihm zu! So war das Trauerspiel der Revolution ausgegangen in ein absolutes Kaisertum! Der Kaiser bekam alle Krongüter des Königshauses und jährlich 25 Mill. Frks. Seine Geschwister wurden Prinzen und Prinzessinnen. Seine Person umzog er mit kaiserlicher Herrlichkeit.

Er machte 6 Großwürdenträger mit Fürstenrang: Erzkanzler, Erzkämmerer 2c., weiter Großkammerherrn, Großjägermeister, Großceremonienmeister 2c., dazu 16 oder 20 Marschälle des Kriegs. Das Ceremoniell für den Hofstaat wurde aufs genauste bestimmt, und es ging steifer und knechtischer an seinem Hofe her als an irgend einem andern. (Bald stellte er alles Titelwesen des alten Frankreichs wieder her, daß es wimmelte von Herzogen, Grafen, Baronen, Rittern; man muß doch allen die Hoffnung geben, empor zu kommen.) Der Kluge begehrte auch die Weihe der Kirche. Auf seine schmeichelhafte Einladung kam **Pius VII.** nach Paris, unter der ihm zugesagten Bedingung, daß **er** dem Kaiser die Krone aufsetze. Nachdem er diesen erst zur kirchlichen Trauung genötigt hatte, wurde am 2. Dez. die Feierlichkeit in der Kathedrale mit erstaunlichem Prunk vollzogen. Zuerst salbte der Papst den Kaiser und seine Gemahlin. Als er ihm aber die Krone aufsetzen wollte, nahm sie Napoleon rasch aus seiner Hand und setzte sie sich **selbst** auf, ebenso seiner Gemahlin. Der Papst war verblüfft, wurde auch sonst gedemütigt und kehrte verstimmt heim.

Die Mächte, mit Ausnahme von England, Rußland und Schweden, erkannten alsbald den neuen Monarchen an. Besonders bereitwillig that es Franz II., welcher nun sich selbst zum „**Kaiser von Österreich**" beförderte. — Am 26. Mai 1805 nahm Napoleon zu **Mailand** unter unsäglichem Prunk auch die so lange von deutschen Kaisern getragene eiserne Krone auf sein Haupt, wobei er sprach: „Gott hat sie mir gegeben; wehe dem, der sie antastet!" Damit machte er der von ihm selbst geschaffenen italienischen Republik ein Ende. Zu diesem neuen **Königreich Italien**, über das er seinen Stiefsohn **Eugen Beauharnais** als Vizekönig setzte, schlug er noch Guastalla, dagegen die Ligurische Republik zu Frankreich, nachdem er 18. März feierlich erklärt hatte, keine neue Provinz werde dem Staat einverleibt werden. Seiner Schwester schenkte er Lucca. Er that, was er wollte.

Alles fürchtete den Übermächtigen; nur **England** unter Pitt trotzte ihm und gegen dieses Meerumschirmte konnte er nichts ausrichten. Zwar wollte er jetzt durchaus die gedrohte Landung bewerkstelligen; hatte er doch schon in allen seinen und Spaniens Häfen Schiffe bauen lassen, ein Landungsheer hinzubringen.

Ein Heer von 147 000 Mann stand bei **Boulogne** gesammelt und schlagfertig. Napoleon hatte sich da am Strande einen Thron herstellen lassen; von ihm sah er hinüber zum nahen Albion und auf seine im Einschiffen sich übenden Truppen. „Nur 12 Stunden frei und England hat gelebt!" Aber englische Schiffe hielten überall Wache, daß seine Fahrzeuge nicht auslaufen konnten; 2300 derselben standen ihm zu Gebote und doch nicht, weil er sie nicht herbeibringen konnte. Da nun sein Admiral nicht den Mut hatte, die Blokade von Brest zu durchbrechen, England aber die kräftigsten Gegenrüstungen machte, mußte er die Landung „aufschieben". Seine kampfbereite Armee war anderswo zu verwenden.

§ 3. Dritte Koalition gegen Frankreich.

Aus dem ganzen Benehmen Napoleons, in Italien und Deutschland, ersah man deutlich, daß er immer weiter zugreifen und seine Herrschaft über Europa hin auszudehnen gewillt war. Dazu hatte die schändliche Ermordung des schuldlosen Enghien mit Abscheu vor ihm erfüllt. So verbanden sich denn 6. Nov. 1804 **Österreich** mit **Rußland** zum Widerstande gegen den Gewaltthätigen. **Preußen** sollte durch Einmarsch der Russen und einen Polenaufstand so bedrängt werden, daß es sich für Napoleon entscheiden müsse, meinte Alexanders Freund, der Pole Czartoryski,

worauf man es zerschlagen wollte. Natürlich hielt der König um so fester an seiner Neutralität. Während nun Österreich noch mit Sammlung einer Armee beschäftigt war, die Russen noch in der Ferne zogen, führte Napoleon rasch sein Boulogner und Hannover Heer von 180 000 Mann nach dem Rheine. Er überschritt ihn 1. Okt., indem er dem Reichstage zu Regensburg sagen ließ, er komme, „um Deutschlands Unabhängigkeit zu schützen". Baden, Württemberg, Bayern wollten wie Preußen neutral bleiben; allein das litt er nicht, sie mußten seine Verbündeten werden und mit ihren Truppen sein Heer verstärken.

Österreich hatte in Deutschland kaum 70 000 Mann; diese führte General Mack 8. Sept. nach Bayern; Erzherzog Karl war nach Italien beordert worden, um dort mit Macht aufzutreten. Ohne die Russen abzuwarten, drang Mack bis Ulm vor, um hier den Kaiser zu empfangen; bald aber merkte der Thor an den Massen sich heranwälzender Feinde die Eitelkeit seiner Hoffnung.

Noch konnte Mack sich durch Rückzug sichern; doch unbegreiflich blind blieb er in Ulm und ließ sich von den Franzosen umkreisen. Seine zerstreut stehenden Korps wurden nach einander geschlagen, bei Donauwörth, Wertingen, Günzburg, Memmingen, Elchingen. Noch konnte er mit dem Hauptkorps entrinnen; aber er hatte den Kopf verloren, er blieb. Endlich riß sich Erzherzog Ferdinand mit etwas Reiterei von ihm los und schlug sich nach Böhmen durch! Mack, wie versteinert durch die Nähe Napoleons, blieb in seinem Ulm. Letzterer umzingelte ihn jetzt und zwang ihn, 17. Okt., zur Kapitulation. Am 20. mußten die armen Österreicher, noch 25 397 Mann, paarweise an Napoleon vorüberziehen, die Waffen vor ihm niederlegen und in die Gefangenschaft wandern; den Mack aber ließ er heim.

Im raschen Siegeslaufe drangen die Franzosen nach Österreich vor. Dorthin zogen sich denn die österreichischen Streitkräfte auch aus Italien. Immerhin waren sie zu schwach gegen den riesigen Feind, doch standen jetzt 32 000 Russen unter Kutusow am Inn, und wenn schnell noch Preußen zur Koalition getreten wäre, hätte derselbe wohl bewältigt werden können. Preußen war von den Franzosen durch Verletzung seines neutralen fränkischen Gebietes (Ansbach), das sie eigenmächtig durchzogen hatten, gekränkt worden, daher der König jetzt auch den Russen Durchmarsch gestattete. Und nun besuchte noch der russische Kaiser den König persönlich, 25. Okt., um ihn für die gemeinsame Sache zu gewinnen. Dieser übernahm 3. Nov. in einem Vertrag mit beiden Kaisern eine bewaffnete Vermittlung, worauf beide Monarchen über dem Sarge Friedrichs II. sich Freundschaft gelobten. Napoleon marschierte um so frischer vorwärts, nahm 13. Nov. das verlassene Wien ohne Schwertschlag und wendete sich nach Mähren, wo 15 000 Österreicher mit 65 000 Russen sich vereinigt hatten. — Am 2. Dez. 1805, dem Jahrestage seiner Krönung, begann Napoleon die Schlacht von Austerlitz, zu welcher die Sonne blutrot aufging. Sie heißt „die Dreikaiserschlacht", weil auch Franz und Alexander zugegen waren.

Kutusow wollte zögern, bis Erzherzog Karl seine 80 000 herbeigebracht hätte. Auch rückten ja 24 000 Preußen heran, die bis zum 15. Dezbr. miteingreifen wollten, aber der Zar hoffte auch ohne diese zu siegen. Während eine russische Abteilung, welche den Feind umgehen wollte, im Sumpfe stecken blieb, stürmte Napoleon gegen das Centrum der Verbündeten, durchbrach es und besiegte sie darauf rechts und links. Sie verloren an Toten 2c. 27 000 Mann und 138 Kanonen.

Gebeugt bot Franz, trotzdem daß Preußen nun losschlagen wollte, die Hand zum Frieden. Haugwitz aber, Preußens Minister, von seinem König bedeutet, wenn irgend möglich, den Frieden zu sichern, fügte sich dem Sieger, der nun 15. Dez. ein Schutz- und Trutzbündnis mit Preußen oder Krieg verlangte, und Österreich im Preßburger Frieden, 26. Dez., hart mitnahm. Es trat Venedig an Italien ab, Tirol und Passau an Bayern (wogegen es nur Salzburg von einem Dritten bekam). Rußland zog sich einfach zurück. Bayern erlangte 400 Quadratmeilen Zuwachs, Württemberg und Baden auch einige Gebietserweiterung auf des Dritten Kosten;

denn Napoleon belohnt seine Bundesgenossen. Ja großartig thut er es; 1. Jan. 1806 erhebt er Bayern und Württemberg zu Königreichen, Baden zu einem Großherzogtum. Billig beehrt der Senat den Heimkehrenden mit dem Titel „der Große". Und 2. Jan. kündigt seine Zeitung an, daß es in Europa nur eine Vormacht geben dürfe, die alles zusammenhalte.

In etwas sollte doch seine Siegesfreude gedämpft sein. Am Tag nach Ulms Fall, 21. Okt., war die große Seeschlacht auf der Höhe von Trafalgar (unsern Kadiz) erfolgt. Da traf Nelson mit einer spanisch-französischen Flotte zusammen. Er hatte nur 27 Schiffe gegen 34, und bohrte sich mit ihnen mitten in die feindlichen hinein. Die Schiffe lagen so dicht aneinander, daß sich die Kanonenmündungen fast berührten; das englische Geschütz wirkte entsetzlich.

Aber aus dem Mastkorbe des französischen Admiralsschiffes fällt ein wohlgezielter Flintenschuß auf Nelson, welcher im vollen Admiralsschmucke auf dem seinen kommandiert. Er sinkt und wird hinabgetragen. Die Engländer kämpfen unentmutigt fort und erringen den vollständigsten Sieg. Als dieser Nelson verkündigt wird, spricht er: „Jetzt sterbe ich ruhig, denn Gott sei Dank, ich habe meine Pflicht gethan." So starb der große Seeheld, der vor jeder Schlacht betete. Die feindliche Flotte war vernichtet. Achtzehn Schiffe hatten die Engländer erobert, darunter die Santissima Trinidad, einen Vierdecker mit 130 Kanonen. Auch hatten sie den Admiral Villeneuve gefangen, der sich nachher verzweifelnd entleibte. Zwar starb nun, 29. Jan. 1806, der große Minister Pitt, die Seele des Widerstandes gegen Napoleon, aber das englische Volk war schon so von seinem Geiste getränkt, daß auch schwächere Nachfolger seine Politik nicht wesentlich ändern konnten.

§ 4. Untergang des Deutschen Reichs.

Aus dem Lustschlosse Schönbrunn hatte Napoleon am Tag nach dem Preßburger Frieden verkündigt: „Die Dynastie Bourbon in Neapel hat aufgehört zu regieren!" Er hatte die energische Königin gereizt, bis sie sich der Koalition anschloß. Jetzt flogen seine Adler dahin und die königliche Familie entfloh. Am 1. April 1806 ernannte er seinen Bruder Joseph zum „Könige beider Sizilien". — Er fuhr fort und verwandelte die batavische Republik in ein Königreich, das er seinem Bruder Ludwig verlieh, obschon er erst im Preßburger Frieden noch die Selbständigkeit dieses Staates verbürgt hatte. Bei ihm galt kein Recht und sein eigenes Wort von gestern nicht. Dem Bruder gab er Holland nur in der Hoffnung, es bald in Frankreich einzuverleiben, und hieß die Holländer zwischen einem König und der Annexion wählen. Am 5. Juni kamen diese und baten, und der König ward ihnen geschenkt. — Es war nunmehr ein Hauptgeschäft von ihm, seine Brüder, Verwandte und Günstlinge zu Fürsten zu erheben. Schwager Murat erhielt Berg und Cleve; seinen Stiefsohn Eugen (Beauharnais) verheiratete er mit einer bayrischen Prinzessin, eine Nichte an den badischen Erbprinzen.

Endlich wurde, 12. Juli 1806, der traurige Rheinbund gestiftet. An ihm nahmen 16 deutsche Fürsten Teil, die von Bayern, Württemberg, Baden, Hessen-Darmstadt, Berg, Arenberg, 2 Hohenzollern, 2 Nassau, 2 Salm, Liechtenstein, Isenburg, Leyen und der Fürstprimas. Diese sagten sich von jedem andern Bundesverhältnis und namentlich vom deutschen Reichsverbande los. Sie empfingen „volle Souveränität" im Innern ihrer Staaten, erkannten aber den Napoleon als „Protektor des Bundes" für ihr Haupt. Er beschloß über Krieg und Frieden, sie mußten ihm ihre Truppen stellen.

Zum Sitze des Bundestags, der nie zu stande kam, wurde Frankfurt a. M. ersehen und den Vorsitz sollte der Fürstprimas führen, welcher von Regensburg in diese Stadt zog. Alle innerhalb des Rheinbundsgebietes befindlichen reichsunmittelbaren Fürsten und Herren wurden mediatisiert, d. h. an Rheinbundsfürsten untergeben.

Das Deutsche Reich war damit thatsächlich aufgelöst; 1. Aug. erklärte Napoleon ausdrücklich, „er erkenne es nicht mehr an". Kaiser Franz legte daher schon 6. Aug.

die deutsche Krone nieder, sich hinfort begnügend mit seinem Kaisertum Österreich. So war das heilige römische Reich nach tausendjährigem Bestand in's Grab gesunken!

Es konnte nicht anders kommen, denn es war immer altersschwacher und elender geworden; die kaiserlichen Einkünfte waren auf 13 000 fl. gesunken und man hatte längst mit Goethe gefragt: Das liebe heilge römische Reich, wie hält's nur noch zusammen! Aber doch regte sich eine Wehmut bei seinem Hinabsinken im Herzen manches Deutschen und ein Zorn gegen den Fremdherrn, der ihm den letzten Stoß gegeben, auch wohl die Frage, woher sein Kaiser das Recht habe, es so im Stiche zu lassen. — Es war eine greuliche Gewaltherrschaft! Der Buchhändler Palm in Nürnberg spedierte eine Flugschrift, welche über „Deutschlands tiefe Erniedrigung" klagte und das alte Freiheitsgefühl in Deutschen zu wecken suchte. Dieser Palm wird in seiner deutschen Heimat von französischen Gensdarmen verhaftet, vor ein französisches Kriegsgericht zu Braunau gestellt und, weil er edelgesinnt den Verfasser (Yelin) nicht angeben will, 26. August erschossen. Ein patriotischer Buchhändler, Perthes, stellte sogleich eine Sammlung für Witwe und Kinder des Gemordeten an, damit, wer beisteure, sich als Feind der Mörder fühlen lerne.

§ 5. Preußens Erniedrigung.

Vorerst sollte das träge Deutschland noch tiefer sinken. In 10jährigem Frieden hatte Norddeutschland viel gedacht, gedichtet und geschrieben, aber seit, Juni 1803, die Franzosen an die Elbe vorgedrungen waren, herrschte eine düstere Stimmung; es handelte sich um die Wahl zwischen schimpflichem Frieden und gefährlichem Wagen. Friedrich Wilhelm III. hatte den Vertrag vom 15. Dez. nicht völlig genehmigt, daher Napoleon 15. Febr. 1806 ihm einen schärferen aufdrang, der zum Krieg mit England und Rußland nötigte. Er hatte Hannover für seine fränkischen Fürstentümer, Cleve und Neuchatel, angenommen; darob höhnte man ihn im Parlament als den „größten Räuber aus Furcht", und die Engländer nahmen 100 preußische Schiffe weg. Dazu war das preußische Militär voll Verdruß, bei dem Umsichgreifen des frechen Korsen thatlos zusehen zu müssen, und meinte, die Nachkommen der Helden des großen Fritz würden gewißlich mit ihm fertig werden. Sie übersahen, daß der militärische Staat ein exerzierender und schreibender geworden war. Der behutsame König aber wurde von Napoleon schnöde behandelt. Derselbe nahm ihm ohne weiteres die Festung Wesel weg, bot auch 16. Juni das ihm überlassene Hannover den Engländern zurück, wenn sie mit Frankreich Friede machen wollten, und höhnte ihn auf mannigfache Weise. Da drängte den Entrüsteten alles zum Kriege; auch seine edle Gemahlin, die mecklenburgische Luise. Die Armee wurde 11. August mobilisiert. Der König verständigte sich notdürftig mit Rußland. Auch hielten der sächsische Kurfürst und ein paar kleinere Fürsten zum Bunde.

Preußens Offiziere konnten den Kampf nicht erwarten, während Rußland durch Napoleon in einen Türkenkrieg verwickelt war und der König noch immer zögerte. Sie redeten von Roßbach (S. 688) und prahlten: „Man brauche die russische Hilfe nicht abzuwarten, man sei allein Manns genug! Preußens Ehre erheische, daß man den Sieg allein erkämpfe." Mit solchen Reden rückten sie (Okt.) bis zum Thüringer Wald vor; da machten sie Halt und warteten auf die Franzosen. Zornfreudig eilte Napoleon nach Deutschland, wo er noch 100 000 Mann stehen hatte, die er schnell vermehrte und zu denen er die Truppen des Rheinbundes stoßen ließ. Dieser leistete seinem Aufgebot schleunigste Folge, und der König von Württemberg sprach in seinem Aufruf „vom Kampf für die Ehre, den Ruhm und die Sicherheit des Vaterlands!"

Die Preußen standen im Weimar'schen und machten Front nach West und Süd; denn daher müssen ja die Franzosen kommen. Aber Napoleon nahm einen andern Weg, über Hof, und erschien plötzlich von Südost her in ihrem Rücken. Darüber gerieten sie in eine merkliche Verwirrung. Es verhielt sich auch sonst gar ungleich zwischen beiden Parteien; einem Napoleon gegenüber Ferdinand von Braunschweig, ein schwach gewordener Greis, gelähmt durch die Anwesenheit des Königs; die Franzosen schlachtengeübt, Preußens adelige Offiziere mehr hochmütig als hoch-

mutig, und die Gemeinen durch schlechte Verpflegung herabgedrückt; und nun jene 200 000 Mann, diese nur 110 000 stark; fürwahr, ein halbhelles Auge konnte voraussehen, wer den Kürzern ziehen müßte. Aber an das Erbärmliche, was folgte, dachte niemand.

Als Napoleon die getrennte Stellung der Feinde wahrnahm, sprach er: „Die Preußen sind noch dummer als die Österreicher". Nachdem er 10. Okt. bei Saalfeld die Vorhut unter dem wilden Prinzen Louis Ferdinand vernichtet, erfolgte die traurige Doppelschlacht von Jena und Auerstädt, 14. Okt. 1806. Dort stand der Fürst von Hohenlohe mit 50 000; über diesen fiel Napoleon selbst her, in der Morgenfrühe. Seine Kanonen donnerten den Hohenlohe aus dem Bett heraus, und bis Mittag war die Hauptsache geschehen, sein Heer auf der Flucht nach Weimar. Bei Auerstädt stand der alte Braunschweig mit 58 000; er wurde von Marschall Davout mit geringeren Kräften angegriffen. Gleich anfangs nahm ihm eine Kugel beide Augen, er wurde bewußtlos fortgetragen. Wohl kämpften hier die Preußen, unter den Augen des Königspaares, noch geraume Zeit tapfer fort; aber es ging nicht zusammen, weil der Feldherr seinen Plan niemand mitgeteilt hatte. Man wich, ohne daß alle ins Feuer gekommen wären.

Da sich das Hauptheer auf Hohenlohe zurückzog, von dessen Niederlage nichts verlautet war, geriet man unter die von Jena zurückflutenden, zersprengten Massen, da wurde der Rückzug zur Auflösung.

Furchtbar war die allgemeine Bestürzung bei den Preußen, jämmerlich und unglaublich nun aber der Kleinmut und die Kopflosigkeit der Befehlshaber. Zwei Tage nach der Schlacht erschien Murat vor dem festen Erfurt; Möllendorf, von Auerstädt verwundet dahin geflohen, übergab es ohne Verteidigung mit 14 000 Mann. Die Reserve von 17 000 Mann stand unter Prinz Eugen von Württemberg bei Halle; sie blieb sinnlos stehen, bis 17. Okt. die Franzosen kamen, auch sie zu Grund zu richten. Die Siegesmutigen stürmten vorwärts; die Festung Spandau machte die Thore nicht vor ihnen zu. Bei Prenzlau ereilten sie 28. Okt. den flüchtigen Hohenlohe, er lieferte ihnen seinen Rest von 12000 Mann ohne Schwertstreich aus. Die starken und wohlversorgten Festungen Stettin und Küstrin öffneten sich, ohne einen Schuß zu thun, vor schwächern Feinden. Magdeburg, das Hauptbollwerk, ergab sich mit 22000 Mann und 800 Kanonen an Marschall Ney, welcher 10000 Mann davor brachte! Nicht viel rühmlicher bestanden die meisten Festen, vor welche der Feind rückte; nur einige wenige hielten sich, wie Kolberg, durch die Tapferkeit des alten Bürgermeisters Nettelbeck. Auch ein Husarengeneral, welcher bei Auerstädt mitgekämpft, bewährte Mut und Kraft. Es war Gebhardt Lebrecht von Blücher, geb. zu Rostock, eines Rittmeisters Sohn, der schon im siebenjährigen Kriege und dann in den Rheinfeldzügen mitgefochten, ein Sechziger bereits mit schneeweißem Haar, aber jugendfrischer Seele. Blücher rettete sich mit seinen 5000 Reitern und an sich gezogenen Flüchtlingen vor den Verfolgern bis nach Lübeck hinauf und verteidigte sich dort auf's tapferste, bis ihm Pulver und Blei ausgegangen; darauf mußte er sich freilich auch ergeben, 6. Nov. Das unschuldige Lübeck wurde von den Franzosen schauderhaft mißhandelt.

Schon 24. Okt. in Potsdam, wo er den Degen Friedrichs II. zu sich nahm, zog Napoleon, 27. Okt., siegprangend in Berlin ein, während König und Königin nach Königsberg flüchteten. Er wird wenigstens finstere Gesichter zu sehen bekommen? Mit nichten! Die Berliner schreien laut: Vive l'empereur! und Herren standen hinter dem Volk, die riefen: „Schreit um Gotteswillen, sonst sind wir alle verloren!" Emsig trugen alle Bürger ihre Waffen zur Auslieferung herbei; geschäftig zeigte man den Franzosen die versteckten öffentlichen Gelder und Vorräte, so daß sie selbst die Berliner „verräterische Schurken" hießen. Joh. v. Müller (S. 739), der preußische Historiograph, welcher in einer „Posaune des heiligen Krieges" alle Welt zum Kampf gegen den Eroberer aufgerufen hatte, hielt nun eine französische Lobrede auf den Helden der Zeit.

Napoleon staunte. Der Stadt legte er für alle ihre Huldigungen eine Kontribution von $2^{1}/_{2}$ Mill. Thaler auf, wie er denn mit ähnlicher Gunst auch die andern Städte bedachte. Auch ließ er vom Brandenburger Thore „die Siegesgöttin mit dem Viergespann“ herabnehmen und schickte sie nebst vielen eingepackten Kunstschätzen nach Paris. Der ausgewechselte Blücher sah Napoleon und schrieb: „Der verfluchte Kerl war so scharmant, daß ich gar nicht an einen Haß gegen ihn dachte.“

Von Berlin aus ordnete Napoleon 21. Nov., seinem größten Feind zum Torte, die Kontinentalsperre an, etwas ganz Absonderliches, nie Dagewesenes. Er sperrte nämlich das europäische Festland, so weit seine Macht reichte, gegen England so ab, daß er allen Handelsverkehr dahin, ja alle Briefpost verbot.

Keine englischen Waren durften mehr herüber; er ließ auch alle solche Waren, die sich noch bei Kaufleuten vorrätig befanden, aufspüren und öffentlich verbrennen. Wie da Berge von köstlichen Zeugen in Lohe aufgingen und die Frauen schmerzlich, auch grimmig zuschauten! Damit



Fig. 357. Friedrich Wilhelm III. und Luise mit ihren beiden ältesten Söhnen (nachmals Friedrich Wilhelm IV. und Kaiser Wilhelm I.). Nach einer Lithographie vom Jahr 1798.

fügte er den Briten empfindlichen Schaden zu, doch nicht minder den Kaufleuten des Festlandes, welches nun gewisse Artikel, über Frankreich bezogen, viel teurer bezahlen mußten. Der Centner Zucker kostete 1805 50 fl., 1811 aber 350, daher man Rübenzucker fabrizierte und überall Schmuggler aufkamen. Der Krieg war damit ein unendlicher geworden, und was Napoleon als sein schönstes Fündlein betrachtete, trug viel zu seinem Falle bei. Übrigens erfand er Pässe (licences) mit falscher Angabe der Heimat und begünstigte so einen privilegierten Schleichhandel, der neben dem verbotenen florierte.

Mit Sachsen schloß er Friede und ließ dem Kurfürsten sein Land: er und die Herzoge wurden Rheinbündler. Hierauf wendete er sich nach Preußisch-Polen und wiegelte es gegen seine Regierung auf. Wirklich verjagten die Polen alle preußischen Beamten: etliche erschlugen sie. Er entzündete mit seinen Vorspiegelungen die Sehnsucht der Polen nach Wiederherstellung ihres Reiches zu hellen Flammen, ohne daß er sie zu stillen vorhatte. Über Warschau brach er in Altpreußen ein. Doch Rußland, obwohl mit der Türkei im Kriege, hatte auch hier eine Macht entfaltet, von dem beschränkten Bennigsen befehligt. Die Reste der preußischen hatten sich damit vereinigt. Hoch oben bei Eylau lieferte Bennigsen dem Feinde

eine Hauptschlacht, 8. Feb. 1807. Es war ein entsetzliches Ringen, ein mörderisches Würgen; 50000 Menschen lagen abends auf dem blutgetränkten Schnee. Die 13000 Preußen unter Scharnhorst hatten doch Napoleons Berechnungen durchbrochen; immerhin waren beide Teile so erschöpft, daß eine Pause eintreten mußte. Sie schieden auseinander und legten sich in Winterquartiere. Napoleon aber versuchte umsonst, den König von Rußland abzulösen.

Das preußische Regentenpaar war bis nach Memel geflüchtet. Dort weilte es mit gramerfülltem Herzen. Wie dauert uns der edle König; fast noch mehr seine herrliche Luise. Aber dort besucht sie 2. April der russische Kaiser und tröstet sie. Alexander sagte, „sie wollten miteinander fortkämpfen, bis die Gewalt des Usurpators gebrochen und Preußen hergestellt sei" 2c. Noch enger wird ihr Bund geknüpft, während das verblendete England den Russen keine Anleihe gewährte. Im Mai giebt Bennigsen das belagerte Danzig preis, und so standen 14. Juni bei Friedland, unweit Eylau, nur 120000 Russen gegen 160000 Franzosen. Jene bewiesen eine wunderbare Tapferkeit; aber die Übermacht siegte. Jetzt, 11. Juni, ließ sich Alexander zu einem Waffenstillstand herbei, der Preußen ausschloß. Beide Kaiser kamen 25. Juni auf einem Floß im Fluß Niemen zusammen. Napoleon umarmte den Alexander auf's freundlichste und versprach ihm die halbe Welt. Er legte ordentlich ein Liebesseil um ihn herum, ihn von Preußen abzuziehen; und er gewann ihn. In Tilsit wurde der Friede zwischen Frankreich und Rußland festgesetzt, dem sich das hoffnungslose Preußen anschließen mußte.

Dort weilten die drei Monarchen bei einander. Beide Kaiser überboten sich in gegenseitigen Freundschaftsbezeigungen. Der unglückliche Preußenkönig war ernst, aber ruhig und fest. Auf seine Einladung kam auch die Königin nach Tilsit. Napoleon hatte sich schon schmählich über sie ausgelassen; so war's ihr ein saurer Gang, aber sie kam aus Liebe zum Gatten und Volke, um durch ihren Einfluß Preußens Schicksal zu mildern. Napoleon konnte solch ein hehres Wesen wie Luise nicht würdigen; „Magdeburg ist mir mehr wert als 100 Königinnen", warf er ihr in seiner rohen Weise hin. Da stieg sie weinend in ihren Wagen und fuhr von dannen.

Der Tilsiter Friede wurde mit Rußland 7., mit Preußen 9. Juli 1807 abgeschlossen. Preußen verlor sein ganzes Gebiet westwärts der Elbe und seine polnischen Lande, behielt nur $4^1/_2$ Mill. E. Es mußte wohl 600 Mill. Frcs. an die Franzosen zahlen, ohnerachtet sie schon alle seine Kassen geleert und das Land hart ausgepreßt hatten, und bis zu deren Entrichtung seine wichtigsten Festungen als Pfand in ihren Händen lassen. Und „so günstige Friedensbedingungen" gewährte ihm Napoleon nur „aus Rücksicht auf S. Maj. den Kaiser aller Reußen!" Rußland wurde statt gestraft noch bereichert. Napoleon bot den Bezirk Bialystock dem Alexander als ein Freundschaftsgeschenk an, und dieser nahm es dankbar hin, das dem Kampfgenossen entrissene Land! Überhaupt erscheint Alexander noch recht zweideutig.

In Voraussicht, daß dieser nun auch die Ostsee den Briten verschließen werde, nahmen diese durch einen blutigen Handstreich, 6. Sept. 1807, den Dänen ihre ganze Flotte ab. Sie erkannten keine neutrale Flagge mehr an.

Ganz Preußisch-Polen außer Bialystock ward als ein Großherzogtum Warschau dem begnadigten Kurfürsten, jetzt Könige von Sachsen geschenkt; daher auch dessen unbegrenzte Ergebenheit an Napoleon. Die Polen freilich mit ihrer entflammten Hoffnung auf Wiederaufrichtung Polonia's sahen sich getäuscht. „Sie sollten sich nur gedulden, die Zeit brächte noch Rosen!" ward ihnen eingeraunt, und die Thoren hofften fort. — Die Fürsten von Kassel und Braunschweig verloren ihre Lande gänzlich. Diese wurden zu den abgerissenen preußischen Besitzungen links der Elbe geschlagen und daraus ein Königreich Westfalen geschaffen, welches Napoleon seinem Bruder Jerome (Hieronymus) verlieh, der zu Kassel seinen leichtsinnigen Hof aufschlug und so viel Deutsch lernte, daß er sagen konnte: morgen wieder

lustick! Doch wurde er von seinem Bruder streng beherrscht. (Bruder Lucian, welcher doch wesentlich zu seiner Erhöhung beigetragen, blieb allein unbedacht, weil er eine Bürgerliche geheiratet.) Westfalen und Sachsen, die sächsischen Fürsten, Anhalt, Oldenburg ꝛc. traten dem Rheinbunde bei. So ist Napoleon der unbedingt schaltende Gebieter von der Nordsee bis zu den Alpen.

Aber wie tief ist Preußen erniedrigt! Es hat die schönere Hälfte seines Reichs verloren und die andere ist zertreten bis in den Boden hinein. Friedrich II., der Philosoph, hätte unter diesen Verhältnissen nicht mehr leben können; Friedrich Wilhelm III., der Christ, fand einen Halt im Glauben an Den, der die Trübsal zum Segen spendet und den Tiefgebeugten zur rechten Stunde aus dem Staub erhöht. Er nahm einen ergreifenden Abschied von seinen bisherigen Unterthanen: „Ein höherer Wille gebeut; der Vater scheidet von seinen Kindern" ꝛc.; und sie antworteten ihm ermutigend, „wie lieb sie ihn gehabt, und daß noch der Cherusker Blut in ihren Adern walle!" ꝛc. Übrigens ging Napoleons Absicht offenbar dahin, Preußen durch immer größere Demütigung zur Vernichtung zu führen. Es mußte endlose Kränkungen, Bedrückungen und Beraubungen erfahren und Hohn und Spott gegen alle seine Klagen; denn 160 000 Franzosen standen noch im Lande und sogen es aus. Doch mit der zunehmenden Bedrängnis wuchs auch die Liebe zwischen dem Regenten und seinen Unterthanen. Sie murrten nicht bei den schweren Opfern, die sie gebracht und noch zu bringen hatten; und er that alles Mögliche, ihre Last zu erleichtern. An den ungeheuren Kriegskosten, die er zu entrichten hatte, zahlte er mit seinem in die Münze geschickten Goldservice und mit dem größten Teil seiner Privateinkünfte, indem er mit seiner Familie so gering wie ein Bürger lebte.



Fig. 358. Reichsfreiherr Heinr. Friedr. Karl von Stein. (Nach Lützenkirchen.)

Friedrich Wilhelm hatte die Schäden seines Staates im Militärwesen, in der Verwaltung und sonst erkannt und mit Entschlossenheit und Ausdauer ging er an ihre Besserung. Er stellte sich tüchtigere Räte zur Seite: den Freiherrn von Stein, den er noch Jan. 1807 als einen exzentrischen, trotzigen und ungehorsamen Staatsdiener entlassen hatte, und dem er jetzt die Leitung der innern Angelegenheiten anvertraute, und für's Kriegswesen den General Gerhard Scharnhorst.

Der Reichsfreiherr von Stein, geb. 1757, war ein kraftvoller, allen kühn ins Auge schauender und in alles tief einblickender Mann, voll Ernst auch für Religiosität und Sittlichkeit,

empört von der Schmach des Vaterlandes und glühendeifrig, sie abzuschütteln; Scharnhorst, geb. 1755, eine milde, doch überaus starke Seele, gediegen durch und durch, mit hoher Einsicht rastlos thätig, doch ganz im Stillen. Dieses hannoversche Bauernkind wurde der Schöpfer eines neuen Heerwesens, wie es sein Meister, der geniale Graf Wilh. von Lippe († 1777) erdacht hatte, das alte, „eine verbrauchte Maschine", zu ersetzen. Die Soldaten wurden besser bekleidet und bewaffnet, Bürgerliche hinfort wie Adelige, je nach Fähigkeit und Verdienst, zu allen Offiziersstellen befördert, die Gemeinen vor roher Behandlung ihrer Vorgesetzten geschützt, entehrende Strafen ganz abgeschafft. Ein edlerer Sinn, ein höheres Gefühl wurde ihnen eingeflößt, im ganzen Volk der kriegerische Geist geweckt. Nur 42 000 durften in Waffen sein; aber sie wurden nach sorgfältiger Einübung bald entlassen und soviel andere dafür eingerufen, daß nach etlichen Jahren doch ein größeres Heer zusammengestellt werden konnte. Denn „alle Bewohner des Staats sind geborene Verteidiger desselben". Scharnhorst zog namentlich den Sachsen Gneisenau, Kolbergs tüchtigen Verteidiger, in alle seine Gedanken hinein.

Im Civil traf Stein die ersprießlichsten Veränderungen: „was dem Staat an äußerer Kraft abgeht, muß er durch innere gewinnen". Man befreite die Bauern vom Druck des Adels, die Bürger von Zunftzwang und Gewerbefesseln, ließ beide an der Verwaltung ihrer Angelegenheiten selbst Anteil nehmen, und stellte eine Repräsentativverfassung in Aussicht. Man weckte schon in der Schule Liebeseifer fürs Vaterland; man redete mit den Alten, wo die Welschen nicht lauschten, von deutscher Ehre, Freiheit und Volkstümlichkeit; in Wort und Bild erinnerte man an die Heldenzeit Deutschlands. In Berlin und Breslau wurden Universitäten gegründet, durch welche die besten Männer Deutschlands belebend aufs Ganze wirkten. In Königsberg stiftete man 1808 den Tugendverein, dem Vaterland zur Wiedergeburt zu verhelfen: schon 1809 mußte er sich wieder auflösen. Napoleon erhielt Kunde von Steins Bestrebungen, daher dieser (Nov.) entlassen wurde; er ächtete ihn (Dez.), daß er nach Österreich fliehen mußte; aber sein Geist blieb in Tausenden zurück. Prof. Jahn führte 1810 die Turnübungen ein und begeisterte die Jugend. So regten sich stillverborgen die Keime eines neuen Lebens; so dämmerte in der Nacht des tieferniedrigten Vaterlandes der Morgen einer besseren Zeit auf. Die herrliche Königin erlebte diese nicht mehr, obwohl sie ihr Kommen im Glauben schaute. Sie starb 19. Juli 1810 „am gebrochenen Herzen" in der Blüte ihres Lebens.


Fig. 359. Gerh. Scharnhorst.

Unaussprechlich trauerte das Preußenvolk über ihren Tod; zugleich entbrannte auch eine mächtige Begierde, ihn dereinst zu rächen. Doch gab es nicht wenige, die Napoleon wie ein höheres Wesen anstaunten. Joh. v. Müller, welcher sich zum Minister in Westfalen hatte machen lassen, sagte: „Die Welt schweigt vor ihm, weil Gott die Welt in seine Hand gegeben; fortan hat das glückliche Deutschland nichts mehr zu wünschen! Man muß sich umdenken 2c." Im Ernst oder

aus Schmeichelei redeten gar viele deutsche Zungen und Federn ähnliches, zu einer Zeit, wo das deutsche Volk von den Franzosen beispiellos ausgesogen, verhöhnt und vergiftet wurde. Das war Deutschlands tiefste Erniedrigung! Doch andere redeten auch anders, wie Ernst Moriz Arndt, wenn schon behutsam. Der schlaue Staatskanzler, Freiherr von Hardenberg, setzte 1810 Steins Arbeit meisterhaft fort, während er sich geberdete, als wäre er entschieden französisch gesinnt, was freilich der fromme Stein nicht gekonnt hätte. Und in den Herzen vieler glühte der heilige Groll, immer stärker, je mehr der Gewalthaber in Gewaltthätigkeit fortschritt. Man sah sich z. B. auf der Leipziger Messe und fand: so Eins wie jetzt war Deutschland nie!

§ 6. Napoleons Griffe nach Westen.

Der Besieger Preußens und Rußlands war unter unendlichem Jubel seiner Franzosen heimgekehrt. Auch that er gleich wieder rühmliche Friedenswerke, schmückte die Residenz mit den zusammengeraubten Kunstschätzen aus, dotierte die neue Universität Paris auf's freigebigste, beschäftigte das unbemittelte Volk mit Bauten und gab reichlichen Lohn, förderte die französische Industrie durch immer strenger gehandhabte Abwehr englischer Waren und mit vorgeschossenen Kapitalien.

Er hat so viel Geld aus den besiegten Ländern gezogen und es strömte immer noch zu, das läßt er auch seinen Franzosen zu gute kommen. Da hörte man denn seltsame Lobreden: „Napoleon steht jenseits der menschlichen Geschichte; er überragt die Bewunderung selbst!“ Er ist „eine neue Emanation des Weltgeistes, gleichsam eine neue Menschwerdung Gottes zur Welterlösung!“ Und doch war er im tiefsten Grunde ein geistloser Mann, der nie das Geheimnis des persönlichen oder des Volkslebens beachtete, sondern in der Menschheit eben eine wohl zu ordnende Maschine sah. Und daß er kein Franzose war, merkten die Pariser an seiner unverbesserlichen Aussprache.

Napoleon wendete sein Angesicht gen Abend und streckte seine Hand dahin aus. Gegen das kleine Portugal hatte er einen großen Zorn; denn es gehorchte seinem Gebote vom 12. Aug. 1807 nicht, mit England allen Verkehr abzubrechen, blieb diesem ein bedeutender Stapelplatz. Da schlug er dem spanischen Minister vor, sie wollten das nette Ländchen unter sich teilen. Der Bethörte ging darauf ein, und öffnete so den Franzosen den Weg in's eigene Land. Napoleon schickte ein Heer unter Marschall Junot über die Pyrenäen, dem sich spanische Soldaten anschlossen, und veröffentlichte ein Dekret, 10. Nov. 1807: „Das Haus Braganza hat aufgehört zu regieren!“ Junot rückte ohne Widerstand in Portugal ein, erreichte 30. Nov. Lissabon und fand die Stätte geräumt. Eben war der machtlose Prinz-Regent Johann mit seiner wahnsinnigen Mutter, Königin Marie, mit den vornehmsten Staatsbeamten und allen Schätzen auf 36 englischen Schiffen aus dem Hafen gefahren, um in der herrlichen Kolonie Brasilien, im einzig schönen Rio Janeiro den Thron der Braganza's wieder aufzuschlagen. So leicht war der Fang Portugals. Napoleon teilte es in drei Stücke und nahm gleich eine Kontribution von 100 Mill. Frcs.

Spanien hatte seit Jahren mit Frankreich zusammengehalten, ihm s. 1796 seine Schiffe und sein Geld geopfert, auch williglich die Kontinentalsperre angenommen. Gleichwohl war es schon länger her Napoleons feststehender Wille, dieses Reich an sich zu reißen, sei's auch durch die schändlichste List. Dort regierte s. 1788 Karl IV., ein geistesschwacher Fürst, ihm zur Seite seine hochbegabte, niedrig gesinnte Gemahlin Luise von Parma. Die Reichsgeschäfte besorgte s. 1792 allmächtig der nichtswürdige Minister Godoy, dem die Königin 1795 den Namen „Friedefürst“ ausgewirkt hatte. Staat und Hof waren in großer Zerrüttung, das Volk äußerst unzufrieden. Eine Verschwörung wollte Okt. 1807 dem Kronprinzen die Krone zuwenden. Als dann Godoy mit dem Königspaar dem Volkshaß entfliehen wollte, März 1808, brach ein Aufruhr los, infolge dessen Karl die Krone dem „angebeteten“ Infanten Ferdinand VII. abtrat. Von seiner Gemahlin jedoch und von dem mit Franzosen einmarschierten Murat umgestimmt, bereute er diese Abtretung und wollte

sie nicht gelten lassen. Ferdinand dagegen, den das Volk begeistert als Herrscher begrüßt hatte, wollte nicht mehr weichen. Dieses Familienzerwürfnis nahm Napoleon mit herzlicher Ergötzung wahr und ließ Ferdinand anstiften, seine Vermittlung nachzusuchen, indem er ihm eine Heirat mit einer französischen Prinzessin vorspiegelte. Arglos reiste der dem Kaiser entgegen bis nach Bayonne.

Vergebens wurde Ferdinand gewarnt. Noch an der Grenze wollte man ihn mit Gewalt zurückhalten; das Volk schnitt ihm die Riemen von seinem Gespann ab. Doch fuhr er nach Bayonne, die Eltern folgten. Ferdinand wurde zwar 20. April höflich empfangen, hörte aber schon den Ausspruch: „Das Haus Bourbon hat aufgehört über Spanien zu herrschen!" Der junge Fürst weigerte sich ernstlich der von ihm begehrten Thronentsagung. Er wollte jetzt nach Spanien zurück, durfte aber nicht. Als der alte König 30. April ankam, forderte er mit Fluchen und Drohen Ferdinands Verzicht und trat sein Recht auf „Spanien und Indien" an Napoleon unter der einzigen Bedingung ab, daß ja gewiß auch sein Sohn vom Thron ausgeschlossen bleibe, 1. Mai 1808. Da nun Mürat die hinterlassenen Kinder nachschickte, brach 2. Mai ein Volksaufstand gegen die Franzosen aus, die nun eine Säbelherrschaft führten. Von Napoleon bedroht, knickte Ferdinand zusammen und entsagte 5. Mai. Der Alte und der Junge bekamen ihren Aufenthalt in Frankreich, jener in Compiegne, dieser in Valençay, jeder mit anständigem Unterhalt und alle zufrieden mit ihrem Nichtsthun.

Schon 6. Juni 1808 verlieh Napoleon Spanien seinem Bruder Joseph, bisherigem Könige von Neapel. Neapel gab er jetzt seinem Schwager Mürat, der starke Truppenmassen in's offene Spanien hineingeschoben hatte. Von diesem gedeckt, zog „Joseph I." in seine Hauptstadt ein, 20. Juli. Etliche Adelige und französisch Aufgeklärte schlossen sich ihm an, aber das Volk hielt sich fern. Der ungeheure Verrat hatte die stolze Nation auf's äußerste empört, schon 25. Mai erklärte die Junta von Asturien Napoleon den Krieg. Jetzt erheben sich alle Gaue gegen die Fremdherrschaft. Kaum eingesetzte Behörden werden verjagt, französischgesinnte Generalkaptiäne in Stücke zerrissen. Allenthalben bilden sich Junten (Vereinigungen), in Cartagena, Valencia, Murcia, Sevilla, Granada ꝛc. und organisieren den Aufstand. Sie rufen das Volk zur allgemeinen Bewaffnung auf. Adel, Bürger, Bauern, Mönche, Frauen (die Schar der h. Barbara ꝛc.) waffnen sich und ziehen aus gegen die „infamen Räuber". Ihr Haß steigert sich zum brennendsten Fanatismus. In einzelnen Haufen fallen sie die Franzosen an, wo sie solche finden. Ist ein Haufe zerstreut oder vernichtet, gleich steht ein anderer da. Aber nicht immer unterliegen sie, oft schlagen Bauern, Mönche und Weiber die wohlgeschulten und siegsgewohnten Franzosen, ja starke Corps derselben. Am 21. Juli muß sich ein französisches Heer bei Baylen den Insurgenten ergeben; am 1. August schon flieht Joseph nach Burgos.

Dem Exempel der Spanier folgend, standen aber jetzt auch die Portugiesen auf. Ihnen zu Hilfe landete (Aug.) ein englisches Heer unter Arthur Wellesley (S. 721). Am 21. Aug. stieß er mit Junot bei Vimeiro zusammen und schlug ihn dermaßen, daß die Franzosen gerne gegen freien Abzug Portugal räumten. Napoleon ergrimmte über diese Nachrichten. „Die Ehre des französischen Namens steht auf dem Spiel!" rief er; meinte wohl den Waffenruhm, hatte er doch die Ehre in Bayonne schon verspielt. Er verfügte eine frische Truppenaushebung und kommandierte die Rheinbundsfürsten zur Stellung ihrer Kontingente, die denn auch stracks gehorsamten, „um mit geknechteten Deutschen die freien Spanier knechten zu helfen." An der Spitze eines stolzen Heeres will er selbst die Widerspenstigen zu Paaren treiben. Jedes Wort, das er spricht, zeigt, daß er ein Volkstum nicht versteht. Vorher hielt er aber erst den Kongreß zu Erfurt, Sept. 1808. Er wollte während seines Zuges nach Westen vor Gefahr von Osten gedeckt sein; darum lud er den Kaiser von Rußland nach besagtem Ort ein, um den etwas Verstimmten mit rosigen Banden noch fester zu umwinden.

Der Kongreß ließ sich über die Maßen glanzvoll schauen. Fast alle Rheinbundsfürsten, vier Könige darunter, waren zugegen und bewegten sich um Napoleon wie Satrapen um ihren

Großkönig; die zwei Kaiser erneuerten ihre Freundschaft; der dritte kam nicht. Es herrschte wieder eine erstaunliche Kordialität zwischen beiden; man sah sie die meiste Zeit beisammen. Napoleon that alles, dem Zar den Aufenthalt angenehm zu machen; in der Politik verständigten sie sich soweit, daß Alexander Österreich niederzuhalten und ruhig zuzusehen versprach, während Napoleon die Pyrenäenhalbinsel bewältigte, dieser hinwiederum jenem Finland, Moldau und Wallachei überließ.

Mit 80000 neuen Kriegern zog Napoleon selbst nach Spanien, warf die undisziplinierten Scharen nacheinander darnieder, und bereits am 4. Dez. stand er in der Hauptstadt, wo Joseph I. wieder feierlich einkehren konnte. Damit war diesem allerdings noch nicht das ganze Reich zu Füßen gelegt: aber Napoleon hatte sich wieder als den alles besiegenden Helden gezeigt, der auch die Engländer auf ihre Schiffe zurückdrängte, und so überließ er jetzt dem Bruder die Beendigung des Kriegs und kehrte Jan. 1809 zurück, dem Unwetter an der Donau (S. 799) zu begegnen. — Joseph I. aber konnte der aufgedrungenen Herrschaft nicht froh werden. Die Spanier setzten trotz wiederholter Niederlagen den Krieg mit aller Anstrengung fort. Allenthalben hatten die Franzosen mit immer frisch aus dem Boden wachsenden Scharen zu ringen; an allen Mauern, namentlich an denen von Saragossa, das durch seine heldenmütige Verteidigung das Staunen der Welt auf sich zog, fanden sie den hartnäckigsten Widerstand. Und siehe, 1809 erschienen die Engländer auch wieder und Wellington siegte 27. Juli bei Talavera. Joseph schrieb klägliche Briefe an seinen Bruder, dieser warf, 1810, neue gewaltige Heeresmassen in's Land mit seinen besten Feldherrn. Da wich wohl Wellington fast bis Lissabon zurück: aber er hielt sich, bis Massena mit stark gelichtetem Heere umkehren mußte. Er schlug, 22. Juli 1812, den Marschall Marmont bei Salamanca auf's Haupt, worüber Joseph so erschrak, daß er abermals aus Madrid floh.

Neben dem großen Kriege dauerte stets der Klein- und Guerillakrieg fort, wo unzählige Freischaren unter kühnen Führern, Empecinado, Mina, Pfarrer Merino &c., mehr Feinde würgten, als in jenem fielen. Es herrschte aber von beiden Seiten die höchste Erbitterung und schonungsloseste Wut; unerhörte Grausamkeiten wurden da verübt. Die Regierung über Spanien, soweit es von den Eindringlingen frei war, riß an sich, wer wollte und konnte; allmählich erhob sich zu allgemeiner Anerkennung die Central-Junta zu Sevilla und Kadiz, die doch viel Verkehrtes unternahm und die inneren Zerwürfnisse eher mehrte, als beilegte. Dabei währte aber der grimmigste Kampf gegen die Franzosen unter Wellingtons kluger Leitung bis zu Napoleons Fall fort, ein Vorbild auch für die Deutschen, sich nicht wie ein Teig beliebig kneten zu lassen. — **Besonders merke noch, daß während desselben sämtliche spanische Kolonieen (Mexiko, Peru &c.) sich für unabhängig vom Mutterlande erklärten.**

§ 7. Aufhebung des Kirchenstaates.

Napoleon fand auch im Kirchenstaat zu thun. Pius VII. hatte ihn gesalbt und wie dankte er ihm? Er faßte den Gedanken, den Papst seiner weltlichen Herrschaft zu entkleiden und aus ihm einen vom französischen Hof abhängigen Oberbischof über die abendländische Kirche zu machen in der Art, wie weiland der Patriarch von Konstantinopel ein den Kaisern untergebener Oberhirte über die morgenländische Kirche war; darum sollte der Papst auch seinen Sitz nach Paris verlegen. Er verlangte zuerst vom Papste dies und das: er solle alle Klöster aufheben, solle mit ihm die Engländer bekriegen &c. Da nun Pius den Mut hatte, sich zu weigern, ließ er Militär einrücken, Nov. 1807, Rom selbst 1808 besetzen, riß auch einige Provinzen vom Kirchenstaate los (April) und schlug sie zu seinem Italien.

Der Papst protestierte feierlich und erließ ein Abmahnungsschreiben „an seinen geliebten Sohn Napoleon“, darin er bei aller väterlichen Liebe sehr kräftig, ja hoch spricht, wie einst Hildebrand. „Die Zeiten, bemerkt er dem lieben Sohne, haben an der päpstlichen Gewalt nichts geändert: noch immer ist der Papst über alle Kaiser und Könige gesetzt“ &c. Zur Erwiderung ließ N. den

Palast mit Wachen umstellen und den Papst gefangen halten; päpstliche Diener, die sich nicht fügen wollten, wurden mit dem Tode bedroht.

Endlich, 17. Mai 1809, erging aus Wien ein Dekret, durch welches der Kirchenstaat aufgehoben und dem französischen Reiche einverleibt wurde. „Denn Karl der Große, Kaiser der Franzosen, Napoleons erlauchter Vorgänger, habe die römischen Besitzungen dem Bischof von Rom nur zu Lehen gegeben, und die Umstände erheischten es, daß sein erhabener Nachfolger diese Lehen wieder einziehe." Dagegen sollte der Papst einen Jahrgehalt von 2 Mill. Frks. genießen. Nunmehr sprach der entrüstete Pius über den Urheber des schnöden Raubes und alle Vollstrecker seines Gewaltwillens den freilich längst kraftlos gewordenen Bann aus, zog sich ins Innere seines Palastes zurück und ließ die Zugänge verrammeln. Allein die Franzosen nahmen sich die Freiheit, 6. Juli einzubrechen und ins Zimmer des Papstes zu dringen, wo derselbe in seiner Amtstracht, ein Kruzifix in der Hand, dastand und fragte, „warum sie ihn in seiner heiligen Ruhe störten?" Man verkündigte ihm, daß er nach Frankreich müsse, worein er sich willig ergab. So wurde denn der Greis in einen Wagen gesetzt und in rastloser Eile nach Grenoble abgeführt; von da mußte der Ermattete wieder nach Savona zurück. Dort lebte er streng bewacht in gänzlicher Abgeschlossenheit, indem ihm durch schlaue Unterhändler, jetzt schmeichelnd, jetzt drohend, zugesetzt wurde, er möge seiner weltlichen Herrschaft entsagen und seinen oberhirtlichen Sitz in Paris nehmen. Aber der Greis widerstand mit festester Ausdauer.

In seinem Zorn darüber setzte Napoleon alle Rücksichten außer Augen und behandelte ihn wie einen Rebellen gegen die kaiserliche Majestät. Wagen, Pferde, Dienerschaft, selbst Tinte, Feder und Papier wurden ihm entzogen, ohne daß es gelang, ihn mürbe zu machen. — Schon 1806 aber ließ Napoleon einen neuen Katechismus ausgeben, darin die Jugend lernen mußte: „Unsern Kaiser Napoleon ehren und ihm dienen, heißt Gott ehren und ihm dienen; denn Er ist der, den der Herr erweckt hat, den Gottesdienst wiederherzustellen. Wer ihm widersteht, verfällt der ewigen Verdammnis." Später wurde Pius nach Fontainebleau gebracht, 1812, und so lange bestürmt, bis er nachgab und in Frankreich zu wohnen einwilligte, Jan. 1813.

§ 8. Entthronung des Schwedenkönigs.

Noch ist die Entthronung eines Fürsten zu melden.

Gustavs III. (S. 759) Sohn, Gustav IV., war ein wunderlicher, eigensinniger Mann. Er haßte den französischen Eroberer aufs bitterste; gleichwohl, wenn er andern, wie 1806 den Preußen, gegen ihn helfen sollte, blieb er unthätig, wo er dagegen keine Ursach hatte, da zog er ins Feld. Er kam mit allen seinen Nachbarn in Händel, selbst einmal mit England überwarf er sich, seinem beständigsten Bundesgenossen. Er verschuldete auch den Verlust Finlands. — Rußland wollte seine Eroberungen an der Ostsee vollenden, und nachdem Alexander Napoleons Einwilligung erhalten und sich mit Dänemark verbündet hatte, fiel er, Febr. 1808, heimtückisch in Finland ein. Die Bewohner griffen zu den Waffen. Aber ihr Herr hatte nicht nur alle Vorkehrungen zur Verteidigung des Landes versäumt, so daß das granitne Sweaborg der russischen Flotte fiel; er unterstützte auch die kämpfenden Getreuen nur mit einem schwachen Heere, während er zwei größere gegen Dänemark verwendete. So wurde denn auch noch der letzte Rest des einst so ausgedehnten schwedischen Besitzes an der Ostsee trotz der heldenmütigen Gegenwehr der Finnen von den Russen übermocht. Da erhob sich der erzürnte Adel gegen seinen eigenen König. Mitten unter seinen Truppen wurde Gustav vom General Adlerkreuz, 13. März 1809, „im Namen der Nation" verhaftet.

Er zieht den Degen; man entwaffnet ihn und bringt ihn in Gewahrsam. Auf einem Reichstage, 10. Mai, wurde er abgesetzt. Nun ergab er sich in sein Schicksal und dankte ab; reiste, seiner Haft entlassen, nach Deutschland und lebte in stolzer Armut († 1837).

Die Schweden wählten dafür seinen Oheim, Karl XIII., welcher Frieden schloß. Der Kinderlose mußte aber, Aug. 1810, den französischen Marschall Bernadotte an Kindesstatt annehmen, welcher, zur lutherischen Konfession übergetreten, Kronprinz von Schweden wurde. Man glaubte damit Napoleons Gunst zu erwerben, weil Bernadotte Schwager von dessen Bruder Joseph war. Die Berechnung täuschte, denn Napoleon traute ihm nicht, weil er kein Kriecher war.

§ 9. Österreich steht nochmals auf.

Österreich fühlte tief seine Verluste, noch stärker drückte es die Sorge, auch sein Übriges noch zu verlieren, denn das sah man an Spanien, daß Verschlingung aller Staaten Napoleons letztes Ziel sei. Darum rüstete es sich insgeheim zu nochmaligem Ringen mit dem Verderber, und die schwere Verwicklung desselben in den spanischen Krieg hob den Mut und lockte zum Losbrechen.

Freilich konnte sich Österreich nur auf seine eigene Kraft stützen. Rußland stand jetzt feindlich zu ihm; Alexander war Napoleons Geselle geworden und hielt Preußen zurück. Die andern deutschen Mächte waren von starrer Furcht gehalten oder gar von der Hoffnung belebt, noch mit habsburgischem Gute bereichert zu werden. Ein edler Minister, Graf Stadion, that s. 1806, was sich in der Eile thun ließ, durch Reformen und geistige Hebung das österreichische Volk zu stärken; er begann 1808 eine Landmiliz zu bilden, gleich darnach auch eine Landwehr. Von Wien ergingen 6. April Aufrufe an die deutsche Nation, welche „von der deutschen Ehre" redeten und „von der Trauer Hermanns über seine entarteten Enkel", welche „zum Erwachen aus dem Todesschlummer der Schande, zum Brechen der Fesseln" aufriefen. Allein sie tönten nur in den Herzen einzelner Patrioten nach. Indessen strengte sich Österreich so an, daß es bis zum Losschlagen, 9. April 1809, ein Heer von 300 000 Mann zuhaufbrachte, von welchem kleinere Teile in Italien und gegen Polen, die Hauptmacht in Deutschland aufgestellt wurden.

Als Napoleon von Habsburgs erneuerter Schilderhebung hörte, traf er die kräftigsten Anstalten, mußte aber, weil seine meisten Truppen in Spanien nötig waren, das Hauptaufgebot den Rheinbundsfürsten auflegen. Diese stellten auch willig oder gar freudig schnell ihre Mannschaften. Der Sachse ermahnte seine Krieger, „sie möchten ihre Waffen gegen Österreich im Vertrauen auf die göttliche Vorsehung führen!" Adlerschnell ist Napoleon an der obern Donau: 150 000 Österreicher sind in Bayern eingerückt und überraschen Napoleons zerstreute 180 000 Mann. Aber mit hohem Kriegsgenie überblickt er das Schlachtfeld, ordnet er die Kämpfe, während der Erzherzog nach dem ersten Mißgeschick sich nur verteidigt. In fünf Tagen, 20.—23. April, bringt er in einer Reihe von Schlachten, bei Abensberg, Landshut, Eggmühl, Regensburg, den Österreichern die härtesten Niederlagen bei. Diese Schlachten erklärte er selbst für die Silberblicke seiner Kriegskunst. Die Hauptsache hat er aber durch deutsche Truppen gethan, welche für Deutschlands Unterdrückung ihr Blut zu vergießen wetteiferten. — Der Erzherzog retirierte nach Böhmen, um dort seine zersprengten Korps wieder zu sammeln und frische Kräfte an sich zu ziehen. Napoleon aber, nachdem er eine große Heerschau gehalten und Ehrenkreuze auf seine „braven Deutschen" hatte regnen lassen, stürmte geradenwegs weiter und stand schon 10. Mai vor Wien. Die Thore sind zu; er beschießt die Stadt aus Haubitzen; am dritten Tag öffnen sich die Thore. Nach ihrer Einnahme ging Napoleon über die Lobauinsel auf die linke Donauseite hinüber, wo nun der Erzherzog aus Böhmen her im Anmarsch begriffen ist. Nahe der Burg seiner Väter schlug Karl bei Aspern, 21.—22. Mai 1809, eine furchtbare Schlacht.

Da war es, wo zwölf ansprengende Kürassierregimenter einen entsetzlichen Stoß auf das österreichische Fußvolk vollführten; aber es stand wie Mauern und die Regimenter prallten ab. Nacht wards und die Franzosen waren allerseits geworfen. Am anderen Tage griff Napoleon mit ungeheurer Wut an. Der Erzherzog führte die Seinigen persönlich den Anstürmenden entgegen. Grausiges Gewürge. Napoleons beste Generale fallen; die Franzosen werden abermals

zurückgedrängt. Endlich stürzt alles von ihnen über die ächzende Brücke, die nach der Lobauinsel zurückführt. Auf letzterer müssen sie, weil die andere Brücke nach Wien hinüber von dem angeschwollenen Strome weggerissen ist, eingeschlossen in der elendesten Lage, zwei Tage verweilen, bis es ihnen beim Zögern des Feindes gelingt, die zerstörte Brücke wieder herzustellen und sich aufs rechte Donauufer zu retten. Zum erstenmal war der große Feldherr geschlagen, der Ruhm gehörte mehr dem zähen Fußvolk als dem Führer. Karl hieß wohl der Held von Aspern, aber er benützte den Sieg nicht. Napoleon hatte volle Ruhe, aus Italien, Frankreich und dem Rheinbund Verstärkungen an sich zu ziehen, so daß er es bald wieder auf 160 000 Mann brachte. Der Erzherzog konnte es nur auf 110 000 Mann bringen, und mittlerweile war sein Bruder Johann mit der aus Italien zurückgekehrten Südarmee 14. Juni bei Raab geschlagen worden.

Abermals setzte Napoleon über die Donau, ungehindert, indem er die Österreicher bezüglich der Übergangsstelle täuschte. Und flammend von Begierde, die erlittene Schmach zu tilgen, griff er sie unweit Aspern bei Wagram mit rasendem Ungestüm an. Die zweitägige Schlacht, 5—6. Juli, war noch mörderischer als die vorige. Die Österreicher, glücklich am ersten Tag, hielten sich vortrefflich; aber sie mußten zuletzt abbrechen und zogen in guter Ordnung nach Znaim zurück. Jeder Teil hatte 30 000 Mann eingebüßt. Karl bat voreilig um einen Waffenstillstand; und als dieser 18. Juli geschlossen war, legte der Erzherzog den Oberbefehl nieder. Nach langen und bitteren Unterhandlungen kam es, 14. Okt. 1809, zum Frieden von Wien. Österreich mußte abtreten: Salzburg, Berchtesgaden, das Inn- und Hausruckviertel an Bayern, dessen Krieger am tapfersten gefochten hatten; Krain, Triest, Kroatien und Dalmatien (als illyrische Provinzen) an Frankreich; Westgalizien an Polen, d. i. an den König von Sachsen; Ostgalizien an Rußland, das den Franzosen geholfen hatte.

2151 Quadratmeilen verlor Haus Habsburg wieder von seinem Gesamtreiche! Auch mußte es noch 85 Mill. Frcs. Kriegskosten bezahlen und die Kontinentalsperre wieder annehmen, die seinen Handel ruinierte. Die Engländer hatten gesucht, dem bedrängten Österreich Luft zu schaffen, indem sie Antwerpen zu überrumpeln versuchten, 29. Juli. Sie griffens aber ungeschickt an und starben dann nutzlos hin in den Sümpfen von Walcheren. Armes Deutschland, jetzt in allen deinen Gauen geknechtet, wird denn auch noch der Tag deiner Befreiung aufstrahlen? — Kurz vor dem Friedensschluß, 12. Okt., machte sich ein 18jähriger Jüngling, Friedrich Staps, eines Naumburger Predigers Sohn, in Napoleons Nähe zu Schönbrunn. Er erregte Verdacht; man griff ihn und fand einen Dolch bei ihm. Offen bekannte er, daß er „den Verderber seines Vaterlandes“ habe erstechen wollen. Napoleon fragt: „Wenn ich Euch das Leben schenkte?“ Er erwidert: „Ich würde Sie doch zu töten suchen.“ Hierauf ward er in aller Stille erschossen und die Sache möglichst verborgen gehalten. Doch beschleunigte dieses Attentat den Friedensabschluß neben Umtrieben in Paris, wo Talleyrand und Fouché gegen den Kaiser agitierten, den manche schon für wahnsinnig hielten.

§ 10. Tirols Erhebung.

Eine interessante Nebenpartie spielte im schönen Tirol, das (S. 787) an Bayern gegeben worden war. Die Tiroler fühlten sich höchst unbehaglich unter dem bayrischen Scepter. Fünf Jahrhunderte lang lebten sie unter Haus Habsburg, unangetastet bei ihrer eigentümlichen Verfassung und mit großen Freiheiten ausgestattet, von 4024 Priestern geleitet. Die neue Regierung dagegen, obschon der wohlwollende König Max auch ihr Bestes aufrichtig wollte, griff es falsch an.

In dem Aufklärungseifer, welcher damals zu München im Schwange ging, hob man alsbald die Klöster und viele Feiertage auf, riß Kapellen nieder, schaffte die Heiligenbilder weg, verkaufte sie gar an Juden 2c. Man beseitigte auch die teure Landesverfassung, ohnerachtet sie gewährleistet worden war, und richtete alles bayrisch ein. Und die neuen Landrichter handelten in gewohnter Barschheit mit dem Volke. Das alles griff den stolzen Tirolern an die Seele und bewirkte einen tiefen Haß.

Als sie, Dez. 1808, geheime Kunde vernahmen, daß sich Österreich wieder erheben wollte, gedachten sie das nämliche zu thun. In aller Stille bereiteten sie einen

Aufstand vor. Wohl 60000 Tiroler wußten um das Geheimnis und kein einziger Bayer merkte was. Leiter der Unternehmung war österreichischerseits der gewandte Freiherr von Hormayr; tirolerseits der Sandwirt Andreas Hofer von Passeyr, eine hohe, kraftvolle Gestalt mit langem Bart, strengrechtlich, aufrichtig fromm, voll Mut, mit gutem Hausverstand und tüchtigem Kriegsgeschick begabt, doch etwas beschränkten Geistes. Von seinen Unterführern sind berühmt: der Wildschütz Jos. Speckbacher, unbändig tapfer, und der rotbartige Kapuziner Joachim Haspinger, fanatischkühn und ein geschickter Ordner des Kampfes.

Als 9. April 1809 ein österreichisches Korps unter Chasteler ins Pusterthal eindrang, ward plötzlich das Zeichen zur Erhebung für alle Teile des Landes gegeben; Bretter mit roten Fähnlein schwimmen den Inn herab; Feuerzeichen flammen auf allen Bergen. Im Hui greift das Volk zu den Waffen, fällt über die zerstreuten Bayern her, schlägt sie nieder, stürzt sie ins Wasser. Speckbacher tost mit einem gewaltigen Haufen unterm Geläute der Sturmglocken das Innthal herauf, nimmt Hall und berennt die Hauptstadt Innsbruck, in welcher ein mörderischer Kampf sich entspinnt; von außen feuern die Innthaler, von innen aus allen Fenstern die Innsbrucker auf das Militär. Die Stadt wird erstürmt, das Fußvolk ergiebt sich; die Reiterei will entfliehen, wird mit Heugabeln aufgehalten und auch gefangen. Gleicherweise geht's in andern Thälern. In 5 Tagen ist, ohne die Hilfe des zaudernden Chasteler, ganz Tirol (mit Ausnahme der Feste Kufstein) befreit: 6000 Feinde, 2 Generale und 132 Offiziere sind gefangen und alle Beamte davongejagt.



Fig. 360. Andreas Hofer. (Nach einem gleichzeitigen Stich.)

Jetzt sandte Napoleon, welcher eben bei Regensburg gesiegt hatte, seinen bewährten Marschall Lefevre mit Franzosen und Bayern nach dem empörten Lande. Wrede bemächtigte sich 11. Mai des Struber Passes und konnte die gefangenen Tiroler nicht vor Hinmordung bewahren. Drauf schlug er den Chasteler bei Wörgl und drang bis Schwatz vor. Die Tiroler schlugen den Feind zweimal aus dem Flecken hinaus, endlich aber wird dieser Meister, mordet alles ohne Unterschied und steckt ihn in Brand. Innsbruck muß sich 19. Mai ergeben.

Der Feind hat wieder die Obermacht und haust barbarisch. Napoleon hatte die Tiroler als „Räuber" bezeichnet; demnach und noch härter wurden sie behandelt. Viele blühende Ortschaften gingen im Feuer auf. Einmal wurde ein Dorf umzingelt und unter rauschender Musik angezündet; wer den Flammen zu entrinnen herauslief, ward niedergeschossen. Männer, Weiber und Kinder wurden zu Hunderten aufgehängt, aufgeschlitzt; andern riß man die Zunge heraus,

nagelte man die Hände auf den Kopf! Freilich war auch kein Feind vor den Tirolern seines Lebens sicher auch außer dem Kampf; daher ihr Grimm.

Doch jetzt ruft Hofer all Tirol zu neuem Kampfe auf. Sie kommen wieder aus ihren Schluchten und von ihren Bergen herab, den getreuen Stutzen im Arm. Deroy kommandiert jetzt die Bayern und Franzosen. Am Berg Isel greifen ihn Hofer und der rotbartige Kapuziner wie ein Wettersturm an und schlagen ihn 29. Mai mit Verlust von 1500 Mann herunter. Am 30. dringen sie abermals in ihre Hauptstadt ein. Andere Haufen des Landsturms siegen bei Hohenems, beim Scharnitzer Paß ꝛc. In den Engpässen stürzen die Weiber furchtbare Steinmassen und gewaltige Baumstämme auf die Feinde herab, während die Männer, hinter allen Felsen verborgen, aus ihren nie fehlenden Stutzen sie niederknallen. In unglaublicher Schnelle ist ganz Tirol zum andernmal frei, und Vorarlberg dazu.

Kaiser Franz, eben durch den Sieg von Aspern hochgehoben, sandte Gruß und die Botschaft: „Meine treue Grafschaft Tirol soll nie mehr vom Körper des Kaiserstaates getrennt werden, und ich werde keinen Frieden unterzeichnen, als der dieses Land an meine Monarchie unauflöslich knüpft.“ Wie jauchzten die Tiroler: Es lebe unser guter Kaiser Franz!

Allein nach Wagram trat der Waffenstillstand ein, demzufolge alle Österreicher Tirol verlassen mußten, das mittlerweile durch falsche Nachrichten in tiefen Frieden gewiegt wurde. Dagegen sandte Napoleon wieder den Lefevre mit 50 000 Franzosen, Bayern und Thüringern ins Land. Die Tiroler zogen sich in ihre Berge zurück, schienen allen Widerstand aufzugeben. Lefevre rückte 30. Juli in Innsbruck ein. Doch Hofer tritt aus einer Felsenhöhle, wo er gebetet, entschlossen zu einem dritten Kampf; der Kapuziner beschwört die Mutigsten, die Waffen zu ergreifen. Sie verbinden sich zum letzten, glorreichsten Streit.

Unversehens wird, 4. Aug., eine ganze Division bei Sterzing im engen Eisackthale grimmig angegriffen und teils von herabstürzenden Felsen und Bäumen, teils von den Kugeln aus Lerchenholz gefertigter Kanonen und der Stutzen niedergeschmettert. Die Schlucht heißt noch „die Sachsenklemme“. Andere Kolonnen erfahren ein ähnliches Schicksal. Selbst der Marschall erleidet, 13. Aug., am Iselberg eine Niederlage, aus der er kaum seine Person rettet. Er giebt Innsbruck auf und zieht aus dem „verwünschten Lande“ ab. General Rusca, der Mordbrenner, wird aus dem Pusterthal vertrieben. Die Bayern verlassen zuletzt den Scharnitzer Paß, und das Land ist, 15. Aug., zum dritten Mal befreit! Der Sandwirt übernahm die einstweilige Regierung und er führte sie verständig. Streng hielt er auf Ordnung und traf zweckmäßige Verfügungen. Der „Bauer-Kommandant“ war hochgeehrt vom ganzen Volke. Und hierin hat sich dies vor dem spanischen Ehre erworben, daß es auch Zucht zu halten verstand.

Nun aber hörte man vom Wiener Frieden und wie derselbe trotz dem kaiserlichen Versprechen das treue Tirol dem gehaßten Bayern zuspreche. Welch ein Herzeleid! Indessen war Amnestie für alle Tiroler ausgesprochen, wenn sie sich sofort der bayrischen Herrschaft unterwerfen würden. Hiezu riet denn auch ihr geliebter Erzherzog Johann in einem lakonischen Briefe. Da ermahnte Hofer in einer Proklamation 7. Novbr. zur allgemeinen Waffenniederlegung und kehrte zum häuslichen Herde heim. Die meisten folgten. Innsbruck ward 1. Nov. von Drouet besetzt. — Aber der tolle Kommandant Kolb u. a. konnten sich nicht so willig fügen, sie hielten etliche Haufen in Waffen und leisteten Widerstand. Da umringen sie Hofer mit Bitten und Flehen, nochmals an ihre Spitze zu treten. Hofer schwankt, die Kapuzinerberedsamkeit siegt; er willigt ein. Noch einmal ruft er, 12. Nov., die Tiroler zu unnützem Blutvergießen, sich selbst zum Verderben.

Dieser vierte nur teilweise Aufstand wurde von den Kartätschen der Bayern und Franzosen schnell niedergeschlagen. Hofer, zusehends verdüstert, war jetzt vogelfrei wegen Wortbruchs. Er verbarg sich mit Weib und Kind in die höchste Sennhütte nahe dem Özthaler Firner, lebte dort in grimmer Winterkälte. Es war aber auf seinen Kopf ein Preis von 1500 fl. gesetzt. Da verriet ihn Raffl. In der Nacht des 28. Jan. 1810 stieg ein Bataillon Italiener zur

Hütte hinauf und umzingelte sie. Hofer wird gebunden und barfuß über Schnee und Eis hinabgeführt, dabei abscheulich mißhandelt. Er wird auf einen Wagen geworfen, nach Mantua gebracht und dort auf Napoleons Befehl erschossen, 20. Febr. 1810. Er schrieb noch einen getrosten Brief an die Seinen und ging dann festen Mutes zum Tode. Mit unverbundenen Augen dastehend, kommandierte er: Feuer! Der Kapuziner und Speckbacher retteten sich nach Wien, wo man des toten Helden kaum gedachte, weil was Neues im Winde war (S. 804).

Bayern behandelte das arme Land (von dem aber Teile an Italien und Illyrien abgegeben wurden) jetzt sehr schonend. Aber die Tiroler blieben stets ihrem alten Herrscherhause zugeneigt. Und sie hofften, dereinst unter dasselbe zurückzukehren. Das kündeten ihnen Feuerzeichen am Himmel an, ihre Heiligenbilder winkten es ihnen mit den Augen zu, und auf den Gräbern der Gefallenen blühten beim Hinzutritt die welken Blumen frisch empor zu guter Hoffnung, die nicht täuschte.

§ 11. Kleinere Erhebungen in Deutschland.

Da und dort zuckte es doch auch im übrigen Deutschlande schon, nach spanisch-tirolischem Vorgang! — Ein Oberst Dörnberg führte 22. April 1809 hessische Bauern, wohl 8000, gegen Kassel. Doch das Militär zerstreute sie; und Oberst Emmerich, der, 23. Juni, Marburg mit Bauern überfiel, wurde gefangen und erschossen. — Am 28. April rückte der preußische Major Schill, der in das Komplott eingeweiht war und sich verraten wußte, mit seinem Husarenregimente aus Berlin, um die Deutschen gegen Frankreich aufzuregen. Das Kriegsgericht mußte natürlich seine That verurteilen und Napoleon ächtete ihn. Er kam nur bis Arneburg, da sich ihm westfälische und holländische Truppen entgegenwarfen. Er wurde von diesen bis nach Stralsund gedrängt, das er eroberte und zu einem zweiten Saragossa zu machen gedachte. Allein die Feinde, durch Dänen verstärkt, drangen 31. Mai in die Stadt ein und es erfolgte ein wütender Straßenkampf. Schill spaltete noch dem holländischen General Carteret den Kopf und fiel von einer Kugel durchbohrt. Nur 400 seiner Leute schlugen sich durch, 600 wurden gefangen und teils erschossen, teils auf französische Galeeren abgeführt. — Der Herzog Wilhelm von Braunschweig bildete in Böhmen aus Flüchtlingen seines ihm entrissenen Landes und andern Deutschen eine Freischar von ein paar Tausend. Er war der Sohn jenes bei Auerstädt geblendeten Feldherrn, welcher, nach Ottensen geflüchtet, dort gestorben war. Seines Vaters Tod wollte er rächen.

Seine Freiwilligen hießen „die Rachelegion"; sie waren schwarz gekleidet, mit einem weißen Totenkopf auf dem Tschako. Diese Schar bestand seit 30. Mai im Verein mit Österreichern siegreiche Gefechte gegen sächsische und französische Truppen und zog, Juni, in Dresden und Leipzig ein. Am Waffenstillstande wollte der Herzog nicht teilnehmen. Als deutscher Reichsfürst gedachte er sein Heil im Nordwesten zu versuchen und gewann, 24. Juli, 2000 Freiwillige für sein verzweifeltes Unterfangen. In Leipzig und Halle versorgte er sich mit dem Nötigsten und schlug sich, dreifach überlegene Feinde durchbrechend und in seinem Braunschweig durch etliche 100 Männer verstärkt, bis Elsfleth glücklich durch, wo er sich nach Helgoland einschiffte, 7. August. Seine Schwarzen nahmen englische Dienste und fochten in Spanien gegen die Franzosen mit. — Solche Erhebungen, wie fruchtlos zunächst, weckten doch das Volksgefühl, die vielen Märtyrer lebten im Liede fort. Napoleon fing an, sich vor deutschen „Vendeekriegen" zu fürchten.

§ 12. Napoleons Blutvermischung mit Habsburg.

Glorreich heimgekehrt, feierte Napoleon 2. Dez. 1809 den Jahrestag seiner Kaiserkrönung, wozu er seine „Verbündeten", d. h. Vasallen nach Paris beschieden hatte. Dienstbeflissen erschienen die Könige von Sachsen, Westfalen, Württemberg, Holland, Neapel, der Fürstprimas ꝛc., nicht aber der Bayernkönig.

Bei dieser Gelegenheit herrschte ein unsäglicher Prunk; am prunkendsten aber waren die Reden Napoleons. Da sprach er: „Der Triumph meiner Waffen wird der Triumph des guten

Geistes über den bösen, der Triumph der Mäßigung, Ordnung und Sittlichkeit über Bürgerkrieg, Gesetzlosigkeit und verheerende Leidenschaften sein!“ Er regierte nun kaum mehr, er „spielte auf dem Erdkreis“. Von seiner eigenen Ordnung und Sittlichkeit gab er eben jetzt ein auffälliges Exempel. Auf seinem Riesenthron über den Trümmern Europas fühlte er sich darin unbefriedigt, daß ihm ein Sohn und Erbe abging, denn seine Ehe mit Josephine war unfruchtbar. So dachte er denn sich von der sanften graziösen Kreolin zu scheiden, die doch durch ihr Vermögen und hohe Freunde die Gründerin seines Glückes war. Sie weinte, flehte, fiel in Ohnmacht, es half alles nichts.

Kaltsinnig ließ Napoleon 15. Dez. in feierlicher Sitzung Josephine ihre Bereitwilligkeit zur Scheidung aussprechen und nach Malmaison ziehen. Zugleich wurde in Petersburg um Alexanders Schwester geworben. Während man sich dort noch besann, bot der österreichische Minister Graf Metternich die Tochter seines Kaisers an, und Napoleon griff zu. Gerne gab Franz die 19jährige Maria Luise her, um Ruhe vor dem Fürchterlichen zu haben. Am 1. April 1810 wurde die Hochzeit zu Paris mit unbeschreiblicher Pracht vollzogen.

Kardinal Fesch, Napoleons Oheim, kopulierte; fünf Königinnen hielten der Braut die Schleppe. Das getraute Paar machte nach neuerer Sitte eine Lustreise in die Niederlande. Als dasselbe nach Paris zurückkam, drängten sich nun erst die Feste zur Verherrlichung dieser Verbindung. Am 1. Juli 1810 gab der österreichische Gesandte Fürst von Schwarzenberg eine ganz ausgezeichnete Fête. Hiezu war ein großes Saalhaus von Holz eigens gezimmert und mit den reichsten Draperien geschmückt worden. Da geschah es, daß während des Tanzes ein Vorhang Feuer fing. Im Moment stand der ganze Saal, in wenigen Augenblicken das ganze Haus in Flammen. Schrecken und Verwirrung waren ungeheuer. Viele stürzten auf der Flucht und wurden zertreten; viele erreichten den Ausgang nicht und verbrannten elendiglich. Es verbrannte auch die Schwägerin des Festgebers, die Fürstin von Arenberg, als sie ihre Tochter rettete. Dieses Ereignis deuchte vielen eine böse Vorbedeutung; selbst dem Gewaltigen machte es tiefen Eindruck.

Napoleon versicherte seiner neuen Gemahlin oft, wie glücklich ihn ihr Besitz mache. Aber dieses Liebesglück änderte nichts an seinem Despotensinn. Seinem Bruder Ludwig von Holland schrieb er wiederholt: „Sie sind zu gut, kümmern sich zuviel um Popularität“, hieß ihn einen englischen Schmuggler, ließ ihn sogar in Paris von Gensdarmen bewachen, bis derselbe 15. März 1810 die Südprovinzen an ihn abtrat. Als sodann französische Truppen in Amsterdam einziehen wollten, dankte Ludwig 1. Juli zu Gunsten seines Sohnes ab und floh nach Teplitz, worauf Holland mit Frankreich vereinigt wurde. — Letzteres mußte noch größer werden. Am 10. Dez. 1810 erließ Napoleon ein Dekret, welches die 3 Hanse-Städte, die Fürstentümer Oldenburg, Salm, Arenberg und ein großes Stück des jungen Westfalen, d. i. alles Land nördlich einer von Wesel bis Lübeck gezogenen Linie Frankreich einverleibte. Hier entriß er nicht nur seinem Bruder Jerome die Hälfte seines Reichs, sondern der Beschützer des Rheinbundes verschlang auch drei Rheinbundsfürsten, wobei die übrigen merken konnten, was ihnen bevorstehen möchte. Norddeutschland war nun ein Teil des Kaiserreiches, ebenso Spanien bis zum Ebro.

Gerade diese zu Frankreich geschlagenen Lande mußten den Abgabendruck am härtesten fühlen. Und welch einen Geistesdruck erst! Da durfte zwischen Rhein und Trave kein Blatt, kein Buch ausgegeben werden, darin vom „deutschen Vaterlande“, vom edeln Gut der „Freiheit“ nur leise geatmet wurde. Die schärfsten Augen wachten über dem Inhalte, man verbot die Luise von Voß (S. 735), weil man eine Beziehung auf Königin Luise darin witterte 2c. Ebenso durften „ausländische Schriften“ (also auch süddeutsche) nur nach Prüfung französischer Censoren, sowie nach erlegtem Zolle hereingehen, so daß der litterarische Verkehr zwischen Nord- und Süddeutschland fast aufhörte. Mit Anstrengung arbeitete Napoleon darauf hin, die Deutschen auch in Denken, Wesen und Sprache französisch zu machen. Deutsche Zeitungen, wie der alte Hamburger Correspondent, mußten französisch erscheinen 2c. Bei jeder Gelegenheit wurde süß geflötet von der Herrlichkeit des Franzosentums, alles irgend gegen dasselbe und gegen Napoleonismus

Feindliche wurde eifrigst ausgespäht und streng bestraft. Eine geheime Polizei war wie im alten, so im neuen Frankreich thätig und füllte die Gefängnisse mit „Unzufriedenen". Und dieser Gewaltherrscher ward von Deutschen, Hohen und Niedern, mit Weihrauch umhüllt und über die Sterne erhoben: „Gott schuf Napoleon und ruhte."

§ 13. Der russische Krieg.

Im Sommer 1811 erschien ein auffallender Komet. Er war so groß und wie schrecklich sein Schweif! Gleich als ob er damit die ganze Welt zerpeitschen wollte. Aber darnach zog er ihn ein und verschwand. Napoleon steht auf der Höhe seiner Macht; alles geht nach Wunsch. Schon 20. März 1811 gebar ihm die Österreicherin einen Sohn, der in eine silberne Wiege gelegt ward; so schien auch seine Dynastie gesichert. Doch das Los wechselt und „das Unglück schreitet schnell!"

Napoleon hatte sich noch immer nicht genug erobert. Sichtbarlich ging er auf eine erneuerte römische Weltmonarchie los, was auch der seinem Söhnlein verliehene Titel König von Rom und das andeutete, daß er sich den Quirinal zum Kaiserpalast einrichten ließ. Er nannte sich schon „Kaiser des Kontinents"; jetzt blickte er begehrlich auch nach dem fernen Rußland hin. Die Freundschaft zwischen ihm und Alexander war merklich erkaltet, ja hatte sich in Spannung umgesetzt. Napoleon konnte sich auch ihm gegenüber nicht mäßigen; er verletzte ihn mit seiner stolzen Sprache und gewaltthätigen Handlungsweise. Alexander wollte zwar einen neuen Zusammenstoß vermeiden und nahm viel Kränkendes geduldig hin, so z. B. daß er Oldenburg dem nahen Verwandten, Herzog Peter, weggeraubt hatte; allmählich aber ward ihm doch der Übermut des Korsen zu drückend, er verband sich mit Schweden 5. April 1812, schloß auch 28. Mai einen Vorfrieden mit der Pforte, die ihm Bessarabien abtrat.

Napoleon seinerseits schloß Febr. 1812 Verträge mit Preußen und Österreich, welche beide sich verpflichten mußten, ihm Hilfsvolk gegen Rußland zu stellen. Österreich folgte, obgleich es 1811 Bankrott gemacht, d. h. sein Papiergeld auf $^1/_5$ seines Werts herabgesetzt hatte, versprach aber Rußland einen bloßen Scheinkrieg. Das fürchterlich ausgesogene Preußen, das doch lieber Alexander geholfen hätte, wenn der irgend vorzudringen vermochte, wurde 2. März überfallen und mußte an Napoleon seine Festungen und Vorräte überlassen. Er beorderte die Rheinbundsfürsten, starke Kontingente auf die Beine zu bringen. Ganz Deutschland war zu seinen Diensten: aber Stein, Clausewitz, Boyen, Arndt ꝛc., zogen sich nach Rußland zurück, Gneisenau nach England. Die Polen, welche immer noch ihr eitles Vertrauen festhielten, drängten sich zu den Fahnen. Schweiz und Italien lieferten ihre Scharen. Und welche Truppenmassen wimmelte Frankreich selbst heraus! Im April 1812 zog sich von allen Seiten die große Armee zusammen. Sie bestand aus 460000 Fußgängern, 85000 Reitern und 24000 Artilleristen mit 1375 großen Geschützen.

647138 Mann zogen bis November nach Rußland, darunter 337000 Fremde, die vorauszugehen hatten. Während des Aufmarsches hielt Napoleon Mai 1812 eine Fürstenversammlung in Dresden. Da sind der Kaiser von Österreich und der König von Preußen zugegen, nebst vielen andern. Alles (fast) huldigt ihm nicht als einem Kometen, nein als der rechten „Sonne, welche die natürliche an Größe und Helle übertreffe", wie sich ein Sachse ausdrückte.

Die Hauptarmee im Centrum führte er selbst; sie marschierte durch Altpreußen. Dann hatte er einen linken Flügel unter dem Oberbefehl Macdonalds, der sich an der Ostsee hinaufziehen sollte, bei welchem sich die Preußen befanden, und einen rechten Flügel unter Reynier, der in Wolhynien eindringen sollte, an dessen Ende die Österreicher standen. — Auf dem Schlachtfelde von Friedland (S. 792) hielt Napoleon siegesgewiß Heerschau. Viermalhunderttausend Mann glänzten vor seinen Augen in ihrem Waffenschmuck. Noch erläßt er eine hochtönende Proklamation:

„Rußland wird von seinem Verhängnisse fortgerissen, seine Geschicke müssen sich erfüllen", und 24. Juni 1812, für sein Unternehmen viel zu spät schon im Jahre, überschreitet er in Paradeschmuck den Niemen und steht also auf russischem Boden ohne Kriegserklärung. Alexander sah sich lediglich auf seine eigenen, den gegnerischen weit nicht gewachsenen Kräfte angewiesen.

Er fühlte sich sehr beunruhigt; doch wurde er von der Gefahr zu Gott getrieben und stärkte sich namentlich am 91. Psalm, auf welchen ihn eine fromme Gräfin gewiesen hatte. Im Volk fachte er den nationalen und religiösen Fanatismus zugleich an; so lang ein Feind auf russischem Boden stehe, lege er die Waffen nicht nieder.

Den Oberbefehl über 104250 Mann gab er Barclay de Tolly. Dieser befolgte nach längerem Zaudern, ja ohne es zu wollen, den Rat Scharnhorsts, den Feind durch immerwährendes Zurückweichen tief in's Innere hineinzuziehen, dabei allen Unterhalt vor ihm aufzuräumen und ihn dann, wenn er durch Mangel hinlänglich geschwächt wäre, zu überfallen und zu verderben. „An den großen Dimensionen des Reichs müsse er zu Grunde gehen". Darum fand Napoleon anfangs keinen Widerstand. Rasch rückte er nach Wilna vor, wo der Feind stehen sollte; Barclay hatte es eben verlassen. Ungeduldig nach einer Entscheidungsschlacht strebte er ihm nach, wobei seine hungernden Soldaten selbst noch das Land am Wege schrecklich verheerten, so daß es ihrer Rückkehr um so weniger Hilfsmittel bieten konnte. Barclay wich in einem fort und ließ es zu keiner Schlacht kommen. Napoleon verfolgte ihn in Eilmärschen und entfernte sich dadurch immer mehr von seinen Zufuhren, so daß sein Heer am Nötigsten darbte. Es stellte sich auch naßkalte Witterung abwechselnd mit Hitze verderblich für den Gesundheitszustand ein. Wirklich hatte Napoleon, als er gen Smolensk kam, bereits ein Drittel seiner Leute durch Entkräftung und Seuchen verloren. Diese Stadt der Heiligtümer mußte Barclay, welcher unterdessen seinem Hauptheere 37000 Mann unter Bagration vereinigt hatte, seiner schwierigen Russen wegen, 19. Aug., verteidigen. Wiederholte Stürme der Franzosen wurden abgeschlagen. Endlich brannte die Stadt, und hinter dem Feuer zog Barclay ab.

Über dessen heilsames Zaudern bezeigte aber das russische Volk, das darin nur Feigheit erblickte, äußerste Unzufriedenheit, daher nahm Alexander dem kühlen Livländer das Kommando ab und übertrug es dem eben vom Türkenkriege heimgekehrten Kutusow, dem Lieblinge der Nation. Napoleon, statt erst das Land hinter sich zu organisieren, marschierte vom eingeäscherten Smolensk gerade auf die alte Hauptstadt zu. Alles Volk schrie, das h. Moskau dürfe dem Eroberer nicht ohne Kampf überlassen werden; so beschloß Kutosow, ihm den Weg zu vertreten. 106000 Russen nahmen eine Stellung bei Borodino unfern dem Flusse Moskwa, gehoben von religiöser Begeisterung, denn ihre Popen hatten ihnen gesagt, daß es dem Glauben der Väter gelte. Die 123000 Westländer spornte Napoleon mit Vorhaltung neuen Siegesruhms und Verheißung baldiger Heimkehr. Brennend gingen beide Heere 7. Sept. in die Schlacht, die blutigste seit Erfindung des Schießpulvers.

Bei einbrechender Nacht lagen 80000 Menschen (52000 Russen) tot oder verwundet auf dem Plane. Die Franzosen siegten zur Not. Bei ihnen zeichnete sich Ney besonders aus, darum ihn Napoleon zum Fürsten von der Moskwa ernannte. Kutusow zog sich in voller Ordnung zurück und nahm klüglich eine Flankenstellung bei Kaluga, südlich von Moskau. Dahin lag nun der Weg offen vor Napoleon. Und dahin trieb ihn auch die heftigste Begierde; denn er rechnete, daß seine 95000 Krieger in der großen, mit Vorräten erfüllten Stadt Quartier und Verköstigung finden würden, und daß er dort den Frieden diktieren könnte. Wie täuschte er sich!

Am 14. Sept. sah er dieses Moskau vor sich mit seinen 295 Kirchen und 1500 Palästen, welche hehr über die Massen der Häuser emporragten, mit der alten Zarenburg, dem Kreml, in der Mitte, der sich mit seinen vielen Türmen und ver-

goldeten Kuppeln majestätisch hervorhob. Napoleon murmelt: Endlich! 's war Zeit! hält an der Vorstadt, erwartet die Schlüssel der Stadt auf samtenem Kissen. Aber keine Deputation will erscheinen. Also drangen die Soldaten in die Stadt ein: sie fanden alles leer und ausgestorben! Der Gouverneur, Graf Rostoptschin, hatte Moskau räumen lassen; die 200000 Einwohner zwang er alle fortzuziehen bis auf 20000 Fremde und Gesindel; auch hatten sie die Güter soviel möglich mit fortgeschafft. Die Soldaten brachen in verschlossene Häuser ein, um Nahrung zu suchen und Ruhestätten; von ersterer fanden sie wenig und letztere auf sehr kurze Frist. Denn schon in der ersten Nacht brach Feuer aus.

Napoleon meinte, es sei durch Unvorsichtigkeit seiner Leute entstanden. Man versuchte zu löschen, aber es mangelte an Spritzen, die alle mit fortgeführt waren; so ließ man dem Feuer seinen Lauf, hoffend, die Brände würden sich in sich selbst verzehren. Allein am 15. Sept. mehrten sie sich auffallend, an den verschiedensten Orten wirbelten Rauchsäulen auf. Plötzlich hieß es, die in der Stadt gebliebenen Russen stifteten die Brünste. Da ließ Napoleon 400 Verdächtige ergreifen, erschießen und zur Warnung in den Straßen aufhängen. Aber immer neue Brände entstehen, das Feuer wächst furchtbar. Am 16. Sept. erhebt sich noch ein Sturmwind, welcher das Feuer über die ganze Stadt hin ausbreitet, daß sie ein Flammenmeer wird, aus dem nur noch die hohen Türme hervorsehen. Napoleon blickte aus dem Kreml düster hinaus in das wogende Flammenmeer und „wie daraus die Feuergarben in den mannigfaltigsten Gestalten und Farben bis in die Wolken aufstiegen“ ꝛc.; bald aber stand die Kaiserburg selbst, obwohl durch breite Zwischenräume getrennt, so sehr im Feuerregen, daß er vor der Glut fliehen mußte. Die Soldaten plünderten noch, was sie konnten, und verübten dabei an den ergriffenen Russen alle denkbaren Greuel. Am 20. fielen starke Regengüsse und brachten die Brunst zum Stehen. Von 12000 Häusern blieben 2328. — Napoleon ließ bekannt machen, die russische Regierung habe barbarischerweise diesen Brand angestiftet, und beinahe so verhielt sich's auch. Der Gouverneur hatte auf eigene Faust durch die Sträflinge Moskau anzünden lassen, seinen Palast zuerst; das schwere Opfer sollte dem Reiche dienen.

Was war's nun mit der Erquickung, welche Napoleon seinen matten Kriegern hatte verschaffen wollen! Er befand sich in großer Verlegenheit. Indessen hoffte der Verblendete immer noch, Alexander werde Boten schicken und um Frieden bitten. Sie blieben aus. Da demütigte sich der Stolze und sandte 5. Okt. seinen Lauriston mit Friedensvorschlägen in's Lager Kutusows. Dieser schickte den General mit der Erwiderung zurück, er dürfe die Vorschläge kaum an seinen Herrn befördern. Napoleon wartete von Woche zu Woche auf Alexander's Antwort; vergebens. Stein hielt diesen stetig zur Ausdauer an. Nun aber ist die Jahreszeit schon so weit vorgerückt und der Weg so lang durchs öde Rußland zu wirtlicheren Gegenden; auf der Aschenstätte kann er nicht bleiben!

Nach fünf unwiederbringlichen Wochen des Wartens, 19. Okt., verließ er mit 107000 Mann und ungeheurem Troß den Ort des Grauens. Im Grimm ließ er den Kreml in die Luft sprengen. Heimkehren wollte er auf einem andern Wege, wo noch eher was zum Unterhalt, besonders der kläglichen Reiterei, aufzutreiben wäre, zog darum südlich auf das russische Hauptheer zu. Als aber sein Vortrab 24. Okt. bei Malo-Jaroslawecz auf verzweifelten Widerstand stieß, wandte er sich und zog auf der vorigen Straße durch völlig verwüstetes Land zurück. Die beutebeladene, zuchtlos gewordene Armee schleppte sich langsam vorwärts. Feindliche Korps warfen sich ihr in den Weg: es kostete Blut, doch schlug sie sich durch. Aber die Vorräte wurden verschleudert, von Marodeurs geraubt. Schon sanken viele Soldaten und noch mehr Pferde vor Entkräftung nieder. Dazu beunruhigten die Russen fortwährend, im Rücken, in der Flanke, töteten und fingen, was sich seitwärts verlor oder zurückblieb. Wenn ihre Führer kräftiger gehandelt und besser zusammengewirkt hätten, sie würden die Armee vernichtet haben. Aber nicht der Mensch, die Allmachtshand Gottes sollte den Tyrannen bewältigen! — Später als gewöhnlich, 5. Nov.,

begann der russische Winter. Es schneite massenhaft, darnach trat schneidender Frost ein. Nun fielen die ausgehungerten Pferde zu Tausenden.

Gespannlos blieben die Kanonen stehen und die Wagen mit dem schönen Raub und die Geldwagen mit den blinkenden Napoleonsd'or. Die Menschen aber schleppten sich jämmerlich durch den tiefen Schnee; die meisten warfen ihre Waffen weg, um das Leben zu retten. Da sah man sie hinschleichen ausgezehrt, hohläugig, in Pelzen, Weiberröcken, gegen den steigenden Frost doch nicht genugsam geschützt. Die Kälte erreichte 28 °. Und dabei der grausame Hunger! Stürzte ein Pferd, das sich so weit gefristet, so fielen sie wie Geier darüber her und schlugen sich um ein Stück davon; andere blieben am Gerippe verhungernd liegen. Sie sahen am Abend die Trümmer eines verheerten Ortes und strebten dahin, um zwischen den Mauerresten ein Feuer anzuzünden und sanken oft vor dem Ort noch entseelt in den Schnee. Die Hineingelangenden waren so gierig nach Wärme, daß sie sich die Füße verbrannten, ja wahnsinnig gewordene stürzten sich lachend in die Flammen. Am Morgen lagen die Erfrorenen haufenweise um die Feuerstelle her. Noch mehrere aber blieben draußen liegen in der unermeßlichen Schneesteppe. Neugefallener Schnee deckte sie zu; so entstanden kleine Hügel auf der Ebene. Nachziehende, die vor Ermattung nicht weiter konnten, setzten sich darauf und erstarrten auf den erstarrten Brüdern. Einer hatte die abgenagten Finger im Munde, ein anderer in den Leichnam des Kameraden gebissen 2c. Es war ein furchtbares Gottesgericht, daß der Sünder den noch immer lebendigen Gott erkennen möge.

Noch 49 000 Bewaffnete zogen 9. Nov. in Smolensk ein, wo man neue Truppen fand und mitnahm. Der Rest gelangte 25. Nov. an die Beresina, und ihrer 30000, meist Deutsche und Polen, erkämpften hier den Übergang über den Fluß gegen



Fig. 361. Trümmer der französischen Armee bei der Rückkehr aus Rußland. (Nach Geißler.)

zwei, von Nord und Süd heranrückende Russenheere, wenn auch mit großem Verluste. Von der Beresina bis nach Wilna löste sich aber alles auf, während Hunger, Kälte und umschwärmende Kosaken an den Flüchtenden würgten. Über den Grenzfluß Niemen kamen von dem riesigen Hauptheere noch 1600 Kampffähige. Napoleon hatte schon vor Wilna seine Kriegsgefährten verlassen. Auf einem Bauernschlitten, tiefverhüllt neben drei vermummten Generälen sitzend, flog er nach Warschau.

Mehrmals äußerte er, „daß vom Erhabenen zum Lächerlichen nur ein Schritt sei. Ich habe mich noch nie so wohl befunden als jetzt! Wenn ich den Teufel hätte, so würde ich mich nur desto besser befinden! Nur schwache Seelen verloren die gute Laune und träumten von Unglück; die starken bewahrten ihren Frohsinn." (Schriebs 3. Dez.) Anders griff das schauderhafte Ereignis den meisten ans Herz, als es nun in Deutschland und weiterhin bekannt wurde. Auch rohe Gemüter erkannten, daß hier der Allmächtige zu Gericht gesessen sei. Und weithin unter den Völkern regte sich die frohe Hoffnung auf baldige Erlösung vom Tyrannenjoch.

Windschnell war Napoleon nach Paris gereist, wo er noch vor der Kunde seines Mißgeschicks eintraf. Er berief 19. Dez. die Minister und verkündigte ihnen „den Untergang der großen Armee infolge des zu früh eingetretenen Winters." Da machte man allerdings große Augen, nach den vielen Siegesbotschaften. Er versicherte, daß noch gar nichts verloren sei; nur sei nötig, sich auf's neue drohend zu rüsten. Er

schalt über ihr Verhalten während seiner Abwesenheit. Sein festes Auftreten imponierte. Man pries ihn als den Hort Frankreichs und erklärte sich zu allen Opfern bereit, um Frankreichs Ruhm herzustellen.

Übrigens hatte er auch in Preußen und Polen noch bedeutende Streitkräfte; auf die Rheinbundsfürsten konnte er zählen; in Frankreich und Italien standen ihm große Mittel zu Gebot. Er selbst trug die Brust so hoch, daß er im Moniteur sagte: „Wären selbst die feindlichen Heere auf der Höhe von Montmartre, so soll doch nicht ein Dorf von allen dem großen Reiche einverleibten Provinzen abgerissen werden."

§ 14. Wie Preußen herrlich aufsteht.

Groß war die Freude aller Patrioten in Deutschland über des Stolzen Demütigung. Wer aber erhebt sich zuerst gegen ihn? Preußen hatte er am ärgsten mißhandelt; Preußen konnte auch mit allen Ehren von ihm abtreten, denn er hatte den Vertrag von Tilsit und den neuesten nicht gehalten, das Reich beim Durchmarsche wie ein feindliches Land behandelt *rc.* Ja die Selbsterhaltungspflicht gebot, wider ihn aufzustehen, war doch offenbar, worauf er es abgesehen. Aber noch befanden sich die Festungen in den Händen der Franzosen und der König selbst wurde in Berlin bewacht. Wie konnte er an eine Schilderhebung denken?

Da gab der preußische General York der Sache die erste Wendung. Dieser befehligte mit außerordentlicher Vollmacht das Hilfskorps auf jenem linken Flügel, welcher Riga belagerte. Als nun Marschall Macdonald nach dem Unglücke des Hauptheeres sich zurückzog, wurde York von ihm getrennt, indem er an der russischen Grenze stehen blieb. Und als die Vorhut der Russen unter Diebitsch herankam, schloß er auf eigene Faust mit ihm in Tauroggen einen Waffenstillstand, 30. Dez. 1812, darin er sich zur Neutralität verpflichtete, um sein Korps zu retten. Sein König, der ihm anbefohlen, nach den Umständen zu handeln, konnte den Vertrag öffentlich nicht gutheißen; erst 12. Febr. billigte er die kühne That. Gemäß dem Vertrag aber rückten die Russen in Preußen ein, und alles Volk begrüßte sie jauchzend als Befreier, während die Franzosen scheu zur Oder zurückwichen. Die Stände Ostpreußens versammelten sich auf Stein's Rat, erhoben Steuern und errichteten eine Landwehr aus allen Waffenfähigen. Der gute König aber entwich, 22. Januar 1813, nach Breslau, um, der französischen Bewachung erledigt, frei handeln zu können. Dann ordnete er umfassende Rüstungen an, die sein trefflicher Scharnhorst, jetzt wieder Kriegsminister, leitete.

Friedrich Wilhelm war ein gar ernster Herr, unschlüssig, auch gewissenhaft; er kämpfte einen harten inneren Kampf. Aber er sah alles schmähliche Unrecht, alle die Drangsal und Qual, die er mit seinem Volke erduldet, und Napoleons finstern Plan der Zerschlagung seines Staates; und die hehre Gestalt seiner Luise trat vor seine Seele und winkte zu mannhaftem Entschlusse. Er verordnete, 3. Febr., daß Freiwilligenkorps sich bilden; alles drängte sich massenhaft dazu; 10. Febr. wurde die allgemeine Dienstpflicht verkündet. Schon 8. Febr. begeistert Prof. Steffens 200 Studenten, sich mit ihm einschreiben zu lassen. Nun bot auch der siegesfrohe Alexander, durch herbe Prüfungen gezüchtigt, die Hand zu Erneuerung ihrer Freundschaft und zu einem dauernden Bund, 26. Febr. Freilich brachte er nur 40 000 Russen mit. Aber: „Sie wollten zusammenstehen mit ganzer Lieb und Treue und mit allem Vermögen, um ihre Länder und Europa mit des Höchsten Beistand vom französischen Joche zu befreien." So zogen die Verbrüderten 13. März in Breslau ein unter dem Jubelsturm der Bevölkerung, welche sie als Retter und Führer zu einem neuen würdigeren Dasein begrüßte. Österreich schloß wenigstens Waffenstillstand mit Rußland. Gneisenau brachte 11. März die Verheißung britischer Hilfe und eines schwedischen Landungsheeres.

Sofort erklärte, 17. März, der König den Krieg und erließ einen Aufruf an sein Volk. Er wies es hin auf den Übermut und die Treulosigkeit der Franzosen, erinnerte an das, was es sieben Jahre lang gelitten, zeigte, was ihm bevorstehe, wenn es nicht

siege. Große Opfer würden gefordert; aber es würde sie lieber dem Vaterlande bringen, als dem fremden Despoten. „Es ist der letzte, entscheidende Kampf; wir haben keinen andern Ausweg als Sieg oder Untergang. Gott aber wird der gerechten Sache den Sieg verleihen!“ Die Krieger ermahnte er, zu kämpfen „mit Gott für König und Vaterland“, und stiftete den Orden des eisernen Kreuzes für Tapferkeit im heiligen Kriege. — Friedrich Wilhelms Aufruf begeisterte wunderbar sein ganzes Volk; alle nötigen Opfer wurden freudig gebracht.

Das Volk zeigte eine Begeisterung und einen Opfermut, die einzig in der Geschichte dastehen. Jünglinge und Männer aller Stände eilten unter die Fahnen; Fürstensöhne luden sich den Tornister auf; Edelleute und Bauern, Professoren und Studenten, Beamte und Handwerker, Kaufleute und Schreiber, alles stellte sich in Reih und Glied; Familienväter, von Weib und Kindern sich losreißend, kühne Jungfrauen sogar in Mannestracht, scharten sich ein. Der Staat brauchte nicht für Montur und Rüstung zu sorgen, das leisteten die Gemeinden und einzelne; die Reichen gaben ihr Geld, ihre Kleinode, Trauringe, ihr Silber bis auf den letzten Kaffeelöffel, Jungfrauen ihr Haar, die Armen ihren letzten Groschen. Hinter der Linie, welche dank der neuen (S. 794) Einübungsweise in ein paar Monaten auf 140 000 Mann gebracht ward, trat eine ebenso zahlreiche Landwehr zusammen. Außerdem bildeten sich Freischaren, unter welchen die des Majors von Lützow hervorleuchtete, zu der sich, Jahn voran, die Blüte der Jugend drängte, unter der auch der Vaterlandssänger Theodor Körner focht und fiel. Die ausrückenden wurden in den Kirchen eingesegnet und zogen unter Glockengeläute zum Kampfe aus, voll der Sehnsucht nach dem schönen Tode fürs Vaterland. Und aus den Zurückgebliebenen wurde noch ein Landsturm gebildet. Die Flamme der Begeisterung stieg wie eine Riesenlohe auf, daß ganz Europa sich daran erwärmte.

Die 40 000 Russen drangen unterdessen vor und die Franzosen wichen aus Berlin, so daß Friedrich Wilhelm wieder in seiner Väter Schloß einkehren konnte. Russen und Preußen aber vereinigten sich jetzt unter Kutusow als dem Oberfeldherrn, der 25. März im Namen des russischen Kaisers und des Preußenkönigs alle Deutschen aufrief, Unabhängigkeit von fremder Herrschaft und „Wiedergeburt eines ehrwürdigen Reichs“ verhieß und alle Fürsten, Edle und Männer aufforderte, der gerechten Sache gegen den fremden Zwingherrn unverzüglich beizutreten; der Rheinbund habe aufgehört zu sein. Das befreite Deutschland solle sich selbst eine Verfassung geben, und der Zar werde seine schützende Hand darüber halten. Allein dieser Aufruf hatte geringen Erfolg. Der österreichische Hof ermutigte unter der Hand das preußische Vorgehen. Aber den Rheinbund durch rasches Vorgehen zu sprengen, wie Scharnhorst riet, erlaubte der Zauderer Kutusow nicht. Nur der Herzog von Mecklenburg-Schwerin wagte es, sich anzuschließen.

§ 15. Kampf gegen den Unterdrücker in Deutschland.

Schon 24. April 1813 eilte Napoleon aus Mainz herbei. Er hatte 350 000 frische Truppen, sehr junges Blut wohl, ausgehoben, auch Kerntruppen aus Spanien herbeigezogen und den Rheinbund frische Kontingente stellen lassen. Der große Meister hatte schnell wieder ein zahlreiches Heer beisammen, welches fortwährend wuchs. Er trug das Haupt wieder ganz stolz. Gegen ihn standen vorerst nur Russen und Preußen; denn England gab für den Krieg höchstens Geld her und nur an die wenigen Schweden, die Norwegen in Deutschland erobern wollten.

Russen aber waren nur 40 000 in Deutschland und die Mehrzahl der Preußen erst in der Ausrüstung begriffen. Auch mußten die Alliierten manche Streitkräfte auf Beobachtung der vielen in französischen Händen befindlichen Plätze verwenden. Demnach konnten sie dem Napoleon nicht mit gleicher Macht entgegentreten. Kutusow war gestorben.

Indessen brannten die Preußen von Kampfbegierde, und so griffen sie 2. Mai bei Großgörschen mit 69 125 Mann die 120 000 Franzosen an. Es war eine hohe Freude, wie heldenhaft sich die Bursche schlugen, auch unter dem unfähigen Wittgen-

stein. Zwar mußten sie sich zuletzt vor der Übermacht zurückziehen, aber das geschah in vollkommenster Ordnung, und sie hatten mehr Gefangene gemacht als der Feind und weniger Leute verloren. Durch das Kraftgefühl, das diese Schlacht in ihnen hervorrief, gewann sie die Bedeutung eines Sieges. Einen überaus schmerzlichen Verlust freilich erlitten sie infolge derselben; der herrliche Scharnhorst erhielt hier eine leichte Wunde, welche, weil er sich in seinem Diensteifer nicht schonte, tödlich ward. — Die Alliierten nahmen mit 82000 Mann eine feste Stellung bei Bautzen in der Lausitz. Napoleon, durch Deutsche verstärkt, stürmte mit 170000 Mann gegen ihre Verschanzungen. Mocht' es noch so viele Menschenleben kosten, wenn er nur die feindliche Macht zerbräche. Diese wiederum an Kräften so ungleiche Schlacht währte zwei Tage, 20. 21. Mai. Die Alliierten kämpften wie die Löwen; doch würden sie hier den Todesstoß bekommen haben, wenn nicht Blücher rechtzeitig den Kampf abgebrochen hätte. Ohne Verlust an Gefangenen und Kanonen zog man nach Schlesien zurück.

Napoleon mußte 10000 Tote begraben und 18000 Verwundete in die Lazarete von Dresden schaffen lassen. Und Einen verlor er, der ihm näher ging als aller andere Verlust, seinen Freund, den Großmarschall Duroc, welcher an seiner Seite von einer Kanonenkugel zerschmettert wurde. Napoleon wurde davon tief erschüttert; er hatte keinen Glauben, aber genug Aberglauben, auf Vorzeichen zu achten. Auch stutzte er vor dem Geist, mit dem er es nun zu thun hatte, und wünschte einen Waffenstillstand, sein Heer zu ergänzen, namentlich mit Reiterscharen, daran es ihm mangelte. Dann hoffte er, das unsichere Österreich aus der Neutralität, die es eingenommen, zur Allianz vom März 1812 zurückzuführen. Die Verbündeten, welchen Barclay mit Abzug nach Polen drohte, nahmen sein Anerbieten bereitwilligst an.

Der Waffenstillstand wurde in Poischwitz 4. Juni geschlossen zum größten Schrecken der Vaterlandsfreunde, welche schon einen faulen Frieden dahinter erblickten. Er dauerte durch Verlängerung bis in den August hinein; doch sollten jene Besorgnisse sich nicht erfüllen. Aus besonderem Grimm gegen die hochbegeisterten Lützow'schen Jäger ließ Napoleon 17. Juni bei Kitzen die Freischar überfallen und zusammenhauen, nachdem er sie durch Heimtücke sicher gemacht hatte. Da zuckte eine nützliche Entrüstung durch Deutschland hin. — Österreich war während des Waffenstillstandes ernstlich bemüht, einen Frieden zu vermitteln. Es stellte für Napoleon in der That sehr günstige Bedingungen; er solle den Rheinbund behalten, auch die Niederlande, auch Italien, nur Polnisches und Illyrien herausgeben. Allein aufgebracht darüber, daß sein Schwiegervater zwischen ihn und seine Feinde trete, statt es mit ihm zu halten, mochte Napoleon auf die gemachten Vorschläge nicht eingehen und nicht einmal Österreich zurückgeben, was es 1809 verloren.

Metternich begab sich noch zu ihm nach Dresden, um ihn zur Nachgiebigkeit zu stimmen; in dieser 9stündigen Unterredung wurde Napoleon, 26. Juni, so zornig, daß er manch thörichtes Drohwort sprach, sogar seinen Hut in eine Ecke warf; Metternich hob ihn nicht auf. Dennoch mußte Napoleon endlich Österreichs Vermittlung annehmen, aber er that's widerwillig, allen Bitten seiner Vertrauten unzugänglich, immer bemüht, sich nicht zu binden. So wurde der kriegsscheue Franz den Russen und Preußen in die Arme getrieben, blieb aber immer bemüht, den Aufschwung zu dämpfen.

Mitternacht 10. Aug. endete der Waffenstillstand, und sogleich erklärte Kaiser Franz den Krieg. Ein gewaltiges Ereignis, welches durch eine Reihe Freudenfeuer von Prag nach Schlesien hinein verkündigt wurde. Durch Österreichs Beitritt erhielt die Koalition einen großen Zuwachs von freilich schwunglosen Streitkräften und eine sehr vorteilhafte Heeresstellung. Nun war's auch anders unter den Verbündeten als früherhin; Mißtrauen und kleinliche Nebenbuhlereien störten weniger ihr Verhältnis. Und England zahlte nun auch Hilfsgelder, freilich viel mehr an Russen und Schweden als an das meistleistende Preußen. — Mit aller Energie hatte Napoleon die Aufstellung einer furchtbaren Macht betrieben und wirklich 500000 Mann

zusammengebracht. Wellington hatte 21. Juni bei Vittoria den Marschall Jourdan total geschlagen und nahte den Pyrenäen; so ließ denn Napoleon Spanien fahren und häufte 450 000 Mann in Sachsen, während Davout Hamburg niederhielt. Aber auch die Verbündeten hatten die Ruhezeit wohl benützt; bei den Preußen stand jetzt das kampffähige Volk unter den Waffen. Der so klein gewordene Staat schaffte 250 000 Mann, Österreich 200 000, Rußland 200 000; zusammen nahe an 700 000 Mann.

Freilich mußten auch sie sehr zerteilt werden. In den drei größeren Heeresmassen waren zum Ausdruck und zur Förderung der Einmütigkeit die Nationen gemischt: 1) das Böhmische oder Hauptheer, bei welchem sich die Monarchen aufhielten, 237 000 Mann stark, unter Schwarzenberg, 2) das Schlesische Heer, 95 000 Mann, unter Blücher, und 3) das Nordheer von 154 000 Mann, welches Alexander seltsamerweise dem schwedischen Kronprinzen Bernadotte, weil in Napoleons Schule gebildet, anvertraute, obwohl er nur 20 000 Schweden dazu brachte. Oberfeldherr wurde der österreichische Feldmarschall Fürst v. Schwarzenberg, ein erfahrener Mann und feiner Diplomat, doch zu bedächtlich für einen Feldherrn. Das meiste thaten die preußischen Führer durch verständige Nachgiebigkeit in Nebensachen und Kühnheit und Festigkeit, wo es galt. Der rechte Feldhauptmann war der Preuße Blücher, zwar weniger militärisch gelehrt, aber ein unübertrefflicher Naturalist (von der Natur gelehrter Kriegsführer), der mit großem Scharfblick im Moment erkannte, was zu thun sei, und blitzschnell am rechten Orte dreinschlug, ein Greis mit Jünglingsfeuer, immer gutes Muts auch in höchster Not, und voll Zorns gegen den Preußen- und Weltverderber. „Laßt ihn machen," konnte er sagen, „er ist doch ein dummer Kerl!" Und er hatte zum ruhigen Entwurf der Plane und zur hütenden Umsicht den vortrefflichen Gneisenau an der Seite, den er selbst einmal „seinen Kopf" nannte, wiewohl er wahrhaftig selbst einen hatte.

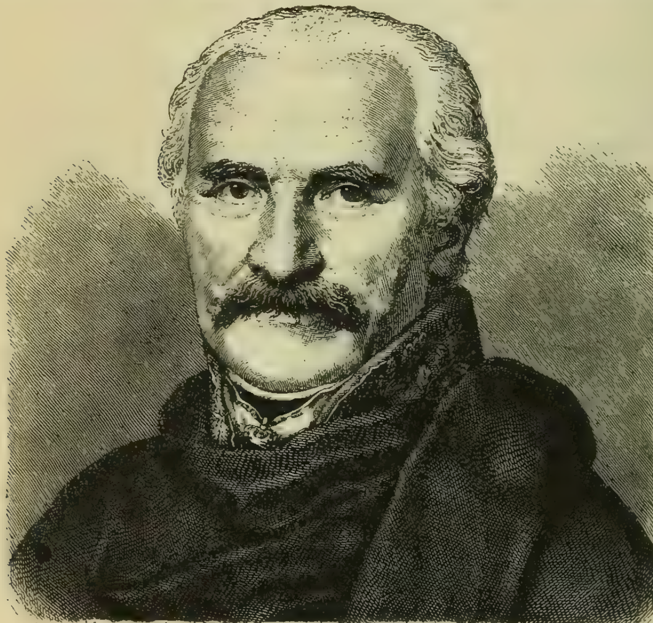


Fig. 362. Marschall Blücher. (Nach H. C. Gröger.)

Die Verhältnisse der Alliierten standen jetzt glückverheißend, und ihr erstes Zusammentreffen mit dem Feind rechtfertigte Deutschlands frohe Erwartung. Napoleon, welcher mit seiner Hauptmacht in Dresden lag und dort seinen Geburtstag (zum letztenmal) mit hohen Festen feierte, beauftragte den Marschall Oudinot mit 70 000 Mann, Berlin einzunehmen. Oudinot marschierte hin. Das Nordheer sollte die Hauptstadt decken; aber Bernadotte regte sich nicht. Da warf sich der unter ihm stehende Bülow auf eigene Verantwortung bei Großbeeren, 23. Aug., mit 50 000 Mann nicht völlig eingeübter Landwehr dem Feind entgegen.

Es regnete viel und die Flinten gingen nicht los. Da wendeten die Märkischen und Pommer'schen Bauern die Flinten um und schlugen ganze sächsische Bataillons mit dem Kolben

nieder. „So flutscht et bäter!" sagten sie. Die Franzosen aber schauderten und flohen über Hals und Kopf. Das war ein schöner Erstlingssieg.

Nach der Verabredung sollte nun Schwarzenberg mit dem Hauptheere aus Böhmen nach Sachsen vorrücken, und da Napoleon mit dem größten Teile seiner Truppen nach Schlesien aufgebrochen war, um den Blücher anzugreifen, gedachte er Dresden zu überrumpeln. Das konnte er auch auf den ersten Anlauf; denn es lag nur noch der Marschall St. Cyr mit 20000 Mann darin. Aber da brachte er einen Tag vor Dresden unthätig zu. Als er, 26. Aug., den Sturm begann, war Napoleon, durch Eilboten gerufen, mit dem Kern seiner Truppen zurückgekehrt, ließ die feindlichen Angriffskolonnen ganz nahe herankommen und warf sie dann mit furchtbarem Kartätschenhagel zurück. Alles merkte sein Wiederdasein. Nun hätte Schwarzenberg noch in guter Ordnung den Rückweg antreten können; allein er erneuerte die Schlacht am 27., um den Abzug zu sichern. Da machte Napoleon Ausfälle mit starken Massen und schlug die Verbündeten jämmerlich, daß sie unter strömendem Regen sich in die Winkel des Erzgebirges flüchten mußten. Sie hatten 30000 Mann eingebüßt, meist gefangene Österreicher.



Fig. 363. Graf Neithardt von Gneisenau. (Nach Carol. v. Riedesel.)

Darüber trösteten drei herrliche Siege, welche fast zu gleicher Zeit davongetragen wurden. Zunächst hatte Napoleon den Vandamme mit 40000 Mann beordert, den Engpaß des Erzgebirges bei Teplitz, den Hauptrückzugsweg des geschlagenen Heers, zu sperren. Vandamme drang auch bis zum Dorfe Kulm vor. Allein dort stand bereits der russische General Eugen von Württemberg mit 15000 Mann wohlgeschonter Garden, und damit hielt der Brave, 29. Aug., den viel stärkern Feind auf. Mühsam drückte ihn Vandamme ein wenig zurück. Es stießen jedoch so viele vom fliehenden Heere zu ihm, daß man dem Feind die Wage halten konnte. Bei der Erneuerung des Kampfes am 30. erschienen Preußen unter Kleist im Rücken der Franzosen, so daß diese zwischen zwei Feuer gerieten. Nach verzweifeltem Widerstande mußte sich Vandamme mit seinem Rest von 10000 Mann gefangen geben. Der Verlust bei Dresden war aufgewogen; der Feldzugsplan hatte sich bewährt.

Und welch eine Botschaft, jetzt aus Schlesien herüber! Napoleon hatte, nach Dresden zurückeilend, den Macdonald mit 80000 Mann gegen Blücher stehen gelassen. Vor ihm selbst hatte sich letzterer wohlweislich zurückgezogen; als er aber merkte, daß der Starke von dannen wäre, rückte er wieder vor gegen die Katzbach hin. Eben kam, 26. Aug., das Macdonald'sche Heer über die Neisse spaziert; Blücher sah lange zu. Auf einmal sprach er: „Nu, Kinder, haben wir genug Franzosen herüber, nu Vorwärts!" Es war dasselbe Schlachtfeld, wo einst die Schlesier mit den Mongolen gerungen (S. 389), und noch stand das Kloster Wahlstatt, zum Gedächt-

nis hingebaut. Die Preußen fielen grimmig über die Franzosen her. Auch hier regnete es stark; so schlugen sie ihre Feinde massenweise mit den Kolben tot. „Heut' geht's gut, Vater Blücher!" riefen sie. Wie der Kampf schwankt, setzt sich Blücher an die Spitze seiner Reiterei, ruft: „Vorwärts! Hurrah!" wirft die französische im Wettersturm und jagt, was von Feinden vorhanden ist, gegen die wütende Neiße und der Katzbach zu, in deren Fluten Tausende ertrinken. Es folgten noch einzelne Verfolgungsgefechte in der Nähe; 1. Sept. war kein freier Franzose mehr in Schlesien: Blücher hatte 103 Kanonen erobert, 18000 Gefangene gemacht, und Macdonald trat vor seinen Kaiser mit dem Seufzer: „Sire, Ihre schlesische Armee existiert nicht mehr!" Und von Blüchers Leuten waren nur 3400 Mann geblieben! Der Soldat jauchzte ihm zu, wo er ihn sah, und hielt sich unter ihm für unüberwindlich. Er wurde zum Fürsten von Wahlstatt erhoben; die Soldaten aber nannten ihn nur den Marschall Vorwärts! — Und rasch folgte ein glorreicher Sieg des Nordheeres, nämlich wieder eines Teils desselben.

Abermals schickte Napoleon einen Marschall zur Eroberung der preußischen Residenz, diesmal seinen besten, den Ney, mit 70 000 Mann. Er rechnete dabei auf die Unthätigkeit des schwedischen Kronprinzen. Der rührte sich auch diesmal nicht, so daß die preußischen Generale ernsten Verdacht schöpften. Da führte aber wieder der Bülow seine 40 000 Preußen für sich selbst gegen den Feind und schlug ihn bei Dennewitz, 6. Septbr., zu seinem unvergänglichen Ruhme. Nach vollbrachtem Werk kam Bernadotte herbei und verweigerte seine Reiterei zur Verfolgung des Fliehenden. Nun begann ein Bataillon Sachsen es mit dem Übertritt zu versuchen. Diese prächtigen Siege verursachten einen herrlichen Jubel durch ganz Deutschland. Am 3. Sept. beschloß man die Auflösung des Rheinbunds, und Bayern, durch ein Schreiben Alexanders gewonnen, kündigte Napoleon die Gefolgschaft.

Langsam rückte Schwarzenberg, durch Bennigsens 60000 verstärkt, aus Böhmen gegen Chemnitz vor. Blücher mit der schlesischen Armee kam von der Lausitz her nach Sachsen, indem er 3. Okt. durch York den Übergang über die Elbe bei Wartenburg glorreich erkämpfte. Er bewog Bernadette durch vieles Drängen, daß er 4. Okt. gleichfalls den Strom überschritt. Napoleon merkte, wie nun die Alliierten ihn in die Mitte nehmen wollten; schon schwärmten Deutsche hinter ihm bis zur Weser, ja Tschernitschew vertrieb seinen Bruder aus Kassel. Da fand er es für gut, mit dem Gros seiner Armee 7. Okt. von Dresden nach Düben zu ziehen, wo jetzt Blücher stand, um diesen gefährlichsten Feind noch einzeln zu erhaschen. Aber der Feuergreis war allewege kein Hitzkopf; er wich wieder vorsichtig beiseits. Im altertümlichen Schlosse von Düben weilte Napoleon 10.—13. Okt. und wußte nicht, was thun; die Wolken schauten so finster herein, der Wind klapperte so hart an den bebleiten Fenstern. Er redete fast nichts und seine Generale noch weniger. Endlich raffte er sich auf, seinen Feinden noch eine Hauptschlacht anzubieten. Herolde fliegen nach allen Seiten, sein Korps um Leipzig zu versammeln. Dahin geht er selbst am 14. und hört schon das Feuer von Süden her, wo das gewaltige Reitergefecht bei Liebertwolkwitz eben die Völkerschlacht einleitet. Schwarzenberg gebot endlich allen verbündeten Truppenteilen, sich schleunigst gegen Napoleon zu kehren und ihn einzuschließen. O wie freudig eilten sie herbei! Nur der Kronprinz zögerte beharrlich! 15. Okt. Abends war schon die weite Ebene von Truppenmassen bedeckt.

Napoleon lag mit 180 000 Mann um die Stadt herum, zumeist südlich von ihr. Die Verbündeten umzogen ihn in weitem Bogen; sie zählten 192 000 Mann (ohne die Nordarmee). Auf der schwächern Seite war die Einheit des Willens und das größte Feldherrntalent. Nachts stiegen aus Schwarzenbergs Hauptquartier weiße Raketen auf, und aus Blüchers rote, Signale, daß man zur vereinten Schlacht bereit sei. Wie viele Gebete stiegen auch auf aus der Krieger Reihen und im weiten Land umher!

Der Morgen des 16. Okt. brach an, mit dem die Völkerschlacht beginnen sollte. Allenthalben ward es rege; die Soldaten stellten sich zum gewaltigen Ringen.

Der Kampf dieses Tages bestand aber aus einer Reihe von Gefechten, weit von einander getrennt. Wesentlich war's eine Doppelschlacht um Wachau und Möckern: im Süden griff Eugen von Württemberg mit Preußen und Russen den Marschall Viktor bei Wachau an: hier fand heute die Hauptschlacht statt. Sein erster Ansturm brachte den Feind zum Weichen: aber 300 Kanonen schmetterten seine Leute nieder, er mußte mit Verlust der Hälfte zurück.

Giulay mit Österreichern griff den Bertrand bei Lindenau an, welcher dort die einzige Rückzugsstraße der Franzosen deckte; Giulay hatte den Ort schon erobert, wurde wieder hinausgeworfen. Der österreichische Merveldt kämpfte erfolglos gegen die Polen unter Poniatowski um den Übergang über die Pleiße; zuletzt wurde er gar gefangen. Fast nirgends gewannen die verzettelten Alliierten neuen Boden. Napoleon bewährte den alten Kriegsruhm. Auf einmal ließ er eine Masse von 9000 Reitern unter Mürat gegen das Centrum ansprengen; die rannten alles nieder und stürmten bis dicht an Gossa hin, wo die Monarchen von Rußland und Preußen auf einem Hügel standen; kaum konnten die Wütenden noch abgetrieben werden. Napoleon sah's um 4 Uhr und ließ mit allen Glocken „Sieg" läuten. Zu früh!

Im Norden aber kämpfte Blücher durch seinen alten Eisenhart York stundenlang blutig gegen Marmont um das Dorf Möckern: viermal zurückgeworfen, stürmten sie stets von neuem an und erstürmten es mit ihren letzten Kräften, die so furchtbar aufflammten, daß sie das Marmont'sche Korps teils nieder, teils in die wildeste Flucht arbeiteten. Es war ein teuer erkaufter Sieg nach dem blutigsten Kampfe des ganzen Feldzugs. Man machte noch 2000 Gefangene und erbeutete 53 Kanonen. So haben denn am ersten Tage Blüchers Preußen die Schlachtehre der Verbündeten gerettet. Bei Möckern verlor die zweite preußische Brigade alle ihre Offiziere bis auf einen. Hätte Bernadotte eingegriffen, so konnte an diesem Abend Leipzig genommen werden!

Tausende von Wachtfeuern brannten ringsumher, und ganze Dörfer brannten dazwischen. Und viel tausend Verwundete ächzten auf dem kalten Blutfelde, mancher Sterbende betete noch um des Vaterlandes Befreiung. Napoleon blieb die Nacht über im Zelt unter seinen Garden. Den gefangenen Merveldt entsandte er an den österreichischen Kaiser mit einem Briefe: er wolle jetzt den Rheinbund fahren lassen; daraufhin möge sein Schwiegervater einen Waffenstillstand vermitteln. So unterließ er am 17. Okt. die Erneuerung des Kampfes und war auf den Rückzug bedacht. — Auch die Verbündeten lassen die Waffen ruhen, indem sie erst die Ankunft des Nordheeres abwarten wollten, um den Kreis zu schließen. So verlief der Sonntag fast ruhig. Nur Blücher griff den Feind im Dorfe Eutritsch an, verjagte und verfolgte ihn bis an eine Vorstadt Leipzigs, ehe eine Ordre des Oberbefehlshabers ihn zurückwies. Napoleon harrte einer Antwort, dann wachte er die ganze Nacht, um die Hauptschlacht zur Sicherung des Rückzugs vorzubereiten.

Der Morgen des 18. Okt. enthüllte die Stellung der beiderseitigen Streitkräfte. Die Franzosen standen in engerem Kreis um Leipzig her, und die Verbündeten umbogen sie im Halbkreis. Der heillose Gascogner oder Schwede fehlte noch immer, obwohl ihm Blüchers fliegende Adjutanten ein „Vorwärts!" um's andere zuriefen. Im Nordwesten blieb eine Lücke; doch schadete es im ganzen nicht, standen doch 290 000 gegen 150 000! — Um 8 Uhr donnerten 1000 Kanonen, daß alle Fenster klirrten: viele Leipziger flüchteten in die Keller. Die Heeressäulen rückten vor, und allenthalben entspann sich der Kampf, der wütendste tobte um Probstheida, den Schlüssel der Stellung Napoleons. Barclay wollte ihn mit aller Macht gewinnen: eine ihn verteidigende Division nach der andern sank hin: aber selbst seine alten Garden opferte Napoleon, der bei der Mühle von Stötteritz stand, und nicht vergeblich. Doch rechts und links von ihm glückte es heute seinen Gegnern. Bennigsen eroberte im heißen Ringen Holzhausen und Paunsdorf von Macdonald; Blücher vertrieb den Ney von der Parthe und jagte den Marmont gegen Schönfeld hin 2c. Mitten im Gefechte traten 3000 Sachsen, des Fremdendienstes müde, zu den Alliierten über: ebenso 600 Württembergische Reiter. Endlich 4 Uhr erschien auch der Berna-

dotte und machte sein Loch zu, die Russen und Preußen unter ihm nahmen noch ein paar Dörfer. Als die Sonne sich neigte, stimmten die Russen ein Danklied an und Tausende sangen mit. Die Nacht sank nieder. Napoleon war auf beiden Flügeln geschlagen, hatte sich aber im Centrum behauptet.

So hatte auch seine junge Garde den Rückzugsweg über Lindenau gegen den schwach andringenden Österreicher Giulay mit Erfolg verteidigt. Blücher erkannte gleich, daß Napoleon die Retirade beschlossen habe, zog doch bereits sein Heergerät gen Weißenfels ab. Da bat er um 20 000 Reiter, querfeldein vorauszueilen und den Rückweg zu verlegen. Sie wurden ihm nicht gewährt; Schwarzenberg fand es nicht ratsam, den Feind zur Verzweiflung zu bringen. Als Napoleon bei der Windmühle die Anordnungen zum Rückzug beendigt hatte, setzte er sich auf einen Schemel und fiel in Schlaf. Stumm umstanden ihn seine Generale und schauten in sein bleiches Gesicht. Nach einer Viertelstunde erwacht, warf er einen großen Blick im Kreis umher, ritt nach Leipzig hinein und herbergte im „König von Preußen".

Am 19. Okt. gewahrten die Verbündeten, daß die Masse des Feindes, 96 000 Franzosen, verschwunden sei und seine Rheinbündler und Italiener in die Stadt hinein eilten. Die verrammelten Thore wurden gestürmt. Napoleon verabschiedete sich von seinem treuen Genossen, dem Sachsenkönige, welchem er Hoffnung auf baldige Wiederkehr machte, und ritt nur mit Mühe durch den Menschenknäuel. Blutiger Straßenkampf! Alles drängt sich nach der Elsterbrücke; da fliegt sie plötzlich in die Luft; Napoleon hatte befohlen sie zu sprengen, wenn sein Heer hinüber wäre; der Unteroffizier zündete die Mine zu früh an. Noch sind 25 000 Mann zurück. Viele stürzen sich in die Elster und manche ertrinken, wie der tapfere Fürst Poniatowski, der Polenführer; die mehrsten lassen sich gefangen nehmen. Unter dem Freudengejauchze der Einwohner hielten Alexander und Friedrich Wilhelm um 1 Uhr ihren Einzug.

Auf dem Marktplatze umarmte jener den alten Blücher und nannte ihn Deutschlands Befreier; sein König grüßte ihn General-Feldmarschall. Der König von Sachsen aber mußte kriegsgefangen nach Berlin wandern; auch sein Land, dachte man, sollte preußisch werden. Metternich setzte aber durch, daß es nach wie vor von Sachsen verwaltet wurde. — Durch ganz Deutschland hin Siegesjubel: „wir sind frei!" Freilich mit sehr schweren Opfern. Napoleon ließ einschließlich der Gefangenen gegen 60 000 Mann zurück (nebst 300 Kanonen); aber auch auf verbündeter Seite waren 50 000 Mann Tote und Verwundete zu beklagen. Friede mit ihnen! Vierzehn Tage lang hatte man zu begraben; 30 Dörfer lagen wüste.

Durch kräftige Verfolgung hätte Napoleon innerhalb Deutschlands völlig vernichtet werden können; sie unterblieb trotz Blüchers Mahnen. So gelangte der Geschlagene, nur wenig behelligt, bis in die Nähe des Rheins. Bayern hatte 8. Okt. dem Rheinbund entsagt: gegen Metternichs Versprechen reichlicher Entschädigung und voller Souveränität gab es Tirol an Österreich ab, nicht aber Franken an Preußen; sein Feldherr, Fürst Wrede, welcher an der österreichischen Grenze gestanden, warf sich mit jetzt vereinten Österreichern und Bayern 30. Okt. bei Hanau dem Fliehenden in den Weg. Napoleon durchbrach zwar seine 34 000 Mann, die sich ihm in der Ebene entgegenstemmten, mit den 80 000 Mann, über die er noch verfügte; doch verlor er hier noch 10 000. Am 2. Nov. passierte er den Rhein, 9. Nov. war er in Paris.

In den deutschen Städten lagen wohl noch 170 000 Franzosen. Sie ergaben sich aber nacheinander bald, wie St. Cyr in Dresden 11. Nov. mit 35 000 Mann; einige hielten sich bis zum Frühling. Im ganzen war Deutschland schnell gesäubert, das arme Hamburg ausgenommen, das Davout bis zum Frieden ungestraft tyrannisieren durfte. Der westfälische Thron war zusammengebrochen, König „Luschtik" nach Frankreich geflüchtet. Die Fürsten von Hessen, Braunschweig ꝛc. nahmen ihre Gebiete wieder an sich. Auch Preußen ergriff wieder Besitz von seinen verlornen Landen. Alle Rheinbundsfürsten traten nach dem Vorgange Bayerns mehr oder

minder willig zu den Alliierten über, nachdem man ihnen ungeschmälerte Souveränität zugesagt hatte. Als (Nov.) Bülow in Holland einrückte und erst vor Antwerpen stille stand, erhoben sich dort die Patrioten und riefen Wilhelm von Oranien, den Sohn des letzten Erbstatthalters, als ihren Fürsten zurück. Die Schweizer machten sich gleichfalls von der französischen Oberherrlichkeit frei, ohne jedoch an der Erhebung teilzunehmen; sie zogen vor, neutral zu heißen.

§ 16. Krieg in Frankreich. Napoleons Sturz.

Unverweilt traf Napoleon Anstalten zur kräftigsten Verteidigung Frankreichs. Er sagte dem Senat: vor einem Jahr marschierte ganz Europa mit uns, heute marschiert es gegen uns; führte aber immer noch seine trotzige Sprache. Als einige im gesetzgebenden Körper ihre Unzufriedenheit bezeigten und von Friede und Freiheit redeten, fuhr er sie zornig an: „Er habe für Frankreich zu sorgen, und dieses bedürfe seiner mehr als er Frankreichs". Mit donnernder Rede entließ er 1. Jan. 1814 den Körper und ordnete eine neue Aushebung von 300000 Mann an, konnte sie aber so wenig aufbringen, daß er nur 62000 Mann den Alliierten entgegenzusetzen hatte.

Er gab jetzt Ferdinand VII. die spanische Krone zurück. Die Ostmächte rückten dem Besiegten nach. Sie standen mächtig da, weil die ehemaligen Rheinbundsfürsten ihre Kontingente stellten, weil auch Wellington (S. 812) mit 40000 Mann schon diesseits der Pyrenäen stand. Indessen schickten sie 1. Dez. ein Manifest vor sich her, „daß sie nicht gegen Frankreich Krieg führen, nur den Unterdrücker der europäischen Staaten bekämpfen; Frankreich sollte groß (größer als unter seinen Königen!), stark und glücklich sein."

Gegen Blüchers Rat, der einfach auf Paris losdrängte, wurde bestimmt, die alliierten Streitkräfte geteilt ins französische Gebiet eindringen zu lassen. Schwarzenberg ging mit dem Hauptheere, bei welchem sich wieder die drei Monarchen befanden, durch die Schweiz aufs Plateau von Langres. In der Neujahrsnacht 1814 überschritt Blücher mit der 85000 Mann starken schlesischen Armee den Mittelrhein bei Koblenz nach Lothringen hinüber. Das Nordheer von 45000 Mann unter Bülow — Bernadotte war mit seinen Schweden heimgekehrt, um den Dänen Norwegen zu nehmen — bewegte sich zunächst nach Belgien. Die Alliierten stießen anfangs auf keinen Widerstand, ließen die Festungen liegen und marschierten hinein, Schwarzenberg langsam, Blücher rascher, so daß sie sich immer mehr näherten; Ende Januar 1814 waren sie bei Brienne neben einander, 8 Märsche von Paris. Hier aber nahte Napoleon von der Seite her und überfiel Blüchern mit Übermacht 29. Januar, so daß sich der zurückziehen mußte. Von Schwarzenberg verstärkt, griff er 1. Febr. Napoleon bei la Rothiere an und schlug ihn, daß er floh und 73 Kanonen im Kote stecken ließ. Man forderte nun schon vom Entmutigten Frankreichs Rückkehr in seine alten Grenzen.

Blücher wollte auch allein den Vormarsch unternehmen; allein nun forderte ihm Alexander ein Korps ab, so kams, daß sein Heer in vier Abteilungen gesondert das Marnethal hinabzog. Das war einmal nach seinem eigenen Geständnis „ein dummer Streich", den er bitter büßen mußte. Denn Schwarzenberg deckte nicht seine Flanke; so warf sich Napoleon auf seine vereinzelten Korps und schlug sie nach einander, 10.—14. Febr., daß nur die äußerste Tapferkeit der Preußen ihren Untergang verhüten konnte. Dann warf er sich mit demselben Ungestüm auf das Hauptheer bei Bray, 17. Febr., und zerarbeitete dessen Vortruppen in Montereau so scharf, daß sich Schwarzenberg bewogen fand, mit der ganzen Armee auf Troyes zu retirieren! Napoleon triumphiert; die Monarchen beantragen einen Waffenstillstand; er ist zu stolz, ihn zu gewähren. „Ich bin jetzt München näher als Paris", spricht er und verliert die letzte Gelegenheit eines ehrenvollen Friedens, an welchem Gesandte in Chatillon emsig arbeiteten.

Schwarzenberg retiriert, obgleich er allein noch bedeutend mehr Leute hat als der Gegner. Das geschah, weil Alexander durchaus Bernadotte an Napoleons Stelle über Frankreich setzen wollte, Österreich aber nicht für den Gascogner kämpfen mochte.

Blücher dringt bei den Monarchen durch, 25. Febr., daß er das Nordheer unter Bülow an sich ziehen und also auf 100000 Mann verstärkt offensiv vorgehen darf. Auch Schwarzenberg wird bedeutet, die Retirade einzustellen; und da er nicht umhin konnte, den Marschall Oudinot bei Bar sur Aube anzugreifen, 27. Febr., gewinnt er selbst seine erste Schlacht. Es war auch die erste, in der des Preußenkönigs Sohn Wilhelm in den Kugelregen ritt. Nur wurde der Sieg nicht verfolgt. Die Unterhandlungen aber zerschlugen sich und die Eintracht der Verbündeten ward in Chaumont, 9. März, neubefestigt.

Am 12. März hatten die Engländer Bordeaux besetzt, wo schon von der jubelnden Bürgerschaft Ludwig XVIII. ausgerufen wurde. Alexander wollte nichts von den Bourbonen, aber Österreich, Preußen und England sprachen sich für sie aus, und ihr Vertreter, Baron Vitrolles, der die Verbündeten zum Vormarsch auf Paris anfeuerte, überwand Alexanders Widerwillen gegen die alte Dynastie.

Napoleon hatte seine Marschälle zur Beobachtung des Hauptheeres zurückgelassen und sich selbst nördlich gegen Blücher gewendet. Nachdem er sich vergeblich bemüht, dessen Verbindung mit Bülow zu verhindern, griff er die Vereinigten, 9. März, bei Laon an, konnte jedoch den Tag über wenig ausrichten. In der Nacht aber, da er ermüdet schlief, überfiel York (statt des kranken Blücher's) Marmont's Lager, fing 2500 Mann und nahm ihm seine Artillerie. Ungebeugten Mutes kehrte sich Napoleon jetzt wiederum gegen Schwarzenberg und griff ihn, 20. März, bei Arcis sur Aube heftig an. Es glückte ihm auch hier nicht, da brach er die Schlacht ab. So zeigte er im Krieg auf eigenem Boden eine bewundernswerte Feldherrngröße: aber es mangelte ihm an ausreichenden Kräften.

Was soll er nun thun? Die Verbündeten marschieren auf Paris; „Paris ist Frankreich!" hieß es je und je. Da faßt er einen verwunderlichen Entschluß: er will den Feinden die Straße dahin offen lassen und sich in ihren Rücken gegen den Rhein hin werfen, um den Volkskrieg zu entflammen; da würden sie schleunig umkehren, um Deutschland zu retten. Es war eine kühne Kriegslist, aber sie mißlang. Die Monarchen beschlossen den Vormarsch, besonders Blücher drang darauf: Vorwärts nach Paris! 24. März. War doch Lyon schon in österreichischer Hand! Dem Napoleon schickte man Winzingerode mit 8000 Reitern nach, als seis der Vortrab der ihm gegen Deutschland hin folgenden Alliierten. Und Winzingerode lärmte so geschickt, daß der Schlaue sich wirklich täuschen ließ. Mittlerweile aber zogen 180000 Mann frisch auf die Hauptstadt zu; sie zerstreuen, vernichten, fangen, was sich in den Weg stellt, stehen 30. März vor Paris.

Dort war man längst besorgt; welch Erschrecken, als man die gewaltigen Heeressäulen anziehen sah! Die Stadt war unbefestigt; die Regentschaft und Napoleons Brüder flohen; doch versuchten die Marschälle Marmont und Mortier mit 30000 Mann Linientruppen und Nationalgarden eine Verteidigung. Also schritten die Alliierten zum Sturme. Schwarzenberg drang in die Vorstadt ein. Der kranke Blücher erstürmte den Montmartre und pflanzte dort abends noch 84 Geschütze auf, um morgens „das Nest" ordentlich zu bedienen. Aber das Nest kapitulierte noch in der Nacht; da rief er: Luise ist gerächt. Am 31. März hielten die Monarchen von Rußland und Preußen an der Spitze ihrer schönsten Truppen einen glänzenden Einzug; und sie wurden vom Pariser Volke lebhaft und freudig begrüßt! Alexander ist besonders freundlich gegen dasselbe: „Wir kommen nicht als Eroberer, wir sind eure Bundesgenossen!" Da wird Paris begeistert; sie jubeln laut: „Es lebe Alexander! Es lebe Friedrich Wilhelm! Es leben die Befreier!"

Royalisten rufen nun Vive le roi und verteilen weiße Kokarden. Besonders respektvoll betrachtete man den alten Blücher, der wegen Augenleiden sein Kommando niederlegte und jeden Abend sein Gold im Kartenspiel verthat.

Auf Talleyrands Betrieb beschloß, 1. April, der Senat: (63 von 142 Gliedern): „Das Joch, unter dem das Vaterland so lange geseufzt, ist zerbrochen. Bonaparte ist des französischen Thrones entsetzt; derselbe soll wieder von den Bourbonen eingenommen werden!" Gleich steckten auch viele schon die weiße Kokarde an den Hut. Die Presse, unter royalistische Censur gestellt, fiel über den Tyrannen her. Bernadotte, bis zuletzt zweideutig, verduftete bald. Die Franzosen wetteiferten, den Monarchen den Aufenthalt in ihrer Weltstadt recht lieblich zu machen, was dem Kaiser Alexander im Herzen wohl that, während freilich der alte Blücher zu solch „gallischer Unzucht" seinen weißen Kopf schüttelte. Übrigens erkannte man an dem schnellen Abfall von Napoleon, daß das Volk seiner müde war.

Er hatte 27. März den Vorwärtsmarsch der Verbündeten erfahren und spornstreichs seinen Rückmarsch angetreten, war aber doch zu spät herangekommen. Jetzt befindet er sich in Fontainebleau; hier versammelt er seine Marschälle und 60 000 Truppen um sich. Sein ganzer Zorn erwacht noch einmal; er fordert sie auf, mit ihm die treulose Hauptstadt anzugreifen und verspricht zwei Tage Plünderung. Allein seine Generale hängen den Kopf; seine Marschälle Oudinot, Macdonald, Lefevre, Ney sogar, raten zur Abdankung. Nach schwerem innern Kampf entschließt er sich abzudanken, aber zu Gunsten seines Sohnes, 4. April. Allein die Alliierten lassen sich nicht darauf ein, war doch Marmont schon mit seinen 10 000 abgezogen. Unbedingt soll Napoleon abdanken. Das will er nicht; aber seine Generale künden ihm den Gehorsam auf. Da bricht sein Mut zusammen und er unterschreibt die Entsagungsakte vom 11. April.

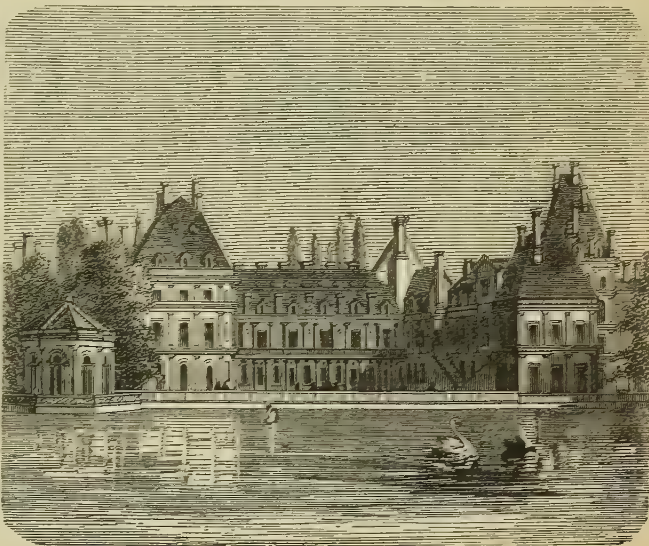


Fig. 364. Schloß Fontainebleau.

Der Kaisertitel wurde ihm belassen, sonderbarerweise auch (durch Alexanders voreilige Zusage) eine souveräne Herrschaft, die toskanische Insel Elba nebst 2 Mill. Frcs. jährliche Rente aus dem französischen Schatz. Nachdem er von seiner alten Garde mit einer Rede Abschied genommen, welche den Graubärten Thränen auspreßte, reiste er, 20. April, unter einer Eskorte der Verbündeten nach seinem hinfortigen Aufenthalte ab. Seine Gemahlin Maria Luise wünschte nicht, ihm zu folgen. (Sie ging mit ihrem Söhnlein nach Wien und erhielt nachher Parma.) Von seinen Generalen begleiteten ihn nur Bertrand und zwei andere. Fast alle, die er so hoch erhoben, hatten ihn ohne Abschied verlassen. Unterwegs begegnete ihm wenig Mitleid, öfters Verwünschung: einmal sah er sich ausgestopft an einem Galgen hangen. Am 3. Mai landete er auf seinem Inselchen! Da war der große Komet sehr klein geworden.

§ 17. Der erste Pariser Friede.

Auch am 3. Mai zog der Bruder Ludwig's XVI., der Graf von Provence, als Ludwig XVIII. in die Residenz seiner Ahnen ein. Er gewährte, 4. Juni, den Franzosen nicht bloß vollkommene Amnestie, sondern auch eine Konstitution, „die Charte", fast zu frei für Franzosen; übrigens sah sie der neue Hof als ein freies Geschenk des Königs an. Nunmehr wurde der Friede der Verbündeten mit Frankreich abgeschlossen, 30. Mai 1814. Frankreich mußte natürlich auf den Raub von fremden Gebieten verzichten; es trat in seine Grenzen von 1792 zurück.

Also verblieben ihm aber doch Elsaß und Lothringen, seit 1790 um ein Vierteil vergrößert; ja es wurden ihm noch spätere Eroberungen belassen, Savoyen 2c. Es erhielt ferner von England fast alle verlornen Kolonieen zurück. Es durfte keine Kriegskosten zahlen, durfte für die unermeßlichen Kontributionen, die es in Preußen erpreßt, die Schulden, die es dort hinterlassen, nicht einen Heller Ersatz leisten. Man ließ ihm sogar noch alle in Europa zusammengeraubten Kunstwerke; nur Preußen nahm seine noch nicht ausgepackte „Siegesgöttin" (S. 791) zurück. So äußerst gelind handelte man, um den Bourbonen ihr erneuertes Regiment zu erleichtern, und weil Alexander großmütig sein wollte. Die deutschen Patrioten sahen freilich sehr sauer zu diesem Frieden; viele jammerten laut. Blücher äußerte: „Es ist eine Lust und Herrlichkeit ohnegleichen, eine Großmut und Menschenfreundlichkeit mit dem Franzosenvolk, daß man's kaum glauben sollte, wenn man's nicht sähe und hörte. Wenn das gut geht, na so ist mir's auch recht. Mögen sie nur unsere braven Soldaten und das arme Vaterland nicht darüber vergessen!" Die Franzosen aber erachteten sich durch solchen Frieden allzusehr gedemütigt und klagten bitter, wie unbarmherzig mit ihnen verfahren werde!

Der Pariser Friede ordnete auch schon die Geschicke andrer Länder. Neapel wurde dem Schwager Napoleons gelassen, da derselbe während des Krieges auf die Seite der Alliierten gegen den Königmacher getreten war. Der Kirchenstaat kam, lediglich durch Preußens Fürsprache, an Pius VII. zurück, welcher den Beginn seiner Neuherrschaft damit verherrlichte, daß er den Jesuitenorden herstellte. Österreich erhielt Oberitalien. Piemont wurde dem Könige von Sardinien, Viktor Emanuel, zurückerstattet und Genua dazu geschenkt. Spanien und Portugal kehrten in die alten Verhältnisse zurück. Der Zar und der Preußenkönig besuchten vor der Heimkehr noch den Prinzregenten von England; da wurden Blücher und die Kosaken hochgefeiert, der Welfe aber bot Metternich ein Bündnis gegen Rußland an.

§ 18. Der große Kongreß zu Wien.

Am 1. Nov. 1814 trat der große Wiener Kongreß zusammen, um die zu Paris vorläufig und nur teilweise geordneten europäische Angelegenheiten völlig zu regeln; da handelte es sich besonders um den Neubau der preußischen Monarchie. Beisammen waren die Monarchen von Österreich, Rußland, Preußen, Bayern, Württemberg 2c., sodann die Vertreter der andern Potentaten, von Frankreich, England, Schweden, Spanien, Portugal 2c., eine Versammlung, wie man sie seit dem Kirchentag von Konstanz nicht gesehen. Nur der Sultan fehlte, der eben seine aufständischen Serben schinden, pfählen und rösten ließ. Kaiser Franz übte großartige Gastfreundschaft; die glänzendsten Feste wechselten miteinander. Man vergaß darüber seine Aufgabe nicht, zu deren Lösung die Fürsten ihre besten Räte mitgebracht oder gesandt hatten. Diese war aber nicht leicht! Bald hieß es: der Kongreß tanzt, geht aber nicht vorwärts. Napoleon hatte den Besitzstand in Europa furchtbar verschoben; wie bringt man alles wieder zurecht? Man stieß bei der Regelung auf Schwierigkeiten, Verwicklungen und Ansprüche, die man nur geahnt hatte. Ein Ausschuß der 5 Mächte übernahm die Lösung. Da gabs nun abermaligen Kampf mit Wort und Feder, und nicht viel fehlte, so hätte man zum Schwert gegriffen. Es handelte sich namentlich um Polen und Sachsen; da der listige Talleyrand hetzte, schlossen Österreich, England und Frankreich 3. Jan.

1815 ein geheimes Bündnis gegen Rußland und seinen „Schleppträger" Preußen, damit nur Deutschland nicht durch letzteres erstarke. Doch nach 6 Tagen Besinnens zerrann die Kriegsgefahr. Endlich 8. Febr. kam man vornehmlich durch die Nachgiebigkeit des frommen Preußenkönigs über die größten Berge hinüber; freilich so, daß sein Volk, das am besten gestritten, am schlechtesten bedacht wurde.

Die festgesetzte neue Ordnung enthielt als Notbehelf folgendes: Mit Holland unter Haus Oranien wurde das vormals österreichische Belgien zu einem „Königreich der Niederlande" verbunden, als ein Bollwerk gegen Frankreich. Das geschah auf Englands Betrieb. — England zog den größten Vorteil ein mit Malta und Helgoland, dem Kapland und andern eroberten Kolonieen, der ganzen unbestrittenen Meerherrschaft. Auch empfing sein Regent Hannover durch Preußen vergrößert als „Königreich" zurück. — An Schweden wurde das von ihm den Dänen bereits entrissene Norwegen überschrieben zum Ersatz für Finland und Vorpommern. Holstein und Lauenburg sollten den Dänen trösten. — Rußland erhielt den größten Teil Polens als ein „Königreich". Krakau wurde ein Freistätlein. — Österreich bekam dagegen Galizien, das einträgliche Salzburg, und Lombardo-Venetien; auch Modena und Toskana für Erzherzoge. — Preußen empfing das polnische Posen, Vorpommern, die Hälfte Sachsens und ein bedeutendes Gebiet am Rhein; es ward eine vorherrschend deutsche Macht, obwohl mit dünnem, durchbrochenem Leib. Dem König von Sachsen wurde durch Österreich die andere Hälfte seines Reichs zurückgegeben. Bayern erhielt Würzburg und die Pfalz. Frankfurt, Hamburg, Bremen, Lübeck wurden freie Städte.

Das Deutsche Reich ward nicht mehr aufgerichtet, so viele Deutsche es auch wünschten und ersehnten. Der vormalige deutsche Kaiser weigerte sich standhaft, die so bedeutungslos gewordene Reichskrone wieder aufzusetzen; er bekam genügende Macht durch Vorsitz im Deutschen Bund, als Schirmherr der vielen Souveränitäten. Das Volk war unklar über das, was es wollte, wie kein anderes. Schwärmer gab es genug, aber keine durchschlagenden geistvollen Staatsmänner wie den ehrlichen „Stein", der nun abgeschätzt wurde. So kam denn 8. Juni nur ein sehr loser Bund unabhängiger Staaten zustande. Doch blieben die meisten der früheren Reichsfreien mediatisiert. Der deutsche Bund bestand aus 39 souveränen Staaten: 1 Kaiser, 5 Könige, 1 Kurfürst, 7 Großherzoge, 7 Herzoge, 14 Fürsten, 4 Städte. Diese Staaten sollten durch ständige Gesandte zu Frankfurt a. M. den sog. Bundestag bilden, welcher die allgemeinen Angelegenheiten Deutschlands zu besorgen hätte. Der sollte das unvollkommene Werk der Einigung weiter ausbilden, was aber von Anfang an aussichtslos war, da Beschlüsse über organische Bundeseinrichtungen nur mit Stimmeneinhelligkeit gefaßt werden durften. Hatte ein Gesandter keine Instruktion erhalten, so konnte über den besten Vorschlag nichts beschlossen werden.

Die hohen Fürsten und Herren waren aber mit ihrer Arbeit noch weit nicht fertig, als plötzlich ein unerwartetes, alle tief ergreifendes Ereignis eintrat.

§ 19. Napoleons letztes Aufflammen.

Man glaubte den Gebändigten auf seinem Elba sicher untergebracht, umsomehr, als eine englische Flotille an seiner Bewachung umherkreuzte. Wie irrte man sich!

Napoleon erfuhr von seinen Agenten in Frankreich, daß alles mit dem neuen bourbonischen Regimente unzufrieden sei: 20 000 Offiziere waren auf Halbsold gesetzt und murrten, den Revoluzzern graute vor Graf Artois und seinen Emigranten, der König war nicht gefürchtet. Er hörte auch von den Zerwürfnissen der Mächte in Wien und zwar Übertriebenes, als ob sie schon gänzlich zerfallen wären; und als nun gerade die englischen Schiffe eine Spazierfahrt nach Livorno machten, meinte er die entrissene Krone durch einen Handstreich wieder an sich reißen zu müssen.

Es hatten ihm einige Kompagnien seiner Garde nach Elba folgen dürfen, welche sich durch Zulauf bis auf 900 Mann mehrten. Mit diesen schiffte er sich 26. Febr. 1815 unversehens ein und 1. März stieg er bei Cannes aus. Sogleich erließ er

Proklamationen nach allen Seiten hin: Er erscheine „als Befreier Frankreichs vom schimpflichen Joch der Bourbonen. Ihr Krieger, kommt zu eurem alten Führer, dessen Adler schnell durch ganz Frankreich von Kirchturm zu Kirchtum fliegen wird, um sich auf dem von Notredame niederzulassen!" Die Proklamationen regten Frankreich ungeheuer auf. Das Militär fällt ihm gleich wieder zu. Grenoble öffnet sich ihm; gegen ihn marschierende Regimenter erklären sich für ihn: Lyon heißt ihn willkommen; wie im Triumph zieht er der Hauptstadt zu. Ludwig XVIII. schickt jetzt den Ney mit Truppen gegen ihn aus; Ney hat dem Könige mit einem Handkuß heilig gelobt, den Frevler im Käfig tot oder lebendig zu liefern, allein sobald er ihn sieht, ist er von ihm wie verzaubert, geht zu ihm über. Mit starkangewachsener Macht braust Napoleon gegen Paris an. Am 19. März flieht der König daraus und, da er auch im Norden keinen Anhang mehr findet, eilends über die Grenze nach Gent; und 20. Abends zieht Napoleon unter Tücher- und Hüteschwenken und donnernden Lebehochs in die Residenz ein und wird von Offizieren die Tuilerientreppen hinaufgetragen. Dem Taumel der Begeisterung entzogen sich nur die Gebildeten und die Besitzenden.

Das ganze übrige Europa steht wider ihn. Die Verbündeten in Wien lassen allen Hader, verständigen sich rasch, schließen sich wieder innig zusammen und sprechen 13. März über „den Störer des Weltfriedens" die europäische Acht aus, verpflichten sich auch, eine Million Krieger gegen ihn ins Feld zu stellen.

Das Vorspiel des neuen Krieges eröffnete sich in Italien. König Mürat, welcher seinem Schwager ein Jahr zuvor den Krieg erklärt hatte, um sich sein Reich zu erhalten, erhob jetzt vorschnell den Schild für ihn, um es nicht zu verlieren. Mürat brach mit 40 000 Mann nach Oberitalien gegen die Österreicher auf. Bei Ferrara 12. April zurückgedrängt, wurde er 3. Mai bei Tolentino so gänzlich besiegt, daß sein Heer sich auflöste. Die Österreicher drangen bis Neapel hinab und das ganze Land ergab sich ihnen. Da kam der vertriebene Ferdinand IV. von Sicilien herüber und nahm, mit Bewilligung der Alliierten, seinen Thron zu Neapel wieder ein. Mürat floh nach Frankreich. Aber Napoleon wies ihn ab, er zürnte über sein voreiliges Beginnen.

Napoleon wollte zunächst Friede, um sich erst wieder auf seinem Throne zurechtzusetzen; darum sandte er Friedensvorschläge an die Fürsten. Allein man hörte nicht darauf; vielmehr rüstete sich alles zu drei Heeren, und so mußte er wieder das Glück der Waffen versuchen. Indessen konnte er jetzt ein treffliches Heer, größtenteils gedienter Soldaten, zusammenstellen, da alle gefangenen oder noch in deutschen Festungen sich haltenden Franzosen heimgekehrt waren; und so eilte er denn rasch loszuschlagen. Das Volk suchte er noch, 1. Juni, durch ein festliches Maifeld zu gewinnen, in welchem die Komödie eines konstitutionellen Kaiserreichs ihre Weihe erhielt.

Man wußte nicht, wo er losbrechen würde. Er wendete sich mit 127 000 Mann nach Belgien. Dort standen zwei alliierte Heere, ein englisches, aus 96 000 Briten, Niederländern, Hannoveranern, Braunschweigern und Nassauern zusammengesetztes, unter Wellington um Brüssel herum, und 115 000 Preußen unter Blücher bei Namur. Beide Feldherren waren von der unvermuteten Erscheinung des losgewordenen Löwen sehr überrascht. Indem Napoleon ein kleineres Korps unter Ney die Engländer beschäftigen ließ, stürzte er sich mit seiner Hauptmacht zuerst auf Blücher, 16. Juni, bei Ligny. Blücher verfügte über 80 000 Mann und würde sich vor Napoleon zurückgezogen haben, wenn ihm nicht Wellington Succurs zugesagt hätte. So nahm er die Schlacht an. Nun, seine Preußen, noch nicht gehörig beisammen, bewährten ihre vorige Tapferkeit; aber wiewohl sie mit furchtbarer Anstrengung fünf Stunden lang im Dorfe Ligny Mann gegen Mann mit dem Feinde rangen, Wellingtons Succurs blieb aus, weil er selbst, die Seinen langsam sammelnd, bei Quatrebras mit Ney zu kämpfen hatte.

Im heftigsten Reitersturm stürzt Blücher mit seinem getroffenen Pferde und kommt unter dasselbe zu liegen. Die französischen Kürassiere sprengen in Verfolgung der Preußen vorüber, ohne ihn zu beachten; als preußische Ulanen vorüberjagen, ruft sein Adjutant Nostitz, der neben ihm stehen geblieben, einen Unteroffizier an. Man zieht den Feldherrn hervor, jämmerlich gequetscht; aber er ist lebendig und munter, der 73jährige Greis. Sofort ordnete er den Rückzug, den Gneisenau wohlweislich schon nach Wawre zu, gegen Wellington hin, dirigiert hatte. Die Preußen haben 12 000 Mann und 8000 Versprengte eingebüßt, aber sie sind nicht bis zur Ohnmacht geschwächt, wie ihr Besieger wähnte.

Siegesstolz kehrte sich Napoleon nunmehr gegen Wellington. Dieser fragt bei Blücher an, ob er ihn wohl mit einem Korps unterstützen könne? Blücher ver-



Fig. 365. Herzog von Wellington.

spricht, er werde mit dem ganzen Heere kommen. So sah denn Napoleon, 18. Juni, auf den Anhöhen vor dem Walde von Soignies das englische Heer kampfbereit ihn erwarten. Es war nur 67 600 Mann stark, darunter 30 000 Deutsche und 13 000 Niederländer. Er hatte 72 000 Mann, mehr auch nicht, weil er eine Abteilung unter Grouchy gegen die Preußen zurückgelassen, der aber glücklicherweise ihre Spur verlor. Es hatte in der Nacht vorher viel geregnet und der Boden war durchweicht, die Herstellung der Schlachtordnung daher schwierig. Nun aber stand sein Heer parademäßig da; die Kürasse, Helme und Waffen blitzten in der den Nebel durchdringenden Sonne. Seine Krieger waren voll Kampflust; die Reiter schwingen ihre Säbel, die Fußsoldaten schwenken ihre Tschakkos auf den Bajonetten und alle jauchzen ihm

zu. Nach 11 Uhr kommandierte Napoleon zur Schlacht. Die Franzosen griffen wie heiße Tiger an; die Engländer und Deutschen standen kalt und fest wie Mauern. Aber das überlegene Geschützfeuer der Franzosen wirkte schrecklich unter ihnen; vor den englischen Regimentern sah man ganze rote Linien von Gefallenen sich hinziehen. Wellington durchreitet die Reihen, ermuntert, füllt die Lücken mit Reserven. Da Napoleon seit 1 Uhr seine Infanterie dem nahenden Bülow entgegensendet, müssen gewaltige Reitermassen sich auf die schachbrettförmigen Karree's werfen, durchbrechen sie aber nirgends. Allein um 7 Uhr setzt Napoleon aufs heftigste dem erschöpften Feinde zu; nur die starke Seele des Feldherrn hält den Bruch auf. Sein Plan ist einfach: Die Preußen oder die Nacht! Und Blücher kommt!

Er war frühmorgens aufgebrochen, seinem Verbündeten zu Hilfe. Von Wawre betrug der Weg zum Schlachtfeld nicht volle 4 Stunden. Allein auf den grundlosen Wegen war kaum fortzukommen; Geschütz und Mannschaft sanken ein. „Vorwärts Kinder!" rief Blücher; „Vorwärts Kinder!" schmeichelte er. Sie sagten: „Es geht nicht!" Er sprach: „Es muß wohl gehen; ich hab' Wellington mein Wort gegeben und darf doch nicht wortbrüchig werden. Vorwärts, Kinder!" bat er so innig, daß es doch ging. Aber es wurde $4^{1}/_{2}$ Uhr, ehe die Preußen ihre ersten Kanonen bellen ließen, um dem englischen Heere den Mut zu erfrischen.

Da will Napoleon, der das Nahen der Preußen dem Heere verborgen hatte, noch mit aller Gewalt das englische Centrum sprengen: 10 Bataillone der Garde rücken im Sturmschritt heran, der Stoß ist entsetzlich, aber die ermutigten Engländer halten ihn aus. Und eben jetzt, es war gegen 8 Uhr, aber noch prächtig hell, erstürmen die Preußen das von 12 Gardebataillonen verteidigte Dorf Planchenois und umklammern die feindliche Linie. Wellington ruft: „Da kommt der alte Blücher ganz wie er ist!" und im Wetter Gottes ist der rechte französische Flügel niedergemacht oder vertrieben. Wellington läßt auf seiner ganzen Linie vorrücken, und die Garden geraten zwischen Preußen und Engländer hinein und werden fast alle niedergemacht. Da kommt ein Schrecken von Gott in das übrige Franzosenheer und jagts in wilde Flucht. Napoleon wollte den Tod suchen, wurde aber von den Fliehenden mit fortgerissen.

Es war 9 Uhr, als südwärts von Belle Alliance, der Mitte der französischen Stellung, Wellington und Blücher sich die Hände schüttelten; der Engländer dankte dem Preußen für seine guten Dienste, „denen das glückliche Ergebnis des furchtbaren Tages beizumessen sei". Das englische Heer war todmüde und mußte ruhen. Aber die Preußen, vor zwei Tagen erst zusammengeschlagen, von dem heutigen Marsch und Würgen aufs äußerste angestrengt, fühlten sich auf einmal wieder frisch und lebendig und jagten in der mondhellen Nacht den Fliehenden nach, von denen sie noch unzählige töteten und fingen. Gneisenau wollte einmal zeigen, wie man nicht nur siegen, sondern auch verfolgen könne. In Genappe gedachte Napoleon ein wenig zu rasten. Da hört er Geschrei: „die Preußen sind da!" springt aus seinem Reisewagen und wirft sich ohne Hut und Degen auf ein flinkes Roß. Im Wagen fand man Gold und die Juwelen seiner Schwester, auch ganze Päcke von Orden. Er ließ auch sein Silber, eine Masse Kriegsvorräte und 200 Kanonen zurück. Als der Tag anbrach, war Gneisenau mit noch 50 Mann in Frasnes.

Das war die herrliche Schlacht bei Waterloo (wie Wellington sie nannte), 18. Juni 1815, die den wiedergekehrten Übermut auf einmal zu Boden getreten hat. Blücher schrieb noch „an alle Glieder zitternd: die Bonapart'sche Geschichte ist nun wohl für lang wider zu ende". Und so war's. Am 20. ist Napoleon in Paris, findet aber schlechte Aufnahme. Alles ist gegen ihn umgewandelt. Die Kammern dringen auf seine Abdankung. Er sieht ein, nun sei ja alles dahin, abdiziert und zieht sich als Privatmann in die Verborgenheit zurück. Man nennt seine erneuerte, so bald geendete Herrschaft „die hundert Tage".

§ 20. Der zweite Pariser Friede.

Blücher, welcher die Flüchtigen rastlos verfolgt, auch einige Haufen, die sich ihm noch entgegenstellten, zerstreut hatte, stand 29. Juni „vor dem großen Sünden-

neste Paris" und drohte es in Grund zu schießen, wenn es mit einem Finger sich wehren wollte. Er pflanzte einstweilen seine Kanonen auf. Andern Tags traf Wellington als Schirmherr der Bourbonen ein. Paris ergab sich zum zweitenmale. Inzwischen war die Schwarzenbergische Hauptarmee vorgerückt, und am 10. Juli hielten Franz, Alexander und Friedrich Wilhelm ihren abermaligen Einzug in die Hauptstadt, zwei Tage nachdem Ludwig XVIII. von Wellington zurückgeführt worden war.

Weil der Erlaß gerechter Strafe die verstockten Sünder nicht gebessert hatte, so wurde Frankreich jetzt härter gezüchtigt. Nahe an 600000 alliierte Krieger breiteten sich über das Land aus, alle mit dem Gefühl, daß der Bosheit dieses Volkes ihr Recht noch nicht widerfahren sei, und ließen sichs wohl sein. Die Monarchen machten 20. Nov. den Zweiten Pariser Frieden dergestalt:

Alle in aller Welt von den Franzosen zusammengestohlenen Schätze der Kunst und Wissenschaft, Gemälde, Bildnisse, Handschriften rc. wurden zurückgenommen. Ferner mußte Frankreich für die von ihm erpreßten Kontributionen und verursachten Kriegskosten 700 Mill. Franks Entschädigung bezahlen. Dann sollten zur Niederhaltung der Unruhgelüste 150 000 Mann fünf Jahre lang im Lande bleiben. (Auf Ludwigs Bitten wurden sie durch den Kongreß der 4 Mächte in Aachen 1818 herausgezogen.) Endlich wurde auch das Gebiet noch etwas geschmälert; Savoyen (für Sardinien) und einige Grenzfestungen, Philippeville, Marienburg, Bouillon (für die Niederlande), Saarlouis, Saarbrück (für Preußen) und Landau (für Bayern) von ihm abgetrennt. Die Schirmherrschaft über die jonischen Inseln bekam England. — Auch dieser Friede war noch allzu glimpflich. Gewiß hätte man Frankreich noch mehr schwächen, vor allem das von Deutschland abgerissene Lothringen und Elsaß demselben zurückstellen sollen. Dafür sprachen auch die Preußen, der Kronprinz von Württemberg u. a. mit großem Nachdruck. Allein Österreich schwieg, Rußland und England wollten kein zu starkes Deutschland, so verhallte die Stimme der Patrioten wirkungslos. Die Franzosen zürnten so wie so über ihre Niederlage. Ihr restituierter König handelte noch milder mit ihnen. Fast alle wiederholter Empörung Schuldigen wurden begnadigt; nur die Schwerbelasteten gestraft. Der treubrüchige Ney wurde 7. Dez. erschossen.

Ein gleiches Los traf den falschen Mürat. Dieser war über Korsika mit einer Handvoll Leute ins Neapolitanische zurückgekehrt, um den König Ferdinand wieder vom Throne herunter zu bringen. Es stand aber niemand auf; vielmehr ward er selbst ergriffen und der Behörde ausgeliefert, welche ihn verurteilte und 13. Okt. erschießen ließ.

§ 21. Napoleons Verlöschen.

Alle Bonapartes wurden bei Todesstrafe aus Frankreich verbannt „für ewige Zeiten". Er, den die französischen Zeitungen jetzt wieder „einen wahnsinnigen Tyrannen, Verderber Frankreichs, Feind der Ruhe und Freiheit Europa's, den Genius des Bösen" rc. nannten, hatte sich nach Rochefort begeben, wo er auf einem amerikanischen Schiffe nach den Vereinigten Staaten entfliehen zu können hoffte. Allein englische Schiffe sperrten den Hafen. Da überlieferte er sich, 15. Juli, dem Kapitän des Bellerophon und bat in einem schmeichelhaften Schreiben den Regenten Englands um freie Aufnahme dortselbst „im gastlichen Lande der Freiheit". Er rechnete auch auf die englische Großmut, aber falsch. Der Monarchenverein verfügte über ihn, und dieser wies ihm einen Ort zum künftigen Aufenthalt an, welcher Bürgschaft gewährte, daß die geplagte Menschheit vor ihm Ruhe habe, die Insel St. Helena, welche im Atlantischen Meere einsam, fern von jedem Lande, liegt.

Am 7. Aug. führte ein englisches Schiff ihn dahin ab. Bei der Vorüberfahrt an Frankreichs Gestaden rief er theatralisch: „Lebe wohl, du Land der Tapfern!" Am 18. Okt. landete er an dem großen Felsen, der grau und schwarz aus dem Meere steigt. Hier lebte er streng bewacht, von allem Verkehr mit der Welt abgeschnitten, von dem englischen Kommandanten Lowe, dem er umsonst zu trotzen suchte, streng behandelt, jedoch in Gesellschaft einiger Getreuen, welche das Exil mit ihm teilen wollten. Also war der Komet ins Meer niedergegangen und dort an einem Felsenzahne hängen geblieben, wo er allmählich verflackerte.

Napoleon war unausgesetzt bemüht, seinem Leben erhabene und wohlthätige Absichten unterzulegen und von seinen Fehlern und Freveln wollte er keinen erkennen. Selbst die Ermordung Enghien's rechtfertigte er noch. Übrigens war in seiner Brust immer noch der nach Thaten dürstende Geist und seine gezwungene Unthätigkeit verzehrte ihn. Doch hat der Gram des Stolzen über seine tiefe Demütigung sicherlich auch stark mitgefressen. Er starb am Magenkrebs 5. Mai 1821, nur 53 Jahre alt. Er soll sich zuletzt mit dem Evangelium beschäftigt haben.

Während seines Sterbens brauste ein Orkan über die Insel hin, der die Baumgruppe, unter welcher er auf Spaziergängen zu ruhen pflegte, mit den Wurzeln ausriß. Er war eine scharfe Gottesgeißel für die europäische Menschheit, unter deren furchtbaren Streichen wieder edles Vaterlandsgefühl und ein Zug zum Christentum erwachte. Nach Waterloo als „Wüterich" von allen französischen Parteien verworfen, kam er später wieder hoch auf als eine Art Halbgott, indem auch Geschichtsschreiber wie Thiers seine sittliche Kleinheit verdeckten, und durch allerhand Künste ihm militärische Unfehlbarkeit, ja sogar eine Sehnsucht nach freien Staatseinrichtungen und andere Tugenden andichteten.

Sein Sohn, der „König von Rom", dann Herzog von Reichsstadt, hatte keine besondere Aufgabe für die Menschheit; er verblich jung 1832 in Schönbrunn.

§ 22. Die heilige Allianz.

Alle ernstern Gemüter wurden von dem Sturze des Mächtigsten auf Erden tief ergriffen. Wer noch offene Seelenaugen hatte, konnte den allmächtigen Arm nicht verkennen, der die Stolzen in den Staub wirft und die Götzen dieser Welt zertrümmert. Alexander, aufgeregt durch die Weissagungen der frommen Frau von Krüdener, schrieb ein Glaubensbekenntnis nieder, wornach die drei Monarchen 26. Sept. 1815, einen heiligen Bund auf Grund des christlichen Glaubens schloßen. „Sie wollten im Geiste des Evangeliums innig mit einander verbrüdert sein und ihre Völker als drei Zweige einer Familie unter dem einzigen Souverän Christus regieren". Seine tief erregte Seele wollte damit eine neue wahrhaft christliche Politik begründen; Friedrich Wilhelm trat gefällig bei, Franz zaudernd. Alle Mächte, welche diesen Grundsätzen beipflichteten, wurden in den heiligen Bund eingeladen; nur der Papst und England hielten sich ferne. Jener zürnend: weil er in der Vertretung dreier Bekenntnisse eine unerlaubte Gleichstellung der Konfessionen sah, vor welchem Akt religiöser Indifferenz er wenigstens seine italienischen Nachbarn eindringlich warnte. Dieses lächelnd: weil seine Verfassung dem Regenten nicht gestattete, einer bloß von Fürsten unterschriebenen Urkunde auf eigene Faust beizutreten. Der Sultan mußte über den Sinn derselben ausdrücklich beruhigt werden; er sah den Bund als wesentlich gegen die Pforte gerichtet an. Wie die Welt einmal ist, sollte freilich auch dieser schöne Gedanke sich in der Ausführung als sehr dehnbar und drehbar, am Ende gar zur bloßen Phrase entleert darstellen. Ein Staatsvertrag war die h. Allianz nicht, weil die Akte nicht einmal von den Ministern der teilnehmenden Monarchen unterschrieben und in derselben keine bestimmte Leistung der Parteien ausgesprochen findet. Die Oppositionspresse aller Länder träumte nun viel von einem System der hl. Allianz. Aber als ein Gelübde der Fürsten hatte sie ihren Wert, wie denn die Glieder des Bundes geraume Zeit keine Kriege mit einander geführt haben.

Davon mehr im vierten Teil, welcher die neueste Geschichte erzählen soll.

Vierter Teil.

Die neueste Zeit.

Von H. Gundert.



I. Die Zeit der Konstitutionen.

Die „neueste Zeit“ beginnt mit der französischen Staatsumwälzung für diejenigen, welche auf die Geschicke Europas ihr Auge heften. Wer aufs Ganze der Weltentwicklung blickt und den die jeweiligen Geschlechter beherrschenden Grundgedanken nachgeht, dürfte ihren Anbruch schon in der Gründung der nordamerikanischen Freistaaten finden. Zwei Abschnitte dieser Zeit haben wir dargestellt; in zwei weiteren verläuft die seitherige Geschichte. Unser erster Abschnitt läßt sich in zwei Zeitläufe teilen, einen ruhigeren, 1815—30, und einen gärungsvolleren, nachdem die Julirevolution die Welt zu rascherem Vorangehen aufgeregt hat, 1830—48. Versetzen wir uns zurück in jene Zeit der „Kongresse und Protokolle, der politischen Verfolgungen und Verschwörungen,“ da man alle Lücken, welche die Zeit gelassen, durch Konstitutionen auszufüllen hoffte, bis man in ein leidiges Verfassungsschmieden verfiel. Die Zeit verlangte Aufschwung der Industrie, Annäherung der Völker aneinander, immer allgemeinere Beteiligung der einzelnen an den Aufgaben des Staatslebens.

§ 1. Deutschlands Ernüchterung.

Die große Zeit der Freiheitskämpfe hatte das Selbstgefühl des deutschen Volkes bedeutend geweckt, man erwartete, daß es nunmehr ein ganz neues Dasein beginne. Die Edelsten strebten nach Einheit der Nation. Doch erkannten noch die wenigsten, was jetzt wünschenswert und möglich sei, und die politischen Ansichten, gar jung und unvergoren, gingen weit auseinander, indem fast jeder nur wußte, was er nicht wollte; daher im politischen Handeln erst eine Lehrzeit durchgemacht werden mußte. Man wollte alles behalten, nichts aufgeben, und doch ein einiges großes Vaterland haben. Wie da helfen? Der Schlaf war zu tief gewesen, als daß die starke Rüttelung so schnell zur Besinnung verholfen hätte. Deutschland blieb also zerrissen: nur durch ein Gitter konnten die einzelnen Stämme und Staaten mit einander verkehren. Das enttäuschte und erbitterte viele. Gar manche Einheitsschwärmer und Weltverbesserer meinten es übrigens nicht so schlimm, sondern waren doch froh am wiederhergestellten Frieden, wünschten nur, daß etwas mehr Leben in die Geschäfte käme, und richteten zunächst ihre Blicke auf die Schäden und Bedürfnisse des Einzelstaates, in dem ihr Los gefallen war.

Die neue Bundesakte verpflichtete alle Staaten zur Einführung oder Wiederherstellung landständischer Verfassungen. Damit sollte besonders in den Rheinbundländern den fürstlichen Gelüsten ein Riegel vorgeschoben werden; aber nun hoffte man, daß Österreich mit gutem Beispiel vorangehen werde. Eine unbillige Zumutung, denn dieser buntscheckige Völkerkomplex war schon lange an Stillstand ge-

wöhnt und brachte es höchstens zu einem langsamen Nachzügeln; wer wie Joseph II. ihn schnell umwandeln wollte, konnte nur Verwirrung schaffen. Nun stand 1809—48 an der Spitze des Reichs der Fürst Clemens Metternich, ein gewandter Hofmann, der sich auf viele Staatskünste verstand, aber doch am liebsten das Bestehende festhielt, wenn es auch nur ein gemütliches Durcheinander war, und darin das Wesen der Staatskunst zu finden glaubte. Ungestörter Friede war schon für Österreichs Finanzen notwendig, denn es hatte Bankerott gemacht, so daß 50 Papiergulden 1811 noch 10, und 1816 gar nur 4 fl. bedeuteten. Mit mehr Geistesarbeit hätte man der Armut schneller aufhelfen können. Aber schon dem preußischen Aufschwung des J. 1813 war Metternich gar nicht hold. Er ließ 1815 in den österreichischen Provinzen die alten Landtage wieder einführen, in welchen Adel und Geistlichkeit das Übergewicht hatten und dafür sorgten, daß das Geschäft derselben, das Ausschreiben der Steuern, oft wie ein Possenspiel an einem Tage abgemacht wurde. Den Tirolern, die fröhlich unter ihres Kaisers Scepter zurückkehrten, entzog er die wesentlichsten Rechte ihrer alten Verfassung. Den ungarischen Reichstag, vor dessen freier Sprache er sich fürchtete, ließ er 14 Jahre lang gar nicht zusammenkommen. Von ihm hatte Deutschland nichts zu hoffen, als Erhaltung der Ruhe; er wollte den Bund von Wien aus beherrschen und zugleich Österreich von seinen Ordnungen ausnehmen. Bibelanstalten und ähnliche Vereine hielt er für staatsgefährliche Verrücktheit.



Fig. 366. Fürst Metternich. Nach Lawrence.

Kaiser Franz (1792—1835) galt für einen sehr gutmütigen Mann, der in österreichischer Mundart gern mit jedem seiner Unterthanen verkehrte und daher beliebt war. Im Grunde mißtrauisch und schlau, mochte er nur schläfrige Mittelmäßigkeit wohl leiden und schob das Gehässige aller getroffenen Maßregeln auf den Fürsten, über den er sich manchmal im Vertrauen beklagen konnte, während er ihn frei schalten und walten ließ. Er haßte gründlich „die neuen Ideen“, und konnte es nicht leiden, wenn sein Leibarzt sich des Wortes „Konstitution“ auch im unschuldigsten Sinne bediente (er solle doch lieber Natur sagen!); er brauchte „keine Gelehrten, keine erleuchtete Bürger, sondern gehorsame Unterthanen;“ erklärte, die ganze Welt sei verrückt geworden in ihrem thörichten Streben nach Verfassungen, und zog darum eine chinesische Mauer um seinen Kaiserstaat. Einmal, 1817, schlug Metternich vor, einige Abgeordnete der Landtage nebst den höchsten Beamten zu einem Reichsrat zu versammeln; Franz ließ den verwegenen Plan bis zu seinem Tode im Pult liegen. Dann sagte er zu jedem Neuerungsvorschlag: „Darüber muß man schlafen!“ Deutsche Zeitungen und Bücher, besonders auch Bibeln, wurden durch die Zollbeamten sorgfältig ausgeschlossen, alle Wissenschaft und jede freie Regung durch Spione bewacht und niedergehalten. Die Censur war ein Hauptanliegen: im Theater mußte z. B. statt Gott immer Himmel, statt Kirche Tempel gesagt werden 2c. Mit der Kunst des Lesens und Schreibens war es daher in Österreich sehr mangelhaft bestellt; von den Religionszeugnissen der Geistlichkeit hing alles Vorrücken auf Gymnasien und Universitäten ab. Wien war eigentlich nur die Hochschule des Börsenspiels und des Lebensgenusses, also besonders der Tänze und der Musik. Unter diesem Geisteszwange war die Lage der Protestanten eine sehr gedrückte; aber auch die Katholiken konnten es zu keinem Aufschwung bringen, im Grunde sollten die Kirchen nur das ihre thun, um den Staat vor unbequemen Neuerungen zu bewahren.

Anders im regsamen Preußen, das die ungeheure Arbeit unternahm, die $5^1/_2$ Mill. neuer Unterthanen mit den 5 Mill. Altpreußen zu verschmelzen und Gebiete

aus 100 Herrschaften einheitlich zu verwalten. Durch seine klugen und treuen Beamten gelang das Werk über Erwarten: 10 Provinzen wurden gebildet unter zähem Widerstand der Mußpreußen, wie sie selbst sich bezeichneten, bis auch schwedische, polnische, französische und sächsische Herzen sich an ein neues Staatsleben gewöhnten. Ein ebenso starkes als wohlfeiles Heer wurde gebildet; zugleich die allgemeine Schulpflicht durchgeführt und durch Gymnasien und Universitäten höhere Bildung ermöglicht.

Der Staatskanzler von Hardenberg hatte schon 1810 die Absicht des Königs verkündigt, der Nation eine zweckmäßige Repräsentation zu geben. Er beriet 1811 mit Notabeln und 1812—15 mit einer interimistischen Nationalvertretung, die mit 22 gegen 15 Stimmen bat, die Ausarbeitung einer Konstitution zu beschleunigen. Am 22. Mai 1815 verhieß der gewissenhafte König, daß Provinzialstände wiederhergestellt oder eingeführt werden sollen, aus deren Wahl die allgemeine Landesrepräsentation hervorgehen solle. Patrioten wie Gneisenau trieben stark dazu, denn nur der dreifache Primat der Waffen, der Verfassung und der Wissenschaften könne Preußen zwischen den mächtigen Nachbarn erhalten.

In andern deutschen Staaten geschah manches für die Einführung eines geordneten Rechtslebens, während etliche unter alten oder neuen Notständen zu seufzen hatten.

Der greise Kurfürst von Hessen trieb es arg mit der Herstellung des alten Unwesens, indem er nichts von allem gelten ließ, was in Kassel 1806—13 während seiner Verbannung geschehen war; seine Soldaten mußten wieder in Puder und 1′ 2″ langen Zöpfen vor ihm paradieren, und die Staatskasse warf er mit seinem Privatbeutel zusammen, ja betrog auch Gläubiger des Staats. Dagegen ging der Freund Goethes und Schillers, Karl August von Sachsen-Weimar, allen Fürsten voran in Erteilung einer freisinnigen Verfassung, 1816. Hier durften die Vertreter des Volks an der Gesetzgebung mitarbeiten und die Verwaltung der Finanzen beaufsichtigen; ein Beispiel, das auch auf die übrigen sächsischen Herzoge wirkte. — Der gutmütige Maximilian I. (1799—1825) war im Grunde napoleonisch gesinnt und sein Minister Montgelas, früher ein Illuminat, hatte sehr rücksichtlos reformiert, um 83 geistliche und weltliche Länder zu einem neuen Bayern zusammen zu schmelzen; er hatte 200 Klöster aufgehoben, sodann protestantische Männer nach München eingeladen und damit wohl etwas Licht im stockkatholischen Lande verbreitet, aber auch die Kirchenmänner bitter gekränkt. Er mußte 1817 abtreten, worauf ein Konkordat der Kirche versprach, sie in „allen kanonischen Rechten" zu schützen. Veröffentlicht wurde es erst, nachdem 1818 eine ständische Verfassung gegeben worden war, freisinnig, aber mit dem Konkordat im Widerstreit. Da half denn 1821 eine königliche Erklärung nach, welche den Katholiken erlaubte, die Verfassung nur so zu beschwören, daß sie dadurch zu nichts verbindlich gemacht werden, was den katholischen Kirchensatzungen entgegen wäre! — War diese Verfassung gewissermaßen der Eifersucht gegen Preußen entsprungen, so fiel die badische 1818 vermöge der Eifersucht gegen Bayern noch freier aus. Bayern sprach nämlich als Erbe der alten Pfalz den nördlichen Teil Badens an, worüber sich ein Streit entspann, der erst 1819 geschlichtet wurde. — In Württemberg entbrannte ein heißer Kampf über das „alte Recht", das der Rheinbundskönig über den Haufen geworfen hatte. Wilhelm I. (1816 bis 1864) bot hier 1817 eine gute Verfassung an, welche aber die Stände hartnäckig verwarfen, um 1819 eine etwas minder gute mit dem einsichtsvollen Könige zu vereinbaren. — Hessen-Darmstadt erhielt 1820 die seinige. Nassau bekam schon 1814 eine Konstitution, aber das Land seufzte unter der Gewaltthat des Herzogs, der keine Domäne des aus 27 Ländchen zusammengeschweißten Herzogtums für Staatsgut erklären wollte.

Als am 15. Novbr. 1816 die Bundesversammlung in Frankfurt mit einer Redeübung ohne Ziel und Zweck eröffnet wurde, erkannte der Preuße W. Humboldt schon, daß hier keine politische Arbeit zustande kommen werde. Bald zeigte sich, daß alle wichtigeren Angelegenheiten hier nur verschleppt wurden und der Bundestag als ein politischer Notbehelf diene, um Deutschland in steter Kraftzerspaltung zu erhalten. Das fiel besonders der studierenden Jugend und den Freiheitskämpfern schwer aufs Herz. Sie hatten gehofft, es werde einträchtig auf die Schöpfung eines neuen Deutschlands losgesteuert werden. Ihrerseits schauten die Studenten befriedigt auf ihre

Schöpfung hin, die „teutsche Burschenschaft“ (12. Juni 1815 in Jena), eine wohlgemeinte Verbrüderung aller hochsinnigen Jünglinge, die frisch, fromm, fröhlich, frei zu leben gedachten. Zur Feier des Leipziger Sieges kamen ihrer wohl 500, 18. Okt. 1817, auf der Wartburg zusammen und erneuten das Andenken an die Erhebung Deutschlands gegen den Papst, wie gegen den Napoleon.

Auch Professoren nahmen Teil. Die Reden waren voll frommer Worte, freilich schwülstig und gemischt mit Klagen über die langsame Herstellung des deutschen Bundes; man sang geistliche Lieder und feierte sogar das hl. Abendmahl. In gehobener Stimmung ging man auseinander; da sollte noch abends ein Holzstoß angezündet werden zum Freudenfeuer, und das veranlaßte etliche „Altteutsche“ Jahns in Nachahmung von Luthers Bullenverbrennung, einige „Schandschriften“ in die Flammen zu werfen. Darunter befand sich ein Gensdarmeriekodex von Geheimerat Kamptz und Kotzebues deutsche Geschichte; nachgeschickt wurden, nicht ohne Spottreden, ein Zopf, ein Korporalstock und eine Schnürbrust (wie sie Offiziere trugen).

Die Feier erregte großes Aufsehen, weil Zeitungen sie über Gebühr priesen. Nicht nur beschwerte sich Hr. v. Kamptz, selbst die deutschen Großmächte, ja Rußland und Frankreich zankten den Großherzog von Weimar, daß er solche Schauderscenen in seinem Lande gestatte. Natürlich schmeichelte den Hochschülern die Bedeutung, die man ihrem Treiben beimaß, und dieses griff immer weiter. Besonders widerlich wurde den Studenten der lockere Vielschreiber Kotzebue, der Litteraturberichte nach Petersburg sandte. Es lebte aber in Gießen ein Kleeblatt von Brüdern Follen, die auch mit Dolch und Meineid eine deutsche Republik gründen wollten; ihre Vertrauten nannten sich die Unbedingten. K. Follens Jünger war der stille, schwärmerische Karl Sand, der meinte, er müsse zum Wohl des Volkes jene „Verkörperung aller Gemeinheit“ ausrotten. Kotzebue war von Weimar nach Mannheim gezogen; hieher reiste Sand ihm nach und stieß ihm, 23. März 1819, mit den Worten: „Hier, du Verräter des Vaterlands!“ den Dolch ins Herz.

Alsbald brachte er sich selbst einen Stich bei, lief doch noch auf die Straße, um zu rufen: „Hoch lebe mein deutsches Vaterland!“ kniete nieder und sprach: „Ich danke Dir, Gott, für diesen Sieg!“ worauf er sich wieder das Messer in die Brust stieß. Ein ähnlicher Mordversuch gegen den nassauischen Präsidenten Ibell mißlang 1. Juli. Sand verhehlte hartnäckig, daß er Mitwisser hatte, und wurde 1820 hingerichtet.

Diese unheimlichen Thaten schadeten unsäglich, noch mehr die Verteidigung, die sie fanden. Der Verfassungsentwurf für Preußen, den der Staatskanzler ausgearbeitet hatte, wurde 11. Juni 1821 beiseite geschoben. Metternich hielt dem sorglichen Friedrich Wilhelm das Schreckbild einer deutschen Revolution vor Augen, machte ihm alle Freisinnigen als Jakobiner verdächtig, ja hetzte ihn gegen die „Demagogen“ dermaßen auf, daß Preußen versprach, keine Volksvertretung einzuführen, ja sich dazu hergab, alle Herde der Freiheit und nationalen Gesinnung mit österreichischen Polizeimaßregeln zu löschen. Der König beschied sich 1823 Provinzialstände einzuführen, in welchen bloß Angelegenheiten der betreffenden Provinz beraten werden durften, und nur solche, über welche der Minister eine Vorlage machte.

Kamptz durfte nun nach Lust verhaften, Haussuchung halten, Briefe erbrechen. Der polternde Turnvater Jahn, der die Burschen in den Krieg begleitet und sichs zum Beruf gemacht hatte, kräftig frische Jünglinge nach Spartaner Art heranzubilden, mußte auf die Festung wandern. In Bonn wurde der verdienstvolle E. Arndt verhaftet; beim Beschlaglegen auf seine Schriften fand man auch ein verdächtiges Blatt, auf dem geschrieben stand: „O Durchbrecher aller Bande &c.“ und: „Mach der Sklaverei ein End!“ mit andern alten Liederversen, welche die Auslegungskunst der Polizei stark in Anspruch nahmen.

Dann traten Aug. 1819 die deutschen Minister in Karlsbad zusammen und verfügten, daß die Preßfreiheit aufhören müsse, so gut wie die Turnanstalten und Burschenschaften. Den Universitäten müsse schärfer aufgepaßt, allen „Demagogen“ aber durch eine besondere Kommission in Mainz nachgespürt werden. Der Bundes-

tag bestätigte hastig die Karlsbader Beschlüsse und legte sich das Recht bei, nötigenfalls mit Waffengewalt dieselben in den Einzelstaaten durchzuführen! zum Hohne des jungen Deutschlands verkündigte man sie gerade am 18. Okt. 1819. Dafür haßten die Liberalen ihre Regierungen und liebäugelten bedenklich mit dem scheinbar freisinnigeren Frankreich. Den Engländern wollte es jetzt scheinen, als ob das deutsche Volk zwar allerhand schätzbare Eigenschaften besitze, aber einmal nicht zum politischen Handeln bestimmt sei. Die deutsche Politik wurde vorderhand eine deutsche Polizei unter Österreichs Leitung.

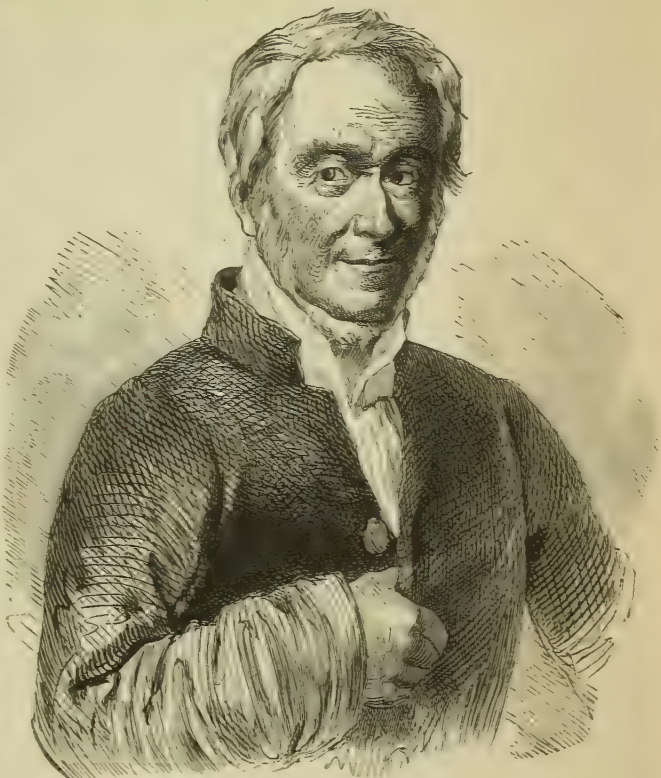


Fig. 367. Ernst Moritz Arndt im Alter von 90 Jahren. (Nach Kray.)

In Mainz wurden viele Akten geschrieben und allerhand junge Leute eingesteckt und verhört, weil sie überspannte Briefe, Reden und Gedichte sich hatten zu schulden kommen lassen. Anrüchige Professoren wurden abgesetzt oder mußten in die Schweiz fliehen, andere Demagogen zogen nach Straßburg. Jahn blieb 6 Jahre in Untersuchungshaft und wurde dann unter polizeiliche Aufsicht gestellt, weil „er der erste gewesen, der die höchst gefährliche Lehre von der Einheit Deutschlands aufgebracht habe.“ Arndts Papiere wurden ihm erst 1840 vom nächsten preußischen König wieder zugestellt, der dann den guten Patrioten auch wieder in sein Professoramt einsetzte. Den schwarzrotgoldenen Bändern, daran die Burschenschaft ihre Freude hatte (denn aus schwarzer Nacht sollte es durch blutigen Tod zur goldenen Freiheit gehen), wurde eben wegen jener gefährlichen Idee eifrig nachgestellt; und eine Kabinetsordre schärfte den Censoren ein, den Namen „Protestant“ in keinem Buch mehr passieren zu lassen, sondern „evangelisch“ dafür zu setzen.

Eben wegen dieser Verfolgung entstand 1821 unter Anregungen von Schweizern, Franzosen und Italienern ein „Bund der Jungen“, der auf eine preußische Verfassung, auf eine deutsche Republik, auf ein Kaisertum u. dgl. lossteuerte, und zwischen Volksaufständen, französischer Beihilfe, Meuchelmord u. a. Mitteln unsicher herumtastete. Die darin verwickelten Jünglinge wurden in Preußen zu 15jähriger Festungshaft verurteilt; in Württemberg kamen sie doch mit 1—5 Jahren durch. Hessen verstieg sich zu Todesurteilen: in Anhalt aber wurde einem solchen „Hochverräter“ dreimonatlicher Arrest zuerkannt: man müsse doch auch den Rausch des jungen Bluts und den Freiheitsgeist der Hochschulen mit in Rechnung nehmen!

Am widerlichsten war den beiden Großmächten die unverhüllte Opposition Wilhelms I. von Württemberg. Er hätte gewünscht, daß alle Kleinstaaten sich enger verbänden, um der Bevormundung der Ostmächte zu entgehen. Das machte ihn so anrüchig, daß er in Berlin fast für einen gekrönten Jakobiner galt; Metternich bezeichnete ihn 1822 als „einen in der That und Absicht entschiedenen Feind des Bundes". Man verlangte, daß er seinen freizügigen Bundestagsgesandten, den Herrn v. Wangenheim, abberufe, und als dies nicht geschah, verließen die Vertreter der drei Ostmächte den Stuttgarter Hof. Da gab der König 1824 nach. Deutschland aber war nun gründlich ernüchtert, doch füllte das in unendliche Ferne gerückte Ideal die Herzen der Jugend.

Friedrich Wilhelm III. lag es übrigens sehr an, das religiöse Leben im Volke zu wecken und zu heben. Im Jubeljahr der Reformation erließ er, 27. Sept 1817, einen Aufruf an die evangelische Kirche Preußens: er wünschte, daß Lutherische und Reformierte „mit Beseitigung des Außerwesentlichen und Festhalten der Hauptsache im Christentum" zu einer Union zusammentreten, „um eine neubelebte evangelische Kirche zu werden". Geistliche beider Bekenntnisse würden hinfort zu allen Predigerstellen zugelassen. Das Beispiel Berlins und Potsdams, das Abendmahl nach den Einsetzungsworten zu genießen, fand Nachfolge in Hessen, Pfalz, Baden ꝛc. Nun arbeitete er aber selbst eine Agende aus, deren Einführung ihm bald wichtiger wurde als die Union. Erst las man sie mit sehr kritischen Augen, nach langem Zaudern nahm Berlin sie 1829 an, doch nach und nach wurde sie so allgemein gebraucht, daß der König 1831 ihre Alleingültigkeit aussprechen konnte. Dagegen wurde der Widerspruch einiger lutherischen Gemeinden laut, die sich damit die Union aufgedrungen sahen, und der König griff 1834 zu Gewaltmaßregeln, ihn zu brechen. Er setzte Pfarrer ab, welche die Agende nicht brauchen wollten, strafte hart die Amtshandlungen der abgesetzten und gestattete den Mißvergnügten keine Gemeindebildung; so wanderten viele aus. Auch Reformierte am Niederrhein wollten die bischöfliche Gewalt des Königs nicht anerkennen.

§ 2. Österreich und Italien.

Hatte Metternich in Deutschland sein System der Zügelung und des Stillstandes dadurch zur Geltung gebracht, daß er selbst mehr zurücktrat und den Preußenkönig zu seiner rechten Hand machte, so schaltete er freier mit Italien. Dieses wie Deutschland vielgeteilte Land litt gleichermaßen an der Eifersucht seiner Fürsten, an der politischen Unmündigkeit des Volkes, und an dem Vorsitz, den Österreich im Rat seiner Fürsten beanspruchte. Von Oberitalien aus suchte es den bisher allmächtigen französischen Einfluß durch seinen eigenen zu ersetzen, am liebsten durch einen Staatenbund nach deutschem Muster. Napoleon hatte dieses Volk mit besonderer Gunst behandelt und seine Einheit in ganz anderer Weise als die Deutschlands angebahnt. Er hatte aus den schlaffen Südländern gute Soldaten, Offiziere und Beamte herangebildet, hatte den Namen „Königreich Italien" ins Leben gerufen; eine gewisse Freiheit und Gleichheit, der Bruch mit der allgewaltigen Hierarchie, ein reges Ausscheuern uralter Mißbräuche hatten überall um sich gegriffen, daher bei den Gebildeten ein gesundes Nationalgefühl zu erwachen begann. Da kehrten alle die vertriebenen Regentenhäuser zurück und legten sich, ernstlich oder schlappig, auf die unbesehene Wiedereinführung der alten Zustände. Österreich, welches die Lombardei im 18. Jahrh. wirklich mild regiert hatte, griff es nun so ungeschickt an, daß jetzt erst seine Herrschaft im „Lombardo-venetianischen" Reich als drückende Fremdherrschaft empfunden wurde.

Man sagte sich überall, statt des Löwen habe man nun den Bären erhalten. Der Kaiser setzte einen Erzherzog nach Mailand, den Rainer (1818—48), der besonders darauf bedacht war, österreichische Ordnungen, Polizisten und Späher einzuführen; die Schurken kamen oben an, während alle Freisinnigen sich ängstlich bewacht wußten. Parma, Modena, Toskana

wurden ganz wie österreichische Lande beaufsichtigt und eingeschüchtert. Auch Piemont und den Kirchenstaat zu räumen, kam die österreichischen Heere sauer an; als sie endlich 1816 abzogen, zerstörten sie noch die Festungswerke Alessandrias.

Papst Pius VII. kehrte 1814 fast mit der Glorie eines Märtyrers in einem Triumphzug nach Rom zurück und dankte den drei ketzerischen Regierungen, die seine Herrschaft unbedingt hergestellt hatten, während Kaiser Franz den Kirchenstaat lieber annektiert hätte. Aber das Volk fühlte sich alsbald enttäuscht. Alle verjährten Mißbräuche traten wieder in Kraft. Zuerst Inquisition und Tortur; dann der Index der verbotenen Bücher, der alle politischen Schriften verbot; dann Mönche und Nonnen in 2436 wieder aufgeschlossenen Klöstern; schon regten sich wieder vergessene Heilige und ausgestorbene Wunder; die Madonnen verdrehten wieder ihre Augen und klagten, wie gottlos man sie versäume. Die Wiener Beschlüsse hatte der Papst nie anerkannt, die Bibelgesellschaften als eine Pest verboten. Am 7. August wurden die Jesuiten wieder hergestellt, ein Schritt, der selbst Kardinälen bedenklich vorkam, da ein Papst sie „für immer aufgehoben“ hatte; sie sollten jetzt erst eine riesige, die laugewordene Kirche mit neuem Allmachtsstreben erfüllende Weltmacht werden.

Was schadete es, wenn nebenher der Kirchenstaat wieder in die alte Priester-, Bettler- und Räuberwirtschaft zurücksank! Pockenimpfung, Straßenbeleuchtung, Reisanpflanzungen und ähnliche Neuerungen wurden abgeschafft; doch ließ der milde Papst das gegen einen abgefallenen Judenchristen gefällte Todesurteil nicht vollziehen. Durch Nuntien, Konkordate und Jesuiten wurde die Ausdehnung der Priesterherrschaft über alle Welt angestrebt, während im Innern fast so elend regiert wurde wie in der Türkei.

Mit Ferdinand I. (1795—1826) verabredete Österreich bei seiner Rückkehr nach Neapel, daß er keinerlei freisinnigere Einrichtungen treffe, als welche es selbst erlaube. Dazu gab der englische Lord Bentinck Anlaß, welcher, so lang er Sicilien gegen Mürat verteidigte, 1812 dieser Insel eine englisch-artige Verfassung verliehen hatte. Ferdinand war seelenfroh, dieses Joch abzuwerfen und die unumschränkte Monarchie herzustellen. Die Schulen kamen nun unter die Leitung der Jesuiten, die Soldaten unter einen österreichischen General; die Räuber blühten von neuem auf und nötigten endlich die Regierung, mit ihren Häuptlingen Verträge zu schließen. Dieses vulkanische Land ist aber von jeher der geeignete Boden für Geheimbünde gewesen; auch jetzt (seit 1811) gelangte ein solcher, der aus der Freimaurerei herstammte, der Bund der (carbonari) Köhler zu großer Bedeutung. General W. Pepe suchte besonders die Soldaten darein zu verstricken; die gebildete Jugend strömte dem Orden von selbst zu. Ein Polizeiminister suchte der carboneria durch Gründung eines monarchischen Gegenbundes, der calderari (Keßler) entgegenzuwirken. Da hörte man, wie die Liberalen in Spanien (S. 839) aufgestanden seien und ihren König zur Annahme der Konstitution von 1812 genötigt hätten; das wurde alsbald nachgeahmt.

Am 2. Juli 1820 erschien der Lieutenant Morelli in der Reiterkaserne zu Nola, schilderte die Schmach des Vaterlands und forderte seine Soldaten auf, dem glänzenden Beispiel der spanischen Armee zu folgen. Alles jauchzte ihm zu; unter den Farben der carboneria (schwarz, blau, rot) zog der Haufe nach Avellino, wo sich ihm ein Oberst mit Milizen anschloß. In Neapel verliert man den Kopf und sendet den General Pepe gegen die Rebellen, nimmt ihm dann wieder den Oberbefehl. Doch führt er diesen zwei Reiterregimenter zu und wird an die Spitze des Aufstands gestellt. Der König muß, 7. Juli, die spanische Verfassung annehmen, und nun kleiden sich Hof und Volk in die carbonarischen Farben. Ferdinand schwört, Gott solle ihn mit dem Blitz seiner Rache treffen, wenn es ihm mit der neuen Verfassung kein rechter Ernst sei; Freudenthränen fließen und Neapel hat wieder einen wunderschönen Tag gehabt. — Die Nachricht von dieser Revolution drang am 14. Juli nach Palermo, wo man eben das Fest der hl. Rosalie feierte. Sofort erhob sich die Bevölkerung, verlangte aber für Sizilien nicht die spanische Konstitution, sondern die der Insel 1812 geschenkte. Das Volk beging blutige Ausschweifungen;

sobald neapolitanische Truppen kamen, um die Ordnung herzustellen, öffnete es die Gefängnisse, ließ die Galeerensklaven los, zersprengte die Truppen und tötete gegen 4000 Menschen. Eine Junta von 20 Grundbesitzern verbreitete den Aufstand über die ganze Insel, verbrannte das widersetzliche Caltanisetta und ließ auch Weiber und Kinder hinmorden. Nun mußten die Machthaber in Neapel größere Truppenmassen senden, denen es freilich gelang, Sicilien wieder zu unterwerfen; nur fehlte es jetzt in Neapel selbst an Verteidigern der neuen Freiheit.

Metternich war sofort entschlossen, diese Revolution zu unterdrücken, ehe sie sich über die Halbinsel verbreite. Zunächst ließ er alle Verdächtigen in Oberitalien verhaften, Leute wie den sanften Dichter Silvio Pellico, der dadurch Gelegenheit bekam, das Leben in österreichischen Kerkern so ergreifend zu schildern („Meine Gefängnisse" 1833), daß nun alle Italiener Österreich erst recht abgeneigt wurden. Dann veranstaltete er einen Kongreß in Troppau (Okt. 1820), da denn Rußland und Preußen ihm „zur Unterdrückung des Aufruhrs und des Lasters" freie Hand ließen. Ferdinand wurde eingeladen, auf einem zweiten Kongreß in Laibach mitzuberaten. Er versprach seinen Neapolitanern, für die spanische Verfassung mit ganzem Herzen einzustehen, fand aber, als er Jan. 1821 in Laibach anlangte, hier eine ganz andere Luft. England allein wehrte sich gegen den Grundsatz der Intervention, während Rußland nötigenfalls auch seine Truppen zur Unterdrückung mitwirken lassen wollte. So gab denn Ferdinand nach und verpflichtete sich zur unbedingten Wiederherstellung der früheren Zustände.

Die Strafe für den Eidbruch suchte er durch Geschenke an die hl. Annunciata abzuwenden. Am 5. Febr. überschritt der österreichische General Frimont den Po und rückte rasch gegen Neapel vor. Trotz alles Kriegsgeschreis brachte man hier kaum 25 000 Truppen zusammen, die überdies schlecht bewaffnet waren. Pepe griff, 7. März, mit ihnen die Österreicher bei Rieti an, mußte aber den Rückzug antreten, der bald in wilde Flucht ausartete. Am 24. März rückten die Österreicher in Neapel ein; der König folgte ihnen unter dem Jubel des Pöbels, und nun wütete der Polizeiminister Canosa gegen Schuldige und Unschuldige, bis die Österreicher durch jahrelange Besetzung beider Sizilien eine gewisse Ruhe zuwege brachten.

Während die Österreicher sich dieses leichten Sieges fast schämten, brach in Piemont ein Soldatenaufstand los, der zunächst ihren Rücken bedrohte, aber am Ende ihnen noch müheloserе Lorbeeren zu pflücken bot. Von seinem leblosen Sardinien war nämlich Viktor Emanuel 1814 nach Turin zurückgekehrt und hatte dort die alte Adels- und Priesterherrschaft wieder hergestellt, in so kopfloser Weise, daß man im botanischen Garten französische Pflanzen ausriß, und eine allzuschöne Brücke, die Napoleon über den Po gebaut hatte, fast gar abgebrochen hätte. Nicht als ob man die Österreicher geliebt hätte; Piemont hatte seit Jahrhunderten die Kunst geübt, zwischen Österreich und Frankreich sich durchzuwinden und jedem nach Bedürfnis untreu zu werden. Nun schaute hier alles auf den Thronerben Karl Albert, der, von der Seitenlinie Carignan stammend, eine bürgerliche Erziehung genossen hatte und mit seinem Wahlspruch: Ich erwarte mein Gestirn! viele Erwartungen rege machte. Nur wenige kannten seinen Wankelmut. Dieser Prinz ließ sich mit den Carbonari ein und übernahm insgeheim die Stelle eines Regenten, teilte aber alles, was er wußte, dem Könige mit. Am 9. März 1821 bemächtigte sich Oberst Ansaldi der Citadelle von Alessandria, verkündigte die spanische Konstitution und rief „fürs Reich Italien" alles unter die Waffen. Der König wollte erst beschwichtigen, dann, als er den Ernst der Laibachschen Verhandlungen erfuhr, sich der Zumutungen seiner Offiziere erwehren; da aber Turin sich für den Aufstand erklärte, dankte er ab und zog sich nach Nizza zurück. — Karl Albert trat die Regentschaft an, zauderte erst und machte sich dann aus dem Staube. Der österreichische General Bubna jagte 8. April bei Novara durch einige Kanonenschüsse die revolutionären Truppen in die Flucht; so trat des Königs Bruder Karl Felix (1821—31) die Regierung in aller Ruhe an. Die Strafen überschritten alles Maß; Italien konnte sich nun ganz als eine öster-

reichische Provinz ansehen. Dennoch wehrten sich seine Regierungen gegen den vorgeschlagenen Staatenbund, und nicht zum wenigsten that dies der Papst, der als Italiener den Fremdenhaß nicht los ward.

§ 3. Spanien und seine amerikanischen Kolonieen.

Spaniens Eroberung durch Napoleon war zwar nie vollendet, hatte aber dieses Land in die gräßlichste Verwirrung gestürzt, indem sich die Parteien der Französischgesinnten, der Anhänger des Alten und der Neuerer gar nicht vertragen konnten. Die einzelnen Provinzen und die Generale hatten im Unabhängigkeitskrieg gekämpft, wie es sich eben machte: endlich war es einigen Regenten, wie sie sich nannten, eingefallen, Cortes, d. h. Reichsstände nach Cadix zu berufen, wie man sie seit 100 Jahren nicht mehr gesehen hatte. Ihre gebildeteren Glieder hatten 1812 (nach dem Muster der französischen von 1791) eine demokratische Verfassung aufgesetzt, um die sich niemand kümmerte: zu einiger Macht gelangten die Cortes erst, als die Engländer ihnen den Weg nach Madrid eröffneten und Hilfsgelder zahlten. Napoleon hatte dann Ferdinand VII. aus seiner Haft entlassen, und derselbe kehrte nicht sobald (Mai 1814) nach Spanien zurück, als er auch schon die Cortes und deren Verfassung für null und nichtig erklärte.

Er war ein treu- und haltloser, argwöhnisch feiger und grausamer Mensch. Für die Cortes hätte sich niemand gewehrt, wenn er nur selbst ein würdiges Regiment zu führen verstanden hätte; einer Verfassung war das tief herabgebrachte Land weniger bedürftig als einer geordneten Verwaltung. Aber entzückt vom Zuruf des Pöbels: Es lebe der unumschränkte König! wütete er nun gegen die Mitglieder der Regentschaft und der Cortes, ja gegen alle Liberalen und Josefinos. Die „Servilen“ triumphierten: Folter und Inquisition wurden wieder eingeführt, die Jesuiten zurückberufen und den Klöstern ihre früheren Besitzungen zurückgegeben. Bis zum Juli 1814 zählte man schon 50 000 Verhaftete, und die kleinen Aufstände wurden durch massenhafte Abschlachtungen bestraft. Des Königs Umgebung, die Camarilla (Kammerdienerwirtschaft) ließ alles verrotten und verderben, wenn sie nur ihre Rache oder ihre Lüste befriedigen und sich vom Staatssäckel bereichern konnte. Tausende wanderten aus, oder schloßen sich den Räuberbanden an.

Südamerika war inzwischen durch die Macht der Umstände während der napoleonischen Kriege von Spanien losgetrennt worden. Spanien hatte diese unermeßlichen Strecken kolonisiert und drei Jahrhunderte lang in dem Sinne ausgebeutet, daß bei allen Verfügungen nur an den Vorteil des Mutterlandes gedacht wurde. Sie durften also nur spanische Waren gegen hohe Zölle einführen, durften ihre Erzeugnisse nur auf spanischen Schiffen versenden, auf spanischen Märkten verkaufen und keine Produkte anbauen, an denen das Mutterland selbst Überfluß hatte. Alle Ämter aber waren mit Spaniern besetzt, die, nachdem sie dort in der Eile sich bereichert hatten, nach Hause fuhren: die in den Kolonieen ansäßigen Kinder der Spanier, die Kreolen, blieben von solchen Ehren und Vorteilen völlig ausgeschlossen. Nun hörten diese Kreolen von der Befreiung Nordamerikas, von Revolutionslehren der Menschenrechte, während zugleich Reformen seit 1778 dem Handel zum Aufschwung verhalfen. Auch das Beispiel Haitis, das seit 1792 das französische Joch abgeschüttelt, aber freilich nur eine traurige Negerrepublik zu stande gebracht hatte, wirkte gewaltig auf die entzündlichen Gemüter der Südamerikaner, die je unerfahrener und unmündiger, desto größeren Drang verspürten, auch einmal Thaten zu thun. Dazu kam noch die Einwirkung verschmitzter nordamerikanischer und englischer Schleichhändler und Agenten; daher der Gedanke an ein selbständiges politisches Dasein sich bei den Gebildeten der Städte regte.

In Buenos Ayres wollte man schon 1808 von einem König Joseph nichts wissen: in der Abwesenheit einer gesetzlichen Regierung aber kämpften die Argentiner, nachdem sie einmal sich in den Waffen versucht hatten, bald mehr für die Unabhängig-

keit als für Ferdinand, und schon 1813 trat hier die erste, die „argentinische“ Republik (vom Fluß Plata „Silber“ so genannt), auf den Plan. Uruguay war bald in den Händen der Argentiner, bald in denen der Brasilier, bis es zuletzt auch einen Freistaat bildete; Paraguay wurde von einem Rechtsanwalt Dr. Francia (1812—40), welcher die Jesuitenherrschaft nachahmte, in Beschlag genommen und zu einer unbeschränkten Monarchie ausgebildet. Von 1810—18 eroberte das thatkräftigere Chile seine Unabhängigkeit, und der argentinische General San Martin, der hier das meiste gethan, drang 1811 auch nach Lima vor und proklamierte die Republik Peru. — Neugranada und Venezuela erklärten sich 1810 zu Freistaaten, wurden aber bald so bedrängt, waren auch unter sich so uneins, daß der beste General Ferdinands, Morillo, sie bis 1816 wieder seinem König unterworfen achten konnte. Allein hier kämpfte nun der reiche Kreole Simon Bolivar, den Engländer unterstützten, so glücklich, daß er 1819 zum Präsidenten der aus beiden Provinzen zusammengesetzten Republik Columbia ausgerufen wurde. Er leitete sofort die eigentliche Befreiung Perus ein, drang 1822 nach Quito vor, und sein tüchtiger Feldherr Sucre, zugleich der menschlichste aller dieser Kriegsmänner, schlug 1824 bei Ayacucho die Royalisten so entschieden, daß nun von einer Wiedereroberung Südamerikas auch in Spanien nicht mehr geträumt werden konnte. Als fünfte Republik trat damit das jetzt Bolivia genannte Oberperu ins Leben.

Mejico, als Neuspanien vom Mutterlande immer noch etwas bevorzugt, wurde 1810 durch den Pfarrer Hidalgo mit dem ersten Aufstand beglückt. (Mehr als hundert sind seither gefolgt.) Der Krieg wurde bald mit fast größerer Grausamkeit geführt als in Südamerika; Plünderung, Verwüstung und Niedermetzlung der Gefangenen war von beiden Seiten an der Tagesordnung. General Iturbide ließ sich hier 1822 als Augustin I. zum Kaiser ausrufen, dankte schon 1823 ab und ging, kehrte aber 1824 zu einem neuen Versuch wieder und wurde als ein Verräter erschossen. — Guatemala trennte sich seit 1823 von Mejico und bildete eine eigene Republik unter dem Titel: Vereinigte Staaten von Centralamerika; diese haben aber schon 1839 das Vereinigtsein langweilig gefunden und wurden fünf getrennte Staaten, bald unter der Herrschaft der Jesuiten oder irgend eines Indianerhäuptlings wie des Schweinehirten und Diktators Carrera (1840—65), bald unter der irgend eines Liberalen, bis sie 1890 sich zu einem Bundesstaat zusammenthaten.

Nordamerika sprach im März 1823, England am 1. Jan. 1825 die Unabhängigkeit aller dieser neuen Staaten aus, mit denen beide einen gewinnreichen Handel führten. Es war für Europa etwas Neues, auch Nordamerika nun kräftig in die Politik der Welt eingreifen zu sehen. Sein Präsident Monroe erklärte 1823 im Kongreß: Amerika könne es nicht gleichgültig sein, wenn die europäischen Mächte ihr politisches System auf irgend einen Teil des westlichen Kontinents ausdehnen wollten; derselbe könne infolge der freien Lage, die er angenommen habe, hinfort nicht mehr als Gegenstand künftiger Kolonisation durch irgend eine europäische Macht angesehen werden. Damit war die Scheidung der beiden Weltteile vollbracht; die Mächte fügten sich nach und nach in die vollendete Thatsache. — Was aber aus diesen Freistaaten werden soll, ist auch jetzt, nach einem halben Jahrhundert, noch kaum zu ahnen. Sie brauchen vor allem Kräfte, die beten und arbeiten können, und von beiden ist dort nichts wahrzunehmen, wenn man von den schwachen Einwanderungen aus Europa (besonders in Argentina, Uruguay, Chile) absieht. Sie zerreißen sich lieber in unaufhörlichen Kämpfen um die Oberherrschaft; da kämpfen Liberale und Klerikale, Unionisten und Föderalisten; zu Zeiten wird auch ein Rassenkrieg daraus, zwischen weißeren Kreolen und farbigen Indianern, oder ein toller Kampf um fast unbewohntes Land. Bald herrscht ein brutaler Soldat, bald ein schlauer Advokat; aber fast unter keinem Regiment ist noch was Wesentliches geschehen, um Sittlichkeit und Bildung zu heben, oder auch nur Leben und Eigentum zu sichern. Bolivar, der zuletzt den Diktator spielte und sich alle Herzen entfremdete, erklärte sterbend, 1830: „Er schäme es sich zu sagen, aber die Unabhängigkeit sei das einzige Gut, das auf Kosten aller anderen in diesen Ländern erreicht worden sei.“ Eine tüchtige Schule thut ihnen sehr not: solche bietet der steigende Fremdeneinfluß wenigstens in

Argentina und Chile; am meisten geschieht für den Unterricht im letzteren, so daß Santiago verdient, die erste Stadt des spanischen Amerikas genannt zu werden. Neid auf das arbeitsame Chile verleitete das zerrüttete Bolivia im Bunde mit Peru 1879—84 dem Nachbarlande einen mörderischen Salpeterkrieg aufzuzwingen; es handelte sich um den Besitz der Wüste Atakama mit ihren Salpeterlagern. Chile hat beide besiegt. —

An den ungeheuren Entfernungen dieser dünn bevölkerten Gebiete scheiterten alle Versuche Spaniens zu ihrer Wiedereroberung. Nur mit Widerwillen ließen sich die Regimenter zu so aussichtslosen Märschen und Kämpfen über das Meer führen. Als wieder ein Heer in Cadiz zur Unterstützung Morillos ausgerüstet werden sollte und eine Seuche samt dem ständigen Geldmangel die Abreise verzögerte, wurden die Truppen so unzuverlässig, daß man ihre Einschiffung fast überstürzte. Sie ahnten, daß man sie zur Schlachtbank führen wollte; als der Oberst Riego am Neujahr 1820 vor seinem Bataillon die Konstitution von 1812 ausrief, jauchzten sie ihm Beifall zu und zogen aus ihrem Dorfe gegen Cadiz. Doch ließ sich dieses nicht überrumpeln, und unter fortwährender Desertion seiner Truppen mußte Riego sich in die Schluchten der Sierra Morena flüchten. — Allein nun verbreitete sich die Kunde vom Aufstand; der geflüchtete General Mina kehrte nach Navarra zurück und wurde von seinen Truppen mit Jubel aufgenommen; die königlichen Generale konnten bald nirgends mehr auf ihre Regimenter zählen, da viele Offiziere dem Aufstand vorgearbeitet hatten. Graf Abispal und sein Bruder Odonnel erklärten sich in Ocaña für die Konstitution und Madrid wurde so schwierig, daß der König 7. März nachgab, die Verfassung annahm und freisinnige Minister anstellte. Aber einen festen Rechtszustand herzustellen gelang diesen nicht.

Die Prozessionen, Illuminationen und Stiergefechte wollten kein Ende nehmen; dem Gefängnis entlassene oder von der Flucht heimgekehrte Männer nahmen nun die höchsten Ämter ein. Aber woher Geld auftreiben? Die Bauern meinten, die Freiheit werde Steuern und Zehnten abschaffen, statt dessen schaffte sie Klöster ab und verkaufte deren Güter. Das regte die Geistlichkeit, und diese regte das Landvolk auf. Der König selbst mochte Jesuiten und Klöster nicht missen und wurde darüber vom Pöbel beschimpft und bedroht fast wie sein Vetter Ludwig XVI. Royalistische Guerillas standen nun auf, die sich „apostolische Junta" und „Glaubensarmee" nannten; es ging ein tiefer Riß durch die ganze Nation, der zum Bürgerkrieg führte, während auch die Liberalen in immer neue Parteien (comuneros, Gleichheitseiferer, exaltados, Aufgeregte, descamisados, Ohnehemden) auseinandergingen. Ein Aufstand der Garden, welche gerufen hatten: Es lebe der absolute König! wurde 1822 blutig unterdrückt, und der König mußte sich mit Familie auf dem Balkon zeigen, um die ungezogenen Zurufe des exaltierten Pöbels in Empfang zu nehmen; er mußte untaugliche Minister sich aufdrängen lassen und mit jenem Riego eine theatralische Versöhnung aufführen.

Nach 2 Jahren bat Ferdinand seinen Vetter, Ludwig XVIII., um bewaffneten Schutz. Und während über dessen Gewährung in Frankreich noch hin und her gestritten wurde, trat im Oktbr. 1822 ein Kongreß der Großmächte in Verona zusammen, der die Cortes ermahnte, ihre Verfassung leidlich umzuändern und den König wieder in seine Rechte einzusetzen; sonst würden Franzosen zu seinem Beistand in Spanien einmarschieren. England zwar versagte hiezu seine Einwilligung; aber die Ostmächte konnten diese entbehren. Da die Cortes der Aufforderung kein Gehör schenkten, vielmehr Ferdinand als einen Gefangenen behandelten, entschloß sich Ludwig XVIII., mit den Waffen „einem Enkel Heinrichs IV. seinen Thron zu erhalten". — Mit 100 000 Franzosen überschritt der Herzog von Angoulême, Ludwigs Neffe, am 7. April 1823 die Bidassoa und sparte nach dem Rat seiner napoleonischen Generale das Geld nicht. Spanien war in der kläglichsten Zerrüttung, ohne Heer, ohne Kopf und ohne Geld; die Geistlichkeit und der Adel jauchzten den Befreiern zu. Fast widerstandslos gelangten sie 23. Mai nach Madrid, 21. Juni nach Sevilla, während der willenlose Ferdinand immer weiter dem Meere zu fortgeführt wird. Am 23. Juni

stehen sie vor Cadiz; und nachdem sie die Halbinsel Trocadero 31. August erstürmt, 20. Sept. die Insel Leon erobert haben, begiebt sich Ferdinand ins französische Lager, 1. Okt. Die Liberalen aber, nun Negros genannt, machten sich aus dem Staub; wehe denen, die sich fangen ließen!

Trotz der allgemeinen Amnestie, die Ferdinand am Tage vor seiner Befreiung angekündigt hatte, begann jetzt eine Zeit des Schreckens, welche die Pyrenäenhalbinsel als eine „westliche Türkei“ erscheinen ließ. Überall wurde ungeachtet aller Kapitulationen geplündert, eingekerkert, gemartert und hingerichtet, bis auch der Angoulême sich seines Schützlings schämte und gegen die Ultraroyalisten einen tiefen Widerwillen faßte. Riego wurde auf der Flucht gefangen und unter schrecklichen Mißhandlungen nach Madrid geschleppt, wo er in einem scheußlichen Kerker schmachtete, ehe man, 7. Novbr., ihn halbtot zum Galgen schleifte. Der französische Minister Chateaubriand brandmarkte diese „blutige, habgierige, fanatische Regierung als einen abgeschmackten Despotismus, eine vollständige Anarchie der Verwaltung“. Die Inquisition arbeitete wieder und garrottierte einen Schulmeister in Valencia, dessen Glaube protestantisch klang.

Für die Ultras war diese Reaktion noch so wenig befriedigend, daß sie den strengeren Bruder Ferdinands, den finstern Don Carlos, auf den Thron zu bringen trachteten, und für ihn in Catalonien 1827 unter dem Rufe: Es lebe Don Carlos! Es leben die Mönche und die Inquisition! das Panier des Aufruhrs erhoben. Nur durch blutige Strenge wurde dieser „apostolische Aufstand“ gedämpft. Immerhin hofften die Apostolischen, bei der Kinderlosigkeit des siechen Königs sei seinem Bruder der Thron gesichert. Als aber 1829 Ferdinand die dritte Gemahlin verlor, heiratete er alsbald sein lebenslustiges Bäschen, Marie Christine von Neapel. Ihr zu lieb hob er 1830 das salische Gesetz auf, das seit 1713 gewaltsam eingeführt, Frauen vom Thron ausschloß, und stellte das altkastilische Erbfolgerecht wieder her. Wirklich gebar ihm Christine zwei Töchter, von denen Isabella (1833—68) ihrem Vater auf dem Thron folgte, trotz aller Proteste der Apostolischen. Wollte die Mutter ihrer Tochter das Scepter sichern, so mußte sie sofort sich an die Gemäßigten halten; denn das Feldgeschrei: hier Carlos, hier Christina! teilte nun ganz Spanien in zwei erbitterte Parteien, deren Kampf das arme Land noch lange zerrütten sollte.

§ 4. Portugal und Brasilien.

Die portugiesische Königsfamilie war vor Napoleon 1807 nach Brasilien geflohen (S. 795), von wo sie sich gar nicht beeilte, ins verödete Portugal zurückzukehren; einmal weil dieses Ländchen von den Engländern nicht geräumt, vielmehr von ihrem General Lord Beresford streng regiert wurde; aber auch damit das schöne Brasilien nicht den Weg der spanischen Kolonieen ginge.

Indessen murrten die Portugiesen über solche Zurücksetzung, und als der Lord 1820 einmal Brasilien einen Besuch abstattete, reizte das Beispiel der spanischen Revolution den Oberst Sepulveda zur Nachahmung. Er brachte in Oporto mit dem Ruf: Es lebe Johann VI. und die Verfassung! eine Empörung zustande (24. Aug.), welcher sich auch Lissabon anschloß, daher Lord Beresford, als er zurückkam, nicht mehr zugelassen wurde, sondern weiter nach England fahren mußte. Ihm folgten die vielen englischen Offiziere des portugiesischen Heeres nach, und die Cortes traten Januar 1821 in Lissabon zusammen, eine der spanischen ähnliche Konstitution zu schmieden. — Der gutmütige Johann fügte sich leicht in diese Wendung der Dinge, und versprach ehestens nach Europa zurückzukehren. Indessen wollten die Brasilianer hinter dem ruhmvollen Mutterlande nicht zurückbleiben; hatte es sie doch schon lange beschämt, allein in Südamerika noch keine Revolution gehabt zu haben. Schon erhoben sich Bahia und Rio de Janeiro für eine Konstitution, daher der König, von seinem ehrgeizigen Sohn Pedro gedrängt, diesen als Vicekönig in Brasilien zurück-

ließ und selbst nach Portugal reiste. Wie sein Schiff, 3. Juli 1821, in den Tejo einlief, mußte er erst die neue Verfassung beschwören, ehe man ihn landen ließ. Seine beiden Söhne ließen ihn nicht zur Ruhe kommen. Der ältere wurde von den Cortes zurückberufen, was die brasilianischen Juntas so empörte, daß er Jan. 1822 versprechen mußte, irgend wie bei ihnen zu bleiben. Und als man daraufhin die brasilischen Abgeordneten in Lissabon Verräter schimpfte, brach in Brasilien eine solche Erbitterung aus, daß Don Pedro dieses Land für souverän erklärte und 12. Okt. den Titel eines konstitutionellen Kaisers von Brasilien annahm. Als solchen erkannte ihn 1825 auch sein Vater an.

Der andere Sohn, Don Miguel, streng katholisch wie seine spanische Mutter, bearbeitete das Militär und vertrieb (Mai 1823) die Cortes, „um seinen Vater und die Nation vom schmählichen Joch der Konstitution zu befreien". Die Königin begann bereits ein Schreckenssystem, wie unter ihrem Bruder in Spanien, einzuführen, doch griff der König bald nach gemäßigteren Räten, wie Graf Palmella und Marquis Loulé. Eines Morgens fand man den letzteren im königlichen Vorzimmer ermordet, und 30. April 1824 machte Miguel seinen Vater zum Gefangenen, wohl um ihn abzusetzen. Doch protestierte der englische Gesandte gegen diesen Staatsstreich; der König selbst entwischte seinen Wächtern und floh auf ein englisches Kriegsschiff, wo er alsbald von seinen Ministern und fremden Gesandten begrüßt ward, während die Kanonen aller Schiffe salutierten. Miguel sah seine Sache verloren, flehte seinen Vater um Verzeihung an und wurde, um ihn der Volkswut zu entziehen, nach Wien gesandt. — Doch als der müde Johann VI. (März 1826) starb, und seine Tochter Isabella die Regentschaft antrat, entstand die Frage, wie die Krone Portugal zu vererben sei. Der Kaiser von Brasilien verzichtete auf dieselbe zu Gunsten seiner Tochter Maria da Gloria, die — erst siebenjährig — mit der Zeit ihren Oheim Miguel heiraten sollte. Pedro gab auch dem Lande eine freisinnige Verfassung, welche sein Bruder in Wien ohne Anstand beschwor, wie er auch sich mit seiner Nichte verlobte. Zwar regten nun die Apostolischen jenseits der spanischen Grenze einen Aufstand an; doch englische Hilfe hatte diesen in kurzer Zeit unterdrückt. — Der „Lissaboner Gutedel", wie ihn die Wiener nannten, jetzt von Metternich unterrichtet und, wie der Staatskanzler glaubte, wirklich „edler Gesinnungen voll", kehrte Febr. 1828 nach Lissabon zurück, um seinen Eid zu brechen und (Juni) sich zum absoluten Könige zu machen.

Nun füllten sich die Kerker und die Schafotte; mit Lust sah der Tyrann den Qualen der Eingekerkerten und den Hinrichtungen zu; auf seine Schwester schoß er einmal eine Pistole ab; in 6 Jahren wurden 17 000 hingerichtet, 16 000 deportiert, 13 000 verbannt.

Indessen konnte Pedro für sein schon nach Europa abgesandtes Töchterlein wenig thun. Doch sammelten sich 3000 liberale Flüchtlinge in Terceira, dem azorischen Eiland, das den Miguel nie anerkannt hatte, und schlugen dort unter dem tüchtigen Villaflor alle Angriffe ab. Als sodann der Kaiser sich mit seinen Brasilianern überwarf und diese Krone an sein Söhnlein Pedro II. abtrat, 1831, gelang es ihm, in Europa Geld und Truppen zu finden, mit denen er, Juli 1832, bei Oporto landete und binnen einem Jahr Lissabon für seine Tochter eroberte. Die Bauern wurden nun von den Feudallasten befreit. Villaflor, Herzog von Terceira, versetzte endlich dem Thronräuber Miguel bei Thomar den Hauptschlag, worauf derselbe gegen ein schönes Jahrgehalt fortan Portugal zu meiden versprach (Vertrag von Evora, 26. Mai 1834). Er ging nach Italien, wo ihn der Papst seiner Versprechungen entband, daher er den Vertrag widerrief und damit seinen Jahrgehalt verlor. In Deutschland fand er später eine Gattin, und 1866 sein Grab. — Auch seine frühere Braut Maria da Gloria (1826—53) sollte einen deutschen Gatten finden, den Koburger Ferdinand, dessen Söhne Pedro V. und Ludwig († 1889) nach einander den

portugiesischen Thron bestiegen. Der Exkaiser hatte noch vor seinem Tode († 1834) die Verhältnisse erträglich geordnet, die Mönchsklöster aufgehoben ꝛc. Seine Tochter wurde 1841 auch vom Papst anerkannt.

Portugal zu einem neuen Aufschwung zu verhelfen, ist doch kaum gelungen, da sich die beste Thätigkeit der leitenden Männer im Veranstalten oder Abwehren von Revolutiönchen verzehrt und nur englisches Geld einige Erwerbsquellen offen erhält. Durch Briten kamen auch evangelische Einflüsse ins Land, die jedoch streng abgewehrt wurden; erlebte man doch 1843 die Fällung eines Todesurteils wegen ketzerischer Äußerungen über die Messe; etliche Hundert Evan-



Fig. 368. Dom Pedro II. von Brasilien.

gelischgewordene vertrieb die Geistlichkeit aus Madeira nach Westindien. Doch haben dem Volke seine wohlwollenden Fürsten aus deutschem Geblüt verhältnismäßige Ruhe verschafft.

Brasiliens hochgebildeter Kaiser suchte durch Begünstigung deutscher Einwanderung und des Unterrichts, durch die Abschaffung des Sklavenhandels (1851) und der Sklaverei (1871—88) die unermeßlichen Hilfsquellen des Reichs flüssig zu machen. An Aufständen fehlte es freilich nicht ganz, doch waren sie selten im Vergleich mit den Nachbarstaaten. Erwähnung verdient der Krieg mit Paraguay. Hier hatte ein Karl Lopez nach dem Tode Dr. Francias als Supremo den Despotismus seines Vorgängers übernommen und das Land, das größer als Frankreich, nur $1^1/_2$ Mill. armer Einwohner zählt, allmählich gehoben (1841—62). Sein Sohn Franz Lopez II. fuhr erst fort, alle seine Unterthanen zum Kriegsdienst heranzuziehen, und fing dann, als er 80 000 halbnackte aber blind ergebene Krieger beisammen hatte, mit seinen drei Nachbarn Brasilien, Argentina und Uruguay Händel an, 1864. Es

währte lange, bis diese Staaten sich wirksam verbündeten und Truppen herbeischafften, lange auch, bis solche neue Truppen den an unbedingten Gehorsam gewöhnten Paraguiten das Gleichgewicht hielten; durch Seuchen, Hunger und die südamerikanische Grausamkeit war der Menschenverlust ein ungeheurer, die Verwundeten der Alliierten wenigstens wurden alle getötet. Der Besitz einer Flotte gab endlich den Brasilianern den Vorteil in die Hand, sie eroberten 1869 Assuncion, verfolgten Lopez in die Wildnis und machten ihm 1870 den Garaus. Die Riesenader des edlen Weltteils, der Amazonas, wurde 1867 den Flaggen aller Nationen frei gegeben; damit fanden auch Peru und Bolivia einen Ausweg für ihre Erzeugnisse. Dampfer und Eisenbahnen schaffen nun Verbindungen, um Menschen in die wasserreichen Wildnisse herbeizulocken. Ein Aufstand des Heers vertrieb aber 1889 Pedro II. und machte auch Brasilien zu einer Republik.

§ 5. Der griechische Aufstand.

Anderer Art, als die Militäraufstände und Konstitutionswirren der romanischen Länder, war die Erhebung Griechenlands gegen das türkische Joch.

Ein rohes Soldatenvolk hatte Jahrhunderte lang die schönsten Länder von drei Weltteilen, die Wiege europäischer Kultur und Religion, niedergetreten, ohne daß Eroberer und Besiegte zu einem eigentlichen Staat verschmolzen: sie blieben getrennt durch Religion, Sprache und Sitte. Da waren die rumänischen Walachen, Südslaven und slavisierte Tataren (Bulgaren), mit Slavenblut vermischte Griechen, und die ungebändigten, zersplitterten Stämme der Albanesen (Schkipetaren), alle auseinandergezerrt und weder mit einander, noch mit dem herrschenden Volke durch einen Kitt verbunden. Am schwersten empfand man die Blutsteuer, durch welche seit 1650 jedes fünfte Kind dem Sultan zum Janitscharendienst verfallen war. Wohl hatte der Druck, der auf der christlichen Herde (Raja) lastete, viele, wie den bosnischen Adel, zum Islam bekehrt; doch bei den meisten hat die zäh festgehaltene Religion die Hoffnung wach erhalten und wiederholt zu Befreiungsversuchen angespornt, namentlich seit dem Aufsteigen der glaubensverwandten russischen Großmacht.

Schon 1770 (S. 713) hatte Rußland alle Griechen zur Freiheit aufgerufen, sie aber im Frieden 1774 der türkischen Rache preisgegeben. Doch hatte sodann der russische Handel, durch Griechen vermittelt, einen gewaltigen Aufschwung gewonnen und Odessa fast zu einer griechischen Kolonie erhoben. Besonders waren es drei Eilande Hydra, Spezzä und Psara, welche Schiffahrtsvereine bildeten und Hunderte von Kauffahrern ausrüsteten, deren Mannschaften ohne Karten oder Kompaß die Meere durchflogen und Reichtümer anhäuften. Die Wohlhabenden aber stifteten Schulen und verbreiteten Bücher, und ihre Söhne mußten in Paris, Wien, Livorno ꝛc. sich europäische Kenntnisse erwerben. Dann hatte Napoleon 1797 dem altersschwachen Venedig die jonischen Inseln abgenommen und damit französischen Revolutionsgedanken einen Weg in die Türkei eröffnet. Zugleich war der hochbegabte Albanese Ali Pascha Herr von fast ganz Epirus und Griechenland geworden, überwältigte 1803 das Bergvolk von Suli und brach der Civilisation durch einen aufgeklärten Despotismus die Bahn. Ein anderer Albanese, Muhammed Ali, vernichtete 1811 die Mamlukenaristokratie in Ägypten durch ein wohlberechnetes Blutbad, besiegte durch seinen Sohn Ibrahim die fanatischen Wahabiten in Arabien (1812—18) und begann nun durch französische Abenteurer sich ein modernes Heer zu schaffen, mit dem Ibrahim 1822 Nubien und Sennaar unterwarf. Zugleich beutete er sein Nilthal so gründlich aus, daß er der größte Handelsmann der Welt wurde. Machte er damit sein Land nicht glücklicher, so gewann er doch einen Vorsprung vor andern Reichen des Islams.

Nachhaltiges geschah zunächst unter dem Volke der Südslaven. Seit das Serbenreich 1389 vernichtet war, hatten sich versprengte Scharen in die schwarzen

Berge (Tschernagora) geflüchtet und den Kleinkrieg gegen die Türken fortgesetzt. Ein Pascha von Skodra hatte ihren Fürstbischof oder Wladika Peter I., der sich 1788 für die Russen und Österreicher erhob, mit 2 großen Heeren angefallen und solche Niederlagen erlitten, daß damit die Unabhängigkeit dieser Tschernagorzen begründet war. — Nun wurden die Serben von vier Dahis (Steuerverwaltern) schwer bedrückt und ihre Häuptlinge 1804 nach Belgrad gelockt und gespießt. Da griffen die Heiducken der Berge, die Bauern und Schweinehirten zu den Waffen. Der Hirte Tscherni



Fig. 369. Muhammed Ali. (Nach einem Stich von Blanchard.)

Georg, früher österreichischer Feldwebel, wurde ihr Führer und säuberte das ganze Land 1807 von Türken; dann verband er sich mit den Russen gegen den Erbfeind und erfocht bedeutende Siege, für welche die Türken nach dem Friedensschluß 1813 schreckliche Rache übten. Georg floh nach Österreich. Am Palmsonntag 1815 aber entfaltete der schlaue Unterführer Milosch in der Kirche von Takowo seine Fahne, schonte die Türken, nicht aber das Geld, ließ den zurückgekehrten Georg vertreiben und brachte es dahin, daß er 1817 als Kniäs (Fürst) der Serben, mit halber Unabhängigkeit anerkannt wurde, ähnlich den Hospodaren der Donaufürstentümer.

Die Griechen wollten hinter solchen Vorbildern nicht zurückbleiben; es bildete sich 1814 in Odessa ein Geheimbund gebildeter Männer, die Hetärie. Sie ehrte

aufs höchste das Andenken des Freiheitssängers und Freiheitsmärtyrers Rhigas, († 1798) und verbreitete seine Lieder; sie versuchte die Schiffsherren und die Räuberhäuptlinge, jeden bedeutenden Mann für die Befreiung des Vaterlands zu begeistern, während auch ein Minister des russischen Kaisers, der korfiotische Graf Kapodistrias, sich freundlich zu ihr stellte. Da er jedoch den Vorsitz der Hetärie ablehnte, übernahm ihn der Hospodarensohn Alex. Ypsilanti. Als die Pforte 1820 Ali Pascha, den mächtigen Löwen von Epirus bekämpfte, rief sie die verjagten Sulioten unter Markos Bozaris herbei, Ali aber gewann diese, daß sie auszogen, ihre heimatlichen Bergfesten wieder zu erobern. Und die Hetärie beschloß, daß nun Morea sich erhebe, während die besten türkischen Truppen vor Janina lagen (das erst 1822 ihnen unterlag). Ungeschickterweise wählte Ypsilanti einen andern Kampfboden; er überschritt mit seinen Freiwilligen 6. März 1821 den Pruth und rief die Donaufürstentümer zum Kampf gegen den Halbmond auf. Er hatte sich aber getäuscht, sowohl im russischen Kaiser, dessen Adjutant er war, als in den Rumänen; jener strich ihn aus der Armeeliste, und diese wollten nicht kämpfen. Nachdem bei Dragatschan seine „heilige Schar", 7500 Mann, von den Türken niedergehauen war, 19. Juni, floh er zu den Österreichern, die ihn gefangen setzten; heldenmütiger focht der Olympier Georgakis in einem Kloster, das er drei Tage lang gegen die Übermacht verteidigte und endlich samt dem eindringenden Feind in die Luft sprengte. Entsetzlich hausten nun die Janitscharen in den unschuldigen Fürstentümern.

Noch schrecklicher war die Rache, welche in Konstantinopel selbst genommen wurde. Der Sultan verlangte vom Schech el Islam ein Gebot zur Ausrottung aller Christen. Der griechische Patriarch aber eilte zum muhammedanischen Oberpriester und bewog ihn, seine Unterschrift für das Todesurteil eines Volkes zu verweigern. Mahmud verbannte den Schech und ernannte einen fanatischen Nachfolger. Da kam die Nachricht vom Aufstand in Morea. Am Osterfest, 22. April, ergriff man den Patriarchen Gregor, als er das Hochamt vollendet hatte, folterte und hängte ihn samt Bischöfen und Priestern auf. Die Leichen wurden von Juden durch die Stadt geschleift und ins Meer geworfen. Mord und Raub herrschten darauf tagelang in den Gassen, und immer neue Foltern wurden für die unglücklichen Griechen ersonnen, auch in Smyrna, Kreta ꝛc., trotz aller Vorstellungen der Gesandten, immer gräßlichere Greuelscenen aufgeführt, bis der Bruch wirklich unheilbar war und die Glut der Rache und Verzweiflung weithin aufflammte.

Der Erzbischof Germanos pflanzte 4. April ein Kreuz vor der Kirche in Patras auf und ließ die Moreoten schwören, für Glauben und Vaterland zu kämpfen. Die Maniaten der lakonischen Berge eroberten am gleichen Tage Kalamata, voran der energisch wilde und schlaue Kolokotronis und Mavromichalis. Aus den drei obengenannten Eilanden liefen 176 Schiffe aus, teilweise sogar mit Frauen bemannt, und versperrten der türkischen Flotte jeden Ausweg. Zu Lande wurden allenthalben die Türken umringt, in festen Plätzen eingeschlossen, oder vereinzelt niedergemacht. Lange kämpfte man um die Hauptstadt Tripolitza; der Tag ihrer Erstürmung, 5. Okt., ward ein Mordfest, da 10000 Türken fielen. Der Krieg war beides, ein Rassen- und ein Glaubenskampf, und auf beiden Seiten wurde er barbarisch geführt. Übrigens brachten es die Griechen zu keiner Organisation des Kampfes; man beriet wohl auf einer Nationalversammlung, welcher der edle, europäisch gebildete Mavrokordatos vorstand; allein die Klephten der Berge haßten solche Halbfranken und gingen meist ihren eigenen Weg, wohin immer Beute lockte. Ein Herrschertalent wurde den Griechen nicht geschenkt, und wenn es auch tüchtige Führer im Streite gab, so konnten diese doch nach einem Sieg sich untereinander bekriegen. Am 13. Jan. 1822 erklärte die Nationalversammlung die Unabhängigkeit des hellenischen Volkes.

Die herrliche Insel Chios ward April 1822 vom Kapudan Pascha so greulich verwüstet, daß man kaum mehr einen Griechen dort traf; 23000 lagen ermordet, 47000 wurden auf den Sklavenmärkten verkauft. Die Rache übernahm der Psariote Kanaris; er zündete, 19. Juni 1822,

durch Brander die türkische Flotte an und verbrannte ihre besten Schiffe; selbst der Kapudan Pascha wurde von einer fallenden Raa tödlich getroffen; der Rest floh nach den Dardanellen. — In ganz Europa bildeten sich Hellenenvereine, um mit Geld und Waffen den Glaubensbrüdern beizustehen; eine Million Franks gab allein der Genfer Eynard. Auch Philhellenen zogen ihnen



Fig. 370. Erzbischof Germanos, die Fahne der Freiheit erhebend. (Nach dem Freskogemälde von P. Heß in München.)

zu, wie der württembergische General Normann, der Franzose Fabvier, die Engländer Hastings, Gordon, Lord Cochrane, Lord Byron ꝛc. und suchten ihre Kriegskunde zu verwerten oder doch die Reihen der Freischaren zu verstärken, freilich mit zweifelhaftem Erfolge. Die Großmächte sahen scheel zu diesen Bemühungen, einer Revolution den Sieg zu verschaffen; am liebsten hätte noch Kaiser Alexander sich seiner Glaubensgenossen angenommen, aber Metternich überzeugte ihn

auf dem Kongreß zu Verona 1822 (S. 839), daß jede Art von Empörung konsequent abgewiesen werden müsse. Mit innigster Teilnahme dagegen sahen die Freiheitsfreunde aller Länder einer Nationalerhebung zu, von der sie sich die Wiederbelebung der alten hellenischen Herrlichkeit versprachen. Nach dem schmählichen Ausgang der romanischen Militäraufstände gewann dieser Volkskampf die Sympathieen auch der Strenggläubigen, der Legitimisten und Fürstensöhne, und schwoll zu einer mächtigen Begeisterung an.

Da weder zu Land noch zur See die Pforte zu siegen vermochte, hatte Muhammed Ali, gegen Überlassung von Cypern und Kreta, dem hartbedrängten Sultan willfahrt und ihm seine Flotte mit geschulten Truppen unter seinem kriegskundigen Sohne Ibrahim zur Hilfe geschickt. Diese Ägypter hatten schon 1823 zur blutigen Unterwerfung Kretas mitgewirkt; jetzt sollten sie sich am Peloponnes versuchen. Ibrahim erstürmte 1825 die Feste Navarin, die ihm einen guten Hafen bot, und verwüstete nun, barbarisch und methodisch zugleich, die ganze Halbinsel: da lernten die Griechen ihre Schwäche gegenüber regelmäßigen Truppen, und beschränkten sich auf den kleinen Krieg, der zur See in wüste Seeräuberei ausartete, zu Land in völlige Anarchie. 1826 betrat Ibrahim auch das Festland: er ging gegen Mesolongi.

Diese Feste hatte sich schon 8 Monate gegen den Seraskier Reschid Pascha wunderbar verteidigt, indem der Seeheld Miaulis sie wiederholt mit Lebensmitteln und Pulver zu versehen wußte. Der Ägypter versuchte „diesen Zaun" zu erstürmen, es gelang ihm nicht, ebensowenig dem Miaulis, durch die feindliche Flotte zu dringen. Drinnen wüteten Hunger und Ruhr, und als die Sulioten alle Hunde, Katzen und Ratten verzehrt hatten, versuchte man sich durchzuschlagen. Nachts, 23. April, nahmen 2500 Bewaffnete wohl 5000 Weiber, Kinder und Greise in die Mitte und zogen über den Graben; da sie aber auf wachsame Gegner stießen, zerteilten sie sich in zwei Haufen, von denen der eine niedergemetzelt wurde, der andere in die Stadt zurückwich und teils der Sklaverei verfiel, teils mit den plündernden Feinden sich singend in die Luft sprengte. Nur 1300 Mann entkamen mit Notis Botzaris. Sofort kehrte Ibrahim in den Peloponnes zurück; die Türken aber belagerten die Burg von Athen, die auch 5. Juni 1827 in ihre Hände fiel.

Erschütternd hallte der Fall Mesolongis durch ganz Europa; und wenn er auch Fürsten wie Ludwig I. von Bayern (1825—48) zu reichen Beiträgen vermochte, Griechenland schien doch verloren. Allein eben jetzt trat rechtzeitige Rettung ein. Da Alexander gestorben war, verständigte sich England mit seinem Nachfolger Nikolaus in aller Stille (4. April 1826) dahin, zwischen Türken und Griechen einen Frieden zu vermitteln, der diese etwa in die Stellung der Donaufürstentümer brächte. Metternich schauderte über solchen „Vertrag zum Verbrechen"; aber Frankreich empfahl der Pforte, nachzugeben. Da diese sich jede Einmischung verbat, beschlossen England, Rußland und Frankreich, 6. Juli 1827, wenigstens Waffenruhe von den kriegenden Parteien zu verlangen, ja zu erzwingen. Und als der Sultan auf seiner Abweisung beharrte, fuhren die Geschwader der Seemächte unter Codrington nach Navarin, besahen sich da die türkisch-ägyptische Flotte und machten ihr den Garaus.

Sie nahmen erst dem Ibrahim das Versprechen ab, sich ruhig zu verhalten. Jedoch gereizt durch griechische Feindseligkeiten, ließ dieser Messenien greulich verheeren und etliche Schiffsabteilungen auslaufen. Da fuhr die alliierte Flotte, 20. Okt. 1827, in den Hafen von Navarin, die feindliche zusammenzuhalten, 26 Schiffe gegen 82, und wie nun die Ägypter zu schießen anfingen, gab Codrington den Befehl, mit Kugeln zu antworten. In dem Knäuel der schwimmenden Festungen ging kein Schuß verloren. Der lang zurückgedrängte Grimm des vereinten Europas machte sich endlich Luft: in 4 Nachmittagsstunden wurde die Flotte des Islam zertrümmert. Es war derselbe Tag, an welchem der Großwesir endlich so weit nachgegeben hatte, daß er Metternich um seine Vermittlung bei den Seemächten bat. Die Spinnengewebe der Schreiber waren mit einem tüchtigen Streich durchrissen.

Wahrscheinlich hatte Codrington seine Befehle überschritten, nicht zwar die des großen britischen Gesandten in Konstantinopel, Stratford Canning, aber die

des Ministeriums; Wellington, der einen russisch-türkischen Krieg herannahen sah, nannte diese Katastrophe ein „ungeschicktes Ereignis", der Österreicher dagegen einen schändlichen Meuchelmord, den Anbruch des Chaos. Aber die Friedensherstellung ließ sich nicht mehr aufhalten; Rußland erklärte den Krieg. General Maison landete mit 14000 Franzosen in Morea und zwang Ibrahim zur Einschiffung, die letzten Festungen zur Übergabe, so daß 1828 Morea frei war, wenn auch fürchterlich verödet, und sich mit der Gründung einer Regierung befassen konnte. Es währte lange, bis eine solche zu stande kam.

Johann Kapodistrias (S. 845) schien den Vertragsmächten der beste Mann für Griechenland; er war 1827 von den Häuptlingen zum Präsidenten auf 7 Jahre gewählt worden, weil unter ihnen selbst doch kein unverbrauchter Name übrig blieb, und wurde in Nauplia, Jan. 1828, von allen Parteien als Retter empfangen. Allein nur zu bald offenbarte er die Gewohnheiten eines russischen Satrapen und schonte weder die gereizten Häuptlinge, noch die freiheitlichen Rechte der Gemeinden. Jene empfing er mit der barschen Anrede: „Ich kenne euch, ihr seid alle Klephten (Räuber) und Lügner;" diesen drang er seine Kreaturen zu Behörden auf. Die Inselbewohner und den Flottenführer Miaulis verstimmte er so tief, daß dieser die einzige Fregatte des Landes, 13. Aug. 1831, lieber verbrannte, als daß er sie den Russen ausgeliefert hätte. Als der Präsident den alten Mavromichalis ins Gefängnis werfen ließ und die Fürbitte von dessen 86jähriger Mutter, die 49 Glieder ihrer Familie im Kampfe verloren hatte, kalt abwies, nahmen ihre Enkel die Rache in die eigene Hand. Am 9. Oktbr. 1831 ermordeten sie den Präsidenten auf dem Kirchgang und starben dafür. Auch der Bruder des Ermordeten, Augustin Kapodistrias, vermochte die Herzen nicht zu gewinnen; er dankte ab, April 1832.

Nachdem der Prinz von Koburg, der Oheim der englischen Thronerbin, die Dornenkrone abgelehnt hatte, wurde der bayrische Prinz Otto zum König von Griechenland bestimmt. Er war der Sohn jenes Dichters und Kunstfreunds, der bald für das alte, bald für das neue Rom schwärmte, gerade damals aber für Hellas die feurigste Liebe an den Tag legte. Der 18jährige schüchterne Otto landete Februar 1833 in Nauplia, begleitet von bayrischen Truppen und einer Regentschaft, welche sich bemühte, in dem furchtbar verarmten, durch eine schwere Schuldenlast fast erdrückten Lande gesetzliche Zustände zu schaffen. Zur Hauptstadt wurde statt des geschickt gelegenen Nauplia das vielbesungene Athen erlesen, ein blutgetränkter Schutthaufen; bald war es leidlich aufgebaut und wurde durch Gründung einer Universität der Mittelpunkt eines neuen Geisteslebens im Osten. (Vergl. das große Bild.) Es geschah Großes für den höheren Unterricht, für den Aufschwung der Schreib- und Redekunst und die Ausbildung der griechischen Sprache, auch für Handel und Schiffahrt. Der König liebte seine Hellenen und that viel für ihre Hebung, wenn er auch weder geisteskräftig die Bösen zu schrecken, noch, da er Katholik und kinderlos blieb, durch Gründung einer orthodoxen Dynastie die Volksgunst zu fesseln vermochte.

Ein Militäraufstand, welcher alle Deutschen verbannte, drang ihm, Septbr. 1843, eine Konstitution auf, welche im Volk die Parteikämpfe nur heftiger machte. Otto hatte wenig Hilfe von den Gebildeten; statt die Hilfsquellen des Landes zu erschließen, rissen sie sich immer nur um Ministerstellen oder strebten sie nach Eroberungen in Thessalien und Kreta, duldeten aber ein unsinniges Steuersystem, welches das Land arm und die Staatskasse nicht reich machte. An der großen Staatsschuld ward nichts heimbezahlt. Weder hob sich der Ackerbau, noch die Kirche. Der lebenweckende Priester Kairi starb 1853 als Ketzer im Gefängnis. England demütigte den König ohne Schonung, im Verein mit dem Sultan. Als nun Italien frei und einig wurde, waren die Griechen ihres ehrgeizlosen Fürsten müde, der mancherlei Leiden ohne Klage ertragen hatte. Er unterdrückte noch, Febr. 1862, einen Militäraufstand und begnadigte die Teilnehmer; während er aber im Oktober den Peloponnes bereiste, stifteten Bulgaris und Kanaris einen zweiten an, den er nicht mehr zu bekämpfen wagte; er verließ Griechenland, um 1867 in Bayern zu sterben.

Auf englischen Rat wählten nun die Griechen einen dänischen Prinzen, Georg I., der 1863 die Krone annahm und dem Volk die langersehnte Morgengabe einer Grenzerweiterung brachte. Die Briten hatten sich nämlich vergeblich angestrengt,

die jonischen Inseln, welche sie seit 1815 inne hatten, durch Strenge oder Geldaufwand an sich zu ketten; je mehr das Nationalitätsprinzip aufkam, desto lauter schrieen die Stimmführer der Jonier nach Vereinigung mit ihren griechischen Brüdern. So geschah ihnen endlich nach ihrem Willen, indem England die zu schönem Wohlstand gelangten sieben Inseln an Griechenland abtrat. Bald hatte der stete Geldmangel im Staat die Jonier ernüchtert, und die Hellenen lernten nachgerade ihren vielgeschmähten Otto wieder ehren, obschon Georg I., der 1867 eine russische Prinzessin heiratete, 5 orthodoxe Söhne gezeugt hat.

Als auf der Insel Kreta 1866 f. die Sphakioten aufstanden, die türkische Herrschaft abzuschütteln, gestattete der König nicht nur Freischaren, ihnen zu Hilfe zu eilen, sondern leerte selbst die Gefängnisse, um die Zahl der Abenteurer zu schwellen, was beim Scheitern der Erhebung dem Land eine Last arbeitsscheuer Hände auflud. Noch 1869 bedrohte das Räuberunwesen fast die Thore der Hauptstadt, und außer einer Eisenbahn, welche Athen mit seinem Hafen Piräus verband, suchte man umsonst nach Straßen. Dagegen fehlte es nicht an Kabinettswechseln und skandalösen Ministerprozessen, wegen Verkaufs von Bischofstellen rc. Doch trat nun eine Zeit der Arbeit ein, in welcher sich das Land so weit stärkte, daß es 1878 eine Vergrößerung ansprechen durfte.

§ 6. Russisch-türkische Verwicklungen.

Der bewegliche Kaiser Alexander I., eine wunderlich gemischte weibliche Seele, suchte nach Napoleons Sturz der Gründer einer wahrhaft christlichen Politik zu werden; er griff es aber damit ungeschickt an. So heruntergekommen die Finanzen seines unangreifbaren Landes waren, willigte er doch in keine Verminderung des ungeheuren Heeres und drückte durch diesen Militärstaat bedrohlich auf seine Nachbarn. Im Innern ward durch Bibelverbreitung für die Bildung der Massen manches gethan, auch durch Zulassung protestantischer Missionen und deutscher Auswanderer in die südlichen Gebiete einiges Licht geworfen. Die Aufhebung der Leibeigenschaft aber beschränkte sich auf die Ostseeprovinzen. — Dem unglücklichen Polen gab Alexander 1815 eine Verfassung, die für den Adel freisinnig genug war, aber von einem absoluten Monarchen kaum ausgeführt werden konnte, wenn er nicht Rußland mit einer ähnlichen beglückte. Letzteres lag wirklich in des Kaisers Sinn; denn als er 1817 den ersten polnischen Reichstag eröffnete, hoffte er „mit Gottes Hilfe diese freien Einrichtungen auf alle seine Lande auszudehnen". Aber nun wurde sein Agent Kotzebue (S. 822) getötet; er entdeckte Geheimbünde unter seinen Offizieren, und die südeuropäischen Revolutionen brachten ihm ungemessene Furcht vor dem Geist des Umsturzes bei. Die altrussische Partei erhob sich mit Macht und stürzte 1824 den aufgeklärten Kultminister Galyzin. Die Freiheitsbestrebungen wirkten fort in geheimen Gesellschaften, zumeist unter den Polen, s. 1817 auch unter russischen Offizieren.

Als sich die Griechen erhoben, drängte die Armee zum Krieg mit der Pforte; Metternich dagegen ließ den Kaiser in der griechischen Sache nur eine Schwindelei der Umsturzpartei sehen. Hin- und hergetrieben zwischen seiner Griechenliebe und der Revolutionsfurcht, schwankte der Zar, wurde immer unstetiger und mißtrauischer, suchte sich auf einer Reise zu erholen und starb, gebrochenen Herzens, 1. Dez. 1825, in Taganrog.

Alexanders Bruder Konstantin, der ihm folgen sollte, hatte bereits 1822 auf den Thron verzichtet, dem er sich nicht gewachsen fühlte, ohne daß der dritte Bruder, Nikolaus, darum wußte. Daher lehnte dieser die Krone ab und leistete mit dem Reichsrat dem Bruder, der in Warschau als Generalissimus des polnischen Heeres saß, den Huldigungseid. Als nun dessen Entsagung eintraf und die Eidesleistung, 26. Dez., vollzogen werden sollte, stellten die Verschworenen der Geheimbünde den Soldaten vor, Nikolaus sei ein Thronräuber, und veranlaßten sie zum Rufe: Es lebe Konstantin und die Konstitution! Mit dieser, vermuteten die verführten Soldaten, werde wohl Konstantins Frau gemeint sein. Die versammelten Regimenter

standen fest gegen die anreitende Garde, die auch auf dem Glatteis ausglitt; einzelne Schüsse aus ihren Reihen streckten sogar treue Führer nieder, welche zur Pflicht zurückrufen wollten. Nur langsam rückte die Artillerie an, der endlich die Kugeln nachkamen; ihr Einschlagen zerstiebte die Meuterer. Oberst Pestel und 4 andere büßten am Galgen, die übrigen 110 „Dekabristen" wanderten nach Sibirien. Den heiligen Boden Rußlands von dieser „fremden Pest" der Freiheitsideen zu reinigen, schien hinfort des Kaisers Beruf.

Nikolaus I. (1825—55) war ein ganzer Mann und ein ganzer Russe. Von wechselnden Stimmungen unbeirrt, gedachte dieser geborne Herrscher möglichst gradaus zu gehen, um das Land in allen seinen Teilen völlig zu russifizieren und es Einem Willen zu unterwerfen, dem des einzigen Reichsbeamten, dem er trauen zu können meinte. Weil die Bibel Gleichheit lehrte, wurde die Bibelanstalt aufgehoben. Seinen Willen wollte er in allen Weltfragen geltend machen.

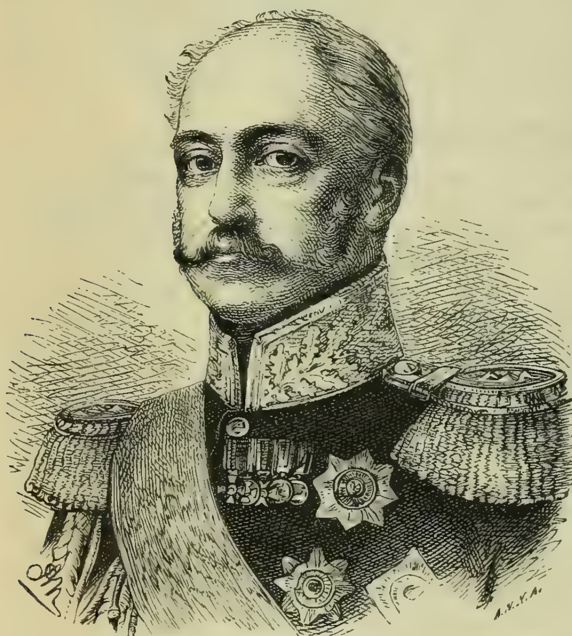


Fig. 371. Kaiser Nikolaus I.

Der Türkei stellte Nikolaus alsbald ein Ultimatum, daß sie die Donaufürstentümer völlig räume und die seit dem Griechenaufstand in Konstantinopel festgehaltenen serbischen Geiseln loslasse, was auf der Stelle gewährt wurde. Indessen beschloß er im Verein mit England die Friedensvermittlung für Griechenland, dem er ein Oberhaupt gab (S. 848), und übte sein Heer im Kampf gegen Persien, wo ihm Paskiewitsch 1827 die Festung Eriwan eroberte und das große Reich bis zum Ararat ausdehnte. England that nichts für das schutzbefohlene Persien, außer daß es den Frieden zu Turkmantschai (Febr. 1828) vermittelte, der dem Kaiser bedeutende Geldentschädigung verschaffte. Sofort rüstete er sich unter dem Jubel seiner Russen gegen den türkischen Erbfeind.

Mahmud II. hatte, durch die Erfolge des ägyptischen Vasallen (S. 843) belehrt, den Plan seines Oheims Selim III. wieder aufgenommen, durch ein europäisch organisiertes Heer die Widerstandskraft seines Reiches zu mehren. Das war kein gefahrloses Vornehmen, hatte doch Selim darüber 1808 Thron und Leben verloren, weil die Geistlichkeit sowohl als das privilegierte Heer der Janitscharen jede Neuerung argwöhnisch aufnahm. Diese zu beruhigen, führte Mahmud nichtchristliche, ägyptische Offiziere ein, sein Fußvolk zu disziplinieren. Sobald aber die Einübungen begannen, brach der Aufruhr der Janitscharen los. Der Sultan folgte dem Beispiel des Nikolaus; er ließ 16. Juni 1826 Kanonen auffahren und die Rebellen mit Kartätschen niederstrecken. Die Kaserne der Janitscharen wurde verbrannt, ihre Körperschaft aufgehoben, das übrige Gesindel, da es sich durch Anlegung von Feuersbrünsten rächte, in Masse hingerichtet oder ausgewiesen.

Civilisation einzuführen, wurde nun das Stichwort in Konstantinopel; doch begriff der Sultan selbst den Kern derselben nicht von ferne, und wurde auch so schlecht bedient, daß die meisten Reformen nur in Schein ausliefen. Er wagte christliche Damen zu besuchen, seine Kinder impfen zu lassen, Wein zu trinken; aber der Abgabendruck, die Unsicherheit des Eigentums und alle Mißbräuche muselmännischer Willkür und türkischer Roheit währten auch unter fränkischer Maske fort, selbst in der Hauptstadt, viel mehr in den Provinzen.

Fast in einem Jahr hatte Mahmud sein Fußvolk vernichtet und durch den Schlag von Navarin (S. 847) seine Flotte eingebüßt. Die schlauen Russen betrieben in Akjerman Verhandlungen, in welchen sie ihre Forderungen beständig steigerten; als der Sultan alle Franken aus Stambul vertrieb, erfolgte 26. April 1828 die russische Kriegserklärung. Der erste Feldzug, von dem alten Wittgenstein geleitet, den die Gegenwart des Kaisers vielfach hemmte, entsprach nicht der Erwartung, die Europa vom russischen Heere hegte. Es erfocht im Kampf um die Donaufestungen unter schweren Verlusten etliche „Siege der Einäugigen über die Blinden", wie der große Fritz über russische Kriegserfolge in der Türkei zu witzeln pflegte; den bedeutendsten Gewinn, die Besetzung der Festung Warna, verdankte es nur dem Verrat des Verteidigers. — In Asien dagegen führte der kriegserfahrene Paskiewitsch ein durch sorgfältige Pflege an sich gekettetes kleines Heer, eroberte damit in kühnem Zug die Festung Kars (Juli), die Nadir Schah 1735 mit 100 000 Mann vergeblich belagert hatte, sofort auch Achalzik (August), und wußte selbst im Winter Persien, das (Febr. 1829) durch einen Volksaufstand in Teheran hoch aufgeregt war, wieder zur Ruhe zu verweisen, indem er sogar mit dem Sturz der Dynastie drohte. Der Schah fügte sich; sein eigener Enkel eilte nach Petersburg, um für die Schmach des Gesandtenmords Abbitte zu thun.



Fig. 372. Mahmud II.

Paskiewitsch errang auch im zweiten Jahre die frühesten Erfolge. Er verstärkte seine Truppen mit Eingeborenen, und durch einen merkwürdigen Vormarsch und Doppelsieg, 1. Juli 1829, öffnete er sich den Weg nach Erzerum und Trapezunt. — Von der Donau rückte der Schlesier Diebitsch gegen den Großwesier Reschid Pascha vor, der den Balkanschlüssel, die Feste Schumla, verteidigte, schlug ihn bei Kulewtschi, 11. Juni, trat mit nur 18 000 Mann seinen Marsch über das Gebirge an, der ihm den Beinamen Sabalkanski eintrug, und zog 20. Aug. in Adrianopel ein. Ihm ging der Ruf von einer ungeheuren Heeresmacht voraus; der Sultan erschrak, da er seinen Truppen wegen des schleichenden Widerwillens gegen die neuen Waffen und Ordnungen nicht trauen konnte, und da nun Nikolaus seinen Schwiegervater in Berlin um einen guten Dienst bat, eilte der preußische General Müffling nach Konstantinopel und ließ den Sultan so milde Vertragsbedingungen hoffen, daß 14. Sept.

der Friede von Adrianopel zu stande kam. Rußland wurde mit 7 Mill. Dukaten und allerlei Handelsvorteilen, mit der Abtretung der Ostküste des Schwarzen Meers und der Donaumündungen entschädigt; die Donaufürstentümer, auch Serbien, wurden noch unabhängiger, d. h. mehr unter Rußlands Protektorat gestellt; und Griechenlands Befreiung erhielt endlich die Zustimmung des Sultans. —

Die Türkei war so geschwächt, daß sie ohne durchgreifende Reformen der Auflösung verfallen schien. Solche Neuerungen betrieb der Sultan im Verein mit seinem Großwesir, dem ehemaligen georgischen Christenknaben Reschid Pascha, nach dem Maße ihrer Einsicht; europäische Tracht wurde eingeführt und auf Centralisierung des lose verbundenen Staats hingearbeitet. Reschid unterwarf auch mit List und Tapferkeit die aufrührerischen Albanesen und Bosnier 1831 f.

Indessen hatte der Ägypter mit seinen Reformen dem Sultan einen bedeutenden Vorsprung abgewonnen; daß für seine Kriegsdienste ihm Kreta und Cypern übergeben worden waren, befriedigte ihn nicht, er verlangte auch Syrien. Da ihn der Sultan damit abwies, führte Ibrahim Pascha seine „Taktiker" Okt. 1831 nach Palästina, erstürmte 1832 Akka und zog triumphierend in Damaskus ein. Ein erstes Türkenheer, das sich ihm bei Beilan entgegenstellte, wurde 27. Juli gesprengt; Reschid Pascha führte ein zweites bis Konieh, in Kleinasien, wo die Ägypter ihn gänzlich schlugen und gefangen nahmen, 21. Dez. Schon lag diesen der Weg nach Konstantinopel offen, als Nikolaus dem Sultan großmütig zu Hilfe eilte und russische Truppen sandte, Konstantinopel zu decken. Da mußte Muhammed Ali das weitere Vordringen einstellen. Im Frieden von Kutahia, 6. Mai 1833, erhielt er ganz Syrien, und Rußland wurde 8. Juli durch den Vertrag von Hunkjar Skelessi belohnt, der ein Schutzbündnis mit der Pforte aufrichtete und die Dardanellen jedem fremden Kriegsschiff verschloß. Damit war das Schwarze Meer ein russischer Binnensee geworden.

Indessen brannte Mahmud von Rachedurst gegen den siegreichen Vasallen, der seinerseits die Küsten des Roten Meers bis gen Aden hin unterwarf (wo die Engländer 1839 sich zum Schutz des Dampferverkehrs mit Indien festsetzten), dann auch Ostarabien bedrohte. Dieser Muhammed Ali mit seinen drückenden Monopolen und seinem Allerweltshandel wurde denn doch den Engländern unbequem. Daher schloßen sie 1838 einen Handelsvertrag mit der Pforte, wornach im ganzen türkischen Reich das Monopolsystem aufhören und freie Ausfuhr stattfinden sollte, also auch in Ägypten und Syrien. Der Vicekönig zögerte mit der Annahme dieser Bestimmungen und wurde dafür voreilig vom Sultan für einen Hochverräter erklärt und aller Würden entsetzt. Ein türkisches Heer rückte in Syrien ein, begleitet von einem preußischen Hauptmann, dem genialen Moltke, dessen Rat aber nicht beachtet wurde. Ibrahim zermalmte es bei Nisib, 24. Juni 1839, und konnte wieder gegen Konstantinopel vorrücken, wo der dem Trunk verfallene Mahmud II. im Sterben lag († 30. Juni) und sein Kapudan Pascha die ganze Flotte dem Ägypter auslieferte. — Dem 16jährigen Sultan Abdul Medschid (1839—61) griffen jedoch die Großmächte unter die Arme, vor allen England, das die Türkei nicht tiefer sinken lassen durfte. Und da Frankreich den Ägypter befreundete, schloßen die vier übrigen Mächte 15. Juli 1840 einen Vertrag, welcher dem Ägypter, wenn er sich unterwarf, die Erblichkeit des Paschaliks und einen Teil von Syrien zusicherte. Wie er darauf nicht einging und der französische Minister Thiers zum Kriege rüstete, um etwa die Rheingrenze zu erhaschen, segelte eine englisch-österreichische Flotte in den Osten, erstürmte Akka und Beirut, bombardierte Alexandria und nötigte den Vicekönig, Syrien, Arabien und Kreta zu räumen, und gegen Zurückgabe der türkischen Flotte sich mit der Erblichkeit des ägytischen Unterthrones zu begnügen. Muhammed Ali starb 1849.

In Serbien (S. 844) regierte der Kniäs Milosch Obrenowitsch so schlau, daß er die türkische Oberherrschaft sich gefallen ließ und der Teilnahme am griechischen Aufstand geschickt

auswich. In der Kirche von Kragujewatz versammelte er, Januar 1827, die Skuptschina (Stände) des Volks und verkündigte ihnen Gleichheit vor dem Gesetz, Handels-, Religionsfreiheit 2c. Unter der letzteren verstand man übrigens im Lande selbst nur das neue Vorrecht, Glocken zu besitzen und zu läuten, verbunden mit dem wesentlicheren, keine griechischen Bischöfe mehr zu haben, sondern bloß serbische. Dieser wilde Bauer und Hirt machte sich nun mit den europäischen Zuständen bekannt, indem er sich alles Mögliche vorlesen ließ 2c., während er zugleich seine unruhigen Serben genau überwachte, despotisch regierte, und alle Verschwörungen vereitelte, nebenbei auch das Schätzesammeln nicht vergaß, wie er z. B. die Steuern in österreichischer Münze erhob, alle Zahlungen aber in türkischer leistete. Dabei lebte er so einfach, daß seine Gemahlin das Essen immer selbst auftrug. — Als dann der Friede von Adrianopel ihm noch weiter Luft schaffte, ließ er es sich etwas Geld in Konstantinopel kosten, um damit einen Hattischerif auszuwirken, der ihn zum erblichen Kniäs der Serben ernannte, Sept. 1830. Mit dem Patriarchen von Konstantinopel schloß er 1832 ein Konkordat, welches gegen eine jährliche Abgabe die Ernennung der Bischöfe dem Fürsten überließ. Später, 1838, nötigte man ihn zur Erteilung einer Konstitution, wobei Rußland verlangte, daß er einen Senat einsetze, der sodann den Fürsten zur Rechnungsablage zwingen wollte. Sein Ärger darüber war so groß, daß man ihn 1839 verbannte. Sein Sohn, Michael, regierte verfassungstreuer, wurde jedoch von den Senatoren 1842 gestürzt. Auch der schwache Sohn des schwarzen Georg, Alexander, konnte es der Nation und Rußland nicht recht machen; da er keine Skuptschina berief, wurde er abgesetzt und der greise Milosch, 1858, wieder gewählt († 1860). Seither sucht die Familie Obrenowitsch mit kluger Berechnung aller Umstände sich zwischen den Nachbarstaaten durchzuwinden.

§ 7. Englands innere Entwicklung.

Wir kehren in den Westen zurück und wenden uns dem Lande zu, welches allein ohne Wechselfälle den 20jährigen Kampf mit Frankreich durchgeführt, und durch seine Hilfsgelder und seinen Feldherrn Wellington so wesentlich zu dessen glücklichem Abschluß beigetragen hatte, daß Europa ihm zu Dank verpflichtet war, zu Großbritannien, das mittlerweile seine Handelsherrschaft auf allen Meeren befestigt und weiter entwickelt hatte. Es war auch aus einem Krieg mit Nordamerika (1812—14), den seine Anmaßungen in Sachen des Rechts, fremde Schiffe auf offener See anzuhalten und zu visitieren, hervorgerufen hatten, nicht unrühmlich, jedenfalls ungeschädigt hervorgegangen. Zwar fehlte es auch hier nicht an großen Notständen, mußte man doch 1815 die ungeheure Staatsschuld von 814 Mill. Pfd. St. verzinsen, setzte doch die Ausdehnung des Fabrikbetriebs bei jeder Handelsstockung große Menschenmassen plötzlich bitterem Elend aus, war doch die Aristokratie, welche den Landbesitz und die Vertretung auch im Unterhaus inne hatte, allen wichtigeren Reformen entschieden abgeneigt, seufzten doch die Katholiken Irlands unter einer stiefmütterlichen Behandlung. Aber durch die Tüchtigkeit seiner protestantischen Bevölkerung ward das Reich vor jenen heftigen Ausbrüchen und schroffen Wechseln bewahrt, welche romanische und morgenländische Nationen heimsuchen. Männer wie Wilberforce († 1833) hatten auch in höheren Kreisen dem praktischen Christentum Eingang verschafft und gezeigt, wie durch Geduld und Weisheit im Wohlthun tiefe Schäden, z. B. der Sklavenhandel (1807), die Verheidnischung der Briten in Indien (1814), wirksam bekämpft werden können. — Revolutionäre wühlten wohl auch in England; sie veranstalteten 1819 eine Massenversammlung in Manchester, welche nach Abschaffung der Korngesetze und Einführung gleicher Vertretung schrie und nicht ohne Blutvergießen gesprengt wurde. Ein gewisser Thistlewood wollte 1820 die Minister ermorden, wurde aber nebst vier Mitverschworenen gehenkt. Gefährlicher für die Monarchie war die Schmach, welche über die Königsfamilie hereinbrach.

Der wohlmeinende, hartnäckige, zuletzt wahnsinnige und blinde Georg III. (1760 bis 1820) war kaum gestorben, als sein Sohn Georg IV., ein vollendeter Wüstling und falscher Spieler, wünschte, seine Minister sollten die Scheidung von seiner Gemahlin durchsetzen. Diese, Karoline von Braunschweig, hatte ihm eine Tochter geboren, welche der Liebling des Volkes

wurde, aber, 1816 mit dem Prinzen Leopold von Koburg vermählt, im ersten Wochenbette starb. Die Mutter, von ihrem Gatten gehaßt und gemieden, später auch von ihrer Tochter getrennt, trieb sich ohne Rücksicht auf Anstandsregeln ziemlich ungebunden in fremden Ländern herum, überall von Spionen bewacht, erfuhr den Tod ihrer Tochter und den Regierungsantritt ihres Gemahls nur durch die Zeitungen, kehrte aber jetzt unter allgemeinem Jubel nach London zurück. Georg klagte sie 1820 vor dem Oberhaus des Ehebruchs an und verlangte, daß sie des Titels einer Königin verlustig erklärt werde. Was auch die Zeugen Verdächtigendes vorbrachten, das Volk feierte sie hoch, um dem Könige seine tiefe Verachtung zu bezeugen; und auch die Minister fanden das Oberhaus so geteilter Ansicht, daß sie die Klage gegen Karoline fallen ließen. Wäre dieselbe vors Unterhaus gekommen, so hätte die Beschuldigte das ganze Schandleben ihres Gemahls enthüllt. Doch ward sie in keines ihrer Rechte eingesetzt, und als sie, 16. Juli 1821, zur Krönung des Königs in die Westminsterkirche eindringen wollte, wies man sie an der Thür zurück. Sie erlag diesen Aufregungen 7. Aug. 1821, und noch ihr Leichenbegängnis gab Anlaß zu einem blutigen Zusammenstoß mit der Garde.

Nachdem der unbeliebte Minister Castlereagh durch Selbstmord, 12. Aug. 1822, abgetreten war, übernahm der beredte, glänzend begabte **Canning** die Führung der auswärtigen Angelegenheiten. Hatte sein Vorgänger noch vielfach auf Metternichs Orakelsprüche gehört, so stellte Canning nun den Grundsatz auf, jedes Volk habe seine innern Angelegenheiten selbst zu ordnen, nach eigenem Geschmack und unbehindert von den Nachbarn. In diesem Sinne handelte er gegen Griechenland, Portugal, Südamerika, und die Freiheitslustigen aller Länder jauchzten dem neuerstehenden England zu. Metternich klagte: „Canning ist zwar kein Brandstifter, aber wo ein Feuer ausbricht, stellt er sich zwischen den Brand und die Spritzen." Als er, aufgerieben von Anstrengungen, 8. August 1827, verschied, fühlte eine halbe Welt den Verlust. Seine Zeit ist noch besonders denkwürdig durch die Vollendung der ersten mit Dampfmaschinen befahrenen **Eisenbahn**, 1825, und den Aufschwung, den die Industrie durch neue Erfindungen gewann.



Fig. 373. G. Canning.

Canning hatte die Frage der **Katholikenemancipation**, die soviel bedeutete, als **Irland** mit England in allen Rechten gleich zu stellen, eifrigst vorbereitet. Schon im Kriege mit Nordamerika war den Iren manche Erleichterung und 1782 sogar ein eigenes, freilich nur von Protestanten beschicktes Parlament verwilligt worden, das 1793 den Katholiken den Zutritt in viele Ämter und Rechte eröffnete. Nun aber gärte es erst recht in diesem leidenschaftlichen Volke, das allerlei Elend mit Heiterkeit, aber kein Glück mit Maß zu ertragen weiß. Verräterische Verbindungen wurden mit Frankreich angesponnen, und Pitt unterdrückte, 1798, die drohende Empörung nicht ohne Blutvergießen. Darnach gewann er das irische Parlament, seine

Separatexistenz aufzugeben, indem er die legislative Union mit Großbritannien 1800 aussprach: Irland schickte nun wie Schottland seine Vertreter ins englische Parlament. Er wollte auch die übrigen Rechtsungleichheiten der Katholiken aufheben, scheiterte aber an den Gewissensskrupeln Georgs III. (S. 782). Im Verlauf der Zeit war das Unterhaus den Katholiken günstig gestimmt worden, nur Oberhaus und König widerstrebten noch ihrer völligen Emancipation. Da trat der Agitator Daniel Oconnell, † 1847, auf den Plan und vereinte alle katholischen Kräfte zum Ansturm gegen die Bedenklichkeiten der englischen Großen. Die Priester halfen einerseits bei allen Wahlen, die Regierungskandidaten durchfallen zu lassen, andrerseits beruhigten sie die Machthaber, indem sie 1826 in einer Synode der irischen Bischöfe die Macht des Papstes als sehr ungefährlich darstellten: derselbe sei weder unfehlbar, noch berechtigt, Fürsten abzusetzen, unchristlich sei es, jemand als Ketzer zu töten. Was Canning nicht gelang, führte Wellington durch. Oconnell hatte nämlich gewagt, sich selbst 1828 ins Parlament wählen zu lassen, versuchte aber nicht in dasselbe einzutreten, sondern bewegte die grüne Insel im Innersten durch Massenversammlungen, die sein Zauberwort bald zur Wut anspornte, bald wieder zügelte. Um den Bürgerkrieg zu vermeiden, nötigte der eiserne Herzog das Oberhaus und den König, 13. April 1829, die Emancipationsbill anzunehmen.

Dadurch wurde das Parlament den Katholiken geöffnet, ebenso stand ihnen hinfort der Zutritt zu allen außer ein paar höchsten Ämtern frei. Die Fehden aber zwischen Katholiken und Protestanten, die Ermordungen der Gutsherren, die Verschwörungen und Wühlereien haben bis auf diesen Tag im armen Erin noch nicht aufgehört; und im Parlament haben die von den Priestern abhängigen irischen Stimmen schon oft den Ausschlag gegeben. Oconnell fuhr fort, seine trägen Iren, statt zur Arbeit, zu immer neuen Anläufen, wie zum Erkämpfen des repeal (Widerrufs) der Union aufzuregen, bis eine große Hungersnot infolge der Kartoffelfäule, 1846, Einhalt gebot und eine Million Irländer zur Auswanderung nach Amerika bewog. Seit 1886 betreibt Gladstone die Lösung der Union.

Eine andere Neuerung war die Parlamentsreform. Kleine herabgesunkene Flecken mit 3—4 Wählern hatten noch immer das Recht, Vertreter ins Parlament zu schicken, während große Städte unvertreten blieben: die Folge war, daß der Adel seinen Söhnen in jenen Orten Parlamentssitze erkaufte, und die Stimme des Mittelstandes im Unterhause sich nicht nach Gebühr hörbar machen konnte. Als der ehrliche Seemann Wilhelm IV., 26. Juni 1830, seinem Bruder auf dem Thron nachfolgte, mußte ein neues Parlament gewählt werden, das bedeutend freisinniger ausfiel als das letzte. Dennoch widersetzte sich Wellington jedem Antrag auf Einführung von Reformen in einer so aufgewühlten Zeit, und sprach sein Bedauern aus über die ungerechtfertigten Empörungen in Belgien und anderswo. Der allgemeine Unwille nötigte ihn abzutreten, nachdem das aufgeregte Volk ihm die Fenster eingeworfen hatte, und die Whigs übernahmen (Nov.) die Leitung der Geschäfte. Doch mußte auch das nächstgewählte Parlament entlassen werden, ehe Lord Russels Reformbill durchdrang, 21. Sept. 1831. Trotz wiederholter Ausbrüche der Volkswut beharrte aber das Oberhaus noch immer auf seinem Widerstand; erst als Wellington, Mai 1832, den vergeblichen Versuch wagte, die Regierung zu übernehmen, wofür selbst der König mit Steinwürfen bedacht wurde, zeigte sich, daß der Volkswille durchgehen müsse. Wilhelm erteilte den Whigministern die Vollmacht, so viele neue Pairs zu ernennen, als nötig wären, im Oberhaus zu siegen, und nachdem dadurch der Widerstand der Tories gebrochen war, wurde die Reformbill, Juli 1832, zum Gesetz. Plätzen, die keine 2000 Einwohner hatten, wurde hinfort das Wahlrecht entzogen, allen Städten von 4000 Einwohnern ein Vertreter, denen von mehr als 20000 je zwei Vertreter zugestanden. Wähler aber ward, wer mindestens 10 Pfd. Sterling Steuern zahlte.

Wenn hiemit die Mittelklassen befriedigt waren, so erhoben sich doch bald andere Stimmen, deren Forderungen um ein gutes weiter gingen. Es bildete sich die Partei der Chartisten, welche für die Arbeiterbevölkerung neue, ausgedehnte Rechte in Anspruch nahm, wie allgemeines Stimmrecht, geheime Abstimmung, jährliche Parlamente, Taggelder für die Mitglieder, Steuerreform; das und mehr sollte die Volkscharte bieten. Doch verwarf der bessere Teil der Nation solche unabsehbare Neuerungen, nur daß im Verlauf der Zeit, besonders 1884, die Teilnahme an den Wahlen immer neuen Volksklassen eingeräumt und von einsichtigen Ministern wie Rob. Peel, † 1850, die möglichst gleiche Verteilung der Staatslasten durch Einführung einer Einkommensteuer, 1842, Beseitigung des Einfuhrzolls von fremdem Korn, 1846, angestrebt wurde. Die geheime Abstimmung wurde 1872 zum Gesetz erhoben; Juden sitzen seit 1858 im Parlament.

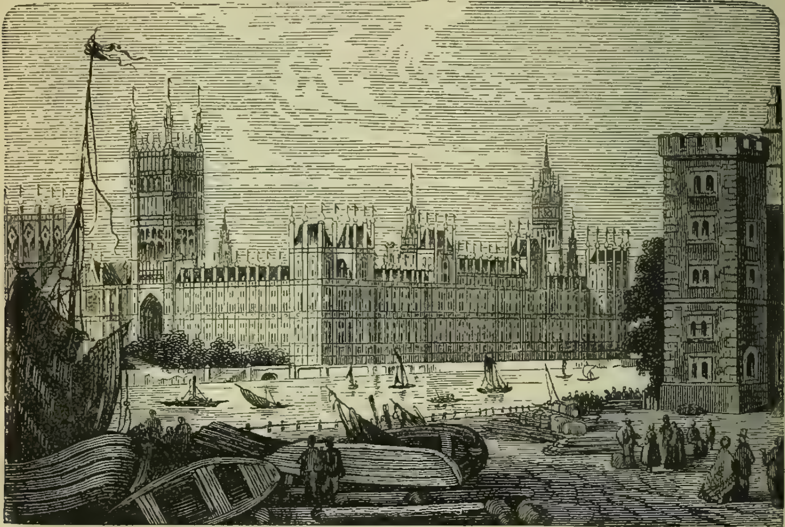


Fig. 374. Das Parlamentsgebäude in London.

Eine große Maßregel war die Abschaffung der Sklaverei in allen britischen Kolonieen, die am 1. Aug. 1834 angekündigt, 1838 vollendet wurde. Die Entschädigung von 20 Mill. Pf., welche man den Pflanzern gab, zeigte, daß das englische Volk, dem man schon nachgesagt hat, es denke bloß an sich und gehe in den Fragen nach corn und cotton (Baumwolle) auf, doch auch für höhere Interessen eine tiefe Empfänglichkeit besitzt. Mit diesem raschen Schritt war den Negern Westindiens der Aufschwung zu einer menschenwürdigen Existenz ermöglicht und eine alte Schuld getilgt; nur schädigte er den Wohlstand der Kolonieen, weil man die Neger für die Freiheit nicht erzogen hatte. Fortwährend unterhielt England ein Geschwader von Kreuzern an der afrikanischen Küste, um die Negerausfuhr zu verhindern; aufgefangene Negersklaven aber wurden nach Sierra Leone gebracht, dortselbst erzogen und christianisiert, und der rechtliche Handelsverkehr mit Afrika in jeder Weise gepflegt und ausgedehnt. Graf Shaftesbury († 1885) verbesserte seit 1833 das Los der vernachlässigten Fabrikarbeiter, regelte die Verwendung der Frauen und Kinder, sammelte die arme Jugend in Lumpenschulen und arbeitete in allerlei Weise der inneren Mission wirksam vor. Der allgemeine Schulunterricht wurde erst 1870 eingeführt.

Am 20. Juni 1837 starb Wilhelm IV., und seine Nichte Viktoria bestieg den Thron Großbritanniens; zu ihrem Gatten und Ratgeber wählte sie den klugen Prinzen



Athen mit den Ruinen der Akropolis.

Albert von Koburg († 1861), der ihre Ehe zu einer auch für England glücklichen machte. Von ihm ging der Gedanke aus, in einem Palast von Glas und Eisen ein lebendiges Bild von der Entwicklung zu geben, zu welcher die Arbeit der gesamten Menschheit gelangt ist. Auf einer ersten Weltausstellung konnten 1851 die Völker sehen, wie viel sie noch von einander zu lernen haben. Von dem Land der Kohlen und des Eisens, der Kapitalien und Industrieen, strömten nun mächtige Einflüsse auf Europa aus: der Freihandel, wohlfeiles Porto, Gewerbefreiheit und Freizügigkeit, Beseitigung der Zinsbeschränkungen und der Schuldhaft, das Recht der Koalition



Fig. 375. Robert Peel.

bis auf die Arbeitseinstellung hinaus. Damit wurden allerhand Menschenkräfte entfesselt und die Hervorbringung wie der Austausch aller Lebensbedürfnisse auf eine ungeahnte Höhe gesteigert.

§ 8. Die letzten Bourbonen.

Zwei Bourbonen, den Brüdern Ludwigs XVI., war es noch beschieden, den Thron des unruhigen Frankreichs zu besteigen. Der erste, Ludwig XVIII., verletzte schon durch seine Namenswahl viele Revolutionäre, weil dieselbe das Andenken an seinen bedauernswerten Neffen, Ludwig XVII. (S. 767 ff.), wachrief. Etwas anderes, was den Republikanern und der Armee wehthat, war seine natürliche Vorliebe für das weiße Banner seines Geschlechts mit den Lilien drauf, während sie sich an die Fahne der Revolution, die dreifarbige, hielten und auch die „Adler" des großen Kaisers vermißten. Der König selbst war ein kluger und gemäßigter Mann, der es

doch schwer fand, zwischen den aufgeregten Parteien hindurchzusteuern. Er hatte dem Volk eine Verfassung, die Charte, gegeben, welche freilich, wie anderes Papier, sich biegen und drehen, d. h. von jeder Partei anders auslegen und ausbeuten ließ.

So wurde denn ungemein viel hin und her gestritten, in den Kammern, wie man die beiden das Reich vertretenden Körperschaften nannte, und in der Presse, aber auch in den geheimen und öffentlichen Versammlungen und Vereinen der Hauptstadt; und immer bezog sich der Streit, wenn man die Leute hörte, auf das Recht, wie sie's verstanden, auf die Freiheit, die sie meinten, beim Lichte besehen aber auf den Besitz der Macht. Und die Centralisation, welche Napoleon eingeführt, wonach die Provinz nichts, Paris alles war, bestand leider fort, daher das schöne Ungeheuer, die Hauptstadt, alle Kräfte des Guten wie des Bösen aufsog und damit zugleich der Ruhm und der Ruin des Landes wurde.

Nach der Rückkehr von Gent, 8. Juli 1815, vermochte der König die milde, versöhnliche Art des ersten Jahrs nicht einzuhalten: denn die Royalisten und Ultras, an deren Spitze sein Bruder stand, glühten nach Bestrafung aller Anhänger Napoleons. Damals rächten sich die Marseiller blutig an ihren Feinden, und in protestantischen Gegenden wie in und um Nismes wurden die Nachkommen der Hugenotten monatelang mit Morden und Martern verfolgt, ja etliche gekreuzigt: einen Marschall Brune in Avignon, einen General Ramel in Toulouse durfte der katholische Pöbel erschlagen, ohne daß irgend jemand Einhalt that. Die damals gewählte Kammer war so royalistisch, daß der gemäßigte Minister Herzog von Richelieu, der nach der Hinrichtung Ney's Gnade über die Bonapartisten ergehen lassen wollte, sie auflösen mußte, Sept. 1816. Ein neues Wahlgesetz brachte immer mehr Leute des liberal gesinnten Mittelstandes in die Volksvertretung. Das machte dem Minister etwas bange, und nachdem er Okt. 1818 es durchgesetzt hatte, daß die fremden Truppen abzogen (S. 825), legte er seinen Posten nieder. Der Minister Décazes, des Königs Liebling, regierte nun immer freisinniger, er rief 31 der Königsmörder aus der Verbannung zurück, gewährte Preßfreiheit und that den Liberalen viel zu Gefallen. Da entschloß sich ein Sattlergeselle Louvel, den Stammhalter der Bourbonenfamilie, des Königs Neffen, zu ermorden.

In einer geheimen Gesellschaft hatte er bittern Haß gegen die Königsfamilie eingesogen. Als der Herzog von Berry 13. Febr. 1820 seine Gemahlin aus der Oper zum Wagen führte, stieß ihm Louvel einen Dolch in die Brust. Der Getroffene rief: Ich bin ein Mann des Todes! und seine Gemahlin wurde vom Blute des Gatten überströmt. Der Thäter ward ergriffen, die Vorstellung aber ließ man fortdauern, um Unruhen zu verhüten; so begleitete Balletmusik den Todeskampf des Sterbenden. Dieser beschwor noch seine verzweifelnde Gemahlin, um des Kindes willen, das sie trage, sich zu schonen, bat den greisen König um Begnadigung des Mörders und verschied, als der Morgen graute. Louvel ward hingerichtet, im Septbr. aber gebar die Herzogin von Berry den Herzog von Bordeaux, Graf von Chambord, Heinrich V. von den Royalisten genannt († 1883).

Der Vater des Ermordeten drang in seinen Bruder, von der betretenen Unglücksbahn umzulenken. Décazes wurde entlassen und Richelieu regierte in strenger monarchischem Geiste. Das hatte aber nur zur Folge, daß sich die Revolutionsschwärmer ärger als je erhitzten, das „Wunderkind" der Dynastie für unterschoben erklärten, und sich auf Geheimbünde und Verschwörungen legten.

Als die Kunde von Napoleons Tod (5. Mai 1821) nach Frankreich kam, begann der Kultus dieses Halbgotts zur Mode zu werden. Überall sang man Bertrands Abschied und Berangers Kaiserlieder, feierte den modernen Prometheus, schimpfte über seinen gewissenhaften Kerkermeister, verkehrte die ganze Geschichte der letzten 30 Jahre und leitete damit das Urteil der Menge irre jenseits und diesseits des Rheins. Liberalismus und Bonapartismus verschmolzen in Eines.

Die Franzosen zu regieren, erforderte eben ein ganz besonderes Geschick. Ein Finanzmann, Graf Villèle, trat Dez. 1821 an die Spitze eines neuen Ministeriums

und suchte auch durch die Beihilfe der französischen Geistlichkeit den fast erstorbenen kirchlichen Sinn in den Massen neu zu beleben, was natürlich auf die Royalisten neuen Hohn wälzte. Daß z. B. Marschall Soult bei einer Prozession eine Kerze trug, hat man ihm zeitlebens nicht verziehen. Als die spanische Revolution immer mehr Verschwörungen im Heere und bei den Republikanern hervorrief — auch Leute wie der alte Lafayette (S. 753) ließen sich darauf ein — entschloß sich die Regierung, über die Pyrenäen zu ziehen (S. 839), ein Unternehmen, das mit glücklichem Erfolg gekrönt wurde. Doch kannte nun der Triumph der Royalisten keine Grenzen, daher Ludwig XVIII., von banger Ahnung gequält, 16. Sept. 1824 dahin schied, den Bruder warnend: „Vergiß nicht, daß du die Krone für deinen Enkel zu bewahren hast!"

Dieser Bruder, Karl X. (1824—30), schon 67 Jahre alt, ließ sich Mai 1825 in Reims mit mittelalterlichem Prunke krönen und wünschte zuvörderst der Geistlichkeit ihr früheres Ansehen wieder zu geben. Das ermutigte zu Bestrebungen, welche, wie höfliche Gegner sich ausdrückten, „die Gleichgültigkeit Frankreichs folterten", wie die unhöflichen schrieen, eine Kapuzinerregierung einzuführen drohten. Villèle setzte durch, daß die Emigranten für ihre Verluste durch 1000 Mill. Fcs. entschädigt wurden (14 von diesen erhielt der Herzog von Orleans, Lafayette fast ½ Mill. rc.); er setzte durch, daß alle Kirchenfrevel strenger als bisher bestraft werden sollten, daß auch Frauenklöster errichtet werden durften; sogar die Jesuiten stellten sich wieder ein. Als Karl, 27. April 1827, die Nationalgarde Revue passieren ließ, erscholl statt des üblichen Lebehochs der Ruf: Nieder mit den Ministern! Nieder mit den Jesuiten! Dafür wurde die Nationalgarde aufgelöst und die Censur wieder eingeführt. Doch hatte sich der umsichtige Minister in diesen Kämpfen abgenützt, und da Karl ihn nicht gerade festhielt, trat er 1828 ab. Der König versuchte es mit dem wohlwollenden Martignac, dessen Schaukelsystem aber am Ende niemand befriedigte. Da kam er auf seine erste Liebe zurück, den Gefährten seiner Verbannung, Fürst Polignac, einen geistesverwandten, starrköpfigen Ultra.

Verhängnisvoll war, daß auch der Kriegsminister in dieser neuen Regierung vom 8. August 1829 einen allgemein verhaßten Namen trug: Graf Bourmont, der kurz vor Waterloo das napoleonische Heer verlassen hatte und darum bei den Soldaten als Ausreißer übel angeschrieben war. Die Revolutionäre jubelten, daß der König offen geäußert hatte: „Keine Zugeständnisse mehr!" Rüstete er sich auf einen Staatsstreich, so bearbeiteten sie ihrerseits mit allem Eifer das ganze Land, teils in geheimen Gesellschaften, teils durch Aufforderungen zur Steuerverweigerung. Die Zeitung, welche der gewandte Journalist Thiers herausgab, deutete an, es werde mit der französischen Freiheit gehen wie mit der englischen; auf Jakob II. folgte dort ein Oranien, auch in Frankreich werde sich ein Mann finden, der bessere Bürgschaft für die Heilighaltung der Verfassung biete — wer anders als der Herzog von Orleans!

Als der König, 2. März 1830, die Kammern eröffnete und mit Niederhalten strafbarer Umtriebe drohte, war seine Erregung so groß, daß ihm der Hut entfiel; und der Umstand, daß Orleans diesen wieder aufhob, galt für ein merkwürdiges Vorzeichen. Die Mehrheit der Kammer drückte ihr Bedauern aus, daß die Regierung den Volkswünschen nicht entspreche; dafür wurde sie aufgehoben und eine Neuwahl angeordnet. Um diese zu beeinflussen, suchte Karl erst etwas Kriegsruhm zu gewinnen. Der Dai von Algier hatte, April 1827, dem französischen Konsul wegen derber Gegenrede den Fliegenwedel ins Gesicht geschlagen, dafür sollte er gezüchtigt und das Unwesen der Barbareskenstaaten beseitigt werden. Dies war ein zeitgemäßer Gedanke; seit Lord Exmouth, 1816, Algier bombardiert hatte, war dieses Raubnest wieder zu maßloser Unverschämtheit erstarkt. Bourmont zog mit einem Heer nach Nordafrika, eroberte, 5. Juli 1830, mit überraschender Schnelligkeit das reiche Algier, dessen Schätze allen Aufwand des Kriegszugs ersetzten, und nötigte auch die benachbarten Raubstaaten, hinfort aller Beeinträchtigung christlicher Schiffe zu entsagen.

Sonst hätte solcher Siegesglanz die Franzosen berauscht; die Revolutionäre aber hatten sich diesmal dagegen gepanzert, hatten bei den Wahlen fleißig gewühlt, so fiel die neue Kammer noch weniger königlich aus als die letzte. Es war ein ungeheurer Jubel bei den Liberalen aller Länder.

Am 26. Juli fanden die Pariser beim Erwachen fünf Ordonnanzen (Verfügungen) im Moniteur, in welchen die noch nicht zusammengetretene Kammer aufgelöst, eine neue Wahl nach einem neuerfundenen Wahlgesetz ausgeschrieben, und die Preßfreiheit noch mehr beschränkt wurde. In der Charte befand sich nämlich ein Artikel, welcher den König ermächtigte, durch Ordonnanzen für die Bedürfnisse der Verwaltung zu sorgen; und er konnte sich wohl sagen, da seine Gegner ihm das Regieren fast unmöglich machten, sei er berechtigt, auf dieses Mittel zurückzugreifen. Aber damit war doch die Verfassung konfisziert. Karl wußte, daß ein ernster Kampf bevorstehe, er war entschlossen, die bedrohte Monarchie zu retten; thörichterweise sorgte er aber kaum für eine tüchtige Verteidigung, indem der Marschall Marmont nur 11 000 Mann in Paris beisammen hatte, ja nicht einmal in das Geheimnis der Ordonnanzen eingeweiht war. Die h. Jungfrau, die Polignac im Traum zurief: Vollbringe dein Werk! soll ihn zu solchem Dreinfahren begeistert haben.

§ 9. Die Julirevolution.

Während der König in St. Cloud getrost auf die Jagd ging, versammelten sich in Paris die Journalisten, Thiers rc., um eine Protestation aufzusetzen; zum Aufstand ließ es sich noch nicht an. Am 27. Juli jedoch, da die Polizei die Druckereien der protestierenden Zeitungen versiegelte, begannen die entlassenen Arbeiter die Gärung auf den Straßen zu verbreiten, bis endlich der Pöbel den Patrouillen so hartnäckig widerstand, daß eine schoß und einen Mann umbrachte. Am Abend entbrannte schon da und dort ein kleines Gefecht; die Waffenläden wurden ausgeplündert und Barrikaden erbaut; schon trug auch ein Mann stillschweigend eine Tricolore an der Seine hin und viele weinten beim Anblick der alten Farben. Die Phantasie der Menge war so aufgeregt, daß der Generalmarsch geschlagen, Glocken geläutet, Laternen zertrümmert wurden. Nationalgardisten, Studenten, Polytechniker, bonapartistische Offiziere regten die Volkshaufen weiter an und betrieben den Barrikadenbau; die abenteuerliche Rauflust befiel schon auch ruhige Bürger. Doch erst in der Frühe des 28. entspann sich der gräßliche Straßenkampf.

Man würgte sich unter Scherzen und Witzworten, Kinder und Weiber verrichteten Helden- und Greuelthaten; Ziegel und Schornsteine wurden auf die Soldaten geworfen, siedendes Wasser und Vitriolöl aus den Fenstern gegossen. „Nieder mit den Bourbonen!“ war bereits der Schlachtruf geworden, nachdem man gestern noch mit einem Ministerwechsel befriedigt gewesen wäre. Hatten die Truppen eine Barrikade genommen, gleich schloß sie sich wieder hinter ihnen; an dem heißen Tage ohne Lebensmittel und Erfrischungen gelassen, verfielen sie in eine klägliche Stimmung; immer mehr beschränkten sie sich darauf, das Stadthaus und die Tuilerien zu verteidigen. Vorstellungen, die man dem Könige machte, blieben unbeachtet. — Am 29. starrte die Stadt von zahllosen Barrikaden; die matten Truppen wankten in ihrer Treue; Artillerie zu gebrauchen, wagte selbst Marmont nicht, gab vielmehr alles verloren. Offiziere zerbrachen ihre Degen oder warfen ihre Uniform ab. Als endlich zwei erschöpfte Regimenter zum Volk übergingen, brachte ein frischer Anlauf auch die Tuilerien in die Hände der Menge. Der Sieg war errungen, man wußte selbst nicht wie; Lafayette übernahm im Stadthaus die Führung der bewaffneten Macht, die bisher ohne Zusammenhalt und doch wie von Einem Gedanken bewegt den Kampf durchgefochten hatte. Marmont zog sich nach St. Cloud zurück; 951 Tote waren auf beiden Seiten gefallen.

Jetzt freilich wollte der König die Ordonnanzen zurücknehmen und ein neues Ministerium bilden. Zu spät! war die Antwort der Liberalen, die sich 30. Juli um den Bankier Laffitte gesammelt hatten. Dieser setzte eine Proklamation durch, welche den Herzog von Orleans als den geeignetsten Mann für den neuen bürger-

lichen Staat bezeichnete. Die Republik, welche viele vorgezogen hätten, würde Frankreich mit Europa entzweien; der Herzog aber habe unter der Tricolore gekämpft und warte ab, bis das Volk sich ausspreche. Der Plan gelang.

Dieser Herzog, Louis Philipp, geb. 1773, hatte sich erst samt seinem Vater, dem berüchtigten Egalité (S. 761) in die Revolution geworfen und unter Dumouriez in Belgien gekämpft. Als er mit diesem fliehen mußte, war er 1793 in Reichenau unter bürgerlichem Namen Lehrer geworden, hatte sich dann vielfach in der Welt umgetrieben und 1809 eine sizilische Prinzessin geheiratet. Mit den Bourbonen nach Frankreich zurückgekehrt, erzog er seine Kinder mit Verstand und einfacher Zucht, führte ein musterhaftes Privatleben und mehrte mit großer Umsicht sein schönes Vermögen. Er war ein Mann wie gemacht für den reichen Mittelstand, großen Wagnissen abgeneigt, kleine Vorteile klug berechnend und geschickt ergreifend, unerschöpflich in traulicher Unterhaltung. Vor Mitternacht 30. Juli traf er in Paris ein, bestimmt durch ein Billet des listigen Talleyrand, das lautete: „Sie müssen annehmen!“ aber auch beengt durch das Flehen seiner Gemahlin, den König doch nicht zu verdrängen. Verlegen hörte er die Mitteilungen seiner Freunde an, die ihm vorwarfen, seine Unentschiedenheit begünstige die Herstellung einer Republik, und entwarf endlich eine feine Proklamation an das Volk, welche alles Gute andeutete, daß nämlich die Charte von nun an eine Wahrheit werde 2c. und doch wenig genug aussprach. Den Republikanern klagte er, welchen Widerwillen er gegen den steifen Glanz der Höfe hege, umarmte Laffitte vor dem Volk, ließ sich zu dem eitlen Lafayette aufs Stadthaus führen, erhielt auch von diesem eine Umarmung und schwenkte eine dreifarbige Fahne, worauf denn endlich die lange zweifelnde Menge schrie: „vive Orleans!“ Die Republik war beseitigt. „Ein volkstümlicher Thron, umgeben mit republikanischen Einrichtungen,“ das schien Lafayette das einzig richtige; Barrot aber münzte die Phrase: „der Herzog von Orleans ist die beste Republik.“



Fig. 376. Louis Philipp.

Karl X. hatte sich weiter nach Rambouillet zurückgezogen, wo er 2. Aug. seinen Enkel Heinrich V. zum König, den Orleans zum Generallieutenant von Frankreich erklärte, erhielt aber zur Antwort, daß Orleans dies bereits durch die Wahl des Volks, nicht durch königliche Gnade sei. Der eiligst versammelten Kammer teilte Orleans am 3. Aug. die Abdankung mit, schwieg aber völlig von Heinrich V., während er dem Exkönig schrieb, er werde nur regieren, bis er dem Heinrich die Herrschaft gefahrlos abtreten könne. Um den alten König zu entfernen, zogen Nationalgarden und Blousenmänner gegen Rambouillet. Trauend auf den Vetter in Paris, machte Karl sich nach Cherbourg auf den Weg, bewahrte auch so viel Würde, daß er seinen Abzug nie fluchtähnlich beschleunigte, und schiffte sich 16. August nach England ein. Später wohnte er in Görz, wo er 1836 starb, wie 1844 sein Sohn, der Herzog von Angouleme. Bourmont, den er zum Marschall ernannt hatte, verließ Algier, sobald dort die Tricolore aufgepflanzt wurde. Frankreich wandte sich fast ungeteilt dem neuen Throne zu. — Die Kammern verbesserten mittlerweile die Charte in ihrem Sinne durch Sicherung der Preßfreiheit, Erweiterung der Rechte von Pairs und

Deputierten ꝛc. und beschloßen, die erledigte Krone dem Herzog von Orleans zu übertragen. Am 9. Aug. beschwor dieser die Charte, bestieg als **Louis Philipp** den Thron unter dem Donner der Kanonen und Lebehochrufen. England erkannte ihn alsbald an, andere Mächte folgten. Die Klasse der Reichen hatte gesiegt; die Armen aber litten zunächst bittere Not in der allgemeinen Geschäftsstockung. Für die Wohlfahrt der Nation Dauerndes zu schaffen, mochte dem Bürgerkönig wohl anliegen; er hatte aber so viel zu thun, seine Dynastie zu begründen, daß ihm nur wenig zum Heile des Landes gelang.

§ 10. Die belgische Revolution.

Durch ganz Europa zitterte die mächtige Erschütterung nach, welche der Fall dieses Thrones verursachte; wo immer die Völker über etwas zu klagen hatten, reizte sie der „glorreiche" Vorgang der Pariser zur Nachahmung. Die ersten Wellenschläge empfand das Königreich der **Niederlande**, aufgebaut als eine Vormauer gegen Frankreich. Das regungslose katholische Belgien, gewöhnt an spanische, österreichische, französische Herrschaft, sollte sich seit 1814 von dem rührigen kalvinistischen Holland, der bisherigen Republik, die eine große Schuldenlast mitbrachte, ins Schlepptau nehmen lassen. Eine weise Regierung hätte in einem Menschenalter vielleicht die beiden Nationalitäten einander näher gerückt; gerade jetzt aber, erst 15 Jahre nach der Vereinigung, standen sie sich gar schroff gegenüber.

Den Hauptanstoß gab die katholische Geistlichkeit, welche sich schwer bedroht sah, als das ganze Unterrichtswesen unter die Aufsicht der Regierung gestellt, mit Hebung der Schulen, Gymnasien und Universitäten scharf vorangegangen und auch den künftigen Priestern 1825 der Besuch eines philosophischen Kollegiums in Löwen vorgeschrieben wurde. Ein Bischof wollte seine Pfarrer gar nicht für den reformierten König beten lassen und mußte flüchtig werden. Die Ultramontanen sahen sich nach Beistand um; und siehe, da bot sich ihnen die liberale Partei an, welcher **Wilhelm I.** nicht konstitutionell genug regierte. Weigerte er sich doch, ein Gesetz über die Verantwortlichkeit der Minister vorzulegen! Also halfen die Schwarzen den Roten in ihrer Agitation für Preßfreiheit, und diese wiederum jenen, wo es sich um die „Unterrichtsfreiheit" handelte; mit solcher nämlich konnte die Geistlichkeit hoffen, alle Volkserziehung wieder in ihre Hände zu bekommen. Auch daß die holländische Sprache zur amtlichen erklärt wurde, ärgerte die Südländer; denn obwohl ihrer $^2/_3$ Vlamen waren und eine holländische Mundart sprachen, hatten sie sich doch an die Herrschaft des Französischen gewöhnt.

Der König wußte die Herzen nicht an sich zu ziehen. Als er auf einer Reise in Lüttich mit großen Ehren empfangen wurde, erklärte er den Stadtbehörden, er wisse nun, was von den angeblichen Beschwerden zu halten sei; man danke das den Absichten einiger wenigen, die ihre Sonderinteressen hätten; ein solches Betragen sei infam. Sogleich bildete sich in Flandern, dem Herd der Klerikalen, ein Orden der „Infamen" mit der Medaille: Treu (dem Papst) bis zur Infamie! Schon sprach man von Losreißung Belgiens; Wallonen waren die Schürer.

Ein verbannter Schriftsteller, **de Potter**, der erst gegen die römische Kirche geschrieben, dann sich mit ihr gegen die Regierung verbündet hatte, und sein Freund **Gendebien**, berieten zusammen, wie Belgien französisch oder wenigstens „frei" zu machen sei. Ihre Anschläge machten bekannt: „Montag Feuerwerk, Dienstag Beleuchtung, Mittwoch Revolution!" Am Mittwoch aber, als am Geburtsfest des Königs, 25. August 1830, wurde im Theater zu Brüssel eine echte Revolutionsoper, „die Stumme von Portici", gegeben, deren Kraftstellen das Publikum mit stürmischem Beifall sekondierte. Vor dem Theater rottete sich das Volk zusammen und rief: „Nieder mit van Maanen!" Das war der verhaßte Justizminister, dessen Haus auch sogleich niedergebrannt wurde. Am 26. wurde die brabantische Fahne auf dem Stadthaus aufgezogen und das königliche Wappen überall zerstört. Der Aufstand verbreitete sich rasch über das ganze Land; wenige Festungen ausgenommen,

entzog es sich der Herrschaft des Königs und erwartete Befehle von den neuen Machthabern in Brüssel. Zum Schutz gegen den Pöbel traten Bürgergarden zusammen, welche sich schnell in den Waffen übten.

Wilhelm I., von dem man bis jetzt nur eine Änderung des Regierungssystems verlangte, wollte sich nichts abtrotzen lassen und sandte zunächst seine Söhne nach Brüssel, den jüngern, Friedrich, daß er Truppen sammle, den Thronfolger, daß er unterhandle. Letzterer überzeugte sich, 3. Sept., daß die Verwaltung von Belgien und Holland getrennt werden müßte, wenn Friede sein solle, und eben dafür entschieden sich die Generalstaaten, 28. Sept., die der König indessen nach dem Haag berufen hatte. Die begischen Abgeordneten hatten übrigens dort einen schweren Stand, da sie von den Holländern als Rebellen behandelt, ja mißhandelt wurden. — Mittlerweile aber waren brotlose Arbeiter, Pariser Revolutionäre ꝛc. in Haufen nach Brüssel gedrungen; diese entwaffneten die Bürgergarde, verjagten den Sicherheitsausschuß und richteten, 21. Sept., unter dem Namen Centralausschuß ein Volksregiment ein, das zu stürzen auch die belgischen Abgeordneten den König baten. Prinz Friedrich drang darauf mit 10000 Mann in die Stadt ein, wurde aber in einen so erbitterten Straßenkampf verwickelt, daß er, als am dritten Tage, 26. Sept., die Munition ausging, seine Truppen aus Brüssel herausziehen mußte. Nach solchem Blutvergießen schien das Haus Oranien in Belgien unmöglich geworden zu sein, und de Potter wirkte jetzt in der provisorischen Regierung für völlige Trennung von Holland. Noch entspann sich ein hitziges Gefecht in Antwerpen, welches General Chassé aus der Citadelle, 26. Okt., mit Bomben überschüttete; bereits waren außer diesem Bollwerk nur noch Maastricht und Luxemburg in der Gewalt des Königs. Ein Nationalkongreß, der im Nov. eröffnet wurde, verkündigte am 18. die ewige Ausschließung des Hauses Oranien.


Fig. 377. Leopold I. von Belgien.

Unbehindert von den Ostmächten, denen anderswo Beschäftigung erwuchs, unterstützt von Frankreich, dem auch England sich näherte (eben um Belgien nicht ganz dem begehrlichen Nachbar zu überlassen), unternahm es dieser Kongreß, das neue Reich zu konstituieren, vorerst mit Ausschluß von Luxemburg, das ja zum deutschen Bund gehörte. Man vereinigte sich zu einer demokratischen Verfassung mit monarchischer Spitze, da Kirche und Staat völlig unabhängig von einander ihre besonderen Wege gehen sollten (7. Febr. 1831). Zum König wählte man den Herzog von Nemours, Louis Philipps zweiten Sohn, den aber England verwarf, wie Frankreich von einem Leuchtenberg, als einem Napoleoniden, nichts hören mochte. Endlich vereinigten sich alle Stimmen auf Leopold von Koburg, den einsichtigen Prinzen, der eben die griechische Krone

(S. 848) ausgeschlagen hatte. Am 21. Juli 1831 hielt er seinen Einzug in Brüssel, beschwor die Verfassung und wurde zum König der Belgier ausgerufen. Frankreich, das gern etliche Festungen sich von Belgien hätte abtreten lassen, begnügte sich endlich mit dem Einfluß, der ihm durch Leopolds Trauung mit einer orleanischen Tochter (1832) zufiel.

Eben war der neue König auf einer Rundreise begriffen, als (Aug. 1831) 50000 Holländer in Belgien einrückten, fast ungehemmt vordrangen und Brüssel bedrohten. Auf Leopolds Hilferuf aber rückte eiligst ein französisches Heer ein, vor welchem die Holländer sich zurückzogen. Das westliche, wallonische Luxemburg wurde mit Belgien vereint, die deutsche Hälfte des Großherzogtums aber samt Limburg verblieb bei Holland. Die Citadelle von Antwerpen wurde sodann (Nov. 1832) von Franzosen belagert, von Chassé tapfer verteidigt und endlich übergeben. Noch immer wehrte sich Wilhelm I. gegen die Freigebung der Schelde-Schifffahrt und andere Bestimmungen der Londoner Konferenz, bis er endlich 19. April 1839 nachgab, um bald darauf (Okt. 1840) zu Gunsten seines Sohnes abzudanken.

In Belgien aber löste sich der unnatürliche Bund zwischen Ultramontanen und Liberalen, sobald sein Ziel erreicht war, und der weise König (1831—65) hatte alle Kräfte anzustrengen, den heftigen Parteikampf um die Kammermehrheit und die Ministersitze einigermaßen zu dämpfen. Er selbst blieb Protestant, begründete aber in seinem Sohne Leopold II. eine katholische Dynastie, unter der die Priesterherrschaft sicher weiterschritt, indem der Papst die Bischöfe einsetzte und der Staat sie bezahlte und schalten ließ. Ein Gesetz erklärte 7. Febr. 1831 den Unterricht für frei, d. h. den Priestern überlassen. Sofort wühlte der Klerus im nahen Rheinpreußen. — Auch in Holland haben die Katholiken mit den Ungläubigen vereint einen Sieg errungen, indem 1858 der Religionsunterricht aus der Schule verwiesen wurde. Anderseits regt sich in Belgien seit 1840 eine vlämische Bewegung, welche für die Rechte der langunterdrückten niederdeutschen Mehrheit mit steigendem Erfolge ankämpft, und Holländer und Vlamen einander näher bringt. Durch seine Kohlen und Eisen schwang sich Belgien zum ersten Großindustrieland des Festlandes auf, stellte auch zuerst, 1834, ein Eisenbahnsystem fest.

§ 11. Der polnische Aufstand.

Polen befand sich, was Ruhe und Wohlstand anbetrifft, viel glücklicher unter russischem Scepter, als zur Zeit seiner früheren Selbständigkeit. Manche Adelige hatten sich aber in die Dekabristen-Verschwörung (S. 850) verstricken lassen; ihr dreijähriger Prozeß versetzte Warschau in große Aufregung. Der polnische Senat erkannte endlich 1828 den Häuptern der Verschwörung kurze Gefängnißstrafen zu, sprach aber die meisten Beteiligten frei und konnte in dem Wunsche vieler Geheimbündler, Litauen wieder mit Polen vereint zu sehen, nichts Strafbares sehen. Der Kaiser verargte das den Polen und berief keinen Reichstag, ließ sich auch 1829 statt mit der polnischen, mit seiner russischen Krone in Warschau krönen. Sein Bruder Konstantin aber, der eine Polin geheiratet hatte und das Volk liebte, ärgerte alle Welt durch Willkür, am meisten aber das Heer, das er mit Vorliebe ausbildete, durch Jähzorn und Pedanterie. Neue Verschwörungen wurden angezettelt. Als Nikolaus gegen Frankreich wie gegen Belgien seine strenge Mißbilligung aller Revolution aussprach und das polnische Heer auf den Kriegsfuß zu setzen befahl, meinten die Verschworenen, wenn auch kein General vortreten mochte, nicht länger zaudern zu sollen; waren sie doch gewiß, daß wenn erst der Ausbruch gelänge, alles mit ihnen gehen würde. Am 29. Nov. brach der Aufruhr aus.

Konstantin wußte, daß was im Werke war, zeigte aber keine Furcht; die Minister wußten noch mehr, glaubten aber an kein Gelingen des Aufstandes. Doch die Rädelsführer Wysozky 2c. versammelten erst die Offiziere und teilten ihnen den Plan mit, zündeten abends eine Brauerei an, um das Signal zu geben, stürzten nach dem Belvedere, wo Konstantin wohnte, mit dem Ruf: „Tod dem Tyrannen!“ und mordeten, da sie den Geflüchteten nicht fanden, etliche seiner Ge-

treuen. Die Entwaffnung der drei russischen Regimenter gelang nicht; sie hatten sich vor ihren Kasernen aufgestellt und schlugen Wysozky, der mit 160 Fähndrichen anstürmte, zurück, blieben aber ratlos stehen. Ihre Generale und Obersten hatte nämlich das Volk in den Straßen getötet. Am andern Morgen sahen sich die Russen von allen Seiten eingeschlossen, das Zeughaus in der Hand der Aufrührer. Der Großfürst hielt fürs beste, mit allen russischen Truppen die Stadt, ja das Land zu räumen. Die Aufrührer legten ihm nichts in den Weg. So hatte nun auch Polen seine „große Woche", worin es die fremden Unterdrücker los wurde.

Nun aber entbrannte der innere Zwiespalt zwischen denen, die den Bruch mit Rußland unheilbar machen, und anderen, die ihn noch heilen wollten, wie der Finanzminister Lubezki und der allverehrte General Chlopizki; weiter auch zwischen den adeligen Erhaltungsmännern und der demokratischen Bewegungspartei, deren Seele der Professor Lelewel (Löllhöfel) war. Den Tag, nachdem sich eine provisorische Regierung gebildet hatte, erklärte sich Chlopizki 5. Dez. zum Diktator, trug jedoch geflissentlich seine russischen Orden, ließ auch für den Kaiser in den Kirchen beten und versicherte ihn seiner Ergebenheit. Als aber der eine seiner Abgeordneten von Petersburg heimkehrte, wo der andere, Lubezki, zurückgeblieben war, als des Kaisers Drohung bekannt wurde, Polen zu vernichten, falls es sich nicht unterwerfe, da mußte Chlopizki vor dem Volkszorn abtreten, 17. Jan. 1831, und nun erst, nach einem schwer wiegenden Verlust von zwei Monaten, fing man an, zum unvermeidlichen Kampf auf Leben und Tod sich zu rüsten.

Nachdem Chlopizki abgetreten war, erklärte, 25. Jan. 1831, der Reichstag die Familie Romanow für abgesetzt; der Jugendfreund Alexanders, Fürst Czartoryski, das Haupt der Aristokratie, saß neben Lelewel in der neuen Regierung, die seinerzeit eine konstitutionelle Monarchie ins Leben rufen wollte. Doch diese Zeit kam nie. Zunächst galts, den 118 000 Russen, die unter Diebitsch die Grenze überschritten, sich entgegenzuwerfen; man waffnete das Volk so gut es sich machte, viele nur mit Sensen, doch ohne die Leibeigenen frei zu geben. Bei Wawer und Grochow (19. 25. Febr.) schlugen sich die Polen glänzend gegen den doppelt überlegenen Feind, doch ohne zu siegen. Der schwerverwundete Chlopizki hatte unter dem Oberbefehl des Fürsten Radziwil die Bewegungen soweit geleitet, jetzt trat Skrzynezki an die Spitze. Er war ein frommer Katholik, der die Religionsverschiedenheit benützte, um den Volkskrieg zu entzünden, auch dem Feinde einige glückliche Schläge beibrachte, aber doch keine Feldherrnkunst an den Tag legte. Die Versuche, in den altpolnischen Provinzen den Aufstand zu verbreiten, schlugen fehl; Dwernizki mußte aus Wolhynien sich über die Grenze retten und wurde von den Österreichern entwaffnet; die Adeligen, die sich da und dort bis in die Ukraine hin erhoben, stürzten sich nur selbst ins Unglück. — Bei Ostrolenka kam es 26. Mai zur letzten Schlacht, in welcher die Polen ruhmvoll unterlagen; der Mangel einer guten Führung ward immer offenbarer. Im Juni aber erlagen Diebitsch und Konstantin der nun das erstemal Europa heimsuchenden Cholera, wie auch Gneisenau, der die preußische Grenze bewachte, worauf der energische Paskiewitsch die russische Armee zu führen bekam.

Gielgud, der den polnischen Aufstand nach Litauen verpflanzen sollte, wurde über die preußische Grenze gedrängt und dort, 12. Juli, von einem seiner Offiziere unter dem Rufe: „Stirb, Verräter!" erschossen. Sein Untergeneral Dembinski aber schlug sich mit 4000 Mann nach Warschau durch, wo seine Ankunft, 3. Aug., den letzten Jubel hervorrief.

Der beständige Hader der Parteien brachte hier, 15. Aug., einen Pöbelaufstand zum Ausbruch, da die Gefängnisse erbrochen und viele Unschuldige, auch Frauen, ermordet wurden. Czartoryski entfloh und ein ränkesüchtiger General Krukowiezki übernahm die Regierung, um sein Vaterland zu verraten. Während Paskiewitsch mit preußischer Hilfe 17. Juli über die untere Weichsel setzte, entsandte Krukowiezki den genuesischen Abenteurer Ramorino nebst 20 000 Mann in die Ferne, worauf die

Russen (6. Sept.) die Verschanzungen um die Hauptstadt her zu stürmen begannen. Unter steigender Verwirrung, nach verzweifeltem Widerstand zogen 8. Sept. die Russen in Warschau ein. Ramorino überschritt, 16. Sept., die österreichische Grenze und streckte dort die Waffen; ebenso Rozyzki, nach Krakau gedrängt; Rybinski mit dem Rest der Armee, 21 000 Mann, ergab sich, 5. Okt., den Preußen. Die Hoffnung auf französische Hilfe war wieder einmal gründlich getäuscht worden; der Minister Frankreichs verkündigte: In Warschau herrscht die Ordnung.

Freilich eine Grabesruhe. Es begann ein furchtbares Strafgericht; die Ausgewanderten und Geächteten aber zerstreuten sich durch alle Länder, die meisten bildeten fortan in Frankreich den Kern einer europäischen Revolutionspartei. Polen wurde seiner Verfassung beraubt und von Paskiewitsch als Provinz regiert, russische Sprache und Sitte möglichst weit verbreitet und die katholische Religion hart bedrängt. Nikolaus sperrte die Grenze noch strenger auch gegen das dienstbeflissene Preußen; den Freiheiten und dem Protestantismus der Ostseeprovinzen wurde seit 1835 mit List und Gewalt zu Leibe gegangen. Das geschah auf Antrieb der altrussischen Partei, die aus Moskau die heilige Stadt aller Sklavenstämme machen möchte und darum auch alle unslavischen Völker im Reich zu russifizieren für dessen Aufgabe hält. Durch die nichtswürdigsten Mittel wurden 100 000 lettische und esthnische Bauern in die griechische Kirche verlockt und darin trotz aller Reue festgehalten. Die Altgläubigen wurden ihrer Bethäuser und Schulen beraubt und tief hinabgedrückt; Sekten wie die Molokaner trieb man in den Kaukasus oder gar in die Bergwerke.

Ein neuer langwieriger Krieg entspann sich 1834 im sprachenreichen Kaukasus, den die Russen als von der Pforte abgetreten beanspruchten, und wohin sie besonders die polnischen Soldaten schickten. Jene freien Bergvölker, gewöhnlich Tscherkessen genannt, hatten erst seit 1780 ihr verrostetes Christentum mit einem fanatischen Islam vertauscht. Besonders waren es die Tschetschenzen, welche unter ihrem furchtbaren Führer Schamil sich zu einer Nation heranbilden ließen und unter dem Ruf: Allah ist groß, Muhammed sein erster Prophet, Schamil sein zweiter! 25 Jahre lang den Anläufen der Russen widerstanden. 1845 focht General Woronzow unglücklich, obwohl er 160 000 Mann gegen sie führte. Nachdem mancher tapfere Stamm Daghestans sich verblutet hatte, mußte Schamil endlich im Felsenneste Gunib, vom Hungertode bedroht, sich dem Fürsten Barjatinski ergeben, Aug. 1859. Noch wehrte sich der heldenmütige Stamm der Ubich, den Großfürst Michael unterwarf. Im Mai 1864 erst hörte mit der Einnahme der heroisch verteidigten Feste Aigbs auch im Westen des Gebirgs aller Widerstand auf. Schamil, von Alexander II. ehrenvoll empfangen, starb 1871 in Medina. Die Kaukasusbewohner wanderten seit 1863 größtenteils in die Türkei aus.

§ 12. Deutschland sucht sich. Der Zollverein.

Nirgends wurde die glorreiche Woche der Pariser mehr bejubelt als im ruhigen Deutschland; solch' eine Heldenzeit in der Nähe zu erleben, sehnte sich die Jugend, daher namentlich die Universitätsstädte kleine Nachspiele des Bürgerkriegs aufführten. Es gab Krawalle und Verschwörungen, und ein frischer Wind blies in die Zeitungen und die Stände, wo solche schon bestanden; wo eine Volksvertretung noch mangelte, verdoppelte sich die Sehnsucht nach einer solchen. Umsonst aber mahnte der sterbende Freiherr von Stein die preußische Regierung an die Einführung einer solchen Erziehungsanstalt für's ganze Volk. Daher ergötzten sich die Halbgebildeten an den französischen Phrasen von Freiheit und Gleichheit, Herrschaft der Majorität 2c., und auch unter den Gebildeten kam ein ungesunder, schwärmerischer Liberalismus auf. In Norddeutschland brachen ernstlichere Unruhen aus.

Der heldenmütige Herzog von Braunschweig war 1815 bei Quatrebras (S. 822) an der Spitze seiner Reiter gefallen, indem er zwei unmündige Söhne hinterließ. Georg IV. übernahm ihre Vormundschaft, bis er 1823 dem jungen Karl die Regierung unter der Bedingung übergab, zunächst keine Änderung vorzunehmen. Das Volk, das seinen Herzog mit Liebe

empfing, merkte aber bald, daß es von einem Knaben regiert wurde, der sich allerlei Willkür erlaubte, Staatsdomänen verkaufte und verdienstvolle Männer schnöde verstieß, um unfähige Günstlinge an ihre Stelle zu bringen. Er verfolgte besonders hartnäckig seinen früheren Geheimrat Schmidt Phiseldeck; dann forderte er den hannöverschen Minister, Graf Münster, zum Zweikampf heraus und reizte alle Klassen durch beständige Übergriffe. Die steigende Gärung trieb ihn auf Reisen; da überraschten ihn die Julitage in seinem lieben Paris. Entsetzt eilte er nach Braunschweig, und da eine Abordnung der Bürgerschaft Abstellung der Beschwerden und Einberufung des Landtags verlangte, antwortete er mit Auffahren von 16 Kanonen. Wahrscheinlich schürten nun mächtige Feinde des Herzogs den Pöbel auf, daß er dessen Wagen Steine nachwarf, und da Karl drohte, stärkere Maßregeln als Karl X. gegen Aufrührer zu verfügen, drang 7. Sept. 1830 ein Volkshaufe ins Schloß und steckte es in Brand. Karl floh. Das Militär sah zu und half die Keller leeren; ans Löschen dachte man erst, nachdem die Nacht verjubelt war. Des Herzogs Bruder Wilhelm eilte von Berlin herbei, die Regierung zu übernehmen, und führte sie im Namen Karls, bis dieser im November einen lächerlichen Versuch zur Wiedereroberung seines Ländchens machte. Da die Bundesversammlung zu keinem Beschluß kam, half Preußen dem Herzog Wilhelm, daß er sich April 1831 huldigen ließ und der Bundestag ihn 1832 als Mitglied anerkannte. Karl verließ Deutschland und legte sich aufs Sammeln und Behüten eines Diamantenschatzes, den er 1873 sterbend an Genf überließ. Eine neue Verfassung stellte 12. Oktbr. 1832 das Volk von Braunschweig zufrieden.

Die Mißstimmung Kurhessens minderte sich auch unter dem zweiten Kurfürsten Wilhelm II., 1821—47, so wenig, daß man sogar meinte, der überbiete noch seinen Vater in rücksichtsloser Härte; er liebte das Soldatenspiel leidenschaftlich, prügelte adelige Beamte und teilte die Staatseinkünfte mit seiner Mätresse. Ein Brotkrawall am Braunschweiger Tage, 7. Sept., wurde zwar von den Bürgern beigelegt, doch diese beeilten sich nun, in drohender Haltung ihre Beschwerden vorzubringen, worauf der Fürst endlich Landstände einzuberufen versprach, 15. Sept. Sie traten zusammen und vereinbarten mit ihm, 5. Jan. 1831, eine liberale Verfassung. Doch da man ihn zweimal nötigte, die verhaßte Mätresse, die Metternich zur Gräfin von Reichenbach erhoben hatte, aus dem Lande zu entfernen, reiste er ihr nach und überließ, Sept. 1831, dem Kurprinzen, als Mitregent, die Leitung der Geschäfte. Dieser, Friedrich Wilhelm, heiratete auch eine Mätresse und betrug sich so, daß man bald den Vater zurückwünschte. — Auch im stillen Sachsen hatte man über manches zu klagen, z. B. daß König Anton, 1827—36, die Katholiken begünstige. Er wurde durch Straßentumulte in Leipzig und Dresden genötigt, 13. Sept. 1830, seinen Neffen Friedrich August zum Mitregenten anzunehmen, welcher sodann eine neue Verfassung ins Leben rief, Sept. 1831. — Hannover hatte viele Mißstände großgezogen und das Volk von der Beratung über dieselben ausgeschlossen, denn in den Landtagen saßen nur Junker und Beamte, von deren Verhandlungen nichts in die Öffentlichkeit drang. Der Steuerdruck und die stete Verarmung führten zu Unruhen, die leicht unterdrückt wurden. Allein in Göttingen rissen einige Privatdocenten und Advokaten die unzufriedene Bürgerschaft zur allgemeinen Bewaffnung und Aufsetzung ihrer Beschwerden hin, 8. Jan. 1831. Die Erhebung sank mit dem Einrücken der Truppen ins gesetzliche Bett zurück, so nämlich, daß der Wunsch nach Reformen allgemein und unwiderstehlich wurde. Der Herzog von Cambridge, ein Bruder des Königs, wurde zum Vicekönig ernannt und eine neue sehr maßvolle Verfassung verheißen, die auch trotz des Widerstrebens der Adelspartei 1833 ins Leben trat und die reichen Domänen für Staatsgut erklärte.

Indessen war Baden ein Tummelplatz des Liberalismus geworden, da für Preßfreiheit, Geschwornengerichte ꝛc. stark gelärmt wurde. Noch lauter rumorte in der Pfalz ein republikanischer Vaterlandsverein. Um Schwung in die Bewegung zu bringen, hielten die pfälzischen Schreier auf dem Bergschloß Hambach, 27. Mai 1832, eine große Volksversammlung mit schwarzrotgoldenen Fahnen, wo aufreizende Reden durch den Ruf: „Nieder mit den Fürsten! Waffen, Waffen!“ beantwortet

wurden. Kaum hatte der Feldmarschall Wrede mit wenigen Truppen die Ruhe hergestellt und der Bundestag etliche scharfe Beschlüsse, 5. Juli 1832, erlassen, welche namentlich Baden zwangen, seine freie Presse zu zügeln, als Rauschenplatt eine Verschwörung am Sitz des Bundestages, in Frankfurt selbst anzettelte. Am 3. April 1833 griffen nachts etwa 70 junge Männer, meist Studenten, die Hauptwache an, wurden aber, als Verstärkung anrückte, zersprengt oder gefangen. Metternich besprach sich mit Preußen und Rußland und erwirkte neue Beschlüsse, Jan. 1834, welche den deutschen Ständen die Flügel beschnitten: Steuern zu verweigern, ihre Bewilligung an Bedingungen zu knüpfen, die Verhandlungen unverkürzt zu veröffentlichen, über Bundesbeschlüsse vollends zu beraten, diese und andere Rechte wurden ihnen geradezu abgesprochen. Über alle, die sich bei den Unruhen beteiligt hatten, oder irgendwie der Einigung Deutschlands zustrebten, wie die Burschenschäftler, erging wiederum ein strenges Gericht.

In der Schweiz erstand durch Mazzini ein Verein des jungen Deutschlands, welcher durch Flugschriften über den Rhein herein verhetzend wirkte. — In Schleswig-Holstein regte 1830 der Landvogt Lorensen die Frage nach einer Verfassung an, welche Unabhängigkeit von Dänemark in allen innern Angelegenheiten festsetzen sollte. Er wurde zur Festungsstrafe verurteilt. Im Mai 1831 führte der König, um die Aufregung zu beschwichtigen, Provinziallandtage nach preußischem Muster ein.

Aber wird etwa der Bundestag für die Erhaltung irgend einer von fürstlicher Gewaltthat bedrohten Verfassung sich wehren? Der Fall trat in Hannover ein, wo der Tod Wilhelms IV. (20. Juni 1837) die unnatürliche Verbindung des deutschen Bundeslandes mit Großbritannien löste. Nach der welfischen Erbfolge bestieg Ernst August, der Bruder des Verstorbenen, den hannöverschen Thron. In England verhaßt als ein brutaler Lüstling, schlechter Schuldenzahler und geborener Tyrann, trat er auf deutschem Boden fest genug auf. Am 28. Juni hielt er seinen Einzug in der Residenz, entließ die Stände, und am 5. Juli erklärte er, die Verfassung von 1833 könne er nicht anerkennen, weil sie ohne seine, des Thronerben, Zustimmung zu stande gekommen sei und ihm für's Wohl seiner Unterthanen nicht zuträglich erscheine. Im Nov. hob er das Staatsgrundgesetz auf und führte die Verfassung von 1819 wieder ein. Dazu mochten ihn die reichen Einkünfte des Kronguts bewegen, die er auch sogleich an sich zog, noch mehr die Rücksicht auf seinen erblindeten Sohn, der gesetzlich vom Thron ausgeschlossen war. Man denke sich aber die Gewissensnot so vieler Beamten, die nun ihres Eides auf die Verfassung entbunden wurden. Sieben Professoren von Göttingen, darunter die Brüder Grimm, ein Dahlmann, Gervinus, Ewald rc. erklärten sich dauernd an ihren Eid gebunden. Sie wurden ihrer Stellen entsetzt und drei von ihnen, weil sie ihren Protest nicht geheim gehalten hätten, mußten binnen drei Tagen das Land verlassen. Das Rechtsgefühl von ganz Deutschland war aufs empfindlichste verletzt.

Dem Staatsstreich stimmte außer Nikolaus kein Fürst bei. Dem König gelang es zwar, eine Ständeversammlung zusammenzubringen, der er 1838 einen neuen Verfassungsentwurf vorlegte. Sie verwarf aber denselben und beschloß, den Bundestag um Schutz für das Grundgesetz von 1833 zu bitten. Darauf wurde sie vertagt, und erst die Stände des J. 1840 ließen sich den neuen Entwurf mit einigen Abänderungen gefallen. Beim Bunde aber stellten wohl Bayern, Württemberg und Baden vor, wie gefährlich solches Verfahren des neuen Königs sei, wie leicht die Menge aus einem Umsturze des Rechtes ein Recht des Umsturzes ableite rc. Weil aber Preußen sich versagte, wurde mit 9 gegen 7 Stimmen die Klage der Hannoveraner abgewiesen, „da bei obwaltender Sachlage eine bundesgesetzlich begründete Veranlassung zur Einmischung in diese innere Landesangelegenheit nicht bestehe.“ Diese Inkompetenzerklärung wurde überall verspottet; war doch Ernst August viel schuldiger als Herzog Karl, der einen Staatsstreich nur geplant hatte. Also regte sich der Bundestag nur als Zuchtmeister der Deutschen, und vom Schiedsgericht, das er 1834 zur Schlichtung von Streitigkeiten zwischen Regierungen und Ständen eingesetzt, blieb wenig zu hoffen.

Man sagte sich nun offen, daß eine freiere Luft in Deutschland erst dann zu hoffen sei, wenn eine seiner Großmächte sich auf Verfassungswege begebe. Diesen Schritt hoffte man natürlich mehr von Preußen, als von dem abgestandenen Österreich. Schon 1831 hatte der Schwabe Paul Pfitzer ausgesprochen, daß Preußen mit Ausscheidung Österreichs die Führung der deutschen Stämme zu übernehmen und durch ein Parlament in Berlin zu sichern habe.

Urteilte er auch ungerecht, wenn er schrieb: „Unser ganzer Jammer kommt daher, daß 30 Familien noch nicht zur Erkenntnis gekommen sind, daß für 30 Mill. Deutsche 30 Könige zu viel sind", so sagte er doch auch wahr: „Weniger die Fürsten als die Völker Deutschlands sind das große Hindernis seiner Vereinigung." Und man mußte ihm beistimmen, wenn er darthat: „das heiligste Recht einer Nation ist, eine solche zu sein und als solche anerkannt zu werden." — Dann wagte der badische Rechtsprofessor Welker in der redefreisten Kammer Süddeutschlands darauf anzutragen, daß neben dem deutschen Bundestag eine Nationalvertretung geschaffen werden sollte, bestehend aus Mitgliedern der verschiedenen Ständeversammlungen, um bei allen das ganze Deutschland betreffenden Angelegenheiten mitzusprechen. Dieser Antrag wurde jedoch als revolutionär bezeichnet. Den freien Redeübungen in den süddeutschen Kammern stellten sich vorerst in Preußen hauptsächlich Exerzierübungen an die Seite, während in Bayern der baulustige König 14 Jahre ohne ein Manöver verstreichen ließ.

In anderer Weise aber bahnte sich doch die Einheit Deutschlands fühlbar an, und zwar auf unscheinbarem Wege. In der Hungersnot 1817 hatte Württemberg beim Bundestag geklagt, daß die Ausfuhr von Vieh und Frucht zwischen den deutschen Staaten in unverantwortlichem Grade gesperrt sei; die Sache wurde, weil jeder nur über den Nachbar klagte, auf die lange Bank geschoben. In Preußen selbst bestanden Schranken, die den Scheffel Weizen am Rhein um 7 M. teurer machten als in Posen. So schaffte es durch ein maßvolles Zollgesetz 26. Mai 1818, zu Gunsten eines leichtbesteuerten Freihandels, alle Zollgrenzen der Provinzen ab. Es nahm auch Enklaven wie Schwarzburg 1819 in sein Zollsystem auf; 1828 nach langem Zollkrieg auch Köthen. Weiterhin war es bedacht, sein Zollsystem von Grenze zu Grenze vorzuschieben durch Verträge mit den einzelnen Staaten oder forderte es sie zur Bildung eigener Vereine auf.

In den Mittel- und Kleinstaaten schimpfte man viel über den Bundestag, der nichts that, und über Preußen, das unbeirrt seinen Weg ging. Bayern und Württemberg schlossen sich 1827 mit Hohenzollern zu einem Zollsystem zusammen und luden auch Darmstadt zum Beitritt ein. Dieses sah mehr Nutzen in einem Handelsvertrag mit Preußen, und als letzteres nur von einer Zollvereinigung hören wollte, stimmte es 1828 zögernd bei, worauf der Handel einen wunderbaren Aufschwung erlebte. Der preußisch-hessische Verein schloß nun mit dem süddeutschen einen Vertrag, worauf Sachsen unter Österreichs Beihilfe mit Hannover, Kurhessen, Braunschweig, Oldenburg, Nassau, Frankfurt einen mitteldeutschen Handelsverein zusammenbrachte, der den preußischen entzwei schnitt. Da gewann der preuß. Minister Motz Gotha und Meiningen, ihm Verbindungsstraßen mit Süddeutschland einzuräumen, und 1831 schloß sich Kassel dem preußisch-hessischen Zollverein an. Endlich erkannten auch Bayern und Schwaben, trotz des Widerstands aller Liberalen und der Abmahnungen Englands, daß Preußen ehrlich sei und viel nachgebe; so verschmolzen beide Zollvereine 1833. Auch Sachsen und Thüringen schlossen sich an. Die übrigen Westdeutschen sahen sich, 1835, genötigt beizutreten, während Hannover mit seinen Nachbarn, 1834, einen Steuerverein gründete. — Metternich erkannte in dieser Einheitsbewegung schon 1833 „eine für den deutschen Bund und für Österreich höchst nachteilige, unheildrohende Erscheinung" und sah voraus, daß diese Vereinsstaaten unter der thätigen preußischen Leitung und bei den notwendig sich bildenden gemeinsamen Interessen in „einen kompakten Körper zusammenfließen werden, wodurch alle nützliche Diskussion beim Bundestag (d. h. die Zweiköpfigkeit) aufhören wird." Schon ahnte er, Preußen dürfte bald mit einer „neurepräsentativen Verfassung" sich an die Spitze des übrigen konstitutionellen Deutschlands stellen. Aber warum trieb er nicht Österreich zum Beitritt? Das eben war der Fluch jener Trägheit, die er selbst der Staatsmaschine beigebracht hatte, daß diese sich zu keiner beschleunigten Thätigkeit aufzuraffen vermochte.

Österreich konnte nicht so schnell seinen Zolltarif ändern, war es doch durch seine außerdeutschen Staaten gebunden.

So wurden an den Neujahrstagen 1834 und 1836 25 Mill. Deutsche in der Freiheit des Handels und Verkehrs zu Einem Volke vereinigt, und Preußen-Deutschland entwand sich damit dem ewigen Zügeln und Hemmen des Österreichers. Preußen hatte gethan, was der Bundestag hätte thun sollen, und war damit auf dem Wege, der rechte Bundestag zu werden. Die Grenzlinie, die man jetzt zu hüten hatte, 1064 Meilen, betrug 9 Meilen weniger als die alte preußische; und nach dem Zutritt Hannovers 1853 umschloß sie 35 Mill. Menschen. Dem Handel- und Gewerbswesen war hiedurch ein mächtiger Stoß zu frischem Aufschwung gegeben; Fabriken aller Art traten nun erst recht ins Leben und tüchtige Geschäftsmänner erweiterten fortan ihren Blick durch Reisen in die Länder einer hochgesteigerten Industrie. Damit drang auch in die Zeitschriften, Privatvereine, Aktiengesellschaften, ja in die Ständekammern eine praktischere Weise der Verhandlung; Deutschland fing an, in dem Kreis der Nationen sich als eine gleichberechtigte zu fühlen und geltend zu machen. Der Engländer Stephenson hatte 1825 die erste Eisenbahn gebaut; im Dez. 1835 fing auch zwischen Nürnberg und Fürth eine Lokomotive zu brausen an, die den Unternehmern 20 Prozent einbrachte und Hunderte von Schwestern ins Leben pfiff. Und 1844 ließ sich auch eine preußische Korvette, die Amazone, auf den Meeren blicken, der Same einer deutschen Flotte.

Die bayrische Eisenbahn trat ins Leben trotz dem Gutachten des Obermedizinalkollegiums, welches für Reisende wie für Zuschauer eine Gehirnkrankheit durch die schnelle Bewegung in Aussicht stellte, daher der Fahrbetrieb zu untersagen sei. — Schon 1817 regte Baden beim Bundestag die Gründung einer deutschen Flotte an, da Preußen und die Hansestädte über die Seeräuber Nordafrikas klagten, die bis in die Ostsee kamen. Die Hansen erboten sich noch 1829 gegen Marokko zur Tributzahlung; da war man 1830 Frankreich zum Dank für seine rettende That verpflichtet und zum Ausfüllen einer Lücke aufgefordert.

§ 13. Der Bürgerkrieg in Spanien.

Gegen die Änderung des salischen Gesetzes, welche der launenhafte Ferdinand VII. sich erlaubte (S. 840), hatte noch Karl X. vor seinem Fall protestiert. Daher suchte Ferdinand den neuen „König der Franzosen“ zu gewinnen, indem er ihn sogleich anerkannte, und Louis Philipp zeigte seine Erkenntlichkeit dafür, indem er die spanischen Liberalen, welche nach der Julirevolution unter dem Guerillaführer Mina einen Einfall in Spanien versuchten, im Stiche ließ. Als Ferdinand erkrankte, suchte sein Bruder Karlos das verhaßte Edikt umzustoßen, allein die Königin behauptete für ihr Töchterlein das neu aufgestellte Erbrecht und fing an, sich auf die Liberalen zu stützen. Ferdinand berief noch die Cortes, welche Isabella als ihre Königin anerkannten, ehe er, 29. Sept. 1833, starb. Sogleich erhoben sich die baskischen Provinzen, deren besondere Vorrechte (fueros) durch die Verfassung vom April 1834 aufgehoben wurden, im Einverständnis mit der apostolischen Partei und dem Papst, und riefen Karl V. als König aus, während die Gebildeten der „unschuldigen“ Isabella (und ihrer Mutter Christine als Regentin) huldigten. Damit begann der erbitterte Bürgerkrieg der Karlisten gegen die Christinos.

Die Basken in Biscaya, Guipuzcoa und Alava rühmten sich, nicht durch Eroberung, sondern durch Verträge der kastilischen Krone unterthan geworden zu sein, und schätzten ihre fueros höher als irgend eine Organisation, welche sie mit dem übrigen Spanien gleichstellen würde. Sie waren frei vom spanischen Zollgesetz, zahlten dem Könige eine alljährlich von ihrem Landtage bestimmte Summe, hielten ihre eigene Miliz, ohne Rekruten zu stellen, und sahen keinen Grund, warum ihr Stätchen im Staat aufgehen sollte.

Schon 3. Okt. 1833 brach in Bilbao, am 7. in Vittoria der Aufstand aus, den der geniale Zumalacarreguy mit Umsicht zu organisieren und über

Navarra und Teile von Aragon und Katalonien auszubreiten verstand. Karlos selbst hielt sich erst bei seinem Oheim Miguel in Portugal auf, in dessen Sturz (S. 841) er mit verwickelt wurde. Um ihn nun von Spanien fern zu halten, schloßen England und Frankreich mit den beiden Reichen der Halbinsel die Quadrupelallianz, 22. April 1834, vermöge deren die konstitutionellen Throne der beiden Königinnen durch die mächtigeren Nachbarn gestützt werden sollten. Da auch Belgien sich in ähnlicher Lage befand, erhob sich hier in Westeuropa ein System des juste milieu, wie Louis Philipp es nannte, d. h. der richtigen Mitte zwischen Legitimität und Volkssouveränität, gegenüber dem strengen Erhaltungsprinzip der drei Ostmächte. Karlos entfloh, Juli 1834, aus England, wo man ihn polizeilich bewacht hatte, nach Navarra und erschien plötzlich inmitten seiner treuen Anhänger. Legitimisten aus ganz Europa schloßen sich ihm an und freuten sich der Hingebung, womit das kleine Häuflein focht, sowie der rastlosen Thätigkeit und des seltenen Geschicks, die dessen Führer entwickelte. Nur fiel dieser Zumalacarreguy schon Juni 1835 bei der Belagerung von Bilbao, und der Verlust zeigte sich als ein unersetzlicher.

Mehrmals führte der gewandte Cabrera seine Guerillas durch die feindlichen Linien, und zog plündernd und brandschatzend in ferne Weiten; weil aber seine 72jährige Mutter von den Christinos erschossen worden war, ließ nun auch er nicht bloß die Gefangenen, sondern auch Greisinnen und Kinder niedermachen. Einmal starben 1500 Mann der englischen Hilfslegion, vergiftet durch einen karlistischen Bäcker in Vittoria; Gefangene wurden verbrannt oder zu Tode gemartert. Immer unmenschlicher wurde dieser Bürgerkrieg geführt, was doch die schwächere Seite auf die Länge am tiefsten erschöpfte. Dazu kam, daß der unfähige Karlos sich von Fanatikern und Intriguanten leiten ließ und mehrmals gute Generale durch Schwachköpfe ersetzte. Einmal ernannte er die allerheiligste Jungfrau des dolores zum Feldmarschall. Die Ostmächte spendeten ihm nur 4 Mill. Franks. Seine Sache wollte nicht voran; englische und französische Hilfslegionen blieben der feste Kern des Widerstandes.

Die Karlisten sahen, daß sie eine bedeutendere Stadt in ihre Gewalt bringen müßten, und belagerten noch einmal Bilbao. Da brachte ihnen aber der neue General Espartero bei Luchana, 24. Dez. 1836, eine solche Niederlage bei, daß sie sich wieder in die Gebirge ziehen mußten, und von da an wußten die Christinos, daß auch sie einen Führer hatten, und faßten frischen Mut. Wollte Karlos dennoch 1837 gegen Madrid vorrücken, so ereilte ihn Espartero und zwang ihn zur Umkehr. Als die Kraft der Basken nachließ und Karlos sich immer unberechenbarer in seinen Launen zeigte, erkannte der gemäßigte Maroto, daß seine Sache verloren sei. Er trat mit seinem früheren Waffengefährten Espartero in Unterhandlung und schloß, 31. Aug. 1839, den Vertrag von Vergara, wornach die drei Provinzen ihre Fueros behielten, dafür aber Isabella II. und ihre Konstitution anerkannten. Nur der verbissene Cabrera setzte in Catalonien den Kampf fort, bis er im Juli 1840 mit noch 8000 Mann nach Frankreich flüchten mußte. Karlos, streng bewacht, trat 1845 seine aussichtslosen Ansprüche an seinen Sohn ab, worauf er sich nach Italien zur Ruhe begeben durfte († 1855). Espartero war der erste Mann Spaniens geworden, zu dem die Nation um so mehr aufblickte, als die Regentin noch wenig Löbliches gethan hatte.

Christine wußte sich keine Achtung zu erwerben. Trotz des Elends, das sie allenthalben umgab, sorgte sie nur für ihren Liebling, einen Leibgardisten Muñoz, den sie erst heimlich, 1833, dann öffentlich, 1844, als Herzog von Rianzares heiratete. Mit den Cortes, die sich in die Parteien der Moderados und Progressisten schieden, vermochte sie sich nie recht zu stellen; kaum war eine Kammer gewählt, so wurde sie wieder aufgelöst; kaum hatte ein Minister sich an dornichte Fragen gewagt, so mußte er wieder abtreten. Der Geldnot zu steuern, hob Mendizabal 1835 etwa 900 Klöster auf, ohne doch die Mönchsorden abzuschaffen; da wurden in grausigen Ausbrüchen Mönche und Nonnen ermordet, Jesuiten und Pfaffen verjagt, auch viele Klöster verbrannt. Auch Unruhen der Progressisten brachen in den Städten aus, und die Garde erhob sich gegen den

verhaßten Günstling, 13. Aug. 1836. Auf dem Lustschloß La Granja drangen Soldaten bis ins Schlafgemach der Regentin und zwangen sie, die Verfassung des J. 1812 einzuführen, welche denn auch 1837, noch einigermaßen revidiert, ins Leben trat. Christine aber fuhr fort, die eigene Gewalt möglichst auszudehnen und rief 1840 dadurch einen Aufstand in Madrid hervor. Hieher war eben Espartero unterwegs, seinen Siegeseinzug zu halten; er sollte nun auch hier die Empörung niederkämpfen, was er ablehnte.

Der Regentin blieb nichts übrig, als, 16. Sept. 1840, Espartero zum Ministerpräsidenten zu ernennen und, verlassen von allen, ihrem lang bekämpften Schwager Karlos nach Frankreich zu folgen. Espartero wurde von den Cortes, Mai 1841, zum Regenten ernannt. Er versuchte sich nun auch als Staatsmann, vermochte aber nur wenig zu ordnen; weil ihm Christinens Geld und Louis Philipps Einfluß entgegenarbeiteten, lehnte er sich mehr an England an, was ihm neue Gegner erweckte. Der Papst verdammte ihn ohnehin als einen Kirchenräuber. Daß er 1842 das aufrührerische Barcelona bombardierte, wurde ihm als eine Tyrannei verdacht. Der begabteste seiner Nebenbuhler, General Narvaez, landete in Valencia, sammelte die Moderados um sich und zog unbehindert in Madrid ein; Espartero sah sich plötzlich verlassen und flüchtete, Juli 1843, nach England.



Fig. 378. B. Espartero.

Narvaez ließ Isabella, das 13jährige Mädchen, für volljährig erklären und rief Christine, d. h. den Einfluß Louis Philipps, nach Spanien zurück. Das führte zu bedeutenden Verfassungsänderungen, indem die Versöhnung mit Rom angestrebt und die Macht der Cortes beschnitten wurde; immerhin hatte Spanien endlich eine Regierung. Den Bürgerkönig und die unheimliche Christine beschäftigte ein großer Heiratsplan für die Tochter der letzteren. Am liebsten hätte Louis Philipp seinem Sohne Aumale die junge Königin vermählt, der englische Minister Palmerston dagegen einem Koburger. Lange bekämpften sich die beiderseitigen Gesandten, bis plötzlich entschieden ward, daß die arme Isabella ihren schwächlichen Vetter, Franz von

Assisi, ihre Schwester den jüngsten Orleans, Montpensier, heiraten solle. All das betrieb Louis Philipp im größten Geheimnis, weil er damit sein der Königin von England gegebenes Wort brach. Plötzlich wurde die verhängnisvolle Doppelheirat 10. Okt. 1846 gefeiert.

Wenn diese List Louis Philipp die Freundschaft der englischen Regierung kostete, so war sie geradezu verderblich für die arme Königin und ihr armes Spanien. Die lebenslustige Isabella fand ihren Franz langweilig, versagte den Gemahl aus dem Schloß und vergnügte sich in la Granja mit dem jungen General Serrano u. a. Offizieren. Unter dem Einfluß dieser liberaleren Elemente entzog sie sich dem Einreden ihrer Mutter und begann sogar wieder den Verkauf der Kirchengüter. Doch gelang es endlich dem edleren Narvaez, wieder ans Ruder zu kommen; er vermochte die Königin zu einem anständigeren Leben und bewog sie, ihrem Gemahl wenigstens mit äußerlicher Achtung zu begegnen. Immerhin blieb die Ehe eine so unglückliche, daß sie als der Hauptgrund für die endliche Vertreibung der Königin bezeichnet werden muß. Die Spanier schämten sich, nach einem Ferdinand VII. noch von einer Christina und Isabella regiert zu werden.

Narvaez lenkte den Staat im Sinn der Moderados, bis 1851 Christina das Beispiel Napoleons III. nachahmte und sich seiner entledigte, um ein Willkürregiment zu versuchen. Nun teilten sich Beichtväter und Nonnen mit Günstlingen und Bankiers in die Ausübung der Staatsmacht. Gegen diese Camarilla erhob der moderatistische General Odonnell, Juli 1854, die Fahne der Revolution: und wenn auch die Progressisten mit Espartero noch einmal in der allgemeinen Bewegung obenauf kamen, wenn auch Narvaez, von den kirchlich Gesinnten unterstützt, zwischenhinein die Oberhand gewann, so wußte doch Odonnell (ein Irensohn) aus Moderados und Progressisten eine „liberale Union" zusammenzubringen, mittelst deren er 1858 wieder auf fünf Jahre zur Gewalt gelangte. Eine seltene Ruhezeit für das von Parteien hin und her gezerrte Spanien, wo nun endlich auch für Heer und Flotte gesorgt und ein Eisenbahnsystem eingeführt wurde. Odonnell suchte sodann im Verein mit Napoleon III. an der äußeren Machtstellung der romanischen Völker auch etwas zu bessern. Als Berberstämme die spanischen Küstenpunkte Gibraltar gegenüber bedrängten, unternahm er einen Feldzug gegen Marokko, der zur Eroberung Tetuans führte, aber außer einigem Kriegsruhm keinerlei Gewinn eintrug (März 1860). Er brachte auch San Domingo, die Osthälfte von Haiti, 1861 wieder an Spanien, das es jedoch, weil zu kostspielig, 1865 wieder aufgab; Seekriege gegen Peru und Chili vergeudeten nur die kaum gewonnenen Kräfte des Staats. Auch in die Unternehmung Napoleons gegen Mexiko ließ er sich 1861 mit hineinziehen, da er hoffte, dort einen spanischen Prinzen auf den Thron zu bringen; als Napoleons Pläne sich deutlicher enthüllten, zog er sich davon zurück. Nun hatte auch Odonnell sich abgenützt und die Moderados kamen 1863—65 wieder ans Ruder. Odonnell verdrängte sie noch einmal. Doch nun erhob sich General Prim, um einen neuen Gedanken auszuführen, die „iberische" Union: denn da die Königin alle Achtung verloren hatte, konnte man wohl daran denken, sich der Bourbonen zu entledigen, damit Portugals König auch über Spanien herrsche oder eine gemeinsame republikanische Verfassung beide Länder zumal beglücke. Als Odonnell den rebellischen General 1866 über die portugiesische Grenze gejagt, sich selbst aber nur Feinde gemacht hatte, zog der Hof Narvaez wieder hervor. Der führte nun einen Staatsstreich aus, verhaftete die Häupter der Liberalen, um sie zu deportieren, daß der schwer erschütterte Thron Isabellas noch einmal sichergestellt werde. Da starb er, 23. April 1868, nur etliche Monate nach seinem im Exil verschiedenen Nebenbuhler Odonnell, und mit ihm sank die letzte Stütze der armen Isabella.

§ 14. Der Bürgerkönig.

Louis Philipp saß auf keinem bequemen Thron, so unzweifelhaft ihm selbst sein Beruf scheinen mochte, die Monarchie mit der Volkssouveränität zu versöhnen. Ob

er auf den Thron gelangte, weil ein Bourbon, oder obwohl ein solcher, ob der Zuruf der Kammern die Wahl durchs Volk ersetzen konnte, diese und andere Fragen mochten ihn gleichgültig lassen, so lang er nur selbst fest saß. Gewiß ist doch, daß die Unsicherheit seines Rechts sich wie ein dunkler Schatten über seine ganze Regierung hinzog und ihn aus dem Tasten und Wägen zu keinem selbstgewissen Handeln vorschreiten ließ. Er sollte erfahren, daß die Revolution in Frankreich allen Loyalismus erstickt hatte. Wie viel war da zu thun, um fest zu sitzen; wie wenig Zeit blieb übrig, das Wohl des Staats zu fördern!

Die „richtige Mitte" halten, war sein Grundgedanke, und dabei stützte er sich, wie er selbst ein guter Haushalter war, auf die Kreise der Geldmänner und der Wohlhabenden. Damit konnten sich die Legitimisten nicht befreunden, die nun größtenteils den Staatsdienst verließen. Doch war kaum zu befürchten, daß sie ihm wirkliche Gefahr bereiten konnten. Anders stands auf der linken Seite, wo die feurigsten Kämpfer für Freiheit, Gleichheit und andere unbestimmte Ideale standen, unter sich vielfach zerteilt, doch alle für Grundsätze begeistert, welche auch ein größeres Genie als Louis Philipp nicht nach Wunsch hätte verwirklichen können. Bald genug merkten nicht bloß Republikaner, wie Lafayette, sondern auch Halbrepublikaner, wie der Minister Laffitte, daß der König auch etwas sein und bedeuten wollte, daher sie abtraten. Dann suchte, 1831, der energische Kasimir Perier seinen Gedanken: Friede nach außen, Ruhe im Innern, durchzuführen, ohne daß der König zu viel dreinreden durfte. Die Legitimisten hatten schon am 13. Febr. versucht, die Erinnerung an den Herzog von Berry (und seinen Sohn) durch einen Trauergottesdienst neu zu beleben. Der frivole Pöbel sah darin eine Herausforderung, drang in die Kirche und zertrümmerte die Heiligtümer, ja er stürmte den Palast des Erzbischofs, ohne von den Behörden viel behindert zu werden. Als dagegen die Nachricht von Warschaus Fall zu einem republikanischen Aufstand benützt wurde, ließ Perier mit aller Strenge die Ruhe herstellen, und die Empörung von 40 000 brotlosen Seidearbeitern in Lyon wurde energisch niedergekämpft. Ebenso erging es einer Erhebung der vulkanisch erregten Pariser, die beim Leichenbegängnis des republikanischen Generals Lamarque, 5. Jan. 1832, in erbitterten Straßenkampf ausbrachen. Unbequem freilich wars dem Minister, daß in dieser Notzeit der König, der erst an 6 Mill. Civilliste übrig genug zu haben erklärte, nun ihrer 18 wünschte; er vermochte die Kammern, ihm 12 zu bewilligen.

Nach außen wußte Perier die Würde Frankreichs aufrecht zu erhalten; als die Österreicher wiederum das empörte Bologna besetzten, sandte er eine Flotte, um Ancona einzunehmen. Das zeigte, daß Metternich nicht mehr ganz Italien wie ein ihm anvertrautes Gut behandeln dürfe; auch blieben die Rothosen 7 Jahre in Ancona, so lange wie die Österreicher in der Romagna. Nun eben stattete die Cholera dem leichtsinnigen Paris ihren ersten Besuch ab, wo sie unheimliche Gerüchte von Brunnenvergiftung und grausame Mordthaten hervorrief. Perier besuchte samt dem König die Choleraspitäler, wurde von der Seuche ergriffen und starb 16. Mai 1832. Fortan übernahm der König selbst den Vorsitz im Ministerrate und mußte somit auch die Gehässigkeit aller Maßregeln tragen.

Minister ward, neben Marschall Soult, der sittenstrenge, gedankenreiche, aber den Parisern durch seinen professorartigen „Genferton" widerwärtige Guizot, der doch durch die Einführung des unverantwortlich vernachlässigten Volksunterrichts 1833 sich bleibende Verdienste erwarb. Zu beklagen war nur, daß für die Gewinnung von 40 000 Schullehrern nicht gesorgt wurde, daher das meiste an den geistlichen Orden hängen blieb. Dazu wechselten die Minister so oft, daß keiner Zeit hatte, seine Gedanken auszuführen. Auch eine neue Religion kam jetzt in Frankreich auf. Ein Graf St. Simon, † 1825, der sich berufen glaubte, der Welt zum ewigen Frieden zu verhelfen, hatte die bürgerliche Gesellschaft durch Aufhebung des Privatbesitzes, der Erb- und Familienrechte, sowie Organisierung der Industrie wiedergebären

wollen. Eine That des sozialen Königtums sollte die Mehrzahl der Menschen, die Armen, dem höchsten Glück entgegenführen. Ein Enfantin wurde Prophet, ja Messias des neuen Glaubens. Uneinigkeiten unter den Saintsimonisten führten zu einer gerichtlichen Klage und diese zum Bekanntwerden ihrer verderblichen Grundsätze; denn auch Aufhebung der Ehe und „die freie Frau" fanden sich darunter. So verbot man also ihre Zusammenkünfte und bestrafte die Häupter. Der St. Simonismus ging nun zwar in seiner Lächerlichkeit unter, allein der Gedanke an ein neues soziales System, das alle glücklich mache, fraß in der Stille weiter. Unter den Bourbonen waren nur 80 000 Franzosen Wähler gewesen; auf 281 000 Höchstbesteuerte war allerdings ihre Zahl unter dem Bürgerkönig angewachsen. Wer sorgte aber für die Minderbesteuerten, die völlig Unwissenden, wer für die ganz Armen, die Taglöhner, die Blousenmänner? Dafür mußte Rat geschafft werden, und so erhob sich denn in vielerlei Gestalten das Gespenst des Sozialismus, der durch Vereinigung aller Kräfte die Armut aus der Welt bannen will, und des Kommunismus, der nach Babeufs Vorgang (S. 773) eine neue gleiche Verteilung der Glücksgüter anstrebt.

Geheime Gesellschaften schoßen wie Pilze auf, z. B. die égalitaires (Gleichmacher), welche sich vorsetzten, die Ehe, den Luxus und die großen Städte zu vernichten; die milderen Ikarier (Himmelanfliegende), unter einem gewissen Cabet, die später nach Amerika auswanderten, um ihre Träume von Gütergemeinschaft zu verleiblichen, dann aber in Illinois durch den kläglichen Ausfall ihres Versuchs enttäuscht wurden; ein Fourier, der je 1500 Menschen zu einer Phalanx vereinigen und gemeinsames Leben organisieren wollte; ein Proudhon, der lehrte, daß das Eigentum der Diebstahl, jede Autorität eine Tyrannei sei, und alles Erbrecht aufzuheben riet. Ein früherer Saintsimonist, Aug. Comte († 1857), hat alle diese Gedanken in eine Philosophie und eine Religion gebracht, welche als Positivismus bei vielen, die kein Jenseits mehr ertragen können, tüchtig rumort.

Verglichen mit diesen alles unterminierenden Kräften, durch welche der letzte Rest von Ehrfurcht verschwand, war es ein Kinderspiel, daß auch die Legitimisten sich regten. Die Herzogin von Berry ließ sich von Anhängern ihres Sohnes (S. 858) bewegen, aus Italien zu kommen, das Land zu durchstreifen und die Vendée zur Erneuerung der alten Kämpfe aufzurufen. Es sammelten sich tapfere Häuflein von Getreuen, die aber bald zersprengt waren. Die Herzogin gefiel sich in den Gefahren der Flucht von Schloß zu Schloß, hielt sich zuletzt in Nantes monatelang verborgen, wurde jedoch durch ihren Unterhändler, einen Juden, für 500 000 Fcs. verraten, und, Nov. 1832, aus einem hinter dem Kamin angebrachten Versteck halbgebraten herausgetrieben und gefangen gesetzt. Was sollte ihr Oheim nun mit ihr beginnen? Aus dieser Verlegenheit riß ihn die Nachricht, daß sie einem sicilianischen Marquis Lucchesi heimlich angetraut sei, dem sie auch im Gefängnis eine Tochter gebar; sie war damit unschädlich geworden und konnte freigelassen werden. Doch wußten die Republikaner auch aus diesem Vorfall Kapital zu schlagen, indem sie dem König seinen Mangel an ritterlichem Zartsinn aufrückten.

Er konnte es dieser Partei mit nichts recht machen; selbst die Milde, womit ihre Aufstände (zu Lyon und Paris) abgeurteilt wurden, mehrte nur den Haß gegen den Bürgerkönig. Am 28. Juli 1835 ritt er zur Feier des glorreichen Juli, die prächtig aufziehende Nationalgarde zu mustern. Da fliegt aus einem Fenster ein Kugelhagel auf des Königs Umgebung; 60 Personen, darunter der greise Marschall Mortier, wälzen sich in ihrem Blute, der König aber, durch Annahme einer Bittschrift aufgehalten, ging unversehrt aus, und er behauptete bei dem grausen Vorfall eine so würdige Haltung neben tiefem Gefühl, daß sich wieder mehr Herzen ihm zuwandten. Der Verfertiger dieser Höllenmaschine, ein Korse Fieschi, wurde hingerichtet; doch folgte ihm eine lange Reihe von Nacheiferern, ein Alibaud, 1836, Meunier 1837, Darmes 1840 2c., ohne je den König zu verletzen.

Da die deutschen Mächte dem König ihre Achtung in diesen Gefahren nicht versagen konnten, derselbe auch, Sept. 1835, die Presse ꝛc. strenger zügelte, zeigten sie ihm freundliches Entgegenkommen. Der Thronerbe, Herzog von Orleans, wurde auf einem Besuch in Berlin und Wien wohlwollend aufgenommen und fand eine deutsche Braut, Helene von Mecklenburg, die den Mut hatte, sein Los zu teilen, 1837. Durch einen Sturz aus dem Wagen verunglückte aber dieser beliebteste Orleans schon 13. Juli 1842, und seine Gemahlin starb 1858 in der Verbannung, ohne für ihren Sohn eine schönere Zukunft vorauszusehen, als die eines Heinrichs V.

Drohend meldete sich ein anderer Name an, der Frankreichs Zukunft zu gestalten für seine eigenste Aufgabe ansah. Nachdem der Herzog von Reichsstadt 1832 gestorben war, hielt sich Louis Napoleon, ein Sohn des Exkönigs von Holland (S. 804) und der Hortense Beauharnais, für den Erben des großen Kaisers.

Geboren 20. April 1808, hatte er in Augsburg Latein gelernt, auf dem Schloß Arenenberg in Thurgau sich mit Schweizern befreundet und war vom General Dufour in der Artilleriewissenschaft unterrichtet worden; dann war er 1831 in Begleitung seines älteren Bruders nach Italien geeilt, um mit den Carbonari für die Revolution zu fechten, und konnte, nachdem der Bruder dort den Tod gefunden, nur mühsam entrinnen. In der Schweiz sagte er allen seinen Bekannten mit unerschütterlicher Gewißheit, daß er noch einmal Kaiser werde. Er knüpfte mit napoleonischen Offizieren Verbindungen an und erschien plötzlich, 30. Okt. 1836, im Hof der Artilleriekaserne von Straßburg, wo ihn ein lautes Vive l'empereur! empfing. Bei der Infanterie dagegen wollte der Zauber seines Namens nicht verfangen; sie nahm den Abenteurer gefangen. Louis Philipp gedachte an die Wechselfälle seiner eigenen Jugend und sandte den kecken Prätendenten ohne weitere Untersuchung nach Amerika, gab ihm auch großmütig noch Reisegeld mit. Dieses milde Urteil hatte für den König die unangenehme Folge, daß die Geschwornen in Straßburg auch 7 Mitschuldige des Prinzen freisprachen, und zwar unter dem Jubel der Bevölkerung, welche den Urheber zu schonen und die Gehilfen zu bestrafen für unbillig erklärte.

Als Thiers, der längst den Kaiser Napoleon verherrlicht hatte, 1840 vorsitzender Minister wurde, verfiel er auf ein echt französisches Mittel, die öffentliche Meinung zu gewinnen, indem er sich die Leiche Napoleons von England erbat. Dieses war eben erpicht darauf, das anspruchsvolle Ägypten nicht unter französischen Einfluß geraten zu lassen (S. 852), und sein Palmerston gab den Toten gern heraus. Ein Sohn des Königs, der Flottenführer Prinz Joinville, brachte ihn nach Frankreich, wo 15. Dez. 1840 die Beisetzung im Invalidendom einer ungeheuren Menschenmenge ein prächtiges Fest bereitete. „Aber wenn nun der Kaiser aus seinem Sarkophag aufstände?" war eine damals vielgehörte Warnungsfrage, die an den Bürgerkönig noch in anderer Gestalt herantrat. Louis Napoleon nämlich war von Amerika in die Schweiz zurückgekehrt, von wo er, da Frankreich diesem Asyl aller politischen Flüchtlinge schon mit Krieg drohte, nach England übersiedelte. Er verlangte, daß man nicht allein die Asche, sondern die Gedanken des Kaisers zurückbringen müsse, und er versuchte das.

Er kleidete 60 Leute in Uniformen der alten Kaisergarde, sich selbst in die des Kaisers, und landete mit ihnen, 6. August 1840, in Boulogne, wo er einen gezähmten Adler über Frankreich hin in die Luft steigen ließ. Dieser setzte sich bald auf des Prinzen Hut, in welchem ein Stück Fleisch stak. Die Rothosen sahen dem Wunder unentschlossen zu. Als aber die Zollsoldaten auf den Napoleoniden eindrangen, schoß er auf einen sein Pistol ab, warf sich dann ins Boot, und da dieses umschlug, wurde er triefend aus dem Wasser gezogen und nach Paris gebracht. Vor den Pairshof gestellt, verteidigte er mit festem Glauben seinen Napoleonismus, dem ja eben jetzt ganz Frankreich huldige, und die Volkssouveränität, und wurde zu lebenslänglicher Haft verurteilt. Auf der Festung Ham soll er mit Karl von Braunschweig (S. 867) einen Vertrag gemacht haben: dieser hatte das Geld zu steuern, um dem Prinzen auf den Kaiserthron zu verhelfen; der wollte ihm dann Braunschweig wieder verschaffen. Er entrann 25. Mai 1846 als Maurergeselle Badinguet in Hemdärmeln, ein Brett auf dem Kopf und eine Tabakspfeife im Mund, und wurde von Freunden glücklich über die Grenze geschafft. Etwas hatte er immerhin durch diese Abenteuerlichkeiten gewonnen, daß in Frankreich sein Name nicht vergessen ward; wohl hatte er sich lächerlich gemacht, galt aber darum auch für harmlos.

In die Tage des Ministeriums Thiers fällt noch eine Neuerung. Thiers bedrohte damals Deutschland, um es von England abwendig zu machen, mit einem Angriff auf den Rhein, was große Gärung und allerlei Kriegslieder auf beiden Ufern desselben hervorrief. Er zerrte auch an Piemont, daß dieses im östlichen Italien vordringe und ihm dafür Savoyen überlasse, drang aber nicht durch. In diesem gärungsvollen Sommer wurde beschlossen, Paris mit einem Gürtel von Festungen zu umgeben, ein gewaltiges Werk, das 1841 ausgeführt wurde, in der eiteln Hoffnung, es könnte auch die Hauptstadt vor Aufständen bewahren.

Vom Oktbr. 1840 an erhielt sich Guizot in der Gunst und im Rat des Königs, den er nur allzu treu bediente, ohne je beliebt zu werden, wozu Thiers' bittere Opposition und die Beschuldigung, Guizot bücke sich vor dem Ausland, gar viel beitrug. Es war ein unablässiger Kampf um das Dasein der Monarchie; diese half sich von Tag zu Tag weiter, bald durch Zugeständnisse, bald durch Widerstand, dann wieder mit Gehenlassen, durchweg ein Leben aus der Hand in den Mund. Um die Sozialisten, die Mai 1839 unter Barbes und Blanqui wieder einen verunglückten Aufstand wagten und jederzeit wühlten, erfolgreicher zu bekämpfen, neigte der Hof zusehends zur kirchlichen Partei hinüber. Doch weil die Gehässigkeit des Pfaffenregiments möglichst vermieden werden mußte, gab sich die Regierung mehr im Ausland als im Innern zum Handlanger Roms her. „Frankreich nach außen ist gleichbedeutend mit Katholicismus", das war die Phrase, die der Protestant Guizot nach dem Sinn der frommen Königin vertreten mußte.

Sämtliche Konsuln und Gesandte, alle Kriegsschiffe der großen Nation und die Gouverneure ihrer Kolonieen hatten sich im Dienste Roms zu mühen, sei's nun, um den Maroniten im Libanon, 1841 und 1845, zum Bekämpfen der Drusen beizustehen, die Markesas-Inseln 1842 zu besetzen, bedrängte Missionare in Annam, 1843—45, durch drohend anklopfende Kriegsschiffe zu befreien, oder Jesuiten und Branntweinhändlern die protestantisch gewordenen Hawaii-Inseln zu öffnen, 1839. In Tahiti fanden die Priester noch mehr zu thun; hier wurde die evangelische Fürstin Pomare durch Admiral Thouars gezwungen, 1842, Frankreichs König um sein Protektorat zu ersuchen; als der grobe Seemann später, 1843, eine nicht-französische Flagge über der Königin Palast sah, erklärte er sie für abgesetzt und nahm den englischen Konsul gefangen. Das führte zu einem verzweifelten Krieg mit den schwachen Insulanern, 1844—46, und zu Verwicklungen mit England, dessen Konsul die endlich versprochene Entschädigung doch nie bekam. Immerhin ließen die Engländer nicht mit sich spaßen; daher mußte Frankreich mit dem Protektorat über Tahiti vorlieb nehmen und die Souveränität Pomares auf andern Inseln anerkennen. So wurde aus diesen frommen Anläufen ein kleinliches Treiben, das seinen Zweck völlig verfehlte und die Protestanten aller Länder gegen den Fortbestand dieser Regierung sehr gleichgültig machte.

Günstiger für die Ehre Frankreichs, aber noch viel kostspieliger war, was in Algeria geschah. Es währte geraume Zeit, bis Louis Philipp sich entschloß, die Eroberung der Stadt Algier (S. 859) durch die Besetzung der Provinz zu ergänzen; und zu einer wirklich gedeihlichen Kolonisation ist es kaum heute gekommen. Generale und Soldaten hatten erst den Kampf mit den fanatischen Araber- und Berberstämmen zu lernen, und der Emir Abdelkader, der seit 1832 den heil. Krieg gegen die Ungläubigen predigte und die Flamme des Religionshasses anblies, machte viel zu schaffen; kaum war er geschlagen, so tauchte er wieder mit neuen Streitkräften auf und schien nie um Listen oder Hilfsmittel verlegen.

General Bugeaud mußte 1837 mit ihm einen Frieden schließen, während dessen die Eroberung der numidischen Landschaft Constantine gelang. Im Okt. 1839 aber erneuerte Abdelkader den Krieg. Bugeaud führte ihn seit 1841 in der Weise, daß er nach dem Vorbild der Eingebornen unaufhörliche Razzias (Raubzüge) bald gegen diesen, bald gegen jenen Stamm führte, bis sie alle eingeschüchtert waren. Da mußte endlich der Prophet bei Abderrahman, dem Kaiser von Marokko, Zuflucht suchen. Diesen zwang sein fanatisches Volk, sich mit den Franken zu messen; aber Bugeaud erfocht bei Isly, 14. Aug. 1844, einen glänzenden Sieg, der den Kaiser

zum Frieden nötigte. Abdelkader war nun vogelfrei; aber den Vogel zu fangen, wollte nicht gelingen, vielmehr entbrannte der Kampf auf immer mehreren Punkten und wurde immer grausamer geführt. Einen Kabylenstamm, der sich mit Weib und Kind, 800 Mann stark, in eine Höhle geflüchtet hatte und von Ergebung nichts hören wollte, ließ Oberst Pelissier 1845 durch den Rauch eines gewaltigen Holzstoßes ersticken. Endlich sah sich Abdelkader überall umringt, auch von Marokkanern bekämpft, daher er Dez. 1847 dem Herzog von Aumale sich ergab, wie er ausbedang, zum freien Abzug ins Morgenland. Das gegebene Versprechen wurde ihm jedoch nicht gehalten. Er hatte 5 Jahre in Frankreich als Gefangener zuzubringen, ehe Napoleon III. ihm 1852 die Freiheit schenkte, worauf er sich nach Asien begab. In Damaskus hat er bei der



Fig. 379. Constantine in Algerien.

Christenschlächterei des J. 1860 durch seine menschenfreundliche Entschlossenheit sich noch das Großkreuz der Ehrenlegion verdient. Erst 1857 aber vollendete Randon durch Unterwerfung Kabyliens die Eroberung des Landes bis an den Rand der Saharawüste.

Louis Philipp und sein Regierungssystem hatte sich im Lauf der Jahre abgenützt. Man achtete ihn wenig, trotz seines musterhaften Familienlebens; es hieß, er selbst liebe das Geld zu sehr und gewinne die Kammermitglieder durch Zusicherung von persönlichen Vorteilen, die Wähler derselben durch Bestechung. So verlangten nun Thiers und Barrot eine „Wahlreform“, damit eine reinere Vertretung der Nation zu stande komme; und da zwei Minister 1847 wegen groben Unterschleifs verurteilt wurden, sah man bald alle Regierenden für gleich käuflich und verächtlich an und rüstete sich zum Sturze Guizots mit aller List und Kraft. Umsonst warnte der König in seiner Thronrede, Dez. 1847, vor „feindseligen, blinden Leidenschaften“; die Franzosen wollten einmal wieder was Neues haben, und es gelang ihnen unverhofft schnell im Febr. 1848, nachdem Bewegungen in der Schweiz und in Italien die Gärung gesteigert hatten.

§ 15. Der Sonderbundkrieg.

Die Kantone der Schweiz hatten seit August 1815 eine neue Bundesverfassung erhalten, welche an der Herrschaft der Geschlechter nichts veränderte. Diese Patrizier leiteten alle Geschäfte ohne strenge Verantwortlichkeit: ihr Walten befriedigte jedoch im ganzen die Städte, welchen die Landschaft wenig drein reden konnte. Denn durchgängig herrschte in den größeren und gebildeteren Kantonen die wohlhabende Bürgerschaft der Hauptstädte, während in der stockkatholischen innern Schweiz die Bauernversammlungen unter der Leitung der Adeligen oder Pfarrer ihr gewohntes Wesen trieben. An mannigfaltigen Rechtsungleichheiten wurde kaum gerüttelt. Die Tagsatzung, welche bald in Bern, bald in Zürich oder Luzern sich zur Beratung einfand, machte wenig von sich reden. Metternich erstreckte seine Polizeimeisterei auch auf die Schweiz, indem er von ihr namentlich die Ausweisung freisinniger Flüchtlinge verlangte: und die Tagsatzung war ihm meist zu Willen, während einzelne Kantone etwas fester das Gastrecht wahrten. Daß 1818 die Jesuiten sich in Freiburg festsetzten und, 1828 aus Frankreich ausgewiesen, in Masse dahin strömten, ärgerte viele: aber zu einer kräftigen Gegenwirkung kam es nicht, bis die Julirevolution das Volk aufweckte, daß es an den Verfassungen zu ändern begann.

Als die roten Söldnerregimenter, welche für Karl X. gestritten (S. 860), in die Schweiz zurückkehrten, erschollen Weckrufe von Patrioten; der Vorort Bern aber verlangte in einem Kreisschreiben, Sept. 1830, daß gegen die aufreizenden Zeitungen eingeschritten und alle Ruhestörung vermieden werde. Zürich antwortete darauf, die Bewegung der Gemüter habe nichts Beunruhigendes, wofern sie richtig geleitet werde. Bald traten Versammlungen der Einsichtigeren da und dort zusammen und besprachen, wie die Bürgerwünsche nach größerer Rechtsgleichheit erfüllt werden könnten; suchten dann die Regierungen diese Wünsche hinzuhalten, so versammelten sich Volksmassen, bei denen die Schreier und Gleichmacher ins Vordertreffen traten; wurde darauf von oben herab gedroht, so riefen die Glocken den Landsturm heraus. Da kam es denn wohl auch zu Schüssen. Irgendwie hatten durch solchen Druck der Volkspartei 10—11 Kantone ihre Verfassungen rasch so umgestaltet, daß das Land demokratisiert wurde, wenn auch einzelnen Städten noch Bevorzugungen zuerkannt blieben. Der Bauer war dem Fürsprech, Professor oder Patrizier doch ziemlich unsanft auf die Füße getreten; die Staatslasten wurden gleichmäßiger verteilt, die Zahl der Stimmfähigen ungemein erweitert, bis zum 20jährigen Jüngling herab, die Lust und Kunst des Regierens allgemeiner verbreitet. Luzern Jan. 1831, Freiburg, Thurgau und Zürich, Aargau, St. Gallen, Waadt rc. gingen voran; Bern folgte im Okt. Basel unterdrückte zuerst die Bewegung in der Landschaft und glaubte dann mit einer mäßigen Reform durchzukommen; allein nach blutigen Zusammenstößen zog es der Einwilligung in die Landschaftsforderungen die Trennung in zwei Halbkantone vor, 1832. In Neuenburg, das ungeschickt genug Fürstentum und Kanton zugleich war, schlug der preußische General Pfuel 1831 die Bewegung mit den Waffen nieder.

Im ganzen war eine größere Gleichartigkeit des Verfassungslebens im aufgeklärteren Teil der Schweiz erreicht: 7 demokratische Kantone, darunter die Vororte Bern, Zürich, Luzern, schloßen schon das Siebener Konkordat, Juli 1832, das auf eine Umänderung der Bundesakte hinarbeitete. Dagegen vereinten sich nun aber (Nov.) 4 katholische Kantone mit Basel und Neuenburg zu Sarnen, um weitere Neuerungen abzuwehren. Heftige Debatten folgten. Eidgenössische Truppen schritten gegen Basel und Schwyz ein, und die Tagsatzung löste den Sarner Bund auf. Eine Umgestaltung der Bundesakte kam noch nicht zu stande: man begnügte sich, das Heer- und Zollwesen einheitlicher zu ordnen. — Indessen war die Schweiz der Tummelplatz aller radikalen Geister geworden, die von hier aus Italien, Deutschland, Frankreich zu republikanisieren gedachten. So stiftete der Genuese Mazzini das „junge Italien“ und vermochte es (Febr. 1834) zu einem tollen Einfall in Savoyen, der an der Teilnahmlosigkeit der Bauern scheiterte. Darüber beschwerten sich ernstlich die Nachbarmächte, am bittersten Louis Philipp 1838 wegen Louis

Napoleon (S. 876); doch gab die Tagsatzung, auf Englands Fürsprache bauend, diesen Einmischungen des Auslands nur halbes Gehör.

Da den Radikalen im Verlauf dieser Bewegungen immer gewisser wurde, daß Rom der gefährlichste der Gegner sei, welche die volle Einigung der Schweiz aufhielten, ergrimmten sie mehr und mehr gegen die Klöster, als den Herd aller Unruhen. Aargau hob 1841 die seinen auf und nahm ihr Vermögen für Zwecke des Unterrichts und der Wohlthätigkeit in Beschlag; eine Rücksichtslosigkeit, welche sowohl die Nachkommen der habsburgischen Gründer, als die strengen Katholiken der innern Schweiz tief verletzte. Letztere arbeiteten um so rühriger auf Ausdehnung des römischen Einflusses hin und siegten 1844 in Wallis und Luzern, wo alsbald die Jesuiten ebenso rücksichtslos ihre Herrschaft durchführten. In Wallis wurde den Protestanten sogar der Hausgottesdienst untersagt, aus Luzern flüchteten 1200 Bürger. Umsonst versuchte Oberst Ochsenbein von Bern einen Freischarenzug in den letzteren Kanton, 1845; er wurde blutig zurückgeschlagen. Und jetzt schlossen die 7 Kantone Luzern, Schwyz, Unterwalden, Uri, Zug, Freiburg und Wallis einen Sonderbund zu gegenseitigem Schutz; die Tagsatzung aber wurde von Zürich gebeten, den Sonderbund aufzulösen. Nachdem auch Genf revolutioniert und den Fortschrittlern beigetreten war, beschloß die Tagsatzung, 20. Juli 1847, die Auflösung des Sonderbunds und die Vertreibung der Jesuiten. Doch da Luzern auf die Hilfe der Großmächte baute, wurde dieses Verlangen abgewiesen; so kam es denn zum offenen Kriege über den Fortbestand der Kantonalsouveränität.



Fig. 380. General Dufour.

Die Tagsatzung bot 95 000 Mann auf und stellte sie unter den Oberbefehl des Genfers Dufour, der nach Palmerstons Rat, um den katholischen Mächten keine Zeit zum Eingreifen zu lassen, den Krieg aufs allerschnellste beendigte. Er besetzte erst Freiburg, besiegte dann, 23. November 1847, bei Gislikon den Gegner Salis und unterwarf im Nu Luzern und die übrigen Kantone. Binnen 9 Tagen war die Schweiz von den Jesuiten gesäubert. Die besiegten Kantone mußten die Kriegskosten bezahlen (woran man ihnen ihrer Armut wegen später etwas nachließ) und liberalere Regierungen einsetzen.

Sofort machte man sich an die Reform der Bundesverfassung, die am 12. Septbr. 1848 fertig wurde und die Umwandlung des Staatenbundes in einen Bundesstaat zuwegbrachte. In der Hauptstadt Bern sitzt seither der auf drei Jahre gewählte Bundesrat aus sieben Mitgliedern, von denen eines alljährlich zum Präsidenten ernannt wird. Im Gesetzgeben unterstützt ihn ein Ständerat, der aus

44 Vertretern der Kantonsregierungen besteht, und ein Nationalrat, dessen Mitglieder von allen mindestens 20 Jahre alten Schweizern gewählt sind.

Metternich und Guizot zürnten sehr über dieses rasche Vorgehen, waren aber schon selbst Flüchtlinge, als dasselbe zum Abschluß kam. Das Beispiel der kleinen Schweiz, die ihre Angelegenheiten so frisch erledigte, ohne die fremden Gesandten dreinreden zu lassen, wirkte weithin elektrisch auf die Völker; namentlich auf diejenigen, welche wie Deutschland und Italien gleichfalls einer durchgreifenderen Einigung zustrebten. Und als in Frankreich die Februarrevolution ausbrach, wehte dieser neue Wind wiederum so lustig über den Jura, daß eine Freischar von Chaux de fonds aufbrach, 29. Febr. 1848, und die preußische Regierung in Neuenburg über Nacht stürzte. Die Tagsatzung hatte daran ihr Wohlgefallen, löste einseitig das Band, welches jenes Fürstentum mit Preußen verband, und nahm es als Kanton in den neuen Bundesstaat auf. Verfassungsänderungen im Innern eines Landes lassen sich eben kaum bewerkstelligen, ohne das Verhältnis zu andern Staaten wesentlich zu stören. Der preußische König behielt sich seine Rechte auf Neuenburg vor, machte sie aber erst geltend, als 1856 eine Schar Royalisten Neuenburg für ihn wieder durch einen Handstreich in Besitz nahm, freilich nur um nach etlichen Tagen von Berner Truppen gefangen genommen zu werden. Es kam zu Rüstungen in Preußen und in der Schweiz; doch widersetzte sich Süddeutschland, von Österreich unterstützt, dem Durchmarsch der Preußen, daher der friedfertige König 1857 gegen Zusicherung von Straflosigkeit an die royalistischen Gefangenen auf das angestammte Fürstentum verzichtete. Die Entschädigung von 2 Mill. Frks., welche ihm zuerkannt wurde, wies er zurück.

Seither entwickelte sich das Verfassungsleben weiter, indem zuerst etliche 50 kantonale Verfassungsänderungen beliebt wurden, denen 1866 auch Anläufe zur Revision der Bundesverfassung folgten. Die Kantonssouveränität sollte noch weiter beschränkt und namentlich die Militärordnung, die sehr im Argen lag, der Bundesbehörde übertragen werden. Dann wünschte man allen Schweizern unentgeltlichen Unterricht zu ermöglichen, die Eheschließung zu erleichtern, schon auch die Todesstrafe abzuschaffen. Die tolle Steigerung der Freiheit aber, welche die Züricher Demokratie in dem sog. Referendum verlangte, daß nämlich alle Gesetze der Bundesvertretung wieder von den einzelnen Bürgern geprüft und durch Abstimmung in den Gemeinden angenommen oder verworfen werden sollen, wurde so gemildert, daß nur ein fakultatives Referendum besteht, wenn 8 Kantone oder 30000 Bürger erneuerte Beratung über ein Gesetz verlangen sollten. Am 19. April 1874 siegte die Revision mit 340000 gegen 198000 Stimmen. Zugleich wurden die Landeskirchen in Neuenburg, Basel, Bern, Genf, Thurgau so revolutioniert, daß nun die „Volkskirche" das Bekenntnis für entbehrlich erklärte. Ein Schritt, der natürlich zur Bildung freier Kirchen führte und sich in seinen Folgen noch nicht übersehen läßt.

So bildet der regsame Freistaat ein Versuchsfeld für allerlei politische Experimente. Sagt ein Versuch den Schweizern nicht zu, so können sie ihn leicht wieder zurücknehmen; in beiden Fällen, ob er mißrät oder gelingt, lernen die Nachbarn etwas aus dem Vorgange.

§ 16. Anläufe zur Einigung Italiens.

Als die Julirevolution ausbrach, lag Grabesstille über Italien; die österreichische geheime Polizei hielt alles für ruhig. Dennoch wühlten die Geheimbünde, und einer, dem sie zu ängstlich schienen, der „ewige Verschwörer" Mazzini, 1805 bis 1872, begann jetzt seine Lebensarbeit, indem er das Losungswort Dio e popolo ausgab und auf die Umwandlung Italiens in eine katholisch fromme Republik losstrebte. Von der bonapartischen Familie, deren Hauptquartiere Rom und Florenz waren, wandten sich die Söhne des Exkönigs von Holland Geheimbünden zu, in welchen für die Befreiung Spaniens und Italiens und die Bildung einer lateinischen Liga gegen die Übermacht der heiligen Allianz gewirkt wurde. Als Febr. 1831 Papst Gregor XVI. gewählt worden war, brachte der mit den Napoleoniden einverstandene Menotti die Revolution in Modena zum Ausbruch, worauf sich auch

Bologna, Ravenna und die Romagna erhoben; Parma verjagte seine Herzogin, und fast der ganze Kirchenstaat schloß sich dem Aufstand an. Ohne Blutvergießen schien Mittelitalien frei werden zu sollen; die weltliche Gewalt des Papstes ward abgeschafft und die freien Provinzen suchten sich zu einem Staate zu bilden. — Aber ein österreichisches Heer überwand mit leichter Mühe die Aufständischen; schon am 29. März rückte es in der letzten Feste, Ancona, ein. Der ältere Sohn Hortenses starb auf diesen abenteuerlichen Zügen, den zweiten, Louis Napoleon, wußte mütterliche List den Österreichern zu entziehen (S. 876). Er sollte Italien erst nach 28 Jahren die damals zugedachten Dienste leisten. Die äußere Ruhe war bald wieder hergestellt, im ganzen mit Milde; nur der Herzog von Modena strafte streng durch Hinrichtung Menottis und seiner Genossen.



Fig. 381. Mazzini.

Die Mißstände aber wurden nicht abgeschafft; daher trat auch keine Befriedigung ein, vielmehr vereinigten sich immer entschiedener alle strebsamen Geister im Haß gegen die Fremdenregierung, ohne welche die Revolution freien Lauf gehabt hätte. „Tod den Deutschen!“ wurde ihr Feldgeschrei, und Mazzini sorgte durch seine Mitverschworenen, bald von London, bald von der Schweiz aus, daß der nationale Gedanke stets wach blieb und sich ausbreitete. Karl Albert, 1831—49 König von Sardinien, wurde ein Hoffnungsstern für genügsamere Gemüter; er hatte zwar dem Klerus geschworen, keine Konstitution zu geben, führte aber allerhand Verbesserungen im Innern ein und machte Piemont zu einem wirksamen Herd der Litteratur, die im übrigen Italien geächtet war. Der Philosoph Gioberti verbreitete da seine Träume von einem Bunde der italienischen Staaten unter dem Primat des Papstes, wenn dieser sich erst von den Jesuiten lossagen wollte; Balbo schrieb mit Wärme die Geschichte Italiens und fand Leser, die wünschten und hofften, Italien werde auch wieder einmal Geschichte machen.

Nun besteigt, statt des finstern Gregor, der humane Graf Mastai, als Pius IX., den päpstlichen Thron, 16. Juni 1846. Wie liebenswürdig ließ sich doch dieser einstige Freimaurer an! Bald prangte sein Bild in allen liberalen Häusern neben dem eines Gioberti; denn er begnadigt die politischen Verbrecher und ruft Verbannte zurück! die Presse darf sich freier bewegen (nur bleiben die Bibelgesellschaften verflucht), und statt der greisen Kardinäle werden geschäftserfahrene Laien in die Verwaltung berufen. Notabeln aus den Provinzen treten in den Staatsrat, der weise Reformen vorschlagen soll, die Stadt Rom erhält eine freisinnige Gemeindeverfassung, und der milde Papst sucht sie zur Bundesstadt für alle Regierungen Italiens zu machen. Rom wurde nicht müde, Evviva Pio IX. zu rufen; in Mailand und Modena freilich galt dieser Ruf für eine ketzerische, revolutionäre Losung; Österreich mußte fürchten, daß das Papsttum, wie in Belgien und Polen, sich mit der Revolution verbinde. Es besetzte Ferrara, wogegen der Papst heftig protestierte. In geistlichen

Dingen freilich geberdete sich Pius als unfehlbarer Absolutist. Für Italien aber gab er den neuen Ton an, der nicht nur einem Metternich unbeschreiblich absurd klang, sondern selbst dem Jesuitengeneral das Urteil entlockte: der Papst ist eine Geisel der Kirche. Mit Toskana und Sardinien schloß er einen gegen Österreich gerichteten Zollvertrag, und schon am 8. Febr. 1848 gab letzteres, am 17. ersteres nach Palmerstons Rat eine freisinnige Verfassung. Die Waldenser in Piemont wurden



Fig. 382. Papst Pius IX. Nach Metzmacher.

endlich in die Menschenrechte, die sie unter Napoleon genossen, wieder eingesetzt. Die Sizilianer wollten nicht dahinten bleiben und empörten sich, 12. Jan. 1848, gegen die neapolitanische Besatzung, welche wohl die Stadt bombardierte, aber zuletzt sie räumen mußte. Den Sturm zu beschwören, erteilte Ferdinand II. auch den Neapolitanern eine liberale Verfassung, 24. Febr.

Das war der Tag, an welchem Louis Philipp gestürzt wurde, nachdem er eben mit Österreich in Italien einzuschreiten beschlossen hatte. Diese Bewegungen der Schweiz und Italiens trugen auch dazu bei, den Franzosen längere Ruhe unerträglich zu machen.



II. Die Zeit neuer Staatenbildungen.

Napoleon hat auf St. Helena geäußert: in 50 Jahren wird Europa republikanisch oder kosakisch sein. Die 50 Jahre sind vorüber, die Weissagung hat sich aber nicht erfüllt. Zu beidem freilich schienen sich die Dinge je und je anzulassen, und nie drohender zum Republikanischwerden als in dem Verwirrungsjahr 1848. Dennoch hat diese Epoche des Umsturzes zu einem andern als dem prophezeiten Verlauf geführt. Es stellt sich heraus, daß was die Zeit anstrebte, nicht bloß neue Verfassungsformen waren, sondern daß nach dem Vorgang der Schweiz neue Staatenbildungen, vornehmlich in Mitteleuropa (Italien, Deutschland, Österreich-Ungarn) entstehen sollten. Diese Umwälzungen sind aber verbunden mit einer zusehends steigenden Teilnahme des Volks an den Aufgaben seiner Regierung, so daß man allerdings von einer zunehmenden Republikanisierung oder Amerikanisierung Europas sprechen kann.

Was aus dem Hintergrunde der Zukunft früher oder später noch auftauchen wird, ob „die Republik der Vereinigten Staaten Europas" oder die Herrschaft einer internationalen Verbindung aller Gottesfeinde, oder der Sieg des antinationalen Jesuitenordens rc.: wer wollte wagen, das heute auch nur anzudeuten! Nur wird die Sorge für den Arbeiterstand und die Lösung der sozialen Frage zusehends wichtiger als alle politischen Streitigkeiten.

§ 1. Die Februarrevolution.

Der geistreiche Tocqueville sagte, Jan. 1848, in der Abgeordnetenkammer: „Die öffentliche Sittlichkeit ist in einem Zustand der Entartung, welcher bald, vielleicht alsbald, uns in neue Revolutionen jagen wird; aus dem Kampf um die Staatsgewalt wird ein Kampf um Mein und Dein." Die Meisten lachten, der Mann hatte aber der Strömung auf den Grund gesehen, welche Lamartine mit dem Wort bezeichnete: Frankreich langweilt sich. Alles erhitzte sich in Paris gegen die Korruption am Hof, in den höhern Ständen, unter den Besitzenden; aber nicht das verletzte Tugendgefühl, sondern eine gleiche Korruption unter den Armen war der Grund dieses Eiferns. Die Pariser wollten ein Schaustück, und sie bekamen es.

Die Oppositionspartei der Herren Thiers, Barrot rc., welche „Wahlreform" auf ihrem Schilde führte und mit großer Bitterkeit den sichern Guizot bekämpfte, kündigte für den 22. Febr. 1848 einen großartigen Reformschmaus an, da prachtvoll getafelt und geredet werden sollte. Als der Minister diese Kundgebung verbot, wenigstens der eingeladenen Nationalgarde die Teilnahme untersagte, gab man das Bankett auf; dafür rächte sich aber die um ein Schauspiel betrogene Menge durch Fenstereinwerfen. Da die Truppen sich auf Verteidigung eines Stadtteils beschränkten und am 23. von der aufgerufenen Nationalgarde nicht unterstützt wurden, waren die Leiter der Geheimbünde darauf bedacht, ihre Leute zu bewaffnen; die Nationalgarde rief heiter mit: Es lebe die Reform! Nieder mit Guizot! Der König, bestürzt nach großer Sicherheit, entließ den treuen Diener ohne Not, worüber die Freude so groß war, daß man in den Straßen illuminierte. Aber ein neues Ministerium ließ sich nicht im Nu bilden, so fehlte die sichere Leitung im Augenblick der Entscheidung.

Nachts vor 10 Uhr, als das Volk auf den lichterstrahlenden Boulevards hin- und herwogte, geteilt zwischen dem Stolz eines errungenen Siegs und der Lust zu weiterem Wagnis, führte der verwegene Lagrange, der 1834 den Lyoner Aufstand geleitet hatte, seine wilde Rotte unter Vorantragung der roten Fahne vor das Ministerium, dem scheidenden Guizot eine Katzenmusik zu bringen. Hier aber stand ein Bataillon, dessen Oberst versöhnliche Worte an die Menge richtete. Ein Fackelträger schimpfte und versuchte ihm den Schnurrbart anzubrennen; da drückte endlich ein Sergeant los, seine Kompagnie folgte dem Beispiel und 52 Leute fielen. Nun hatte man

Tote, so viel man brauchte, um Paris zur Fieberhitze zu steigern: 6 Leichen wurden auf Karren geladen und unter Fackelbegleitung und dem Ruf: „Verrat! man mordet das Volk!" langsam durch die Straßen geführt.

Alle Waffenläden wurden geplündert, zahllose Barrikaden errichtet und der Aufstand wurde gefährlich. Louis Philipp war bereits ratlos: er ernannte 24. Febr. Marschall Bugeaud zum Oberbefehlshaber der Truppen. Thiers mit dem Volksmann Barrot sollte ein Ministerium bilden. Bugeaud drang glücklich voran, wichtige Punkte zu besetzen. Plötzlich aber entschloß sich der König, alle Truppen um die Tuilerien zu konzentrieren, und ihr Rückzug artete in Auflösung aus. Mit ihnen wälzten sich 60 000 Menschen gegen das Schloß und vom Rest der Nationalgarde wurde der König kalt empfangen. Nun wollte er Bugeaud durch Gerard, Thiers durch Barrot ersetzen! Aber das Volk hörte nicht mehr auf die einst gefeierten Namen und die Truppen fielen ab. Noch verteidigte ein Posten das Palais Royal, um 1 Uhr rät man dem verwirrten König zur Abdankung, um seinem Enkel den Thron zu retten. Bugeaud widerriet, aber seine Söhne Nemours und Montpensier sprachen zu; der König schrieb endlich, er verzichte auf die Krone zu Gunsten seines Enkels, des Grafen von Paris, und hieß dessen Mutter die Regentschaft übernehmen. Schon drang die siegreiche Menge ins Schloß. Der König sagte zur schluchzenden Herzogin: „Helene, bleiben Sie bei den Kindern!" schritt mit seiner Gemahlin durch den Tuileriengarten und fuhr mit der Familie in Fiakern ab. Dann tanzte der Pöbel singend und jubelnd im Schloß.

Helene mit ihren beiden Kindern folgte dem Schwager Nemours in die Deputiertenkammer, wo sie achtungsvoll als Regentin für Louis Philipp II. empfangen wurde. Aber während die konservativen Mitglieder bebten, schlug ein Republikaner, Marie, vor, eine provisorische Regierung einzusetzen, und Lamartine verlangte Aufhebung der Sitzung. Blutbefleckte, trunkene Blousenmänner, die schon in den Kellern der Tuilerien sich umgesehen hatten, drangen jetzt in den Saal. Unter dem wilden Ruf: „Nieder mit dem Königtum! Nieder mit allen Bourbonen! Nieder mit der bestochenen Kammer!" wird diese gesprengt. Mit Mühe rettet sich die Herzogin aus dem Gedränge, mit Todesmut wehrt sie sich für die schon von ihr gerissenen Knaben; den halbzertretenen jüngern erhält sie erst nach bangen 24 Stunden wieder. Mit ihnen flüchtet sie nach Deutschland. Indessen waren die Tuilerien geplündert und verwüstet worden. Die Krone hatte man zerbrochen, den Thron am Fuß der Julisäule verbrannt.

Aus republikanischen Deputierten und Zeitungsschreibern, teils gemäßigten Männern, teils Sozialisten, bildete sich im Stadthaus, von Zimmer zu Zimmer flüchtend, eine provisorische Regierung, die sehr bestürzt und verlegen ihrer ungeheuern Aufgabe sich unterzog. Zum Glück besaß sie in dem Schöngeist Lamartine, der sich später rühmte: „ich machte diese Republik", einen geschickten Phrasendrechsler, an dessen schwungvollen Reden alle Parteien ihre Freude haben konnten. Am Morgen des 25. Febr. erfuhr Paris und ganz Frankreich, daß ihm das Glück einer Republik beschert sei, indem „eine Revolution der Verachtung" den Bürgerkönig weggefegt und „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit" verwirklicht habe.

Louis Philipp hörte die Schreckensnachricht in Dreux und eilte der Nordküste zu, oft ausrufend: Schlimmer als Karl X! Würdeloser als dieser entkam er verkleidet, „ein Mr. Smith, mit Mme. Lebrun", auf das englische Postschiff und zog sich nach Claremont, einem Schlosse seines Schwiegersohns Leopold, zurück. Zwei seiner Söhne, Joinville, der die Flotte im Mittelmeer kommandierte, und Aumale, Statthalter von Algerien, legten ihre Stellen nieder, um nach England zu reisen. Im Mai war dort die ganze Familie glücklich beisammen; der kluge, emsige König aber, dessen Lebensgebäude so plötzlich zu Boden gestürzt war, fühlte sich doch sehr gebeugt und starb, 26. Aug. 1850, ohne Hoffnung auf Wiedererhebung seiner Familie.

Am 25. Febr. wankte schon auch die neue Regierung: 30 000 Bewaffnete umgaben das Stadthaus, wo die provisorischen Herren saßen, und die greuliche Masse schrie: „Es lebe die demokratische und sozialistische Republik!" Sie verlangten mit

Anstoßen der Gewehrkolben: Einführung der Gütergemeinschaft, Errichtung einer Proletarierregierung und Annahme der roten Fahne. Hatte 1789 der dritte Stand gesiegt, so sollte diesmal wenigstens, nachdem man ihn 1830 getäuscht, der vierte den Lohn seiner Blutarbeit einstreichen. Lamartine, der einige Stunden lang das Glück des Königseins geschmeckt, leistete an diesem heißen Tage sein Äußerstes mit Beschwichtigen, Versprechen, Flehen und Ausreden; und Gott erbarmte sich Frankreichs so weit, daß die Republik nicht gleich als Pöbelherrschaft auftrat, sondern die Schreckensmänner den Freunden der Ordnung Zeit ließen, sich zu verständigen.

Doch von den Nöten Frankreichs können wir hier nicht weiter erzählen, da zuerst von der zündenden Wirkung, welche die Februarrevolution in ganz Mitteleuropa ausübte, geredet werden muß. Noch im Februar (27.) zog eine Volksversammlung von Mannheim nach Karlsruhe und bekam alle verlangten Freiheiten bewilligt; am Rhein hin erlebten Nassau, Darmstadt rc. nach einander einen ähnlichen Umschwung. Zugleich (29. Febr.) vertrieben schweizerische Anführer den preußischen Gouverneur aus Neuenburg (S. 881). Am 3. März donnerte Kossuth im ungarischen Reichstag und verlangte eine Verfassung für alle Völker Österreichs; damit kam, 13. März, die Revolutionierung Wiens und Österreichs in Gang. Am 18. erhob sich Mailand und setzte Italien in Flammen. Zugleich siegte die Revolution in Berlin und die Polen standen gegen Preußen auf, wie die Schleswig-Holsteiner gegen Dänemark. Am 20. mußte Ludwig von Bayern abdanken; am 31. versammelte sich ein Vorparlament in Frankfurt, um Deutschland umzuschaffen. Ein ungeheurer Kessel öffnet sich da vor unsern Augen, in welchem alles durcheinander brodelt.

Noch nie hatte Frankreich den glänzenden Ruhm, der Tonangeber für Europa zu sein, in so ausgedehnter Weise verdient: Alles lechzte nach Grundrechten, und suchte alle möglichen und unmöglichen Menschenrechte festzustellen, von denen wohl das verhängnisvollste das allgemeine Stimmrecht ist. Durch die Klugheit Leopolds I. (S. 863), der sich erbot, seinem Volke die Kosten einer Revolution durch Abdankung, falls sie gewünscht werde, zu ersparen, blieb Belgien von dem Revolutionsfieber unangesteckt. Und als die englischen Chartisten (S. 856) London mit einem großen Tage beglückten wollten, reihten sich alle ruhigen Bürger in die Polizei ein und erwehrten sich durch ihre feste Haltung der Unruhestifter. Holland begnügte sich mit Einführung einer freisinnigeren Verfassung. Durch das übrige Mitteleuropa aber grassierte das welsche Fieber unaufhaltsam weiter, bis es sich ausgetobt und durch seine bitteren Früchte die Völker über die Jämmerlichkeit seiner Wurzel aufgeklärt hatte.

§ 2. Österreich will zerfallen.

Unter dem schwachen Ferdinand I. (1835—48) hatte Metternich unumschränkt seine Politik des Stillstands fortgeführt (nur von der Erzherzogin Sophie soweit beeinflußt, daß er 1836 die Jesuiten zuließ). Damit ward Österreich dem deutschen Leben immer mehr entfremdet. Daß sich mittlerweile die einzelnen Nationalitäten des Reichs innerlich sammelten und ausbildeten, kümmerte den hohen Leiter wenig. So bitter die Deutschen in Italien gehaßt wurden, war doch die Regierung nirgends darauf bedacht, das deutsche Element zu stärken; vielmehr vereinigten sich an der Südgrenze Polizei und Klerus in dem Bestreben, alles zu verwelschen, bis die romanische Sprache auf die Wasserscheide der Alpen heraufgerückt war. Geborne Deutsche mußten italienisch beichten, dann blieben sie doch von protestantischen Ketzereien verschont, wegen deren 1837 noch 440 Zillerthaler nach Preußen auszuwandern gezwungen wurden. Österreich sagte sich damit im Grunde vom deutschen Bundesrechte los, das allen Deutschen Religionsduldung zusicherte; aber ein Italiener Giovanelli herrschte in den Tirolerständen und durfte harmlose Deutsche ohne weiteres aus dem Lande hinausdrücken und fremde Jesuiten dafür hereinrufen. Dann entdeckte ein Professor 1840 das Trentino (Welschtirol) als einen Bestandteil Italiens; hiegegen hatte die Censur nichts einzuwenden. — In Ungarn belebte seit 1825 der „große Graf"

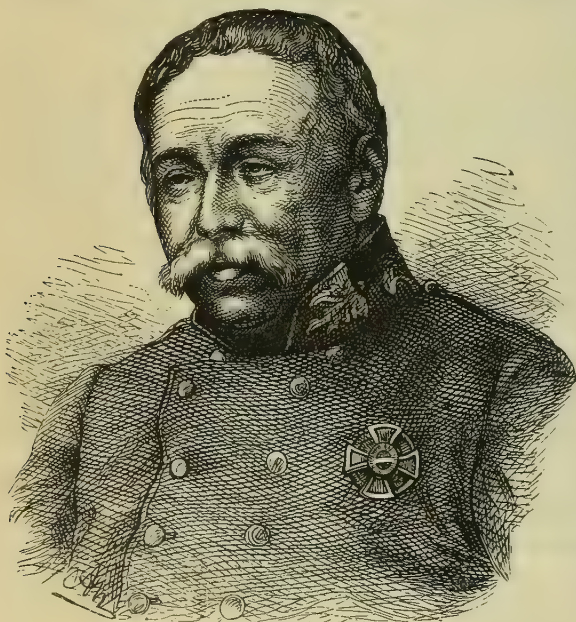
Szechenyi den Gebrauch der magyarischen Sprache und weckte tausend schlafende Kräfte; seit 1833 wirkte der leidenschaftslose Deak für zweckmäßige Reformen. Nachdem sie den sichern Fortschritt angebahnt, wurden sie bald von eiteln Schreiern überholt, die das Volk in Gärung versetzten. Ähnliche Bestrebungen erwachten unter den vielsprachigen Slaven, den Tschechen in Böhmen, den Slovaken in Oberungarn, den Serben im Süden, auch bei den Rumänen in Siebenbürgen. Als aber die Polen 1846 von Krakau aus wieder einmal einen Aufstand entflammten, fielen die ruthenischen Bauern über ihre Grundherren, den polnischen Adel, her und schlugen sie unter Brandstiftung und Plünderung tot. Damals wurde Krakau zu Galizien geschlagen. Die Regierung mochte denken, im Notfall lasse sich immer in gleicher Weise eine Nationalität gegen die andere ausspielen. Aber es kam zu einer Verwirrung, die aller Berechnung spottete.

Die Nachricht von der Februarrevolution elektrisierte die gemütlichen Freisinnigen in Wien; dringend baten sie um Preß-, Rede-, Lehr-, Lern- und Glaubensfreiheit. Als am 13. März der niederösterreichische Landtag eröffnet wurde, sammelten sich Tausende vor dem Landhaus und hörten einem Studenten zu, wie er eine aufwiegelnde Rede des ungarischen Volksmanns Kossuth vorlas, der 3. März in Preßburg eine Verfassung für alle Länder Österreichs verlangt hatte. Wie schlug doch dessen Klage ein über den „erstickenden Dampf des tötlichen Windes, der aus den Bleikammern der Wiener Regierung alles niederdrückend, lähmend, vergiftend einherwehe!" Auf allgemeines Andrängen mußten die Stände die Wünsche der Bürger in die Hofburg überbringen. Als sie da vornehm abgelehnt wurden, reizten Studenten das Volk zum Widerstand gegen die Truppen auf, und ehe man recht wußte wie, hatten die Erzherzoge alles bewilligt und Metternich trat ab. Nun bewaffneten sich in kindischer Lust Studenten und die Bürgerwehr; als Kossuth, 15. März, mit den ungarischen Deputierten in Wien eintraf, wurde er unter Fackelschein und Musik im Triumph empfangen und rief durch seine zündenden Freiheitsreden einen grenzenlosen Jubeltaumel hervor. Erst 20. März gabs wieder ein Ministerium. — Während die Wiener mit Revolution spielten, erreichten die Ungarn ihren Herzenswunsch, ein gesondertes magyarisches Ministerium. Ihren Reichstag, auf dem, 11. April, ihr „König" Ferdinand seine letzte magyarische Thronrede halten mußte, verlegten sie von Preßburg nach Pest. Den Kaiser aber zwangen fortgesetzte Tumulte der Wiener, 17. Mai nach Innsbruck zu fliehen.

Indessen war die Po-Ebene in Flammen geraten. Schon am 18. März erhob sich Mailand und nach einem zweitägigen Straßenkampf sah sich der 82jährige Feldmarschall Radetzky durch den allgemeinen Aufstand genötigt, seine Truppen in das Festungsviereck von Mantua und Verona (mit Peschiera und Legnago) zurückzuziehen. Auch Venedig erhob sich am 22. März unter dem Advokaten Manin und zwang den Kommandanten zur Übergabe. Die Herzoge von Modena und Parma mußten nach Österreich flüchten, und nun konnte Karl Albert (S. 882) sich den Volkswünschen nicht länger entziehen. Er hatte erst noch den schweizerischen Sonderbund mit Geld und Waffen unterstützt; als Österreich Ferrara besetzte, war er auch bereit gewesen, für den Papst zu kämpfen. Jetzt, 23. März, erklärte er den Lombarden seinen Entschluß, ihnen zu Hilfe zu eilen, in der Hoffnung, Piemont vor einer Umwälzung zu bewahren und ein oberitalisches Reich zu gründen, stark genug, den Kern eines künftigen Italiens zu bilden. — Bei St. Lucia (6. Mai) maßen sich die Piemontesen, durch sonstigen italienischen Zulauf nur schwach verstärkt, mit dem unerschütterlichen Radetzky; am 30. trugen sie bei Goito einen Sieg davon, nahmen auch das ausgehungerte Peschiera ein. Österreich hätte nun die Lombardei freigelassen, um nur Venetien zu behalten; Karl Albert aber sah auch dieses schon als gewonnen an und versäumte den günstigen Augenblick. Durch ungarische Regimenter

verstärkt, errang Radetzky 25. Juli bei Custozza einen glänzenden Sieg und drang gegen Mailand vor, aus dem der Sardinier, mit Kot beworfen von seinen wütenden neuen Unterthanen, mühlich entrann. Er schloß 9. August einen Waffenstillstand, der ihn auf seine früheren Grenzen beschränkte.

Der König konnte sich dem Drängen der radikalen Partei, das Kriegsglück nochmals zu versuchen, nicht entziehen. Er übertrug dem Polen Chrzanowski den Oberbefehl, kündigte am 12. März 1849 den Waffenstillstand, wurde aber von Radetzky umgangen, überfallen und 23. März bei Novara so aufs Haupt geschlagen, daß er lebenssatt die Krone seinem Sohne Victor Emanuel übergab und nach Portugal reiste, wo er im Juli starb. Im Frieden von Mailand, 6. August, behielt Sardinien, durch Frankreich und England geschützt, seine Grenzen und zahlte nur 75 Mill. Frs. Kriegsentschädigung. — Venedig, das sich erst an Piemont angeschlossen, dann aber die Republik hergestellt hatte, wehrte sich wacker trotz Hunger und Seuche; erst 22. August 1849 kapitulierte sein starkmütiger Diktator Manin und wanderte aus, um als Sprachlehrer in Paris sein Leben zu beschließen.


Fig. 383. Radetzky.

Damals hieß es, nur in seinem Heere unter Radetzky lebe Österreich noch fort; im Sommer 1848 schien der Staat sonst allerwärts in Auflösung begriffen. Obwohl Erzherzog Stephan in Ungarn den Kaiser vertrat, herrschte doch der leidenschaftliche Kossuth im Reichstag und fuhr fort, alle Länder der Stephanskrone demselben einzuverleiben und das Magyarische als einzig gültige Sprache ihnen aufzudrängen. Die Kroaten aber unter L. Gaj wollten sich diese Sprache statt der lateinischen nicht aufnötigen lassen und die übrigen Nichtmagyaren schlossen sich ihnen an. Nun wählten die Südslaven den ritterlichen Baron Jellacic zu ihrem Ban; obwohl Kossuth ihn vorfordert, weigert er sich nach Pest zu gehen, reist vielmehr nach Innsbruck und versichert den Kaiser, der schon ihn abgesetzt hatte, seiner unabänderlichen Ergebenheit. Dieser läßt nun geschehen, was er nicht zu hindern vermag, daß die Slaven sich gegen die Magyaren erheben. Sie erhielten Zuzug aus Serbien; die Armee aber teilte sich, wie es gerade glückte. Am 9. Sept. 1848 überschritt Jellacic die ungarische Grenze und der grausige Rassenkampf begann. Erzherzog Stephan, der umsonst vermitteln wollte, legte seine Würde als Palatinus nieder; der statt seiner nach Pest gesandte General Lamberg ward 28. Sept. vom sensenbewaffneten Pöbel auf der Donaubrücke ermordet. Jetzt ernannte der Kaiser Ban Jellacic zu seinem Stellvertreter in Ungarn, 3. Okt., worauf der Reichstag damit antwortete, daß er Kossuth zum Diktator, Jellacic für einen Hochverräter erklärte. Dadurch war die Lossagung Ungarns vom Kaiserreich entschieden.

Zu gleicher Zeit regte sich in Böhmen der alte Haß der Tschechen gegen die deutsche Bevölkerung; jene verlangten auf einem Slavenkongreß in Prag, 2. Juni, daß Böhmen mit Mähren ein besonderes Slavenreich bilde, für welches der Forscher böhmischer Altertümer, Palazky, und sein gewandter Schwiegersohn Rieger schon eine Konstitution ausarbeiteten. Es kommandierte aber in Prag Fürst Windischgräz, ein adelstolzer, fester Reiteroffizier, der zwar die Bitte der kaiserlichen Familie, als Diktator den Sturm zu beschwören, abgelehnt hatte, übrigens seinen Posten treu auszufüllen entschlossen war. Als die meuterischen Tschechen, 12. Juni, die Truppen vor seinem Palast angriffen, stand seine Gemahlin am Fenster und wurde von einer Kugel getötet. Noch ermahnte er zum Frieden; wie aber die Aufrührer weiter vorgingen, schoß er mit Kanonen unter sie, sprengte den Slavenkongreß und warf den Aufstand nieder.

In Wien trat 22. Juli der Reichstag zusammen, welcher dem Völkergewirr Österreichs eine Verfassung geben sollte: er war aus gar verschiedenen Leuten zusammengesetzt, schreibkundigen und nichtschreibenden, welche einander kaum verstanden; die Leitung seitens der öfters wechselnden Minister war höchst mangelhaft; doch setzten die Bauern die Ablösung ihrer Grundlasten durch. Als aber der Kriegsminister Graf Latour einen Teil der Wiener Besatzung dem, 29. Sept., von den Ungarn geschlagenen Jellacic zu Hilfe schicken wollte, weigerte sich ein Bataillon; zugleich erhob sich der rasende Pöbel, von den Geldspenden Kossuths gewonnen und durch Polen und Italiener verstärkt, mordete Latour 6. Okt. mit Hammerschlägen und hängte den Leichnam an einen Laternenpfahl. Darnach wurde das Zeughaus erstürmt, wo sich die aus aller Welt herbeigeeilten Revolutionsmänner, Ungarn, Polen, Deutsche, Italiener zum Entscheidungskampfe mit Türkenwaffen ꝛc. ausrüsteten. Metternichs Wien war jetzt die Burg der Umsturzpartei geworden.

Der Reichstag geriet ins Stocken; der Kaiser war, 7. Okt., nach Olmütz geflohen; ein Ministerium bezahlte die Armee, welche sich um Wien sammelte und hereinschoß, das andere die Nationalgarde und wer sonst noch hinausschoß. Der Mittelpunkt des militärischen Treibens war der Studentenausschuß; der Ausschuß der demokratischen Vereine aber amtete im Antenwirtshaus. Der polnische General Bem (Böhm) that, was sich in der Eile thun ließ, etwas Artillerie und Ulanen zu schaffen; und die Frankfurter Abgeordneten Blum und Fröbel verfaßten Adressen, um das Volk anzufeuern.

Vor Wien lagerte sich 26. Okt. der zum Oberbefehlshaber ernannte Feldmarschall Windischgrätz: wie er die Stadt von Norden her faßte, so Jellacic mit seinen Kroaten und Auersperg mit der früheren Wienerbesatzung im Süden. Der zweite allgemeine Sturm, 28. Okt., brachte die Vorstädte in Jellacics Besitz; darauf verschwand der tüchtige Bem. Die Stadt ergab sich am 29. und wurde besetzt, als eben vom Stephansturme aus das Nahen der ungarischen Armee erspäht wurde. Nun griffen die Freischaren wieder zu den Waffen; doch Windischgrätz trieb die Ungarn zurück. Noch einen Tag tobte schreckliche Anarchie, bis am 31. die kaiserlichen Truppen die letzten Barrikaden erstürmt hatten. Windischgrätz hatte freie Hand zu richten und zu strafen; Messenhauser, der die Nationalgarde befehligt hatte, Blum und andere Führer wurden erschossen. — Fürst Felix von Schwarzenberg übernahm 21. Nov. die Leitung des zerfallenden Staats mit großer Energie. Den Reichstag verlegte er nach Kremsier, wo er ihn noch etliche Monate beraten ließ, dann aber auflöste und selbst eine Verfassung verlieh, 7. März 1849, die er nach 2 Jahren wieder mit einem Federstrich beseitigte. Doch das geschah nicht mehr in Ferdinands I. Namen; der tief erschütterte Kaiser dankte ab, 2. Dez. 1848, worauf sein Neffe Franz Joseph den Thron bestieg.

Alle die Zugeständnisse, welche Ferdinand den Ungarn gemacht hatte, konnte nur ein anderer Kaiser zurücknehmen. Die Ungarn aber merkten, was gegen sie im Werke war, und erkannten die Abdankung Ferdinands nicht an. Sie sollten mit den Waffen bezwungen werden, und wirklich drang Windischgrätz siegreich, 5. Jan. 1849, in Pest ein, von wo der Reichstag nach Debreczin verlegt worden war. Dagegen wurde General Puchner samt einer russischen Hilfs-

schar von Bem aus Siebenbürgen hinausgeworfen, wo nun die armen Sachsen und Rumänen der Wut der Magyaren und Szekler preisgegeben waren. Da wurden nicht bloß Menschen in Masse hingeschlachtet, sondern erst gefoltert und verstümmelt. Auch Görgei und Klapka kämpften glücklich gegen die Österreicher; im allgemeinen wurden die Magyaren besser geführt als ihre Gegner. Kossuth hatte erst den Polen Dembinski mit dem Oberbefehl betraut; als derselbe bei Kapolna, 27. Febr., geschlagen wurde, mußte er auf den Wunsch des Heers die Führung an den gefeierten jungen Görgei abgeben. Dieser aber drang jetzt glücklich vor, überflügelte erst und besiegte Windischgrätz, 6. April, bei Gödöllö, und drängte auch dessen Nachfolger Welden aus Pest hinaus.

Österreich erkannte, daß es ohne fremde Hilfe die Magyaren nicht unterwerfen könne; unterworfen aber mußten sie werden, nachdem Kossuth, trotz aller Einreden Görgei's, 14. April den Reichstag durch eine seiner blitzenden Kraftreden vermocht hatte, das Haus Habsburg abzusetzen und eine Republik zu proklamieren, deren Präsident natürlich er selbst wurde. Kein ungarischer Staatsmann hielt zu ihm, aber statt mit den gemäßigten Ungarn zu verhandeln, rief der Kaiser Rußland um Hilfe an. Dieses durfte neben Polen einen Freistaat nicht aufkommen lassen; und Nikolaus hatte schon 1833, als Franz ihm seine Besorgnisse um seines Sohnes Zukunft mitteilte, sich auf ein Knie niedergelassen und geschworen, diesem treu zur Seite stehen zu wollen. Zwar Preußen bot auch deutsche Hilfe an, Schwarzenberg wies sie aber 16. Mai ab. Als Nikolaus mit dem Enkel jenes Franz in Warschau, 21. Mai, zusammentraf, war das russische Einschreiten bald geordnet. Der bewährte Paskiewitsch sollte von den Karpathen mit 100 000 Russen herabsteigen, während 40 000 nach Siebenbürgen vordringen, und zugleich im Süden Jellacic, im Westen Haynau die Ungarn fassen sollten. Der letztere war schon am 12. Juli in Pest, der Todeskampf der Republik nahte unaufhaltsam seinem Ende.

Meisterhaft schlug sich Görgei bis Arad durch die Russen hindurch, aber Dembinski und Bem erlagen ihren Gegnern. Am 10. Aug. dankte Kossuth ab, und Görgei trat als Diktator an seine Stelle; doch nur, um seine übrigen 22 000 Mann 13. Aug. bei Vilagos dem Russen Rüdiger zu übergeben. Die andern Korpsführer folgten seinem Beispiel, zuletzt auch Klapka in Komorn. Kossuth mit den Polen (und der ungarischen Krone) flüchtete sich in die Türkei, wo viele Revolutionshelden den Islam annahmen. Paskiewitsch aber meldete seinem Kaiser: „Ungarn liegt zu Ew. Majestät Füßen!" ein Wort, das freilich die österreichische Dankbarkeit nicht steigern konnte. — Haynau strafte streng und scharf, viele Kriegshäupter wurden durch Kugel oder Strang hingerichtet; der gemäßigte Minister Batthianyi sollte am Galgen sterben, schnitt sich nachts den Hals durch und wurde morgens vollends erschossen; Szechenyi war geisteskrank geworden. Städte und Dörfer lagen verwüstet; die Verfassung Ungarns wurde aufgehoben, das Recht der Kroaten ebenso kühl beseitigt, und von Konstitution oder nur provinzialer Selbständigkeit durfte bald im ganzen Länderkomplex der Monarchie nicht mehr gesprochen werden.

Der Hof stützte sich wieder einfach auf die Armee und die Kirche. Letzterer räumte 1855 ein Concordat die Allgewalt über die Schule und die Ehen ein; Pfaffentum und Polizeiwirtschaft reichten sich die Hände, um jeden Pulsschlag deutschen Denkens zu unterdrücken und das Aussterben des Protestantismus zu fördern.

§ 3. Friedrich Wilhelm IV.

Die Februarrevolution sollte auch Preußen bis ins Mark erschüttern. Am 1. Juli 1840 war der sorgenvolle Friedrich Wilhelm III. zu seiner Ruhe eingegangen, nachdem er seinem Sohne empfohlen, ja nicht an der Unbeschränktheit der Königsmacht zu rütteln. Er hatte sich zuletzt mit den Katholiken verfeindet, weil diese sich dem Papste williger fügten als den Kabinettsordren.

Bisher waren gemischte Ehen eingesegnet worden auch ohne das Versprechen katholischer Kindererziehung. Ein neuer Erzbischof von Köln, der unbeugsame Baron Droste, hatte versprochen, diese mit seinem Vorgänger getroffene Übereinkunft einzuhalten, obgleich der Papst keine Trauung ohne jenes Gelöbnis katholischer Erziehung gestattete, laut Breve vom 25. März 1830.

Er bekämpfte die in Rom verdammte Lehre des Prof. Hermes, indem er die Bonner Studenten in sein Kölner Seminar zwang. Dann verbot er seinen Geistlichen, gemischte Ehen ohne jenes Gelöbnis einzusegnen und erklärte sich an jene Übereinkunft nicht gebunden. Also wurde er 1837 auf die Feste Minden gebracht; der Papst forderte laut die mit Füßen getretenen Rechte der Kirche zurück. Der Erzbischof Dunin in Posen wurde wegen gleichen Vorgehens 1838 entsetzt, und da er 1839 wieder im Posener Dom auftrat, nach Kolberg abgeführt. Belgische und bayrische Fanatiker suchten nun die Rheinländer aufzuhetzen; Görres bekam für ein Buch, das die Kinder gemischter Ehen zweischlächtige Bastarde nannte, einen Orden von König Ludwig, der selbst einer solchen Ehe entstammte. Der milde Fürstbischof von Breslau, Graf Sedlnitzky, wurde vom Papst so hart getadelt, daß er 1840 abtrat und später evangelisch wurde. Die Protestanten erkannten, daß die römische Kirche wieder eine Macht sei.

Sobald der wohlwollende Friedrich Wilhelm IV. auf den Thron kam, wurde Dunin die Rückkehr in seine Diözese gewährt, Droste freigelassen und der katholischen Kirche die freiste Bewegung gestattet. Auch Dissidenten wie die Altlutheraner durften sich kirchlich einrichten. Durch ganz Deutschland aber wehte ein frischer, hoffnungsvoller Geist.

Ein hochbegabter und gründlich gebildeter Mann, voll Freude an Kunst und Wissenschaft, mehr Deutscher als Preuße, „mehr Nerv als Muskel“, mehr sprechend als handelnd, saß nun auf dem Thron. Er amnestierte alle politischen Vergehen, rief den freisinnigen General von Boyen in den Staatsrat, den wackern Arndt in seine Professur zurück, und sammelte die besten Männer Deutschlands, die Brüder Grimm, einen Schelling, Tieck, Cornelius, Kaulbach, Mendelssohn u. a. in sein Berlin. Mehr als je sollte Preußen sich mit den Blüten Deutschlands schmücken, dem deutschen Bunde ein neues Leben eingehaucht werden. Und wahre Frömmigkeit nach Vermögen zu fördern, war ein Hauptanliegen des Mannes, der ankündigte: Ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen.

Es herrschte ein hoher Jubel bei den Krönungsfesten in Königsberg und Berlin. Aber beidemal wurde der König an die Verheißung seines Vaters, eine allgemeine Landesvertretung einzuführen, erinnert, und er antwortete, daß er nicht gesonnen sei, Reichsstände zu berufen, was sichtlich mißstimmte. Indessen wurden die Provinzialstände in thätigere Wirksamkeit gesetzt, und ihre Ausschüsse durften 1842 in Berlin zusammentreten, über Staatsangelegenheiten zu beraten, eine Art Abschlagszahlung für den gewünschten Reichstag. Schon 1843 klagten auch die Provinzialstände, daß der Minister Eichhorn die kirchliche Richtung zu sehr begünstige. Die politischen Stimmführer aber waren den kirchlichen Lehren entfremdet; wandten sie sich auch nicht dem „jungen Deutschland“ zu, das eine französische Ungebundenheit predigte, so doch den Philosophen, die das Evangelium für Mythen erklärten oder jeden Gott leugneten, und den „Lichtfreunden“, welche da und dort freie Gemeinden gründeten und ihr Vernunftschristentum anpriesen.

Daß der König mit England ein protestantisches Bistum in Jerusalem gründete, 1841, daß er für den Ausbau des Kölner Doms schwärmte, stieß allgemein ab. Viel mehr erwartete man von den Deutschkatholiken, welche 1844 gegen die Wallfahrt zu dem ungenähten heil. Rock in Trier protestierten und in ganz Deutschland für ihre Art Reformation „bei Champagner und Rehbraten“ warben, ohne etwas Bleibendes zu gründen.

Wie nun immer deutlicher sich offenbarte, daß der König zwar aus vollem Herzen sich in Offenheit der Rede gehen ließ, aber das Heft weder aus der Hand geben wollte, noch sich gefürchtet machte, sank er in tiefe Mißachtung. Ein Bürgermeister Tschech 1844 wagte zwei Kugeln auf ihn abzufeuern, die ihn nicht verwundeten. Am 3. Febr. 1847 erschien ein Patent, das aus den Provinzialständen einen Vereinigten Landtag zusammenberief, der für Steuerfragen eine entscheidende, bei der Gesetzgebung nur eine beratende Stimme haben sollte. Diese zweite Abschlagszahlung kam zu spät und fiel zu dünn aus, um das Verlangen der Zeit zu stillen. Der König hielt 11. April eine glänzende Eröffnungsrede, in der er sich verschwor, „nun und nimmermehr zuzugeben, daß sich zwischen unsern Herrn im Himmel und

das Land ein beschriebenes Blatt gleichsam als eine zweite Vorsehung eindränge; Preußen dürfe einmal nicht nach dem Willen von Majoritäten beherrscht werden". Dagegen sprachen die Freisinnigen ihre Erwartung aus, „diese Einrichtung werde der Anfang, nicht das Ziel der ständischen Entwicklung des Reichs sein". Der König war verstimmt, bekannte aber auch, daß er die Gesetzgebung nicht für abgeschlossen halte. Die Opposition trat so herb auf, daß der Landtag 26. Juni 1847 unter tiefer Aufregung geschlossen wurde.

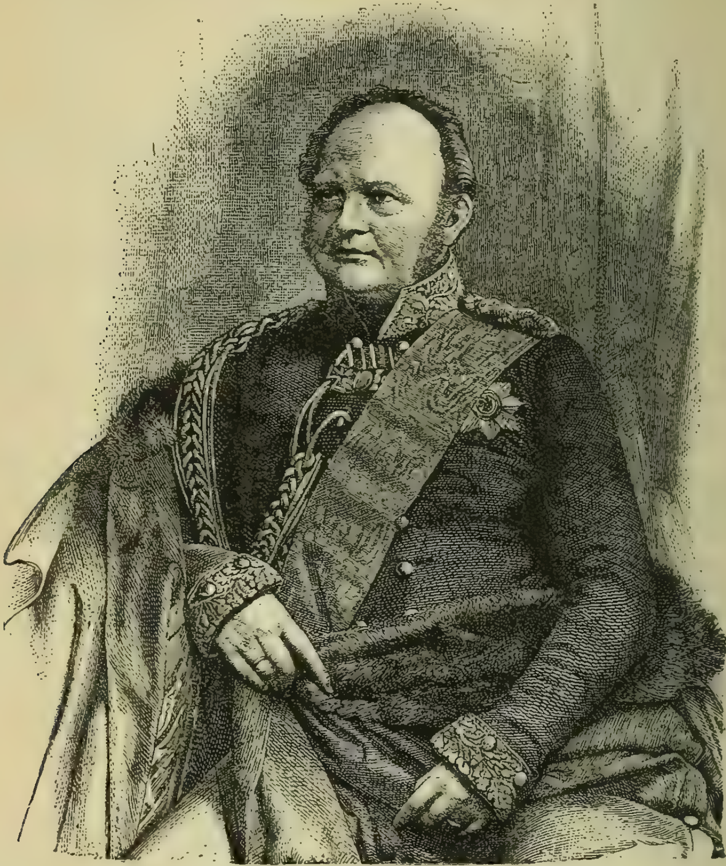


Fig. 384. Friedrich Wilhelm IV. (Nach Eichens.)

Kluge Freunde trieben nun den König zum Wagnis einer That; er beantragte auch beim Bundestag die Freigebung der Presse, bei Österreich eine Bundesreform mit gemeinsamem deutschen Bürgerrecht 2c.; aber es geschah nichts, bis der Pariser Funke einschlug.

Das südwestliche Deutschland stand in hellen Flammen, sobald die Februarrevolution bekannt wurde. Auch in Berlin hielt man Versammlungen, um über die Volkswünsche und Bittschriften an den König zu beraten; beim Nachhausegehen kam es schon 13. März zu einem Zusammenstoß mit Patrouillen, am 15. zu Verwundungen. Vom Rhein und Polen her eilten Anarchisten nach der Hauptstadt. Die Kunde vom glorreichen Wienertag ließ die Berliner nicht mehr schlafen. Am 17. verlangte eine Kölner Deputation ausgedehntere Freiheiten, und der König sagte zu;

am 18. klopften Berliner Abgeordnete noch lauter an, und ihre Wünsche wurden gewährt. Aufhebung der Censur, freie Verfassung, Umgestaltung des deutschen Bundes zum Bundesstaat mit Vertretung des Volkes beim Bunde ꝛc. war alles schon um 2 Uhr im Extrablatt der Zeitung zu lesen. Die Menge brachte dem König ein Lebehoch; er trat zweimal auf den Balkon und wurde von tausendstimmigem Jubel begrüßt. Aber ein böser Geist trieb zu offenem Aufruhr.

Böswilligen fiel auf, daß alle Eingänge des Schlosses mit Militär besetzt waren, weil die Polizei erfahren hatte, dieser Tag sei für den Ausbruch der Revolution bestimmt; der Ruf: „Militär fort!" ward heftiger. Diese Zumutung wies der König als unehrenvoll für die Truppen ab. Diese suchten nun das Volk zurückzudrängen. Da fielen zwei Schüsse; zufällig waren Gewehre losgegangen. Die Menge glaubte sich verraten, schrie: „man mordet uns! zu den Waffen!" und hatte nun, wornach sie lange gedürstet, einen glorreichen Parisertag. Alles floh auseinander, um 200 Barrikaden zu bauen, von denen auch eine Trikolore, die schwarzrotgoldene, wehte. Der Revolutionsrausch wollte sich einmal in tollen Thaten auswüten, gleichsam um Entschädigung zu suchen für die aufgenötigte dreißigjährige Stille. — Um 4 Uhr griffen die Truppen an, von 5—7 Uhr räumten Kartätschenschüsse die Königsstraße, aus deren Häusern die ersten Schüsse gefallen waren. Unter Sturmläuten währte der Straßenkampf die Nacht hindurch; gegen 9 Uhr morgens (19.) war das Militär vollkommen Sieger, aber etwas erschöpft. Doch hatte es allen Verführungen mit deutscher Treue widerstanden und nur 20 Tote verloren. Um 10 Uhr hieß der König es abziehen, durchwühlt vom Schmerz über das Blutvergießen, und vertraute sich einer Bürgerwehr an. Gehöhnt vom Pöbel, marschierten die treuen Truppen ab. 183 Särge von Barrikadenkämpfern wurden dann mit Blumen geschmückt und am Schloßhof vorbeigetragen; man sang: Jesus meine Zuversicht! ꝛc. und das Königspaar mußte zusehen, der König mit entblößtem Haupte seine Achtung bezeugen. — Polnische Aufrührer, seit 1846 gefangen und verurteilt, wurden nun befreit, und ihr Führer Mieroslawski benützte den Triumphzug durch die Straßen, um von einer Verbrüderung Deutschlands und Polens und der Herstellung einer Vormauer gegen Rußland zu deklamieren. Kaum aber war er hinaus, so blies er einen blutigen Aufstand in Posen an, der doch mit Milde und Entschlossenheit 15. Mai unterdrückt war.

Damals schwindelte vielen Redlichen; auch der König war plötzlich wie umgewandelt. Er konnte es nicht ertragen, ein „bluttriefender Nero" ꝛc. genannt zu werden. Fühlte er sich doch als ein guter Deutscher; so wechselte er seine Ratgeber und kündigte 21. März durch eine Proklamation, der ein Umritt mit dreifarbiger Fahne folgte, seinen Entschluß an, daß er sich zur Wiedergeburt Deutschlands an die Spitze des Gesamtvaterlands stellen und dessen Einheit und Freiheit wiederbringen werde: „Preußen geht fortan in Deutschland auf". Den Zuruf: Es lebe der Kaiser von Deutschland! wies er jedoch mit Unwillen ab. Er wünschte wohl, daß Österreich das erbliche Kaisertum übernehme, dem er als deutscher König und Reichsfeldherr zur Seite stünde; seine Reden sprachen jedenfalls im übrigen Deutschland nicht sehr an, und zu einer That kams nicht. Sein minder beweglicher, wortkargerer Bruder Wilhelm, der Prinz von Preußen, galt für einen so gefährlichen Vertreter des Militarismus, daß er das Land verlassen mußte; dieser ging nach London und studierte das englische Verfassungsleben, während die Berliner Demokraten auf seinen Palast nach Pariser Vorgang „Nationaleigentum" schrieben. In Berlin wie in Wien führten die Gemeinsten das Wort, die konstituierende Versammlung (seit 22. Mai) war vom Pöbel tyrannisiert und jede Behörde stand ratlos da, gelähmt durch die Frage, welche auch ein Minister nicht zu beantworten wagte, ob die Revolution preiswürdig oder verdammlich sei. So erstürmten die Arbeiter, 15. Juni, ungehindert das Zeughaus und plünderten es; auch Trophäen des großen Fritz blieben von der Zerstörungswut nicht verschont. Die Minister wechselten an der Spree fast so schnell wie an der Donau. Tumulte verschüchterten die ruhigen Bürger in Stadt und Land; man sang: Adel, du wirst abgeschafft, Stiefel, du mußt sterben. Die Treuen machten sich auf „einen ehrlichen Galgen und eine fröhliche Auferstehung" gefaßt. Als man 12. Okt. dem König sein „von Gottes Gnaden" strich und der Demokrat Waldeck,

31. Okt., beantragte, Preußen solle die in Wien gefährdete Volksfreiheit mit allen Mitteln schützen, als die Abgeordneten nicht mehr heraus konnten, weil von Volksmassen belagert, war man von einem Wiener Oktober nicht mehr fern. Doch jetzt ermannte sich der König.

Er beauftragte 2. Nov. den Grafen Brandenburg, einen Halbbruder seines Vaters und ehrenhaften Kriegsmann, mit der Bildung eines rettenden Ministeriums. Die Linke wütete; der eingebildete jüdische Arzt Jacoby warf damals dem König, der seine Vorstellung abwies, das Wort nach: „Das eben ist das Unglück der Könige, daß sie die Wahrheit nicht hören wollen." General Wrangel rückte 10. Novbr. mit Truppen in Berlin ein und entwaffnete die Bürgerwehr; gar viele waren froh, Leben und Eigentum endlich gegen die Pöbeltyrannei wieder gesichert zu wissen. Die konstituierende Versammlung wurde nach Brandenburg verlegt, wogegen die Mehrzahl sich entschieden sträubte; sie beschloß, diesem Ministerium die Steuern zu verweigern, ohne daß jemand darauf geachtet hätte. So löste denn der König die Versammlung 5. Dez. auf und erließ aus eigener Machtvollkommenheit eine freisinnige Verfassung, welche von neuen Kammern durchgesehen und beraten, 6. Febr. 1850 von Friedrich Wilhelm IV. beschworen wurde.

§ 4. In der Paulskirche. Schleswig-Holstein.

Wie die Februarrevolution über den Rhein herüberbrauste, war es den einen, als seien alle Teufel los, den andern, als regen sich alle Keime des längst ersehnten Völkerfrühlings. Alles geriet außer Rand und Band. Am erregtesten ging es in Baden zu, wo seit der Julirevolution französischer Liberalismus obenan war. Schon Sept. 1847 hatten Hecker und Struve auf einer Offenburger Versammlung die Pariser Phrasen von Selbstregierung des Volks, allgemeiner Bewaffnung, Garantie der Arbeit seitens des Staats rc. unter die entzündliche Menge geworfen, während denkendere Abgeordnete wie Bassermann auf Volksvertretung beim Bundestage drangen. Jetzt brachten Volksversammlungen, wie in Mannheim, 27. Febr., die Volkswünsche in Adressen; diese wurden höflich oder drohend den Fürsten überreicht, und bald war ganz Südwestdeutschland mit „Märzerrungenschaften" überschüttet und von „Märzministern" (den bisherigen Häuptern der Opposition) regiert.

In Bayern trat auch ein Thronwechsel ein. Der geniale Kunstfreund Ludwig I. hatte 1837 durch seinen Minister Abel den Jesuiten zur Herrschaft verholfen, Millionen für Klöster ausgegeben und die protestantischen Soldaten genötigt, vor der Hostie die Knie zu beugen; da beredete ihn 1847 eine englische Tänzerin, den frommen Minister durch einen gefügigeren zu ersetzen. Unter der Märzaufregung wurde aber der König genötigt, die Tänzerin zu verbannen, und folgte ihr dann selbst in die Verbannung nach. Sein Sohn Max II. (1848—64) brachte durch ernste Arbeit den verachteten Königsnamen in Bayern wieder zu Ehren.

Während nun in allen Staaten unter diesem Märzwind auf eine neue Einigung losgesteuert wurde, kam der Bundestag solcher halbwegs entgegen, indem er, 9. März, die verpönten Farben der Burschenschaft annahm. (Das Deutsche Reich hatte bis 1806 nur ein schwarzgoldenes Banner, doch war die Sturmfahne schwarz-rot-gold gewesen.) Zugleich lud er 17 Vertrauensmänner ein, die Bundesverfassung zeitgemäß zu revidieren; Schmerling, Dahlmann, Gagern, Uhland, Gervinus, Droysen, Bassermann, Jordan u. a. bisher anrüchige Volksmänner kamen demnach, 30. März, in Frankfurt zusammen und tagten gemeinschaftlich mit dem Bundestag. Schon eröffnete man auch in der Paulskirche ein Vorparlament, in welchem die Konstitutionellen die Mehrheit besaßen. Weil aber Hecker und Struve eine Republik wollten, sammelten sich Freischaren in Baden, welche 20. April den entgegenrückenden General Gagern meuchlings erschossen, doch schnell über den Rhein getrieben wurden.

Am Main und sonst erhoben sich auch die Bauern gegen ihre Grundherrschaften und zerstörten etliche Schlösser und Archive; der allgemeinen Volksbewaffnung aber fielen fast alle Vögel und das Wild in Wald und Flur zum Opfer.

Am 18. Mai schritten 330 Abgeordnete des deutschen Volks, durch allgemeines Wahlrecht ernannt, aus dem Kaisersaal des Römers in die Paulskirche und erklärten die Nationalversammlung, welche eine deutsche Verfassung ausarbeiten solle, für konstituiert. Ein Bischof mahnte mit Hinweisung auf Ps. 127, 1, daß der Anfang mit Gebet geschehe, er wurde aber verhöhnt und ein anderer Spruch: „Hilf dir selbst und Gott wird dir helfen", stürmisch beklatscht. Es zeigte sich, daß dem Deutschen zur Selbsthilfe doch noch manches fehlte. Freilich waren die geistvollsten Männer, namentlich viele Professoren, beisammen, und die meisten von gemäßigter Gesinnung; nur nahmen sie es zu leicht mit ihrer Aufgabe, sprachen auch voreilig den Grundsatz der Volkssouveränität aus, da doch ein Einverständnis mit den Fürsten zu erzielen die erste Notwendigkeit gewesen wäre. Sie wollten einen neuen Staat schaffen und hatten doch bei ihrem Durcheinander von Meinungen kein festes Ziel vor sich und keine Macht hinter sich, als den so leicht irre geleiteten und aufgeregten, so leicht wieder eingeschläferten Volkswillen. Vorerst fühlten sie sich selbst als eine Macht und wiesen den vernünftigsten Antrag, die Regierungsgewalt der Krone Preußen zu übertragen, 20. Juni, mit schallendem Gelächter ab. Dafür wählten sie auf den Vorschlag ihres gewandten Präsidenten, Heinrich von Gagern, den volkstümlichen Erzherzog Johann zum Reichsverweser, 29. Juni.



Fig. 385. Die Paulskirche in Frankfurt.

Er hatte wenigstens eine bürgerliche Frau, und wenn auch keine Regierungserfahrung, doch das Zeugnis eines ehrlichen Tirolers für sich, der ihm einmal gesagt hatte: Hans, es wär' g'scheider, du würdst Kaiser, mit deim Bruder ist's nix. Der „Hans" gefiel auch bei seinem Einzug in Frankfurt, 11. Juli, der Menge, und die Fürsten hatten insgeheim dieser Wahl beigestimmt. Biedermännisch schlau, war er eben doch ein Österreicher. So hatte man nun eine Behörde mit drei Ministern, dem österreichischen Ritter Schmerling, dem preußischen General Peucker und einem Hamburger Juristen, an welche der Bundestag seine Gewalt übergeben konnte, um nach 30jährigem ruhmlosen Dasein zu verschwinden. — Am 6. August huldigten auch die Bundestruppen dem Reichsverweser; nur nicht alle: Preußen, Österreich, Hannover überhörten diesen ersten Befehl aus Frankfurt. Sie zu zwingen, schien nicht gerade rätlich. Statt nun zwischen Großdeutschen und Kleindeutschen eine Wahl zu treffen, machte man sich dran, die Grundrechte des deutschen Volks recht gründlich zu beraten, um durch die Freiheit zur Einheit zu gelangen.

Eine praktische Frage lag vor, welche Lösung verlangte. Ein deutsches Land, Holstein, hatte mit Schleswig gleiches Recht geerbt: nur der Mannesstamm war hier successionsfähig; wer aber erbberechtigt war, lag im Streite. Christian VIII. von Dänemark hatte bloß einen kinderlosen Sohn, daher die Gefahr nahe rückte, daß die dänische Monarchie sich auflöse. Am 8. Juli 1846 erließ der Däne einen „offenen Brief", der das dänische Erbfolgerecht (der weiblichen Linie) auch auf Schleswig und Lauenburg ausdehnte, und dadurch eine gereizte Stimmung hervorrief. Man besann sich jetzt darauf, daß die Herzogtümer seit 1459 nur durch Personalunion mit Dänemark verbunden, unter sich aber unlösbar vereinigt gewesen seien. Das eine der „Ungeteilten" beschwerte sich beim Bundestag, der Sept. 1846 die Holsteiner zu beruhigen suchte. Ein holsteinischer Sängerchor aber brachte das neue Lied „Schleswig-Holstein meerumschlungen" in Umlauf, und „Schleswig-Holstein stammverwandt" wurde das Feldgeschrei der Wirtshäuser. — Nun gab Friedrich VII., der 20. Jan. 1848 seinem Vater folgte, unter dem Druck der Kopenhager eine demokratische Verfassung für die Gesamtmonarchie, wodurch Schleswig in Dänemark einverleibt wurde. Dagegen protestierten die Herzogtümer und beharrten auf ihrem Recht einer besondern Verfassung; es bildete sich eine provisorische Regierung und Scharen von Freiwilligen eilten aus Deutschland zu dem stammverwandten Heer. Sie wurden 9. April bei Bau und Flensburg von den übermächtigen Dänen geschlagen, die Schleswig sofort besetzten. Da beauftragte der deutsche Bund Preußen, die Herzogtümer zu schützen. Wrangel drang mit seinen begeisterten Truppen unaufhaltsam in Schleswig ein und trieb den Feind nach der Insel Alsen; er zog weiter nach Jütland und wollte es besetzt halten, bis die Dänen den deutschen Seehandel, dem sie durch ihre Blokade großen Schaden zufügten, für seine Verluste entschädigt hätten. Da aber Rußland und England in Berlin immer drohendere Vorstellungen machten, auch Österreich gut Freund mit Dänemark blieb, bekam Wrangel den Befehl zum Rückzug und ruhte, bis 26. Aug. der Waffenstillstand zu Malmö geschlossen wurde, der vorerst den Herzogtümern eine aus Dänen und Deutschen gemischte Regierung gab, jedoch die schleswigschen Truppen von den holsteinschen trennte. Das rief ein trauriges Nachspiel hervor.

In Frankfurt wurde dieser Vertrag mit Entrüstung vernommen, weil er schon einem vorläufigen Preisgeben Schleswigs gleich sah. In der ersten Hitze beschloß man den Waffenstillstand zu verwerfen; dann bedachte man, daß die Nationalversammlung mit Preußen nicht brechen, ihm auch den Bruch mit England und Rußland nicht zumuten dürfe; daher genehmigte die Mehrheit 16. Septbr. den Malmöer Vertrag. Diese Offenbarung der Machtlosigkeit des Parlaments gab den Radikalen einen willkommenen Anlaß, den Pöbel aufzuhetzen; 20 000 Menschen kamen auf der Pfingstweide zusammen und hörten die aufregendsten Reden gegen alle Monarchieen. Der Demokrat Zitz schrie: jetzt wollen wir Fraktur schreiben! und alles rüstete sich zur „Reinigung" des Parlaments, dem die Ausrufung der Republik gefolgt wäre. Doch als die Menge 18. Sept. in die Paulskirche dringen wollte, fand sie österreichische und preußische Bataillone vor derselben — man hatte sie eiligst aus Mainz hergezogen — und diese stürmten die errichteten Barrikaden mit leichter Mühe. Nun stürzte sich die blutgierige Rotte auf zwei Abgeordnete, General Auerswald und Fürst Lichnowsky, welche ein Spazierritt vor die Stadt geführt hatte, und mordete sie in schändlichster Weise. Die Ruhigeren sahen jetzt, daß sie sich ihrer Revolution in den drei Hauptstädten des Vaterlands gleichermaßen zu schämen hatten, und begannen zu zweifeln, ob sie eine bleibende Frucht zur Reife bringen werde. Ein Freischarenzug Struves, der am Oberrhein die Republik ausrief, wurde 24. Sept. bei Stauffen zersprengt und Struve gefangen.

Während in Wien und Berlin bereits die Revolution gebändigt wurde, brachte man in der Paulskirche, 21. Dez., die Redaktion der Grundrechte zum Abschluß. Es war ihrer eine hübsche Reihe; aber nicht bloß die beiden Großmächte, auch Bayern, Hannover und Sachsen lehnten ihre Annahme ab. Man hatte nun wohl ein Gebräu, für das aber noch das Faß fehlte. Und noch viel Schwierigeres stand bevor: nicht

bloß gegen die Freiheit, auch gegen die Einheit Deutschlands erhob sich das wiedererstarkte Österreich. Schwarzenberg hatte die ungetrennte Einheit sämtlicher österreichischen Lande proklamiert, wie sollten nun einige derselben in den deutschen Bundesstaat eingereiht werden? Gagern schlug 26. Okt. vor, Österreich draußen zu lassen; die Großdeutschen aber hielten das für ein Unglück, das irgendwie vermieden werden müsse. Schwarzenberg erklärte, Österreich lasse sich weder aus dem Bunde hinausstoßen, noch seine deutschen Provinzen von der übrigen Monarchie lostrennen. Was sollte da werden? Die meisten österreichischen Abgeordneten verlangten für Österreich eine Sonderstellung im Bunde: Schwarzenberg verlangte 6. März 1849 den Eintritt Österreichs in Deutschland mit all seinen 30 Mill. Nichtdeutscher. Die Kleindeutschen aber hätten lieber Österreich ganz beiseite gelassen, um nicht in den Jammer des alten Bundestags zurückzufallen: und zu einem engern Bund mit den reindeutschen Fürsten war der Preußenkönig geneigt. — Man beschloß endlich, einen Kaiser zu wählen, und erhob am 28. März 1849 mit 290 gegen 248 Stimmen Friedrich Wilhelm zum erblichen Kaiser der Deutschen, freilich mit bloß suspensivem Veto. Der König empfing, 3. April, die Deputation in Berlin, dankte für das bewiesene Zutrauen, erklärte aber, „eine Kaiserkrone gewinnt man nur auf dem Schlachtfeld und ein Deutsches Reich unter Preußens Führung kann nur durch freies Übereinkommen der deutschen Fürsten werden". Er wollte nicht nur einem Krieg mit Österreich ausweichen, sondern sah den angebotenen Reif als ein Halsband an, das ihn der Revolution leibeigen mache. Diese Ablehnung seiner Wahl und der Reichsverfassung, 28. April, empfand das Frankfurter Parlament als einen Todesschlag. Die österreichischen Abgeordneten waren schon 5. April abberufen, die preußischen zogen enttäuscht ab, die übrigen Besonneneren rüsteten sich auch zur Heimreise; die stürmischen Geister aber beschlossen, 4. Mai, die Reichsverfassung dennoch zur Geltung zu bringen, in wie engem Bereich das irgend möglich sei. Die Fürsten schienen ihnen Rebellen gegen die einmal festgesetzte Volkssouveränität; man wollte versuchen, sie zu unterwerfen, und der Bürgerkrieg begann.

In Sachsen weigerte sich der König, die Reichsverfassung einzuführen, und machte den Herrn von Beust zu seinem Minister, daher 3. Mai der Aufruhr in Dresden losbrach. Friedrich August floh, und preußische Truppen mußten ihm 9. Mai die Hauptstadt wieder erobern. Dieselben hatten auch in Breslau und mehreren rheinischen Städten Aufstände zu dämpfen. Schon hat auch die Pfalz dem Bayernkönig auf einer Volksversammlung, 1. Mai, den Gehorsam gekündigt; und das Militär ging zu den Schreiern über. Das zündete sofort im durchwühlten Baden, obwohl hier der Großherzog die Reichsverfassung angenommen hatte; die Truppen in der Bundesfestung Rastatt meuterten 9. Mai, verbrüderten sich mit der Bürgerwehr und nötigten endlich im Rausch der gemütlichen Anarchie ihre Offiziere zur Flucht. Eine Volksversammlung in Offenburg, 13. Mai, war schon daran, die Republik auszurufen, als Brentano es noch verhinderte. Zugleich empörte sich die trunkene Garnison in Karlsruhe, mordete einen Rittmeister und stürmte gegen das Zeughaus, welches die Bürgerwehr noch mutig verteidigte. Der Großherzog aber floh in der Nacht und alle Ordnung löste sich auf. Ein Lieutenant Sigel und der Pole Mierosławski riefen alles in die Waffen und suchten den Aufstand zu organisieren, fanden aber die Massen zu zügellos. Sie trachteten ihn auszubreiten; die Odenwälder wollten sich auch anschließen und erschossen den abmahnenden Kreisrat; das empörte aber die Darmstädter Truppen so, daß sie unter die Aufrührer schossen, wodurch Hessen vom Aufstand bewahrt blieb.

Das Reichsparlament, das schon die sächsische Revolution anerkannt hatte, war nun auf einen Rumpf von 105 Radikalen zusammengeschmolzen, welcher aus Furcht vor den herannahenden Preußen, 30. Mai, sich nach Stuttgart zurückzog und statt des abgesetzten Reichsverwesers fünf Reichsregenten ernannte, die sofort von dem württembergischen Ministerium Geld und Mannschaft verlangten. Die Aufregung im Volke, durch republikanische Geldspenden auch unter die Truppen verbreitet, wuchs dermaßen, daß der Minister Römer, um Badens klägliches Los von seinem

Lande abzuhalten, 18. Juni, den Zug der Abgeordneten durch Militär auseinander trieb. Also verendete das von hochansteigenden Hoffnungen getragene Reichsparlament; der gewaltsame Schluß schien noch ein erträglich ehrenhafter Ausgang.



Fig. 386. Wilhelm, Prinz von Preußen. (Nach der Lithographie von F. Jentzen.)

Der badisch-pfälzische Aufstand war damit auf einen engen Raum beschränkt. Auf die Bitte des Großherzogs rückte der Prinz von Preußen 13. Juni in die Pfalz und warf die Freischaren aufs rechte Rheinufer hinüber, worauf er die Säuberung des Landes den Bayern überließ, 20. Juni den Rhein überschritt und den Mieroslawski bei Waghäusel 21. Juni gründlich schlug. Bald waren die Aufständischen in die Schweiz gejagt; Rastatt mußte sich

23. Juli auf Gnad und Ungnad den Preußen ergeben, die ein strenges Gericht über die gefangenen Führer ergehen ließen, so viele ihrer nicht nach Amerika oder England entrannen. Wie schämten sich die Verführten des kurzen Freiheitsrausches!

Kehren wir zu den nordalbingischen Herzogtümern zurück! Während des Waffenstillstands hatten die Dänen sich fleißig gerüstet und des Beistands von Rußland, Frankreich und Österreich versichert: 1. April entbrannte der Kampf aufs neue. In den Hafen Eckernförde waren dänische Fahrzeuge eingedrungen, eine Strandbatterie schoß aber das Linienschiff in Brand und zwang eine Fregatte, sich zu ergeben; auch erstürmten die Reichstruppen, 13. April, die Düppeler Schanzen und schlugen die Dänen, 20. April, bei Kolding. Aber Jütland zu besetzen, erlaubten die Seemächte nicht, welche vielmehr Preußen veranlaßten, 10. Juli, einen Vorfrieden mit den Dänen zu schließen, gerade nachdem die letzteren die Belagerungsarmee vor Fridericia geschlagen hatten. Die deutschen Truppen mußten nun Schleswig räumen; ein dänischer und ein preußischer Kommissär verwalteten das Land: Konferenzen in London arbeiteten auf einen Frieden hin, der 2. Juli 1850 zu stande kam und Schleswig den Dänen überließ, nur daß ihm eine besondere Verfassung ausbedungen wurde. — Die Statthalterschaft in Kiel erkannte diesen Frieden nicht an: ihre 28 000 Schleswig-Holsteiner wurden aber von 37 000 Dänen bei Idstedt in blutigem Ringen, 25. Juli, zurückgeschlagen. Indessen hatte Österreich den Bundestag erneuert, welcher sogleich auch diese Erhebung mit der badischen in gleiche Reihe stellte und streng verurteilte; Österreich trat 2. Aug. der Note bei, in welcher England, Frankreich, Rußland und Schweden sich für die Unteilbarkeit der dänischen Monarchie erklärten.

Darnach erschienen 20 000 Österreicher an der unteren Elbe, die Stammverwandten zu entwaffnen. Ein österreichischer Kommissär samt einem preußischen übernahm, 6. Jan. 1851, die Regierung Holsteins, um sie samt allem Kriegsmaterial den Dänen zu übergeben. Nochmals saß man in London zusammen und setzte 8. Mai 1852 fest, weder solle die weibliche Linie erben, noch die am Aufstand beteiligten Augustenburger, sondern Prinz Christian von Glücksburg. Doch stimmten dieser Bestimmung weder der wiederhergestellte deutsche Bund, noch die Stände der Herzogtümer bei. — Nun aber schämte sich jeder echte Deutsche erst recht seines Bundes. Die zu Deutschland gehörigen Festungen Friedrichsort und Rendsburg wurden den Dänen übergeben, welche sie schleiften. Die deutsche Flotte, welche durch patriotische Beiträge 2c. zu stande gekommen war, wurde in Bremerhafen den Meistbietenden öffentlich verkauft. Die Dänen aber durften alle Friedensbestimmungen verhöhnen, das Deutschtum in den schleswigschen Kirchen und Schulen nach Willkür ausrotten und alle Mißliebigen in die Verbannung treiben; die Domänen der Herzogtümer wurden verkauft, um dänische Staatsschulden zu tilgen. So waren die großen Anläufe des J. 1848 in einem übelriechenden Sumpf untergegangen. Dennoch blieb eine gute Frucht dieser Versuche, daß nämlich drei Gedanken in vielen Herzen eine festere Gestalt gewannen: „Deutschland wird ein Bundesstaat, — durch preußische Centralregierung, — mit Ausscheidung Österreichs."

§ 5. Die Union und Olmütz.

Während Preußens Adler siegreich bis zum Bodensee vordrangen, hatte Österreich mit der Unterwerfung der Magyaren vollauf zu thun. Benützte man diese Frist, so ließ sich durch rasches Vorgehen der reindeutschen Regierungen noch immer eine gewisse Einigung erzielen. Auf einen engern Bund mit diesen sah es auch Preußen ernstlich ab und gewann dafür das ihm verpflichtete Sachsen und den gleichfalls durch die Revolution erschreckten König von Hannover. Am 26. Mai 1849 kam dies Dreikönigsbündnis zu stande, in welchem Preußen Reichsvorstand wurde und so ziemlich nach der Frankfurter Reichsverfassung die gemeinschaftlichen Angelegenheiten bereinigen sollte. Da aber seine beiden Bundesgenossen im stillen auf die Verhinderung des Werks hinarbeiteten, so half es wenig, daß die kleineren Regierungen sich ihm anschlossen; 21. Okt. traten jene beide aus. — Österreich hatte

sich indessen aus allen seinen Nöten herausgearbeitet und trat mit Preußen zu einer Interimskommission zusammen, in deren Hände Erzherzog Johann, 20. Dez., die Würde eines Reichsverwesers niederlegte. Seinen engern Bund ins Leben zu rufen, versammelte jetzt zwar Preußen in Erfurt, 20. März 1850, ein kleindeutsches Parlament; das revidierte die vorgeschlagene Verfassung. Dann aber lud Österreich alle deutschen Staaten zur Sendung von Bevollmächtigten nach Frankfurt ein, eine provisorische Centralgewalt zu bilden. Die kleineren Königreiche schlossen, 27. Febr., ein „Vierkönigbündnis“, welches auf Anlehnung an Österreich losstrebte. Dieses aber bestand darauf, den alten Bundestag wieder zu erneuen, was ihm 10. Mai gelang. Immer mehr Staaten fielen ihm bei, und die Könige von Bayern und Württemberg jauchzten dem Kaiser in Bregenz, 11. Okt., zu, falls er gegen Preußen marschieren ließe.

Wirklich rüstete man zum Kriege. Das kam so. Der Kurfürst von Hessen nahm den verhaßten Hassenpflug zum Minister, löste seine Stände auf und wollte ohne solche regieren; da weigerten sich die Behörden, die Steuern zu erheben, und weigerte sich das Heer, die Widerspenstigen zu zwingen. Der Kurfürst floh 13. Sept. 1850 ohne Not nach Frankfurt und bat den Bundestag um Schutz, der ihm auch gewährt wurde; weil er aber auch zur Union gehörte, bestritt ihm Preußen das Recht, beim Bundestag Hilfe zu suchen, und besetzte die ihm zustehenden Militärstraßen. Damit war der Knoten geschürzt.

Die Preußen standen in Kassel, ein bayrisch-österreichisches Korps aber rückte in Hanau ein und drang gegen Kassel vor. Bei Bronnzell kam es, 8. Nov., zu einem Vorpostengefecht, in welchem Verwundungen vorkamen. Schon aber war in Berlin der entschlossene Unionsminister Radowitz entlassen und durch den friedlichen Manteuffel, 2. Nov., ersetzt worden, der dem Preußenheere den Rückzug gebot. Aber Schwarzenberg verlangte vor allem, daß Preußen in Hessen und Schleswig-Holstein nachgebe. Ihm stand Nikolaus zur Seite, der bei einer Zusammenkunft mit Franz Joseph in Warschau dem Grafen Brandenburg, der friedliche Vorschläge brachte, 17—27. Okt., seinen Standpunkt klar machte; da aber Österreich jedes Entgegenkommen ablehnte, wurde 6. Nov. die Armee mobil gemacht, damit man nicht wehrlos unterhandle. Aber Gröben mußte sich aus Kassel zurückziehen und die Verfassung der Union wurde 15. Nov. aufgehoben. Als man, 25. Nov., in Olmütz zusammentrat, versprach Preußen, sich der Besetzung Kurhessens nicht zu widersetzen, Schleswig-Holstein nicht weiter zu schützen, namentlich aber abzurüsten, was 10. Dez. geschah.

Friedrich Wilhelm war irre geworden an jeglichem Vermächtnis der verunglückten Revolution, und fromme Männer wie Stahl und Gerlach machten es ihm zur Gewissenssache, wieder zu dem engen Anschluß an Österreich und Rußland zurückzukehren und in diesem den besten Rückhalt gegen alle Art von Umwälzung zu suchen. Manteuffels Spruch: „der Starke weicht mutig zurück“ wurde damals der Spott von ganz Deutschland; seit 1807 war Preußen nie tiefer gedemütigt worden.

Noch einmal beriet man in Dresden monatelang, wie sich die deutsche Angelegenheit am besten ordnen ließe: Österreich und Preußen wollten ein Direktorium bilden, das über Krieg und Friede entscheide; dem widersprachen die Mittelstaaten, auf Rußland gestützt. Österreich wollte dann mit seiner ganzen Ländermasse in den deutschen Bund treten; dagegen erhoben sich England und Frankreich. Am Ende blieb nichts übrig, als zum alten Bundestag zurückzugreifen, Mai 1851. Das bedeutete Verfassungslosigkeit in Deutschland, Verfassungsbruch in Kassel, Fremdherrschaft in Holstein. Schwarzenberg konnte sterbend, April 1852, sein Werk der Reaktion und der Demütigung Preußens für vollendet erachten. Die deutschen Grundrechte, die so viel Schweiß gekostet, sanken in den Papierkorb, die meisten Verfassungsreformen wurden abgeschafft; dagegen suchte man nach Österreichs Vorgang in Erweiterung der Rechte der katholischen Kirche einen Schutz gegen die Neuerungssucht.

Diese Kirche hatte schon in Frankfurt sich völlig freie Bewegung errungen, seitdem arbeiteten ihre Bischöfe darauf hin, ihr den Staat dienstbar zu machen, und in Darmstadt und Preußen gelang das zusehends.

Freiheit der Kirche war in den neuen Verfassungen ausgesprochen; sie vollzog sich in der Weise, daß die Bischöfe ihren und des Papstes Willen hinfort durchsetzen durften, ohne daß der niedern Geistlichkeit, freier denkenden Professoren oder gekränkten Gemeinden der Staatsschutz irgend zu gut gekommen wäre. Die Bischöfe dachten und handelten, der Staat hatte nur zu zahlen. — Den Bundestag brauchte Österreich nun als eine Kriegsmaschine gegen Preußen; nur stand ihm seit 1851 als preußischer Gesandter Otto von Bismarck zur Seite, wachsam gegen alle Übergriffe.

§ 6. Die französische Republik erstickt die römische.

Pio Nono (S. 882) ließ sich gern als Reformator feiern, so wenig er auch an den Kirchensatzungen rütteln ließ; den Österreichern etwas bange zu machen, freute ihn schon als Italiener. Als aber das römische Volk verlangte, er solle ihnen den Krieg erklären und seine Truppen zum Heere Karl Alberts stoßen lassen, wies er dieses Ansinnen als unverträglich mit seinem geistlichen Berufe ab. So zerfiel er mit den heißblütigen Radikalen, die er eben noch amnestiert und zurückberufen hatte, und suchte am Grafen Rossi, der am Aufstand d. J. 1831 beteiligt, später Guizots Freund und Louis Philipps Gesandter in Rom geworden war, ein Werkzeug zur Durchführung eines gemäßigten Radikalismus zu gewinnen. Sept. 1848 stellte er ihn an die Spitze seines Ministeriums, und dieser geschickte Staatsmann wußte die Zweikammerkonstitution, die der Papst gegeben hatte, fest zu handhaben. Es haßten ihn aber die Schreier, weil er Ordnung herstellte, und die Freunde des Alten, weil er die Ämter mit Laien besetzte. Als Rossi 15. Nov. in die Deputiertenkammer trat, um sie mit einer freisinnigen Rede zu eröffnen, in der er an der Unabhängigkeit und Einheit Italiens festhielt, wurde er auf der Treppe von einem Dolchstich getötet. — Am folgenden Tage zog ein bewaffneter Volkshaufe vor den Quirinal, überwältigte die Schweizer Wache und nötigte den Papst, ein demokratisches Ministerium anzunehmen und seine Schweizer zu entlassen. Schutzlos gegen Mord und Aufruhr, ließ er sich vom bayrischen Gesandten Graf Spaur, 24. Nov., zur Flucht verhelfen, und entrann maskiert nach Gaeta, wo ihm der König von Neapel Schutz gewährte.

Dieser, Ferdinand II. (S. 883), hatte 24. Febr. 1848 eine Verfassung beschworen, welche für Neapel und Sizilien ein gemeinsames Parlament schuf; die provisorische Regierung der Insel nahm aber diese nicht an, auch ein eigenes sizilisches Parlament genügte den Insulanern nicht. Sie setzten, 13. April, die Dynastie Bourbon ab und wählten einen Sohn Karl Alberts zum König, ohne Erfolg. Aber auch mit seinen Neapolitanern hatte Ferdinand Not, denn obgleich er Österreich den Krieg erklärte, trauten ihm die Radikalen doch nicht, forderten 15. Mai, da die Kammern eröffnet werden sollten, die Abschaffung der Pairs, und schritten zum Barrikadenbau. Da ließ er seine Schweizersöldner gegen sie los, und in einer Stunde war der Aufstand bewältigt, worauf die Lazzaroni nach Herzenslust plündern durften. Sogleich rief er auch seine Truppen vom Po zurück und regierte fortan mit steigender Willkür, auch in Sizilien.

Gegen die abgefallene Insel sandte er 8000 Mann unter Filangieri, welcher Messina bombardierte und 7. Sept. erstürmte. Die westmächtlichen Admirale vermittelten darauf einen Waffenstillstand, der zu Unterhandlungen Raum gab. Doch blieben die Sizilier so widerhaarig, daß der Kampf von neuem entbrannte. Die Schweizer erstürmten das von Mieroslawski hartnäckig verteidigte Catania, 6. April 1849, und Filangieri beschoß Palermo, bis es, 15. Mai, ihm die Thore öffnete. Statt der Parlamente herrschte nun soldatischer Eigenwille und polizeiliche Spioniererei im Bunde mit einer Bigotterie, die den heil. Loyola zum Feldmarschall ernannte!

In Rom hatte sich mittlerweile eine provisorische Regierung eingerichtet, welche, 9. Febr. 1849, die weltliche Macht des Papstes aufhob und eine Republik unter Mazzini's Vorsitz einführte; doch behielt dieser die kirchlichen Formen bei, welche Männer wie Garibaldi lieber abgeschafft hätten. Da wollte es auch in Toskana mit einer konstitutionellen Verfassung nicht länger gehen; der dortige Minister Guerrazzi, ein Mazzinist, zwang Leopold zur Flucht, proklamierte die Republik und vereinigte sie mit der römischen. Der Großherzog zog hierauf zu Pius nach Gaeta. Dieser aber erließ nicht nur Proteste und Bannstrahlen, sondern forderte auch die katholischen Mächte zu seiner Hilfe auf; und in kurzer Zeit vereinigten sich ihrer vier, den Papst wieder einzusetzen, ein Kaiser, zwei Könige und — die französische Republik.

Sehen wir uns nach dieser um! Die Februarrevolution hatte ganz Mitteleuropa in Verwirrung gestürzt, in Frankreich selbst aber stieg der Wirwarr am höchsten; denn hier hatte man 26. Febr. 1848 das „Recht der Arbeit" anerkannt, d. h. sich der Pflicht unterzogen, jedem unbeschäftigten Arbeiter zu seinem Unterhalt zu verhelfen, so gut wie einem Beamten. L. Blanc entwarf ein Gesetz, wie der Staat Arbeitergenossenschaften ausstatten und Arbeiterkolonieen gründen sollte. Marie aber als Arbeitsminister richtete „Nationalwerkstätten" ein, in welchen bald 100 000 Menschen nutzlose Arbeit verrichteten, auch müßig gingen, Zeitungen lasen und besprachen 2c., alles für 2 Frcs. des Tages.

Nach Paris strömten im März 25 200, im April 36 000 2c. Mann herzu. Arbeiterklubs debattierten, wie etwa mit weniger Arbeit noch besserer Unterhalt zu erzielen wäre. Außerdem hatte man 20 000 Mobilgarden, junge Proletarier, zu bezahlen, die um 1½ Frk. täglich exerzieren lernten. Da mußten die Steuern fast verdoppelt werden, was den Bauern die Republik sehr verdächtig machte. Zweimal, 16. März und 16. April, drohten die Sozialdemokraten die provisorische Regierung zu stürzen; doch mit der National- und Mobilgarde konnte Lamartine sich ihrer noch erwehren.

Am 4. Mai trat endlich die Nationalversammlung zusammen, die zwar die Republik annahm, aber nicht für sie schwärmte, vielmehr aus so gemäßigten Männern bestand, daß die Sozialisten in Verzweiflung gerieten. Unter ihren Führern Barbès, Blanqui, Raspail 2c. rückten, 15. Mai, 100 000 Mann heran, die Regierung zu sprengen, die Reichen mit einer Steuer von 1000 Mill. zu belegen und Polen wieder herzustellen. Doch nahm die Nationalgarde die Schlimmsten gefangen; und nun beschloß man, die Arbeiter nur nach dem Stück zu bezahlen, andere aus Paris zu entfernen und an Kanalbauten zu beschäftigen, irgendwie aber die Nationalwerkstätten mit nächstem aufzuheben. Die Sozialisten dagegen rüsteten sich zu einem Verzweiflungskampf, und brachen am 23. Juni los. Der Kriegsminister Cavaignac, mit diktatorischer Gewalt bekleidet, leitete die Verteidigung.

Als der Erzbischof Affre Frieden predigen wollte, wurde er auf einer Barrikade erschossen, ein anderer Unterhändler, General Brea, schändlich ermordet. Der fürchterliche Straßenkampf, in welchem auch Weiber wie Furien fochten oder siedendes Wasser und Öl auf die Soldaten goßen, wütete 4 Tage und Nächte fort; am Abend des 26. war „die Gesellschaft gerettet" und Paris, damals bereits der Verbrennung geweiht, atmete wieder auf. Seit dem Bauernkriege war ein solcher sozialer Kampf nicht mehr gesehen worden; es war aber nicht der letzte; diese Junitage lebten wieder auf im gräßlichen Mai 1871.

Lamartine, der in der Straßenschlacht umsonst den Tod gesucht hatte, war jetzt vergessen; Cavaignac wurde von der dankbaren Nationalversammlung zum Präsidenten ernannt; und seine kräftige Regierung erhielt die Ruhe, bis 4. Nov. die neue Konstitution (die elfte seit 1791) abgeschlossen und verkündigt war, welcher gemäß das Volk einen Präsidenten auf 4 Jahre wählen sollte. Ohne Zweifel wird es sich doch auf Cavaignac vereinen? Ach nein, es hat schon genug an der Republik. Am 26. Sept. war der von England zurückgekehrte, an fünf Orten zum Deputierten

gewählte Louis Napoleon in der Versammlung erschienen, und so unbedeutend er den Herren erschien, stotternd, verlegen und unansehnlich, mehr Lebemann als Arbeiter, dem Landvolk und den Ehrgeizigen klang der Name Napoleon so reizend, daß am 10. Dez. fast $5^{1}/_{2}$ Mill. für ihn stimmten, für Cavaignac kaum $1^{1}/_{2}$. Also wurde der neue Präsident 20. Dez. ausgerufen; er schwur, der einen unteilbaren Republik treu zu bleiben: als ein Ehrenmann wollte er seine Pflichten erfüllen. Er hieß nun Prinzpräsident und wurde von seinen Verwandten und Anhängern fast wie ein Monarch verehrt und vorwärts gedrängt.

Sein erstes war, daß er durch die Herstellung des Papstes die Geistlichkeit noch fester an sich band und dem Heere Aussicht auf Großthaten eröffnete. Die Österreicher hatten Bologna und Ancona den Aufständischen entrissen; man dürfe sie nicht allein schalten lassen, war der Vorwand, den Napoleon den französischen Politikern fein einzugeben wußte. Er sandte also den General Oudinot mit 7500 Mann nach Civitavecchia, dem Neapolitaner und Spanier in die Hand arbeiten sollten. Am 30. April 1849 erschien derselbe vor dem Thor der Weltstadt Rom, in welcher mittlerweile Republikaner aller Länder sich gesammelt hatten. Diese, geführt von Jos. Garibaldi, dem Freischarenhäuptling aus Nizza, empfingen ihn aber so warm, daß er mit Verlust unter dem Schutze eines Waffenstillstandes an's Meer zurückweichen mußte. Dann warfen sie sich bei Velletri den Neapolitanern entgegen und trieben sie zurück; die Spanier aber drückten sich vorsichtig beiseits. Den Franzosen war es nun erst ein voller Ernst. Am 3. Juni steht Oudinot wieder vor Rom mit 35 000 Mann; und Garibaldi, der ihm nur die Hälfte entgegen zu stellen hat, muß endlich unterliegen, nachdem er sich 30 Tage lang in der elend befestigten Stadt gegen die französische Artillerie gehalten hat. Wie Oudinot, 3. Juli, in die schweigende Stadt einzog, eilte Garibaldi mit 4400 Freiwilligen zum entgegengesetzten Thore hinaus, um einen ruhmvollen Rückzug durch allerhand Feinde zu bewerkstelligen. Bewiesen war hier jedenfalls, daß auch Italiener sich gut schlagen können.



Fig. 387. Louis Napoleon als Präsident. (Nach dem Stahlstich von Pichard.)

In Rom herrichten, richteten und straften nun wieder die Kardinäle nach gewohnter Weise und von Verfassung durfte nicht mehr geflüstert werden. Unter dem fortwährenden Schutze französischer und österreichischer Waffen that die Reaktion, was ihr gut deuchte. Pius selbst kehrte erst April 1850 in seine Hauptstadt zurück, geheilt von allen Reformträumen, ausgesöhnt mit

den Jesuiten, denen er sich nun in die Arme warf, und kindlich dankbar für den besonderen Schutz der heil. Jungfrau. Zu Tausenden wurden nun protestantische Bibeln verbrannt; jeder Römer mußte wieder seinen Kommunionzettel vorzeigen. Auch nach Toskana kehrte der milde Großherzog zurück, Juli 1849, entschlossen, durch Verfolgung und Einkerkerung von Protestanten Gott zu danken. Italien klammerte sich um so fester an die savoyische Dynastie an; denn Viktor Emanuel ließ sich von seinem Minister Azeglio überreden, allein von allen italienischen Fürsten die Verfassung fortbestehen zu lassen. Vom Papste geschmäht, vom Volke König Ehrenmann betitelt, blieb er der eine Punkt, auf den sich alle Aussichten für eine bessere Zukunft vereinigten.

§ 7. Napoleon III.

Daß der französische Präsident es wagte, eine Schwesterrepublik zu vernichten, nahmen die Helden des Februars ihm sehr übel, wollten ihn sogar in Anklagestand versetzen; ihr Antrag fiel aber in der Versammlung durch, ein Zeichen, daß ihr selbst am Republikanismus nicht viel lag. Auch der Aufstand, den sie 13. Juni 1849 darüber anfingen, wurde von General Changarnier ohne Mühe unterdrückt. Ledru Rollin mußte fliehen, und die Blätter und Vereine der Sozialdemokraten verwelkten; das Land seufzte nach Ruhe und der Präsident that alles, sie zu sichern.

Er machte Rundreisen, hielt Ansprachen und Revuen und wußte den verschiedenen Schichten der Gesellschaft fein und plump anzudeuten, was alles sie von seiner Regierung zu gewarten hätten. Die Geistlichkeit wurde 1850 durch ein Gesetz über „Unterrichtsfreiheit" gewonnen, das ihr den Jugendunterricht in die Hand spielte. Wie schade nur, daß dieser Edle schon mit dem vierten Jahre wieder abtreten mußte und nur einen Gehalt von 300 000 Frks. bezog, daß er die Nationalversammlung weder auflösen noch vertagen durfte! Der Geist seines großen Oheims schien ihn doch überallhin zu begleiten; wenn er sich auch meist in Schweigen hüllte, ließ er doch merken, er sei bereit, den Volkswillen zu vollziehen, ob derselbe Entsagung von ihm verlange oder Beharrlichkeit. Und wenn die Truppen, denen er etwa Erfrischungen gespendet hatte, ihm einmal zuriefen: Es lebe der Kaiser! so nahm er es nicht gerade übel.

Während die Nationalversammlung immer mißtrauischer wurde, weil er den Beamtenstand mit seinen Anhängern füllte, brachte sie sich durch ihr Parteigezänke in zunehmende Mißachtung. Die Bittschriften um eine Revision der Verfassung mehrten sich; manche forderten schon offen eine Verlängerung der Amtsgewalt des Präsidenten. Die Kammer verwarf, Juli 1851, die verlangte Revision; eine Mehrheit war für sie, aber nicht $^2/_3$. Da bereitete der zu Schlichen und Abenteuern aufgelegte, doch vorsichtige Mann einen Staatsstreich vor, in Gemeinschaft mit seinem entschlossenen Halbbruder Graf Morny, dem geldbedürftigen Kriegsminister St. Arnaud und dem hingebungsvollen Beförderer des Straßburger Putsches Persigny. 21 Generale waren gewonnen. Am Abend des 1. Dez. 1851 war glänzende Versammlung im Palast Elysee und der Präsident zeigte sich sehr aufgeräumt, bis Mitternacht die Gesellschaft trennte; dann sank er in trübes Sinnen, bereit zum Selbstmord, falls der Streich mißlänge. Aber er gelingt. Als Paris am 2. Dez. aufwachte, waren 78 der bedeutendsten Männer (Cavaignac, Changarnier, Thiers ꝛc.) und 60 Häupter der Geheimbünde verhaftet. Überall aber sah man Dekrete angeschlagen, daß die Nationalversammlung, weil zu einem Herd von Verschwörungen geworden, aufgelöst sei, Paris sich im Belagerungszustande befinde und nur die Konsularverfassung von 1799 dem Staate Ruhe verspreche; unlösbar aber sei die Ruhmesgemeinschaft zwischen dem Namen Napoleon und der Armee ꝛc. — Die Reste der Nationalversammlung traten zwar zusammen, setzten den Präsidenten in Eile ab und ernannten Oudinot zum Befehlshaber der Militärmacht. Aber letztere hatte schon ihre Befehle und Befehlshaber, und die Polizei schickte die widerborstigen Abgeordneten den andern Gefangenen nach. Als dennoch am 3. Barrikaden erstanden, wurden die Boulevards schonungslos durch Salven rein gefegt und Massen von Gefangenen in den Pariser Forts untergebracht, andere nach Algier oder Cayenne deportiert, die gefährlichsten Ange-

sehenen aber des Landes verwiesen. Dafür zogen allerhand Glücksritter ein. Das Volk, voraus die Geistlichkeit, billigte den Staatsstreich, stimmten doch 7½ Mill. für die Verlängerung der Gewalt des Präsidenten auf zehn Jahre, und nur 650 000 dagegen. Die fremden Mächte fanden sich wunderbar schnell in die Neuerung: Palmerston beeilte sich dermaßen, dem Präsidenten Glück zu wünschen, daß seine Königin ihn darob entließ; Schwarzenberg hielt einen Napoleoniden für besser als die allzu konstitutionellen Bourbonen; Nikolaus warnte ihn bloß vor Annahme der Kaiserwürde. Alles ging nach Wunsch: Napoleon bezog die Tuilerien, eröffnete 29. März 52 den neugeschaffenen Senat und die Legislative, ließ sich eine Civilliste von 12 Mill. Frcs. bewilligen und zog alle Besitzungen der Familie Orleans ein; ein beißendes Wort bezeichnete diese Maßregel als den ersten Vol (Flug, auch Raub) des Adlers.

Er wollte noch höher fliegen. Darum begann er Paris umzubauen, daß es die schönste und gegen Empörung gesichertste Stadt der Welt würde; dabei fanden alle Arbeiterklassen reichen Verdienst. Industrielle Unternehmungen wurden freigebig unterstützt; damit gewann er die Kapitalisten. Er ordnete eine strengere Sonntagsfeier an und ehrte die Religion; die Armee vollends wurde mit Auszeichnungen, Adlern, Kreuzen und einträglichen Medaillen bedacht, wie nie zuvor. So kam ihm denn auf seiner Rundreise eine solche Begeisterung für das Kaisertum entgegen, daß er Frankreich mit dieser Regierungsform beglücken mußte, und erklärte, das Kaisertum gelte manchen für gleichbedeutend mit Krieg, es sei aber der Friede. Jedermann wußte, daß er damit einen Frieden meine, bei dem Frankreich sich zufrieden fühle, stark genug, der Welt Gesetze vorzuschreiben. Bei seinem glänzenden Einzug in Paris, 16. Oktbr., erscholl unaufhörlich das vive l'empereur. Also ergab er sich darein, durch ein Kaisertum das Zeitalter der Revolutionen zu schließen: „wenn die Nation mich auf den Thron hebt, so krönt sie sich selbst." Der Senat beschloß, 7. Nov., die Wiederherstellung des Kaisertums, und das Volk sekundierte mit 7 864 189 Stimmen.

Am 2. Dezbr. 1851 wurde Napoleon III. erblicher Kaiser der Franzosen. Die vier Großmächte kamen schon am 3. Dezbr. überein, ihn anzuerkennen, vorausgesetzt, daß er die Verträge über die Grenzen respektiere; da er ihnen hierin entgegenkam, thaten sie den Schritt, England zuerst, Rußland zuletzt. Nur bediente sich Nikolaus nicht der Anrede „mein Bruder", sondern „mein Freund". Zur Vermählung mit einer Prinzessin aber wollten ihm deutsche Fürsten nicht behilflich sein; so ließ er sich, 30. Jan. 1853 mit einer schönen Spanierin, Gräfin Eugenie von Montijo trauen, bei welchem Anlaß er sich in stolzer Bescheidenheit einen Emporkömmling (parvenu) nannte. Ein Erbe wurde ihm 16. März 1856 geboren.

Eugenie wurde die Kaiserin der Mode, als welche sie die Krinoline, Chignons, Lieblingsaffen ꝛc. in Aufnahme brachte. Frankreich hatte nun den Fürsten, den es wollte; weder ein reiner Charakter, noch ein großer Mann, wollte er doch das Gute, wie es für seine Nation paßte. Er zeichnete selbst sein System, den Cäsarismus, in Gestalt eines Dreiecks: die Grundlinie, auf die er sich stützt, ist die Masse, welche das Ganze trägt, er selbst die erhabene Spitze, in welche die beiden Schenkel, Armee und Geistlichkeit, auslaufen. In der Mitte findet sich freilich ein unbequemes Kreischen, das unzufriedene Bürgertum mit seinen Parteiungen, aber von den drei Linien zusammengehalten. „Ich kann Fehler begehen," äußerte er, „aber jedenfalls nie die beiden, über welchen das erste Kaiserreich fiel: den Bruch mit Rom und den mit England." Freilich blieb Paris die Herrscherin des Herrschers, mit einem Aufwand von 3000 Millionen baute er sie um; er kannte aus eigener Beteiligung die Gefährlichkeit der alles unterwühlenden Geheimbünde; er wußte, daß er fortfahren müsse zu gefallen, wenn er bestehen wolle. Aber verschlagen und rücksichtslos, traute er auf sein Glück; durch Unerwartetes die Völker zu überraschen, hatte einen eigenen Reiz für ihn; und wie er sich stets dankbar, freigebig, auch gutmütig und gemäßigt gezeigt hatte, konnte er hoffen, selbst tüchtige Feinde an sich zu fesseln und durch neue Sprünge und rasche Wechsel sich im Besitz der Herrschaft zu erhalten.

§ 8. **Der Krimkrieg** (1853—1856).

Nikolaus stand auf der Höhe seiner Macht, Österreich und Preußen waren seine Schützlinge geworden, so daß die heil. Allianz in verbesserter Gestalt wieder

aufgelebt schien. Deutsche Fürstentöchter schätzten sich noch immer glücklich, russische Großfürsten zu heiraten, wenn sie auch in demütigendster Weise die Irrtümer eines Luthers abschwören und ihr Bekenntnis wechseln mußten. 4 Millionen unierter Griechen brachte er zur russischen Mutterkirche zurück; ebenso 140 000 protestantische Letten und Esthen. Mit dem J. 1848 sperrte Rußland sich noch strenger gegen den Westen ab. Im Mai 1848 rief der Zar diesem zu: Erkennet es, ihr Heiden, und beugt euch, denn Gott ist mit uns, mit dem heil. Rußland; und seinen Bischöfen konnte er (1849) sagen: „der wahre Glaube existiert nur noch in Rußland; im Abendland ist er ganz und gar verschwunden." Jetzt aber war die Stunde gekommen, das vor 400 Jahren dem Kreuz entrissene Konstantinopel wieder zu erobern.

Also besprach sich der Zar im tiefsten Geheimnis mit dem britischen Gesandten über eine Teilung der Türkei: Serbien und Bulgarien sollten mit den Donaufürstentümern russische Schutzstaaten werden, dagegen Ägypten und Kreta an England fallen 2c. Der „kranke Mann" könne jeden Tag sterben, da komme es denn nur auf sie beide an, wie über die Hinterlassenschaft zu verfügen sei. Allein obwohl der vieljährige Freund des Zaren, Lord Aberdeen, an der Spitze des Ministeriums stand, auf solche Plane konnte sich doch kein englischer Staatsmann einlassen, ihm stand fest, daß man an der Lebensfähigkeit des kranken Mannes nicht verzweifeln, sie vielmehr stärken müsse. Für Napoleon aber öffnete sich die Aussicht auf eine englische Allianz, durch welche sich die russische Übermacht bekämpfen und der Dank vieler Völker erwerben ließ, falls er die auf ihnen lastende Zarenfurcht wegzunehmen vermöchte. Eine solche Allianz hielt Nikolaus nicht für möglich.

Indessen hatte Danilo, der Wladika der schwarzen Berge, sein Bistum auf russischen Rat in ein weltliches Fürstentum verwandelt, 1852, darauf Einfälle ins türkische Gebiet gemacht und sich damit ein großes Türkenheer auf den Leib gezogen. Österreich schickte einen außerordentlichen Gesandten nach Konstantinopel (Jan. 1853), der drohend verlangte, daß der Krieg an seiner Südgrenze aufhöre, und es erreichte seinen Zweck. Rußland benützte diesen Vorgang, eine noch auffallendere Forderung an die Pforte zu stellen. Fürst Menschikow musterte erst die russische Südarmee, reiste von da nach Konstantinopel und trat 2. März im Paletot mit schmutzigen Stiefeln vor den Großwesir, um über allerhand Unrecht, das Rußland erlitten habe, zu klagen und Bürgschaften gegen dessen Wiederholung zu fordern. Es handelte sich um den Schlüssel zum h. Grab in Jerusalem und die Rechte der griechischen Kirche an den h. Stätten; der Kern aber aller Forderungen war, daß Rußland ein Schutzrecht über die 10 Mill. griechischer Christen in der Türkei verlangte. Auf den Rat Frankreichs und Englands gestützt, wies Sultan Abdul Medschid das Ultimatum Menschikows ab, worauf dieser, 21. Mai, mit Drohungen von Konstantinopel abreiste. Dorthin aber steuerte schon eine französische, bald auch eine englische Flotte, um die Hauptstadt gegen einen Handstreich der russischen zu schützen. — 80 000 Russen unter Gortschakow rückten, 2. Juli, in die Donaufürstentümer ein, um diese „als Pfand" zu besetzen, und richteten sich dort ein, als sollten diese Länder fortan russische Provinzen sein. Umsonst suchten Österreich und Preußen zu vermitteln; am 4. Okt. verlangte die Pforte unter Kriegsandrohung die Räumung ihres Gebiets. Omer Pascha, einst österreichischer Unteroffizier, überschritt die Donau mit seinen Türken und behauptete sich, 4. Nov., wider die Angriffe der überlegenen Russen bei Oltenitza. Dagegen dampfte die russische Flotte aus Sebastopol, überfiel im Nebel, 30. Novbr., ein türkisches Geschwader im Hafen von Sinope und vernichtete es vollständig. Damit war England so gereizt, daß es die Wiener Verhandlungen abbrach, dem Lord Palmerston wieder die Leitung seiner Geschäfte übertrug und ernstlich zum Kampfe rüstete. Die Westmächte schlossen mit der Türkei 12. März 1854 ein Schutz- und Trutzbündnis und erklärten Rußland den Krieg.

Österreich und Preußen verbanden sich 20. April 1854 zu gemeinsamer Verteidigung ihrer Länder; sie wollten es nicht dulden, daß Rußland die Donaufürstentümer sich einverleibe. Die

Stimmung der Völker war gegen Rußland um seines herrischen Auftretens willen. So stand Nikolaus sehr vereinsamt; auch die Christen Serbiens, Bosniens 2c. wollten nicht aufstehen, ehe die Russen Siege zu Land erfochten hätten; und Griechenland geriet zwar in große Aufregung, wurde aber von westmächtlichen Schiffen niedergehalten, so daß die Aufstände in Epirus 2c. bald erloschen. Die Belagerung Silistrias wollte auch dem alten Paskiewitsch nicht gelingen; ja Rußland zog sein Heer über den Pruth zurück, worauf Österreicher vertragsgemäß einrückten.

Rußland zeigte sich doch als schwer angreifbar; da Schweden friedlich gesinnt blieb, ließ sich im Norden wenig machen. Die Alandfeste Bomarsund zwar erlag den französischen Schiffen, 16. Aug.; die Befestigung Kronstadts aber spottete der englischen Flotte. Da wies Napoleon auf die Krim, deren Seefeste das schwarze Meer beherrschte, als den geeignetsten Ort zum Kriegführen für die in Varna brachliegenden Armeen; und hier wurde allerdings Rußlands Blöße offenbar, indem es unklugerweise noch nichts gethan hatte, den Süden seines Reichs durch Eisenbahnen mit dem Innern zu verbinden. Seine eigenen Heere erlagen nun auf den ungeheuren Märschen durch Schneestürme und mangelnde Verpflegung, wie es 1812 den Heeren seines Feindes ergangen war. — Am 14. Septbr. landeten etwa 30000 Franzosen unter Marschall St. Arnaud, 21000 Engländer unter Lord Raglan und 6000 Türken bei Eupatoria und schlugen, 20. Sept., an der Alma den Fürsten Menschikow, worauf sie sich dem festen Sebastopol näherten. Möglich, daß sie es durch Überrumpelung hätten einnehmen können! Da sie aber vorsichtig um die Feste herumzogen, in der Absicht, ihre schwächere Hälfte, im Süden der Bucht, anzugreifen, ermannten sich die Russen unter Leitung des genialen Totleben zu rastloser Verstärkung der unzulänglichen Werke; die Bucht selbst versperrten sie durch Versenkung ihrer Kriegsflotte. Die Verbündeten mußten sich zu einer regelmäßigen Belagerung entschließen, die durch die Kälte und Stürme des Winters unsägliche Opfer kostete, wenn auch Ausfälle wie bei Balaclava (25. Okt.) und Inkerman (5. Nov.) abgewiesen wurden.

Im ganzen konnten doch die Seemächte leichter Verstärkungen beschaffen, als der russische Kaiser, und zwar trat ihnen ein neuer Bundesgenosse auf den Plan. Nicht Österreich, denn umsonst suchte es den deutschen Bund zur Heeresfolge zu bewegen, trieb ihn vielmehr durch sein Drohen unter Preußens Fittige; sondern Sardiniens Minister, Cavour, sandte Jan. 1855 seinen General Lamarmora mit 15000 Italienern, um in der Krim sich den Dank der Westmächte zu verdienen, der ihm einmal gegen Österreich helfen konnte.

Allerlei Hiobsbotschaften brachen die von Anstrengungen und Aufregungen erschütterte Gesundheit des stolzen Zaren; Nikolaus starb 2. März 1855. Sein milder Sohn, Alexander II., war nur auf ehrenvolle Beendigung des Kampfes bedacht, der bereits 250000 seiner Unterthanen das Leben gekostet hatte. Pelissier (S. 878) stand ihm jetzt gegenüber; der unternahm nach langem Minenkrieg, 18. Juni, einen Hauptsturm, der jedoch mißglückte. Aber auch der russische Ausfall ins Tschernajathal wurde 16. Aug. besonders von den Sardiniern abgewiesen. Unter stetem Kugelregen rückten die Laufgräben den Mauern immer näher, bis 8. Sept. die Franzosen den Malakowturm erstürmten und sich nach furchtbarem Gemetzel darin festsetzten. Auf den anderen Punkten mißlang der Sturm; aber die Russen erkannten, daß die Südstadt verloren sei, sprengten die übrigen Bollwerke in die Luft, zogen sich nachts auf die Nordseite und zerstörten die Schiffsbrücke hinter sich. Am 10. Sept. zog Pelissier in die rauchenden Trümmer ein. — Damit waren beide Teile des Blutvergießens satt; Rußland erfocht noch in Asien, 28. Nov., einen ansehnlichen Vorteil, indem es das von den Türken und einem Engländer tapfer verteidigte Kars einnahm. Der Schwedenkönig Oskar (1844—59) begann sich den Alliierten zu nähern. Da schickte Alexander den Grafen Orlow nach Paris, sich ganz auf Napoleons Großmut zu werfen, worauf 30. März 1856 der Friede unterzeichnet wurde.

Rußland mußte nur einen kleinen Landstrich an der Donaumündung abtreten und dem Protektorat über die Donaufürstentümer entsagen; auch verzichtete es darauf, Kriegsschiffe im schwarzen Meere zu halten. Während England eben neue Anstrengungen zum Kriege machen wollte, hatte Napoleon durch sein Entgegenkommen sich den jungen Kaiser verpflichtet und trat unbeanstandet als Schiedsrichter Europas auf. England schien im Niedergang begriffen, seit viele Schäden seiner Armeeverwaltung ans Licht getreten waren; Rußland hatte durch Verlust einer halben Million Leben erkannt, daß es sich erst sammeln müsse; Österreich hatte sich durch seine Undankbarkeit Rußlands Feindschaft zugezogen, während Preußen durch seine kluge Zurückhaltung bedeutend gewonnen hatte.

Die Türkei bequemte sich dazu, ihre christlichen Unterthanen unter den Schutz der Großmächte zu stellen und damit ins „Konzert" der europäischen Staaten einzutreten. Auf Andrängen des „großen Gesandten", Lord Stratford Redcliffe (S. 847) hatte der Sultan, 18. Febr. 1856, das Hat Humaiun erlassen, welches den Christen gleiche Rechte mit den Muselmanen zuerkannte. Aber diese u. a. Reformen blieben fast alle auf dem Papier, denn der Koran erlaubt keine Gleichheit des Gläubigen mit dem Ungläubigen. Gegen Muhammedaner kommt kein christliches Zeugnis auf. Juni 1858 wurden Europäer in Dschidda durch einen Auflauf ermordet; die türkischen Behörden und Truppen sahen gleichgültig zu, als im Mai 1860 die Drusen des Libanon und die Syrer in Damaskus (S. 878) im Christenblute badeten (damals besetzten die Franzosen Beirut auf längere Zeit); auch in Konstantinopel lebte die alttürkische Partei wieder auf, so oft der Druck der Westmächte nachließ. Abdul Aziz (1861—76) ließ ihr die Zügel schießen; nachdem der „große Gesandte" Konstantinopel verlassen, zeigte der „kranke Mann" durch alle seine wechselnden Launen, daß er um kein Haar gesünder worden, wenn er auch (1867) nach Paris reiste, Panzerschiffe und Eisenbahnen bauen ließ ꝛc. Am meisten leuchtete ihm das Institut der Staatsschulden ein, worin er Unglaubliches leistete, indem er 5 Milliarden Franks entlehnte, bis 1875 das Zinsenzahlen ins Stocken geriet. Dagegen erstarkten immer mehr die christlichen Völker unter dem Scepter des Sultans.

In Serbien (S. 852) schuf der treffliche Michael, 1860—68, ein kleines Heer und forderte dann die Übergabe der wenigen Festungen. Belgrad war ja von türkischem Militär besetzt, das sogar 1862 noch einmal die Stadt bombardierte. Aber Österreich half dem jungen Nachbarstaat die Räumung dieser Feste erzielen, 1867. Als Michael 1868 von Anhängern der nebenbuhlerischen Familie ermordet wurde, zeigte die Regentschaft, wie auch allmählich Staatsmänner aus diesen Bauern heranwachsen, und übergab dem jungen Milan, 1872—89, ein wohlbestelltes Land. — Die Donaufürstentümer hatten dem Krimkrieg noch teilnahmlos zugesehen; jetzt regte sich unter der französierten Jugend die Sehnsucht nach einer Union beider Staaten. Nachdem die Moldauer, 16 Jan. 1859, den Obersten Cusa zum Fürsten erwählt hatten, fielen 5. Febr. auch die Stimmen der Walachen auf denselben Mann, worauf er als Alexander Johannes I. die Regierung über beide Länder antrat und sie 8. Dez. 1861 zu einem Staate, Rumänien, vereinigte. Er suchte ernstlich ein Nationalbewußtsein zu wecken und die Bauernemanzipation durchzuführen, ließ sich aber dann reizen, eine Diktatorsrolle zu spielen. In der Nacht des 23. Febr. 1866 wurde er in seinem Palast überfallen und zur Abdankung gezwungen. Statt seiner wählte man den Prinzen Karl von Hohenzollern-Sigmaringen (der, nachdem 1850 die hohenzollerschen Fürsten zu Gunsten Preußens abgedankt hatten, für einen preußischen Prinzen gelten konnte). Dieser Carol I. widmete alle seine Kräfte dem verwilderten Lande, bemüht, aus dem indolenten Volk einen Bürgerstand zu bilden und die Parteikämpfe zu mäßigen. — In Montenegro (S. 906) folgte dem 1860 ermordeten Danilo sein Neffe Nikita (Nikolaus I.), der eine europäische Erziehung genossen hatte und sein Ländchen aus einem Kriegslager zu einer Bildungsstätte umzuwandeln suchte, nachdem ihm die Türken 1862 im eroberten Cettinje den Frieden diktiert hatten. Es gab 1870 nur 120 Leser im Lande, 1873 schon über 2000 Schüler. Zugleich wetteiferten Serben und Tschernagortzen, wer wohl den Brüdern in Bosnien und Herzegowina zur Freiheit helfen dürfe.

Schon regten sich auch die Bulgaren, 5 Mill. im Süden der Donau, die früher lange zwischen den Patriarchen von Rom und Byzanz hin und her geschwankt hatten, zuletzt aber, da 1767

ihr eigenes Patriarchat abgeschafft wurde, von den griechischen Bischöfen aus dem Fanar (Stadtteil Konstantinopels) unterjocht und ihrer Kirchensprache und Schulen beraubt worden waren. Selbst alle Dokumente ihrer Geschichte wurden in Tirnova vom Metropolitan verbrannt, und alle Erinnerung an die frühere Selbständigkeit schien erloschen. Doch seit 1830 seufzten sie, von dem griechischen Joche frei zu werden, erhielten von Rußland Schulmeister, von amerikanischen Missionaren die Bibel in ihrer Sprache und anregenden Unterricht. Endlich 1860 legten sie ihre Wünsche dem Großwesir vor. Als aber das Gold der Fanarioten den Sieg davon trug, versammelten sich die Vertrauensmänner bulgarischer Gemeinden in der Kirche der unierten Armenier zu Konstantinopel und unterzeichneten, um Napoleon zu gewinnen, 30. Dezbr. 1860 die Union mit Rom. Pio IX. weihte auch 1861 einen Bischof der unierten Bulgaren. Allein da dieser durch Rußlands Einmischung dem Papst untreu wurde, blieben nur 60 000 Bulgaren im Verband mit Rom. Die übrigen erreichten, daß die Pforte 1870 eine Nationalversammlung von Bischöfen u. a. Notabeln zusammentreten ließ, welche eine Verfassung der bulgarischen Kirche zu stande brachte. Darnach nehmen die Laien an der Verwaltung des Kirchenvermögens teil und sorgen für Volksunterricht; ein Exarch aber, auf 5 Jahre ernannt, regiert die Kirche in bloß nomineller Abhängigkeit vom griechischen Patriarchen. Dafür verfluchte dieser den Exarchen und ließ von einer Synode 1872 den Phyletismus (das Landeskirchentum) als eine Häresie verdammen. Die Bulgaren aber hofften, so nach und nach das Exarchat noch zu einem Fürstentum zu erheben.

§ 9. Alexander II.

So tief unter seinen gewaltigen Vater sich Alexander auch stellte, war doch dieser milde Sohn berufen, Größeres zu leisten. Er suchte zunächst sein erschöpftes Reich durch innere Reformen und Erleichterung des geistigen Drucks zu stärken. „Rußland sammelt sich“, war das Losungsort seines im April 1856 antretenden Ministers Gortschakow; mit Napoleon verständigte sich der Kaiser 1857 auf einer Zusammenkunft in Stuttgart. Nach allen Seiten hin wurden nun von dem Knotenpunkte Moskau Eisenbahnen gebaut, wurden Handel und Verkehr gehoben, auch die geistigen Interessen mehr gepflegt. Die Bibelgesellschaft durfte wieder arbeiten, den Schulen wurde neue Aufmerksamkeit zu teil. Hauptsächlichstes Anliegen des Kaisers war aber die Aufhebung der Leibeigenschaft, in welcher noch 23 Mill. Bauern lagen. So sehr sich der Adel sträubte, indem er 1858 erklärte, nur die von Peter beseitigte Duma, die Bojarenversammlung, habe Befugnis, über eine so wichtige Reichsangelegenheit zu entscheiden, so entschlossen verfolgte der Kaiser seinen Plan. Am 17. März 1861 wurde in den Kirchen ein Manifest verlesen, welches die Emancipation regulierte.

Binnen zwei Jahren sollten alle Haussklaven und die Obrok (Tribut) zahlenden Arbeiter ihrer Verpflichtungen gegen den bisherigen Herrn ledig sein. Der Bauer aber kann sein Gehöfte und Land durch Kauf als freies Eigentum erwerben; so lang er das nicht thut, behält er sie gegen bestimmte Leistungen in beständigem Gebrauch. Alexander ging mit gutem Beispiel voran, erklärte alle Leibeigenen des Kaiserhauses für frei und überließ denselben die von ihnen bebauten Güter unentgeltlich. Leider erschwerten Aufstände der aufgeregten Bauern die Ausführung an vielen Orten; die Massen wären am liebsten ohne Ablösung frei geworden; da und dort gingen die Schlösser der Edelleute in Rauch auf; der Bauer im Norden verschleudert seinen Viehstand, säuft und faulenzt oder sinnt auf Auswanderung nach dem fruchtbareren Südrußland. Der verarmende Grundbesitzer sehnt sich nach Staatsämtern, und so werden die Güter, namentlich im Norden, zusehends wertloser. So hat die Maßregel wenige befriedigt, doch sind 8½ Mill. Bauern freie Eigentümer geworden. Eine Schule in jedem Kirchspiel und dazu die allgemeine Militärpflicht (seit 1874) sollten die Volkserziehung vollenden. Noch 1890 waren die Resultate so zweifelhaft, daß in Zeitungen über Wiedereinführung der Leibeigenschaft verhandelt wurde.

Obgleich Alexander eine versöhnliche Politik gegen Polen befolgte, alle Verbannten amnestierte und den Druck der Verwaltung mäßigte, erwachten doch die Nationalitätsbestrebungen auch hier mit neuer Stärke. Es bildete sich ein geheimer Ausschuß von 12 jungen Leuten, denen alles gehorchte. Im Febr. 1861 wallfahrtete

man nach dem Schlachtfeld von Grochow (S. 865); besondere Gottesdienste riefen den Haß der Katholiken gegen die Herrscher wach. Vergebens suchten diese durch Reformen die steigende Gärung zu beschwichtigen; vergebens wurde dem russischen Statthalter ein gemäßigter Patriot, Marquis Wielopolski, zur Seite gesetzt, welcher durch Schulen und wirtschaftliche Aufbesserung seinem Lande aufzuhelfen strebte. Es folgten Mordversuche gegen ihn und die Höchstgestellten. Also ordnete die Regierung in der Nacht des 14. Jan. 1863 eine gewaltsame Rekrutenaushebung in den Städten an, um mit allen verdächtigen Jünglingen aufzuräumen. Sofort erklärte sich das Komite zur Nationalregierung, die das ganze Volk zu den Waffen rief und den Aufruhrhelden Mieroslawski zum Diktator ernannte. Nach wenig Tagen aufs Haupt geschlagen, floh dieser über die preußische Grenze, wie sein Nachfolger Langiewicz (im März) über die österreichische. Doch währte der Bandenkrieg in den Wäldern fort, ja breitete sich nach Litauen aus; die geheime Regierung trieb allerwärts Steuern ein und ließ fast 500 Mordbefehle auf offener Straße vollziehen; die Klöster waren ihre Stützpunkte und Zeughäuser. Erst der durchgreifende Graf Berg, Oktbr. 1863 zum Statthalter ernannt, erstickte die Empörung; im Febr. 1864 erlosch die Nationalregierung. Ein kaiserlicher Ukas teilte nun den polnischen Bauern ihre Pachtgüter gegen mäßige Entschädigung zu, wodurch in 5 Jahren 220000 Bauernfamilien zu Grundbesitz gelangten, während Adel und Geistlichkeit verarmten. Die übrigen mit Rom unierten Gemeinden wurden zur griechischen Kirche zurückgeführt.

Am härtesten wurde Litauen mitgenommen, wo Murawiew, der Sieger von Kars, die polnischen Elemente bekämpfte; massenhaft wurde die Bevölkerung von Truppen zur Kommunizierung aus dem Kelch der Popen getrieben und selbst in Privathäusern die polnische Sprache verboten, „Kinder allein ausgenommen“. Des Papstes Protest hatte nur die Wirkung, daß 1866 der Geistlichkeit jeder Verkehr mit Rom untersagt wurde. Auch Napoleon III. hatte mit England und Österreich sich für die Rechte der Polen verwendet. Allein da Preußen fest zu Rußland hielt, blieb dieser Schritt wirkungslos.

Mittlerweile wurden die Ideen des Panslavismus oder des Großrussentums von den Journalisten Aksakow und Katkow laut gepredigt und auch unter Süd- und Westslaven in Umlauf gesetzt. Doch lief die „slavische Ausstellung“, die auf den 5. Mai 1867 nach Moskau ausgeschrieben war, etwas komisch ab: es fanden sich vom Ausland nur 68 slavische Gäste ein, Serben, Tschechen, Mähren, Dalmatier, Slovenen, Kroaten, Wenden und Slovaken, und diese mußten sich der deutschen Sprache bedienen, um sich gegenseitig verständlich zu werden, legten auch umsonst eine Fürbitte ein für das arme polnische Brudervolk. Der Kaiser mäßigte zwar diese Bestrebungen, doch ging der Russifizierungsprozeß ununterbrochen fort. So wurde seit 1867 den treuen Ostseeprovinzen hart zugesetzt, der deutschen Sprache zu entsagen; ihre Städteordnung wurde 1877 einfach abgethan; der estländischen Ritterschaft wurde 1869 befohlen, in der griechischen Kirche zu erscheinen, um für den Kaiser zu beten. So wurde auch das Bekehrungsgeschäft an den Bauern 1868 nach Kurland ausgedehnt und die Herrschaft der russischen Zunge in den finnischen Lehranstalten angeordnet; ja das Litauische und das Kleinrussische sollten aussterben. Anderseits war der Kaiser allen Gewaltmaßregeln abhold und bedauerte den früher angewandten Gewissenszwang.

Der von ihm zur Untersuchung abgesandte Graf Bobrinski hat 1864 die Zahl der neuen Glieder der griechischen Kirche auf 140000 angegeben, von denen kaum ein Zehntel bei derselben zu bleiben wünsche, weil fast alle durch einen „offiziellen Betrug“ ihr zugeführt wurden. Alexander erlaubte darauf, daß Mischehen eingesegnet werden dürfen, ohne daß die Erziehung der Kinder in der griechischen Religion verlangt werde müsse. 30000 Konvertiten in Livland durften in der Stille zur evangelischen Kirche zurücktreten. Doch wurden die Verfolgungsgesetze nirgends abgeschafft, daher noch jährlich viele wegen Abfalls vom orthodoxen Glauben in Untersuchung kamen.

Auch die 9 Mill. Sektierer wurden milder behandelt; seit 1873 haben sie geordnete Ehen und ihre Kinder das Erbrecht. Priestersöhne sind seit 1869 nicht mehr genötigt, Priester zu werden; so bahnte sich eine europäische Behandlung der kirchlichen Frage an.

Lange hütete sich der Zar vor allen kriegerischen Verwicklungen in Europa, ohne aber darum die Erweiterung seines riesigen Reichs zu vernachlässigen. Freilich das arme Aljaska im nordwestlichen Amerika wurde 1867 um 29 Mill. Mark an die Union verkauft. In Asien hat aber Rußland, wie Nikolaus sagte, keine Grenze, d. h. dieselbe ist noch immer im Fluß. Wie es den Kaukasus 1859 eroberte und befriedete, s. S. 866. Auch gegen China hin begann es sanft zu drängen, indem es den Amur zur Grenze machen ließ; dann benützte es den Zwist, in welchen das himmlische Reich mit den Westmächten geriet, um sich 1858 auch Land im Süden des Amur abtreten zu lassen, womit es sich einen offenen Eingang in wärmere Meere sicherte. Zum Dank für die Vermittlung des Friedens mit den Seemächten erhielt sein Gesandter Ignatiew 1860 noch einen weiteren Landzuwachs bis an die Grenze Koreas. Die öden Kurilen-Inseln trat Alexander 1875 an Japan ab und tauschte dagegen den kohlenreichen Rest der Insel Sachalin ein. — Seit 1775 hatte der chinesische Kaiser sich die Dsungarei unterworfen; bis 1863 standen chinesische Besatzungen in den bedeutenderen Städten. Da begannen die unterdrückten Muhammedaner den heil. Krieg in Westchina, welcher bald ganz Innerasien aufregte. Diesen Rebellen nahmen die Russen 1871 die Hauptstadt Kuldscha weg, ohne erst in Peking anzufragen; dann wandelten sie das Chanat Dsungarien ins Prilensker Generalgouvernement und vereinigten dies mit dem Mutterlande. In jenen innern Kriegen hat ein Glückssoldat, der kräftige Usbege Jakub Beg († 1877) Kaschgar erobert und sich den Chinesen furchtbar gemacht, nach Petersburg und Kalkutta schickte er Gesandte und schloß 1872 Handelsverträge. Aber er mußte sehen, wie unaufhaltsam der russische Koloß sich über Innerasien ausbreitet. Allmählich beugen sich alle turanischen Völker und der ganze Besitz von Tschingischans Nachkommen unter das Scepter des Zars. Schon 1854 war die Kirgisensteppe unterjocht, 1865 fielen das wichtige Taschkent, 1866 Chodschend und 1876 Chokand in seine Hand. General Kaufmann erstürmte 1868 Samarkand, Timurs alte Residenz, und nötigte den Emir von Bochara, sie ihm abzutreten. Das schwer zugängliche Chiwa, wegen Menschenfangs schon öfters, zuletzt 1840 umsonst bekriegt, wurde erst durch Unterjochung der Turkmenen isoliert, dann 1873 bekämpft und besiegt, worauf der Chan das rechte Oxusufer an Rußland abtreten mußte.

Noch immer vergrößert sich das 1867 gebildete russische Turkestan, zum Teil unter barbarischen Kämpfen, die Geld und Blut in Masse verschlingen; doch kehrt Sicherheit der Person und des Eigentums in dem Maße ein, als die russische Herrschaft sich befestigt, und sie wird eben darum gleichermaßen gefürchtet und endlich geschätzt. Rußland scheint entschlossen, in Mittelasien vorzudringen, bis Ordnung der Ordnung begegnet. Einstweilen drängt russischer Einfluß und Handel den englischen stetig zurück, und eine Übereinkunft der beiden Regierungen, 1872, Afghanistan bis zum Oxus als neutrales Gebiet anzusehen, blieb zeitweiliger Notbehelf. Anglo-indische Staatsmänner mußten neben allen übrigen Aufgaben auch die Möglichkeit eines Zusammenstoßes mit Rußland ins Auge fassen.

§ 10. Der Sipahi-Aufstand.

Ein furchtbarer Militäraufstand im britischen Indien lenkte 1857 alle Blicke nach dem Osten. Hat man schon je und je gemeint, England stetig sinken zu sehen, weil sein Einfluß in Europa dem früher ausgeübten nicht mehr gleich kommt, so muß dabei berücksichtigt werden, daß die britischen Bestrebungen sich nicht über einen Weltteil, sondern über alle verbreiten. Auf 64 beläuft sich jetzt die Zahl der britischen Kolonieen. Ganz unbeschrieen wachsen solche in Kanada, Südafrika, Australien 2c. zu bedeutenden Staaten heran, welche seit 1850 das Recht erhielten, ihre

Verfassungen selbständig zu ordnen. Dieselben werden voraussichtlich dereinst auf weite Gebiete bestimmend einwirken, während jetzt die Rücksicht auf das Gedeihen dieser jungen Kinder die Mutter oft davon abhält, für speziell europäische Fragen sich übermäßig zu ereifern.

Wie das Reich der ostindischen Kompagnie heranwuchs, haben wir (S. 720) gesehen. Es wuchs aber seither beständig durch Eroberungen nach außen, durch Aufhebung der Monopole und Binnenschranken nach innen. Im J. 1818 gelangten die Mahrattakriege zum Abschluß; ein Armeekorps wurde damals von der in Bengalen ausgebrüteten Cholera fast vernichtet, einer Seuche, die sofort ihren ersten Zug nach Westen antrat. Schwere Kämpfe aber im Innern Ostindiens schienen hinfort kaum mehr möglich, die Hauptaufgabe blieb, Räuber- und Mörderbanden niederzujagen und die Kräfte des Landes in friedlichem Fortschritt zu entwickeln. Dagegen erhob sich immer neuer Streit an den Grenzen und gab Anlaß, dieselben weiter hinauszurücken. Da war z. B. der Kaiser von Barma, gewöhnt, sich als den höchsten Erdeherrn anzusehen; er richtete stolze Forderungen an den Generalgouverneur und mußte durch Schaden klug werden, indem eine britische Flotte Rangun 1824 einnahm, den Irawadi hinauffuhr und das von ihr gelandete Heer die armen Buddhisten beständig schlug. Er mußte 1826 die Küstenländer Arakan und Tenasserim an die Kompagnie abtreten; und da sein Nachfolger sich wieder breit machte, nahmen ihm die Briten auch das Mündungsgebiet des Irawadi, das fruchtbare Pegu ab, 1852.

Durch die Russenfurcht ließen sich die Briten unnötigerweise bewegen, 1838 in das Bergland jenseits des Indus einzudringen, weil die Perser mit Hilfe russischer Offiziere Herat belagerten. Obgleich nun der Schah zurückwich, eroberten doch die Angloindier Afghanistan und setzten in Kabul einen ihnen verpflichteten Herrscher ein, ohne daß es mit aller Verschwendung von Geld und Blut gelang, die unbändigen Bergvölker bleibend zu unterwerfen. Nach einem blutigen Aufstand in Kabul, Novbr. 1841, wurde eine Armee auf dem Rückzug durch die eingeschneiten Engpässe vernichtet, wofür General Pollock 1842 blutige Rache nahm, ehe er das Land räumte.

Im Westen unterwarf Ch. Napier 1843 Sindh durch die Schlacht bei Miani. Auch der Oberlauf des Indus sollte in britische Hände fallen. Dort hatte Randschit Sing (1797—1839), der Löwe des Fünfstromlandes, durch napoleonische Offiziere sich ein tüchtiges Heer geschaffen, welches in der nach seinem Tod entstandenen Anarchie vor Begierde brannte, sich mit den schwächlichen Sipahis Indiens zu messen. Es bestand seinem größeren Teil nach aus den Sikhs, d. h. „Schülern", nämlich des Reformators Nānak, der um 1490 eine reinere Lehre von dem Einen Gott verkündigte und großen Anhang fand; später von den Muhammedanern grausam verfolgt, waren auch sie fanatische Kriegsleute geworden, und jetzt hatten sie die europäische Kampfweise gründlich gelernt und gegen Afghanen ꝛc. erprobt. Sie waren aber in der Anarchie so zuchtlos geworden, daß die zeitweiligen Machthaber sich des Heers dadurch zu entledigen gedachten, daß sie es gegen die Engländer ziehen ließen. Im Dezbr. 1845 stürmte es, 80 000 Mann stark, über den Satledsch und wurde nur durch die heißesten Kämpfe zurückgedrängt, worauf Lord Hardinge das Pandschab in zwei Stücke teilte, das nördliche Bergland an einen listig neutralen Häuptling verkaufte, den Rest aber von einem englischen Kommissär für Randschits Söhnlein Dalip Sing verwalten ließ. Doch nochmals erhoben sich die Häuptlinge, 1848, zu einem allgemeinen Aufstand, der 1849 in der Schlacht bei Gudscherat niedergeschlagen wurde. Nun mußte Dalip Sing abdanken; die Brüder Lawrence aber schufen das unruhige Land zu einem der sichersten Besitze englischer Herrschaft um. — Im Innern vergrößerte sich das Reich durch allerhand Gebiete, welche ihm anheimfielen; zuletzt, 1856, wagte Lord Dalhousie auch den Staat Audh wegen fortdauernder Miß-

regierung ihm einzuverleiben. Das erregte Mißvergnügen unter den meist aus Audh gezogenen Sipahis der bengalischen Armee.

Brahmanische und muhammedanische Verschwörer wiegelten diese auf: „Ist nicht das britische Radsch (Königtum) a. 1757 eingeführt worden? Mit 100 Jahren geht es zu Ende, sagen alte Weissagungen. Oder wollt ihr nicht sehen, daß es nur eurer Hilfe seine Macht verdankt? Seid ihr nicht 2—300 000 an der Zahl, den europäischen Soldaten ums Zehnfache überlegen? Und seht ihr nicht, wie überall der Unterricht im englischen Wissen um sich greift und an unsern alten Bräuchen gerüttelt wird? Bald wird man euch nötigen, Christen zu werden. Betrachtet einmal eure neuen Patronen, welche mit dem neuen Gewehr eingeführt werden, ist nicht Fett daran? Das kann nur Schweins- oder Ochsenfett sein, wahrscheinlich beides. Wenn ihr dreinbeißt, werdet ihr, Moslims sowohl als Hindus, unvermerkt zu Christen." Die Kompagnie hatte sich ängstlich davor gehütet, ihre bengalische Armee mit dem Wesen des Christentums irgend bekannt werden zu lassen; das Versäumnis rächte sich jetzt, indem die tollsten Lügen über diese Fremdenreligion Glauben fanden. Zugleich hatte der Krimkrieg die Muhammedaner allerwärts neu begeistert; auf dem Pilgerfest in Mekka wurden alljährlich Verschwörungen ausgebrütet. Auch die Perser hielten die Zeit für gekommen, Herat zu erobern, und gewannen es 1856 durch Verrat. Eine Expedition in den persischen Meerbusen brachte sie bald zu nüchterneren Gedanken; sie gaben im Frieden 1857 Herat wieder auf.

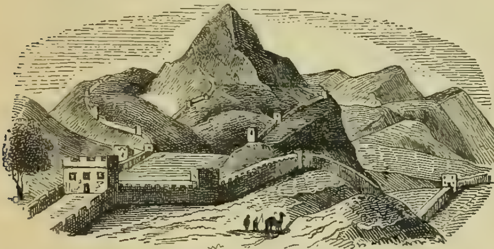
Indessen war Indien von europäischem Militär so entblößt worden, daß die übermütigen Sipahis die Stunde gekommen sahen, da sie Herren des Landes werden könnten. Während die Europäer das Land mit Telegraphen und Kanälen durchzogen, Eisenbahnen bauten, s. 1855 auch für englischen Unterricht sorgten, brüteten die Sipahis über ein Blutgericht, das die Christenherrschaft verschlingen sollte. Sie verschworen sich über das ganze Gangesthal, zündeten nachts Offizierswohnungen an, zerhieben die Telegraphenstangen, und als sie merkten, daß man sie fürchte und nicht streng strafe, brachen sie, 10. Mai 1857, in Mirath los und mordeten die zerstreuten Europäer. Dann zogen sie nach dem nahen Delhi, wo das Blutbad noch grausiger ausfiel; das Arsenal zwar bekamen sie nicht in ihre Hände, das sprengte der letzte Europäer in die Luft, sie fanden dort aber den 90jährigen Padischah Akbar IV., den letzten Großmogul, und riefen ihn zum Kaiser aus. Englische Damen wurden von Prinzen nackt ausgezogen und mit dem Blut ihrer Kindlein überschüttet; namenlose Greuel füllten die Stadt. Überall töteten nun die Garnisonen ihre Offiziere und deren Familien, öffneten die Gefängnisse und Zuchthäuser und zogen mit Musik nach Delhi ein. Das ärgste Blutbad wurde in Kanpur angerichtet. Nur Benares, Allahabad und Agra blieben von Briten besetzt. Der neue Generalgouverneur, Lord Canning, ein Sohn des großen Ministers, war fast ratlos; die muselmanische Hauptstadt wieder zu gewinnen, reichten seine Kräfte nicht aus. Ein großes Glück war's noch, daß die Madrasarmee, in welcher dem Christentum mehr Eingang gestattet war, treu blieb. John Lawrence aber, der Ordner des Pandschab, rief nun Sikhs und Afghanen zum Kampfe auf und sandte sie mit allen Europäern, die er sparen konnte, gegen Delhi. Nach einer überaus schwierigen Belagerung gegen fünffach überlegene Truppenzahl erstürmten die Briten, 20. Septbr., die Mogulresidenz, nahmen den Kaiser gefangen und töteten die blutbeflecktesten Prinzen. Mit dem Falle Delhis atmeten die Briten wieder auf. Der blutigste Kampf aber drehte sich um Lakhnau, die gewaltige Hauptstadt von Audh, wohin zweimal vorgedrungen werden mußte, ehe, 19. März 1858, Straße um Straße erobert war. Damit war jedoch der Sieg entschieden, wenn auch noch ein Jahr länger hin- und hergekämpft werden mußte; 1. Nov. 1858 wurde die Königin Viktoria als Herrin des Reichs, anstatt der erloschenen Kompagnie, ausgerufen.

Seither hat besonders der Vicekönig Lord Lawrence durch seine friedliche Regierung, 1864—69, die Verbreitung christlicher Civilisation im Reiche gefördert. Sein Nachfolger, Graf Mayo, fiel 1872 durch die Hand eines wahabitischen Meuchelmörders. Eisenbahnen durchziehen

das ganze Reich; uralte Unsitten wie Kindermord (1801), Witwenverbrennung (1829), Sklaverei (1844) werden abgeschafft, neue Kenntnisse und Bestrebungen dringen mächtig ein und unterminieren die alten Religionsformen und die Herrschaft des Kastenbanns unter den 208 Mill. Hindus, welche den Briten zur Erziehung anvertraut sind. Die Verhältnisse der 154 Vasallenstaaten (mit 60 Mill. E.) sind so geordnet, daß diese Dynastieen auch durch Adoption ihren Fortbestand sichern können. Am Neujahr 1877 ward Viktoria allerwärts als Kaiserin von Hind ausgerufen; die Regierung bekämpfte glücklich 2 fürchterliche Hungersnöte, und 1886 wurde Barma ihrem Reiche einverleibt.

§ 11. Ostasien geöffnet.

Die Neuzeit hat es auf sich, ein innigeres Band um alle Glieder der großen Menschenfamilie zu schlingen; auch Ostasien, von 1/3 unseres Geschlechts bewohnt, konnte sich auf die Länge dem Verkehr mit der christlichen Welt nicht verschließen. Das wirkte der englische Handel. — China, das gewaltige „Reich der Mitte“, ist eine Welt für sich, in welcher lange die Morallehre des Kongfutse († 479 v. Chr.) neben dem mystischen Monotheismus seines Zeitgenossen Laotse die Geister beschäftigte, bis auch die Buddhalehre (seit 65 n. Chr.) bedeutenden Anhang gewann. Die Kultur dieses Landes war eine eigentümliche, nach manchen Seiten hoch entwickelte, ohne viel Beeinflussung durch das Abendland. Doch nur um die Einfälle der Tataren abzuwehren, hat der Gründer der Thsin-Dynastie 240 v. Chr. die bekannte chinesische Mauer gebaut. Es fehlte nicht am Einwandern fremder Volks- und Religionsgenossen; Juden, Nestorianer, Muhammedaner, seit 1560 Portugiesen, setzten sich da und dort fest. Erst die Mandschu-Dynastie, welche 1644 das Land eroberte und durch tatarische Garnisonen im Zaume hielt, auch das Unterwürfigkeitszeichen des Zopfes einführte, versuchte es gegen die Außenwelt abzuschließen und verfolgte seit 1723 das mächtig eingedrungene Christentum der Jesuiten. Bloß in einem Hafen, Kanton, durfte unter allen ersinnlichen Beschränkungen auswärtiger Seehandel getrieben werden. Dieser beschäftigte sich besonders mit der Ausfuhr von Thee, Seide 2c. und bereicherte China, das sonst in allen Stücken sich selbst genügte, mit edlen Metallen; nur eine Einfuhr fremder Waare dehnte sich bedenklich aus, der Opiumhandel.


Fig. 388. Ein Teil der chinesischen Mauer.

Diesen Mohnsaft zu rauchen, war einer Masse von Chinesen ein Lebensbedürfnis geworden; weil aber der Kaiser seine schädliche Wirkung erkannte, hatte er seine Einfuhr streng verboten, wie auch der Anbau des Mohns nicht gestattet war. Dadurch entwickelte sich ein ausgedehnter Schmuggelhandel; denn die ostindische Kompagnie pflanzte den Mohn als ein Monopol und verkaufte das erzeugte Opium um das Doppelte des Kostpreises in ganzen Schiffsladungen an Kaufleute, welche dann unternahmen, es an der chinesischen Küste mit Hilfe der bestechlichen Mandarinen abzusetzen. Kaiser Taokwang, † 1850, befahl diesem Handel ein für allemal ein Ende zu machen, und 20 000 Opiumkisten englischer Kaufleute wurden vor ihren Augen 1839 ins Meer versenkt, jede Entschädigung dafür abgeschlagen und eine unannehmbare Forderung um die andere gestellt. Als ein Preis auf Köpfe rothaariger Barbaren gesetzt wurde, war der Krieg erklärt. Schmählich in seiner nächsten Ursache, war er doch unvermeidlich.

Im Opiumkrieg sahen die Chinesen zum erstenmal, was Dampfer und Geschütze gegen Bogen und Luntenbüchsen vermochten. Kanton, Amoy, Ningpo wurden 1841 von den Briten erobert, dann fuhr ihre Flotte 1842 den prächtigen Jangtsze hinauf und bedrohte Nanking, die frühere Hauptstadt; noch vor dem Sturm beugten sich

die kaiserlichen Abgeordneten und unterzeichneten 29. Aug. den Frieden von Nanking, der fünf Häfen den Engländern öffnete und das geschickt gelegene Eiland Hongkong an ihre Königin abtrat. Alle Mächte drangen sofort durch das geöffnete Thor nach; bald gelangten Schanghai und Hongkong zu einer außerordentlichen Blüte, und die protestantischen Missionen entfalteten nun erst eine bemerkenswerte Thätigkeit.

Ein halbbekehrter Chinese aber, Hung siu tsiuen, bekam eine neue Offenbarung, der zufolge er 1843 sich selbst und seine Schüler taufte, den Götzendienst bekämpfte, und als er mit den Behörden zusammenstieß, 1850 das Panier der Empörung aufwarf. Die Mandschu-Dynastie sollte vertrieben werden und Taiping (allgemeiner Friede) auf den Thron kommen. Tausende strömten den „langhaarigen" Rebellen zu, welche den Zopf Chinas zu beseitigen unternahmen. Sie eroberten ⅓ des Reichs, auch 1853 Nanking, das sie zur Residenz erhoben; von da aus verheerten sie weite Strecken, in denen sie die Götzen und alle Kultur vernichteten, wenn sie auch daneben Bibeln druckten. Am Ende wurden sie von den Kaiserlichen unter Anführung amerikanischer und englischer Offiziere, namentlich des Ingenieurs Gordon, geschlagen und kamen bei der Erstürmung Nankings, Juli 1864, meist durch Selbstmord um.

Ein neuer Krieg mit England entbrannte 1856 infolge des übermütigen Auftretens eines Oberkommissärs Jeh in Kanton: dieser suchte sogar durch vergiftetes Brot die Ausländer zu vernichten. Da zugleich Frankreich für die Hinrichtung eines katholischen Missionars vergeblich Genugthuung verlangte, schlossen sich französische Kriegsschiffe den englischen an, die 1857 das störrige Kanton zum Fall brachten; und als die Fremden vor Tientsin standen, 1858, gab Kaiser Hienfong nach und öffnete 11 weitere Häfen den Fremden, denen schon auch das Reisen im Inland gestattet wurde. Die hochgestiegene Opiumeinfuhr wurde nun gesetzlich reguliert. — Doch wehrte sich der kaiserliche Stolz noch immer gegen die Zulassung von Gesandten in seine Residenz. Als diese fremden Herrn Minister, Juni 1859, in den Peiho-fluß einfahren wollten, wurden sie heimtückisch beschossen und zurückgeschlagen. Da kam's zu einem dritten Krieg, in welchem Engländer und Franzosen vereint die Takuforts erstürmten und die Tatarenarmee bei Tangtschau, Sept. 1860, aufrieben. Den geflüchteten Kaiser für verräterische Gefangennahme und Folterung von Unterhändlern zu strafen, wurde sein Sommerpalast ausgeplündert und verbrannt. Er selbst soll sich vergiftet haben. General Montauban hat aus diesem Zug ungeheure Beute und seinen Namen Palikao davongetragen. Am 14. Okt. öffnete Peking seine Thore, worauf Prinz Kung den Frieden von Peking unterzeichnete, welcher den Seemächten Entschädigungen zuerkannte, den Jesuiten aber alles seit 1724 verlorene Eigentum zurückzugeben versprach.

So sehr sich nun auch der Gelehrtenstand gegen das fremde Element sträubte, welches China in die allgemeine Völkerströmung hineinzuziehen droht, das Reich war jedenfalls geöffnet und konnte sich durchgreifenden Reformen nicht länger entziehen. 1873 wurde den europäischen Gesandten vom Kaiser die erste Audienz im einst unnahbaren Palast gewährt, chinesische Gesandte kamen an die Höfe des Abendlands, auch wurden junge Chinesen nach Amerika gesandt, sich für den Staatsdienst auszubilden. Ja Chinesen lernten eine Dampferflotte bauen, organisierten das Heer europäisch und begannen Eisenbahnen einzuführen.

Rascher als China hat Japan sich zu europäisieren begonnen. Das reichgesegnete Reich des Sonnenaufgangs (Nippon) ist ein vulkanisches Land, wie denn sein schönster Berg, der Fudschijama (Fig. 389), 3760 m hoch, sich in einer Nacht erhoben haben soll. Es nährt auch ein vulkanisches Volk, das auf seine Ehrliebe und Kriegsruhm sich viel zu gut thut. Seit 660 v. Chr. steht es unter der Dynastie des Mikado, welchen später ein glücklicher Soldat so beseitigte, daß alle weltlichen Geschäfte nur noch durch seine, des Kronfeldherrn (Schogun), Hände gingen, während der Mikado in Kijoto als eine verborgene Gottheit vegetierte. Seit 1600 hatte durch Ijejasu das Haus Tokugawa das Schogunat inne: in Jedo regierend, hielt der Schogun die 260 Daimios (Feudalherrn), den hohen Adel der 3 Sanke, 36 Ko-

kuschiu rc. im Zaume. Von ihm gingen die Dekrete aus, welche das Christentum ächteten und nach dessen Ausrottung, 1641, den Fremdenverkehr auf ein paar holländische Schiffe beschränkten, die jährlich nach Nagasaki kommen durften. Bei der ungeheuren Ausdehnung, welche der chinesische Handel genommen, ließen sich die Amerikaner die harte Behandlung ihrer Schiffbrüchigen nicht auf die Länge gefallen, Commodore Perry setzte durch ruhiges Standhalten seinen Auftrag durch und erzielte, 31. März 1854, einen Vertrag mit dem „weltlichen Kaiser", wie man den Schogun nannte, wornach 2 Häfen den Fremden geöffnet und notleidende Seefahrer unterstützt werden sollten. Die andern Mächte drangen alle nach und erzwangen



Fig. 389. Ansicht des Fudschijama in Japan.

1858 ähnliche Verträge, in denen der Schogun Majestät genannt wurde. Allein nun erhoben sich mehrere Daimios gegen den Feldherrn, weil er den Fremden gegenüber sich als Souverän gebärdet und die Grundgesetze des Reichs geändert habe; und der Patriotismus der Edeln machte sich Luft in Mordanfällen auf die Machthaber und einzelne Europäer. Es erscholl der Ruf: „Ehrt den Mikado und vertreibt die Barbaren." Doch in Kämpfen mit den Fremden lernte man diese achten, und die europäischen Gesandten, voran der englische, Parkes, suchten mit dem Kaiser selbst in Verkehr zu treten. Etliche Fürsten beschlossen nun einen Staatsstreich, und nach kurzem Kriege war (Febr. 1868) nicht nur die Herrschaft des Mikado hergestellt, sondern auch das Schogunat abgeschafft. Sofort eilte der 18jährige „Himmelssohn", Mutsuhitu, nach Jedo, empfing den englischen Gesandten, lernte von dessen Gattin Klavierspielen, von andern auch deutsch und schritt nun rasch auf dem Weg der Reformen voran.

Er schwur: Einsicht und Wissenschaft sollen in der ganzen Welt aufgesucht werden, um das Reich fest zu gründen. Die Daimios wurden 1871 mediatisiert, die Lederarbeiter, bisher wie Parias gemieden, von ihrem Druck befreit, und europäische Lehrer, Ingenieure und Offiziere in ausgedehntester Weise angestellt, um Japan unserer Civilisation teilhaftig zu machen. Telegraphenlinien durchziehen das Reich, Eisenbahnen eröffnet der Mikado in Person und verbittet

sich ausdrücklich die vom Gesetz geforderten göttlichen Ehrenbezeugungen; Hunderte von Jünglingen studieren in Europa und Amerika, vornehme Mädchen fahren übers Meer, um im Ausland ihre Erziehung zu vollenden. Ja eine Konstitution mit Ober- und Unterhaus wurde 1890 eingeführt. Lange noch war das Christentum geächtet, mit der Zeit aber trat Duldung ein, wie die Einführung der Sonntagsruhe (1876) bezeugte. Vieles geschieht für den Unterricht des Volks und über Einführung einer neuen Religion wird ernstlich nachgedacht, seit 1884 die Staatsreligion abgeschafft wurde. — Auch das streng abgeschlossene Korea trat 1876 mit Japan in einen Handelsvertrag, dem 1882 Verträge mit Amerika, England, Deutschland &c. folgten.

Christenverfolgungen in dem hinterindischen Reiche Annam veranlaßten Napoleon 1858 im Bunde mit Spaniern dessen Kaiser Tüdük zu bekriegen. 1859 wurde dort das Niederland des Mekhong-Flusses mit der Hauptstadt Saigon erobert und, Juni 1862, im Friedensschluß die Abtretung von drei Provinzen an die Franzosen erzwungen. Kambodscha bequemte sich, ein französischer Schutzstaat zu werden. Eine Empörung hatte zur Folge, daß 1867 noch drei Provinzen französisch wurden. Nun fanden die Franzosen 1871, daß in Tongking, dem nördlichen Teil des Annam-Reiches, der Songkai eine gute Wasserstraße ins westliche China biete, nahmen 1874 das ganze Reich unter ihren Schutz und erklärten die Oberlehenshoheit Chinas für erloschen. Allein chinesische Truppen hatten die Grenzfestungen inne, ja besetzten 1878 auch andere Plätze und beschränkten die Franzosen lange auf die Hauptstädte im Songkaidelta. Die Unverschämtheit der chinesischen Banden nötigte zuletzt Frankreich, sie mit Gewalt zu vertreiben, auf Gefahr eines Bruches mit China 1883. Nach vergeblichen Verhandlungen kam es zum Krieg mit China 1884, darin die französische Flotte das Arsenal in Futschau zerstörte und Formosa beunruhigte. Im Frieden 9. Juni 1885 gestand China die Einverleibung Tongkings zu und trat an Frankreich die Oberhoheit über Annam ab. Gegen 15 Mill. fleißiger Menschen (darunter 1/2 Mill. Katholiken) sind dort französische Unterthanen geworden.

Auf den herrlichen Inseln im Südosten Asiens hat sich die Herrschaft der Niederländer beständig erweitert, so daß sie derzeit über 28 Millionen brauner Unterthanen gebieten. Es sind das teils hinduisierte Völker, teils noch Dämonenanbeter, ja Kannibalen (wie die Bataks auf Sumatra), weiter viele Muhammedaner, besonders auf der Hauptinsel Java, und endlich zum Handelsbetrieb eingewanderte Chinesen. Die Regierung ist seit 1819 einer privilegierten Gesellschaft anvertraut, an welcher sich der König der Niederlande beteiligt hat; und sein Generalgouverneur in Batavia machte diese Kolonieen dem Mutterlande zu einer einträglichen Goldgrube, bis die Eroberung und Friedigung des widerstrebenden Atschin seit 1873 den Überschuß in ein Defizit verwandelt hat.

Ein reges Leben findet sich in dem Kolonialstätchen, welches der angloindische Offizier Brooke auf der Nordküste von Borneo gründete. Er unternahm es mit etlichen Engländern 1839 die Seeräuber der Küste zu bekämpfen, bildete sich ein kleines, treu ergebenes Heer aus Dajakken, wurde 1841 Radscha, ein Beschützer schwacher Fürsten wie ein Schrecken der stolzen, und lud Missionare ein, in seinem Ländchen Sarawak das Evangelium zu verkündigen († 1868). Sein Reich von 1/4 Mill. aufstrebender Unterthanen steht seit 1888 unter britischem Schutz.

In ähnlicher Weise gründete eine britische Gesellschaft 1878 in der Nordostecke von Borneo eine noch größere Kolonie, Nordborneo, welche samt dem Sultan von Brunei 1888 sich unter den Schutz des Mutterlandes stellte.

§ 12. Italiens Einigung unternommen.

Während Italien weithin unter dem Druck einer blinden Reaktion schmachtete, wie denn namentlich im Kirchenstaat 1854 die Zahl der politischen Gefangenen auf 14 000, die der politischen Flüchtlinge auf 19 000 gestiegen war, wie sogar die milde toskanische Regierung 1852 ein Ehepaar wegen Bibellesens ins Zuchthaus steckte &c.,

stand Sardinien seit Nov. 1852 unter der Leitung des Grafen Cavour, eines genialen Staatsmannes, der früher Landwirt und Handelsminister, glühend begeistert für Italiens Unabhängigkeit, alle Parteien um sich zu sammeln und auf die Hebung und Befreiung des Landes hinzuarbeiten wußte. Er war fest überzeugt, daß die Nationalitätsidee nur durch eine völlige Einigung befriedigt werden könne; ein Staatenbund hatte sich 1851 als unausführbar erwiesen; auch ein Bundesstaat zeigte sich als unmöglich, er wollte so nach und nach „die Artischocke verspeisen". Eine sittliche Erneuerung seines Volkes strebte er kaum an, und in kirchlichen Fragen wußte er keinen Bescheid; doch hob er 1850 die geistliche Gerichtsbarkeit auf. Aber was er konnte, setzte er ins Werk: Anschluß an die Westmächte im Krimkrieg, nach demselben freundliches Einvernehmen mit England und Rußland und ein Notschrei für Italien; im Innern freies Verfassungsleben, Ausbau eines Eisenbahnnetzes und Freihandel. Damit scharte er alle lebendigen Kräfte Italiens um sich, zur Vertreibung aber der Österreicher mußte er wohl oder übel eine fremde Macht herbeiziehen; er wählte Napoleon.



Fig. 390. Graf Camillo de Cavour.

Die Mazzinisten dagegen glaubten nicht nur Napoleon entbehren zu können; sie suchten ihn gerade jetzt als Erzfeind aller Freiheit zu töten; Mazzini selbst hat an diesem Mordversuch keinen Anteil gehabt, er hatte nur Aufstände in Mailand (1853), Livorno, Neapel (1857) angeschürt, die alle mißrieten. Als der Kaiser in Paris, 14. Jan. 1858, mit seiner Gemahlin zur Oper fuhr, wurden Handgranaten gegen seinen Wagen geschleudert, welche 140 Menschen töteten oder verwundeten, während das kaiserliche Paar von den Glasscherben kaum geritzt wurde. Der Thäter Orsini, mit andern italienischen Flüchtlingen verhaftet, erklärte im Verhör, er habe den abtrünnigen Carbonaro von 1831 für seine Unterdrückung der römischen Republik strafen wollen. Ehe er hingerichtet wurde, bat er noch den Kaiser, Österreichs Druck von Italien wegzunehmen, und als er diesen Brief im Moniteur gedruckt las, dankte er ihm für seine „wahrhaft italienischen Gesinnungen". Italien war doch des Kaisers alte Liebe, seit sein Bruder dafür das Leben gelassen; darum hörte er nicht auf seine Minister, sondern schritt in eigener Person vor; er beabsichtigte eine Vierteilung Italiens. Im Juli 1858 besuchte ihn Cavour im Bade Plombières und verabredete mit ihm das Nötige.

Bei der Neujahrsbegrüßung in den Tuilerien 1859 sagte Napoleon zu dem österreichischen Gesandten: „Ich bedaure, daß unsere Beziehungen zu Ihrer Regierung nicht so gut sind, wie ich sie zu sehen wünsche" 2c.; ein Wort, das in Turin hohe

Freude, in Europa Bestürzung erregte, da zu gleicher Zeit von der Berechtigung der Nationalitäten, wie von Revision der (Wiener) Verträge allerhand Beunruhigendes in Pariser Zeitungen zu lesen stand. Zugleich heiratete Prinz Napoleon, ein Sohn Jeromes, die Tochter des Sardiniers, damit aller Welt kund werde, wie eng hinfort Frankreichs und Italiens Geschicke verbunden seien. Dennoch zauderte der Kaiser, während Cavour zum Kriege trieb, und entschloß sich erst völlig, als er sah, daß dieser sonst die Revolution zum Bundesgenossen aufrufen würde. Österreich seinerseits ließ sich durch die friedliebende Sprache der diplomatischen Verhandlungen nicht beirren, sondern sammelte Truppen und stellte Oberitalien unter das Kriegsgesetz. Plötzlich forderte es, 23. April, in einem Ultimatum die Entwaffnung der sardinischen Armee, und auf die abschlägige Antwort rückten seine Scharen in Piemont ein, ein Schritt, der einer Kriegserklärung auch an Frankreich gleich kam. Und das alles, ohne noch eine genügende Armee beisammen zu haben.

Der einsichtige Radetzky war 1858 gestorben; nun kommandierte ein Kammerherr, der unerfahrene ungarische Magnat Gyulai. Statt auf Turin loszurücken, oder die Sammlung der Sardinier, die Vereinigung der Franzosen mit ihnen zu hindern, setzte er sich mit 112000 Mann gemächlich in der fruchtbaren Lomellina fest, bis Regengüsse sie unwegsam gemacht hatten. Über die Alpen aber und zur See nach Genua strömten nun 150000 Franzosen, an deren Spitze sich der Kaiser Napoleon selbst stellte, um es womöglich am Po seinem Oheim gleich zu thun. Freilich zögerte er länger, als dieser gethan haben würde, weil er erst alles beisammen haben wollte, die 80000 Sardinier und seine eigenen Heere nebst den neueingeführten „gezogenen“ Kanonen; und damit wagte er nichts, da ihm kein Kriegsplan Gyulais entgegenstand. Dieser ordnete doch endlich eine Rekognoszierung an, auf welcher die Heerspitzen, 20. Mai, bei Montebello zusammentrafen. Zum Rückzug genötigt, in völliger Unkunde über den Flankenmarsch des Feindes, hörte Gyulai plötzlich, wie Garibaldi mit seinen Alpenjägern Como besetzt habe und Mailand bedrohe, und ging 1. Juni über den Ticino, um sich „rückwärts zu konzentrieren“. Während sodann Napoleon tastend gegen Mailand vorrückte, kam es, 4. Juni, bei Magenta zu einem zufälligen, aber schärferen Zusammenstoß von 50000 Franzosen und 58000 Österreichern, den Macmahon, durch den Kanonendonner herbeigelockt, in einen Sig verwandelte, indem er den Österreichern in die Flanke fiel. Diese, die doch im Vorteil waren, zogen sich zurück. Der Sieger erhielt zum Dank den Titel eines Herzogs von Magenta. Ohne einheitliche Leitung hatten sich doch die Österreicher trefflich geschlagen, meist hungernd und erschöpft infolge der elenden Armeeverpflegung, welche fast bloß die wucherischen Lieferanten nährte. Kopflos räumte Gyulai sofort die Lombardei, von den Franzosen nur langsam bis in die Nähe des Festungsvierecks verfolgt.

Ungeheuer war der Jubel der Lombarden, als, 8. Juni, Napoleon und Viktor Emanuel in Mailand einzogen, und ersterer ihnen ankündigte, wie er so ganz ohne selbstsüchtige Zwecke rein nur ihre Befreiung im Auge habe! Parma, Modena, Toskana, ganz Mittelitalien wurden von den bisherigen Herrschern eiligst verlassen und schlossen sich mit Begeisterung an Sardinien an; schon rief auch Bologna die Diktatur Viktor Emanuels aus. Nun endlich entfernte der österreichische Kaiser den Gyulai, kam selbst mit neuen Truppen herbei und beschloß, die Schlappe von Magenta durch einen Hauptschlag zu rächen. Er rückte über den Mincio und breitete bei Solferino, 24. Juni, sein Heer weit aus, um den Feind zu umarmen. Napoleon dagegen richtete seinen Hauptangriff und die gezogenen Kanonen auf das schwache Centrum der Österreicher, und blieb um 4 Uhr im Besitz der Höhe, als ein furchtbares Gewitter ausbrach, das dem Kampfe fast überall ein Ende machte. Die österreichische Reserve hatte schon mittags ohne Befehl den Rückzug angetreten; was half es da, daß der kühne Benedek die Sardinier bei San Martino zurückgedrängt hatte. Auch die Himmelskönigin, eben zur Generalissima der Armee ernannt, sandte keine Hilfe, nicht einmal die wieder einmal schwer vermißten Mundvorräte! Von 160000 Mann hatten die Österreicher 22000 Mann verloren, die 150000 Verbündeten 17000; diese mehr Tote, jene mehr Gefangene.

Brennend vor Schlachtbegier, zahlreicher als je standen jetzt die Österreicher dem Feind in ihrem Viereck gegenüber; und in Deutschland regte sich das Gefühl des Zusammengehens mit Österreich, am mächtigsten in den Südstaaten. Franz Joseph hatte bei dem Prinzregenten von Preußen angeklopft, dieser aber nicht unbedingte Bundeshilfe, sondern bewaffnete Vermittlung zugesagt, zur Erhaltung des Besitzstandes. Preußen machte darauf 14. Juni sein Heer mobil, forderte aber die Leitung der deutschen Streitkräfte, wogegen Österreich dem Prinzregenten nur die Stelle des Bundesfeldherrn unter Beaufsichtigung durch den Bundestag einräumen wollte. Solches vorsichtige Streben des preußischen Staats nach Gleichberechtigung mit Österreich verletzte Franz Joseph aufs tiefste. Schon 1741 war in Österreich die Losung gehört worden: Lieber allen Besitz in Italien an den Sardinier abtreten als einen Fuß breit Land an Preußen!

Da nun Napoleon gar höflich einen Waffenstillstand anbot und in Villafranca, 11. Juli, seinem kaiserlichen Bruder die wärmste Teilnahme entgegenbrachte, auch durch erfundene Geschichten Preußen verdächtigte, geschah das Unerwartete, daß die Friedenspräliminarien auf der Stelle unterzeichnet wurden. Napoleon erhielt die Lombardei bis zum Mincio, die er sodann dem Sardinier schenkte, ohne sein Programm: „Italien frei bis zur Adria!“ weiter zu verfolgen. Franz Joseph kündigte den übereilten Friedensschluß seinen Völkern mit der Beschönigung an, er sei von seinen natürlichen Bundesgenossen im Stiche gelassen worden. Das führte nur zu weiterer Verstimmung zwischen den deutschen Hauptmächten, die Napoleon nicht eben leid that. — Der förmliche Friede wurde, 10. Nov. 1859, in Zürich abgeschlossen, kam aber nie zur Ausführung. Er beabsichtigte eine italienische Konföderation unter dem Vorsitz des Papstes, daran Sardinien, Österreich samt den andern Fürsten, falls sie friedlich wieder eingeführt wären, teilnehmen sollten, womit eine unversiegbare Quelle steter Zwietracht und napoleonischer Vermittlung eröffnet worden wäre. Cavour sah sich von Napoleon betrogen und trat, scheinbar, von der Leitung der Geschäfte zurück; er wußte nun, daß die Italiener auf der gebrochenen Bahn ohne allzu große Hemmung weiter arbeiten durften. Das thaten sie auch schon vor dem Friedensschluß. — Im August sprach eine Nationalversammlung in Florenz die Absetzung des Hauses Lothringen aus, und ähnliches geschah in Modena und Parma; die Emilia (Bologna u. a.) trug, 6. Sept., sich selbst dem Sardinier an. Dieses rücksichtslose Vorgehen entzweite den „Ehrenmann“ mit dem Papst; letzteren aber forderte Napoleon auf, er solle freiwillig auf die abgefallenen Provinzen verzichten, je weniger Land ihm bleibe, desto mehr könne er Papst über die Geister sein ꝛc. Eine Zumutung, die feierlichst abgelehnt wurde.

Während die Katholiken aller Länder über den um sich greifenden Abfall des Kirchenstaats jammerten, verständigte sich nunmehr Napoleon mit dem (Jan. 60) ins Ministerium wieder eingetretenen Cavour dahin: Sardinien dürfe Mittelitalien vermöge einer Volksabstimmung annektieren, müsse aber dafür Savoyen und Nizza an Frankreich abtreten. Das alles wurde im März 1860 in Scene gesetzt und gelang meisterlich. Die Einrede der Schweiz, welche wohlbegründete Ansprüche auf das Südufer des Genfer Sees hatte, und des Papstes Bann wurden nicht beachtet; die Engländer knurrten wohl, wurden aber im Wesentlichen, 24. Jan., durch einen die Zolltarife verringernden und darum schönen Nutzen verheißenden Handelsvertrag beruhigt; nur wußte nun alle Welt, inwiefern Napoleon für eine bloße „Idee“, wie er sich gerühmt, den Krieg unternommen hatte.

Im Mai entfaltete sich eine neue liebliche Blüte. Franz II., der Mai 1859 seinem Vater Ferdinand II. gefolgt war, glaubte Neapel auch ohne Schweizerregimenter regieren zu können, und entledigte sich dieser in möglichst grober Weise; eine Konstitution zu geben, weigerte er sich hartnäckig, auch nachdem sizilische Aufstände ihn gewarnt hatten. Ein Allianzanerbieten Cavours wies er ab. Da schiffte sich, 6. Mai 1860, Garibaldi mit 1067 Freiwilligen bei Genua unter den Augen der sardinischen Behörden ein und landete bei Marsala unter dem Schutz einer englischen

Korvette. In wenig Wochen hatte er Sizilien von den Neapolitanern gereinigt, mit Waffengewalt wie mit sardinischem Gelde, ungeachtet Cavour fort und fort erklärte, er mißbillige diese tolle Expedition. Als sodann ein Gouverneur erschien, um im Namen Viktor Emanuels die Regierung der Insel zu übernehmen, ließ Garibaldi, 7. Juli, denselben verhaften und nach Genua zurückbringen, woher immer neue Scharen Freiwilliger nach Sizilien fuhren. — Mit 5000 Mann fuhr der glückliche Abenteurer, 19. Aug., weiter nach Kalabrien, nahm Reggio ein und zog im Triumph, durch den Zulauf ganzer Brigaden verstärkt, nach Neapel, 7. Sept., das den Mann im Rothemd freudetrunken empfing. Als Diktator im Namen Viktor Emanuels herrschte er nun wie über die Insel, so über Unteritalien; erst wenn er Rom befreit hätte, wollte er seine Eroberungen an den König Ehrenmann abtreten. — Im Kirchenstaate brachen Aufstände zu Gunsten des Ehrenmanns aus; diese hielt aber die neue Armee des Papstes, welche der französische General Lamoricière mittlerweile aus Zuzüglern aller Völker gebildet hatte, noch mit Gewalt nieder. Da schritt endlich Cavour offen ein; er schickte seine Generale Fanti und Cialdini mit Heeresmacht in den Kirchenstaat.

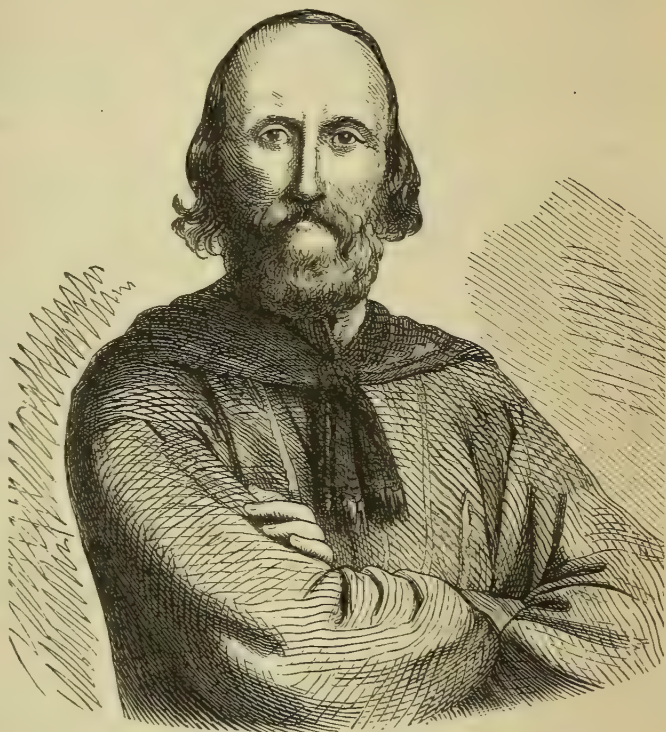


Fig. 391. Jos. Garibaldi. (Nach einer Photographie.)

Darob schauderte der katholischen Christenheit; auch Napoleon protestierte feierlich gegen diese Gewaltthat (für die er privatim Eile empfohlen hatte), und sein Gesandter verließ Turin, 18. Sept. Aber am gleichen Tage zersprengte Cialdini bei Castelfidardo die viel kleinere päpstliche Heeresmacht, und Lamoricière, in Ancona belagert, ergab sich. Viktor Emanuel übernahm jetzt, 4. Okt., den Oberbefehl seiner Truppen und führte sie gegen den Volturno, wo Garibaldi indessen mit den ihrem König treu gebliebenen Neapolitanern heiße Kämpfe bestanden hatte, auch mit den Mazzinisten, welche für eine Republik arbeiteten, in unangenehme Händel verwickelt war. Das Rothemd und der Ehrenmann begrüßten sich ziemlich kühl; Rom anzugreifen, konnte der König jenem nicht gestatten; am 7. Nov. zogen sie noch feierlich in Neapel ein, tags darauf aber dankte der Diktator ab und zog sich, jeden Lohn verschmähend, auf sein Eiland Caprera zurück. Franz verteidigte sich noch kräftig in Gaëta, bis auch diese Feste 13. Febr. 1861 und 12. März Messina zur Kapitulation gezwungen wurden. Darauf zog er sich nach Rom zurück, von wo er im Verein mit dem Papst Räuberaufstände organisierte, welche doch die Einigung Italiens wenig aufhielten.

Das erste italienische Parlament wurde 18. Febr. 1861 vom Ehrenmann feierlich eröffnet und erkannte diesem den Titel eines Königs von Italien zu, welchen England sogleich, Frankreich später anerkannten. Letzteres freilich mit Vorbehalt wegen Rom, das durch französische Truppen dem Papst erhalten blieb. Cavour starb, 6. Juni mit den Worten: tutto è salvo, aufgerieben durch die Riesenarbeit, welche die Einrichtung des neuen Reichs ihm auferlegte, als der größte Staatsmann Italiens auch von seinen Feinden bewundert. Seinen letzten Plan, eines preußisch-italienischen Bündnisses, hinterließ er seinen Nachfolgern als Vermächtnis. Schwach blieb immerhin die neue Schöpfung und darum nicht beengend für den westlichen Nachbar. Rom war zwar vom Parlament zur Hauptstadt erklärt, Cavour aber hatte sich begnügen müssen zu sagen, diese Erwerbung dürfe nur durch moralische Mittel später einmal unternommen werden; einstweilen blutete der Staat aus tausend Wunden, die zu verstopfen das Geld nirgends ausreichen wollte. Hatten doch die zahllosen Bestechungen „um Italien zu machen" allein 250 Mill. Frcs. gekostet!

Indessen brütete Garibaldi auf dem Felseneiland über der Schmach, daß auch seine Vaterstadt Nizza an Napoleon abgetreten war, über der List, womit man sein Vorgehen benützt und gehindert hatte, über der Fortdauer der Fremdenherrschaft im Nordosten und der Priesterherrschaft in der ewigen Stadt, die zu „berühren" Napoleon geradezu verboten hatte; und im Sommer 1862 stiftete er allenthalben Schützenvereine, um Südtirol und Venetien zu überfallen. Da ihm aber die Regierung hier entgegentrat, landete er wieder mit 3000 Freiwilligen in Calabrien unter dem Rufe: Rom oder den Tod! Napoleons Drohung nötigte den Minister Rattazzi, ein Heer unter Cialdini gegen ihn zu schicken. Dieser vertrat den Freischaren den Weg und bei Aspromonte, 28. Aug. 1862, wurde Garibaldi verwundet und gefangen. Der König vergab ihm zwar den eigenmächtigen Schritt, aber die langsam heilende Fußwunde verdammte den kühnen Mann zu längerer Unthätigkeit. Am 15. Sept. 1864 versprach Napoleon, nächstens seine Truppen aus Rom zurückzuziehen, falls Italien dasselbe dem Papste lasse und Florenz zu seiner Hauptstadt erwähle. Das geschah 1865 und im nächsten Jahre zogen die Franzosen aus Rom ab.

§ 13. Der amerikanische Sonderbundkrieg.

Haben wir nur kurz (S. 837 ff.) der neuen amerikanischen Staaten gedacht, so verdient dagegen der älteste, die Union, schon darum eine eingehendere Betrachtung, weil er seit seiner Gründung (S. 724) mit Deutschland durch immer innigere Bande verknüpft worden ist. Obwohl aber Auswanderung und Handelsverkehr Nordamerika unseren Heimstätten so nahe gerückt haben, daß fast jede Familie ihre Vertreter drüben hat, bildet doch jenes ungeheure, mächtig anwachsende Ländergebiet eine Welt für sich, welche schon in ihrer Jugend sich jede Einmischung europäischer Staatsinteressen ernstlich verbat (S. 838), ebenso auch allen Verwicklungen in europäische Fragen mit Geschick auswich; nur versteht sich, daß sie Nationen, welche sich ihre Freiheit erkämpfen, und republikanischen Regierungsformen besondere Sympathien entgegenbringt. Doch Gefühle gelten da wenig; Geschäfte machen ist in jenem betriebsamen Staatenbund die Hauptsache. Um der Freiheit des Seehandels willen kämpfte er (1812—14) nicht unrühmlich mit dem Mutterstaat, welchem er bald in allen Meeren Konkurrenz machte. Als das Jahrhundert anbrach, bildeten 16 Staaten mit 5 Mill. Einwohner einen Streifen am atlantischen Meer, worin vom großen Westen noch kaum die Rede war. Im Innern handelte es sich vornehmlich um die Förderung und den Schutz der nationalen Interessen; und da that sich zwischen den Süd- und Nordstaaten mit der Zeit eine gähnende Kluft auf.

Letztere hatten einen Vorsprung durch den mächtigen Anwuchs freier Arbeit, da deutsche, britische u. a. Einwanderer die Indianer immer rücksichtsloser aus ihren Jagdgründen zurückdrängten, alljährlich neue weite Gebiete bevölkerten und bebauten und auch die Industrie der englischen mächtig nacheiferte. In den Südstaaten dagegen wurde Baumwolle ein immer lohnenderer

Anbau, dessen Ernten alle Fabriken Europas und Amerikas versorgten. Das war aber eine vom Weißen verschmähte Arbeit, daher man sich hier je mehr und mehr auf das Züchten und Halten von schwarzen Sklaven legte, deren Preis mit dem der Baumwolle beständig stieg. Die Einfuhr von Afrikanern war s. 1814 verboten; sie einzuschmuggeln wurde ein einträglicher Handel. Auf den riesigen Pflanzungen lernten die großen Grundbesitzer die Kunst des Regierens, durch welche sie mehr und mehr auch die Centralregierung in ihre Hände brachten. Nach der Verfassung sollte auf je 40 000 Seelen ein Abgeordneter kommen, die Südlichen aber hatten ausbedungen, daß bei ihnen auch die schwarze Bevölkerung gezählt werde und auf 66 000 Sklaven ebenfalls ein (weißer) Abgeordneter komme. Jede Vermehrung der Sklaven stärkte also die politische Machtstellung des Südens. Man stritt lange um das rechte Zollsystem; wollten die Nordstaaten die Einfuhr fremder Manufakturen erschweren, um ihre eigenen zu schützen, so sahen die Südstaaten nur darauf, wie sie ihre Sklaven am wohlfeilsten nähren und kleiden, ihre Baumwolle, Tabak rc. am gewinnreichsten verkaufen konnten. Immer strenger aber verbot man den Farbigen jedes Bildungsmittel, damit sie bloße Lasttiere würden, und zwang die Freistaaten, flüchtige Sklaven auszuliefern.

Die Südlinger sorgten vor allem, daß die Zahl der Sklavenstaaten im gleichen Verhältnis mit den freien zunähme. Das geschah zuerst durch die Erwerbung von Louisiana 1803 und Florida 1819, welche zu verkaufen Frankreich und Spanien sich in kritischen Tagen bewegen ließen. Unternehmende Südlinger waren es auch, welche seit 1821 in dem großen mexikanischen Staat Texas sich da und dort ansiedelten, 1837 aber ihn kämpfend von Mexiko lostrennten, das 1829 alle Sklaverei aufgehoben hatte, und nach kurzem 1845 betrieben, daß er in die Union aufgenommen wurde. Hier konnten sie nun für die Sklavenarbeit ein ungeheures Feld gewinnen. Zwar entbrannte über der Grenzbestimmung ein ungerechter Krieg mit Mexiko, der war den Südlingern gar willkommen: General Scott nahm Sept. 1847 die Hauptstadt in Besitz, da mußten die Mexikaner froh sein, den Frieden mit den übermächtigen Nachbarn durch die Abtretung von Neumexiko und Oberkalifornien zu erkaufen, 1848. Wie blühte nun aber letzteres mit Zauberschnelle auf! Der Hafen San Franzisko, jetzt eigentlich erst entdeckt, wurde zur Weltstadt fürs stille Meer: die alte Märe von Goldlagern erwies sich als Wahrheit und brachte ungeahnten Reichtum von edlem Metall, samt einem Gewühl von Kindern aller Völker, bis auf Chinesen und Japaner hinaus, an die einst so stille Küste.

Und innen im Lande regte sich's immer mächtiger mit dem Bau von Kanälen und Eisenbahnen, mit dem Ausbeuten der Schätze des Bodens (z. B. des wertvollen Erdöls, in Pennsylvanien seit 1859) mit immer gewaltigeren Unternehmungen und Spekulationen, bis ein maßloses Glück über die Union ausgegossen schien. Es war aber dafür gesorgt, daß die Bäume nicht allzu schnell in den Himmel wüchsen: immer klarer trat an den Tag, daß die freie Arbeit einen doppelt so großen Ertrag liefert als die von Sklaven verrichtete.

Die Sklavenbarone waren nun schon gewöhnt, durch ihren Bund mit der demokratischen Partei im Norden die Präsidentenwahl und den Kongreß zu beherrschen: ihre wachsende Anmaßung führte dazu, daß sich ihnen die republikanische Partei geschlossener entgegenstellte, besonders seit 1850 der Norden ein empörend strenges Gesetz über Beifahung und Auslieferung flüchtiger Sklaven sich hatte aufdringen lassen: noch mehr, als die Südländer 1855 dem neuen Staate Kansas durch massenhaftes Eindringen und Abstimmen unter unerhörten Gewaltthaten die Sklaverei aufnötigten. Sollten die amerikanischen Staaten nicht eine Nation von Sklavenbesitzern werden, so mußte der Norden es auf eine Trennung vom Süden ankommen lassen: der Süden konnte das mit Ruhe erwägen, weil allerhand Freibeuterzüge gegen Cuba, Nicaragua und Honduras zeigten, wie leicht sich noch im spanischen Amerika Eroberungen machen ließen. Allmählich zerfielen selbst die größeren Kirchengemeinschaften in südliche und nördliche Zweige, die alle Gemeinschaft unter sich abbrachen: es bildete sich 1832 eine bitter gehaßte Gesellschaft der Abolitionisten, welche

1842 eine „unterirdische Eisenbahn“ zur Flüchtung von Negern in Gang brachte; die Gemüter erhitzten sich so sehr, daß ein Theologe von Süd-Carolina den Sklavenhandel für die wirksamste aller Missionsgesellschaften erklärte, andere Fanatiker aber die Befreiung von Schwarzen, nötigenfalls mit Waffengewalt, als einen Gottesdienst betrieben. Als der ehrliche J. Brown wegen eines solchen Befreiungsversuchs 1859 am Galgen gestorben war, nahmen die Republikaner im Herbst 1860 einen ungewohnten Anlauf und setzten die Wahl ihres Kandidaten Abr. Lincoln für die Präsidentschaft durch.

Er war ein milder, fester Charakter (geb. 1809 in Kentucky), der sich vom Lattenspalter zum Rechtsgelehrten emporgearbeitet hatte. Gewählt war er nur von $1^3/_4$ Million, hauptsächlich Deutschen, deren Einwanderung im letzten Jahrzehnt ihren Höhepunkt erreicht hatte; $2^3/_4$ Mill. Stimmen waren auf drei Mitbewerber gefallen. Der Süden, seit 3 Generationen von seiner Überlegenheit überzeugt, war nun entschieden, vom Norden sich keine Befehle geben zu lassen, vielmehr lieber das hundertjährige Band zu trennen, um sein schwarzes Eigentum im Wert von 8000 Mill. Mark zu verteidigen; und der bisherige Präsident Buchanan sprach 5. Dezbr. dem Süden das Recht zu, „der Regierung revolutionären Widerstand zu leisten“. Secession wurde 8. Febr. 1861 das Feldgeschrei von 7, bald von $11^1/_2$ Staaten.

Als die „Konföderierten Staaten von Amerika“ unter dem früheren Kriegsminister Jefferson Davis in der Hauptstadt Virginiens, Richmond, zusammentraten, klagten sie über keine Rechtsverletzung, nur über die Wahl eines Antisklavereipräsidenten, und ihr Vicepräsident Stephens erklärte die göttliche Institution der Sklaverei für den Eckstein der neuen Republik. Es waren $5^1/_2$ Mill. Weiße mit 4 Mill. Farbigen, welche die 22 Mill. des Nordens zum Kampf herausforderten. Durch Verrat eines Ministers hatten sie sich erst der Kriegsvorräte des Bundes bemächtigt, alle Anstalten zum Kriege getroffen, auch die meisten und besten Offiziere auf ihre Seite gezogen. Lincoln, obwohl von allen Hilfsmitteln entblößt, schrak vor der Aufgabe, die ihm (s. 4. März) gestellt war, nicht zurück. Die Südlinger eröffneten den Kampf, indem sie das bei Charleston gelegene Fort Sumter, kraft ihrer Ansicht vom Recht des Einzelstaats, zur Ergebung aufforderten und es (12. April) mit Glühkugeln beschossen, bis der Major kapitulierte. Lincoln, dem damit der Krieg aufgezwungen war, betonte die Unauflösbarkeit der Union, und behandelte die Secession jedes Staats als Rebellion, obwohl er vorerst keineswegs gegen die Sklaverei vorzugehen dachte, vielmehr durch gemäßigte Erklärungen und humane Maßregeln auch schwankende Grenzstaaten bei der Union festhielt.

Zunächst rief er 75 000 Milizen auf 3 Monate unter die Waffen; dann 60 000 für die Dauer des Kriegs. Doch was wollte das heißen gegen die begeisterten, kampfgeübten, an Gehorsam gewöhnten Südlinger unter ihrem trefflichen Lee, gegen die flinke Kavallerie eines Jackson und Stuart! Die erste Schlacht am Bullrun, 21. Juli, endete mit schmachvoller Flucht der Nördlinger. Da war denn Napoleon bereit, die Konföderation anzuerkennen und zwischen den beiden Parteien „zu vermitteln“; aber England, so schwer es durch die Blokade der Südstaaten und das Ausbleiben der Baumwolle in seinem Gewerbsleben gestört war, so willkommen auch ihm eine Schwächung der so rasch herangewachsenen Übermacht Nordamerikas gewesen wäre, wies seine Vorschläge ab. Am Ohio nahm doch Grant, Febr. 1862, das stark befestige Columbus ein, Halleck Memphis am Mississippi. Der Flotte gelang, April 1862, die Einfahrt in den Mississippi und die Eroberung Neuorleans. Die Landarmee aber, eiligst auf 500 000 Milizen verstärkt, erlitt noch manche Niederlage, ehe sie, 17. Sept. 1862, bei Antietam unter Mac Clellan den ersten Sieg erfocht. Ihre Niederlagen halfen fast mehr, als frühe Siege gethan hätten, sofern sie Lincoln nötigten, den Rebellen mit Aufhebung der Sklaverei zu drohen, falls sie nicht in mäßiger Frist zur Union zurückkehren wollten.

Auf 1. Jan. 1863 sprach Lincoln die Emanzipation der Neger fürs ganze Gebiet von Secessia aus; bald strömten allenthalben flüchtige Sklaven den Nordheeren zu, und auch aus ihnen bildete man Regimenter. Im Februar wurde die allgemeine Dienstpflicht verfügt. Dem Süden aber gingen durch die Blokade die

Lebensmittel, durch den langen Verlauf des Kampfes die Menschenkräfte so nahe zusammen, daß am Ende auch dort von Bewaffnung (und selbstverständlich zugleich von Befreiung) der verbliebenen Sklaven die Rede werden mußte. Am 1.—3. Juli schlug dann Meade bei Gettysburg den in Pennsylvanien eingefallenen Lee, einen Meister des Verteidigungskriegs, während im Westen Grant (4. Juli) die Feste Vicksburg eroberte, wodurch der Mississippi frei und die Konförderation entzwei geschnitten wurde; die demokratische Partei hatte damit ihren Todesstoß empfangen. Grant war es auch, der in viertägigem Ringen bei Chattanooga (Nov.) seine Stellung im Herzen der Südstaaten behauptete, von denen er Tennessee ablöste. Er bekam nun den Oberbefehl und hielt Lee in Virginien unter Riesenkämpfen (Mai 1864) fest, während der energische umsichtige Sherman in Georgia vordrang und zuletzt (Nov.) mittelst eines kühnen Zugs, Eisenbahnen und alle Militärstationen zerstörend, sich bis nach Savannah am atlantischen Meere durchschlug.

Damit war die Lebensader der Konföderation durchschnitten, der äußerste Süden so ziemlich unterworfen, dem Hauptheer in Virginien ging jede Hilfsquelle aus. Übrigens ein merkwürdiger Krieg, nicht bloß durch die Ausdehnung seines Schauplatzes und die Zahl der Kämpfer, sondern auch durch die Erfindung von Torpedos, Panzerschiffen und Monitoren (vgl. Fig. 392)

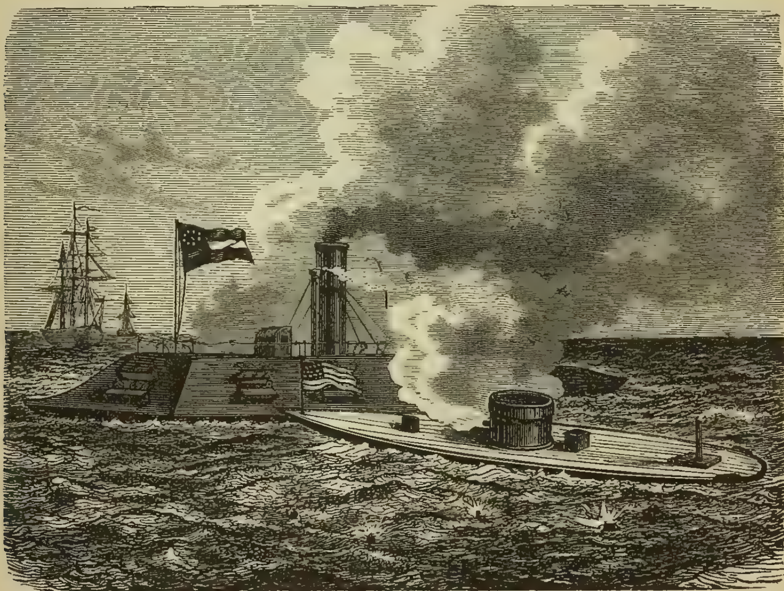


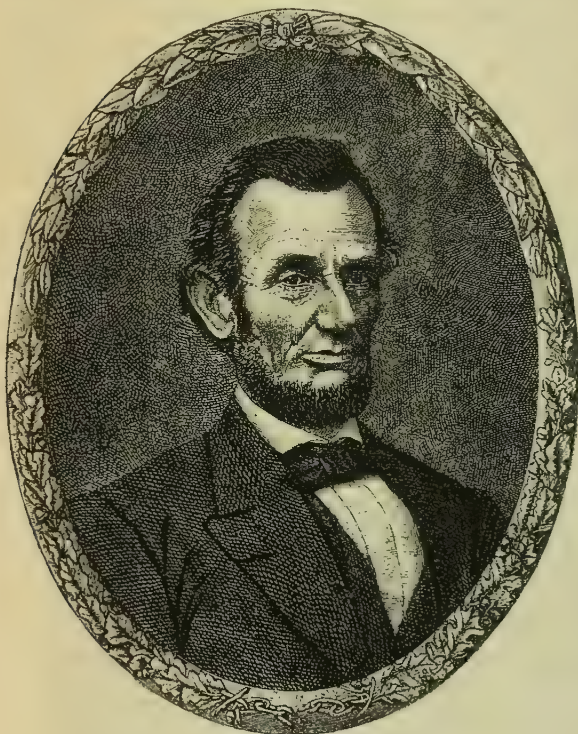
Fig. 392. Kampf des Turmschiffes Monitor mit dem Merrimak.

der Marine. Dann durch die Organisierung der Pflege Kranker und Verwundeter, welche man nicht in Spitälern anhäufte wie bisher, sondern sogleich nach hinten verteilte und durch eine Unzahl freiwilliger Hände am Leben erhielt. Jammervoll aber gestaltete sich das Los der unionistischen Gefangenen im hungernden, verbissenen Süden, man brachte sie nicht unter Dach, sondern pferchte sie wie Tiere ein; wen Hunger oder Durst über die Grenzpfähle trieb, der wurde von den Schildwachen erschossen. Ihrer 20 000 sind dort verschmachtet.

Im Herbst 1864 wurde Lincoln wiederum von $2^1/_5$ Mill. zum Präsidenten gewählt und setzte nun, 31. Jan. 1865, die Abschaffung der Sklaverei für die ganze Union als einen Zusatz zur Verfassung im Kongreß durch. Mit 65 000 Mann, die ihm geblieben, versuchte der unermüdliche Lee (23. März 1865) noch einmal die

eherne Kette zu bersten, mit welcher Grant ihn umschlossen hielt, sie riß aber nicht; dagegen durchbrach Grant mit Sheridan die feindlichen Befestigungen und nötigte Lee in fünftägigem Schlachten (29. März ff.) zur Räumung des brennenden Richmond, in welches nun Negerregimenter einzogen. Im April ergab sich derselbe mit dem ausgehungerten Rest seiner Truppen; ebenso Johnston, nachdem er von Sherman nach Nordkarolina zurückgedrängt war; zuletzt im Mai auch die Armee von Texas.

Der vierjährige Riesenkampf, der den Süden wohl eine halbe Million, den Norden fast 300 000 Menschenleben gekostet, war beendet; weniger durch die Geschicklichkeit der Führer, als durch die reichere Fülle von Mitteln, die den freien Staaten zu Gebot stand. Über $2\frac{1}{2}$ Mill. hatten nach und nach im Norden gekämpft, $1\frac{1}{3}$ Mill. im Süden. Die Kosten des Kriegs werden auf 9 Milliarden Dollars berechnet, etwa dreimal so viel als der Wert der Sklaven je betragen hatte; eine Schuldenlast von 2800 Mill. Dollars lag auf der aufatmenden Union. Aber Großes war erreicht; aus dem losen Staatenbund hatte sich eine durch Gleichheit der Interessen bedeutend mächtigere Union entpuppt, welche mehr als je im Völkerrate zu besagen hat.


Fig. 393. Abraham Lincoln. (Nach Kugler.)

Zwar raffte sich die Rebellion noch zu einem letzten Fersenstich auf; sie wollte alle ihre Hauptgegner an Einem Tage vernichten. Aber nur Lincoln wurde am Karfreitag, 14. April 1865, von dem fanatischen Schauspieler Booth im Theater zu Washington erschossen, der Staatssekretär Seward entkam mit etlichen Dolchstichen, Grant u. a. auserkorene Opfer wurden von den Verschworenen nicht aufgefunden. Am Grab des Präsidenten aber sprach sich der ganze Dank einer Nation aus, die sich aus einem Kampfe auf Leben und Tod gerettet fühlte. Die Mörder ereilte bald das Gericht; über die Führer der Rebellion wurden nur kleine zeitweilige Strafen verfügt. Es folgten unerquickliche Parteikämpfe unter dem neuen Präsidenten, Andr. Johnson (1865—69), nach welchem General Grant die Regierung überkam. Hatte der Kongreß schon im März 1866 allen Bürgern aller Staaten die volle Gleichheit vor dem Gesetz, mit Ausnahme des Wahlrechts, zuerkannt, so wurde auch das letztere, übereilterweise 1870, den noch ununterrichteten Negern gegeben, um mit ihrer Hilfe den zerrütteten Süden schneller im Sinn der republikanischen Partei, die bis 1885 an der Spitze stand, wieder aufzurichten.

Dort wütete zunächst der Geheimbund der Kuklux, welche maskiert über Neger und Negerfreunde herfielen und sie hinmordeten, was viele Farbige in den Westen trieb. Für den

Unterricht der Neger wird bes. durch den amerik. Missionsverein viel gethan. Daß sie fleißig arbeiten, beweist schon die Thatsache, daß in 20 Jahren vor dem Krieg 58 Mill. Ballen Baumwolle erzielt wurden, in 20 Jahren nach dem Krieg 93 Mill.; der Unterschied beträgt 2 Milliarden Dollar, gerade den Wert der Sklaven. — Den Indianern wird das Wahlrecht noch vorenthalten, doch ist man jetzt bemüht, den 290 000 Rothäuten zur Hebung mittelst christlichen Unterrichts zu verhelfen und damit einen weiteren Schandfleck früherer Regierungen zu entfernen, nachdem der andere mit so viel Blut ausgewaschen worden. Immerhin zwingt die ungezügelte Landgier der Weißen noch je und je die Rothäute zu Verzweiflungskämpfen. Auf 55 Mill. Weiße beläuft sich nun die Bevölkerung der Union, und auch die Zahl der Farbigen 8 Mill. nimmt zu; letztere werden von den verschiedensten Kirchengemeinschaften umworben, auch schon von gewissenlosen Wahlagenten umschmeichelt, weil ihr Wahlrecht sie zu einem politischen Kapital gemacht hat. Eisenbahnen verbinden seit 1869 die äußersten Weststaaten mit dem großen Missisippithal und machen es der Regierung möglich, auch gegen die in Utah angesiedelte Mormonensekte, deren Prophet Brigham Young († 1877) die Polygamie eingeführt und seine Widersacher durch „Daniten" hatte ermorden lassen, endlich einzuschreiten. — Eine ordentliche Verwaltung zu schaffen, ist der Union bis jetzt noch nicht gelungen, weil die jeweilig herrschende Partei alle Ämter, wohl 50 000, mit ihren Kreaturen besetzt, das ist die Siegesbeute der gewonnenen Wahlschlacht. Gerade die gewissenhaftesten Männer meiden den Staatsdienst, in welchem Unterschleife, Amtsschacher und Bestechung kaum mehr für strafbar gelten. 6—8 Eisenbahnkönige aber beherrschen das ungeheure Bahnnetz, und mit etlichen Petroleumsfürsten u. a. Monopolisten den Kongreß. Die Einwanderung der Chinesen wurde 1882 verboten, weil ihre wohlfeile Arbeit dem irischen Pöbel unerträglich schien. Anzuerkennen ist, daß die Regierung die ungeheure Kriegsschuld schon mehr als zur Hälfte abgetragen hat.

Eine Folge des Bürgerkriegs drohte weitere Verwicklungen herbeizuführen. Agenten der Südstaaten ließen nämlich in England Raubschiffe bauen, deren etliche von der britischen Regierung am Auslaufen verhindert wurden. Aber eines wurde nach den Bahamas entlassen, wo es sich bald als Kriegsschiff Florida entpuppte; ein anderes, die Alabama, lief im Juli 1862 von Liverpool aus, ehe die Regierung seiner habhaft wurde, nahm dann in Terceira einen Kapitän Semmes samt Kanonen und Kohlen ein, und kreuzte nun im atlantischen und indischen Meer, kaperte und verbrannte eine Unzahl amerikanischer Handelsschiffe, setzte auch, je und je in britischen Häfen sich erholend, dies Unwesen fort, bis ein amerikanisches Kriegsschiff es vor Cherbourg zerstörte, 19. Juli 1864. Ein anderer in England ausgerüsteter Kaper, der Shenandoah, fing und vernichtete amerikanische Walfischfahrer noch drei Monate nach der Beendigung des Kriegs und kehrte zuletzt unangefochten nach England zurück. Die Amerikaner ließen die Entschuldigung der Briten, daß ihre Neutralitätsgesetze ein solches Vergehen diesseitiger Schiffsbauer und Händler erlauben, nicht gelten, sondern sprachen eine Entschädigung an, welche England endlich 1871 einem internationalen Schiedsgericht zu bestimmen überließ.

Dieses, bestehend aus fünf Ministern beteiligter und neutraler Staaten, tagte 1872 in Genf und entschied, daß England für seine Saumseligkeit in der Behandlung jener 3 Schiffe $15\frac{1}{2}$ Mill. Dollar zahle. Ein Schiedsspruch des deutschen Kaisers regulierte auch 1872 die nordwestliche Grenze der Union. — Die Engländer aber haben 1867 ihre nordamerikanischen Besitzungen zu einer Dominion vereinigt, die vom Mutterland wesentlich unabhängig sich selbst Gesetze geben darf. Damit hofften sie der Anziehungskraft des ungeheuren Freistaats ein gewisses Gegengewicht zu geben.

§ 14. Das mexikanische Kaisertum.

Napoleon stand 1859 auf der Spitze seiner Macht; was 1860 in Italien geschah, war schon nicht ganz nach seinem Sinn; 1861 aber lockte ihn der Riß in Nordamerika zu einem neuen für ihn verderblichen Wagnis. Der alternde Mann erkannte mit Leidwesen das Sinken der lateinischen Völker; wie er forschte, wo sich eines derselben heben ließe, bot sich Mexiko seinen Blicken dar. Auch den konföderierten Staaten konnte er durch eine Einmischung in jenen Meeren vielleicht noch eine

Kräftigung bieten. Es galt, dort einen neuen Thron zu gründen, dem Klerus einen Gefallen zu erweisen! Die Liberalen in Mejiko hatten gerade einen indianischen Advokaten, den fähigen Juarez, zum Präsidenten gewählt, 1861, der nicht bloß gegen die Bandenführer der klerikalen Partei scharf auftrat, die meisten Klöster abschaffte und die geistlichen Güter einzog, sondern auch die Religionsfreiheit einführte und die Schulen zu heben suchte. Dabei nahm er freilich die Ansprüche europäischer Gläubiger, welche früheren Regierungen (der klerikalen Partei) Geld geliehen und durch hohe Zinsen ihre Schuld über alles Recht gesteigert hatten, auf die leichte Achsel, ja suspendierte die Zahlung der Zinsen ans Ausland auf zwei Jahre. Darüber kam es zum Einschreiten der Franzosen.

Zuerst verständigte sich Napoleon mit Spanien und England, Mejiko müsse zur Entschädigung ihrer Unterthanen angehalten werden (im Londoner Vertrag 31. Okt.); Napoleon freilich konnte das nur thun, indem er einen schweizerischen Gläubiger Mejikos, den Bankier Jecker, erst zum Franzosen machte; und vorsorglicher Weise bestand England darauf, man wolle sich aller Einmischung in die Verfassung des bedrohten Landes enthalten. Odonnell sandte 6000 Spanier unter General Prim nach Veracruz, wohin ihnen, Jan. 1862, 3300 Franzosen und 1000 englische Seesoldaten nachfolgten. Allein mit so schwachen Kräften, unter denen das ungesunde Küstenklima fleißig aufräumte, ließ sich ein Reich wie Mejiko nicht bezwingen. Die Generale unterhandelten daher mit Juarez, der auch gnädig erlaubte, daß die alliierten Truppen vorerst unbehindert aufs gesunde Hochland hinaufsteigen durften, sobald er nämlich von ihnen hörte, welch mäßige Anforderungen „auf friedliche Konferenzen über die Geldfrage“ ꝛc. sie stellen. Allein Napoleon verwarf diese Übereinkunft.

Nun landete in Veracruz der klerikale Bandenführer Almonte, den Juarez verbannt hatte, und verkündigte, er habe auf seiner Reise durch Europa bereits dem Habsburger Maximilian die Krone von Mejiko angetragen; auch seien Napoleon und der Papst völlig damit einverstanden! Die französischen Generale erklärten plötzlich, sie würden mit Juarez nicht mehr verhandeln, nachdem sie statt 800 000 Frkn. plötzlich 75 Mill. gefordert hatten; da sahen sich Spanier und Engländer betroffen an, erkannten, wie sehr man sie getäuscht habe, und zogen (April) wieder nach Hause, über ihre Geldforderungen von Juarez beruhigt. Die Franzosen aber brachen ihr den Mejikanern gegebenes Wort und rückten plötzlich gegen Orizaba vor. Wirksam konnten sie doch nicht vorgehen, bis Forey 28 000 Soldaten aus Frankreich übergeschifft hatte. Diese erstürmten endlich, Mai 1863, das hartnäckig verteidigte Puebla, und im Juni hielt Forey mit Almonte seinen Einzug in Mejiko, wohin sogleich eine Versammlung von Notabeln berufen wurde. Was Almonte dem Franzosenkaiser versprochen hatte, alles Volk werde seinem Heere sich freudig anschließen zur Rettung der bedrohten Kirche, war freilich auf dem Marsche nicht in Erfüllung gegangen; dagegen wählten 231 Notabeln den Erzherzog Max zum Kaiser, 11. Juli; es war ein Possenspiel der Klerikalen, von welchem alle Gemäßigten sich fern hielten.

Der hochsinnige, träumerisch bewegte, doch thatenlustige Prinz Max war von Napoleon leicht überredet worden, sich in die gefährliche Aufgabe hineinzuwerfen. Als daher die mejikanischen Gesandten ihm in seinem schönen Schloß Miramar den Antrag überbrachten, nahm er ihn an, „so bald die Nation durch freie Abstimmung ihn rufe“. Und diese Abstimmung besorgte General Bazaine, Foreys Nachfolger, indem er gegen den nordwärts geflüchteten Juarez zog und die Stimmen der Ortschaften, die er unterworfen oder berührt, einsammelte; in Kürze hatten ihrer 2000 sich für Max erklärt, der sich demnach einreden konnte, vom Volke selbst auf den Thron Montezumas berufen zu sein. Napoleon versprach ihm, 25 000 Mann in Mejiko zu lassen, bis der neue Kaiser ein eigenes Heer gebildet hätte, und ihm das nötige Geld zu leihen, das abzuzahlen Max sogleich anfangen müsse. 270 Mill. Franks hatte die Expedition bereits gekostet.

Der junge Kaiser schied schmerzbewegt von seinem lieben Miramar, holte erst in Rom den Segen des Papstes und zog dann mit seiner hoffnungstrunkenen Gemahlin, Charlotte von Belgien, deren weiser Vater übrigens das Abenteuer gebilligt

hatte, und einer kleinen Schar Freiwilliger aus Österreich und Belgien, 12. Juni 1864, in Mejiko ein. Eine edle Kraft von Josephs II. Art, die alles mit Hast und Feuer angriff, aber nichts zum Ziel führte. Während Bazaine in den entlegenen Provinzen den Krieg gegen die Republikaner fortsetzte, suchte Max die zucht- und treulosen Parteien zu versöhnen, eine Verwaltung zu schaffen, ein Heer zu organisieren 2c. Doch kannte er die Männer nicht, denen er sein Zutrauen schenkte, vergriff sich in manchen und durchkreuzte je und je die Plane des schärfer blickenden Bazaine. Das Kirchengut den Käufern wieder zu entreißen, Protestanten auszuschließen und andere Forderungen des Papstes und der Klerikalen zu befriedigen, fand er unausführbar; so stieß er aber diese ab, ohne doch die Liberalen zu gewinnen, die ihn völlig abhängig von Bazaine sahen. Dieser erlangte den Marschallstab, weil er Juarez nach Texas gejagt hatte; aber schon 1864 mit dem Niedergang der Konföderierten erhoben die Juaristen allenthalben ihr Haupt; und das unheilvolle Dekret vom 5. Okt. 1865, daß solche Bandenführer und Kriegsgefangene als Räuber zu erschießen seien, ein Dekret, zu welchem Bazaine den Kaiser gedrängt hatte, entzündete nur noch mehr den Bürgerkrieg. Juarez drang im Norden vor, durch die Amerikaner kräftig unterstützt; diese hatten die neue Monarchie nie anerkannt, und jetzt verlangten sie von Napoleon den Abzug seiner Truppen und zwar schleunigst (Juni 1866).

Das französische Volk hatte das kostspielige Abenteuer seines Kaisers nie gebilligt; einem Krieg mit der Union mußte er vollends aus dem Wege gehen, weil dabei nichts zu gewinnen war. Der Rückzug des Heeres wurde demnach verfügt. Max war wie vom Blitz getroffen; noch tiefer schmerzte ihn, daß Napoleon als Grund dieser Maßregel die Nichterfüllung des Vertrags von Miramar bezeichnete, obwohl Max allem aufgeboten hatte, die französische Schuld zu tilgen. Erschüttert rief er aus: Man hat mit mir ein unehrenhaftes Spiel getrieben! Seine Gemahlin eilte nach Paris, um an den geheimen Artikel des Vertrags zu erinnern, wornach die Franzosen bis 1868 in Mejiko bleiben sollten; ihr Flehen blieb unerhört. Sie sagte: „mir geschieht recht, eine Orleansenkelin hätte ihre Zukunft keinem Bonaparte anvertrauen sollen.“ Sie reiste nach Rom, der Papst blieb ungerührt; da verfiel sie in unheilbaren Irrsinn.

Bazaine, mit einer reichen Mejikanerin vermählt, von Maximilian mit Wohlthaten überhäuft, überließ ihn nun seinem Mißgeschick; nicht nur zog der Marschall selbst, Febr. 1867, unter dem Jubel der Bevölkerung aus der Hauptstadt ab, er zwang auch die französischen Offiziere der mejikanischen Armee, ihren Eid zu brechen und mit ihm zurückzukehren, verkaufte seine Kanonen an den Feind und vernichtete lieber Pulver und Waffen, als daß er sie an Max überlassen hätte. Mit dem Ruf: Auf gegen Berlin! schifften sich, März 1867, die letzten Franzosen ein. — Sie hätten gerne Max mitgenommen; aber dieser warf sich nun den Priestern in die Arme, welche ihn beschworen, sie doch nicht im Stiche zu lassen, und ihm Geld und Soldaten versprachen. Er warf sich, Febr. 1867, nach Querétaro, wo er von den Republikanern unter Escobedo belagert wurde. Von Verrat umgeben, kämpfte und litt er sich ritterlich, mehr Soldat als General. Ein Ausfall, um sich nach der Küste durchzuschlagen, war auf den 15. Mai beschlossen. Da ließ Oberst Lopez, der von ihm mit Auszeichnungen reich bedacht worden war, aber längst in geheimer Verbindung mit den Belagerern stand, für 2000 Unzen Goldes eine Abteilung der Juaristen nachts in die Stadt ein. Max erwacht, sah sich von Feinden umringt, wurde zuerst von einem Oberst Rincon großmütig „als bloßer Bürger“ entlassen, wollte aber die mit ihm gefangenen Generale nicht verlassen und wurde mit ihnen zum Tode verurteilt; trotz aller Bemühungen fremder Gesandten wurde er, 19. Juni 1867, erschossen.

Seine Leiche fand in Wien eine ehrenvolle Bestattung. Juarez, wieder und wieder bedrängt von den endlosen Revolutionen des unglücklichen Landes, starb 1872. Eine wirkliche Erneuerung desselben liegt noch fern; nur in der Einführung des Evangeliums durch Amerikaner, die protestantische Gemeinden gründen, und in zunehmender Schulbildung sehen wir Keime einer

bessern Zukunft. Immerhin hat Diaz seit 1877 die Sicherheit im Lande hergestellt und Eisenbahnen gebaut. — Durch einen Kondolenzbesuch, den Napoleon, Aug. 1867, beim österreichischen Kaiser machte, konnte er das bittere Gefühl der Völker, daß er einen der besten Prinzen seinem Ehrgeize geopfert habe und am Ende doch selbst der Betrogene sei, nicht umstimmen. Mit der Hebung der lateinischen Rasse, wie mit den Unternehmungen der Klerikalen wollte es einmal nicht vorwärts gehen; und in die Aussichten Napoleons auf Festigung seiner Dynastie mischten sich etliche schwarze Punkte.

§ 15. Wilhelm I. und Bismarck.

Nachdem Deutschland mit seinem politischen Streben sich lange nur lächerlich gemacht, Preußen aber vor Österreich und Rußland sich tief gedemütigt hatte, kam die Zeit, da von beiden mit Achtung geredet werden sollte. Es ging damit wunderlich zu. Im Okt. 1857 wurde Friedrich Wilhelm IV., nachdem er die Neuenburger Frage (S. 881) erledigt, von einem Gehirnleiden befallen, daher sein Bruder Wilhelm erst die Stellvertretung, 9. Okt. 1858 aber die Regentschaft übernahm.

Der lichten Augenblicke des geistreichen Königs wurden immer weniger; treu gepflegt von seiner evangelisch gewordenen Gattin, der bayrischen Elisabeth, ging er 2. Jan. 1861 zu seiner Ruhe ein. „Nie hat eines Königs Herz treuer für seines Volkes Wohl geschlagen," rühmte ihm sein Bruder nach; nie hat auch ein Fürstenherz der Kirche Wohl und Wehe teilnehmender getragen und mehr dafür gelitten. Die evangelische Kirche Deutschlands einig und stark im Glauben, zugleich aber frei von aller Fürstenleitung zu sehen, hätte ihn wohl mehr gefreut, als seinen Bruder die Kaiserkrone. Dieser, der Nov. 1858 den Fürsten Hohenzollern zum Ministerpräsidenten erhob, erließ zunächst eine offene Erklärung: „er werde überall der Heuchelei entgegentreten, die Schule und Wissenschaft in größter Freiheit pflegen und in der evangelischen Kirche die Union erhalten," daher der „neuen Ära" von den Freisinnigen unverständig zugejubelt wurde. Wilhelm war ein Fürst von mildem Wesen und stetem Willen, gehärtet in Notzeiten zu großer Besonnenheit, so daß ihm nichts am Scheine lag, alles am treuen Dienst des Staats. Er schrieb einmal, „wie er bei seiner ledernen Natur, die man vielleicht praktisch nennen könnte, viel Anstoß in der phantastischen Professorenzeit gebe. Wir wollen abwarten, wer zuletzt Recht behält." Er bewährte sich als ein „ausrichtiger" Mann.

Wenn nun auch der Presse und den Vereinen etwas freiere Bewegung zugestanden ward, so zeigte es sich doch bald, daß die neue Regierung nicht sowohl auf den Beifall der Liberalen abziele, als auf eine wesentliche Stärkung der preußischen Kraft. Darauf wollte in anderer Weise der Nationalverein hinarbeiten, der sich Sept. 1859 bildete; auch Schützenvereine und Schützenfeste stellten sich die Einigung Deutschlands zum Ziel. Wilhelm aber hatte 1859 sein Heer mobilisiert und fand es eines Neubaus bedürftig. Als Bayern u. a. eine Reform der Bundeskriegsverfassung vorschlugen, meint er, die 2 süddeutschen Korps sollten unter Österreichs, die 2 norddeutschen unter Preußens Oberbefehl stehen; der Bundestag ging nicht darauf ein. So faßte er die Umbildung des preußischen Heerwesens ins Auge, die er mit seinem Kriegsminister Roon ausarbeitete, nachdem er den genialen Hellmut von Moltke 1858 zum Chef des Generalstabs ernannt hatte. Das Linienmilitär sollte durch umfassende Rekrutierung und dreijährige Präsenz um 39 Regimenter vermehrt, aus der jüngeren Landwehr eine Reserve gebildet, die Familienväter aber entlastet werden. Weil diese Reorganisation Geld kostete und dem Lande wertvolle Arbeitskräfte entzog, wehrte sich das Abgeordnetenhaus hartnäckig, die geforderten Mittel ohne Abstreich zu bewilligen; der Bruch wurde zuerst hinausgeschoben durch außerordentliche Bewilligung. Am 23. Sept. 1862 strich aber ein freisinniges Haus die Ausgaben für die Reorganisation, dagegen bewilligte sie das Herrenhaus. Am 24. Sept. 1862 wurde Otto von Bismarck-Schönhausen, der gefürchtete Führer der Junkerpartei, an die Spitze eines neuen Ministeriums berufen.

Dieser Bismarck, geb. 1815, war ein Mann, vor welchem seit 1847 den Demokraten graute, da er im vereinigten Landtag (S. 891) als Redner der äußersten Rechten gezeigt hatte,

wie ganzherzig er sich seiner Aufgabe unterziehe. Dem König und seinem Glauben treu ergeben, ein klarer Denker, entschieden und mächtig in Rede und That, vornehmlich aber unerschütterlichen Mutes, hat er ohne alle Künste der Beredsamkeit mit seinen Kernschüssen doch oft ins Ziel getroffen. Um die Volksgunst buhlte er so wenig, daß die Alltäglichkeit ihm sein burschikoses Auftreten gar nicht vergeben konnte. Den Kampf um Schleswig-Holstein nannte er 1849 „einen Streit um des Kaisers Bart, ein höchst ungerechtes, frivoles und verderbliches Unternehmen zur Unterstützung einer ganz unmotivierten Revolution". Er hoffte es noch zu erleben, daß das Narrenschiff der Zeit an dem Fels der Kirche scheitere. Man wird, wenn es nötig werden sollte, die großen Städte vom Erdboden vertilgen, sagte er noch 1852. Als Bundestagsgesandter nach

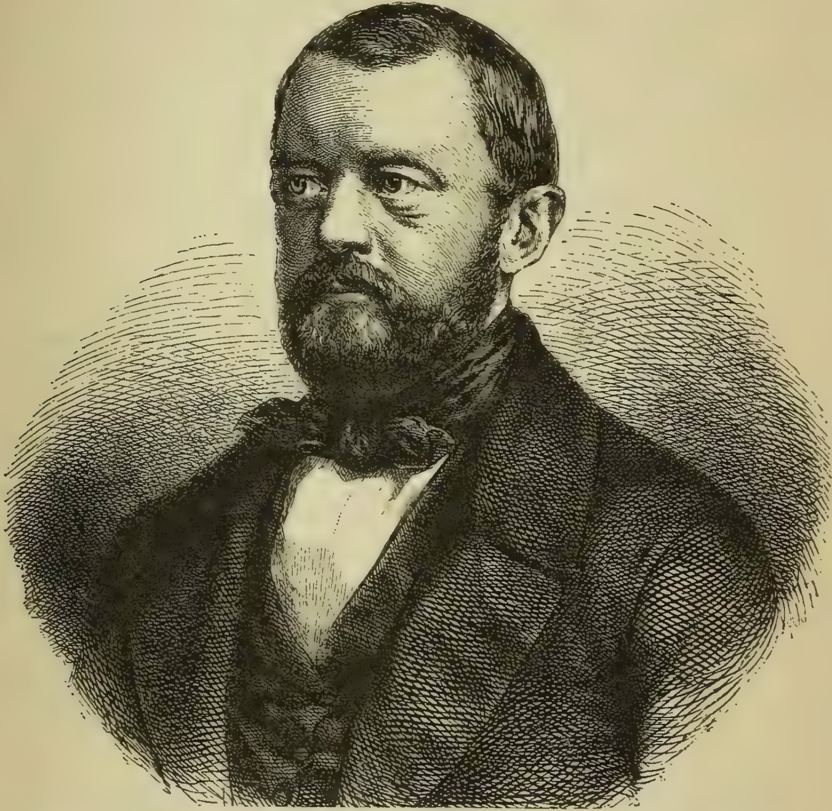


Fig. 394. Otto von Bismarck-Schönhausen als Abgeordneter zum vereinigten Landtag 1847.
(Nach einem Familienbild.)

Frankfurt geschickt, 1851, blickte er tiefer in Österreichs Irrwege hinein, womit es sich die Mittelstaaten unterwarf, und arbeitete ihnen immer unverhohlener entgegen; es entwickelte sich bei ihm ein entschiedener Widerwille gegen Schwarzenberg, der gesagt hatte, man müsse Preußen erst erniedrigen, dann vernichten, und weiterhin gegen jegliche Förderung österreichischer Interessen. Er gestand sich, 1858: wir waren heruntergekommen und wußten selbst nicht wie. Preußen dürfe die empfindsame Regung nicht in sich Herr werden lassen, müsse sich von allen lähmenden Einflüssen befreien und selbständige Politik treiben. „Ich bin meinem Fürsten treu bis in die Waden, aber gegen alle anderen fühle ich in keinem Blutstropfen eine Spur von Verbindlichkeit, den Finger für sie aufzuheben," schrieb er 1861 vertraulich an Roon. Als der Krieg um die Lombardei drohte, lief Bismarck Arm in Arm mit dem italienischen Gesandten; dadurch in Frankfurt unmöglich geworden, wurde er 1859 Gesandter in Petersburg, wo er sich die Achtung der höchsten Kreise erwarb. Zuletzt, 1862, hatte er in Paris seinen König vertreten und dem Napo-

leon ordentlich ins Auge geschaut. Ein Vertrauter des Kaisers, Stoffel, nannte diesen Staatsmann „ein merkwürdiges Urbild gleichmäßiger Begabung mit Verstand und Willenskraft"; andern Parisern erschien er mit seiner Offenheit als ein bizarrer Prahler. Als er sein Ministerium übernahm, erkannte er als die ihm gestellte Aufgabe „die Herstellung des deutschen Reichs", erwartete aber freilich, wie er 9 Jahre später bekannte, ihre Erfüllung nicht in so kurzer Zeit. Er hielt sich auf beides gefaßt: einmal das Schicksal Straffords (S. 609) zu teilen oder noch der populärste Mann in Deutschland zu werden.

Zunächst kam er der Kammer versöhnlich entgegen und erklärte, wozu man die Stärkung des Heeres brauche: „Preußen muß seine Kraft zusammenhalten auf den günstigen Augenblick, der schon einigemal verpaßt ist. Preußens Grenzen sind zu einem gesunden Staatskörper nicht günstig. Große Fragen aber werden nicht durch Reden und Majoritätsbeschlüsse entschieden (dies war der Fehler von 1848 und 1849), sondern durch Blut und Eisen." Man spottete und drängte, beschuldigte ihn eines Staatsstreichs, da kümmerte auch ihn die Opposition weniger. „Der Staat, der einmal nicht stille stehen könne, müsse unbehindert durch Reden vorgehen, und er könne es, da er die Macht in Händen habe." Da das Haus jedes Jahr die Gelder für die eingeführte Reorganisation verweigerte, begnügte sich Bismarck mit der Genehmigung des Herrenhauses; man drohte, die Regierung habe kein Recht zur Erhebung der Steuern, man wollte keine Anleihe bewilligen; er sagte offen, wenn keine Vereinigung über das Budget zu stande komme, so lasse sich auch ohne Budget regieren; im Notfall nehme er die Mittel, welche er bedürfe, wo er sie bekomme.

Dr. Virchow gab ihm einmal in der Kammer zu verstehen, wie sehr er ein solches Ministerium wie das seine bemitleide. Bismarck erkannte den Hrn. Professor wohl für einen geschickten Naturforscher an, sagte aber: „Was die Politik betrifft, ich glaube wirklich, meine Herrn, ohne Überhebung, diese Dinge verstehe ich besser." Mit Rußland verständigte er sich zur Unterdrückung des polnischen Aufstands, lehnte aber Alexanders Antrag, Österreich und Frankreich gemeinsam zu bekriegen, entschieden ab. Der König litt still, oft schlaflos, bezeichnete aber die Heeresreform als sein eigenstes Werk, das er habe durchführen müssen; einmal werde das Land ihm danken!

Wie viel liberaler ließ sich doch Österreich an! Seine Niederlagen in der Lombardei hatten ihm nämlich eine Änderung des Systems nahe gelegt; ein „Oktoberdiplom" (vom 20. Okt. 1860) gab den einzelnen Ländern des Reichs Statute und Landtage, worauf ein Februarpatent 1861 neben dem allgemeinen Reichsrat noch einen engern für die deutsch-slavischen Länder einsetzte. Die Protestanten erhielten gleiche Rechte, was jedoch Tirol sich verbat. Doch wurde 1862 zum erstenmal ein Budget mit einer Volksberatung vereinbart, so daß Österreich schon für einen konstitutionellen Staat gelten konnte. Die Ungarn zwar beharrten darauf, sich nicht von Wien aus regieren zu lassen; man hoffte doch, sie würden noch näher treten. Eben jetzt (März 1862) hatte Preußen mit Frankreich einen Handelsvertrag geschlossen, auch für den Zollverein, ohne diesen erst zu fragen; wie sträubten sich da die Süddeutschen, denen hiemit alle Aussicht auf wirtschaftliche Verbindung mit Österreich genommen wurde; und wie raunte ihnen doch dieses ins Ohr, daß alle Friedensstörung in Deutschland von dem bösen Preußen ausgehe. Seit 1853 bestand ein Vertrag mit Österreich, der diesem bis 1865 den Eintritt in den Zollverein in Aussicht stellte; diese Hoffnung aber wurde zu Wasser, sobald man sich an Frankreich anlehnte. Allein Österreich protestierte wohl, betrieb aber die Sache schläfrig; und weil man die schlechte Wirtschaft in Österreich fürchtete, gaben, wenn auch verstimmt, die Beteiligten endlich alle dem gewaltthätigen Preußen nach. Der Zollverein wurde erhalten und Deutschland damit dem Donaugebiet um ein wesentliches ferner gerückt. Auch entblödete sich Bismarck nicht, der kaiserlichen Regierung zu raten, sie würde besser daran thun, ihren Schwerpunkt an der Donau noch weiter abwärts, nach Ofen, zu verlegen, als sich in Deutschland so viel zu schaffen zu machen. Er protestierte gegen die antipreußische Politik Österreichs, die sich durch eine Koalition der

Mittelstaaten zu stützen suche, worauf von Wien geantwortet wurde: „es sei für das Kaiserhaus nicht thunlich, seinen traditionellen Einflüssen auf die deutschen Regierungen zu entsagen". Da glaubte Franz Joseph die preußischen Plane durch eine Überraschung durchkreuzen zu können. Plötzlich berief er einen deutschen Fürstenkongreß nach Frankfurt und eröffnete ihn, 17. Aug. 1863, in Glanz und Jubel.

Den versammelten Fürsten schlug er vor, die „baufällige" Bundesverfassung durch Beiziehung von Kammerabgeordneten 2c. zu erneuen. Der Kaiser wollte, daß „Deutschlands Recht auf eine zeitgemäße Entwicklung seiner Verfassung verwirklicht, der Bund im Geist unserer Epoche erneuert und durch die Teilnahme der Völker mit frischer Lebenskraft erfüllt werde, um Deutschland in Ehre und Macht als ein unzertrennliches Ganzes zusammenzuhalten." Aber Wilhelm I., den Österreich bis zum letzten Augenblick geflissentlich umgangen hatte, erschien nicht auf dem Kongreß; umsonst versuchte auch der sächsische König ihn zu einem Besuche in Frankfurt zu bereden. Weiter zeigte sich in den Beratungen, daß es doch der Mehrzahl der Fürsten nicht genehm war, eine starke Centralmacht herzustellen; auch schwächten sie die Vorschläge zu einer wirksamen Beteiligung des deutschen Volkes an deren Beschlüssen wesentlich ab. Baden hielt keine fruchtbare Bundesthätigkeit für möglich, so lange zwei Großmächte dem Bund angehörten. Dann verlangte es Wechsel des Vorsitzes zwischen Österreich und Preußen; da Franz verlegen schwieg, fand ein Bürgermeister den Ausweg, die Frage offen zu lassen. Für eine Volksvertretung verlangte Bismarck direkte Wahlen und sodann die Befugnis zu beschließender Mitwirkung; „zu Gunsten eines so eingerichteten neuen Bundes könnte wohl Preußen etwas von seiner Selbständigkeit abgeben." Aber für direkte Wahlen stimmten nur zwei der Fürsten. So scheiterte der ganze Reformplan, und daß Österreich keinerlei weitere Schritte that, deutete fast an, es habe die Sache nicht ernstlich gemeint. Verhängnisvoll war aber doch, daß der Kaiser selbst den Bund für veraltet und unnütz erklärt hatte!

Wilhelm, das merkte man schon, unterschied sich von seinem geistreichen Bruder durch größere Willenszähigkeit und Selbstbeschränkung; sonst galt er mehr für einen hohen Freimaurer als für einen entschiedenen Christen. Erst nachdem er dem Mordversuch eines Studenten in Baden, 15. Juli 1861, mit leichter Wunde entronnen war, schien er in den Äußerungen seiner Gottesfurcht sich mehr dem vollendeten Bruder zu nähern. Die Hoffnungen der Liberalen aber wandten sich dem Thronfolger zu, der 1858 eine britische Prinzessin geheiratet hatte.

Damals verhalf der Jude Ferd. Lassalle († 1864) durch seine Agitation dem Arbeiterstand in Deutschland zum Gefühl seiner Bedeutung. Auf seinen Rat konstituierte sich derselbe als selbständige politische Partei, die auf das allgemeine Wahlrecht lossteuerte, um den Staat zu einem sozialdemokratischen umzuwandeln. Am 23. Mai 1863 trat zu Leipzig der allgemeine deutsche Arbeiterverein ins Leben: Das Lohnsystem und der Unternehmergewinn sollen abgeschafft, der volle Arbeitsertrag den Arbeitern zugeteilt, schließlich alle Kapitalien vom Staat eingezogen und verwendet werden.

§ 16. Der Schleswig-Holstein'sche Krieg.

Die Elbherzogtümer waren seit 1852 (S. 900) trotz aller Vorstellungen der deutschen Mächte vielfach vergewaltigt worden. Eben jetzt aber sollte Schleswig durch ein „Märzpatent" Friedrichs VII. in Dänemark einverleibt, Holstein zur tributpflichtigen Provinz gemacht werden, wogegen Österreich und Preußen Verwahrung einlegten. Das dänische Parlament nahm diesen Verfassungsentwurf an, noch fehlte die Unterschrift des Königs, da starb dieser, 15. Nov. 1863. Ihm folgte der Protokollprinz Christian IX., dessen Sohn kaum erst die Regierung Griechenlands angetreten hatte. Dem Drohen des Kopenhagener Volks weichend, unterzeichnete er, 18. Nov., den Entwurf. Damit hatte er selbst das Londoner Protokoll verletzt, das Schleswigs Selbständigkeit anerkannte, daher die lang zurückgedrängte Aufregung über das Schicksal des Bruderstamms sofort in ganz Deutschland frisch aufflammte. Hannoveraner und Sachsen, vom Bunde beauftragt, überzogen unverweilt Holstein; die Bewohner dieses Herzogtums traten, 27. Dez., zu einer Landgemeinde zusammen und riefen dem Augustenburger Friedrich. Der kam auch

schnell nach Kiel und legte namentlich „dem glorreichen Beschützer aller Nationalitäten", dem Kaiser Napoleon, seine Sache ans Herz. Preußen und Österreich wollten den Augustenburger entfernt haben, ihr Antrag fiel aber beim Bundestage durch.

Doch siehe da, sie selbst erheben sich, Bismarck und Rechberg, die bisherigen Gegner, nehmen die ganze Sache dem Bundestag ohne viel Ceremonie aus den Händen, behalten sich vor, über die Herzogtümer im Einverständnis zu entscheiden, verlangen von Dänemark Aufhebung der Novemberverfassung binnen 48 Stunden, und auf die abschlägige Antwort rücken, 1. Febr. 1864, 35 000 Preußen und 22 000 Österreicher über die Eider. Die 6000 Dänen räumten bald das Danewerk, eine tausendjährige neuverstärkte Schanzenlinie; nur die dänische Nachhut wurde noch von den Österreichern bei Översee, 6. Februar, ereilt. Da nun Beschlagnahme aller deutschen Schiffe verfügt wurde, besetzten 18. Febr. die Alliierten Kolding auf der jütischen Grenze und breiteten ihre Macht bis zum Lymfiord aus. Auch die Düppeler Schanzen wurden 18. April von den Preußen erstürmt; ihr Zündnadelgewehr (seit 1841 eingeführt, aber jetzt erst allgemein verwendet) hatte sich tüchtig erprobt. — Ein Waffenstillstand gab Gelegenheit zu Friedensverhandlungen in London, wo die deutschen Vormächte, 19. Mai, noch eine Personalunion zwischen Dänemark und den Herzogtümern vorschlugen. Als aber die Dänen darüber gar nicht beraten wollten, bestunden jene auf vollständiger Trennung der Herzogtümer, griffen die Preußen zu den Waffen, setzten 29. Juni nach dem wohlverteidigten Alsen über und gewannen auch diese Insel. Selbst zur See zeigten sie sich den Dänen gewachsen. England konnte Frankreich und Rußland zu keiner Einmischung bewegen; so mußte Dänemark 30. Okt. im Wiener Frieden die 3 Herzogtümer einfach den beiden Vormächten abtreten. — Aber wie die Beute teilen?

Österreich wäre es zufrieden gewesen, daß der Augustenburger die Herzogtümer erhalte und also ein neuer Mittelstaat sich bilde. Preußen dagegen begann nun das Erbrecht des Prinzen anzuzweifeln und nötigte etwas barsch die Hannoveraner und Sachsen zum Rückmarsch aus Holstein, um mit Österreich allein das Land zu verwalten. Diesem schlug es 22. Febr. 65 vor, der neue Staat solle mit Preußen ein ewiges Schutz- und Trutzbündnis schließen; Österreich war dazu nicht geneigt. Mit dem Prinzen aber besprach sich Bismarck, ob er wenigstens den Kieler Hafen und die Verfügung über die Wehrkräfte des Landes seinem Könige überlassen würde. Daß Preußen keinen zweiten eifersüchtigen Nachbar wie Hannover am Meere aufkommen lassen dürfe, daß für die Zwecke der Verteidigung wenigstens Norddeutschland Einen Körper bilden und Einem Gedanken sich unterordnen müsse, stand für Bismarck so fest, daß er deshalb auch einen Krieg zu wagen entschlossen war. Als Österreich, 6. April 1865, dem Antrag der Süddeutschen auf bedingungslose Einsetzung des Augustenburgers beistimmte, widerstand Bismarck hartnäckig, obwohl seine Stände ihm nicht einmal die Kriegskosten von 70 Mill. Mk. genehmigten. Die gemeinsame Verwaltung der Herzogtümer erwies sich immer schwieriger; der Geburtstag des Augustenburgers, 6. Juli, wurde allenthalben festlich begangen, der des Preußenkönigs verachtet. Bismarck aber sagte gelegentlich dem Herzog von Gramont, dem französischen Gesandten in Wien, er fürchte einen Krieg mit dem geldarmen, zerrütteten Österreich so wenig, daß er ihn vielmehr wünsche; und den Bayern 2c. riet er, bei einem solchen Krieg doch ja neutral zu bleiben; ein einziger Stoß, eine Hauptschlacht von Schlesien her, werde Preußen in die Lage bringen, den Frieden zu diktieren. Mit Italien aber schloß er einen Handelsvertrag, der auch den Zollverein nötigte, den König Ehrenmann anzuerkennen. Da beeilte sich Franz Joseph, mit dem Führer der gemäßigten Ungarn, Deak, ein Abkommen zu treffen, daß nämlich die Länder der Stephankrone wieder ein Ganzes ausmachen sollen, und hob im Blick auf diesen zuerst vorzunehmenden Ausgleich, 20. Sept. 1865, die Februarverfassung einstweilen wieder auf.

Wilhelm kam mit dem Kaiser in Gastein zusammen, wo denn zur Vermeidung des Bruderkriegs, 14. Aug., die provisorische Auskunft beschlossen wurde: Preußen solle Schleswig, Österreich aber Holstein (ohne den Kieler-Hafen, der preußisch wurde) verwalten. Lauenburg solle an Preußen fallen und Österreich dafür $2^1/_2$ Mill. Thlr. erhalten. „Die Risse waren verklebt", meinte Bismarck.

§ 17. Der deutsche Krieg.

Aber der Freiherr, jetzt zum Grafen ernannt, ruhte nicht. Er fühlte tief den unerträglichen Widerspruch zwischen der strotzenden Nationalkraft Deutschlands und seiner politischen Mißgestalt: er sah, wie die Allianz mit Österreich schon gelöst, dasselbe aber zum Schlagen nur gar nicht gegürtet sei; ein Krieg, womöglich der letzte von Deutschen gegen Deutsche, sollte Preußen zu seinen sonstigen Vorzügen das rechte Leibesmaß, und Deutschland die nötige Einigung unter einem Haupte verschaffen. Im Herbst 1865 kündigte er diese Gedanken auf einer „Verjüngungsreise" nach Biarritz dem französischen Kaiser an, der Venetien gewinnen und dadurch den Papst retten wollte, und bewog ihn zur Zusage seiner Neutralität. Am 28. Febr. 1866 war Ministerrat, in welchem Wilhelm beschloß, vorwärts zu gehen, ohne einem Krieg auszuweichen. In Wien wurden Rüstungen angeordnet. Dann kam der italienische General Govone nach Berlin, ein geheimes Bündnis mit Preußen zu schließen, das 8. April (auf drei Monate) zu stande kam und den Italienern die Abrundung durch Venetien verhieß, während es sie zugleich aus der Abhängigkeit von Frankreich herauszureißen versprach. Österreich suchte nun Bundesgenossen.

Bismarck beantragte 9. April am Bundestag die Einberufung eines deutschen Parlaments nach allgemeinem Stimmrecht, „damit Preußen die militärischen Kräfte wenigstens von Nord- und Mitteldeutschland zu wirksamer That um sich vereinige". Das klang den Fürsten wie Mediatisierung; sie wünschten dagegen einstimmig, daß sämtliche Bundesglieder abrüsten. Allein daran war nicht mehr zu denken; Österreich näherte sich vielmehr jetzt dem schlauen Franzosen und bot ihm Venedig für Italien an, falls der ihm selbst zu Schlesien verhälfe; dann möchte Preußen immerhin Schleswig-Holstein davontragen. Ja und am 5. Mai erklärte sich Österreich bereit, Venetien wegzuschenken, wenn nur Italien neutral bleibe. Doch fürchteten sich die Italiener vor baldiger Zurücknahme des Geschenks, falls es nämlich Österreich gelänge, seinen Nebenbuhler allzu leicht zu besiegen. Ihnen genügte die Zusicherung Napoleons, daß Venetien in jedem Fall ihnen werden solle, während derselbe anderseits einen Kongreß veranstalten wollte, 24. Mai, den aber Österreich zurückwies. Alle diese Verhandlungen wollte ein exaltierter jüdischer Student, Kohen, abschneiden, indem er, 7. Mai, 5 Läufe seines Revolvers in nächster Nähe auf den verhaßten „Volksfeind" abdrückte. Doch der Graf blieb unverwundet, der Jüngling aber tötete sich selbst während des Verhörs. Durch einen geheimen Vertrag mit Österreich vom 12. Juni gab Napoleon diesem durch Vorbehalt aller Rechte des Papstes die Einheit Italiens preis, während Österreich den Franzosen Entschädigung am Rhein versprach.

Die Rüstungen schienen vollendet, als der österreichische Statthalter Gablenz auf den 11. Juni die holsteinischen Stände zusammen berief, daß sie die Wünsche des Landes aussprächen. Preußen erklärte diesen Schritt für einen Bruch der Gasteiner Konvention und ließ durch seine 16000 Mann die 4800 Österreicher aus Holstein friedlich hinausdrücken. Solches Vorgehen zeichnete Österreich als gewaltsame Selbsthilfe, und forderte vom Bundestag die Mobilmachung des gesamten Bundesheers. Auf Preußens Antrag, betreffend einen neuen Bund Deutschlands mit Ausschluß der österreichischen und niederländischen Landesteile, ging die Bundesversammlung so wenig ein, daß sie, 14. Juni, „mit 9 gegen 6 Stimmen", wie der österr. Vorsitzende etwas übereilt zu zählen beliebte, die Mobilmachung der Bundestruppen gegen Preußen beschloß, obgleich dessen Gesandter Savigny nachwies, daß das Bundesrecht keine Kriegserklärung, sondern nur ein Exekutionsverfahren kenne. Da er kein Gehör fand, erklärte er den Bundesvertrag für erloschen und verließ den Saal. Tags darauf bot Preußen noch seinen nächsten Nachbarn Hannover, Sachsen, Kurhessen (und Nassau) Frieden, d. h. Neutralität an; auf abschlägige Antwort zogen schon 16. Juni allerwärts die Preußen in diese Länder ein.

Man hatte nun den Krieg, durch den es gelingen sollte, wie Wilhelm hoffte, „das lose Band, welches die deutschen Lande mehr dem Namen als der That nach zusammenhielt, in anderer Gestalt fester und heilvoller zu erneuen". Zu Preußen hielten nur Mecklenburg, Oldenburg,

Thüringen und die Hansestädte; Baden, das zu ihm neigte, konnte diesem Zuge nicht Folge geben um seiner Nachbarn willen. Österreichs Gesandter war so siegesgewiß, daß er allen bundestreuen Regierungen ihren Besitzstand garantierte, während die Preußen „mit affenmäßiger Behendigkeit“ und größter Präzision schlagfertig über die Grenzen vordrangen und am 17. Juni in Hannover, 18. in Dresden und Kassel einrückten. Umsonst suchte die hannöversche Armee mit ihrem blinden König, planlos tastend, sich nach Bayern durchzuschlagen; bei Langensalza 27. Juni festgehalten, erwehrte sie sich wohl siegreich des preußischen Angriffs, war aber bald durch rasche Benützung der Eisenbahnen von 40 000 Preußen so umschlossen, daß sie am 29. kapitulieren mußte. Die Sachsen und Hessen dagegen zogen sich südwärts auf ihre Bundesgenossen zurück.

Während gegen alle Erwartung Norddeutschland von den Preußen im Flug erobert wurde, fiel auch in Italien ein Schlag. Umsonst hatten jene dem Piemontesen Lamarmora anempfohlen, alles Ernstes auf Wien zu marschieren und einen Stoß ins Herz zu versuchen. Der schwache General folgte dem Wink Napoleons, der den Angriff aufs Festungsviereck zu beschränken riet, und rückte darauf so blindlings los, daß Erzherzog Albert mit seinen 85 000 Mann den Feind trotz aller Tapferkeit 24. Juni, bei Custozza aufs Haupt schlug und über den Mincio zurückwarf. Auf dieser Seite trat vorerst Ruhe ein; nicht am Po, sondern in Böhmen sollte Venetien erobert werden. — In Böhmen standen 220 000 Österreicher und 30 000 Sachsen unter dem wackern Haudegen Benedek vereinigt, einem protestantischen Ungarn, der nicht zum hohen Adel gehörte. Seine sieben Armeekorps befehligten zwei Erzherzoge, drei Grafen und zwei Generale, von jenen aber wurde ihm kein prompter Gehorsam entgegengebracht und den Offizieren mangelte vielfach gründliche Bildung, den Truppen noch manche Bedürfnisse. Die wohlgerüsteten Preußen dagegen, 295 000 Mann, teilten sich in drei Armeen; rechts die Elbarmee unter Herwarth von Bittenfeld, im Centrum Prinz Friedrich Karl, links die schlesische Armee unter dem Kronprinzen. Moltkes Plan lautete: getrennt marschieren und vereint schlagen! Die beiden ersteren drängten den viel schwächeren Grafen Clam-Gallas in kleineren Kämpfen und im heißen nächtlichen Sieg bei Gitschin (29. Juni) auf Königgrätz zurück. Die schlesische Armee aber drang, 27. Juni, in drei Kolonnen über die Pässe des Gebirgs; Bonin bei Trautenau gegen Gablenz, die Garden unter Prinz August von Württemberg in der Mitte, Steinmetz, dem die schwerste Aufgabe zufiel, bei Nachod und Skalitz gegen Ramming und Erzherzog Leopold. Überall kämpften die Österreicher tapfer, verloren aber auch im glücklichsten Fall (bei Trautenau) durch das preußische Schnellfeuer viel mehr Tote und Verwundete, und eine unverhältnismäßige Zahl von Gefangenen.

Nun häufte Benedek seine entmutigten Korps bei Königgrätz zusammen und erhielt, nachdem er 1. Juli telegraphisch dem Kaiser zum Frieden geraten, den direkten Befehl, sofort eine Schlacht zu liefern. Mit 500 Kanonen setzte er sich also auf den Höhen zwischen der Elbe und Bistritz fest und bereitete sich auf den Entscheidungstag.

König Wilhelm, eben in Gitschin eingetroffen, beschloß noch in der Nacht, ein Zusammentreffen aller Korps vor dem Feinde anzuordnen. Am Morgen des 3. Juli begann Friedrich Karl den ungleichen Kampf gegen die furchtbare Artillerie Benedeks und seine überlegenen Massen; die Division Fransecky deckte vier Stunden lang unter dem gräßlichsten Kartätschenfeuer den linken Flügel und ließ dort ein Viertel ihrer Infanterie zurück, bis endlich um 1 Uhr zwei Korps des Kronprinzen auf den rechten Flügel der Österreicher eindrangen und die Aufgabe ihrer Brüder erleichterten. Gegen 3 Uhr war Benedek auch im Rücken angefaßt; nach 4 Uhr setzte sich der König an die Spitze der Kavallerie, den geschlagenen Feind zu verfolgen.

Um 8 Uhr umarmte Wilhelm den Kronprinzen, 9 Uhr verstummte bei Pardubitz der Kanonendonner; die Österreicher hatten 18 000 Mann verloren, dazu 24 000 Gefangene, aber auch von den Siegern lagen 8800 tot oder verwundet bei Chlum, Sadowa und Königgrätz. Es war die größte Schlacht des Jahrhunderts, durch die Zahl der Kämpfer. Die öster-

reichische Armee zerstob, nur die Sachsen verließen in geschlossenen Reihen den Wahlplatz. Benedek zog sich auf das feste Olmütz zurück; die Preußen dagegen rückten unbeirrt auf Wien los. Durch ganz Norddeutschland wiederhallte der Ruf: „dem König g'räts!" Antonelli aber, des Papstes Staatssekretär, rief aus: die Welt bricht zusammen.

Franz Joseph erklärte nun, 5. Juli, er trete Venetien an den Kaiser Napoleon ab. Und dieser, der mit verschränkten Armen zugeschaut hatte, wie die Deutschen im Bruderkampfe sich nächstens verbluten werden, ward jetzt von „patriotischen Beklemmungen" befallen. Er suchte in aller Weise den Siegeslauf Preußens zu zügeln; allein wegen des Eiterns der mexikanischen Beule konnte sein Kriegsminister kaum 40 000 Mann ausrüsten. Er bat also Italien, vom Kriege abzustehen, da er ihm Venetien gern überlasse; doch diese Zumutung wies Ricasoli als unehrenhaft ab. Immerhin konnte der Erzherzog Albrecht sonder Gefahr seine meisten Truppen nach Wien versetzen, da von Italien nicht viel zu befürchten stand. Als die durch ihre Panzerschiffe übermächtige Flotte des Admirals Persano gegen Dalmatien segelte, um Lissa zu erobern, überfiel sie der kühne Tegetthoff, 26. Juli, und trieb sie mit scharfem Schlage nach Ancona zurück. Mittlerweile wurde in Nikolsburg unter französischer Vermittlung hin und her verhandelt, bis 22. Juli Waffenruhe eintrat und 26. ein Vorfriede erzielt wurde. Bismarck hatte Eile, mit Österreich abzuschließen, da jetzt auch Rußland einen Kongreß vorschlug. Er bestand auf der Zahlung von 20 Mill. Thlr. Kriegsentschädigung, eine Bestimmung, die auch im Frieden von Prag (23. Aug.) festgehalten wurde. Österreich mußte aus dem deutschen Bund austreten und die Annexion von Schleswig-Holstein, auch weitere Gebietsvergrößerungen zugeben; bis an den Main sollte der norddeutsche Bund reichen. Für Sachsen legte Österreich noch ein gutes Wort ein, nicht aber für seine übrigen Verbündeten.

Gegen diese war Vogel von Falkenstein aus Eisenach vorgerückt. Er drängte erst die Bayern, 10. Juli, bei Kissingen und anderwärts über den Main zurück, warf durch Göben, 14. Juli, die Hessen bei Aschaffenburg, und besetzte 16. Frankfurt, von wo die Bundesversammlung sich noch rechtzeitig nach Augsburg geflüchtet hatte; die reiche Bundesstadt mußte starke Kontributionen zahlen. Dann übernahm Manteuffel den Oberbefehl über die 60 000 Mann starke Mainarmee, die 50 000 Bayern und wohl 50 000 Südwestdeutschen gegenüberstand, und schlug 23. Juli die Badener bei Hundheim, 24. die Württemberger bei Tauberbischofsheim, 26. die Bayern bei Roßbrunn, bis 2. August vor Würzburgs Mauern die Nachricht vom Abschluß des Waffenstillstandes auch mit den Süddeutschen eintraf, gerade als deren Heere sich endlich zusammengefunden hatten. Sie gestanden sich, ihr Feldzug sei ein Fehlzug gewesen; die Mängel der Bundesarmee, welchen Preußen so lange vergeblich abzuhelfen gesucht hatte, waren vollständig ans Licht getreten. Preußen aber forderte nicht nur Kriegskosten, sondern auch ein Stück Land, namentlich von Bayern, dessen fränkische Fürstentümer vor 60 Jahren noch preußisch gewesen waren.

Erschreckt wandten sich diese Höfe (außer dem badischen) an Napoleon um Hilfe. Am 5. August forderte er durch seinen Gesandten Benedetti von Preußen nicht bloß eine Grenzberichtigung für Frankreich, sondern das linke Rheinufer. Nachdem der König durch seine Thronrede (S. 938) das Vertrauen im Volk hergestellt hatte, sagte Bismarck 7. Aug. dem Gesandten: „Diese Forderung ist der Krieg!" Napoleon sah sich zu diesem ungerüstet und lenkte ein; er wollte sich zur Not mit Luxemburg, Landau 2c. begnügen, aber Wilhelm blieb dabei: Nicht einen Schornstein von Deutschland! Doch konnte nun Bismarck den Süddeutschen zeigen, was von Westen drohe; so verständigte man sich schnell, Württemberg (13. Aug.), Baden (17.), Bayern (22. Aug.), Darmstadt (3. Sept.) schloßen nacheinander Frieden mit Preußen, und traten zugleich in Schutz- und Trutzbündnisse mit demselben, die aber vorerst geheim blieben. Darmstadt und Bayern hatten etwas Grenzland abzutreten; für Sachsen genügte schließlich (21. Okt.) der vollständige Beitritt zum norddeutschen Bund. — Schon vorher, 3. Okt., war der Friede zwischen Österreich und Italien in

Wien unterzeichnet worden. Jetzt erst lieferte Österreich die eiserne Krone der Lombardei an Italien aus. Doch mußte letzteres sich gefallen lassen, daß es Venetien aus der Hand Frankreichs und erst nach erfolgtem „Plebiscit" erhalte.

Venetien beschloß 22. Okt. durch eine glänzende Volksabstimmung (651 758 Ja gegen 69 Nein) seine Vereinigung mit dem jungen Königreich, und Viktor Emanuel nahm diese mit den Worten entgegen: „Heute hat die Fremdherschaft aufgehört: Italien ist vorhanden, aber noch nicht vollendet." Dieses Wort war freilich wahr; dem Königreiche fehlte noch Rom, das zu erringen Frankreich einmal nicht erlaubte. Und dann konnte man sagen: „Italien ist gemacht, die Italiener sind noch zu machen." Man hatte eine freie Verfassung und fühlte sich doch nicht glücklich. Nur ein Viertel der Rekruten konnte lesen und schreiben; die Verwaltung wollte nicht besser, die Justiz nicht sicherer werden; die Finanzen aber gerieten durch allerhand Schwindel, trotz zunehmendem Steuerdruck, in unabsehbare Verwirrung. Kriegsruhm hatte Italien sich auch nicht erworben; doch hatte die preußisch-italische Waffengemeinschaft gleichzeitig das einheitliche Italien und das einheitliche Deutschland zur Welt gefördert, wodurch Europas Lage mit einemmale völlig verändert wurde.

§ 18. Der norddeutsche Bund.

Der deutsche Bund starb 14. Aug. 1866 in den „drei Mohren", indem der österreichische Gesandte expreß nach Augsburg reiste, ihn für aufgelöst zu erklären, im Beisein von nur drei süddeutschen Gesandten. Kein Dichter hat ihm einen Nachruf geweiht, weil sein 50jähriges Bestehen ihn nie als eine schaffende Kraft geoffenbart hatte. Aller Blicke richteten sich vielmehr nach dem riesig aufstrebenden Berlin, wo Wilhelm I. am 4. Aug. eintraf und tags darauf den preußischen Landtag eröffnete. Die Thronrede kündigte die Gründung eines neuen Bundes an und bat um Indemnität (d. h. Verzeihung) für die seitherige budgetlose Verwaltung, damit der Konflikt der letzten Jahre, der „aus einer unabweisbaren Notwendigkeit" hervorgegangen sei, zum sichern Abschluß gebracht werde. Nachdem das reorganisierte Heer in so glänzender Weise seine Tüchtigkeit erprobt hatte, war nun auch die dem „unfähigen Minister" früher abgeneigte Mehrheit bereit, ihm seine Geringschätzung ihrer Stimmen zu vergeben. — Am 17. Aug. kündigte er ihnen an, wie Hannover, Kurhessen, Nassau und Frankfurt mit der preußischen Monarchie auf immer vereinigt seien; und dazu kam noch (Dezbr.) Schleswig-Holstein, so daß Preußen als der Kern des neuen Bundes 24 Millionen Deutsche umfaßte auf einem nun wohl arrondierten Gebiet. Nach eingehenden Beratungen mit Sachsen und den übrigen Kleinstaaten wurde 24. Febr. 1867 der erste Reichstag eröffnet, der schon 17. April die Verfassung des neuen Bundesstaats vollendete.

Es war doch heftig gestritten worden, namentlich über die Diätenlosigkeit der Abgeordneten und die Heeresstärke, 2 Punkte, an welchen Bismarck unerschütterlich festhielt. Ein Bundesrat vertritt die 21 Regierungen, ein Reichstag das Volk; die gesamte Land- und Seemacht befehligt der König von Preußen, welcher den Bund im Rate der Völker vertritt. Damit war die Union des J. 1850 in verbesserter Auflage verwirklicht, und die Aussicht, durch Einheit zur Freiheit zu gelangen, belebte mit neuer Hoffnung auch die bisher minder günstig gestellten Bundesglieder (wie Mecklenburg ꝛc.). Dagegen war es ein Glück, daß der Bundesstaat sich all der Eingriffe ins Leben der einzelnen Volksteile enthielt, welche die Reichsverfassung von 1849 gewagt hatte. Deutschland saß jetzt im Sattel und mußte zeigen, ob es reiten könne.

Neben dem norddeutschen Bunde bestand der Zollverein fort, der wenigstens eine Brücke über den Main zu bauen gestattete. Die unpassende Anordnung, daß alle Glieder gleiche Macht haben sollen, wurde beseitigt und die Gesetzgebung über das Zollwesen einem Zollbundesrat und „Zollparlament" übertragen, 8. Juli 1867. Dies das Band, welches die vier süddeutschen Staaten dem Norden nähern sollte, ohne daß ein Druck auf sie ausgeübt würde.

Der große Minister sprach: „Wenn die ganze Nation die Einheit will, ist kein deutscher Staatsmann stark genug, sie zu verhindern, keiner kleinmütig genug, sie hindern zu wollen. Wohl

dürfen wir das große Werk erst dann für vollendet erachten, wenn der Eintritt der süddeutschen Staaten in den Bund erfolgt sein wird; aber die Aktion für diesen Eintritt muß von ihnen ausgehen." Wilhelm eröffnete das erste Zollparlament, 27. April 1868, mit einer Rede, welche auf die kleinen Anfänge des Zollvereins und seine großen Früchte hinwies; und die Verhandlungen dieses Parlaments stärkten trotz mancher Mißklänge von Seiten der verbissenen Partikularisten die frohe Hoffnung, daß aus dem Zoll- bald ein Vollparlament werde. Doch wollte Bismarck nichts übereilen. Als Febr. 1870 Lasker vorschlug, den Anschluß Badens zu beschleunigen, verwies ihn der Minister zur Geduld: „wir wollen nicht den Milchtopf absahnen, um das übrige sauer werden zu lassen. Das Haupt des Nordbunds hat doch schon jetzt in Süddeutschland eine Stellung, wie sie seit dem Rotbart kein Kaiser gehabt hat."

Den annektierten 3 Provinzen suchte man den Übergang in den neuen Staat dadurch zu erleichtern, daß man ihnen finanzielle Selbständigkeit und ein Maß von Selbstverwaltung gewährte. Einen Teil von Nordschleswig gemäß dem Prager Frieden an Dänemark zurückzugeben, zeigte sich Bismarck bereit, nur verlangte er Bürgschaft, daß die Deutschen, welche dadurch unter dänische Herrschaft zurückfielen, in ihren Rechten nicht verkürzt würden. Er bekam die ablehnende Antwort, es genüge an den dänischen Gesetzen; damit konnte Preußen sich nicht beruhigen, und ließ diese Friedensklausel unberücksichtigt, verbat sich auch aufs bestimmteste jegliche Einmischung Napoleons.

Dieser hatte Bismarck mitgeteilt, wie er die dänische Auffassung von den Garantieen teile; der Graf wies alle Teilnahme Frankreichs an den Verhandlungen über die Ausführung des betreffenden Friedensartikels zurück. Im übrigen war es ihm nicht um Festhaltung fremdsprachiger Gebiete zu thun: „Befänden sich alle Dänen auf einem Fleck beisammen, so wäre es thörichte Politik, der Sache nicht durch Einen Strich ein Ende zu machen." Da Dänemark auf die letzten Vorschläge: Linie der Gjenner Bucht und Garantieen für die nördlich davon wohnenden Deutschen, nicht einging, ließ er 1868 die Frage ruhen. Sie wurde 1878 gelöst, indem Österreich auf jene Clausel des Prager Friedens verzichtete. — Wie mit den Fürsten von Hessen und Nassau Entschädigungen vereinbart wurden, so hatte Preußen auch dem König von Hannover 16 Mill. Thlr. als Abfindungssumme zugesagt, ohne ausdrücklichen Verzicht auf die Krone zu verlangen. Da derselbe aber fortfuhr, gegen die neue Gestaltung der Dinge zu agitieren, und sogar auf holländischem und französischem Boden eine Legion seiner Landeskinder anwarb, wurden ihm die Mittel dazu wieder entzogen. Ebenso wurde auf das Vermögen des Kurfürsten Beschlag gelegt, da auch er 1868 sich den welfischen Umtrieben anschloß.

Daß diese Schöpfung einer starken Großmacht in Mitteleuropa, die, wie Moltke aussprach, niemand angreife, aber jedem den Krieg verbieten könne, den Neid aller Nachbarn erregte, war natürlich. Mit ungemischter Freude wurde sie wohl nur von Amerika begrüßt; in Rußland, England und Italien bloß von einzelnen. Am schwersten war Napoleon betroffen. Er gestand im Senat, Febr. 1867: „Frankreich hat nicht mehr die Wage der Welt in der Hand, seine Suprematie ist vorüber"; und wie neckten ihn Thiers und Favre, daß er das habe geschehen lassen: „Die kleinen Staaten seien so glücklich gewesen und ein Glück für Europa (d. h. Frankreich!)" Quinet weissagte bereits: Dieses gewappnete Cäsarenreich trage den Krieg gegen seinen herabgekommenen Nachbar im Leib. Sollte Frankreich also bei der neuen Länderteilung ohne irgend ein Beutestück ausgehen? Und das, während die Armee aus Mejiko erfolglos zurückkehrte? Unmöglich! Napoleon spann Verhandlungen im Haag an, welche erzielten, daß ihm Febr. 1868 der Ankauf des Großherzogtums Luxemburg angeboten wurde; damit konnte der König von Holland seine Schulden tilgen und seinem übrigen Lande den Schutz Frankreichs sichern. Am 21. März war der Abtretungsvertrag schon aufgesetzt, als dem Könige das Herz schlug und er den preußischen Gesandten um Wilhelms Zustimmung ersuchte.

Preußen verweigerte diese. In schonendster Form forderte Napoleon, so müsse es wenigstens die Festung Luxemburg räumen, da diese mit dem Erlöschen des deutschen Bundes aufgehört habe eine Bundesfeste zu sein. Sollte man nachgeben? fragten sich die Herren in Berlin. Moltke meinte:

Nein! denn der händelsüchtige Nachbar sei doch noch nicht gehörig gerüstet. Bismarck zog vor, den Wechselfällen eines Krieges, der so große Erbitterung hinterlassen müsse, möglichst auszuweichen. Er versuchte wieder eine Allianz mit Österreich, die aber Beust zurückwies, der vielmehr mit Frankreich und Italien sich zu verbünden trachtete. Auf Rußlands Vorschlag traten die Gesandten der Mächte, welche (S. 864) den Vertrag von 1839 unterzeichnet hatten, in London zusammen und beschlossen 11. Mai, daß Luxemburg bei Holland bleibe und für immer einen neutralen, auf das Haus Nassau zu vererbenden, dem Zollverein angeschlossenen Staat bilde, für dessen Neutralität die Großmächte gemeinsam bürgen; die preußische Garnison aber räume die Feste, deren Werke vom niederländischen König geschleift werden sollen.

Dabei beruhigte man sich zunächst. Indessen arbeitete Napoleons Kriegsminister, Marschall Niel, an der Neuorganisierung des Heeres. Ein neues Wehrgesetz, nicht nach dem Geschmack der Bauern, sollte die Truppenzahl verdoppeln, ein Hinterlader (Chassepot) den preußischen weit übertreffen; die Artillerie durch neuerfundene Mitrailleusen (Kugelspritzen) vervollständigt werden. Mit fieberhafter Ungeduld wurde in allen Arsenalen gearbeitet und kolossal gerüstet. Deutschland schaute ruhig zu; preußische Organisation zwar wurde in allen Staaten eingeführt, und eine gleichmäßige Bewehrung angestrebt; doch fühlte man sich im ganzen sicher unter der neuen schwarzweißroten Fahne. Verhandlungen über das Recht Preußens, auch nach Rastatt Truppen zu senden, Anfragen, ob Frankreich nicht etwa auf Belgiens Kosten seine Ostgrenze erweitern dürfe, Verbindungen mit Viktor Emanuel, der zur Demütigung Preußens mitwirken wollte, aber sich durch Mazzini gehindert fand rc., dauerten fort und mahnten zu steter Wachsamkeit. — Daneben hatten, nach alter, deutscher Unart, die Parteien ihre Lust daran, das Große, das erreicht war, zu bemäkeln und dem Ausland zuzuwinken, es sei noch nicht alles verspielt. Das Stärkste darin leisteten die Ultramontanen (in Bayern die „patriotische" Partei) und die Demokraten in Schwaben.

In der Luxemburger Aufregung hetzten sie gegen Preußen, das um eines so armseligen Gegenstands willen mit den friedlichen Franzosen anbinden wolle; sobald aber der Friede gesichert war, schleuderten sie heuchlerische Anklagen gegen den schwachen Minister, der ein so wertvolles deutsches Grenzland preisgebe. Jacoby rief in der preußischen Kammer aus: „Ein in der Freiheit einiges Deutschland ist die sicherste Bürgschaft des Friedens in Europa, unter der preußischen Militärherrschaft hingegen ist Deutschland eine beständige Gefahr für die Nachbarländer." Eine zeitweilige Wichtigkeit bekamen jetzt die vier süddeutschen Staaten. (Liechtenstein wäre eigentlich der fünfte, es wurde aber im Frieden von Prag vergessen und besteht seither, an Österreich angelehnt, als souveränes Ländchen fort, ganz ohne Militär, seit seine 70 Mann, 1866 heimgekehrt, die Waffen abgelegt haben.) Diese vier also hingen durch das Schutz- und Trutzbündnis militärisch mit Preußen, durch den Zollverein merkantilisch mit dem Nordbunde zusammen. Ihnen war's freigestellt, ob sie unter sich einen Südbund schließen wollten. Der kluge Fürst Hohenlohe als Minister Königs Ludwig II. (seit 1864) wies den Südbund von sich, wegen eifersüchtiger Beargwohnung seitens der Nachbarn. Die Demokraten in Württemberg forderten Einführung des schweizerischen Milizsystems; auch der Minister schien hier den Eintritt in den Nordbund für das größte Unglück zu halten. Immer wieder liebäugelte man mit den Franzosen und deutete ungescheut an, die Rettung aus der jetzigen unhaltbaren Lage müsse von jenseits des Rheins kommen. Die bayrischen Ultramontanen brachten eine Kammer zusammen, vor welcher, März 1870, Fürst Hohenlohe abtreten mußte, daher die Franzosenfreunde laut jubilierten. Sobald der große Krieg ausbrach, schrieb, 16. Juli 1870, das „Vaterland": ‚Preußen will absolut seine Prügel haben, purer Übermut hat den Krieg herbeigeführt; vor den siegreichen Kanonen Frankreichs, das Gott berufen, unser Recht zu übernehmen, da ist der rechte Platz für Kain-Preußen.'

§ 19. Österreich-Ungarn.

Nicht bloß der Sieger, auch der Besiegte im letzten deutschen Kriege mußte darauf denken, sich in seinem Hause aufs neue wohnlich einzurichten. Die österreichische Monarchie hatte nicht nur Venetien und ihre Stellung in Deutschland eingebüßt,

das Auseinanderstreben ihrer Nationalitäten war auch sonst auf einen solchen Grad gestiegen, daß alles aus dem Leim zu gehen drohte. Belcredi war auf eine Zerlegung Österreichs in 5 unabhängige Königreiche bedacht. Nun versuchte es aber der Kaiser, 1866—71, mit einem Minister aus Deutschland. Freiherr von Beust (S. 897) war als sächsischer Minister der eifrigste Gegner Preußens gewesen; er wurde an die Spitze der Regierung berufen, das Zerfallen der Monarchie aufzuhalten und mit ihr in ein frisches Geleise einzulenken. Ein um Plane nie verlegener Herr, der nur zu viel nach außen wirken wollte, namentlich gegen Preußen. Im Innern aber machte er sich ernstlich daran, die vielen Gegensätze, welche das Reich zu keiner Ruhe kommen ließen, zu versöhnen. Zunächst handelte es sich um einen Ausgleich mit den trotzigen Ungarn, der allein möglich schien durch einen Dualismus, als sollte nun endlich der Doppeladler des österreichischen Wappens eine Wahrheit werden. Der Kaiser versprach den gemäßigten Führern der Magyaren, einem Franz Deak, Andrassy, Eötvös ꝛc. geradezu alles, was sie verlangten, setzte ein ungarisches Ministerium ein und schuf das einheitliche Reich zur österreichisch-ungarischen Monarchie um.

Die Landtage der einzelnen Teile dauern fort, aber sie teilen sich in zwei Gruppen; die Länder der alten Stephanskrone, die jenseits der Leitha liegen, heißen hinfort Transleithanien und werden von Pest aus regiert. Die 17 übrigen werden Cisleithanien genannt und haben ihren Reichstag in Wien.

Am 8. Juni 1867 erschien Franz Joseph in Ofen, in den engen Hosen und dem Dolman der magyarischen Nationaltracht. In der Kirche fragte erst der Primas die Bischöfe, ob der Thronbewerber der Krone würdig scheine; und als sie es bejaht, erteilte er dem neuen „König“ den Segen, worauf Graf Andrassy ihm die Krone des h. Stephan aufs Haupt setzte und alles Volk befriedigt rief: Eljen a Kiraly, es lebe der König! Jetzt erst war eigentlich Franz Joseph König geworden, d. h. jenseits der Leitha; die 19 Jahre ungesetzlichen Regierens waren ihm verziehen. Dafür wendete er den Magyaren einen Vorteil um den andern zu: Siebenbürgen, Kroatien, Slavonien und die Militärgrenze mußten sich von den Magyaren regieren lassen, die nun eine Landwehr (Honved) schaffen durften.

Wenn somit der Schwerpunkt der Monarchie nach Pest verlegt war, hatte dennoch Transleithanien nur 30 Prozent der gemeinsamen Kosten und Leistungen zu übernehmen, während es 50 Prozent Anteil an den gemeinsamen Rechten erhielt. Diese finanzielle Erleichterung war es allein, was den zahlreichen Deutschen und Slaven in den genannten Gebieten die neue Ordnung der Dinge noch annehmlich machen konnte; im übrigen wußten sie aus Erfahrung, daß die magyarische Herrschaft eine willkürlichere ist als die der Wiener Herren, und sich mit der Pflege des Rechts und der Sicherheit, mit der Sorge für Hebung aller materiellen und geistigen Interessen nicht eingehend zu belasten pflegt. So werden jetzt die 200 000 Sachsen in Siebenbürgen mit Aufdrängung der magyarischen Sprache bedrückt; man beraubt sie ungescheut alter Rechte und Güter, wie auch die rumänische Bevölkerung majorisiert wird. Kroatien und Slavonien wurden erst 1873 befriedigt durch einen Ausgleich, der ihnen auflegte, nur 55 Prozent ihrer Einkünfte an die gemeinsame Staatskasse abzugeben. Die Einverleibung der Militärgrenze wurde 1881 vollendet.

Die Deutschösterreicher fanden sich in die neue Lage; sie freuten sich des wiederhergestellten Reichsrats und liefen Sturm auf das Konkordat. Ein Staatsgrundgesetz beseitigte die übertriebenen Rechte der katholischen Kirche und wurde daher vom Papst als „fürwahr abscheulich“ verworfen; das Konkordat fiel erst 1870. Die im Grundgesetz ausgesprochene Gleichberechtigung der landesüblichen Zungen führte wiederholt zu Anstürmen gegen das deutsche Element. Mit Mühe wurde das Deutsche als Sprache des Reichsrats und des Heers behauptet. Beust mußte, Nov. 1871, von seinem hohen Posten abtreten; der Ungar Andrassy, 1852 im Bilde gehenkt, nahm (bis 1879) seine Stelle ein. Sehr trotzig gebärdeten sich den Deutschen

gegenüber die slavischen Völker, von denen immer neue Stämme sich als Individualitäten zu fühlen anfangen, wie die Slovenen in Krain.

Die Tschechen kokettierten mit den Russen und tyrannisierten die Deutschen in Böhmen. Sie wollen, daß aus dem Dualismus ein Föderalismus werde, daß jedenfalls Cisleithanien noch weiter zerfalle und der Kaiser, wie mit der Stephanskrone in Pest, so auch mit der Wenzelskrone in Prag sich krönen lasse, alles unter dem Vorbehalt, auch später von Deutschösterreich immer weiter weg nach Osten hin zu gravitieren. Übrigens gingen sie in Alt- und Jungtschechen auseinander, von denen jene es mit den Ultramontanen und dem Feudaladel halten; diese, mehr hussitisch gesinnt, traten 1874 in den Reichsrat ein, jene erst 1879. Beide brachten es so weit, daß 1886 die Deutschen aus dem böhmischen Landtag schieden. — Dann trutzen auch die Polen, die je und je in Wien einen Brocken Vergünstigung herausschlagen, bis endlich ein Ausgleich ins Werk gesetzt werde, der Galizien zum Kern eines neuen Polenreichs umzuschaffen verheißt. Das sind Träume des Adels, während die Osthälfte des Landes mit ruthenischer Bevölkerung eher zu Rußland hinneigt. Seit die Regierung 1869 das Polnische zur Amtssprache erhoben hat, wird alles Deutsche ausgemerzt und verfolgt und die eben erst aufblühenden Schulen werden polonisiert, d. h. verkommen. — Im vernachläßigten Dalmatien brach 1869 ein Aufstand aus, indem die Bergbewohner hinter Cattaro sich weigerten, in die Landwehr einzutreten, und so glücklich kämpften, daß man am Ende ihnen den Landwehrdienst erließ! Das wiederholte sich 1881. Welch eine Aufgabe, so viele auseinanderstrebende Völkerschaften einheitlich zu leiten!

§ 20. Spanien eine Republik.

Spanien war lange gewöhnt, sich von französischen Gedanken beherrschen zu lassen; jetzt drang auch der Republikanismus ein, bis in diesem monarchischsten aller Länder das Königtum abgeschafft wurde. Damit ging es wunderlich zu.

Während das Volk sich seiner unsittlichen, wankelmütigen Königin immer allgemeiner schämte und dieselbe sich inniger an Napoleon anschloß, übersandte ihr der Papst, Febr. 1868, eine geweihte Rose als Liebeszeichen für ihre „dem hl. Stuhl geleisteten Dienste und ihre großen Tugenden“. Die boshafte Welt sagte, sie habe dieselbe ihrem Lakaien und Minister Marfori geschenkt, der sie dann im Knopfloch getragen! Sobald Narvaez gestorben war (S. 873), verschwor sich General Serrano mit andern Generalen gegen die Regierung; doch kam ihnen Isabella, von Napoleon gewarnt, noch zuvor und ließ sie, Juli, deportieren, verbannte auch ihren Schwager Montpensier samt dessen Gattin, weil diese ihrer Schwester erklärt hatte, im Fall einer Revolution werde sie zunächst an sich selbst denken.

Isabella verabredete eben eine Zusammenkunft mit Napoleon in Biarritz, da über einen neuen, dem Papste zu leistenden Dienst verhandelt werden sollte: falls Frankreich nämlich seine Truppen am Rhein brauchte, hätten spanische die Bewachung von Rom übernommen. Aber diese Reise war der Zeitpunkt, den sich die verschiedenen Parteiführer erlesen hatten, um endlich vereint der Schmach des Weiberregiments ein Ziel zu setzen. Der waghalsige Flüchtling Prim fuhr von England nach Cadiz und verständigte sich dort mit dem bisher loyalen Admiral Topete, welcher sich der Flotte versicherte; beide nahmen den von den kanarischen Inseln zurückgeführten Serrano auf und so fiel, 18. Sept. 1868, Cadiz in die Hände der Verschworenen. Der Aufstand breitete sich wie ein Sturmwind über ganz Spanien aus; die Armee zu verführen, ist hier leichter als sonst irgendwo. Isabella wollte von San Sebastian nach Madrid zurück; man sagte ihr aber, das dürfe sie nur „allein“ wagen. Wie das? Sie müsse den Marfori zurücklassen und nur ihren Sohn mitnehmen. Darüber brauste sie auf: „ich brauche keinen Rat“; worauf auch der letzte Ratgeber seiner Wege ging. Wie sie vernahm, daß ihr General Novaliches an der Brücke von Alcolea, 28. Sept., den Kürzern gezogen habe, eilte sie über die Grenze, 35 Jahre nach ihrem Regierungsantritt. Ein solcher Besuch schien freilich Napoleon minder zu freuen; denn mit dem Einfluß, den er bisher auf Spanien ausgeübt, war es nun zu Ende.

Nur keine Bourbonen mehr! nieder mit den Jesuiten! war vorerst das einstimmige Feldgeschrei der Spanier. Daher wurden im Okt. 68 alle neuerrichteten Klöster aufgehoben und ihre

Güter eingezogen, die Jesuiten verbannt; das süße Wort Gewissensfreiheit, 13. April 1869 von den Cortes nach glanzvoller Redeschlacht ausgesprochen, kam nun auch den wenigen bisher bitter verfolgten Evangelischen zu gut, die mit der Beihilfe von Fremden in Sevilla, Madrid ꝛc. bald Gemeinden bildeten und das Evangelium zu verbreiten suchten.

Wie solls aber jetzt mit der Regierung gehalten werden? Serrano war vorerst Regent, unter und neben ihm herrschte auch der Kriegsminister Prim; der portugiesische König, den man einlud, wollte vom spanischen Thron nicht Besitz nehmen, und die Republikaner unter ihrem Redekünstler Castelar mehrten sich überraschend schnell; sie sowohl als auch die Karlisten versuchten sich in allerhand Aufständen. Die Cortes entwarfen indessen 1869 eine neue freisinnige Verfassung, die für einen Monarchen eben noch Raum ließ; aber lange suchte man vergeblich nach einem König. Montpensier, der mit seinem Geld zum Aufstand mitgewirkt hatte, war schon als Bourbon nicht beliebt; da er März 1870 vollends im Duell den republikanisch gesinnten Infanten Heinrich erschoß und dafür in Strafe verfiel, konnte er kaum mehr in Vorschlag kommen. Zudem verwarf ihn Napoleon. Als man sodann dem 76jährigen Espartero die Krone antrug, entschuldigte sich der mit seinem Alter. Prim verfiel zuletzt auf einen Enkel der Stephanie Beauharnais und einer Murat, den trefflichen Prinzen Leopold von Hohenzollern, der eine portugiesische Prinzessin geehlicht hatte; ein Versuch, welcher zur verhängnisvollen Kriegserklärung Napoleons gegen Preußen (§ 23) führte. Prim lenkte nun die meisten Stimmen auf den zweiten Sohn Viktor Emanuels (191 von 311); der zog Januar 1871 in Madrid ein, um als Amadeo I. eine neue Dynastie zu begründen. Noch vor seiner Landung starb der Königsmacher Prim, meuchlings erschossen von unbekannten Verschworenen, womit der neue Fürst seine einzige Stütze verlor. Im April 1872 brach der Karlistenaufstand aus; im Juli schossen 5 Männer auf den König, welche die Polizei nicht finden konnte. Als Fremdling kaum geduldet, sagte Amadeo offen: „Im Gezänk der Parteien kann ich nicht finden, wo die Wahrheit liegt, noch innerhalb des Gesetzes ein Heilmittel für die großen Schäden des Staats entdecken"; und dankte, Febr. 1873, ab. — Sogleich riefen die Cortes, 11. Febr., die Republik aus; und zwar sollte es eine föderale sein ähnlich dem schweizerischen Gemeinwesen. Da gab es denn einen tollen Wirrwarr, Städte wie Alcoy und Cartagena wurden Sitze einer Schreckensregierung, in allen Provinzen aber nahm die Anarchie überhand, und dem Pöbel zu Gefallen wurde sogar das Heer aufgelöst. Man brauchte es nur zu bald wieder. Castelar selbst mußte über die gefährdeten Provinzen den Belagerungszustand verhängen und mit Kugeln gegen die Föderativrepublikaner, die er ans Ruder gebracht, einschreiten. Als die Cortes ihn stürzten, verjagte sie General Pavia, 3. Jan. 1874; Serrano wurde nun Diktator, nicht auf lange. Canovas und General Campos machten 31. Dez. den 17jährigen Sohn Isabellas, Alfons XII. zum König, der in England eine gute Erziehung genossen hatte. Die neue Verfassung, die sechste des Jahrhunderts, untersagt den Nichtkatholiken alle öffentlichen Manifestationen, läßt sie aber doch notdürftig fortbestehen. Doch der junge König starb schon Nov. 1885 an der Schwindsucht und ließ die Krone einem noch ungeborenen Kindlein, Alfons XIII.

Seit 1872 war das Baskenland durch Schilderhebungen des Infanten Karlos VII., eines Enkels des früheren, aufgeregt worden und den von Priestern geleiteten Scharen half der katholische Adel Europas zu bedeutender Macht. Erst mit Alfonsos Thronbesteigung verloren sie den Segen des Papstes und wurden so in die Enge getrieben, daß Karl 1876 endlich großmütig auf die Krone Spaniens verzichtete. — Die reiche Zuckerinsel Kuba, welche 35 Prozent der jährlichen Ausgaben des Reichs aufzubringen hatte, suchte seit Okt. 1868 sich von Spanien loszureißen und forderte viele Opfer. Der Krieg wurde mit blutiger Grausamkeit geführt; die Spanier erschoßen nicht bloß die Gefangenen, sondern auch irgend welche Kreolen, die ihre Sympathieen merken ließen. Die Aufständischen im Ostende aber, Schwarze und Weiße, waren auch

durch viele Niederlagen nicht einzuschüchtern. Da legte endlich Campos durch Geldschenkungen und Amnestie 1878 den Aufstand bei, gewährte den Kubanern politische Rechte und sorgte für allmähliche Abschaffung der Negersklaverei.

§ 21. Neues aus Afrika.

In diesen Jahren wurde wieder eines Landes gedacht, das eine zwischen das Heidentum und den Islam Afrikas vorgeschobene Christeninsel genannt werden mag, des armen Habesch. Ein wild zerrissenes Gebirgsland, durch fieberische Sumpfthäler von den Nilländern, durch eine glühende Sandwüste vom Roten Meere abgeschieden; bewohnt von einem semitischen Volke, das seit 1500 Jahren an seinem koptischen Christentum festhält, und nur in der Zeit der portugiesischen Eroberungen durch das Eindringen jesuitischer Missionare und glückliche Kämpfe gegen sie und die Portugiesen mit dem Abendlande in vorübergehende Berührung trat. Protestantische Missionare hatten 1829 ihm die h. Schrift zugänglich zu machen und das geistige Leben, das kaum vorteilhaft von dem der Muhammedaner oder der dortigen Israeliten (Falascha) abstach, zu erfrischen gesucht; katholische Misssionare waren ihnen nachgefolgt und hatten in der Ostprovinz Tigre Fuß gefaßt. Nachdem die Engländer Aden besetzt (S. 852), trachteten sie ihren Einfluß in Habesch auszubreiten; französische Emissäre bemühten sich ebenso, diesem entgegenzuarbeiten. Als ein glücklicher Krieger erst Amhara, 1856 auch Tigre sich unterworfen hatte, legte er sich den Namen Theodoros bei und gedachte sein Volk so zu heben, daß ihm die Wiedergewinnung Jerusalems und die Niederwerfung des Islams gelingen dürfte. Sein Liebling, der Engländer Bell, riet ihm, europäische Handwerker einzuladen und der Kultur des Abendlandes den Eintritt zu eröffnen. Es geschah; deutsche Laienmissionare arbeiteten für den Kaiser und fanden zunächst ehrenvolle Aufnahme; als aber Bell im Kampfe gegen Rebellen gefallen war, fand sich der Kaiser vereinsamt und kehrte seine wilde Despotennatur hervor. Er sah sich getäuscht in den Beziehungen zu Frankreich und England, setzte Missionare und den englischen Agenten gefangen, ja wütete wie ein Tier in seinen Launen. England sandte 1864 einen neuen Konsul, dessen Geschenke zuerst den König erfreuten; dann aber wurde auch er verhaftet. Alle Warnungen Viktorias blieben unbeachtet, so mußte sich England zu einem Kriegszug ins unzugängliche Habesch entschließen.

England versprach, sich auf keine Eroberung einzulassen. Während Theodoros in toller Wut um sich her eine völlige Wüste schuf, landete ein angloindisches Heer in Massawa, Oktbr. 1867, bahnte sich einen Weg aufs Gebirgsplateau und zog gegen die Felsenburg Magdala. Am 8. April 1868 erhielt Theodoros Briefe des Generals Napier, die er verachtete. Wie er die fremden Truppen aus dem Tiefthal heraufsteigen sah, schickte er ihnen sein Heer entgegen. Aber seine 7000 Abessinier erlagen schon vor den 700 Pandschabis des Vortrabs. Am Ostermorgen, 12. April, entließ er die gefangenen Weißen, wollte sich aber nicht ergeben. Die Engländer drangen 13. April in die Festung ein und fanden Theodoros durch eigene Hand erschossen. Napier verbrannte die Amba Magdala, nahm den Kronprinzen mit und räumte sofort das Land. Ein anderer Tyrann, Kaiser Johannes, gewann die Herrschaft über dasselbe und trieb die vorwitzig eingedrungenen Ägypter 1875 mit harten Schlägen hinaus, erlag aber 1889 einem Einfall der Derwische vom oberen Nil. Sein Nachfolger Menilek vertrug sich sodann mit den 1885 in Massawa gelandeten Italienern, die nach Tigre vordrangen.

Daß auch dieser gliederlose, unbehilfliche Weltteil ins europäische Völkerleben hineingezogen wird, zeigt sich auf mehr als einem Punkte. Muhammed Alis Enkel, Ismail Pascha, in Paris erzogen, suchte sein tief geknechtetes Ägypten mit französischem Firnis zu vergolden; er ließ durch den genialen Lesseps mit ungeheurem Aufwand einen Schiffskanal graben, der Afrika zur Insel umgestaltete und den Dampfschiffen Europas das Rote Meer zugänglich machte. Ein Süßwasserkanal leitet nun einen Teil des Nils nach der neuen Stadt Ismailia; an beiden Enden des Durch-

schnitts wurden neue Häfen, Port Said und Suez, geschaffen. Die zehnjährige Arbeit war 1869 so weit vollendet, daß 16. Nov. der Chedive (Vicekönig) sie einweihen konnte. Dazu fanden sich Kaiserin Eugenie, Kaiser Franz Joseph, der Kronprinz von Preußen 2c. ein; sie wurden in Port Said vom Vicekönig glänzend empfangen. Der katholische Bischof von Alexandrien vollzog die Einsegnung in französischer und arabischer Sprache. Dann fuhren die Schiffe aller Nationen mit ihren Vertretern



Fig. 395. Magdala in Abessinien.

unter dem Hurrahrufen der Fellahs nach Ismailia, wo ein Ball gehalten wurde, und gelangten am dritten Tage nach Suez. Der Chedive hatte sichs Millionen kosten lassen, seine Gäste kaiserlich zu bewirten; dem Sultan aber sich zu entziehen, gelang ihm nicht.

Die 380 Mill. Mk., die das Unternehmen gekostet, verzinsen sich immer besser; so haben die Engländer 1875 dem Chedive die Hälfte der Aktien abgekauft. Noch 1858 nannte ihr Lord Palmerston den Kanal den größten Schwindel aller Zeiten; jetzt ist er ihnen der liebste Weg nach Indien geworden. — Der Chedive suchte auch seinen Einfluß nach Süden auszubreiten. Erst sandte er den Engländer S. Baker, einen Entdecker der oberen Nilseen, mit einer Flottille 1869—73 den Nil hinauf, dem Negerfang ein Ende zu machen und in diesen durch ägyptische Schuld verödeten Strecken geordnetere Zustände herzustellen. Dann hat Oberst Gordon bis 1879 den Menschenraub bekämpft und Darfur erobert. Aber der verschwenderische Ismail zerwarf sich über seinen Geldnöten mit Engländern und Franzosen; 1879 bewogen sie den Sultan, seinen Chedive abzusetzen und dessen Sohn Tewfik die Regierung zu übertragen. Eine Empörung des Fremdenhassers Oberst Arabi nötigte 1882 die Engländer, durch eine Schlacht Ägypten einzunehmen, das sie seither für den schwachen Tewfik verwalten. Auch im Sudan rief die ägyptische Wirtschaft einen Aufruhr des sog. Mahdi hervor, der sich weit ausbreitete. Gordon suchte 1884 ihn zu bekämpfen, kam aber Jan. 1885 beim Fall von Chartum um, worauf das nahende

Ersatzheer der Engländer umkehrte. Ein Deutscher, Emin Bey, hielt noch das Seengebiet, bis 1888 seine Leute meuterten und er mit Stanley sich an die Küste zurückzog.

Am sichersten rückt europäische Gesittung und die Christianisierung der Heiden vom Süden her ins Innere vor durch die Ausdehnung, welche die Kolonialstaaten Englands erfahren, namentlich seit die Auffindung von Diamanten und Gold eine größere Zahl Weißer ins Land zieht. Sie bestehen aus dem den Holländern 1806 abgenommenen Kapland, zu welchem Natal und nach drei schweren Kriegen Kafirländer hinzugefügt wurden. Von den ausgewanderten Bauern holländischer Abkunft wurden dann zwei Freistaaten unter Tschuanastämmen gegründet, deren einer, die südafrikanische Republik, seit 1852, von den Engländern 1877 annektiert wurde, aber sich bis 1884 völlige Unabhängigkeit erkämpfte. Der kleinere Oranje-Freistaat seit 1854, besitzt diese gleichfalls. 1879 wurde das Zululand nach heißen Kämpfen unter britische Oberhoheit gebracht. Im Osten hat England seit 1873 den Imam von Sansibar zum Abstehen vom Sklavenhandel vermocht, 1890 ihm sein Protektorat aufgenötigt; im Westen wurden 1874 die stolzen Asante besiegt. Verheißungsreich für Ostafrika ist endlich der Umschwung, der sich auf Madagaskar vollzogen hat, obwohl dessen Hauptbevölkerung nicht aus Schwarzen, sondern aus malayischen Stämmen besteht.

Englische Missionare sammelten dort seit 1820 unter dem Schutze des begabten Königs Radama I., der die ganze Insel sich unterworfen hatte († 1828), eine kleine Gemeinde, für welche sie die Bibel übersetzten. Dieses Häuflein aber wurde von der blutigen Ranawalona I., 1835—61, grausam verfolgt, mehrte sich jedoch unter allen Stürmen. Ihr Sohn Radama II., 1861—63, gab das Bekenntnis frei, schwankte aber zwischen englischen und französischen Einflüssen haltlos hin und her. Ranawalona II. dagegen ließ sich 1869 taufen und schaffte die Götzen ab; rasch verbreitet sich protestant. Unterricht über weite Strecken der Insel, während auch die jesuitische Mission volle Freiheit genoß. Dennoch hat sie Frankreich zu einem Kriege vermocht, 1883—85, durch welchen Madagaskar seiner Schutzherrschaft unterstellt wurde. — Die französische Herrschaft in Afrika beschränkte sich lange auf Algerien und Senegambien, sie erweiterte sich aber über Tunis, 1881, und große Strecken am Kongo und Gabun.

Der kräftigste Vorstoß ins Innere knüpfte sich an die Entdeckungsreise H. Stanleys, der 1874—77 Centralafrika durchquerte und das große Stromgebiet des Kongo aufdeckte, welches seither weiter durchforscht wurde. Nach Verhandlungen zwischen England und Portugal berief Bismarck 1884 eine Konferenz der beteiligten Staaten nach Berlin. Da wurden die Grenzen des neuen, beständig neutralen Kongostaats, der etwa 27 Millionen Einwohner umfassen soll, näher bestimmt. Er wurde 1885 unter die Souveränität Leopolds II. von Belgien gestellt, welcher etwa 427 Beamte unter einem Generalgouverneur in Boma unterhält und jährlich für die Verwaltung 1 Mill. Franken beisteuert. Kaufleute und Missionare siedelten sich dort an und Dampfer befahren die große Wasserstraße im Innern. Seither hat auch Deutschland sich an dem Wetterwerb um die Erschließung und Hebung Afrikas lebhaft beteiligt.

Ein Bremer Kaufmann Lüderitz erwarb 1883 Grundbesitz im Nama-Land, den er 1884 unter deutschen Schutz stellte. Dieser wurde 1885 auch über die Herero ausgedehnt. Ebenso begaben sich das Togo-Land und Kamerun 1884 unter deutschen Schutz, ein Aufstand der Dualla-Neger wurde unterdrückt. Dann unternahm Dr. Peters mit Genossen einen Zug durch Ostafrika und schloß 12 Verträge mit allerhand Machthabern, die sich unter deutsche Oberhoheit stellten. Der Kaiser unterzeichnete 1885 den Schutzbrief, worauf Verhandlungen über die Abgrenzung der betreffenden Interessesphären folgten, aber auch ein hartnäckiger Kampf mit arabischen Sklavenhändlern, welche sich gegen die Beschränkung ihres Treibens auflehnten. Auch das kleine Witu trat 1884 unter deutschen Schutz; es wurde aber 1890 an England abgetreten, welches Helgoland dafür anbot.

§ 22. Das vatikanische Konzil.

Das geräuschvolle Treiben der Neuzeit, die vielverzweigte, immer regere Thätigkeit auf allen Gebieten menschlichen Wissens und Könnens giebt der großen Masse von Namenchristen leicht den Eindruck, als sei der völkerbeherrschende Einfluß der Religion, im Abendlande wenigstens, völlig erstorben. Wer tiefer blickt, findet, daß dem nicht so ist: die Religion schwimmt allerdings nicht mehr auf der Oberfläche, im innersten Grunde aber bewegt und beeinflußt sie noch immer die Geschicke der Völker; ihr dienen, unbewußt, auch die, welche sich ihrer Religionslosigkeit rühmen. Niemand hat das wohl besser erkannt als die Gesellschaft Jesu, welche vor 100 Jahren scheinbar erloschen, durch ihre stetige unbeschrieene Wirksamkeit an den Höfen, wie durch die kluge Benützung aller verwendbaren Parteien in den Stand gesetzt wurde, ihren Grundgedanken, die Alleinherrschaft des Papsttums, in weitem Kreise der Verwirklichung nahe zu bringen. Schon Gregor XVI. verordnete 1836, daß alle geistlichen Orden sich der Leitung durch Jesuiten zu unterwerfen haben; im Klerus aller Länder gaben sie nun den Ton an. Doch hatte derselbe Papst erklärt, an der Kirche lasse sich nichts verbessern, sie sei das ewig Gleiche im Wechsel aller Dinge. Anders Pio IX. Seit Gaëta, 1849, fühlte sich dieser eitle Mann als Schützling der h. Jungfrau besonders begünstigt, wofür er ihr doch einen Gegendienst erweisen mußte; ohne sich an frühere Lehrer zu binden, erklärte er sie unter Berufung auf „unsere eigene Autorität", 8. Dez. 1854, frei von aller Erbsünde, daher ein Priester sie die vierte Person der Gottheit nennen durfte.

Diese Immaculée conception erschien dann 1858 als eine hohe Frauengestalt einem 14jährigen Mädchen in Lourdes und richtete daselbst ihren Dienst auf. Als das neue Dogma ziemlich unangefochten durchging, fühlte Pio das Bedürfnis, die Welt mit noch weiteren zu beglücken. In einem „Syllabus", der seine Encyklika begleitete, verdammte er 1864 alle Versuche (besonders deutscher Theologen), das Papsttum mit der modernen Civilisation zu versöhnen; er erklärte z. B. die Behauptung vom Recht eines jeden Menschen auf Gewissensfreiheit für Wahnsinn, erkannte der Kirche die Zwangsgewalt noch immer zu, vermöge deren einst Ketzer hingerichtet worden, und bezeichnete die Gleichberechtigung der christlichen Konfessionen als einen verdammungswürdigen Irrtum. Noch nie, sagte er, hat ein Papst die Grenzen seiner Gewalt überschritten, noch nie in Sachen des Glaubens oder der Moral geirrt. Er behauptete gegen französische Bischöfe: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben! und feierte, 29. Juni 1867, das Jubiläum von Petri Martyrium mit nie gesehenen Festen unter dem Zulauf von 500 Bischöfen 2c., die ihm unverbrüchliche Treue gelobten. Das Geld dazu lieferte ihm der Peterspfennig, der für ihn in aller Welt gesammelt wurde und bis 1869 schon 271 Mill. Frks. eintrug. Damals hat er nicht nur eine Anzahl japanischer Märtyrer um unbewiesener Wunder willen heilig gesprochen, sondern auch ein Ungeheuer der spanischen Inquisition, den Ketzerbrater Arbues. Leider wollten nur die Kaiser und Könige sich nicht gehörig fügen; Ecuador war eigentlich der einzige Staat nach seinem Herzen. Ein Konzil, ließ er merken, sollte zu größerer Einigung verhelfen; und die Bischöfe stimmten freudig zu, während das Kardinalskollegium abriet.

Indessen glühte Garibaldi vor Verlangen, das „Viperneſt" Rom auszunehmen; der italienische Minister Rattazzi, gebunden durch den Septembervertrag (S. 922), konnte ihm freilich eine Unternehmung gegen den Sitz des Papstes nicht offen gestatten; und ein Ministerwechsel hatte die Folge, daß der Freischarenzug gegen Rom in Florenz verdammt wurde. Dennoch ließ man den alten Haudegen über die Grenze eilen, da er sich denn mit den Päpstlichen lustig herumschlug. Napoleon aber sandte nun dem Papst ein Heer zu Hilfe, das 3. Nov. 1867 bei Mentana auf die schlechtbewaffneten garibaldischen Scharen stieß. Dort thaten die Chassepots ihre ersten Wunder an den Leibern der italienischen Jugend. Garibaldi zog sich erbittert auf seine Ziegeninsel zurück, und der Minister Rouher versicherte 5. Dez., nie werde Frankreich dulden, daß Italien sich Roms bemächtige. — Nun lag dem Papst an, daß durch Anerkennung seiner Unfehlbarkeit den Bischöfen der letzte Rest

von Selbständigkeit entrissen werde. So schrieb er 29. Juni 1868 (am Tage, da in Worms ein Lutherdenkmal eingeweiht wurde), ein ökumenisches Konzil aus, das sich, Dez. 1869, in Rom versammeln sollte. Nachdem mittlerweile die tugendhafte Isabella verjagt, Österreich gelähmt, Napoleon zu Zugeständnissen an die Liberalen genötigt war, konnte man in der Jesuitenzeitung, Febr. 1869, lesen, was dieses Konzil auszurichten bestimmt war: die Unfehlbarkeit des Papsts, die leibliche Himmelfahrt der Maria und die Lehren des Syllabus sollten als Glaubenssätze verkündigt werden. Die Spitze dieser Neuerungen war so deutlich gegen Deutschland gerichtet, daß der bayrische Minister Fürst Hohenlohe, April 1869, sich bewogen fand, die Mächte vor den übeln Folgen eines solchen Konzils zu warnen; doch sagten die Minister, Beust voran, sie könnens abwarten. Griechen und Protestanten wurden vom Papst eingeladen, sich zu unterwerfen, was sie in verschiedener Weise ablehnten. Die 19 deutschen Bischöfe bemühten sich noch in einem Hirtenbrief von Fulda, 1. Sept. 1869, ihre Herden zu versichern, daß gewiß keine neuen Glaubenslehren eingeführt werden, wogegen das Organ des Papstes auf die Döllinger'sche Schule in München als den Sitz der deutschen Rebellion gegen das Papsttum hinwies. Am 8. Dez. 1869 wurde das Konzil durch eine grandiose Prozession eröffnet, in strömendem Regen.

Es war zahlreicher besucht als irgend eines der früheren, 744 Kirchenfürsten waren zusammengekommen. Da erschienen die bärtigen, majestätisch ruhigen Bischöfe des Morgenlandes neben den feinen Gesichtern gebildeter Engländer, Franzosen, Deutschen und Nordamerikaner, und gar viele denkfaule Romanen; apostolische Vikare (Bischöfe in spe) fanden sich in übergroßer Menge ein, 300 arme Bischöfe waren ganz auf des Papstes Bewirtung angewiesen. Es freute Pio, ihnen allen an diesem Tage sagen zu können, „wie nichts stärker sei als die Kirche". Und wenn die Kirche der Papst ist, so erwies sie sich diesmal allerdings stark im Knebeln aller freien Überzeugung und Äußerung. Kein Konzil war je unfreier von seinem Anfang an; und die unerhört gewaltthätige Geschäftsordnung wurde im Fortgang noch beständig verschärft, damit ja keine Debatte stattfände und die Verhandlungen in ein undurchdringliches Geheimnis gehüllt blieben. Noch in Trient hieß es: die Synode beschließt; diesmal aber im Vatikan: der Papst befiehlt unter Zustimmung des Konzils. Und doch erscholl selbst dieser, alles Sprechen und Hören erschwerende Saal von mancher freien Rede, die allem Verbot zum Trotz weit hinausgetragen wurde. Der Kroate Stroßmayer brachte seine Gedanken vor, wie Papsttum und Kardinalskollegium universalisiert, d. h. auch Nichtitalienern zugänglich gemacht werden sollten, weil die übertriebene Centralisation das Leben der Kirche ersticke. Er verteidigte die Protestanten gegen die Behauptung, daß alle grundstürzenden Irrtümer von ihnen ausgehen, und bewirkte, daß ihre Lehre nicht in einem Atem mit Atheismus und Materialismus als „gottlose Pest" bezeichnet wurde. Die meisten deutschen, österreichischen, ungarischen, französischen Bischöfe, dazu viele Italiener, Portugiesen, Nordamerikaner gehörten zur Opposition; während die Mehrzahl der Versammlung die kleinere Hälfte der katholischen Welt vertrat. Aber im ganzen Verlauf bewahrheitete sich, was Pio einmal lächelnd bemerkte: „die erste Zeit eines Konzils gehört dem Teufel, die zweite den Menschen, die dritte dem heiligen Geist" (d. h. dem Papste).

Die theologisch gebildete Minderheit war von Anfang an gespalten, wie denn hier das alte Lob der katholischen Einigkeit vor den Kämpfen, die jeder Tag brachte, in nichts zerstob. Im Grunde traute doch keiner dem andern, und keinem war es ein rechter Ernst. Jeder wollte auch dem Papst gefallen, daher viele ihn versicherten, sie glauben an seine Unfehlbarkeit, nur halten sie die Lehre nicht für opportun (zeitgemäß). 400 Bischöfe baten schon 22. Jan. 1870 um die Dogmatisierung dieser Lehre, 150 reichten eine Gegenbitte ein; so wurde keine von beiden Adressen angenommen. Allmählich verstanden sich doch immer mehrere, beizustimmen, daß kein Staatsgesetz gelte, wenn es einer Kirchensatzung widerspreche; daß päpstliche Verordnungen keiner Bestätigung der weltlichen Macht bedürfen; daß niemand gegen einen Entscheid des Papstes an ein Konzil appellieren dürfe; daß die volle Gewalt über die gesamte Kirche nicht nur in Sachen des Glaubens und der Sitten, sondern auch der Disziplin und der Regierung der über den Erdkreis ausgebreiteten Kirche

ihm zustehe, und diese seine Gewalt sich über jeden einzelnen erstrecke. Man ließ sichs auch, 24. April, gefallen, alle Wissenschaft unbedingt der kirchlichen Autorität zu unterwerfen; unbequeme historische Forschungen waren damit beseitigt. Er sagte ja: die Tradition bin ich. So hatte man denn nicht mehr weit dazu, ihm auch diejenige Unfehlbarkeit beizulegen, die bisher den allgemeinen Konzilien zugeschrieben war.

Pio kannte seine Leute und köderte sie; etliche (orientalische) Bischöfe setzte er gar gefangen; den Fürstbischof von Breslau hinderte die Polizei am Antreten einer Erholungsreise; und wie gaudierte es den Papst, die Deutschen die Glut des römischen Sommers fühlen zu lassen! Auf einer Spazierfahrt versuchte er einem Krüppel zu sagen: Steh auf und wandle! doch ohne daß es gelang, dem Petrus seine Heilungswunder nachzumachen, wenn auch ein Bischof ihn die letzte Menschwerdung Gottes nannte.

Endlich am 13. Juli, da eine Probeabstimmung gehalten wurde, stimmten 451 Bischöfe für das göttlich geoffenbarte Dogma, „daß der Papst, wenn er ex cathedra eine Glaubens- oder Sittenlehre verkündet, kraft göttlicher Verheißung an Petrus (Luk. 22, 32) mit derselben Unfehlbarkeit ausgestattet ist, welche der Erlöser seiner Kirche verleihen wollte, und daß daher die Bestimmungen des römischen Oberpriesters unverbesserlich sind." Nur 88 sagten non placet, 61 gaben ein bedingtes placet ab, 100 enthielten sich des Stimmens. Noch versuchten Ketteler und andere Bischöfe einen Fußfall bei dem eingebildeten Greisen, vergebens! Das neue Dogma war schon gedruckt, ein Rückschritt also unmöglich. Am 18. Juli wurde unter Blitz und Donner im plötzlich verfinsterten Saal durch den zitternden Papst unter Beistimmung von 533 Bischöfen die neue Lehre promulgiert; nur ein Italiener und ein Amerikaner sagten: non placet. Die müden Prälaten durften nun abreisen, die opponierenden 115 waren, um nicht der Sitzung beizuwohnen, schon zuvor abgefahren mit einem Protest, den sie nach und nach alle zurücknahmen.



Fig. 396. Viktor Emanuel.

Das Konzil war (auf 11. Nov.) vertagt; doch fragte es sich, da zugleich Napoleon an Deutschland den Krieg erklärte, auf wie lange! Im Grunde hatte es ja sich selbst für unnötig erklärt, da die Bischöfe den letzten Rest ihres Anteils an der Kirchenleitung geopfert hatten. Die nächste Folge war, daß Österreich 30. Juli das Konkordat für verfallen und abgeschafft erklärte. Mai 1874 wurde es völlig aufgehoben. Doch durften die Bischöfe die vatikanischen Dekrete offiziell verkündigen; allzuweh will man hier dem Papste einmal nicht thun.

Nun begab es sich, daß Frankreich anderswo seine Truppen brauchte und Rom räumte. Da Napoleon erlag, ließ Viktor Emanuel seine Bataillone, statt nach Deutschland, nach Rom marschieren. Unter dem Jubel der Bevölkerung drangen

sie durch eine Bresche 20. Sept. in die Stadt ein und sofort wurde eine Abstimmung beliebt. Nur 1507 Römer wünschten, daß der Papst sie auch noch ferner regiere, 133 681 dagegen verlangten, mit dem neuen Königreich vereinigt zu werden, 2. Okt. So war also der Wunsch der gebildeten Italiener durch eine seltene Gunst des Glücks verwirklicht: Die klägliche Siebenherrschaft des geteilten Landes hatte aufgehört, und die alte Siebenhügelstadt ward die Hauptstadt des vereinten Reiches. Ungehört verklang der Protest Antonellis. Nur der Stadtteil jenseits der Tiber mit der Peterskirche und dem Vatikan verblieb dem Papste, der sich seither darin gefiel, in seinem zusammengeschmolzenen Ländchen den Gefangenen zu spielen. Zugleich mit der italienischen Regierung kehrten auch die Bibel, der Protestantismus, die freie Presse und Schulunterricht in Rom ein, um in diese, lange des Prüfens überhobene Bevölkerung neue Gedanken hineinzuwerfen. Als Viktor Emanuel, 2. Juli 1871, in die Stadt kam, wurde er mit Frohlocken begrüßt; er schlug im Quirinal seinen Sitz auf und seine Regierung richtete sich ungeniert in den einst geistlichen Bauten ein. Der Papst äußerte demütig: „es ist alles verloren, nur ein Wunder kann uns retten".

Dieses Rettungswunder herbeizuführen, vereinigte der Jesuitenorden sofort alle Kräfte. Er bildete klerikale Parteien in allen Ländern, welche die feindlichen Regierungen stürzen und dereinst die weltliche Macht des Papsts und seine unbedingte Herrschaft über die Christenheit herstellen würden. In Italien blieb nicht nur der König Sr. Heiligkeit ergebenster Sohn, auch der junge Staat fürchtete den Greis im Vatikan. Man hat freilich der Kirche ihre Güter genommen, die Finanznot drängte dazu; im übrigen lebt man ihr zu willen und läßt sich viel von ihr gefallen. Im J. 1867 war z. B. die obligatorische Civilehe eingeführt worden; dem ungeachtet wurden in 11 Jahren 400 000 Ehen nur in der Kirche besiegelt, und die Übertreter des Gesetzes blieben ungestraft. Der Finanzminister bestand darauf, den Priestern keinerlei Unannehmlichkeiten zu machen, damit diese nicht im Beichtstuhl die Steuerdefraudanten leichthin absolvieren. Überaus schonend abgefaßte Garantiegesetze vom Mai 1871 regeln die unabhängige Stellung des Papstes in zuvorkommender Weise und geben den von ihm ernannten Bischöfen freie Hand, in der Kirche zu schalten, auch ohne daß sie dem Könige Treue schwören. Und Bischöfe, die ihre eigene Ernennung dem Staate nicht einmal angezeigt, ernennen frischweg und unbeanstandet die ihnen beliebigen Pfarrer; sie leiten auch die Erziehung des Klerus, denn die theologischen Fakultäten sind aufgehoben. Der Papst nimmt die vom Staat angebotene Civilliste nicht an, sondern begnügt sich mit den freiwilligen Gaben der Gläubigen; die Bischöfe aber ermahnt er, den Staatsgesetzen so wenig als möglich zu gehorchen. Mittlerweile muß er zusehen, wie auch in Rom protestantische Schulen und Kirchen sich nach einander erheben.

Weil sodann der Papst über alle den Konzilbeschlüssen Widerstrebende den Bann verhängte, fügten sich die Bischöfe und bedrohten jeden, der seine frühere Überzeugung festhielt, mit der Exkommunikation. Um den greisen Professor Döllinger aber, von Pio „der Deutschen Papst" genannt, scharten sich nun viele gebildete und gemäßigte Katholiken, die Altkatholiken, welche teils die Unfehlbarkeit der allgemeinen Kirchenversammlungen festhielten, also beim Tridentinum (S. 528) beharrten, teils den Protestanten sich noch weiter näherten. Auf einem Kongreß in München, Sept. 1871, erklärten 260 Altkatholiken, sie halten fest an der alten Verfassung der Kirche und wollen die Bischöfe nicht aus der selbständigen Leitung derselben verdrängen lassen. Schade, daß nur 115 Gemeinden mit etwa 40 000 Seelen sich für diese Richtung erklärt haben! Zum Bischof wählten sie 1873 den Dr. Reinkens in Bonn, den ein Utrechter Bischof weihte; 1878 wurde der Cölibatszwang aufgehoben. In Österreich traten etwa 6800 Altkatholiken zusammen. 70 000 Christkatholiken der Schweiz haben seit 1876 einen Bischof Herzog, und bekämpfen auch den Zwang des Cölibats und der lateinischen Kirchensprache.

Eine andere Folge der Konzilsbeschlüsse war eine Lockerung des Bandes, das Rom mit Teilen der orientalischen Kirche verknüpfte. So hatte sich eine Fraktion des armenischen Volkes an Rom und Frankreich angelehnt; darunter waren Patrioten, die in Wien und Venedig sich auf die Pflege der armenischen Sprache und Litteratur legten und Keime abendländischer

Bildung in ihren Landsleuten pflanzten und hegten. Das Dogma der Unfehlbarkeit empörte alle Gebildeten; sie wehrten sich also gegen den ihnen vom Papst aufgedrungenen Patriarchen Hassun. Doch mit der Zeit gaben sie nach und Hassun wurde Kardinal.

Indessen ernannte der Papst den h. Joseph, Dez. 1870, zum Schutzpatron der Kirche und feierte 1871 und 1877 die Feste seiner 25jährigen Regierung und 50jährigen Bischofsweihe mit der Selbzufriedenheit eines Mannes, der länger als irgend einer seiner Vorgänger und durch stürmischere Gewässer das Schifflein der Kirche geleitet hat. Sterbend, 7. Febr. 1878, bezeugte er: „Ich that alles, was mir möglich war, für den heiligen Stuhl". Und wir sehen, daß dieser höher und fester steht, als vor dem Erlöschen des Kirchenstaats.

§ 23. Napoleon III. im Krieg mit Preußen.

Während Maximilian in Mejiko seinen Todeskampf ausfocht, veranstaltete sein Beschützer in Paris, 1867, die große Weltindustrieausstellung, zu welcher die Monarchen von Rußland, Preußen, Belgien, ja auch der Sultan sich einfanden. Der Reichtum, Geschmack und Luxus Frankreichs feierten da ihren höchsten Triumph; minder gewiß blieb, ob, wie Napoleon rühmte, die fremden Gäste Eintracht, Freiheit und Friedensliebe vorfanden: den Kaiser von Rußland hätte um ein Haar eine polnische Kugel getroffen. Am lautesten bezeugten die fortwährenden Kriegsrüstungen, wie wenig Napoleon selbst an festen Frieden glaube. Seine Obersten fühlten Sadowa als eine unerträgliche Schmach; der Grund lautete: „Die Preußen haben Österreich schneller besiegt als wir. Also Rache für Sadowa!" — Unter den maßlosen Ausfällen auf seine Politik wurde Napoleon immer verzagter. Die gemäßigten Liberalen zu gewinnen, gestattete er, 1868, dem Parlamentarismus eine freiere Bewegung, ja ließ, Dez. 1869, den Führer der Opposition, Ollivier, ein Ministerium bilden, das eine konstitutionelle Regierungsweise einführen sollte. Dennoch hatten viele Franzosen am Kaisertum genug. Übermütige Gewaltthaten, von des Kaisers Vettern verübt, schürten den Haß. Er bat also das Volk um einen neuen Beweis seines Zutrauens zu ihm und seiner Dynastie, worauf am 8. Mai 1870 mehr als 7 Mill. Franzosen für ihn stimmten, nur 1½ Mill. gegen ihn, darunter freilich auch Paris und ¼ der Armee. Das gab ihm ein neues Machtgefühl.

Sein Minister mußte 30. Juni feierlich erklären: „Nie war der Friede Europas gesicherter als in diesem Augenblick." Aber Napoleon, schon vom Blasenstein geplagt, konnte doch seinem Sohne den Thron nur hinterlassen, wenn er erst Frankreich durch erweiterte Grenzen befriedigt hätte. Seit 1866 wurmte es ihn: „Herr von Bismarck hat mich düpiert, ein Kaiser der Franzosen darf sich nicht düpieren lassen." Die Jesuiten stellten auch die Zerschlagung Deutschlands als eine Notwendigkeit hin. Jetzt konnte man vielleicht noch Süddeutschland mit Hilfe der Patrioten und Demokraten von Preußen ablösen. So ward Juni 1869 ein geheimer Bund geschlossen mit Österreich und Italien; dann suchte Napoleon nach einem Kriegsgrund.

Am 6. Juli 1870 beantwortete der auswärtige Minister, Herzog von Gramont, die Anfrage der Kammer, ob Frankreich die Wahl eines Hohenzollern für den spanischen Thron sich gefallen lasse, mit einer gegen Preußen so beleidigenden Rede, daß ganz Europa überrascht aufschaute. Man werde nicht dulden, daß eine fremde Macht einen Prinzen auf den Thron Karls V. setze und das Gleichgewicht Europas störe. Großer Jubel. Der Moniteur erklärte: seit Jahren treibt Preußen Mißbrauch mit der Geduld Frankreichs, jetzt hat es sein Maß überschritten. Aber dieser Hohenzoller hatte ja kein Erbrecht auf den preußischen Thron und war den Napoleoniden näher verwandt als dem brandenburgischen Königshause (S. 943)! Graf Benedetti mußte spornstreichs Wilhelm I. im Bad Ems aufsuchen und ihn bearbeiten; und am 12. Juli hörte man, Prinz Leopold verzichte auf seine Kandidatur, weil er um seiner Person willen Deutschland in keinen Krieg stürzen wolle. Ollivier

triumphierte bereits: „wir haben alles erreicht, was wir wollten; der Zwischenfall ist erledigt". Aber er hatte sich geirrt. Am 13. lächelte Eugenie vergnügt: „Endlich hab ich meinen kleinen Krieg, der kurz und glorreich sein wird"; Gramont forderte vom König, daß er keinem Hohenzollern je gestatten werde, den spanischen Thron zu besteigen; bis die Antwort komme, werden die Rüstungen fortgesetzt. Wilhelm hatte aber dem Botschafter nichts weiteres mehr mitzuteilen und verwies ihn für alle fernere Verhandlungen an seine Minister in Berlin. Am 15. verkündigten Ollivier und Gramont mit „leichtem Herzen" der Kammer, daß der Krieg gewiß sei, und zwar weil Benedetti beschimpft worden sei, wovon dieser selbst nichts wußte.

Der Kriegsminister Leboeuf beantwortete die Frage: sind wir auch bereit? mit einem neuen Wort: „archipret (überbereit) bis auf den Gamaschenknopf hinaus!" Umsonst verlangte Gambetta Vorlegung der beleidigenden Depesche, umsonst warnte Thiers vor Überstürzung. In wahnwitziger Verblendung wünschte man sich Glück zum Spaziergang nach Berlin, und groß war der Jubel in den Städten, ungeheuchelt aber die Betrübnis des Landvolks.

Sehr ernst sahen die Deutschen drein: aber einiger als je jubelten sie dem vielgeprüften Könige zu, wie er nach Berlin zurückeilte und dort eine Stunde nach Eröffnung des Reichstags, 19. Juli, die französische Kriegserklärung in Empfang nahm. Unerhörterweise, sagte Bismarck, war diese das einzige Schriftstück, das dem Zusammenstoß zweier Völker voranging. Wunderbar traf sie zusammen mit der Kriegserklärung, die am gleichen Tage von Rom ausging. Zwar in Bayern stimmten 47 Ultramontane gegen alle Beteiligung am Krieg, aber Ludwig II. hielt fest an Preußen; die Württemberger und Hessen erklärten sich noch vor ihren Ministern für's Mitgehen. Wilhelm konnte sich vor seinem Volke auf die zweifellose Thatsache berufen, daß man ihm das Schwert in die Hand gezwungen habe; einstimmig freuten sich die Abgeordneten, daß ihr König die freche Zumutung zurückgewiesen, hofften, „auf der Wahlstatt den Boden friedlicher Einigung für's ganze Volk zu finden", und verwilligten die nötigen Mittel. Einstimmig nämlich, wenn man die Sozialdemokraten Bebel und Liebknecht abrechnet, welche sich der Abstimmung enthielten. Der Geist von 1813 erwachte wieder und flog durch alle deutschen Gaue.

Aber wird Preußen Süddeutschland schützen können, das jedem Einfall aus dem Elsaß offen liegt? das war eine Frage, die schon viele Herzen und Federn bewegt hatte. Ehe ein Norddeutscher zu helfen vermag, kann ja ein französisches Heer schon in den Schwarzwald eindringen! rief die Ungeduld. Die Grenze wurde aber nicht überschritten, hatte doch Napoleon nur über 260 000 Mann zu verfügen. Wenn er freilich Italien gewönne, wollte Österreich sich zu ihm schlagen; für diesen Fall stand aber Rußland warnend an der Grenze. Bräche Napoleon in Bayern ein, so stießen die Italiener zu ihm. Aber dazu fehlte noch viel. Dänemark hätte sich erhoben, wenn die französische Flotte, die 28. Juli ankam, ein Landungsheer mitgebracht hätte; aber dieses fehlte. Napoleon stand also sehr isoliert da.

Mit zwei verzettelten Heeren näherte sich der Kaiser der deutschen Grenze: im Unterelsaß stand Macmahon, der Held von Magenta (S. 919) mit dem kleineren (56 000), um Metz sammelte sich das größere (150 000), das er selbst mit Leboeuf führen wollte. Am 2. August drang er mit drei Divisionen gegen Saarbrücken vor, die erste preußische Stadt, im Thal gelegen und darum nicht haltbar. In zwei Stunden war der Sieg erfochten, in welchem sein 14jähriger Louis „die Feuertaufe erhielt und so ruhig blieb, daß die Soldaten Thränen vergoßen"; die 900 Preußen zogen sich zurück und Franzosen besetzten die Stadt. — Indessen waren die drei deutschen Heere regelrecht herangezogen, das erste (85 000 Mann) unter Steinmetz hinter Saarbrücken, das zweite (220 000 Mann im Centrum) unter Friedrich Karl, das dritte mit den Süddeutschen (180 000 Mann) unter dem Kronprinzen am Oberrhein. Eine vierte Armee unter Vogel von Falkenstein sollte die Küsten gegen die mächtige Panzerflotte des Feindes schützen (die aber bald unverrichteter Dinge heimkehrte). Der König selbst übernahm, 2. Aug., in Mainz das Kommando

über die gesamten deutschen Streitkräfte. Am 4. Aug. drang Kronprinz Fritz mit Bayern und Preußen über die Lauter, erstürmte Weißenburg samt dem Gaisberg und nahm 1000 unverwundete Feinde, darunter viele der gefürchteten wilden Turkos, gefangen. Sein Gegner Douay fiel auf dem Schlachtfeld. Das war ein glückverheißender Anfang. Darauf verschanzte sich Macmahon auf den Höhen hinter Wörth; am 6. aber wagten sich bayrische und preußische Plänkler immer weiter gegen ihn vor, woraus gegen den Wunsch der Führer eine Schlacht wurde. Fritz hieß sie abbrechen, aber General Kirchbach entschied sich, um größere Verluste zu vermeiden, für Behauptung des gewonnenen Bodens; seine Preußen standen fest, bis die fernerstehenden Korps herangezogen waren. Es folgte ein mächtiges Ringen auf der ganzen Linie, umsonst opferte sich die französische Reiterei, um Luft zu machen; abends wurde durch die Erstürmung von Fröschweiler und die Ankunft der Württemberger der Rückzug der Franzosen zu wilder Flucht. Macmahon ließ an 10 000 Gefangene zurück, samt seinem üppig ausgestatteten Zeltlager, und floh durch die Vogesen. Dieser Schlag von „Reichshofen" aber wirkte um so überwältigender auf die Pariser, als gleichzeitig auch die Nachricht von der Verdrängung aus Saarbrücken einlief.

General Frossard räumte nämlich diese Stadt und hielt nur die steilen Höhen von Spicheren besetzt. Am 6. nachmittags aber merkten Teile der ersten Armee den begonnenen Rückzug des Feindes und stürmten an; der Kanonendonner lockte weitere preußische Divisionen herbei. Kameke und Göben übernahmen ihre Leitung, überflügelten und warfen endlich, freilich mit großen Opfern (4870 M.), den überlegenen Feind aus einer für uneinnehmbar gehaltenen Stellung. Frossards Korps ließ 2000 unverwundete Gefangene zurück; reiche Vorräte fielen in die Hände der nachsetzenden Preußen. Es war ein tollkühn errungener Sieg, der dem Hauptquartier wenig gefiel, den Franzosen aber einen so panischen Schrecken beibrachte, wie eine besser berechnete Schlacht es kaum vermocht hätte. Betäubt berichtete der Kaiser von diesen Schlägen, welche das Land bis zur Mosel den Deutschen überlieferten. In Paris mußte der Belagerungszustand verkündigt und der gesetzgebende Körper einberufen werden, von dem der Minister eine Massenaushebung verlangte. Dagegen forderte Favre, daß dem untüchtigen Kaiser der Oberbefehl abgenommen werde, Keratry wünschte schon, daß er abdanke!

Der greise Montauban, Graf von Palikao, berühmt durch chinesische Großthaten (S. 915), wurde von der Kaiserin mit der Bildung eines neuen Ministeriums beauftragt (wie klein waren doch schon die Ollivier und Gramont geworden!); das Oberkommando der „Rheinarmee" ging vom Kaiser am 12. August auf Marschall Bazaine über. In der gewaltigen Moselfestung Metz und um ihre vier Forts her lag nun die französische Hauptarmee, gegen welche „der rote Prinz" (so hieß man Friedrich Karl) den Hauptstreich führen sollte. Er setzte eben, als sie nach Verdun abziehen wollte, in Pont a mousson über die Mosel. Von der Goltz aber bemerkte, daß der Feind schon das rechte Moselufer räume, und griff, ihn aufzuhalten, mit dem Vortrab der ersten Armee, hastig an, 14. Aug. Daraus wurde die hitzige Schlacht von Colombey-Nouilly, da ein Schützengraben um den andern gestürmt werden mußte bis in die Nacht hinein. Die französische Armee wurde dadurch so festgehalten, daß sie erst am 15. den Abzug antreten konnte. Aber bei Vionville und Mars la tour fiel ihr am 16. von Süden her der rote Prinz in die Flanke; die Franzosen mußten sich links wenden und 12 Stunden lang die Angriffe der müden, nach und nach eintreffenden Preußen aushalten. Noch nie sind solche Reitermassen zusammengestoßen wie an diesem Tage; eine preußische Kavalleriebrigade wurde, um der bedrängten Infanterie Luft zu schaffen, fast ganz geopfert; als die durchschossene Trompete nach dem Todesritt die Übrigen zusammenrief, fanden sich statt elf noch drei Züge ein. Aber von den nächsten zwei Straßen nach Verdun waren die Franzosen glücklich abgedrängt, und ihr Verlust war ebenso groß wie der des deutschen Heeres in dieser (seit Waterloo) „blutigsten Schlacht der Neuzeit" (je 16 000 M.). Von den Abzugsstraßen blieb also den Franzosen nur noch die nördlichste, wenn man

Paris indes wogte, brandete vor Scham und Überraschung. Als Palikao zwar nicht die wahre Lage der Dinge, doch wenigstens die Gefangennahme Napoleons „mit 40000 Mann" eingestand, wagte Jules Favre auf Absetzung des Kaisers und seiner Dynastie anzutragen; andere wollten anderes; draußen aber erscholl es immer lauter: es lebe die Republik! Sie erstand wie von selbst durch die Eingeschüchtertheit der kaiserlich Gesinnten; der jugendlich-feurige Gambetta proklamierte sie vom Stadthaus und teilte sich mit Advokaten und Journalisten in die höchste Gewalt. Um ein Haar wäre schon die Kommune ausgerufen worden; der bisher gefangene Ordnungsfeind Rochefort kam wenigstens in die Regierung. Natürlich zertrümmerte man nun eiligst alle Bilder und Büsten Napoleons und feierte im Freudentaumel das Erstehen von Freiheit und Gleichheit. Die Kaiserin sah sich verlassen, auch vom General Trochu, dem Napoleon den Oberbefehl über die Wehrkräfte in Paris anvertraut hatte; sie floh verkleidet nach England, wo sie ihren über Belgien geflüchteten Sohn bereits vorfand. Das war die heitere unblutige Revolution vom 4. Sept., die jede Hoffnung auf österreichische und italienische Hilfe vernichtete. Die Kammer trat einfach ab. Die sich zunächst an die Spitze stellten, nannten sich „die Regierung der Landesverteidigung". Trochu, als einsichtiger und ehrlicher Kritiker der Armeeorganisation und durch seinen Ausspruch (im Juli) bekannt, „Kaiserreich und Heer gehen durch Überstürzung sicherem Verderben entgegen", wurde zum Präsidenten ernannt; der schwungreiche Advokat und Gefühlsrepublikaner Favre zum Vicepräsidenten. Doch war der junge Gambetta, geb. 1838, der die Sorge für das Innere übernahm, die bedeutendste Kraft unter diesen neuen Männern; ihn juckte es schon, als Diktator auch den Krieg zu leiten.



Fig. 398. Leon Gambetta.

Indessen wollte nicht ganz Frankreich sich unter ihre Fittiche begeben; in Paris bildete sich 6. Sept. ein comité central der Roten unter Blanqui, Flourens, Pyat ꝛc., die Regierung einzuschüchtern und zu unterjochen. Alles bewaffnete sich, und die Bewaffneten wurden alle bezahlt, so daß niemand mehr arbeiten wollte und man zuletzt 340000 Flintenträger hatte, welche nichts so sehr fürchteten, als den Frieden. Auch in Lyon erhob die rote Republik das Haupt und der abenteuernde Offizier Cluseret stellte sich an die Spitze des dortigen Pöbels; seine Emissäre gewannen auch in Nimes die Oberhand, während der Demagog Esquiros von Mar-

seille aus eine „Liga des Südens" organisierte, in Toulouse ein Wohlfahrtsausschuß die Bürger terrorisierte ꝛc. Im Westen erstand eine royalistische Liga. Allmählich aber ging doch der Anschluß an die Eine Republik (Gambettas) durch.

„Wir werden keine Scholle Erde, keinen Stein unserer Festungen abtreten", erklärte Favre. Ganz Frankreich behauptete, nur der Kaiser, der die edle Nation korrumpiert, sei verantwortlich für den Krieg; der Dichter Viktor Hugo aber, von Napoleon verbannt und eben zurückgekehrt, warnte die Deutschen freundlich, die heilige Stadt nicht zu berühren, sie könnte fürchterlich werden. Trochu meinte auch später noch, wenn König Wilhelm nach Sedan einfach heimgegangen wäre, hätte er sich den Dank Frankreichs durch alles bis dahin Geleistete verdient. Aber wie konnten die Deutschen umkehren, ohne Bürgschaft gegen neue Angriffe gewonnen zu haben? Am 4. Sept. gingen sie auf Paris los; am 8. waren sie in Laon, das kapitulierte, doch sprengte ein toller Artillerist das Pulvermagazin in die Luft. Zwar hatte man in Eile um Paris her eine Wüste zu schaffen gesucht, alle Umwohner mit Hab und Gut in die Stadt geschafft und Dörfer und Schlösser schrecklich verheert; doch fanden die Deutschen noch Obdachs genug, als sie 19. die Umschließung vollzogen.

Es waren ihrer 122 000 Fußgänger, 24 000 Reiter und 622 Geschütze, eine Zahl, die sich stetig mehrte. Der Kronprinz residierte nun in Versailles, seine Kavallerie durchstreifte das weite Land. Mit einem dünnen Gürtel umlagerten die Deutschen, im Norden die vierte Armee, im Osten Sachsen und Württemberger, im Süden die Bayern, das durch 17 Außenforts fast unzugängliche, an wenigen Stellen nur sichtbare Häusermeer. Sie schmiedeten ihn aber immer fester, indem Verhaue die Wege sperrten, Dörfer und Gartenmauern in Festungen umgewandelt und Verbindungen mit den Eisenbahnlinien im Rücken hergestellt wurden. Die Truppen gruben versteckte Eßwaren und Weinvorräte aus, kelterten auch die Trauben der Weinberge, doch litten sie vielfach Hunger, bis die Zufuhr in Gang kam. Nachdem man auch unterirdische Telegraphendrähte aufgespürt und abgeschnitten hatte, konnte bald keine Botschaft mehr aus der Hauptstadt hinaus, keine zu ihren 2 Mill. Einwohnern hinein dringen. Sie behalf sich also mit Brieftauben und Luftballonen, von welch letzteren manche über den Rhein, andere ins Meer (ja nach Norwegen, Ostafrika ꝛc.) geblasen wurden, viele aber auch in unbesetztem französischem Gebiet niederfielen.

Der König aber saß in Ferrières, dem Landsitz des Pariser Bankiers Rothschild; dort verhandelte Bismarck, 20 Sept., mit Favre um einen Waffenstillstand, der jedoch nicht zu stande kam, weil Straßburgs und Touls Übergabe eine unannehmbare Bedingung schien. Allein Toul, das bisher die Eisenbahn gesperrt hatte, kapitulierte am 23., Straßburg, „der Schlüssel zu unserem Haus", war schlecht gerüstet, von badischen Truppen seit 10. Aug. umstellt, mit Flüchtlingen angefüllt. Da sein Kommandant Uhrich das Anerbieten, Frauen, Kinder und Gebrechliche abziehen zu lassen, nicht annahm, vielmehr das gegenüberliegende Kehl zusammenschoß, ließ Werder, 24.—27. Aug., die Stadt bombardieren; dann schritt er zum kunstgerechten Angriff von der Nordwestseite und wollte eben die zerbröckelnden Bollwerke stürmen, als am Abend des 27. Sept. die weiße Fahne auf dem Münster wehte und Uhrich sich mit 17 000 Mann übergab.

Fast 500 Gebäude waren zerstört, die kostbare Bibliothek, die Bildergalerie und andere Schätze vernichtet; die Einwohner in den Kellern hatten schwer gelitten. Aber „unser Schlüssel" war nach 189jähriger Fremdherrschaft wieder gewonnen. Werder breitete sich nun weiter im Elsaß und auf den Vogesen aus, wo Blousenmänner, Freischützen und andere unheimliche Feinde wie Pilze aus der Erde aufschossen. — Während der alte Thiers als Gesandter der Republik London, Petersburg, Wien und Florenz besuchte, um nach einem Friedensvermittler zu fahnden, suchte Trochu aus der Hauptstadt eine uneinnehmbare Burg und aus den verwöhnten Parisern 300 000 Soldaten zu machen, zu seinen 60 000 regulären hin. Eine Erfindung zur Vernichtung der Preußen schlug die andere: da gab es Stinkbomben, Brandraketen, Explosionsminen, Ballonbomben voll Nitroglycerin, Finger Gottes (Blausäure in zugespitztem Fingerhut) ꝛc.; an klugen, feinen Köpfen war ja hier kein Mangel.

Wiederholt brodelte es stark in dem Hexenkessel Paris; am 8. Okt. suchte der Erzphantast Flourens mit den Demokraten von Belleville die Regierung zu stürzen, in der auch sein Freund, der Laternenmann Rochefort, für die gleichen Ziele arbeitete, indem er Paris mit Barrikaden durchzog. Der energische Gambetta flog indessen, 7. Okt., in einem Luftballon nach Tours, wo ein Ableger der provisorischen Regierung sich festgesetzt hatte; er ergriff dort die Zügel der Regierung mit eiserner Hand, zog Republikaner aus allen Südländern an sich, wie den gichtkranken Revolutionshelden Garibaldi (dem schließlich nachgesungen wurde: „Er kam, sah und siechte!"), und bot allem auf, den Volkskrieg zu entflammen und zu organisieren, damit die Provinzen nicht länger „unter den Tatzen der Preußen röcheln". In 3 Monaten schuf er, oder unter ihm der Ingenieur Freycinet, 12 Korps (600 000 M.) und rüstete sie trefflich aus.

Jetzt erst bekamen die Offiziere Landkarten. Die Engländer gewannen schöne Summen durch allerlei Waffenverkäufe; und der amerikanische Kriegsminister, ermächtigt zum Verhandeln alter Gewehre, verschacherte dafür neue Hinterlader an die Franzosen und fabrizierte ihnen dazu die nötigen Patronen. Fanatisierte Heerhaufen, noch ungeordnet, aber eifrigst exerziert, die einen mit der Fahne der hl. Jungfrau, andere mit der der Freiheitsgöttin, rüsteten sich zum Entsatz von Paris. Und die Pariser wagten auch Ausfälle, z. B. 21. Okt. im Westen nach Bougival, 28. Okt. nordwärts gegen Bourget, das sie erstürmten und nach zwei Tagen wieder verloren; dann entschieden sie sich, lieber erst auf die Entsatzarmeen zu warten, denn bis Mitte Dezember etwa konnte Paris sich schon durchhungern.

Bazaine sah sich 27. Okt. genötigt, die Festung Metz, vor der er den Feind 9 Wochen lang festgehalten, zu übergeben. Schon am 15. Sept. mußten die Brotrationen vermindert werden, vom 18. an verspeiste man täglich 250 Pferde; Typhus, Blattern, Dysenterie 2c. minderten die Kräfte zusehends. Ein Abenteurer Regnier bildete sich ein, den Frieden und die Wiederherstellung des Kaiserreichs vermitteln zu können; er wagte sich ins preußische Hauptquartier, das ihn nach Metz durchließ, und bewog dort Bazaine, wenigstens den General Bourbaki zur Kaiserin nach England sich durchschleichen zu lassen. Ausfälle, wie man sie am 2. und 7. Okt. unternahm, sollten noch die Waffenehre retten, wurden aber immer hoffnungsloser, weil es an Pferden fehlte. Ein Kriegsrat kam, 10. Okt., zu dem einstimmigen Beschluß, eine ehrenvolle Konvention mit dem Feinde zu versuchen, und so stellte Bazaine in Versailles vor, wie seine Armee allein im stande sei, wenn man sie abziehen lasse, die Anarchie niederzuhalten und eine geordnete Regierung herzustellen. Er gedachte wohl, seine Armee für das Kaiserreich aufzusparen, und Bismarck wollte ihr freien Abzug gewähren, falls sie sich verpflichtete, für die Kaiserin einzutreten, und diese Frieden schlöße. Eugenie wollte sich nicht dazu herbeilassen; so mußte Bazaine kapitulieren.

Nach dem Gutachten des Kriegsrats fand die Übergabe am 28. statt. 173 000 Mann streckten vor den 171 000 Belagerern das Gewehr; der Vorbeimarsch der 22 000 Garden allein währte etliche Stunden im platzenden Regen. Der Marschall wurde dafür von Gambetta des schändlichsten Verrats beschuldigt, was in den neu sich bildenden Armeen den Argwohn und die Zuchtlosigkeit nur vermehren konnte. Bazaine hatte vielleicht gefehlt, daß er im Sept. keinen Durchbruch erzwang; jetzt spotteten die Pariser, wie er denn doch seine Vereinigung mit Macmahon bewerkstelligt habe!

Thiers, von seiner patriotischen Rundreise enttäuscht zurückgekehrt, war eben daran, mit Bismarck einen Waffenstillstand abzuschließen; beide kamen schon auf einen leidlichen Frieden zu sprechen, 31. Okt. Aber die Pariser Kommunisten, erbittert über diese Verhandlungen, empörten sich, nahmen Trochu, Favre und die andern Herren gefangen und banden sie an ihre Ratstühle fest, worauf Flourens und Blanqui die höchste Macht der Kommune von Paris übertrugen, um eine blutige Diktatur einzusetzen, die Frankreichs Rettung wäre. In der Nacht kamen Nationalgarden und befreiten die provisorischen Herren, ohne daß Blut floß; aber gestraft wurde niemand.

Von einer solchen Regierung waren keine Zugeständnisse zu erreichen, daher Thiers die Verhandlungen abbrach. Am 3. Nov. verwarfen die Pariser durch Abstimmung jeden Waffenstillstand und erteilten der neu konstituierten Regierung ein Vertrauensvotum. Gambettas unermüdliche Thätigkeit hatte nun über 600000 Mann ausgerüstet, eine große Leistung, mit der er sich hätte begnügen können: statt dessen meisterte er auch noch die Generale und sandte sie zu früh in den Angriffskrieg. An der Loire entspann sich der nächste Kampf; die Bayern unter von der Tann hatten 11. Okt. Orleans besetzt, 18. Chateaudun erstürmt und überall heftigen Widerstand gefunden. Aurelle de Paladines übernahm jetzt das Kommando der Loirearmee, die sich im Lager von Salbris gebildet, und führte 100000 Mann gegen Orleans. Das mußte von der Tann räumen und mit seinen 20000 Mann bei Coulmiers, 9. Nov., einen heißen Kampf bestehen, ehe er in der Nacht sich zurückzog. Aurelle aber konnte wegen Mangels an Schuhwerk seinen Sieg, den ersten französischen, nicht verfolgen, und nun stieß der Großherzog von Mecklenburg zu den Bayern, um vereint gegen die franctireurs (Freischützen) unter Keratry zu ziehen, die er 17. Nov. aus Dreux vertrieb. Indessen hatte Aurelle sich in Orleans mit aller Anstrengung verschanzt und verstärkt. Aber ihm eilte ein anderer entgegen, der rote Prinz von Metz her, mit einem Teil seiner Centrumsarmee; bei Beaune stießen sie am 28. Nov. mächtig auf einander, 30000 Preußen und 70000 Franzosen, worauf Aurelle seitwärts wich und es 1. Dez. bei Loigny mit den Bayern unter dem Großherzog versuchte. Umsonst. Durch einen Doppelsieg bei Artenay vollzogen die beiden deutschen Armeen ihre Verbindung und am 4. war der Bahnhof von Orleans wieder erstürmt. Nun mußte Aurelle abtreten; Gambetta teilte dessen Armee in zwei Hälften und vertraute die eine dem tüchtigen Chanzy, die andere dem Bourbaki an.

In diesen Tagen hatte auch der einzige von festem Willen geleitete Ausfall der Pariser stattgefunden, und zwar nach Südosten, da wo Sachsen und Württemberger sich die Hand boten. Ducrot hatte hier die schwächste Stelle der Umschließung wahrgenommen, indem bei Champigny und Villiers eine lange Strecke der Schanzen entbehrte. Er verkündigte: „der Eisengürtel muß durchbrochen werden; wir versuchen es mit 400 Kanonen und 150000 Mann; jedenfalls werde ich nur als Sieger oder tot nach Paris zurückkommen.“ Sechs Stunden lang hielten da die Württemberger den wilden Anprall aus, dann mußten sie Champigny vor der Übermacht räumen, 30. Nov., wie die Sachsen ihr Brie; aber ein Durchbrechen des Gürtels gelang doch nicht und am 2. Dez. griffen die Deutschen den Feind wieder an und warfen ihn von fast allem gewonnenen Boden zurück. Auch Ducrot kehrte nach Paris zurück. Was hier 150000 Truppen umsonst versucht hatten, konnte anderswo noch weniger gelingen. Die sonstigen Ausfälle verrieten alle ein unsicheres Herumtasten oder ein widerwilliges Nachgeben gegen die Schreier, welche durchaus Handlungen sehen wollten. Seit Nov. erscholl freilich in Paris gar oft der Ruf: zu Pferde! er bedeutete aber nur, sich ans Pferdefleisch zu setzen, weil es (für die Menge) nichts anders mehr zu essen gab.

Die täglichen Kämpfe mit den Loirearmeen, die eine ungewöhnliche Winterkälte erschwerte, lassen sich kaum aufzählen. Chanzy wehrte sich, 7.—11. Dez., hartnäckig um Beaugency, das er doch den Bayern und Mecklenburgern schließlich überlassen mußte, um sich in le Mans wieder zu sammeln. Die Regierung von Tours war vor dem nahenden Feinde nach Bordeaux gezogen; Bourbaki hielt sich hinter Bourges, wohin Friedrich Karl ihn gedrängt hatte. So durften die Deutschen hier etwas ausschnaufen. Werder hatte indessen bei Vesoul und Dijon (27.—30. Okt.) Siege erfochten, und durch Treskow die wichtige Festung Belfort einschließen lassen. Daher schien es Gambetta durchaus nötig, den Bourbaki in den Osten abzusenden, daß er womöglich durchs Loch von Belfort nach Baden eindringe und dort die französischen Gefangenen befreie. Der rote Prinz aber erhielt den Befehl, sich gegen Chanzy zu wenden, drang auf Vendome vor und von da Tag für Tag weiter, ohne, 6.—12. Jan., je mit Fechten ganz auszusetzen, bis der von Hecken und Zäunen durch-

schnittene Landstrich erobert und le Mans genommen war. Damit endete hier der Krieg; Chanzy wurde kaum verfolgt und fand Zeit, sein zersplittertes Heer wieder notdürftig zu ordnen und die Lücken mit Rekruten zu füllen.

Wir müssen auch nach Nordfrankreich blicken. Aus den Truppen, die Metz belagert hatten, wurde nämlich die erste Armee wieder ausgeschieden und dem General Manteuffel übertragen, erstlich um die Gefangenen nach Deutschland zu geleiten, dann die Festungen an der belgischen Grenze zu beobachten, endlich auch die französische Nordarmee aufzuhalten, die nachgerade sich beträchtlich verstärkte. Zuerst stand ihm dort Farre gegenüber, den er, 27. Nov., schlug und durch Amiens hindurchtrieb. Infolge eines ähnlichen Sieges besetzte er, 5. Dez., Rouen. Fernerhin bekam er es mit dem rührigen Faidherbe zu thun, der 50 000 Mann gesammelt hatte, aber vor den halb so starken Preußen bei Querrieux 20., Pont Noyelles 23., Bapaume 3. Jan. zurückweichen mußte. Gegen Paris durchzubrechen, gelang ihm jedenfalls nicht, und darauf kams an. Bei St. Quentin endlich, 19. Jan., schlug ihn Göben in die wildeste Flucht und nahm ihm 10 000 Gefangene ab. Indessen waren auch die Festungen Diedenhofen, Montmedy, Longwy, Peronne, Mezieres 2c. in deutsche Hände gefallen. Manteuffel selbst aber hatte anderswo Arbeit gefunden.

Immer noch wunderte man sich, warum denn Paris nur umschlossen und nicht auch beschossen werde, während die Forts, mit welchen Thiers die Weltstadt umgeben hatte, ihren Eisenhagel freigebigst ausstreuten. Nachdem aber die Belagerer Weihnachten mit Christbäumen gefeiert, donnerten, 27. Dez., ihre ersten Schüsse gegen das Vorwerk Mont Avron (im Osten) und leerten es von seinen Verteidigern; am 5. Jan. 1871 folgte die Beschießung der Südforts; bald fielen auch Bomben in die Stadt. Zugleich nahmen nun Hunger und Kälte in den Häusern überhand und räumten schrecklich auf unter den Kindlein, den Alten und Kranken.

Der Mangel an Gemüsen verbreitete den Skorbut, für ein Ei wurden 3 Frks. gegeben 2c., die wöchentlichen Todesfälle der Civilbevölkerung stiegen von 1200 auf 4000. Freilich war die Zahl der Waffenträger auf 400 000 gestiegen, von denen kaum 200 000 Soldaten waren. In fieberhafter Wut verlangten die 20 Maires der Stadtteile einen entscheidenden Massenausfall. Trochu that ihnen ihren Willen; am Morgen des 19. Jan. brachen 100 000 Mann unter dem Schutz der Kanonen vom Mont Valerien gegen S.W. aus, Vinoy nahm auch die Schanze Montretout und Buzenval; aber das preußische Geschütz that sein blutiges Werk und 4000 Franzosen lagen auf dem Schlachtfeld, als man in der Nacht es räumte. Drauf legte Trochu, maßlos geschmäht wegen der mißglückten „heroischen Tollheit“ (wie er selbst die Verteidigung von Paris nannte), sein Amt nieder; ein Volksaufstand wurde noch leidlich gedämpft, dann unternahm es Favre, zu kapitulieren.

Am 26. abends war die Verhandlung soweit gediehen, daß Bismarck versprechen konnte, um Mitternacht das Feuer einzustellen. Der ewige Donner schwieg endlich; am 28. Jan. wurde der dreiwöchentliche Waffenstillstand unterzeichnet, welcher die Forts den Preußen auslieferte und die Berufung einer Nationalversammlung nach Bordeaux möglich machte, die über den Frieden beraten sollte. Sogleich beeilten sich die Deutschen, Lebensmittel in die arme Stadt zu schaffen. — Die Ostarmee war aber in den Waffenstillstand nicht eingeschlossen, weil Gambetta rühmte, dort stünden die Sachen vortrefflich. Es ließ sich auch alles vielversprechend an; Werder hatte sich in Dijon gegen die Garibaldiner fest behauptet; als aber Bourbaki in aller Stille 150 000 Mann gegen ihn zusammenballte, zog er sich zurück, um die Pässe vor Belfort zu sichern. Er hielt erst die Franzosen, 9. Jan., bei Villersexel auf, indem er sie zwang, ihre kolossalen Massen zu entwickeln, und erreichte dann durch einen meisterhaften Nachtmarsch die Stelle, wo er sich ihnen in den Weg legen wollte, am Lisainebach. Bourbaki eilte ihm nach, denn er wußte, daß Manteuffel mit drei Korps (12. Jan.) Werder zu Hilfe gesandt wurde; ehe diese ankämen,



Die Kaiserproklamation zu Versailles am 18. Januar 1871.

mußte er suchen, den Durchbruch zu erzwingen. Die 45 000 Deutschen des 14. Korps stützten sich auf das befestigte Schloß Montbeliard, von Hericourt bis Delle, 6 Stunden weit, dehnte sich ihre dünne Linie aus: hier stürmten die vier Korps der Franzosen in drei grimmig kalten Tagen (15.—17. Jan.) ohne Unterlaß auf die vortrefflich bediente deutsche Artillerie los. Wie viel Verwundete sind in jenen Nächten erfroren! Die Deutschen, obwohl nur auf Schnee gelagert, waren diesmal besser gedeckt, büßten aber 1580 Mann ein. Blutend, hungernd und frierend gaben sich selbst ihre Verwundeten das Wort: Hier kommt niemand durch. Am 17. schlug das Wetter endlich um und Bourbaki mußte den Rückzug antreten, nachdem er 8000 Mann verloren. Jetzt aber warf sich Manteuffel mit 70 000 Mann ihm in den Weg, amüsierte den alten Garibaldi mit Absenden einer Brigade, welche dessen 30 000 Mann in Dijon festhielt, und schnitt dem Bourbaki den Rückzug auf Lyon ab. Diesem blieb nur das Ausweichen zur Schweizergrenze übrig; er ordnete es noch an und suchte sich dann zu erschießen, zerschmetterte sich aber nur die Kinnlade. Sein Nachfolger Clinchant, allerwärts von Manteuffel gedrängt und beschoren, führte 2. Febr. noch 85 000 Mann bei Verrieres in die Schweiz, wo sie entwaffnet und freundlich bewirtet wurden.

Belfort, dessen zwei Forts die Deutschen 8. Febr. erstürmt hatten, kapitulierte am 16. auf Favres Weisung, damit der Waffenstillstand verlängert werden könnte. Es war die einzige Festung (außer Bitsch, das kaum belagert worden war), deren Garnison freier Abzug bewilligt wurde. So war denn auch auf dieser Seite der schwere Kampf beendigt. 383 841 Franzosen befanden sich in Deutschland, 250 000 in Paris in Gefangenschaft, 90 573 waren in der Schweiz entwaffnet.

§ 25. Das deutsche Kaiserreich. Friedenspräliminarien.

Am 5. Okt. 1870 war Wilhelm nach Versailles gezogen, wo nun die Minister der vier Südstaaten mit Bismarck und einigen Vertrauensmännern des norddeutschen Reichstags zusammen saßen, die deutsche Einigung zu vollenden. Baden schloß sich bedingungslos an; Hessen und Württemberg machten einige Vorbehalte. Dann zog Bayern, das 80 Anstände aufgestellt hatte, Württemberg auf seine Seite, worauf Bismarck mit Baden und Hessen, 15. Nov., abschloß. Aber auch Bayerns Zögern hatte ein Ende, als Bismarck ihm zu lieb 50 Paragraphen der Nordbundverfassung änderte oder außer Kraft setzte. Noch ehe das alles genehmigt und gesiegelt war, lud Ludwig II. 3 Dez. Wilhelm I. ein, das Deutsche Reich durch Annahme der Kaiserwürde wiederherzustellen. Was der ältere Bruder a. 1849 gewünscht hätte, von den deutschen Fürsten und Völkern zugleich auf den Schild erhoben zu werden, war erst dem jüngeren beschieden. Der norddeutsche Reichstag beschloß, 10. Dez., daß der König fortan deutscher Kaiser heißen solle, und am 18. Dez. sammelten sich die Fürsten, Prinzen und Abgeordneten um Wilhelm, ihm diesen Wunsch des Volks entgegenzubringen. Die süddeutschen Kammern schloßen sich demselben Verlangen an; am längsten währte das Ringen in der bayrischen, wo erst nach 10tägigem Streiten 102 Stimmen sich für die neuen Verträge, 48 gegen sie aussprachen. Diese Abstimmung erfolgte 21. Jan. 1871, etwas zu spät, als daß der neue Kaiser sie hätte abwarten können. Denn dieser hatte den 18. Jan. für die Feier bestimmt, welche 170 Jahre nach der ersten Königskrönung (S. 643) seinem Hause eine neue Ehre erteilen sollte.

In dem Spiegelsaale Ludwigs XIV., dessen Gemälde und Goldinschriften seine Siege verewigen, stand jetzt der Preußenkönig, umringt von seinen Freunden und Getreuen; es wurde gesungen, gebetet und über den 21. Psalm gepredigt: „du überschüttest ihn mit Segen, du setzest eine goldene Krone auf sein Haupt &c." (Vergl. das große Bild.) In einfachen Worten übernahm der greise König für sich und seine Nachfolger die deutsche Kaiserwürde, mit der Bitte zu Gott, daß er ihm verleihe, allzeit Mehrer des Reichs zu sein, nicht in kriegerischen Eroberungen,

sondern in den Werken des Friedens. Dann rief sein Schwiegersohn, der Großherzog von Baden: Seine Majestät der Kaiser Wilhelm lebe hoch! und unter den Klängen der Volkshymne stimmte die Versammlung dreimal begeistert ein. Dem Kaiser wurden die Augen naß; zuerst huldigte ihm der Kronprinz durch Handkuß, der Vater aber umarmte und küßte ihn unter Freudenthränen. Noch viele verwandte Fürsten schloß der Kaiser in seine Arme, die übrigen huldigten ihm durch Schütteln der Hand, welche die jüngeren Prinzen küßten. Hierauf ließ er die Offiziere an sich vorüberziehen, schritt die Reihen der im Saal aufgestellten Truppen entlang und sprach huldreiche Worte mit manchem Unteroffizier. — Ein protestantisches Kaisertum war an diesem Tage aufgerichtet worden, kein römisches, daher ihm der Haß der eingefleischten Römlinge von seiner Geburt an gewiß war. Doch ist es aus der freien Wahl aller Reichsgenossen hervorgegangen, ein Zeichen, daß gemäßigte Katholiken sich von demselben nicht beengt fühlten. Den Demokraten konnte es auch nicht willkommen sein; denn das Wühlen und Rütteln in den einzelnen Ländchen hatte vorerst ein Ende gefunden. In der Sage vom Kaiser Friedrich, daß dieser im Kyffhäuser der Stunde harre, da des deutschen Reiches Herrlichkeit wieder hergestellt werden solle, hatte des Volkes tiefe Sehnsucht nach der entschwundenen Einheit sich Jahrhunderte hindurch verkörpert. Jetzt endlich war der Kaiser wieder aus seinem Grabe gestiegen und eben jene Reichskleinodien, welche Friedrich II. (S. 377) den Landesherrn ausgeliefert hatte, d. h. die wesentlichen Reichsrechte wurden nun dem Kaiser entgegengetragen. Aber des Tacitus Wort, ein Glück für die Gegner der Deutschen sei, daß sie stets unter einander hadern, ist leider noch immer anwendbar.



Fig. 399. Kaiser Wilhelm. (Nach dem Gemälde von Bülow.)

Kaum war der Waffenstillstand geschlossen, als auch die Nationalversammlung gewählt wurde, welche den Friedensschluß beraten sollte. Gambetta zwar telegraphierte an alle Präfekten, daß sie ihm doch eine republikanische Versammlung nach Bordeaux schicken sollten, welche die Unteilbarkeit des Landes sichern würde, und er unternahm es, alle Personen, welche der napoleonischen Regierung gedient hatten, als unwählbar zu bezeichnen. Bismarck aber bestand darauf, die Wahlen sollten völlig frei sein, und erklärte das Dekret von Bordeaux für null und nichtig. Die Regierung in Paris wies gleichfalls Gambettas Unvernunft zurück, worauf der Starrkopf, 6. Febr., seine Entlassung eingab. Die Wähler, des Krieges satt, wählten meist friedliebende und katholisch fromme Männer; Paris aber mit andern großen Städten gefiel sich in der Wahl blutroter Republikaner. Am 13. Febr. konnte die Versammlung von Favre eröffnet werden, da denn Garibaldi, auch einer der Gewählten, an ihr einen Ekel faßte und austrat. Der erfahrene, geistreiche Thiers, von 26 Departements zugleich gewählt, wurde am 17. zum einstweiligen Chef der Republik ernannt und begab sich mit Favre nach Versailles. — Hier wurden endlich, 26. Febr., die Friedenspräliminarien mit dem Vorbehalt unterzeichnet, daß die Nationalversammlung sie bestätigen müsse. So sehr sich Thiers um Metz wehrte, bestanden doch die deutschen Kriegskundigen so fest auf dessen Abtretung, daß er es fahren lassen und sich damit begnügen mußte, wenigstens Belfort zurückzugewinnen. Die deutschen

Bezirke aber von Elsaß und Lothringen samt Metz wurden mit dem neuen Kaiserreiche vereint. Die Räumung der besetzten Provinzen sollte nach Maßgabe der geleisteten Zahlungen von 5 Milliarden Franken Kriegsentschädigung erfolgen. Ein Teil der Stadt Paris durfte von den Deutschen besetzt werden, bis die Versammlung den Friedensvertrag genehmigt haben würde.

Am 28. Febr. war Thiers wieder in Bordeaux und unterbreitete der stille lauschenden Versammlung, die unter Grevys Vorsitz tagte, die schweren Friedensbedingungen. Er hatte kaum begonnen sie abzulesen, als ihm die Stimme versagte. Ein anderer las weiter. Trotz alles Schreiens der Roten willigte die Mehrheit (546 gegen 107) in den Vertrag, noch ehe der 1. März tagte. An diesem aber rückten auserwählte preußische und bayrische Korps, 30 000 Mann stark, auf der Siegesstraße, welche Napoleon I. angelegt hatte, durch den prächtigen Triumphbogen (dessen Sperrung erst beseitigt werden mußte) in die Hauptstadt ein, verhielten sich dort geduldig gegen allerlei Ungezogenheiten des Pariser Gesindels und zogen schon 3. März, da die Zustimmung der Nationalversammlung eingetroffen war, wieder zur Stadt hinaus. Der Kaiser selbst war nicht mitgeritten, wohl aber Bismarck, der sich wenigstens den Triumphbogen besehen wollte. Die Pariser ergaben sich knirschend drein, „vom Schicksal verraten zu sein". Wilhelm I. dankte nochmals herzlich seinen treuen Truppen (die 44 900 Tote und 82 000 Verwundete aus 913 997 Eingerückten verloren hatten), ehe er Frankreich den Rücken kehrte. Am 17. März umarmte er in Berlin nach 7½monatlicher Abwesenheit seine Gemahlin; das Festfeiern verschob er auf die Rückkehr des Heeres, welche sich über Erwarten verzögerte. Aber so Großes war geschehen, daß wohl, wie von der Fürstin von Reuß nach den Siegen des J. 1813 durch ganz Deutschland gesungen werden durfte: „Um Hilfe haben wir geschrieen, Du gabst viel mehr als wir begehrt, Und wir bekennen auf den Knieen: O Herr, mein Gott, wir sinds nicht wert." Dagegen behauptete das fortgeschrittene Nationalbewußtsein: „die Siege über Napoleon III. haben wir verdient!"

§ 26. Die Kommune von Paris und die Internationale.

Als die Deutschen die „Weltseele" Paris verließen, ahnten die Klügeren bereits, daß in diesem Chaos die Ordnung kaum wiederkehren könne ohne einen blutigen Bürgerkrieg. Wie Favre sich dafür verstritt, der Nationalgarde ihre Waffen zu belassen, hatte ihn Bismarck umsonst vor den Gefahren, welche in einem bewaffneten Pöbel liegen, gewarnt; er meinte, in Paris gebe es keinen Pöbel! Nach dem Bummlerleben sich einfach wieder an ordentliche Arbeit zu machen, gelang nur den Bessern. Die Proletarier hatten nie angenehmer gelebt als während der Belagerung; und vor ihnen flohen ahnungsvoll viele Bürger, sobald die Thore geöffnet waren.

Schon am 24. Febr. hatten 114 Bataillone der Nationalgarde sich dem republikanischen Central-Komitee (S. 956) unterworfen, welches ihnen vorgeschlagen, sich unter einander zu verbünden; da wurde beschlossen, sich dem Einzug der Preußen zu widersetzen, was dann doch nicht geschah. Dasselbe Centralkomité befahl nun, die Kanonen der Nationalgarde auf den Montmartre zu bringen und weigerte sich ihrer Rückgabe an den Staat. Darauf beschloß man in Bordeaux, die Nationalgarde nicht mehr ungeprüft zu bezahlen. Bald brachen Unruhen im Stadtteil Belleville aus, wo das Centralkomitee die 250 Kanonen und 70 Mitrailleusen von stündlich abgelösten Nationalgarden eifersüchtig bewachen ließ. Vinoy fing mit den Rebellen zu unterhandeln an, zahlte ihnen sogar den täglichen Sold von 30 Sous wieder aus, suchte aber zugleich Linientruppen in die Stadt zu bringen. — Am 10. März, da die Versammlung in Bordeaux beschloß, ihren Sitz nach Versailles zu verlegen, erließ das Centralkomitee eine Proklamation, welche verlangte, daß die Nationalgarde ihre sämtlichen Offiziere selbst wählen dürfe und alle militärische Autorität sich den Befehlen der Gemeinde von Paris unterordne. Tags darauf hielt Vinoy Musterung über 40 000 Truppen.

Das schien dem roten Komitee so bedrohlich, daß es den Parisern ankündigte, sie sollen auf der Hut sein, man wolle augenscheinlich in jenem „Bauernparlament" die Wiederkehr der Monarchie anbahnen; es sei auf die Erniedrigung von Paris abgesehen, das man dekapitalisieren

wolle; die Truppen werden doch so klug sein, sich der neuen Republik rückhaltlos anzuschließen. Redlichere Leute mochten fürchten, die Nationalversammlung wolle die Republik töten. Die Proletarier aber haßten eine Republik ebenso wie die Monarchie; Faulenzer, die das Sparen für ein Laster erklärten, suchten ihre Träume von einer paradiesischen Gleichheitsherrschaft zu verwirklichen; ihnen gesellten sich Rotten von Missethätern (wohl 25 000 Verbrecher) bei. Man wollte einmal durch Teilung und Raub wohlleben. Die Clubs tagten fortwährend und aufregende Blätter steigerten die Unruhe.

In der Nacht auf den 18. März befahl Vinoy dem General Lecomte, die Geschütze auf dem Montmartre wegzunehmen; und diesem gelang es, die Nationalgarde zu überrumpeln und 171 Kanonen zu fassen. Sie wegzuführen mangelten die Zugpferde, und mit dem Morgengrauen wurde die Sturmglocke geläutet, worauf Haufen von Nationalgarden zusammenströmten. Man drängte sich an die Truppen, fragte, ob sie gefrühstückt hätten, jammerte über die Grausamkeit der Regierung, welche die Brüder im Heere Hungers sterben lasse, und lud die Soldaten zum Essen und Trinken ein. Getäuscht und verraten wartete Lecomte lange auf die Zugpferde, mußte sich aber endlich des Zudrangs erwehren und befahl zu schießen oder das Bajonett zu brauchen. Umsonst, seine Bataillone ließen ihn samt den Offizieren gefangen wegführen. Ebenso ergings dem in Bürgerkleidung dazu kommenden General Thomas, der sich a. 1848 den Roten verhaßt gemacht hatte. Man hielt in namenlosem Durcheinander eine Art Gericht über die beiden und erschoß sie abends. Das Centralkomitee verteidigte diese Unthat als kriegsrechtlich begründet. Vinoy zog mit einem Rest von 10 000 treugebliebenen Truppen nach Versailles ab und die Hauptstadt war in den Händen der Aufrührer.

Am gleichen Tage, da die rote Fahne auf dem Pariser Stadthaus wehte, fuhr Napoleon III. von der Wilhelmshöhe nach England ab und erhoben sich die Araber in Algerien zu einem Aufstand. Die Forts im Süden von Paris ergaben sich den Aufrührern, welche sofort durch einige Blutbäder in den Straßen noch manche Wohlgesinnte aus der Stadt jagten, die übrigen einschüchterten und mit Rührigkeit und Thatkraft ihre Plane durchführten, völlig unbehelligt von den bestürzten Machthabern in Versailles. Die Forts im Osten und Norden waren noch von den Deutschen besetzt, welche sich auch von den Parisern fortwährend Respekt zu verschaffen wußten. Der gewaltige Mont Valerien im Westen aber wurde im entscheidenden Augenblicke von Vinoy (gegen Thiers Befehl) den Versaillern noch gesichert.

Am 28. März setzten 180 000 Wähler von Paris (gegen 250 000 Freunde der Ordnung, welche aus Angst ihre Stimmen nicht abgaben) die neue Regierung der Kommune (Gemeindevertretung) ein, deren Präsident ein Deserteur Assi wurde; den abwesenden Garibaldi ernannte man zum Ehren-Präsidenten. Die bekanntesten Führer waren Flourens (S. 958), der giftige Schauspieldichter Pyat, der verbissene Jakobiner Delescluze, der ruchlose Rigault, der in Amerika General gewordene Cluseret ꝛc. Übrigens dankte das Centralkomité nicht ab, sondern lebte in geheimem Kampf gegen die Kommune fort, wie auch die vielen Ausschüsse einander stets bekriegten. Überall riß man das Pflaster auf und baute Barrikaden; auch die Weiber ergriffen die Waffen und wetteiferten mit den Männern im Trinken und Lärmen. Die nötigen Geldmittel nahm man aus der Bank oder erpreßte sie von den Reichen durch Zwangsanlehen, Requisitionen ꝛc., auch durch einfache Plünderung der Kirchen- und Klostergüter ꝛc. Alle früheren Schulden wurden für verfallen erklärt, die Zahlung von Miete aufgehoben. Wer die Macht hatte, stahl wo er konnte. Die Proletarier hatten „Angesichts der Ohnmacht der regierenden Klassen die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten in ihre Hand genommen“, und ihr Ziel ging auf Einrichtung einer kommunistischen Musterrepublik. Ein Körnlein Vernunft stak bloß in der Forderung größerer Gemeindefreiheit; unvernünftig aber war die Einbildung, die alte Welt des Regierens durch Beamte und Pfarrer habe jetzt aufgehört und eine neue Ära der Selbstbestimmung sei angebrochen. Es sollte ein aus gleichberechtigter

Gemeinden bestehender Staat werden, wenn nicht gar eine Universalrepublik von bloßen Weltbürgern.

Zu den Leitern der Kommune gehörten auch Sendlinge der internationalen Arbeiterassociation. In England hatten die Arbeiter angefangen, durch Gewerbevereine sich vor den Bedrückungen des Kapitals zu schützen. Da sie damit bedeutende Macht gewannen, hatten sich, 1847, deutsche Flüchtlinge in London bemüht, die Proletarier aller Völker zu einem die Welt umfassenden Bunde zu vereinen. Ihr Haupt war der Rheinpreuße Dr. Marx, der damals ein Manifest der Kommunisten erließ: nachdem jetzt die bourgeoisie, die reiche Bürgerschaft, erschüttert sei, welche 1830 die politische Macht angetreten habe, müssen die Kommunisten mit allem Ernst die Herrschaft ihrer Ideen anstreben. Die Bewegungen von 1848 vereitelten die Sache. Erst auf der Weltausstellung in London 1862 wurde solcher Kommunistenbund weiter vorbereitet. Napoleon gab nämlich den französischen Arbeitern reichliche Unterstützungen, die Ausstellung zu besuchen; sie fraternisierten dort mit den englischen Arbeitern und suchten sich über den nötigen Taglohn zu verständigen. Propheten aller Länder predigten nun, wie alle politischen Fragen der großen Idee der Emancipation der Arbeiter unterzuordnen seien; Kosmopolitik sei die Politik, welche von allen Verständigen getrieben werden müsse, und in Frankreich lasse sie sich am ehesten durchführen. Die kaiserliche Regierung sah dem ruhig zu. Am 28. Sept. 1864 ward endlich der große Bund gegründet. Die Internationale soll das Arbeitervolk der ganzen civilisierten Welt umschließen und ihm soviel Einfluß verschaffen, daß die Gleichberechtigung aller Menschen am Lebensgenuß erreicht werde. Die Wühler aber verlangten: Weg mit Gottesdienst, Ehe und Erbrecht; denn auch das persönliche Eigentum kehrt zur Gemeinschaft zurück, der Boden wird an den Gemeinbesitz überwiesen. Jedes Glied der Genossenschaft hört auf, seinem Volke anzugehören; alle Nationalität geht in diesem Weltbunde auf. Keine Regierungen mehr! so fallen also die Steuern! Auch keine Armeen mehr und keine Religionen! „Die fabelhafte Gottheit, die auf einem himmlischen Throne sitzen soll, ist der Fluch der Menschheit, der Verbündete aller Tyrannen und Betrüger, aller Quäler und Räuber des Menschengeschlechts geworden. Atheismus und Materialismus sind die Grundlagen aller Wahrheit." In Klubs sollen diese Lehren gepredigt werden, bis der „große Rummel" ausbricht. Ein jeweilig zusammentretender Kongreß entscheide über die nötigen Maßregeln zur Verwirklichung des Plans. Doch wurde auf solchen Kongressen (zuerst in Genf, 1866, dann Lausanne, Brüssel, Basel, Haag 1872) nur viel geredet und die eigentliche Leitung lag in den Händen des Centralkomitees in London, das sich durch Spaltungen so geschwächt hat, daß die Internationale seit 1873 als tot betrachtet werden kann. Auf einem Londoner Kongreß, 1881, versuchte dann Most die Anarchisten zu organisieren.

Thiers war zuerst ratlos. Um jeden Preis wollte er sich die Demütigung ersparen, deutsche Unterstützung zur Bewältigung des Aufruhrs in Anspruch zu nehmen, und suchte daher, 21. März, durch glatte Worte Paris zu gewinnen: er erwartete von dieser hehren Stadt nur „Akte der Vernunft" und bat sie, ihm die Arme zu öffnen, damit er das Gleiche thun könne. Aber Paris öffnete eben seine Arme nicht, und mehrere andere Städte versuchten es, dem glorreichen Vorgang der Hauptstadt nachzuleben. Zum Glück wurden diese Aufstände rasch bezwungen; wegen Paris aber mußte Thiers sich mit den Deutschen über Zurückführung der gefangenen Soldaten verständigen. Die Pariser nahmen unter dem Exsergeanten Bergeret, 2. April, den Kampf mit den Versaillern bei Neuilly auf, flohen aber bald. Wie dann am folgenden Tag 100 000 Nationalgarden ausmarschierten, schüttete der Mont Valerien seine Granaten über sie aus; zahllose Opfer bedeckten die Ebene, darunter auch Flourens. Weil sich nun das Gerücht verbreitete, die gefangenen Kommunisten werden mißhandelt, ja in Masse erschossen, verhafteten die Pariser den ehrenwerten Erzbischof Darboy und andere Verdächtige, besonders Pfarrer, und drohten, von diesen „Geiseln" je 3 für einen der in Versailles hingerichteten Ihrigen zu erschießen. Immer erbarmungsloser wurde der Kampf, bei den Truppen hieß es bald: Kein Pardon! aber ihre Fortschritte waren langsame.

Übrigens konnte auch die Kommune nicht ohne Gründung eines Ordens und Bändchens auskommen. Sie sorgte für Schnaps, so daß Paris in 2 Monaten nicht aus dem Rausche kam. Es waren 200 000 Bewaffnete mit 1047 Kanonen, freilich ohne viel Kriegsmut.

Als Macmahon, 8. April zum Oberbefehlshaber ernannt, endlich Kerntruppen genug zusammengebracht hatte, umgab er den Südwesten von Paris mit einem Halbkreis von Batterieen und bombardierte die Südforts. Damit wurde die Wirtschaft in der Stadt immer toller; dem neuen Götzen zu Ehren mußten die älteren fallen. Napoleon I. hatte 1810 seine Thaten auf der 45 m hohen Vendomesäule verherrlicht, die aus eroberten Kanonen nach dem Muster der Trajansäule gegossen, schon sein drittes Standbild trug. Die Kommune beschloß, diese Säule zu zerstören; durchsägt fiel sie, 16 Mai, mit aller französischen Kriegsglorie, unter Musikspiel in den Mist.

Thiers Eigentum wurde mit Beschlag belegt und sein prachtvolles Hotel der Erde gleich gemacht. Schon wurde auch allen Einwohnern sämtliches Erdöl abgefordert, später auch aller Schwefel und Phosphor; man war entschlossen, lieber ganz Paris in die Luft zu sprengen, als zu kapitulieren. Am 30. April waren die Pulverminen unter der Börse, den Tuilerien u. a. Prachtbauten fertig. — In der Verteidigung hatte Cluseret nebst dem Polen Dombrowski das Meiste geleistet. Er wurde aber von dem eiteln Fanatiker Rossel, 1. Mai, gestürzt. Rossel klagte schon 9. Mai, hier, wo alles befehlen, niemand gehorchen wolle, könne er einmal nicht kommandieren; so wurde er durch Delescluze ersetzt. Zwischenhinein versuchte man auch Unterhandlungen mit Versailles, und unterschiedliche Führer ließen sich von dort Gold bezahlen. Einmal traten auch 1000 Freimaurer mit weißen Fahnen, Bändern und grünen Zweigen vor das Stadthaus und erklärten die Kommune für den neuen Tempel Salomos, für das richtige Ziel aller ihrer Bauarbeit. Sie sandten dann eine Deputation an Thiers, der sie jedoch kühl ablaufen ließ.

Nachdem Fort Issy, 9. Mai, genommen, 16. auch Vanves und Montrouge geräumt waren, wurde der Kampf ein hoffnungsloser. Um so greulicher wuchs die Verwirrung in dem Hexenkessel, immer rücksichtsloser wurden die Greuelthaten. Die Besitzlosen ergriffen einen Anlaß um den andern, um Rache am Stolz und Luxus ihrer bevorzugteren Landsleute zu nehmen. Zu den wütendsten Kommunisten gehörten die Weiber der Straße; ihrer 2500 wurden als „Amazonen der Kommune“ gemustert und besoldet, und sie schlugen sich, raubten und mordeten so gut als die Männer. Gassenbuben spielten den Richter, den Beamten, den Kerkermeister oder Scharfrichter. Aller Religionsunterricht wurde abgeschafft, jede Ceremonie der christlichen Kirche verhöhnt. Man überfiel, entweihte und beraubte die Kirchen und Klöster, besonders die Nonnenklöster; die Waisenkinder riß man aus der Obhut der Frommen und stellte sie unter die Aufsicht liederlicher Weiber, die ihre Lust daran hatten, die Kleinen viehisch trunken zu machen. In den Kirchen hielt man lästerliche Klubs, wobei der Präsident auf dem Altare saß. Am Himmelfahrtstage verteilte man vor den Kirchen Hostien an den Pöbel ꝛc. Kunst und Wissenschaft traf der roheste Haß. Am 18. Mai wird der blutdürstige Erzatheist Rigault beauftragt, den Geiseln den Garaus zu machen. — Mit dem Sonntag, 21. Mai, brach die grause „Höllenwoche“, der Todeskampf der Kommune an. Vom leeren Wall herab winkte ein redlicher Exsoldat, Ducatel, den Truppen mit dem Taschentuch und bezeichnete ihnen die Stelle, wo die Ringmauer leicht zu überschreiten war. Abends standen schon 80 000 der Versailler innerhalb der Wälle, mit raschem Entschluß konnten sie bis zum Stadthaus vordringen; aber ihr Fortschritt war zu vorsichtig.

Weil man die Soldaten schonen wollte, mußte das schwere Geschütz das Meiste thun; so ließ man sie auch anfangs während der Nacht von der Blutarbeit ruhen, ein schwerer Mißgriff. Schon am 22. löste sich die Kommune auf und suchte in Luftballons zu entrinnen, was das entrüstete Volk doch nur wenigen Führern gestattete. Man legte die Uniformen ab, rasierte die Bärte ꝛc. Nur zwei der Vorkämpfer, darunter der greise Delescluze, starben auf den Barrikaden; die Masse machte sich ans Brennen oder an die Menschenjagd. Am 23. übernahm es der Fleischergeselle Oberst Benot, die feuersichern Tuilerien mit Erdöl zu übergießen, Laufpulver zu streuen und ein Pulverfaß unten aufzustellen. Um 2 Uhr morgens hörte man den furchtbaren Knall, dem der Brand aller nicht aufgeflogenen Räume folgte. „Die letzten Spuren des Königtums

waren vertilgt." Darauf steckte Bergeret trotz aller Bitten und Thränen der Wächter auch das Louvre in Brand, doch ging nur sein Bücherschatz in Asche auf, die unermeßlichen Kunstschätze wurden durch die Ankunft der Truppen gerettet. — Man hatte Dominikanermönche verhaftet und zu Handlangern am Bau der Befestigungen gebraucht. Jetzt wurde ihr Gefängnis geöffnet und ihnen zugerufen: Kommt heraus, ihr seid frei! Wie sie herauseilen, schießen hinter den Bäumen versteckte Meuchelmörder auf die fliehenden Mönche und strecken ihrer 21 zu Boden. Am 24. wurde Erzbischof Darboy mit vier Priestern und einem Präsidenten hinausgeführt und erschossen. Dann kam die Reihe an 10 weitere Priester, 2 Geiseln und 35 Gensdarmen. Unter Kolbenschlägen trieb man sie vorwärts; wer wollte, durfte noch sein Mütchen an ihnen kühlen. Man pferchte sie zusammen, eine Marketenderin schoß zuerst in den Menschenknäuel und das Gemetzel ging vor sich unter dem Beifallklatschen der umstehenden Weiber, die auch die Leichen noch beschimpften, während Knaben sich an ihnen im Zielen übten. Ein braver Gefängniswärter rettete doch Hunderte von Geiseln. — Manches unschuldige Blut wurde auch von den Versaillern ohne viel Federlesens vergossen. Am 23. hatten sie den Montmartre genommen; am 24. wogte der Kampf ums Stadthaus. Da ging nun auch die Angeberei los, irgend wer wurde denunziert und alsbald ihm das Hirn eingeschlagen; in solchen Mordthaten wetteiferten selbst Offiziere mit den Soldaten. Alle Gossen waren voll Bluts, Gefangene wurden in Massen niedergemetzelt. Man begegnete Frauen, die Petroleum in Gießkannen herbeischleppten und in die Kellerlöcher goßen (Petroleusen), begegnete Kindern, die brennende Schwefelhölzchen nachwarfen, und wer dachte da an Gnade! Weiber nahten sich den Soldaten mit freundlichster Frechheit, gaben ihnen Cigarren und erschossen sie während des Anzündens, spritzten ihnen Vitriol ins Gesicht oder vergifteten sie mit schmeichelnd kredenztem Weine. Dicker Rauch bedeckte Paris, so daß man bei der Blutarbeit kaum zu atmen vermochte.

Erst am 27. fingen die Feuersbrünste zu erlöschen an, nachdem 772 der prächtigsten Gebäude in Asche gelegt waren. Am Pfingsttag (28.) wurde das Arbeiterviertel Belleville genommen, und die Reste der Kommunisten fanden sich zwischen den Franzosen und den Preußen eingekeilt; sie wurden hinter dem Kirchhofe Père Lachaise aufgerieben. Das letzte Häuflein der Insurgenten streckte 29. in Vincennes die Waffen. Massenerschießungen räumten unter den Gefangenen noch weiter auf; doch wurden ihrer noch 38 000 in Satory zusammengepfercht, um in den folgenden Monaten abgeurteilt oder freigelassen zu werden. (Ihrer 4300 hat man nach Neukaledonien deportiert, von wo die meisten 1879 f. zurückkehren durften.)

Noch am 6. Juni ergriff man eine Frau, die ein Haus mit Erdöl in Brand stecken wollte; sie wurde sogleich erschossen. Nachträglich wunderte man sich nur, Kirchen, Häuser, Bibliotheken und Paläste, die auch schon dem Untergang geweiht waren, trotz allerlei aufgehäufter Brennstoffe gerettet zu finden; mancher zündende Schwefelfaden war wie durch eine höhere Hand abgerissen worden. Extrazüge beförderten erst Feuerwehren von Brüssel, London &c. nach Paris, dann aber Scharen von Vergnügungsreisenden, welche sich die Ruinen ansehen wollten. Mögen sie alle an diesen Feuerzeichen etwas gelernt haben! — Die Internationale aber pries laut dieses Pfingstfest der heroischen Selbstverbrennung von Paris, und erklärte: „Zwischen den französischen Arbeitern und ihren ewigen Gegnern, den Priestern, Königen und Kapitalisten, ist hinfort weder ein Friede, noch ein Waffenstillstand mehr möglich. Wir sind erlegen, aber nicht besiegt. Der Sozialismus läßt sich nicht besiegen, denn er ist die Gerechtigkeit. Allen Mitgliedern der Internationale liegt ob, den Herd des Hasses und der Rache, den wir gegen die Religion, die Autorität, die Reichen und die Bürger angezündet haben, um so mehr anzuschüren, als man die berühmten Chefs des sozialistischen Aufstands ohne Gnade erwürgt hat. Bald werden wir zu schrecklichen Explosionen unsere Zuflucht nehmen, dem bestehenden sozialen System ein Ende zu machen." Im deutschen Reichstag verteidigte Bebel (S. 952) sowohl die Kommune als die Internationale und sprach das Wort: „Krieg den Palästen überall!" gelassen aus. — Marx († 1883), der für seine Person den Ausbruch in Paris als verfrüht angesehen hatte, wartete auf einen allgemeinen Weltbrand, der sich an hundert Punkten zumal entzünde, als „die immense Morgenröte des neuen Tags," da die staatliche Einheit Europas durch die zu einer großen Arbeiternation verschmolzenen Proletarier sämtlicher Länder hergestellt sein wird.

Nun der innere Feind niedergeworfen war, brach allmählich wieder das Parteigezänke hervor, das einige Zeit geschwiegen hatte. Um seiner rettenden That willen

wurde Thiers, 31. Aug. 1871, zum Präsidenten auf drei Jahre ernannt, als welcher er seine Hauptaufgabe, die Auslösung des noch von Deutschen besetzten Gebiets und die Aufrichtung Frankreichs mit großem Geschick vollbrachte. Die Finanzen zu ordnen, griff er auf sein Schutzzollsystem zurück, die Milliarden floßen ihm nur so zu, ohne daß das Volk merkte, wie viel mehr es aufzubringen hatte; das Heerwesen begann er nach deutschem Muster einzurichten. Nachdem er, März 1873, einen Räumungsvertrag zu stande gebracht hatte, vermöge dessen im Sept. die letzten deutschen Truppen das Land verließen, war er entbehrlich geworden. Schon lange mutete man ihm zu, eine Monarchie zu gründen, etwa eine orleanistische; denn auch diese Familie hatte aus dem Exil zurückkehren dürfen, hatte auch ihre Güter wieder gewonnen. Ebenso machten die Bonapartisten neue Anstrengungen für ihren kaiserlichen Prinzen, seit Napoleon III., 9. Jan. 1873, in Chiselhurst verschieden war. (Sein Sohn fiel 1879 durch Assagais von Zulu-Kaffern). Den Klerikalen war Thiers schon darum verhaßt, weil er nie eine Kirche besuchte. Wie er die konservative Republik für die einzig mögliche Regierung erklärte, erteilte ihm die ultramontane Mehrheit ein Mißtrauensvotum, 24. Mai 1873, das er sogleich mit seiner Abdankung beantwortete († 3. Sept. 1877). — Der „ruhmvolle Besiegte" Macmahon mußte ihn ersetzen; er sollte auch gleich der Königsmacher werden. Denn nachdem der österreichische Hof einer Verschmelzung der beiden königlichen Linien vorgearbeitet hatte, erschien 5. Aug. der Graf von Paris in Frohsdorf, um sich seinem Vetter, Heinrich V., als dem nächsten Erben der Monarchie zu unterwerfen. Der Papst jubelte, Paris rüstete schon für den prächtigen Einzug des „Roy", als derselbe für gut fand, gegen die Beibehaltung der dreifarbigen Fahne, die er erst zugestanden, sich doch noch zu erklären. Nachdem die „Fusion" daran gescheitert war, wurde Marschall Macmahon 20. Nov. mit dem Septennat (siebenjähriger Oberherrschaft) betraut. Die Versammlung beschloß Jan. 1875 endgültig, daß Frankreich eine Republik bleiben solle; zu ihrer Zähmung sollte aber ein Senat dienen, bestehend aus 300 verdienten Männern, und die höhere Bildung wurde von der Kirche erwartet, welche fortan freie Universitäten sollte gründen dürfen. Im Febr. 1876 gab ein Plebiscit dem Volk Gelegenheit, wieder einmal seine Wünsche zu äußern. Über fünfthalb Mill. stimmten jetzt für die Republik (nur 2 Mill. für einen König, noch wenigere für einen Napoleoniden) und demgemäß wehte auch ein frischerer Wind in der neugewählten Versammlung, die unverhohlen klagte, daß Frankreich 5 Jahre lang von den Jesuiten beherrscht worden sei.

Jetzt erst wurde die unentgeldliche Schulung aller Kinder beschlossen, ob auch 40 000 Kanzeln gegen diesen Jammer des Zwangsunterrichts donnerten. Doch wurde diese republikanische Mehrheit unter ihrem Führer Gambetta nachgerade dem Marschall so unbequem, daß er, 16. Mai 1877, seine Minister entließ und die Kammer auflöste, um wieder mehr dem Klerus zu Willen zu sein. Dieser strebte eifrigst, das schöne Frankreich dem blutenden Herzen Jesu zu widmen, wie es 1670 der Nonne Marie Alacoque soll gezeigt worden sein; zu ihm betete man jetzt auf großen Pilgerzügen: Heiliges Herz Jesu, rette Rom und Frankreich! Da verschärfte sich der Gegensatz der Parteien so sehr, daß Macmahon sich doch mit republikanischen Ministern umgeben mußte (Dezbr. 1877) und endlich, 30. Jan. 1879, abtrat, worauf der gemäßigte Republikaner Jules Grevy zum Präsidenten gewählt wurde. Unter ihm errang der Demokrat Gambetta immer größeren Einfluß († 1882); später geberdete sich der Kriegsminister Boulanger als der eigentliche Herr Frankreichs. Der Kirche wurde ihr Löwenanteil am Schulunterricht wieder abgerungen und die Vertreibung der Jesuiten durchgeführt. Das Heer fand 1881 Beschäftigung in Tunis, Algier und Tonking (S. 917); man sparte keine Kosten, es dem deutschen ebenbürtig, ja überlegen zu machen. Als die Unredlichkeit seines Schwiegersohns Grevy zur Abdankung bewog, wurde 1887 Sadi Carnot, ein Enkel des einstigen Kriegsministers (S. 758), sein Nachfolger.

§ 27. Das Deutsche Reich im Frieden.

Gerne hätten die deutschen Heere, nachdem sie Paris geräumt, sofort den Rückweg in die Heimat angetreten, aber die Frage, wer denn in Frankreich die oberste Macht erringen werde, gebot große Vorsicht. Bedenklich war, daß auch Thiers sich mit den Deutschen in kein freundliches Einvernehmen setzen mochte, daher die Friedensverhandlungen in Brüssel, seit 28. März, nicht vorwärts kommen wollten.

Dagegen wurde jetzt ein anderer Zwischenfall erledigt. Große Sensation hatte mitten im Kriege (Novbr. 1870) eine Note erregt, worin der Kaiser von Rußland erklärte, er halte sich an den Artikel des Pariser Friedens vom J. 1856, welcher das Schwarze Meer neutralisierte (S. 908), nicht mehr gebunden. Bismarck gelang es, die Erbitterung, welche darüber in England entstand, durch den Vorschlag einer Konferenz zu beschwichtigen. Diese trat in London zusammen und beschloß, 13. März 1871, Rußland solle nicht länger durch Beschränkung der Zahl seiner Kriegsschiffe und durch Verbot aller Kriegsarsenale beengt sein. Durch seine Vermittlung in dieser Pontusfrage stattete Preußen dem Kaiser Alexander den Dank ab für seine wohlwollende Neutralität. Sie allein hatte verhütet, daß der Krieg keine europäischen Dimensionen annahm.

Am 21. März wurde in Berlin der erste deutsche Reichstag eröffnet. Dem stattlichen Kaiser schritt Moltke voran mit dem Reichsschwert, Roon mit dem Scepter, ein Graf Redern mit der Krone, der Heeresvater Wrangel mit dem Reichsbanner. Der Kaiser hielt eine warme Thronrede, worin er Gott herzlich dankte für das Große, das erreicht war: „die Einheit Deutschlands, die Sicherung unserer Grenzen, die Unabhängigkeit unserer nationalen Entwicklung", und die Hoffnung aussprach, das neue Deutschland werde ein zuverlässiger Bürge des europäischen Friedens sein. Dann bevorwortete er die vorzulegenden Gesetze, welche die Wunden des Kriegs nach Vermögen heilen und den Rechtszustand des Reichs ordnen sollten. Es geschah diese feierliche Eröffnung am Tage vor des Kaisers Geburtstag, an welchem er den Reichskanzler Graf Bismarck in den Fürstenstand erhob. Die Vertreter der Nation kamen ihrerseits dem Kaiser (30. März) mit einer Adresse entgegen, in welcher sie ihm Glück wünschten zu der gelungenen Großthat, welche die Sehnsucht der Vorfahren und die Hoffnung der Mitlebenden erfüllt habe. Deutschland gönne jeder Nation, die Wege zur Einheit, jedem Staate, die beste Form seiner Gestaltung nach eigener Weise zu finden. „Die Tage der Einmischung in das innere Leben anderer Völker werden, so hoffen wir, unter keinem Vorwande und in keiner Form wiederkehren". Damit war der Vorschlag der Klerikalen abgelehnt, welche versucht hatten, einer deutschen Einmischung in italienische Angelegenheiten das Wort zu reden. Gern hätten sie nämlich das neue Reich unter den Schutz des Papstes gestellt, falls es sich bewegen ließe, diesem zur Wiederherstellung seiner weltlichen Herrschaft behilflich zu sein. Sie fanden in den Grundrechten von 1848 (S. 896) Paragraphen von der Selbständigkeit der Kirchen; wie schön würden diese der neuen Reichsverfassung anstehen: für Geltendmachung der Konzilsbeschlüsse, für Vermehrung der Jesuitenklöster und Mönchsorden wäre damit ein freier Boden geschaffen! Durch diese Vorschläge waren aber die Plane der Jesuitenpartei (sie nahm die mittleren Plätze ein und hieß darum das Centrum) bloßgelegt, und der Reichstag hütete sich wohl, solche allgemeine Phrasen in die deutsche Reichsverfassung aufzunehmen. Für diese begnügte man sich mit dem Nötigsten, so daß die Beratung über sie 14. April schon geschlossen wurde. Das Reich sollte zunächst für Handel und Wandel, für Verkehr zu Wasser und Land, für Schutz im Ausland und gegen das Ausland sorgen; der Kaiser nimmt eine Mittelstellung ein zwischen voller Souveränität und republikanischem Bundespräsidium; weiter Anzustrebendes, wie die Verwirklichung der Rechtseinheit überließ man der Zukunft (letztere kam 1. Okt. 1879 zu stande). So viel erhellte aus diesem ersten Anlauf, daß die Weiterentwicklung des Reichs vorzüglich durch den Kampf mit der ultra-

montanen Partei bestimmt sein werde, und Bismarck verhehlte sich nicht, daß dieser gefährlicher ausfallen dürfte, als der Krieg gegen Frankreich.

Ein unverdientes Mißgeschick, wenn man überschaut, was alles von deutschen Regierungen, besonders aber von der preußischen, zu Gunsten der katholischen Kirche gethan worden war! Ihre „Freiheit“ war seit 1850 in einer Weise gesichert, wie sonst nur noch in Belgien; der Staat überlieferte die theologischen Fakultäten und die niedere Geistlichkeit in die Hand der Bischöfe. Für den katholischen Kultus hatte er 865 000 Thlr. im Jahr gegeben, für den protestantischen, dem doppelt so viele Seelen anhingen, nur 628 000 Thlr. Diesem schreienden Mißverhältnis entsprach die Ehre und Zuvorkommenheit, mit welcher katholische Kirchenfürsten sich behandelt sahen, während die Vertreter der protestantischen Kirche oft sehr kurz abgefertigt wurden, von der Regierung wie von der Volksvertretung. Die protestantische war immer das zurückgesetzte Stiefkind, die katholische das verhätschelte Schoßkind. Man hatte die evangelischen Kirchenmänner stets als fügsame, fleißige und ungefährliche Unterthanen erkannt, warum ihnen besondere Aufmerksamkeit schenken? So begab sichs, daß diese 1869 eine Synode hielten; die Kosten derselben bewilligte der Landtag erst 1873. Wo wäre dem Ähnliches der katholischen Kirche begegnet? Sie hat es durch die fortwährende Unterstützung des Staats dahin gebracht, daß die Zahl der Katholiken sich beständig mehrte, daß in Schlesien z. B. die Protestanten jetzt die Minderzahl haben, weil weder für ihre Kirchen und Schulen ausreichend gesorgt, noch den Übergriffen der Römischen entgegengetreten wurde. Als Nassau 1866 preußisch wurde, standen dort ein evangelischer und ein katholischer Bischof, jeder mit 5000 Thlr.; sogleich wurde dem katholischen mit 5000 weiteren aufgebessert, aber ihm allein. An die Bischöfe verschenkte der Staat in 7 Jahren 70 Patronate. Mußten sich nicht die Ultramontanen sagen: woher diese Dienstfertigkeit einer evangelischen Regierung als aus Furcht vor unserer Macht oder aus dem Gefühl unserer Unentbehrlichkeit? In diesem Sinne traf der Bruch den Staat als eine verdiente Strafe.

Bei den Beratungen über Elsaß-Lothringen schilderte Bismarck (2. Mai) die Sachlage vor und nach dem aufgedrungenen Kriege. Die französische Rheingrenze mit dem Ausfallsthor Straßburg habe das Haupthindernis für Süddeutschland gebildet, sich der deutschen Einheit ohne Rückhalt hinzugeben. Also habe man sich entschließen müssen, diese Landstriche in deutsche Gewalt zu bringen, um sie als ein starkes Glacis gegen Frankreich zu verteidigen.

Die Abneigung der urdeutschen, eben darum in Frankreich als eine Art von Aristokratie geschätzten Elsäßer haben wir Deutsche mit Geduld zu überwinden; und wir können das, indem wir ihnen einen höhern Grad von kommunaler und individueller Freiheit bewilligen, als sie bisher genoßen. Das Reich müsse also suchen, diese gemeinsam gewonnenen Länder durch Gleichberechtigung sich zu assimilieren. Man beschloß, dieselben zunächst in einem Übergangszustand unter des Reichskanzlers Leitung zu belassen; erst mit dem J. 1874 sollte die deutsche Verfassung auch dort in Kraft treten. Vorerst wurde besonders angestrebt, die Schulen zu heben und die Übermacht des klerikalen Einflusses zu beschränken; der zwangsweise Unterricht in deutscher Sprache wurde allgemein eingeführt und 1872 die Universität in Straßburg neu gegründet. Im Oktbr. hatten die Elsässer ihren Wunsch auszusprechen, wie viele ihrer Frankreich oder dem deutschen Reiche angehören wollen; von 160 000 sogenannten Optanten sind etwa 50 000 ausgewandert und damit Franzosen geworden. Seit 1879 wird das „Reichsland“ von einem Statthalter regiert, dem ein Landesausschuß zur Seite steht.

Am 5. Mai 1871 traf Bismarck in Frankfurt mit dem vor Kummer ergrauten Favre zusammen, stürmisch begrüßt von den Frankfurtern. Es glückte ihm auch diesmal mit seiner Arbeit; am 10. Mai schon war das Friedensprotokoll unterzeichnet. Zugleich wurde die Geldfrage reguliert, wie die 5 Milliarden ausbezahlt und die noch besetzten Departements geräumt werden sollten. Über allerhand Einzelheiten des Friedens wurde in Frankfurt noch monatelang verhandelt, bis 31. Okt. alles ratificiert war.

Als der Kaiser 15. Juni den Reichstag schloß, lud er ihn noch zur Teilnahme an einem großartigen Volksfeste ein. Am Morgen des 16. zogen 40 000 der rückgekehrten Truppen unter dem Jauchzen von 1½ Millionen Zuschauern in Berlin ein. Es waren auserwählte Teile aller am Kampfe mitbeteiligten deutschen Heereskörper, welche unter des steinalten Wrangels Führung

die Hauptstadt betraten, voraus die Leiter des Feldzugs, deren Reihen mit dem Kleeblatt Roon, Bismarck und Moltke schloßen. Letzterer trug den Feldmarschallsstab, den ihm der Kaiser geschenkt hatte. Dann folgte die Heldengestalt des greisen Kaisers. Es war ein prächtiger Zug, sinnvoll geordnet. Zugleich wurde das Denkmal Friedrich Wilhelms III. feierlich enthüllt und am 18. Juni schloß ein Dankgottesdienst im ganzen Reiche die Reihe der Feste.

Rasch wurden nun die Milliarden der Kriegsentschädigung bezahlt und die Departements geräumt, bis am 16. Sept. 1873 der letzte Deutsche über die Grenze gezogen war. Ob diese Milliarden dem neuen Reiche mehr genützt oder geschadet haben, ist zweifelhaft: sie führten zu einer tollen Jagd nach schnellem Reichtum, die man den Gründungsschwindel nennt und welche naturgemäß mit einem starken Katzen-



Fig. 400. Reichskanzler Fürst Bismarck.

jammer endete. Indes wurde mit diesem Gelde die Goldwährung im neuen Reiche eingeführt und die Flotte vergrößert. Übrigens war ein friedliches Einvernehmen mit den Nachbarn das Hauptanliegen der deutschen Staatsmänner; und im Sept. 1872 bezeugte die Dreikaiserzusammenkunft in Berlin, daß Rußland und Österreich in den großen Fragen der Politik mit Deutschland vorerst einig gehen. — Der offenbare Haß der Ultramontanen und die religiöse Gleichgültigkeit der meisten Stimmführer in den Land- und Reichstagen ließen es zu keiner ruhigen Auseinandersetzung zwischen Staat und Kirche kommen; vielmehr trat nun der erbitterte „Kulturkampf" in den Vordergrund, dessen Anfänger und Namengeber Prof. Virchow zu sein sich rühmt.

Es bleibt eine ungemein schwierige Aufgabe, die Ausschreitungen der Hierarchie zu bekämpfen, ohne die Gewissen zu verletzen und ohne die evangelische Kirche zu schädigen. Weil aber der Krieg zuerst verschämt geführt wurde, durfte für die letztere keinerlei Ausnahme gemacht werden; so mußten sich also, Nov. 1871, durch den Kanzelparagraphen kath. und evang. Prediger

gleichermaßen warnen lassen, Staatsangelegenheiten nicht in friedestörender Weise zu besprechen. Dann nahm der preußische Staat der Kirche kurzweg die Schulaufsicht ab, womit er die protestantische Sache viel mehr schwächte als die Hierarchie. Im Juni 1872 wurden die Jesuiten vom Reiche ausgeschlossen, worauf der Papst die Hoffnung aussprach, ein Steinlein werde dem neuen Koloß an die Füße rollen und ihn zu Fall bringen. Darauf ging die preußische Gesandtschaft beim Papste ein. Letzterer wurde noch empörter über den neuen Schlag, welchen 1873 die Maigesetze der Kirche in Preußen versetzten, sofern sie die Leitung der Priesterbildung und die Anstellung der Geistlichen dem Staat zusprachen; Pio schrieb darüber einen vergeblichen Warnungsbrief an den Kaiser, „welcher ja doch wie alle Christen ihm, dem Papste, irgendwie angehöre". Des Kaisers Antwort bezeugte seine Friedensliebe: übrigens gestatte ihm sein evangelischer Glaube nicht, im Verhältnis zu Gott einen andern Vermittler als unsern Herrn Jesum Christum anzunehmen. Ein weiterer Streich sollte die obligatorische Civilehe sein, welche 1875 allgemeines Gesetz wurde. Allerhand Strafen wurden über unbotmäßige Geistliche verhängt, Bischöfe verhaftet und abgesetzt, bis 1400 Pfarreien ohne Seelsorger, 8 Diözesen ohne Bischöfe waren. Wie sehr sich über diesem Kampf die Gemüter erhitzten, offenbarte Juli 1874 ein Mordversuch, der auf Bismarck in Kissingen gemacht wurde. Der Papst hat, 5. Febr. 1875, alle diese Kirchengesetze für ungültig erklärt und jeden Katholiken, der sie befolgt, exkommuniciert. So wurden viele ehrenwerte Männer in allerhand Gewissensnöten versetzt, und fröhlich jauchzen konnten über diese Art der Kampfführung nur die der Kirche Entfremdeten. Und doch ruht die nachhaltige Macht des Staats in demjenigen Kern der Bevölkerung, der von sittlich religiösen Motiven bestimmt wird; verwirrt diesen die Regierung, so schadet sie sich selbst. So beifällig man auch Bismarcks Worte anhörte: Nach Kanossa gehen wir nicht, so wenig war damit der Sieg des Staates gesichert; denn in diesem Feldzug siegt nicht die Schlagfertigkeit, sondern die Ausdauer. An solche aber ist der römische Stuhl seit Jahrhunderten gewöhnt; und durch Vereine, Kasinos, Wanderversammlungen, Adressen an den hl. Vater samt dem Peterspfennig und Extrageschenken nach Rom, durch eine einheitlich geleitete, rührig betriebene Presse entwickelt der Katholizismus bereits eine soziale Macht, die ihm noch 1870 niemand zugetraut hätte. So wurde denn, da Papst Leo XIII. (s. 1878) sich zu einer Verständigung bereit zeigte, 1880 ein Anfang gemacht, die Härten der Maigesetze zu mildern, und die Zurücknahme oder Abschwächung der schroffen Gesetze stellte bis 1887 den kirchlichen Frieden wieder her. Bismarck übertrug sogar 1885 in einer über den Besitz der Karolinen mit Spanien entstandenen Streitfrage dem Papste das Schiedsgericht.

Einen erheblichen Aufschwung gewann die Sozialdemokratie (S. 933) unter Liebknechts Führung, nachdem sie 1875 den Kommunismus als ihr Ziel offen ausgesprochen hatte. Aller Klassenunterschied müsse aufhören, ebenso das System der Lohnarbeit; der Arbeitsertrag müsse gerecht verteilt, der Reiche durch progressive Einkommenssteuer stärker belastet werden rc. So erwächst „der freie Volksstaat", die rote Republik, zu deren Herstellung freilich die Entthronung aller Fürsten notwendig wird. Eine Parteikasse besorgte die Aussendung geschulter Redner.

„Die Citadelle der Knechtschaft, hieß es, ist in Berlin, Krieg gegen Gott und Christus der Schlachtruf des großen Kreuzzugs." In diesem Sinne wurde eifrig gehetzt und gewühlt. Bald gab es mehr sozialistische Blätter in Deutschland, als in der ganzen übrigen Welt; 1877 wurden 12 Sozialdemokraten in den Reichstag gewählt. Am 11. Mai 1878 schoß ein roher Geselle wiederholt auf den greisen Kaiser, ohne ihn zu treffen; am 2. Juni aber wurde dieser von vielen Schroten, die ein verkommener Gelehrter auf ihn abgefeuert, schwer verwundet. Darauf kam denn ein Gesetz zu stande, welches dieser Umsturzpartei das Wühlen und Werben erschwerte, aber 1890 außer Wirkung trat, nachdem die Wahlen gezeigt hatten, daß fast $1/5$ der abgegebenen Stimmen den Sozialdemokraten gehörten.

§ 28. Der zehnte russisch-türkische Krieg.

Der „kranke Mann" wurde zusehends kränker, wie sich 6. Okt. 1875 offenbarte, da er die Leere seiner Taschen bekennen und seine europäischen Gläubiger mit dem halben Zins (von 5 Milliarden Mark) abspeisen mußte. So sehr diese klagten, die Mächte konnten ihnen nicht helfen. Auch sonst mehrten sich die Anzeichen vom Verfall des Reichs. Auf Kreta erhoben sich 1866 die Griechen der Berge, jagten die

Türken in die Küstenstädte, und Österreich wie Frankreich zeigten gute Lust, die schöne Insel dem Griechenkönig zu seiner russischen Hochzeit zu verehren. Doch legte sich England noch drein, die Pforte ermannte sich und jagte die Aufständischen ins Gebirge, bedrohte auch das feuerschürende Griechenland, so wurden durch eine Konferenz, unter Versprechen weiterer Reformen, die alten Zustände 1869 notdürftig hergestellt. Aber Verbesserung der Verwaltung scheint in der Türkei eine Unmöglichkeit, und der russische Gesandte Ignatjew wirkte mit zur Erhaltung der Mißwirtschaft. — Daher standen 1875 auch die schwerbedrückten bosnischen Christen auf, welche jedoch bald über die österreichische Grenze getrieben wurden: heftiger entbrannte die Empörung in der Herzegowina, wo sie an den Tschernagorzen einen Rückhalt fand. Die Pforte rührte sich kaum zu einer Gegenanstrengung. Nun gärte es gar auch unter dem friedlichen Volke der Bulgaren. Schulmeister, die in Rußland gebildet waren, lockten es zu einem schlecht vorbereiteten Versuche, sich die Freiheit zu erkämpfen. Obgleich es nur zu einem schwachen Aufruhr in und um Basardschick kam, 4. Mai 1876, diente doch die Ermordung einiger Muselmanen den Türken zu einem Anlaß, unter greuelhaftem Gemetzel ganze bulgarische Dörfer zu vernichten.

Ein Ahmed Aga wurde mit Orden geschmückt, weil er in Batak 5000 Menschen schänden und schlachten ließ, ehe er den Ort dem Boden gleichmachte. Zugleich führte der Christenhaß zu einem Auflauf in Saloniki, dem die Konsuln Deutschlands und Frankreichs zum Opfer fielen, ohne daß die Behörden ihre Rettung versucht hätten.

Ganz Europa war entrüstet; scharfsichtige Staatsmänner in Konstantinopel fanden daher für nötig, einen Regierungswechsel herbeizuführen. Nach einmütigem Beschluß der Softas (Koranstudenten) wurden vom Großwesir Reformen verlangt, das sinkende Reich zu stützen; da der arme verschwenderische Sultan sie nicht bewilligte, wurde er abgesetzt und gefangen weggeführt, 30. Mai; nach wenig Tagen sollte er sich mit einer Scheere die Pulsadern abgeschnitten haben. Aber auch sein Vetter Murad V. war der Regierungslast nicht gewachsen. Den gefallenen Abdulaziz zu rächen, trat 15. Juni ein Tscherkesse in den Divan und schoß zwei Minister nieder, ehe er selbst zusammengehauen wurde. Diese Mordscenen drückten derart auf Murads schwaches Gemüt, daß er in Geistesstörung verfiel und 31. Aug. sein Bruder Abdulhamid II. den Thron besteigen mußte. Osmans Geschlecht schien an Altersschwäche verscheiden zu sollen, und die Versuchung, diesen Prozeß zu beschleunigen, lag nahe. — Besonders glaubte Serbien zur Rolle Piemonts auf der Balkanhalbinsel berufen zu sein. Schon länger her hatte der willensschwache Milan zum Krieg gerüstet, eifersüchtig auf den Einfluß, welchen der rührigere Nikita unter den Südslaven gewonnen hatte. Am 1. Juli 1876 erklärten beide Fürsten dem Sultan den Krieg; auch Rumänien fing an, eine Grenzberichtigung zu verlangen. Von Rußland aber kam den Serben ein General Tschernajeff zu, dem so viel Freiwillige und Beiträge nachströmten, daß der Krieg zuletzt ein Feldzug russischer Offiziere mit serbischen Milizen wurde. Allein in Bulgarien einzudringen, gelang den Serben nicht; und als trotz alles Geldmangels endlich ein osmanisches Heer gesammelt war, wurden sie unter scharfen Schlägen über die Grenze ins Herz ihres Landes zurückgetrieben. Doch Alexander II., der die Niederlagen der Brüder als seine eigenen empfand, erzwang durch sein Drohwort (Oktr.) einen Waffenstillstand, auf welchen, 1. März 1877, ein überaus gelinder Friede folgte.

Die Tschernagorzen, welche glücklicher gefochten hatten, verstanden sich nur zu einer Waffenruhe; ihr Fürst wurde vom Zaren als ein christlicher Glaubensheld gefeiert, die Feigheit der Serben dagegen scharf beurteilt. Da jetzt eine russische Armee an den Pruth marschierte, trat an die Großmächte die Sorge heran, wie ein gewaltiger Krieg zu beschwören sei. Ihre Vertreter saßen in Konstantinopel zu einer Konferenz zusammen, welche die nötigsten Reformen für die christlichen Provinzen herauszuschlagen suchte. Allein so sehr sie dieselben ermäßigte, konnte sie doch

die Pforte nicht zu ihrer Annahme bewegen. Vielmehr stellte nun der kluge Midhat Pascha (23. Dez.) eine freisinnige Verfassung auf, wonach der Sultan seine absolute Macht mit zwei Kammern teilen sollte; und die Pforte erklärte, innere Angelegenheiten des türkischen Reichs gehören nicht vor die europäischen Mächte. Wurde auch Midhat gestürzt, so trat doch das türkische Parlament (März 1877) zusammen und zeigte wenigstens in der Besprechung der Zustände des Reichs unerwarteten Freimut und Scharfsinn. (Ein weiteres Parlament ist seither nicht mehr berufen worden.) Österreich aber entschied sich, Rußlands Vordringen nicht zu hindern, falls ihm selbst Bosnien und Herzegowina überlassen würden.

Nun kündigte dem kranken Mann die russische Kriegserklärung 24. April an, daß er sich um sein Dasein zu wehren habe. Rußland fühlte „seine Würde verletzt durch die hochmütige Halsstarrigkeit, womit die Pforte die Forderungen des christlichen Europas abgewiesen habe", und wollte diese, „die Befreiung der Christen von türkischer Barbarei" mit eigener Kraft durchsetzen. Es hatte die Türkei durch die Vorverhandlungen vollständig isoliert, hoffte nun auf kräftige Mitwirkung der Christen, die es zu befreien unternahm, und hielt 7 Korps für zureichend, die Osmanen in Kürze zu demütigen. Es hatte sich stark verrechnet. Ungünstig für die Russen war schon der Umstand, daß diesmal die türkische Flotte das Schwarze Meer beherrschte. Und gleich die ersten Kämpfe zeigten, daß die Türken, so schlecht sie sich aufs eigentliche Regieren verstehen, doch eine Herrschaft zu gewinnen und zu behaupten vermögen, unbekümmert, ob das Land darüber zur Wüste wird. An der Rüstung Rußlands aber traten große Lücken zu Tag, auch regten sich starke Umsturzplane im Innern des Reichs; eben sie hatten Alexander mit bewogen, durch einen Krieg für die slavischen Brüder alle Parteien zu vereinigen. — Während das größere Heer langsam an der Donau aufmarschierte, worauf Rumänien sich vom Sultan lossagte, drang die Kaukasusarmee, von Großfürst Michael geleitet, rasch über die Grenze und rückte in drei Heersäulen auf Erzerum los. Ardahan und Bajazid wurden flugs genommen und alles schien im besten Gang; da wußte Muchtar Pascha (seit 25. Juni) die zersplitterten Russen einzeln zu fassen, warf sie über die Grenze zurück, und hielt sie dort fest. — Im Westen hatte Suleiman Pascha sich bemüht, vor allem Tschernagora zu erdrücken, doch gelang ihm in neuntägiger Schlächterei (17.—25. Juni) nicht mehr, als ins Ländchen einzudringen und durch dasselbe wieder hinausgetrieben zu werden. Dann brachten ihn Dampfschiffe nach Rumelien, wo er nötiger war. Eben jetzt (26. Juni) nämlich wagte die russische Hauptarmee unter der Führung des Großfürsten Nikolaus den Übergang über die Donau, welchen die schläfrigen Türken nur wenig hinderten; mit Jubel begrüßten die Bulgaren in Tirnowa ihre Befreier. Nikopoli wurde im ersten Anlauf erobert. Bulgarische Bandenführer erboten sich 11. Juli, russische Scharen über den Balkan zu führen, da die Pässe schwach besetzt seien. General Gurko wagte den tollkühnen Streich, packte den Schipkapaß von hinten und gewann ihn; wie er dann ins herrliche Tundschathal hinabstieg, liefen ihm die Bulgaren freudig zu und Adrianopel zitterte schon. Allein nun bedrohte Osman Pascha von Widdin her die rechte Flanke der Russen und errang, 20.—30. Juli, glänzende Siege bei Plewna, in welchen die Russen 11000 Mann verloren. Gurko aber wurde von Suleiman bei Eski Sagra, 31. Juli, überfallen und hatte nun eiligst das schöne Rosenthal zu räumen, das für die armen Bulgaren nach kurzer Freude zur grausigsten Schlachtbank wurde.

Überall entbrannte der fürchterliche Religionskrieg. Eine Woche lang (30. Aug.) wurde um den Schipkapaß in einer Weise gerungen, welche den russischen Vortrab völlig abzuschneiden drohte; zugleich schlugen Mehemed Ali (ein preußischer Renegat) im Osten und Osman im Westen auf die zwischen ihnen eingekeilten Russen. Diese suchten nun nicht bloß Verstärkungen nachzuziehen, sondern bewogen auch das rumänische Heer, dessen Mitwirkung Alexander sich barsch verbeten hatte, zum eiligsten Donauübergang, während die freundlichst gelockten Regierungen Serbiens und Griechenlands zwar heftig rüsteten, aber sich doch besannen, ob mit Losschlagen oder

Zuwarten mehr zu gewinnen sei. In mörderischen Schlachten vor Plewna zeigte sich die neue rumänische Armee als zutrauenswerter denn die russische Führung; im Okt. noch erwiesen sich die Türken allwärts als unangreifbar in den von ihnen gewählten Stellungen. Die erste Schlacht, welche die Russen gewannen, war die von Aladscha Dagh an der asiatischen Grenze (15. Okt.): ihrer 70 000 drängten da 30 000 Türken nach Kars zurück, das 18. Nov. glücklich erstürmt wurde. Damit war Armenien den Russen bloßgestellt.

Jetzt endlich erkannte der Kaiser, daß Plewna regelrecht belagert werden müsse und berief dazu den erprobten (S. 907) Totleben. Statt des nutzlosen Schießens wurde zu Hacke und Spaten gegriffen, Osman von seinen Hilfsquellen abgeschnitten und der Gürtel von Schanzen immer enger um ihn gezogen. Als die Lebensmittel zu Ende gingen, versuchte er durchzubrechen, 10. Dez., mußte sich aber, selbst verwundet, samt seinem Heer, 40 000 Mann, ergeben. Da nun auch die Serben den Krieg erneuerten, konnte Gurko über Sofia und Philippopel nach Süden vordringen und 17. Jan. 1878 Suleimans Armee entzwei sprengen, während Radetzkij und Skobelew 9. Jan. das Schipkaheer (32 000 Mann) umzingelten und zur Übergabe zwangen. Nachdem Adrianopel besetzt war, drangen ihre Scharen bis in die Nähe der Hauptstadt vor, daher die gebeugten Türken den Waffenstillstand 31. Jan. und den Frieden von San Stefano 3. März bereitwillig unterzeichneten.



Fig. 401. General Totleben.

Dieser machte Rußlands drei Bundesgenossen unabhängig von der Pforte und schenkte Serbien und Montenegro Gebietserweiterungen, wogegen Rumänien zu seinem Schmerze Bessarabien an Rußland zurückgeben und dafür die Dobrudscha eintauschen mußte. Bulgarien sollte als ein Fürstentum von der Donau bis ans ägeische Meer reichen. England aber wehrte sich gegen diese Zerschneidung der europäischen Türkei; es rief indische Truppen nach Malta und rüstete zum Kriege. Da fügte sich Rußland der Forderung, den übereilten Friedensschluß durch einen Kongreß prüfen zu lassen, und dieser trat (Juni) in Berlin unter dem Vorsitz Bismarcks, als des „ehrlichen Maklers“ zusammen. Durch den Berliner Frieden (13. Juli) wurde Bulgarien verkleinert, Ostrumelien davon abgetrennt und, als eine autonome Provinz, unter der Oberherrlichkeit des Sultans belassen. Bosnien und Herzegowina sollten den Österreichern in Verwaltung übergeben werden (diese rückten im Aug. „als Freunde“ ein, mußten aber gegen ihre Erwartung den Einzug mit heißen Kämpfen erringen). Zugleich wurde dem Sultan bedeutet, daß er Griechenlands Grenze neu zu berichtigen habe, denn ein griechisches Heer hatte (Jan.) einen Aufstand Thessaliens unterstützt, war aber bald auf Englands Andringen zurückgewichen. Für alle diese Dienste ließ sich England (4. Juni) durch Abtretung Cyperns belohnen, unternahm aber dagegen, Kleinasien gegen die Russen zu schützen. Der endliche Friede, welchen diese mit der Pforte 8. Febr. 1879 schlossen, sagte ihnen eine Kriegsentschädigung von 800 Mill. Frcs.

zu. — Nachdem sodann der Grieche Aleko Pascha im Namen des Sultans sein Fürstenamt über Ostrumelien 30. Mai 1879 in Philippopel angetreten hatte, zog auch der von den Bulgaren gewählte Fürst Alexander I. 13. Juli in seiner Residenz Sofia ein. Er war ein hessischer Prinz, als Neffe der Zarin dem russischen Hofe willkommen, daher er Aussicht hatte, auch Alekos Herrschaft noch mit der seinigen zu vereinigen. — Weil die Griechen von der Pforte mit ihren Wünschen hingehalten wurden, trat 1880 noch eine Nachkonferenz in Berlin zusammen, welche ihnen ein Gebiet von 400 000 Seelen in Epirus und Thessalien zusprach. Dieses nahmen sie 1881 ein. Nun machen auch Völker wie die Arnauten und Armenier ihre Ansprüche geltend, während Frankreich sich in Tunis festsetzt. Die Rumänen und Serben aber haben ihren Fürsten 1881 f. die Königskrone aufgesetzt.

Rußland fühlte sich doch sehr enttäuscht durch die Resultate des kostspieligen Krieges. Im Innern machte seit 1876 der Nihilismus beunruhigende Fortschritte. Das war eine Verschwörung junger Leute, welche, mit der Welt zerfallen, sich und die ganze Gesellschaft zertrümmern wollten, ohne, wie die Pariser Kommune, sich mit halben Maßregeln zu begnügen. Sie wollten bloß zerstören, „daß es weder Regierungen noch Gesetze gebe, wie bei den Tieren". Die Gruppe der Terroristen schied sich 1878 aus, um den Kaisermord anzustreben, falls keine konstituierende Nationalversammlung berufen würde. So kam es zu schauerlichen Mordthaten und ruchlosen Meuchelplanen gegen den Kaiser und seine Familie; 13. März 1881 erlag Alexander II. einem Sprenggeschoß, das gegen seinen Wagen geschleudert wurde, am Tag, ehe er die schon unterzeichnete Konstitution veröffentlichen wollte. — Weiter ärgerten sich die Russen über Deutschland, als habe es sie um die Früchte des Krieges gebracht; sie traten so drohend auf, daß Bismarck, Sept. 1879, ein Schutzbündnis mit Österreich abschloß. Die Engländer in Indien aber ließen sich durch die freundliche Aufnahme, welche eine russische Gesandtschaft 1878 in Kabul fand, zu einem aussichtslosen Kriege gegen Afghanistan verleiten.

Da Schir Ali, der Fürst von Kabul, die Aufnahme eines englischen Gesandten hartnäckig verweigerte, zog eine indobritische Armee in das Bergland hinauf, eine wissenschaftliche Grenze zu suchen. Sie drang durch den Chaiber-Paß, während ein anderes Korps Kandahar besetzte. Da floh Schir Ali zu den Russen, nachdem er seinen Sohn Jakub zum Regenten ernannt hatte; die Russen aber konnten nicht helfen. Also schloß Jakub Friede mit England (Mai) und nahm einen Residenten in Kabul auf, der aber nach 5 Wochen samt seinem Gefolge vom Pöbel niedergemacht wurde. Von neuem entbrannte der Krieg; der unzuverlässige Jakub wurde gefangen und nach Indien geschickt, Kabul aber hart bestraft. Unter steten Aufständen suchten nun die Briten nach einem Herrscher, mit dem sich ein erträgliches Abkommen treffen ließe, welches ihrem Heer eine ehrenvolle Rückkehr aus den öden Bergen ermöglichen würde. Nach einem letzten Sieg 1881 überließen sie Afghanistan einem Schützling der Russen, Abderrahman, und zogen ab. Als aber die Russen 1884 Merw und Sarachs unter ihre Fittige nahmen, drangen die Briten wieder nach Kandahar vor und sicherten sich diesen Punkt durch eine Eisenbahn an den Indus.

§ 29. Alexander III.

Nach dem jähen Tode seines Vaters war Alexander III. zuerst geneigt, dessen Konstitution zu proklamieren, als den Schlußstein zu den s. 1861 unternommenen Reformen. Er wurde aber davon abgebracht und verkündete 11. Mai 1881, daß er die selbstherrscherliche Gewalt zum Wohl des Volks befestigen und vor jeder Anfechtung bewahren wolle. Seither wandelte der Zar in den Wegen des Altrussentums, obwohl vielfach bedroht von Anschlägen der Nihilisten; für seinen einflußreichsten Berater gilt sein strengorthodoxer Erzieher Pobedonoszew, der Vorsitzer des h. Synod. Alexander vernichtete die Selbstverwaltungskörper, welche für Gemeinde, Kreis und Provinz ins Leben getreten waren, und brachte die Justiz wieder in die frühere Abhängigkeit von der Verwaltung. Eifrig wird auf einen Aufschwung der Kirche in dem Sinne hingearbeitet, daß jedes nicht russische Element bekämpft und aufgesogen werde. So müssen estnische und lettische Kinder russisch unterrichtet werden; für Be-

kehrungen von Lutheranern und Katholiken werden Orden verliehen, über die Strafwürdigkeit von verdächtigten Pastoren entscheiden nur orthodoxe Richter; die altverbrieften Rechte und bewährten Ordnungen der baltischen Lande mußten nach einander fallen. Alles Deutsche wird dem Volkshaß preisgegeben, daher deutsche Kolonisten, beneidet wegen der Früchte ihres Fleißes, massenhaft auszuwandern beginnen. So schwierig auch der Regierung die Aufgabe wird, Einnahmen und Ausgaben des Reichs ins Gleichgewicht zu bringen, muß doch die ungeheure Armee noch unablässig vermehrt werden. Einerseits dehnt sie die Grenzen Mittelasiens aus, wo jetzt eine Eisenbahn den Kaspi mit Merw und Samarkand verbindet und Taschkent erreichen soll, andrerseits drückt sie, in Polen zusammengehäuft, auf die Nachbarn im Westen. Der Presse ist das Schimpfen auf Deutschland, sowie das Liebäugeln mit Frankreich nicht verwehrt. Auf der Balkanhalbinsel erlaubte sich Rußland ein so gewaltthätiges Schalten, daß es den größeren Teil seiner Schutzbefohlenen sich entfremdet hat; der Zar nannte schon den Fürsten der Tschernagora Rußlands einzigen zuverlässigen Freund.

Alexander, Fürst von Bulgarien (1879—86), fand es schwer, unter seinem, an schweigenden Gehorsam gewöhnten Volke ein neues Staatsleben zu gründen. Die von den Russen gegebene Verfassung war so freisinnig, daß er damit nicht regieren zu können erklärte; nationale Parteiführer und der übermächtige russische Einfluß erschwerten ihm sein Werk, doch schuf er ein tüchtiges Heer. Seine russischen Minister legten endlich ihr Amt nieder, worauf sein Vetter, der Zar, den Fürsten aus der Petersburger Militärliste strich. Am 18. Sept. 1885 brach in Philippopel ein Aufstand aus: der Fürst von Ostrumelien wurde gefangen genommen, die Vereinigung des Landes mit Bulgarien verkündet und Alexander aufgefordert, diese Union anzuerkennen und durchzusetzen. Er thats in so milder Form, daß die Pforte ihm wenig Schwierigkeiten machte. Aber Serbien, neidisch über solche Vergrößerung seines Nachbarstaats, fiel diesen 13. Nov. unter nichtigem Vorwand mit den Waffen an. Der Einfall wurde jedoch von Alexander heldenmütig zurückgeschlagen; bei Sliwnitza erlagen die Serben, 17. Nov., und wurden nicht bloß hinausgedrängt, sondern auch noch auf ihrem eigenen Boden besiegt, so daß sie an Österreichs Friedensvermittlung froh sein mußten. Dennoch blieb der Zar dem Fürsten feind. Durch eine von Rußland aus geleitete Verschwörung wurde dieser 21. Aug. 1886 überfallen, auf einem Schiff die Donau hinabgeführt und auf russischem Gebiet ans Land gesetzt. Da sein Volk den schnöden Streich mißbilligte und der Minister Stambulow die neue Regierung verdrängte, kehrte Alexander über österreichisches Gebiet zurück und wurde mit Jubel empfangen. Auf sein demütiges Schreiben an den Zar erhielt er aber eine so ungnädige Antwort, daß er die Hoffnung auf ein besseres Verhältnis mit Rußland aufgab und dem Thron entsagte. Der Zar sandte nun den General Kaulbars nach Sofia, der dort die Freilassung der gefangenen Verschwörer auswirkte, aber so schroff auftrat, daß er sich das Volk nur entfremdete. Stambulow behauptete sich gegen alle seine Ränke in der Regentschaft und bewirkte, daß man den Prinzen Ferdinand von Koburg 1887 zum Fürsten wählte. Dieser ist nun freilich, weil vom Zaren gehaßt, von keiner Macht anerkannt, scheint aber doch dem Volk genehm zu sein.

Von Serbien ist noch zu sagen, daß König Milan, mit seiner russischen Gemahlin entzweit, sich 1888 von ihr scheiden ließ und 1889 zu Gunsten seines 12jährigen Sohnes Alexander abdankte. — In Rumänien schloß sich K. Karol I. mehr an Österreich an, während seine hochbegabte Gemahlin Elisabeth (Carmen Sylva) das Geistesleben der Rumänen zu fördern bemüht war. Übrigens wirkt in beiden Ländern eine mächtige russische Partei für das Interesse des Zarenreichs.

§ 30. Von Wilhelm I. auf Wilhelm II.

Während der 81jährige Kaiser sich von den Wunden, welche der letzte Mordversuch ihm geschlagen, langsam erholte, waltete Kronprinz Friedrich 4. Juni bis 5. Dez. 1878 als Stellvertreter seines Vaters. Großartige Huldigungen wurden diesem nach seiner Genesung dargebracht, z. B. eine Wilhelmsspende aus kleinen Gaben, 1 800 000 Mark von fast 12 Mill. Gebern. Unerschüttert in seiner Liebe zum Volk, forderte er 17. Nov. 1881 den Reichstag zur positiven Förderung des Wohls der

Arbeiter auf; ihm lag an, dereinst das Bewußtsein mitzunehmen, dem Vaterland neue Bürgschaften seines inneren Friedens und den Hilfsbedürftigen größere Sicherheit des Beistandes, auf den sie Anspruch haben, zu hinterlassen. Der Reichstag beschloß in den folgenden Jahren Krankenkassen und Unfallsversicherung für die arbeitenden Klassen, während die Gesetze über Alters- und Invalidenversorgung noch nicht vollendet sind. Als das schöne Denkmal des letzten Kriegs auf dem Niederwald enthüllt wurde, 28. Sept. 1883, wohnte der Kaiser mit großem Gefolge der Einweihung bei; Dynamit war gelegt, die ganze hohe Versammlung in die Luft zu sprengen, aber der Regen hatte die Zündschnur so durchnäßt, daß es zu keiner Explosion kam.

Bismarck hatte während des Kaisers Krankheit den Berliner Kongreß mit möglichster Berücksichtigung der Wünsche Rußlands geleitet, hatte aber den greisen russischen Kanzler Gortschakow damit so wenig befriedigt, daß dieser nun einen Bund Rußlands mit Frankreich befürwortete. Diesem zu begegnen, ging Bismarck nach Wien und schloß 15. Okt. 1879 mit Österreich-Ungarn einen Verteidigungsbund; durch den Beitritt Italiens 1883 wurde dieser ein Dreibund, in welchem Mitteleuropa für die Erhaltung des Friedens eintrat. — Weil nun Deutschland eine Weltmacht geworden war, ziemte es sich, an den Kolonialunternehmen, welche andere Nationen solange schon mit Glück verfolgt hatten, sich endlich auch zu beteiligen. Freilich die besten Länder waren schon vergeben. Doch boten sich noch immer Gelegenheiten dar, rührigen Kaufherrn und Reisenden zur Festsetzung in überseeischen Gebieten behilflich zu sein.

Das regte Bismarck 1880 im Reichstag an und wollte dem Haus Godeffroy in Samoa durch eine Zinsgarantie unter die Arme greifen. Der Reichstag konnte sich in so weite Ziele nicht finden und wies die Samoavorlage ab. Doch trat nun 1882 ein deutscher Kolonialrat zusammen, weiteren Kreisen diese Frage vorzulegen; und im J. 1884 stellten sich 3 westafrikanische Gebiete, das Nama- und Herero-Land, Kamerun und Togo, unter den Schutz der deutschen Krone. Sodann gewann Dr. Peters für die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft das Plateau von Centralostafrika, das 1885 unter deutschen Schutz trat, ebenso das von Dennhardt erworbene Witu-Gebiet. Auch eine Neuguinea-Gesellschaft erhielt 1885 einen kaiserlichen Schutzbrief für das nordöstliche Drittel jener großen Insel, Kaiser-Wilhelmsland genannt. Dazu kam der Bismarckarchipel (Neubritannien) mit den nördlichen Salomons-Inseln, und 1886 die Marschall-Inseln in Mikronesien. Ein Vertrag mit England 1890 überließ diesem Witu.

Das großartigste Unternehmen in der Heimat ist wohl der Bau des Nordostseekanals, zu dem Wilhelm 3. Juni 1887 bei Holtenau den Grundstein legte. Es war das Jahr, in welchem sein Volk bedeutungsvolle Feste feierte, wie sein 80jähriges Militärjubiläum, sein 25jähriges Regierungsjubiläum und seinen 90sten Geburtstag. Doch schon erfüllte ihn die Erkrankung seines Sohnes am Kehlkopfkrebs mit schwerer Sorge. Schmerzlich traf ihn auch der Tod eines hoffnungsvollen Enkels, Ludwig von Baden. Dann entschlief Wilhelm nach kurzer Krankheit 9. März 1888 in kindlichem Gottvertrauen. — Der Thronerbe Friedrich III., bisher als Heerführer gefeiert, doch mehr begeistert für Kunst und Wissenschaft, eilte sofort von San Remo nach Berlin, die Zügel des Staats zu ergreifen. Er hatte aber kaum Zeit, seinen freisinnigen Neigungen Ausdruck zu geben; seine Hauptaufgabe blieb, zu leiden ohne zu klagen. Als er nach 99 Tagen unter der ausharrenden Pflege seiner Gemahlin ausgelitten hatte, bestieg sein Sohn Wilhelm II. den Thron. Ein junger Mann, an dessen hoher Begabung, Willenskraft und Thatendrang sein Volk bereits bewundernd hinaufsah. Zur Gemahlin hatte er die Tochter des Augustenburgers Friedrich (S. 934) erkoren. Er stattete sogleich den befreundeten Höfen, von Petersburg bis nach Athen und Konstantinopel, Besuche ab, geeignet, das Vertrauen zu seiner Politik allenthalben zu befestigen. Wie sehr er auf die Wünsche seines Großvaters eingeht, das Los der Arbeiter zu verbessern, zeigte 1890 die Berufung eines Kongresses zur

allseitigen Erwägung ihrer Lage und Aussichten. Wie sein Vater, behielt auch er den hochverdienten, bewährten Reichskanzler bei, bis er sich überzeugte, daß ihre Ansichten und Wünsche doch zu weit auseinandergingen. Am 20. März 1890 reichte Bismarck zur Verwunderung von Freund und Feind sein Entlassungsgesuch ein, das sofort angenommen wurde, und schied, geehrt als „Herzog von Lauenburg", unter dem großartigen Dank einer ganzen Nation von Berlin. Dem Kaiser wars, als hätte er noch einmal seinen Großvater verloren.

§ 31. Kunst und Wissenschaft im 19. Jahrhundert.

In der Poesie begegnen wir zunächst einer eigenen Klasse von Dichtern, welche sich Romantiker hießen. Das Romantische ist das Mittelalterliche, wie es sich in romanischen Völkern darstellte, man kann sagen: „das Wildschöne". Und allerdings brachten diese Dichter neben Schönem auch viel Wildes zu Tag. Ihr Hauptstreben war, der flachen Aufklärung mit der Macht tieferer Poesie entgegenzuarbeiten. Zu dem Ende stiegen sie zu dem Quell der echten Volkspoesie hinab, der im Mittelalter sprudelt (S. 390), tranken selbst begierig daraus und boten solch frischen duftigen Trank ihren Zeitgenossen in Überarbeitungen der Minnesänger, schufen dann aber auch im Geiste derselben eigene Dichterwerke. Daß sie dabei auch in den mittelalterlichen Katholicismus hineingerieten, ist bedauerlich, aber begreiflich: Fr. Schlegel wurde ein völliger Neukatholik und zog andere Konvertiten nach sich. Doch reifte die Romantik neben manchen leichten auch gute Früchte. Sie erweiterte die von Herder eröffnete Bekanntschaft mit den alten Schätzen unseres Volkes in Sang und Sage und rückte vielen Gebildeten das Christentum näher.

Der Chorführer der Romantiker heißt Ludwig Tieck, geb. 1773 zu Berlin, † 1853. Er hatte einen das Gegebene selbständig verarbeitenden Geist, nebst einer reichen Phantasie. Wir haben von ihm eine große Anzahl von Novellen, Romanen und Sagen, darunter das allerliebste „Rotkäppchen". — Romantiker sind auch die Gebrüder Schlegel, geborene Hannoveraner, Aug. Wilh. v. Schlegel, † 1845, und Friedr. v. Schlegel, † 1829. Am hervorragendsten sind beide als Kritiker: mit den schärfsten Waffen gingen sie gegen das „Seichte, Platte und Geistlose" in der deutschen Litteratur los. Fremdes nachzuempfinden und zu übersetzen (wie den Shakespeare) gelang namentlich dem älteren in bisher unerhörter Weise. Ihnen überlegen an dichterischer Kraft war der Dramatiker Heinrich von Kleist, der sich 1811 erschoß. — Weiter haben Achim von Arnim und Clemens Brentano uns zu Dank verpflichtet, indem sie in „des Knaben Wunderhorn" die schönsten Volkslieder sammelten. Besonders müssen wir hier noch der emsigen Brüder Jakob († 1863) und Wilhelm († 1859) Grimm erwähnen, welche die deutsche Sprach- und Altertumskunde eigentlich geschaffen und durch eine Sammlung deutscher Volkssagen und Märchen sich so verdient als beliebt gemacht haben. Die altdeutschen Sagen hat dann K. Simrock († 1876) für das heutige Geschlecht umgedichtet.

Verwandt mit den Romantikern, doch Leute eigener Art sind „die schwäbischen Dichter". Sie sind echte Natursänger, keine sentimentalen oder erkünstelt gefühlvollen; ihr Haupt ist Ludwig Uhland, 1787—1862, ein Tübinger.

Er reicht nahe an die größten Dichter hin. „Er hat der Natur das Sonntagskleid der Freude angethan, das Landschaftsgemälde zum Liede zu vergeistern gewußt; er zog die Glocken der Kapelle, stellte Hirtenknaben auf Bergesgipfel und legte ihnen selige Lieder in den Mund." Am glänzendsten bewährt sich seine Dichterbegabung in Romanzen und Balladen. Lies von ihm: „Graf Eberhard, der Rauschebart", „Rolands Schildträger" und „des Sängers Fluch". Uhland war ein Mann von echt deutscher Gesinnung und seine Vaterlandsliebe klingt voll aus seiner Harfe. — Diesem persönlich und poetisch befreundet, doch an Dichtergabe unter ihm stehend, sind: Gustav Schwab († 1850), ein sinniger Sänger in klassischer Sprache; und Justinus Kerner († 1862). In letzterem wohnt neben kernigem Humor eine wehmütige Sehnsucht aus dem Gewühle des gemeinen Lebens heraus nach etwas, „dessen Bild seiner Seele in den Blüten der Erde und in den Sternen des Himmels vorgespiegelt wird." E. Mörike, 1804—1875,

ist ein gedankenreicher Lyriker und faßt alles in eine gar zierliche Form. — Ein hochedler Schwabe, aber kein Naturdichter, sondern ein Geistdichter ist Albert Knapp, 1796—1864. Er nimmt unter den neueren Dichtern geistlicher Lieder den ersten Platz ein. Nach innen und oben ziehend sind sein „Morgenstern“ (Wenn ich in stiller Frühe 2c.), seine „Nähe der Ewigkeit“ (Nur eine leichte Hütte 2c.) und sein „Eines wünsch ich mir vor allem andern!“

Nun nach Baden hinüber, denn wir dürfen des Joh. Peter Hebel, 1760 bis 1828, nicht vergessen, der uns so urgründlich gemütliche, ländliche Natur und Sitten so herzig schildernde „Gedichte in Alemannischer Mundart“ gegeben hat.

Dazu kommen dann seine launigen Erzählungen in Prosa, welche den Volkston aufs beste treffen. Ihnen Vergleichbares haben der farbenreiche Schweizer A. Bitzius (Jer. Gotthelf † 1854) in Schilderungen des bernischen Bauernlebens, und der Mecklenburger Fritz Reuter († 1874) in plattdeutscher Mundart geschaffen, während der Israelit Berth. Auerbach († 1882) in seinen Schwarzwälder Dorfgeschichten das gemeine Leben poetisch zu veredeln sucht. Ergötzliche Schwänke im oberbayrischen und Pfälzer Dialekt dichtete Franz von Kobell († 1850).

Im Norden begegnen uns drei begeisterte Vaterlands- und Freiheitssänger: der kernige Ernst Moritz Arndt (S. 833), 1769—1860, dessen „Was ist des Deutschen Vaterland“; der innige Max von Schenkendorf, 1784—1817, dessen „Erhebt euch von der Erde“ allbekannt sind. Der feurige Theodor Körner dichtete sein „Schwertlied“ am Morgen des 26. Aug. 1813, kurz ehe er im Gefecht (S. 810) fiel.

Übergehen wir die Österreicher nicht! Franz Grillparzer, 1791—1872, stellt die Zaubergewalt der Liebe in seinen Dramen dar, oder auch die Treue der Freundschaft und des Dienstes; erst im Alter wurde er recht gewürdigt.

Er zeigt, wie aller Zwang des Lebens nichts vermag gegen ein starkes, ideales Band, und ist ein ganzer Dichter, voll reicher Seelenbewegung, nur je und je etwas zu wortreich und pathetisch. Entnervend wirkte auch auf ihn, wie er klagte, der Hauch seiner Vaterstadt, „des Capua der Geister“. Und mit Wehmut sei auch seines glutvollen, friedesuchenden Landsmanns, Nik. Lenau gedacht, dessen Kämpfe 1847 im Irrenhaus zu Ende gingen! — Weitere berühmte Dichter sind: Fr. Rückert, 1789—1866, Professor zu Erlangen und Berlin. Er begann als Vaterlandsdichter mit geharnischten Sonetten, und entwickelte nach und nach bei einem Reichtum origineller Gedanken „die reichste Fülle der Formen“. Ganz leicht bewegt er sich in den strengen altnordischen Weisen, in den zarten, morgenländischen Ghaselen und Slokas, in den kunstvollen italienischen Versarten 2c. Er ist überall in der Welt daheim, wie Herder, und im Morgenlande heimischer als dieser. Mit Vorliebe verweilt er auf arabischen, persischen und indischen Gefilden, pflückt dort die schönsten Blumen und bietet sie seinen Landsleuten in meisterhaften, Originaldichtungen gleichen Überarbeitungen. Wie sehr er sich aber auch in Fremdländisches hinein begiebt, er bleibt doch immer deutscher Zucht getreu. Er gab „Deutsche Gedichte“ und „Östliche Rosen“ heraus; dann „Die Makamen des Hariri“, eines arabischen Dichters, „Nal und Damajanti“, eine indische Erzählung, und „die Weisheit des Brahmanen“. Über Rückerts Reimgewandtheit und Sprachgewalt erstaunt man. — August Graf von Platen, 1796—1835, erreicht zwar an Geistes- und Phantasiefülle die Höchsten nicht, übertrifft aber alle an Reinheit der Form und Vollendung der Sprache. Von seinen Liedern ist eines der schönsten: „Das Grab im Busento“, von seinen größern Werken das vorzüglichste „Die verhängnisvolle Gabel“, ein satirisches Drama. Schade, daß der Mann selbst gar hohe Gedanken von seiner

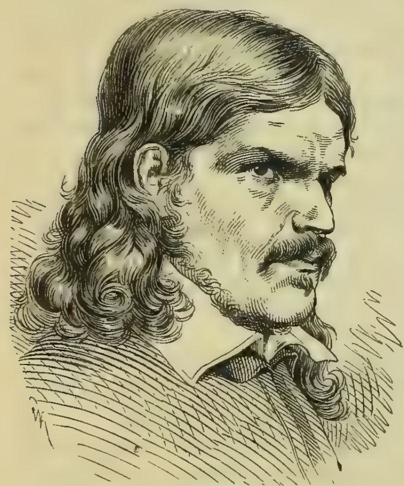


Fig. 402. Friedrich Rückert.

Poesie hatte und seine Eitelkeit leicht verletzt, sein Gemüt verbittert wurde. — Ferd. Freiligrath, 1810—1876, ist gleichfalls ein Meister der Form, ungemein farbenreich auch in seinen Übertragungen, glühend bis zum Übermaß im Schwärmen für politische Freiheit. „O lieb, so lang du lieben kannst" ist eine Perle unserer Poesie. — An dem glänzendsten Talent, H. Heine, († 1856) haben wir einen Virtuosen der Form, der mit allem spielte, aber am liebsten das Laster anmutig machte, übrigens so undeutsch, daß er sich dem französischen Hof verkaufte. — Zwei der besten sind noch: Eman. Geibel, 1815—84 in Lübeck, welcher uns eine Reihe tiefsinniger, lebensfrischer, rein- und wohltönender „Gedichte" gespendet (er wünschte 1868 unserem Wilhelm I., „daß noch dereinst dein Aug' es sieht, wie über's Reich ununterbrochen vom Fels zum Meer dein Adler zieht", was ihn seine bayrische Pension kostete), — und Karl Gerok, 1815—1890, beredter Prediger in Stuttgart, der in seinen „Palmblättern" und „Pfingstrosen" heilige Worte und Zeiten schön besungen, aber auch weltliche „Blumen und Sterne" bis zum „letzten Strauß" uns gereicht hat. Die originellste Dichterin aber ist Annette v. Droste, † 1848, durchaus edel, lauter und frei von allem Gemachten und Schwülstigen.

Die Franzosen hatten an Pet. Joh. Beranger, 1780—1857, ihren populärsten Dichter, der in seinem graziösen chanson die Volksseele aussprach wie kein anderer. Daher hat er gewaltig gewirkt, die Revolution zu verherrlichen, Napoleon zu vergöttern, die Bourbonen und Ultramontanen zu verhöhnen, die Bagatelle hoch leben zu lassen; und wie er einerseits die „glorreichen Julitage" 1830 mitbewirkt hat, so ist wohl auch das Wiederaufkommen des Bonapartismus, das er freilich nicht wollte, mit auf seine Rechnung zu schreiben, wofür ihn Napoleon III. durch ein feierliches Leichenbegängnis strafte. Alph. Lamartine, 1792—1869, begann seinen Lauf mit tief gefühlten Méditations, welche in ähnlicher Weise wie die Dichtungen des mehr blendenden als geistreichen Vicomte Chateaubriand, 1768—1848, der Restauration aufhelfen sollten.

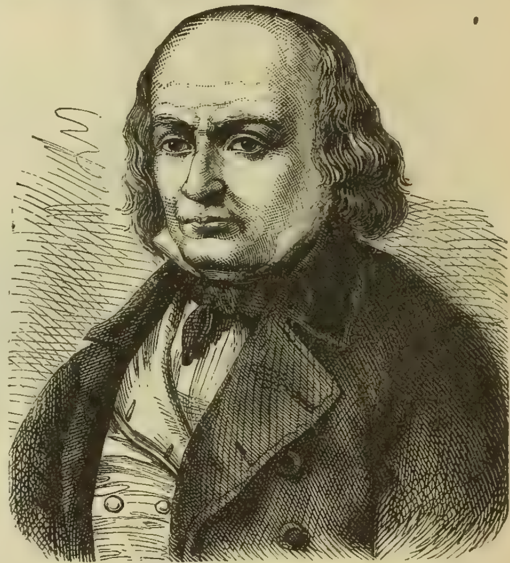


Fig. 403. Beranger.

Lamartine stellte sich später die Verherrlichung der Girondisten in einem historischen Roman 1846 zur Aufgabe, was ihn zum Manne des Febr. 1848 machte (S. 885), und endete, der kurz Angebetete, als ein beharrlicher Anbettler seines Volks, weil er nicht zu hausen verstand. — Als größter Dichter gilt Viktor Hugo, 1802—1886, das Haupt der romantischen Schule, genial auch in seinen Auswüchsen, aber voll von der Pariser Verkehrtheit, als sei die wahre Tugend in den Höhlen des Lasters zu suchen. Feiner und reiner in der Form ist A. Musset, 1810—1857, der aber in Trunk und Trägheit verkam. — Die begabteste Erzählerin war Aurore Dudevant (George Sand), † 1876, trefflich in Schilderungen der Natur wie des Menschenherzens. — Mächtig wirkte auch La Mennais, 1782—1854, der aus einem bigotten Priester zum Verkündiger eines neuen Evangeliums demokratischer Brüderschaft wurde.

An den englischen Dichtern dürfen wir noch weniger vorübergehen, weil sie viel mächtiger auf unsere Litteratur gewirkt haben und wirken. Unter ihnen war wohl Walter Scott, 1771—1832, das bedeutendste Talent; der suchte in Versen und Prosa die Natur, die Sagen und Erinnerungen seines Schottlands zu verherrlichen, und wurde durch seinen „Waverley" ꝛc. der Vater des historischen Romans.

Th. Moore, † 1852, zeigt sich in ähnlicher Weise anhänglich an seine arme Smaragdinsel. Das größte Genie ist aber Lord Byron 1788—1824, ein zerrissenes, höchst unglückliches Gemüt; der schwelgt abwechselnd in Liebe und Haß, in Weltschmerz und Selbstverachtung, wird kaum einen Augenblick sein Selbst los, und weiß doch alles, was er sieht oder berührt, in den wundervollsten Zauber zu hüllen. Wie er für alle unterdrückten Völker schwärmte, wollte er lebensmüde seine letzte Kraft den Griechen widmen und starb in Mesolongi. Ein viel geregelterer Geist zeichnet den sinnigen W. Wordsworth († 1850) aus. Unter den neueren ist Ch. Dickens, 1812—1870, Meister im humoristischen Erzählen; in einer jammervollen Kindheit hat er Mitleid mit den Armen und Gedrückten gelernt, und versetzt uns aufs lebendigste in das Treiben aller Arten von Charakteren, besonders aus den niederen Klassen. W. Thackeray, † 1863, schildert mehr die Sitten der höheren, oft so hohlen Gesellschaft; der berühmteste lyrische Dichter aber ist der aristokratische A. Tennyson, geb. 1810, einzig in malerischer Beschreibung. — Unter den Amerikanern mag der Kunstdichter H. Longfellow, 1808—1882, ihm ebenbürtig sein. Auch Romanschreiber tauchen jenseits des Ozeans in Menge empor, wie der Lederstrumpferzähler J. F. Cooper, † 1851, der uns in das Leben der aussterbenden Urbewohner und der sie verdrängenden Ansiedler versetzt, Frau Beecher Stowe, die durch ihre „Onkel Toms Hütte“ 1852 eine halbe Welt auf die Leiden der Negersklaven aufmerksam machte, und Bret Harte, geb. 1837, der Kalifornier. — Auf Kuba wurde 1844 der Mulatte Valdes Placido erschossen, als Märtyrer für die den Farbigen vorenthaltenen Menschenrechte. Seine (spanischen) Gedichte sind zwar verboten, wirken aber fort unter seinen Freunden. So haben auch die Argentiner an Hilario Ascasubi einen Dichter, der das Gaucholeben verewigt, ehe es von der Erde verschwindet.



Fig. 404. W. Scott.

Überhaupt aber läßt sich sagen, daß die Dichtkunst mehr als je sich mit nationaler Begeisterung vermählte, und ihre Erzeugnisse mit dazu dienten, die Liebe zum Vaterland neuzubeleben. So haben Es. Tegner († 1846), der patriotische Finne Runeberg († 1877) und der Geschichtschreiber Geijer († 1847) unter den Schweden, der gelehrte Grundtvig, 1783—1872, unter den Dänen das ernste altnordische Leben im Liede wieder erweckt. Der Neuzeit zugekehrt sind die originellen Norweger Ibsen und Börnson.

Andere Dänen wie Baggesen († 1826), Öhlenschläger († 1850) und der Märchendichter Andersen († 1875), sangen sowohl den Deutschen, als ihren Landsleuten. — Die Italiener bewegte der effektvolle Tragiker Alfieri († 1803) und der tieffühlende Leopardi († 1837) und bereiteten sie auf die Freiheit vor, wie später Manzoni († 1873). Einem Beranger ähnlich wirkten Giusti's († 1850) Spottlieder; der ideale Dichter der Revolution aber ist Aleardi. Ebenso freiheitslustig dichteten die Griechen Rhigas (S. 845), Sutsos und Rangawis. — In Ungarn ward Petöfy, der Sohn eines armen Metzgers und Trunkenbolds, aus einem desertierten Soldaten und herumstreifenden Komödianten der naturtreueste

Dichter der Magyaren. Er verschwand 1849 im Getümmel der Schlacht, aber seine Lieder leben fort im Munde seines Volkes. Unter den Edelleuten steht ihm am nächsten der (1871 †) Minister Eötvös; beliebtester Erzähler ist Maurus Jokan. — Auch die Slaven haben sich namhafter Dichter erfreut. Adam Mickiewicz, 1798—1855, wurde aus einem armen litauischen Bauernknaben einer der vielseitigsten Poeten, der eigentlich erst eine polnische Metrik schuf, in allerlei Tönen um die verlorene Heimat klagte und deren Helden verherrlichte, am Ende aber des Vaterlands Rettung in einem katholischen Panslavismus suchte. Zum klassischen Dichter Serbiens wuchs Milutinowitsch heran († 1848), eines bosnischen Krämers Sohn, der die Freiheitskämpfe seines Volkes in seiner Serbianka feierte; der gelehrteste Slavist aber ist eines armen Steiermärkers Sohn, Miklositsch, geb. 1813. — Rußland hatte die ersten vaterländischen Sänger im Grafen Puschkin, † 1837, und in Lermontow, † 1841, welche beide im Leben und Dichten mit einem Lord Byron wetteiferten und in Duellen starben. Gogol († 1852) und Turgenjew († 1883) malen uns in ihren Erzählungen aufs getreueste die russische Gesellschaft der Gegenwart. Eigenartig singt der Kleinrusse T. Schewtschenko, † 1861, ein Leibeigener mit traurigem Geschick. Andere Slaven und Finnen sammeln die alten Volksdichtungen, deren Wert erst unsere Zeit recht erkennt.

Gehen wir zur Musik. Auch nach Bach und Mozart gab es noch große Meister, die Italiener Cherubini († 1842), Rossini († 1868), den Franzosen Auber († 1871). Die größten aber sind Deutsche.

Karl Maria von Weber, geb. 1786 zu Eutin, † 1826 zu London, „der Romantiker unter den Tondichtern“. Seine Tonstücke sind tiefsinnig und schwärmerisch, märchenhaft und zauberisch. Seine Oper „der Freischütz“ mit ihren lieblichen und satanischen Melodieen hat ihm Celebrität durch die ganze Welt hin verschafft. Origineller noch ist seine „Preziosa“. — Ludwig von Beethoven, geb. 1770 zu Bonn, † 1827 zu Wien. Ein Mensch voll Laune und Leidenschaftlichkeit, aber ein wahres Genie. Er wurde schon mit 28 Jahren harthörig und bald taub. Um so reiner und voller vernahm er die Musik in seinem Innern, die er dann zu Papier brachte. Es tönte aber so stark in ihm und der innere Künstler rang so mächtig nach immer Vollendeterem, daß der Körper darunter litt; er starb an Entkräftung. Beethovens Musik ist einfach und unergründlich tief, klar und geheimnisvoll, frei und streng, zart und erschütternd. Er hat auserlesene Sonaten, dann Quartette, Symphonieen ꝛc., auch eine vollendet schöne Oper „Fidelio“ geschrieben. — Felix Mendelssohn-Bartholdy, 1809—1847, ein Enkel des Philosophen (S. 699). Wenn auch nicht so genial wie Beethoven, hat er doch soviel geleistet als dieser. Er wendete sich in Bachs Fußstapfen einer höheren Musik zu, und führte mit seinen köstlichen Tonstücken viele von der Lust an der leichten französisch-italienischen Musik zum Geschmack an der ächten Tonkunst zurück. Bei ihm dient die Kunst wieder dem Göttlichen. Eigentümlich das Gemüt ergreifend sind seine „Lieder ohne Worte“, geistreich und melodiös seine Oratorien „Paulus“ und „Elias“. — Mit Beethoven geistig verwandt ist der Wiener Franz Schubert, 1797—1828, bezaubernd durch seine Lieder und Sonaten. Eine Zukunftsmusik aber schuf der geniale Richard Wagner († 1883), der Texte und Klänge zugleich dichtete, dafür ein eigenes Theater in Bayreuth erbaute und ebenso begeisterte Freunde wie erbitterte Feinde gewann.

Die bildenden Künste erhoben sich zu einer lange nicht gekannten Höhe. So sind in der Bildhauerei ein Italiener, ein Däne und Deutsche nennenswert.

Antonio Canova († 1822) erhob sich wieder aus der Zeitmanier zu freierer Gestaltung. Treffliche Werke von ihm: „Die Gruppe des Ikarus und Dädalus“ zu Venedig, „Theseus der Centaurenbezwinger“ in Wien, „die drei Grazien“ zu München. — Bertel Thorwaldsen, geb. 1770 zu Kopenhagen, † 1844. Der größte Bildhauer der Neuzeit, welcher sich den altgriechischen Meistern nahestellt. Er schuf den vielbewunderten „Adonis“, der die Glyptothek zu München ziert, einen großartigen „Jason“, der nach England gekommen ist, einen wirklich antiken „Merkur“ und den „Hirtenknaben“, einen Christus und seine Apostel. — L. Schwanthaler, 1802 bis 1848, zierte die Glyptothek und den Königsbau zu München, sowie die Walhalla mit herrlichen Darstellungen aus der griechischen Götter- und Heldenwelt und der deutschen Geschichte in Marmor und Erz. Er fertigte die prächtige Marmorstatue Rudolfs von Habsburg und das kolossale Erzbild der Bavaria. Ausgezeichnet sind auch die Werke des Württembergers Dannecker († 1841), dann die der Norddeutschen Schadow († 1850) und Rauch († 1857), denen nebst

dem Baumeister K. F. Schinkel († 1841) Berlin seinen schönsten Schmuck verdankt, sowie des feinfühlenden Rietschel († 1861).

Die Malerei hat einen Meister aufzuweisen, welcher sich den höchsten (S. 577) fast ebenbürtig anreihte, Peter Cornelius, geb. 1783 zu Düsseldorf, † 1867 in Berlin.

Er stellte in der Glyptothek die griechischen Götter- und Heldensagen in einer Reihe von Wandgemälden dar. Da fährt die Göttin der Morgenröte mit ihrem Zwiegespann prachtvoll auf. Die Münchener Ludwigskirche schmückte er mit heiligen Bildern. Das Weltgericht ist dem Umfange nach das größte aller vorhandenen Bilder und es ergreift gewaltig. In Darstellung des Heiligen arbeitete Cornelius mit ganzer Seele als frommer Christ. Er schreibt einmal: „Möge Gott meinen Geist erleuchten und mein Herz durchdringen mit seiner Liebe, mein Auge erschließen für die Herrlichkeit seiner Werke, für heilige Anmut und Wahrheit, und jeden Strich meiner Hand leiten.“ Überaus reich an tiefsinnigen Entwürfen, überließ er doch die Ausführung der meisten seinen Schülern, und verstund sich wenig auf die Farben, daher seinen Gebilden etwas Rauhes, Unfertiges anhaftet. Vereint mit ihm suchten der schwärmerische Fr. Overbeck (1789 bis 1869) und der frische Jul. Schnorr (1794—1872) der deutschen Kunst die Tugend der schlichten Wahrhaftigkeit, der keuschen Formenstrenge und männlichen Hoheit wieder zu gewinnen. Jener wurde in Rom wie viele Künstler katholisch und konnte nur Engel malen („ich male auch Teufel“, sagte Cornelius); dieser blieb Protestant und förderte die Menschenerziehung durch eine „Bibel in Bildern“ (240 Blätter). Ihm schloß sich L. Richter an († 1884), der in seinen Zeichnungen und Holzschnitten das deutsche Leben so gemütvoll schilderte. Ein Schüler des Cornelius war Wilh. Kaulbach, 1804—74, der dann aber seinen eigenen Weg einschlug. Viele Gemälde von ihm, wie die Hunnenschlacht, die Zerstörung Jerusalems, die Reformation, Nero 2c. sind hochtrefflich; zuletzt malte er den Erzengel Michael als den heiligen deutschen Michel. Erwähnt seien auch der französische Bauernmaler J. F. Millet († 1874) und der russische Schlachtenmaler W. Wereschtschagin (geb. 1842).

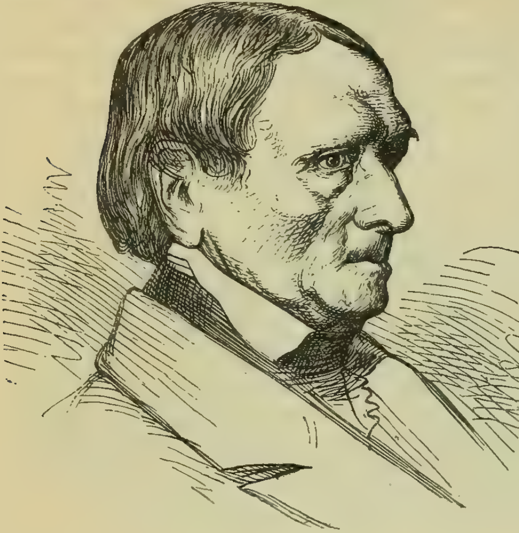


Fig. 405. Peter Cornelius.

Ebenso herrschte in allen Zweigen der Wissenschaft ein reges Leben, und es wurden große, zum Teil erstaunliche Fortschritte darin gemacht.

Durch den Schweizer J. Heinr. Pestalozzi, 1746—1827, wurde die Pädagogik (Erziehungskunde) wesentlich gefördert. Er sah viele Kinder seiner im Kampf mit den Franzosen erschlagenen Landsleute verlassen umherirren. Von Mitleid ergriffen, sammelte er sie in eine zu Stanz (1798) errichtete Erziehungsanstalt, um sie aus geistiger und leiblicher Verkommenheit zu retten. Er schlug aber eine neue Methode des Unterrichts ein, welche er in einer zu Ifferten 1805 gegründeten Anstalt weiter ausbildete; er ließ den Unterricht von der Anschauung ausgehen, den Lehrstoff naturgemäß stufenweise aufeinander folgen 2c. Seine Methode wurde als ein zweckmäßiger Fortschritt gewürdigt, von Unzähligen nachgeahmt und von vielen geschickter und erfolgreicher angewendet, als von ihm selbst.

Auf dem Felde der Geschichte geschah außerordentlich viel. Man forschte eifrig den Geschichtsquellen nach, studierte sie mit allem Fleiß und deutscher Gründlichkeit und teilte die Ergebnisse in ausgezeichneten Werken mit.

Ein Champollion fand 1822 das Geheimnis der ägyptischen Hieroglyphen, Engländer und Deutsche das der vorderasiatischen Keilschriften 2c. Vorzügliche Geschichtschreiber sind: L. Heeren, † 1842 in Göttingen; Fr. Chr. Schlosser, † 1863 in Heidelberg, bekannt durch eine hochgeschätzte „Weltgeschichte für das deutsche Volk"; Berth. G. Niebuhr, 1776—1831, erst Staatsmann und dann Professor, ein Name vom hellsten Klange. Er erst baute die historische Kritik auf sichere Grundsätze; sein Hauptwerk, die „Römische Geschichte", ist jetzt überholt von Th. Mommsens Werk. Anregend wirkte auch Fried. Raumer, † 1873, mit seiner „Geschichte der Hohenstaufen". — Leop. Ranke, 1795—1886, Prof. zu Berlin, der erste Historiker unserer Tage, der den geschichtlichen Stoff aus allen Archiven zusammensucht, mit hoher, fast kühler Ruhe betrachtet, mit scharfem, die Hauptmomente sicher ergreifendem und das Kleinste und Feinste nicht übersehendem Auge auffaßt, sichtet und in lichtvoller Weise und ausbündig schöner Sprache darstellt. Hauptwerke von ihm: „Geschichte der römischen Päpste", „Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation". Mit ihm wetteifern G. Gervinus, 1805—1871, durch seine Geschichte des 19. Jahrhunderts; W. Giesebrecht durch seine deutsche Kaisergeschichte, H. Leo, Häußer, Sybel, Curtius, Duncker, Treitschke u. a. — Den Engländern erzählte der Staatsmann Th. B. Macaulay († 1859) ihre glorreiche Revolution von 1688 in geschmackvollster Weise; noch gründlicher gearbeitet ist des Bankiers G. Grote († 1871) Geschichte von Griechenland. Nennenswerte Amerikaner sind: G. Bancroft, der beste Kenner und Beschreiber des nordamerikanischen Altertums, W. H. Prescott, der die Geschichte Ferdinands und Isabellas, und die Eroberung Peru's aus neugeöffneten Quellen schöpfte, J. Motley, welcher auf die Erhebung der Niederländer ein neues Licht warf. — Unter den Franzosen haben zwei Minister sich historischen Studien mit Glück gewidmet, Franz Guizot, 1787—1874, welcher die erste „englische Revolution", und die Geschichte der Civilisation in Frankreich beschrieb, auch noch in seinem Alter eine französische Geschichte für seine Kinder herausgab, und Ad. Thiers, 1797 bis 1877, welcher die Geschichte der französischen Revolution und Napoleons mit glänzender Kunst seinen Landsleuten so vorführte, daß sie sich in allem, auch ind emütigenden Unfällen, bewundern konnten; von deutschen Quellen weiß er darum keinen Gebrauch zu machen. Dagegen hat P. Lanfrey († 1877) die Geschichte Napoleons I., von Mythen und Lügen befreit, streng kritisch darzustellen unternommen. Gründlich und anschaulich zugleich erzählt Aug. Thierry († 1856) die Eroberung Englands durch die Normannen. — Übrigens ist weithin die Lust an historischer Forschung und Darstellung gedrungen und hat bereits schöne Früchte getragen. Amari († 1889) entdeckte die Geschichte Siziliens unter den Arabern; Lafarina weiht seine Landsleute in die Neuitaliens (1840—1850) ein, wie Trikupis († 1874) den seinigen die Geschichte des griechischen Aufstands vorführt. Joach. Lelewel, († 1861), Professor in Warschau, nachher in Paris, hat die Geschichte des unglücklichen Polenlandes wirklich erst geschaffen; S. Solowjew († 1879) schrieb 29 Bände russischer Geschichte; Wuk Stefanowitsch, † 1864, sammelte die altserbischen Schätze und schuf zugleich eine neue Schriftsprache.

Am allermeisten wurde in den Naturwissenschaften gethan. In alle Teile der Erde reisten Gelehrte, um sie immer mikroskopischer zu erforschen.

Fürst der Naturforscher ist Alex. Humboldt, 1769—1859. Er hatte große Räume von Amerika und Asien bereist und überall mit eindringendstem Blicke die Natur erkundet. Die Summe seines gesamten Wissens legte er in seinem „Kosmos" nieder. In Humboldts Todesjahr trat der vielgereiste Ch. Darwin († 1882) mit einer neuen Theorie hervor, welche den Ursprung der Arten im Pflanzen- und Tierreich aus dem Kampf ums Dasein und der natürlichen Zuchtwahl zu erklären sucht. Darnach griffen manche begierig und fingen an, eine Geschichte der Schöpfung ohne einen Schöpfer auszudenken. — Von den Reisenden, die das Innere von Afrika (wie David Livingstone, † 1873), die Asien, Australien 2c. erforschten, oder die nordwestliche Durchfahrt um Amerika und die Südpolländer auffanden, wäre viel zu sagen. Erwähnt werde aber in aller Kürze der Vater der neuen Erdkunde, Karl Ritter, 1779—1859, und die Entstehung einer ganz neuen Wissenschaft, der Geologie, durch Abr. Gottl. Werner, 1757—1817, dessen Forschungen freilich schon längst überholt sind. Man kennt nun fast den ganzen Erdboden und bringt nicht bloß aus der größten Meerestiefe die Anfänge tierischen Lebens ans Licht, sondern L. Pasteur (geb. 1822) fand den Grund der Gärung in Pilzen und R. Koch (geb. 1843) entdeckte im Milzbrand, in Tuberkeln, in der Cholera 2c. das Werk von mikroskopischen Pilzen und wurde mit Pasteur Schöpfer einer neuen Wissenschaft, der Bakteriologie. Schon setzt man sich aus Millionen von Beobachtungen eine ziemlich zutreffende Geschichte der

Veränderungen, d. h. Gottesthaten zusammen, welchen die Erdrinde ihre jetzige Bildung verdankt. Es versteht sich, daß man dabei allen Spuren des Menschen besonders nachgeht, die Höhlen- und Pfahlwohnungen der frühsten Erdeherrn und jeden Rest ihrer Werke und Gräber aufs genaueste untersucht, auch alle Überlieferungen und Sprachen vergleicht, um selbst von der vorgeschichtlichen Zeit unseres Geschlechts und von dessen Verbreitung über Länder und Meere sich ein möglichst lückenloses Bild herzustellen.

Auch über der Erde hat man viel Neues erforscht. Seit Herschel (S. 739) ist durch seinen Sohn Joh. Herschel († 1871) u. a. die hehre Welt der Gestirne dem Menschen immer näher gerückt. Das ist vornehmlich den von Jos. Fraunhofer († 1826) ausnehmend verbesserten, stetig vervollkommten Fernröhren zu verdanken.

Mit diesen trefflichen Teleskopen hat man denn am Himmel Tausende von Doppelsternen und Nebelflecken aufgefunden, in der Milchstraße Millionen von Fixsternen entziffert, und zu den 7 bekannten noch 280 kleinere Planeten entdeckt. Durch bloße Rechnung fand Leverrier (1846) die Bahn des 8. großen Planeten, des Neptun, den Adams fast zugleich entdeckte. Auch einem neunten, d. h. eigentlich ersten, weil sonnennächsten, Vulkan, glaubt man auf der Spur zu sein; und an unserm nächsten Nachbar zur Linken, dem Mars, sind 1877 zwei Monde von dem Amerikaner Hall gefunden worden. Wie viel hat man nur sich mit dem Lichte beschäftigt, seit Daguerre u. a. 1838 die Photographie aussannen. R. Mayer fand 1843, wie sich Bewegung in Wärme umsetzt und umgekehrt, nach festen Gesetzen, womit die Erhaltung der Kraft bewiesen wurde. Bunsen und Kirchhoff († 1887) erfanden 1860 die Spektralanalyse, welche lehrt, daß im Weltall wie Einheit der Kraft, so auch Einheit des Stoffs herrscht. Immer mehr fühlt sich der denkende Mensch gezogen, dem Wunderbau der gesamten Schöpfung nachzuspüren.

Aus der Anwendung der näher erkundeten Naturkräfte sind staunenerregende Dinge hervorgegangen. Jene müssen immer mehr die mechanischen Dienstleistungen übernehmen, welche früher das Leben unzähliger Menschen ausfüllten.

Wir spannen den Dampf an unsere Wagen, Schiffe und Pflüge, senden durch den elektrischen Funken unsere Gedanken über Land und Meer. Der Amerikaner Fulton brachte 1807 das erste Dampfboot (S. 668) zu stande, der englische Kohlenarbeiter Stephenson baute 1825 die erste Lokomotive; jetzt fährt man auf Stahlschiffen mit doppelten Schrauben so schnell wie auf Dampfwagen. Was für ein Gesicht würde der Weltherr Augustus zu unsern Dampffuhrwerken machen, mit denen er sein unermeßliches Reich in wenigen Tagen hätte durchfliegen können! Aus dem Elektromagnetismus aber, dem Faraday, ein frommer Schotte († 1867), und Örsted, ein Däne († 1851), auf die Spur kamen, entsprang der Telegraph, welcher (seit 1837) in ein paar Augenblicken hunderte von Stunden weit hinschreibt und (seit 1858) durch sprechende Drähte die Weltteile immer inniger verbindet. Der Amerikaner Morse († 1872) ersann den Drucktelegraphen, und jetzt giebt es schon auch Telephone, welche die Stimme selbst am Draht in die Ferne leiten, ja Phonographen, welche die Laute aufzeichnen und wiedergeben.

Das alles wurde erst möglich durch das Aufkommen der Chemie, d. h. der Wissenschaft von den Elementen, aus denen alle Stoffe zusammengesetzt sind.

Sie ist aus der wunderlichen Alchymie oder Goldmacherkunst hervorgegangen, seit es 1777 dem Engländer J. Priestley gelang, die Luft, die man für ein einfaches Element gehalten hatte, zu zerlegen und den Sauerstoff zu entdecken. Lavoisier, † 1794, ein Opfer der Schreckenszeit, stellte das erste chemische System auf. Seither haben sich die Naturforscher über alle irdischen Stoffe hergemacht und dieselben so nach und nach in 65 Grundstoffe zerlegt; zahllose Gewerbe und Fabriken aber nützen diese Entdeckungen aus. Außerordentliches hat Justus Liebig (1803—1873) geleistet, indem er den Kreislauf der Stoffe nachwies und seine Ergebnisse auf Feldbau und Viehzucht anwandte; die Stoffe, welche unsere Ernten dem Boden entziehen, diesem wieder zu ersetzen, hat man auch ganz neue Anstrengungen gemacht, z. B. tausendjährige Lager von Vogelmist und Vogelnestern (Guano) aus regenlosen Strichen nach Europa geschickt. So weiß man auch das Fleisch australischer Schafe und argentinischer Rinder auf europäische Märkte zu bringen. Jos. Lister, geb. 1827, erfand die antiseptische Verbandmethode, die auch gefährliche Operationen glücklich durchführt. Von den vielen Erfindungen, die sich im gemeinen Leben bemerklich machen, z. B. Gillotts Stahlfedern (1840), den Zündhölzchen (1833), der Gasbeleuchtung, dem elektrischen Licht, können wir hier nicht einmal anfangen zu handeln.

Wir kommen zur Philosophie. Fichte (S. 741) hatte die Außenwelt, die Natur, zu wenig beachtet: nach ihm trat ein Philosoph auf, welcher beides, Inneres und Äußeres, das Ideale und Reale mit einander verbinden wollte. Es ist der Schwabe Fried. Wilh. Jos. Schelling, 1775 bis 1854, Prof. zu Jena, Erlangen, München und Berlin, ein Mann von ungewöhnlicher Kraft und Tiefe des Geistes, auch sehr phantasiereich, daher er mehrere Wandlungen durchgemacht hat.

Er sagte, etwa wie Plato, daß man zur Erkenntnis der höheren Wahrheit nicht durch die Thätigkeit des nachdenkenden Verstandes, sondern durch eine unmittelbare Anschauung des Geistes gelange. Ihm ging eine solche schon 1795 auf, da er, von Fichte angeregt, etwas von der Einheit des Seins und Denkens sah, und in Spinozas Art (S. 648), nur viel lebensvoller, davon zu sprechen anfing. Damals rumorte die „Naturphilosophie" in Deutschland so gewaltig wie die Romantik. Was er später durch diese seine (intellektuelle) Anschauung gewonnen hat, ist ungefähr dieses: „Vor aller Zeit war das Ein und Alles. Gott und Welt waren noch in Einem beisammen, in dem tiefen Ur- und Ungrund der Ewigkeit. Allein es traten sodann Gott und Welt auseinander oder: Gott ließ die Welt sich gegenüber treten, daß er sich in ihr beschaue, in ihr wirke und sich auslebe. Indessen ist sie dabei doch etwas anderes geworden als er; aus ihrem dunkeln Grunde steigt ihm Widerstrebendes herauf; er muß mit ihr kämpfen, um sie zu bewältigen. Das ist der gegenwärtige Mittelzustand. Aber es folgt noch ein besserer Endzustand, wenn Gott den Gegensatz in der Natur völlig überwunden hat, und selbst alles in allem ist. Das ist der Zustand der absoluten Freiheit, wo er selbst ganz ungehemmt in der Welt waltet und die Welt in ihm erlöst ist von allen Banden ihres dunkeln Grundes." Diese Philosophie heißt „Identitätsphilosophie", weil nach ihr Gott und Welt ursprünglich identisch sind und es schließlich wieder werden. Man fühlte, daß Schelling etwas Größeres gebe als seine Vorgänger. Das Großartige, Vielversprechende seiner Lehre zog gewaltig an und die Menge seiner Schüler lauschte ihr in tiefem Ernst. In der letzten Zeit seines Lebens wand er sich mehr zum Offenbarungsglauben hinüber, ja rang damit, seine Philosophie in gänzliche Übereinstimmung mit dem Christentum zu bringen, ohne daß es ihm ganz gelungen wäre. — Mehr noch gelang die Verchristlichung der Weltweisheit dem Bayern Franz v. Baader, 1765—1841, von dem auch Schelling gelernt hat. Katholik, aber kein Römling, ist er wohl der christlichste der Philosophen; er suchte Gott auch auf dem Wege der Heiligung, und strafte sich ernstlich wegen seiner Sünde, was die Philosophen in der Regel unterlassen. Er verglich sich selbst einem Samenhändler und warf viele fruchtbare Keime aus, darunter auch einen „zündenden Blitz wider Rom".



Fig. 406. F. W. J. Schelling.

Noch größeren Ruhm erlangte der Stuttgarter Georg Wilh. Fr. Hegel, 1770—1831, zuletzt Professor in Berlin. Ein Mann von außerordentlichem Umfang und tiefer Gründlichkeit des Wissens, von scharfer, trockener, durch keine Phantasie oder Sentimentalität beeinflußter Urteilskraft, auch ehrenwerten Charakters.

Dieser pflichtete dem Grundgedanken der Schellingschen Identitätsphilosophie bei, schritt aber auf anderem Wege zu anderen Ergebnissen fort. Er will gerade durch den denkenden Verstand die Wahrheit ermitteln. Wie bei Aristoteles spielt bei ihm die Logik, die auch Dialektik heißt, die Hauptrolle. Er entwickelt die philosophischen Begriffe nach einer gewissen Form, in fester Methode; und es ist wirklich bewundernswert, wie das Ding da nacheinander fortgeht. Was aber ist der Inhalt seiner Lehre? Höre die Summa und staune: „Gott ist im Anfang und allezeit alles. Aber er weiß im Anfang noch nichts von sich. Blind entäußert er sich in die Natur. Doch kehrt er zu sich zurück im menschlichen Geiste und da kommt er erst zum Bewußtsein seiner selbst. So nach und nach im Verlaufe der Geschlechter wird es ihm immer heller über sich selbst, und in der vollkommenen Philosophie gelangt er endlich zum vollen Selbstbewußtsein." Du lachst? Es ist zum Weinen. Hegels Lehre ist der altindische Pantheismus, nur in einer ganz absonderlichen Gestalt. Nach ihr ist alles Vorhandene Gott, jedes einzelne eine Erscheinung Gottes. Und das einzelne kehrt immer wieder ins All der Gottheit zurück. Selbst der Mensch, sozusagen der Kopf Gottes, hat als Individuum keine Fortdauer; er kommt aus diesem All heraus und verliert sich wieder in dasselbe, wenn er stirbt. In jüngeren Jahren staunte Hegel in Napoleon die Weltseele an. Daß er das Wirkliche für das Vernünftige erklärte und vom Rechtszustand sowie vom Staat einsichtsvoll lehrte, verschaffte ihm später die Gunst der preußischen Regierung. Selbst Christen huldigten anfänglich seiner Weisheit, die er mit kirchlichen (aber in fremdem Sinne gebrauchten) Ausdrücken ausstaffierte; sie wendeten sich jedoch später scheu von ihm ab. — In anderer Weise suchte Arthur Schopenhauer († 1860) die kantische Philosophie zu Ende zu denken; er erkannte, daß der Wille mächtiger als die Erkenntnis, ja, daß er das Wesen der Dinge sei, fand aber, daß der Wille des Menschen sich zur Umkehr von seinem egoistischen Streben entschließen, sich selbst verleugnen müßte. Dazu ist leider der Mensch kaum fähig. So wird ihm Willenlosigkeit das höchste Ziel, was so ziemlich auf das Nichts des Buddhismus (S. 43) hinauskommt. Herm. Lotze († 1881), ein feinfühliger, bedächtiger Denker, hat auch die Forderungen des Herzens beachtet; er brachte das natürliche Wahrscheinlichkeitsgefühl wieder zu Ehren und hielt den lebendigen Gott für eine Denknotwendigkeit. — Nun verrauchte aber bei der studierenden Menschheit merkwürdigerweise die Lust an aller Philosophie beinahe gänzlich, wogegen die Naturforschung florierte. Jetzt liegt das Ansehen derselben, die so lange die „Königin unter den Wissenschaften" gewesen, tief darnieder. In Frankreich begnügen sich viele mit dem Positivismus von A. Comte († 1857) (S. 875), der weder Anfang noch Endziel der Dinge erklären will, sondern bloß mit der Ähnlichkeit und Aufeinanderfolge der Erscheinungen sich beschäftigt. Für andachtsbedürftige Gottesleugner hat dann Comte noch eine Religion der Menschheit angehängt. In England entsprechen ihnen die Agnostiker, die jedes Wissen von Gott für unmöglich erklären.

§ 32. Hinblick auf die Kirche Christi.

Goethe sagte einmal: „Zur Teilnahme am künstlerischen und wissenschaftlichen Leben ist nicht jeder berufen, aber jeder Mensch ist verpflichtet, sich darüber klar zu werden, ob er nur für diese Welt oder für eine unsichtbare Welt lebt. Da hängt nun alles davon ab, ob man eine Offenbarung aus dieser jenseitigen Welt noch glaubt." Kaum mehr glaubte daran um den Anfang des Jahrhunderts die sog. gebildete Welt Deutschlands und seiner Nachbarländer.

Der Rationalismus ließ ihr noch einen fernen Gott, eine lose Tugend und den Traum einer Unsterblichkeit mit immer steigender Vollkommenheit; von einer Erlösung der Sünder durch den gekreuzigten Gottmenschen und von einer Wiedergeburt derselben durch den heiligen Geist wußte man nichts mehr. Die menschliche Natur war an sich schon gut genug. Gott aber war so ferne gerückt, daß man, außer etwa noch im Gotteshause, auch nicht mehr die Hände vor ihm faltete. Das Gebet in der Familie und im Kämmerlein unterblieb. Alle wirkliche Religion hatte in den Kreisen der feineren Welt fast aufgehört. Katholischerseits grassierte derselbe Unglaube bei den Vornehmen, welche häufig in den Freimaurerorden eintraten; und selbst eine Menge Priester hegte ihn für sich, wiewohl sie allerdings in ihrer Kirche nicht so frei damit hervortreten konnten. Die protestantischen Geistlichen aber huldigten fast alle offen „dem Vernunftglauben" und verkündigten ungehindert ihre kahle und trostlose Menschenweisheit. So breitete sich der Unglaube nun auch unterm Volke aus, vornehmlich in den Städten. Und auch bei denen, welche sich einer

Abweichung von der Lehre des göttlichen Wortes nicht bewußt waren, wurde doch das von der Kanzel aus nicht mehr belebte Christentum immer matter und schläfriger.

Damals war die Brüdergemeine wie eine Oase in der Wüste. In ihr erhielt sich noch Christenglaube und Christenleben. Das kann auch von den sog. pietistischen Kreisen Württembergs, des Wupperthals ꝛc. gesagt werden. Ein Urlsperger gründet daher 1780 in Basel die Christentumsgesellschaft, welche sich bemühte, den Verkehr zwischen den Bekennern Christi zu beleben und sie zu allerhand guten Werken zu vereinigen. Es lohnt sich der Mühe, Predigern in der Wüste, wie dem „katholisch-evangelischen" Oberlin im Steinthal († 1826), dem Böhmen Jänike in Berlin († 1827), einem Schöner in Nürnberg, G. Menken in Bremen († 1831), und ihrer Wirksamkeit nachzuspüren. In Norwegen weckte der Bauer Hauge durch mächtige Reisepredigt 1799—1804 viele Schlummernde auf und lag dafür 10 Jahre im Gefängnis. Die höheren Stände aber regte neu an Fried. Schleiermacher, geb. 1768, † 1834 als Professor zu Berlin.

Er wuchs in der Brüdergemeine auf, begab sich aber 1797 von ihrem Seminar auf die Universität, weil er die Gottheit Christi nicht glauben konnte, wurde dann ein begeisterter Freund der Romantiker, trennte sich jedoch von ihnen wegen ihrer Bewunderung des Papsttums. Ein Mann von umfassendem Wissen und sehr scharfem Denken, auch warmen Gefühls dabei. Durch seine „Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern" (1800) und durch anziehende Kanzelvorträge brachte er viele der feineren Leute doch wieder zu einiger Religion. In den trüben Tagen, die über Preußen kamen, predigte er mächtig, Hoffnung und Glauben doch ja nicht preiszugeben; so am traurigen Neujahr 1807! „die Furcht ist schlimmer als jeder Verlust, selbst als der Tod." Nie verzagte er an Deutschland und half kräftig mit zu dem Aufschwung des J. 1813. Sterbend reichte er den Seinen noch das h. Abendmahl. Seine Dogmatik aber (1821) dachte und schrieb er in ganz neuer Weise; er bindet sich nicht an Gottes Wort, sondern was sich ihm aus nie abgeworfenen christlichen Elementen und neuen Erfahrungen zu einem Ganzen gestaltet hat, das lehrt er, ausgehend von dem „Gefühl der Abhängigkeit von Gott" und die „Erlösungsbedürftigkeit" des Menschen anerkennend; Erlöser ist Christus, der sündlose Menschensohn, dessen gottverbundenes Leben auf die Glaubigen übergeht, gleichviel ob er auferstanden ist oder nicht. Das war doch ein Übergang zum positiven Christentum, und sein Reden von „Lebensgemeinschaft mit Christo" hat etwas Vergessenes neugeweckt.

Der große Befreiungskampf griff mächtig an die Seelen und trieb sie mit ihrem Sehnen und Flehen hinauf zu dem, von welchem allein die Hilfe kommt. Und das wunderbare Hervortreten Gottes im Sturze des Tyrannen verstärkte die Empfindung von einem nahen, lebendigen Gott. Dann weckte das Reformationsjubiläum 1817 als Fest der Befreiung vom römischen Aberglauben allgemeine Begeisterung, gewann auch manche für den positiven Glauben der Väter.

Damals schrieb Klaus Harms im Schmerz über den Jammerstand der Kirche, welche auf das lautere Evangelium gegründet ist, von dem doch fast alle ihre Diener abgefallen waren, seine „95 Thesen" gegen den herrschenden Rationalismus und ermahnte Prediger und Volk zur Umkehr. Darüber entbrannte ein heftiger Streit. Die Vernunft- oder denkgläubigen Theologen, ein Paulus, Wegscheider, Bretschneider und Röhr, tobten gewaltig gegen den „Wiedereinbruch einer veralteten Finsternis." Indessen diente doch dieser Streit dazu, daß immer mehre, Geistliche und Laien, in Beschäftigung mit dem Gegenstande desselben zum Offenbarungsglauben herübergezogen wurden. — Nun traten auch an den Hochschulen neben den matten Supranaturalisten vom Geiste Gottes erleuchtete und belebte Männer auf, welche sich mit Entschiedenheit zu Jesu Christo, dem ewigen Gottessohne und alleinigen Heilande der verlorenen Menschheit, bekannten und unter allem Widerspruch ihrer Kollegen die akademische Jugend mutig zu ihm hinführten. Ein solch gesegnetes Rüstzeug war der sel. Krafft, Professor der reformierten Theologie in Erlangen († 1845), dem viele lutherische Geistliche und Staatsmänner wie der geistvolle Stahl († 1861) in die Ewigkeit hinüber dankbar sind. Es erschienen auch theologische Zeitschriften für die Sache Christi. Den Reigen eröffnete 1825 das homiletisch-liturgische Korrespondenzblatt von Pf. Brandt, welches die Gehaltlosigkeit des Rationalismus nachwies. Diesem folgte 1827 die von dem furchtlosen Prof. Hengstenberg († 1869) zu Berlin redigierte Evangelische Kirchen-

zeitung, welche die Waffen biblischer Wissenschaft gegen den Unglauben kehrte, auch den warmen Lebenshauch des Christentums in die Herzen ausströmen ließ, obschon sie oft sehr herbe Urteile fällte. Zugleich wandte sich die Zeitströmung in Dingen der Philosophie und des Geschmacks vom Rationalismus ab, daher er sehr an Ansehen verlor.

In den zwanziger Jahren fand ein mächtiger Umschlag statt: es erwachte weithin ein Suchen nach dem Wahren, eine Freude am Gefundenen, ein Ernst, der Seele Heil zu schaffen. Laien versammelten sich, wie schon lange in Schwaben, so nun auch in Bayern, Pommern, Halle, Berlin 2c. zur Privaterbauung.

Man las die heil. Schrift, eine christliche Predigt 2c. und horchte mit inniger Teilnahme auf die Stimme der Offenbarung. Man betete inbrünstig miteinander, oft frei aus dem Herzen. Man beklagte die Verwässerung der Gesangbücher und Kirchengebete und suchte aufs alte Herzmäßige zurückzugreifen; auch die vergessenen rhythmischen Weisen tauchten wieder auf. Die Teilnehmer hatten Verfolgung zu bestehen, selbst von der Polizei, der ihr Wesen als Schwärmerei verdächtigt ward; sie aber fühlten sich glücklich in dem Einen Glauben an den Sünderheiland, und in der gemeinschaftlichen Liebe zu dem unaussprechlich Liebenden. Da waren manchmal Lutherische, Reformierte und Katholische beieinander; der konfessionelle Unterschied war weg; es blühte da ein neuer Frühling des Christentums.

Schon früher regte sich in der katholischen Kirche Süddeutschlands hin und her ein auffallend evangelisches Wesen. Die Geistlichen Mich. Sailer († 1832 als Bischof von Regensburg), Feneberg, Boos († 1825), Goßner, Henhöfer u. a. predigten nahezu oder völlig das Evangelium und mit erstaunlichem Erfolge.

Ei was für eine Bewegung in den heilsverlangenden Seelen, denen das Wort von der Gnade so lange vorenthalten war! Sie wurden, Prediger und Hörer, von ihrer Kirche verfolgt; denn diese duldet einmal „Christum, unsere einige Gerechtigkeit“, nicht und treibt das in ihr aufkommende evangelische Licht und Leben immer wieder aus, wie wir beim Jansenismus (S. 624) gesehen. Mehrere Priester traten zum Protestantismus über und wirkten noch mächtig für Wiederbelebung des Schriftglaubens, wie Goßner († 1858) in Berlin, Henhöfer († 1862) in Baden, Helferich in Hessen 2c. Zu solchem Übertritt zwang sie und manchen andern guten Mann (z. B. 1840 den Fürstbischof Sedlnitzky 1871, S. 891) der neue Aufschwung des Romanismus in deutschen Landen, der mit der Herstellung des Papsttums, 1814, eintrat und seither stetigen Fortschritt gewann.

Damals gab's in Deutschland nur noch 5 Bischöfe; nun galt es, überall im Verein mit den Landesherren die Kirche neu zu gestalten. Der edle Wessenberg hatte im Bistum Konstanz seit 1800 das Neue Testament in den Schulen und deutsche Sprache in den Gottesdienst eingeführt; er wollte nun beim großen Friedenswerke eine „germanische Kirche“ zu stande bringen, da alle Bistümer ein Ganzes unter einem Primas bilden sollten, was ihnen eine gewisse Selbständigkeit und freie Bewegung gesichert hätte. Die Wiener Apostaten aber, ein Fr. Schlegel u. a. schrieen, das ziele auf Trennung von Rom ab; Bayern fühlte sich groß genug, eine eigene Kirche zu haben: so wurde sein Vorschlag abgewiesen, obgleich ihm die ersten Staatsmänner Süddeutschlands beistimmten. Der Papst ordnete allmählich die Bischofssprengel und erlangte von den Fürsten reiche Ausstattung derselben.

Wessenberg selbst wurde dann wohl zum Erzbischof erwählt; der Papst aber verwarf ihn, 1819, wie er 1849 den evangelischgesinnten Leop. Schmid nicht Bischof von Mainz werden ließ, weil dessen gemäßigte Denkweise ihm ein Greuel war. Und der Staat zeigte sich mehr und mehr dem Papste gefällig, ja gefügig, seit die Kölner Irrung (S. 891) gezeigt hatte, welche Mittel der Aufregung den Kirchenfürsten zu Gebot stehen. Überall wurden streng römische Bischöfe eingesetzt, welche die Macht der Kirche möglichst zu erweitern sich bemühten und alles Gewonnene dem Papste zu Füßen legten. Am streitbarsten trat Ketteler in Mainz 1850—77 auf, dem es gelang, dem Staat ein Zugeständnis ums andere abzuringen. War einer allzu friedliebend, wie der württembergische Bischof Lipp, so wurde er von den Jesuiten verklagt und sein Amt ihm auf jede Weise erschwert. Dennoch hat der Wind, der vom Vatikan ausgeht, die Leuchte wahrer Wissenschaft und regen Geisteslebens im katholischen Deutschland nicht zu erlöschen vermocht.

Eine wirkliche Theologie wie die, welche die Hirscher, Möhler, Hefele, Döllinger ꝛc. auf deutschen Universitäten in Aufnahme brachten, sucht man in andern katholischen Ländern vergebens. Vorerst aber herrscht die ultramontane Strömung vor, welche in Broschüren und Tendenzromanen, ja in maßloser Geschichtsfälschung (J. Janssen seit 1877) Unglaubliches leistet. Zur Abwehr wurde 1887 der evang. Bund gestiftet, der durch Wort und Schrift zu wirken sucht und (1889) 70000 Mitglieder zählte. — In Italien gründete Ant. Rosmini 1828 einen neuen Orden der Liebe, welcher Privateigentum gestattet, auch 1839 vom Papst bestätigt wurde; daneben philosophierte er nach Thomas von Aquino. Von den Jesuiten viel angefochten, starb er 1855 im Geruch der Heiligkeit; seine Werke aber wurden 1888 vom Papst wegen 40 Irrtümer verdammt. Der Ausgang des Kulturkampfs (S. 972), der das Ansehen des Staats so tief schädigte, hat natürlich die Hoffnungen der römischen Partei ungemein belebt.


Fig. 407. J. von Wessenberg.

Wie innige Verbindung auch zwischen Christen verschiedener Konfessionen bestehen mag, so können doch die Kirchen selbst nur eins werden, wenn sie sich über die in ihren Bekenntnissen ausgeprägte Lehre frei verständigen. Will man sie vorher verschmelzen, so mißrät es leicht wie bei der Union (S. 834).

Durch den alles gleich machenden Rationalismus vorbereitet, vom Preußenkönig in bester Absicht unternommen, konnte sie doch nicht durchdringen; gedeihliche Schöpfungen auf dem Boden der Kirche gehen einmal nicht aus bloßen Kabinetsordren hervor. In Schlesien trennte sich nach hartem Kampf, 1831, ein Teil der Lutheraner völlig von der unierten Landeskirche. In Sachsen, Bayern, Hannover, Mecklenburg ꝛc. wollte man aber von der Union gar nichts wissen; hier bekämpften sie ein Rudelbach, Kahnis, Harleß, Löhe, Kliefoth; und so haben wir denn statt zwei nicht eine, sondern drei Kirchen bekommen, eine lutherische, eine reformierte und eine unierte, welches Ergebnis schon Spener geahnt hatte. Durch die Ereignisse von 1866 ist in den mit Preußen vereinigten Landeskirchen der Wirrwarr noch vermehrt worden, wie unter den Separierten durch Lehrspaltungen; und die Schwäche des deutschen Protestantismus in Herstellung einer kirchlichen Verfassung und Anbahnung wirklicher Selbstregierung offenbart sich sowohl in den Anläufen, die man dazu nimmt, als auch in der Ratlosigkeit, die verzagt davon absteht. Noch ließe sich manches erwähnen von neuen Sekten, wie Jerusalemsfreunde 1854, deutscher Tempel 1861, Immanuelssynode 1862, Clöters deutsche Auszugsgemeinde 1878 ꝛc., aber zu schwer wiegen diese Dinge nicht.

Das Meiste gelang der Kirche durch freiwillige Gesellschaften. So namentlich die Verbreitung der hl. Schrift und aus ihr schöpfender Bücher.

Die 1804 durch Gottes besondere Vorsehung hervorgerufene Britisch-Ausländische Bibelgesellschaft wirkte fortwährend und in immer wachsender Ausdehnung, wie sie denn jährlich über 4 Mill. Exemplare h. Schriften in 270 Sprachen verbreitet; rührig auch die seit 1812 entstandenen deutschen Bibelvereine. Anfangs hatten sich auch Katholiken freudig an dieser Thätigkeit beteiligt, bis der Papst mit dem heftigsten Fluch über das Treiben der Bibelgesellschaften dem entgegentrat. In den evangelischen Landen aber wurde das teuerwerte Wort in alle Häuser

und Hütten gebracht, nach und nach auch in die Heidenländer verbreitet. — Andere Vereine arbeiteten für die Verbreitung kleinerer Erbauungsschriften, angeregt durch die 1799 in England gestiftetete Traktatgesellschaft, welche Millionen solcher unansehnlichen Boten in 193 Zungen aussendet. Es erschienen mit den alten neue Predigtbücher, unter denen besonders der lebensvollen Zeugnisse des (1828) frühvollendeten L. Hofacker zu gedenken ist. Zu dem einen Nötigen hinleitende Lesebücher wanderten durch das Publikum, voran die des tiefgemütlichen G. H. Schubert, des emsigen C. G. Barth, „Erzählungen fürs deutsche Volk" von Caspari, die Werke eines Oeser („Glaubrecht"), Stöber, einer Wildermuth, Spyri, Nathusius 2c.

An den Universitäten nahmen gläubige Theologen die Katheder ein, von denen ich nur die Unierten Neander, Nitzsch, Tholuck, J. Müller, Beck, die Lutherischen Höfling, Philippi, Thomasius, Hofmann nennen will. So wurden denn die für den geistlichen Beruf Studierenden besser gebildet, und der Rationalismus verschwand mehr und mehr von den Kanzeln.

Auf der andern Seite steigerte und verbitterte sich der Unglaube. Dav. Strauß († 1873) regte durch sein „Leben Jesu" 1835 die Hauptfrage an: Was dünket euch von Christo? und bald wurde sie zur Frage: Giebt es einen Gott?

Die Untersuchung des Lebens Jesu führte zu genauer Durchforschung der Evangelien und aller neutestamentlichen Bücher, worin der kühne Kritiker Ferd. Ch. Baur († 1860) voranging. Am Ende kam dabei Gutes heraus, nachdem freilich viele an der h. Schrift irre geworden waren. Strauß meinte schließlich, die Gebildeten unserer Tage können keine Christen mehr sein. L. Feuerbach, † 1872, lehrte: nicht Gott schuf den Menschen, sondern der Mensch schuf Gott nach seinem Bilde. Abtrünnige evangelische Geistliche, Uhlich, Wislicenus 2c., gingen über den vulgären Rationalismus weit hinaus und hießen jeden glauben, was er wolle, nur nichts Unvernünftiges. Sie nannten sich „Lichtfreunde" und bildeten s. 1846 „freie Gemeinden". Ein Seitenstück hiezu stellte sich auf katholischem Gebiete dar, wo 1845 die Geistlichen Ronge und Czerskÿ sich von dem Aberglauben ihrer Kirche lossagten und eine eigene Religionsgenossenschaft der „Deutschkatholiken" gründeten (S. 892). Freilich hatte das Wachstum ihrer Gemeinden nur geringen Fortgang, weil der Unglaube überhaupt nicht sammelt, sondern zerstreut. Immerhin durchdrang die Anschauung dieser radikalen Freidenker Unzählige, ob sie auch nicht förmlich von ihrer Kirche abtraten, und zwar jetzt vorzugsweise in den Mittelklassen, wie wir denn wahrnehmen, daß, jemehr die zuerst abgefallenen höheren Stände sich zum Christentume zurückfanden, desto mehr der Unglaube unterm Volk einriß. — Unglaube aber und Revolution geht Hand in Hand. Es ist Ein Geist, welcher gegen göttliche und menschliche Autorität sich auflehnt. Leute, die zuvor am Glauben gänzlich Schiffbruch gelitten, wie L. Börne, H. Heine, A. Ruge, wurden eingefleischte Demokraten, welche offen den Umsturz der Throne predigten. So konnte das Greueljahr 1848 über Deutschland kommen, „da Verachtung auf die Fürsten geschüttet war, daß alles irrig und wüste stand". Gott half unserem armen Vaterlande und schaffte wieder Ordnung darin. Dieses Jahr hat auch Nutzen gebracht: alle besseren Seelen erschraken vor den Früchten, welche der Unglaube zeitigt.

Die Gläubigen aber standen 1848 frisch zusammen und hielten (bis 1872) Kirchentage, in welchen Wicherns Aufruf zur innern Mission zündete.

Menschenfreunde wie J. Howard († 1790) hatten angefangen, die Kerker europäischer Staaten zu besuchen und die schreienden Mißbräuche im Gefängniswesen zu reformieren; die Quäkerin Elis. Fry stiftete dazu 1817 einen Frauenverein. Dann hat Amalie Sieveking 1831 Plane zu geordneter Armen- und Krankenpflege entworfen und ausgeführt, worauf Th. Fliedner 1836 zu Kaiserswerth eine Diakonissenanstalt gründete. Aus ihr, sowie aus Härters und Löhes Gründungen wuchsen ähnliche Anstalten in 4 Weltteilen heran. Schon 1888 zählte man 57 Mutterhäuser mit 7129 Diakonissen; aber viel mehr barmherzige Schwestern stellt die katholische Kirche ins Feld. Die helfende Liebe bethätigte sich in Errichtung von 340 Rettungshäusern für verwahrloste Kinder nach dem Muster des von Ch. H. Zeller in Beuggen 1820 errichteten, das zugleich Hunderte von Armenschullehrern bildete. Preiswürdig ist ferner das von Wichern 1833 gegründete Rauhe Haus bei Hamburg, welches allerhand Kräfte in den Dienst des Gotttesreiches zog und schulte, und zu Sorgvereinen für die Besserung der gefangenen und entlassenen Sträflinge, zur Seelenpflege der Auswanderer, zur

Stiftung von Gesellenvereinen behufs der Veredlung des rohen Lebens der Handwerksbursche 2c. den Anstoß gab. Es kamen (in Bremen 1833 durch Mallet) Jünglingsvereine auf, die sich die Pflege christlichen Sinnes in der konfirmierten Jugend angelegen sein ließen, zu Jünglingsbünden zusammentraten und manch edle Kraft in den Dienst Christi stellten. Ferner errichtete man Herbergen zur Heimat, auch für Seeleute, Männer- und Frauen-Asyle, Sonntagsschulen (zuerst in England 1780) 2c. Frau Jolberg († 1870 in Nonnenweier) betrat 1833 einen neuen Weg, durch Erziehung von Kinderlehrerinnen für Kleinkinderpflege zu sorgen, und hat sich damit in 2000 Orten ein Denkmal gestiftet. Andere wie Heldring († 1876) in Holland 1849 gingen den Gefallenen, den Dieben, den Bettlern nach und suchten sie einem menschenwürdigen Dasein zurückzugeben. Der gleichgültigen, fast verheidnischten Massen nimmt sich die Stadtmission an, wie Stöcker sie für Berlin organisierte. Da und dort wird Taubstummen und Blinden gründlicher Unterricht erteilt; für letztere ward auch eine Blindenschrift erfunden, die sich mit den Fingern lesen läßt, und schon ist die Bibel in solcher gedruckt, und zwar in mehreren Sprachen. Anderswo entstehen Anstalten für kranke Kinder, Irre, Blödsinnige, Cretinen, Epileptische, an deren Bedürfnisse man früher kaum dachte; da und dort kommen Knabenhorte, Ferienkolonieen u. dergl. Handreichungen auf. Mit großem Erfolg hat sodann der Gustav-Adolf-Verein (dessen Gründung 1832 bei Errichtung eines Lützener Denkmals angeregt wurde) seit 1843 den Brüdern, die in katholischen Ländern der Mittel des kirchlichen Lebens entbehren, zu denselben verholfen; gleichem Zwecke dienen lutherische Gotteskasten. Auf alle Forderungen der Arbeiter, wie bessere Löhne und eigene Wohnung, freier Sonntag, Entlastung der Frauen und Kinder 2c. ist von christlichen Arbeitgebern da und dort eingegangen worden; ein internationales Fabrikgesetz, um das sich der Elsäßer Dan. Legrand s. 1853 bemühte, die Wunden der Industrie zu heilen, ist kaum mehr eine Unmöglichkeit. Am mannigfaltigsten wirkt wohl s. 1867 von Bodelschwingh in Bielefeld, namentlich durch Gründung von Arbeiterkolonieen. Zur Milderung der Kriegsleiden erwuchs aus dem Jammer von Solferino durch das thätige Mitleid des Schweizers Dunant die Genfer Konvention, 1864, welcher nach und nach die christlichen Staaten Europas beitraten, am Ende gar auch der Sultan. In allen Zweigen der Liebesthätigkeit wetteifert die katholische Kirche mit der evangelischen, überflügelt sie auch in einzelnen.

Wie schwer es auch halten mag, in manchen dieser Bestrebungen den christlichen Grund von bloßen Humanitätsmotiven zu unterscheiden, so zeigt doch schon dieser Überblick, daß die Glaubigen im ganzen sich bemühen, ihre Lehre auch durch Werke zu zieren. Wenn darin manche mit Leuten von zweifelhaftem Glauben aber wohlwollender Gesinnung zusammengehen, so hat das auch sein Gutes. Aber nachdem schon viele humane Leute offen erklären, sie seien keine Christen mehr, andere dagegen, welche mit diesen gute Freundschaft halten, die rechten Christen sein wollen, wird es nachgerade schwer, zu wissen, wo die Kirche anfängt und aufhört.

So trägt der Protestantenverein, seit 1863 in Baden und der Pfalz entstanden, einen zwitterhaften Charakter. Er bezweckt „Erneuerung der Kirche im Geist evangelischer Freiheit und im Einklang mit der gesamten Kulturentwicklung unserer Zeit“, lehnt sich aber hauptsächlich an die Freimaurer an und verschmäht nicht die Genossenschaft mit solchen, die sich Atheisten und Materialisten nennen oder die Anbetung des Heilands als eine „Christusvergötterung“ bekämpfen. Berechtigt aber scheint an ihm der kirchliche Einheitsgedanke, der auch edle Geister anzog. So schloß sich ihm R. Rothe († 1867) an, ein frommer Denker, der vom Pietismus ausgieng und zu der Ansicht fortschritt, die Kirche habe in dem Staat aufzugehen, daher ihm die Gemeinschaft mit den „unbewußten Christen“ besonders behagte. Prof. Baumgarten († 1889), bibelglaubig aber vom mecklenburgischen Kirchenregiment hart behandelt, trat gleichfalls dem Prot.-Verein bei, bis dessen Intoleranz ihn zum Ausscheiden nötigte. Es kommt auch eine gewisse Sprachverwirrung dazu, die Scheidung zwischen deutschen Glaubigen und Unglaubigen zu erschweren, indem die theologischen Kunstausdrücke von verschiedenen Lehrern in sehr verschiedenem Sinn gebraucht werden.

Wir müssen noch einen Blick auf die britischen Kirchen werfen, die eine andere Vergangenheit hinter sich haben. Als die französische Revolution ausbrach, hatte sich in England der Methodismus zu einer Macht erhoben, welche dem Winde, der von Frankreich herüberwehte, mächtigen Widerstand leistete.

Etliche Studenten in Oxford hatten die Predigt und das Leben in der anglikanischen Kirche so lahm und matt gefunden, daß sie sich, 1729, nach Art der Pietisten zu frommem Leben und Wirken verbanden, wofür sie den Spottnamen „Methodisten“ erhielten. Sie nahmen ihn bereitwillig an, sofern sie „nach biblischer Methode“ zu leben gesonnen waren, und bereiteten sich in ernstem Seelenringen auf den Dienst am Wort, vor allen die Brüder Joh. und Ch. Wesley, Georg Whitefield (S. 675). Von einem Bischof der Brüdergemeine erfuhren sie 1738, was die Rechtfertigung aus dem Glauben bedeute, begannen von Gnade allein zu leben und arbeiteten nun, ohne sich streng an Kirchenregeln zu binden, angelegentlich auf Erweckung und Bekehrung hin; sie predigten in Kirchen, wenn man sie ihnen öffnete, aber auch in Straßen oder auf dem Felde, zogen tüchtige Leute an sich und stellten sie (zunächst für Amerika 1784) ins Amt, das die Versöhnung predigt. An Austritt aus der Kirche dachten sie nicht, doch vollzog sich dieser nach Wesleys Tod, 1791, in kurzer Frist, weil die anglikanischen Bischöfe ihrem wohlorganisierten Wirken zu viele Hindernisse in den Weg legten. Der Methodismus nannte sich zwar nur eine Gesellschaft, er nahm aber alle Akte einer Kirche vor und regierte sich durch eine jährliche Konferenz; Kämpfe und Spaltungen der mannigfaltigsten Art haben ihn wohl erschüttert und geschwächt, doch seine Ausdehnung nicht gehemmt. Viel that er für Straßenpredigt, Traktatenverbreitung, Sonntagsschulen, Armenpflege und Stadtmission. Und dann war durch ihn unter allen christlichen Gemeinschaften, in der Staatskirche wie bei den Dissentern, neues Leben geweckt worden, das sich besonders in dem allgemein erwachenden Eifer für die Heidenbekehrung zeigte.

Viele der neuangeregten kirchlichen Christen sahen es aber hinfort für ihre Aufgabe an, der Staatskirche treu zu bleiben und nur möglichst viel Leben in ihr zu verbreiten. Der bedeutendste war wohl der Parlamentsredner W. Wilberforce (1759—1833), der 1797 durch seine Schrift über „praktisches Christentum“, noch mehr durch sein im Dienste des Gottesreiches sich verzehrendes Leben, Reden und Wirken einen mächtigen Einfluß auf die höheren Klassen der Gesellschaft gewann.

Ihm gelang es (S. 853) nach 20jährigem Mühen, den Sklavenhandel abzuschaffen; seinem Kreise hauptsächlich verdanken die großen Gesellschaften der kirchlichen Mission, 1799, der Traktat- und Bibelgesellschaft ihre Entstehung. Um ihn und um den Prediger Simeon in Cambridge scharte sich die „evangelische Partei“ der „Niederkirchlichen“, die das Eigentümliche ihrer Kirche weniger betonten und daher zu allerlei guten Werken auch mit Dissenters sich verbinden konnten. Sie besonders weckten innerhalb der Staatskirche das Freiwilligkeits-Prinzip, die Lust, ohne auf Beschlüsse der Kirchenleiter oder Staatsbeiträge zu warten, opferwillig zusammenzusteuern und Vereine für bestimmte Zwecke zu organisieren. Es war ganz erstaunlich, wie vieles sich thun ließ, wenn man sich erst im Geben geübt hatte. Und mit diesem rührigen Selbstthun erreichten sie in vielen Fällen, daß auch der Staat sie nicht übersehen konnte, vielmehr in der Bekämpfung des Sklavenhandels, in der Sorge für befreite Neger, in der Frage nach Zulassung von Missionaren in Ostindien, 1813, und vielen andern Anliegen ihnen hilfreich an die Hand gehen mußte.

Als aber die Katholikenemanzipation durchgegangen war und das Parlament sich die Freiheit nahm, die Hälfte der irischen Bistümer aufzuheben, bildete sich, 1833, in Oxford eine andere Partei aus den „Höchsthochkirchlichen.“

Der geistliche Liederdichter Keble, die Professoren Pusey und Newman u. a. gelehrte Theologen, denen der Calvinismus der Niederkirchlichen und jedes Zusammengehen mit Dissenters ein Greuel schien, suchten vereint für die Herstellung einer Kirche, wie sie ihnen vorschwebte, zu arbeiten. Der heil. Schrift trauten sie nur halb, den Reformatoren noch viel weniger; die Kirche der Tradition, eine katholische Gemeinde nach dem Vorbild eines Laud (S. 607) zurückreformiert, etwa auf den Stand des vierten Jahrhunderts, war ihr Ideal. Daran schien ihnen das Wichtigste die apostolische Succession der Bischöfe, aus welcher allein ein rechtes Priestertum erwachse; diese Bischöfe aber sollten frei vom Staate, frei auch vom päpstlichen Supremat, nach der Tradition regieren. Von den 90 Traktaten, die sie in diesem Sinne ausgehen ließen, erhielten sie den Namen Traktarianer; die Hochkirchlichen hatten ihre Freude an diesem Vorgehen, da in den „tracts“ noch immer gegen etliche Irrlehren Roms ein mildes Zeugnis abgelegt wurde. Aber immer unverkennbarer wurde auf eine Gegenreformation hingestrebt. Als Newman endlich (im 90. tract) zeigte, wie man die 39 Artikel der Kirche umdeuten könne, um die reformierte Lehre in möglichst katholischem Sinn zu fassen, erschrak sein Bischof und verbot die tracts, 1841. Bald sahen sich die entschie-

deneren Parteiführer genötigt, zur römischen Kirche überzutreten; Newman that den Schritt 1845 und 150 Geistliche folgten ihm nach. — Dieser Bewegung gegenüber entstand eine andere, die der Darbysten oder Plymouthbrüder, die das allgemeine Priestertum so betonen, daß sie das kirchliche Amt und jede Ordnung der nachapostolischen Kirche verwerfen. Dann fanden es Evangelische aus 50 Gemeinschaften an der Zeit, 1846 in London zu einer „Evangelischen Allianz" zusammenzutreten, deren Spitze gegen die Übergriffe Roms wie gegen die Darbystische Zersplitterung gerichtet war. Man fühlte, der geschlossenen römischen Einheit gegenüber nehme sich doch der vielgespaltene Protestantismus ärmlich aus; ließ sich die Eine Kirche nicht herstellen, so sollte die Allianz wenigstens zeigen, daß allerlei Protestanten Rom und dem Unglauben gegenüber sich als wesentlich Eins fühlen und für die Ausdehnung der Gewissensfreiheit und anderer Segnungen der Reformation gemeinsam wirken können. — Die halbkatholische oder anglokatholische Bewegung aber währte fort. Sie hat die Ohrenbeichte, Mönche, Nonnen und barmherzige Schwestern, kurz alle möglichen Anstalten und Genossenschaften der katholischen Kirche bei sich eingebürgert und gefällt sich in der buntesten Ausschmückung des Kultus. Die Ritualisten bemühten sich, für viele eine Brücke nach Rom zu bauen; Hunderte von Geistlichen und angesehenen Laien sind schon über sie geschritten, andere machen auf ihr Halt; wieder andere liebäugeln mit den orientalischen Kirchen und geraten durch den Kuß eines griechischen oder koptischen Bischofs in Entzücken. Da die Anhänger dieser mächtigen Schule die Seligkeit von den Sakramenten, d. h. von der Priesterweihe, nicht von der Rechtfertigung durch den Glauben ableiten, sind sie jedenfalls keine Protestanten mehr, daher die Hoffnung der Römlinge auf Wiedereroberung Englands nicht ganz eitel ist. Schon hat sich dort die Zahl der katholischen Kirchen und Priester seit 1851 verdoppelt und noch viel rascher nahmen die Klöster zu; die Regierung aber fügt sich gar vielen Anforderungen der römischen Bischöfe.

Dennoch ist England noch immer die Burg des Protestantismus oder des Bibelchristentums. Nirgends findet sich, und zwar gerade beim Mittelstande, ein regeres Interesse für religiöse Fragen, nirgends eine großartigere Liebesthätigkeit. Ein Halbjahrhundert lang wirkte hier Anton Graf Shaftesbury (S. 856) im Parlament wie in den Hütten des Elends als der Anwalt aller Bedrückten und Vernachlässigten, der Irren, der Fabrikkinder, der Frauen in Kohlengruben, der verwahrlosten Gassenjugend, und sorgte für biblischen Unterricht, Rettungsanstalten und alle Zweige der Mission. Will auch im britischen Glaubensleben nicht alles deutschem Geschmack entsprechen, weder die strenge Sonntagsheiligung, noch die Sprache Kanaans, noch der Wert, der oft auf winzige Unterschiede in Lehren oder Bräuchen gelegt wird, — gearbeitet und gestritten wird dort für den Herrn Jesum und sein Reich mit anerkennenswertem Eifer und Opfermut. Der einzelne schließt sich an Gleichgesinnte an und spürt, daß, wenn er thut was er kann, auch die Gesamtheit wächst und gedeiht. Es ist die Macht der Freiwilligkeit, die jedem seine Kirche, seinen Verein so teuer macht. Von neuen Gemeinschaften sind zu nennen: die apostolische Kirche, zu der E. Irving († 1834) den Anstoß gab, worauf seine Anhänger 12 Apostel erkoren und eine Hierarchie einsetzten; sodann die Heilsarmee, die W. Booth, ein methodistischer Erweckungsprediger s. 1878 militärisch organisierte, um mit allen, auch sehr fraglichen Mitteln auf die Massen zu wirken. — Von Schottland muß auch etwas erzählt werden, was für die ganze Christenheit lehrreich ist: die Bildung einer freien Kirche.

Das englische Parlament hatte, der schottischen presbyterianischen Kirchenverfassung zuwider, 1712 beschlossen, die Grundbesitzer und Patrone der Kirche haben das ausschließliche Recht, Pfarreien zu besetzen. Dagegen erhoben sich etliche Prediger, behaupteten, der Gemeinde dürfe ihr Pastor nicht aufgedrängt werden, und traten im Verlauf aus der verweltlichten Kirche aus. Nachdem aber in dieser Staatskirche lange der eiskalte „Moderatismus" geherrscht hatte, gewann 1834 die evangelische Partei unter Führung eines Thomson, Chalmers rc. die Majorität und bestimmte, eine Gemeinde dürfe gegen einen ihr gesetzten Pfarrer ein Veto einlegen. Die Regierung und das Parlament wollte solchen Beschluß der Assembly (d. h. der jährlichen Synode) so wenig anerkennen, als diese das Recht des Staats, ihr in geistlichen Dingen Gesetze vorzuschreiben. So kam es am 18. Mai 1843 zum Bruch (disruption). Die Assembly protestierte

gegen den Eingriff des Staats, und um „die Oberhauptschaft Christi" nicht zu verleugnen, traten die in ihr versammelten 125 Geistlichen und 77 Ältesten der evangelischen Partei aus und konstituierten sich als Assembly der Freikirche. Alles wurde mit ebenso viel Umsicht als Begeisterung ins Werk gesetzt: neben der Staatskirche erhob sich fast in jeder Gemeinde der Bau der Freikirche. Ein Baufonds sorgte für gottesdienstliche Lokale, ein Erhaltungsfonds für die Besoldung der Prediger, andere Fonds für Schulunterricht und Pfarrhäuser, für die Weiterführung der Heiden- und Judenmission ꝛc., und bald hatten sich in Schottland die Kirchen und Schulen und allerlei gemeinnützige Anstalten verdoppelt, da durch die Macht der Konkurrenz auch die in der Nationalkirche verbliebene Masse zu energischerem Streben genötigt wurde. Auf 12 Mill. Mark beläuft sich jetzt die jährliche Einnahme der Freikirche, die sich bereits mit einer der früheren Secessionen verbunden hat, während die 1847 zusammengetretenen „Unierten Presbyterianer" an 7 Mill. aufbringen. — Im Waadtlande hat dieser Vorgang Nachahmung gefunden, 1847, ebenso bei einem Teil der französischen Reformierten, 1849, und in Neuchatel 1873.

Die irische Christenheit ist vorherrschend katholisch. Aber im Norden der Insel besteht eine kräftige presbyterianische Kirche; und die englisch-bischöfliche, welche bisher eine viel angefochtene Existenz behauptete, hat sich auch als Freikirche konstituieren müssen, weil das Parlament 1869 sie vom Staat ablöste.

Dieser Vorgang, der zuerst in den überseeischen Kolonieen probehaltig gefunden worden war, schien manchen bedauerlich als ein Sieg des Katholicismus; man darf aber hoffen, daß die so lange vom Staat getragene und gegängelte reformierte Kirche Erins nun erst einen festen sichern Schritt anschlägt, seit sie genötigt ist, alle ihre Kräfte zusammenzunehmen. Schon redet man davon, auch die bischöfliche Kirche in Wales auf ähnliche Weise abzutrennen, weil die Mehrzahl der Einwohner sich calvinischen Dissentergemeinschaften zugewendet hat. Und an die Kirche in England selbst wird sicherlich auch noch die Hand gelegt werden, da es denn zweifelhaft bleibt, ob sie fortfahren kann, mit den in ihr zusammengefaßten grundverschiedenen Richtungen als ein Ganzes zu bestehen, oder ob nicht vielmehr die „Evangelischen", die „Hochkirchlichen" und die von deutschen Anschauungen beeinflußten „Breitkirchlichen" getrennte Gemeinschaften bilden werden. Über solch einen Stoß gegen die imposanteste Kirche des Protestantismus, die reichst ausgestattete der gesamten Christenheit, würden wohl die Römischen triumphieren. Vielleicht aber dürften kleinere Kirchenkörper, wenn von Einem Geiste durchdrungen, dem Wesen des Protestantismus besser entsprechen und reichere Früchte bringen, als die lose verbundenen Massen der Staatskirchen.

Schroffer noch als in England stehen sich in Deutschland die verschiedensten Richtungen gegenüber, sie müssen aber, weil auch die Unglaubigsten selten austreten und die Kirchenleiter sich vor allem lärmerregenden Einschreiten hüten, auf dem gemeinsamen Boden der alten Kirche, wie sie in der Reformationszeit entstand, sich nach Vermögen mit einander vertragen.

Diese Kirche hat der Staat Jahrhunderte lang geschützt und beherrscht, sie bald für seine Zwecke benützt, bald unbrüderlich bevormundet; jedenfalls hat er sie am Strecken und Gebrauch ihrer Glieder verhindert. Jetzt treten Geistliche auf, welche das Widersprechendste lehren; der eine predigt am Ostermorgen: Christus ist nicht auferstanden! der andere Nachmittags: Christ ist erstanden! und sollen doch beide Kollegen sein; ihnen nach teilen sich die Gemeindeglieder in solche, die noch glauben, und in andere, welche den Glauben abwerfen. Auf die Länge werden solche Zustände denn doch unerträglich. Die Kirchlichen scheuen zwar die Trennung, weil sie den Nachteil eines Zwischenzustandes, bis nämlich die Kirche sich organisiert haben wird, deutlich erkennen und den unmündigen Teil des Volkes damit verschonen möchten; die Liberalen ihrerseits befürworten die Trennung darum nicht, weil sie hoffen, ihrem Glauben oder Nichtglauben die Herrschaft zu verschaffen; aber ausbleiben kann der Bruch nur, wo das religiöse Interesse auf den Spruch zusammenschrumpft: „Wir glauben all an einen Gott, Christ, Jude, Türk' und Hottentott." Zu solcher Gleichgültigkeit trägt aber nichts stärker bei als die Kirche selbst, wenn sie, die doch das Organ der Wahrheit sein soll, die widersprechendsten Lehren in sich hegt und durch ihr Gehenlassen sanktioniert.

Eine gewisse Breite aber, eine Weitherzigkeit, die allerlei Naturen und Geister tragen kann, steht allerdings der Kirche wohl an. Amerika, welches die britischen

Kirchenverhältnisse fortsetzt und weiter ausbildet, ohne alle Beteiligung des Staats, reiht sich dem Mutterlande in der Macht des religiösen Interesses, in mannigfaltigster christlicher Thätigkeit und staunenswerter Opferwilligkeit am nächsten an. Hier hat aber, wie schon in England, eine krankhafte Sucht der Absonderung gewaltet, indem über geringen Fragen die Kirchen sich leicht spalten und immer neue Genossenschaften entstehen, die nur zu viele Kraft in Nachbarhändeln vergeuden.

Oft ist es nicht einmal eine Glaubenslehre, sondern eine vorübergehende Zeitfrage (wie bei der Sklavenfrage S. 923), irgend welche Eigentümlichkeit in der Form des Gottesdienstes, in der Verteilung der Ämter und Befugnisse, am Ende gar bloß der Ehrgeiz einzelner oder eine finanzielle Spekulation, was zu neuer Sektenbildung treibt. So sind nun bereits über 100 Gesellschaften entstanden, unter allerhand zum Teil wunderlichen Namen, und viele existieren fort ohne Schaden und Gewinn für die übrige Menschheit. Es kamen auch antichristliche Religionen auf, wie der Mormonismus, der (s. 1830) die Diktatur eines Propheten und (s. 1843) die Polygamie zum Grundstein des Staates macht; weiter der Spiritismus, der s. 1848 durch Kundgebungen von Geistern alle andern Glaubensformen verdrängen will. Übrigens lassen besonnene Protestanten sich schon durch die mächtige Ausbreitung des Romanismus warnen, mit dem Zerteilen inne zu halten und auf Wiedervereinigung unnötig getrennter Kirchenkörper bedacht zu sein. So haben sich 1869 die seit 1838 getrennten Alt- und Neupresbyterianer wieder zusammengethan, und andere Gemeinschaften regen wenigstens die Frage nach engerer Verbindung immer aufs neue an. Den Zweiflern sowohl als Römern und Heiden kann ja die Kirche nur in dem Maße siegreich entgegentreten, als sie mit der Reinheit auch die Einheit verbindet, Joh. 17, 21.

§ 33. Die Mission.

Nach außen hin drängt die Kirche Christi in unsern Tagen gewaltig vor. Es ist uns noch ein herzerhebender Ausblick auf das Feld der äußern Mission vergönnt. Die seit den ersten Jahrhunderten der Kirche nicht mehr so dagewesene Regsamkeit auf diesem Gebiete ist eigentlich die wichtigste Erscheinung unserer Zeit; doch kann hier nur kurz davon geredet werden. Von größter Bedeutung aber ist, daß den Völkern der Welt nun beides, die Verkündigung des Heils und die Übersetzung des Worts, fast zugleich gebracht wurde und also an der Hand der heiligen Schrift auch eine christliche Litteratur in alle neugewonnenen Heidenländer eindringt.

Den Anfang machte evangelischerseits die schon 1705 vornehmlich durch Franckes Bemühung (S. 647 f.) entstandene Dänisch-Hallische Mission, welche ihre zu Halle gebildeten Missionare nach dem Dänischen Ostindien sandte. Ziegenbalg († 1719) legte den Grund zur Evangelisierung des Tamil-Volks; unter seinen Nachfolgern dehnte besonders Schwartz († 1798) das Werk aus, während Fabricius die Bibel übersetzte. Von dänischen Norwegern wurde ferner den Lappen (Thomas von Westen 1716) und den Grönländern (Egede 1721) das Evangelium gebracht. Auch für die Brüdergemeine (S. 674) wurde Kopenhagen die Brücke, über welche sie, 1732, Sendboten zu den Grönländern und nach Westindien abschicken konnte, und sie haben unter den Negern vieler Inseln und Gestade (Surinam 1735) wie unter den Eskimo in Grönland und (seit 1771) in Labrador liebliche Gemeinden aufgerichtet. — Sonst aber wollte sich lange nichts Rechtes regen bei den seefahrenden Völkern. Die Niederländer (S. 546) sandten zwar auf ihre ostindischen Inseln auch Prediger, welche die armen Unterthanen unterrichten und taufen sollten. Diese griffen es aber ungeschickt an; um den katholischen Priestern zuvorzukommen, versprachen sie den übertretenden Heiden den besonderen Schutz der Regierung und eröffneten ihnen durch die Taufe die Aussicht auf Titel und Ämter. Da waren denn bald Hunderttausende von Singalesen und anderen Insulanern getauft (vor 1700), aber es mangelte an gründlicher Pflege und nachhaltigem Unterricht, daher viele solcher Gemeinden verkamen.

Auf England hatte Nordamerika die größten Ansprüche. Aber obwohl Eliot († 1690) und die Mayhews die Bekehrung der dortigen Indianer mit Eifer und Erfolg betrieben, obwohl auch die Brüdergemeine seit 1734 an diesem Netze mitziehen half, kamen doch nur beschränkte Erfolge zu Tag.

Während für Ausbreitung des Handels und der Entdeckungen viele Tausende schwärmten, hatte die Gesellschaft, die sich 1701 in England für „Ausbreitung des Evangeliums" bildete, große Mühe, nur wenige Prediger für die Kolonieen zu finden; und nach Indien zu gehen bot sich ihr kein Brite an, so beschränkte sie sich darauf, dort Deutsche aus Halle mit dem nötigen Unterhalt zu versehen.

Alles das wurde anders, als in England der neue Geist zu wehen begann. Zuerst fingen 1786 die Methodisten an, der Brüdergemeine nach auf Amerika ihre Predigt auszudehnen, beides unter Namenchristen und Heiden. Dann wachten die Baptisten auf und stifteten 1792 einen Missionsverein, der den Schuster Carey u. a. nach Bengalen sandte. Dissenters aber und Anglikaner gründeten 1795 auf weitherziger Grundlage die Londoner Missionsgesellschaft, welche zunächst in der Südsee ihr Arbeitsfeld wählte. Doch bald trennten sich von ihr die Anglikaner und traten 1799 zu einer kirchlichen Missionsgesellschaft zusammen, die in Sierra Leone und Südindien wirkte.

Eine schottische Gesellschaft, 1796, suchte erst die Tataren am kaspischen Meere auf; seit 1824 aber setzte sich die schottische Kirche als solche die Missionierung Indiens zu einem ihrer Ziele, und als sich die Kirche spaltete (S. 995 f.), führten die drei Teile derselben die Arbeit mit verdoppeltem Eifer fort. — Wie nun in England Missions-Vereine sich allmählich bei allen, auch vielen kleinen Zweigen der christlichen Kirche bildeten, so geschah es in Nordamerika. Es trat dort zuerst, 1810, der sog. American Board zusammen, der nach Barma, Bombay, in die Türkei ꝛc. seine Arbeiter in Scharen sandte; dann erstand 1814 eine baptistische, 1819 eine methodistische, 1820 eine episcopale, 1831 eine presbyterianische, 1837 eine deutsche Mission, denen immer weitere folgten.

Auf dem europäischen Kontinent ist die niederländische Missionsgesellschaft 1797 die erste; sie sorgte für die Kapkolonie und für den indischen Archipel. Andere 10 Vereine bildeten sich unter den Holländern im weiteren Verlauf. Jänike in Berlin wollte nicht dahinten bleiben und sandte seit 1800 den um Männer verlegenen Niederländern und Engländern treffliche deutsche Jünglinge zu, für Afrika Renner und Schmelen, für Indien Rhenius († 1838) ꝛc. Der gleiche heilige Drang erfaßte auch Süddeutsche und Schweizer; 1815 trat die „Ev. Missionsgesellschaft" in Basel auf den Plan, die Kaukasien und Westafrika, später Indien und China mit Arbeitern versah.

Ein Berliner Verein, seit 1824, bedachte Südafrika; eben dort fing 1826 ein rheinischer seine Arbeit an, verbreitete sie aber auch nach Borneo, Sumatra und China; ein norddeutscher, seit 1836, arbeitete in Neuseeland und Westafrika. Die lutherische Missionsgesellschaft in Leipzig setzt seit 1836 das Werk der hallischen Sendboten fort; und der geisteskräftige Ludwig Harms in Hermannsburg († 1865) hat seit 1848 gezeigt, wie eine einzige Gemeinde Dutzende von Missionaren nach Afrika, Indien und Australien aussenden kann. In Schweden, Dänemark, Norwegen, Finland ꝛc. bildeten sich ähnliche Vereine. Auch die evangelischen Franzosen gründeten 1824 ein Seminar, das für die Basuto eine Segensquelle geworden ist.

So zählt man nun wohl 98 Missionsgesellschaften, meist europäische und amerikanische, doch auch etliche in Afrika und Australien. Allerhand Lehrer und Lehrerinnen, Ärzte und Ärztinnen unterstützten das Werk. Aber auch Männer, Frauen und Jungfrauen, die eigene Mittel hatten, oder mit ihrer Hände Arbeit sich durchzubringen gedachten, oder einfach auf den Herrn vertrauten, reisten als Freimissionare hinaus und ihr Glaube wurde nicht beschämt.

So hat Goßner seit 1835 in alle Weltteile Leute ausgesendet; Georg Müller in Bristol, der mit Gebet die großartigsten Waisenhäuser erbaut hat, unterstützt zugleich 50 Missionare in allen Ecken der Erde.

Sehen wir nun nach den Früchten dieser mannigfaltigen Arbeit. Wie die Gaben alle zusammenkamen, vom Scherflein der Witwe hinauf zu den kolossalen Vermächtnissen der Reichen, bis nun 42 Mill. Mark des Jahrs für die Bekehrung der Heiden

beigesteuert werden, und wie die Männer zusammenkamen, welche das gute Wort hinaustrugen (ihrer 3600 stehen jetzt wohl auf dem Plan), das läßt sich hier nicht schildern. Noch auch, welches Reisen und Suchen und Tasten vorausgehen mußte, bis die rechten Punkte gefunden waren, auf denen die langwierige Arbeit, ein Volk für Christum zu erobern, begonnen werden konnte. Versuchen wir eine kurze Rundreise.

In Europa wurden die Lappen durch Reiseprediger, denen der Bibelübersetzer Stockfleth († 1866), ein Norweger, und der Schwede Tellström († 1862) vorleuchteten, vollends christianisiert. Sehen wir von den Juden ab (für deren Bekehrung seit 1808 46 Vereine in Thätigkeit traten, für die F. Delitzsch das N. T. übersetzte), so fordern hauptsächlich die Türken die christliche Liebe zur Hilfe auf.

Weil die Muhammedaner sich fast unnahbar erwiesen, hat die Mission gesucht, die erstorbenen Zweige der Christenheit neu zu beleben, daß durch sie das Türkenvolk frisch angeregt werde. Wie nun in und um Konstantinopel Armenier erweckt und verfolgt wurden, wirkte ihnen der britische Gesandte 1847 Religionsfreiheit aus. An 400 Orten in der Türkei findest du jetzt 40 000 Protestanten mit ihren Kirchen und Schulen; und ihr Einfluß ist in stetem Wachstum.

Für Palästina brachte die Stiftung eines evangelischen Bistums durch Friedrich Wilhelm IV. und Viktoria, 1841—86, ein neues Licht. Bischof Gobat († 1879) hat durch Bibelschulen und Predigt die Unwissenheit erfolgreich bekämpft. In Beirut erstand 1864 eine amerikanische Hochschule; durch ganz Syrien aber ringt dieses neue Licht mit den energischen Anstrengungen der griechischen und römischen Priesterschaft. Eben solche Arbeit verrichten in Ägypten amerikanische Sendboten unter den Kopten; in Habesch wurden 900 Juden getauft.

In Persien ist das Völklein der Nestorianer seit 1835 durch Amerikaner wie Perkins († 1870) zu neuem Leben geweckt worden. Auch jenseits der russischen Grenze durfte der Same, den evangelische Missionare vor 1835 ausstreuten, nicht verloren gehen. Die mongolische Bibel, welche sie vor ihrer Austreibung den Buriäten hinterließen, wirkt auch in der Hand russischer Priester noch im Segen fort.

Die Völker Indiens lesen jetzt die Bibel in 25 Sprachen. In ihnen allen wird auch von bekehrten Heiden (506 000 ev., $1^1/_5$ Mill. kath.) gebetet; am reichsten ist die Ernte in der Madras-Präsidentschaft ausgefallen, unter Tamilern, Malayalen, Telugu, Kanaresen, während in Bengalen (außer bei dem Bergvolk der Kols und Santals) und in Bombay der Fortschritt sich langsamer bewerkstelligt. 50 000 Protestanten finden sich auf der schönen Insel Ceylon und 100 000 in Barma, namentlich aus dem Bergvolk der Karenen.

Mit der Ausdehnung der englischen Herrschaft ging die Vermehrung der Missionsstationen Hand in Hand; überall erstanden kleine Gemeinden, die von den Missionaren allzu väterlich gepflegt, lange im Zustand der Unmündigkeit verharrten, bis man erkannte, die Erziehung eines eingebornen Lehramts sei die Hauptaufgabe der Mission, und ernstlich darauf lossteuerte. Tüchtige Gehilfen wuchsen nun zu Predigern und Missionaren heran; in der Verfolgungszeit des Sipahi-Aufstandes (S. 913) hielten die Gemeinden doch an ihrem Bekenntnis fest und lernten sich selbständiger bewegen; obgleich von 35 verschiedenen Kirchenzweigen evangelisiert, fühlen sie sich von einander nicht getrennt und gürten sich zum Aufbau einer indischen Kirche. Daß ihr Fortschritt sich fühlbar macht, zeigen die Angriffe, welche eigens gegründete Gegenmissionen der Heiden und Muslime auf sie richten. Gebildete Hindus, die doch nicht die Schmach Christi auf sich nehmen mochten, wie der Brahmane Rammohan Raj († 1833), haben auch eigene Religionsvereine gestiftet (Brahma Samadsch), um die augenfälligsten Schäden des alten Systems, Götzendienst und Kastenbann, auszumerzen und dem Christentum Konkurrenz zu machen. In Hinterindien sind es besonders amerikanische Sendboten, welche den allmächtig herrschenden Buddhismus untergraben.

Die Gemeinden im niederländischen Archipel sind teils alte, die der Wiederbelebung bedürfen, wie auf den Molukken, teils neugesammelte, wie die 116 000 Alifuren von Minahasa auf Celebes, 12 500 Javaner, 13 500 Bataks auf Sumatra,

4600 Dajaken Borneos ꝛc. Von allen Seehäfen Chinas dringt Gottes Wort mächtig ins Innere des Landes (S. 915); man zählte 1888 bereits 37 286 evangelische Kommunikanten und von den 18 Provinzen des Reichs mangelten nur einer christliche Zeugen. In Japan (S. 916) sind aus der ersten evangelischen Gemeinde, die 1872 zusammentrat, schon 274 mit 31181 erwachsenen Gliedern geworden, während der Buddhismus aufgehört hat, Staatsreligion zu sein. Auch Korea, erst 1882 erschlossen, liefert etliche 100 Erstlinge.

Den größten Triumph hat das Evangelium im Stillen Ozean gefeiert, unter den Polynesiern, von Neuseeland bis nach Hawaii hinauf.

a. 1797 landete das Londoner Missionsschiff 18 Missionare auf dem prächtigen Tahiti; manche derselben verzagten oder starben, ehe in dem ausschweifenden Völklein der Same des Worts aufging, aber nach und nach glaubten einzelne Arme und Gedrückte, am Ende auch Fürst Pomare II. und 1815 siegte endlich die Christenpartei und die Götzen wurden gestürzt. Die Menschenopfer, der Kindermord und andere Unsitten verschwanden. Weitere Inseln folgten dem Beispiel Tahitis; J. Williams gewann die Hervey-Inseln und bildete treffliche Evangelisten für entlegenere Eilande, ehe er selbst, 1839, den Märtyrertod starb. Eben diese Siege des Evangeliums reizten Rom und seinen Handlanger Frankreich zu einer Reihe von Gewaltthaten, durch die Papsttum und Branntwein manchen Inseln aufgedrängt wurden (S. 877). Trotz aller Schwierigkeiten aber dehnten die evangelischen Missionare ihr Werk auf immer weitere Inseln durch eingeborene Lehrer aus. So wurde der kriegerische Stamm der Samoagruppe gewonnen; so die Tongagruppe unter ihrem König Georg Tubou; dann die Witi-Kannibalen, die noch 1867 einen Missionar auffraßen ꝛc. Auf der Hawaiigruppe wurde das Heidentum abgeschafft, ehe 1820 amerikanische Missionare landeten, die das Land christianisierten. Nicht nur ist die Hawaii-Kirche nun selbständig, sie missioniert auch auf den Markesas-Inseln und in Mikronesien. Ein ähnliches Reich wie Hawaii hätte Neuseeland werden können; nur stach das schöne Land der menschenfressenden Maoris seinen Antipoden, den Briten, zu lockend in die Augen. So wurde es zugleich evangelisiert und kolonisiert. Ein Krieg mit den weißen Einwanderern führte zur Bildung einer neuen Mischreligion, in deren Gefolge auch der Kannibalismus wieder kurz auflebte. Doch ist die Mehrzahl der Maori (28 000) jetzt christlich.

Auf dem Festland Australien ward 1788 eine englische Verbrecherkolonie angelegt, welche den Auswurf Großbritanniens über den fünften Weltteil ausschüttete und die Ureinwohner fast ausrottete, jedoch ein neues Christenland wurde.

Freie Auswanderer rückten nach, reiche Goldlager wurden 1851 entdeckt und zogen Weiße und Chinesen in Masse an; ein großartiges Wachstum zeichnet die 7 Kolonialstaaten aus, welche nun 3⅔ Millionen ernähren. Aber nur kümmerliche Reste der schwarzen Urbevölkerung werden von der Mission gesammelt, der letzte Tasmanier ist bereits verschwunden. — Nordöstlich von Australien wohnt auf den Inseln Melanesiens das schwärzliche, in unzählige Sprachen geteilte Volk der Papuas, unter dem noch das roheste Heidentum herrscht. Obgleich Williams 1839 auf den Neuhebriden ermordet wurde, obgleich auch seine Nachfolger, die Brüder Gordon, 1861 und 1872 als Racheopfer für Verbrechen der weißen Händler fielen, wird nur um so fleißiger gearbeitet, diese Wilden für Christum zu gewinnen. Aneityum, Aniwa, Mota, Ara ꝛc. sind christliche Inseln; im Bismarckarchipel wurden 1800 frühere Kannibalen getauft. Die Loyalitätsinseln waren fast schon evangelisiert, als die Franzosen von Neukaledonien her, das sie zu einer Strafkolonie gemacht hatten, auch diese Gruppe annektierten und durch schamlose Gewaltthaten zu romanisieren trachteten; es ist ihnen doch nicht gelungen, obwohl sie die englischen Missionare verbannten. Auf Neuseeland haben sodann die englischen Bischöfe Selwyn und Patteson, 1855, eine Anstalt gegründet, in welcher sie Knaben und Mädchen von allen erreichbaren Inseln Melanesiens zu Lehrern ausbildeten; die Zöglinge holte das Missionsschiff alljährlich auf gefährlichen Rundfahrten, um sie später als Lehrer auf ihre Heimatinseln zurückzubringen. Indessen hatten aber Schiffe aus Peru, 1863, den Menschenraub auf vielen Inseln versucht und etliche Eilande gar entvölkert, um Hände für die Bergwerke zu gewinnen; weiße Ansiedler im Queensland und Witi machten es ihnen nach und stahlen für ihre Pflanzungen Arbeiter zusammen, wo immer sie durch Trug oder Zwang zu gewinnen waren. Zur Rache für solche Verbrechen der Weißen töteten die Insulaner von Nukapu den edlen Patteson, 1871.

Doch fährt die Mission fort, auf allen diesen Inseln für Christum zu werben und hat auch in dem lang verschlossenen Neuguinea über 400 Jünger gesammelt.

Fahren wir am herrlichen, frühlingshaften Madagaskar (S. 946) mit seiner Drittelsmillion lernender Christen vorbei ins unwegsame, heiße Südafrika. Die Niederländer hatten hier sich angesiedelt, aber die gelben Hottentotten oder Namastämme entweder geknechtet oder verdrängt. Unter ihnen zu missionieren, wurde erst 1792 gestattet; die englische Eroberung und Einwanderung aber öffnete 1806 das Land weit für die Glaubensboten, die sich nun in dem menschenarmen Lande zahlreicher einfanden als sonst irgendwo. Durch ihre unablässige Fürsprache wurden 1828 den Farbigen gleiche Rechte mit den Weißen zuerkannt. Gekränkt durch diesen Wechsel wanderten viele der holländischen Bauern nach Norden aus und gründeten dort zwei Republiken, in welchen das Los der Farbigen zwar ein gedrücktes blieb, die Mission aber doch stete Fortschritte machte. Im Osten wohnt das geisteskräftige, stolze Volk der Kafir-Stämme, das sich nur langsam dem Joche Christi unterwirft; es machte erst den Engländern viel zu schaffen und mußte gebrochen werden, ehe es seine Zeit erkannte (S. 946). Fügsamerer Naturart sind die Tschuana, welche durch Moffat u. a. aus ihrer Wildheit gerissen, nun zu Zehntausenden der Kirche zufallen. Schon sind 234000 Farbige in Südafrika Christen geworden.

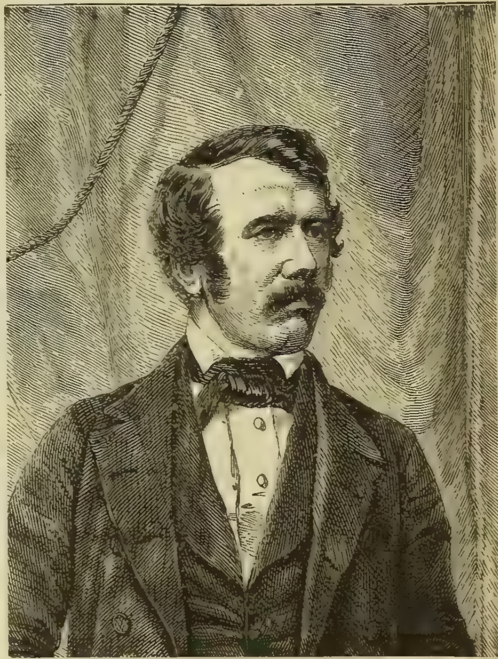


Fig. 408. David Livingstone. † 1873.

Im dürren Westen haben deutsche Missionare die herumstreifenden Nama und Herero dem Evangelium unterworfen, finnische unter den Owambo Gemeinden gesammelt. Überall aber dringt das Wort weit über die Kolonieen und Hafenstädte hinaus und strebt dem Innern zu, das Missionare wie Livingstone zuerst durchwandert und erforscht haben. Eine centralafrikanische Mission, 1861 im Sambesithal gegründet, erlag den verheerenden Folgen des Sklavenfangs; sie siedelte 1864 nach Sansibar über und hat, wie andere ostafrikanische Missionen, 1873 einen neuen Anlauf genommen. Seither wurden an den großen Seen Njassa, Njansa, Tanganika, Missionskolonieen gegründet, gleichsam Denkmäler des unvergeßlichen Livingstone. — Im Norden des Njansa liegt Uganda, wo 1877 die ersten englischen Missionare, von König Mtesa geladen, eintrafen. Schon 1879 stellten sich ihnen französische zur Seite, bemüht, den König zu einem Schützling Frankreichs zu machen. Beide Missionen arbeiteten in die Wette und sammelten Gemeinlein, die durch Mackay Bibelworte lesen lernten. Sie mußten von Mtesa's Sohn Mwanga 1885 blutige Verfolgung erleiden, welcher auch der englische Bischof Hannington mit seinen Begleitern erlag. Dann aber wurde Mwanga von seiner arabischen Leibwache vertrieben, und als sein Bruder die höchsten Ämter mit Christen besetzte, stürzten die Araber auch ihn und töteten viele Christen; dann beschnitten sie einen andern Mtesasohn, um Uganda zu einem muhammedanischen Reich zu machen. Nun warf sich Mwanga den französischen Missionaren in die Arme; katholische und evangelische Waganda vereinigten sich und setzten nach wechselnden Kämpfen Mwanga wieder in seine Herr-

schaft ein. Möge dieser Anfang ein Vorzeichen der einstigen Obmacht des Christentums in den englischen wie in den deutschen Ländern Ostafrikas sein!

Blühend steht das westafrikanische Missionsfeld, nachdem hier der tief eingewurzelte Sklavenhandel, der samt Fetischdienst und Sinnlichkeit die Neger so lange geknechtet hat, durch die angestrengten Bemühungen Englands ausgerottet ist.

Zwar ist diese Guineaküste ein Land des Todes, aber es ziemte sich, daß für die Millionen Schwarzer, welche ihr durch den Geiz der Weißen entzogen wurden, christliche Liebe auch einige Hunderte kostbarer Leben opfere. Zuerst kauften Menschenfreunde das Kap Sierra Leone an, 1787, um amerikanische Negerregimenter daselbst anzusiedeln; die britische Krone übernahm dieses Gebiet, füllte es mit den Negern aus aufgefangenen Sklavenschiffen und ließ diese durch Missionare unterrichten. Deutsche, wie der reichgesegnete Jansen († 1823), führten das Englische als Kirchen- und Schulsprache ein und entzündeten die Liebe Christi in ihren Herzen. Nun wohnen dort 49 600 Protestanten, die Kirchen und Schulen unterhalten und selbst Missionare aussenden. — Dieser britischen Kolonie eifert sehr schwach die amerikanische Schöpfung Liberia nach, wo freie Neger der Union, weil sie für Amerika eine Verlegenheit waren, sich 1821 ansiedelten und 1847 eine Republik ausriefen. Weiße dürfen in ihr kein Amt bekleiden, doch dienen ihr solche als Missionare mit Erfolg. Auf der Goldküste, welche unter englischer Oberhoheit steht, wohnen bereits 34 000 Christen, welchen Deutsche die Bibel in zwei Sprachen gegeben haben. Deutsche sind es auch, die sich der Sklavenküste mit Eifer annehmen. — Weiterhin wurden Abeokuta und Lagos Mittelpunkte christlicher Thätigkeit; 12 000 Jorubas ꝛc. bekennen hier Christum als ihren Herrn, und ihr bester Mann, der Negerbischof Crowther, breitet an dem Nigerstrom hinauf seit 1857 den Glauben durch schwarze Missionare aus. Auch Schotten und englische Baptisten, s. 1886 auch Basler, haben in Kalabar und am Fuße des hochragenden Kamerunberges blühende Gemeinden gesammelt. Weiter hinab bis zum Gabun (wo 1843 die Franzosen sich festsetzten) und Ogowe wirken Amerikaner unter vielsprachigen Negerstämmen. Die Vorurteile, welche man lange gegen die Bildsamkeit der Neger gehegt hatte, verschwinden, seit die Erfahrung gelehrt hat, daß aus ihnen tüchtige Männer hervorgehen, welche es im Wissen wie im Handeln den Europäern gleichthun, wenn diese sie zu stetiger Thätigkeit erzogen haben. Am Kongo hinauf siedeln sich Scharen von englischen, amerikanischen und schwedischen Glaubensboten an, die schon 700 Schwarze von Bantu-Stämmen taufen durften.

Millionen Neger sind in drei Jahrhunderten nach Amerika geführt worden, um für die Weißen zu arbeiten. Mit Märtyrergeduld haben die Missionare in Westindien angefangen, aus denen, die unter der Peitsche des Treibers seufzten, Gemeinlein zu sammeln. Diese wuchsen trotz alles Drucks und es bewerkstelligte sich ein solcher Umschwung der öffentlichen Meinung, daß England (S. 856) seine 770 390 Sklaven freigab.

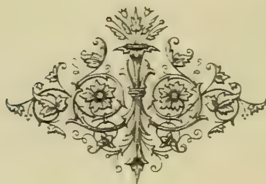
Solchem Beispiel folgten die Dänen und Franzosen 1848, die Holländer 1862; auch auf Kuba endete 1880 die Sklaverei. Auf den meisten Inseln findet man wohlgeordnete Negerkirchen, zum Teil von Geistlichen aus ihrer Mitte bedient. Doch wirkt der Fluch der Sklaverei noch nach in der geringen Heilighaltung der Ehe und in der langsamen Entwicklung zu voller Mündigkeit. — Die Neger der Union (S. 926) werden von einer weit verzweigten innern Mission bedient, die den Plan verfolgt, ihnen wahrhaft gebildete Geistliche zu geben. Die roten Ureinwohner zieht man, nicht eben eifrig, auf Reserven (vorbehaltenen Landstrecken) zum Ackerbau und civilisierten Leben heran. Doch hält es schwer, diese vielgetäuschten mißtrauischen Reste zu christianisieren. Getauft sind nicht viel mehr als $^1/_{10}$ der 300 000 Indianer. — Im britischen Nordamerika werden bis zum Yukonfluß hinauf alle Stämme wenigstens notdürftig evangelisiert; und die gute Behandlung seitens der Regierung macht sie zutraulicher. — Das Fischervölklein der Eskimo in Labrador und Grönland darf wohl, wenn auch noch nicht zur Mannesreife entwickelt, ein christliches genannt werden.

Mittel- und Südamerika sind von romanischen Nationen in Besitz genommen, bei welchen die frühere katholische Missionsarbeit gelähmt, ja fast erloschen ist, daher sich die Thätigkeit der evangelischen Mission auf wenige Uferländer beschränkt.

Im englischen Belize und in dem halbfreien Moskitia gedeihen kleine Gemeinden; größere in Guayana, dem niederländischen wie dem englischen. Und auch im äußersten Süden

wird unter den Feuerländern unverdrossen gearbeitet, nachdem der Gründer dieser Mission, Gardiner, mit seinen Begleitern 1851 dem Hungertod erlegen ist.

Wer das Elend der Heiden einigermaßen kennt, der freut sich auch über die katholische Mission. Sie stellt sich denn doch in einem anderen Lichte dar, wo sie wie in Indien, Annam, China und Japan der protestantischen vorausgegangen ist, als wo sie dieser eifersüchtig nachfolgt, um vor der neuen Aussaat, wie sie meint, erst das Unkraut auszujäten. Nicht nur bedient sie sich auf ihrem eigenen Boden ehrenwerterer Mittel, als da wo sie sich unberufen eingedrängt hat; sie erzielt auch entschiedenere Erfolge und nötigt durch dieselben dem Protestanten Achtung ab. Noch ist Raum genug auf der weiten Erde, allerlei Kräfte zu üben im Dienste Gottes und des Nebenmenschen; und der Befehl: gehet hin in alle Welt und prediget das Evangelium aller Kreatur! drängt und treibt willige Jünger fortwährend, die liebe Heimat samt ihren Reizen, Anliegen und Händeln zu vergessen und an der Ausbreitung des Reiches zu schaffen, das ewiglich bleiben wird.



Zeittafel.

A. Vor Christus.

um 3800 Sargon I. in Akkad.
um 3000 Urbau in Ur.
um 2980 Pyramidenbau in Ägypten.
2000 Abraham. Belkapkapu in Assur.
1900 Chammuragas in Babel.
1950 Hykschos in Ägypten.
um 1550 Ramses II. in Ägypten.
um 1490 Auszug Israels unter Mose.
1440 Austeilung Kanaans unter Josua.
um 1250 Argonauten. Herakles. Theseus.
1194—1184 (?) Trojanischer Krieg.
1110 Tiglatpilesar I. in Assyrien.
1100 Gades phönik. Kolonie. Samuel.
1070 Saul, König von Israel.
1050 David. Dorische Wanderung.
1010 Salomo.
970 Geteiltes Reich in Israel.
um 900 Elija. Homer.
884 Assurnasirpal.
870 Jehu. Athalja.
854 Salmanasar bei Karkar.
820 Lykurg in Sparta. Karthago.
776 Olympiaden.
753 Rom erbaut.
745 Tiglatpilesar III.
740 Ahas. Jesaja.
722 Assyrische Gefangenschaft. Sargon.
705 Sinacherib.
681 Assarhaddon.
668 Asurbanipal.
653 Psamtik, Alleinherrscher in Ägypten.
625 Nabupalussur.
605 Nebukadrezar siegt bei Karchemisch.
594 Solon in Athen.
586 Babylonische Gefangenschaft.
546 Kyrus erobert Sardes.
538 Kyrus erobert Babylon.
536 Rückkehr der Juden.
525 Kambyses erobert Ägypten.
521 Darius I.
515 Tempel in Jerusalem wieder gebaut.
510 Rom eine Republik.
um 500 Buddha (Gautama).
498 Jonischer Aufstand.
490 Marathon. Miltiades.
480 Thermopylä. Salamis.
479 Platää. Mykale. Themistokles.
465 Eurymedon.
460 Perikles. Phidias. Sophokles.
458 Esra in Jerusalem.
450 Zwölftafelgesetz in Rom.
431—404 Peloponnesischer Krieg.
415 Sizilischer Feldzug. Alkibiades.
405 Schlacht am Ziegenflusse. Lysander.
404 Athen gedemütigt. 30 Tyrannen.
401 Kunaxa. Zug der Zehntausend.
399 Sokrates †. Plato. Xenophon.
390 Gallier in Rom.
387 Antalkidischer Friede.
371 Leuktra. Epaminondas in Theben.
367 Licinische Gesetze in Rom.
362 Mantinea.
360 Philipp v. Makedonien. Demosthenes.
355—346 Heiliger Krieg.
343 Erster Samnitenkrieg.
338 Schlacht bei Chäronea.
336 Alexander, König von Makedonien.
334 Anfang d. persisch. Krieges. Granikus.
330 Ende des persischen Reichs.
326 Alexander in Indien.
323 Alexander † in Babylon.
322 Aristoteles und Demosthenes †.
326—304 Zweiter Samnitenkrieg.
321 Kaudium.
301 Schlacht bei Ipsus. Seleukiden und Ptolemäer.
298—290 Dritter Samnitenkrieg.
282 Rom beherrscht Mittelitalien.
280—272 Krieg mit Tarent und Pyrrhus.
265 Unteritalien unterworfen.
264—241 Erster punischer Krieg.
220 Oberitalien unterworfen.
218—201 Zweiter punischer Krieg.
212 Syrakus römisch.
202 Scipio siegt bei Zama.
200—197 Krieg mit Makedonien.
192—190 Krieg mit Antiochus III.
171—168 Krieg mit Perseus.
167 Makkabäer gegen Antioch. Epiphan.
146 Fall von Karthago und Korinth.

141 Judäa frei von syrischer Herrschaft.
133 Numantia zerstört. Asien Provinz.
133—121 Die Gracchen.
113—101 Cimbern und Teutonen.
111—105 Jugurthinischer Krieg.
91—88 Bundesgenossenkrieg.
89—84 Erster mithradatischer Krieg. Erster Bürgerkrieg.
87 Marius in Rom.
82 Sulla Diktator. Proskriptionen.
74—63 Dritter mithradatischer Krieg.
73—71 Sklavenkrieg. Spartakus.
72 Sertorian. Krieg von Pompejus beend.
63 Cicero und Catilina. Pompejus in Jerusalem.
60 Erstes Triumvirat.
58—50 Cäsar in Gallien.
49—45 Zweiter Bürgerkrieg.
44 Cäsar ermordet.
43 Zweites Triumvirat.
42 Philippi.
40 Herodes, König von Judäa.
36 Sextus Pompejus besiegt.
31 Schlacht bei Actium. Oktavian Alleinherr.
4 Herodes stirbt.

B. Nach Christus.

9 Arminius. Teutoburger Schlacht.
14 Tiberius, Kaiser.
30 Tod und Auferstehung Christi.
35 Stephanus.
37 Cajus Caligula. Pauli Bekehrung.
41 Claudius.
50 Apostelkonzil.
54 Nero.
64 Brand Roms. Christenverfolgung.
69 Vespasian.
70 Zerstörung Jerusalems.
79 Titus, Kaiser. Herkulan. u. Pompeji.
81—96 Domitian. Agrikola in Britann.
98 Trajan. Johannes †. Ignatius.
117 Hadrian. Bar Kochba.
138 Antoninus Pius.
161—180 Markus Aurelius.
193 Septimius Severus.
226 Sassaniden in Persien.
249 Decius. Schwere Christenverfolg.
270 Aurelianus.
284 Diokletian. Mitregenten.
303—311 Schwerste Christenverfolgung.
312 Konstantin besiegt Maxentius.
323 Konstantin Alleinherrscher.
325 Konzil in Nikäa.
330 Gründung Konstantinopels.
361 Julianus Apostata.
372 Die Hunnen in Europa.
378 Valens fällt bei Adrianopel.
392 Theodosius Alleinherrscher.
395 Ost- und Westrom.
410 Alarich erobert Rom.
419 Westgothenreich in Südfrankreich.
430 Augustinus †. Vandalen in Afrika.
449 Angelsachsen in Britannien.
451 Hunnenschlacht auf katalaun. Feldern.
476 Ende des weström. Reichs. Odowacar.
486 Chlodwig siegt bei Soissons. Frankenreich.
493 Theoderich der Ostgothe.
496 Chlodwig besiegt die Alamannen, wird Christ.
534 Justinian stürzt das Vandalenreich.
553 Ende des Ostgothenreichs. Belisar und Narses.
568 Langobarden in Italien, Alboin.
590 Gregor der Große, Bischof von Rom.
622 Muhammeds Flucht nach Medina.
632 Muhammed stirbt; Abubekr Chalif.
634 Omar Chalif.
661—750 Omaijaden in Damaskus.
711 Araber in Spanien.
732 Schlacht bei Tours und Poitiers, Karl Martell.
743 Winfrid, Erzbischof von Mainz.
750 Chalifat der Abbasiden.
752 Pipin der Kleine, König.
768 Karl der Große. Sachsenkriege.
800 Karl, röm. Kaiser. Harun al Raschid.
814 Ludwig der Fromme.
843 Vertrag von Verdun. Ludwig der Deutsche.
871—901 Aelfred der Große.
888 Arnulf. Deutschland Wahlreich.
911 Konrad I., der Franke.
912 Rollo, Herzog der Normandie.
919 Heinrich I. Sächsisches Haus.
933 Madscharenschlacht an der Unstrut.
936 Otto I.
955 Madscharenschlacht auf dem Lechfeld.
961 Abderrahman III.
962 Otto I., römischer Kaiser.
973 Otto II.
983 Otto III.
987 Hugo Capet, König von Frankreich.
989 Wladimir der Große getauft.
1002 Heinrich II.
1018 Knut d. Gr. vereinigt Dänemark und England.

1024 Konrad II. Fränkisches Haus.
1032 Burgund mit Deutschland vereinigt.
1039 Heinrich III.
1046 Absetzung dreier Päpste.
1054 Trennung der röm. u. griech. Kirche.
1056 Heinrich IV.
1059 Normannen erhalten Apulien vom Papst.
1066 Wilhelm der Eroberer in England.
1077 Gregor VII. in Kanossa.
1080 Gegenkönig Rudolf fällt.
1096—99 Erster Kreuzzug.
1106 Heinrich V.
1122 Wormser Konkordat.
1125 Lothar von Sachsen.
1138 Konrad III. Hohenstaufen.
1147 Zweiter Kreuzzug.
1152 Friedrich I. Barbarossa.
1167 Lombardischer Städtebund.
1176 Schlacht bei Legnano.
1187 Salaheddin erobert Jerusalem.
1189 Dritter Kreuzzug.
1190 Barbarossas Tod. Heinr. VI., Kaiser.
1197 Otto IV. gegen Philipp v. Schwaben.
1198—1216 Innocenz III. Inquisition.
1203 Tschingischan und die Mongolen.
1204 Vierter Kreuzzug, Latein. Kaisertum.
1209 Ketzerkreuzzug. Waldenser. Albigens.
1210 Franziskaner-Orden.
1215 Friedrich II., Kaiser. Magna Charta. Blüte der Dichtkunst.
1226—70 Ludwig IX., König v. Frankreich.
1228 Sechst. Kreuzzug. Friedr. II. u. Kamil.
1229 Deutschherrnorden in Preußen.
1241 Mongolen bei Liegnitz. Hansa gestiftet.
1248 Siebenter Kreuzzug. Ludwig IX.
1250 Konrad IV.
1254—73 Interregnum.
1268 Konradin fällt durch Karl von Anjou.
1272 Eduard I.
1273 Rudolf I. von Habsburg.
1282 Sizilische Vesper.
1291 Ende d. Kreuzzüge. Adolf v. Nassau.
1298 Albrecht I.
1303 Philipp IV. gegen Bonifaz VIII. Dante.
1308 Heinrich VII., Kaiser.
1309 Sitz der Päpste nach Avignon verlegt.
1314 Ludwig der Bayer und Friedrich von Österreich.
1315 Schlacht bei Morgarten.
1328 Haus Valois in Frankreich.
1338 Kurfürstenverein zu Rense.
1340—76 Erster engl.-französischer Krieg.
1342 Ludwig d. Gr., König von Ungarn und Polen.
1347 Karl IV.
1348 Universität Prag. Schwarzer Tod. Judenverfolgung.
1356 Goldene Bulle.
1377 Rückkehr des Papstes nach Rom.
1378 Wenzel, Kaiser. Päpstl. Schisma.
1384 Wiklif †.
1386 Schlacht bei Sempach. Jagello.
1388 Städtekrieg. Döffingen.
1397 Union von Kalmar.
1399 Heinrich IV. (von Lancaster).
1400 Ruprecht, Kaiser.
1402 Timur besiegt Bajesid.
1410 Sigmund, Kaiser. Tannenberg.
1414 Konzil von Konstanz. Heinrich V.
1415 Hus †. Zollern in Brandenburg.
1420 Husitenkrieg.
1429 Johanna Darc entsetzt Orleans.
1431 Konzil von Basel.
1438 Albrecht II.
1440 Friedrich III. Buchdruckerkunst.
1444 Schlacht bei Varna, Murad II.
1453 Muhammed II. erob. Konstantinopel.
1455 Kampf der beiden Rosen.
1461—83 Ludwig XI. in Frankreich.
1462—1505 Iwan Wassiljewitsch.
1477 Karl der Kühne fällt bei Nancy. Niederlande an Habsburg.
1483 Luther geboren.
1485 Schlacht bei Bosworth. Heinrich VII.
1486 Bartholomäus Diaz erreicht das Kap.
1492 Colombo in Amerika. Granadas Fall.
1493 Maximilian I.
1495 Reichstag zu Worms.
1498 Gama in Kalikut. Savonarola †.
1499 Die Schweiz los von Deutschland.
1505 Iwan III. †.
1509—47 Heinrich VIII. von England.
1515 Franz I. von Frankreich. Marignano.
1517 Luthers Thesen. Anfang der Reform.
1519 Karl V., Kaiser. Zwingli in Zürich.
1521 Luther in Worms. Erster Krieg zwischen Franz I. und Karl V. Cortez in Mejiko. Magelhaens.
1523 Gustav Wasa, König von Schweden.
1524—25 Bauernkrieg.
1525 Pavia. Johann der Beständige.
1527 Reform. in Schweden u. Dänemark.
1529 Suleiman vor Wien. Protestanten.
1530 Augsburger Reichstag u. Konfession.
1531 Schmalkald. Bündnis. Zwingli †.
1532 Eroberung von Peru durch Pizarro.
1534 Bibelübersetzung vollendet.
1535 Reformation in Genf. Karl V. erobert Tunis.

1540 Jesuitenorden gestiftet.
1545—63 Tridentiner Konzil.
1546 Luther †. Schmalkaldischer Krieg.
1552 Passauer Vertrag. Moritz v. Sachsen.
1555 Augsburger Religionsfrieden.
1556 Ferdinand I. Philipp II.
1558 Elisabeth von England. Knox.
1562 Französische Religionskriege.
1564 Maximilian II. Michelangelo †.
1568 Abfall der Niederlande. Alba.
1572 Bartholomäusnacht in Paris.
1576 Rudolf II.
1577 Konkordienformel.
1579 Utrechter Union. Wilh. v. Oranien.
1582 Gregorianischer Kalender.
1587 Maria Stuart hingerichtet.
1588 Die spanische Armada. Drake.
1589 Heinrich IV., König von Frankreich.
1598 Edikt von Nantes. Philipp III. von Spanien.
1600 Engl.-ostindische Kompagnie. Shakespere.
1603 Jakob I., König von England.
1608 Evangelische Union in Deutschland.
1609 Katholische Liga in Deutschland.
1610 Ludwig XIII., König von Frankreich.
1612 Matthias, Kaiser.
1618 Anfang des dreißigjährigen Kriegs. Dortrechter Synode.
1619 Ferdinand II., Kaiser.
1629 Restitutionsedikt.
1630 Gustav Adolf in Pommern. Richelieu.
1632 Schlacht bei Lützen.
1634 Wallenstein †. Nördlinger Schlacht.
1635 Prager Friede.
1637 Ferdinand III., Kaiser.
1640 Friedrich Wilhelm. Portugal unter Braganza. Langes Parlament.
1643 Ludwig XIV. Mazarin.
1648 Westfälischer Friede.
1649 Karl I. †. England Republik.
1653—58 Cromwell, Protektor.
1658 Leopold I., Kaiser.
1660 Karl II. Restauration in England.
1667—68 Spanischer Devolutions-Krieg.
1672—79 Koalitions-Krieg.
1674 Milton †.
1675 Schlacht bei Fehrbellin. Türenne †.
1681 Straßburg geraubt. Dragonaden.
1683 Türken vor Wien. Joh. Sobieski.
1685 Aufhebung des Edikts von Nantes. Jakob II., König von England.
1688 Zweite englische Revolution. Der pfälzische Krieg.
1689 Peter I. Wilhelm III. von England.
1697 Friede zu Ryswick. August II. Karl XII.
1699 Friede zu Karlowitz.
1700—21 Nordischer Krieg.
1701 Spanischer Erbfolgekrieg. Friedrich I. von Preußen. Leibniz.
1705 Joseph I., Kaiser. Dänisch-hallische Mission. Spener †.
1709 Poltawa. Malplaquet.
1711 Karl VI., Kaiser.
1713—14 Friede zu Utrecht und Rastatt.
1714 Georg I., König von England.
1715 Ludwig XV., König.
1718 Friede von Passarowitz.
1722 Herrnhut.
1727 Newton †.
1731 Salzburger. Methodisten.
1733—35 Polnischer Erbfolgekrieg.
1740 Friedrich II. Maria Theresia.
1740—42 Erster schlesischer Krieg.
1742 Karl VII., Kaiser.
1744—45 Zweiter schlesischer Krieg.
1745 Franz I., Kaiser.
1748 Friede zu Aachen.
1756—63 Siebenjähriger Krieg.
1757 Clive siegt bei Plasi. Leuthen.
1759 Kunersdorf.
1760 Torgau. Zinzendorf †.
1762 Katharina II. von Rußland.
1765 Joseph II., Kaiser.
1772 Erste Teilung Polens.
1773 Nordamerikanische Revolution. Aufhebung des Jesuitenordens.
1774 Ludwig XVI. Kudschuk-Kainardsche.
1778 Bayrischer Erbfolgekrieg. Voltaire und Rousseau †.
1779 Cook † auf Hawaii.
1783 Versailler Friede. Nordamerikanischer Freistaat. Pitt.
1789 Bastillensturm. Nationalversamml.
1790 Leopold II., Kaiser.
1792 Franz II. Frankreich Republik. Revolutionskrieg.
1793 Ludwig XVI. hingericht. Schreckensregierung. Zweite Teilung Polens.
1794 Robespierre †. Kosciusko in Polen.
1795 Basler Friede. Direktorium. Dritte Teilung Polens. Londoner Mission.
1796 Bonaparte in Italien. Paul I.
1797 Friede zu Campo Formio.
1798 Feldzug nach Ägypten. Zweite Koalition.
1799 Konsulat. Sirangapatam von den Engländern erobert.
1800 Marengo. Hohenlinden.

1801 Friede zu Lüneville. Alexander I.
1804 Napoleon I., Kaiser. Franz von Österreich. Kant †. Brit. Bibelgesellschaft.
1805 Dritte Koalition. Ulm. Trafalgar. Austerlitz. Friede zu Preßburg.
1806 Ende des Deutschen Reichs. Rheinbund. Jena.
1807 Tilsiter Friede. Portugal erobert.
1808 Französisch-spanischer Krieg.
1809 Wagram. Hofer. Wiener Friede.
1812 Russ. Feldzug. Brand v. Moskau.
1813 Freiheitskriege. Leipzig.
1814 Pariser Friede. Wiener Kongreß.
1815 Waterloo. Zweiter Pariser Friede. Ludwig XVIII. Deutscher Bund.
1820 Revolution in Spanien u. Neapel.
1821 Griechisch. Aufstand. Napoleon I. †.
1824 Karl X. in Frankreich. Südamerika befreit.
1825 Nikolaus I. Erste Eisenbahn in England.
1827 Schlacht bei Navarin.
1828—29 Russisch-türkischer Krieg. Friede von Adrianopel.
1830 Algier französisch. Julirevolution. Louis Philipp König. Revolution in Brüssel und Warschau.
1831 Russisch-polnischer Krieg. Leopold I.
1833 Otto I. in Griechenland. Isabella II. Zollverein.
1837 Viktoria, Königin von England.
1838 Aufhebung der Sklaverei in Westindien.
1840 Friedrich Wilhelm IV. Opiumkrieg.
1846 Pius IX., Papst. Evang. Allianz.
1847 Sonderbundkrieg.
1848 Februarrevolution, Frankreich Republik. Frankfrtr. Nationalversammlung. Franz Joseph v. Österreich.
1849 Ungarn besiegt. Viktor Emanuel.
1850 Olmützer Konferenz. Bundestag hergestellt.
1851 Staatsstreich Louis Napoleons.
1852 Louis Napoleon III., Kaiser der Franzosen.
1853—56 Krimkrieg. Sebastopol. Pariser Friede.
1855 Alexander II. von Rußland.
1857 Aufstand der Sipahis. Chinesischer Krieg.
1859 Italienischer Krieg. Solferino.
1861 Wilhelm I. von Preußen. Königreich Italien.
1861—65 Bürgerkrieg in Nordamerika.
1862 Bismarck Minister.
1864 Dänischer Krieg. Wiener Friede.
1865 Lincoln †.
1866 Custozza. Königgrätz. Prager Friede. Norddeutscher Bund.
1868 Revolution in Spanien und Japan. Briten in Abessinien.
1869 Vatikanisches Konzil. Suezkanal.
1870—71 Deutsch-französischer Krieg.
1871 Wilhelm I., deutscher Kaiser. Frankfurter Friede. Die Kommune.
1873 Macmahon Präsident.
1877—78 Der zehnte russisch-türkische Krieg.
1878 Leo XIII. König Humbert.
1879 Grevy Präsident. Bündnis Deutschlands und Österreichs.
1881 Alexander III.
1883 Italiens Bund mit Deutschland und Österreich.
1884 Deutsche in Kamerun u. Ostafrika.
1887 Ferdinand von Koburg. Carnot.
1888 Wilhelm I. †. Friedrich III. †. Wilhelm II.
1890 Bismarck tritt ab.



Anhang.

1890–1906.

Deutschland unter Wilhelm II.

Mit Wilhelm II trat eine energische, selbstbewußte Persönlichkeit an die Spitze Deutschlands, ein Fürst voll Interesse für die verschiedenen Seiten seines Berufs, ein Freund des Kriegs- und Flottenwesens und doch auch um die friedlichen Regentenaufgaben, besonders die soziale Frage eifrig bemüht, zugleich entschlossen den eigenen Willen kräftig zur Geltung zu bringen. Die Leitung der Geschäfte blieb zunächst bei dem alten Bismarck. Aber auf die Länge wurde die übermächtige Stellung des greisen Kanzlers dem schaffensfreudigen jungen Herrscher beengend. Sachliche Meinungsverschiedenheiten wie über die Weiterführung der sozialen Reformen kamen dazu. So sah sich der 75jährige Kanzler am 8. März 1890 veranlaßt, um seine Entlassung aus sämtlichen Ämtern zu bitten, die ihm am 20. unter hohen Ehrenbezeugungen (Ernennung zum Herzog von Lauenburg u. s. w.) gewährt wurde. Leider blieb es der Öffentlichkeit nicht verborgen, daß die Trennung nicht in vollem Frieden sich vollzog, und die Art, wie Bismarck von seinem Ruhesitz Friedrichsruhe aus seine Stimme zu den politischen Tagesfragen erhob, mußte den Riß verschärfen, bis nach einigen Jahren (1894) aus Anlaß einer Erkrankung Bismarcks durch das Entgegenkommen des Kaisers eine Annäherung zur Freude der ganzen Nation eintrat. Am 30. Juli 1898 abends 11 Uhr erfolgte der Tod des größten Staatsmannes, den das Jahrhundert hervorgebracht, den Deutschland je gehabt hat.

An Bismarcks Stelle wurde General v. Caprivi Reichskanzler. Der Kurs blieb, wie Caprivi sogleich erklärte, der alte. Dies galt namentlich von der äußeren Politik. Der Dreibund mit Österreich und Italien wurde als Garantie für den Frieden Europas sorgsam weiter bewahrt, daneben bemühte sich die Reichsregierung, auch mit Rußland, dessen Kaiser Alexander III Deutschland wenig wohlwollend gesinnt war, gute und freundliche Beziehungen zu erhalten. Mit England kam gleich im Jahr 1890 ein Vertrag zustande, der Deutschland die Insel Helgoland verschaffte und in Afrika die Interessensphären beider Staaten gegeneinander abgrenzte. Da nach diesem Vertrag England die Schutzherrschaft über Witu und besonders über das Sultanat

Sansibar erhielt, war man in Deutschland vielfach der Meinung, der Vertrag sei zu günstig für England ausgefallen. Caprivi schloß eine Reihe neuer Handelsverträge mit Österreich, Italien (1892) und Rußland (1894). Diese fanden übrigens nicht allgemeinen Beifall, da man durch dieselben die heimische Landwirtschaft nicht genügend geschützt glaubte. In Preußen bemühte sich Caprivi mit dem Grafen Zedlitz-Trützschler 1892 um ein umfassendes Volksschulgesetz, durch das der konfessionelle Charakter der Volksschule zu bleibender gesetzlicher Anerkennung gekommen wäre. Schon als der Kaiser vor dem heftigen Widerspruch der liberalen Parteien den Gesetzesentwurf zurückzog, bot Caprivi seine Entlassung an, die er aus anderem Anlaß im Jahr 1894 erhielt († 1899). Zu den großen Leistungen seiner Verwaltungszeit gehörte noch das Arbeiterschutzgesetz vom 1. Juni 1891, durch welches die Sonntagsarbeit untersagt und beschränkt und zur Sicherung von Leben und Gesundheit der Arbeiter geeignete Bestimmungen getroffen wurden.

Freilich verhinderten alle Maßregeln der Fürsorge nicht das weitere Anwachsen der sozialdemokratischen Partei, für die bei den Reichstagswahlen von 1887 763 000, bei denen von 1890 1 427 000, 1893 1 786 000 Stimmen abgegeben wurden und die im Reichstag 1890 36, 1893 44, 1898 56, 1903 81 Vertreter zählte. Versuche der Regierung, ihrem gewalttätigen Terrorismus gegenüber der Arbeiterbevölkerung zu steuern, so durch die sogenannte Umsturzvorlage (1895) und durch ein Gesetz zum Schutz der Arbeitswilligen (1899), fanden seitens des Reichstags nicht die erforderliche Unterstützung.

Nach Caprivis Rücktritt wurde im Oktober 1894 Fürst Chlodwig von Hohenlohe-Schillingsfürst Reichskanzler, der früher bayrischer Ministerpräsident und deutscher Botschafter in Paris gewesen war († 1901). An seine Stelle trat im Oktober 1900 Graf Bernhard von Bülow, bisher Minister des Auswärtigen. In der auswärtigen Politik änderte sich nichts Wesentliches. Nur wurde auf ein gutes Einvernehmen mit Rußland noch mehr Wert gelegt als bisher. Aber auch mit England blieb die Reichsregierung in gutem Verhältnis und ließ sich hierin auch nicht irre machen, als die Stimmung in Deutschland während des südafrikanisches Krieges gegen England leidenschaftlich sich erregte. — Da von den 1892 abgeschlossenen Handelsverträgen zwar die Industrie manche Vorteile hatte, aber die Landwirtschaft über schwere Schädigung durch Herabsetzung des Kornzolls klagte, wurde im Jahr 1901 ein neuer Zolltarif eingebracht, der die Erhöhung der Zölle auf landwirtschaftliche Erzeugnisse beabsichtigte. Obwohl die Vertreter der Landwirtschaft mehr wünschten und die Gegner der Annahme des Tarifs verzweifelten Widerstand entgegensetzten, wurde das Gesetz doch im Dezember 1902 angenommen. Nicht alle Erwartungen der „Agrarier" konnten erfüllt werden, doch hat sich die Reichsregierung mit Erfolg bemüht, in den neuen Handelsverträgen von 1905, um die sich besonders der Staatssekretär Graf Posadowsky verdient machte, höheren Schutz für die heimische Produktion zu erreichen. Auch die soziale Gesetzgebung ruhte nicht. Der Sonntagsschutz wurde auf das Handelsgewerbe aus-

gedehnt (1. Januar 1897), ein Kinderschutzgesetz erlassen und das Gesetz über die Krankenversicherung erweitert (1903).

Wiederholt ergab sich die Notwendigkeit, die eigene Rüstung mit Rücksicht auf die sich steigernden Rüstungen der anderen Großmächte zu stärken. Im Jahr 1893 lehnte der Reichstag die Militärvorlage, welche die Friedenspräsenzstärke des deutschen Heeres, die 1874 auf 401 000, 1880 auf 427 000, 1887 auf 468 000 Mann festgesetzt worden war, auf 480 000 Mann feststellte und die Präsenzzeit der Infanterie auf zwei Jahre beschränkte, zwar ab, aber nach erfolgter Auflösung wurde sie von dem neuen Reichstag angenommen. Eine abermalige Verstärkung des Heeres um 27 000 Mann wurde im Jahr 1899, wenn auch mit mäßigem Abstrich, durchgesetzt. — Je mehr der deutsche Handel sich nach allen Richtungen ausdehnte, und je mehr die deutschen Kolonieen sich mehrten und zu wachsender Bedeutung gediehen, desto notwendiger schien es auch, für eine den Bedürfnissen der neuen Zeit entsprechende Flotte zu sorgen. „Unsere Zukunft," erklärte der Kaiser, „liegt auf dem Wasser!" Im März 1898 gelang es, die Marinevorlage des neuen Marineministers Tirpitz, welche das Programm der Flottenvermehrung für die nächsten sieben Jahre aufstellte, im Reichstag durchzubringen. Aber schon die Erfahrungen der nächsten zwei Jahre zeigten, daß das Bedürfnis dadurch nicht vollständig befriedigt werde. So wurde (12. Juni 1900) ein zweites Flottengesetz angenommen, wonach die Zahl der Schlachtschiffe der Vorlage gemäß bis 1918 auf 38, die Zahl der Kreuzer zwar nicht auf die vorgeschlagene Höhe (65), aber auf 52 gebracht werden soll.

Von Werken des Friedens, die im letzten Jahrzehnt ausgeführt wurden, mag zuerst der Nordostseekanal erwähnt werden, eines der großartigsten Werke der Wasserbaukunst, der am 20. und 21. Juni 1895 eingeweiht worden ist. Das Riesenwerk hat gegen 150 Millionen Mark gekostet. Daneben wurde in Preußen zur Erleichterung des Verkehrs ein großes Kanalsystem zwischen Rhein und Elbe ins Auge gefaßt, ohne daß freilich zunächst beim Widerstreit der Interessen die Durchführung gelungen wäre. Den Bedürfnissen der Landwirtschaft suchte man durch gesetzgeberische Maßregeln verschiedener Art zu entsprechen. — Das Jahr 1896 brachte die Vollendung des Bürgerlichen Gesetzbuches, der Frucht einer 20jährigen emsigen Arbeit, die ein neues Einheitsband um die Nation schlingen sollte. Dasselbe ist mit dem Jahr 1900 in Kraft getreten.

Das deutsche Kolonialreich hat sich im letzten Jahrhundert ohne bedeutendere Störungen weiter entwickelt. An kleineren Kämpfen mit den Eingeborenen hat es in Ost- und Westafrika nicht gefehlt. In Südwestafrika ist im Januar 1904 ein größerer Aufstand der Herero ausgebrochen, der nur langsam in einem mühsamen Feldzug durch den Obersten Leutwein und den General von Trotha überwältigt wurde. Auch die Hottentotten erhoben sich gegen die Fremdherrschaft, und ihr Anführer Hendrik Witboi (gefallen 29. Oktober 1905) machte den deutschen Truppen viel zu schaffen. Der überaus schwierige Feldzug kostete viele Menschenleben, doch ist zu hoffen, daß die klugen

und menschenfreundlichen Maßregeln des Gouverneurs von Lindequist dem armen Land bald Frieden und Ruhe bringen werden. Auch in Ostafrika sind 1905 Unruhen ausgebrochen, die bis heute noch nicht ganz unterdrückt werden konnten. Im übrigen entwickelten sich die alten Kolonien in befriedigender Weise. Dazu kamen neue Erwerbungen. Als der chinesisch-japanische Krieg das chinesische Reich geschwächt hatte und dieser Ausgang Rußland und England zur Erwerbung einer Flottenstation veranlaßte, glaubte auch Deutschland in dieser Hinsicht nicht zurückbleiben zu sollen. Die Ermordung zweier katholischer Missionare in der Provinz Schantung gab Anlaß, die chinesische Regierung zur Abtretung der Bucht Kiautschou zu veranlassen (November 1897). Der neue Besitz sollte Deutschland einen Stützpunkt für Handel und Schiffahrt in den chinesischen Gewässern gewähren. Weitere Erwerbungen brachte das Jahr 1899. Spanien, das nach dem unglücklichen Ausgang seines Krieges mit den Vereinigten Staaten kein Interesse an der kostspieligen Festhaltung der spärlichen Trümmer seines Kolonialreiches hatte, trat (Februar 1899) seinen Besitz in der Südsee, die Karolineninseln mit den Palaus und den Marianen, gegen eine Entschädigung von 17 Millionen Mark an Deutschland ab. Der auf Samoa ausgebrochene Bürgerkrieg, bei dem die Vertreter der beteiligten Hauptnationen (Deutschland, England und Vereinigte Staaten) sich über die Beurteilung der Sachlage nicht einigen konnten, führte nach längeren Verhandlungen zum Abschluß eines Vertrags mit England (14. November 1899), wonach England die beiden wichtigsten Samoa-Inseln Upolu und Sawai an Deutschland abtrat. In welcher Weise Deutschland durch die chinesischen Wirren des Jahres 1900 berührt wurde, ist Seite 1033 erzählt. Zu bedauern ist der Mißklang, mit dem 1906 der Reichstag seine Arbeit abschloß: die Fortsetzung der schon im Bau begriffenen Bahn in Südwestafrika, sowie die Entschädigung für den Krieg an die dortigen Farmer wurden abgelehnt, ebenso ein besonderes Kolonialamt.

So bietet das letzte Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts das Bild einer auf den verschiedensten Gebieten erfolgreichen und fruchtbaren Friedenszeit dar.

Noch vielseitiger ist die Tätigkeit des deutschen Kaisers in Preußen gewesen, wo er als König von Preußen freiere Hand hat. In der Erkenntnis, daß wir „im Zeichen des Verkehrs stehen“, hat die preußische Regierung dem Erwerbsleben durch ein großes Kanalsystem zwischen Rhein und Elbe (Mittellandkanal) zu dienen gesucht. Da verschiedene Interessen sich kreuzen, hat das große Werk noch nicht durchgeführt werden können. Besondere Aufmerksamkeit wurde dem Schulwesen zugewandt: für die Ausbildung der Volksschullehrer wurden die Ziele erhöht (1. Juli 1901); die Lehrpläne der höheren Schulen dem praktischen Leben mehr angepaßt; die Oberrealschulen den Gymnasien gleichgestellt; den körperlichen Übungen der Jugend mehr Aufmerksamkeit zugewandt. Mannigfaltiger Förderung durfte sich die Kunst erfreuen. Besonderes Interesse hat das fromme Kaiserpaar dem religiösen Leben entgegengebracht. Trotz strengster Beobachtung wohlwollender Toleranz gegenüber den verschiedenen Glaubensbekenntnissen hat unser Kaiser nie zurückgehalten mit

einem offenen Bekenntnis seines evangelischen Glaubens. „Auf dem gläubigen Festhalten an der evangelischen Wahrheit ruht unsere Hoffnung im Leben und im Sterben." — Am 4. Juli 1906 wurde dem deutschen Kronprinzenpaar der erste Sohn, dem deutschen Kaiser der erste Enkel geboren.

Österreich-Ungarn.

Von den Mächten des Dreibundes ist Österreich nicht viel nach außen hervorgetreten. Die auswärtige Politik wurde immer im Sinne des Dreibundes geleitet. Die innere Politik ist durch die Schwierigkeit, die Wünsche der verschiedenen Nationalitäten auszugleichen, aufs äußerste erschwert. Nachdem die Ungarn in der östlichen Reichshälfte zum Ziel gekommen waren, strebten die slavischen Völkerschaften in Cisleithanien nach gleicher Selbständigkeit. Lange Jahre fand sich das Ministerium Taaffe (seit 1879) mit diesen Schwierigkeiten ab, bestrebt die Tschechen möglichst zu begütigen. Nach seinem Abgang (1893) dauerte der Kampf der Nationalitäten fort, ja er steigerte sich, als der Minister Badeni im Jahr 1897 durch eine Sprachenverordnung die Tschechen in Böhmen noch mehr zu befriedigen suchte. Dagegen wehrten sich die Deutschen im Reichsrat durch eine wenig anmutende Obstruktion, d. h. sie machten durch alle möglichen Mittel, inhaltslose Dauerreden, sinnlose Anträge, Lärmen mit Pultdeckeln usw. jede Verhandlung unmöglich, bis Badeni zurücktrat. Die Nachfolger kamen bis zum heutigen Tag zu keinem Ausgleich. Als 1898 die angegriffenen Sprachenverordnungen aufgehoben wurden, hatten die Tschechen begreiflicherweise von den Deutschen so viel gelernt, daß sie nun ihrerseits die Obstruktion begannen. In diese trüben Wirren hinein kam die Kunde, daß die Kaiserin Elisabeth am 10. September 1898 von einem Italiener Luccheni in Genf ermordet worden sei, gerade als man sich in Österreich rüstete, das 50jährige Regierungsjubiläum des Kaisers Franz Joseph zu begehen.

Doch ist es dem Ministerpräsidenten von Körber (1900—1906) gelungen, den Reichsrat wenigstens einigermaßen wieder zum Arbeiten zu bringen (1902), wenn auch der Ausgleich zwischen Deutschen und Böhmen nach wie vor nicht erreicht wurde.

Durch die Los von Rom-Bewegung sind der katholischen Kirche in Österreich etwa 50000 Glieder verloren gegangen.

Auch das Verhältnis zu Ungarn ist in den letzten Jahren sehr gestört. Der 1867 geschlossene Ausgleich (S. 941) begegnete bei der dritten Erneuerung großen Schwierigkeiten. Die Ungarn, die in ihrem Teil die andern Nationalitäten, die Deutschen und die Slaven, unterdrückten, wollten sich nicht dazu verstehen, ihren Anteil an den gemeinsamen Ausgaben (30%) erhöhen zu lassen. Zwischen den Regierungen kam der Ausgleich 1902 zustande. Aber das ganze Jahr 1903 verstrich, ohne daß die Angelegenheit in den Parlamenten erledigt worden wäre. Die von den Ungarn aufgestellten Forderungen in bezug auf das Heer — ungarische Offiziere, ungarische Sprache, ungarische Fahnen — stellten der Einigung

neue Gefahren entgegen. Da die Neuwahlen 1905 ganz zugunsten der Magyaren ausfielen, so zeigte sich, daß den magyarischen Wünschen auf die Dauer nicht widerstanden werden könne. Im Februar 1906 wurde der ungarische Reichstag aufgelöst, doch kam es im April zu einer Einigung zwischen der magyarischen Unabhängigkeitspartei und der Regierung: die Opposition anerkennt die Verfassung von 1867, und der Kaiser berief als Ministerpräsidenten den liberalen Dr. Alexander Wekerle. Das ministerielle Programm wurde in die Wahlreform aufgenommen. Es ist wahrlich nicht leicht, Kaiser von Österreich und König von Ungarn zu sein.

Die nordischen Königreiche.

Der greise König Christian IX, der durch die Verheiratung seiner Kinder und Kindeskinder in verwandtschaftliche Beziehungen zu vielen europäischen Fürstenhäusern getreten war, starb am 29. Januar 1906. Er erlebte noch, daß Karl, der Sohn des Kronprinzen und jetzigen Königs Friedrich VIII, im Jahre 1905 zum König von Norwegen gewählt wurde, nachdem dieses Land zum großen Schmerz des trefflichen Königs Oskar sich von Schweden getrennt hatte, womit eine langjährige Spannung zwischen diesen beiden unierten Reichen zu Ende kam. Der neue König von Norwegen bestieg den Thron unter dem Namen Haakon VII und wurde am 22. Juni in der Krönungsstadt Drontheim feierlich gekrönt.

Frankreich.

Die Republik befestigte sich mehr und mehr. Mac Mahon versuchte am 16. Mai 1877 durch Auflösung der Kammer eine andere Zusammensetzung der Volksvertretung zu erreichen. Aber die Neuwahlen brachten eine entschieden republikanische Mehrheit, und Mac Mahon trat schließlich zurück (Januar 1879). Seine Nachfolger waren durchweg republikanische Männer: Grévy 1879—87, Sadi Carnot 1887—94, Casimir Périer 1894—95, Felix Faure 1895 bis 99, Emile Loubet 1899—1906, Armand Fallières seit Februar 1906. Die monarchischen Parteien verloren zusehends an Einfluß, zumal Napoleons Sohn schon 1879 in Afrika fiel und der letzte Bourbon, Graf von Chambord, 1883 aus dem Leben schied. Die Orleans verstanden ohnedies trotz ihrer Rührigkeit nicht, die öffentliche Meinung für sich zu gewinnen. Auch der Papst fand es schließlich für angezeigt, den Klerus zur Anerkennung der bestehenden Regierungsform aufzufordern (1891—92). Die französische Republik zeigte sich von Anfang an Deutschland feindlich und auf Revanche bedacht. Diesem Zweck diente die neue Heeresorganisation. Da Frankreich für sich keine Aussicht auf Erfolg gegen das durch den Dreibund verstärkte Deutschland hatte, warb es immer eifriger um die Gunst Rußlands. In den letzten Jahren des deutschfeindlichen Alexanders III wurde die Annäherung immer inniger. Bei einem

Besuch der französischen Flotte in Kronstadt (1891) fanden großartige Kundgebungen gegenseitiger Verbrüderung statt. Dasselbe wiederholte sich im Oktober 1893 bei einem Besuch einer russischen Flotte in Toulon. Schließlich kam es zu einer wirklichen Allianz zwischen Frankreich und Rußland, die zuerst am 10. Juni 1895 von dem französischen Minister des Auswärtigen in der Kammer erwähnt wurde, ohne daß über die Zeit und die Form des Abschlusses seitdem etwas bekannt geworden wäre. Der Besuch Nikolaus II. in Frankreich (Oktober 1896) und der Gegenbesuch des Präsidenten Faure (August 1897) gaben Zeugnis von der seltsamen Verbrüderung des russischen Selbstherrschers mit der radikalen Republik. Sie hat aber nach Rußlands Absicht offenbar nicht den Zweck, Frankreich bei einem Angriffskrieg zu unterstützen. So ist diese Verbindung schon unter Alexander III, noch mehr unter Nikolaus II keine Gefahr für den europäischen Frieden geworden.

In der Erwartung des Zeitpunkts der Revanche waren die Franzosen doch nicht müßig, auch nach anderer Richtung ihre Macht auszudehnen. In den letzten beiden Jahrzehnten ist Frankreich das drittgrößte Kolonialreich geworden, dessen Kolonialbesitz heute etwa 6000000 qkm mit 44000000 Einwohnern umfaßt. Unter den Staatsmännern der dritten Republik, welche diese Kolonialpolitik betrieben, steht oben an Jules Ferry, unter dessen Verwaltung 1880—81 und 1883—85 in Afrika und Asien die ersten großen Erwerbungen stattfanden. Im Jahre 1881 besetzten die Franzosen Tunis und nötigten den Bei zur Annahme der französischen Schutzherrschaft. Sodann bestrebten sie sich, ihre Besitzungen in Hinterindien, wo sie schon länger her Cochinchina besaßen, auszudehnen. Sie eroberten (S. 917) Tongking und nötigten China, im Frieden von Tientsin 1885 auf Tongking und die Oberhoheit über Annam zu verzichten. 1903 kam es zu einem Angriff auf Siam, das Frankreich das linke Ufer des Mekong lassen mußte. Eine andere Erwerbung war die der Insel Madagaskar. Dort maßten sie sich schon 1885 eine Schutzherrschaft an. Als 1894 der Stamm der Howa, der bis dahin die Insel beherrscht hatte, sich wieder frei zu machen suchte, eroberte ein französisches Heer unter General Duchesne 1895 Tananariwo und die ganze Insel. Bald darauf (1897) wurde die Königin Ranawalona III abgesetzt und verbannt und die Insel vollständig annektiert. Auch im übrigen Afrika wurden große Erfolge errungen. Von Algier aus dringen die Franzosen in die westliche Sahara vor. Französisch-Westafrika, das früher nur aus kleinen Besitzungen in Senegambien und an der Elfenbeinküste bestand, wurde in vielen Kämpfen über einen großen Teil von Oberguinea und des Niger-Sudans bis zum obern Niger ausgedehnt. 1893 wurde Massina, 1894 Timbuktu erobert. Ein Gebiet von 1000000 qkm steht jetzt unter dem Generalgouverneur in St. Louis. Das blutige Negerreich Dahome wurde 1892 von Oberst Dodds erobert und der letzte Herrscher von Abome ins Exil abgeführt. An die kleine Besitzung am Gabun schloß sich das von Savorgnan de Brazza 1875—85 erforschte und erworbene fruchtbare Französisch-Kongo. Es folgte 1894 die Erwerbung von Ubangi, an dem

rechten Ufer des so benannten Kongozuflusses. Als von hier aus der französische Kapitän Marchand 1897—98 das Niltal erreichte und in Faschoda sich festsetzte, widersetzten sich dem die Engländer. In dem 1899 abgeschlossenen Vertrag mußte Frankreich auf das Nilgebiet verzichten; dagegen wurden seiner „Interessensphäre" die Reiche Bagirmi, Wadai, Kanem im Tsad-Sudan und die westliche Sahara mit Borku und Tibesti zugewiesen. Ist einmal dieses Gebiet ganz erobert, so erstreckt sich das französische Gebiet vom untersten Kongo ununterbrochen bis Algier. Im April 1900 gelang es nach dreivierteljährigen Kämpfen, den Hauptgegner in den Gebieten am Tsadsee, den Sultan Rabbeh, bei Kusseri zu schlagen und zu töten.

Da Frankreich in seinen Absichten auf Marokko das Deutsche Reich als Luft behandelte, so ging dieses von sich aus vor (Besuch des Kaisers in Tanger), und es kam zu einer Konferenz der Mächte in Algeciras, die nach langen Verhandlungen am 31. März 1906 zu einem für beide Teile befriedigenden Abschluß gelangte: Frankreich soll an der Marokkobank einen etwas stärkeren Anteil bekommen als die andern Mächte, die Polizeioffiziere sollen zur Hälfte aus Franzosen und zur Hälfte aus Spaniern bestehen, den Polizeiinspektor soll ein neutraler Staat liefern. — Auch das furchtbare Grubenunglück in Courrières (10. März 1906) gab Deutschland Gelegenheit, durch bereitwillige Hilfe und Teilnahme seine freundliche Gesinnung gegen den Nachbarstaat zu betätigen.

Im Innern stellt die Regierung der Republik mit ihren ewigen Ministerwechseln, ihren egoistischen Parteikämpfen und ihrer Unfähigkeit zu einer wirklich fruchtbaren Gesetzgebung ein wenig glänzendes Bild dar. Seit 1879 haben die Demokraten immer das Land regiert. Sie haben durch Ferry's Gesetze von 1882 und 1886 der Kirche jeden Einfluß auf die Volksschule genommen und die unentgeltliche, obligatorische, religionslose Volksschule gegründet, auf die ungeheure Summen verwendet wurden, neben der aber noch eine Menge von den Mönchsorden geleitete Schulen fortbestanden. Der früh verstorbene Gambetta († 31. Dezember 1882) hatte der Republik die Losung hinterlassen, daß der Klerikalismus der Feind sei, der bekämpft werden müsse. In den letzten Jahren ist dieser Kampf von der radikalen Regierung besonders leidenschaftlich geführt worden. Schon das Ministerium Waldeck-Rousseau hatte diejenigen religiösen Orden (Kongregationen), die ohne staatliche Ermächtigung waren, durch ein Vereinsgesetz bedroht (1901). Der nächste Ministerpräsident Combes schloß rücksichtslos alle von den Kongregationen geleiteten Volksschulen und vernichtete so ziemlich alle Kongregationen (1902—1903).

Ein volksbeliebter General Boulanger versuchte schon 1888, die Unzufriedenheit mit den traurigen inneren Zuständen als zweiter Bonaparte auszunützen. Doch wurde die Regierung unschwer mit dem im Grund unbedeutenden Mann fertig, nötigte ihn durch gerichtliche Verfolgung (1889) zur Flucht nach Brüssel und ließ ihn durch den Senat verurteilen. Er endigte 1891 durch Selbstmord. Die inneren Zustände blieben dieselben. In den Jahren 1893

bis 1894 regte sich der Anarchismus und suchte durch eine Reihe von Bombenattentaten Schrecken zu verbreiten, bis strenge Anarchistengesetze die Partei einschüchterten. Freilich erst nachdem der Präsident Carnot selbst am 24. Juni 1894 in Lyon durch den Dolch eines italienischen Anarchisten Giovanni Santo Caserio geendet hatte. Im Ekel über die Zustände und seine eigene Machtlosigkeit an der Spitze der Republik legte Carnots Nachfolger, Casimir Périer, schon nach einem halben Jahr, 15. Januar 1895, die undankbare Würde nieder.

Einige Vorfälle waren besonders geeignet, die Korruption innerhalb der Republik und ihrer leitenden Persönlichkeiten zu beleuchten, so der Panamaskandal in den Jahren 1892 ff. Der Erbauer des Suezkanals, Ferdinand von Lesseps, hatte auch die Ausführung eines Kanals durch die Landenge von Panama übernommen. Nachdem das Werk Hunderte von Millionen verschlungen, machte die Gesellschaft Bankrott. Hintennach stellte es sich heraus, daß die Leiter des Unternehmens durch Bestechung von Ministern und Abgeordneten günstige Beschlüsse der Kammern herbeigeführt hatten. Aber von all den Bestochenen wurde nur ein Minister, der sein Vergehen ausnahmsweise eingestanden hatte, schwer bestraft, alle andern entgingen der Verfolgung oder Verurteilung.

Ebenso traurig war der Anblick, den Frankreich in der Zeit des Dreyfushandels darbot. Dieser Handel hat Frankreich jahrelang beschäftigt; eine Reihe von Ministerien ist darüber zu Fall gekommen, und dennoch ist es lange nicht gelungen, einer Forderung einfachster Gerechtigkeit gegenüber verbissener Parteileidenschaft zum Sieg zu verhelfen. Im Herbst 1894 war der jüdische Artilleriehauptmann Alfred Dreyfus, der als Hilfsarbeiter im großen Generalstab verwendet war, unter dem Verdacht des Landesverrats verhaftet und am 22. Dezember zu Degradation und lebenslänglicher Deportation verurteilt worden. Der Verurteilte wurde nach der Teufelsinsel bei Cayenne abgeführt, wo er mit raffinierter Grausamkeit von allen menschlichen Beziehungen ferngehalten wurde, ohne in der Versicherung seiner Unschuld müde zu werden. Nach drei langen Jahren, Ende 1897, vernahm man, daß man auf verschiedenen Seiten sich von seiner Unschuld überzeugt hatte und an der Herbeiführung der Revision des ungerechten Urteils arbeitete. Darüber entspann sich ein Kampf von unerhörter Heftigkeit. Der Generalstab und das Heer verfochten mit Leidenschaft die Schuld des Dreyfus, Antisemiten, Royalisten und Klerikale stimmten bei; aber sie konnten die Revisionisten, zu denen ein großer Teil der achtbarsten und geistig hervorragendsten Männer gehörten, nicht einschüchtern. Der Schriftsteller Emile Zola richtete die schärfsten Angriffe gegen die Regierung und die Richter, um die Regierung zu einem Prozeß zu nötigen. Er wurde vom Schwurgericht zu einem Jahr Gefängnis verurteilt, ohne daß man ihm gestattet hätte, die Dreyfussache ganz aufzuhellen. Da trat eine unerwartete Wendung ein. Wenige Wochen, nachdem der Kriegsminister Cavaignac am 7. Juli 1898 wieder einmal in der Kammer erklärt hatte, Dreyfus sei mit Recht verurteilt, mußte er sich überzeugen, daß sein Hauptbeweismittel eine Fälschung des Obersten Henry

im Generalstab gewesen sei. Henry tötete sich im Untersuchungsgefängnis mit seinem Rasiermesser. Darauf beschloß das Ministerium Brisson, das Revisionsbegehren der Frau Dreyfus dem Kassationshof zu übergeben. Die Kriminalkammer des Kassationshofs beschloß am 28. Oktober, den Revisionsantrag zuzulassen, aber vor ihrer Entscheidung noch weitere Untersuchungen vorzunehmen. Während diese stattfanden, machten die Gegner unerhörte Anstrengungen, die Revision abzuwenden. Umsonst, der höchste Gerichtshof vernichtete am 3. Juni 1899 sogar einstimmig das Urteil gegen Dreyfus mit einer Begründung, die einer Freisprechung gleichkam. Leider mußte er aus juristischen Gründen die Sache zur nochmaligen Aburteilung vor ein neues Kriegsgericht in Rennes verweisen, vor das der Kapitän am 7. August gestellt wurde. So hatten die Unterdrücker des Rechts nocheinmal die Möglichkeit ihre Mittel anzuwenden. Nach einer Verhandlung, die vom 7. August bis 9. September 1899 währte, erklärte das Kriegsgericht Dreyfus mit fünf gegen zwei Stimmen für schuldig, übrigens unter Zulassung von mildernden Umständen (!), und verurteilte ihn zu zehn Jahren Haft. Die Regierung aber, deren Ministerpräsident seit dem Juni 1899 Waldeck-Rousseau war, begnadigte sofort am 21. September Dreyfus und ließ ihn in Freiheit setzen. Außerhalb Frankreichs hatte schon längst kein Mensch an seine Schuld geglaubt, zumal da die deutsche Regierung, der gegenüber er Verrat begangen haben sollte, von Anfang an in der bestimmtesten Weise erklärt hatte, daß sie in keiner Weise in Beziehungen zu ihm gestanden habe. Nach diesem unbefriedigenden Ausgang trat in Frankreich eine gewisse Beruhigung ein, die um so mehr nötig war, da im Jahr 1900 die große Weltausstellung in Paris stattfinden und den Fremden doch nicht das Schauspiel der Zerrissenheit des Volkes vor Augen stellen sollte. Im Dezember 1905 hat die Regierung ein neues Revisionsgesuch des Kapitäns Dreyfus angenommen und am 22. Juli 1906 erfolgte seine völlige Freisprechung, seine Einsetzung in alle bürgerlichen und militärischen Ehrenrechte, sowie seine Beförderung zum Major. Sowohl er als Oberstleutnant Picquart, der seine Partei genommen hatte, erhielten das Kreuz der Ehrenlegion und Picquart wurde zum Brigadegeneral befördert.

In den letzten Jahren wurde die Regierung mehr und mehr radikal. Schon 1882 und 1886 wurde der Kirche jeglicher Einfluß auf die Volksschule entzogen, Gambetta († 1882) sah im Klerikalismus den gefährlichsten Feind der Republik. Seit 1901 wandte sich die Regierung gegen die Kirche selbst. Das Ministerium Waldeck-Rousseau untersagte durch ein Vereinsgesetz (1901) allen vom Staate nicht ermächtigten Orden jede Unterrichtstätigkeit. Das Ministerium Combes schloß 1903 alle von den Orden geleiteten Volksschulen, versagte allen Orden die Ermächtigung und schloß damit die Klöster. Im Jahr 1904 brach es alle Beziehungen mit der Kurie ab und brachte ein Gesetz ein, wonach das Konkordat aufgehoben, sämtliche Leistungen des Staats für die Kirche (jährlich ca. 50 Millionen) eingestellt werden und die Kirche ganz vom Staat getrennt wird. Mit dem 1. Januar 1906 ist das Gesetz in

Kraft getreten. In seiner Durchführung ist die Regierung auf manche Schwierigkeiten gestoßen und das Kabinett Rouvier, das im Sinne Combes weitergearbeitet hatte, hatte zurückzutreten. Übrigens haben die Kammerwahlen im Mai 1906 mit ihrem vollständigen Sieg der Linken das Einverständnis des Landes mit der bisherigen Politik bekundet.

Spanien.

Längst war Spanien von seiner einstigen Macht und Größe tief herabgesunken. Am Anfang des Jahrhunderts hatte es den größten Teil seines riesigen Kolonialreichs in Amerika eingebüßt. Das Jahr 1898 brachte den Verlust des Restes. Von dem ganzen Kolonialbesitz hatte Spanien noch inne: in Afrika die kanarischen Inseln und zwei Guinea-Inseln (Fernando Po und Annobom); in Amerika die beiden Inselu Cuba und Puertorico; in Asien und Australien das Generalkapitanat der Philippinen nebst den Marianen, Karolinen und Palaosinseln. Der wertvollste Teil dieses Besitzes waren die beiden Antillen, namentlich die Zuckerinsel Cuba. Längst schon hatten die Vereinigten Staaten begehrliche Blicke auf das schöne Eiland geworfen. Die schlechte spanische Verwaltung ließ andererseits auf der Insel keine Zufriedenheit aufkommen und verursachte immer neue Aufstände, die, von der Union im stillen unterstützt, kaum zu unterdrücken waren. Der letzte Aufstand war 1878 mit Mühe beschwichtigt worden (S. 220). 1895 brach ein neuer aus. Er ließ sich weder durch Gewalt noch durch Milde und Nachgiebigkeit stillen. Da der Marschall Martinez Campos, obgleich er nach und nach über 100 000 Mann unter seinen Befehlen hatte, mit Milde keine Fortschritte machte, wurde 1896 General Weyler abgesandt, dem der Ruf rücksichtsloser Strenge voranging. Auch er kam trotz seiner Gewaltmaßregeln nicht zum Ziel. Die Ursache war freilich nicht bloß der Widerstand der Insurgenten, dieselben wurden auch in jeder Weise mit Waffen und Geld von den Vereinigten Staaten unterstützt. Noch ungünstiger wurde die Sachlage in Spanien, als Mac Kinley 1896 Präsident der Vereinigten Staaten wurde. Dieser forderte sofort unter Protest gegen die brutale Kriegführung Weylers schleunige Beendigung des Krieges und dauernde Sicherheit gegen neue Aufstände durch Verleihung einer die Cubaner befriedigenden Verfassung (September 1897). Zur gleichen Zeit hatte sich die Königin von Spanien von sich aus zur Änderung der Politik entschlossen. Das neue liberale Ministerium Sagasta gewährte der Insel volle Selbstverwaltung unter einem eigenen Ministerium und ersetzte General Weyler durch General Blanco. Damit war den Vereinigten Staaten zunächst jeder Vorwand zur Einmischung genommen. Als aber vor Habana am 15. Februar 1898 das amerikanische Panzerschiff Maine infolge einer Explosion in die Luft flog, legte man in Amerika dies unaufgeklärte Ereignis den Spaniern zur Last, und im April beschloß der Kongreß, daß Cuba unabhängig sein und Spanien seine Rechte aufgeben solle. Der Präsident wurde ermächtigt, diesen Beschluß mit Waffengewalt durchzusetzen. So brach der spanisch-amerikanische Krieg aus.

Nicht leicht ist ein Krieg rechtloser begonnen worden als dieser. Aber die Amerikaner konnten diese Gewalttat wagen, da Spanien sich vollständig ungenügend zur See gerüstet erwies. Schon am 1. Mai vernichtete der amerikanische Admiral Dewey vor Cavite unweit von Manila auf den Philippinen mit fünf modernen Schlachtschiffen das ostasiatische Geschwader der Spanier, das aus veralteten Schiffen mit ungenügender Artillerie bestand. In wenig Stunden war die spanische Flotte mit einem Verlust von Hunderten von Toten und Verwundeten zerstört, während die Amerikaner so gut wie gar keinen Verlust erlitten. Darauf erhoben sich die kaum erst (1897) mit Mühe unterworfenen Einwohner der Philippinen, die Tagalen, aufs neue gegen die spanische Herrschaft, die der Generalkapitän Augustin mit nur 13 000 Mann, darunter 7000 Spanier, gegen 35 000 Tagalen und die sich rasch vermehrenden amerikanischen Streitkräfte zu verteidigen hatte. Bald war Manila eingeschlossen. Ohne Hoffnung auf Hilfe aus dem Mutterland und außer stand, die ausgedehnten Festungswerke mit der kleinen Zahl seiner Mannschaft länger zu verteidigen, kapitulierte der Kommandant (13. August).

In den amerikanischen Gewässern vermochten die Amerikaner zunächst nichts Größeres zu unternehmen, da sie ein Landheer erst sammeln mußten. Ihre Flotte blockierte indessen die Häfen von Cuba. Trotzdem gelang es dem spanischen Admiral Cervera, ein aus den besten spanischen Schiffen bestehendes Geschwader durch die lauernden amerikanischen Kreuzer hindurch in den schützenden Hafen von Santiago de Cuba zu führen (19. Mai). Freilich war dieses Geschwader viel zu schwach und, wie sich bald zeigte, in viel zu schlechtem Stand, als daß es größere Unternehmungen hätte wagen können. Die Amerikaner aber beschlossen, sobald sie den Aufenthalsort der spanischen Flotte kannten, vor Santiago die Entscheidung des Krieges zu suchen. Gelang die Wegnahme oder die Zerstörung der spanischen Flotte, so war die Bewältigung des spanischen Landheers, das keine Zufuhr von der Heimat mehr erhalten konnte, gesichert. Santiago liegt tief im Hintergrund einer langen, gewundenen Meeresbucht, so daß Stadt und Flotte vor der amerikanischen Flotte der Admirale Schley und Sampson geschützt waren. Man mußte also zugleich einen Angriff zu Land unternehmen. Unter dem Schutz der Schiffsgeschütze wurden (22.—25. Juni) etwa 15 000 Mann östlich von Santiago gelandet und die Festung mehr und mehr auch von der Landseite bedrängt. Von Blanco, der am andern Ende der Insel in Habana stand, war kein Ersatz zu erwarten. Um nicht wehrlos beim Fall der Festung im Hafen zusammengeschossen zu werden, faßte Admiral Cervera den verzweifelten Entschluß, durch die blockierende amerikanische Flotte durchzubrechen. Aber obgleich die Amerikaner überrascht wurden, holten sie die spanischen Schiffe rasch ein und vernichteten die gesamte spanische Flotte in wenig Stunden. Sie war mit veralteter Artillerie ausgestattet, die den modernen amerikanischen Panzern nichts anhaben konnte. Die Spanier verloren bei diesem heroischen Versuch 1300 Gefangene und einige hundert Tote, während der amerikanische Admiral nur einen Verlust von 1 Toten und 2 Verwundeten

(3. Juli) hatte. Damit war der Krieg entschieden. Santiago verteidigte sich noch einige Tage. Am 14. Juli kapitulierte General Torral für die Stadt und Provinz. Ein Geschwader wendete sich nun nach Puerto Rico, während ein anderes sich zu einem Angriff auf die Küsten Spaniens rüstete. Da entschloß sich Spanien, den aussichtslosen Kampf aufzugeben. Unter Vermittlung von Frankreich ließ es sich zu einem Vorfrieden herbei, in dem es auf Cuba und Puerto Rico verzichtete, während über das Los der Philippinen im endgültigen Frieden entschieden werden sollte (12. August). Puerto Rico wurde sofort annektiert; auch auf Cuba zeigten die Vereinigten Staaten zunächst wenig Eile, eine unabhängige Republik aufzurichten. Im Frieden von Paris (10. Dez. 1898) mußte Spanien dem übermächtigen Feind auch noch die Philippinen und Ladronen überlassen. Damit hörte Spanien auf, eine Kolonialmacht zu sein. Daß es im folgenden Jahr auch die Karolinen um 17 Millionen Mark an Deutschland überließ, ist oben berichtet worden. Das Kolonialministerium wurde aufgehoben.

Bei der in Madrid am 31. Mai 1906 stattfindenden Hochzeitsfeier des spanischen Königspaars (Alfons XIII und Prinzessin Ena von Battenberg, die ihren evangelischen Glauben abzuschwören hatte) entgingen die Neuvermählten wie durch ein Wunder den Folgen eines ruchlosen Bombenattentats.

Italien.

In Italien, wo seit 1887 Crispi die Geschäfte leitete, blieb die Regierung seitdem dem Dreibund mit Deutschland und Österreich (S. 978) treu, wenn auch der begehrliche Blick nach dem noch „unerlösten" Italien (Italia irredenta) in Südtirol, Triest usw. die Innigkeit des Verhältnisses zu Österreich hinderte und auch das Verhältnis zu Frankreich wieder freundlicher wurde. Zunächst wurde die Kolonialpolitik in Afrika weiter verfolgt. Nachdem 1885 Massaua am Roten Meer besetzt worden war, wurde im Kampf mit dem Negus Negesti Johannes von Abessinien die Kolonie Erythräa (d. h. Rotes-Meer-Land) weiter ausgedehnt. König Menelik verstand sich sogar 1889 im Vertrag von Utschalli dazu, die italienische Oberhoheit anzuerkennen. Dieser Erfolg war aber nicht von Dauer. Im Jahr 1895 brachen die Abessinier wieder los, vernichteten (8. Dezember) ein vorgeschobenes Bataillon unter Major Toselli, schlossen den Major Galliano in Makalle ein und nötigten ihn zu einer Kapitulation. Das italienische Heer, das unter General Baratieri in Tigre stand, war in einer gefährdeten Lage. Baratieri versuchte durch einen siegreichen Angriff sich Luft zu schaffen für einen ungefährdeten Rückzug. Statt dessen zog er sich am 1. März 1896 bei Abba Garima unweit Adua eine schwere Niederlage zu. Mit 15000 Mann griff er das angeblich 80000 Mann starke abessinische Heer an und wurde vollständig geschlagen. Das Heer verlor an Toten und Verwundeten an 10000 Mann. Viele wurden gefangen und zum Teil aufs grausamste verstümmelt. Die ganze Artillerie war verloren. Die un-

mittelbare Folge der Niederlage war der Sturz des Ministeriums Crispi. Die folgende Regierung verzichtete auf eine Revanche, die dem geldarmen Land ungeheure Opfer auferlegt hätte, und ließ durch General Baldissera Friedensverhandlungen einleiten. In dem Frieden gab Italien die Provinz Tigre und das Protektorat über Abessinien auf und erhielt dafür mehr als tausend italienische Gefangene zurück.

Die inneren Zustände Italiens blieben lange unerfreuliche. Die elende Finanzlage vermochte keines der rasch wechselnden Ministerien zu heben; ebensowenig wurde ein ernster Versuch gemacht, die Lage der armen Landbevölkerung gründlich zu bessern. In den leitenden Kreisen traten wiederholt Spuren tiefer Korruption zutage. In den untersten Schichten des Volkes gärte es da und dort bedenklich, in Sizilien, Neapel, Toskana. Im Frühjahr 1898 mußte gegen die Unruhen in Mailand und Oberitalien Waffengewalt aufgeboten werden. Mit Gott und Welt zerfallene Anarchisten gehen aus dem zerrütteten Land in die Ferne. Wir sind ihnen in Frankreich (Carnots Ermordung) und Genf (Kaiserin Elisabeth) begegnet. Am 29. Juli 1900 ist König Humbert von Italien in Monza durch einen von Amerika herübergekommenen Anarchisten Bresci meuchlerisch erschossen worden. Ihm folgte sein Sohn Viktor Emanuel III (geboren 1869), unter dem die Finanzen des Reichs sich hoben.

In den ersten Tagen des Aprils 1906 glaubte man sich in Neapel und Umgebung in die Tage von Herkulanum und Pompeji zurückversetzt, indem durch einen langandauernden gewaltigen Ausbruch des Vesuvs große Verheerungen angerichtet wurden. 200 km im Umkreis hüllte ein dichter Aschenregen alles in trübes graues Dämmerlicht. — Am 19. Mai 1906 konnte der Simplontunnel eingeweiht werden, wobei es in Brieg zu einem Austausch freundschaftlicher Gefühle zwischen dem König von Italien und Bundespräsident Forrer kam.

Immer noch ist das italienische Reich im Grund unversöhnt mit der römischen Kurie, die in all den traurigen Erscheinungen die notwendigen Früchte aus der Saat der Revolution erblickt. Das hat sich auch nicht geändert, als der 93jährige Papst Leo XIII am 20. Juli 1903 starb und der Patriarch Joseph Sarto von Venedig, dem der Ruf eines friedlichen Priesters voranging, ihm als Pius X folgte.

England.

An der Spitze der Regierung standen in der letzten Zeit meist die Tories mit ihrem Führer Salisbury. Im Innern mühten sich die Regierungen seit lange mit der Lösung der irischen Frage (S. 855) ab. Die grüne Insel kam im Grund während des ganzen Jahrhunderts nie zur Ruhe. Tausende von Iren verließen ihre Heimat, um sich in Nordamerika niederzulassen. Aber auch von dort aus hörten sie nicht auf, an der Befreiung ihres Vaterlandes zu arbeiten. Von Amerika aus breitete sich der Geheimbund der Fenier über Irland aus, der sich bemühte, die irische Republik von England loszureißen und durch Aufstände, Brandstiftungen, Mordanschläge das Land in Unruhe zu

erhalten. Dem Versuch Gladstones, durch die irische Landbill das Verhältnis zwischen den (englischen) Grundbesitzern und den (irischen) Pächtern zu verbessern, wurde durch die von Parnell gestiftete Landliga geflissentlich entgegengewirkt. Wurde doch der irische Staatssekretär Lord Cavendish am hellen Tage im Phönixpark zu Dublin ermordet (1882). Gladstone faßte schließlich den Plan, den Iren geradezu die längst erstrebte einheimische Regierung mit eigenem Parlament und einheimischen Ministern, das sogenannte Home Rule, zu gewähren. Darüber trennten sich die Unionisten von der liberalen Partei. Gladstone fiel 1886; und als er 1892 nocheinmal Premier wurde, setzte der „große alte Mann" zwar im Unterhaus die Annahme seiner Home-Rule-Vorlage in 83 Sitzungen durch, aber das Oberhaus verwarf sie mit ungeheurer Mehrheit, und alle Drohungen mit einer Reform des Oberhauses änderten an der Niederlage nichts. Die nächsten Parlamentswahlen (1895) gaben der konservativ-unionistischen Partei eine ungewöhnlich starke Mehrheit und sicherten dem neuen Ministerium Salisbury eine längere Dauer. Die Wahlen des Oktobers 1900 fielen für die regierende Partei noch günstiger aus. Der Tod der greisen Königin Viktoria (21. Januar 1901) und die Thronbesteigung Eduards VII änderten in der Politik nichts. Nach Beendigung des südafrikanischen Krieges trat der greise Marquis Salisbury von der Leitung der Geschäfte zurück (Juli 1902, † 1903); sein Neffe Balfour trat an seine Stelle. Trotz der unpatriotischen Haltung der Iren während des Krieges tat die Regierung 1903 einen großen Schritt zur Besserung der irischen Verhältnisse: nach der neuen Landbill des Staatssekretärs für Irland, Wyndham, werden binnen 15 Jahren vom Staat 2000 Millionen Mark aufgewendet werden zu Anlehen an die Pächter, daß sie die Pachtgüter kaufen können. Weitere 240 Millionen Mark sollen dazu dienen, die Besitzer durch Zahlung höherer Preise zum Verkauf geneigter zu machen. Eine andere große Aufgabe hatte sich das bedeutendste Mitglied des Kabinetts, der Kolonialsekretär Joseph Chamberlain, gestellt, sein Volk von dem seit Jahrzehnten herrschenden Freihandelssystem zum Schutzzollsystem zu bekehren und das Mutterland mit seinen Kolonien in einen Reichszollverein dem Ausland gegenüber zusammenzuschließen. So allein glaubte er das Reich vor Zerfall schützen und seine Blüte erhalten und fördern zu können. Deutschlands Vorgang seit Bismarcks Wendung im Jahr 1879 war ihm ein Beweis für die Richtigkeit seines Programms. Chamberlain schied, um für seine Ideen freier wirken zu können, im September 1903 aus dem Ministerium. In den Wahlen von 1906 hat jedoch die konservativ-unionistische Partei eine geradezu beispiellose Niederlage erlitten, und es sind damit zunächst auch die neuen Ideen von Chamberlain verworfen worden.

In der äußeren Politik ist England, das in seiner insularen Abgeschlossenheit nähere Bündnisse mit einzelnen Festlandsstaaten verschmähte, manchmal seine eigenen Wege gegangen und hat durch die Rücksichtslosigkeit, mit der es seine Stellung als erste Kolonialmacht wahrt, da und dort angestoßen. Doch hat es manchen Vorteil errungen. In Asien hat es viel für

die Wohlfahrt seines riesigen indischen Reiches getan. Die ungeheuren Hungersnöte, die auch in neuerer Zeit wiederholt (1896 und 1900) weite Gebiete des großenteils armen Landes heimsuchten, stellen der Regierung freilich eine kaum lösbare Aufgabe. Zu kämpfen gab es hier nur im Nordwesten, wo das Land Tschitral (1895) unterworfen und ein Aufstand der Afriddis in den afghanischen Grenzgebieten (1897) überwältigt werden mußte. Mit Aufmerksamkeit verfolgte man das Vordringen Rußlands. Das persische Meer wird von der Flotte beherrscht. Eine Eisenbahn führt in die Nähe von Kandahar und hilft die Nordwestgrenze Indiens sichern. Eine bewaffnete Gesandtschaft zog in der Hauptstadt Tibets ein, um das abgeschlossene Land nicht auch in Rußlands Hände fallen zu lassen (1904). Im Osten ist mit Japan (1902) ein Bündnis geschlossen werden, das 1905 erneuert wurde.

Lebhaft wurde England auch durch die afrikanischen Verhältnisse beschäftigt. Hier mußte (1896) im Westen gegen das blutgierige Reich der Asante (S. 946) ein neuer Feldzug ausgeführt werden, der mit der Einnahme von Kumase, der Absetzung des Königs Prempehs und der Unterwerfung des Landes endigte. Ägypten hielten die Engländer besetzt und nötigten den Khedive, seine Unabhängigkeitsgelüste immer wieder schnell aufzugeben. Für das Nilland ist diese Besetzung jedenfalls kein Unglück. Auch den (1885) verlorenen Sudan unternahmen die Engländer wieder zu erobern. General Kitchener drang (1898) nach Süden vor, besiegte die Derwische am Atbara, schlug (3. September) den Khalifen bei Omdurman aufs Haupt und besetzte Chartum. Eine französische Expedition unter Major Marchand, die um diese Zeit den Nil bei Faschoda erreichte, wurde genötigt das Land zu räumen. Schon vorher hatte England die Hand auf das Quellgebiet des Nil gelegt und die Negerreiche Uganda und Unjoro unter sein Protektorat gestellt. In dem Vertrag mit Deutschland (1890) wurde Britisch-Ostafrika gegen das deutsche Gebiet in der Weise abgegrenzt, daß England Witu und die Schutzherrschaft über das Sultanat Sansibar erhielt. Da das englische Gebiet somit einerseits von Norden her bis zum Njasasee reicht, andererseits von Süden her bis zum Tanganjika sich erstreckt, fehlt nur noch eine verhältnismäßig kleine Strecke bis zu der von Engländern wie Cecil Rhodes erstrebten Landbrücke, die vom Kapland bis zur Nilmündung laufen soll. Durch einen Vertrag mit dem Kongostaat suchte England (1894) einen verbindenden Landstreifen mit der Ermächtigung, eine Telegraphenlinie hindurchzuführen, zu bekommen, mußte aber vor dem Widerspruch Deutschlands den Gedanken aufgeben.

Über den südafrikanischen Krieg vergleiche S. 1029 ff.

Rußland.

Am 1. November 1894 starb in Livadia in der Krim, wohin er schwer erkrankt gereist war, Zar Alexander III von Rußland. Bei aller Abneigung, die er gegen Deutschland gehegt, muß es ihm zum Ruhm nachgesagt

werden, daß er ein entschiedener Freund des Friedens war und auch die von ihm begründete Freundschaft mit Frankreich nicht zur Befriedigung französischer Revanchegelüste mißbrauchen lassen wollte. Der Regierungsantritt Nikolaus' II brachte keinerlei Änderung in der Politik. Auch der neue Zar erklärte sich entschlossen, seine Autokratie (Selbstherrscherstellung) nicht antasten zu lassen. Einen düsteren Schatten auf den Glanz seiner Thronbesteigung warf das schreckliche Unglück, das bei dem Kaiserbesuch in Moskau zur feierlichen Krönung und Salbung (26. Mai 1896) eintrat. Am 30. Mai sollte auf dem Chodinskifelde eine Verteilung von Gaben und eine Speisung des Volkes stattfinden. Die nach Hunderttausenden zählende Menge drängte mit solchem Ungestüm zum Festplatz, daß dabei mehrere tausend Menschen erdrückt wurden. In der nächsten Zeit unternahm der Zar seine Begrüßungsreise durch Europa. Am meisten Aufsehen erweckte der Besuch in Frankreich, der vom 5. bis 9. Oktober 1896 ausgeführt wurde und bei dem das Zarenpaar von den Franzosen mit ungeheurem Jubel begrüßt wurde. Im August 1897 erwiderte der Präsident Faure diesen Besuch. Die bei diesen Anlässen gehaltenen Reden ließen an dem Bestehen einer russisch-französischen Allianz nicht zweifeln. Doch haben die folgenden Jahre gezeigt, daß es seitens Rußlands durchaus nicht als Angriffsbündnis gemeint ist und daß Nikolaus II in seiner Friedensliebe ganz in die Fußstapfen seines Vaters getreten ist. Hat er doch im Jahr 1898 den Gedanken einer allgemeinen Abrüstung aufgegriffen und eine Friedenskonferenz veranlaßt, die vom 18. Mai bis 29. Juli 1899 im Haag tagte. Wenn auch die praktische Frucht nicht zu groß war und die Friedenskonferenz mitten in der kriegerischen Periode am Ausgang des Jahrhunderts sich seltsam ausnahm, so machte immerhin die Anregung dieses Werkes dem Herzen des Zaren alle Ehre. Die russische Regierung hat freilich im Innern des Riesenreichs noch so gewaltige Aufgaben zu lösen und ist in Asien so stark beschäftigt, daß kriegerische Verwicklungen nur unerwünscht sein können. Freilich eine seltsame Friedenspolitik ist es. In Asien drangen sie in aller Stille in der Mitte und im Osten immer weiter vor. Mit der Besetzung der Oase Merw (1884) wurde die Einnahme von Turkestan vollendet. Die transkaspische Eisenbahn (über 2000 km) durchzieht das ganze Gebiet. Von Merw wurde eine Zweigbahn der Hauptstadt von Afghanistan auf 140 km genähert. Persien wurde immer mehr unter russischen Einfluß gebracht. Im äußersten Osten erlangten sie (1898) Port-Arthur, das ein uneinnehmbarer Kriegshafen werden sollte; dann gaben die Boxerunruhen des Jahres 1900 Rußland die Gelegenheit, unter heuchlerischen Klagen über die rohe Eroberungspolitik der andern Mächte die Mandschurei zu besetzen. Die riesige transsibirische Bahn (1891—1901) verband Port-Arthur und Wladiwostok mit dem Westen.

Dieser friedliche Raub führte im Februar 1904 zum russisch-japanischen Krieg (siehe S. 1034). Schon vor dem Friedensschluß kam es trotz eines Manifests des Zaren, in dem dem Land etwas wie eine Verfassung versprochen wurde, zu einer Revolution, die sich in gefahrdrohender Weise 1905 und 1906

unter haarsträubenden Greueltaten über größere Teile des europäischen Rußlands verbreitete. Besonders Moskau, Polen, Süd-Rußland und Kaukasien wurden schwer betroffen. Am schwersten hatten die Deutschen in den baltischen Provinzen zu leiden, wo ihre Landsitze von den Letten und Esthen verbrannt, Grundbesitzer und Geistliche mißhandelt und Hunderte ihrer Habe beraubt und ins Elend getrieben wurden. Es gelang der Regierung durch drastische Mittel die Aufständischen niederzuwerfen, die vergeblich darauf gerechnet hatten, daß die Armee allgemein sich auf die Seite der Empörer stellen würde. Die russischen Wahlen für die Reichsduma haben eine große liberale oder radikale Mehrheit gegeben, was zunächst die Stellung des Ministerpräsidenten Witte, dem Rußland zu gutem Teile den günstigen Friedensschluß mit Japan und die Niederwerfung der Revolution verdankte, erschütterte und zu seinem Rücktritt führte. Die Duma trat im Mai 1906 zusammen. Mit ihren maßlosen und zum Teile sinnlosen Forderungen konnte sie den Eindruck nicht erwecken, daß sie das russische Regierungswesen in gesunde Bahnen leite, und daß Rußland schon reif sei für ein konstitutionelles Regiment. Die törichten Revolutionäre fuhren auch ruhig mit dem Bombenwerfen, mit Plünderung der Gutshöfe und Ermordung der Gutsbesitzer fort. Als die Volksvertretung zu dem ungesetzlichen Akt eines Aufrufs an die Nation schritt, löste der Zar am 19. Juli 1906 die Duma auf und ordnete eine Neueinberufung auf den 5. März 1907 an. Der neue Ministerpräsident Stolypin, ein energischer, weitblickender und liberaler Mann, hat die schwere Aufgabe übernommen, dem Lande Ruhe und geordnete Verhältnisse zu geben.

Die Balkan-Halbinsel.

Auf der Balkan-Halbinsel trat in Bulgarien 1894 nach der Entlassung des energischen Stambulow eine entschiedene Wendung zu Rußland hin ein. Der Umschwung vollzog sich übrigens in recht abstoßender Weise. Stambulow wurde am 15. Juli 1895 fast unter den Augen der Polizei tödlich verwundet († 18. Juli). Darauf wurde seine Regierungsweise nachträglich verurteilt. Der Prozeß gegen die Mörder endete mit einer Scheinverurteilung, ohne daß die Anstifter entdeckt worden wären. Als sich Ferdinand von Bulgarien dann auch entschloß, seinen Sohn Boris der orthodoxen Kirche zuzuführen, vollzog sich die Versöhnung mit Rußland rasch, und Ferdinand wurde (1896) vom Sultan und den europäischen Mächten als Fürst von Bulgarien anerkannt. — Als der bestverwaltete Staat zeigt sich fortwährend Rumänien, wo ein tüchtiger Fürst in der Stille an der Hebung seines Volkes arbeitet. — Serbien und Griechenland zeigten immer wenig befriedigende Zustände. In Serbien wurde 1903 Alexander I mit seiner Gemahlin durch die Offiziere der Belgrader Garnison grausam ermordet. Der zum König gewählte Peter Karageorgewitsch (Peter I) war nicht einmal imstande, die Königsmörder aus ihren Stellungen bei Hof und im Heere zu entfernen. — Griechenland hat mutwillig das Feuer eines neuen Türkenkrieges entzündet.

In der Türkei waren die Zustände auch nach dem letzten Krieg nicht nachhaltig besser geworden. Die Folge war, daß es unter den noch nicht befriedigten Nationalitäten immer gärte und aufständische Bewegungen immer drohten. Ende 1894 erregte die Kunde von Grausamkeiten der Türken gegen die Armenier die Aufmerksamkeit Europas. Die europäischen Mächte, England voran, forderten von dem Sultan dringend Abstellung der armenischen Mißstände und legten ihm ein Reformprojekt vor. Ehe die Verhandlungen zu Ende geführt waren, kam es in Konstantinopel selbst zu blutigen Auftritten: eine tumultuarische Massenpetition der Armenier führte zu einem furchtbaren Gemetzel unter den Armeniern. In den Provinzen begannen Ende 1895 neue Verfolgungen, in Trapezunt, Erzerum, Siwas, in Stadt und Land sollen in wiederholten Metzeleien gegen 40000 Armenier erschlagen, viele im Gebirg und in den Wäldern dem Tod durch Frost und Hunger preisgegeben worden sein. Wo die Armenier die Oberhand hatten, wie in Zeitun, machten sie die türkische Garnison nieder. Die Vorgänge im einzelnen sind nicht aufgeklärt. Unter dem Druck der Großmächte, besonders Englands, dessen Minister die schärfste Sprache gegen die Pforte führte, wurde durch das Aufgebot großer Streitmächte die Ruhe in Armenien notdürftig wieder hergestellt.

Gleich darauf brach in Kreta ein Aufstand aus. Hier wurden die in der Minderheit befindlichen Muhammedaner von den Christen in die Festungen gedrängt und ihres Eigentums beraubt. Die Großmächte hinderten weitere Feindseligkeiten und nötigten die Türkei, der Insel eine selbständige Verfassung zu gewähren. Aus diesen Unruhen entwickelte sich der griechisch-türkische Krieg des Jahres 1897. Als in diesem Jahr die Kämpfe zwischen den Muhammedanern und Christen auf Kreta wieder aufloderten, eilten die Kriegsschiffe der Großmächte herbei. Sie konnten aber die Ruhe im Innern um so weniger herstellen, da die Griechen offen für die Aufständischen eintraten, eine Flotte absandten und 1500 Mann unter dem Obersten Vassos auf der Insel landeten, um sie mit Griechenland zu vereinigen. Die Großmächte, die ein gemischtes Geschwader nach Kreta gesandt hatten, konnten sich über die richtige Behandlung des Friedensstörers nicht einigen. Statt der von Deutschland vorgeschlagenen Blockade der griechischen Häfen begnügte man sich damit, von den Griechen den Abzug aus Kreta zu fordern und die Blockade über die Insel zu verhängen. Die griechische Regierung lehnte den geforderten Rückzug ab und rüstete zu einem Krieg gegen die Türkei. Trotz aller Warnungen überschritten die Griechen fortwährend die türkische Grenze und nötigten die Türkei, die sich möglichst lange defensiv verhielt, den ihr aufgezwungenen Krieg anzunehmen. So mutwillig der Anfang, so kläglich war der Fortgang. Der türkische Generalissimus Edhem Pascha erstürmte den Melunapaß (19. April) und drang über Turnavos nach Larissa vor, das am 25. April ohne Widerstand eingenommen wurde. Die Griechen, deren Führer Kronprinz Konstantin war, zogen sich zum Teil in regelloser Flucht nach Süden zurück. Auch im Süden Thessaliens bei Pharsalos wurden die Griechen (5. Mai) geworfen. Noch einmal siegte Edhem

bei Domokos (17. Mai) und zwang die Griechen zum Rückzug nach Lamia. Nichts stand mehr dem Vormarsch der Türken auf Athen im Wege. Auch auf dem westlichen Kriegsschauplatz in Epirus richteten die Griechen nichts Wesentliches aus und wurden bald nach einer Niederlage bei Gribowo (14. Mai) auf Arta zurückgeworfen. Die türkische Flotte hatte, obgleich sie zur See keinen Gegner fand, nur das feste Prevesa an der epirotischen Grenze ohne Erfolg beschossen und im Osten einige Küstenplätze am Golf von Saloniki bombardiert. Jetzt legte sich der Übermut des großsprecherischen Volkes. Die Regierung rief Vassos aus Kreta ab und stellte sich bedingungslos unter den Schutz der Großmächte, die dem Friedensstörer zunächst einen Waffenstillstand (20. Mai) und dann viel mildere Friedensbedingungen beschafften, als Griechenland verdient hatte. Die Türkei mußte sich in dem Frieden von Konstantinopel (4. Dezember 1897) mit einer kleinen Grenzberichtigung in Thessalien, sowie mit einer mäßigen Kriegsentschädigung von 4 Millionen türk. Pfund (ca. 74 Millionen Mark) begnügen. Zur Sicherung der Bezahlung wurde Griechenland, dessen elende Finanzwirtschaft schon längst seine Gläubiger in schweren Schaden gestürzt hatte, auf Deutschlands Vorschlag unter eine europäische Finanzkontrolle gestellt. — Das ganze Jahr 1898 verstrich vollends, bis die kretische Frage geregelt war. Die siegreiche Türkei wurde genötigt, ihre Truppen aus Kreta zurückzuziehen und sich den von Rußland vorgeschlagenen, von den vier Großmächten ernannten Gouverneur, den Prinzen Georg von Griechenland, denselben, der mitten im Frieden eine Flotte zur Unterstützung der aufständischen Kreter herbeigeführt hatte, gefallen zu lassen. Deutschland hatte an dieser seltsamen Art und Weise, einen Friedensstörer zu strafen, nicht mehr teilgenommen. Seit der Ankunft des neuen Gouverneurs (21. Dezember 1898) ist natürlich Kreta nur noch dem Namen nach ein Teil des türkischen Reichs. — Deutschland, das der Türkei in den letzten Jahrzehnten treffliche Lehrmeister für sein Heer überlassen hatte, bewies sich auch in diesen unruhigen Jahren als ein uneigennütziger und unparteiischer Schützer des Rechts und des Friedens, obgleich des Kaisers Schwester die Gemahlin des griechischen Kronprinzen Konstantin ist, so daß es das Vertrauen und die Dankbarkeit von Regierung und Volk in der Türkei erntete. Diese freundschaftliche Gesinnung trat besonders hervor, als Kaiser Wilhelm im Oktober 1898 zur Einweihung der neu erbauten evangelischen Erlöserkirche nach Jerusalem reiste. In Konstantinopel, im heiligen Land und in Damaskus fand er begeisterte Aufnahme.

Ruhe kehrte aber auf der Balkan-Halbinsel auch fernerhin nicht ein. Im Herbst 1902 erhoben sich die Bulgaren in Makedonien gegen die türkische Herrschaft, die sie freilich mehr durch feige Dynamitanschläge als in ehrlichem Kampf abzuschütteln suchten. Bulgarien unterstützte unter der Hand die Rebellen und erfüllte die Welt mit übertriebenen Nachrichten von ihren Erfolgen und türkischen Greueln. Zum Glück sind die Bulgaren nur der kleinere Teil der Bevölkerung Makedoniens und die andern Christen haben kein Verlangen nach einer bulgarischen Herrschaft. Rußland und Österreich aber waren

einig darin, die Türkei unversehrt zu erhalten. So wurde ihr denn von diesen Mächten ein Reformprogramm aufgenötigt (Oktober 1903). Zur Sicherung mußte sich die Türkei einen russischen und einen österreichischen Bevollmächtigten neben dem Generalgouverneur gefallen lassen. Ein italienischer General wird an die Spitze der Gendarmerie treten. Der Aufstand erlosch dann rasch.

Der Südafrikanische Krieg.

Schwere Kämpfe begannen zu Ende des Jahrhunderts in Südafrika. Dort hatte sich das englische Gebiet nach und nach ungeheuer nach Norden ausgedehnt. Es umschloß fast vollständig die zwei Burenrepubliken, von denen die eine, der Oranjefreistaat, zweifellos unabhängig war, die andere, die Südafrikanische Republik, auch Transvaalstaat genannt, 1881 noch die englische Suveränität anerkannt hatte, während diese Oberhoheit 1884 auf die Verpflichtung, keine Verträge mit andern Staaten ohne die Genehmigung Englands abzuschließen, eingeschränkt wurde. Mehrere Jahre blieb das Verhältnis ungetrübt. Als aber die Entdeckung der Goldminen im südlichen Transvaal eine Menge Fremder, besonders Engländer, als Arbeiter und Unternehmer nach Transvaal führte, ergaben sich bald Beschwerdepunkte. Die Uitlanders bestrebten sich, gleiche Rechte mit den Buren zu erlangen, die ihnen aber beharrlich versagt wurden. Dies führte Ende 1895 zu dem Einbruch des Dr. Jameson, des Befehlshabers der Truppen der südafrikanischen Gesellschaft (Chartered Company), der mit Hilfe der Parteigenossen in Johannesburg die Burenherrschaft stürzen wollte. Das Unternehmen scheiterte vollständig. Jameson wurde bei Krügersdorp geschlagen und mit seiner Truppe gefangen genommen (1. 2. Januar 1896). Um das Unternehmen hatten die Leiter der südafrikanischen Gesellschaft, insbesondere Cecil Rhodes, der energische Vorkämpfer der englischen Interessen iu Südafrika, gewußt. Von einer Mitschuld der englischen Regierung selbst war keine Rede. Die siegreiche Republik lieferte die gefangenen Engländer an die englische Regierung aus, die sie durch die Gerichte aburteilen ließ. Dieser Zwischenfall hat schweres Unheil gestiftet. Die Burenrepubliken wurden mißtrauisch wegen der englischen Absichten, die englische Regierung andererseits sah in der Regierung des Freistaats die Quelle gefährlicher Reibungen, die verstopft werden müsse. Der Transvaalstaat unter seinem Präsidenten Krüger schloß ein Schutz- und Trutzbündnis mit dem Oranjefreistaat (1897) und begann in aller Stille umfassende Rüstungen. Die englische Regierung, in der neben dem Premier der Kolonialminister Joseph Chamberlain die leitende Persönlichkeit war, hielt es für notwendig, die Vormachtsstellung Englands in Südafrika zweifellos festzustellen. Im Jahr 1898 erbat eine Petition von 20 000 englischen Untertanen die Intervention der englischen Regierung, um ihnen eine würdigere Stellung in der südafrikanischen Republik zu verschaffen. Die Petition, von dem Kapgouverneur Milner unterstützt, führte zu Verhandlungen, die von Milner in einer persönlichen Besprechung mit Paul Krüger geführt wurden. Die Konferenz war

resultatlos. England hielt es für unerträglich, vor dem Widerspruch der kleinen Republik seinen Anspruch aufzugeben und eine große Zahl seiner Untertanen in einer drückenden Lage zu lassen. Transvaal andererseits fürchtete im Fall des Nachgebens für seine Unabhänigkeit. Immer näher rückte die Gefahr einer gewaltsamen Entscheidung. Der Krieg brach aus, als Transvaal, beunruhigt durch die mäßige Verstärkung der englischen Streitkräfte, in einem Ultimatum vom 9. Oktober 1899 die Zurückziehung der nach Südafrika geschickten Truppen forderte, eine Forderung, welche die englische Regierung für nicht diskutierbar erklärte. Darauf rückten die Buren in das englische Gebiet ein. Die Kriegslage war zuächst für England sehr ungünstig, da Transvaal vollständig gerüstet war, der Oranjefreistaat sofort mit in den Krieg eintrat und beim Vorrücken ins Kapland auf Unterstützung durch kapländische Buren zu rechnen war. England war ungerüstet und hatte zunächst nur ungenügende Streitkräfte zur Verfügung. So konnte die Hauptmacht der Buren ins nördliche Natal eindringen und nach einer kleinen Schlappe bei Elandslaagte (21. Oktober) das englische Hauptheer unter White in Ladysmith einschließen. Andere Abteilungen umschlossen Mafeking und Kimberley im Westen und drangen im Norden der Kapkolonie vor. Auch als die ersten englischen Verstärkungen herankamen, gelang längere Zeit weder dem General Buller der Entsatz von Ladysmith, noch vermochte Lord Methuen im Westen bis Kimberley durchzudringen. Die sicher treffenden Kugeln der hinter ihren Verschanzungen unsichtbaren Buren und die Überlegenheit ihrer ausgezeichneten Geschütze verursachten den Engländern schwere Verluste. Daher wurde das englische Heer auf eine ungewöhnliche Höhe gebracht, und der Sieger von Kandahar, Lord Roberts, dem Kitchener zur Seite gestellt wurde, mit dem Oberbefehl beauftragt. Nun nahm der Krieg, der hauptsächlich die ungeheuren Entfernungen und die Schwierigkeit der Verproviantierung zu überwinden hatte, eine andere Wendung. Im Februar 1900 wurde zunächst Kimberley entsetzt (15. Febr. 1900) und das Belagerungsheer unter Cronje bei Paardeberg zur Kapitulation genötigt (27. Februar), während im Osten Buller Ladysmith entsetzte (28. Februar). Am 13. März wurde Bloemfontein, die Hauptstadt des Oranjefreistaats, eingenommen. Nach einer längeren Pause wurde im Mai der Vormarsch fortgesetzt, Kroonstadt (12. Mai) eingenommen, der Vaal überschritten (27. Mai) und Johannesburg (31. Mai) und Pretoria (5. Juni) besetzt. Auch das von Baden-Powell hartnäckig verteidigte Mafeking war am 18. Mai entsetzt worden. Im einzelnen gelang den tapfern Burenführern Botha, Dewet, Delarey und anderen noch manche siegreiche Tat gegenüber einzelnen Abteilungen des über das weite Gebiet hin verteilten englischen Heeres; an dem Gang der Dinge im ganzen wurde dadurch nichts geändert. Nachdem das burische Hauptheer auch von der zur Delagoabai führenden Eisenbahn abgedrängt worden war und der Präsident Krüger am 11. September in dem portugiesischen Lourenzo-Marquez angekommen war, konnte Roberts seine Aufgabe in der Hauptsache für gelöst ansehen. Schon am 28. Mai hatte er den Oranjefreistaat, am 1. September das Gebiet der südafrikanischen Republik für annektiert erklärt.

Im Oktober 1900 reiste Präsident Krüger nach Europa in der Hoffnung, die Unterstützung der europäischen Mächte zu erlangen. Im Dezember verließ auch Lord Roberts Südafrika, um in England die Stelle des Höchstkommandierenden der Armee zu übernehmen. An seiner Stelle übernahm Kitchener den Oberbefehl in Afrika. Der neue König Eduard VII (22. Jan. 1901) nahm sofort den Titel des Oberherrn der beiden „Kolonien" an. Trotzdem war der Krieg noch lange nicht beendigt, und Lord Kitchener hatte eine überaus schwierige Aufgabe zu lösen. Im offenen Feld stellte sich der Feind nie zu größerer Schlacht. Dagegen dauerte der Kleinkrieg (Guerilla) in beiden Staaten fort. Die große Truppenzahl (bis zu 300 000) war im Grund eher zu klein für das riesige Gebiet, da eine Masse Truppen zum Schutz der Eisenbahnlinien und der Hauptplätze nötig waren und zur Verfolgung des über ein weites Gebiet zerstreuten Feindes, der beritten war, keine festen Plätze zu verteidigen hatte und sich darum leicht an einem beliebigen Punkt zu einem Überfall vereinigen konnte, kaum eine genügende Zahl berittener Truppen verfügbar gemacht werden konnte. Die Buren zerstörten die Eisenbahnen, fingen Transportzüge ab, überfielen vereinzelte Abteilungen des Feindes. Namentlich Christian Dewet zeigte sich in diesem Kleinkrieg als Meister und wußte sich immer wieder den Umzinglungsversuchen des Feindes zu entziehen. Im Dezember 1900 versuchte er sogar einen Einfall ins Kapland, und Monate lang begann auch das Kapland, in das übrigens Dewet selbst nicht gelangte, unter dem Schrecken des Kriegs zu leiden. Kitchener verfolgte seine Aufgabe mit sicherer, geduldiger Beharrlichkeit. Die Bahnlinien wurden mehr und mehr durch ein System von Blockhäusern und Eisendrahtzäunen gesichert und dieses System immer weiter ausgedehnt, so daß die freie Bewegung der Buren immer mehr beschränkt wurde. Um die Unterstützung der unversöhnlichen Buren durch die friedlichen zu hindern, wurden in den betreffenden Gebieten die Farmen zerstört und die friedliche Bevölkerung in Lagern vereinigt (concentration camps), in denen anfangs infolge ansteckender Seuchen sehr ungünstige gesundheitliche Verhältnisse herrschten, die nur langsam mit großen Opfern verbessert werden konnten. Herumstreifende Truppenabteilungen suchten den Feind zu überfallen und einzufangen. Eine immer größere Zahl von Gefangenen wurde nach Sankt Helena, den Bermudasinseln, Ceylon, Vorderindien gebracht, zuletzt etwa 25 000. Ein großer Teil der Bevölkerung sehnte sich längst nach dem Frieden, aber die flüchtige Regierung der beiden Staaten, Präsident Steijn vom Oranje-Staat und Schalk Burger von Transvaal, die obersten Generale, wie Botha, Christian Dewet, Delarey und andere mit einer allerdings zusammenschrumpfenden Zahl entschlossener Männer hielten fest an der Forderung der Unabhängigkeit, von der für die Engländer, seit die Waffen entschieden hatten, keine Rede mehr sein konnte. Unerwartet brach im Jahr 1902 der Widerstand zusammen. Zwar gelangen den Buren auch in der letzten Zeit noch wiederholt glückliche Überfälle, noch zuletzt am 7. März 1902, wo einer der tüchtigsten englischen Generale, Lord Methuen, von Delarey und Kemp gefangen wurde. Kurze Zeit darauf begannen die Buren

die Friedensverhandlungen. Am 19. Mai erschienen die Führer in Prätoria, um sich in das Unabwendbare zu finden. Nachdem die Vertreter der noch im Feld stehenden Buren in Vereeniging ihre Zustimmung gegeben hatten, wurde der Friede, der den beiden Burenstaaten ein Ende machte, am 31. Mai 1902 in Prätoria unterzeichnet. Darin erkannten die Buren Eduard VII als ihren gesetzlichen Herrn und erklärten sich bereit, die Waffen niederzulegen und den Engländern auszuliefern. Die zunächst notwendige militärische Verwaltung soll sobald als möglich repräsentativen Einrichtungen und späterhin dem in den englischen Kolonien üblichen System der Selbstregierung Platz machen. Zur Heilung der Schäden des Kriegs wurden 60 Millionen Mark in Aussicht gestellt. Seitdem ist der Oberkommissär Lord Milner bemüht, das durch den 2½jährigen Krieg zerrüttete Land zu Glück und Wohlstand zurückzuführen.

Ostasien.

Zwischen den beiden Großmächten Ostasiens, dem fortschreitenden Japan und dem rückständigen China, brach 1894 ein Krieg aus (chinesisch-japanischer Krieg 1894—95). Das Kaisertum Korea war eigentlich ein chinesischer Vasallenstaat. Japan hatte aber schon lange her maßgebenden Einfluß zu gewinnen gesucht, da dieses Reich (220 000 qkm mit ca. 10 Millionen Einwohnern) dem übervölkerten Japan (117 000 qkm mit 46½ Millionen Einwohnern) als Auswanderungsziel für den Überschuß seiner Bevölkerung, wie als Absatzgebiet seiner Produkte unentbehrlich schien. Um dies Land brach 1894 der Krieg aus, der die Überlegenheit europäischer Kultur über asiatische Barbarei in helles Licht stellte. Die Japaner waren überall siegreich. Sie besiegten zu Land unter Marschall Yamagata die Chinesen bei Pinjang (15. September) und zur See an der Mündung des Jaluflusses (17. September). Darauf rückten sie nach China ein und drangen in der Mandschurei, mehr durch die Wege und das Klima als durch den Feind aufgehalten, immer weiter vor. Die japanische Flotte landete Truppen unter General Ojama auf der Halbinsel von Port Arthur, welche diesen Kriegshafen einnahmen (21. November 1894). Im Januar 1895 landete Ojama in der Bai von Yautschang, besiegte den Rest der chinesischen Flotte bei Wei-hai-wei und nahm auch diesen Hafen ein (30. Januar bis 13. Februar). Da auch das Landheer in der Mandschurei immer weiter vordrang, eine Reihe von Siegen erfocht und mit dem Vormarsch auf Peking drohte, mußte China sich zu Verhandlungen entschließen. Die Friedensbedingungen, in die China im Frieden von Schimonoseki (April 1895) willigen mußte, waren derart, daß Deutschland, Rußland und Frankreich sich dareinlegten. So verblieb die Halbinsel Liaotung bei China, während Formosa an Japan abgetreten wurde.

Die Schwäche, die China in diesem Kriege zeigte, ermutigte die Westmächte, sich von dem schwachen Staat nützliche Abtretungen zu ertrotzen. Einige Jahre darauf (Januar 1898) ließ sich Deutschland aus Anlaß der Ermor-

dung katholischer Missionare die **Kiautschoubucht** abtreten. Rußland „pachtete" das von den Japanern eingenommene **Port-Arthur** an der Südspitze der Halbinsel Liaotung (1898), worauf **England** den Hafen **Wei-hai-wei** an sich zog. **Frankreich**, für das der Norden Chinas weniger Interesse hatte, pachtete die Quangtschoubucht gegenüber der Insel Hainan. Unter alledem sammelte sich in China eine gewaltige Summe von Haß gegen die „teuflischen Feinde des himmlischen Reichs" an, aus der die schreckliche Explosion des Jahres 1900 hervorging, welche das ganze Europa gegen China unter die Waffen führte.

Ein politischer Verein, von den Europäern die „**Boxer**" genannt, bildete sich zur Vertreibung der Fremden. Sie begannen 1899 und 1900 mit Metzeleien unter den Missionaren und den eingeborenen Christen. 250 Europäer (186 Glieder des evangelischen Missionspersonals) und Tausende von eingeborenen Christen wurden, zum Teil unter schrecklichen Martern, ermordet, Eisenbahnen u. dgl. zerstört. Im Mai 1900 ergriffen die Unruhen die Gegend von Peking, und es zeigte sich immer deutlicher, daß die Regierung die Macht oder den Willen, der Bewegung zu widerstehen, verloren habe. Im Juni wurde der Kanzler der japanischen Gesandtschaft, am 20. Juni der deutsche Gesandte Freiherr von Ketteler erschossen. Die Gesandtschaften wurden von den Boxern und chinesischen Truppen belagert. Wochenlang war man in Europa ungewiß, ob nicht alle Europäer umgekommen seien. Ein erster Entsatzversuch, von Admiral Seymour mit den wenigen vorhandenen Truppen gemacht, scheiterte. Dagegen wurden an der Küste die Takuforts erstürmt und Tientsin eingenommen. Als genügende Verstärkungen da waren, nahm ein aus Europäern, Amerikanern und Japanern gemischtes Heer Peking ein (14. August). Die Regierung, welche während der Belagerung die Gesandtschaften doch auch mit Lebensmitteln versehen hatte, floh ins Binnenland. So hatte der von Deutschland gestellte gemeinsame Oberfeldherr, Feldmarschall Graf **Waldersee**, als er mit der Hauptmasse der deutschen Truppen (25 000 Mann) ankam (September), nur noch das Land von den Boxerbanden zu säubern, die Einheit unter den Verbündeten zu erhalten und die chinesische Regierung, die schon im Oktober zu Verhandlungen sich herbeiließ, zur Annahme der Friedensbedingungen zu bringen. China mußte durch besondere Sühnegesandtschaften Deutschland und Japan für die Ermordung der Gesandten Genugtuung leisten. Im Frieden (7. September 1901) versprach China eine Kriegskostenentschädigung von 1350 Millionen Mark an die beteiligten Staaten Deutschland, England, Frankreich, Japan, Italien, Österreich, Rußland und die Vereinigten Staaten. Darauf wurde Peking geräumt und der kaiserliche Hof kehrte zurück.

Ruhe kehrte darum in Ostasien nicht ein. **Rußland** hatte die Unruhen dazu benützt, unter heuchlerischen Freundschaftsversicherungen für China sich in der **Mandschurei** festzusetzen. Wenn auch China den ihm zugemuteten Vertrag nicht unterzeichnete, die Russen blieben. Sie verpflichteten sich (8. April 1902) zur Räumung der Mandschurei bis 8. Oktober 1903, dachten aber nicht

daran, abzuziehen. Das „Gebiet an der chinesischen Ostbahn", die in Port Arthur endet, d. h. die Mandschurei, wurde von dem russischen Gouverneur von Port Arthur regiert. Und auch in Korea wollten sie Einfluß gewinnen. Dadurch sah sich Japan in seinen Lebensinteressen bedroht. Zu Anfang 1902 verbündete es sich mit England in einem Vertrag, der England zur Hilfe verpflichtet, wenn Japan es mit mehr als einem Feind zu tun haben sollte.

Als sich Japan in seinen Lebensinteressen bedroht sah, griff es im Februar 1904 zu den Waffen, und so kam es 1904—1905 zum russisch-japanischen Krieg, in dem die Japaner Sieg um Sieg errangen. Am 1. Mai 1904 erzwangen sie in siegreicher Schlacht den Übergang über den Jalu und durch vier weitere große Schlachten bei Taschitschiao (23.—25. Juli 1904), bei Liaojang (23. August bis 3. September), am Schahofluß (Oktober 1904) und bei Mukden (24. Februar bis 10. März 1905) wurden die Russen mehr und mehr zurückgedrängt. Die Japaner wurden zuerst von General Kuroki, später von Marschall Ojama geführt, die Russen von General Kuropatkin. Die Truppenansammlung bei diesen schauerlichen Kämpfen war gewaltig und die beiderseitigen Verluste waren größer als in den größten Schlachten der Neuzeit. Unterdessen wurde von General Nogi seit Mai 1904 Port Arthur von der Landseite angegriffen und von der Seeseite aus von Admiral Togo blockiert. Die Festung wurde von Stössel und seinen Truppen mit großer Tapferkeit verteidigt, und die Verluste auf japanischer Seite waren ungeheuer; trotzdem wurde am 2. Januar 1905 die Kapitulation erzwungen. Nicht geringer waren die Erfolge der Japaner zur See. Die russische Ostflotte war in den Kämpfen um Port Arthur nahezu zugrunde gegangen, und als Admiral Roschdestwensky langsam eine neue Flotte herbeiführte, wurde sie von Admiral Togo in der Koreastraße bei der Insel Tschusima am 27. Mai 1905 bis auf kleine Reste vernichtet. Im Juli und August besetzten hierauf die Japaner die Insel Sachalin. Schon standen die großen Heere, je 430000 Mann stark, in der Mandschurei zu neuem Kampfe einander gegenüber, da gelang es dem Präsidenten Roosevelt, die beiden Mächte zu Friedensunterhandlungen zu überreden. Die Verhandlungen wurden in Portsmouth (New-Hampshire in den Vereinigten Staaten) geführt, und die Hauptschwierigkeit bildete die von Rußland verweigerte Kriegskostenentschädigung. Japan, trotz der großen Siege auch aufs äußerste geschwächt, mußte schließlich nachgeben, und so entsprachen die Früchte dieses mörderischen Krieges nicht ganz den großartigen militärischen Erfolgen der Japaner. Am 29. August 1905 konnte Frieden gemacht werden. Nach dieser Vereinbarung trat Rußland die Liaotunghalbinsel samt Port Arthur an Japan ab, räumte die Mandschurei, die an China zurückgegeben wurde; die chinesische Ostbahn südlich von Charbin wurde an Japan abgegeben und die Schutzherrschaft Japans über Korea wurde von Rußland anerkannt. Die Insel Sachalin wurde zwischen Japan und Rußland geteilt. Eine Folge des Kriegs und der verweigerten Kriegskostenentschädigung ist die 1906 im nördlichen Japan ausgebrochene Hungersnot.

Amerika.

Die republikanische Partei, die in dem Sonderbundskrieg (S. 922 ff.) die Einheit des Reichs erhalten hatte, blieb bis 1885 an der Spitze (Präsident Johnson 1865—69, General Grant 1869—77, Hayes 1877—81, Garfield 1881, Arthur 1881—85). Der Gegensatz gegen den zuerst mit Härte regierten Süden milderte sich mit der Zeit. Dagegen wurde der Unwille über die klägliche Art, wie die herrschende Partei ihre Macht ausnützte und die Ämter besetzte, immer größer. Garfield wurde am 2. Juli 1881 von einem Stellenjäger Guiteau tödlich verwundet († 16. September 1881). Sein Nachfolger versuchte Reformen. Die nächste Präsidentenwahl brachte doch die Demokraten ans Ruder.

Seitdem wechseln die beiden fast gleich starken Parteien in der Präsidentschaft ab. Cleveland (1885—89 und 1893—97) war Demokrat, Harrison (1889—93) und Mac Kinley (1897—1901) Republikaner. Mac Kinley trat 1901 seine zweite Präsidentschaft an, wurde aber schon am 6. September 1901 in Buffalo von dem Anarchisten Czolgosz durch zwei Revolverschüsse verwundet († 14. September). An seine Stelle trat der Vizepräsident Roosevelt, der im Jahr 1905 wiedergewählt wurde.

Die Vereinigten Staaten haben in den letzten Jahrzehnten einen ungeheuren Aufschwung genommen. Die Bevölkerung wächst rasch (1900 76,4 Millionen). Der Reichtum an wertvollen Rohstoffen begünstigt die tatkräftigen und klugen Yankees in der Hebung ihrer Industrie, die der europäischen schon gefährliche Konkurrenz macht, während die fremde durch hohe Schutzzölle (Mac Kinley-Bill 1890) ferngehalten wird. Der Handel, dem ein riesiges Eisenbahnnetz im Innern (vier Pacificbahnen zwischen dem Osten und Westen!) und eine mächtige Flotte dient, steht nur dem englischen nach. Freilich hat diese Blüte auch schwere Schattenseiten. Die verschiedenen Zweige der Gewerbtätigkeit sind mit Hilfe ungeheurer Kapitalien zu Trusts, d. i. Verkaufsgenossenschaften, vereinigt, welche die Preise bestimmen, und diese Trusts mit den „Eisenbahnkönigen" sind die Herren im Lande. Die Ämterbesetzung kann sich nicht mit der in einer geordneten Monarchie vergleichen. Riesige Streiks, die in wahre Aufstände ausarten (z. B. 1902), zerrütten von Zeit zu Zeit das Land.

Nach außen wird nach der Monroedoktrin (S. 838) jeder europäische Eingriff in amerikanische Angelegenheiten mißtrauisch ferngehalten. Als Deutschland und England im Dezember 1902 und Januar 1903 den Präsidenten Castro von Venezuela durch Blockade der Küste zur Erfüllung eingegangener finanzieller Verpflichtungen nötigten, sahen die Bürger der Union großenteils übel auf diese Selbsthilfe, obgleich Deutschland und England sich fast zu viel Mühe gaben, die brutalen Republikaner bei gutem Humor zu erhalten. Diese wollen nicht nur in Amerika Herren sein, in den letzten Jahren ist der „Imperialismus", der eine Weltpolitik treibt, zur Herrschaft gekommen. Die Union geht auf Eroberungen aus. Sie hat sich in dem spanischen Krieg (s. S. 1020) nicht nur Cuba und Portoriko, sondern auch die Philippinen abtreten lassen.

Cuba ist (1902) zunächst als selbständige Republik unter einem Präsidenten Palma anerkannt worden, gegen den im Herbst 1906 eine übermächtige Revolution ausgebrochen ist. Den Philippinern ist in jahrelangen Kämpfen die amerikanische Herrschaft aufgezwungen worden. Die Sandwichsinseln (Hawaii) wurden 1897 annektiert und 1900 zu einem Territorium der Vereinigten Staaten erklärt. 1899 erwarb die Union durch Vertrag einige der Samoainseln (Tutuila). Bei der letzten Präsidentenwahl (1900) entschied sich die Mehrheit für die imperialistische Politik, deren Freund auch Präsident Roosevelt ist. Schon 1900 wurde eine bedeutende Verstärkung der Kriegsflotte beschlossen. An den Kämpfen in China 1900/1901 beteiligten sich auch die Amerikaner. Im Erdteil Amerika selbst natürlich muß alles nach ihrem Sinn gehen. Die Engländer mußten auf das Recht verzichten, das ihnen ein alter Vertrag gab, den längst geplanten Kanal zum Stillen Ozean mit zu beaufsichtigen (1900). Die Union unternahm darauf, statt des Kanals durch Nicaragua den von Lesseps begonnenen Panamakanal zu bauen. Da die Republik Kolumbien den Vertrag nicht genehmigen wollte, mußte sich Panama für unabhängig erklären (1903). Natürlich hat die Union den neuen Staat ganz in der Hand.

Am 17. April 1906 ist die Stadt San Franzisko durch ein Erdbeben und eine nachfolgende Feuersbrunst zum größeren Teil zerstört worden.

Kunst und Wissenschaft im 19. Jahrhundert.

Nachtrag.

Deutschland. Manche Namen können aus der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts genannt werden. Die Dichter wandten sich wieder mehr der wirklichen Welt zu. Besonders in der erzählenden Prosadichtung gewannen manche einen großen Leserkreis, wie der Karlsruher Jos. Viktor v. Scheffel (1826—86, Ekkehard), der Schlesier Gustav Freytag (1816—95, Soll und Haben), der Schleswiger Theodor Storm (1817—88), der Schweizer Gottfried Keller (1819—90) und Konr. Ferd. Meyer (1825—98). In den letzten zwei Jahrzehnten machte eine neue Richtung des Sturms und Drangs viel Lärm (seit 1884), die ihre Muster im Ausland suchte (Zola, Ibsen, Dostojewsky und Tolstoi) und eine ganz neue Poesie versprach, übrigens größer war in ihren Verheißungen als in ihren Werken. Unter ihren Liederdichtern steht oben an Detlev v. Liliencron (geb. 1844), ihre bekanntesten Führer sind der Ostpreuße Herm. Sudermann (geb. 1857) und der Schlesier Gerhard Hauptmann (geb. 1862).

Frankreich. Am Ende des Jahrhunderts hat der rücksichtslose Naturalist Emile Zola († 1902) mit seinen Schilderungen der Wirklichkeit bis in ihre schmutzigsten Erscheinungen hinein einen nicht erfreulichen Einfluß auch im Ausland geübt. Anziehender sind die Schöpfungen von Alphonse Daudet († 1897).

Italien. Unter den lebenden Dichtern mögen Carducci (geb. 1836) und der vielseitige Gabriele d'Annunzio (geb. 1864) genannt werden.

Rußland. Am bekanntesten im Auslande ist Graf Leo Tolstoi geworden (geb. 1828), der in merkwürdigem Idealismus in seinen Schriften mehr und mehr das Kulturleben als die Ursache aller Schäden bekämpft.

Die bildenden Künste erhoben sich zu einer lange nicht gekannten Höhe. Auf diesem Gebiet erbt das Jahrhundert den übermächtigen Einfluß Frankreichs auf alle übrigen Länder vom achtzehnten; nur allein England bleibt seinen heimischen Überlieferungen überwiegend treu. Künstlerische Selbständigkeit wird in der Baukunst von den Nationen, besonders Deutschland, erstrebt durch Wiedererweckung der „geschichtlichen Baustile"; neben der Antike begeistert die Gotik, die man irrtümlich für den spezifisch deutschen Stil hält, weiterhin die Renaissance die Baukünstler, unter denen Schinkel (1781—1841) in Berlin (Schauspielhaus, Museum) und Gottfried Semper (1803—79) aus Altona in Dresden (Theater) und Zürich durch originale Gestaltung des Körpers ihrer Bauten hervorragen. Aber neben den in den historischen Stilen erbauten Palästen, Kirchen, Villen stehen die technischen Nutzbauten, in denen das 19. Jahrhundert alle früheren überflügelt: Fabrikschornsteine, Eisenbahnbrücken, -hallen usw. in nackter Nützlichkeitsgestalt. Auf dem Gebiet des Kunstgewerbes und der Mode bleibt der Einfluß Frankreichs bestehen. Erst das Ende des letzten Jahrhunderts erhob auf allen diesen Gebieten die Forderung naturwüchsiger, von innen heraus wirksamer künstlerischer Gestaltung, die Erfüllung dem 20. überlassend. — Auf dem Gebiet der Plastik ist das 19. Jahrhundert das Jahrhundert der „Denkmäler"; selbständig auf öffentlichen, meist öden Plätzen, nicht in lebendigem Zusammenhang mit der Architektur, wie in den Zeiten gesunder künstlerischer Entwicklung, werden dieselben aufgestellt, sehr zum Schaden ihrer Wirkung. Die glücklichste Ausnahme bildet in Deutschland das Denkmal Friedrichs d. Gr. in Berlin von Rauch: die Aufstellung im Zug der Straße „Unter den Linden" gibt dem Reiterstandbild auf hohem, von den Mitstreitern und Zeitgenossen des großen Königs flankiertem Sockel den Charakter des in stolzer Erhabenheit seine Zeit beherrschenden, triumphierenden Helden. Die Formengebung beherrscht weithin Thorwaldsens (1770—1884) Klassizismus („Christus" in Kopenhagen, Schillerstatue in glücklicher Aufstellung in Stuttgart), das Auge für das Charakteristische öffnet der deutschen Plastik Schadow (Berlin 1764—1850). Am meisten nach dem Sinn des deutschen Volks hat Ernst Rietschel (1804 bis 1861, wirkend in Dresden) demselben seine großen Männer vor Augen gestellt: Lutherdenkmal zu Worms, Lessingstatue in Braunschweig, Goethe-Schiller in Weimar. Ebenbürtig ist diesen Werken Danneckers Schillerbüste in Stuttgart. Eine neue, originale Art des plastischen Sehens tritt in Adolf Hildebrand (München-Florenz) hervor: nicht charakteristische Einzelzüge, sondern das ganze, bewußte und unbewußte Leben seiner Gestalten verkörpert er im Stein, nicht bloß das Antlitz, der ganze Körper wird bei ihm zum Spiegel der Seele. Er „sieht" seine Schöpfungen nicht als isolierte „Figuren", sondern im Raum, in architektonisch bedingter Gestaltung und Umgebung (Wittelsbacher Brunnen in München).

Am meisten eine eigentümliche Sprache redet das 19. Jahrhundert auf dem Gebiet der bildenden Kunst in der Malerei. Die neuen Töne, die sie anschlägt, dringen langsam und allmählich auch auf dem Gebiet des übrigen Kunstschaffens durch. Das von der modernen Menschheit erarbeitete neue Verhältnis zur Natur, zur geschichtlichen Vergangenheit, zum Volksleben, zur eigenen und fremden Individualität findet in ihr zuerst seinen bildnerischen Ausdruck. Neben der eigentlichen Malerei ist die „Illustration" eine Großmacht der allgemeinen Bildung, ja vielfach des öffentlichen Lebens (Karrikatur, „Plakat"). Die riesenhaften Fortschritte auf dem Gebiet der Vervielfältigung haben die Bilderlust wieder in den breitesten Schichten des Volkes geweckt. England baut auf der großen Überlieferung des 18. Jahrhunderts in Landschaft, Porträt und Sittenbild weiter und erzeugt im Präraffaelismus eine wundersame Blüte moderner Hyperkultur. Frankreich erlebt eine Blüteepoche der Malerei, die sich ebenbürtig früheren klassischen Perioden an die Seite stellt, in der „Freilichtmalerei" wird es trotz 1870 der Lehrmeister Europas. Deutschland erzeugt einzelne Künstlerpersönlichkeiten, die, wie im 16. Jahrhundert, meist isoliert stehen, aber an geistiger Bedeutung über die ganze zeitgenössische europäische Kunst emporragen. Den nationalen, von christlichem Geiste getragenen Aufschwung Deutschlands zeigt die Kunst des Peter Cornelius (aus Düsseldorf, 1783 bis 1867 in Rom, München, Berlin); die christlichen Gedanken haben nirgends eine grandiosere Verkörperung erfahren, als in seinen trotz der italienischen Formensprache deutschkräftigen Kompositionen für den Berliner Camposanto (Nationalgalerie). Aus dem gleichen Geiste heraus wurde dem Protestanten J. Schnorr v. Carolsfeld wie dem Katholiken J. v. Führich die Illustration zur Bibel Lebensaufgabe. A. Rethel (1816—59) schildert mit unerreichter Wucht Vorzeit und Zeitgeschichte. Ludwig Richter (Dresden 1803—84) hat die Poesie des deutschen Volkslebens in Freud und Arbeit im Lichte von Gottes Wort entdeckt und in seinen Holzschnitten dem deutschen Volk ins Herz geschrieben; Moritz v. Schwind (aus Wien, 1804—71, München) hat den Zauber der deutsche Märchenwelt mit zartem Pinsel lebendig gemacht; Anselm Feuerbach (1828 bis 1880) den malerischen Ausdruck für die Sehnsucht nach dem klassischen Ideal gefunden, Rottmann und Preller die geistigen Züge im Antlitz der „klassischen" Landschaft enthüllt. Neben dem hohen Gedankenflug dieser Meister steht, bezeichnend für die Enge des Kleinlebens der Zeit, da Deutschland nur ein geographischer Begriff war, der Humor des deutschen Sittenbilds (Waldmüller, Spitzweg, Hasenclever, Knaus, Vautier, Defregger) und die Weltweite der deutschen Landschaftsmalerei in ihren ungezählten Vertretern. Als lebendige Kraft der Gegenwart stellt Adolf Menzel (Berlin, geb. Breslau 1815), der erste große deutsche Vertreter einer „Gegenwartskunst", Geist und Taten Friedrichs d. Gr. vor uns hin, während Arnold Böcklin (1827—1901 Basel, München, Florenz), der größte deutsche Künstler des 19. Jahrhunderts, in unerhörter Phantasiekunst mit neugeschaffenen Ausdrucksmitteln germanisches Naturempfinden versinnlicht und die Befreiung Groß-Deutschlands von fremden — nationalen

und historischen — Kunsteinflüssen in seinem Werk verkörpert. Deutsche Feinfühligkeit stellt Wilh. Leibl, deutsche Gemütstiefe Hans Thoma, deutschen Tiefsinn Max Klinger dar, lauter Meister, zu denen sich keine Parallele im Ausland findet. Deutsch-protestantisches, religiöses Empfinden verkörpern E. v. Gebhardt (Düsseldorf) in kräftigem historischem Realismus, in abgeblaßt moderner Stimmung F. v. Uhde (München), in gemütvollem Tiefsinn W. Steinhausen (Frankfurt a. M.).

Naturwissenschaft. Von großer Bedeutung wurde eine weitere Entdeckung des schon genannten Forschers Faraday, die der Induktion (1831). Hierauf beruht die Erzeugung von Elektrizität in großem Maßstab mittelst gewaltiger Dynamomaschinen in elektrischen Zentralen und die elektrische Kraftübertragung und Kraftverteilung. Diese Induktionswirkungen erscheinen nicht nur in den Telephonen, sondern auch in den merkwürdigen Röntgenstrahlen, die durch Holz und Fleisch fast ebenso leicht hindurchdringen wie gewöhnliches Licht durch Glas. Sie werden durch Induktionsströme in luftleeren Glasröhren erzeugt (Röntgen 1895). Das Neueste auf diesem Gebiet sind die drahtlosen Telegraphen, die schon im russisch-japanischen Krieg zur Anwendung kamen. Nach vorangegangenen Versuchen von Bequerel entdeckten die Eheleute Currie in Paris ein Element von wunderbaren Eigenschaften, das sie Radium nannten. Dieser strahlenaussendende Stoff ist in ununterbrochener chemischer Zersetzung begriffen, eine Entdeckung, die die ganze bisherige Atomentheorie ins Schwanken zu bringen scheint.

Philosophie. Nachdem Arthur Schopenhauer und Eduard v. Hartmann (gest. 1906) einen starken Einfluß gewonnen hatten, ist ihnen in der Philosophie Friedrich Nietzsches (1844—1900) mit ihrer Theorie vom Übermenschen und der Umwertung der Sittlichkeitsbegriffe ein gefährlicherer und noch ungesunderer Gegner erwachsen. Der Göttinger Philosoph Herbart († 1841) hat namentlich in den Kreisen der Pädagogen großes Ansehen erlangt, und von Männern wie dem schon genannten Hermann Lotze (gest. 1881) ging viel geistige Befruchtung und Anregung aus. — In England übte in den letzten Jahrzehnten die Philosophie von Herbert Spencer (1820—1903) einen allbeherrschenden Einfluß aus (Schule der Agnostiker).

Heidenmission.

Der Ordnung unseres Buches folgend, geben wir einen kurzen Überblick über den neuesten Stand dieses mächtig angewachsenen Werks.

Warneck schätzt für den Anfang des 20. Jahrhunderts die Zahl der selbständigen aussendenden Missionsorgane auf 175. Das schließt aber auch sehr kleine Organisationen in sich und die Zahl der Gesellschaften, die mehr als 20 Missionare haben, werden kaum mehr als 60 sein. Missionare mögen es im ganzen 6800, Missionsärzte 510, unverheiratete Missionarinnen 3250 und geprüfte Ärztinnen 220 sein, also im ganzen ein Personal von 10 780 Arbeitern.

Die Gesamteinnahmen sämtlicher Missionsgesellschaften werden auf 68 Millionen Mark geschätzt. Davon kommt auf Deutschland eine Einnahme von 5 600 000 Mk. Deutsche Missionare sind es 1000, unverheiratete Missionarinnen außer 100 Kaiserswerther Schwestern 85 und Missionsärzte 17.

In der Türkei, dem mohammedanischen Vorderasien und russischen Armenien arbeitet der amerikanische Board, und trotz der Erschütterung, die das Werk durch die schrecklichen armenischen Metzeleien erlitten hat, bestehen doch unter den Armeniern 130 prot. Gemeinden mit über 14 500 Kommunikanten und 48 000 Anhängern (Robert College in Konstantinopel).

In Palästina arbeitet im Zusammenhang mit dem nun englischen Bistum die engl.-kirchliche Mission auf 19 Stationen. Der Deutsche Jerusalem-Verein, das Schnellersche Waisenhaus und die Kaiserswerther Diakonissen nehmen sich hauptsächlich der altchristlich arabischen Bevölkerung an. Belebend wirkte die Reise des deutschen Kaiserpaars (1898) und die Einweihung der Erlöserkirche.

Ein Missionszentrum für die Missionsarbeit der Amerikaner in Syrien ist Beirut mit seiner Universität, neben ausgedehnter Schularbeit, literarischer und medizinischer Tätigkeit. Etwa 5000 Kommunikanten.

Unter den 20 000 christlichen Kopten und unter den Mohammedanern Ägyptens arbeiten amerikanische Presbyterianer mit Erfolg (53 Gemeinden mit 25 000 Gliedern; 200 Missionsstationen von Alexandria bis Assuan, 14 000 Schüler).

Die gleiche Gesellschaft arbeitet mit der engl.-kirchlichen Gesellschaft und zahlreiche kleinere Missionen arbeiten auch in Persien unter Nestorianern und Mohammedanern. Ein harter Boden.

In all diesen unter mohammedanischer Herrschaft stehenden orientalischen Kirchen schätzt man die Erfolge auf 250 evang. Gemeinden mit 24—25 000 Kommunikanten, 80—90 000 christl. Anhängern, 700 Schulen mit 45 000 Schülern. Daneben 12 Bibelübersetzungen.

In Indien sind in den letzten Jahrzehnten den heidnischen Reaktionsbewegungen, wie sie besonders im Arya-Samadsch (gegründet von Swami Dayanand Saraswati † 1883) sich geltend gemacht haben, europäisch-amerikanische Theosophisten (Frau Besant) an die Seite getreten und haben viel Verwirrung angerichtet. Andrerseits zeigte sich in der Bevölkerung eine erfreuliche Bewegung zum Christentum hin, die mit der Zeit zu zahlreichen Übertritten zum Christentum führen könnte. Die Arbeit am weiblichen Geschlecht, medizinische Mission und Schularbeit haben einen wunderbaren Aufschwung genommen. Charakteristisch für die Missionsarbeit ist das Streben nach Kooperation unter den Missionsgesellschaften ähnlicher Richtung, besonders suchen die verschiedenen presbyterianischen Gesellschaften sich zu einer indischen Kirche zusammenzuschließen. Sehr erfreulich ist auch die Entstehung einer rein indischen Missionsgesellschaft, die auf noch unbesetztem Gebiet tätig sein will (1906). — Nach dem neuesten Zensus von 1904 hat Indien 970 000 eingeborene evang. Christen, die Zahl hat sich also seit 1851 (91 092) mehr als verzehnfacht. — Es mögen etwa

60 evang. Missionsgesellschaften in Indien vertreten sein. Auf die deutschen Gesellschaften (Basler, Leipziger, Goßnerische, Brüdergemeine, Hermannsburger und Schleswig-Holsteinische) kamen 1900 allein 200 Missionare und 130 000 Christen in Indien. Im Norden arbeiten auch noch deutsche Amerikaner und deutsche Mennoniten. Dagegen sind es leider auf Ceylon kaum 50 000 Protestanten, die Regierung zählte 1900 etwa 42 000, die Missionare 33 500.

Auf Barma kamen im Zensus von 1900 etwa 125 000 Christen.

Auf Sumatra, um auf den indischen Archipel überzugehen, betrug Ende 1903 die Gesamtzahl der getauften Batakker 55 600, die beinahe alle nebst 11 500 auf Nias der rheinischen Mission angehören. Auf Java kommen nur 26 000. Von den Dajaken auf Borneo mögen etwa 7600 gesammelt worden sein, und christliche Alifuren auf Celebes zählt man 160 000. Nimmt man noch die Christen auf den kleineren Inselgruppen dazu, so ergeben sich für den indischen Archipel 165 000 Christen in den eigentlichen Missionsgemeinden und mit Einschluß der Christen in der Kolonialkirche 415 000.

Besonderes Interesse erregt derzeit die Mission in China. Schon hatte man begonnen von allen Seiten ins Innere des Landes einzudringen, als 1900 der Boxeraufstand mit seinem von oben begünstigten Fremdenhaß das Werk schwer bedrohte (134 Missionsleute und 52 Kinder wurden getötet). Die Mission, besonders auch die chinesischen Christen haben die Feuerprobe bestanden. Das Werk ist seither in erfreulicher Weise gewachsen und der Boden ist insofern nun günstiger, als in neuester Zeit eine Bewegung in China sich geltend macht, die wenn auch nicht dem Christentum so doch abendländischer Bildung zustrebt. Die bedeutendsten Missionsgesellschaften in China sind amerikanische Methodisten und Presbyterianer, die englischen Presbyterianer, Londoner, die China-Inland-Mission; die Deutschen waren zuerst durch die Basler Mission vertreten. So kommt es, daß die Christenzahl — von der Zahl der Arbeiter gar nicht zu reden — wohl schon wieder höher steht als um 1900. Warneck gibt für 1903 an: 1233 Missionare und 849 Missionarinnen, die 67 Gesellschaften angehören, dazu 32 Freimissionare. Eine noch neuere englische Angabe lautet: 2785 Missionsarbeiter (1188 Männer und 1597 Frauen, wobei unter Frauen die verheirateten Missionsfrauen mitgerechnet sind). 1814 gab es einen Kommunikanten, 1853: 351; 1863: 1974; 1873: 9715; 1883: 21 560; 1893: 55 093; 1898: 99 281; 1900 vor der Verfolgung: 112 808, nun werden die evangelischen Christen auf 130—150 000 geschätzt. Katholiken 735 000.

Während man gegen das Ende des letzten Jahrhunderts noch von einer raschen Christianisierung Japans träumte, ist unleugbar in den letzten Jahren eine Reaktion eingetreten, bei der die Übertritte eine Stockung erlitten und die Gemeinden gesichtet wurden. Das erstarkende Nationalbewußtsein samt Kulturhunger war dem Christentum bis 1902 nicht günstig. Doch ist nun ein neuer Aufschwung der evangelischen Mission zu konstatieren. Charakteristisch für Japan sind unter den japanischen Christen die Einigungsbestrebungen und das Hinarbeiten auf eine japanische Kirche mit japanischem Christentum. Für 1903

werden angegeben: 283 Missionare, 269 unverheiratete Missionarinnen; getaufte Christen etwa 60 000. Über den Einfluß des russisch-japanischen Kriegs ist noch nichts Sicheres zu sagen, doch scheint zu ernstlichen Befürchtungen kein Anlaß vorhanden zu sein. Katholische Christen sind es 58 000. — Korea hatte schon im Jahr 1903 etwa 10 000 Kommunikanten und 21 000 Katechumenen.

Gesamtergebnis der evangelischen Missionen in Asien:

Vorderasien (mit Einschluß der orientalischen Kirchen)	80 000	ev. Christen		
Britisch Indien mit Ceylon . . .	1 100 000	„ „	(Kath.	1 620 000).
Nichtbritisch Hinterindien	8 000	„ „	(„	881 000).
Niederländisch Indien	415 000	„ „	(„	25 500).
China und Korea	225 000	„ „	(„	790 000).
Japan	60 000	„ „	(„	58 000).
	1 888 000	ev. Christen	(Kath.	3 374 500).

In Polynesien arbeiten englische (besonders Londoner), amerikanische und französische Missionsgesellschaften. Einige Inseln sind schon vollständig christianisiert (z. B. Raiatea, Rarotonga, Samoa ganz, Witi beinahe). Durch die französische Kolonialregierung und die Umtriebe der kath. Mission sind über viele dieser Inseln große Trübsale gekommen, in der die Christen zum größten Teil dem evang. Bekenntnis treu geblieben sind. Christen im ganzen: 190 500.

In Melanesien arbeiten auf Neu-Guinea und dem Bismarck-Archipel auch deutsche Gesellschaften (Neuendettelsauer und Rheinische Miss.-G.) neben Schotten (Geddie und Paton), Engländern und Amerikanern. 56 500 Christen. Gegen 12 000 Christen sind in dem so lange verschlossenen Neuguinea gesammelt worden, beinahe alle in dem unter englischem Protektorat stehenden südöstlichen Teil.

In Mikronesien wurden die Karolinen während der spanischen Besitzergreifung schwer heimgesucht, und die evangelische Mission hat durch eine katholische Gegenmission schwer gelitten. (Der greise Missionar Doane auf Ponape gefangen genommen.) Hauptmissionsstation des amerikanischen Board ist Kusaie. Im ganzen 17 500 Christen.

In Australien mit den 5 so ziemlich unabhängigen Kolonien: Queensland, Neusüdwales, Viktoria, Süd- und Westaustralien haben sich etwa $4^2/_5$ Millionen Weiße angesiedelt, die zum Teil auch Mission treiben, und zwar nicht nur in Australien, sondern auch auf den Inseln und selbst in Indien und China. Eingeborene Papuachristen 5500.

Der größere Teil der 43 000 Maori und Mischlinge auf Neu-Seeland ist nun christlich (23 000).

Im großen ganzen ist auf Ozeanien die Zahl der evangelischen Christen gegen 1900 etwas zurückgegangen, wohl infolge der katholischen Gegenmission. Es ergeben sich:

Polynesien	190 500	ev. Christen
Melanesien	56 500	„ „
Mikronesien	17 500	„ „
Australien	5 500	„ „
Neu-Seeland	23 000	„ „
	293 000	ev. Christen. (Katholiken 95 000.)

In Madagaskar steht die Zahl der evang. Christen immer noch um 100 000 hinter 1895 zurück. Die in diesem Jahr stattfindende französische Besitzergreifung, die ein Wiederaufleben des Heidentums, Verfolgung der Christen und jesuitische Intriguen zur Folge hatte, schädigte die Missionsarbeit der Engländer und Norweger ungemein. Die Pariser M.-G. kam zu Hilfe und es ist soweit eine Beruhigung eingetreten, daß die Missionen sich wieder neu einzurichten imstande waren. Evang. Christen: 280—290 000.

In Südafrika hat eine Bewegung unter der eingeborenen Bevölkerung, „die äthiopische Bewegung", beunruhigende Dimensionen angenommen. Es handelt sich nicht nur um eine freie afrikanische Kirche, sondern auch um politische und soziale Ideale. In Südwestafrika ist der Aufstand der Nama und Herero auch für die Rheinische Mission eine neue Trübsal geworden, nachdem in langer Geduldsarbeit 14 000 Christen gesammelt worden waren. Im Kapland, dem Hauptmissionsgebiet Südafrikas zählt man über 400 000 Christen. Ein harter Missionsboden sind die Sulukaffern in Natal und Sululand mit etwa 58 000 Getauften. Im Basutoland durfte die Pariser Mission (Casalis und Coillard) zusammen mit anglikanischen Eindringlingen etwa 18 000 Christen sammeln. Im Transvaal hat durch den Krieg die Missionsarbeit zwar gelitten, aber die Engländer werden die Buren nun an Missionseifer bedeutend übertreffen. Die Londoner haben im Betschuanaland auch etwa 10 000 Christen gesammelt. Alles zusammen in Südafrika etwa 590 000 Christen.

In Ostafrika ist besonders die Uganda-Mission wunderbar rasch aufgeblüht, und 20 Jahre nach der blutigen Verfolgung zählt man 1905 nicht weniger als 56 957 Getaufte. In dem gleichen Jahr wurden 6596 Seelen getauft. Wenig Frucht ist bis jetzt am Tanganjika erzielt worden. Im Njasa-Gebiet hat die schottische Staatskirche im Süden des Sees, auf dem Schire-Hochland, die blühende Station Blantyre ins Leben gerufen, während die schottische Freikirche am Westufer des Sees (Livingstonia) eine Mission treibt, die in der letzten Zeit einen großartigen Aufschwung genommen hat. — Im britischen Ostafrika arbeiten neben Briten und Schotten auch die Neukirchner und Leipziger Mission unter Wanika, Wakamba und Dschagga. In Deutsch-Ostafrika arbeiten in Usambara neben der Universitätenmission Berlin III und am Kilimandscharo die Leipziger; im Kenialande, am Nordende des Njasa, Berlin I und die Brüdergemeine. Die Gesamtzahl der evangelischen Christen in Ostafrika beträgt 65 000.

Von Nordafrika ist wenig zu berichten. Die Nordafrikanische Mission arbeitet mit auffallend viel weiblichen Kräften unter den Kabylen und anderen Stämmen von Ägypten bis Marokko, und die engl.-kirchliche Mission setzt die Arbeit von Frl. Whately in Kairo fort. Neuerdings ist dieselbe Mission auch ins ägyptische Sudan eingedrungen.

Auf dem großen Gebiet von Westafrika arbeiten auf mehr als 100 Missionsstationen englische, deutsche (Basler, Bremer, Baptisten), schwedische, französische und eingeborene Gesellschaften (im ganzen etwa 20) und es mögen 178 000 Heidenchristen in ihrer Pflege sein. Die Sierra Leone-Kirche der Anglikaner ist schon seit 1861 selbständig erklärt worden. Das ganze Gebiet hat etwa 42 000 Christen. Auf Liberia kommen etwa 21 000. Der neueste Zensus der Basler Mission für 1905 ergibt für die Goldküste 20 217 Christen. Die Ewe-Mission der Bremer Mission (größtenteils in Deutsch-Togo gelegen) hat etwa 4000 Christen. Das England gehörige Westliche Äquatorial-Afrika (Lagos, Yoruba und Nigeria) wird hauptsächlich von der engl.-kirchlichen Mission bearbeitet, und alle diese Missionen samt Kamerun, wo es der Basler Mission gelungen ist, immer mehr in das Innere vordringend, schon 5253 Christen aus den Bantunegern in Pflege zu nehmen, sehen sich mehr und mehr genötigt, den Kampf mit dem beständig vordringenden Mohammedanismus aufzunehmen. Im belgischen Kongostaat haben in den letzten Jahren die unmenschlichen Greuel der dortigen Beamten die ohnedies großen Schwierigkeiten der dortigen Missionare (englische Baptisten, Guinneßsche Mission, Schweden usw.) sehr vermehrt. Doch zählt die evang. Kongomission etwa 15 000 Getaufte.

Für ganz Afrika ergeben sich:

Westafrika	178 000 ev. Christen	(kath. 100 000).
Südafrika	590 000 „ „	(„ 16 000).
Ostafrikanische Inseln	290 000 „ „	(„ 280 000).
Ost- und Zentralafrika	65 000 „ „	(„ 135 000).
zusammen:	1 123 000 ev. Christen	(kath. 531 000).

Wenn wir einen kurzen Blick auf Amerika werfen, so hat die dänische Kirche, welche die Arbeit der Brüdermission in Grönland übernahm, etwa 10 300 Christen in Pflege, die Brüdergemeine in Labrador 1300 von den noch übrigen 1500 Eskimos. Auf Alaska mit seiner gemischten Bevölkerung mögen 8—9000 Christen sein. In Britisch Kanada, wo außer eingewanderten Chinesen und Eskimo etwa noch 120 000 Indianer übriggeblieben sind, beträgt die Zahl der evangelischen Heidenchristen 49 000. Die 9 Millionen Farbige in den Vereinigten Staaten bestehen aus Indianern, Negern und Chinesen. Rothäute gibt es dort noch 307 000, von denen 90 000 evangelische und 95 000 katholische Christen sind. Die Indianerchristen sollen zuverlässige, ernste Christen sein. Von den Negern sagt Dr. Warneck, es sei die kompakteste Heidenchristenheit der gegenwärtigen Mission. Es mögen $7^1/_2$ Millionen sein, meist

Baptisten und Methodisten; nur 160 000 Katholiken und ein kleiner Rest von Heiden, der wohl bald verschwinden wird. Von den etwa 119 000 Chinesen sind 4000 für das Christentum gewonnen worden.

Zu Westindien übergehend ist das nun amerikanische Cuba, ebenso Haiti und Puertoriko nominell katholisch, während Jamaika und die kleineren Antillen, wo 1732 die Mission der Brüdergemeine begann, vorwiegend evangelisches Missionsgebiet sind. Im dänischen Westindien hat die Brüdergemeine etwa 5000 Christen, die Anglikaner 12 000. Auf Jamaika hat die Brüdergemeine ebenfalls 16 000 Christen, gegen 434 000 Neger gehören zu englischen und schottischen Missionen. Auf den britischen kleinen Antillen bedient die Brüdergemeine 17 000, die übrigen Missionen (engl. Methodisten, Baptisten, die anglikanische Kirche und schottische Presbyterianer) gegen 325 000 Christen. Die 38 500 Seelen der Brüdergemeine in Westindien sind auf dem Weg, eine selbständige Kirchenprovinz zu werden.

Unter der heidnischen Bevölkerung von Zentral-Amerika haben die Ausbreitungsgesellschaft, die Wesleyaner und die Brüdergemeine 10 000 Seelen in Pflege; die Hälfte gehört zur Brüdergemeine (Moskito-Küste).

In Süd-Amerika kann nur die Arbeit an Indianern in Brasilien, Paraguay, Argentinien und Chile eigentliche Missionsarbeit genannt werden, sonst wird von vielen Gesellschaften Evangelisationsarbeit unter den Katholiken getrieben. Ein großes Missionsfeld ist jedoch das niederländische und britische Guyana. Auf ersterem (Surinam genannt) hat die Brüdermission 29 700 Christen. In britisch Guyana arbeiten unter den Indianern, Negern (chinesischen und indischen Kulis) die Londoner, Wesleyaner und Anglikaner und haben etwa 43 000 Christen.

Die letzte evangelische Mission finden wir unter den Patagoniern im unwirtlichen Feuerland (eine Station auf der Falklandgruppe und zwei auf dem Festland). 200 Christen sind gewonnen, und diese Arbeit der südamerikanischen Missionsgesellschaft hat sogar die rühmende Anerkennung eines Darwin gefunden.

Das statistische Ergebnis der evang. Mission in Amerika ist:

Grönland, Labrador, Alaska	20 000	ev. Christen.
Kanada	49 500	„ „
Vereinigte Staaten:		
Indianer	90 000	„ „
Neger	7 225 000	„ „
Chinesen	3 000	„ „
Westindien	840 000	„ „
Zentral- und Südamerika	195 000	„ „
Summe:	8 422 500	ev. Christen.
Katholiken	633 000.	

Gesamtergebnis der Heidenmission:

Amerika	Evang.	8 422 500.	Kath.	633 000.
Afrika	„	1 123 000.	„	531 000.
Asien	„	1 888 000.	„	3 374 500.
Ozeanien	„	293 000.	„	95 000.
	Evang.	11 726 500.	Kath.	4 633 500.

Oder nach Abzug der Neger in den Vereinigten Staaten:

Evangelische Heidenchristen: 4 501 500.
Katholische „ : 4 473 500.



Inhalts-Verzeichnis.

Erster Teil: Die alte Zeit.

I. Die erste Zeit.

II. Das neue Menschengeschlecht.

III. Israel, das Volk der Wahl.

IV. Älteste Geschichte von andern Völkern.

V. Israel unter Königen.

VI. Die Weltreiche in Mesopotamien.

VII. Das persische Weltreich.

VIII. Griechenlands Blütezeit.

IX. Das makedonische Weltreich.

X. Das römische Weltreich.

Zweiter Teil: Das Mittelalter.

I. Der Aufgang des ewigen Lichtes.

II. Die Germanen und ihr Befreiungskampf.

III. Die Zeit der bedrängten Kirche.

IV. Die große Völkerbewegung.

V. Der falsche Prophet und sein Reich.

VI. Das Frankenreich Schirm und Pflegerin der Kirche.

VII. Das Deutsche Reich im Aufsteigen.

VIII. Die Herrschaft des Papsttums.

IX. Die Zeit des sinkenden Papsttums.

X. Das Kommen einer neuen Zeit.

Dritter Teil: Die neue Zeit.

I. Die Reformation.

II. Hemmung der Kirchenerneuerung.

III. Der dreißigjährige Krieg und die englische Staatsumwälzung.

IV. Frankreichs Vorherrschaft in Europa.

V. Das Aufsteigen der europäischen Ostmacht.

VI. Kampf der zwei größten deutschen Mächte.

VII. Die Aufklärung.

VIII. Die französische Revolution.

IX. Der große Komet.

Vierter Teil: Die neueste Zeit.

I. Die Zeit der Konstitutionen.

II. Die Zeit neuer Staatenbildungen.

Register.

Druckfehler.

Seite	35	Zeile	1	von	unten	statt	Anum lies: Amun.
„	40	„	15	„	oben	„	chon lies: Schon.
„	48	„	18	„	„	„	Tyrus lies: Tiryns.
„	89	„	15	„	unten	„	wurde an lies: wurden in.
„	90	„	4	„	„	„	welchrs lies: welches.
„	101	„	23	„	„	„	strahlender lies: strahlenden.
„	150				mitten	„	400 lies: 4000.
„	181				„	„	Erschreckliches lies: Erkleckliches.
„	189	„	10	„	oben	„	100 Joch lies: 1000 Joch.
„	212				mitten	„	32 lies: 38.
„	239	„	18	„	oben	„	verwandelt lies: verhandelt.
„	„	„	19	„	„	„	Söhne lies: Sühne.
„	257				mitten	„	Siegel „ Spiegel.
„	278				„	„	die Gläubigen lies: den Gläubigen.
„	304	„	17	„	oben	„	551 lies: 651.
„	327	„	15-16	„	„	„	Ingnanatius lies: Ignatius.
„	338				mitten	„	1030—1056 „ 1039—1056.
„	391	bei Fig. 187 ist die Abbildung der „Basis“ umzukehren.					
„	408	Zeile	2	von	unten	statt	hilipp lies: Philipp.
„	447				mitten	„	1402 „ (—1402).
„	527	„	9	„	unten	„	Pius VI. lies: Pius IV.
„	533				mitten	„	Hollan „ Holland.
„	568	„	11	„	unten	„	gewaltliche lies: gewaltige.
„	607	„	20	„	„	„	Heinrichs VI. lies: Heinrichs IV.
„	618	„	17	„	„	„	Nenteuil lies: Nanteuil.
„	620	„	1	„	oben	„	1684 lies: 1685.
„	621	„	7	„	„	„	1673 „ 1672.
„	696	„	13	„	„	„	allgemein lies: allgemeine.
„	708	„	2	„	unten	„	Karls VI. „ Karls VII.
„	739	„	1	„	„	„	die Schweizer lies: der Schweizer.
„	749	„	9	„	„	„	Wagenden lies: Wagen.
„	753	„	1	„	„	„	20. Juli „ 20. Juni.
„	762				mitten	„	Göbel lies: Gobel.
„	792	„	15	„	oben	„	11. Juni lies: 21. Juni.
„	821	„	11	„	unten	„	an lies: zu.
„	826	„	5	„	„	„	ausgesprochen lies: sich ausgesprochen.
„	845	„	15	„	oben	„	Dragatschan „ Dragaschan.
„	881	„	9	„	unten	„	1805 lies: 1808.
„	886	„	14	„	oben	„	Anführer lies: Aufrührer.
„	891	„	16	„	unten	„	Vernunftschrift. lies: Vernunftchristentum.
„	929	„	13	„	oben	„	5. Okt. lies: 3. Okt.
„	„	„	18	„	„	„	Juni lies: Febr.
„	963	„	12	„	unten	„	250 „ 417.
„	976				mitten	„	Sept. 1879 lies: Okt. 1879.

Verlag der Vereinsbuchhandlung in Calw und Stuttgart.

Lesebuch der Erdkunde.

Illustrierter Hausschatz

der Länder- und Völkerkunde.

Verfaßt von Eduard Schwarz.

Unter Mitwirkung von

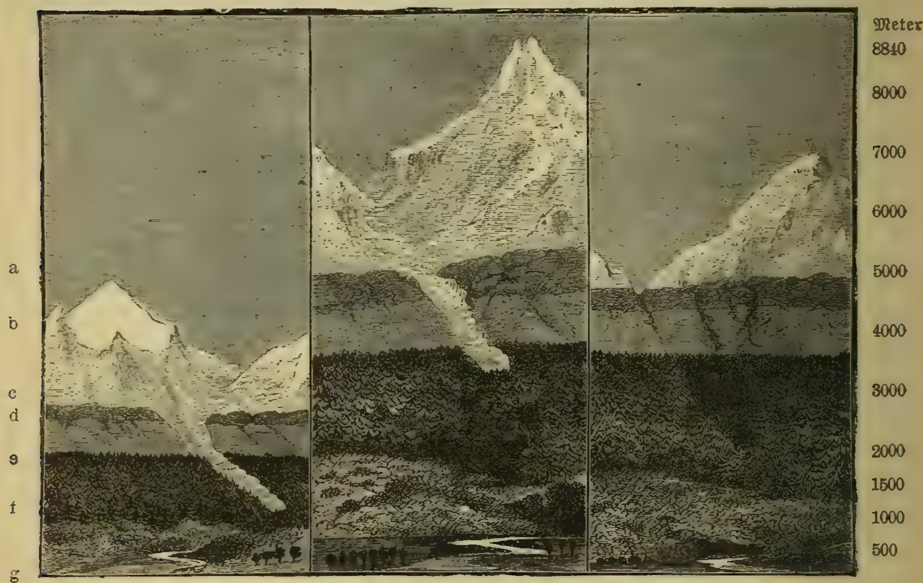
Prof. Fr. Behr und Prof. Imm. Frohnmeyer

in neuer Bearbeitung herausgegeben von dem Calwer Verlagsverein.

Mit zwei Übersichtskarten in Farbendruck und 270 Illustrationen.

Ein Band von 890 Seiten in gr. 8°.

Preis broschiert M. 8. —, solid gebunden in Halbfranzband M. 10. —.



a) Höchst. Gipfel. b) Höchst. Paß. c) Schneegrenze. d) Vegetation. e) Waldgrenze. f) Tiefster Gletscher. g) Meeresspiegel.

Senkrechte Verteilung des Klimas auf den Gebirgen.

„Der Ton des Werkes ist durchaus nicht lehrbuchmäßig, sondern der eines angenehm unterhaltenden Lesebuchs. Das Buch vereinigt *Vollständigkeit* des Stoffes mit *anmutiger Darstellung*. Ziehen wir ferner in Betracht die treffliche typische Ausstattung, den sorglich ausgewählten und gut ausgeführten Bilderschmuck, die durchaus sachliche Korrektheit und den echt christlich-religiösen Geist, von dem das Ganze durchweht ist, so können wir nicht umhin, das Buch in der Litteratur der geographischen Lehrbücher in die allererste Reihe zu stellen. Wir wünschen ihm aus innerster Überzeugung die weiteste Verbreitung."

Kehr's Pädagog. Blätter. 1884. 4. Heft.


Duke University Libraries
D01453312J


D01453312J
DUKE LSC